W JACKSON

UNIVERSITY OF ILLINOIS
LIBRARY

Class R05 Book EV Volume 60-61

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Herausgegeben

von

E. W. Hengstenberg,

Dr. der Philosophie und der Theologie, der letzteren ordentlichem Professor an der Universität zu Berlin.

Sechszigster Band.

Januar bis Juni 1857.

Berlin.

Gustav Schlawitz.

205
EY
15.60-61

Kirchen-Zeitung.

Inhalt.

I. Aufsätze.

Seite

Vorwort:
Evangelische Conferenz ... 1. 9. 17. 25. 33. 41. 49
Die Gemeindeordnung ... 1. 9
Der Diaconat ... 12. 17
Die liturgische Frage ... 20
Die Ehesache ... 25. 33
Die Landessynode ... 37. 41. 49
Die Vorgänge in Bayern ... 53. 57
Dr. von Hofmann und Dr. Philippi ... 59
Hofpred. Schwarz ... 63
Schwarzburg-Sondershausen ... 65
Lippe-Detmold ... 66
Das Magdeburger Gesangbuch ... 66
Freimaurerei ... 66
Der Evangelische Bücherverein ... 67
Die Duellfrage ... 69
Die Evangelische Allianz ... 69
Johann Kaspar Lavater. Nach seinem Leben, Lehren und Wirken dargestellt von F. W. Bodemann, Pastor zu Schnackenburg a. d. Elbe ... 70. 77
Zur Kenntniß der neuesten Schriften und Forschungen über die Natur der menschlichen Seele und der Stellung der Naturwissenschaften zur Erklärung der letzten Ursachen der Dinge.
Erster Artikel. Ueber den Ursprung der menschlichen Seele von J. Frohschammer ... 73. 81
Zweiter Artikel ... 185
Dritter " ... 361
Das Mormonenthum ... 97. 105. 113. 121. 129
Die Gesangbücher Berlins, ein Spiegel des kirchlichen Lebens der Stadt ... 129. 137. 145
Lebendige Wege zur Einführung guter Gesangbücher ... 153. 167
Soll und Haben. Roman in sechs Büchern von Gustav Freytag 169
Heliand. Christi Leben und Lehre. Nach dem Altsächsischen von K. Simrock. Elberfeld 1856 ... 193
Die Evangelische Allianz. Zweiter Artikel ... 209. 217. 233
Ueber das Wesen der Reformation. Eine Vorlesung ... 237. 241
Noch einmal über volksthümlich christliche Kunst 249. 257. 270. 281. 289
Ueber die Unkirchlichkeit des Richterstandes ... 250
Zur Frage über die verbotenen Ehen in der Verwandtschaft ... 265
Ein treffliches Osterbild ... 284
Unsere Gotteshäuser ... 296. 310

Seite

Die geschichtliche Bedeutung des Klosterwesens. Ein Vortrag auf Veranlassung des Ev. Vereins in Berlin — gehalten von Prof. Dr. Adolf Wuttke ... 305. 313. 329
Auch ein Gutachten ... 332. 337
Die auswärtigen Missionen der Römischen Kirche ... 342. 353
Die Beichte und Absolution.
Erster Artikel ... 369. 377. 393
Zweiter — ... 419. 425
Die Juden und die christliche Kirche.
Erster Artikel ... 449. 457
Zweiter — ... 497. 505
Dritter — ... 652. 665. 673
Gedanken über die Sünde wider den heil. Geist ... 473. 481
Der gute Hirte. Festbüchlein des Rauhen Hauses zu Horn von Dr. Wichern ... 491
Zur Unionsfrage ... 521. 533
Zur Union ... 1049
Neueste Unionsprojecte ... 1123
Der tägliche Dienst in den Kirchen ... 529. 577
Geschichte der Urwelt, mit besonderer Berücksichtigung der Menschenrassen und des mosaischen Schöpfungsberichts. Von Dr. Andreas Wagner. Zweite verm. Aufl. 1. Thl. 1857 536. 545. 559
O. C. R. Prof. Dr. Stahl über die Ev. Allianz ... 553
Dr. Martin Luthers sämmtliche Werke. Erl. 1826 — 57. Bd. I—LXVII ... 569
Die Lehre vom heiligen Amte. — Karl Lechler, Dr. d. Ph, Diakonus in Wienenden, die neutestamentliche Lehre vom heiligen Amte in ihren Grundzügen. Stuttg. 1857 ... 643. 649
M. Baumgarten, Dr. u. Prof. der Theologie in Rostock, Protestantische Warnung und Lehre wider die Gefahr einer Erneuerung alter Irrthümer in unserer Mecklenburgischen Landeskirche. I. u. II. 1857 ... 697. 713
Ueber die Eintheilung und Gliederung der zehn Gebote 717. 737. 745
Wahrheit und Liebe ... 749
Ueber die Versagung des ehrlichen Begräbnisses. Vortrag, gehalten auf der Berliner Pastoral-Conferenz von P. Orth 752. 761. 769
Hermann von Kappenberg. Ein Lebensbild aus der Geschichte der Judenbekehrungen im Mittelalter ... 774. 777
Böhmen und Mähren im Zeitalter der Reformation von Anton Gindely. Erster Band. Geschichte der Böhmischen Brüder. 1857 ... 793. 809. 817

194432

Seite

Die Evangelische Allianz 801
Ueber den rhythmischen Choralgesang und seine Einführung in den Gemeindegottesdienst 820. 825. 833
Die nachhomerische Theologie des Griechischen Volksglaubens bis auf Alexander; dargestellt von Dr. Karl Friedr. Nägelsbach. 1857 860
Claudius, der Wandsbecker Bote. (Matthias Claudius, der Wandsbecker Bote. Von W. Herbst. 1857) 865. 912. 921. 929
Der Kirchentag in Stuttgart 873. 881. 897. 905. 945. 957
— — — — Eine Stimme aus Süddeutschland 916
Die Irvingianische Lehre in ihrer Beziehung zur Römischen Kirche.
Erster Artikel 977
Zweiter — 1089. 1097
Zur Hymnologie 992
Sonst und Jetzt 993. 1001
Mr. Spurgeon 1019. 1025
Ein treffliches Weihnachtsbild und Transparent 1029
Eine Tübinger Reformationspredigt 1041. 1058
Der Kampf um die Seele vom Standpunkt der Wissenschaft. Von Rudolf Wagner. Göttingen 1857 ..... 1065. 1073
Göthe im Fegefeuer. Eine materialistisch-poetische Gehirnsekretion von Dr. Mautis. Stuttgart und München. Gebrüder Scheitlin. 1856. 8. 1078
Karl Vogt's Köhlerglaube und Wissenschaft im eignen Lichte von Rudolf Thum. Göttingen 1856 1085
Der ungerechte Haushalter. Luc. 16, 1—13 ..... 1113. 1121
Der Schleiermachersche Rationalismus 1151. 1161

II. Nachrichten.

Aus dem Großherzogthum Weimar 86. 1109. 1118
Der Landdotations-Fonds für evangelische Pfarreien in der Provinz Schlesien 93
Die Bildung eines Fonds zur Begründung des evang.-kirchlichen Vicariats in der Provinz Schlesien 990
Lauenburg 158. 504
Holstein 301
Die Gemeinde Hermannsburg im Königreich Hannover 161
Hessen 181. 201. 206. 212. 324
Die neueste Verfassung der Ev.-Luth. Kirche zu Frankfurt a. M. 202
Aus Großbritannien, Februar 1857 239
England 708
Generalbescheid des K. Consistoriums der Provinz Posen auf die Verhandlungen der Diöcesan-Convente 251
Das K. Consistorium in Posen an sämmtliche evangelische Gemeinden des Chodziesener Kirchenkreises 372
Bremische Preisaufgaben 256
Berlin 264. 1040
Berliner Missionsconferenz 593
— Pastoralconferenz 601. 667
Ein Tagebuch (die Evangelische Allianz betr.) 877. 884
Skizzen aus der Neumark 680. 689
Aus Franken 284
Paris 325
Die Ev. Kirchen und Gesellschaften Frankreichs 575. 710

Seite

Die diesjährigen Pastoralconferenzen in Paris 580
Die Kirche Augsburgischer Confession oder die Luth. Kirche in Paris 917
Die Evang. Mission unter der nichtansässigen Deutschen Bevölkerung in und um Paris und die Deutsche Kirche daselbst 1154
Aus einem Briefe aus Bayern 358
Verwahrung 375
Die kirchlichen Bewegungen in Bayern.
I. Ihre Ursachen, ihr Anfang und Fortgang bis zur Nürnberger Adresse 470. 476
II. Ihre nächsten Wirkungen und Folgen von der Nürnberger Adresse an 566. 585
III. Ihr vorläufiges Ende durch die Generalsynoden zu Ansbach und Bayreuth 1125
Würtemberg 358
Aus Mittelfranken 421
Ueber die Zustände der Evangelischen in Italien 433. 459
Versammlung des kirchlichen Centralvereins in der Provinz Sachsen 401. 409. 957. 973
Provinz Sachsen. (Gnadauer Frühjahrs- und Herbstversammlung des ev.-luth. Vereins der Provinz Sachsen) 445. 935
Provinz Sachsen 1103
Wittenberg 616
Die Conferenz der luth. Vereine zu Wittenberg 662
Die zwanzigste allgemeine Conferenz des ev.-luth. Provinzial-Vereins zu Gnadenberg, den 7. und 8. Juli 704
Einladung zum Kirchentage in Stuttgart 1857 466
Oesterreich 468
Pommern 232
Gymnasium Bugenhagianum 535
Die Frühjahrsconferenz des Ev.-Luth. Vereins in Pommern 562
Aus einem Schreiben an den Herausgeber, die Ev. Allianz betr. 539
Die vlämisch-evangelische Gemeinde in Brüssel 599. 611. 617
Die Gesangbuchssache im Königreich Hannover mit besonderer Beziehung auf das Fürstenthum Osnabrück 619. 641. 725
Aufruf zur Hülfe für die erste Einrichtung eines Diakonissen-Hospitals zu Alexandrien 694
Bitte um Hülfe zum Bau einer Evang. Kirche zu Alexandrien 934
Die gegenwärtigen kirchlichen Zustände in Hamburg.
Erster Artikel 785
Zweiter — 841. 849. 857
Dritter — 969. 989
Pastoralconferenz zu Neudietendorf in Thüringen am 16. 17. 18. Juni 1857 ..... 798. 806. 812
Die Gesangbücher des Herzogthums S. Coburg 829. 836. 844. 853
Duisburg. Thatsächliche Berichtigung 933
Kirchliches aus Nassau 940
Skizzen aus dem Fürstenthum Minden und der Grafschaft Ravensberg 1003. 1017
Fürstenthum Lippe 1030. 1047
Eine kleine Stufe zur Ersteigung eines hohen Pfarrberges in der Evangelischen Kirche Deutschlands 1087
Die kirchlichen Zustände im Königreich Sachsen. Neue Folge. Fünfter Brief 1137. 1145

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1857. Sonnabend den 3. Januar. № 1.

Vorwort.

Beim Rückblicke auf die kirchlich bedeutenden Ereignisse des vergangenen Jahres wird unsere Aufmerksamkeit zunächst durch die Evangelische Conferenz auf sich gezogen. Wir befinden uns aber in einiger Verlegenheit in Bezug auf die Gränzen dieser Besprechung. Die Geschäftsordnung scheint Veröffentlichungen aus der Conferenz zu untersagen, bis zu der Publication der Protocolle, über welche Se. Majestät der König zu entscheiden habe. Damit im Widerspruch erschienen nicht nur in der Preußischen Correspondenz halb officielle Berichte, die von da aus in alle Zeitungen übergingen, sondern auch ausführlichere Artikel in der Vossischen Zeitung, die von der Prot. K. Z. als officiöse bezeichnet werden und die sich von den mehr objectiv gehaltenen in der Pr. C. durch ihren tendenziösen Charakter unterscheiden, überall die Absicht verrathen, das Berliner Publikum im Interesse eines halbirenden Vermittlungsstandpunktes zu bearbeiten. Auch die Spenersche Zeitung brachte Artikel, die unzweifelhaft aus dem Schooße der Versammlung hervorgegangen sind. Ebenso Schlesische Blätter. Unter diesen Umständen sind wir wohl zu der Annahme berechtigt, daß es mit jenem Passus der Geschäftsordnung nicht so streng gemeint war oder daß man sich später entschlossen hat, ihn aufzugeben. Wir dürfen um so weniger annehmen, daß daran gedacht sey, den Mitgliedern der Conferenz nicht gleiches Recht zu ertheilen, da in jenen Artikeln der Vossischen Zeitung, die unzweifelhaft ihr Material entweder aus persönlicher Theilnahme an der Conferenz oder aus Einsicht der Protocolle gewonnen haben, sich unverkennbar die Absicht kundgibt, die von uns vertretene kirchliche Ueberzeugung und ihre Repräsentanten, namentlich „eine gewisse Persönlichkeit", vor dem sehr gemischten Publikum dieser Zeitung in ein ungünstiges Licht zu stellen. Es ist doch nicht denkbar, daß man den Angriff und zwar den Angriff an solchem Orte gestatten, die Mittel der Vertheidigung aber entziehen wolle. Dennoch aber wollen wir uns des vollen Gebrauches des uns also indirect gewährten Rechtes enthalten. Wir legen im Allgemeinen nur die Berichte der Pr. C. zu Grunde, die wir nicht von Neuem abdrucken mochten, weil es überflüssig erscheint, daß kirchliche Blätter den in allen Händen befindlichen politischen nachhinken. Wir benutzen unsere weiter gehende Kenntniß nur insoweit, als es zum Verständniß dieser Berichte dient und bewähren unsere Discretion besonders darin, daß wir es sorgfältig vermeiden, einzelne Mitglieder der Conferenz in den Schatten zu stellen oder anzugreifen, was so lange als ungerecht erscheinen muß, als nicht in der Veröffentlichung der Protocolle das Material vollständiger vorliegt.

Indem wir der Ordnung folgen, in der die Gegenstände auf der Conferenz behandelt wurden, beginnen wir mit der kirchlichen Gemeindeordnung. Bei dieser Berathung wurde nach unserer Ueberzeugung die richtige Bahn gleich Anfangs verfehlt. Gegen die „Grundzüge einer kirchlichen Gemeindeordnung" lagen die ernstesten und durchgreifendsten Bedenken vor, nicht bloß in der kirchlichen Presse, sondern auch in den Anträgen des Magdeburger Consistoriums, Bedenken, welche nicht etwa bloß einzelne Bestimmungen der Grundzüge betrafen, sondern auch den Gedanken, aus dem das Ganze hervorgegangen, als einen unkirchlichen bezeichneten. Bleiben wir bloß bei den Magdeburger Anträgen stehen. Diese rügen an den Grundzügen nach dem Berichte der Pr. C. „die ungenügende Wahrung des Bekenntnißstandes, das Hineintragen des politischen Repräsentationssystemes in die Kirche, die Bestellung der Gemeindekirchenräthe durch Wahl, gegen welche ein großer Widerwille obwalte, den Mangel eines geeigneten Arbeitsfeldes für die Mitglieder der Gemeindekirchenräthe, und die Verletzung der Patrone." Es liegt am Tage, waren diese Anklagen gegründet, so mußte man die Grundzüge ganz fallen lassen und wieder von vorn anfangen, wenn man eine „Organisation der Gemeinden" wollte. Vor allem Anderen also hätte die Frage gestellt werden sollen: sind die Grundzüge zu beseitigen oder soll in eine Emendation derselben eingegangen werden? Statt dessen aber „wurde zunächst 1. ohne Abstimmung das als die Meinung der Versammlung angenommen, daß die bestehende Gemeindeverfassung (d. h. die nur in einem Fünftheil der Gemeinden eingeführte, in der Hauptsache nur auf dem Papier stehende Verfassung der Grundzüge) weiter entwickelt, und zu diesem Zwecke 2. eine Revision derselben unter Berücksichtigung der provinziellen und localen Verhältnisse stattfinden solle", derselben Verhältnisse, welche nicht zu berücksichtigen, zum Wesen der Grundzüge gehört: denn diese sind das Product einer modernen, allem Geschicht-

lichen feindlichen Verfassungsdoctrin. Ihre Seele ist der Gedanke der aus der Gemeinde selbst hervorwachsenden Vertretung, die um jeden Preis, auch um den des geschichtlichen Rechtes realisirt werden muß. Zu diesen Beschlüssen gesellte sich noch ein dritter, wodurch „die bereits in der ersten Sitzung besprochene, aber noch vielfach dunkle Frage in Betreff des Repräsentationsgedankens, in die Verhandlungen über die Berufung einer Generalsynode verwiesen wurde, welche den Schluß der Thätigkeit der Conferenz bilden werden." Durch diesen Beschluß wurde dasjenige zurückgestellt, was vor allem Anderen das Urtheil über die Gemeindeordnung bestimmen muß und der ganzen folgenden Verhandlung die Basis entzogen. Es ist kaum zu begreifen, wie man nachher, trotz dieser Auslassung des wichtigsten Punktes, doch glaubte, die Verhandlungen über die Gemeindeordnung zu einem Abschlusse führen zu können und Beschluß faßte über die Art und Weise ihrer Einführung. Auch später ist der Cardinalpunkt nicht zu seinem Rechte gelangt. In den Verhandlungen über die Synode erlag diese Frage, deren falsche Beantwortung, falls sie, was freilich unmöglich ist, praktisch durchgreifende Folgen haben sollte, die Vernichtung der Lutherischen Kirche in ihrer ursprünglichen und wahren Gestalt mit sich führen würde, der auf das Ende hindrängenden Eile.

Nach solcher Erledigung der allgemeinen Vorfragen ging die Conferenz ein in die Revision der einzelnen Bestimmungen der „Grundzüge." Zuerst entschied sie auf die Frage: „ob ein Bedürfniß vorhanden sey, bei der Revision das Recht der Confession gegenüber dem §. 1 der Grundzüge zu schärferem Ausdrucke zu bringen?" mit überwiegender Mehrheit bejahend, und vereinigte sich dann fast einstimmig (die Minorität bestand dem Vernehmen nach nur aus 6 Stimmen) zu dem Beschlusse: „es möge bei der Revision der Grundzüge eine dahin gehende Bestimmung beliebt werden: Jede evangelische Gemeinde steht auf dem Boden ihres geschichtlich feststehenden Bekenntnisses. Dieser Bekenntnißstand ist in den zu errichtenden Gemeindestatuten auszusprechen."

Der Sinn dieses Beschlusses kann nicht zweifelhaft seyn. Er ist gegen die absorptive Union gerichtet und besagt, daß trotz der Union die ursprünglich Lutherischen Gemeinden noch fortwährend Lutherische sind und in jeder Beziehung unter dem Lutherischen Bekenntnisse stehen, ebenso die Reformirten. Die Union wird dadurch auf das Kirchenregiment und auf den Geist der Liebe und Verträglichkeit beschränkt. Dies Verständniß, von dem aus auch die Protestantische Kirchenzeitung eine lebhafte Polemik gegen den Beschluß eröffnet hat, trat Anfangs allgemein entgegen, und ein anderes, wonach zu dem „geschichtlich feststehenden Bekenntnisse" auch die Union gehören soll, die überall, wo sie eingeführt worden, die Wirkung gehabt habe, die Unterscheidungslehren außer Kraft zu setzen, ist aus einem späteren Drehen und Deuteln hervorgegangen. Für den von uns angenommenen Sinn spricht die Persönlichkeit des Antragstellers, die Thatsache, daß der Antrag von der confessionellen Seite auf das Lebhafteste unterstützt wurde, der Umstand, daß nur bei dieser Auffassung der Beschluß der von der Conferenz ausgesprochenen Absicht entspricht, „das Recht der Confession zu schärferem Ausdrucke zu bringen", die Rücksicht auf die Ehre der Versammlung, der man gewiß nicht die Absicht beilegen darf, unter dem Scheine eines gewichtigen Beschlusses Nichts zu sagen oder durch eine Zweideutigkeit die Einfältigen zu täuschen. Auch die in der folgenden Sitzung „von einigen Seiten (zwei Mitgliedern) erfolgte nähere Motivirung des für diesen Beschluß abgegebenen Votums im Interesse der Union" ging davon aus, daß durch diesen Beschluß der Confession ein wichtiges Zugeständniß gemacht sey und trat nur der Meinung entgegen, daß es auf Abschaffung der Union abgesehen sey, mit vollem Rechte, da der Beschluß nur der absorptiven Union entgegentritt, die in Preußen, welches der zweideutigen Ehre entbehrt, eine „amalgamirte" Kirche zu besitzen, nicht auf dem Gebiete des Rechtes ihren Sitz hat, sondern nur auf dem der Neigung und Willkühr, nicht aber der Union überhaupt, welcher entgegenwirken zu wollen auch nicht einem einzigen Mitgliede der Versammlung in den Sinn kam. Der eine der beiden Betheiligten hat bei Gelegenheit ausdrücklich ausgesprochen, daß er die Union im Sinne „des Conföderatismns" auffasse.

Wir haben hier offenbar einen Beschluß von der größten Bedeutung vor uns. Eine Hauptfrage auf dem Gebiete des Bekenntnisses, ob der Bekenntnißstand einer Gemeinde nach dem geschichtlichen Rechte zu beurtheilen sey, oder nach augenblicklichen Stimmungen und Majoritäten, nach Acten, die, wo es sich nicht um die wahrhaftigen Güter, sondern um Dinge des gemeinen Lebens handelt, Jedermann als ungültig erkennen würde, unterlassenen Protesten gegen unberechtigte, unklare und unverstandene Zumuthungen ist dadurch zum Vortheil der Confession entschieden worden. Es ist anerkannt, daß das Bekenntniß über der Gemeinde steht, nicht minder wie über dem Regimente der Kirche, daß ihre Glieder es nicht zu richten, sondern sich darin hineinzuleben haben, eine Wahrheit, deren Erkenntniß zu den unentbehrlichen Grundlagen einer kirchlichen Gemeinschaft gehört und deren Verkennung die Gemeinden zu einem Spiele der Winde macht.

Die lebhafte Freude, welche in den confessionellen Kreisen über diese Bewährung des Rechtssinnes der Conferenz sich kund gab, erhielt später einen mächtigen Stoß dadurch, daß dieselbe Versammlung freilich nicht „beinahe einstimmig", sondern nur mit geringer Majorität bei der Verhandlung der liturgischen und der Synodalfrage Beschlüsse faßte, welche aus einem entgegengesetzten Geiste hervorgegangen sind und dem Rechte der Confession in Gestaltung der Liturgie, in dem Gebrauche der Spendeformeln, in der Art und Weise der Zusammensetzung der Synoden die volle Anerkennung verweigern.

Wie erklärt sich dieser so auffallende Widerspruch, der die auf das Synodalwesen, unter dessen Vorzügen Charakterfestigkeit, grade das, dessen unsere Zeit so sehr bedarf, am wenigsten zu finden ist (Synoden sind nach dem Zeugnisse der Geschichte gar oft das Gegentheil des Täufers, ein Rohr, vom Winde bewegt gewesen), gegründeten Hoffnungen gar sehr herabstimmen muß? Wir können hier nur Vermuthungen und Möglichkeiten zur Erklärung der unzweifelhaften Thatsache des Widerspruches aufstellen und müssen es unseren Lesern überlassen, welches Gewicht sie diesen Conjecturen beilegen wollen. Zuerst könnte man vielleicht den Grund darin suchen, daß manche Mitglieder der Conferenz noch nicht orientirt waren und daher unbefangen den Impulsen folgten, die sie in der Heimath aus dem Leben der Kirche empfangen hatten oder in der Versammlung selbst durch die lebenswarmen Reden der Vertreter der Confession erhielten, während später immer entschiedener eine Parteibildung erfolgte und die Einflüsse der Hauptstadt und der im Regimente der Kirche jetzt theilweise bevorzugten Richtung sich geltend machten. Ein zweiter Erklärungsgrund könnte vielleicht in dem warmen, die übrigen Interessen in den Hintergrund drängenden Eifer einzelner Mitglieder für die Einführung der Synodalverfassung zu suchen seyn. Der Zielpunkt dieser war von Anfang an die obligatorische Einführung der Gemeindeordnung, in der sie den nothwendigen Unterbau für das ganze Synodalwesen und, klüger wie so manche Gegner dieses Wesens, die bei der Gemeindeordnung mit seinen Freunden glauben Hand in Hand gehen zu können, das sichere Unterpfand für die Weiterbildung desselben erblickten. Solcher Einführung nun, die außerhalb der Conferenz von Mitgliedern derselben offen als der Punkt bezeichnet wurde, an dem ihnen nicht weniger wie alles liege und nach dem sie das Resultat der Conferenz beurtheilen müßten, würde — das ging schon aus den bisher bei der Einführung der Gemeindeordnung gemachten Erfahrungen hervor und wurde bestätigt durch die Eindrücke, die man in der Versammlung selbst empfing — das confessionelle Gewissen ein unübersteigliches Hinderniß bereiten. So war man, wenn wir richtig vermuthen, geneigt, diesem Gewissen hier Zugeständnisse zu machen, die man ihm anderwärts, wo man nicht von gleichem Interesse geleitet wurde, versagte.

Das Interesse für die Synodalverfassung, von dem besonders die Abgeordneten aus den westlichen Provinzen beseelt waren, dann auch mehrere Abgeordneten aus der Provinz Preußen in Zärtlichkeit für ihre junge und zarte Gemeindeordnung, über welche die übereinstimmenden Urtheile auswärtiger gewesener Mitglieder der Kirchenvisitationen in Preußen gar anders lauten, wie die einheimischen Berichte (die Majorität aus den östlichen Provinzen, deren Repräsentanten natürlich hier, in einer res domestica vorzugsweise gehört zu werden verdienen, ebenso wie die Rheinisch-Westphälischen, wo es sich um dortige Verfassungsangelegenheiten handelt, war gegen die Synodalverfassung), gab sich auch in den Abstimmungen über das Verhältniß des Patronates zur Gemeindeordnung zu erkennen. Mit der Vorliebe für wirkliche und sogenannte Presbyterial- und Synodalverfassung geht sonst in der Regel Abneigung gegen das Patronat Hand in Hand. In dem kirchlich-demokratischen Systeme bilden die Patrone eine Anomalie. In der Versammlung aber gab sich, wie der officielle Bericht sagt, „allseitig der Wunsch kund, eines der hauptsächlichsten Hindernisse, welche sich dem Gelingen des Organisationswerkes entgegengestellt haben, zu beseitigen und die Patrone damit zu versöhnen.“ Man war zu einem Compromisse geneigt, entschloß sich ein Opfer zu bringen, um nur nicht ganz das Ziel der Wünsche zu verfehlen. So eignete sich die Versammlung die Anträge: „aus den Grundzügen ist Alles zu entfernen, was die Aufhebung des Patronates voraussetzt oder dessen Rechte beeinträchtigt“, und ferner: „dem Patron ist Kenntnißnahme von allen Verhandlungen und Beschlüssen des Gemeindekirchenrathes zu gewähren“, „durch allgemeine Zustimmung“ an. Ein weiterer Antrag, welcher dem Patron unter Voraussetzung seiner kirchlichen Qualification nach §. 8 der Grundzüge Sitz und Stimme im Gemeindekirchenrathe angewiesen sehen wollte, wurde nur durch Stimmenmehrheit angenommen.“ Es scheint aber, daß auch Manche unter denen, die nicht so weit gehen mochten, für diesen Antrag zu stimmen, es nicht so ungern sahen, daß er durchging, in der Hoffnung, auf diese Weise um so sicherer den Widerstand der Patrone zu besiegen. Unter denen jedoch, die dafür stimmten, haben es gewiß Manche mit schwerem Herzen gethan und nur von dem Gesichtspunkte aus, daß, wenn es einmal über uns verhängt seyn sollte, mit der demokratischen Institution der „Gemeindekirchenräthe“ heimgesucht zu werden, die Patrone ein äußerlich conservatives Gegengewicht bilden, jedenfalls aber eine Bresche in dem demokratischen Verfassungssystem seyn würden. Käme man zurück zu dem gesunden Gedanken, so weit das Leben es erlaubt, dem Pfarrer Laiengehülfen beizugesellen, so würde die durch das geschichtliche Recht in keiner Weise begünstigte Zuziehung der Patrone als solche eine unerträgliche Anomalie bilden. Zu solcher Nothdurft würden nur Männer zu bestellen seyn, die ein gut Gerücht haben und voll Heiliges Geistes und Weisheit sind. Bietet schon der Blick auf die Träger des Patronates auf dem Lande, trotz so mancher wahrhaft erfreulicher Erscheinungen, ernste Bedenken dar, so tritt das Widersinnige vollständig ans Licht, wenn wir den Patronat in den Städten ins Auge fassen, der mit seltenen Ausnahmen, wie eine solche z. B. in sehr erfreulicher Weise der Magistrat der Stadt Brandenburg darbietet, dessen Wahl schon in einer Reihe von Fällen stets für Pastoren entschieden hat, die im Glauben der Kirche stehen, von einem wenig kirchlichen Geist beseelt ist, demselben, in dem die Stadtverordneten Berlins im vergangenen Jahre dem bekenntnißlosen Unionsverein für seine bekenntnißlosen Vorträge ihren Saal eingeräumt, geheizt und erleuchtet und damit die Erinnerung an die Zeit aufgefrischt haben, in der den Deutschkatholiken bedeutende Unterstützung aus städtischen Mitteln be-

willigt wurde und in der die Betheiligung des Magistrates an dem Protestwesen die Schrift: die Theologie des Berliner Magistrates, hervorrief. Doch, wie gesagt, in einem aus Urwahlen hervorgehenden Gemeinderathe würden wenigstens die ritterschaftlichen Patrone (und diese bilden doch die Mehrzahl) immer noch eine tröstliche Erscheinung seyn.

In Bezug auf den Wahlmodus ist beschlossen worden, „daß neben der in den Grundzügen angeordneten Weise auch eine Denomination durch den Superintendenten auf Vorschlag des Pfarrers und unter Vorbehalt des votum negativum für die Gemeinde soll stattfinden können." Wir haben Bedenken gegen ein solches Nebeneinander. Wahlen, die auf dem Principe der Majorität beruhen, und Ernennungen, die von der Auctorität ausgehen, werden zur beliebigen Auswahl neben einander gestellt. Man mag die vollmachtgebende Gemeinde nicht entschieden beseitigen, man stellt ihr nur die entgegengesetzte Anschauung mit gleicher Berechtigung gegenüber. Wir glauben aber nicht, daß damit eine wirkliche Verbesserung der Grundzüge gewonnen worden ist. Solche halbirende Vermittelungen können wohl bei der Abstimmung den Sieg erhalten, nimmer aber unseres Erachtens im Leben sich behaupten. Sie bewirken, daß Institutionen, die damit behaftet sind, nirgends tiefe Sympathieen, herzliche Liebe finden. Die Denomination durch das Kirchenregiment, allgemein eingeführt, würde keine Schwierigkeit haben, wenigstens da nicht, wo man sich nicht mit der Einführung der „Grundzüge" übereilte, neben den Urwahlen einhergehend aber würde sie Veranlassung zu Agitation und Unzufriedenheit geben, die unter Umständen gefährlich werden könnten.

Die Verhandlung über die Einführung der revidirten Grundzüge „schloß sich endlich dahin ab, daß die Frage: ob die Evangelische Kirchenordnung, nach erfolgter Revision, im Wege der Verordnung in die Gemeinden eingeführt werden solle, mit Stimmenmehrheit bejahend entschieden und der weitere Antrag, daß da, wo gemeindliche Zustände die Einführung unthunlich machen, dies dem Kirchenregiment anzuzeigen und von demselben zu erwägen sey, allgemein angenommen wurde."

Das Princip der Freiwilligkeit, welches bis dahin bestanden hatte, wurde somit aufgegeben, die revidirte Gemeindeordnung soll auf dem Wege der Verordnung und also unter Umständen mit Zwang eingeführt werden.

Auffallen muß es schon, daß eine Versammlung die obligatorische Einführung einer Ordnung beschießen kann, die ihr nicht vorher vorgelegt worden. Auf die Redaction kommt doch in solchen Dingen gar viel an und bei der Beschaffenheit der Beschlüsse der Versammlung, welche theilweise der scharfen Bestimmtheit ermangeln und sich im Allgemeinen halten, ist ihr

hier ein besonders weiter Spielraum angewiesen. Die von der Versammlung empfohlene „Berücksichtigung der localen und provinziellen Verhältnisse" z. B. ist gar weitschichtig und läßt sich in der mannigfachsten Weise ausführen, so daß nicht vorausgesehen werden kann, ob man mit der Ausführung zufrieden seyn kann oder nicht. Daß der Beschluß in Bezug auf die Wahrung der Rechte der Confession nicht gegen verschiedenartige Deutungen sichergestellt ist, gab sich schon im Laufe der Verhandlungen selbst zu erkennen. Der Antrag, daß aus den Grundzügen Alles zu entfernen sey, was die Rechte des Patronats beeinträchtigt, entbehrt der nothwendigen Grundlage der Bestimmung dieser Rechte.

Noch gewichtiger aber ist das Bedenken, daß ein in sich so wenig zusammenstimmendes, so wenig aus einem Gusse hervorgegangenes Erzeugniß, wie die revidirte Gemeindeordnung nicht als geeignet erscheint, auch Widerstrebenden aufgedrungen zu werden. Im Namen Gottes befehlen darf die Obrigkeit, die kirchliche wie die bürgerliche, nur da, wo sie Grund hat, ihrer Sache gewiß zu seyn, wo es sich nicht um Experimente handelt, sondern um Institutionen, deren Heilsamkeit und Lebenskräftigkeit keinem gegründeten Zweifel unterliegt. Ein solcher Fall nun liegt hier schwerlich vor. Ein ursprünglich Geschichte und Recht ignorirendes Statut soll unter Berücksichtigung der geschichtlichen Verhältnisse revidirt werden. Ein Statut, welches an die Stelle der Confessionen einen unbestimmten Consensus setzte, soll ein Einschiebsel erhalten, wodurch die Bedenken der Confessionellen beschwichtigt werden. In eine ursprünglich rein auf dem Princip der vollmachtgebenden Gemeinde beruhende Institution wird ohne Verläugnung dieses Principes das Patronat und die facultative Denomination durch die Superintendenten hineingeworfen. Sollte es nicht, wenn man nicht überhaupt diese Bahn ganz verlassen will, wenigstens angemessen seyn, erst zu versuchen, wie weit eine solche Institution auf dem Wege der Freiwilligkeit sich Bahn machen wird, um so angemessener, da man eben noch die Erfahrung von der Unhaltbarkeit der erst vor sechs Jahren proponirten Gemeindeordnung gemacht hat.

Es wurde zum Schlusse der Verhandlungen noch ein Versuch gemacht, die Sache in eine andere Bahn zu leiten. Ein Mitglied der Versammlung stellte den Antrag: „die Grundzüge einer kirchlichen Gemeindeordnung ganz zu beseitigen und statt derselben, auf Grundlage der hier gefaßten gutachtlichen Beschlüsse, eine neue Ordnung ergehen zu lassen, und zwar eine solche, die nur die allgemeinen Grundzüge enthält, welche dann die einzelnen Consistorien in Anknüpfung an die älteren Kirchenordnungen und mit Berücksichtigung der Eigenthümlichkeiten ihrer Bezirke weiter zu entwickeln haben."

(Fortsetzung folgt.)

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz. Druck von Trowitzsch und Sohn.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1857. Mittwoch den 7. Januar. № 2.

Vorwort.

(Fortsetzung.)

Zur Motivirung dieses Antrages wurde Folgendes bemerkt. Wo das Fehlerhafte über ein gewisses Maaß hinausgehe, da benehme es den Respect vor dem Ganzen. Die Versammlung nun habe durch ihre Beschlüsse die Ueberzeugung ausgesprochen, daß die kirchliche Gemeindeordnung, deren Grundfehler der sey, daß sie eine der Wesenslehren des „Bekenntnisses der Reformation", die von der Kirche als der Gemeinschaft der Gläubigen verläugne, in den wesentlichsten Punkten einen unkirchlichen Charakter trage. Damit sey ihr zugleich die Pflicht auferlegt, dafür zu sorgen, daß die Gemeinden überhaupt mit diesen Grundzügen verschont bleiben, an die sich keine Gefühle der Pietät anschließen können, an die sich traurige, bis in das Jahr 48 zurückgehende Erinnerungen anknüpfen, die nur ein Nachklang und eine Abstumpfung des in diesem Jahre überreichten „Vortrages, die Berufung einer evangelischen Landessynode betreffend", seyen, den viele noch frisch im Gedächtniß haben, die als Ganzes für die kirchlich Gesinnten einen Gegenstand begründeter Antipathie bilden, und das um so mehr, da die Grundzüge mit den Motiven zusammenhängen, in denen die unkirchlichen Anschauungen noch greller hervortreten. Die gänzliche Beseitigung der Grundzüge werde ferner auch durch ihre Ausdrucksform rathsam gemacht. Die geistliche Natur des Reiches Christi müsse sich überall äußern, die Sprache einer kirchlichen Gemeindeordnung müsse von der einer bürgerlichen verschieden seyn. Von dieser Verschiedenheit sey hier nichts zu entdecken. Was den positiven Theil des Antrages betreffe, so bedürfe es keiner weiteren Auseinandersetzung, daß das unbedingte Generalisiren vom Uebel sey, die möglichste Anknüpfung an das bestehende Recht der einzelnen Provinzen eine nothwendige. Die völlige Ignorirung der bestehenden Rechtszustände sey ein Grundfehler der Grundzüge, die dadurch auf das Gebiet der modernen Constitutionsmacherei herübertreten. Es gelte jetzt, diesen Fehler sorgfältig zu vermeiden. Der Einwand, welcher aus der nicht unbedeutenden Anzahl von Gemeinden entnommen werden könnte, in denen die Grundzüge bereits zur Geltung gelangt seyen, könne nicht als triftig betrachtet werden. Die Uniformität sey doch schon zerstört, da die Versammlung ihre Ueberzeugung dahin ausgesprochen habe, daß in den wesentlichsten Punkten die Gemeindeordnung abgeändert werden müsse. Viel wichtiger als den bloßen Schein der Uniformität zu bewahren, der nach Art. 7 der Augsb. Conf. und nach der Praxis der Kirchen der Reformation, namentlich der Lutherischen, nur geringe Bedeutung beigelegt werden könne, sey jetzt, daß das Neue, was unter Anregung der Versammlung zu Stande komme, ein in sich zusammenstimmendes, durch und durch aus dem Geiste der Kirche hervorgehendes und somit Lebensfähiges sey. Eine solche neue Ordnung bedürfe keines Zwanges, sie werde unter der väterlichen Berathung der Consistorien sich nach und nach von selbst Bahn brechen. Denn was aus dem Geiste der Kirche hervorgegangen, sey lebendig und kräftig und bezeuge sich über kurz oder lang von selbst den Gemüthern. Es könnte ferner eingewandt werden, daß der vorliegende Antrag zu spät komme, daß die Versammlung durch das Eingehen in die Revision der Grundzüge die Anerkennung ihres Grundbestandes bereits ausgesprochen habe. Der Antrag habe aber in Wahrheit nicht früher gestellt werden können, als bis der Versuch der Revision die Schwächen der Grundzüge völlig ins Licht gestellt hatte. Er sey eine einfache Folgerung aus den Resultaten, welche die Revision ergeben habe.

Der Antrag wurde abgelehnt, als dem früheren Beschlusse der Versammlung eine Revision der Grundzüge vorzunehmen widersprechend.

Ehe wir diesen Gegenstand verlassen, müssen wir noch die Erinnerung an eine treffliche Arbeit des seligen C. R. von Gerlach: Ueber die Fortbildung unserer Kirchenverfassung, im Jahrg. 1843 dieser Blätter auffrischen. Wir heben aus ihr einige Stellen aus, die in schlichter Einfachheit tiefe Wahrheiten aussprechen, denen wir von Herzen zu rechter Zeit und ehe ein Schade geschehen ist, der gar schwer zu heilen seyn möchte, Beherzigung wünschen.

„Es hat zu keiner anderen Zeit der Kirche, wenn die Verfassung ausgebaut worden ist, über die Grundlehren eine solche gänzliche Verschiedenheit der Richtungen gegeben. Im Gegentheil, es gibt wohl keine Kirchenverfassung, deren Ursprung uns nicht in eine Zeit versetzte, worin die Lehre aufs Neue einmüthig festgestellt worden; und grade damit die gereinigte Lehre mit voller Macht wirken könne, dazu wurden neue Verfassungen, theils als Bollwerke nach außen, theils als Organe des neu erwachten Geistes innerhalb der Gemeinschaft aufgerichtet."

„Unserer Zeit fehlt in hohem Grade das organische Ta-

lent und die Einheit des Geistes, um große neue Schöpfungen hervorzurufen."

„Man wird in unseren Tagen oft finden, daß Geistliche aller Art wider das Territorialsystem sich erklären; sieht man aber genauer zu, auf welchem Grunde ihre Opposition steht, so wollen sie von einer Scheidung von Kirche und Welt ebenso wenig als ihre Gegner wissen, so gehören ihnen alle Bürger des Staates, alle Bewohner einer geographischen Parochie ebenso gewiß und in demselben Sinne zur Kirche als zum Staate; sie haben nichts dagegen einzuwenden, wenn einem noch so rohen Haufen, ohne Rücksicht auf seinen geistlichen Zustand, ohne Weiteres die Rechte einer christlichen Gemeinde verliehen werden sollen. Indem ihnen die Kirche nicht mehr „„die Versammlung aller Gläubigen ist, bei welchen das Evangelium rein gepredigt und die heiligen Sacramente laut des Evangeliums gereicht werden"", in der sich nur „„in diesem Leben viel falscher Christen und Heuchler, auch öffentliche Sünder zu den Frommen hinzuthun"", sondern indem ihnen die Kirche die Summe der frommen Erregungen ist, welche von Christo ausgehen; so verwischen sie im Leben den Unterschied zwischen Bekehrten und Unbekehrten, alle Glieder der sichtbaren Kirche sind nach ihnen nur gradweise von einander verschieden, und sie haben nichts dawider einzuwenden, wenn die Gemeinden, wie sie jetzt vor uns da liegen, ohne den Schein einer Kirchenzucht, in großen Städten aufs Loseste kaum äußerlich verbunden, ohne Weiteres in die vollen Rechte apostolischer Gemeinden eingesetzt werden indem sie ihr Vertrauen zu dem in der Gemeinde waltenden Geiste bekennen, daß er dem Guten die Oberhand verschaffen werde. Je mehr Hindernisse beseitigt werden, welche der vollsten freiesten Berechtigung und Zusammenwirkung aller Gemeinglieder entgegenstehen, desto näher scheint ihnen ein segensreiches Aufblühen der Kirche. Daß zuvörderst mehr noch das reine Wort Gottes gepredigt und lebendige Steine zu dem Bau der Gemeinde zusammengeschafft werden, daß wir mit Luther warten sollen: „„bis unser Herr Gott mehr Christen mache"", weil wir „„noch nicht Leute und Personen dazu haben"", das will ihnen nicht nur überflüssig scheinen, sondern sie finden darin wohl gar einen Unglauben gegen den heiligen Geist. Wie weit weichen diese Vorstellungen ab von den schriftgemäßen Lehren unserer Kirche und wie gefährlich ist für deren ächte Glieder eine Gemeinschaft mit denselben. Wie gefährlich ist es für die Kirche, mit solch einer Masse von Territorialismus, dieser Ausgeburt des Unglaubens, in ihrer Mitte an Umgestaltung ihrer Verfassung zu denken."

„Wir haben noch als den Grundstein aller Gemeindeverfassung das von dem Herrn gestiftete Amt mit seiner Vollmacht das Wort des lebendigen Gottes an die Sünder zu verkündigen. Lasset in unseren rohen unkirchlichen Gemeinden nach Wahl ein Aeltesten-Collegium entstehen, welches, wenn auch unter dem Vorsitze des Geistlichen, die Leitung der Gemeinde in Händen hat; lasset die unruhigen Köpfe und Schwätzer erst begreifen, welch ein herrliches Werkzeug damit in ihre Hände kommt, und

wir wollen einmal sehen, was von dem ehrwürdigen Ansehen des geistlichen Standes nach wenigen Jahren noch übrig seyn wird."

„So groß die Uebelstände sind, welche jetzt uns schmerzen, wir wünschen keine andere Abhülfe, als auf dem Wege vorsichtig an das Bestehende sich anschließender, mild und unmerklich ändernder, vor Allem aber den Spuren des Geistes nachgehender Besserung. Ein einziger Mann voll heiligen Geistes, an die rechte Stelle hingesetzt, kann der Kirche mehr Segen bringen, als die besten Formen; und wo diese entstehen sollen, da sind die Geisteskräfte von oben dasjenige, was ihrem Daseyn vorangehen muß. Zu allen Zeiten hatte der neue Geist, wo er erwachte, im Kleinen schon die neuen Formen angefangen zu schaffen, ehe durch allgemeine kirchliche Maßregeln und Beschlüsse seine Kräfte geleitet worden waren. Alle großen kirchlichen Einrichtungen der ersten Jahrhunderte sind im Einzelnen und nach localen Bedürfnissen entstanden. Wie klein, wie gelegentlich und scheinbar zufällig war die Entstehung des Diaconates in Jerusalem! Die bischöfliche, wie die Synodalverfassung der alten Kirche, wie ganz allmählig, und von einzelnen örtlichen Anfängen aus sind sie entstanden! Das Mönchsthum, welches im Guten, wie im Schlechten einen so großen Einfluß auf die Kirche ausgeübt hat, war Jahrhunderte lang als eine individuelle, locale Einrichtung vorhanden, ehe es kirchliche Anerkennung erhielt. Die zeitgemäße Umgestaltung der Kapitelsverhältnisse, die Entstehung der Parochieen, des Patronats, der verschiedenen Orden, die wichtige Umgestaltung des Mönchswesens durch die Congregationen, nachher die welthistorisch bedeutende Entstehung der Bettelorden, die Universitäten und Fakultäten, die Anfänge unseres theologischen und kirchlichen Unterrichtswesens sind solchen individuellen Ursprunges gewesen. In neuerer Zeit verdanken wir den regelmäßigen Katechumenenunterricht und die Einrichtung unserer Confirmation den gering anfangenden Bemühungen Speners. Die Missionen unserer Zeit sind von der Brüdergemeinde und den Englischen Methodisten ausgegangen; die Wiederbelebung der Englischen Kirche, die für die Welt schon so reiche Früchte getragen hat, kommt von den letzteren her. Das große Institut der Brittischen und auswärtigen Bibelgesellschaft entstand bekanntlich dadurch, daß einige christlich gesinnte Männer sich vereinigten, den Bewohnern von Wales die Bibel in ihrer Muttersprache zu geben; und Owen die Frage that: Warum wollten wir sie aber nicht der Welt geben? Und nun nenne man dieser Wolke von Zeugen gegenüber ein einziges kirchliches Institut, eine einzige neue Gestaltung der Kirche, welche zuerst auf einer Provinzial- oder ökumenischen Synode vorgeschlagen, und nach Mehrheit der Stimmen beschlossen, und dann ins Leben der Kirche wäre eingeführt worden! Soll denn die Geschichte aller Jahrhunderte vergeblich zu uns reden?"

Den zweiten Gegenstand der Verhandlungen der Conferenz bildete der Diaconat. In der lebhaften Empfehlung einer solchen Institution ist die Evangelische Kirchen-Zeitung vorange-

gangen. Namentlich ist diese Empfehlung der eigentliche Zweck der Abhandlung des sel. C. R. von Gerlach, aus der wir eben Auszüge mittheilten; der Bekämpfung der demokratischen Verfassungspläne ist nur die Einleitung gewidmet. In zwei Puncten aber unterscheidet sich das dort empfohlene Diakonat von dem jetzt bei Manchen beliebten. Zuerst, dem Verf. jenes Aufsatzes sind die Diakonen Gehülfen des Pfarrers in dem weitesten Sinne. Besonders hat er es auf die Seelsorge abgesehen. Er stellt das Ziel auf: Es muß jede Familie in einer noch so großen Gemeinde mit der frohen Botschaft nicht blos bekannt gemacht, sondern diese muß ihr angeboten, sie muß liebend genöthigt werden, zuzugreifen, und das dargebotene Heil anzunehmen; und dies muß so lange geschehen, bis sie entweder die Botschaft angenommen oder so entschieden zurück gewiesen hat, daß nunmehr der Bote seines Auftrages sich entledigt halten darf", und zur Erreichung dieses Zieles will er alle lebendigen Kräfte in der Gemeinde heranziehen, und zwar nicht zu einer sporadischen, sondern zu einer systematisch geordneten, regelmäßigen Thätigkeit. Was auf diesem Wege geleistet werden kann, wird durch reiche Mittheilungen aus England gezeigt. Die Laienthätigkeit entfaltete sich dort zuerst bei den Methodisten, bei denen jede ihrer „Gesellschaften" ein großer Bienenschwarm ist, worin alle Glieder für das Ganze thätig sind." Jetzt hat sie sich über das Ganze ausgebreitet und auch die Bischöfliche Kirche, welche in ihren Formen so starr und schwerfällig ist, hat in einem weiten Umfange eine geordnete Thätigkeit der Laien zur Hülfe in der Seelsorge in ihrer Mitte entstehen sehen. Auch das Armenwesen betrachtete v. G. als einen wichtigen Gegenstand der Mitwirkung des Laiendiaconates, aber nur als einen unter mehreren. Jetzt dagegen wollen Viele im Interesse presbyterianischer oder vielmehr kirchlich demokratischer Neigungen und speciell in der Hoffnung auf die Einführung der Gemeindekirchenräthe, die mehr eine dem Pfarrer coordinirte Stellung einnehmen, bei denen mehr der Gedanke obwaltet, daß die Gemeinde zu ihrem vermeintlichen Rechte kommen soll, als der Drang der Liebe zu den verlorenen Schafen des Hauses Israel, den Diaconat blos auf das Armenwesen beschränken, wofür das N. T. nur scheinbar eine Rechtfertigung darbietet. Denn daß die Diaconen in Jerusalem nur auf die äußere Fürsorge für die Nothleidenden beschränkt waren, erklärt sich aus den besonderen Verhältnissen dieser Gemeinde, in der ungewöhnliche Kräfte für die Verkündung des Wortes vorhanden waren und ebenso ungewöhnlich große äußere Nothstände. Anderwärts betheiligten sich, wie bekannt, die Diaconen auch an der Verkündung des Wortes, und es ist eine nicht gehörig begründete Annahme, daß sie dies außerhalb ihres Berufes thaten. Nur so viel ist richtig, daß die äußere Sorge für die Bedürftigen, die auf christlichem Gebiete gar nicht von der Seelsorge und Verkündung des Wortes getrennt werden kann, der Ausgangspunkt für die Bildung des Diaconates war und auch seine nächste Obliegenheit blieb.

Eine zweite Differenz betrifft die Art und Weise der Einführung. v. Gerlach wollte das Diaconat nicht als bloßen

Auftrag des Geistlichen, sondern als Amt. „Wir behaupten" — sagt er — „daß vor Allem aus innerlichen Gründen die Verleihung eines amtlichen, kirchlichen Characters an die Helfer von größter Wichtigkeit selbst für die einzelne Gemeinde (noch abgesehen von den Vortheilen für die Kirche im Ganzen) sey. Es ist die allgemeine Erfahrung, daß jeder blos subjective Beruf zu geistlicher Thätigkeit auf die Dauer zu Hochmuth und Eigenwillen verleitet." Aber er wollte, daß dieß Amt sich von unten auf bilde, daß es ein Erzeugniß des Lebens sey, dem das Kirchenregiment nur das Siegel der Bestätigung aufdrücke. Gläubige und eifrige Pastoren sollen Laien, welche ihnen dazu tüchtig scheinen, für ein Helferamt auswählen. Sind solche Personen gefunden, dann muß das Erste seyn, sie sich im Kleinen versuchen zu lassen, und zwar also, daß man in großen Gemeinden jedem einen kleinen District zuweist. „Ist so ein kleiner Anfang gemacht, dann ist es nöthig, bald besondere Conferenzen mit den Helfern zu veranstalten. Hier müssen wichtige Fragen und Fälle aus der Seelsorge besprochen, und ihre Erkenntniß und Erfahrung fester begründet werden; hier muß auch über sie gewacht, und eine heilige Zucht unter ihnen eingeführt werden. Von diesen Anfängen aus schreitet nun der Geistliche immer weiter fort und bildet die Einrichtung nach allen Seiten sorgfältiger aus. Auch die von uns selbst so dringend gewünschte Einfügung dieses Amtes in den kirchlichen Organismus müßte nicht sprungweise geschehen; und ein Sprung wäre eine gesetzliche Maaßregel, von woher sie auch kommen möchte. Der einzig richtige Gang der Ausbildung wäre eine feste Begründung der Sache im stillsten Privatwege; sodann die kirchliche Bestätigung der Einrichtung und die Verleihung eines amtlichen Characters an die Helfer; darauf eine allgemeine Empfehlung dieser Einrichtung an andere Geistliche und Gemeinden; die Vermittlung und Erleichterung der Einführung derselben durch die Superintendenten und Generalsuperintendenten." Jetzt dagegen wird von manchen Seiten diesem natürlichen Wege von unten der künstliche von oben vorgezogen. Die Institution soll nicht aus dem Leben, sondern aus einer Verordnung hervorgehen. Dagegen hat v. G. sich auf das Nachdrücklichste erklärt. „Was würde es denn helfen — sagt er u. A. — wenn unlustige, träge, unwürdige Geistliche, die von freien Stücken zu dieser Helferstellung nie sich entschließen können, durch eine gesetzliche Maaßregel dazu genöthigt würden? Meinet ihr, daß ihren Gemeinden das Segen bringen, ja, daß auch die Einrichtung nur dadurch irgendwie wirksam ins Leben treten würde? In ganz kurzer Zeit würde Alles wieder einschlafen. Höchstens auf dem Papier, in jährlich einzureichenden Tabellen würde sich einiges davon finden, aber die Gemeinde würde nichts davon erfahren."

Freilich, das muß zugestanden werden, daß in den dreizehn Jahren, welche seit dem Erscheinen jenes Aufsatzes verflossen sind, auf dem dort vorgeschlagenen Wege weniger erreicht worden ist, als man wohl wünschen möchte. Die s. g. freie Diaconie hat in dieser Zeit einen in hohem Grade erfreulichen Aufschwung genommen. Die so reich gesegneten Fliedner'schen An-

stalten, die so zahlreichen Rettungs- und die Brüderhäuser, die Stiftungen des Johanniterordens haben den Beweis geliefert, daß in unserer Kirche neue Kräfte sich regen. Als einen wichtigen Anfang begrüßen wir namentlich die Thatsache, daß gegen das Ende des vorigen Jahres das Zellengefängniß in Moabit statt der früheren Gefangenwärter, ganz mit Brüdern des Rauhen Hauses besetzt worden ist. Wir erblicken hierin (wie nicht minder auch in den Fliedner'schen Bestrebungen, in dem Bestehen des Krankenhauses Bethanien und anderer Anstalten) den segensreichen Keim der so dringend nothwendigen Erneuerung des Ordenswesens im evangelischen Geiste, durch die unsere Kirche von einer ihr durch den Blick auf Matth. 5, 29. 30. auferlegten Verarmung befreit werden würde, und hoffen, daß die freie Diaconie bald im Stande seyn wird, in dieser Weise die Sorge für alle Gefangenen im Preußischen Staate zu übernehmen. Alle lebendigen Glieder der Kirche sollten diese Anfänge mit ihrem Gebete begleiten. Es genügt nicht, einzelne christlich gottesfürchtige Männer für die Gefängnisse auszusuchen. In dieser schwierigen Stellung können nur solche sich recht bewähren, die sich als Glieder einer Corporation fühlen, von deren Geiste sie durchdrungen und gehalten werden, unter deren Zucht sie stehen und bei der sie unter Umständen Schutz finden. Dagegen aber für die Ausbildung der Gemeindediaconie finden sich nur hie und da Ansätze. In der Hauptstadt sind in mehreren Gemeinden besoldete Diaconen angestellt. Ebenso haben sich mehrere Parochialvereine für innere Mission gebildet, welche unter einem wenig passenden und uns nicht besonders angenehm klingenden Namen die Zwecke des Laiendiaconates verfolgen. Diese Erscheinungen sind aber bis jetzt noch sehr vereinzelt und auch wo sie sich finden, scheint es manch Mal an dem rechten Eifer zu fehlen. Der Schluß aber, weil es auf dem Wege von unten nicht recht geht, muß der Weg von oben versucht werden, würde ein sehr übereilter sein. Im Gegentheil, weil das Leben sich noch nicht kräftig regt, wie eben diese Erfahrungen zeigen, ist es äußerst bedenklich, mit allgemeinen Maaßregeln vorzugehen. Man wird warten müssen, bis das Feuer des heiligen Geistes die Herzen der Gläubigen erfüllt und mehr und mehr die jetzt noch so vorwaltende Schlaffheit überwindet. Wie groß noch die kirchliche Gleichgültigkeit auch im Glauben stehender Laien ist, wie wenig sie es erkannt haben, daß die Kirche einem Bienenschwarm gleichen soll, das wird beispielsweise an der Thatsache klar, daß selten Jemand sich um die Studierenden der Theologie kümmert, irgend daran denkt, daß es auch seine Aufgabe sey, sich leiblich und vor Allem geistlich ihrer anzunehmen. Es liegt am Tage, daß von der Beschaffenheit des geistlichen Standes die Zukunft der Kirche ganz besonders abhängt, daß für das ganze Leben die academische Zeit vielfach entscheidend ist. Sollte man nicht meinen, daß, z. B. in Berlin, in dieser Zeit von allen Seiten um die Herzen der Jugend, die sich in der großen Stadt oft so verlassen fühlt, die für gute Eindrücke so empfänglich ist, geworben werden würde, daß Viele es für eine heilige Pflicht halten würden, ihnen einen Anhalt darzubieten, gegen die

gefährlichen Versuchungen, welche die Hauptstadt mit sich führt. Mit Schmerz müssen wir es sagen, wir haben kaum Jemanden gefunden, der diese Sache recht aufs Herz genommen hätte außer dem längst selig entschlafenen Baron von Kottwitz, den so Viele ihren geistlichen Vater nennen, und dem im vorigen Jahre zu seines Herrn Freude eingegangenen S. Elsner, dem außer manchen anderen Werken auch das in die Ewigkeit nachgefolgt ist, was er an den armen Studierenden gethan hat. Er errichtete für sie einen Freitisch, für den er mit unermüdetem Eifer Gaben sammelte; in den Jahren seiner Rüstigkeit sah er zu allen Zeiten Studierende in seinem Hause bei sich, die sich an seinem freudigen Glauben erbauten.

Unter den „Gutachten die Diaconie und den Diaconat betreffend" spricht das des ehrwürdigen Past. Dr. Fliedner, der zu unsrem großen Bedauern durch Gesundheitsrücksichten in den fernen Orient abgerufen und also verhindert wurde, persönlich an der Conferenz theilzunehmen, die beherzigungswerthen Worte aus: „Wir müßten die apostolische Demuth haben, zu erkennen, daß wir trotz unseres geistlichen Amtes häufig nicht die Weisheit haben, die leiblichen Nöthe und Bedürfnisse der Gemeindeglieder so zu befriedigen, wie christlich gesinnte Laien, welche den anderen Gemeindegliedern viel näher stehen als wir, durch gleichen Stand, gleiche Verhältnisse, gleiche Beschäftigung." Wenn man aber der Liebe für heimische Institutionen das Opfer bringt, sich für Diaconen zu erklären, welche wie die übrigen Mitglieder des Presbyteriums aus Wahlen hervorgehen, so wird von diesem Vorzuge der Weisheit in der Wirklichkeit nicht viel zu spüren seyn. Man wird den Provisoren erlauben müssen, sich Hülfsprovisoren an die Seite zu stellen. Denn „wie könnten" — sagt Dr. Fliedner selbst — „junge wohlhabende vornehm erzogene Kaufleute und ähnliche Geschäftsleute, welche in größeren Gemeinden, namentlich in Städten, besonders gern zum Diaconenamte herangezogen werden und das Armenvermögen trefflich verwalten können, in der Regel die Weisheit haben, die Armen recht zu behandeln?" Und da auch die Hülfsprovisoren sich durch die Erfahrung als unzureichend erwiesen haben, indem in der Regel „die Fürsorge für die Armen von ihnen nur höchst mangelhaft geübt wurde, weil die Vergütung dafür sehr gering war und weil sie als Handwerker und kleine Geschäftsleute ihre Zeit für den Broterwerb nöthiger brauchten", so muß sich die Kirche „aus der freien christlichen Association in den Gemeinden die ergänzenden Kräfte holen, welche ihrem kirchlichen Amtsdiaconate jetzt fehlen oder in zu schwachem Grade ihr zu Gebote stehen." Diese Hülfsdiaconen werden zu dem Amtsdiaconate in dem Verhältnisse der Wahrheit zu dem Scheine stehen. Da liegt doch der Gedanke gar nahe: welcher Dämon nöthigt uns denn, dem Scheine nachzujagen? lassen wir ihn denjenigen, die ihn einmal geschichtlich überkommen haben und trachten wir darnach, die Wahrheit zu gewinnen und zwar nicht blos durch die Anstellung besoldeter Diacone, sondern auch durch Organisirung der Kräfte, welche in freier Liebe der Gemeinde dienen wollen.

(Fortsetzung folgt.)

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz. Druck von Trowitzsch und Sohn.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1857. Sonnabend den 10. Januar. № 3.

Vorwort.

(Fortsetzung.)

Das bedeutendste von den Gutachten ist ohne Zweifel das von Dr. Wichern. Es hat den Vorzug, daß es sich von presbyterialen Gedanken, die freilich in kirchlichen Verhältnissen, wie die Hamburgs, gar wenig Nahrung finden, freihält, und von einem aus Gemeindewahlen hervorgehenden Diaconate nichts wissen will. „Wenn die Menge — wird gesagt — zur Findung der Männer nicht geeignet gewesen wäre, so ist es mehr als zweifelhaft, daß die Apostel die Mitwirkung der Menge würden haben in Anspruch nehmen wollen.“ In der gleichen Berücksichtigung der realen Verhältnisse erklärt sich auch Dr. Wichern gegen die sofortige Durchführung genereller Maaßregeln. „Hätten sich in Jerusalem keine solche sieben qualificirte Männer oder nur fünf, oder nur zwei derselben gefunden, so ist es mehr als zweifelhaft, daß die Apostel die Mitwirkung der Menge würden haben in Anspruch nehmen wollen.“ Es soll vorläufig und in wenigen einzelnen Gemeinden ein Anfang gemacht werden, wo die Vorbedingungen vorhanden sind. Die lediglich abstracte Behandlung solcher Verfassungsfragen, die von den realen Verhältnissen absehe, führe todte Geburten oder Mißgeburten herbei, die eine Unehre und Anklage der guten Sache seien.

In einem wichtigen Puncte aber können wir Dr. Wichern in keiner Weise beistimmen. Das Diaconat, dessen sehr einfache biblische Grundlagen wir gern einfacher besprochen gesehen hätten, in der Weise von Bengel zu Apgsch. 6, 2., ist ihm nicht eine Hülfe für das Pfarramt, sondern „ein selbstständiges Kirchenamt, das in sich selber ein Organismus und ein Glied in der kirchlichen Ordnung der Aemter seyn soll.“ „Damit der Dienst am Worte nicht leide, bedarf es zur Stillung der Nothdurft des Armen besonderer kirchlich bestellter Personen, eigentlicher Diaconen.“ Diese sind auf ihrem Gebiete ebenso unabhängig, wie der Pastor auf dem seinen. „Der Diaconus ist nicht der Diaconus des Presbyters, dann wäre er dessen Diener, er ist ebensowenig Diener der Gemeinde. Aber er ist der συνεργός, der Mitarbeiter des Pastors an der Gemeinde und der Pastor hat die Leitung der Gemeinde, weil er das Wort der Gemeinde zu verkündigen hat.“ Die Diaconen werden auf besonderen Schulen gebildet, haben ihre besondere Ordination und bilden einen neuen Ordo in der Kirche, sie stehen endlich unter besonderen Obern, welche einen gegliederten Organismus bis zu den höchsten Stufen hinauf bilden. Mit der Einsetzung dieser höheren Stufen des Diaconats soll der Anfang gemacht werden und so die Entwickelung von oben nach unten fortschreiten, in dem Maaße als das Leben der Kirche die Vorbedingungen darbietet.

Gegen diesen Plan erheben sich zwei gewichtige Bedenken. Das erste ist, daß die systematische Absperrung des Pastorats von der Fürsorge für die Armen dasselbe in seinen Lebensbedingungen verletzen würde, so gewiß als es ein Hauptstück des reinen und unbefleckten Gottesdienstes ist, Wittwen und Waisen zu besuchen in ihrer Trübsal, als die heilige Obliegenheit des Pfarramtes den Armen, für die das Wort Gottes eine so besondere Zärtlichkeit zeigt, das Evangelium zu predigen, gar nicht vollständig erfüllt werden kann, wenn der Pastor in Bezug auf ihre leiblichen Bedürfnisse genöthigt ist zu ihnen zu sprechen: Gott (und der Diakonus) berathe euch, wärmet und sättiget euch. Die Armen würden sich von einem solchen als einem herzlosen Priester ab- und dem Diakonus als dem barmherzigen Samariter zuwenden. Das Zweite ist, daß der Conflict zwischen dem Pastorat und dem so gefaßten Diakonate, der um so weniger ausbleiben würde, da die Träger des letzteren auf dem Standpunkte der Halbbildung stehend, die nicht weiß, was sie nicht weiß, der Versuchung zum Dünkel in ganz besonderem Grade, weit mehr als der geistliche Stand ausgesetzt seyn würden, die Gemeinden zu zerrütten droht und den Segen des Pfarramtes ihnen zu verkümmern. Das letztere besteht seit Jahrhunderten im Segen, und es ist die Grundbedingung für alle Neubildungen, die sich erst legitimiren müssen, bei denen noch in Frage steht, ob der Bischof unserer Seelen, der große Hirte der Schaafe sich zu ihnen bekennen und seinen Segen auf sie legen will, daß sie diesen Segen nicht beeinträchtigen, in Bezug auf den uns das Wort gesagt ist: Halte was du hast. Die Erfahrung hat gezeigt, daß die Gemeinden schon durch die Spaltungen zerrüttet wurden, welche aus der theilweisen Erhebung der Schule zu einem selbstständigen Gebiete hervorgingen. Man hat die Lehrer der Schule wieder unbedingt den Pfarrern unterordnen müssen. Hier würde der Conflict noch gefährlicher werden, weil der „neue Ordo in der Kirche“ sich viel näher mit dem Pfarramte berühren, viel mehr einen geistlichen Character tragen würde.

Die gutachtlichen Beschlüsse der Conferenz in Bezug auf den Diakonat tragen im Allgemeinen unverkennbar den Charakter der Nüchternheit und Besonnenheit, fallen aber eben deshalb

nicht besonders in die Augen und bringen die Angelegenheit, in der einmal durch allgemeine Maßregeln für jetzt nichts geschafft werden kann, in kein neues Stadium. Dem Kirchenregiment wird empfohlen, überall, wo die Kräfte vorhanden sind, mit der Einrichtung des Diakonats vorzugehen, worin indirect eine Warnung davor liegt, daß man nicht, uneingedenk des Wortes: „Du begehrest dir große Dinge, begehre es nicht", begehre zu bauen, wo keine lebendigen Steine vorliegen, also kein geistliches Haus zu Stande kommen kann. Damit scheint freilich ein anderer Beschluß: das Diakonat soll mit dem Gemeindevorstand in organische Verbindung treten, nicht recht in Einklang zu stehen, eine Fatalität, der ja alles Synodalwesen mit seinen zerstreuenden Einflüssen und seinen zufälligen Abstimmungen so leicht unterliegt. Soll der Gemeindevorstand überall organisirt werden, auch wo die Vorbedingungen fehlen, so wird hiernach, scheint es, überall auch der Diakonat als ein Glied dieses neuen Organismus ins Leben gerufen werden müssen, und wir werden eines schönen Morgens die Provisoren mit ihrem Gefolge, den Hülfsprovisoren und Hülfsdiakonen und vielleicht noch Assistenten der Hülfsdiakonen bei uns einziehen sehen. Vielleicht aber ist es mit diesem Zugeständniß an Rheinland und Westphalen nicht so gar ernst gemeint und wir haben hier nur eine logische Consequenz des auf dem Gebiete der Gemeinde-Ordnung einmal eingeschlagenen, dem Leben abgewandten Verfahrens vor uns. Dem neuen selbstständigen und bis zu den höchsten Stufen aufsteigenden Ordo in der Kirche zeigte sich die Conferenz abgeneigt. Das Archidiakonat wurde verworfen und nur empfohlen, was als sich von selbst verstehend kaum einer Empfehlung bedurfte, daß geeignete Persönlichkeiten in den Kirchenbehörden die Leitung des Gemeindediakonates in die Hand nähmen. Die Diakonen sollen nicht ordinirt, auch nicht eingesegnet, sondern nur feierlich in ihr Amt eingeführt werden. Wir freuen uns, daß die Conferenz Gelegenheit genommen hat, die Erwartung auszusprechen, das Kirchenregiment werde darauf hinwirken, daß die kirchlichen Sammlungen ihrer ursprünglichen rein kirchlichen Bestimmung zurückgegeben würden. Es ist wirklich schwer zu begreifen, daß dieß nicht schon längst geschehen ist, daß die Mißbräuche, welche in einer Zeit der Erschlaffung in das kirchliche Kollektenwesen eingedrungen sind, nicht schon längst vollständig und mit einem Schlage beseitigt wurden. Der Geist der Opferwilligkeit, welcher in unserer Kirche nothwendig neu belebt werden muß, und der jetzt noch in einer wahrhaft schimpflichen Weise ihr fehlt, wie der Blick auf England und noch mehr auf Schottland dieß recht zum Bewußtseyn bringt, kann nicht aufkommen, wenn nicht erst die Eindringlinge unkirchlicher Kollekten aus unserer Kirche ausgewiesen worden sind. Ein Ansatz dazu ist allerdings gemacht, indem an die Stelle der Kollekten für arme Studirende überhaupt wiederum die für künftige Diener der Kirche getreten sind, die wir bei dieser Gelegenheit von neuem allen unseren Lesern, vorzüglich den Pastoren, ans Herz legen, in schmerzlicher Anschauung der Verkümmerung die auf so manchen Studirenden der Theologie lastet und der

Kirche viele edle Kräfte entzieht. Der schwere Druck der äußern Noth liegt nicht bloß auf solchen, die der leidige Hochmuth der Eltern in eine von Gott nicht gewiesene Bahn getrieben hat, — solche stellen leider jetzt wieder vielfach sich ein, zur Verantwortung vor Gott für die Gymnasien, welche solche uns zusenden, — sondern auch auf trefflich Begabten, deren leiblicher Noth die Kirche sich annehmen muß, wenn sie einst ihr Geistliches erndten will. — Aber bei diesem Fortschritt ist die Sache bis jetzt stehen geblieben und von den andern alten Spinnewebeu unkirchlicher Kollekten ist bis jetzt unseres Wissens keins ausgefegt.

Den dritten Gegenstand der Verhandlungen der Conferenz bildete die liturgische Frage. Die lebhafteste Aufmerksamkeit wurde hier durch den Antrag in Anspruch genommen: „es als ein Bedürfniß anzuerkennen, daß dem Lutherischen und reformirten Bekenntnisse auch in der Gottesdienstordnung ihr voller Ausdruck gewährt werde und daß deßhalb an Se. Majestät den König die unterthänigste Bitte gerichtet werde: a. für die geschichtlich Lutherischen und reformirten evangelischen Gemeinden (möchten sie der Union beigetreten seyn oder nicht) allergnädigst zu gestatten, bei Spendung der Sacramente diejenigen Formeln zu gebrauchen, welche in der Lutherischen und reformirten Kirche hergebracht und in den betreffenden Gemeinden bis zur Einführung der Agende kirchenordnungsmäßig gebraucht seyen, auch hierzu die besondere Einwilligung der Gemeinden nicht einzufordern; auch b. allergnädigst zu gestatten, daß durch die Kirchenbehörden dahin gewirkt werden möge, daß in diesen Gemeinden, so weit sie sich nicht auf den Consensus beider Bekenntnisse gegründet hätten, jene ihrem geschichtlichen Bekenntnißstande entsprechenden Formeln allmälich und ohne Nöthigung der Gemeinden wieder zur regelmäßigen Ordnung würden." Es scheint, daß der specielle Theil dieses Antrages nicht in vollem Einklange steht mit dem allgemeinen. Nachdem in dem letzteren verlangt worden, daß dem Bekenntnisse in der Gottesdienstordnung sein voller Ausdruck gewährt werde, im Einklange mit dem von Dr. Kliefoth aufgestellten Satze: „die Confession ist das Bestimmende und durchweg Normirende für die Liturgie; der Kultus einer Kirche ist durchweg normirt durch ihr Bekenntniß", bleibt der specielle Theil des Antrages bei der Spendeformel stehen, um die jetzt freilich der lebhafteste Kampf entbrannt ist, in der sich auch die Verschiedenheit der Confessionen am handgreiflichsten kund gibt, die aber immer nur einen Theil eines größeren Ganzen bildet. Die Confessionen können sich nur dann zufrieden geben, wenn die Liturgie durch Männer, welche persönlich ihnen angehören und von ihrem Geiste durchdrungen, dazu grade für dieß Gebiet mit besonderer Weisheit begabt sind, revidirt worden ist. Erschien es für jetzt nicht rathsam mehr zu verlangen, weil dem Leben der Kirche nicht vorgegriffen werden soll, das in der mannigfachsten Weise eine solche Feststellung vorbereiten muß, so wäre es doch angemessen gewesen, solcher zukünftigen Entwickelung ihr Recht zu wahren, und zugleich solchen vorbereitenden Regungen des Lebens innerhalb des Gebietes der Agende von 29 einen gewissen freien Spielraum zu

sichern und dafür zu sorgen, daß die Treue gegen die Kirche und ein von ihrem Geiste erfülltes frisches liturgisches Leben, welches auf eigene Gefahr versucht, wie weit die Kirche der Gegenwart tragen kann, was in der Zeit der frischesten Kraft und Ursprünglichkeit des kirchlichen Bewußtseyns auf liturgischem Gebiete erzeugt worden, nicht mit der rationalistischen Willkühr auf eine Linie gestellt werde, welche sich im Interesse einer unkirchlichen Subjectivität der lästigen Bande der Agende von 29 entledigt, gegen die auch wir aufrichtige Pietät hegen, in der wir eine edle Gottesgabe und ein Einigungsband der Kirche erblicken, einen schützenden Damm gegen den Unglauben. Indessen je bescheidener die Forderung war, desto mehr durfte man sich der Zuversicht überlassen, daß ihr die Herzen der Versammlung zufallen würden. Der Einwand, auch die Spendeformel der Agende enthalte an sich nichts Unlutherisches und ein Lutheraner verläugne durch sie sein Bekenntniß nicht, die gangbarste lutherische Formel aber schließe auch die Möglichkeit einer Deutung im reformirten Sinne nicht aus, konnte Niemanden blenden, der den guten Willen hatte der Sache auf den Grund zu gehen. Die agendarische Spendeformel ist notorisch zu dem Zwecke aufgebracht worden, dem lutherischen Bekenntnisse aus dem Wege zu gehen, die lutherische Deutung ist bei ihr eine illegitime, dagegen aber der gangbarsten lutherischen Formel ist, obgleich sie nicht geflissentlich darauf ausgeht, anderweitige Deutungen unmöglich zu machen, weil sie durch die Erinnerung an den Streit der Confessionen nicht die Feier des erhabensten Mysteriums stören will, doch das lutherische Verständniß dadurch gesichert, daß sie in der Lutherischen Kirche in der Zeit ihrer Integrität und der Sicherheit ihres Bewußtseyns im ausgedehnten Gebrauch gewesen ist. Davor muß alle reformirte und unionistische Deutelei verstummen. Was war nun das Resultat? Der Bericht in der Pr. C. rühmt, „daß diese für die Zukunft der Landeskirche bedeutsame Frage noch niemals mit soviel Gründlichkeit und Wärme und mit so viel Würde und gegenseitiger Achtung erörtert worden ist." Wir müssen das anerkennen, die Verhandlungen trugen mehrfach einen imponirenden Charakter, ganz besonders — wir werden doch berühren dürfen, was durch mündliche Tradition in den weitesten Kreisen verbreitet worden ist — als ein ehrwürdiger Oberhirt mit der Erhebung des Gemüthes, die er an dem Sterbebette einer verklärten Tochter gewonnen hatte, bat und beschwor, daß man das Recht einer Kirche nicht kränken möge, die so tiefe Wurzeln in den Gemüthern der Kleinen und der Armen am Geiste habe. Aber mit diesem Resultate können wir uns doch nicht zufrieden geben. Die Reden, so ergreifend sie theilweise waren, konnten doch in der Sache selbst kaum etwas zu Tage fördern, was nicht schon anderweitig bekannt war; ihre unmittelbare Wirkung war — wie das in der Pr. C. veröffentlichte Resultat der Abstimmung zeigt — gleich Null, wir zweifeln, ob auch nur eine einzige Stimme anders gefallen ist, als sie ohnedem gefallen sein würde; und während die Reden in den Kammern durch die stenographischen Berichte und die Zeitungen in weiten Kreisen die Wirkung ausüben, die ihrem inneren Gehalte entspricht, werden hier nur die Protokolle veröffentlicht werden, in die der Natur der Sache nach von Saft und Kraft der Reden nur wenig übergehen kann. Unsere ganze Aufmerksamkeit muß sich also auf die Abstimmung richten. In Bezug auf diese sagt uns der Bericht in der Pr. C. „daß der Antrag in seinen drei Abtheilungen sowohl in seiner ursprünglichen Fassung, wie in einer von anderer Seite vorgeschlagenen Modifikation (daß unter Schonung des Bestehenden, wo es in Frieden und mit Segen geübt wird, in der Liturgie der Verschiedenheit des Bekenntnisses der unter einem Regiment vereinigten Kirchen ihr volles Recht zu Theil werde) abgelehnt und dafür ein Antrag angenommen wurde, welcher in Uebereinstimmung mit dem in der Denkschrift des Evang. Ober-Kirchenrathes zum Grunde liegenden Gedanken dahin ging: unter Festhaltung des Grundsatzes, daß die Agende von 1829 Anknüpfungspunkt für die weitere Behandlung der liturgischen Frage ist, den Wunsch auszusprechen, es möge den provinziellen, wie confessionellen agendarischen Bedürfnissen durch einen diese berücksichtigenden Anhang Rechnung getragen werden. Desgleichen eignete die Versammlung sich in ihrer Mehrheit einen weiteren Antrag an, welcher dahin lautete: es dürfe der geschichtliche Bekenntnißstand einer Gemeinde jetzt nicht mehr ohne Weiteres bis zu der Consequenz geltend gemacht werden, daß, wo seit Einführung der Agende die Spendeformel derselben zur kirchlichen Gewohnheit geworden, die Aenderung dieses Bestandes von Amtswegen angestrebt werde." Diese Beschlüsse sehen gar bedenklich aus und es konnte besorgten Gemüthern wohl also erscheinen, daß mit ihnen die „Lutherische Kirche in Preußen zu Grabe getragen werde." Das Kirchenregiment hat nach ihnen nicht das Recht, die Confession auf dem liturgischen Gebiete zu wahren; es vertritt nur die Union; das Confessionelle wird mit dem Provinziellen auf eine Linie gestellt und in das Altentheil eines Nachtrages verwiesen; wer es haben will, muß es auf dem Wege der Concession erringen, und diese darf nur da ertheilt, ja nur da „angestrebt" werden, wo die agendarische Spendeformel nicht „zur kirchlichen Gewohnheit" geworden, wo also kein Widerspruch von den Gemeinden zu erwarten ist. Wir sind allerdings durch diese Beschlüsse betrübt worden, deren practische Bedeutung schon daraus erhellt, daß in dem verflossenen Jahre die Berufung zweier Geistlichen von ausgezeichneter Begabung an Gemeinden der Hauptstadt, die eines Zuwachses tüchtiger Kräfte in dem geistlichen Amte so dringend bedarf, daran gescheitert ist, daß sie auf dem liturgischen Gebiete Zugeständnisse verlangten, welche ihnen die Behörden nach ihrer Ansicht von dem bestehenden Rechte, namentlich nach der C.-O. vom 12. Juli 53, welche festsetzt: „Abweichungen von den Ordnungen der ev. Landeskirche in einzelnen Gemeinden sollen nur auf den übereinstimmenden Antrag der Geistlichen und Gemeinden bei den Behörden zur Berathung kommen und nur erfolgen dürfen nach Erschöpfung aller Mittel der Ermahnung" nicht glaubten gewähren zu können. Aber wir sind weit davon entfernt durch diese Beschlüsse entmuthigt zu werden. Denn wir verlassen uns nicht

auf Fürsten und nicht auf Conferenzen und Synoden, sondern auf den lebendigen Gott, welcher den Weinstock, den Er aus Egypten geholt und gepflanzt und vor ihm Bahn gemacht hat und ihn lassen einwurzeln, daß er das Land erfülle, auch heimsuchen und darein sehen wird. Und in dieser Hoffnung können uns auch die Erfahrungen nur bestärken, die bei dieser Conferenz gemacht worden sind. Wie verschieden war die Minorität hier nach Zahl und Berufsstellung und Zuversicht von der auf der Generalsynode von 1846! Welche erhebende Bekenntnisse wurden auf dieser Conferenz von solchen vernommen, die selbst früher einer anderen Richtung gefolgt waren! Noch zehn Jahre und wir werden ganz anders stehen. Das Werk Gottes geht mit festem und sicherem Schritte fort und Menschen werden es nicht hemmen können, ihr Widerstreit, der auf der handgreiflich falschen Voraussetzung beruht, daß sie es mit dem Eigensinn einzelner Individuen zu thun haben, während in der That Gott es ist, gegen den sie streiten, Gott, der das Werk seiner Hände nicht lassen will, Gott, welcher, der Barmherzigkeit gedenkend im Zorn, sein Werk inmitten der Jahre wieder lebendig macht (Hab. 3, 2), wird nur dazu dienen, seinen Sieg zu verherrlichen. Darauf nur kommt Alles an, daß wir es nicht durch Ungeduld und fleischlichen Eifer stören und trüben. Der einzige wirklich gefährliche Feind liegt in uns selbst, wenn wir nicht über uns wachen. Nicht confessionellem Zelotismus ist der Sieg verheißen (Gott bewahre uns vor ihm wie vor allen Uebeln, gegen die in der Litanei gebetet wird!), sondern nur dem Sinne, der zunächst in Sorge um das Heil der eigenen Seele sich die edlen Güter nicht verkümmern lassen will, die Gott der Kirche der deutschen Reformation anvertraut hat, dem zarten kirchlichen Gewissen und doch dabei weiten christlichen Herzen, das mit Liebe allem entgegenschlägt, was das Bild Christi darbietet, wo es sich auch finden möge, unter Reformirten oder unter Katholiken, und auch unter Baptisten und Quäkern, was nicht blos dem Christlichen in den Individuen anderer Kirchen und Sekten Anerkennung gewährt, sondern auch in den Kirchen und Sekten selbst, trotz aller Trübungen, Christum zu erkennen vermag, welchem die amalgamirende Union auf der einen Seite zu weit ist, auf der andern aber viel zu enge, dem es unmöglich ist, den Einen Hirten und die Eine Heerde blos in der Zukunft zu suchen. — Der Schadenfreude der Prot. K. Z. über die gefaßten Beschlüsse wurde übrigens dadurch vorgebaut, „daß eine Erklärung, es bestehe in der Preuß. Landeskirche eine bekenntnißlose Union nicht zu Recht, mit Ausnahme einer einzigen Stimme, welche eine solche Erklärung für zu unbestimmt und daher Mißdeutungen ausgesetzt erachtete, ohne weitere Abstimmung von der Versammlung angenommen wurde."

Die ganzen Verhandlungen in der liturgischen Sache bezogen sich eigentlich auf Fragen, die der Conferenz nicht vorgelegt waren, die man hatte vermeiden wollen, die sich aber mit Gewalt aufgedrängt hatten, weil, weß das Herz voll ist, davon der Mund übergeht. Ueber die Vorlage des Oberkirchenrathes fand so gut wie gar keine Berathung statt. „Die Versammlung — sagt der Bericht — hielt es nicht für ihre Aufgabe, in das Detail der mit der Denkschrift des O. K. R. veröffentlichten Entwürfe einzugehen, sie entschied sich vielmehr dafür, diese Entwürfe in Verbindung mit den vorliegenden Gutachten und Referaten im Allgemeinen als eine hinreichende Vorbereitung für die weiteren Schritte, beziehentlich für die Berathungen einer Landessynode über die Gränzen des Nothwendigen und Freien, Unbeweglichen und Beweglichen, Allgemeinen und Individuellen in der Liturgie zur Annahme zu empfehlen, mit dem Vorbehalte, daß vor der definitiven Feststellung auch die Provinzialbehörden zum Zwecke der Wahrung der provinziellen und confessionellen Bedürfnisse noch gehört würden." Daß nun die Versammlung sich der Berathung über die Vorlage des O. K. R. enthielt, für die sich in ihr nur wenige Männer von wirklich competentem Urtheil vorfinden konnten, auch kaum die für solche Dinge erforderliche tiefe Concentration und Erhebung des Gemüthes, die gar leicht über dem vielen Reden und Hören verloren geht, halten wir für ganz in der Ordnung. Es graute uns wirklich vor dem Gedanken, daß die Frage, ob in die Abendmahlsliturgie ein neues Opfergebet aufzunehmen sey, hier debattirt werden sollte, mit „Bemerkungen zur Fragestellung" u. s. w. Für die Behandlung solcher Fragen war nicht einmal die rechte Localität vorhanden: sie gehören nicht in eine Monbijouconferenz, sondern in das Haus des Herrn, wo sie mit gottesdienstlichen und ascetischen Uebungen in Verbindung treten können. Was in Beziehung steht zu den tiefsten Mysterien des Glaubens darf nur von solchen behandelt werden, die sich in diese Mysterien so weit, als es uns armen Sterblichen möglich ist, vertieft haben. Erging doch an Mose vor der Bekanntmachung der zehn Gebote, die dem natürlichen Bewußtseyn weit zugänglicher sind, wie das Sacrament des Altares, die Weisung: „Gehe hin zum Volke und heilige sie heute und morgen, daß sie ihre Kleider waschen." Aber wir hätten gewünscht, daß man die Enthaltung noch weiter getrieben hätte. War man in die Prüfung der Vorlage nicht eingegangen, so war man auch nicht berechtigt zu der, wenn auch sehr allgemein lautenden Empfehlung derselben, von welcher alle confessionell Gesinnte schon das hätte abhalten sollen, daß der Grundgedanke der Vorlage der eines Consensus auf dem liturgischen Gebiete ist, daß sie ein selbstgemachtes unionistisches Schema über das naturwüchsige Confessionelle stellt als ein bis hieher und nicht weiter, daß sie das Confessionelle nur unter das „zulässige Mannigfaltige" ordnet, neben dem Provinziellen, Oertlichen. Es scheint, daß Manche durch den Vorbehalt am Schlusse, daß vor der definitiven Feststellung die Provinzialbehörden noch gehört werden sollen, von denen nach ihrem gegenwärtigen Personal wohl zu erwarten ist, daß sie für das liturgische Recht der Confession kräftig eintreten werden, veranlaßt wurden, jener Empfehlung beizutreten, in der Meinung, daß sie wegen ihres allgemeinen und vagen Charakters ohne praktische Bedeutung sey. Sollte dies wirklich der Fall seyn, so könnten wir ein solches Verfahren nur entschieden mißbilligen. „Machet nicht meines Vaters Haus zum Kaufhause", hat der Herr gesprochen. In der Kirche wird kein Handel getrieben, nicht auf kleine Vortheile ausgegangen. Da gilt es vielmehr zu zeugen und zu bekennen und lieber dahin fahren zu lassen als durch Verläugnung zu erlangen. Das Richtige wäre unseres Erachtens gewesen, nach Ablehnung der auf die Wahrung der liturgischen Rechte der Confessionen gerichteten Anträge zu erklären, daß man nunmehr mit der ganzen Sache unverworren seyn wolle. Wem es vorher noch nicht klar geworden, der mußte doch aus dieser Ablehnung erkennen, worauf es mit ihr hinaus will.

(Fortsetzung folgt.)

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz. Druck von Trowitzsch und Sohn.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1857. Mittwoch den 14. Januar. № 4.

Vorwort.

(Fortsetzung.)

Den vierten Gegenstand der Verhandlungen der Conferenz bildete die Ehesache. In Bezug auf diese waren im Laufe des Jahres schon einige bemerkenswerthe Ereignisse vorangegangen. Der Hochw. Evang. O. K. R. hatte unter dem 11. Febr. eine Circularverfügung erlassen, welche ein Verfahren empfiehlt, wodurch „einerseits die schwersten Verletzungen abgewendet und andererseits die Rücksichten auf den vorhandenen Rechtszustand und die Würde der Kirche so viel als möglich versöhnt" werden sollen. Diesen Zweck sucht die Verfügung durch ein halbirendes Verfahren zu erreichen. Sie theilt die Scheidungsgründe des Landrechtes in drei Klassen, „stellt die Fälle, in denen die Einsegnung nicht zu gewähren, und diejenigen, in denen sie nicht zu verweigern sey, einander gegenüber, und schiebt zwischen beide, aus Rücksicht auf die Noth der Gegenwart, eine dritte Categorie, nämlich diejenigen Fälle, in denen die Einsegnung zwar geschehen, jedoch der competente Geistliche dazu nicht gezwungen werden dürfe." Es läßt sich nicht verkennen, daß diese Verfügung im Verhältniß zu der bisherigen Praxis einen Fortschritt darstellt. Sie sucht der bis dahin bestehenden und für das Ansehen der kirchlichen Obrigkeit so verderblichen Widersinnigkeit auf diesem Gebiete „amtsmäßig eine laxe Meinung zu haben", wenigstens gewisse Gränzen zu setzen. Das Organ der kirchlichen Auflösungspartei, die Freundin aller Ungebundenheit und Zügellosigkeit, die eifrige Dienerin des Geistes, der stets verneint, die Protest. K. Z. klagt: „Der Geistliche dürfte schon jetzt nicht mehr in allen Fällen trauen, wo die Scheidung rechtskräftig ausgesprochen ist, das Verhältniß zwischen Gesetzmäßigkeit und Ungesetzlichkeit wäre in der That schon so umgekehrt, wie es Herr von Gerlach und Genossen verlangt haben." Indessen liegt doch nur erst der erfreuliche Anfang der Umkehr zu dem gesunden und normalen Verhältniß vor, in dem die oberhirtlichen Behörden den Pastoren vorleuchten in dem unbedingten Gehorsam gegen das Wort des Herrn und das darauf beruhende Recht der Kirche. Im Gegensatze gegen das Wort Gottes und das Recht unserer Kirche, welche Ehebruch und böswillige Verlassung für die einzigen legitimen Scheidungsgründe erklären, wird ein Versuch gemacht, auf dem Wege der abschüssigen und nirgends einen sicheren Halt darbietenden Analogieen eine Reihe von Fällen aufzustellen, in denen angeblich die Ehe ebenso unheilbar zerrüttet seyn soll, und in der Bestimmung dieser Fälle findet Anlehnung statt an „einen bedeutsamen Act auf dem bürgerlichen Gebiete", die Beschlüsse der ersten Kammer. Die Kirche bleibt somit abhängig von der bürgerlichen Gesetzgebung, die nicht bloß für Christen zu sorgen hat, sondern auch, nach Luthers Ausdruck, „für Juden, Türken, Heiden und allerlei Geschmeiß", dem die Kirche billig vorleuchten und ihn einladen soll, ihr nachzufolgen, so weit er es nach seiner von der ihrigen verschiedenen Aufgabe vermag. An die Stelle der Abhängigkeit vom Landrecht tritt die von der noch nicht einmal fertigen staatlichen Gesetzgesetzgebung. Da heißt es doch wirklich, „die einst Königin war unter den Heiden muß nun dienen." Der Harmonie mit dem Staate zu Liebe wird die Harmonie der Kirche der Gegenwart mit der Kirche der Vergangenheit zerstört. „Man kann mit Fug behaupten — sagt Prof. Merkel in den Gutachten S. 458 — daß die Anwendung des arbitrium judicis auf Fälle solcher Verschuldungen, welche dem Ehebruche nur ähnlich sind, in der Reformationszeit gesetzlichen Ausdruck nicht gefunden hat; wie denn auch nach allen bisherigen Untersuchungen bis in die Mitte des vorigen Jahrhunderts von dem Uebergang solcher Theorie in die Kirchenordnungen keine Spur nachzuweisen ist." Bedenklich war es noch, daß in dieser Verfügung in Bezug auf die in ihr aufgestellten mittleren Fälle das durch das Wort Gottes und das Recht der Kirche gebundene Gewissen der Geistlichen zwar hinsichtlich der Trauung geschont wurde (da stand ihm die preiswürdige Königliche Cabinets-Ordre schützend zur Seite), nicht aber in Bezug auf die Proclamation, die, wie Prof. Merkel überzeugend nachgewiesen hat*), nicht ein weltliches Geschäft, sondern ein rein kirchlicher Act, ein Act der Segnung und nicht bloß der Verkündigung ist und daher unmöglich von solchen vorgenommen werden kann, welche die Trauung glauben verweigern zu müssen.

Ein Ereigniß von eigentlich kirchenhistorischer Bedeutung ist das bald nach jener Circularverfügung veröffentlichte Gutachten des Kronsyndicates in der Frage der Trauung Geschiedener. Im Gegensatze gegen die Aengstlichkeit, welche auf den Staat herüberblickt, statt unverwandt den Blick auf den himmlischen Herrn der Kirche zu richten und zu fragen, was Er, dem die Seraphim ihr dreimal heilig singen, von dessen Ehre

*) Gutachten S. 450. Monatsschrift für die Ev.-Luth. Kirche Preußens. 1855. S. 337 ff.

alle Lande voll sind, gebietet, treten hier dreizehn der angesehensten Männer des Staates und des Rechtes auf und erklären, daß der Staat auf diesem Gebiete gar keine Anforderungen an die Kirche macht, daß seine Gesetzgebung nur für ihn selbst bestimmt war, daß die Knechtschaft, welche die Kirche so lange getragen, in der sie gegen die Warnung einer Kirchenordnung aus dem 16. Jahrh., der Nördlinger Reformation vom J. 1525: ne quod Deus abominetur nos commendemus, ne gratiam agamus Domino super manifesta impietate zahllose Ehen eingesegnet hat, die nach dem Worte Gottes als ehebrecherische betrachtet werden müssen, eine freiwillige gewesen ist. Die mit schlagenden Gründen unterstützte Ausführung des Kronsyndicates muß die Gefühle der Schaam, Reue und Buße, welche die Kirche bei dem Rückblicke auf so langjährigen Ungehorsam empfinden muß, noch gar sehr verstärken.

„Die Gutachten, die Einsegnung geschiedener Ehegatten betreffend", waren wohl geeignet, gute Hoffnungen für die Verhandlungen zu erwecken. Vier unter ihnen vertraten in der Hauptsache den kirchlichen Standpunkt und die drei halbirenden und vermittelnden standen ihnen an Gründlichkeit und überzeugender Kraft entschieden nach. Das an der Spitze stehende Gutachten des Prof. Dr. Göschen schien Anfangs mit dem kirchlichen Standpunkte in den entschiedensten Widerspruch zu treten, indem es zu beweisen suchte, daß die Evangelische Kirche sich in Bezug auf die Ehe aller Selbstständigkeit entäußert habe — eine Beweisführung, die ihre genügende Widerlegung in dem Gutachten des derselben Facultät angehörenden Prof. Merkel fand*) —, nahm aber dann plötzlich eine erfreuliche Wendung und erklärte: „Die dienende Stellung der Kirche, in welcher sie sich gegen die weltliche Gewalt mit ihrer Einsegnung der Ehe juristisch befindet und in welcher sie mit einem mehr als 50jährigen Stillschweigen beharrt hat, entspricht der Würde und Bedeutung der Evangelischen Kirche in keiner Weise, und die Kirche muß alle gesetzlich ihr zustehenden Mittel aufbieten, um von dieser Knechtschaft befreit zu werden." Das Gutachten des Präs. von Gerlach ist ein scharfer Schnitt in das Fleisch der Halbsucht. „Immer noch — heißt es dort — herrscht im Allgemeinen der Gesichtspunkt vor, die Weigerungen als ein die Ordnung der Kirche bedrohendes Uebel zu betrachten. Es ist dies so wenig ein Aergerniß, daß darin vielmehr ein Gnaden- und Lichtstrahl in der grauenhaften Nacht von Aergernissen zu begrüßen ist, in der wir uns befinden. Nicht die Weigerungen sind das Uebel, nicht ihre Behandlung ist das Problem, welches die Kirchenbehörden hauptsächlich sich vor Augen zu stellen haben, sondern die zahllosen täglichen Einsegnungen des Ehebruchs, die auf die 3000 jährlichen und 10 täglichen Ehescheidungen folgen, sind das Uebel und ihre Behandlung ist das Problem, welches die Kirchenbehörden hauptsächlich sich vor Augen zu stellen haben." Das lehrreiche, mit seltener Gründlichkeit gearbeitete Gutachten von Prof. Merkel proclamirt als die feste

*) Gutachten S. 447.

Basis einer Norm für die kirchlichen Behörden, wonach sie in foro conscientiae die Scheidungsgründe beurtheilen, das Princip: „außer den beiden schriftmäßigen Ehescheidungsgründen keine anderen durch das bürgerliche Gesetz eingeführten anzuerkennen, und: nur dann, wenn dieselben wirklich mit allen ihren Voraussetzungen vorliegen, den Pfarrer zur Proclamation und Trauung des unschuldigen Theiles anzuhalten." Es verlangt, daß das Recht selbstständiger kirchlicher Untersuchung der von weltlicher Obrigkeit erkannten Ehescheidung im vollsten Umfange geübt, daß von Einsicht der Acten und Ehescheidungsgründe niemals abstrahirt werde: „denn selbst an den nach gemeinem Kirchenrecht gültigen Ehescheidungsgründen hat unsere Gesetzgebung erhebliche Modificationen vorgenommen." Gegen das Phantom des Conflictes mit dem Staate, durch das man von ernsterer Behandlung der Ehesachen abzuschrecken sucht, bemerkt das Gutachten: „Die Evangelische Kirche wird einerseits in ähnlicher Weise unabhängig dem Civilgesetze gegenüber, wie es bereits die Römisch-Katholische ist, anderer Seits empfangen Zustände eine feste Ordnung, welche seit 1846 schon factisch, ja in viel bedenklicherer Weise darin bestanden haben, daß bisher jeder Geistliche eine Art Jurisdiction ausüben durfte. Außerdem greift jener Zwiespalt nicht grundsätzlich feindlich in die staatliche Ordnung ein; die Consistorialjurisdiction soll nur in foro interno ihre Wirksamkeit haben, in einem vor allem durch unser Landrecht geheiligten Gebiete, dem des Gewissens, das gewiß dem Individuum nicht freier seyn soll, als der Kirche." Das Gutachten des Präs. v. Strampff endlich zeichnet sich dadurch aus, daß die Aussprüche der Reformatoren und besonders Luthers über die Ehescheidung darin in ein neues Licht gestellt sind, namentlich durch Benutzung einer bis dahin ziemlich übersehenen Schrift des Würtemberger Reformators Brenz, die von Luther selbst anerkennend bevorwortet ist. Für Christen, das ist das Resultat*), gibt es Luther keine anderen, als die von Christus und dem Apostel Paulus nachgelassenen Ehescheidungsgründe. Christen aber sind Luther alle diejenigen, die sich in der Gemeinschaft der christlichen Kirche befinden und darin verharren wollen. Die der vermittelnden Theologie so beliebte, mit besonderem Eifer von Dr. Stier vertheidigte Annahme, daß die Aussprüche Christi in der Bergpredigt für „Räthe an die Vollkommenen, und nicht nöthige Gebote allen Christen gemein" zu halten seyen, bezeichnet Luther als einen „giftigen Irrthum der Sophisten" (S. 480). Den angeblichen Conflict mit dem Staate betrachtet auch der Verfasser dieses Gutachtens mit nüchternem Auge: „Das weltliche Regiment ist oft in dem Falle, das richterlich erkannte Recht nicht verwirklichen zu können. Die Rechtshülfe erstreckt sich nicht weiter, als der weltliche Arm reicht. Der nur aus einem bürgerlich, nicht kirchlich gültigen Grunde geschiedene Ehegatte erlangt alle Rechte, welche das Gesetz überhaupt einem geschiedenen Ehegatten beilegt, somit auch das Recht zur Wiederverheirathung.

*) Gutachten S. 486.

Er kann aber dies Recht nur ausüben, wenn er einen Geistlichen findet, der ihn traut, weil das Gesetz die Trauung als wesentliches Erforderniß der Schließung einer Ehe betrachtet. Gelingt ihm dies nicht, so kann er sich nicht beschwert fühlen, weil die Grundsätze der Religionspartei, zu welcher er sich bekennt, die Wiederverheirathung ihm nicht gestatten und ihm der Austritt unverwehrt ist; noch weniger wird er Grund zur Klage haben, wenn ihm vor Einleitung des Prozesses eröffnet worden, daß kein Geistlicher angehalten werden könne, seine zweite Ehe einzusegnen." Das ist, wie uns dünkt, klar und einleuchtend für Alle, welche sehen wollen.

Die Verhandlungen in der Conferenz schlugen Anfangs den in der Denkschrift vorgezeichneten Weg ein, wie dies nicht anders erwartet werden konnte, da die Wahl der Referenten in derselben Hand lag, welche die Denkschrift dargeboten. „Der Vortrag des Referenten — sagt der officielle Bericht — hielt jenen mittleren Standpunkt fest, welcher die Ehescheidung wegen Ehebruchs oder böslicher Verlassung, demnächst aber auch wegen anderer schwerer Verschuldungen zuläßt, sobald dieselben in nicht minderem Grade auf die Ehe zerstörend eingewirkt haben. — — Hiermit stimmten der juristische und der eine theologische Correferent überein, wie denn ferner dieselben sich mit dem Referenten darin geeinigt hatten, daß im Falle der Staat seine Gesetzgebung in Gemäßheit jenes Principes verändere, alsdann auch ein disciplinarischer Zwang gegen die Verweigerung der Trauung von Seiten der Kirchenbehörden zulässig seyn würde", ein Zwang von Seiten der Kirchenbehörden, welche gegen das klare und ausdrückliche Wort des Herrn und gegen das Recht der Kirche Analogieen sanctioniren, gegen die der Kirche und ihrem Herrn treuen Pastoren, ein Einschreiten der Macht gegen das Recht „im Disciplinarwege." Ja schon jetzt und ehe der Staat sein Eherecht reformirt hat, im Blicke auf sein eignes Wesen und ohne Rücksicht auf das der Kirche, die man verurtheilen will ihrem innersten Wesen zuwider dem Staate als sein Trabant zu folgen, soll in den in dem Erlasse des O. K. R. vom 11. Febr. für zulässig erkannten Fällen „jedenfalls die Verlesung des Aufgebotes nach einer vom Consistorium vorzuschreibenden Formel" erzwungen werden! Eine andere Wendung aber nahm die Sache durch das Auftreten des zweiten theologischen Correferenten (Dr. Tholuck), indem dieser, wie der Bericht sagt, „auf Grund der von ihm für allein zulässig erachteten Auslegung des Schriftwortes die Beschränkung der Scheidungsgründe auf Ehebruch mit Ausschluß aller Anwendung auf andere Verschuldungsfälle forderte." Wir dürfen nicht zweifeln, daß dies entschiedene Auftreten eines Mannes, von dem Manche Anderes erwarten mochten, nicht minder einen bedeutenden Eindruck gemacht hat, wie früher das Auftreten seines Collegen Jul. Müller (den Gottes Gnade der Kirche noch lange erhalten und seine im vorigen Jahre so ernstlich bedrohte Gesundheit kräftigen möge) in Frankfurt und Gnadau. Wir bemerkten früher, daß die Reden auf die Abstimmungen so gut wie keinen Einfluß ausgeübt haben, wir dürfen

aber wohl annehmen, daß hier ausnahmsweise ein solcher dennoch stattgefunden hat, daß einige Schwankende durch dies Referat und noch mehr durch die später daran sich anschließende Rede des Ref. zur Entscheidung gebracht worden sind.

Die Beschlüsse der Versammlung in dieser Sache bieten eine geschlossene Kette dar und das auf den Synoden sonst so gewöhnliche widerliche Halbiren, Verclausuliren, früher gesetztes theilweise wieder Aufheben hat hier nicht stattgefunden. Die Versammlung, oder vielmehr die Majorität derselben (denn an einer bedeutenden Minorität hat es allerdings nicht gefehlt) stellt sich hier, wie bei keinem der anderen Gegenstände dar wie Ein Mann. Die Bemerkung der Protest. K. Z., die von ihr so genannte confessionelle Partei habe „in der Ehescheidungsfrage, der am meisten in das Leben eingreifenden, einen vollständigen Sieg errungen", wird als eine begründete betrachtet werden müssen.

Zuerst wurde der Beschluß gefaßt, „daß die Frage wegen der Trauung Geschiedener allein auf dem Gebiete der Kirche zum Austrage zu bringen sey", und damit Demjenigen die Ehre gegeben, der gesagt hat: „Himmel und Erde werden vergehen, aber meine Worte werden nicht vergehen", und dem Schielen nach dem Staate entsagt, von dem das Wort gilt: „Wenn dein Auge ein Schalk ist, so wird dein ganzer Leib finster."

Erwählt die Kirche das Wort Gottes zu ihres Fußes Leuchte, der Staat aber beharrt dabei, daß daneben noch andere Rücksichten zu nehmen sind, so kann es an Fällen nicht fehlen, in denen der Staat scheidet, die Kirche die Trauung verweigert. Dem daraus entstehenden vermeintlichen Conflicte zwischen Staat und Kirche (daß ein wirklicher Conflict nicht stattfinde, haben wir bereits nachgewiesen) muß nach der Meinung Mancher durch eine „Nothcivilehe" abgeholfen werden, welche, anders wie die durch das Patent vom J. 1847 bereits eingeführte, auch solchen Geschiedenen die Eheschließung ermöglicht, die sich nicht entschließen können, aus der Kirche auszutreten. Die Versammlung erklärte fast einstimmig, daß „sie in der Zulassung einer solchen Eheschließung ein geeignetes Mittel zur Hebung des Conflictes nicht zu erblicken vermöge und von demselben entschieden abrathen müsse." Dabei ist zu bemerken, daß diejenigen Mitglieder der Versammlung, welche meinten, daß zur Vermeidung des „Conflictes" ein Opfer dargebracht werden müsse, es für angemessener hielten, daß die Kirche auf dem Gebiete der Ehescheidungsgründe dem Staate Concessionen mache, so daß der hier sich verbergende Gegensatz nachher bei der Erörterung der Analogieen wieder zum Vorscheine kam. Wir halten beides, die „Nothcivilehe" und die Analogieen für verwerflich und unnöthig. Wenn wir aber einmal mit einem von beiden Uebeln heimgesucht werden sollen, so halten wir die „Nothcivilehe" noch für erträglicher, als die Analogieen. Durch Aufstellung der letzteren versündigt sich die Kirche, leidet Schaden an ihrer Seele und empfängt ein Brandmaal in ihrem Gewissen. Ihre ganze Stellung zum Worte Gottes wird dadurch alterirt, nicht minder wie einst im Reiche Israel durch den Kälberdienst Jerobeams.

Sie wird unfähig, die erhabene Mission zu erfüllen, die sie auf dem Gebiete der Ehe auch für den hier viel größeren Versuchungen ausgesetzten Staat hat. Die Civilehe dagegen ist für die Kirche nicht ein sündiges Thun, sondern ein Leiden. Die Sünde liegt auf der Seite des Staates, der sich dahin erniedrigt, dem widergöttlichen Gelüste um jeden Preis freien Spielraum zu verschaffen, der den Ungehorsam gegen die Kirche legitimirt und zu ihm einladet. Die ungeschwächte Kirche aber kann dem Staate kräftig Buße predigen und ihm ihren Stab darreichen, daß er vom Falle wiederaufstehe und das gegebene Aergerniß wieder gutmache. Bis dies geschehen kann sie gegen diejenigen, welche von der „Nothcivilehe" Gebrauch machen sollten, und das werden immer nur wenige seyn, so mächtig ist unter uns noch die Sitte, nur solche aus der eigentlichen Hefe (wir sind nicht der Meinung von Dr. Stier, daß man sich die Ausdehnung der Civilehe schwerlich drohend genug vorstellen könne) mit allen Mitteln der Zucht einschreiten und es ihnen fühlbar machen, daß, wer sich in die Ordnungen des Hauses Gottes nicht fügen will, dasselbe verlassen muß, daß mit den Hunden, Zauberern und Todschlägern auch die Ehebrecher haußen und nicht innen an ihrer rechten Stelle sind. Freilich aber Gott bewahre uns vor Beidem, bewahre namentlich die christliche Obrigkeit vor der schweren Versündigung, daß sie, nachdem sie den Ehebrechern schon Bahn gemacht zur Erreichung ihres Zieles durch Austritt aus der Kirche, wofür ja manches gesagt werden kann, obgleich es schon eine harte Sache ist, nun auch noch zur Verwirrung der Gewissen eine Institution ins Leben rufe, welche denjenigen, die in der Gemeinschaft der Kirche verbleiben wollen, die Möglichkeit gewährt, die Ordnungen zu durchbrechen, welche die Kirche in Treue gegen ihren Herrn und Heiland gesetzt hat.

„Nach Erledigung dieses Punktes ging die Versammlung zu der Frage, welche Ehescheidungsgründe innerhalb der Kirche als zulässig angesehen werden dürften, über. Dahin rechnete man einstimmig den Ehebruch und mit großer Stimmenmehrheit die Desertion, jedoch unter den Voraussetzungen und Beschränkungen, unter denen die ältere und ernstere Praxis der Evang. Kirche sie gelten läßt. Einen weiteren Antrag, welcher dahin ging, daß die bösliche Verlassung nur insofern als kirchlich gültiger Scheidegrund anerkannt werden möge, als die Obrigkeit den entlaufenen Ehegatten nicht mit den von ihr statthaft erachteten Zwangsmitteln zur Rückkehr und zur Fortsetzung des ehelichen Lebens zu bestimmen vermöge, nahm die Versammlung gleichfalls an, und nicht minder erklärte sie sich beistimmend dafür, daß es auch für eine bösliche Verlassung zu achten sey, wenn ein Ehegatte von dem anderen gegen dessen Willen bürgerlich geschieden und dann zu neuer Ehe geschritten sey."

Das Resultat dieser Berathung konnte im Allgemeinen von vorn herein nicht zweifelhaft seyn. Es handelte sich noch nicht um die Frage, ob nur Ehebruch und bösliche Verlassung, sondern um dasjenige, was zwischen der Katholischen und der Evangelischen Kirche streitig ist, ob Ehebruch und bösliche Verlassung gültige Scheidungsgründe, und da war für eine evangelische Conferenz die Entscheidung schon durch ihren Namen gegeben. Die Bedeutung dieser Beschlüsse liegt nur in der scharfen Begränzung der böslichen Verlassung. Diese wird im Allgemeinen von den Reformatoren und von „fast sämmtlichen Kirchenordnungen des 16. Jahrh." als Scheidungsgrund gebilligt. „Dabei wird jedoch davon ausgegangen, daß man den Entlaufenen durch richterliche Mittel nicht erreichen kann, sey es nun, weil der Aufenthaltsort unbekannt, oder ein solcher ist, wohin der hiesige Eherichter selbst mit Edictalcitationen wirksamer Weise nicht reichen kann, denn sonst wird auf den Antrag des verlassenen Ehegatten nicht geschieden, sondern der Entlaufene zur Rückkehr mit geeigneten Mitteln angehalten, äußersten Falls derselbe (z. B. Brandenb. Consist.-Ordnung 1573) so lange im Gefängniß detinirt, bis er sich zur Rückkehr versteht."*) Dagegen nach dem Preußischen Landrecht kann die Ehefrau schon dann, wenn der Ehemann seinen Wohnsitz verändert, und sich ohne Grund beharrlich weigert, die ihm an den neuen Wohnsitz folgende Frau anzunehmen, auf Scheidung antragen, und der Ehemann auf Scheidung schon dann dringen, wenn die Ehefrau ihn ohne rechtmäßigen Grund verläßt und durch richterliche Verfügung fruchtlos zur Rückkehr angehalten wird. Es liegt am Tage, daß diese bösliche Verlassung „jeder Collusion Thür und Thor öffnet", und daß es vergeblich ist, andere Scheidungsgründe des Landrechtes zu beseitigen, so lange dieser bestehen bleibt, daß daher die Kirche die dringende Veranlassung hat, ihre bösliche Verlassung durch die schärfsten Gränzen von dieser aus der laxesten Auffassung der Ehe hervorgegangenen zu unterscheiden. Die Versammlung hat dieß mit anerkennenswerther Entschiedenheit gethan, und damit zugleich indirect den Grundsatz sanctionirt, daß die Kirche niemals unbesehens die Entscheidung des weltlichen Richters hinnehmen darf, auch nicht bei den von ihr anerkannten Scheidungsgründen, daß sie überall selbstständig Einsicht von den Acten nehmen muß. Dieser Beschluß wird ohne Zweifel schon jetzt einen bedeutenden moralischen Einfluß ausüben. Es ist eine merkwürdige, durch die amtlichen statistischen Uebersichten festgestellte Thatsache, daß seit dem Frankfurter Kirchentage und den Berathungen des Herrenhauses über die Ehescheidungsfrage die Anzahl der Ehescheidungen um ein volles Sechstheil, um mehr als 500 jährlich abgenommen hat, blos durch den moralischen Einfluß, den diese Verhandlungen ausgeübt haben und ohne eine bereits eingetretene Reform in der Gesetzgebung. Dadurch empfängt die angebliche „Noth der Gegenwart", welche die Kirche bewegen soll, den Herrn zu verläugnen, der sie erkauft hat, und seinem Worte ungetreu zu werden, eine eigenthümliche Beleuchtung. Sie stellt sich dar als das Erzeugniß einer laxen Gesetzgebung und der Erschlaffung, in der die Kirche, statt ernstlich gegen das durch sie angerichtete Uebel zu zeugen, sich erniedrigte, ihren Segen über Gottverhaßte Verbindungen auszusprechen. Mit der Ursache wird auch die Wirkung aufhören. Das beste Mittel, der „Noth der Gegenwart" abzuhelfen, ist, daß man ihr im Namen Gottes kühn den Fuß auf den Nacken setzt.

(Fortsetzung folgt.)

*) Prof. Göschen in den Gutachten S. 417.

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz. Druck von Trowitzsch und Sohn.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1857. Sonnabend den 17. Januar. № 5.

Vorwort.

(Fortsetzung.)

Die Berathung wandte sich nun dem eigentlich entscheidenden Punkte zu. „Es kam nun weiter darauf an — sagt der Bericht, ob eine Anwendung des Schriftwortes auch auf andere Verschuldungsfälle zuzulassen oder nicht. — Zur Abstimmung lagen zwei Anträge vor, von denen der eine dahin gerichtet war, daß im Anschlusse an die ältere und ernstere Praxis der Evangelischen Kirche nur Ehebruch und Desertion (in dem schon oben angedeuteten Sinne) als Ehescheidungsgründe kirchlich anzuerkennen seyen, während der andere so lautete": 1. Ueber die Zulässigkeit und Unzulässigkeit der kirchlichen Wiederverheirathung bürgerlich geschiedener Ehegatten haben die kirchenregimentlichen Behörden (Consistorien und Evang. Oberkirchenrath) zu entscheiden. Ohne erhaltene Autorisation sind die Geistlichen zur Vollziehung der Trauung nicht befugt. 2. Die Norm der Entscheidung ist nicht das bürgerliche Gesetz, vielmehr haben die kirchlichen Behörden ihre Entscheidung nach den von der Kirche festgestellten Grundsätzen des christlich-protestantischen Eherechtes, wie solches in dem Worte Gottes begründet ist und in den älteren protestantischen Kirchen- und kirchlichen Eheordnungen besteht, zu treffen. 3. Aus der Unzulässigkeit der kirchlichen Trauung folgt die des kirchlichen Aufgebotes. Erachtet das Kirchenregiment die Trauung für zulässig, es wird aber von dem betreffenden Geistlichen das Aufgebot auf Grund der Allerhöchsten Ordre vom 30. Januar 1846 verweigert, so ist von dem Aufgebot Abstand zu nehmen." (Wir geben den Antrag hier vollständig; in dem Berichte sind mehrere Auslassungen vorgenommen worden.) „Beide Anträge — sagt der Bericht — fanden in der Versammlung für sich eine Mehrheit, wobei die Thatsache zu bemerken ist, daß für den letzteren, als ihrer Auffassung entsprechend, besonders diejenigen gestimmt hatten, von welchen die Zulässigkeit einer weiter gehenden Anwendung des Schriftwortes vertheidigt worden war."

Die letztere Bemerkung scheint darauf hinzudeuten, daß zwischen beiden Anträgen ein wesentlicher Unterschied obwalte. Dies ist aber in der That nicht der Fall. Beide sind von derselben „Partei" ausgegangen; sie widersprechen sich nicht, sondern sie dienen sich gegenseitig zur Ergänzung und näheren Bestimmung. „Nur Ehebruch und Desertion" sind eben „die von der Kirche festgestellten Grundsätze des christlichen protestantischen Eherechtes, wie solches in dem Worte Gottes begründet ist und in den älteren Protestantischen Kirchen- und kirchlichen Eheordnungen besteht." Prof. Göschen (Gutachten S. 418) sagt kurz und gut: „Die beiden angegebenen Scheidungsgründe, Ehebruch und malitiosa desertio, sind die einzigen, für welche die heilige Schrift, die Reformatoren und fast sämmtliche Kirchenordnungen schon des 16. Jahrh. einen sicheren Anhalt gewähren." Freilich, wer sucht, der findet. Ehe das protestantische Bewußtseyn zur vollkommenen Klarheit und Sicherheit gelangt war, was bei der ungeheuren ihm gewordenen Aufgabe zur Beseitigung der massenhaft eingedrungenen Corruptionen den ganzen ihm von der Vorzeit überlieferten Bestand zu revidiren nicht so rasch geschehen konnte, finden sich hier, wie auch anderweitig fast überall, einzelne Abnormitäten, die ein solcher, dem es nicht von Herzen um Wahrheit zu thun ist, trefflich zur Beschönigung seiner Neigungen gebrauchen kann. Es läßt sich aber doch kaum denken, daß Mitglieder der Versammlung deshalb für diesen Antrag gestimmt haben sollten, weil er solche advocatische Künste nicht so bestimmt wie der andere ausschließt. Der Bericht in den C. B. verirrt sich hier aus dem Bereiche der Thatsachen in das der Motive.

Nach diesen wichtigen Beschlüssen, welche Zeugniß davon ablegen, daß der so lange Zeit winterlich erstorbene Feigenbaum unserer Kirche anfängt, weich zu werden, „wurde in Bezug der zeitweiligen Trennung, auf deren Einführung ein besonderer Antrag gerichtet war, die Ansicht der Versammlung dahin fixirt, daß dieselbe, als eine mit den Grundsätzen der Evang. Kirche wohl vereinbare heilsame Maßregel der Staatsregierung zu empfehlen sey." Es handelt sich hier nicht um eine zeitweilige Trennung, welche „der wirklichen Ehescheidung als pädagogische Maßregel voranginge", es handelt sich vielmehr um eine solche, die da angeordnet wird, wo die Ehescheidung als unzulässig erscheint, die Ehe aber dennoch in solchem Grade als zerrüttet erscheint, daß das Zusammenleben der Ehegatten bis auf Weiteres als unthunlich sich darstellt. Eine solche zeitliche Trennung, welche möglicher Weise eine lebenslängliche seyn kann, wenn eben keine Aenderung der Umstände und der Herzen eintritt, die aber vielfach erfolgt, wenn die Möglichkeit einer anderen Eheschließung abgeschnitten ist, hatte das Preußische Landrecht für evangelische Ehegatten so gut wie ganz ausgeschlossen. Die Herstellung dieser Institution ist eine unmittelbare Consequenz aus der Rückkehr zu ernster Behandlung der Ehescheidung.

Dem geschiednen schuldigen Theile soll nach dem Antrage der Conferenz bei Lebzeiten des anderen Ehegatten die kirchliche Einsegnung einer neuen Ehe zu versagen seyn. Es wird hier nur Herstellung desjenigen verlangt, was alle Kirchenordnungen bestimmen.*) Wie es mit dem schuldigen Theil nach dem Tode des anderen Ehegatten gehalten werden soll, darüber hat die Conferenz sich nicht erklärt. Es ist das ein Gebiet, wo die Festsetzungen nicht so sichere Grundlagen haben und daher auch schon in der älteren Zeit mehr auseinandergehen. Das aber ist aus den früheren Beschlüssen der Conferenz klar, daß nach ihrer Anschauung als schuldig nicht blos der anzusehen ist, welchen das bürgerliche Gesetz dafür erklärt, sondern jeder der aus schriftwidrigem Grunde die Ehescheidung begehrt und erlangt hat. Das vom Staate den Consistorien ertheilte Dispensationsrecht, durch dessen Ausübung bis in die neueste Zeit hinein so viel Aergerniß angerichtet worden ist (erst in den letzten Jahren und namentlich nachdem die erste Kammer sich für die Aufhebung ausgesprochen, haben einige Consistorien angefangen sich dieses Rechtes gar nicht mehr oder doch höchst sparsam zu bedienen), fällt von selbst weg, wenn diesem Antrage der Conferenz Folge gegeben wird. Wird dem schuldigen Theile überhaupt die Ehe nicht gestattet, so kann um so weniger an Dispensation von dem Verbote der Ehe mit der Person, durch deren Mitschuld die Trennung der Ehe herbeigeführt worden, gedacht werden.

So ist also ein bedeutsamer Schritt geschehen zur Reformation der Kirche der Reformation, zur Ausfegung alten Sauerteiges aus ihr. Das Himmelreich, die Kirche des N. B., ist nach dem Ausspruche des Herrn gleich einem Netze, das ins Meer geworfen wird, damit man allerlei Gattung fängt, es umschließt in dem gegenwärtigen Weltlaufe, während dessen das Evangelium zur Buße gepredigt wird, neben den Gerechten auch Böse und erst am Ende dieser Welt wird des Menschen Sohn seine Engel senden und sie werden sammeln aus seinem Reiche alle Aergernisse und die da Unrecht thun. Aber um dieser unächten Bestandtheile willen darf die Kirche nimmer ihre auf dem Worte ihres Herrn beruhenden heiligen Ordnungen alteriren, sie darf nimmer herabsinken zu „einer mit der Welt vermengten Christenheit ganzer Völker" (Dr. Stier), sie darf sich nicht anmaßen zu dem was ihr Herr geboten hat etwas dazu zu thun oder etwas davon zu thun (5. Mos. 4, 2), nicht nur zum Aergerniß der wahrhaftigen Glieder der Kirche, die in einer solchen Kirche nicht ausdauern können, sondern auch zur schweren Beschädigung derer, zu denen sie sich herabläßt, statt sie zu sich emporzuziehen. Der, dem alle Gewalt gegeben ist im Himmel und auf Erden hat vor seinem Scheiden den Dienern seiner Kirche den Auftrag gegeben, daß sie die Getauften lehren sollen halten alles was er ihnen befohlen hat und damit gewarnt vor dem eignen Gutdünkel, der sich selbst zum Herrn macht über Christi Gebot. Die Kirche ist wie Höfling gesagt

*) Prof. Merkel in den Gutachten S. 462.

hat „nicht nur eine Sammlung der Gläubigen, sondern eben so sehr eine Sammlungsanstalt für den Glauben." Wenn sie sich aber dazu erniedrigt ihre Ordnungen dem Wesen des natürlichen Menschen anzupassen, so wird sie nicht blos der ersteren, sondern auch der letzteren Bestimmung ungetreu, so gewiß als das Gesetz, das wahrhaftige und unentstellte, Zuchtmeister auf Christum ist und nicht die Licenz. Sich unter das Gesetz zu beugen, auch da, wo die Neigung des Herzens ihm noch nicht entspricht, das ist die Vorstufe des Glaubens. Wer dessen sich weigert, zeigt dadurch, daß er weder ein Gläubiger ist noch ein Candidat des Glaubens und also in der Kirche nicht an seiner Stelle. Eine Praxis, die dieß klare Sachverhältniß verhüllt und in Schatten stellt, sollte nicht auf das Princip der Liebe zurückgeführt werden. Sie ist die schnödeste Lieblosigkeit, sie betrügt den „armen Haufen, welcher unverständig ist, nichts weiß um des Herrn Weg und um ihres Gottes Recht" und ohne Weiteres für erlaubt hält, was Staat und Kirche zulassen, die letztere sogar segnet.

Auffallen muß es, daß unmittelbar nach dem Schlusse der Conferenz in der Pr. C. der Inhalt der mit den Anträgen der Conferenz im Widerspruche stehenden Circularverfügung des Evang. Oberkirchenrathes vom 11. Febr. von neuem publicirt worden ist, ohne Angabe des Datums und so daß der Schein hervorgerufen wird als handle es sich um eine neue, nach den Anträgen der Conferenz erlassene Verfügung, ein Schein durch den sich die Protest. K. Z. täuschen ließ. Es wäre von Wichtigkeit zu erfahren, von wem diese erneuerte Mittheilung in dem officiellen Organe ausgegangen ist. Wir können uns nicht anders denken, als daß sie ohne Wissen der obersten kirchlichen Behörde erfolgte.

Auch auf dem Gebiete des Staates wird die Reform der Ehescheidung nächstens wieder in ein neues wichtiges Stadium treten. Das in der Session von $18^{54}/_{55}$ von der ersten Kammer bereits genehmigte Ehescheidungsgesetz wird in der gegenwärtigen Session des Hauses der Abgeordneten zur Berathung kommen. Es hat jetzt den nicht unwichtigen Zusatz erhalten, daß bei allen Scheidungen, welche auf Grund der Concessionen beantragt werden, welche der Staat der Herzenshärtigkeit machen zu müssen glaubt, immer erst auf eine dreijährige Trennung von Tisch und Bett erkannt werden soll, und auf definitive Scheidung erst, wenn diese pädagogische Frist fruchtlos abgelaufen ist. Dadurch hat die Obrigkeit von Neuem ihren Eifer für Heilighaltung der Ehe bekundet und wir wünschen von Herzen, daß in dem Hause der Abgeordneten ein gleicher Eifer sich kundgebe.

Auch außerhalb Preußens fängt es in erfreulicher Weise in der Ehesache an sich zu regen. Das Bayerische Oberconsistorium hat in dem Sinne der Kirche eine Verfügung erlassen und auf der zu Dresden am 13. August gehaltenen Predigerconferenz hielt Pastor Schubarth aus Hohenstädt einen ernsten Vortrag: „Was ist von Seiten der Diener am Wort gegen die Einsegnung ehebrecherischer Verbindungen zu thun" (Leipz. bei Dörff-

ling und Franke) und an diesen Vortrag knüpfte sich eine dem Sinne desselben entsprechende Petition der Landesgeistlichkeit an das Ministerium des Cultus.

„Die kirchliche Conferenz — sagt der Bericht — beschäftigte sich in ihren letzten drei Sitzungen mit der Frage über die zu berufende Landessynode." Es liegt am Tage, daß eine so kurze Frist, die noch dazu großentheils mit allgemeinen Erörterungen über Confession und Union ausgefüllt wurde, zur gründlichen Erörterung dieser so wichtigen Frage nicht zureichte, daß also hier die Beschlüsse nicht von der Bedeutung seyn können, wie bei den anderen Fragen.

Zuerst wurde das Verhältniß der Confessionen in Bezug auf die Landessynode zum Gegenstande der Berathung gemacht, wobei ein großer Theil der Versammlung, ziemlich die Hälfte derselben, sich verwahrte, daß sie nicht durch das Eingehen in die Modalitäten der Synode ihre Anerkennung der Zeitgemäßheit der Einrichtung des Synodalwesens aussprechen wolle.

Es lag ein Gesuch vor: „Die Hochw. Versammlung wolle an S. Majestät den König den Antrag stellen, daß etwa zu berufende Synoden so bestimmt wie möglich auf Grund des Bekenntnisses zusammenberufen werden, und zwar die Mitglieder, die nach ihren Lebens- und Amtsverhältnissen lutherisch oder reformirt sind, auf Grund des lutherischen oder reformirten Bekenntnisses, die im engeren Sinne unirten auf Grund des Consensus. Das Motiv ist: weil davon die Legitimität der Synoden und die rechtliche Gültigkeit ihrer Beschlüsse abhängt." Ferner: „Die Hochw. Versammlung wolle beschließen, daß auf den zu berufenden Synoden, in allen Sachen, welche das confessionelle Bewußtseyn betreffen, eine itio in partes stattfindet. Das Motiv ist, daß ohnedem die Beschlüsse der Synoden für alle treuen Glieder der Confessionskirchen keine Bedeutung haben und von ihnen als ungültig betrachtet werden würden."

Es fehlte diesem Doppelantrag gewiß nicht an einem sicheren Fundamente. Es wird nicht mit Grunde bestritten werden können, daß uns die Alternative gestellt ist: entweder behalten die Bekenntnisse der Confessionskirchen ihre volle Gültigkeit oder die Kirche in Preußen hat gar kein Bekenntniß und ist auf den Sand subjectiver Ansichten gebaut. Denn der Consensus ist, abgesehen von einzelnen Gemeinden, die gleich bei ihrer Entstehung auf ihn basirt worden sind, bis jetzt nicht über das Gebiet des Wunsches hinaus gekommen. Es fehlen für seine Anerkennung alle kirchenrechtlichen Bedingungen. Für die Bekenntnisse der Confessionskirchen spricht das klare geschichtliche Recht. Die amalgamirende Union hat zwar einen Ansatz genommen sie zu beseitigen, aber sie hat keine der Bedingungen erfüllt, welche das Evangelische Kirchenrecht für eine legitime Aenderung des Bekenntnißstandes aufstellt. Zudem aber ist durch die C. O. von 34 und vom 6. März 52 im Gegensatz gegen solche Versuche das (von ihnen unabhängige) Recht der Confessionskirchen auf ihr Bekenntniß von neuem anerkannt und gewährleistet worden. Was speciell die Abstimmung nach den Bekenntnissen auf den Synoden betrifft, so wird sie nach der zuletzt erwähnten

C. O. nicht in Frage gestellt werden können. Was von dem Kirchenregimente gilt, das muß auch von den Synoden gelten, die nur als Erweiterung des Kirchenregimentes zu betrachten sind. Betrachtet man die Synoden als Vertretung der gesammten Kirche, so gilt, wie Prof. Merkel in seinem Gutachten näher nachweist, im Kirchenrechte der Grundsatz, daß im Kirchenregimente die gesammte Kirche sich abbilden soll. Was also beim Kirchenregimente bereits eingeführt ist, das darf auch bei der Vertretung der gesammten Kirche nicht fehlen. Es ist widerrechtlich und unnatürlich, wenn reformirte Mitglieder mitstimmen, wo es sich um die Verfassung der Lutherischen Kirche handelt, die mit ihrem Bekenntnisse aufs innigste zusammenhängt, Lutherische, wo die Liturgie für reformirte Gemeinden in Frage kommt. Grade je feiner und zarter die Differenzen zwischen den Confessionen sind, je näher sie sich stehen, desto weniger geht es an, daß die Entscheidung über ihre Angelegenheiten einer gemischten Versammlung überlassen werde. Es ist, guten Willen vorausgesetzt, leichter daß ein Reformirter der Katholischen Confession gerecht werde, als der Lutherischen. Es bedarf eines gar scharfen Auges dazu, um die Verschiedenheit zwischen dem Aehnlichen zu entdecken.

Diesem Antrage trat bald noch ein anderer aus gleichem Geiste hervorgegangener zur Seite „daß vor weiterer Beschlußnahme über die Berufung einer Landessynode die confessionelle Frage auf der Grundlage und in Gemäßheit der C. O. vom 24. Febr. 34 und 6. März 52 zu einer gerechten Lösung gebracht, insbesondere in Cultus, Gemeindeordnung und Kirchenverfassung das gute Recht der lutherischen und reformirten Kirche als solcher gegen jede aus der Union entnommene Beeinträchtigung und Verdunkelung sicher gestellt werde."

Beide Anträge wurden gegen eine sehr starke Minorität von der Majorität abgelehnt. Dagegen aber wurde der Antrag angenommen: Bei Fragen, die nur aus dem Bekenntnisse zu beantworten sind, ist nach Maaßgabe der C. O. vom 5. März 52 eine itio in partes (Abstimmung nach den Bekenntnissen) zulässig." Dieser Beschluß wird nicht als das Erzeugniß einer lebendigen Ueberzeugung betrachtet werden können, sondern nur als eine Concession, die man zur Verhütung confessioneller Aufregung gemacht hat. Wäre es ernst gemeint, so würde nicht von einer bloßen Zulässigkeit die Rede seyn. Noch deutlicher aber geht, daß wir es hier mit einem bloßen Scheine zu thun haben, daraus hervor, daß der Abstimmung nach den Bekenntnissen die durchaus nothwendige Grundlage der Zusammenberufung nach den Bekenntnissen entzogen wird. Wer soll denn nach den Bekenntnissen abstimmen? Ist doch auch bei dem Ev. Oberkirchenrath die Feststellung des Bekenntnißstandes der einzelnen Mitglieder mit der Einführung der Abstimmung nach dem Bekenntnisse Hand in Hand gegangen. Man meinte wohl die Concession um so unbedenklicher gewähren zu können, da nach einer auf briefliche Mittheilungen sich berufenden Aeußerung auf der letzten Rheinischen Synode die itio in partes in dem Oberkirchenrath noch nie in Anwendung gekommen seyn

soll. Man täuscht sich aber doch gar sehr, wenn man aus solchen Thatsachen schließt, daß die Sache nichts zu bedeuten habe und daß man sich hier ohne Schaden freigebig bezeigen könne. Die C. O. von 52 bildet dennoch einen großen Wendepunkt in der Geschichte der Union in Preußen, den zweiten nach der C. O. von 34, die man auf der Generalsynode von 46, „die Beruhigungs-C. O." nannte, und auch dieser Antrag der Conferenz wird nicht ohne bedeutende Folgen seyn. Jede Anerkennung, die dem Principe der Bekenntnißtreue gemacht wird, aus welchem Grunde sie auch hervorgehen mag, mehrt seine Energie und bewirkt, daß es bei nächster Gelegenheit auch das jetzt noch Versagte erringt. Wir haben gar geringe Tage gesehen, sind deshalb genügsam und haben gelernt zu warten und sind vorläufig vollkommen zufrieden mit dem was — wir gestehen offen: über unser Erwarten, erreicht worden ist, obgleich wir mehr verlangen mußten um nicht zu verläugnen. „Was langsam kommt, kommt nur gewisser und was verzeucht ist desto süßer."

Es kam nunmehr ein Antrag zur Erörterung: „die Hochw. Versammlung wolle erklären, daß bei der Einrichtung des Synodalwesens nach ihrer Ueberzeugung von der Anschauung einer auf Gemeindewahlen ruhenden Repräsentation der Gemeinden völlig zu abstrahiren sey."

Da der Vortrag, durch welchen dieser die eigentliche Cardinalfrage betreffende Antrag motivirt wurde, einen allgemeinen Standpunkt einnimmt und einige wenige Stellen abgerechnet, die wir hier weglassen, die inneren Verhältnisse der Conferenz, die erst durch Mittheilung der Protocolle erschlossen werden sollen, nicht berührt, so tragen wir kein Bedenken ihn hier in der Hauptsache vollständig mitzutheilen.

„Nach einer weit verbreiteten Ansicht soll die Kirche aus der ganzen Masse der zu der äußerlichen kirchlichen Gemeinschaft gehörenden Individuen bestehen; bei dieser Masse ruht eigentlich alles kirchliche Recht; damit dasselbe ausgeübt werden könne, ist es nothwendig, daß aus der Masse eine Gesammtvertretung hervorgehe, was dem letzten Grunde nach auf legitime Weise nur durch Gemeindewahlen geschehen kann. Alles, was bis dahin in der Kirche angeordnet wird, trägt nur provisorischen Character. Auch die kirchlichen Behörden haben keinen festen Boden unter sich, bis sie von dieser Gesammtvertretung anerkannt worden sind oder wenigstens sich mit ihr zusammengeschlossen haben. Den Kirchenbehörden wird im besten Falle nur die Bedeutung eines „unentbehrlichen Correctivs"*) beigelegt.

Die Versammlung wird diese Ansicht, für die sich unter den fünf Verfassern der Gutachten die Berufung einer Landessynode betreffend zwei ausgesprochen haben**), um so weniger

unbeachtet lassen können, da auch die Gemeindeordnung in ihrer ursprünglichen Fassung sich unzweideutig auf ihre Seite stellt. Nach §. 15 der Grundzüge soll die Gemeindeordnung in Wirksamkeit bleiben „bis die Kirche durch ihre Vertretung eine allgemeine Gemeindeordnung begründet." S. 26 der Motive wird gesagt: Wir sind nicht der Ansicht, daß die Kirche einer aus ihr selbst hervorgegangenen Gesammtvertretung entbehren könne, vielmehr halten wir die Bildung eines Organes für die Repräsentation nach außen und nach innen schlechthin für eine Bedingung der Selbstständigkeit der Kirche." S. 27: „Es ist vor Allem nöthig durch die Organisation der Gemeinden den Grund zu schaffen, auf welchem eine Vertretung der Kirche erwachsen kann." S. 35 ist von der durchaus nothwendigen Befriedigung des Rechtes der Gemeinden die Rede.

Eine solche Bastrung des Synodalwesens streitet gegen die bestimmtesten Erklärungen der Reformatoren. Eingehend hat sich über die Composition der Synoden Melanchthon ausgesprochen, in einem Bedenken im 3. Bande des Corpus Reformatorum S. 469. Er streitet hier gegen diejenigen, welche, im Interesse des Kirchenregimentes der Geistlichkeit, den Fürsten das Stimmrecht auf den Synoden absprechen. Auf den Synoden, sagt er dagegen, spricht die Kirche ihr Urtheil aus, und wenn die Bischöfe irren, haben die Laien den Befehl, daß sie von ihnen abweichen, gemäß dem Worte: hütet euch vor den falschen Propheten. Und: so jemand ein ander Evangelium bringt, der sey verflucht. Dieser Befehl geht gleichmäßig alle an, daß sie jeder an seiner Stelle über die Lehre nach dem Worte Gottes urtheilen sollen. Denn es darf in der Kirche nicht die Tyrannei aufgerichtet werden, daß die Laien allem ohne Auswahl beistimmen und es gutheißen sollen, was die Bischöfe beschlossen haben." Aber Melanchthon denkt nicht daran, daß der Laienstand sich selbst seine Vertretung durch Wahlen schaffen soll. Es reicht ihm hin, daß der Laienstand durch die Könige und die von diesen gewählten tüchtigen Männer vertreten werde und er perhorrescirt ausdrücklich die jetzt beliebte Democratie: Nec debet esse δημοκρατία, qua promiscue concedatur omnibus licentia vociferandi, et movendi dogmata, sed ἀριστοκρατία sit, in quo ordine hi qui praesunt, episcopi et reges communicent consilia et eligant homines ad judicandum idoneos.

In einer Schrift von bedeutender kirchlicher Auctorität, den von Melanchthon entworfenen Artikeln, welche dem Kaiser von

---

*) Prof. Jacobson in den Gutachten S. 13.

**) Was Prof. Jacobson in den Gutachten S. 2, zur Unterscheidung der von ihm gewünschten Synodaleinrichtungen von democratischen Institutionen beibringt, zeigt uns, daß ein wirklicher Unterschied nicht vorliegt, denn sonst würde es ja nicht nothwendig seyn, einen solchen zu fingiren: „Synodaleinrichtungen sind auch ebenso fern von democratischen Institutionen, ja im Gegentheil ihrem Wesen nach aristocratischer Natur, weil nach den Principien der Synodalverfassung diejenigen zur kirchlichen Vertretung erlesen werden sollen, welche die Stärksten im Glauben und die Erfahrensten in der Beschäftigung mit kirchlichen Dingen." Als ob nicht auch nach den Principien der politischen Democratie das Regiment den politisch Tüchtigsten gebührte!

den Augsburgischen Confessionsverwandten auf der Zusammenkunft in Regensburg überreicht wurden (Corp. Reform. IV. S. 349) wird die Regel an die Spitze gestellt: Die Autorität des Wortes Gottes, welches in den prophetischen und apostolischen Schriften enthalten, ist größer als die irgend eines Menschen, irgend welcher Bischöfe, irgend welcher Synoden oder der ganzen Kirche." Das wahre Verständniß der heiligen Schrift aber ist einzig und allein bei denjenigen zu suchen, „welche sind lebendige Glieder der Kirche, in welchen der Heilige Geist wahres Licht und Glauben angezündet hat." „Das aber — heißt es ferner — kann nicht behauptet werden, daß dieß wahre Licht und die Gabe der Auslegung bei der gottlosen Menge sey, obgleich auch diese sich in der äußeren Gemeinschaft der Kirche befindet. Sondern das wahre Verständniß und die Gabe der Auslegung gehört den Frommen an, wie geschrieben steht: der natürliche Mensch vernimmt nicht was des Geistes Gottes ist." Die unmittelbare Folge der Basirung der Synoden auf die Rechte der Gemeinden und die von ihnen vorgenommenen Urwahlen ist der Anspruch auf die Theilnahme der Synoden am Kirchenregimente und, wo man völlig consequent seyn will, auf die unbedingte Ueberantwortung desselben. „Dergleichen mitregierende oder allein regierende Synoden" aber — sagt Prof. Mejer S. 332 seines Lehrbuches des Kirchenrechtes — sind von keinem Lutherischen Reformator weder je gefordert, noch gutgeheißen worden." „Wenn man dieß — fügt er hinzu — wie z. B. Richter, anerkennt, so kann man als Autorität für die modernen presbyterial-synodalen Institutionen die Lutherischen Reformatoren in keiner Hinsicht anführen."*)

Mit der Theorie der Lutherischen Kirche stimmt auch ihre Praxis vollständig überein. Sehen wir ab von einigen unbedeutenden Anomalien, wie solche das Leben überall darbietet, auch z. B. in der Scheidungsfrage, und damit der verwirrenden Sophistik willkommnen Vorwand, sehen wir ab von Erscheinungen bei denen zu Tage liegt, daß sie entweder durch Nothstände hervorgerufen wurden oder durch fremdartige Einflüsse, welche von der Reformirten Confession ausgingen, und halten wir uns an die Gebiete, in denen das Luthe-

---

*) In den Fußstapfen der Reformatoren geht auch die ganze spätere rechtgläubige Lutherische Theologie einher. Prof. Jacobson, Gutachten S. 11, beruft sich darauf, einer ihrer jüngsten Vertreter, Hollaz, in dem examen theol. acroam. P. 4. c. 1. qu. 40 ff. betrachte als Vertretung der Kirche das Concil, welches von Geistlichen und Laien gebildet werde, die dazu von den Gemeinden abgeordnet werden. Es steht aber mit diesem Beweise ebenso, wie mit so manchen anderen, die Prof. Jacobson für das von ihm Erwünschte beibringt. Es findet sich bei Hollaz keine Spur von Gemeindewahlen. Der Auftrag erfolgt durch das Kirchenregiment, oder ist in dem Amte an der Kirche enthalten. Die ecclesiae sind nicht die Gemeinden, sondern die Kirchen. Die Mehrzahl steht mit Rücksicht auf ein allgemeineres Concil, zu dem sich mehrere Particularkirchen verbinden. Wie entfernt Hollaz von der modernen Repräsentationstheorie war, erhellt schon daraus, daß er in der qu. 51. die Auterität der Concilien nicht davon ableitet, daß sie die Kirche repräsentiren, sondern aus der Uebereinstimmung ihrer Beschlüsse mit der heiligen Schrift, und daß er in der qu. 52. erklärt, die Concilien seyen nicht schlechthin nothwendig, da Gott auch jeder Particularkirche ihre Pastoren und Doctoren, 1 Eph. 4, 12., gegeben habe, durch deren Unterricht die Hörer im Glauben und Leben wachsen können. Nach der modernen Theorie gehören die Synoden nicht blos zum bene esse, sondern zum esse der Kirche. (Diesem Beweise ebenbürtig ist ein anderer, den Prof. Jacobson S. 19 dafür führt, daß die Gemeinen verpflichtet seyen, den von dem Träger des Kirchenregimentes publicirten Beschlüssen der Synoden zu gehorchen. Die wichtige Clausel in den Regensburger Artikeln: Cum pronuntiatur juxta verbum dei recte intellectum wird dabei ganz ignorirt, und wie es scheint, als bloße Phrase betrachtet. Wie ernsthaft es aber damit gemeint war, zeigt schon ein Blick auf die damaligen Zeitverhältnisse. Die Reformatoren hatten auch eine viel zu tiefe Achtung vor der heiligen Schrift, als daß sie solchen Majoritätsbeschlüssen unbedingte Gültigkeit hätten beilegen können. Der modernen demokratischen Theorie freilich wird die Majorität, wenn nur das Ganze richtig auf Urwahlen basirt ist, zum Götzen, vor dem Alles niederfallen muß. Von solchem Götzendienste war die ältere Kirche völlig frei. Prof. Merkel, in den Gutachten S. 58, bezeichnet es als einen im Kirchenrechte nicht bestrittenen Satz: „Daß die Gemeinden durch die Beschlüsse der Synoden, sofern sie dem Worte Gottes und kirchlichen Bekenntnisse widersprechen, nicht gebunden sind.") Daß Spener der Presbyterialverfassung das Wort redet, ist allerdings richtig, aber diese ist von der jetzt beliebten democratischen Verfassung wesentlich verschieden, und dann geht Spener auch nach vielfachen anderen Anzeichen der sichere Lutherische Tact ab. Er wird hier um so weniger als Repräsentant der Lutherischen Kirche betrachtet werden können, da er sich ausdrücklich auf Reformirte Institutionen beruft (Bedenken 5. S. 601). Gar sehr verfehlt aber war es, wenn man sich kürzlich zu Gunsten der Union mit Extase auf Spener bezog. „Kein Reformirter — sagt Spener S. 605, als lang er solcher bleibt, ist mein Bruder (nämlich im kirchlichen Sinne), denn er bekennt sich zu einer anderen und zwar einer solchen Religion, bei deren Lehre ich glaube gefährliche Irrthümer zu erkennen." Er warnt vor übereilten Unionsversuchen „da man anstatt zwei Parteien gewißlich vier, und also einen viel gefährlicheren Riß und Spaltung anzusehen hätte." Er ermahnt den Unionsfreund, an den er schreibt: „Insgesammt gedenke derselbe, da er mit dieser Materie umgeht, er gehe mit einem glühenden Eisen um, da man sich leicht verbrennen kann" und schließt mit den Worten: „Der Gott des Friedens bewahre seine Kirche vor allen Zumuthungen zu seiner Wahrheit und Kirche gefährlichem Frieden." Wir dächten, man thäte besser, Spener ruhen zu lassen.

rische Bekenntniß sich frei und ungehindert entfalten konnte, so finden wir, daß Synoden, die ihrem letzten Grunde nach auf den Urwahlen der Gemeinden beruhten, ihr völlig fremd geblieben sind. Was die Synoden in der Lutherischen Kirche waren, wird uns vor Augen gestellt durch dasjenige, was v. Balthasar zunächst von den Synoden in Pommern sagt*): „Solche machen eine von dem General-Superintendenten Amts halber vorgenommene Particularvisitation eines Cirkels aus." „Nicht nur die Pastores und Küster sollen dazu erscheinen — sagt Balthasar ferner — sondern es soll auch ein jeder Pastor des Sonntags vorher den Tag des Synodi von der Kanzel öffentlich kund thun, mit Ermahnung an jedermann, sonderlich an die Patrone, Herrschaften und Vorsteher, daß, wo Jemand Klage hätte wider den Pfarrherrn oder Küster, oder sonst in Ehesachen oder anderen geistlichen Fällen des Superintendenten Rath oder Hülfe benöthigt wäre, daß derselbe zum Synodo komme und sein Anliegen dem Gen.-Superint. vortrage. — Der Anfang geschieht mit einer Vermahnung, worin der Gen.-Superint. die Ursache und den Endzweck seines Vorhabens anzeigt, Gott in einem andächtigen Gebete anfleht, daß er die vorseyende Arbeit gesegnen, das h. Predigtamt in seiner Kirche erhalten und alle Prediger mit seinem H. Geiste in der Wahrheit des göttlichen Wortes und einem unsträflichen Wandel erhalten wolle, daß sie ihr Licht mögen leuchten lassen vor den Menschen und ein Vorbild ihrer Heerde seyn, damit Gott im Himmel möge dadurch gepriesen werden. — Auch kann der Superint. die versammelten Prediger ermahnen, daß ein jeder, wenn er wider seinen Confratrem etwas habe und an seinem Leben und Wandel zu desideriren finde, solches brüderlich anzeige, damit der Gen.-Superint. Gelegenheit finde hiernächst denselben väterlich zu ermahnen, und allenfalls dem Königlichen Consistorio anzuzeigen." Das sind Synoden, an denen noch jetzt alle frommen Herzen ihre Freude haben würden, und ihre Freude haben, wo sie bestehen, und sie bestehen Gott sey Dank im Segen in den östlichen Provinzen, es sind Synoden, die an Christum den guten Hirten erinnern.

Wir dürfen aber hier nicht stehen bleiben. Jene moderne Verfassungsdoctrin ist nicht nur den Grundsätzen der Reformatoren über Verfassung der Kirche, und der Praxis der Lutherischen Kirche durchaus entgegen, *sie beruht ihrem letzten Grunde nach auf einer dogmatischen Abweichung von dem Bekenntnisse der Lutherischen Reformation.*

Nach der modernen Doctrin wird ohne Weiteres als Kirche anerkannt, was sich als Kirche darbietet, sie bleibt, ganz ähnlich wie die Römisch-Katholische Doctrin, und nur noch in crasserer Weise, bei der äußeren Erscheinung stehen, sie vergißt des Wortes: Da ging der König herein die Gäste zu besehen, ebenso des Wortes: Viele sind berufen, aber wenige sind auserwählt, was der Herr so scharf accentuirt und so nachdrücklich wiederholt hat, vergißt die thörichten Jungfrauen, das Unkraut im

*) Jus eccl. 1. S. 546. 49.

Weizen, Matth. 13, 39, die Kinder des Teufels in 1. Joh. 3, 8. 10, die als Mitglieder der äußeren Kirche zu denken sind, jedenfalls als gewesene, nach 1. Joh. 2, 19, sie setzt nach dem Vorgange Koras die *Berufenen* in die Rechte der *Erwählten* ein, was um so bedenklicher ist, da es ihr an Ernst in Uebung der Kirchenzucht fehlt, wodurch sie sich von dem älteren Presbyterialsystem und von den separirten Lutheranern scheidet, sie erkennt als vollberechtigte Mitglieder der Gemeinde alle Getaufte an, die ein gewisses Alter erreicht haben, nur mit der unwesentlichen, ja ärgerlichen Beschränkung der bürgerlichen Unbescholtenheit oder wo es aufs höchste kommt, der äußerlichen Theilnahme am Gottesdienste und Sacrament, eine Beschränkung, die an sich schon wenig bedeutet und praktisch fast ganz illusorisch ist: denn wie soll das Maaß bestimmt und wie soll die Controlle geübt werden? Ihrem letzten Grunde nach beruht diese Anschauung auf einer Verläugnung des zweiten Artikels der Augsburgischen Confession. Man entsagt dem dort ausgesprochenen „Pessimismus", „man macht die Natur fromm durch natürliche Kräfte zu Schmach dem Leiden und Verdienste Christi", und so überläßt man sich der Voraussetzung, daß Alle gute Christen seyen, von denen das Gegentheil nicht handgreiflich erwiesen werden kann. Zudem aber hat man von dem eigentlichen Wesen des Christenmenschen vielfach gar niedrige Vorstellungen, in den Unterschied von Natur und Gnade dürftige Einsicht.

Von dieser durch den Nationalismus unter uns eingebürgerten Anschauung, an der gar Viele gleichsam wider Willen noch leiden, die dem Nationalismus entschieden abgesagt haben, ist die der Lutherischen Kirche vollkommen verschieden. Luther vertheidigte auf der Leipziger Disputation energisch den zu Kostnitz verurtheilten Hussitischen Satz: „Es gibt eine heilige allgemeine Kirche, welche ist die Gesammtheit der Erwählten." „So wie er das Wesen der Kirche aufgefaßt hatte — sagt Köstlin, die Lehre Luthers von der Kirche S. 8 — war ihm diese eine einzige im Geiste verbundene, welcher Mitglieder der äußeren Kirchengemeinschaft nur dann wirklich angehörten, wenn sie innerlich mit Christus verbunden waren." Luther sagt von der ganzen Kainitischen Kirche, sie sey nomine ecclesia, re nihil nisi hypocritica ecclesia. Er spricht das kühne Wort: „der Herr Jesus Christus würde zum Hurenwirth werden, wenn man auch die Räuber, Ketzer, Huren und Buben ließe seine Glieder seyn." Er erklärt freilich, er wolle versuchen, „ob Gott wollte durch den Laienstand seiner Kirche helfen," daraus, daß er die vergessene Lehre von dem geistlichen Priesterthum aller Gläubigen wieder ans Licht brachte, ergab sich die Aufhebung der Passivität, zu welcher die Laien in der Katholischen Kirche verurtheilt waren. Aber aus derselben Betonung des geistlichen Priesterthums ging auch die Werthlosigkeit der blos äußerlichen Mitgliedschaft an der Kirche hervor, die Nichtberechtigung nicht blos der im gewöhnlichen Sinne so genannten Gottlosen, sondern aller nicht aus ihrem Geiste Wiedergebornen in ihr, die Ausschließung der Herrschaft der Majoritäten, die Beseitigung jeder Repräsentation, die ihre Vollmacht von dem großen Hau-

fen erhält. „Es ist bei ihm — sagt Köstlin S. 57 —. keine Rede davon, daß etwa die ganze Masse derer, die sich Christen nennen, wirklich auch solche Priester seyen, von Wiedergebornen, von frommen Heiligen spricht er — von solchen, die eben als wahre Gläubige von der viel größeren Masse ausgestoßen wurden."

Diese Anschauungen sind bei Luther viel zu durchgreifend, sie bilden viel zu sehr einen Grundton seines Lebens, als daß sie als seine Privatansichten betrachtet werden könnten. Sie treten uns aber zudem in einer ganzen Reihe von Stellen der Lutherischen Bekenntnißschriften entgegen und können somit nicht aufgegeben werden, ohne das Fundament der Lutherischen Kirche anzutasten. Die Kirche ist nach der Augsb. Conf. „eine Gemeinschaft des Glaubens und des heil. Geistes" und „eigentlich nichts Anderes, denn die Versammlung aller Gläubigen und Heiligen." Nach der Apologie gehören die Gottlosen zur Kirche nur nomine, nicht re, sie sagt: „Unterscheidet sich die Kirche als das wahre Reich Christi von dem Reiche des Teufels, so können nothwendig die Gottlosen, da sie im Reiche des Teufels sind, nicht in der Kirche seyn." In Luthers großem Catechismus heißt es: „Ich glaube, daß da sey ein heiliges Häuflein und Gemeinde auf Erden, eitler Heiligen, unter Einem Haupte, Christo, durch den heiligen Geist zusammenberufen, in einem Glauben, Sinn und Verstand, mit mancherlei Gaben, doch einträchtig in der Liebe, ohne Rotten und Spaltung."

Wenn man von diesem geistlichen Begriffe der Kirche ausgeht, den Luther aus den intimis penetralibus der heil. Schrift geschöpft hat und der nicht verläugnet werden kann, ohne das Evangelische Bekenntniß zu verläugnen, so wird man in Bezug auf das Synodalwesen jedem Gedanken an eine auf der vollmachtgebenden Gemeinde beruhende Vertretung der Kirche entsagen. Die Gemeinde kann nichts übertragen, was sie selbst nicht besitzt. Es sind nach dem Ausspruche des Apostels nicht alle Israeliter, die von Israel sind. Die Taufe macht es eben so wenig, wie die Beschneidung, die nach dem Apostel für nichts gerechnet wird, wo man das Gesetz nicht hält. Nicht der ist ein Christ, der auswendig ein Christ ist, sondern der ist ein Christ, der inwendig verborgen ist. Der große Haufe der äußeren Mitglieder der Kirche ist nicht die wahrhaftige Gemeinde des Herrn, diese ist nur in ihm verborgen wie Waizen unter der Spreu. Die wahrhaftige Repräsentation der Kirche besteht in denjenigen, die vorzugsweise von ihrem Geiste erfüllt und mit ihren Gaben ausgerüstet sind, und es ist, wenn Synoden gehalten werden sollen, die Aufgabe derer, welche Gott mit der Leitung der Kirche betraut hat, und welche ja auch ihre Aemter zu besetzen haben, was von viel durchgreifenderer Bedeutung ist, diese natürlichen Vertreter herauszufinden und an ihrem Eifer, ihrer Hingebung, ihrer Liebe, ihrer Einsicht sich eine Unterstützung für den schweren Beruf der Leitung der Kirche zu schaffen.

Zur Empfehlung der sogenannten Presbyterial- und Synodalverfassung (die wirkliche findet sich nur da, wo die Kirchenzucht in lebendiger Uebung ist und zugleich, was dafür die nothwendige Grundlage, ein Geist der Erweckung das Ganze durchdringt) hat man sich vielfach auf ihre Früchte berufen. Es ist dies ein gar mißlicher Beweis. Man setzt ohne Weiteres voraus, daß das Gute in den Gebieten, welche diese Verfassung haben, auf Rechnung dieser Verfassung zu setzen sey. Dagegen nun reclamiren die Thatsachen. Der kirchlich gesegnetste und lebendigste Theil von Westphalen ist das Ravensbergische, grade derjenige Theil, welcher der Presbyterialverfassung entbehrte und in der sie noch jetzt wenig tief gewurzelt ist. Ueber die Grafschaft Mark hatten sich in den ersten Decennien dieses Jahrh. dichte Schatten des Todes gelagert, das Evangelium war dort fast unbekannt geworden, die wenigen Zeugen, welche es verkündeten, wie der Past. Strauß in Iserlohn, standen vereinzelt da, wie ein Häuslein im Weinberge, eine Nachthütte im Kürbisgarten. Auch jetzt, wo es durch Gottes Gnade gar anders geworden, wird die Grafschaft Mark doch kaum die Vergleichung mit manchen Gegenden Pommerns aushalten können. Das Bergische wird man nicht nach dem Wupperthale beurtheilen dürfen. Gleich in seiner nächsten Nähe, in Solingen, sind die kirchlichen Verhältnisse ungünstiger, wie selbst in der Hauptstadt. In einer Gemeinde von 12000 Seelen wird der sonntägliche Hauptgottesdienst kaum von 500 Kirchgängern besucht. Der energische Widerspruch gegen die Generalsynode von 46 ist nicht aus dem Gebiete der Presbyterial- und Synodalverfassung ausgegangen, sondern aus den östlichen Provinzen. Die Rheinische Synode hat in dieser Sache eine schwankende Haltung gezeigt und Beschlüsse gefaßt, die fast ebenso bedenklich waren. Die Westphälische Synode stand fester, aber eine wirksame und glaubenseifrige Erklärung ist auch von ihr nicht ausgegangen. Der Aufforderung des Propheten: rufe laut, schone nicht, mache deine Stimme laut wie eine Posaune, hat auch sie nicht entsprochen. Daß die Presbyterialverfassung das Leben nicht blos nicht schaffen, sondern auch nicht bewahren kann, zeigt auch die Geschichte der Schottischen Kirche. In den letzten Decennien des vorigen Jahrhunderts, unter dem Präsidium Robertsons, war in dieser völlige Erschlaffung eingetreten. Der heilige Geist, der in ihr ein neues Leben angezündet, hat es ebenso auch in der Bischöflichen Kirche Schottlands und Englands gethan, und überhaupt in allen kirchlichen Gemeinschaften, welche Verfassung sie auch hatten. Was aber durch die Presbyterialverfassung gar leicht erstickt wird, weil sie den Begriff der Kirche und damit das ganze kirchliche Wesen veräußerlicht und eine gewisse Hohlheit und Oberflächlichkeit des Denkens und des Fühlens einführt, das ist der mystische Zug nicht zu dem abstracten, sondern zu dem in der Kirche offenbar gewordenen und noch fortwährend darin in Wort und Sacrament sich offenbarenden Gott, das ist der Mariensinn, der sich so ergreifend in den Liedern der Lutherischen Kirche und ihren Gebeten ausspricht, jener Hauch aus Gott, der ihr eigenthümliches Wesen bildet im Unterschiede von ihrer thätigen und eifrigen Schwesterkirche. Hüten wir uns,

daß wir nicht, die sogenannte Presbyterialverfassung gewinnend*), an dieser unserer Seele Schaden nehmen."

Berühren wir hier noch einige Einwürfe, die gegen die vorstehende Darstellung erhoben werden könnten. Man könnte meinen, der Auctorität der Reformatoren und der Bekenntnisse dadurch sich entledigen zu können, daß man unterscheidet zwischen der unsichtbaren Kirche und der sichtbaren. Aber solche Unterscheidung würde der Lehre der Lutherischen Kirche widersprechen. Es gibt nach ihr nicht zwei Kirchen, sondern nur Eine, welche zugleich sichtbar ist und unsichtbar, sichtbar in ihren Institutionen, der Predigt des Wortes und der Spendung der Sacramente, unsichtbar in Bezug auf ihre wahrhaftigen Glieder, die unter einem großen gemischten Haufen verborgen sind. Die Lehre von der unsichtbaren Kirche oder vielmehr von der Unsichtbarkeit der Kirche hat nur die Bedeutung einer Unterscheidung zwischen dem Wesen und seiner Erscheinung, die von ihm getragen wird, aber in dem gegenwärtigen Weltlaufe nie sich vollständig mit ihm deckt. Reißt man die sichtbare Kirche von der unsichtbaren los, so geräth man unfehlbar in Bezug auf die letztere in phantastische Träumereien, in Bezug auf die erstere in rohe Geistlosigkeit. Man könnte ferner meinen, die gegebene Auffassung widerspreche der Lutherischen Lehre von der Taufe. Der Widerspruch würde aber dann schon den Reformatoren und den Bekenntnißschriften angehören. Die viele Spren, die nach ihnen dem Weizen beigemischt ist, besteht eben aus Getauften. Die Lutherische Kirche hält die Taufgnade hoch, aber sie lehrt auch, daß man aus der Taufgnade fallen könne und accentuirt nicht minder scharf als sie auch die Bekehrung, von welcher die große Menge nichts wissen will, namentlich „in unsrer letzten betrübten Zeit." Die Beschneidung führte nicht weniger wie die Taufe innere Gnade mit sich, 5 Mos. 30, 6., die Taufe ist nur ihre Potenzirung, und doch spricht der h. Paulus der Beschneidung bei den Unbekehrten alle Bedeutung ab. Luther sagt von der Taufe ganz dasselbe: absente fide baptismus nudum et ineſficax signum tantummodo manet. Man könnte endlich einwenden, auch in Bezug auf das Kirchenregiment fehle die Garantie, daß es vom Glauben der Kirche durchdrungen sey. Aber dieß Regiment, welches wir mit nüchternem Auge betrachten, und weit entfernt sind, zu idealisiren, und für das normale zu halten, ist uns durch die Geschichte und also von Gott gegeben, und eine andere Form des Regimentes, welche solche Garantie darböte, ist nicht vorhanden. Das bestehende Kirchenregiment ist aber jedenfalls besser, als ein solches, welches aus der Masse hervorwächst, aus Gründen, die wir anderweitig schon vielfach entwickelt haben.

*) Mit ihren unläugbaren aber gegen solche drohende Einbuße nicht in Betracht kommenden Vorzügen, welche Geh. Rath von Bethmann-Hollweg in Gelzers Monatsblättern, August 56. S. 69, geltend macht, dem äußeren kirchlichen Interesse, das sich namentlich in der Bereitwilligkeit zu Opfern für kirchliche Zwecke kundgibt, und der größeren Popularität der Geistlichen, wobei nicht zu vergessen, daß die Abhängigkeit von den Gemeinden eine Gefahr für die Ausbildung des Characters herbeiführt, der nur besonders energische Naturen widerstehen können. Woher kommt es, daß im Wupperthal eine so entschiedne Neigung sich kundgibt, bei der Wahl der Geistlichen über das Gebiet der Presbyterialverfassung hinauszugehen?

Eine eigentliche Abstimmung über das Princip der auf Gemeindewahlen ruhenden Repräsentation der Gemeinden ist nicht erfolgt. Die Majorität erklärte sich für die beiden Anträge: 1. Nur der Dienst an der Kirche soll die passive Wahlfähigkeit auf allen Stufen des Synodalverbandes begründen. 2. Dieser Verband, welcher in der Landessynode seinen Abschluß findet, soll auf Kreis- und Provinzialsynoden beruhen", und betrachtete damit die Sache als erledigt und den ersten Antrag als abgeworfen. Das Princip der auf dem Repräsentationsgedanken ruhenden Urwahlen war anerkannt, indem man auf die Bedingungen der passiven Wahlfähigkeit einging, und auch der zweite Beschluß sanctionirte den Weg von unten nach oben. Es ist aber zweifelhaft, ob alle Abstimmenden die ganze Tragweite dieser Beschlüsse erkannt haben, durch welche die Majorität sich zu der modernen kirchlich-demokratischen Ansicht bekannte. Die Beschränkung der „passiven Wahlfähigkeit" wird nicht als ein wirksames Correctiv dieser Ansicht betrachtet werden können, deren Bedenklichkeit auch daraus hervorgeht, daß man sich überall nach Correctiven umsieht. Als „Dienst an der Kirche" wird es auch angesehen, wenn einer z. B. Inhaber eines Patronates oder Mitglied des projectirten kirchlichen Gemeinderathes wird, wodurch offenbar gar keine Garantie für eine tiefere Befreundung mit der Kirche gegeben ist. Man muß den Schein sehr lieben, wenn man sie darin finden will. Wer in den durch einen scharfen Blick für das wirkliche Leben ausgezeichneten Schriften von Jeremias Gotthelf bewandert ist, wird sich der ergötzlichen Abschilderung solcher kirchlichen Scheinämter und Scheingestalten, wie sie in der Schweiz vorkommen, der Chorrichter u. s. w. erinnern. Viele, die nach diesem Beschlusse von der Wahlfähigkeit ausgeschlossen sind, Männer, wie z. B. Dr. Wichern und Philipp Nathusius, Oberpräsidenten oder Professoren des Kirchenrechtes, die im Glauben der Kirche stehen, haben offenbar einen unvergleichlich höheren Grad kirchlicher Befähigung, als solche Gemeindekirchenräthe. Daß man auch ohne „Dienst an der Kirche" tief in das Wesen der Kirche eingedrungen seyn kann, zeigt in einem biblischen Beispiele Daniel, der zwar die Gaben eines Propheten im höchsten Maaße hatte, nicht aber das Amt eines Propheten bekleidete. Was von Daniel in C. 6, 10 berichtet wird, ist eine unendlich reellere Garantie, als solch ein „Dienst an der Kirche."

(Fortsetzung folgt.)

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz. Druck von Trowitzsch und Sohn.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1857. Mittwoch den 21. Januar. № 6.

Vorwort.

(Fortsetzung.)

An das Ende war die Frage gestellt: ob die Berufung einer Landessynode zur Zeit angemessen erscheine. Die zuerst eingebrachte Motion lautete hier dahin: „Die Versammlung wolle an S. Majestät den König den Antrag stellen, daß (für jetzt) von der Ausbildung der höheren Stufen des Synodalwesens Abstand genommen werde", mit den Motiven: 1. In einer in sich gespaltenen Kirche können Synoden die Verwirrung und das Aergerniß nur noch mehren. 2. Bei den unter uns vorliegenden Unklarheiten in Bezug auf den Bekenntnißstand würden die Synoden der nothwendigen Auctorität und Legitimation entbehren. 3. Das Kirchenregiment hat noch nicht diejenige feste Haltung und Sicherheit gewonnen, welche erforderlich ist, wenn es sich gegen die Synoden in seiner Stellung behaupten soll. 4. Die Ausbildung des Synodalwesens würde den demokratischen Verfassungsbestrebungen eine gefährliche Handhabe gewähren. 5. Die in sich gespaltenen Synoden würden keine Bedeutung gewinnen können. Der Antragsteller erklärte, er wolle nicht wiederholen, was zur Ausführung dieser Motive in seinem gedruckt vorliegenden Gutachten gesagt worden; nur den letzten unter den aufgestellten Punkten wolle er auf Grundlage der Erfahrungen etwas näher beleuchten, welche in der jetzigen Conferenz gemacht worden seyen. Aus dieser Erörterung theilen wir hier das Wesentliche mit, mit Auslassung desjenigen, zu dessen Veröffentlichung wir uns zur Zeit noch nicht für ermächtigt halten.

„Unsere Conferenz hat gewiß so breite Grundlagen der Uebereinstimmung, wie sie unter den vorhandenen Verhältnissen irgend erwartet werden können. Die Gegensätze, welche in dem Ganzen der Kirche vorliegen, sind in ihr bei weitem nicht vollständig vertreten. Wenn hier und da das gemeinsame Fundament des Bekenntnisses zu christlichen Grundwahrheiten zu entschwinden scheint, so bricht es bald auf wohlthuende Weise wieder aus der Verborgenheit hervor. Wir dürfen bei unseren Berathungen über das Synodalwesen nicht bloß die vorliegende Zusammensetzung zum Maaßstabe nehmen, wir müssen vielmehr die Gegensätze in dem Ganzen der Kirche in Betracht ziehen, müssen die Möglichkeit in unsere Berathung mit aufnehmen, daß die Synode diese Gegensätze vollständig darstellt, ja sogar, daß die immer noch sehr mächtige Negation aller Grundlehren der Kirche, die bekenntnißlose Union oder vielmehr Pseudounion, die in dieser Versammlung einstimmig verworfen worden ist, in Folge ihr zugewandter Gunst vorzugsweise in den Synodalversammlungen ihre Vertretung findet. Auf die Dauer werden die Synoden nicht besser seyn, als die Masse der Kirche. Die Umstände, welche sie über das Niveau derselben erheben, machen im Verlaufe der Zeit anderen Platz. Wenn sich nun unter so günstigen Verhältnissen schon keine durchaus erfreulichen Resultate ergeben haben, so müssen dadurch die synodalen Neigungen einen starken Stoß erleiden. Es ist gut und non sine numine geschehen, daß wir diese Erfahrungen benutzen können, daß die Verhandlungen über die Synode an das Ende der Conferenz verlegt worden sind.

Ich frage: sind unsere gutachtlichen Beschlüsse wohl von der Art, daß sie dem Kirchenregimente oder den Gliedern der Kirche imponiren können? In allen irgend principiellen Fragen hat sich die Versammlung in zwei fast gleiche Theile getheilt. Es ist klar, das Kirchenregiment und die Glieder der Kirche befinden sich nach solchen Beschlüssen ziemlich in demselben Stande, wie früher. Die Conferenz kann ihnen kaum einen Anhalt gewähren, um so weniger, da auf ein inneres Schwanken schon die Verschiedenheit der Majorität in der confessionellen und in der Ehescheidungsfrage hinführt, die nur einen subjectiven Grund haben kann. Denn an sich sollte die Treue in dem Festhalten der Confession und der Ernst in dem Festhalten der allein durch das Wort Gottes anerkannten Scheidungsgründe Hand in Hand gehen. Die Behörden und die Glieder der Kirche müssen auch nach unseren Berathungen und gutachtlichen Beschlüssen selbstständig ihren Weg gehen. Sie müssen die Entscheidung aus der heiligen Schrift und dem Wesen der Kirche selbst entnehmen und sich vor Gott darüber klar werden, was sie anordnen sollen und was sie annehmen dürfen — denn darüber sich besinnen zu dürfen, ist das Recht der Glieder der Evangelischen Kirche; sie sind nicht wie die der Römischen dazu verurtheilt, passiv hinnehmen zu müssen, was man ihnen darbietet. Es ist nach dem anerkannten Grundsatze des Evangelischen Kirchenrechtes: Quod omnes tangit, ab omnibus curari debet, ihr Recht und ihre Pflicht zu untersuchen, ob das Dargebotene mit dem Bekenntnisse der Kirche übereinstimmt. (Das sage ich in Bezug auf den Plan, die revidirte Gemeindeordnung obligatorisch einzuführen.) — Ich erlaube mir zu zweifeln, ob die gewonnenen Resultate den bedeutenden Verlust an Zeit und

Kraft aufwiegen, der aus der Zusammenberufung so vieler Männer aus einflußreichen Stellungen entsteht. Liegen doch überall die allerdringendsten Aufgaben vor, die aus Mangel an Zeit und Kraft (das Geld findet sich von selbst, wo nur die Kraft vorhanden ist) ungelöst bleiben. Ich erinnere z. B. an die wirklich zu Gott schreienden Nothstände Berlins, an Thatsachen wie die, daß, nachdem die in der ganzen christlichen Welt beispiellos großen Parochieen getheilt worden sind, ein Pastor mit einem jungen stets wechselnden Hülfsgeistlichen eine Gemeinde von 27000 Seelen zu verwalten hat, eine Seelenzahl, die in Neu-York nicht weniger als 27—30 Prediger haben würde. Ich habe bei dem oft trostlosen Hin und Her unserer Reden und der Resultatlosigkeit unserer Abstimmungen mehrfach, wie bei der Generalsynode von 46, an den Mann gedacht, der seinen Cammin mit Zimmet heizte. Die Erndte ist groß, der Arbeiter sind wenige, desto sorgfältiger muß darüber gewacht werden, daß diese Arbeiter nicht Anlaß erhalten, zu sprechen: ich habe umsonst gearbeitet, um Nichts und Eitles meine Kraft verschwendet. Ich gestehe, ich war manchmal herzlich froh, wenn ich aus diesen Streitversammlungen in den Kreis meiner Studierenden trat, unter „die blühende Jugend, die Hoffnung der künftigen Zeiten." Das Alles sage ich weniger gegen die Conferenz als vereinzelten Versuch, zu dessen Gunsten ja auch manches geltend gemacht werden kann; meine Bedenken gehen gegen die Conferenz, sofern sie sich als Anfangspunkt einer langen Reihe darstellen sollte.

Ich dächte, wer vorher im Unklaren gewesen wäre über die Zeitgemäßheit der Synoden, der müßte durch unsere Verhandlungen darüber ins Klare gesetzt worden seyn. In Lagen, wie die gegenwärtige, können die Synoden nur ein doppeltes Resultat liefern, entweder Streit oder Compromiß. Aus dem letzteren können keine lebensfähigen Gestalten hervorgehen. Das würde sich zeigen, wenn es versucht werden sollte, unsere Beschlüsse in Bezug auf die Gemeindeordnung ins Leben zu führen, die zum Theil auf einem solchen Compromiß beruhen. Am nächsten aber liegt der Streit, und zu welchem Resultate dieser nothwendig führen muß, das kann uns auch aus den Erfahrungen und Stimmungen der letzten Wochen klar werden. Wenn man die Geister ferner unter so empfindlichen Verhältnissen so gewaltsam aufeinander platzen läßt, wird das Ende in nicht gar ferner Zeit seyn, daß die Kirche auseinanderfährt, daß das Ungleichartige auch äußerlich sich trennt. Wer dies nicht will, sollte billig auch seinen synodalen Neigungen entsagen! Niemand sieht gewiß mit größerem Behagen dem Keimen des Synodalwesens zu, als unsere durch eine äußere Scheidewand von uns getrennten Lutherischen Brüder. Diese werden schon in Folge der Publication unserer Verhandlungen einen nicht unbedeutenden Zuwachs erhalten. Ja schon in diesem Augenblicke gibt sich eine Gährung in den confessionellen Kreisen, auch denen der Hauptstadt zu erkennen. Auf der großen Naugarter Pastoralconferenz, die aus solchen Pastoren besteht, die mehr wie anderwärts ihre Gemeinden hinter sich haben, hat der Vorsitzende im Blicke auf unsere Conferenz schon offen von der Möglichkeit des Herübergedrängtwerdens zu den separirten Lutheranern geredet. Treibt man die Sache weiter, so handelt es sich nicht um den Austritt von Zehn- und Zwanzigtausenden, wie man wohl gemeint hat, sondern um ganz andere Zahlenverhältnisse. Weit empfindlicher aber, als der numerische Verlust, würde das seyn, daß die Einbuße sich grade auf die lebendigsten Glieder und die edelsten Kräfte vorzugsweise beziehen würde. Was es zu bedeuten hat, wenn einer Kirche das Salz entzogen wird, das zeigt in einem warnenden Beispiele die Nationalkirche Schottlands. Wir von unserem Standpunkte aus könnten ein solches Schisma, das nicht nur für die Kirche, das auch für den Staat verderblich seyn würde, nur tief beklagen. Der Weg, es zu verhüten, ist, daß man alles seinen ruhigen Gang gehen und Gott „thun und walten" läßt, daß man Gott nicht versucht durch Experimente, auf die Er uns nicht gewiesen hat. Synoden sind unter Verhältnissen, wie die vorliegenden, um so bedenklicher, da ihre Mitglieder gar zu leicht meinen, ohne Weiteres ihrer Neigung folgen zu dürfen, da das Bewußtseyn um die objectiven Normen bei ihnen weit weniger lebendig ist, wie bei den durch ihren Beruf beständig darauf hingewiesenen Behörden, da die factischen Zustände der Kirche ihnen weit weniger vollständig und klar vorliegen, da sie nicht, wie die Mitglieder der Behörden, persönlich die Folgen unbesonnener Beschlüsse zu tragen haben, sondern ruhig zu Hause sitzen, wenn das Uebel kommt, das sie heraufbeschworen und sich damit trösten, daß sie ja nur eine einzelne Stimme abgegeben haben und die Verantwortung dem Ganzen zuschieben. Wenn die Kirche sich nur noch zehn Jahre ohne Vergewaltigung durch Synoden und ihre Majoritäten „aus sich selbst entwickeln" kann, werden die Sachen schon wesentlich anders stehen, wie jetzt, wo wir uns in einem Uebergangszustande befinden, der jedes Berufes zur Gesetzgebung entbehrt."

Diesem Antrage trat später ein anderer zur Seite, die Versammlung solle sich dahin aussprechen, daß die sofortige Einberufung einer Landessynode durch das Bedürfniß der liturgischen, Diaconie- und Ehefrage nicht geboten sey, sondern für diese Erledigung auf Grund der hier gepflogenen Berathungen den aus den Erwägungen des gesammten Kirchenregimentes zu erwartenden Beschlüssen volle Autorität zukomme." Dieser Antrag gelangte zuerst zur Abstimmung und die Versammlung erklärte durch seine Annahme den früheren für erledigt. Man könnte meinen, daß dieser Beschluß der Versammlung aus ihrer Sorge für die Union hervorgegangen sey. Es wäre in der That unmöglich gewesen, die Union noch ferner für rechtsbeständig zu halten, wenn man in viel geringeren Fragen die Sanction einer Synode für unbedingt nothwendig gehalten hätte. Indessen das treibende Princip war doch hier ein anderes. Die große Mehrheit der Versammlung hegte, wie es scheint, Bedenken gegen die sofortige Organisirung des Synodalwesens. Manche, die von der Doctrin, in die sich die Zeit einmal verliebt hat, nicht lassen konnten, trugen doch wohl Scheu davor,

sie ins Leben treten zu sehen. Man mochte aber — so denken wir — eben aus Liebe zur Doctrin einem von einem Gegner derselben herrührenden und dabei offen und unumwunden auftretenden Antrage nicht beitreten; so wurde ein solcher aufgebracht und angenommen, der schräge und verdeckt auf dasselbe praktische Resultat hinauslief.

Viele Freunde des Presbyterial- und Synodalwesens sind der Meinung, daß das Kirchenregiment dadurch eine feste Mauer gewinnen könne gegen rationalistische Agitationen und eine zuverlässige Orientirung in Bezug auf das Terrain: sie meinen, was erst glücklich durch die Synoden gebracht worden, könne dann zuversichtlich eingeführt werden und man dürfe nicht ferner fürchten, damit auf einen bedeutenden Widerstand zu stoßen. Das Gegentheil haben in lehrreicher Weise die neuesten Vorgänge in Bayern und zum Theil auch in Würtemberg dargethan. Wie leicht man unter Umständen die Auctorität der Synoden abschüttelt, zeigt eine „von den angesehensten evangelischen Einwohnern Nürnbergs unterzeichnete" Vorstellung an S. Majestät den König von Bayern in Nr. 122 der Darmst. K. Z., in der es heißt: „Fußend auf Anträgen der Generalsynode, welche von einer momentan siegreichen Partei ausgegangen, von der Mehrzahl der Kirchgenossen aber nicht gebilligt sind, Bezug nehmend auf Einvernehmen von Kirchenvorständen, die ohne vorgängige Sicherung eines bestimmten Wirkungskreises zum größten Theile unter dem Einflusse und der Macht der Geistlichen gebannt waren" u. s. w. Dagegen aber hat die Agitation schon jetzt in Bayern (und ebenso auch in Würtemberg) vielfach die Kirchenvorstände zu ihrem Organe gemacht und alles wird dort zu einem großen Sturme vorbereitet, der auf der nächsten Generalsynode vor sich gehen soll. In Sachen der Religion verhält es sich wesentlich anders, wie in Sachen der Politik. Was alle so unmittelbar berührt, das wird nie einer Repräsentation zur beliebigen Entscheidung übergeben werden. Man wird diese stets nur so lange gelten lassen, als man durch sie die eigne persönliche Ueberzeugung und Auffassung des göttlichen Wortes vertreten findet. Die Synoden werden nie eine höhere Auctorität ausüben, als das Kirchenregiment, ja man wird sich an sie noch viel weniger kehren, da der Gedanke gar nahe liegt, die vollmachtgebende Gemeinde könne ihre gemißbrauchte Vollmacht zurückziehen. Die Einführung des Synodalwesens schmälert die Autorität der Behörden, ohne dafür einen genügenden Ersatz darzubieten.

Es bedarf wohl kaum der Bemerkung, daß wir in dieser Bayerischen kirchlichen Bewegung in der Hauptsache durchaus auf Seiten des angefeindeten Oberconsistoriums stehen. Wir halten es für ein großes Glück für dies Land, daß es eine so tief von dem Geiste der Kirche durchdrungene kirchliche Oberbehörde besitzt, für einen traurigen Undank gegen eine unverdiente Gnade Gottes, daß man sich gegen eine so treu meinende Behörde massenweise erhebt, nach dem Vorbilde der Kinder Israel, da sie in der Wüste murreten wider Mose und Aharon und zu

einander sprachen: Lasset uns einen Hauptmann aufwerfen und wieder in Egypten ziehen. (Das Bayerische Egypten war der Zustand, da sie mit Behagen und ohne Störung den Knoblauch [4 Mos. 11, 5] des Rationalismus verzehrten.) Unsere Freude über das von dieser Behörde eingeführte treffliche neue Gesangbuch, das beste, was in diesem Jahrhundert in einer Landeskirche neu zur Einführung gekommen, haben wir bereits früher ausgesprochen, wobei wir nur bemerken, daß wir statt der Concessionen in der Auswahl der Lieder, die dort dem Zeitgeschmacke gemacht sind, vielmehr andere unschuldigere in Bezug auf die Rechtschreibung gewünscht hätten, kein: beim für dein'm u. s. w. Die neue Agende tritt ebenso den besten würdig an die Seite. Die Erlasse in Bezug auf Wiederherstellung der Kirchenzucht, Wiedereinführung der Privatbeichte, Sicherstellung des geistlichen Amtes gegen ungebührliche Zumuthungen, die persönliche Anmeldung der Verlobten bei Proclamationen, bedürfen für den irgend Sachkundigen nicht der Rechtfertigung ihres ächt lutherisch-kirchlichen Charakters, wie sie ihnen durch die gründliche Ansprache des O. C. vom 8. November zu Theil geworden ist. Wir bedauern nur, daß diese Ansprache an die Geistlichen gerichtet wurde und nicht an die Gemeinden, und daß sie durch ihre streng theologische Haltung sich dem allgemeinen Verständniß entzieht. Eine durchgreifende Wirkung hätte nur von einer Ansprache ausgehen können, welche einen biegsameren Charakter trug, welche das Zeitbewußtseyn mehr in seiner Heimath aufsuchte, welche sich mehr an das unruhige und nach Gott verlangende Herz und Gemüth wandte, und in diesem wenigstens die Ahndung hervorzurufen trachtete, daß es sich hier überall dem letzten Ende nach nicht um Herstellung eines äußeren Kirchenthums handelt, sondern um das Leben Gottes in der armen zu Gott geschaffenen und von ihm verirrten Seele, um solches, was unter den Ausspruch des Heilandes der Sünder subsummirt werden kann: „Kommt her zu mir Alle, die ihr mühselig und beladen seyd, ich will euch erquicken." Die Oberhirten der Kirche müssen nach dem Vorbilde des Apostels ihre Stimme zu wandeln verstehen. Doch dies Bedenken betrifft nur die Form einer in vieler Hinsicht trefflichen Vertheidigung einer guten Sache. Wir haben uns gefreut, daß diese als eine gute auch in der Entschließung S. Majestät des Königes von Bayern vom 27. November auf die Nürnberger Eingabe anerkannt worden ist, welche erklärt, daß „die erhobene Beschwerde nicht als gesetzlich begründet erachtet werden könne" und „daß jene Vorstellung die unbefangene Beurtheilung und Begründung in Hinsicht auf thatsächliche und rechtliche Verhältnisse" vermissen lasse. Wir hätten gewünscht, daß einer im innersten Grunde unkirchlichen Bewegung nicht im weiteren Verlaufe dieser Entschließung Zugeständnisse gemacht wären, welche sie zu einem Gegenstande der Freude für ein Blatt von so destructiver Richtung, wie die Protest. K. Z. machten. Diese sagt: „Ist so in der That die factische Durchführung aller sechs Erlasse mindestens zur Zeit suspendirt und wird außerdem bei Gelegenheit des ersten Punktes selbst eine allenfallsige weitere Beschwerdeführung ausdrücklich im Rechte anerkannt und ermuthigt, so kann diese Antwort nur als eine höchst günstige aufgefaßt werden." Welche Haltung die Kirche bei solchen Anläufen zu nehmen hat, das kann nach den Erfahrungen, die in der Zeit der lichtfreundlichen und deutschkatholischen Bewegungen gemacht worden sind, nicht zweifelhaft seyn. Man muß ihnen nicht einen Fuß breit weichen und ruhig abwarten, bis die Wasser sich verlaufen haben. Das Bedenkliche der Heteronomie aber, welche da stattfindet, wo die Spitze des Kirchenregimentes außerhalb der Confession liegt, tritt bei dieser Gelegenheit ins Licht. Man wird kaum erwarten können,

daß ein Fürst für eine ihm fremde Confession im Namen Gottes etwas wagt. Dabei dürfen wir freilich nicht vergessen, daß unter Gottes Leitung grade in Bayern Katholische Könige der Evangelischen Kirche edle Gaben dargeboten und ihr die Hand gereicht haben zum Aufstehen von ihrem Fall, daß ihnen namentlich die Kirche eine Oberbehörde verdankt, die von keiner in Deutschland übertroffen wird.

Die Aufregung zeigt in Bayern eine überraschende Allgemeinheit, sie geht durch das ganze Land, namentlich durch alle Städte hindurch, die Zahl der entgegengesetzten kirchlichen Manifestationen ist nur eine kleine (wir haben von solchen nur aus Nürnberg und Nördlingen vernommen) und sie finden verhältnißmäßig wenigen Anklang. Diese anderwärts kaum vorgekommenen Thatsachen veranlassen zu der Frage, ob nicht hier noch besondere Ursachen mitgewirkt haben, außer dem allgemeinen Gegensatze, welcher zwischen dem Evangelium, speciell der Lutherischen Kirche und der Zeitbildung besteht und besonders dann sich bethätigen muß, wenn das Leben der Kirche sich energisch regt.

Der Pietismus, welcher sich in Gegensatz stellt gegen Rechtgläubigkeit und Kirchlichkeit, ist eine Krankheit, der Vorläufer des Rationalismus, der, wie die Geschichte zeigt, im vorigen Jahrhundert in fast unmerklichen Uebergängen aus ihm hervorgegangen ist, aber es wäre ein verhängnißvoller Irrthum, wenn die Kirche von Neuem der wichtigen Lehre vergessen sollte, welche ihr durch das Auftreten des Pietismus für alle Zeiten tief eingeprägt werden soll, der wesentlichen Förderung, welche sie durch denselben erhalten hat. Innerliche Schäden können nur auf innerliche Weise gründlich geheilt werden. Mit neuen Ordnungen kann der Kirche nur dann geholfen werden, wenn ein neues Leben in ihr erweckt worden. Wir wissen nicht, ob in Bayern zu diesem Zwecke alles gethan worden ist, was überhaupt von Menschen gethan werden kann. Manches mag wohl dadurch unmöglich gemacht seyn, daß die Kirche gar manche Hemmungen von dem Staate und seiner Büreaukratie erleiden muß. Nur daraus können wir es wohl erklären, daß ein Oberconsistorium, wie das Münchener, noch kaum einen recht ernstlichen Anfang mit Generalkirchenvisitationen gemacht hat. Wären diese bereits in Bayern in voller Kraft ins Leben getreten gewesen, so hätte die Agitation dort gewiß nicht einen solchen Spielraum finden können. Durch diese Visitationen, nicht zu verwechseln mit den Specialvisitationen, die im vorigen Jahre in Sachsen einen neuen gesegneten Anfang genommen haben, tritt das Kirchenregiment in die Mitte der Gemeinden, es kann durch Beweisung des Geistes und der Kraft jeden Widerstand besiegen, wie das noch im vorigen Jahre in der erfreulichsten Weise in Stralsund sich gezeigt hat, die Vorurtheile schwinden, wie Nebel vor der Sonne, das Kirchenregiment befindet sich in einer weit günstigeren Lage, wie am grünen Tisch, und gewinnt zudem den rechten Standpunkt für die dort zu fassenden Beschlüsse, indem es sein Terrain genau kennen lernt und demnach nie Unerwartetes erfahren muß. Daneben ist dafür zu sorgen, daß die Facultäten nicht bloße Pflanzstätten der Wissenschaft sind, deren Anforderungen nach unserer Ueberzeugung streng und weit zu stellen sind, sondern auch nach dem Vorbilde der Prophetenschulen des A. B. Pflanzstätten des Lebens, Heerde, auf denen das Feuer heiliger Begeisterung hell brennt; daß auch an allen anderen Mittelpunkten das Wort Gottes lebendig und kräftig und nicht bloß rein und lauter gepredigt wird, in welcher Beziehung z. B. in Nürnberg wohl Manches zu wünschen übrig

blieb (das benachbarte Fürth soll die einzige größere Stadt in Bayern seyn, aus welcher keine Proteste hervorgegangen sind), daß die Reisepredigt, wenigstens einigermaßen ergänzend da auftrete, wo locale Hindernisse es für den Augenblick unmöglich machen, solche Prediger anzustellen, was freilich auch eine freiere Bewegung erfordert, wie sie zur Zeit, wie es scheint, der Evangelischen Kirche in Bayern gestattet ist. Selbst die Katholische Kirche muß jetzt erkennen, daß sie mit ihren gewöhnlichen Mitteln, mit ihren „Ordnungen" die entfremdeten Gemüther nicht wieder gewinnen kann. Sie concentrirt ihre Kraft auf die Missionen. Unsere Kirche, die sich von ihr dadurch unterscheidet, daß bei uns grundsatzmäßig der Weg zum Aeußeren durch das Innere geht, ist verloren, wenn sie nicht vor Allem danach trachtet, daß ihr Bekenntniß frisches kräftiges Leben in den Gemüthern ihrer Diener werde und von da aus die Geistestaufe auf die Gemeinden übergehe. Davon ist das O. C. gewiß nicht weniger durchdrungen, als wir. Es bekennt sich in seiner Ansprache ausdrücklich zu dem Worte Luthers, „daß alles Gottesdienstes das größte und fürnehmste Stück ist Gottes Wort predigen." Es sagt: „Was unserer Kirche obenan steht und stehen muß, das ist die Zucht durch die Predigt des göttlichen Wortes. Sie arbeitet an der Wiederherstellung gottgemäßen Lebens durch Gottes Wort von innen heraus, nicht durch menschliche Maßregeln von außen hinein." Möchte es ihm mehr und mehr gelingen, die Hindernisse zu besiegen, welche sich grade in Bayern einer erfolgreichen Wirksamkeit in diesem Geiste entgegenstellen. Im Allgemeinen aber führt Manches darauf, daß wir guten Grund haben, vor Ueberschätzung der „Ordnungen" gar sehr auf unserer Hut zu seyn. In dem Mecklenburger Kirchenblatte wurde neulich mit großem Lobe die Aeußerung eines Geistlichen angeführt, „es komme einem älteren Pastor jetzt bisweilen sauer an, in alle Ordnungen sich hineinzufügen, an die man sich früher nicht gekehrt, und doch müsse das ein Jeder, der es mit unserer Kirche gut meine, denn nur so könne sie wieder emporgebracht werden." „Die alten Pastoren, wurde gesagt, geben jetzt selbstverläugnend um der Kirche willen ihren langjährigen Subjectivismus daran, obwohl ihnen das nach dem Standpunkte ihrer Vergangenheit begreiflich nicht leicht wird, sie fügen sich in wieder aufgerichtete und neu eingerichtete Ordnungen und wollen gern dem Kirchenregimente in die Hand arbeiten, weil sie einsehen, daß die Kirche fester Ordnungen dringend bedarf." Wir haben nichts dagegen, daß man solcher Fügsamkeit ein gewisses Lob ertheilt. Sie ist immerhin besser, wie ein radicales Gebahren. Aber neben solchem Lobe sollte man es doch aufs nachdrücklichste hervorheben, daß in der Hauptsache dadurch nichts gebessert wird, daß der schlimmste Subjectivismus das Hegen und Pflegen des alten Menschen ist, der bei dieser Fügsamkeit sich ganz wohl befinden kann, daß der fügsame Pastor ohne die neue Creatur ein Miethling bleibt, der die Kirche Gottes nicht wahrhaft zu bauen vermag, der selbst todt unfähig ist, andere vom Tode zum Leben zu führen. Gegen solche Ueberschätzung der „Ordnungen" gilt das apostolische Wort: „Seyd ihr so unverständig? Im Geiste habt ihr angefangen, wollt ihrs denn nun im Fleische vollenden?" Ein unbändiger kirchlicher Subjectivismus, wie zu unserm tiefen Bedauern Prof. Baumgarten einem solchen mehr und mehr anheimzufallen scheint, wird durch den Gegensatz gegen ein solches äußerliches Ordnungswesen nur gestärkt und mehr und mehr verstrickt in die Einbildung seines guten Rechtes.

(Schluß folgt)

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz. Druck von Trowitzsch und Sohn.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1857. Sonnabend den 24. Januar. № 7.

Vorwort.

(Schluß.)

Manches hat zur Beförderung der Aufregung in Bayern, neben der vielleicht zu raschen Aufeinanderfolge der Erlasse, deren Wirkung nicht abgewartet wurde, wohl die Form derselben beigetragen, bei der man sich zu wenig von dem in Bayern Hergebrachten emancipirt hat. Fassen wir einen dieser Erlasse, denjenigen, welcher die Ordnung des Beichtstuhles betrifft, nach dieser Seite etwas näher ins Auge. Gleich der Eingang: „In Anerkennung der hohen Bedeutung des Beichtstuhles für die Evangelisch-Lutherische Kirche und in der Ueberzeugung von der Nothwendigkeit einer kirchengemäßeren Ordnung des Beichtwesens werden von der unterfertigten Stelle vorläufig folgende Bestimmungen getroffen", sticht gar sehr ab gegen den Anfang der Apostolischen „Erlasse": „Gnade sey mit euch und Friede von Gott unserem Vater und dem Herrn Jesu Christo", und gegen die Hirtenbriefe Preußischer Generalsuperintendenten, denen zuerst Bischof Dräsecke, bei Veranlassung des Magdeburger Streites über die Anbetung Christi, in dem geistlichen Tone von Erlassen in geistlichen Dingen ein würdiges Vorbild gab. Es folgen nun eine Reihe von Bestimmungen, die in ihrer Form einen streng gesetzlichen Charakter tragen: 1. Die in manchen Orten, namentlich in Landgemeinden noch bestehende und gepflegte Einrichtung der Privatbeichte ist sorgfältig aufrecht zu erhalten und zu fördern. — — 2. An den zur Anmeldung bestimmten Tagen hat der Geistliche die Confitenten an einem schicklichen Orte, besser in der Sacristei, als im Pfarrhause, wo er allein zugegen ist, zu empfangen, die Aufschreibung vorzunehmen und den Seelenzustand der Einzelnen, so weit er es für nöthig erachtet, zu erforschen und zu berathen", u. s. w. Nach sechs solcher Paragraphen folgt dann eine Ermahnung an die Geistlichen, worin sie darauf hingewiesen werden, daß diese Normen nicht sofort in ihrem vollen Umfange in Vollzug gesetzt werden können und sollen, sondern theilweise nur als die anzustrebenden Zielpunkte zu betrachten sind. Wir ersehen daraus, daß in der Sache zwischen uns und der von uns innig verehrten Behörde keine Differenz besteht, daß sie die von der Augsb. Confession in Art. 11 sanctionirte Privatbeichte nur auf dem Wege der Freiwilligkeit zurückgeführt sehen will, allein es lag nahe, daß die Gemeinden sich an die ganz die Sprache der bürgerlichen unbedingt zu vollziehenden Gesetze redenden Paragraphen hielten und auf den Gedanken geriethen, daß sie alles aufbieten müßten, sich solchem ihnen unmittelbar drohenden Zwange zu entziehen. Auch in Bezug auf die Geistlichkeit können wir uns der Bedenken gegen solche Weise der Darstellung nicht erwehren. Es läßt sich nicht läugnen, es gibt namentlich unter der jüngeren Geistlichkeit harte Köpfe, denen es Vergnügen macht, auf diesem Gebiete mit rücksichtsloser Strenge vorzugehen, Manche, die durch ein Uebermaaß von gesetzlichem Wesen ein Aequivalent darzubieten trachten für die ihnen fehlende wahrhaftige Gabe eines evangelischen Predigers, mit herzbewegenden Worten die Sünder zur Buße zu rufen und das Verlorene zu suchen. Diese werden nur zu geneigt seyn, die Mahnung am Schlusse zu überhören. Sollte es nicht vielleicht angemessener gewesen seyn, allein das nächste Ziel, die Herstellung der Gelegenheit zur Privatbeichte für solche, die ihrer bedürftig sind, zu proclamiren und das Uebrige Gott und der Zeit zu überlassen? Wissen wir doch nicht, wie weit wir die allgemeine Wiedereinführung der Privatbeichte auch nur als anzustrebenden Zielpunkt aufstellen dürfen. In der älteren Weise kann sie nicht wiederkehren, das für unsere Zeit charakteristische Aufkommen des Principes der Subjectivität wird es unmöglich machen, daß man sich in das Hersagen von Formeln wieder finden lerne, nachdem dasselbe einmal abgekommen, und die tiefe Scheu, die Wurzeln bloßzulegen, die sich bei so Vielen findet und nicht den Schlechtesten, wird nur dann besiegt werden können, wenn über unsere Gemeinden der Geist aus der Höhe in dem Maaße der apostolischen Zeit ausgegossen wird. Ob das geschehen wird, steht bei Gott. Auch von Wiedereinführung der Kirchenzucht wird man nicht nicht zu viel erwarten dürfen und sich, wo es sich nicht um solches handelt, was gradezu auf der Vorschrift des Wortes Gottes beruht, in der Hauptsache damit begnügen müssen, das noch Vorhandene zu erhalten. Es fehlt die nothwendigste aller Grundlagen, die früher unsere Gemeinden durchdringende Ueberzeugung, daß wir Alle arme Sünder sind, die nur durch das Lösegeld selig werden können. Wo solche Ueberzeugung mangelt, da kann die Kirchenzucht leicht zu einem ungerechten Gerichte werden und ihres Zweckes zu bessern ganz verfehlen. Wie wenig verhältnißmäßig in einer so selbstgerechten Zeit, wie die unsrige, mit der Kirchenzucht ausgerichtet werden kann, welche so leicht dazu führen muß, daß die Selbstgerechtigkeit aufgestachelt wird, zeigt auch dasjenige, was aus der Gemeinschaft der von der größeren Kirche abgetrennten Lutheraner in Preußen ver-

nommen wird, von denen im vorigen Jahre wieder ein „Entwurf einer Kirchenzucht-Ordnung für Lutherische Gemeinden" ausgegangen ist. Die Verhältnisse sind dort der Kirchenzucht ungleich günstiger, wie bei uns: die separirten Gemeinden haben einen bedeutenden Stamm von Erweckten, die sie aus der größeren Kirche herübergezogen, und die gesunde Lehre durchdringt diese Gemeinden in ungleich höherem Grade, wie die unsrigen. Dennoch aber will die Kirchenzucht, wie es scheint (es haben uns durch einen Zufall aus einer Gemeinde umfangreiche actenmäßige Verhandlungen vorgelegen) nicht recht gedeihen. Sie für Andere zu beantragen, damit ist man gleich bei der Hand, sich selbst aber will man ihr nicht unterwerfen, und wenn irgend angesehene Mitglieder ihr unterworfen werden, so bieten sie vielfach ihren Anhang auf und führen Spaltungen herbei, deren letztes Resultat zuweilen sogar Klagen bei den Staatsbehörden sind. Ein Lächeln aber muß es erwecken, wenn vielfach mit ernster Miene zur Empfehlung der Einführung der Presbyterialverfassung gesagt wird, daß dadurch erst die Kirchenzucht ermöglicht werde. In unsern östlichen Provinzen ist die Kirchenzucht bei weitem mehr in Uebung, wie in den westlichen, in denen die Pastoren gar leicht durch die Abhängigkeit von den Gemeinden die Energie verlieren, die zur Uebung der Zucht in einer zuchthassenden Zeit gehört.

Bayern hat im vergangenen Jahre außer dem kirchlichen auch durch einen mehr theologischen Streit die Aufmerksamkeit in bedeutendem Grade auf sich gezogen. Dr. v. Hofmann in Erlangen ist von Dr. Philippi in Rostock der Abweichung von dem gemein-christlichen Bekenntniß, „daß durch den Tod des Gottmenschen für die Sünde der adamitischen Menschheit der göttlichen Gerechtigkeit Genüge geleistet sey" und von der Lutherischen Lehre von der Zurechnung der Gerechtigkeit Christi beschuldigt worden.

Die Ansicht, daß man bei dem massenhaft gegenüber stehenden Unglauben solche ins Feine gehende Streitigkeiten ruhen lassen sollte, können wir nicht theilen. Das Vorbild der Schrift spricht dagegen. Wie lebhaft bekämpft der h. Paulus, ohne sich durch den Blick auf die große Masse der ungläubigen Juden irre machen zu lassen, die Irrthümer der Judaisten, z. B. in dem Briefe an die Galater? Wie einschneidend ist die Polemik des h. Johannes in den Briefen und in der Apokalypse gegen den aus heidnischen Einflüssen hervorgehenden aufkeimenden Gnosticismus. Die Männer Gottes nehmen diese Sachen sehr ernst, nicht obgleich, sondern grade weil der außerkirchliche Irrthum ihnen so massenhaft gegenübersteht. Wird dem Eingange, den dieser in die Kirche zu gewinnen sucht, nicht von Anfang an energisch gewehrt, so ist die nothwendige Folge die, daß das eingedrungene weltliche Element nach und nach und in kaum merklichen Uebergängen das kirchliche verzehrt. In unserer Zeit ist das herrschende weltliche Princip der Rationalismus. Aus diesem hat die kirchliche Theologie sich mühsam emporgerungen, dieser macht stets erneuerte Versuche, sich wieder in sie einzudrängen, und wenn diesen Versuchen nicht kräftig begegnet wird, so ist die traurige Folge die, daß das Ende zum Anfang zurückkehrt und daß uns das „wahre Sprüchwort" in 2 Petr. 2, 22 widerfährt. Unter Umständen, wie die vorliegenden, darf keiner der Liebe und Milde vergessen, wenn er gegen seinen Bruder die Anklage erhebt, daß er in diesem oder jenem Punkte nicht genug auf seiner Hut gegen die Einflüsse der mächtigen Zeitrichtung gewesen sey, was besonders solchen gar leicht begegnen kann, welche, allem compilatorischen Wesen abhold, sich berufen fühlen, neue Bahnen zu eröffnen. Der Anklagende wird stets dessen eingedenk seyn müssen, daß er gar leicht auch versucht werden und in gleichen Fehl gerathen kann, vielleicht schon hie und da hineingerathen ist, ohne es zu merken. Auf der andern Seite aber wird der Angeklagte nicht vergessen dürfen, daß es sich hier um Dinge handelt, in denen wachsam zu seyn eine heilige Obliegenheit der Kirche ist, daß die Versuchung, der er erlegen seyn soll, eine gar mächtig eindringende ist, daß er noch nicht gerechtfertigt ist, wenn er sich beim ersten Blicke nichts bewußt ist. Worte, wie die: „In solchen Friedens Schutz und Schirm kündige ich allen denen den Krieg an, welche die Denkzettel ihrer Rechtgläubigkeit breit und die Säume ihrer Bekenntnißtreue groß machen, um obenan zu sitzen in den Schulen"*) u. s. w. u. s. w., sollten in solchem Kampfe nicht gehört werden, am wenigsten einem Gegner gegenüber, der es sorgfältig vermieden hat, solchen Ton zuerst anzuschlagen, der z. B. gesprochen: „Ich weiß, daß es Dr. v. H. aufrichtig darum zu thun ist, mit der Lutherischen Kirche und ihrem Bekenntnisse in Frieden und Eintracht zu leben", Worte, die auch wir uns aneignen.

Warum es sich in diesem Streite zunächst handelt, das ist eine Frage der Auslegung, und in dieser Frage, denken wir, werden alle, die irgend sehen können und wollen, so weit sie auch nachher in ihrem Urtheil auseinander gehen mögen, auf der Seite von Dr. Philippi stehen. Es ist unläugbar eine treue und wahre Darlegung des Standes der Sache, wenn Dr. Philippi sagt: „Eins ist klar und unzweideutig ausgesprochen, H. streicht in der kirchlichen Versöhnungslehre die Lehre von der stellvertretenden Genugthuung und dem entsprechend in der kirchlichen Rechtfertigungslehre die Lehre von der Zurechnung der Gerechtigkeit Christi, d. h. er streicht eben die kirchliche Versöhnungs- und Rechtfertigungslehre selbst, weil dieselbe eben in gar nichts Anderem, als in diesen beiden eng mit einander verknüpften und sich gegenseitig fordernden Momenten besteht. Er läugnet, daß das Blut des Sohnes Gottes dem Zorne Gottes als Lösegeld gezahlt worden ist, daß unser Herr und Heiland Jesus Christus die Schuld und Strafe unserer Sünden auf sich genommen und in seinem Tode gebüßt und daß uns demnach Vergebung der Sünden oder Rechtfertigung nur dadurch zu Theil werde, daß wir im Glauben das allerheiligste vollgültige Verdienst unseres Herrn ergreifen." Dr. v. H. spricht es in den mannigfachsten Wendungen und Wiederholungen aus, daß

*) Dr. von Hofmann Schutzschriften S. 31.

der Tod Christi an sich keine stellvertretende und sühnende Bedeutung hat, daß nicht das Blut Christi uns erlöste, sondern nur sein Gehorsam bis zum Tode, daß sich nur „seine Gemeinschaft mit Gott auch in dem Aeußersten, was Sünde und Satan wider das Werk des Heiles vermochten, zu Ende bewährt hat", daß „wie sein Widerfahrniß kein Erleiden dessen gewesen ist, was die sündige Menschheit hätte leisten müssen, so auch seine Leistung keine Leistung dessen, was sie hätte thun sollen, sondern Berufsgehorsam des göttlichen Heilsmittlers."

Es ist zu bedauern, daß Dr. Philippi seine Polemik in zu enge Gränzen eingeschlossen hat. Weit entfernt, über das Gebiet der kirchlichen Versöhnungs- und Genugthuungslehre hinauszugehen und die Hofmannsche Theorie in Bezug auf diesen einzelnen Punkt aus dem Ganzen seines Systemes und den überall darin sich kundgebenden Sympathieen mit der Zeitströmung zu beleuchten, hat er sich sogar in Bezug auf dies Dogma auf die allerdings gründliche und überzeugende Erörterung einiger weniger Schriftstellen beschränkt (Matth. 20, 28 und besonders 2 Cor. 5, 21. Gal. 3, 13), „in welchen die kirchliche Fassung mit logischer Stringenz und wir möchten sagen mathematischer Evidenz scharf zugeschnitten und ausgeprägt vorliegt." Es hätte danach gestrebt werden sollen, in den Lesern wenigstens eine Ahndung von dem Reichthum an Beweisen, welche die heil. Schrift für diese Wesenslehre darbietet, hervorzurufen. Wir wollen hier beispielsweise nur auf ein Doppeltes aufmerksam machen.

Schon in dem A. T. nimmt das Blut eine sehr bedeutende Stelle ein. Ohne Blutvergießen geschah keine Versöhnung und das Blut sühnete die Seele. Dr. v. H. ist dieser Bedeutsamkeit des Blutes offenbar nicht gerecht geworden, wenn er in dem Sündopfer bloß eine Zahlung des Menschen an Gott erblickt, eine Buße, und in der Tödtung des Thieres nichts weiter, als die Form, in der der Mensch sich seines Eigenthums entäußert.*) Der Heiland redet von dem N. T. in seinem Blute, der h. Paulus von dem Glauben an das Blut Christi, von der Gerechtigkeit und Versöhnung durch sein Blut, der h. Petrus von der Besprengung durch das Blut Christi und von der Erkaufung durch dasselbe, nach dem h. Johannes macht uns das Blut Jesu Christi rein von unsern Sünden. Diesen uns aus der ganzen heil. Schrift entgegentönenden Aussprüchen, welche ihren Mittelpunkt in Jes. 53 finden, kann die H.'sche Theorie nicht Gerechtigkeit widerfahren lassen. Nach ihr entbehren Blut und Tod des Heilandes aller specifischen Bedeutung. Was H. alleine gelten läßt: „die Sünde hat als Feindschaft wider Gott das Aeußerste an ihm thun und Satan auch das letzte an ihm versuchen müssen", damit er nämlich seinen Gehorsam bewähren konnte, das konnte vollkommen realisirt werden, wenn auch der Heiland, nach dem Vorbilde Isaaks, im Angesichte des Todes demselben entrissen wurde. Daß dagegen

*) Man vgl. die Abh. von Prof. Keil, die Opfer des A. B. in Rudelbach's und Guericke's Zeitschr. 56. S. 618.

sich jedes christliche Gemüth empören würde, zeigt, wie wenig Befriedigung die H.'sche Theorie gewähren kann.

Nicht minder aber auch stellt der Kampf Jesu in Gethsemane dieser Theorie, die nichts weniger als neu, bei der hier nur das eigenthümlich ist, daß sie von einem solchen vorgetragen wird, der den Anspruch auf Lutherische Kirchlichkeit erhebt, ein unübersteigliches Hinderniß entgegen. Die Aufgabe ist hier die, zu erklären nicht etwa, wie tiefer Schmerz überhaupt und wie er speciell kurz vor seinem Tode den Heiland ergreifen, sondern vielmehr, wie dieser Schmerz sich grade als der höchste Grad der Todesfurcht äußern konnte: um Abwendung des Todes bittet der Heiland; Todesfurcht preßt ihm blutigen Schweiß aus. Dergleichen findet sich in der Geschichte keines christlichen Märtyrers oder Dulders wieder. Und doch findet grade in dieser Beziehung ein so unendlicher Unterschied zwischen dem Heilande und seinen Gliedern statt. Der Stachel des Todes ist die Sünde. Je mehr der Mensch von der Sünde frei wird, desto mehr wird ihm der Tod süß, Hingang zum Vater. Was Dr. v. H. zur Erklärung des Problems beibringt, genügt nicht. Was er von Christo aussagt*): „Gewirkt hat Jesus bisher und leiden soll er von nun an. — — Jetzt begann eine Zeit des Leidens für ihn, in welcher er der Machtwirkung des gottfeindlichen Willens anheimgegeben war" u. s. w., das gilt genau so für jeden Märtyrer und Dulder, und die Erfahrung zeigt, daß es nicht einmal bei den Gliedern Christi die Freudigkeit im Angesichte des Todes zu trüben vermag. Aufschluß gewährt hier einzig und allein die stellvertretende Bedeutung von Jesu Leiden und Tode. Lag die Strafe auf ihm, auf daß wir Frieden hätten, so mußte sich auch in ihm aller Todesschauer concentriren. Er trug der Welt Sünde und dieser Sünde Sold ist der Tod. So mußte ihm dieser in der furchtbarsten Gestalt erscheinen. Das physische Leiden an sich war nichts im Verhältniß zu diesem unermeßlichen Seelenleiden, welches Christo bevorstand und dessen ganze Größe und Tiefe er klar erkannte. Darum wird in Hebr. 5, 7 ff. die Furcht als dasjenige bezeichnet, was mit drückendem Gewichte auf Christo lastete. Indem Gott ihn hievon befreite, half er ihm vom Tode aus. Wird also das Leiden Christi als stellvertretend und demnach als freiwillig übernommen aufgefaßt, so erklären sich auch leicht die begleitenden Umstände. So namentlich der rasche Uebergang der Stimmung, aus der das hohepriesterliche Gebet hervorging, zu der bei dem Kampfe in Gethsemane. Mit gleicher Freiheit genügte der Heiland hier der einen und dort der andern Seite seiner Bestimmung. Dann, daß der Heiland, weit entfernt davon, von dem Kampfe überrascht, von dem Schmerze übermannt zu werden, Alles dazu vorbereitet, und daß er die gefördertsten Jünger mitnimmt, damit sie Zeugen seyn sollten, nicht etwa seiner Schwachheit, sondern desjenigen, was er für uns gethan.

Es läßt sich ja gegen das im Sinne der Kirche gefaßte: „Ein Lämmlein geht und trägt die Schuld der Welt und ihrer

*) Schriftbew. II. 1 S. 203.

Kinder", gar Manches anführen, aber schon Viele haben sich ihrer Zweifel schämen gelernt, nachdem ihnen ihre Sünden aufs Herz gefallen und sind froh gewesen, ihre Zuflucht zu finden in diesem „sichern Schloß gejagter Seelen." „Ich habe — sagt der Biograph Purgolds in den Lebensbeschreibungen von Geistlichen, Stendal 87 — einen sonst rechtschaffenen Greis gekannt, der diese Lehre immer bestritt. Dem Ende der Rechenschaft nah weinte er bei der Durchsicht seines Lebens über so manche Fehler und Vernachlässigungen empfangener Gaben, bitterlich. Nicht wahr, versetzte ich, nun ist's gut, daß wir sagen können: Siehe, das ist Gottes Lamm, das der Welt Sünde trägt, nicht nach jener künstlichen gemarterten, nein, nach der buchstäblichen Erklärung genommen. Innigst drückte er mir die Hand und weinte laut."

Ein Zeichen der Zeit aus dem vergangenen Jahre ist die Berufung des früheren außerord. Prof. der Theologie in Halle Schwarz in das Land Ernsts des Frommen als Hofprediger und Mitglied des Oberconsistoriums. Es erscheint um so mehr als solches, da es nach dem Berichte der Zeitungen auf Grund der Schrift: „Zur Geschichte der neuesten Theologie", erfolgt seyn soll, in der Prof. Schwarz seinen Unglauben klar und baar ausgesprochen hatte, da es motivirt seyn soll durch die Worte: „Ich muß durch Sie ein Gegengewicht gegen die Richtung schaffen, welche die Prediger meines Landes schon zum Theil inficirt hat." Es scheint, daß die Sächsischen Herzogthümer dazu ausersehen sind, der bedrohteste Theil der Evangelischen Landeskirche Deutschlands, ein Deutsches Galiläa der Heiden zu seyn. Hoffen wir, daß dort auch das Wort: „das Volk, so im Finstern wandelt, siehet ein großes Licht und über die da wohnen im finsteren Lande scheinet es helle", sich von Neuem bewähren wird. Ist doch auch ziemlich gleichzeitig nach Jena, gleich als hätte es an seiner rationalistischen theologischen Facultät noch nicht genug, noch ein Professor der Philosophie berufen worden, welcher dem erklärtesten Pantheismus und Atheismus huldigt und das Kreuz nicht höher achtet, als den Halbmond.*) Freuen wir uns, daß dieser die Weisheit von oben hassende, mit glatter Rede ausgerüstete Weltweise in Jena den Katheder bestiegen hat, wo nicht viel mehr zu zerstören seyn mag, und nicht in Berlin; daß die Provinz Sachsen die Gegengabe, welche ihr für Dr. Schwarz in Prof. Hilgenfeld aus Jena dargeboten wurde, verschmäht hat; daß, trotz aller erregten Artikel des Dr. Hase gegen die „Orthodoxie" und ihre Vertreter, und zum Theil wohl auch wegen derselben, die auswärtigen Theologen Jena mehr und mehr meiden (sie haben sich bis auf etwa 30 von dort verzogen) und nur der Zwang die Hörsäle der dortigen, wie ebenso auch der Gießener Theologen, vor völliger Verödung schützen kann. Es ist das u. A. ein Beweis dafür, daß unter den Studierenden der Theologie jetzt mehr gesunde Vernunft ist, wie früher. Denn die allein muß schon lehren, daß ein

*) Gesch. der neueren Philos. von Dr. Kuno Fischer, Th. 1 S. 215 ff. Th. 2 S. 421. 22.

künftiger Diener der Kirche widersinnig handelt, wenn er Stätten des Rationalismus aufsucht und sich geflissentlich verführen läßt von dem Glauben, den er predigen will.

Wir wollen hoffen, daß es Dr. Schwarz nicht ergehen wird, wie es nach seiner Meinung Dr. Marheineke erging, von dem er sagt: „er sey in einem sehr engen Kreise auf dürrer Haide ruhelos umhergetrieben worden", hoffen daß das Pfarramt das Mittel werden wird in Gottes Hand ihn zu heilen von der leeren um die Mitte des vorigen Jahrhunderts einigermaßen verzeihlichen, jetzt durch die Geschichte völlig gerichteten Einbildung, als könne man die Religiosität der Väter herstellen ohne sich zu ihrer Religion zu bekennen, als werde der alte Rationalismus durch philosophischen Aufputz neue Kraft erlangen, während die Erfahrung an Lessing, Kant, Schleiermacher, Hegel und ihren Schulen gezeigt hat, daß der höhere Rationalismus nach kurzem Fluge mit wächsernem Fittig immer zuletzt wieder in ordinären Rationalismus oder in bodenlosen Nihilismus ausschlägt, wie Dr. Schwarz selbst von der Hegelschen Philosophie sagt: „So hyperconservativ der Anfang, so verzweiflungsvoll nihilistisch das Ende, so eingebildet die Rechtgläubigkeit des Anfanges, so frech die Ungläubigkeit des Endes", und wie das Organ des herabgekommenen Schleiermacherianismus, die Protestant. K. Z. dies wöchentlich documentirt. Die gedruckt vorliegende Antrittspredigt von Dr. Schwarz stößt ab durch eine Reihe von Stellen, in denen er seinen Zuhörern predigt nach dem ihnen die Ohren jucken, Gemeinplätzen des vulgären Rationalismus, wie die: „Der ewige Gott allein hat sich das Gericht vorbehalten; und er kennt die Seele, welche ihn sucht, wenn auch nicht in dem Kirchengebäude, wenn auch nur im tiefsten Inneren und im stillsten Kämmerlein.*) Und zu ihm führt nicht Ein von der Kirche angelegter Weg, sondern viele Wege" u. s. w., ferner: „Wer darf euch gebieten, ob und wie ihr selig werden wollt? Wer darf euch vorschreiben, in welche Formen ihr eure Vorstellungen von Gott, von dem Bunde der Seele mit ihm, von der Sünden Krankheit und von den befreienden Gewalten, welche die gefesselte Seele zu Gott zurückführen, kleiden wollt. Hier ist das heilige Land der Freiheit!" u. s. w. u. s. w. Die Predigt enthält ferner keine Spur von Vertiefung in die heilige Schrift, der Dr. Schwarz grundsatzmäßig jede Heiligkeit abspricht, sie reicht den Hungrigen auch nicht einen Bissen wahrhaftigen Lebensbrotes dar, sie macht den Eindruck der Oberflächlichkeit und Salzlosigkeit, den Eindruck, daß Dr. Schwarz

*) Möge Dr. Schwarz von Schleiermacher Wahrheit oder vielmehr Wahrhaftigkeit lernen, welcher gleich im Anfange der Reden über die Religion zu den „Gebildeten" spricht: „Ich weiß, daß Ihr ebenso wenig in heiliger Stille die Gottheit verehrt, als Ihr die verlassenen Tempel besucht; daß in Euren aufgeschmückten Wohnungen keine anderen Heiligthümer angetroffen werden, als die klugen Sprüche unserer Weisen und die herrlichen Dichtungen unserer Künstler, daß Ihr für das ewige und heilige Wesen, welches Euch jenseits der Welt liegt, keine Gefühle habt."

auf der Kanzel, auf die nur der gehört, der im Namen Gottes zu reden hat, selbst sich nicht wohl fühlen kann. Dennoch aber kommt Einiges vor, was unserer Hoffnung einigen Anhalt darbietet. Dr. Schwarz redet mit Bescheidenheit von der Schwäche und Ungeübtheit der Kräfte, welche er in seinen neuen Beruf mitbringe. Es fällt ihm auf die Seele, daß er „auch zu den Armen und Kleinen hinabsteigen" soll. Er wird beunruhigt von dem Gedanken, „wie leicht es ist in unserer Zeit zu verneinen, wie unendlich schwer, grade auf dem Gebiete der Religion recht zu bejahen, aus der tiefsten innersten Wahrheit heraus schöpferisch zu gestalten, Begeisterung zu wecken, eine wirklich lebensvolle Gemeinde zu bilden." Er legt uns gegen das Ende, im Gegensatze gegen die pomphaften Redensarten und windigen Versprechungen in der „Schlußbetrachtung" seines Buches, den wahren Zustand seines Inneren, den jeder schon vorher kannte, der selbst sich früher an wasserleeren Orten befunden, in den Worten dar: „Stille Du das unruhig bewegte, auf und ab fluthende Herz, löse Du die nagenden Zweifel des Verstandes, rüste Du mich aus mit Ernst und Hingebung, daß ich den Lauf, welchen ich heute beginne, zu Deiner Ehre und Deines Reiches Besten vollende." Möge es Dr. Schwarz besser ergehen, wie dem von ihm, wir zweifeln fast ob mit voller subjectiver Wahrheit so genannten „großen und unvergeßlichen Vorgänger," mögen die Erinnerungen aus seiner Jugend wieder wach werden, möge die Stimmung, aus der dieß Gebet hervorging, sich immer mehr vertiefen, und möge es Erhörung finden! Dann, wenn er selbst zur „neuen Geisteserhebung" gelangt ist, wird er die in der „Schlußbetrachtung" seines Buches ausgesprochene trostlose Meinung fahren lassen, daß „mit dem jetzigen Material von Menschen und Zuständen" nichts anzufangen sey, daß man auf „eine neue Geisteserhebung und sittliche Wiedergeburt unsers gesammten Lebens" warten müsse, eine Meinung, die überall nur von solchen gehegt wird, die den eignen Mangel der Zeit zuschieben, nie von einem solchen, der im Besitze der reichen Mittel ist, welche das ins Herz aufgenommene Evangelium darbietet, im Besitze des Glaubens, der unter allen Umständen die Welt überwindet. Dann könnte aus seiner Berufung der Kirche in Gotha großer Segen erwachsen. Denn wird es hier anders, so dürfen wir wohl erwarten, daß etwas Ganzes werde. Auf das Halbe ist diese Natur nicht angelegt. In dem Kampfe zwischen der kirchlichen und der vermittelnden Theologie erklärt Dr. Schwarz sich der Sympathie mit der ersteren, der Antipathie gegen die letztere nirgends erwehren zu können.*)

Im Fürstenthum Schwarzburg-Sondershausen, welches das: o Tod wo ist dein Stachel nun, so sehr verlernt hatte, daß die Todten nur Nachts begraben werden durften, hat sich gegen das Ende des Jahres durch die Berufung des Past. Zahn zum Hofprediger und Consistorialrath, an Schneemanns Stelle, das Wort zu bewähren angefangen: „Um den Abend wird's licht seyn."

In der Reformirten Kirche Lippe-Detmolds ist das Seufzen treuer Pastoren endlich erhört worden durch Herstellung des ursprünglichen Bekenntnißstandes. Daß das Consistorium, welches die Störung desselben aus allen Kräften aufrecht zu erhalten suchte, in Bezug auf seinen Personalbestand einer Ergänzung bedarf, scheint eben damit ausgesprochen zu seyn. Die Fürsorge des Kirchenregimentes hat sich jetzt der Beseitigung der in einer der beiden älteren Lutherischen Gemeinden bestehenden Aergernisse zugewandt. Wir dürfen wohl hoffen, wenn dieß Werk vollbracht ist, die Verhältnisse der neu entstandenen freien Lutherischen Gemeinden mit Weisheit und Liebe geordnet zu sehen. Man sieht auch an diesem Beispiele, es kommt in der Kirche Gottes auf Männer an und nicht auf neue Institutionen und Machereien.

Wir kehren zurück, wovon wir ausgegangen, zu unserm nächsten Vaterlande. Der abschlägliche Bescheid des Evangel. O. Kirchenrathes auf die Petition der Gnadauer Conferenz um Beseitigung des elenden Magdeburger Gesangbuches hat auf Viele niederschlagend gewirkt. Mögen die Pastoren um so eifriger seyn in dieser Sache zu thun, was in ihren Kräften steht, mögen sie des Spruches eingedenk seyn, daß man von dem Feinde lernen muß. Wie der Rationalismus anfing die alten glaubensvollen Lieder zu beseitigen, zeigt in einem lehrreichen Beispiele, was von einem schlesischen Geistlichen Tschirner berichtet wird.*) „T. führte das neue Gesangbuch nicht ein, aber er bereitete es vor, nicht durch langes verdächtiges Lobpreisen, sondern durch Vorlesen eines Liedes an jedem Sonntage, eines Liedes, welches mit seinem Vortrage in Verbindung stand. Dieß Vorlesen geschah auf der Kanzel. Man fand es schön und ward aufmerksam auf das Buch. Nun versicherte er diesem und jenem im Privatumgange, daß fast alle Lieder des neuen Gesangbuches ebenso schön wären und daß es für eine Kleinigkeit angeschafft werden könnte. Dies bestimmte einige sich das Buch zu kaufen. Sie brachten es in die Kirche und das Lied ward angezeigt und nachgelesen. Das Buch ward endlich allgemeiner. Die Leute waren zum Theil schon gewohnt zwei Gesangbücher mit in die Kirche zu bringen. Und nun wäre der Vorschlag erst zuweilen, dann öfters und endlich allein aus dem neuen Gesangbuche Lieder zu singen wahrscheinlich ohne Schwierigkeit und Lärm durchgegangen, wenn T. dies erlebt hätte."

Gegen die Betheiligung der Geistlichen am Freimaurer-

*) Zur Gesch. der neuesten Theol. S. 429.

*) Lebensbeschr. von Geistlichen, S. 191.

orden hat Generalsup. Dr. Möller ein oberhirtliches Schreiben erlassen, datirt vom Sonntage Misericordias domini v. J., das trotz der gar großen Milde und Zurückhaltung im Ausdrucke doch verstanden worden ist und seine Wirkung gethan hat. Die „Antwort der acht Magdeburger Br. Br. ∴ Geistlichen (Klusemann, Meyer, Liebscher, Mangelsdorf, Preiß, Paasche, Walter, Hildebrandt) auf den Hirtenbrief des G. S. Dr. M.", Magdeb. Selbstverlag und Druck von B. ∴ Brückner, hält sich so sehr auf der Oberfläche, daß wir in ihrer Besprechung nur früher Gesagtes wiederholen könnten. Es ist schwer zu begreifen, wie man bei der jetzigen Lage der Sache mit Solchem noch glaubte auftreten zu können. Es erklärt sich wohl nur daraus, daß diese Geistlichen durch den beständigen Verkehr in der Loge den Blick für dasjenige verloren haben, was außerhalb derselben vorgeht und meinen auch Anderen bieten zu können, was dort Anerkennung findet. Nur eine einzige Stelle von trauriger Wahrheit wollen wir ausheben: „Die Freimaurerei hat einen character indelebilis insofern, als bei normaler Lebensentwickelung kaum der Fall eintreten kann, daß der einmal Geweihte sich jemals wieder wirklich, d. h. innerlich vom Orden lossagen sollte." Das grade ist das Gefährliche, daß der Orden die Seinen mit so festen Banden umschlingt, daß der höhere wahrhaft christliche Geist in ihnen nicht aufkommen kann, daß er gleich beim ersten Keimen durch den Ordensgeist erstickt wird. Die Westphälische Provinzialsynode hat eine Erklärung in Bezug auf den Orden abgegeben, aus der man sieht, daß derselbe bei ihr nicht in Gunst steht, das Zeugniß stellt sich aber in seiner Form zu sehr als ein durch äußerliche Rücksichten gebundenes dar, als daß es eine tiefgehende Wirkung ausüben könnte. Solche Gelegenheiten sollten Synoden billig benutzen um sich denjenigen zu empfehlen, denen das: „Wach auf du Geist der ersten Zeugen" und das: „Löwen laßt euch wiederfinden" ans Herz gewachsen ist und die von der Einführung des Synodalwesens Beförderung der Halbsucht, einer gar schweren und in unserer Zeit endemischen Krankheit, befürchten. Auf der Rheinischen Synode wußte man auch der von mehreren Seiten beantragten energischen Erklärung auszuweichen.

Der Evangelische Bücherverein hat auch im vergangenen Jahre eine segensreiche Thätigkeit entfaltet. Die von ihm herausgegebene Bilderbibel namentlich hat einen überraschend großen Absatz gefunden und wir dürfen wohl hoffen, daß sie sich mehr und mehr in alle Häuser Bahn machen wird, in denen das Wort Gottes überhaupt noch eine Stätte hat und das selige Wort: Lasset die Kindlein kommen zu mir, noch Gehör findet. Als die nächsten Unternehmungen des Vereins sind bereits angekündigt worden ein Hausbuch von Pfarrer Löhe, welches unter Gottes Segen der Evangelischen Kirche Deutschlands dasjenige gewähren mag, was die Römische an ihrem Brevier hat, welches dem täglichen Hausgottesdienste dienen und die Schätze der Schrift und der älteren erbaulichen Literatur, auch der Kirchengeschichte nach der Ordnung des Kirchenjahres in der Weise eines treuen Haushalters austheilen soll; dann eine neue

Ausgabe von Rambachs trefflichen Betrachtungen über das Leiden Christi und von Zinzendorfs Schrift: Jeremias ein Prediger der Gerechtigkeit. Wir hoffen, daß auch die zu Ende des Jahres erschienenen: Liturgischen Andachten der St. Matthäigemeinde (Berlin, Schulze) später in den Verlag des Büchervereines übergehen werden, und daß es dadurch möglich werden wird, diese Andachten, auf denen ein so reicher Segen ruhte, die nach geringen Anfängen immer zahlreichere Andächtige herbeigelockt haben und in vielen das Bewußtseyn hervorgerufen, daß der Herr hier ein Neues schaffen will in unserer in der harten Winterszeit gar sehr gottesdienstlich verarmten Kirche, in den weitesten Kreisen in Uebung zu bringen. Diese in sinniger Weise angeordneten Andachten nehmen neben den kürzlich in dritter Ausgabe erschienenen des Domes eine würdige Stelle ein. Sie empfehlen sich besonders auch dadurch, daß sie nur geringe Kunstmittel in Anspruch nehmen. Die Leistungen, auf welche der Bücherverein für die Zukunft wohl besonders sein Augenmerk zu richten hat, sind, außer der neuen Ausgabe einer der älteren Agenden, am besten der Oesterreichischen von Chyträus, populäre Commentare über die heilige Schrift, welche mit der Salbung eines Hedinger den Forschungsgeist, wie er in der älteren Zeit durch Bengel repräsentirt wird, verbinden. Dazu hat ein hochgestellter Gönner dem Vereine seine Hülfe angeboten und die Zahlung eines Honorares unternommen. Dann eine Sammlung von Lebensbeschreibungen bewährter Christen aus allen Zeiten, welche den kirchengeschichtlichen und den erbaulichen Zweck mit einander verbinden. Anerbietungen von Solchen, welche der Heilige Geist zu solchem Werke erweckt und mit Gaben ausgerüstet hat, die im Stande sind Werke der Liebe und des Lebens zu schreiben, wird der Verein mit Dank entgegennehmen. Auf Anregen des Herausgebers ist dem Evangelischen Bücherverein im vergangenen Jahre ein Unternehmen des Buchhändlers Herrn Schlawitz ergänzend zur Seite getreten. Während der Bücherverein die Classiker der Erbauung der gesammten Evangelischen Christenheit darbietet, sollen hier den Theologen in möglichst wohlfeilen Ausgaben eine Anzahl von Grundbüchern auf ihrem besondern Gebiete, solchen die auch in der kleinsten theologischen Büchersammlung nicht fehlen dürfen, dargeboten werden. Erschienen sind in rascher Folge Luthers Comment. zum Galaterbrief, Melanchthons loci, Bengels Gnomon, Martensens Dogmatik. Unter der Presse befindet sich eine lateinische Stereotypausgabe der Bekenntnißschriften der Luther. Kirche. Wir wünschen, daß Eusebius Kirchengeschichte sich bald anschließen möge. Bemittelten, die ein Herz für die Kirche und ihre künftigen Diener haben, ist in diesen Schriften, verbunden mit denen aus dem Verlage des Ev. Büchervereines, ein treffliches Mittel gegeben dürftigen Studirenden der Theologie das zu gewähren, wonach so Viele von ihnen sehnlich verlangen. Die Bücher bilden zusammen schon einen reichen Schatz der Erbauung und der Erkenntniß, der mit so geringem Aufwande zugänglich gemacht werden kann. Wir hoffen, daß dieser Fingerzeig von Manchem beachtet werden wird.

Auf Anlaß eines traurigen Ereignisses in der Hauptstadt ist die Duellfrage im vor. Jahre vielfach und lebhaft besprochen worden. Wir freuen uns, daß auf unserm Artikel in dieser Frage Gottes Segen geruht hat, daß Manche dem dort dargelegten einstimmigen Zeugnisse der Kirche Gehör gegeben haben, Andere wenigstens stutzig und an ihren Standesvorurtheilen irre geworden sind. Es ist zu bedauern, daß man es kürzlich wieder versucht hat, diese Vorurtheile auszuschmücken. Wir machen hier noch ergänzend aufmerksam auf eine Thatsache, welche in einem zu früh vergessenen Buche: die Wiederkehr, eine Novelle, berichtet wird*), eine Thatsache, welche zeigt, daß diese Vorurtheile im Glauben überwunden werden können und daß Gott sich auch hier bewährt als Schild und Lohn für den, der auf dem Steige seiner Gebote wandelt. Christoph von Wollzogen mußte im J. 1620 mit seiner ganzen Familie unter den grausamen jesuitischen Verfolgungen der Protestanten seine schönen Güter in Oesterreich verlassen. Er that dieß im freudigen Glauben. Sein Enkel Ludwig v. W. trat in Würtembergische Kriegsdienste. Nachdem er einige Jahre als Offizier gedient, ward er ohne sein Verschulden mit einem muthwilligen Kameraden in einen Ehrenhandel verwickelt. Derselbe kränkte ihn dergestalt an seinem guten Namen, daß er dem damals mit besonderer Macht herrschenden Vorurtheile gemäß ihn zum Zweikampfe fordern oder mit Schande bedeckt weichen mußte. Er hatte ein tapferes furchtloses Herz von seinen Ahnen geerbt, aber so kräftig war ihm auch das Gebot des Herrn: du sollst nicht tödten, ins Herz geschrieben, daß er lieber Alles über sich ergehen lassen, als sich oder seinen Gegner zum Mörder machen wollte. Er verließ den Würtembergischen Kriegsdienst und zog nach Amerika. Seine Braut, die er auch geglaubt hatte Gott und seinem heiligen Willen opfern zu müssen, folgte ihm unerwartet dahin. Gottes reicher Segen war mit ihm in dem Lande seiner Pilgrimschaft, Matth. 19, 29 ging an ihm reichlich in Erfüllung. Er schreibt in seinem Tagebuch am 11. Apr. 1727: „Ich bin nun achtzig Jahre alt und rühme und preise mit anbetender Seele: Der Herr hat Großes an mir gethan, der da mächtig ist und deß Name heilig ist. Es ist kein Tag meines Lebens, da ich nicht die gnädige Hülfe des Herrn erfahren hätte. Nun neigt mein Tag sich zu Ende; ich habe Lust abzuscheiden und bei Christo zu seyn!" Neunzehn Tage nach dieser seiner letzten Geburtstagsfeier starb er.

Eine Deputation der Evangelischen Allianz ist im vor. Jahre nach Berlin gekommen, und eine Generalversammlung dieses Vereins steht in diesem Jahre in Berlin in Aussicht, was um so mehr auffallen muß, da Berlin sich bis jetzt gegen die Allianz sehr gleichgültig bewiesen und unter der gesammten Geistlichkeit Berlins nur ein Einziger Eifer für dieselbe

*). Leipz. Brockhaus 43 Th. 3 S. 450 ff. Vers. ist der sel. C. R. Köthe, dessen Andenken von G. H. Schubert in seiner zu unserer Freude im vor. J. glücklich vollendeten Selbstbiographie erneuert wurde.

gezeigt hat. So sehr wir die einzelnen Mitglieder dieses Vereins lieben und ehren, auch den christlichen Geist anerkennen, der den Verein als solchen beseelt, so können wir doch nicht grade sagen, daß wir uns dieser Aussicht freuen. Wir sind eben damit beschäftigt die Brunnen wieder zu eröffnen, welche unsere Väter gegraben und die Philister verschüttet haben. In diesem Geschäfte können uns die Fremden, die uns ihre Weise statt der erprobten und für uns Gottgewiesenen aufdrängen möchten, nur stören. Die einseitige Betonung des Gemeinsamen in den aus der Reformation entsprungenen kirchlichen Gemeinschaften kann leicht Gleichgültigkeit hervorrufen gegen das nicht minder wichtige und sorgsam zu pflegende Eigenthümliche. Wenn es gelingt den Sinn für die Unterschiede und speciell für die Bedeutung der Eigenthümlichkeit der Lutherischen Kirche zu schwächen, so werden die Baptisten und überhaupt alle Gegner der sacramentalen Gnade und der kirchlichen Richtung, des Bandes, das die Kirche der Gegenwart mit der aller Zeiten verbindet, die Gelegenheit benutzen um im Trüben zu fischen. Diese Allianz ferner ist uns eine zu engherzige: ein bedeutender Theil der Christenheit ist ihr wenigstens als Kirche nur Gegenstand des Hasses. Wir verhalten uns weniger gleichgültig gegen die Abweichungen innerhalb des Kreises, den die Allianz umfassen will, mehr anerkennend gegen das Christliche auch in der Katholischen Kirche. Endlich, wir können uns in die Art und Weise der Verhandlungen der Allianz nicht recht finden. Wir lieben nicht den Wortschwall und das Echauffement, die sich nothwendig einstellen müssen, wenn man, was wir für einen Grundfehler der Allianz halten, statt eines practischen Zweckes ein bloßes Princip oder Gefühl zum Mittelpuncte macht, ebenso auch nicht das uns einen weltlichen und profanen Eindruck machende Lärmen und Getöse. Besonders auch unter den vorliegenden Umständen freuen wir uns, daß der Evangelische Kirchentag, der im vorigen Jahre den sanft fließenden Wassern Siloas geglichen hat, auch diesmal nicht ausfallen soll.

Möge der Segen Dessen, der unsere Zuflucht ist, für und für auch in dem begonnenen Jahre über uns walten, und möge Er uns freundlich seyn und das Werk unserer Hände fördern!

Johann Kaspar Lavater. Nach seinem Leben, Lehren und Wirken dargestellt von F. W. Bodemann, Pastor zu Schnackenburg a. d. Elbe. Gotha 1856.

Gewiß ist es eine löbliche Unternehmung, zu allen Zeiten, aber ganz besonders in dieser, das Bild von Männern zu zeichnen und aufzufrischen, die in dem Reiche Gottes auf Erden eine so hervorragende und eigenthümliche Stellung eingenommen haben, wie Lavater. Das Leben Lavaters, des Schweizerischen Zeugen in dem Abfall des vorigen und dieses Jahrhunderts, ist besonders lehrreich. Es ist bei aller Treue, bei allem Glau-

ben, doch auch ein Stück Abfall darin — nur in anderer Richtung. Lavater ist ein ebenso heilsam aneiferndes, als heilsam warnendes und weisendes Bild für unsere Zeit. Und wenn wir daher hier eine Besprechung desselben anstellen, so geschieht es nicht bloß darum, um auf die obige Biographie aufmerksam zu machen und zu ihrer Lektüre einzuladen, sondern mehr noch darum, um von unserem Standpunkte aus mehrfache Betrachtungen daran anzuknüpfen.

Was wir da nun vor Allem recht nachdrücklich hervorheben möchten, ist Lavaters feurige Jesus-Liebe, sein völliges Hingenommenseyn von Dem, den er sich stets nach seiner leibhaftigsten Wirklichkeit in vollester Gegenwärtigkeit zu erhalten das brennende Verlangen hat. „Warum, fragt er einmal, ist es so schwer, an Christum so zu glauben, wie das Evangelium an ihn geglaubt wissen will? — — Weil wir so wenige Christen sehen, die in einer reellen Geistesgemeinschaft mit ihm stehen, aus deren Angesicht gleichsam ein Strahl seiner Herrlichkeit hervorleuchtet, die in seiner, in der ihm eigenthümlichen Kraft, Demuth, Liebe und Herzenseinfalt leben, ihn gewissermaßen darstellen, wie geschickte Schüler das Daseyn ihres geschickten Meisters beweisen und seinen Charakter darstellen." Und ein andermal sagt er: „Ich lebe, aber nicht mehr ich, sondern Er lebt in mir, und alles Andere hat gleichsam keinen Werth für mich" u. s. w. Dergleichen in jener Zeit, ein so lebendiger, frischer, freier Durst nach dem lebendigen Christus, nach seiner ganzen leibhaften Person ist um so rührender und wunderbarer, als wir darin nicht bloß den Unglauben jener Zeit, sondern auch den in der Formel erstarrten Glauben der Orthodoxie urkräftig durchbrochen sehen.

Und dennoch hat Lavater diesen Glauben, wenigstens seiner ganzen schriftmäßigen Substanz nach. „Gott ist mir in Christus Gott, sagt er, Liebe, Leben, Beseliger. Alles Gute erwarte ich von Gott durch Christum. Christus ist mir Geber aller Gaben, Begnadiger, Gnadenversicherer, Gnadertheiler, Geistsender, Entsündiger, Vergüter alles dessen, was nicht ich und Niemand außer Ihm vergüten könnte. Er ist mein Herr und mein Gott, mein höchstes Gut, mein Leben, mein Alleinbeseliger, mein Veredler, mein Vervollkommener, mein Vereiniger mit dem Licht, in welchem keine Finsterniß ist."

Und dieser Glaube ist in ihm ganz That. Es ist fast unfaßbar, in welcher ausgebreiteten, allenthalben auf das Wohl, die Förderung, den Nutzen des Nächsten gerichteten Wirksamkeit der Mann innegestanden hat. Einmal lagen, so erzählt unser Biograph; 500 Briefe zur Beantwortung vor ihm. Und dabei versäumte er seine Gemeinde keineswegs. „Dieselbe äußerste Gewissenhaftigkeit, mit welcher er seine Kanzelgeschäfte verrichtete, erstreckte sich vielmehr auf alle übrigen Pastoralgeschäfte. Mit ganz besonderer Liebe und zugleich mit ganz vorzüglichem Talente widmete er sich namentlich dem Jugendunterrichte. Die bei Weitem gesegnetste Wirksamkeit aber fand er ohne Zweifel im täglichen Leben und Umgang mit seinen Gemeindegliedern, bei den s. g. Kasualfällen und bei der Seelsorge im engeren Sinne. Denn hier gewann seine ausgezeichnete Persönlichkeit die geeignetste Gelegenheit, ihre wunderbar anziehende Lieblichkeit und Anmuth, ihre fast zauberhafte Macht und Uebergewalt geltend zu machen. — Nimmt man nun zu allen diesen ausgezeichneten Eigenschaften und Vorzügen noch seinen glühenden, unermüdeten, wahrhaft apostolischen Berufseifer, dem es nicht nur eine Amtspflicht, sondern auch ein tief empfundenes Bedürfniß und Seligkeit zugleich war, edle Gesinnungen zu wecken und zu unterbreiten, Thränen zu trocknen, Elend zu mildern, Unglückliche zu trösten, kurz Alle, Junge und Alte, Gesunde wie Kranke und Sterbende, Glückliche und Unglückliche, Hoffende und Verzagte, durch Lehre, Ermahnung, Trost und That zu segnen, zum Glauben, zur Liebe und zur Hoffnung zu erwecken und darin zu erhalten, zu stärken und vollzubereiten, so wird man's leicht begreifen, daß er seiner Thätigkeit gewiß keine zu engen Schranken werde gesetzt haben, ja daß er zuweilen selbst über die Gränze hinausging, die eine an sich nicht unberechtigte Fürsorglichkeit einem engherzigeren Familienvater gesetzt haben würde."

Was wir aber hier noch besonders aus dem Charakter und dem Thun Lavaters anmerken möchten, das ist sein ungemeiner Freimuth, verbunden mit seiner großen Wahrhaftigkeit und Opferbereitheit. Sein Grundsatz war: „Was gethan seyn soll, weil Wahrheitstreue und Festhalten an der guten Sache es gebietet, das muß, wenn ich weiß, daß es von Niemand außer mir gethan wird, schlechterdings von mir gethan werden, es koste, was es wolle." Eine köstliche Regel, und die sich insbesondere alle die merken sollten, welche Gott in den kirchlichen und christlichen Kämpfen dieser Tage irgendwo auf einen Platz oder ein Plätzchen gestellt hat! Wir würden dann weiter seyn! Und Lavater handelte auch darnach. Er hat nicht nur in einzelnen Fällen, wie in seinem jugendlichen Auftreten gegen einen ungerechten Zürcherischen Landvogt, und in seiner späteren gellenden Apostrophe „an die große Nation" den kühnen Muth eines für Recht und Wahrheit entbrannten, der Verfolgung die Stirne bietenden Mannes gezeigt, sondern sein ganzes Wirken, seine ganze rast- und rücksichtslose Art, mit der er seinen Glauben in der damaligen glaubenslosen Welt geltend machte, ist das der entschiedensten Offenheit, Rückhaltlosigkeit, recht eigentlich der Ueberzeugungstreue.

(Schluß folgt.)

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz. Druck von Trowitzsch und Sohn.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1857. Mittwoch den 28. Januar. № 8.

Zur Kenntniß der neuesten Schriften und Forschungen über die Natur der menschlichen Seele und der Stellung der Naturwissenschaften zur Erklärung der letzten Ursachen der Dinge.

Erster Artikel.

Ueber den Ursprung der menschlichen Seelen. Rechtfertigung des Generatianismus von J. Frohschammer, Privatdocent (jetzt ordentlichem Professor) an der Universität zu München. München 1854.

Wenn ein Naturforscher es unternimmt, eine psychologische Arbeit, die von einem Philosophen oder gar von einem Theologen herrührt, einer ausführlichen und anerkennenden Besprechung zu unterwerfen, so kann dies wohl nur dadurch gerechtfertigt werden, daß das entsprechende Werk auch vom Standpunkte der Naturforschung eine besondere Beachtung verdient. Die oben erwähnte Schrift, welche wir zuerst näher betrachten wollen, daher auch an die Spitze stellen, ist eine solche. Sie verdient im hohen Maaße nicht bloß die Beachtung der Naturforscher, sondern auch der Aerzte, der Philosophen und Theologen, ja — bei dem großen Interesse, den der neu erwachte Streit über Leib und Seele allgemein erregt — auch die Beachtung des gebildeten Publikums überhaupt. Frohschammers Werk ist bereits vor zwei Jahren erschienen und zu unserer großen Verwunderung ist dasselbe nirgends so beachtet oder irgend besprochen worden, wie dasselbe es verdient. Deshalb haben wir es unternommen, eine etwas ausführlichere Anzeige des Inhalts für die Evangelische Kirchenzeitung zu bearbeiten. Denn diese Schrift ist grade recht geeignet, einerseits in den so sehr vernachlässigten historischen Theil der berühmten Streitfrage einzuführen, andererseits die Discrepanz mancher theologischen Anschauungen mit den Ergebnissen der neueren Naturforschung, zugleich aber auch den Weg einer wissenschaftlichen Versöhnung beider zu zeigen. Der Verfasser hat das große Verdienst, nicht bloß das ganze Gebiet der kirchlich-theologischen und philosophischen Untersuchungen und Controversen durchforscht und durchdacht zu haben, sondern er hat sich auch mit den Resultaten der neueren Physiologie bekannt gemacht und dieselben mit einer Besonnenheit und einem richtigen Takte benutzt, wie man dies bei Theologen und Philosophen nur sehr selten antrifft. Die außerordentliche Bedeutung der Frage nach der Beseelung muß jedem Denkenden sogleich einleuchten, wenn er im Geiste alle die zahlreichen theoretischen und praktischen Gebiete sich vergegenwärtigt, in denen diese Frage eine so wichtige Rolle spielt. Auch physiologisch ist der Ausgangspunkt dieser Untersuchung von dem Prozesse der Zeugung viel wichtiger und viel geeigneter zur Gewinnung eines sicheren theoretischen Standpunkts über die Hauptfrage von der Natur der Seele, als der gewöhnliche Verfolg vom Nervensystem und der Hirnthätigkeit aus dies Problem anzufassen. Denn physiologisch steht es fest, daß zwar actu alle Seelenthätigkeit (Empfinden, Denken und Wollen) von der Integrität des Gehirns abhängt und daß dessen Struktur, Quantität und Qualität (chemisch-physikalische Beschaffenheit) nicht bloß mit einem individuell ausgeprägten Charakter der psychischen Erscheinungen parallel geht, sondern daß Minimalquantitäten der zeugenden Flüssigkeiten (Same und Ei) potentia seelische Qualitäten in sich enthalten, wodurch allein die Uebertragbarkeit psychischer Eigenthümlichkeiten von beiden Eltern auf die Kinder und nachfolgenden Geschlechter naturwissenschaftlich begriffen und erklärt werden können. Doch folgen wir dem Verfasser in seinem wohl geordneten Ideengang.

In der Vorrede sagt derselbe, daß religions-philosophische und pädagogische Studien ihn zu diesen Untersuchungen geführt haben. Die Schrift nennt sich eine „Rechtfertigung des Generatianismus", wofür man auch den Ausdruck Traducianismus gewählt hat. Er will damit „in der theologischen Wissenschaft allgemein verbreiteten und geltenden Ansichten über den Ursprung der Menschenseelen entgegentreten." Er will seine Ansicht nicht für einen Glaubenssatz ausgeben, wünscht aber, daß auch die entgegengesetzte Meinung nicht als Dogma aufgenöthigt werden möge, wozu ein mächtiger Anfang bereits gemacht sey. Der Verf. wahrt sich also hier die Freiheit der wissenschaftlichen Forschung in einer gewiß vollkommen berechtigten Weise.

In der Einleitung wird der allgemeine Standpunkt näher bezeichnet. Der Verf. will nicht erforschen, wie die geistige Natur der Menschheit uranfänglich entstanden sey. In Betreff des Anfangs des Menschengeschlechts wird sogleich von der Ueberzeugung ausgegangen, daß es das Werk eines freien, persönlichen Schöpfers, der dasselbe durch seinen Willen und seine Macht nach Leib und Seele ins Daseyn gerufen habe, und zwar nicht als einen Ausfluß oder creatürliche Modifikation seines göttlichen Wesens, sondern als eine von ihm wesentlich

verschiedene, außergöttliche Creatur, d. h. der Verf. geht vom christlich-theistischen Standpunkte aus. Der Verf. verwirft die pantheistische und die panentheistische Philosophie (welche letztere die Welt als zum Wesen Gottes gehörig betrachtet) nach einer kurzen Kritik beider Standpunkte. Zwei Bedenken gegen seine eigene Untersuchung will der Verf. widerlegen: Als sey es eine vergebliche und nutzlose Bemühung, hierüber nachzuforschen, da das Gebiet in ein undurchdringliches Dunkel gehüllt sey. Vortrefflich entwickelt der Verf. die Begründung der Aufgabe zur Herstellung einer gründlicheren Theodicee, als es bisher gelungen ist. Hierzu sey vor Allem nöthig: eine richtige Erkenntniß der Menschennatur, ihres Inhalts, ihrer immanenten Kräfte, ihrer Stellung und Aufgabe in der Schöpfung. Es müsse zu dem Entzwecke richtig ausgeschieden werden, was der Schöpfer an Wirksamkeit in der Welt sich vorbehalten und was der Schöpfung selbst, insbesondere der Menschheit überlassen ist. Es sey der Versuch nothwendig, den christlichen Dogmen, den Angriffen der rationalistischen und pantheistischen Philosophie und Kritik gegenüber, eine wo möglich tiefere wissenschaftliche Begründung zu geben. Dies geschehe nicht durch Abborgung der erstarrten Formeln und Abstraktionen einer ausgelebten Philosophie, sondern dadurch, daß sie in die Tiefen der Natur und der Menschengeschichte einzudringen suche, um da neue Grundlagen und Anknüpfungspunkte für die wissenschaftliche Darstellung der christlichen Glaubenslehren zu gewinnen. Die sich hieran anknüpfende Stelle ist so schön und mit der Ueberzeugung des Ref. so übereinstimmend, daß wir sie ganz hierher setzen wollen: „Endlich ist in unserer Zeit zum Besten der Religion und Wissenschaft und damit auch zum Besten der Völker Nichts so wünschenswerth, als ein friedliches, freundliches Verhältniß der Theologie und der Naturwissenschaft zu einander. Aber daran scheint noch viel zu fehlen. Die Theologie will ihre Scheu vor der mächtig aufstrebenden Naturforschung nicht überwinden; die Naturwissenschaft hinwiederum will im Uebermuth ihrer siegenden Fortschritte auch Religionsgründerin oder wenigstens Zerstörerin seyn und über Dinge sprechen und absprechen, von denen sie Nichts versteht. Es wäre gut, wenn beide in ihrem Gebiete blieben und, wo sich Disharmonieen ergeben sollten zwischen den augenblicklichen Resultaten der Naturforschung und den Thatsachen oder Lehren des Christenthums, da zurückhielten mit dem Endurtheil, d. h. mit gegenseitigen Verurtheilungen, da man nicht bestimmt wissen kann, ob die fortschreitende Vervollkommnung und Erweiterung der Erkenntnisse nicht wieder zur Harmonie führen werde. Aber auch eine Trennung beider Wissenschaften soll nicht stattfinden. Denn die Naturwissenschaft kann ohne Religion die Menschheit auch mit ihren größten Resultaten nicht befriedigen, nicht beglücken, so wenig als irdischen Ueberfluß und Glanz des Lebens, für sich, Geistesglück und Frieden gibt; und ginge sie auf Zerstörung des religiösen Glaubens aus, so würde sie vielmehr ein Fluch für die Völker statt ein Segen; sie nähme ihnen das, was sie nicht entbehren können und was sie durchaus nicht im Stande wäre, ihnen wiederzugeben. Die rohen Barbaren haben ehemals auch im Uebermuthe ihrer physischen Kraft die hohen Werke der Kunst zerstört, die sie mit all ihrer Kraft nicht wieder herzustellen vermocht hätten! Die Naturwissenschaft soll nicht Aehnliches mit den christlichen Glaubenslehren thun wollen. Hier liegt die Versuchung! Aber auch die christliche Religionswissenschaft hat keine Ursache, fremd und scheu gegen die Naturforschung zu thun oder gar mit vornehmer Verachtung auf sie zu blicken. Vielmehr, wie der Erlöser einst der Natur-Empirie, d. h. der allgemein bekannten Naturerscheinungen sich bediente, um daran seine Lehren zu knüpfen und sie dadurch dem Volke klar und deutlich zu machen, so kann und soll die wissenschaftliche Darstellung der christlichen Lehren sich der naturwissenschaftlichen Resultate bedienen, um jene durch diese zu erklären und zu begründen. Denn sie sind doch eine festere, gediegenere Basis, als die wechselnden philosophischen Meinungen und Systeme, die so häufig keinen anderen Grund und Halt haben, als die Sophistik ihrer Urheber."

Der Verf. geht nunmehr in eine historische Darstellung und Kritik der Hauptansichten vom Ursprung der menschlichen Seelen über, welche sich in die des Präexistenzianismus, des Creatianismus und Traducianismus theilen lassen, wobei wir gleich bemerken wollen, daß der Verf. den letzteren lieber Generatianismus genannt wissen will.

Den Begriff des Präexistenzianismus faßt der Verfasser auf historischem Grunde so: Die menschlichen Seelen haben schon vor diesem Erdenleben existirt und sind nur um irgend eines Vergehens willen, dessen sie sich in einem jenseitigen Daseyn schuldig gemacht, in diese irdische Daseynsform, den Leib, zur Strafe und Reinigung verbannt.

Dies ist die Lehre vieler heidnischer, namentlich orientalischer Religionen, auch vieler Philosophen des Alterthums; sie ist gewöhnlich mit der Lehre von der Seelenwanderung verbunden. In veredelter Gestalt brachte sie vorzüglich Plato zur Geltung; sie mußte für Plato's Grundanschauung der ganzen Lehre von der menschlichen Erkenntniß dienen. Denn für Plato ist das vernünftige Erkennen eine Wiedererinnerung dessen, was die Seele in einem früheren Leben erkannte und wußte, wo sie das wahre Seyn der Dinge erschaute. Philo führte diese Platonischen Lehren ins Judenthum ein; sie bildete einen Theil der alten jüdischen Geheimlehre. Auch in der älteren christlichen Kirche kommen ähnliche, mit anderen abentheuerlichen Vorstellungen verknüpfte Anschauungen vor. Von Origenes wird gelehrt: daß Gott zuerst nur Geister erschaffen, alle zumal und alle vollkommen einander gleich. Ein Theil dieser Geister sündigte; diese wurden aus ihrer ursprünglichen Einheit mit Gott verstoßen, gingen ihrer Gleichheit verlustig und wurden zu Menschenseelen und Dämonen, je nach dem Grade ihrer Schuld. Die Menschenseelen, welche also vorher reine Geister waren, wurden auf die Erde gesendet und mit Leibern bekleidet. Die Erde ist zu ihrer Läuterung erschaffen worden, nach welcher die Seelen in den reinen Zustand zurückkehren. Jene ursprünglichen

Geisterwesen, welche nicht sündigten, blieben Engel. Nach langem Streite, der Jahrhunderte hindurch geführt wurde, verdammte die Kirche bekanntlich in dem fünften ökumenischen oder zweiten Constantinopolitanischen Concilium die Lehren des Origenes und verwarf die mythische Vorstellung von der Präexistenz der Seelen. Doch erhalten sich diese Anschauungen in mannigfacher Gestalt als Geheimlehren außerhalb der christlichen Kirche im Mittelalter und bei außerkirchlichen Sekten.

Der Verf. sucht nun die Schriftwidrigkeit des Präexistenzianismus theils aus der Schöpfungsgeschichte in der Genesis, theils aus Stellen im N. T. zu erweisen, so aus der Apgsch. 17, 24—26: „Und Gott, heißt es, der die Welt gemacht hat, hat gemacht, daß von Einem Blute aller Menschen Geschlechter auf dem ganzen Erdboden wohnen und hat Ziel gesetzt und zwar zuvor versehen, wie lange und wie weit sie wohnen sollen." Die Ansichten stehen aber auch im klaren Widerspruch mit Röm. 9, 11, wo von Jakob und Esau ausdrücklich gesagt wird: „Ehe die Kinder geboren waren und weder Gutes noch Böses gethan hatten."

Für uns, meint Frohschammer, hat jetzt der Präexistenzianismus alle Bedeutung verloren. Hier geht derselbe aber offenbar zu weit. Nicht daß wir meinten, der Verf. habe in seiner Verwerfung desselben, insbesondere vom Offenbarungsstandpunkt nicht recht, sondern weil der Präexistenzianismus noch heute unter den Philosophen mehr Anhänger hat, als es scheint. Und irren wir nicht sehr, so könnte derselbe auch von dem jetzigen Standpunkt in der Naturwissenschaft einigermaßen gestützt werden, insofern er sich mit dem Monismus, derjenigen Ansicht von der Natur der Seele, welche offenbar innerhalb einer rein naturwissenschaftlichen Auffassung neben der jetzt ziemlich allgemeinen materialistischen noch vollen Raum hat, am besten verträgt. Doch hievon später.

Der Creatianismus lehrt, daß nur der Leib des Menschen durch die Zeugung von den Eltern stamme, der Geist (die Seele) dagegen für jeden Menschen unmittelbar von Gott geschaffen, creirt werde.

(Schluß folgt)

Johann Kaspar Lavater. Nach seinem Leben, Lehren und Wirken dargestellt von F. W. Bodemann, Pastor zu Schnackenburg a. d. Elbe. Gotha 1856.

(Schluß.)

Daß es nun einem solchen Manne in jener Zeit nicht an Gegnern und zwar an den schlimmsten und boshaftesten fehlte, das versteht sich von selbst. Wie aber Lavater insbesondere später — denn in der ersten Zeit war er etwas zu empfindlich — diese Gegner und ihre Angriffe behandelte, wie vor Allem „sein

Herz stets frei von allem Hasse und jedem Hauch der Rache blieb", wie er sich meist gar nicht vertheidigte und auch nicht von seinen Freunden vertheidigt seyn wollte, sondern sich lieber das Wort aneignete: „Selig seyd ihr, wenn euch gewisse Recensenten schmähen und verfolgen, und alles Arge wider euch schreiben werden; freuet euch und frohlocket an demselben Tage; denn euer Lohn wird groß seyn, wenn ihr der Wahrheit ohne Furcht Zeugniß gebt": das wollen wir nur im Vorbeigehen erwähnen. Es soll uns auf eine andere Seite unserer Betrachtung leiten.

Zu den späteren entschiedenen Feinden Lavaters gehörte auch Göthe. Und das Verhältniß zu diesem bildete überhaupt eine Episode in dem Leben Lavaters, so eigenthümlich geartet, daß wir daran erst in Verbindung mit Anderem zu der vollen Würdigung des Lavater'schen Charakters gelangen. Göthe war noch Ende des J. 1779 ein so glühender Verehrer L.'s, daß er von ihm schreiben konnte: „Er ist der beste, größte, weiseste, innigste aller sterblichen und unsterblichen Menschen, die ich kenne", und: „solche Wahrheit, Glauben, Liebe, Geduld, Stärke, Weisheit, Güte, Betriebsamkeit, Ganzheit, Mannigfaltigkeit, Ruhe ꝛc. ist weder in Israel, noch unter den Heiden — —, er ist die Blüthe der Menschheit, das beste vom Besten." Und Lavatern hinwiederum galt Göthe als „ein Genie ohne seines Gleichen, das in Allem excellire, was es anfange", und auch später, nach der Trennung noch, als ein „Edler, Auserwählter, Truglofer", wie er ihn u. A. in seinem „Nathanael" anredet. Beide waren geraume Zeit innige Freunde. Und Göthe war nicht der einzige, dem Christenthum entfremdete Weltmensch *), mit dem L. in einem solchen Verhältniß stand. Lavater war von einem solchen weitherzigen Enthusiasmus der Liebe und Wohlmeinung, daß er darüber die schneidende Kluft zwischen Welt und Christenthum, den ganzen Verstand des Wortes: „Habt nicht lieb die Welt, noch was in der Welt ist", aus den Augen verlor. Er gedachte auch, nur in anderer Weise, „wider den Stachel zu löcken." Und das ist ihm gründlich mißlungen. Göthe ist das Exempel davon. Denn so sich von einem Menschen abzukehren, den man so verehrt hat, in einen solchen „julianischen Haß" auszubrechen nach einem solchen Maaß glühender Liebe, und dergleichen erfahren zu müssen, wie das später zwischen Göthe und Lavater der Fall gewesen: das deutet darauf, daß sich hier nur eine in anderem Sinn natürliche Rache vollzogen, daß eben das, was vorher mißachtet gewesen, die stattfindende, gottgesetzte tiefe Geschiedenheit, sich nachher nur um so schärfer und abstoßender geltend gemacht. Wir sollen eben nicht das Unvereinbare vereinigen wollen.

---

*) Er sagt von sich selbst in einem Briefe an L. (1782): „Da ich zwar kein Widerchrist, kein Unchrist, doch ein dezidirter Nichtchrist bin" ꝛc. Nach der neuesten Untersuchung in der Protest. K. Z. — beiläufig bemerkt — war Göthe ein Christ, zwar nicht im Sinne des 17. Jahrhunderts, aber „im reinsten Sinne" des Worts.

Aber das hing freilich bei Lavater noch weiter zusammen. Er war überhaupt aus dem Zusammenhang der christlichen und kirchlichen Tradition herausgetreten. Und das war kein Wunder; die ganze Zeit war es, und in noch anderem Maaße. Lavater hatte keine Kirche, man spürt wenigstens keine an ihm. Und er gibt es auch selbst zu verstehen. „Keine äußerlich sogenannte Kirche, sagt er, weder die katholische, noch lutherische, noch reformirte als solche ist die rechte, sondern die rechte ist das Aggregat aller von Christus allein beseelten Menschen." Und wenn er an seinen katholisch gewordenen Freund Stolberg schreibt, daß „er für seine Person durchaus nicht von Formen abhänge, sondern die Religion als eine Richtung des Herzens zu Gott in Christo und ein inneres Streben nach Aehnlichkeit mit ihm ansehe, — — daß er sich keine Tugend, Vollkommenheit, Seligkeit in der Katholischen Kirche denken könne, die der redliche Christ nicht außer derselben wenigstens ebenso leicht, wenn nicht leichter erreichen könnte": so verstehen wir das in jener Zeit vollkommen. In Lavater äußert sich auch hier etwas wie von abstraktem Enthusiasmus — und Enthusiasmus ist ein Grundzug seines Charakters. Lavater hat keine und konnte keine Wurzeln in einem ihn umfassenden, tragenden, bestimmenden kirchlichen Gemeinwesen schlagen. Und daher erscheint er auch sonst, des festen mütterlichen Bodens entbehrend, mannigfach der platten neologischen Zeit preisgegeben. Sie überfällt ihn mitten in seinen eigenthümlichsten Aeußerungen. Und wenn er einmal sagt: „Kein Wissen hat Werth, wenn es nicht fruchtbringend für das Leben ist": so hat an diesem utilitarischen Zuge gewiß seine Zeit noch mehr Antheil, als seine, die Reformirte — Kirche. Und auch seine überschwängliche Redseligkeit hat dort mit ihren Grund. Weil der Zügel fehlt, weil er nicht mehr mit lebendigem, unbefangenem Vertrauen in dem Sinn und Wort seiner Kirche beruht, jagt, hascht, überbietet, hebt sich auf die Fülle der ihm grade aufstoßenden mannigfaltigsten Bezeichnungen. Und eben dies ist der tiefe Grund, daß Lavaters fast beispiellos umfassende Wirksamkeit dennoch von so wenig bleibendem und nachwirkendem Erfolg geblieben. Daß sie sein jüngster Biograph, der L. gar eine reformatorische Persönlichkeit nennt, viel zu hoch anschlägt, wollen wir nur nebenbei bemerken.

Uns gibt Lavater für heute eine andere Lehre. Lavater ist vor der Union das ausgemachte Exemplar eines kompletten Unions-Christen, er ist das Ideal eines solchen. Wie Lavater zu der Kirche, der kirchlichen und konfessionellen Ausprägung der christlichen Heilsgedanken stand, haben wir bereits gehört. Ihm hat keine auch „noch so fromme Kirchenpartei" Christum so dargestellt, wie Ihn das Evangelium darstellt. Ihm ist keine Kirche die rechte. Aber ihm wäre auch die Römisch-Katholische die

rechte, wenn sie der einzig mögliche Weg wäre, sich „aller Edelen Tugenden zu eigen zu machen." Nur als ein solch' Medium kennt er die Kirche; und da die Individuen verschieden sind, so kann jedes solches kirchliches Medium das Mittel seyn, wodurch ein Individuum „besser, reiner, vollkommener, gottgefälliger zu werden glaubt." Er für seine Person hängt durchaus nicht von (solchen) Formen ab. Aber nur katholisch will er nicht werden aus anderen Gründen; „eine intolerante Kirche kann ihm nie eine nachahmungswürdige Schülerin dessen seyn, der über die boshaftesten Verwerfer des Besten die liebevollsten Thränen vergoß." Seine Kirche hat Raum für Alle. Seine Kirche soll nach Nichts streben, als ihn „besser, reiner, existenter, harmonischer, Gott vertrauender, Christus ähnlicher, seiner wachsenden Vervollkommnung gewisser zu machen." Kurz, bei Lavater ist Alles vorhanden, um ihm die heutige Unionskirche als die allervollendetste darzustellen. Wird ja hier auch um des praktischen Liebeszweckes willen von aller konfessionellen Differenz abgesehen, wird ja also auch hier, nicht was die Kirche ist, sondern was sie leistet oder eigentlich leisten soll, vorangestellt, und also auch hier von dem eigentlichen und innersten Wesen der Kirche, von dem, wozu und worin sie Verheißung hat, ganz abgesehen. Und wenn nun Lavater, dieser Mann der weitherzigsten Union, dieser Mann einer brennenden wahrhaftigen Liebe, wie sie nur in einem wirklich von Neuem, von Oben geborenen Herzen vorhanden seyn kann, und für jene Union nicht einmal supplirt werden kann: wenn nun dieser Mann dennoch grade nach dieser Seite seiner Wirksamkeit hin und um derer willen entweder Schiffbruch leidet oder keine dauernden Wurzeln schlägt, wenn dies grade das ist, was wir auf unserem heutigen Standpunkt, nach unserer heutigen Erfahrung an Lavater gern anders sehen möchten: so ist auch das Lavater'sche Bild für den aufmerksamen Betrachter eine Weisung mehr, so nicht Union machen zu wollen, wie er sie gemacht hätte, so weist auch L. vielmehr darauf, daß kein christlicher Mensch, auch nicht der trefflichste, Verheißung hat als solcher, und auch keine Union als solche, sondern daß es darin und darüber Noth thut, auf der Spur und in dem Kreis des in alle Wahrheit leitenden h. Geistes „mit allen Heiligen" (Ephes. 3, 18) zu bleiben; Noth thut, den nicht beengenden, nur schützenden, normirenden Zaun der von Gott selbst gepflanzten und geleiteten Kirche wieder zu suchen und herzustellen. „Hier sind die starken Wurzeln unserer Kraft"; unkirchlich, heraustretend und uns loslösend aus und von dem in sich wohl zusammenhängenden und geordneten kirchlichen Ganzen, geben wir mit diesem Ganzen und so weit auch die darin beschlossene h. Geistkraft, auch das darin uns erst zu unserem rechten geschichtlichen und besonderen Selbst verhelfende allgemeine Selbst auf!

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz. Druck von Trowitzsch und Sohn.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1857. Sonnabend den 31. Januar. № 9.

Ueber den Ursprung der menschlichen Seelen.

(Schluß.)

Zur Ausbildung des Creatianismus im Mittelalter trug vorzüglich Aristoteles bei, da er lehrte, der Geist (νοῦς) allein sey göttlich und komme von außen in die Menschennatur, obwohl die Art nicht angegeben ist, wie dies geschehe. Die meisten alten Kirchenlehrer erklären sich für den Creatianismus, so vorzüglich Clemens von Alexandrien, Lactantius, Athanasius, Hilarius, Gregor von Nazianz, Hieronymus, Cyrillus, Petrus Chrysologus, zweifelhaft Irenaeus und einige Andere; für unentschieden erklärt der Verf. auch Augustinus, da er glaube, den Creatianismus nicht mit der Erbsünde vereinigen zu können. Ueber Augustinus könnte gestritten werden und grade hier dürfte dem Verf. von Theologen seiner eigenen Kirche widersprochen werden. In der späteren Zeit wird der Creatianismus sogar für eine Art Dogma erklärt und der Traducianismus für Häresie. Die meisten neueren katholischen Theologen und Philosophen, darunter: Perrone, Günther, Pabst, Baltzer, Staudenmaier, Dieringer, Berlage huldigen dem Creatianismus. Auch Möhler scheint uns auf dieser Seite zu stehen; wenigstens spricht er sich gegen den Traducianismus aus. Die protestantischen Theologen der neuesten Zeit halten sich meist in einer gewissen Schwebe zwischen Traducianismus und Creatianismus, so Ebrard, Lange, oder mischen auch noch etwas Präexistenzianismus hinzu, wie z. B. Julius Müller. Der Verf. erklärt, sich dem Creatianismus nicht blindlings unterwerfen zu können und provozirt auf das Wort des Cypriau: Non de consuetudine praescribendum sed ratione vincendum est. Die Gründe pro und contra werden geprüft, darnach steht der Creatianismus: 1. allerdings in voller Uebereinstimmung mit der Annahme der Einfachheit und Unsterblichkeit des Geistes. 2. Mit der heiligen Schrift steht der Creatianismus in unvollkommener Uebereinstimmung, wie der Verf. näher nachweist. 3. Findet der Creatianismus keine Stütze in der Natur. Alle Organismen nämlich pflanzen sich durch immanente Kräfte, durch Zeugung irgend wie fort und es fehlt daher alle Analogie für den Creatianismus. 4. Wenn die Seele resp. der Geist ursprünglich gut geschaffen wird und erst durch Einsenkung in den Leib, durch die Sinnlichkeit verderbt wird, so ist dies nicht schriftmäßig. 5. Die unüberwindlichsten Schwierigkeiten aber liegen in der Erbsünde. Es sind hier zwei Möglichkeiten: a) Die Sünde pflanzt sich im Fleisch fort und wird von diesem der Seele bei ihrer Verbindung mit dem Leib mitgetheilt. b) Die Seelen der Nachkommen Adams werden der Sünde eigentlich nur durch Zurechnung, Imputation, theilhaftig; es findet also keine eigentliche Vererbung statt. Aber ad a kann doch der Leib, d. h. die ohne den Geist bewußte und leblose Masse des Menschen, für sich nicht sündigen, die Sünde nicht in sich haben, sie also auch nicht fortpflanzen. Würde die Substanz des Leibes für böse oder sündhaft erklärt, so würde man in den gnostischen oder manichäischen Irrthum verfallen. Aber ein peccatum corporale ist ein Unding; die Sünde ist nichts Materielles. Man könnte annehmen, der durch den Geist belebte Leib pflanze von den Eltern die Erbsünde auf die neugeschaffene Seele der Kinder fort. Aber abgesehen, daß damit die ebenbesprochene Ansicht von der Erbsünde schon aufgegeben ist, würde gar nicht nachgewiesen werden können, wie die Ueberleitung von den Eltern auf die Kinder stattfinden soll, da die Seelen der Kinder in gar keiner Verwandtschaft stehen, also von einem peccatum haereditarium gar nicht die Rede seyn kann; auch von keinem peccatum originis, denn die Seelen haben ihren Ursprung von Gott und können von daher keine Sünde empfangen.

Eine besondere Berücksichtigung verdient hier der neuere Dualismus, welcher eine Naturpsyche annimmt, die jedenfalls körperlich zu denken seyn würde. Diese Naturseele aber würde nicht sündigen können, eben, weil sie materiell ist. Niemals würden die physikalischen, chemischen oder selbst die angeblich rein organischen Kräfte an sich Sünde seyn. Auch wenn man, unrichtiger und einseitiger Weise, die Erbsünde bloß als Begehrlichkeit (Concupiscentia) gelten lassen wollte, so müßte diese doch als Werk und Schuld des Geistes betrachtet werden; das aber widerspräche dem von Gott geschaffenen Geiste.

Die Creatianer sehen sich in Folge dieser Schwierigkeiten getrieben, statt einer eigentlichen Fortleitung der Erbsünde eine göttliche Zurechnung (Imputatio) anzunehmen. Sie sagen: die Erbsünde wohnt nicht im Menschengeschlecht, wird nicht fortgepflanzt, sondern ist eingetragen ins Schuldbuch Gottes für die ganze Menschheit und wird jedem Menschen angerechnet. Der Verf. prüft diese Ansicht und weist ihre Schwächen nach; er zeigt, wie unverträglich die Ansicht ist, daß Gott reine Seelen schaffe und sie dann, ohne ihre Schuld, dem Verderben preisgeben würde; Gottes Seelenschöpfung wäre ein fortwährender Seelensturz. — Nach einer anderen Erklärung sollte eine Art

peccatum unionis et conjunctionis so stattfinden: daß die Seele mit der Sünde behaftet wird bei der Vereinigung mit dem Leibe und durch sie. Hier wäre, außer anderen Gegengründen, die Inficirung mit der Erbsünde ein Werk Gottes. Wenn man den Geist aus dem Geschlechts- und Gattungsverhältniß entfernt, so kann von einem organischen Zusammenhange des Menschengeschlechts nicht mehr geredet werden. Die Fortpflanzung der Erbsünde setzt immer eine Fortpflanzung durch den Geist voraus und diese postulirt stets den Generatianismus.

Der ganze Act der Zeugung widerspricht aber dem Creatianismus. Gott müßte auch beim Mißbrauch der Zeugung, beim Laster dienstbar seyn, z. B. bei der Verhütung der Empfängniß. Hier wäre direkte göttliche Mitwirkung nöthig, während es beim Generatianismus nur einer göttlichen Zulassung bedarf; hier wird verbrecherisch ein neues Leben geschaffen, wie verbrecherisch manches Leben geendigt wird.

Andere sagen: „Es geschehe durch göttliche Anordnung, daß immer eine Seele neu entstehe, wenn die Bedingungen körperlicher Zeugung erfüllt sind." Der Verf. erklärt diese Abschwächung des Creatianismus mit Recht als eine unklare und unbestimmte Halbheit. Man kann sich unter dieser „göttlichen Anordnung" nichts Klares denken.

Auch in der Kirche, wenn auch unter großem Widerspruch, hat sich die Behauptung erhalten: „daß durch die Zeugung der Eltern der Mensch nach Leib und Seele entstehe, vermöge einer der Menschennatur immanenten, von Gott uranfänglich ihr verliehenen sekundären Schöpferkraft." Tertullian sprach diese Ansicht innerhalb des Christenthums zuerst bestimmt und entschieden aus, wenn auch etwas zu sinnlich und materialistisch. S. Tertullian de anima cap. 19.

Diese Ansicht begreift man unter dem Namen des Traducianismus, wofür Frohschammer lieber den Namen: Generatianismus substituirt wissen will. Der berühmteste und geistreichste katholische Dogmatiker der neueren Zeit, Möhler, sagt von dieser Ansicht: „daß hier mehr der Ausdruck befremde, als die Vorstellung selbst. Was Tertullian Körper nennt, ist darum nicht materiell; er legt ja selbst Gott, was noch auffallender ist, Körperlichkeit bei und gründet hierauf die Persönlichkeit des Sohnes, der vom Vater ausgeht, und fragt: quis enim negabit, deum corpus esse, etsi Deus Spiritus est. Tertullian faßte corpus als gleichbedeutend mit substantia auf, diese aber im Gegensatz zu dem inane und vacuum, worin also Richtiges und Unrichtiges liegt. Er spricht der Seele die Geistigkeit nicht ab, sondern will nur die Concretheit und Festigkeit ihres Wesens gegen Verflüchtigung gesichert haben. Er gibt der Seele auch Gestalt, in der sie zwar nicht den materiellen Augen, aber ihres Gleichen sichtbar ist, was, meint er, ohne Gestalt nicht denkbar sey. Nur unter dieser Voraussetzung kann er sich auch ihre Leidensfähigkeit erklären, welche Jeder in diesem Leben an sich erfährt und welche die Schrift auch den abgeschiedenen Seelen beilegt." So weit Möhler, wobei wir es

unentschieden lassen, ob Möhler ganz correct die Grundanschauung Tertullian's wiedergibt, dessen Schrift über die Seele ähnlich schwierig und dunkel ist, wie die des Aristoteles über den gleichen Gegenstand.

Hier kommt nun der ausführlichste und anziehendste Theil von Frohschammers Werk, wo er es versucht, nachzuweisen, wie Philosophie und Naturwissenschaft den generatianischen Ursprung der Menschenseele behaupten müssen. Wir können dem Verf. nur so weit folgen, daß wir seine Hauptargumentationen im äußersten Umrisse geben, die ihn endlich zu einer Versöhnung der Lehren der Offenbarung mit den Resultaten der Physiologie führen. Der Verf. sucht zu zeigen: 1. Wie die Einfachheit und Unsterblichkeit des Geistes in vollkommener Harmonie mit dem Generatianismus steht. 2. Wie letzterer auch mit dem Geiste des A. und N. T. durchgängig in Uebereinstimmung sich befindet. 3. Daß die ganze christliche Lebensanschauung und die wichtigsten Lehren des Christenthums von der Erbsünde, Erlösung und Heiligung ihn sogar fordern. 4. Daß der ganze Entwicklungsgang der Menschheit durch ihn erst zum besseren, wahren Verständniß gebracht wird.

Bei diesen Untersuchungen kommen die allerschwierigsten Fragen in Betracht, Fragen, welche neuerdings den größten Anstoß erregt haben, wie die einer: Theilbarkeit der Seelen, welche man mit dem Begriff der Persönlichkeit schlechthin für unvereinbar erklärt hat. Ein großer Irrthum ist es hierbei, zu behaupten, daß diese Annahme einer Theilbarkeit der Seelen erst eine neue Invention sey. Sie geht vielmehr vom höchsten Hellenischen Alterthum selbst in die ersten christlichen Jahrhunderte über, wo überhaupt die Anschauung der Seele, als eines feinen Körperlichen ebenso stark heraustritt, wie bei den neueren physikalischen Begriffen der Seelensubstanz.

Es ist klar, daß die Physiologie der Zeugung bei einer solchen Untersuchung eine Hauptrolle spielen muß. Man wendet gewöhnlich gegen den Generatianismus ein: Zeugung, Fortpflanzung der Menschenseelen sey unvereinbar mit der Natur und dem Wesen des Geistes, mit dessen Einfachheit, Untheilbarkeit und Ungeschlechtlichkeit; zeugen sey theilen, dieses aber unvereinbar mit einer einfachen Substanz und Persönlichkeit, wie der Menschengeist ist. — Der Verf. entgegnet: Zeugung ist nicht undenkbar bei einfacher geistiger Natur oder Substanz. Dies kann vom Offenbarungsstandpunkt aus bewiesen werden, denn Gott zeugt selber als Vater den Sohn und den Geist als dritte Potenz aus beiden. Der Verf. bestreitet aber weiter die Behauptung: daß Zeugung wesentlich Theilung sey und daher nur bei Wesen möglich, welche aus Theilen bestehen, der Geist, weil einfach, sey einer solchen Theilung nicht fähig, also auch zeugungsunfähig. Der Verf. argumentirt hiergegen so: kein Organismus zeugt, weil und wie ferne er aus Theilen besteht, sondern weil und wie ferne er eine Einheit ist; die Theile sind nur Mittel und Werkzeuge. Das Gezeugte ist auch nicht ein Theil vom Zeugenden, sondern etwas Ganzes, Selbstständiges; die immanente Lebenspotenz ist etwas

durch den Zeugungsakt geschaffenes, ganz Neues. Die erkennende und wollende Persönlichkeit der Eltern ist zunächst hierbei nicht thätig. Nicht von der willkürlichen schöpferischen Macht der Eltern ist die Setzung eines neuen Geistes abhängig, sondern sie ist nur möglich durch eine vom Schöpfer in die geistige Natur gelegte Potenz, die aber dann allerdings dem willkürlichen Gebrauche oder Mißbrauche des Menschen unterworfen ist, wie die übrigen Gaben und Kräfte des Leibes und Geistes. Es zeuget also nicht die Persönlichkeit der Eltern, sondern ihre Natur; die Menschheitssubstanz, das Gattungswesen im Menschen, wobei die davon untrennbare Persönlichkeit keineswegs unthätig zu seyn braucht. Hierbei geht der Verf. in eine geistvolle Entwickelung von Individuellem und Generellem, in eine sinnige Betrachtung des Verhältnisses der Zeugung zum schöpferischen Urgrund und allgemeinem Naturleben zur Einigung von Leib und Seele in der Liebe u. s. w. ein, wohin wir ihm hier nicht folgen können.

Indem der Verf. die Zeugung durchaus überall als eine Neuschöpfung betrachtet, ist er auch genöthigt, die Fortpflanzung der niederen Organismen durch Theilung als keine Zeugung zu betrachten — ob vom physiologischen Standpunkte aus ganz mit Recht, wollen wir hier nicht untersuchen. Auch sind ihm Samen und Eichen nur Medien und Substrate der Zeugung. Same ist nicht ein Theil des menschlichen Organismus, sondern nur ein Produkt; nicht ein Theil löst sich ab in den Eltern, deren Natur vielmehr ganz dieselbe bleibt. Das Zeugende ist grade das Einheitliche, Untheilbare. Eben aus diesem Grunde verwirft der Verf. den Ausdruck Traducianismus für Generatianismus; generare sey nicht traducere, sondern ein secundäres, creatürliches creare. Die Menschheitssubstanz ist, wie anfänglich geschaffen, also relativ und zeitlich, so schöpferisch vermehrbar in der wesensgleichen Fülle von Persönlichkeiten, die nebeneinander und nacheinander bestehen und entstehen, jede mit eigener, durch die secundäre Schöpfung der Zeugung hervorgebrachten Substanz, die in allen wesensgleich oder gleichartig, aber nicht in allen dieselbe ist. Der Geist ist an sich nicht geschlechtlich, als Persönlichkeit für sich, abgesehen vom Leibe, sondern insofern er mit dem Leibe vereint und dadurch ein Glied des Menschengeschlechts auf Erden ist, insofern er im irdischen Verbande der Menschheit eine bestimmte Stelle hat. An sich ist der Geist so wenig geschlechtlich, als die Materie an sich. Der Verf. vergleicht die Vereinigung von Leib Seele mit der chemischen Verbindung zweier Stoffe, wodurch ein Drittes entstehe, mit Kräften und Eigenschaften, die keinem der beiden Stoffe zukommen und sich auch wieder verlieren, wenn die Verbindung wieder aufgehoben wird. Daher ist der Mensch auch nur geschlechtlich, so lange diese Vereinigung dauert. Aber der Menschengeist participirt an der Eigenthümlichkeit der materiellen Substanz des Leibes.

Noch sey bemerkt, daß der Verf. versucht, wichtige Schriftstellen durch Annahme des Generatianismus zu erklären und daß er auf eine Kritik älterer Kirchenlehrer, wie neuerer Physiologen und Psychologen eingeht, so z. B. auf die zwei ausgezeichnetsten Theologen und Lehrer des Mittelalters — Hugo von St. Victor und Thomas von Aquino, welche gewöhnlich als Zeugnisse für den Creatianismus angenommen werden, dann auf die Ansichten von Lotze, dessen Schwanken zwischen theistischer und pantheistischer Anschauung und auf die von C. G. Carus. Der vielbesprochene merkwürdige Satz Lotze's, den wir unstreitig als den bedeutendsten und originalsten philosophischen Denker der Gegenwart betrachten müssen, von der „Gnade der Idee", wird kritisirt. Lotze's Seele ist „ein feststehender Mittelpunkt ankommender und ausgehender Wirkungen" und es ist bei ihm über die Grundfragen ebenso wenig ein sicherer Boden zu finden, als bei Carus, ohne daß wir Lotze eine solche ästhetische Verschwommenheit über diese auch von ihm mehr kunstvoll übergangenen als eingänglich besprochenen Fragen verwerfen können. Bei Carus ist die Menschenseele auch „ein mathematischer ideeller Punkt." Frohschammer sagt ganz richtig von Carus, daß seine Unklarheit vorzüglich daher kommt, daß derselbe nicht von einem persönlichen Gott weiß oder spricht, sondern nur von einem Gottgedanken, von einem Göttlichen, welches die Idee oder der Inbegriff der Ideen ist. „Es verbreitet sich über Carus ganze Darstellung der täuschende Schein einer gewissen ästhetischen Verklärung, durch den aber für ein tieferes Verständniß des Daseyns doch wenig gewonnen ist." Diese Worte könnte man aber unter geeigneter Modifikation mehr oder weniger auf gar viele Untersuchungen der alten und neuen Zeit über die aller scharfen Erkenntniß bis jetzt ziemlich unzugänglichen Fragen nach der Natur der Seele anwenden. Hiervon wollen wir nun zunächst sprechen.

Nachrichten.

Aus dem Großherzogthum Weimar.

Geist des christlichen Lebens in Gebet und frommer Betrachtung dichterisch dargestellt von Ulrich Rudolf Schmid, Diakonus in Lobeda bei Jena. Leipzig bei Naumburg.

Was doch Alles für christlichen Geist gelten muß! Vorliegendes Schriftchen, Erzeugniß eines Weimarischen Geistlichen, ist an sich sehr unbedeutend, und wir könnten es somit sich selbst überlassen in der Gewißheit, daß es bald vergessen wird. Es enthält weder besonders tiefe, noch neue Gedanken, hat auch, abgerechnet etliche nicht ungeschickte Wendungen, keinen dichterischen — noch weniger christlichen Werth. Indessen fühlen wir uns doch versucht, kurz darauf einzugehen, weil wir darin ein Spiegelbild finden des Geistes, welcher an gar vielen Stellen der Weimarischen Landeskirche spukt, und welcher nur allzu ungehindert sein nächtlich Wesen treiben darf. Das ist der Geist der Aufklärungsfinsterniß, der selbstknechtischen Emancipation von Gottes Wort, der Phrasenmacherei, der Verstandesschwärmerei.

Das Büchlein zerfällt in fünf Theile: 1. Das Wichtigste aus dem Leben Jesu: Geburt, Verkündigung durch die Sterne, Darstel-

lung, Taufe, Versuchung, Antritt des Lehramtes, Wahl der Jünger, Heilung der Krankheiten, Oeffnung der Quellen wahren Glücks (Matth. 5, 1—12), Annahme der Kinder, Reinigung des Tempels, Einzug in Jerusalem, Verheißung an die Seinen, Einsetzung des h. Abendmahls, Fußwaschung, Leiden und Sterben, Auferstehung, Himmelfahrt. 2. Das Wichtigste aus der Geschichte der Kirche: Ausgießung des h. Geistes und Gründung der ersten Gemeinde, Reformation, Gustav-Adolfs-Verein. 3. Die Sakramente: Taufe, Konfirmation, Abendmahl. 4. Das Wichtigste von kirchlicher Bedeutung aus Leben, Schicksal, Natur, Zeit: Trauung, Begräbniß, Sonntag, Ernte, Kirchweihe, Todtenfeier, Jahresschluß, Neujahr, Morgenbetstunde, Abendbetstunde. 5. Das Wichtigste aus dem religiös-sittlichen Leben überhaupt: Demuth gegen Gott, Gebet, Liebe zu Gott, Vertrauen zu Gott, Dank gegen Gott, Ahnung höherer Wesen, Unsterblichkeit, Gewissen, Buße, Leben der Tugend, Wahrheit, Nächstenliebe, Demuth gegen Menschen, Versöhnlichkeit, Dankbarkeit, Wohlthätigkeit, Freundschaft, Frühling, Inneres Glück, Fürbitte für Alle. —

Schon hier in dieser Uebersicht fällt auf, daß unter Nr. 2 die vom Herrn gebotene Heidenmission übergangen, daß unter Nr. 3 der Konfirmation eine selbstständige Stellung — der Absolution gar keine eingeräumt wird, daß unter Nr. 5 der Glaube nicht berücksichtigt ist.

Gehen wir sodann auf den Inhalt genauer ein, so sind es eine Menge von Irrlehren, welche uns alsbald in das Auge springen.

Der Verf. glaubt nicht an die drei Personen der einen Gottheit. Die Bedeutung der Taufe des Herrn Jesu soll liegen in der Buße, welche Er von Johannes empfing, und in der Demuth, mit welcher Er Sich der Taufe unterzog. Von der Offenbarung der heil. Dreieinigkeit bei dieser Gelegenheit ist nicht die Rede. Die äußere Erscheinung des heil. Geistes, den Ruf Gottes des Vaters macht Verf. zu einem innern Vorgange im Geiste des Heilandes. Ja es heißt: Christus hat sich selbst zum Christenthume geweiht durch Demuth und Gerechtigkeit. Was soll Das bedeuten? Man sieht, das Wesen des Christenthums wird hier vornehmlich in ein frommes, tugendhaftes Leben gesetzt. Christus ist dem Verf. der erste Christ, der Herr wird der erste Knecht. Nun ist ja freilich Christus der Erstgeborne unter vielen Brüdern, Er steht im gewissen Sinne an der Spitze Seiner Brüder — aber wenn doch das Wesen des Christenthums vornehmlich besteht in der Hingabe des ganzen Menschen an Christum, so kann sich doch Christus nicht an sich selbst hingeben, und wenn die Grundthatsache des Christenthums ist die durch unsern liebsten Herrn vollzogene Thatsache der Erlösung des sündigen Menschengeschlechts, so hat sich doch Christus nicht selbst mit erlöset, sintemal Er ja ohne Sünde war und nur für die Sünder litt. — Schon hieraus geht hervor, daß Verf. den Herrn Jesum bloß für einen Menschen hält, eine Meinung, welche noch deutlicher wird, wenn wir hören, was von der Wahl der Jünger gesagt wird: „Wie schnell dein Auge, Heiland, doch erblickt sie, die dir Gott zu deinem Werk geschickt! Wie bist du doch an tiefer Ahnung reich!“ Die Ahnung ist also der Weg, auf welchem Christus der Herr in die Tiefen der menschlichen Seelen eindrang — da doch von Ihm geschrieben steht: Er wußte wohl, was im Menschen war. Und Ahnung zu nennen, was Joh. 1, 35—51 geschah, das ist ein gutes Stücklein Psychologie! Aber freilich, war der Herr Christus ein bloßer Mensch, so konnte Er nicht wissen, sondern nur ahnen, was im Menschen war. O daß doch Verf. ahnen lernte, was in Christo war!

Was lehret denn Verf. von der Erlösung? Im schönsten Heilandslichte erscheint uns der Herr da, als Er am Kreuze hing, aus Seinen Wunden bricht an der schöne Glanz Gottes. Bei Verf. ist das anders. Im schönsten Heilandslichte erscheint ihm der Herr als Kinderfreund. — Weiter wird gesagt: „Der Erlöser hat Welt und Tod überwunden und wir fühlen uns durch ihn von Sünd und Tod befreit. O wunderbare Macht von Jesu Leidensstunden, sie haben tief den Weg in unser Herz gefunden. Bewältigt ist des Todes Schmerz, Erlösung bringt in jedes Herz — der Herr hat überwunden.“ Und wie diese Stelle zu verstehen sey, darüber geben uns Aufschluß folgende Worte: „Sein Sieg in Angst und Kampf den Gläub'gen sich erneut. Wir blicken auf zu ihm und fühlen uns erhöht; der Himmel siegt in uns, die Erdenlust vergeht.“ Wir merken auch hier die unklare, sentimentale, gefühlige Weise, welche die vom Sohne Gottes vollbrachte Erlösung nur faßt als ein Vorbild, zu welchem wir aufschauen, um wie Christus die Lust der Welt, die Sünde, den Tod zu besiegen. Dem Diadem ist der Demant ausgebrochen, dem Schiffe Kompaß und Steuer genommen. Vom Siege des Herrn über des Teufels Gewalt weiß Verf. Nichts, vom stellvertretenden Sühnopfer hat er keine Idee. Das ist die rationalistische Weichlichkeit, welche einen Schrecken hat vor dem Gedanken an Gottes Zorn — aber es ist ein Schrecken zum Tode, nicht zum Leben: das wird am Tage des Zorns offenbar werden.

Freilich — was braucht auch der Mensch Versöhnung? Man höre, was Verf. denkt vom Ebenbilde Gottes, von Erbsünde, von allgemeiner Sündhaftigkeit.

„Im Herzen, das zu Gott sich hebt, der Gottheit Ebenbild auch lebt. Wenn es zum Himmel sich geschwungen, hat es die Menschheit auch umschlungen. Und wo die Liebe warm sich regt zu unsern Brüdern hier auf Erden — das Herz auch Gott schon in sich trägt, muß immer mehr ihm ähnlich werden.“ Er läßt den Heiland sagen: „In jedem Kinde liegt das Gottesreich, nicht draußen ists, inwendig nur in euch“ — und fährt fort: „wie machst Du uns mit diesem Wort so reich, o Seligmacher — mit diesem Worte ist der Mensch geweiht. In seiner eigenen geistigen Natur, zeigt ihm Gott selbst der Tugend sichre Spur. Nicht einer finstern Macht ist er verfallen — das Gute, Göttliche lebt in uns Allen. Im Kindes Antlitz Jeder es erblickt — in jener Unschuld, die uns hoch entzückt. Der Gottheit Siegel auf die Stirn gedrückt, wir tragen Alle es im Angesicht.“ Von Gedanken zu Gedanken klarer wird hier die Selbstgerechtigkeit, der menschliche Stolz und Trotz verherrlicht und eben damit dem Herrn Christo Seine Ehre geraubet. — Vom Kinde sagt Verf.: „und wie hervor es ging aus Deiner (Gottes) Vaterhand, so bleib es immerdar unschuldig, kindlich rein.“ — Das Ebenbild Gottes versteht sich also bei jedem Menschen von selbst, die Kinder werden nicht in Sünden empfangen und geboren — der Mensch ist also heute noch, was er im Paradiese war. O wenn doch Verfasser das verlorene Paradies kennen lernte!

Dem Anfang entsprechend [illegible]ortgang: der Mensch erbaut sich selbst den Himmel in eigner [illegible]st, wenn er reines Herzens ist. Wenn etwa eine Sünde vorhanden ist, so waschen die Reuethränen (nicht das Blut Jesu) sie ab. In der eignen geistigen Natur hat der Mensch der Tugend sichre Spur. Wer treu dem Erlöser folgt, hat das ewige Leben, ihm ist der Tugend wahrer Lohn beschieden, Im muthigen Streben nach jenem Ziel, das der Heiland errungen.

Beilage.

werden wir durch ihn das ewige Leben gewinnen. Tugend ist Unsterblichkeit. Von der Tugend Höhen, winkt Ewigkeit und Auferstehen. Dank Dir, o Gott, der uns zur Tugend auserkoren; Heil Jedem, der sie übt, er ist von Gott geboren. In das reine Herz, sich selber treu und wahr, da leuchtet Gott hinein, wie die Sonne klar. Die frohste Botschaft, das neue Heil, welches Christus verkündet, steht Matth. 5, 1—12. — So Verf. Da haben wir: der Tugendlohn, Tugendhimmel, Tugendseligkeit, auch eine Bergpredigt, sie wird gehalten vom Berge des menschlichen Hochmuths.

In der Taufe, docirt der Verf. weiter, soll das Kind, welches vom Himmel gekommen ist, dem Himmel geweihet werden. Schon vor der Taufe ist das Kind unschuldig und rein, das Gottesreich hat es mit der Geburt empfangen. Von dem Bade der Wiedergeburt, von der Erneuerung im heiligen Geiste ist nicht die Rede. — So wird die heilige Taufe aus einem Sakrament voll Geist und Leben zu einem Symbol herabgesetzt. Die Nationalisten waren stets solche Symbololatristen.

Vom heiligen Abendmahl und seiner Einsetzung lesen wir: „Ein heilger Schauer uns umweht. Der Augenblick vor unserer Seele steht, wo Deinem Tode für der Menschheit Leben, Du die Erlösungsweihe hast gegeben; und unsern Bund mit Gott von Ewigkeit durch Glauben und der Liebe Kraft erneut. O heilig sei uns ewig jene Stunde, die erste in dem neuen Gottesbunde." — Hier nimmt alle Dogmatik und Exegese ein Ende. Man fühlt einen Schauer vor den Phrasen, denen kein klarer Gedanke zu Grunde liegt.

Engel giebt es nach des Dichters Meinung. Aber was macht er aus ihnen? „die Sehnsucht ahnet eine Geisterbrücke, die von der Menschheit steigt zu Gott hinan und uns zu Ihm empor den Weg bereitet." Wieder ein völlig unklarer Gedanke. Sollen uns die Engel erlösen? Sie sind ja wohl auserlesen zum Dienste der Gläubigen, sie sind Gehülfen unsrer Freude, sie schirmen und schützen uns — aber der Weg zu Gott ist nur Einer, der da gesagt hat: „Ich bin der Weg:" und Der uns erleuchtet, heiliget für diesen Weg — der uns also den Weg bereitet, das ist der heilige Geist.

Fragen wir noch nach der Eschatologie des Verfassers, so begegnen wir der Ueberzeugung, daß alle Menschen selig werden, — und darum wird auch für die Todten gebetet auf gut katholische Art, ja es giebt für die Liebe nicht die volle Seligkeit, so lang ein Wesen nicht den Weg zu Gott gefunden. Eben darum wird Gott den verstockt vom Leben scheidenden Sünder, welcher den geistigen Tod mehr als den irdischen erleidet, auf wunderbaren Wegen von Stufe zu Stufe in seine Arme führen. Darum schließt das Werkchen mit dem sentimentalen Liebesrufe:

O sel'ges Gefühl, Gedanke ohne Gleichen: Wir Alle einst vereint in unsers Vaters Reichen.

So steht es mit dem Glaubensbekenntniß des Verfassers. Was wird dabei nun aus der heiligen Schrift? Das kümmert nicht. Man wählt sich beliebig aus ihr heraus, was man glauben will. Man folgt dem Gefühle, welches nur allzusehr gleicht einem leichtbeweglichen heute so, morgen so fluktuirenden Meere, dessen Wellen bald hoch, bald tief gehen, man folgt dem eignen, unvollkommenen Verstande, welcher mit den Geheimnissen der göttlichen Offenbarung nur so viel zu thun hat, als ein Wegweiser mit dem Wege.

Auf diesem Standpunkte — oder nein, ein Standpunkt ist's nicht zu nennen — in diesem Hin- und Herschwanken zwischen Gefühl und Verstand, zwischen Bibel und eignen Gedanken kann es natürlich an allerlei andern Sonderbarkeiten, ja Unwahrheiten nicht fehlen. Mit großer astronomischer Kenntniß läßt Verf. noch heute „die Sterne" leuchten, welche die Weisen zum Heilande führten, mit großer Menschenkenntniß behauptet er: „Der Gottheit Siegel tragen wir Alle im Angesicht." Wie unhistorisch ist es, wenn er behauptet, dem Herrn Jesu habe nur ein Mal kurz vor seines Leidens Tagen der Ruhm gelächelt; wie übertrieben ist es, vom Ehebunde zu sagen: „jedes heilige Gefühl entzündet sich durch ihn!" —

Ja, es kommen Stellen vor, an deren Auslegung aller besonnene Verstand scheitern geht, wo die Gedanken so im All und sonstwo herumschwebeln und nebeln, daß man kaum seinen Augen traut. So heißt es in dem Vorworte: „Poesie und Religion sind so eng verwandt, daß wir ihre Grenzen nicht deutlich erkennen und nicht unterscheiden können, wo die Poesie ihren irdischen Reiz abstreifend sich mit der Glorie des Himmels umgiebt und zur Religion wird." Und an einer andern Stelle liest man vom Gefühle des wahren Glücks: „o Gott, es ist ja Eine jener Stunden, wo Alles, was des Geistes Kraft berührt, sich als ein Ton im Klang des Alls verliert und ahnungsvoll zum ew'gen Urquell führt." —

Was soll man nun zu solchem Erzeugniß sagen? Es ist ein öffentliches Bekenntniß, darum fordert es ein öffentliches Geständniß. Wir gestehen, daß es uns unbegreiflich ist, wie Jemand mit solchem Produkte heute noch in unsern aufgeklärten Zeiten vor die christgläubige Welt treten kann.

Der Herr Verf. ist aber darüber völlig sorglos. Er meint, seine Gebete und Betrachtungen eigneten sich zum häuslichen Gebrauche, er empfiehlt sie den Predigern für die Kanzel, den Lehrern zum Religionsunterrichte. Arme Gemeinde, was dir Alles zugemuthet wird! Wir müssen recht ernstlich und nachdrücklich vor dem Büchlein warnen. Es ist eine Schmarotzerpflanze, welche nur auf einem faulenden Aste des Kirchenstammes erwachsen konnte. Es ist eine Beule, an welcher kenntlich wird die große Krankheit des ganzen Leibes. Weß das Herz voll ist, deß geht der Mund über. Wir haben es mit einem Produkt zu thun, welches entsprossen ist aus dem flachsten Boden des sentimental überflogenen modischen Rationalismus, der an die Stelle des alten vulgären Rationalismus getreten, gegenwärtig seine Netze auswirft, aber weit schlimmer und gefährlicher, weil verblümter und versteckter die Kirche verwüstet — das Aftergebilde des neuerwachten kirchlichen Lebens, dem sich der alte, steife, sandige, vulgäre Rationalismus nicht entziehen konnte, weil der allmächtige Geist Gottes darüber hinhauchte. Weil aber jener Unglaube die Zeit der Heimsuchung nicht erkannte, darum hat er es blos zu einer Fata Morgana gebracht, welche man dem Christenvolke vorzeigt als einen Garten Gottes mit Bächen des Lebens und Früchten der Seligkeit. Armes hintergangenes Volk! Da schreit man: Geist, Geist, aber nur um dem Geiste Gottes desto besser wehren und den eignen Geist desto ungescheuter walten lassen zu können; man nennt Christum den Meister

aber nur um desto bequemer Sein Werk zu meistern; man spricht von Vater, Sohn und Geist vor dem Altare und sonst, aber nur um hinterdrein mit Akkommodationstheorieen sich zu entschuldigen; man beruft sich auf die Schrift, aber nur um sie desto gewaltsamer zerreißen und die eignen Ideen ihr aufoktroyiren zu können. Diesen Geistern ist das Quatenus cum scriptura sacra consentiunt der Schild, hinter welchen sie sich den Bekenntnissen gegenüber verkriechen, auf welche sie verpflichtet sind, und dabei suppliren sie ein zweites Quatenus — quatenus cum mente-ratione nostra consentit, hinter welchem sie sich verstecken, den Anforderungen der heiligen Schrift gegenüber. Welch ein Zustand! Tretet doch lieber offen heraus! Sagt es: wir wollen Nichts wissen von den Bekenntnissen — Nichts von der Autorität der heiligen Schrift — das wäre doch aufrichtig. Wie kann man denn sein Gewissen mit solchen Vieldeutigkeiten und Reservationen beruhigen wollen! Da wird das Gewissen zu dem Allerungewissesten, was es gibt. Alle Objektivität wird abgethan. Die Subjektivität besteigt hochverrätherisch den Thron und, wie alle Revolutionäre, wird sie die ärgste Tyrannin. Das in ihr wohnende Princip treibt weiter und weiter bis zur völligen Negation und so hängt dann der Menschheit Wohl und Wehe, Seligkeit und Verdammniß am Pferdehaar über der entsetzlichen Tiefe — ein Zustand der Verzweiflung, in welchem sich ein nicht kleiner Theil der heutigen Generation befindet, und welcher die so häufigen Selbstmorde veranlaßt. Der Subjektivismus ist eben die Religion des Gottesmordes und darum auch die Erzeugerin des Selbstmordes — sowohl des psychischen als des physischen. Das ist Ziel und letztes Ende — äußerste Konsequenz der subjektivistischen Richtung, an welchen ein nicht geringer Theil unsrer städtischen und ländlichen Bevölkerung angelangt ist, während die Führer noch zurückhalten wollen, an die Konsequenz selbst nicht glauben und darum wähnen, sie könnten die Kirche Christi bauen. Aber worauf soll sie gebaut werden? Sie soll und kann nur erbaut werden auf dem Eckstein, der da ist Jesus Christus, und auf Seinem Worte, welches gewisser ist dem Himmel und Erde. Das ist nun der Punkt, wo unsre weimarische Landeskirche so schwere Gebrechen aufzuweisen hat.

Der Verf. des oben kritisirten Schriftchens ist weimarischer Geistlicher, er ist Diaconus in der Stadt Lobeda bei Jena. Da nun seine durch den Druck offen kund gegebenen Ansichten völlig widerkirchlich, weil widerbiblisch sind, da er also in vielen Stücken ein Irrlehrer ist, so sollte in der rechten Weise an ihm Liebe geübt werden. Man sollte ihn Seitens der Kirche eines Bessern bedeuten, ihn wieder zurechtbringen mit sanftmüthigem Geiste. Wir verhoffen, daß er sich würde belehren lassen. Gesetzt aber, er beharrte bei seinen Irrlehren, so müßten auch ernstere Maßregeln gegen ihn ergriffen werden, auf daß die Gemeine nicht Schaden nehme am Seelenheile. Das Alles wird nicht geschehen. Niemand wird den Mann zur Rechenschaft ziehen, Niemand wird sich seiner Seele und seiner Gemeine ernstlichst annehmen, Niemand wird ihn verweisen auf die Schrift, auf das Bekenntniß unserer Kirche. Warum aber nicht? Die Antwort liegt in Folgendem: Welches ist denn der Bekenntnißstand unserer Kirche? Ursprünglich war sie, wie männiglich weiß, eine lutherische durch und durch. Sie ist es ihrem Bekenntniß nach heut noch. Theoretisch gilt bei uns kein anderes Bekenntniß als die lutherische Concordia. Aber einmal durch das Quatenus, sodann durch verschiedenartige, anderswo näher zu charakterisirende Unionsversuche ist freilich dem Bekenntnißstande eine große Wunde geschlagen. Es ist ein Schwanken hineingekommen in die kirchlichen Dinge, eine Unsicherheit und Ungewißheit, weil eben das Objektive — nicht weggethan, aber doch alterirt worden ist. Daher kommt es, daß die Praxis dem Bekenntniß jeden Augenblick in das Angesicht schlägt. Daher kömmt es denn auch alsbald, daß die rechte Vermittlung zwischen Objektiven und Subjektiven — d. h. die Zucht gänzlich fehlt; und daher wieder ist entsprungen der trostlose Wirrwar von Meinungen, Ansichten, Phantastereien, welcher unserm Volke als Christenthum nur zu oft vorgetragen wird auf Kathedern, auf Kanzeln, in Schulstuben, in Hörsälen. Jeder macht sich eben auf Grund des Quatenus sein Bekenntniß selbst, Jeder legt sich auf Grund des angeblichen, so hochbelobten, so jämmerlich mißverstandenen „protestantischen" Rechts die Schrift auf seine Weise zurecht in entsetzlicher Prokrustesarbeit. Das möchte

nun sein, wenn solche Arbeit verschlossen bliebe, wenn sie nicht an das Tageslicht träte. Aber vermöge der auf Veranlassung der „Grund- und Glaubenssätze" von Röhr geforderten Lehrfreiheit wird nun das Lutherische Volk Weimars mit den Resultaten jener philosophisch und zeitgemäß sein wollenden Bestrebungen überschwemmt — eine traurige Sündfluth, welche an so vielen Herzen die Aufgabe des geistlichen Ersäufens bereits glücklich vollbracht hat und noch vollbringt.

Das arme Volk — es ist verschmachtet, es irrt umher in der Wüste, weiß nicht wo aus noch ein. Die Einen laufen den Sektirern in die Arme, die Andern sterben so allmählig geistlich ab, werden erst lau, dann kalt, endlich warm für das Unchristenthum, noch Andere sind abgestumpft, verlieren das religiöse Gewissen, beruhigen sich dabei, die Pfarrer wollten doch auch selig werden, die hätten studirt und müßten doch wissen, was dazu gehöre, Andere endlich seufzen und härmen sich ab, sie wagen aber nicht, entschieden hervorzutreten. Wir haben solch seufzender Kreaturen nicht Wenige gesehen, und eben so der Andern. Wir haben schon Aeußerungen gehört, wie: „Jetzt ist der alte Glaube nicht mehr, jetzt ist ein neuer Glaube,"

Sie haben nur allzu Recht, die so reden. Der „neue Glaube" wird den Kindlein schon in der Schule eingeprägt. Mit dem ersten Artikel christlichen Glaubens wird man wohl fertig. Beim zweiten drängt man sich vermöge einer spiritualistischen Auslegung mit verschiedenen schlauen Windungen um die bekannten angezweifelten Kardinalpunkte herum. Beim dritten hat man wieder weniger Noth, denn die Persönlichkeit des heiligen Geistes läßt sich viel leichter beseitigen, mit unverdächtigen Ausdrücken umgehen als die Gottheit des Sohnes, und die Auferstehung des Fleisches wird einfach identifizirt mit dem ewigen Leben, für welches Gott neue Leiber schaffen wird. Kinder, welche bibelheim, katechismusfest sind, werden allmälig zur Seltenheit, und dazu verhilft die Gesetzgebung, nach welcher die Kinder der Mittelklassen unserer Volksschulen noch nicht einmal die Lutherschen Erklärungen der Hauptstücke zu memoriren brauchen und daß die Schüler der Oberklasse sie inne haben müßten, wird auch nicht gesagt.

Den Lehrern selbst können wir freilich nicht alle Schuld geben. Wie sie gelehret wurden, so lehren sie wieder. Aber sie sind damit nicht entschuldiget, denn sie haben ja die Schrift, an welcher sie alles Menschenwort prüfen könnten, sie sollen Menschen nicht blindlings glauben. Aber wunderbar! Den blinden Glauben, welchen man Gottes Wort gegenüber so lebendig verhorrescirt, den liebt man dem Worte der Menschen gegenüber. Gottesdienst wird verwandelt in Menschendienst, das ist im tiefsten Grunde immer die Seele alles Rationalismus.

Und wehret denn Niemand? Es ist freilich viel Mechanismus und Organismus in unserer Ktrche — aber der Spiritus sanctus fehlt. Unsre Superintendenten sind über das Treiben der Lehrer und Pfarrer genau unterrichtet. Sie hören in Lehrer- und Pfarrer-Conferenzen oft die erschrecklichsten Dinge. Aber die Einen gehören selbst den rationalistisch-eklektisch-philosophischen Richtungen an, die Andern die ernster, biblischer Gesinnten schweigen gleichwohl, lassen Alles gehen in einer gewissen pietistischen Selbstgenugsamkeit, sie sind früher etwa selbst im Irrthum der Lehre befangen gewesen, und darum zu um so größerer Nachsicht geneigt, sie haben nicht Eifer, nicht Liebe genug für den Herrn und Seine Kirche, daß sie entschieden aufträten: sie bedenken nicht, daß die Seligkeit so vieler Seelen durch falsche Lehre gefährdet ist — Gott weiß allein, was sie denken, und wie sie sich vor ihrem Gewissen rechtfertigen. Wir begreifen es nicht.

Die oberste Kirchenbehörde kennt gleichfalls die beklagte Noth, Auch sie thut Nichts dagegen. Natürlich — das liegt in der Herzensstellung ihrer Mitglieder zur Schrift, zum Bekenntniß der Väter. Beide „Richtungen" sollen in der Kirche sein, beide müssen geduldet werden.

Daher kommt es nun auch, daß manches heilsame neue Institut nicht den vollen, ihm ursprünglich einwohnenden Segen bringt, wie z. B. die Kirchenvisitationen. Auch sie berücksichtigen die Lehre nicht, während von viel andern, minder wichtigen Gegenständen weitaus genugsam gehandelt wird. — Was soll nun aus dem Allen werden? Es liegt eine furchtbare Verantwortung auf den Seelen aller Derer, welche an diesen Zuständen und ihrer Fortdauer Ursach haben. Wenn

lle die irregeleiteten Seelen vor Gottes Thron einst Diejenigen anlagen, welche die Irrwege gebrochen, gezeigt, geführet haben — wie chrecklich!

Man redet bei uns mehr als anderswo von „ächt evangelischem," on „ächt protestantischem" Geiste — man brüstet sich mit diesem Geiste, welcher doch ein ach! so total andrer ist als der Geist des Evangeliums, als der Geist der Protestanten von 1529. Es ist nur er Herren eigner Geist, der Geist derjenigen Wissenschaftlichkeit, wie ie in Jena vertreten ist in den Hauptstützen der theologischen Fakultät, eren Bekenntniß, die Prorektoratsrede von 1855, das, was wir Aball nennen, als „Fortschritt und Entwicklung" bezeichnet.

Und einst da wurde diese Universität von dem Märtyrerfürsten, em sie jetzt ein Denkmal zu setzen begehret, gestiftet zur Aufrechterhaltung des rechten Glaubens, der reinen Lehre! Und einst da freute ich Luther mit seinem beständigen Johannes, daß in diesen Landen ie Kindlein fein zugerichtet würden mit dem Worte Gottes und dem Katechismus, also daß die Knäblein und Mägdlein bessern Bescheid wußten in Sachen der Religion als mancher römische Priester.

Aber freilich die Reformatoren — Luther an der Spitze, will man sich nicht nehmen lassen. „Wenn sie heute lebten, würden sie uch unsers Glaubens seyn", so trotzen sie wider die theuern Männer, ntgegen den Bekenntnissen, welche die Gründer unsrer Kirche so oft ablegten, entgegen dem entschiedenen, diese Verketzerung weissagenden Proteste unsers Luther.

Nein, sie sollen den Mann nicht haben, der gesungen hat: „Das Wort sie sollen lassen stan." Die deutsche Eiche werden sie nicht fälen. Und auch die Kirche, welche nothgedrungen nach ihm, dem eutschen Apostel, sich nennt — auch sie sollen sie nicht haben.

Es ist mehrfach auch an offiziellem Orte gesagt worden, unsre eimarische Landeskirche sey keine lutherische mehr; sie sey eine „evangelisch-protestantische" oder eine „unirte." Man hat daher auch ehauptet (die Redaction des Kirchen- und Schulblattes in Nr. 3 des origen Jahrganges) die Herausgeber der Zeitschrift: „Weimarischer Sonntagsbote" stünden nicht auf dem Standpunkte ihrer Landeskirche, weil „der Sonntagsbote die Bekenntnißschriften hinsichtlich des Verständnisses heil. Schrift für sich als infallibel erklärt und das Recht der selbsteignen Forschung in heiliger Schrift, unter das Joch des Buchstabens gefangen giebt." Wir wollen hier nicht polemisiren gegen die verkehrt gewählten, übertriebenen Ausdrücke. Wir wollen einfach nur behaupten, daß es gerade der Mitarbeiter jener Zeitschrift Lust ist, zu forschen in der Schrift und von Tag zu Tage mehr es gewahren, daß es sich wirklich also halte, wie unsre Bekenntnisse sagen. Aber protestiren müssen wir einfach gegen die Behauptung, unsre Landeskirche sey keine lutherische mehr. Gott Lob und Dank, noch steht das Bekenntniß, es wird auch nicht gefällt werden. Dies gute Bekenntniß, wenn wir es nur aufs Neue mit Herz, Mund, Hand bekennen, wird eine Macht werden wider alle falsche Lehre, wider alles Schwanken, wider alle Heuchelei. Gepriesen sei der Herr! Es giebt Bekenner uch in unserm Lande. Sie haben nie ganz gefehlt, aber ihre Zahl wächst. Sei getrost Du kleine Schaar! Ob auch alle Wetter über Dich gehen. Zion, Du Predigerin, steige auf einen hohen Berg! Jerusalem, Du Predigerin, heb Deine Stimme auf mit Macht, heb auf und fürchte Dich nicht! Sage den Städten Juda: Siehe, da ist euer Gott! Denn siehe, der Herr, Herr kommt gewaltiglich und Sein Arm wird herrschen. Siehe, Sein Lohn ist bei Ihm und Seine Vergeltung ist vor Ihm. Er wird Seine Heerde weiden wie ein Hirte. Er wird die Lämmer in Seine Arme sammeln und in Seinem Busen tragen und die Schafmütter führen. — Ja, komm Herr Jesu! Amen.

Der Landdotations-Fonds für evangelische Pfarreien in der Provinz Schlesien.

I.

Am 3. Mai 1855 sind aus dem Ministerio der geistlichen, Unterrichts- und Medizinal-Angelegenheiten zu Berlin die Statuten des Landdotations-Fonds für evangelische Pfarreien der Provinz Schlesien

ausgegangen, und im zweiten Jahrgange (1855) des kirchlichen Amtsblattes für den Geschäftsbereich des Königl. Consistoriums für die Provinz Schlesien Nr. 18 veröffentlicht worden. Aus denselben ergibt sich:

1. daß diejenigen evangelischen Pfarreien Schlesiens, deren Einkommen gering und wenig gesichert ist, und die insbesondere entweder gar nicht oder nicht in zureichender Weise mit Landdotation versehen sind, diese letztere je nach Zeit und Umständen erhalten sollen;

2. daß der Fonds hierzu aus den zur Unterhaltung der Evang. Kirche bestimmten Centralfonds mit 20,000 Thlrn. constituirt worden ist;

3. daß die Verwaltung des Fonds gesondert bei der Instituten-Hauptkasse der Königl. Regierung zu Breslau geführt wird;

4. daß das für diesen Fonds gebildete Curatorium besteht: aus dem Ober-Präsidenten der Provinz, dem General-Superintendenten der Provinz, dem Director des Consistorii, dem Justitiarius und einem andern Mitgliede des Consistorii, zwei evang. Mitgliedern der Königl. Regierung zu Breslau als ordentlichen und den evangelisch-geistlichen Räthen der Regierungen zu Liegnitz und Oppeln als außerordentlichen Mitgliedern;

5. daß sämmtliche dabei betheiligte Beamte eine Remuneration nicht beziehen, unvermeidliche Kosten aber in keinem Falle dem Dotationsfonds zufallen, sondern als kirchliche Verwaltungskosten des Staats zu behandeln sind;

6. daß aus dem Fonds nur der Erwerb von Ländereien selbst zu bestreiten, für die Beschaffung der nöthigen Gebäude und Inventarienstücke von den Pfarrsystemen zu sorgen ist;

7. daß in der Regel für eine einzelne Pfarrstelle aus dem Fonds nicht mehr als 1000 Thlr. aufzuwenden, und nur ausnahmsweise 1500 Thlr. zu gewähren sind, zur Ueberschreitung dieser Summe aber die Genehmigung des Herrn Ministers im Einverständnisse mit dem Oberkirchenrathe erforderlich ist;

8. daß jährlich die Hälfte des festzusetzenden Nutzungsertrages der Ländereien in den Fonds zurückgezahlt werden, und mit dieser Rückzahlung so lange, bis das ganze Anlage-Kapital gedeckt ist, fortgefahren werden muß, bis dahin aber der Fonds selbst Eigenthümer der betreffenden Ländereien ist, das Kuratorium jedoch die Befugniß hat, die Rückzahlung zu stunden oder für ein und das andere Jahr nachzusehen, ohne daß von der vollständigen Rückzahlung des Anlage-Kapitals abgestanden werden kann;

9. daß erst nach Rückzahlung dieses Kapitals die Ländereien als Eigenthum der Pfarre zu überweisen sind;

10. daß Abänderungen des Statuts nur auf Antrag der Minister der geistlichen Angelegenheiten und des Innern im Einverständnisse mit dem Oberkirchenrath durch unmittelbare landesherrliche Verordnung geschehen können.

II.

Dieser Dotationsfonds ist durchaus nothwendig, und es kann nur bedauert werden, daß er nicht schon längst vorhanden war. Ueberall im Deutschen Vaterlande beruht, wie auch anderwärts, von Alters her die Besoldung der Geistlichkeit zum größten Theil auf Acker und Getreide-Abgaben; die sogenannten Stolgebühren heißen gemeiniglich Accidenzien, zufällig noch hinzukommende Emolumente. In Schlesien, wo die Reformation bald von Anfang an mit reißender Schnelligkeit so um sich griff, daß im J. 1540 nur noch das bischöfliche Fürstenthum Neiße fast ganz römisch-katholisch war, wurden nach der Schlacht am weißen Berge, und namentlich in den Jahren 1623 und 1628, besonders aber in Folge des Westphälischen Friedens, in welchem dieses schöne Land dem Kaiser preisgegeben wurde, in den Jahren 1653, 1654 und 1668 die Kirchen mit ihren Gütern und Pfarrdotationen den Evangelischen entzogen. In Folge dessen wurde allerdings in Oberschlesien und der Grafschaft Glatz die Reformation fast gänzlich unterdrückt, aber in Mittel- und Niederschlesien blieben trotzdem die Gemeinden fast durchgängig dem Evangelio treu. Nur in den von den Piastischen Herzögen unter kaiserlicher Hoheit regierten Fürstenthümern und in der Stadt Breslau durften die evangelisch gewordenen Kirchen mit ihren Gütern den Evangelischen verbleiben; nach

dem Tode des letzten Piasten setzte man aber das Geschäft der Kirchenwegnahme in den nun der Krone zugefallenen Fürstenthümer auch fort.

Die im Westphälischen Frieden bewilligten drei Kirchen vor Glaugau, Jauer und Schweidnitz und die späteren Gnadenkirchen vor Freystadt, Hirschberg, Landshut, Militsch, Sagan, Teschen blieben ohne die herkömmliche Dotation, und ihre Geistlichen wurden hauptsächlich auf die Stolgebühren und auf die freie Liebe ihrer Kirchkinder gewiesen. Ganz dasselbe fand statt, als nach der Besitzergreifung Schlesiens durch Friedrich den Großen in wenigen Jahren c. 200 neue evang. Kirchensysteme entstanden, welche bis auf unsere Zeit herab noch bedeutend vermehrt worden sind. In ganz Schlesien, mit Ausnahme der früher piastischen Fürstenthümer Brieg, Liegnitz, Wohlau, Oels, eines Theils des Fürstenthums Münsterberg und des Gebiets der Stadt Breslau, sind noch heut, bis auf sehr wenige, welche den Evangelischen wieder eingeräumt worden, die früher ihnen weggenommenen Kirchen mit den alten Pfarrdotationen in den Händen der Katholiken. In Mittel- und Niederschlesien findet darum ein sehr arges Mißverhältniß zwischen seelsorgerlicher Arbeit und geistlichem Einkommen statt; viele katholische Pfarrer zählen die ihnen anvertrauten Seelen kaum nach Hunderten, und haben Nießbrauch von Aeckern im Betrage nicht blos von mehreren Hundert, sondern wohl auch über Tausend Thaler, da Werth und Ertrag von Grund und Boden bedeutend gestiegen sind; viele evangelische Pfarrer dagegen haben 2-, auch 3- und 4-, ja einige sogar 6- bis 8000 Seelen kirchlich zu versorgen, und zählen ihre Einnahmen nur nach wenigen Hunderten, bei immer mehr steigender Theuerung aller Lebensbedürfnisse und sinkendem Werth des Geldes.

Nicht wenig evangelisch-geistliche Stellen werden kaum noch lebensfähig bleiben. Und die evang. Kirchensysteme neuerer Stiftung in denjenigen Gegenden Schlesiens, wo die alten Kirchen mit ihren Gütern gewaltsam wieder katholisch gemacht worden sind, länger in der Unsicherheit ihres Bestehens lassen, das wäre nichts Geringeres, als die Römische Kirche in ihrer Hoffnung, zu den Kirchen und Kirchengütern auch die Gemeinden wieder zu bekommen, bestärken. Die beste Gelegenheit, die mangelnde Ackerdotation herbeizuführen, hätte sich bei der Regulirung der gutsherrlich und bäuerlichen Verhältnisse dargethan; allein die Gesetzgebung ist — wir wissen nicht aus welchem Grunde — nicht veranlaßt worden, diese Gelegenheit herbeizuführen; es thut daher dringend Noth, daß endlich, was damals so leicht gewesen wäre, jetzt mit Opfern herbeigeführt werde, welche den Fonds von 20,000 Thlrn. weit zu überschreiten haben.

III.

Zwanzigtausend Thaler! Das ist allerdings eine schöne Summe; allein für das vorliegende Bedürfniß zu klein. Sollten die ungefähr 400 evangelisch-geistlichen Stellen in Schlesien, den früheren Schweibuser Kreis mit eingerechnet, welche einer sicherern Dotation, als die Stolgebühren gewähren, ermangeln, nur so weit mit Land versorgt werden, daß jede Stelle etwa nur 30 Morgen empfängt, so gehört dazu mindestens 1 Million Thaler. Das ist auch bei der Entwerfung der Statuten gefühlt und darum bestimmt worden, daß auf Pfarrstellen in Städten von 3000 Einwohnern und darüber die Bestimmung des Fonds nicht anwendbar sey. Es muß daher auf die Vermehrung desselben auf alle Weise Bedacht genommen werden. Denn wenn auch im Allgemeinen anzunehmen ist, daß bei einer Gemeinde von 3000 Seelen und darüber die Stolgebühren den Pfarrer nothdürftig ernähren können, so dürfte doch ausgemacht seyn, daß die allenfalls auskömmliche Besoldung der Last der Arbeit nicht entspricht, wenn die Gemeinde sich über mehrere, ja selbst viele zerstreute Ortschaften erstreckt, und daß in solchem Falle auf die Vermehrung der geistlichen Kräfte Bedacht zu nehmen ist, diese aber so lange nicht rathsam erscheint, als eine so sichere Dotation, wie Grund und Boden sie darbietet, noch fehlt.

IV.

Wie soll denn nun aber eine Vermehrung der Fonds herbeigeführt werden? zunächst wird allerdings Schlesien sich selber helfen müssen, und dazu wird eine jährliche Kirchencollecte, welche besonders denjenigen Gemeinden, deren Pfarreien, auskömmlich und zum Theil reich und jedenfalls sicher dotirt sind, zu empfehlen wäre, das sicherste Mittel sein. Freilich müßte dann auf Beschränkung der übrigen Collecten Bedacht genommen werden. Allein Schlesien hat noch manches Andere zu thun, um sich Ersatz für alles dasjenige zu schaffen, welches ihm für die Evangelische Kirche in der Zeit der sogenannten Gegenreformation oder Reconcilliirung der Kirchen verloren gegangen ist. Die meisten derjenigen Evangelischen Kirchen, welche erst nach Besitznahme Schlesiens durch Preußen, also nach 1741, errichtet worden, sind noch ohne Thürme und Geläut, und die Evangelischen müssen sich der Glocken auf den Thürmen der ihnen einst weggenommenen Kirchen gegen Bezahlung bedienen. Sie begraben ihre Todten meist noch auf die Friedhöfe jener Kirchen und halten in vielen derselben ihre Begräbnißfeierlichkeiten ab, wobei aber der sogenannte Klingelbeutel unter ihnen umgeht und in das Katholische Kirchenaerar fließt. Sie tragen auch zur Unterhaltung der Kirchhöfe nach Verhältniß also in der Regel das Meiste bei. So stärken sie auch, nachdem sie eigene Kirchen erlangt haben, fort und fort das Vermögen der ihnen entzonen und dem römischen Kultus dienenden Kirchen, und manche derselben wäre, wie es bei vielen wirklich geschehen ist, längst zur Ruine geworden, wenn diese Verhältnisse nicht obwalteten. Es muß daher immer mehr Bedacht genommen werden, wie es denn auch — obwohl noch nicht ernst genug — geschieht, daß die Evangelischen Kirchen neuerer Stiftung das noch fehlende Geläut empfangen und die Evangelischen sich eigene Kirchhöfe anlegen.

Es dürfte daher auch ersprießlich scheinen, daß von Seiten des Kirchenregiments von Zeit zu Zeit jener Fonds den begüterten Gliedern der Evangelischen Kirche zum Bedenken mit Legaten empfohlen würde und die Geistlichkeit diese Empfehlung recht warm in die Gemeinden brächte. Es kommt hierbei und überhaupt nicht nur auf große Summen an, jedes Tröpflein ist zu sammeln und wird Segen bringen. So sind ja auch die seit einiger Zeit aufgenommenen und fortgesetzten Bemühungen des Schreibers dieser Zeilen nicht ohne Erfolg geblieben und wenn mehrere in gleichem Streben sich vereinten, dann kämen vielleicht eher als man jetzt glaubt, Hunderte, ja selbst Tausende zusammen. Und warum sollte denn nicht die Bitte: Helft den evangelischen Pfarrdotationsfonds in Schlesien vermehren! über Schlesien hinaus, in andere evangelische und irdisch gesegnete Länder mit Hoffnung auf Erfolg gebracht werden? Es könnte ja der ganzen protestantischen Welt nicht anders als schmerzlich sein, wenn evangelische Pfarrstellen in Schlesien, wo sie in den meisten Gegenden wahrlich nicht im Ueberfluß vorhanden sind, aus Mangel an sicherer Dotation eingehen müßten, in einem Lande, welches ungeheure kirchliche Verluste erlitten und zum Theil bewundernswürdige Anstrengungen gemacht hat, um diese, wenn nicht zu überwinden, so doch weniger fühlbar zu machen.

Leser dieser Blätter, welche in der ganzen protestantischen Welt gekannt sind, wer Ihr auch seyd, und wo Ihr auch wohnt, lasset das Wort vom schlesischen Pfarrdotations-Fonds nicht unbeachtet an Euch vorübergehen. Es ist mancher von Euch von Gott gesegnet mit zeitlichem Gut, und wenn auch schon viele Anforderungen an ihn gemacht werden, fragt er sich nur recht ernstlich, ob nicht zu den andern noch eine treten oder einmal eine Zeitlang diese und jene zurückgestellt werden kann, so werden gewiß dem erwähnten Fonds von hier und da Bächlein zufließen können, welche ihn zu dem Strome machen, welcher dem schönen Schlesierlande nicht weniger Noth thut, als Chausseen, Eisenbahnen und andere Anlagen, ja gewiß dazu beitragen wird, daß jenen Anlagen das Urtheil fern gehalten werde, sie haben mehr den Ruin als den Aufbau des Volkswohls befördert. —

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz. Druck von Trowitzsch und Sohn.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1857. Mittwoch den 4. Februar. № 10.

Das Mormonenthum.

Daß die Ev. K. Z. der genannten Zeiterscheinung eine eingehende Betrachtung widmet, wird keiner Rechtfertigung bedürfen. Das Mormonenthum gehört zu den Zeichen der Zeit, auf die die Schrift uns achten lehrt. Man gewahrt hier Symptome von dem sich regenden Geheimniß der Bosheit und Versuche desselben, um die es noch aufhaltende Macht aus dem Mittel zu schaffen: man hat Frucht und Saamen von „kräftigen Irrthümern" vor sich, die Gott dafür sendet, daß sie der Wahrheit nicht gehorchen, sondern Lust haben an der Ungerechtigkeit.

Man erwäge nur, was sich begiebt. Ein 25jähriger junger Mensch, in seiner Umgebung als verschmitzter Landstreicher bekannt, dessen Name mehrfach in den Criminal-Acten verzeichnet ist, tritt öffentlich als Prophet und Apostel des Herrn auf, verkündigt, mit einer selbstfabricirten Bibel in der Hand, den baldigen Anbruch der letzten Zeiten und des tausendjährigen Reiches, giebt vor, durch unmittelbare Offenbarung berufen zu seyn, aus dem allgemeinen Verfall der Kirche, deren einzelnen Confessionen etwa dasselbe Recht der Existenz, wie dem Hinduismus zukomme, das Reich Gottes in seinen wahren ursprünglichen Ordnungen wieder aufzurichten, die Völker um das Panier von Zion zu sammeln und so dem Herrn seine Gemeinde als geschmückte Braut zuzubereiten. Wie auf einen Zauberschlag sammeln sich Tausende und aber Tausende um ihn: unter dem Namen der „Letzten-Tags-Heiligen" organisirt sich in Formen einer Theokratie, oder, wie sie selbst es nennen, Theo-Demokratie, eine Gesellschaft, in und mittels welcher der Prophet die Regeneration der Menschheit, eine durchgreifende Erneuerung der Sitte, des Glaubens, der Wissenschaften, der gesellschaftlichen und bürgerlichen Zustände auf Erden bewirken will. In wunderbarer Harmonie verketten in dem neuen Gemeinwesen sich die Hände zu Fleiß und Arbeit, mit auffallenden Erfolgen werden in kurzer Zeit alle industriellen Unternehmungen gekrönt. Die „Heiligen" ziehen sich darüber den Neid, den Spott, ja blutige Verfolgungen von den sie umwohnenden „Heiden" zu, unsägliche Drangsale ergehen über sie, sechs — siebenmal werden sie aus ihren Sitzen vertrieben und eben so oft gründen sie nach musterhaft geleiteten Auswanderungszügen neue Niederlassungen, die ebenso rasch, eine wie die andere, emporblühen. Mittlerweile enthüllt der Prophet sich vor jedem nüchternen Auge immer offenbarer als Betrüger, als Tyrann, als Trunkenbold, als Wollüstling: die barocksten Einfälle werden als Offenbarung, die Vielweiberei als göttliche Ordnung proclamirt. Nichtsdestoweniger besteht, ja wächst und gedeiht der Mormonenstaat fort. Emissäre pilgern durch alle Staaten der Amerikanischen Union, nach England, Deutschland, Frankreich, Dänemark, Schweden und Norwegen, nach Rußland, nach Italien, nach Palästina, auf den Plätzen von Calcutta und Bombay, auf den Sandwichs- und Gesellschafts-Inseln rufen sie die Welt auf zur Flucht vor dem Zorne Gottes, selbst das Reich der Mitte wissen sie sich zu öffnen; und dies thun sie „ohne Beutel und Stab", ohne zu Anfang etwas von den betreffenden Sprachen zu verstehen, ohne die Verhältnisse zu kennen. Schaaren Bekehrter sind fortwährend unterwegs, um unter dem Volk der Heiligen im Salzsee-Thal des Felsengebirges sich niederzulassen und dadurch ihr ewiges Erbe zu sichern. Das Buch Mormon, ihre neue Bibel, ist ins Wallisische, Dänische, Deutsche, Französische, Italienische, Spanische und in zwei Hindostanische Dialecte übersetzt. Nachdem der Begründer der Secte in einem Tumult vom Pöbel erschossen ist, bemächtigt sich ein anderer, an Verschlagenheit und Begabung ihm ziemlich ebenbürtiger Betrüger, als „Löwe des Herrn" allgemein verehrt, der Zügel des Regiments: gegen 130,000 Menschen gehorchen unbedingt seinem Wort als untrüglicher Offenbarung von oben. Von diesen wohnen etwa 90,000 in Zweiggemeinden (stakes) in den genannten Ländern zerstreut, die übrigen bilden in ihren Wohnsitzen am Salzsee in Utah faktisch einen selbstständigen Staat für sich und warten nur auf das Vollwerden der gesetzlichen Zahl von 60,000, um auch die rechtliche Anerkennung ihrer selbstständigen Existenz vom Congreß zu fordern: ein Zeitpunkt, der bei der durch Zuzüge und Geburten rasch anwachsenden Bevölkerung allem Anschein nach nahe bevorsteht. *)

Die aus dem Kern einer plumpen Lüge, so zu sagen, eines ordinären Humbug so rasch aufgesproßte und wunderbar prosperirende Pflanzung dieses modernen Muhammedanismus, oder,

---

*) Nach einer vorliegenden statistischen Angabe sind vom November 1854 bis April 1855 aus Liverpool allein 3626 Auswanderer angekommen. Die Skandinavischen Missionen brachten 533 Zuzügler, darunter 419 Dänen und Schweden und 53 Norweger. In derselben Zeit wurden im Gebiet von Utah 965 Kinder geboren, gestorben waren 278 Gemeindeglieder.

wenn man lieber will, dieses ins grobe Fleisch gezogenen Irvingismus verdient gewiß eine nähere Betrachtung; um so mehr, als es sich hierbei nicht etwa bloß um Aufzeichnung einer kirchengeschichtlichen Sonderbarkeit handelt, sondern diese Sache eines unmittelbar praktischen Interesses für uns keineswegs ermangelt. Denn wenn auch das ganze Gewächs des Mormonenthums allerdings unverkennbar den fremdländischen Charakter, den specifischen Zug des Amerikanismus trägt, und wenn auch die heimische Evangelische Kirche für die hergestreuten exotischen Samenkörner sich bisher nicht als geeigneter Humus bewiesen hat: so sind doch in dem Umstand, daß Genossen Germanischer Völker und Glieder der protestantischen Christenheit, also Fleisch von unserm Fleisch und Bein von unserem Gebeine, den Grundstock bilden — indem Katholiken höchst selten übergehen und in Irland z. B. fast gar keine Bekehrungen erfolgt sind — hierin sind Fingerzeige genug dafür enthalten, daß die Wege solcher Irrsale nicht in gar zu weiter oder unerreichbarer Ferne von uns ab liegen können; und indem wir den psychologischen Schlüssel zum Verständniß jener seltsamen Thatsachen suchen, wird es nicht fehlen, daß wir manchen grellen Lichtstrahl auf das Arbeiten der Geister in der Tiefe und in der Höhe unseres eigenen Volks- und evangelischen Kirchenlebens fallen sehen, zur Lehre und zur Warnung.

Hiermit ist der Gesichtspunkt angedeutet, unter welchem wir den Gegenstand behandeln. Anknüpfend an die in Nr. 75 ff. des vor. Jahrg. dieser Blätter enthaltenen Mittheilungen dürfen wir eine allgemeine Kenntniß des Thatsächlichen bei unseren Lesern voraussetzen, und haben daher nur nöthig, zur übersichtlichen Vergegenwärtigung die wesentlichen Grundzüge ins Gedächtniß zurückzurufen. Das Herkommen des Joseph Smith (geb. 1805 zu Sharon im St. Vermont) aus einer Familie von nicht unbescholtenem Ruf, seine dürftige Erziehung, seine angebliche Erweckung durch einen Methodistenprediger, die Schwindeleien, die er als Zauberer und Schatzgräber verübte, die heimliche Entführung seiner Frau Emma Hale aus dem Hause ihrer Eltern, sodann die von der mormonischen Tradition behaupteten wiederholten Engelserscheinungen im Jahr 1823 und 1827, die Ausgrabung der Steinkisten mit den goldenen Platten, dem „Urim und Thummim" und dem Schwert Labans, die Entzifferung der fremden Charaktere mit Hülfe der wunderbaren Kraft des Urim und Thummim, die Redaction und Herausgabe der heiligen Urkunde, des Buches Mormon, im J. 1830, dies sind die Hauptmomente der Vorgeschichte. Seit Gründung der Mormonen-Gemeinde (zu Manchester in Neu-York 1830) bilden folgende Thatsachen die Knotenpunkte ihrer Geschichte: die Verlegung des Sitzes der Kirche nach Kiotland in Ohio (1831), abermals nach Independence in der Grafschaft Jackson in Missouri (1831), die Vertreibung nach Clay-County (1833), der Tempelbau in Kiotland, abermalige Auswanderung nach Far-West (1836), die am Propheten Jos. Smith durch Theeren und Federn vollzogene Lynch-Justiz, die Bildung des Daniten-Ordens zu blutiger Rachevollstreckung an den „Heiden", in deren Folge die Vertreibung aus Missouri (1838), Gründung der Stadt Nauvoo in Illinois (1840), Tempelbau daselbst, die Unruhen, die zur Ermordung des Propheten und seines Bruders führen (1844), die Erwählung Brigham Youngs zum Propheten mit Excommunication seiner Nebenbuhler Rigdon und Strang, der gänzliche Auszug aus Nauvoo nach dem Felsengebirge (1846), die großen Mühsale auf dem Wanderzuge, Ankunft der Mormonen-Präsidentschaft am Salzsee (1847), die Ernennung Youngs zum Gouverneur des Staats Deseret (1850), die Proclamirung der Vielweiberei (1852), die Ernennung des Oberst Stepton zum Gouverneur (1855). — Minder bekannt dürften — etwa mit Ausnahme ihrer eschatologischen Ansichten, die Lehren und Institutionen der Mormonen seyn. Die Darstellung der ersteren, abgesehen davon, daß sie bei der Flüssigkeit der morm. Offenbarung ihre Schwierigkeiten hat, kann übrigens einen anderen Werth, als dem Zwecke der Charakterisirung der Secte zu dienen, nicht beanspruchen. Die mormonische Dogmatik und Religionsphilosophie ist ein wahrer Hexenbreughel, in welchem Häresieen aus allen Jahrhunderten und mit besonderer Vorliebe hineingeschüttete Zuthaten von theosophischen gnostischen und kabbalistischen Elementen zu einem wüsten Brei durcheinander gebracht sind. Einige Ingredienzien der wunderbaren Mixtur müssen wir indessen hier, da es eben auf Charakterzeichnung ankommt, doch anführen. — In der Gottheit unterscheiden sie drei Personen. Gott Vater ist ein vollkommener Mensch, aber in den Attributen seiner Natur, seinem Glauben, seinem Wissen und seiner Kraft im Vergleich mit uns so erhaben, daß man ihn den Unendlichen nennen kann. Durch das Zusammenwirken der beiden Urprincipien Verstand und Grundstoff, so speculiren sie über die Geburt Gottes, ist der Obergott und aus ihm sind die übrigen Götter als Kinder hervorgegangen. Die Geschlechtlichkeit ist gleich ewig mit allem sittlichen Daseyn und Leben gesetzt, mit den Königen entstanden zugleich Königinnen des Himmels und aus den Vermählungen beider die Götter und Geister. Zu den letzteren gehört auch der Gott Vater der Menschen. Die zweite Person der Gottheit ist der Sohn. Der ewige Vater stieg auf die Erde herab, und das heilige Kind, welches durch Befruchtung der Maria entstand, war der Leibestempel (tabernacle) für den geistigen Sohn und daraus wurde ein Gott. Der h. Geist ist der einig gehende Wille von Vater und Sohn, welcher allgemeine Harmonie des Gedankens, Wissens und Seyns durch ihr ganzes Reich wirkt. Er unterscheidet sich von Gott dem Vater und dem Sohne dadurch, daß er nur eine geistige Existenz hat, nie leiblich geworden ist, wie die andern Götter. Jeder Gott bevölkert mit seinen Kindern einen Weltkörper, und wenn der eine voll ist, wird ein neuer erschaffen. Die Menschengeister haben in ihrem vorzeitlichen Daseyn in Folge des Abfalls Lucifers mit gesündigt, so jedoch, daß sie durch Christi Blut erlöst werden können, wenn sie fleischliche Leibestempel annehmen: ja durch die Annahme einer Leiblichkeit und durch die Erfahrung von Schmerz, Leid und Tod wird ihre Herrlichkeit noch größer. Dies letztere hängt mit dem menschlichen Sünden-

falle zusammen. Der erste Mensch sprach mit Gott von Angesicht zu Angesicht und kannte gleich allen Thieren den Tod nicht. Ein Fluidum strömte, wie jetzt das Blut, durch seine Adern, wodurch sein Leib vor dem Vergehen bewahrt wurde. Der Genuß der giftigen Baumfrucht im Paradiese verwandelte dies Fluidum in sterbliches Blut. Durch Christum wurde der Versuch gemacht, die Menschen und die Erde in ihre Ursprünglichkeit zurückzuführen. Das verlorne Priesterthum ward wiederhergestellt, zuerst auf dem östlichen, dann auf dem westlichen Continente, und eine Fülle göttlicher Kräfte über die Menschheit ausgegossen. Dieser gottselige Zustand erhielt sich nicht lange. In Amerika kamen große Strafgerichte, Erdbeben, Pestilenz und Krieg über die Abtrünnigen. In Asien und Europa gingen wenigstens alle Charismata der früheren Zeit verloren. Da endlich im J. 1827 erbarmte sich der Herr und verlieh dem von ihm erweckten Propheten das Priesterthum der Ordnung Melchisedeks aufs neue, und beauftragte ihn, durch Wiederaufrichtung der rechten Kirche die Welt auf die Wiederkehr Christi und sein tausendjähriges Reich vorzubereiten, dessen Eintritt nahe bevorsteht, und welches neben der Erneuerung aller menschlichen Zustände zugleich eine Umgestaltung der ganzen Erdoberfläche herbeiführt. — Der Gottesdienst der Mormonen in der Salzsee-Stadt stimmt mit ihren Lehren, insofern er das Gepräge eines eben solchen wüsten Durcheinander trägt. Während die Gemeinde sich versammelt, spielt ein zahlreiches und gut eingeübtes Musikchor lustige Weisen, Tänze und Märsche auf zur Verscheuchung aller düstern Gedanken. Die Feier besteht aus Hymnensingen*) und Predigen, wird aber häufig durch Zungenredner, die der Geist plötzlich überkommt, unterbrochen. An jedem Sonntage genießt man das Abendmahl. Die Elemente haben lediglich die Geltung von symbolischen Zeichen. Statt des Weins genießen sie jedoch Wasser, bis sie selbst in ihrer Ansiedlung sich Wein werden keltern können. Die Feier geschieht in der Art, daß die Bischöfe unter den Versammelten mit Brot und einem Wasserkruge, woran ein Glas oder blechener Becher hängt, herumgehen und Jedem das Sacrament darbieten. — Die Taufe wird durch Untertauchen, nur von einem Priester der Ordnung Melchisedeks vollzogen, und zwar nicht vor dem achten Lebensjahre des Täuflings, weil man annimmt, daß mit diesem Alter die Zurechnungsfähigkeit beginne. In seltsamer Interpretation von 1 Cor. 15, 29 ist die „Taufe für die Todten" sehr beliebt. Man kann sich nämlich in Stellvertretung der ohne wahre Taufe verstorbenen Freunde, Verwandten oder Vorfahren taufen lassen, womit man erreicht, daß diese Vergebung ihrer Sünden erlangen. So lassen manche Heilige sich zehn bis zwölf Mal taufen, für Vater, Mutter, Großeltern ꝛc., und vergrößern damit zugleich ihre Macht in der Auferstehung, indem alle die, welche von dem Stellvertretend-Getauften erlöst sind, künftig zum Haushalt und Gefolge desselben gehören werden. Wir fügen nur noch Einiges über die Polygamie oder, wie sie selbst euphemistisch sagen, über das System der Pluralität oder himmlischen Vermählung (spiritual-wife-system) hinzu. Die Sache hat damit begonnen, daß der Prophet Smith Ehebruch trieb und seine Frau sich von dem treulosen Gatten zu trennen wünschte, auch bereits sein Haus verlassen hatte. Er empfing hierauf eine „Offenbarung" vom Herrn am 12. Juli 1843, in welcher bereits die Grundzüge des Systems und der Begründung desselben enthalten sind. Doch blieb die Pluralität ein Geheimniß der Eingeweihten bis 1852. Aller willkürliche Verkehr der Geschlechter, so wird gelehrt, ist untersagt und die Ehe als das alleinige geheiligte Mittel eingesetzt, durch welches die Menschheit sich mehren und die Erde füllen soll. Künftighin, wenn die Mormonen einen selbstständigen Staat bilden, sollen fleischliche Vergehen mit Todesstrafe geahndet werden. Ob nun der Mann ein Weib oder mehrere nehmen dürfe, wird von Gott durch bestimmte Offenbarungen erklärt. Die Pluralität dient nicht bloß dem Zwecke, die Population zu vermehren und dadurch den göttlichen Ruhm zu erhöhen: sie ist auch hauptsächlich der vielen weiblichen Wesen wegen nothwendig, die sonst ihr himmlisches Erbe nicht erlangen würden. Ein Weib kann nämlich nur selig werden, kann zu selbstständiger Herrlichkeit

---

*) Als eine Probe der mormonischen geistlichen Poesie lassen wir nachstehenden Hymnus folgen, den wir darum auswählen, weil er grade die charakteristischen Lehren der Mormonen besingt:

The God that others worship is not the God for me;
He has no parts nor body, and cannot hear nor see;
But I've a God that lives above —
A God of Power and of Lowe —
A God of Revelation — oh, that's the God for me;
Oh, that's the God for me; oh, that's the God for me.

A church without apostles is not the church for me;
It's like a ship dismasted, aflout upon the sea;
But I've a church that's always led
By the twelve stars round its head;
A church with good foundations — oh, that's the church for me.
Oh, that's the church etc.

A church without a prophet is not the church for me;
It has no head to lead it, in it I would not be;
But I've a church not built by man,
Cut from the mountain without hands;
A church with gifts and blessings — oh, that's the church etc.

The hope, that Gentiles cherish is not the hope for me;
It has no hope for knowledge, far from it I would be;
But I've an hope that will not fail,
That reaches safe within the veil;
Which hope is like an anchor — oh, that's the hope for me etc.

The heaven of sectarians is not the heaven for me;
So doubtful its location, neither on land nor sea;
But I've an heaven on the earth,
The land and home that gave me birth;
A heaven of light and knowledge — oh, that's the heaven
for me etc.

A church without a gathering is not the church for me;
The Saviours would not order it, whatever it might be;
But I've a church that's called out,
Form falve traditions, fear and doubt,
A Gathering dispensation — oh, that's the church for me,
Oh, that's the church for me; oh, that's the church for me.

nur gelangen durch Zugehörigkeit an einen gläubigen Mann mittels der geistlichen Ehe (celestial marriage). Diejenigen Frauen, die dazu nicht gelangen, werden dereinst nur untergeordnete Dienerinnen für jene Königinnen des Himmels seyn können. Zu einer geistlichen Ehe gehört, daß sie im Glauben geschlossen und durch den Seher gesiegelt ist: alle übrige Ehen gelten nur für diese Welt und sind am Tage der Auferstehung nichtig. In jener Welt ist die Eingehung der geistlichen Ehe nicht mehr möglich, da nach Matth. 18 die Auferstandenen nicht mehr freien, noch sich freien lassen, sie muß also noch in diesem Leben geschlossen werden. Das Pluralitätsgesetz ist hiernach eine große Gnade Gottes, die jedoch durch die List des Teufels vielfach verkümmert worden ist. Während wir im A. T. die Polygamie noch häufig finden, bei den Patriarchen, bei David, Salomo und andern Männern Gottes, und auch in der apostolischen Kirche dies Institut sich in seinem vollen Rechte behauptete, wie dies aus vielen Stellen des N. T., namentlich aus 1 Tim. 3, 2 hervorgeht: Ein Bischof soll seyn Eines Weibes Mann, woraus zu schließen, daß die niederen Kirchendiener und die Laien mehrere Frauen haben durften: so hat späterhin die Erkenntniß über diese Ordnung Gottes sich immer mehr verloren, bis es in finstern Zeiten dem Teufel gelang, für den ganzen Priesterstand sogar das Verbot der Ehe überhaupt zu bewirken. Den Vorwurf, daß die Pluralität ein Institut im Dienste der Unzucht sey, weisen die Mormonen mit Entrüstung zurück und berufen sich dagegen auf die patriarchalische Unschuld und Reinheit ihrer Sitten im Gegensatz zu der Verderbniß, zu den liederlichen Häusern und Tausenden von Prostituirten in den großen Städten der „Heiden." —

Ihre Verfassung nennen die Mormonen eine theo-demokratische, in der Wirklichkeit wird jedoch das demokratische Element von dem hierarchischen Princip verschlungen. Die Priesterschaft zerfällt in zwei Grade, den höheren des Melchisedek und die niedere, Aaronische Ordnung. Aus der ersteren Klasse, die in sich wiederum mehrere Abstufungen hat, werden die Präsidentschaft (aus drei Personen bestehend, darunter der Prophet der erste) und die Mitglieder der übrigen höchsten Collegien genommen: die zwölf Apostel, die Siebenzig, die hohen Priester. Zu dem Aaronischen Zweige gehören die Bischöfe, Priester, Lehrer und Diaconen. Die Präsidentschaft bildet das höchste Regierungsamt und zwar in den geistlichen Angelegenheiten unbedingt auch in den ausländischen stakes, in der Hauptniederlassung (am Salzsee) auch in den weltlichen. Eine Scheidung der staatlichen und kirchlichen Sphäre findet nach ihren Grundsätzen nicht statt. So lange sie jedoch noch kein selbstständiges Gemeinwesen bilden, können sie ihre Idee noch nicht vollkommen realisiren. Doch wissen sie sich zu helfen. Da in der Union das Volk verfassungsmäßig die meisten Beamten selbst wählt, so besetzen sie die vorgeschriebenen Aemter des Friedensrichters u. s. w. mit ihren geistlichen Würdenträgern. Zum Gouverneur ward 1850 vom Präsidenten der V. Staaten der Prophet Brigham Young ernannt; als 1854 seine Amtszeit abgelaufen war, ward ein Nicht-Mormone hingesandt, der sich aber, weil man ihn vollständig ignorirte, nicht behaupten konnte und selbst um seine Abberufung gebeten hat. Reibungen zwischen den Mormonen und den Sendlingen der Regierung wiederholen sich oft, und noch vor Kurzem hatten die Zeitungen von blutigen Attentaten zu berichten.

Diese Bemerkungen werden für unsern Zweck, die Secte zu charakterisiren, ausreichen: für detaillirtere Mittheilungen dürfen wir den Raum dieser Blätter nicht in Anspruch nehmen. Wer sich näher für den Gegenstand interessirt, wird leicht eine der Monographieen, die auch bereits die Deutsche Literatur besitzt, erlangen können.*) — Daß wir in eine ernste wissenschaftliche Erörterung oder Analyse dieser Lehren und Institutionen eingehen, wird wohl Niemand erwarten. Desto lebhafter interessirt uns die Frage nach den Entstehungsgründen der Secte und den eigentlichen geistigen Mächten, die sie zusammenhalten.

Der Verfasser des Artikels in Nr. 78 bezeichnet das Auftauchen und siegreiche Sich-Ausbreiten des Mormonenthums als ein kulturhistorisches Problem, dessen Lösung ebenso wichtig als schwierig sey. Die Erklärungsart, wonach Smith ein schlauer Betrüger war, dem es durch List und Erweckung eines religiösen Fanatismus gelang, Tausende in die Irre zu führen, genügt ihm nicht: es stehe mit der Annahme eines raffinirten Betruges die von Smith bewiesene bewundernswürdige Kraft und Bereitwilligkeit des Märtyrerthums im Widerspruch. Sodann polemisirt er gegen Olshausen, dem die Ansicht zugeschrieben wird, Smith sey zwar ein bewußter Betrüger gewesen, zu Zeiten aber habe sich ihm das Bewußtseyn über seine Täuschung verhüllt und er habe dann wirklich an seine Grübeleien geglaubt. Von solchem bewußt-unbewußten Betruge lasse sich aber keine Vorstellung gewinnen, ein Schwanken sey im Verhalten Smiths nicht wahrzunehmen, vielmehr sey er mit entschiedener Consequenz auf seiner Bahn fortgeschritten. Außerdem müßte man die Annahme einer solchen unklaren inneren Stellung auch auf alle seine Anhänger ausdehnen, was bei Männern von Bildung, Scharfsinn und von so hohen geistigen Gaben, dergleichen sich unter den Mormonen befunden, sich vollends von selbst verbiete.

(Fortsetzung folgt.)

---

*) Außer der in Nr. 76 bereits genannten von Theodor Olshausen führen wir noch an die von Moritz Busch (1855) und von Gunnison (deutsch von Lindau) (1855). Eine ausführlichere Darstellung giebt die Englische Schrift: The Mormons or Latter-Day-Saints, a contemporary history. London, Office of the national illustrated library.

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz. Druck von Trowitzsch und Sohn.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1857. Sonnabend den 7. Februar. № 11.

Das Mormonenthum.

(Fortsetzung.)

Eine Herleitung des Mormonenthums aus äußeren Motiven, etwa aus dem Anreiz auf irdischen Gewinn, oder auf fleischlichen Genuß wegen der eingeführten Polygamie sey auch nicht statthaft, da in ersterer Beziehung die Aussicht auch viele Drangsale und Verfolgungen dem lockenden Reiz das Gegengewicht gehalten und die Polygamie erst eingeführt sey, nachdem der Bestand der Secte sich bereits befestigt habe. Hiernach bliebe nichts Anderes übrig, als eine dämonische Manifestation in dem ganzen Mormonenwesen zu erkennen. Durch Inspiration aus dem Reiche der Finsterniß sey bewirkt, daß die Anhänger des Propheten nicht nur, sondern dieser selbst auch an alle jene Visionen, Offenbarungen und phantastischen Gaukeleien wirklich glaubten, wobei es sehr wohl möglich sey, daß Smith und seine Anhänger sich in bürgerlichen Dingen manchmal Betrügereien hätten zu Schulden kommen lassen.

Dieses ganze Räsonnement ist nun sehr ungenügend. Vorab bemerken wir, daß die Polemik gegen die Annahme eines bewußt-unbewußten Betruges auf einem Mißverständnisse der Worte Olshausens beruht, da dieser nur sagen will, es sey möglich, daß Smith trotz seiner raffinirten Täuschungen dennoch in seinem eigenen Bewußtseyn sich in gewissem Sinne — wenn auch in anderem, als er vorgab — eine providentielle Mission zugeschrieben habe. Sodann müssen wir darauf aufmerksam machen, daß die Angabe, das Entstehen des Mormonenthums zu erklären, durch die Behauptung eines dämonischen Einflusses noch keineswegs gelöst wird. Wir nehmen keinen Anstand, dieser Behauptung beizutreten: aber jede erfolgreiche Einwirkung Satans auf das menschliche Gemüth kann doch nicht unvermittelt geschehen, sondern setzt bestimmte Anknüpfungspunkte im inneren Leben voraus. Wie in der Sphäre des sittlich guten Handelns das (eine Antinomie enthaltende) Gesetz gilt, daß Alles göttlich und Alles menschlich zugleich sey, so wird noch vielmehr in der des Bösen festzuhalten seyn, daß teuflische Verführung nur durch freie Aneignung, durch bestimmte Entschließung des menschlichen Willens zu Stande komme, wobei es in jedem einzelnen Falle immer noch außerordentlich schwierig, wo nicht gar unmöglich bleibt, die Gränzlinien zwischen dem bloß menschlichen und dem dämonisch bewirkten Bösen zu ziehen. Im vorliegenden Falle besteht nun grade die Aufgabe darin, einmal in Betreff der verführten Massen die in ihren sittlichen Zuständen gegebenen natürlichen Bedingungen nachzuweisen, unter denen eine satanische Einwirkung und zwar grade in dieser bestimmten Form ermöglicht wird, — diese Aufgabe hat der Verf. jenes Artikels gar nicht berührt —; sodann kommt es hinsichtlich des Urhebers der Secte, des Jos. Smith, darauf an, eine psychologische Zeichnung von seiner innern Stellung zu geben. Letzteres ist nun zwar in jenem Aufsatz versucht worden, aber wir können den Versuch nicht für einen gelungenen halten.

Smith soll an seine vorgeblichen Offenbarungen und an die Gaukeleien bei der Auffindung des Buches Mormon wirklich geglaubt haben. Aber wie reimt sich diese Annahme mit der wirklichen Entstehungsgeschichte jenes Buches? Diese ist durch genau angestellte Untersuchungen und durch die Aussagen so vieler glaubwürdiger Zeugen, deren 51 aus Palmyra, 11 aus Manchester und noch einzelne aus andern Orten eidlich vernommen sind, für jedes unbefangene Auge außer allem Zweifel gestellt. Hiernach stellt sich der Sachverhalt folgendermaßen heraus. Ein gewisser Spaulding schrieb nach mehreren verunglückten Geschäften, um seinen Verhältnissen wieder aufzuhelfen, in der Zeit von 1809 bis 1812 einen historischen Roman, der die damals viel verhandelte Frage über den Ursprung der Indianer und die Vorgeschichte Amerika's zum Gegenstand hatte. Dies Manuscript brachte der Verfasser in die Buchhandlung von Patterson und Lambdin in Pittsbury, wo es, ohne daß die Verhandlungen wegen des Ankaufs zu Ende gebracht wurden, liegen blieb, bis der Verf. darüber hinstarb 1816. Mit Lambdin lebte ein gewisser Sidney Rigdon, damals Buchdruckergehülfe, dann baptistischer Geistlicher und später im Mormonenstaat die höchste Autorität nächst Smith, auf vertrautem Fuße. Durch Vermittelung dieses Rigdon hat Smith höchst wahrscheinlich jenes Manuscript erhalten. Thatsache ist, daß der Inhalt des Buches Mormon genau jenem Romane entspricht, und nur die Einkleidung in die biblische Sprachform nebst den eingestreuten Prophezeiungen, religiösen und sittlichen Lehren ist auf die Autorschaft von Smith zurückzuführen. Wie verträgt sich nun ein solches Lügengewebe, zusammengesponnen mit Jahrelang fortgesetzter planvoller Berechnung, mit der Annahme, Smith habe an diese Dinge, an den Inhalt und den übernatürlichen Empfang des Buches Mormon selber geglaubt. Man nehme noch die näheren Umstände hinzu, unter denen die Redaction statt-

fand. Diese hatte für Smith ihre besondern Schwierigkeiten, da er zwar rednerisch begabt war und im mündlichen Vortrag die Sprache in seiner Gewalt hatte, aber auf die edle Schreibkunst sich schlecht verstand und nothwendig Jemandes bedurfte, der seine Gedanken zu Papier brachte. Er suchte sich deshalb einige hinlänglich lenksame Tröpfe, und fand sie in den Personen eines Farmers Martin Harris, der ihm Geld vorschoß, und eines Schulmeisters Oliver Cowdery, der meistentheils als Amanuensis dienen mußte. Mit diesen Personen machte er sich auf folgende Weise an die Arbeit. Um die angeblichen Goldplatten seine Genossen nicht sehen zu lassen, setzte sich Smith mit seinem „Urim und Thummim", die ihm die Augen öffnen sollten, hinter einem Vorhang und dictirte seinen auf der andern Seite des Vorhangs sitzenden Gehülfen, sey es nun, daß er das Spaulding'sche Manuscript vor sich hatte, und daraus ablas, oder daß er das Pensum jedes Tages wohl durchgearbeitet im Gedächtniß trug. Man erstaunt über die colossale Frechheit solcher Lügen. Aber Smith hatte Menschen vor sich, mit denen etwas anzufangen war. Der Gouverneur Food erzählt in seiner history of Illinois: einige Anhänger von Smith hätten den Propheten so dringend gebeten, ihnen die goldenen Platten zu zeigen, daß dieser nicht mehr ausweichen konnte, obwohl er ihnen schon früher gesagt hatte, die Platten wären nicht für das leibliche, sondern nur für das geistliche Auge sichtbar. Er versammelte nun eine Anzahl seiner Anhänger in einem Zimmer, ließ sie lange beten und zeigte ihnen zuletzt ein Kästchen, welches den himmlischen Schatz enthalten sollte. Der Deckel wurde geöffnet: die Zeugen sahen hinein, konnten aber nichts erspähen, denn der Kasten war leer. Sie sagten daher: „Bruder Joseph, wir sehen die Platten nicht." Der Prophet antwortete: „O ihr Kleingläubigen! wie lange wird Gott mit diesem gottlosen und verkehrten Geschlechte Geduld tragen? Sinket nieder auf die Knie, Brüder, allesammt und betet zu Gott, daß er euch eure Sünden vergebe und einen heiligen und lebendigen Glauben schenke, denn aller Glaube kommt von oben." Seine Jünger folgten ihm, beteten über zwei Stunden aufs Inbrünstigste und sahen darauf wieder in das Kästchen. Jetzt waren sie überzeugt, daß sie Platten sähen. Wichtig ist ferner die Aussage eines gewissen Ingersol, der als ein glaubhafter Mann geschildert wird. Dieser erzählt, daß er Smith in einem vertraulichen Gespräch gefragt habe, wie er auf die Geschichte mit den Goldplatten verfallen sey. Darauf habe Sm. ihm gestanden, daß die Sache allerdings nichts als eine Speculation von ihm sey, worauf er durch folgenden Vorfall gekommen sey. Im Herbst 1827 sey er einmal in den Wald gegangen und habe dort einen schönen weißen Sand gesehen, von dem er eine Quantität in seinen leinenen Kittel gethan, denselben zusammengebunden und so mit nach Hause genommen habe. Als er dort angekommen, habe er die Familie, bei der er gewohnt, beim Mittagsessen getroffen. Alle wären neugierig gewesen, zu erfahren, was er in dem Kittel eingewickelt habe, und hätten ihn mit Fragen bestürmt. Darauf hätte er ganz ernsthaft geantwortet, es wäre die goldene Bibel darin, wovon er schon früher zu ihnen gesprochen. Zu seinem eigenen Erstaunen hätten ihm Alle geglaubt. Er hätte hierauf hinzugefügt: Niemand außer ihm selbst, der sie sähe, könne am Leben bleiben, aber wenn sie es wollten, so wolle er sie gern herausnehmen und ihnen zeigen. Darauf seyen Alle aus dem Zimmer hinausgelaufen. „Nun", habe Smith geschlossen, „habe ich dies verdammte dumme Volk fest und will meinen Spaß durchführen!" — Uebrigens ging damals im nördlichen Theil des Staates New-York das Gerücht, daß in Canada eine goldene Bibel gefunden sey, und die Vermuthung liegt nahe, daß dieses Gerücht in dem Propheten den Gedanken zu seiner Fabel zuerst erweckt habe. Olshausen läßt hierbei die Möglichkeit zu, daß Smith in der That Platten gefunden und an diesen Fund seine übrigen Mährchen angeknüpft habe, eine Annahme, die indessen keineswegs durch unzweideutige Gründe gestützt werden kann. Wie dem aber auch sey, so muß aus einer unbefangenen Betrachtung der angeführten, als wahr verbürgten Thatsachen, denen sich noch viele andere hinzufügen ließen, mit Nothwendigkeit sich die Ueberzeugung aufdrängen, daß das ganze Prophetenthum Smiths keineswegs auf Selbsttäuschung beruhte, sondern nichts als ein Comödienspiel war von Anfang bis zu Ende. Will man ein längeres Verharren in so grober Heuchelei für unmöglich erklären? Meint man, es lasse sich psychologisch ein solcher Zustand gar nicht construiren, wonach ein Mensch Jahre lang, ja lebenslang *mit vollem Bewußtseyn* unter der Maske eines Heiligen seine Betrügerrolle spielt? Wir sind anderer Ansicht, wir können einen so hohen Grad von Virtuosität in der Schlechtigkeit keineswegs ins Bereich des Unmöglichen verweisen. Allerdings wird in solchen Gemüthern mit dem Bewußtseyn über das Thatsächliche, *daß man lüge*, nicht zugleich das Bewußtseyn über die *Nichtswürdigkeit der Lüge* Hand in Hand gehen.

Das ist eben der Fluch und die Strafe, unter deren Verhängniß entschiedene Lasterknechte stehen, daß das innere Auge für die Erkenntniß, für die Eindrücke des Wahren und sittlich Guten, daß das Organ für Vernehmen der Stimme des Gewissens und des Geistes Gottes je mehr und mehr sich abstumpft, und daß so aus ihnen allgemach „Menschen *von zerrütteten Sinnen*, untüchtig zum Glauben werden." Smith hatte, wie wir seine innere Stellung auffassen, Gott und der Wahrheit gegenüber weder ein gutes, noch ein böses Gewissen, er hatte gar kein Gewissen. Uns scheint der Verlauf, den seine innere Entwickelung bis zu der vollen Reife in der Hypokrisie nahm, gar nicht ein so sehr schwer zu lösendes Problem zu seyn. Es ist wohl denkbar, daß im Anfang seiner Laufbahn der bessere Mensch sich in ihm noch geregt und daß er, wie Olshausen anführt, die sich erhebenden Gewissensvorwürfe, mit der Erwägung, wie sein Betrug doch heilsame, die Menschen beglückende Folgen nach sich ziehe, beschwichtigt habe. Nachdem aber einmal der erste Schritt gethan und dieser Schritt bei der klug berechneten Empfänglichkeit der Massen und bei der Gewalt, die Sm. vermöge seiner ganzen Haltung, Gewandtheit, bedeutenden Men-

schenkenntniß und Beredsamkeit über die Gemüther übte, mit auffallenden günstigen Erfolgen begleitet war, nun ging es mit Nothwendigkeit vorwärts auf der Bahn. Wir begreifen in der That nicht, wie der Verf. des mehrerwähnten Artikels aus dem Umstand, daß Sm. mit Entschlossenheit auf seinem betretenen Wege weiter gegangen und auch das Märtyrerthum nicht gescheut habe, den gegentheiligen Schluß ziehen und behaupten will, Smith könne deshalb nicht Betrüger gewesen seyn, sondern müsse an die von ihm verkündigten Farcen selbst geglaubt haben. Seine consequente Durchführung der übernommenen Rolle wurzelte nicht in begeisterungsvoller Hingabe an seine Sache, sondern war bedingt durch den Zwang äußerer Umstände. Man mache sich nur sein Verhältniß zu der durch ihn hervorgerufenen Bewegung klar. Mit Anstrengung und List hatte er sein nächstes Ziel erreicht: die Aufmerksamkeit der Menge war auf ihn gerichtet, es sammelten sich Gläubige um ihn in überraschend großer und immer steigender Zahl. Diese Masse unmündiger, seltsamer, wildgährender Elemente wollte in sich geordnet und gezügelt seyn und bedurfte gleichzeitig nach außen hin des Schutzes und der Vertheidigung wider den Haß und die Verfolgungen der Gegner, die mit der Verbreitung gleichmäßig zunahmen. Smith's Leben und Person war mit seiner Sache und seiner Secte eins: für ihn blieb gar keine Wahl. Er mußte sich in seinem Prophetenansehen behaupten; denn aus seiner Rolle fallen, das hätte nichts Anderes geheißen, als sich in Schimpf und Schande stürzen, seine Ehre und seine ganze Existenz Preis geben. Die Brücke war hinter ihm abgebrochen. Er mußte vorwärts. Die Gefahren, denen er dem Haß und der Lynch-Justiz des Amerikanischen Volkes gegenüber ausgesetzt war, sah er wohl, fürchtete sie auch genug, und zeigte in ihrer Nähe keineswegs besonderen Muth und Entschlossenheit. Aber drohte jene Charybde — in dem Falle nämlich, daß er sich hinter seine Heuchelmaske blicken ließ — ihm sichern Untergang, so konnte er dagegen immer hoffen, dieser Scylla, der Volkswuth noch glücklich zu entgehen. So war ihm seine Bahn klar vorgezeichnet. Das Märtyrerthum, das er von einzelnen Unbilden an bis zu dem gewaltsamen Tode, womit er endlich doch sein Geschick erfüllen mußte, erlitt, hat durchaus nicht die Bedeutung einer sittlichen That; die Seele desselben war nicht Heldenmuth, nicht Aufopferung für eine, wenn auch nur eingebildete Idee. Auch ein feiger Soldat geht vorwärts gegen den Feind, wenn er weiß, daß bei schimpflicher Flucht Ehrlosigkeit und Verurtheilung seiner warten, aber er wird darum noch keine Heldennatur, selbst wenn die feindliche Kugel ihn trifft. Und dieser Vergleich paßt nicht einmal ganz. Denn bei genauer Erwägung der Thatsachen wird man vielmehr sagen müssen: Smith ging nicht unter wegen seines Prophetenthums, sondern weil er seine Leidenschaften, namentlich seine Sinnlichkeit und seinen bis an Wahnsinn gränzenden Ehrgeiz nicht zügeln konnte. Anfänglich mit Vorsicht und Selbstbeherrschung auftretend, verlor er, durch glückliche Erfolge sicher gemacht, die Mäßigung immer mehr, und es steht fest, daß durch das Bekanntwerden der unzüchtigen Anträge, die er mehreren Frauen machte, durch das scheußliche Wesen der spiritual wifery, ferner durch sein ungeduldiges, unsinniges Streben nach staatlicher Unabhängigkeit, und endlich durch seine Bewerbung um die Präsidentenwürde der V. Staaten die Krisis beschleunigt wurde, die seinen Fall zur Folge hatte. Die Meinung, Smith hätte, wenn er bewußter Betrüger war, der Leidensscheu und der inneren Unsicherheit erliegen müssen, verliert allen Halt, wenn man sich nur vergegenwärtigt, mit welchem Stoffe das innere und äußere Leben des Menschen unablässig ausgefüllt war. Sofern eine solche Unsicherheit doch auf eine dann und wann eintretende Reaction des Gewissens, auf eine Regung zum stillen Besinnen zurückweisen würde: müssen wir behaupten, daß dazu in seinem ganzen wüsten Treiben kein Raum übrig blieb. Man stelle sich nur den fortwährenden Tumult vor, in welchem der von dem Ehrgeiz, der Wollust und Trunksucht geknechtete Mann äußerlich und noch viel mehr innerlich lebte: aus der Befriedigung einer Leidenschaft zur andern gejagt, in Anspruch genommen von dem Andrang so vieler Geschäfte, die die Organisation und Regierung der Secte mit sich führte, daneben immerfort genöthigt, sich in brünstige Andacht hineinzuphantasiren, feurige Predigten zu halten und neue Offenbarungen zu produciren, womit er seine Autorität sich immer wieder neu erkämpfen und darin behaupten mußte: wie sollte er in dieser Turbulenz zu einer stillen Stunde gelangen, in der sich ihm sein ganzes Wesen in seiner wahren Gestalt gezeigt hätte! Es war nach dem Gesetz der inneren Lebensentwickelung gar nicht anders möglich, als daß das Bewußtseyn über das Verabscheuungswürdige seiner Heuchelei ihm immer ferner trat. Stummheit und Taubheit sind Correlata im innern Leben. Giebt der Mensch der Stimme Gottes nicht Recht in seinem Innern, so verstummt diese Stimme allmählig ganz in ihm, das innere Ohr wird betäubt unter dem Geräusch des scheinheiligen, lasterhaften Treibens.

Dies Alles sagen wir nicht in dem Sinne, als wollten wir die Einwirkung Satans auf jene Persönlichkeit ableugnen. Im Gegentheil, wir wollen damit vielmehr die Möglichkeit und die inneren Gänge aufzeigen, auf denen die dämonischen Einflüsse sich jenes Menschen bemächtigen konnten. Ehrsucht, Geldgeiz, Wollust, das war die dreifaltige Schnur, an der der Teufel seine Seele nach sich zog. Diese schauerliche Trias (die Schrift nennt sie Augenlust, Fleischeslust und hoffärtiges Wesen) und die Grundzüge der eben beobachteten inneren Gestalt jenes der Finsterniß zugewandten Charakters werden sich übrigens im Wesentlichen bei allen solchen „außerordentlichen Rüstzeugen des Satans" wiederholen. Wir denken hierbei namentlich an Muhammed, dessen ganze Mission, wenn auch in ungleich bedeutenderen Dimensionen, sich der Wirksamkeit des Jos. Smith als verwandter Typus zur Seite stellt. Auch der subjective Gewissensstand dieses falschen Propheten wird im letzten Grunde nicht anders aufzufassen seyn, als wir ihn bei seinem modernen Nachbilde darzustellen versucht haben, wenn auch sonst, wie natürlich, nach der ganzen Coloratur des Charakters und dem Verlauf ihrer Geschichte zwischen jenem feurigen phantasiereichen

Araber, der von einem Volke voll von Jugendkraft und Ursprünglichkeit umgeben ist, und dieser schlauen Yankeenatur, die sich auf die bunte Masse von Schlacken und Abfällen aus allen möglichen Nationalitäten angewiesen sieht, ein großer Unterschied obwalten muß. — Zugleich aber wollen wir doch hiebei beachten, wie diese psychologischen Erörterungen keineswegs bloß das Interesse haben sollen, uns das innere Getriebe in einem solchen Heros der Bosheit zur Anschauung zu bringen, sondern daß sie für jedes Menschenkind, insonderheit für diejenigen, die von Profession mit Gottes Wort umzugehen haben, von wichtiger, ja Schrecken erregender Bedeutung sind. Sicherlich giebt es kaum einen anderen Zustand, in welchem die sittlichen Kräfte sich rascher verzehren und der innere Mensch sich in die Stricke der Hölle fester verwickelt, als wenn man mit Bewußtseyn sich die Pflege einer Sünde gestattet und daneben doch gezwungen ist, mit dem Heiligen umzugehen, zu predigen, zu segnen und zu beten. Und um so schauerlicher wirkt solches Amtiren auf die Seele zurück, wenn es bei glücklichem Hineinphantasiren in fromme Stimmungen mit Wärme geschieht, und darum mit Erfolgen begleitet ist und Beifall findet. Geschieht hier nicht bei Zeiten eine gründliche Erneuerung durch den Heiligen Geist unter vielen Thränen, unter Fasten und Beten, so geht eine solche Seele denselben Gang, wie jener Jünger des Herrn, der anfänglich kleine Diebereien verübte und daneben noch gewaltig predigen konnte, so daß auch ihm die Geister unterthan waren, zuletzt aber in seiner Sündenbahn an den Punkt gelangte, welchen der Evangelist mit den Worten beschreibt: „Da fuhr der Teufel in ihn und er ging so bald hinaus. Und es war Nacht.“ *)

*) Der Leser dürfte vielleicht über das Verhältniß Smith's zu Sidney Rigdon noch ein Wort erwarten. Von diesem war oben angenommen, daß er, als der wahrscheinliche Uebermittler des „wiedergefundenen Manuscriptes“, in die Betrügerei vollständig eingeweiht war. Hat es nun nicht Schwierigkeiten, sich den gegenseitigen Verkehr dieser beiden Menschen vorzustellen, von denen doch jeder wußte, daß seine Schurkerei dem Andern bekannt sey. Leider! giebt es aber zu diesem Fall nur allzuviel Analogieen in der Welt. Man denke nur an das Lachen, womit jene heidnischen Priester sich begrüßten, wenn sie einander in ihren Pontificalien trafen: man denke an Ananias und Sapphira mit ihren wohleinstudirten Heuchlerrollen! Solche geheime Sünden-Mitwissenschaft wird, so lange die Gewissen noch nicht verhärtet sind, ein drückend schweres Joch seyn, äußerlich gefährlich ist sie insofern nicht, als die Gegenseitigkeit der Interessen die Zungen bindet. Rigdon konnte gegen Smith keinen Streich führen, der nicht ihn selbst ebenso empfindlich getroffen hätte. Uebrigens ist Genossenschaft in der Heuchelei gewiß von wichtiger Bedeutung für den Fortschritt im Bösen, da durch sie die Schamlosigkeit und somit auch die Gewissensverhärtung mächtig gefördert werden muß. — Wir fügen noch eine interessante Bemerkung Gunnisons (S. 165), der als Mitglied einer Commission der Föderal-Regierung längere Zeit in Utah gelebt und die Verhältnisse aus eigner Anschauung kennen gelernt hat, über die Politik hinzu, welche Smith bei unruhigen, ehrgeizigen oder zu scharfsichtigen und forschenden Gliedern der Gemeinde beobachtete und die noch immer in Uebung ist. Dergleichen unbequemer Personen entledigt man sich. Sie erhalten plötzlich „von oben“ als besondere Gunst des Herrn den ehrenvollen Auftrag, als Missionare auszuziehen, und hierdurch geschmeichelt werden aus gefährlichen Kritikern nicht selten die eifrigsten Verfechter, aus den Wankenden ächte Mormonen. Indem man ihren Stolz gewinnt und ihr Interesse auf die zu vertheidigende Seite der Frage lenkt, suchen sie bald in ihrer eigenen Seele nach den Beweisen dafür, daß sie auf Seiten der Wahrheit stehen, da ihre Ueberzeugung mit dem Wunsch, Proselyten zu machen, Hand in Hand geht.

Wir haben bisher uns nur mit der ersten Hälfte unserer Aufgabe beschäftigt. Wir haben den Versuch gemacht, die innere Stellung des Urhebers der Mormonensecte psychologisch zu erörtern. Wir wenden uns nunmehr zu der Frage, wie es doch möglich gewesen sey, daß das Mormonenthum, wenn es aus dem Kern eines plumpen Betrugs hervorgewachsen war, doch eine so rasche und weite Ausbreitung gewinnen konnte. Auch hier stimmen wir vorweg dem Verf. des erwähnten Aufsatzes gern bei, wenn er das Obwalten dämonischer Einflüsse annimmt: wir finden uns aber auch hier mit diesem Hinweis auf die Einwirkung Satans noch nicht befriedigt. Uns kommt es darauf an, die natürlichen Mittelglieder, durch welche die übernatürlichen Einflüsse in die menschliche Sphäre eindringen konnten, also die eigenthümlichen Zustände und Bedürfnisse zu erforschen, denen das Mormonenthum mit der Gewähr einer gewissen, wenigstens scheinbaren Befriedigung entgegenkommt.

Hier müssen wir zunächst der nahen Verwandtschaft mit dem Irvingismus gedenken. Beide Erscheinungen haben offenbar mehrere gemeinsame Grundgedanken. Der für rettungslos gehaltene Abfall der Christenheit aller Bekenntnisse aus dem ursprünglichen Stande, die Wiederaufrichtung der apostolischen Ordnungen, Gaben und Aemter durch unmittelbares Eingreifen von oben und der damit zusammenhängende schroffe Bruch mit der Geschichte, die Entrichtung des Zehnten, das vorschlagende Interesse für die Eschatologie nebst Durchbildung der einzelnen Momente — nahe bevorstehende Wiederkunft Christi, Bekehrung Israels als Volk, Aufrichtung des tausendjährigen Reiches ꝛc., Sammlung der Heiligen in besonders organisirter Gemeinschaft: dieser ganze Complex von Ideen und Tendenzen ist beiden Secten gemeinsam. Und wenn sich der Irrthum hier mit mehr disciplinirter Haltung verbunden zeigt, dort dagegen mit wilden phantastischen Auswüchsen, hier mit subjectiv redlicher Gesinnung, ja sogar mit Glaubensinnigkeit und ernstem Streben nach Heiligung des inneren Menschen, dort mit grobem Trug, mit Fanatismus und fleischlichem Sinn, hier zum Theil mit tieferer theologischer Bildung und Gelehrsamkeit, dort dagegen mit gelehrter Charlatanerie: so sind dies Abweichungen, die sich unschwer aus dem Bodenunterschied des europäischen und des amerikanischen Protestantismus begreifen lassen. Ist aber ein gemeinsamer Stamm apokalyptisch mystischer Grundrichtung, aus welchem beide, der zahme wie der wilde Schößling hervorgewachsen sind, nicht zu verkennen: so deutet dies zugleich an, daß auch die inneren Entstehungsgründe bei beiden Secten wohl zum Theil in gleichartigen Bedingungen zu suchen sein werden.

(Fortsetzung folgt.)

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz. Druck von Trowitzsch und Sohn.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1857. Mittwoch den 11. Februar. № 12.

Das Mormonenthum.

(Fortsetzung.)

Es ist unzweifelhaft, daß die apokalyptisch mystische Richtung ihr gutes Recht hat, sofern das lebendige Hoffen und Harren auf die Erscheinung des großen Gottes und Heilandes ein nothwendiges Moment im Leben der Kirche bildet. Es darf der Braut in der gegenwärtigen Weltzeit, als in der Fremde, nie so wohl werden, daß sie sich bleibend Hütten zu bauen wünschte, daß sie den Seufzer: „Ja komm Herr Jesu" verlernte und die Stimme des Bräutigams: „Ich komme bald" überhörte. Wenn aber jene Richtung sich einseitig geltend macht und im Gegensatz gegen die kirchliche Gemeinschaftsordnung zu phantastischen Neubildungen führt: so ist dadurch allemal eine tiefe Störung im kirchlichen Wesen indicirt. Die Kirche hat ihres Berufs, Pfeiler und Grundfeste der Wahrheit zu seyn, sicherlich verabsäumt. Man denke sich einmal ein suchendes Gemüth, das seines Glaubens gewiß werden will, einer Gestalt der Christenheit gegenüber, wo die große Masse dem Glauben an den lebendigen Gott entfremdet, die Durchschnitts-Bildung der Nation mit ihren Bestrebungen auf den Gebieten der Kunst, Wissenschaft, des bürgerlichen Lebens vom Grunde des göttlichen Wortes gewichen ist, und die noch übrigen gläubigen Zeugen des Evangeliums in Parteiungen zerrissen sind; man denke sich das Geschwirr von Antworten, das auf die Frage: „was ist Wahrheit?" ertönt, ein Geschwirr, in welchem das Zeugniß der Kirche, anstatt mit Posaunenschall die Parteirufe zu übertönen, eben auch nur als dünne Parteistimme neben anderen gehört wird: — ist der Wunsch unbefestigter Gemüther, daß der Herr unmittelbar wieder eingreifen und durch Propheten, wie vor Alters, sich bezeugen möge, nicht erklärlich? Und wo zu diesem Wunsch sich Ungeduld und Hochmuth gesellt, ist da der Schritt bis zu dem Wahn, daß die Propheten da seyen, ein so großer? Die Kirchengeschichte zeigt uns, daß in den Zeiten, wo der Subjectivismus aufkommt, mit ihm zugleich auch der Zug zur krankhaften Apokalyptik erscheint. Beide stehen — auch je nach dem Maaß ihrer inneren Energie — im Wechselverhältniß zu einander. Wir erinnern nur an das 16. Jahrhundert, das neben so vielen andern bis auf den Grund dringenden Principienkämpfen auch seinen chiliastischen Fieberschauer zu bestehen hatte — in der Münsterschen Wiedertäuferei. Nur trat die Krisis viel gewaltsamer auf: der ganze Verlauf war rapider. Die geschichtlichen Objectivitäten hatten damals noch unendlich mehr Macht über die Gemüther. Heut zu Tage, wo die subjectivistische Zersetzung als ausgeprägtes Charakterzeichen erscheint, ist aus dem hitzigen Fieber ein schleichendes, aus der acuten eine chronische Krankheit geworden. Hierbei ist wohl zu beachten, daß die chiliastische Richtung sectirerische Bildungen nur auf solchen Kirchengebieten erzeugt hat, die das reformirte Gepräge tragen. Daß die Katholische Kirche mit ihrer wohlgefügten hierarchischen Organisation kein günstiger Boden dafür sey, leuchtet ein: ihr ist nun einmal die Idee von der Einheit der Kirche als ihrem höchsten Gute so tief in Fleisch und Blut gedrungen, daß ihr zur Erhaltung desselben kein Preis zu hoch dünkt, und auch mechanische Gewaltmittel nicht unwillkommen sind. Aber auch die lutherische, die Kirche Deutscher Reformation mit ihrer tiefen Pietät gegen das Walten des heil. Geistes in der Geschichte, mit ihrem gesunden conservirenden Triebe, dem zugleich sein Wächter und Regulator in dem zarten, an Gottes Wort gebundenen Gewissen zur Seite gestellt ist, hat jene krankhaften Auswüchse nicht aus sich hervorgebracht: wo jene Irrthümer Ausbreitung gefunden haben, wie der Irvingismus in Deutschland und das Mormonenthum in den scandinavischen Ländern, da sind sie importirt worden. Es ist sehr merkwürdig, wie das in der Reformirten Kirche einseitig und abstract geltend gemachte Schriftprincip sich durch das Produciren neuer Offenbarungen rächt, und im Mormonenthum, das seinen ersten Entstehungsheerd in einer baptistischen, der sog. Campbelliten-Gemeinschaft hatte, sogar zur Aufstellung einer neuen geschriebenen Offenbarung, einer neuen Bibel geführt hat.

Man wird unsere bisherige Nebeneinanderstellung des Mormonenthums und Irvingismus nicht dahin mißverstehen, als schätzten wir beide an Werth und Geltung gleich. Dagegen haben wir uns oben bereits verwahrt, obwohl wir den Unterschied natürlich nicht dahin bestimmen können, wie es die Irvingianer thun, daß ihre Sache das reine Werk Gottes sey und das Mormonenthum die teuflische Carricatur dazu liefere. Es kam uns bisher nur darauf an, die Genesis der Ideen und Bestrebungen, soweit sie beiden gemeinsam sind, aus den vorhandenen Zuständen zu erklären. Fassen wir nun das Mormonenthum insbesondere ins Auge mit der groben Heuchelei und persönlichen

Nichtswürdigkeit seiner Apostel, mit dem hirnverbrannten Wust seiner theologischen Speculationen, mit seinem widerlichen Cultus, mit seinem genuß- und gewinnsüchtigen Materialismus, mit seinem auf Umsturz der politischen, socialen und häuslichen Ordnungen hinzielenden Streben, so unterliegt es wohl keinem Zweifel, daß diese Giftpflanze eben nur auf einem vom Sectenwesen großentheils so zerrütteten Kirchenfelde, wie N. Amerika, aufkommen konnte, dem Lande, wo in jedem Städtchen sich wenigstens ein halbes Dutzend verschiedener Secten vorfinden und in wuchernder Ueppigkeit immer neue bilden, von denen oft eine die andere in der Schwarmgeisterei überbietet. Man denke an die Camp-Meetings der Methodisten mit ihrem verzückten Jauchzen und den halb grauenvollen, halb komischen Aeußerungen ihrer Inbrunst: an die Shaker ferner, gestiftet von Anna Lee, die sich für den in weiblicher Gestalt wieder erschienenen Christus ausgab, den Eintritt des tausendjährigen Reiches verkündete, die Vermischung der Geschlechter unter allen Umständen, also auch die Ehe für Sünde erklärte und Gott durch Tanz verehren lehrte: man denke an die von der Engländerin Jane Southcot gestiftete Secte, die neben anderen Ceremonien auch die Beschneidung bei sich eingeführt hat, man bedenke, daß die Swedenborgianer zahlreiche Gemeinden in Amerika haben, daß die Geisterklopferei sich unter dem Titel Spiritualismus zu einer Art Kirche gestaltet hat, daß auch Cabets Icarier eine gedeihliche Stätte gefunden haben, endlich, daß vor etwa dreizehn Jahren ein William Miller, der Widderhornprophet, die Union durchzog, der den Untergang der Welt auf den 21. März 1844 festsetzte und mit seiner Predigt im Osten wie im Westen Massen schwachsinniger Seelen zum Verkauf ihrer Habseligkeiten bethörte (vgl. Moritz Busch S. 4).

Diese kleine Blumenlese aus dem Amerikanischen Sectenwesen dürfte schon hinreichend erkennen lassen, bis zu welchem Maaße in gewissen Schichten des dortigen Volkes der gesunde Geschmack für die Wahrheit verloren und die Sinne zerrüttet seyn müssen; die abgeschmacktesten Dinge dürfen auf hinlängliche Bornirtheit rechnen, um gläubige Aufnahme zu finden und die Ueberreizung der inneren Lebensnerven ist so groß, daß man grade das Pikanteste mit heftigster Begierde ergreift. Und durch welche Mächte soll dies Unwesen temperirt werden? Der Staat enthält sich bekanntlich grundsatzmäßig der Einmischung in dieses Gebiet: und — die theologische Wissenschaft? Wie soll man von ihr, deren Gedeihen stets in Reciprocität mit dem des kirchlichen Lebens steht, eine durchgreifend heilende Gegenwirkung erwarten? Theologische Bildungs-Anstalten finden sich zwar in ziemlicher Menge, jede einigermaßen respectable Confession oder Secte hat ihre Predigerseminare und Seminärchen, von denen Schaff, der vom Frankfurter Kirchentage her als „liebenswürdiger Schwärmer für Amerikanische Zustände" bekannt ist, erzählt (Amerika S. 45), daß die meisten ein unzulängliches Lehrerpersonal, wenig Studenten, kleine Bibliotheken haben und mit ihrer materiellen Existenz kämpfen. Bisweilen müssen die theologischen Professoren erst als Agenten herumreisen, um die nöthigen Geldmittel zusammenzubringen. Hiernach darf es nicht befremden, wenn die Theologie sich über die Würde einer Secten-Scholastik kaum erhebt und von den Kräften des ursprünglichen Geistes, der in der „Deutschen Theologie" weht, viel zu wenig besitzt, um ein Neues schaffen zu können.

Bei der Vergegenwärtigung eines Gesammtbildes dieser Zustände, dessen einzelne Züge hier natürlich nur angedeutet werden können, vermindert sich wohl in etwa das Erstaunen über das Aufkommen einer Erscheinung, wie das Mormonenthum. In die Nachbarschaft der vorhin genannten wunderlichen Verirrungen gestellt, muß es den Eindruck des Räthselhaften, des unlösbaren Problems verlieren, den es hervorbringt, wenn man es mit Deutschem Auge betrachtet und unwillkürlich die Hintergründe heimischer Verhältnisse damit zusammenbringt. Leuten von solchem Raffinement und so ausgezeichneter vielseitiger Begabung, wie die ersten Führer unzweifelhaft waren, konnte es unter den angegebenen Umständen gar nicht so sehr schwer fallen, für das neue erdentstiegene Pseudo-Evangelium Anhänger zu gewinnen. Die Einführung desselben in die Oeffentlichkeit geschah überdies auch nicht so urplötzlich, sondern hatte durch die Prediger-Wirksamkeit von Pratt und Rigdon, dieser beiden feurigen und beredten Vertheidiger des Mormonenthums, die vor ihrer jedenfalls simulirten Bekehrung Prediger an Campbelliten Gemeinden*) waren, und sich des Vertrauens ihrer Gemeindeglieder erfreuten, eine allmählige und sichere Vorbereitung gefunden. Der Zutritt dieser Gemeinden bildete erst den festen Kern für den Bestand der Secte, ohne welchen Smith allein schwerlich etwas Bedeutendes erreicht hätte. Um den Geist kennen zu lernen, der in jenen Erstlingen des mormonischen Reiches herrschte, muß man sich jene Scene in Stadt Kirtland (in Nordohio) vorstellen, wohin auf die Weisung Rigdon's und Smith's die Heiligen auswanderten, im Januar 1831. Es war derselbe Wahnsinn unheimlicher Verzückungen, wie er aus methodistischen Lagerversammlungen bekannt ist, der hier aber noch in gesteigertem Grade tobte. Männer und Frauen fielen bei den öffentlichen Versammlungen zu Boden, stöhnten, kreischten, wälzten sich zuckend umher, wiesen gen Himmel, wo eine Wolke heiliger Zeugen schwebte, sprachen in Zungen, namentlich in denen der Indianer, zu deren Bekehrung sie aufbrechen zu müssen erklärten, fuhren wie besessen zu den Thüren hinaus und wieder herein, fielen in Ohnmacht, sprangen wieder auf, stellten sich predigend und singend auf Zäune und Baumstümpfe und verkündeten den Anbruch des jüngsten Tages. Einige hoben Steine auf und lasen auf ihnen sonderbar klingende Inschriften, wo Andere bloßes Moos erblickten. Einigen fielen plötzlich Pergamentrollen vom Himmel auf den Kopf, welche mit dem Siegel

*) So genannt von Alexander Campbell, der mit mehreren Anderen 1827 aus der regelmäßigen (regular) Baptisten-Gemeinschaft austrat und eine neue Secte gründete, die von ihnen selbst „die Reformirte Baptisten-Kirche" genannt wurde.

Christi gesiegelt waren und welche sie nicht sobald abgeschrieben hatten, als sie wieder verschwanden. Die rasendste Aufregung herrschte in ihren Zusammenkünften, jedes einzelne Mitglied der Secte war durch diese „Ausgießung des heil. Geistes" zum Schauer und Offenbarer geworden (vgl. Moritz Busch S. 20). Es ist gewiß ein Beweis der außerordentlichen Kraft und Klugheit Smith's, daß er diesen Brand, den er entzündet, zu mäßigen verstand, indem er auf vorgebliche Offenbarung von oben die Heiligen warnte, sich der Gewalt, die über sie gekommen, zu arglos hinzugeben, da offenbar der Satan dabei seine Hände im Spiele habe und die Gaben des heil. Geistes zu seinen Zwecken verkehre. Zugleich wird aber auch aus dieser Gluth des Fanatismus die Opferbereitwilligkeit der Mormonen erklärlich und die Kraftanstrengung, mit der sie die Verfolgungen und Unbilden ihrer Widersacher ertrugen oder sich dagegen wehrten, sowie andererseits dies Märtyrerthum in den Augen Draußenstehender als ein Siegel der Aechtheit ihrer Sache erscheinen und jenen zum Gewinn neuer Freunde und Proselyten dienen konnte. Von besonderer Wichtigkeit für die Ausbreitung nach außen und für den inneren Bestand ist aber ohne Zweifel der Umstand, daß als hauptsächliche Pflicht des „Letzten-Tags-Heiligen" fleißiges Arbeiten eingeschärft ward. Müßiggängerei wird ungefähr der Sünde wider den heil. Geist gleich geachtet. „Alles, was lieblich ist", so lautet der Schluß ihres „Glaubensbekenntnisses", „was wohllautet, dem streben wir nach, indem wir unsern Blick auf den Tag der Vergeltung richten. Aber ein Träger oder Fauler kann kein Christ seyn und selig werden. Er ist eine Drohne und dazu bestimmt, todtgestochen und aus dem Bienenkorbe geworfen zu werden." Als eine natürliche Folge wird es anzusehen seyn, wenn bei dieser fleißigen Regsamkeit, geleitet von ausgezeichneten industriellen Talenten, ihre Ansiedelungen schnell zum Gedeihen gelangen und neue Zuzügler herbeilocken. Bildet diese Aussicht auf Gewinn einen Köder für die Habsucht, so ist es wohl nicht minder natürlich, daß auf solche Gemüther, die bei dem wirklichen Triebe, Gott zu dienen, doch den Fleisches- und Mammonsdienst nicht aufgeben wollen, die trübe Vermischung des geistlichen und des weltlichen Wesens im Mormonismus eine magnetische Kraft ausübt. Ueber ihre, von profanem Geist tief durchdrungenen gottesdienstlichen Uebungen haben wir bereits oben gesprochen. *) Wie hier die Welt

*) Dies unheilige Durcheinanderwerfen von Geist und Fleisch verräth sich auch schon in den Melodieen ihrer kirchlichen Hymnen. Man scheut sich nicht, diese nach der Weise ordinärer Volkslieder oder vielmehr Gassenhauer zu singen. Das Lied I'm a Saint, I'm a Saint geht nach der Melodie eines Seeräuberliedes: I'm afloat, I'm afloat, der Klagegesang um den Tod des Propheten: Weep, weep not for me, Zion, geht nach der Melodie: Du, du liegst mir im Herzen. Wir wollen hiermit nicht einer puritanischen Einseitigkeit das Wort reden, der das Verständniß mangelt für die mystischen Tiefen des Gemüthslebens, aus denen ein wahres Volkslied mit seiner Melodie (denn beides gehört zusammen) hervorquillt. Aber es ist hierbei wohl zu unterscheiden zwischen dem, was noch den Charakter des Ursprünglichen, den frischen Hauch der poetischen Weihe trägt, und was im Cursiren auf der Gasse abgegriffen ist. So konnte auf einem früheren Stadium des Volkslebens die Evang. Kirche manche Melodie aus der Sphäre der Volks- und Liebeslieder für den kirchlichen Gebrauch herübernehmen, wiewohl auch immer erst nach entsprechender Umbildung, was in unserer Zeit, wo der Geist des Volkslebens nicht nur die Naivetät und Ursprünglichkeit verloren hat, sondern auch leider! in so hohem Grade profanisirt ist, nicht mehr angeht. Die Frage, wie die unheilvolle Kluft zwischen Kirche und Volksleben im evang Geiste auszufüllen wäre, ist ebenso interessant als von wichtiger praktischer Bedeutung und verdiente wohl eine ernstere Erwägung, als ihr bisher zu Theil geworden ist. Wir würden hierbei Manches von der Katholischen Kirche lernen können.

mit ihrer Lust schamlos ins Heiligthum einzieht, so scheut man sich nicht, das Heilige zu entweihen, indem man die Stätten, wo die Weltlust sich in zügellosen Genüssen ergeht, mit Gebet und Segen weiht, Oel und Salz des göttlichen Wortes wirft man in die Kloaken der Sünde. Gunnison schreibt (S. 97): „Bei den geselligen Zusammenkünften und Abendgesellschaften, die durch die Anwesenheit der Propheten und Apostel begünstigt werden, ist es nicht ungewöhnlich, den Ball durch ein Gebet zu eröffnen und Gottes Segen für die bevorstehenden Belustigungen zu erflehen. Hierauf folgt der munterste Tanz, an welchem Alle, vom höchsten Würdenträger bis zur geringsten Person, Theil nehmen, und dieser Brauch soll ein Theil des Tempelgottesdienstes werden, „um Gott mit Gesängen und Tänzen zu preisen." Diese Privatbälle und Soireen werden von den jüngern Theilnehmern häufig bis über die Zeit des Hahnrufes ausgedehnt und der Ueberrest der Abendmahlzeit dient dann den lustigen Gästen zum Frühstück. — Die heitern, glücklichen Gesichter, die selbstzufriedenen Mienen, die herzliche Begrüßung mit „Bruder" und „Schwester", so oft man sich gegenseitig anredet, die fröhlichen Lieder aus heiterem Herzen, die in jeder Wohnung ertönen, wenn Frauen und Kinder bei der Verrichtung ihrer häuslichen Arbeiten ihre Zionsgesänge singen, lassen vermuthen, daß die Thäler von Deseret von einem glücklichen Völkchen bewohnt sind."

Dies lächelnde Angesicht, was nach Gunnisons Ausdruck die Außenseite der Gesellschaft trägt, hat gewiß, von den Schilderungen der Mormonen und ihrer Emissäre ins gehörige Licht gesetzt, für viele oberflächliche Gemüther, die Gott und der Welt zugleich anhangen wollen, einen lockenden Reiz. Wenn gleichwohl jener Beobachter mit tieferem Einblick in die inneren Gemüthszustände andeutet, daß dennoch unter der glatten und fröhlichen Außenseite viel tiefer Kummer und herzzerschneidendes Wehe wohne, so wird ihm dies freilich gern zu glauben seyn.

Sollte endlich aber nicht auch und ganz besonders die Polygamie auf das Wachsthum des Mormonenwesens von Einfluß seyn? Wir meinen dies nicht, sondern weit eher das Gegen-

theil, wie denn auch Gunnison mit seiner Hindeutung von dem in Utah herrschenden tiefer verborgenen Leid, hauptsächlich das Unwesen der Vielweiberei, als Quelle desselben im Sinne hat. Thatsache ist, daß der Bestand des Mormonenthums bereits vollständig consolidirt war, als Smith den ersten Gedanken an das spiritual-wife-system faßte und daß man den Emissären bis 1850 streng verbot, zu Andern, als Eingeweihten von der Sache zu reden. Weit entfernt, als Stütze zu dienen, enthält die Polygamie vielmehr offenbar die Keime zur innern Zerrüttung und Auflösung der Secte. Im Muhammedanismus verhält es sich damit noch ganz anders, als hier; dort harmonirt die Vielweiberei mit der übrigen Sitte und Lebensgewohnheit der orientalischen Stämme, wonach die Frau nicht als ebenbürtige Genossin des Mannes angesehen wird, sondern thatsächlich den Rang einer Sclavin einnimmt. Im mormonischen Gemeinwesen weist die öffentliche Meinung allerdings den Frauen auch einen untergeordneten Rang an. „Heidnische Galanterie und Mode", sagt man, habe das natürliche Verhältniß verdreht, und es sey abgeschmackt, dem Weibe den Ehrenplatz in der Gesellschaft einzuräumen. Wenn man von der Würde des Weibes spricht, sagt Gunnison, denkt man immer nur an eine „Mutter in Israel" oder buchstäblich an eine „Kinderwärterin." Dennoch wird es unmöglich seyn, diese Würde bis zu solchem Grade herabzudrücken, als die Polygamie, wenn sie nicht mit der ganzen Sitte und Lebensweise in unhaltbaren Widersprnch treten soll, dies erfordert. Wie sehr grade das gesellige Leben in Amerika sich durch die Ehrerbietung gegen das weibliche Geschlecht auszeichnet, ist bekannt. Nicht wenig hat daher neben andern religiösen und politischen Gründen besonders auch die Polygamie dazu beigetragen, daß die Mormonen aus dem Bereiche des bewohnten Landes weit hinaus in die entlegenen Thäler jenseits des Felsengebirges gedrängt wurden, obwohl doch damals nur erst der Verdacht in dieser Hinsicht gegen sie rege war. Die Mormonen konnten und können sich auch eben nur in localer Absonderung und Abgeschlossenheit behaupten. Ihre abweichenden Sitten im alltäglichen Leben, ihre entschieden unchristlichen Grundsätze, ihre offen bekannten, obwohl noch nicht geltend gemachten Rechtsansprüche an den Besitz des ganzen Landes, das ihnen als Erbe der Heiligen zustehe, machen ein friedliches Zusammenleben innerhalb und mit der Bevölkerung der Amerikanischen Staaten unmöglich. Die Staatsgewalt, anstatt sie zu schützen, sahe daher auch den gegen sie verübten Gewaltsamkeiten meistens mit gutheißender Miene zu. Denn die Gleichberechtigung aller religiösen Gesellschaften und die absolute Trennung des Staats vom kirchlichen Wesen bildet zwar einen Artikel in der Verfassung, im wirklichen Leben aber werden diese Abstractionen, wie jedem Kundigen bekannt seyn wird, nicht selten in schroffer Weise durchbrochen, und es kommen Eingriffe in die

Religionsfreiheit vor, wie sie in einem Europäischen Lande kaum möglich wären. Unter diesen Umständen ist es natürlich, daß sich zwischen den Mormonen und der Föderal-Regierung ein Conflict gebildet hat, der täglich brennender und für das Bestehen ihres Staates gefährlicher zu werden droht.

Wir sind hiermit schon zu der abschließenden Frage über die wahrscheinliche Zukunft des Mormonenthums gelangt. Unserer Ansicht nach kann dieselbe kaum zweifelhaft seyn. Wenn auch die Regierung der Vereinigten Staaten nicht mit äußerlichen Gewaltmitteln gegen sie einschreiten und es vorziehen sollte, die Secte sich in ihrer eigenen weiteren Entwickelung selbst zu überlassen: so ist ihr doch mit ziemlicher Sicherheit das Prognosticon zu stellen, daß sie ihrer Auflösung nicht entgehen kann, ja dann vielleicht am wenigsten. Die sprengenden Mächte liegen in ihrem eigenen Schooße. Durch die Polygamie ist der sittliche Boden des Familienlebens, diese Grundbedingung für den gedeihlichen Bestand eines Gemeinwesens, untergraben. Denn trotz aller Bildungsanstalten, mit deren Gründung man sehr eifrig zu Werke geht, wird doch einer Verrohung des heranwachsenden Geschlechtes nicht vorzubeugen und wird eine sittliche Erziehung der Jugend unmöglich seyn. Ein Augenzeuge sagt: „Wir müssen aufrichtig gestehen, daß von allen Kindern, die wir zu beobachten Gelegenheit hatten, die der Mormonen die gottlosesten waren." Der Fanatismus soll schon im Verglühen seyn. Die alten „oft erzählten" Geschichten von dem Auffinden der goldenen Bibel ꝛc. verlieren den Reiz. Es wächst ein Geschlecht auf, in welchem die Erinnerungen an die bestandene Feuertaufe der vielen Drangsale nicht mehr lebendig sind. Neue schwere Bedrängnisse würden wohl auch eine neue Efflorescenz des alten fanatischen Geistes bewirken, aber schwerlich von nachhaltiger Kraft. Der etwaige Rest wahrer Frömmigkeit aber, wenn davon bei manchen einfältigen verführten Seelen etliche Fünkchen unter der Asche glimmen sollten, muß sich doch wohl in solcher Atmosphäre zu bald aufbrauchen, um daran eine Hoffnung zu knüpfen. Endlich steht die Präsidentschaft, die bekanntlich durch das Triumvirat des Propheten und der beiden ihm beigeordneten Patriarchen gebildet wird, keineswegs in sich selbst in so musterhafter Einigkeit und nach außen hin in so unbedingter Autorität da, daß nicht bei irgend einer neuen Offenbarung oder sonst einer Veranlassung einmal eine Parteispaltung zu besorgen wäre. Für den Samen des Mißtrauens, des Ehrgeizes und der Unzufriedenheit scheint sich fruchtbarer Boden vorzufinden, und ohne Prophet seyn zu wollen, halten wir den Zeitpunkt der reifenden Ernte für nicht allzufern. —

(Schluß folgt.)

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz. Druck von Trowitzsch und Sohn.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1857. Sonnabend den 14. Februar. № 13.

Das Mormonenthum.

(Schluß.)

Man wird diesen muthmaßlichen Gedanken nicht mit Berufung auf das vielhundertjährige Bestehen der Türkenwirthschaft entgegentreten wollen. Denn diese Nation lebt eigentlich nur ein Vampyrdaseyn, indem sie nach fortgesetzter Eroberer-weise durch Blutsaugung aus dem unterdrückten Volke, über das es sich hinweggelegt hat, seine Existenz fristet. In Fäulniß übergegangen würde der Leichnam längst die Beute der Adler geworden seyn, wenn der gegenseitige Neid diese nicht untereinander am Zerhacken hinderte: inzwischen schreitet die Auflösung von innen sicher fort, wenn schon es damit bei der mangelnden Spannkraft des durch den Fatalismus ausgedörrten und entnervten Volkes langsamer geht. Der Mormonenstaat steht unter der Einwirkung der modernen Civilisation, und wenn wir auch weit entfernt sind, diese wegen ihres Segens mit der Sonne zu vergleichen, so wird ihr Licht doch dazu dienen, die Kräfte der Kritik zu wecken und zu spannen und dadurch den Auflösungsprozeß beschleunigen. Daß die Mormonen gewaltthätig erobernd auftreten werden, glauben wir vollends nicht; ihr System, wonach alle übrigen Gewalten unberechtigt und nur provisorisch sind, indem die ganze Erde nur den Heiligen gehört, legt ihnen die Versuchung dazu allerdings nahe, obwohl sie sich bei jeder Gelegenheit ihres Patriotismus als Bürger der Union rühmen. Aber der Geist und die Kraft zur Eroberung fehlen. Das Mormonen-Reich wird vorübergehen — aber als eine Weissagung.

Es sey erlaubt, dieser Darstellung einige Betrachtungen und Fingerzeige unter Rücksicht auf unsere eigenen Verhältnisse hinzuzufügen. — Wir finden in mehreren Monographieen über unseren Gegenstand die Andeutung, daß zwischen dem Mormonenthum und allen übrigen Secten ein genereller Unterschied obwalte, ohne daß doch dieser Unterschied näher bezeichnet würde. Nach unserem Dafürhalten liegt er darin. Während die andern Secten sich mit ihren charakteristischen Abweichungen nur auf dem religiösen Gebiete bewegen und in den übrigen Stücken (mit einzelnen unerheblichen Ausnahmen) sich in die politischen und socialen Ordnungen des Landes schicken, will das Mormonenthum den Gedanken einer absoluten Neugestaltung der menschlichen Verhältnisse auf allen Lebensgebieten realisiren und macht den energischen Versuch einer neuen Reichsaufrichtung auf der Grundlage seiner Principien. Und sofern in diesen Principien trotz ihres Anspruchs auf Christlichkeit dennoch der widerchristliche Geist nicht zu verkennen ist: müssen wir das Mormonen-Reich zu den Typen des antichristlichen Reiches zählen, wie neben ihm den altrömischen heidnischen Imperialismus, den Muhammedanismus, das Münstersche Zionsreich in der Reformationsperiode und endlich den modernen Imperialismus, da die Grundgedanken desselben, die Principien der Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit im Sinne der Revolution, nicht bloß das politische Leben ergreifen, sondern auch die Keime eines neuen socialen und selbst Religions-Systems enthalten, wenn schon diese Keime — abgesehen von einigen Maßregeln von communistischem Charakter — bisher noch nicht zur Entwickelung gediehen sind. Ebenso bildet auch der Communismus, sofern er nicht bloß Doctrin geblieben, sondern auch gemeinschaftstiftend aufgetreten ist, einen antichristlichen Reichs-Typus, obschon in sehr geringem Maaßstabe. Wenn daher ein Amerikanischer Schriftsteller, ein gläubiger Christ, voll Kummer über das Sectenwesen, als über die Erbkrankheit seines Vaterlandes, das klagende Zeugniß ablegt, es sey dies recht eigentlich als der Antichrist anzusehen: so müssen wir dieses Urtheil dahin rectificiren, daß das Sectenwesen vielmehr den Vorläufer und Wegbereiter für das antichristliche Reich bildet, und zwar vollzieht es diese vorbereitende Wirksamkeit auf dem kirchlichen Gebiete, wie die Revolution auf dem politischen, der Socialismus und die Emancipation des Fleisches auf dem socialen. Alle die genannten Richtungen verhalten sich negirend gegen die Gottesgedanken, die den menschlichen Ordnungen in Kirche, Staat, Familie und gesellschaftlichen Gliederungen zu Grunde liegen, lösen die organischen Verbände auf und liefern so in der desorganisirten Masse den wohlpräparirten Stoff, aus dem der Antichrist dann sein Reich bauen kann. Sind erst die Gefäße göttlicher Bildung zerschlagen und zu Pulver zerstoßen, so werden sie sich als gefügiges Material zu positiver Neuschöpfung in den Händen des Widerwärtigen erweisen, des Menschen der Sünde, dessen Zukunft geschehen wird nach der Wirkung des Satans. In ihm und seinem Reich werden alle vorangegangenen typischen Formen antichristlicher Organisationen ihre Zusammenfassung und Vollendung erhalten: er wird Imperator und Prophet zugleich seyn, und zwar ein wirklicher, aber ein Prophet

der Hölle. Hierbei wird denn allerdings im Sinne des Apostels festgehalten werden dürfen, daß nicht bloß die Zukunft selbst, sondern auch schon die Vorbereitung auf seine Zukunft nach der Wirkung des Satans geschehen kann „mit allerlei lügenhaftigen Kräften, mit Zeichen und Wundern und mit allerlei Verführung zur Ungerechtigkeit unter denen, die verloren werden." Wir meinen auch — ohne in eine exegetische Erörterung eingehen zu wollen —, daß der Apostel Paulus (2 Thess. 2, 6) bei „dem, was die Offenbarung des Menschen der Sünde noch aufhält", auf jene Gedanken hindeute. So lange die Ordnungen Gottes noch Lebenskraft in den Gemüthern der Menschen haben und darum auch in äußerer Macht und Ansehen sich behaupten, so lange ist die Zeit und Stunde noch nicht da: das Geheimniß der Bosheit wird noch niedergehalten, der Abgrund bleibt verdeckt. Ist aber an einer Stelle der Boden gehörig unterwühlt, so wird alsbald die unheimliche Gewalt aus der Tiefe heraufstoßen und einen Fühler-Versuch machen, ob und wie weit das Geheimniß der Bosheit sich offenbaren könne. Im Mormonenthum nehmen wir solchen Versuch wahr, und zwar geht er aus und nimmt seinen Ansatz hier vom kirchlichen Boden, weil dieser in Amerika am meisten desorganisirt und zerwühlt ist. Anderwärts, wo die Auflösung einen vorherrschend politischen Stempel trägt, nimmt er die Form des Imperialismus an: sowie die Form communistischen Gemeinwesens die Organisirung der Unordnung auf dem ihm entsprechenden Gebiete ist und die Zerrüttung des Familienlebens, die Nivellirung der Stände und Zerstörung der gesellschaftlichen Gliederungen zur Voraussetzung hat. Daß das Sectenwesen eine so greuliche Gestalt, wie den Mormonismus, aus seinem Schooße hervorbringt, zeigt uns was für ein verhängnißvolles Gut die gepriesene Gleichberechtigung aller religiösen Gesellschaften sey. Ein Glück für Amerika, daß es noch unbebaute Prärien in weit entlegener Ferne besitzt, wohin es die verdorbene Masse ableiten kann, und daß in dem individuellen Christenthum der Bewohner noch so viel Reactionskraft liegt, um diese Absonderung zu bewirken, wobei wir nicht verkennen wollen, daß neben dem sittlichen Unwillen auch noch andere Triebfedern sehr untergeordneter Art bei Verdrängung der Mormonen wirksam gewesen sind. Des Reichs der „Letzten-Tags-Heiligen" wird Amerika wohl, wie wir hoffen, Herr werden. Aber wenn nun in späterer Zeit neue derartige Gebilde auftauchen, wenn dann zum Absondern kein Raum mehr übrig ist, wenn unter dem Fortwuchern des sectirerischen Triebes die gesunde Gegenwirkung immer mehr erschlafft, wenn vielleicht auch im politischen Lebenskreise die Verwirrung und Zerrüttung sich steigert: was dann?

Wenden wir indessen von Amerika den Blick auf uns, so wollen wir wohl zu Herzen nehmen, was uns von drüben her zugerufen wird: „Unsere Zustände wurzeln in den eurigen; was bei uns in bestimmter äußerlicher Gestaltung heraustritt, das liegt als Richtung und Gesinnung, wenigstens in keimartiger Hülle verborgen, im Schooße eures Lebens." Achten wir insbesondere auf das evangelische Deutschland, so ist es wahr, wir

haben vor Amerika noch einen guten Vorsprung voraus; es stehen bei uns noch Burgen und felsige Pfeiler gegen den Umsturz göttlicher Ordnung in Staat und Kirche errichtet: wir haben christliche Obrigkeiten, christliche Staaten, landeskirchliche Organismen, wie haben eine gediegene Theologie und Universitäten zu ihrer Pflege. Aber können wir das Auge davor verschließen, daß der ungöttliche Sinn auch bei uns eifrig beflissen ist, diese Grundpfeiler allesammt aufzuweichen und daß die Auflösung bereits wirklich bedeutende Fortschritte gemacht hat? Auf die Gefahr hin, absurd zu erscheinen, müssen wir es aussprechen: das Mormonenwesen steckt auch uns in den Gliedern.

Es gehört, meinen wir, noch gar kein zu scharfes Auge dazu, um die einzelnen Bestandtheile, die sich dort zu einheitlicher Gestaltung vereinigt haben, als bewegende Fermente auch in dem Gährungsprocesse unserer Zustände aufzufinden. Man vergegenwärtige sich nur die bis auf den tiefsten Grund gehende Zerspaltung der Gemüther, die bodenlose Unwissenheit in Sachen des Glaubens, besonders in weiten Kreisen der sogenannten Gebildeten, den tiefen Widerwillen gegen das positive Christenthum in denselben Schichten, das wüste Toleranz-Geschrei, das für grundstürzende Irrthümer die gleiche Berechtigung fordert, wie für den kirchlichen Glauben, andererseits den krankhaften, weltflüchtigen, apokalyptischen Zug in vielen wahrhaft frommen Seelen, das Fieber der Kirchenmacherei und Separation, man erwäge ferner, wie das Gedeihen gründlicher theologischer Wissenschaft durch den Subjectivismus und — wir wollen im Hinblick auf so viele junge frühfertige Confessionalisten es nicht verschweigen — auch durch einen gewissen Scholasticismus beeinträchtigt wird und eine ungesunde theosophische Richtung nebenher geht; hierzu nehme man noch die ganze materialistische, industrieselige Hauptströmung, die unsere Zeit beherrscht, und bedenke, wie die scheußlichen Grundsätze von Emancipation des Fleisches, die vor etlichen Decennien das junge Deutschland schamlos predigte, im Stillen als Unkrautssame üppig fortwuchern, ferner, welchen Schwierigkeiten es unterliegt, eine christliche Ehegesetzgebung herzustellen, endlich, wie auf dem socialen Gebiete die Nivellirungssucht und auf dem politischen neben den revolutionären die ebenso verderblichen imperialistischen Gelüste ihr Wesen treiben. Alle diese Richtungen, obwohl im Einzelnen unter einander vielfach noch im Widerspruch stehend, weisen doch auf einen gemeinsamen dämonischen Untergrund hin, in welchen ihr vielfach verschlungenes Geflecht seine Wurzeln schlägt, und bilden in sofern eine Solidarität, als sie den Bestand der göttlichen Ordnungen allmählig untergraben und so einer antichristlichen Verkehrung in die Hände arbeiten. Hierbei ist aber wohl zu beachten, daß die Verwirklichung Amerikanischer Freiheits-Ideen in Staat und Kirche, worauf der Zeitgeist sichtlich hindrängt, bei uns noch viel verhängnißvoller wirken müßte. Denn in Amerika haben die bestehenden Verhältnisse, wenigstens auf dem kirchlichen Gebiete sich von selber so gemacht ohne gewaltsame Katastrophe: bei uns müßte der Weg erst über frevelhaften Umsturz alter, geschichtlich begründeter Organisationen gehen

und daher im Verhältniß der weit größeren Verschuldung auch zu weit größerem Unheil und Verderben führen.

Orientiren wir uns von diesem Standpunkt der Betrachtung — und wir meinen, es ist der des Wortes Gottes — über unsere Lage, so sehen wir zugleich auf viele verworrene Zeitfragen und den zu ihrer Lösung einzuschlagenden Weg ein klareres Licht fallen. Es ist hier nicht der Ort, auf Gegenstände politischer und socialer Natur einzugehen: wir begnügen uns, nur einige im kirchlichen Bereiche liegende Punkte anzudeuten, die jedoch bei der vorwiegenden Bedeutung des religiösen Elements zugleich für die gesunde Weiterentwickelung des Gesammtlebens der Nation von Wichtigkeit sind. Hier tritt als hauptsächlichste Aufgabe hervor, der weiteren Zersplitterung des kirchlichen Organismus Einhalt zu thun und die bereits vorhandenen Brüche möglichst zu heilen. Zu dem Ende gilt es fürs erste, entschiedenen Widerstand zu leisten gegen die Theorieen von einem religions- und bekenntnißlosen Staat, von einer abstracten, absoluten Trennung von Staat und Kirche und von der Gleichberechtigung aller religiösen Genossenschaften — Traumbilder, die, wie wir gesehen haben, auch in Amerika sich nicht verwirklichen lassen. Es gehört ohne Zweifel zu den Verdiensten der Reformation und der Evang. Kirche, durch Geltendmachung des Begriffs der christlichen Obrigkeit eine höhere Auffassung vom Wesen des Staates herbeigeführt zu haben. Während nach dem papistischen System die staatliche Gewalt als allein den Mächten der Sünde und des Weltwesens entsprossen und ihnen verfallen, als sittlich undurchdringlich, daher auch als an und für sich unberechtigt oder nur soweit berechtigt erscheint, als sie von der kirchlichen Gewalt Berechtigung erhält: so ist durch die Reformation der Unterschied der beiden Schwerter, des geistlichen und des weltlichen, und die göttliche Berechtigung jeder der beiden Gewalten innerhalb ihrer besondern Sphäre zum Bewußtseyn gebracht. Wenn nun aber diese Sonderung zur absoluten Trennung ausgedehnt, wenn der christlichen Obrigkeit zugemuthet wird, nicht mehr christlich zu seyn, so ist dies eine falsche Consequenz aus den Principien der Reformation, zu der sich nur eine gewisse Art von Protestantismus bekennen kann. „Könige sollen deine Pfleger und Fürstinnen deine Säugammen seyn", auf diesem Wort fußen wir. Die geschichtlich begründeten Kirchen haben ein heiliges Anrecht auf den schützenden Arm des Staates, und die Grundvoraussetzung dieser Schutzpflicht ist, daß der Staat selbst mit seinen Institutionen auf dem Boden des Christenthums stehen bleibe und daß er solche Genossenschaften, die wie die Juden, die Lichtfreunde ꝛc. mit dem christlichen Glauben nichts zu thun haben, oder die wie die Baptisten, bei sonst individuell christlichem Wesen und oft persönlich achtungswerthem Charakter doch grundstürzende, den Bestand der geschichtlichen Kirche antastende Irrthümer hegen, nicht auf gleiche Linie des Rechts mit jenen Kirchen stelle. Die Versäumniß dieser Pflicht gegen die Kirche wird sich am Staat auf seinem eigenen Gebiete rächen. Ein nichtchristlicher

Staat wird nach unsern geschichtlichen — nichtamerikanischen — Traditionen sicherlich zu einem widerchristlichen werden müssen und dadurch in die Lage jenes Mannes kommen, „der den Zacken, auf dem er sitzt, selber vom Baum absägt." Wir haben ja so einige Proben davon bereits erlebt. — Uebrigens haben wir wohl kaum nöthig hinzuzufügen, daß wir hiermit eine Beeinträchtigung der persönlichen Glaubens- und Gewissensfreiheit auch nicht entfernt im Sinne haben; völlig unberührt lassen uns daher solche grauliche Tiraden, wie sie die Protestantischen Monatsblätter (Juli 1856. S. 13 f.) gegen den bekannten Aufsatz von Stahl über die christliche Toleranz, zum Besten geben: „Wir wiederholen es feierlich: Wer gegenwärtig es über sich gewinnt, von religiöser Toleranz mit blasirten Worten achselzuckend zu reden, der macht sich bewußt oder unbewußt zum Schergen der Höllengeister religiöser Verfolgungssucht, die zur Schmach dieses Jahrhunderts wieder heraufbeschworen werden. Er macht sich mitschuldig des Bluts, das zu Gott um Rache schreit" u. s. w. Es gehört in der That eine gute Portion entweder von Verblendung oder von Uebelwollen dazu, den Nothschrei der Kirche, womit sie zum Schutze der Unmündigen ihrer Glieder durch Gewährung der ihr zustehenden Rechte aufruft, als Aeußerungen des Mordgeistes und der Verfolgungssucht anzusehen. Freilich, wer einmal über den protestantischen Standpunkt eines Pilatus und eines Nathan des Weisen nicht hinauskommt, dem wird der Eifer jener seelsorgerischen Liebe immer unverständlich bleiben, die nur aus dem Glauben an den Einen schmalen Weg und die Eine enge Pforte des Heils geboren wird.

Zur Aufrechterhaltung der kirchlichen Organismen stellt sich neben der eben besprochenen Aufgabe die andere von eben so großer oder noch größerer Wichtigkeit hin: nämlich die Quellen zu verstopfen, aus denen der sectirerische Trieb seine Nahrung saugt. Die Lösung dieser Aufgabe wird hauptsächlich bedingt seyn durch ausreichende geistliche Versorgung des Volkes mit lauterer, innerlich lebendiger Predigt des göttlichen Wortes, durch volle Hingabe der Wissenschaft an dasselbe Wort Gottes mit demüthiger Verzichtleistung auf alle Rechthaberei und subjectivistische Lieblingsideen, und durch möglichst engen Anschluß an die geschichtlichen Objectivitäten bei Handhabung des kirchlichen Regiments. Wir können hierbei die Unionsfrage nicht ganz umgehen. Die Union scheint ja recht eigentlich dasselbe Ziel, Abwehr der Zersplitterung und Zusammenschluß des Getrennten auf dem Einen gelegten Grunde anzustreben. Und wir gehören auch nicht zu denen, die den Gottesgedanken und Segen, der wie eine Goldader durch das Unionswesen sich hinzieht, verkennen. Wir kämpfen nicht für Auflösung der Union, die wir vielmehr für einen unheilvollen Schritt und dazu für unausführbar erachten müßten. Wir begrüßen in der Union einen erwünschten kirchenregimentlichen Ausdruck für die nahe Verwandtschaft, die beide Confessionen innerlich verbindet, und zwar einen Ausdruck, der mit der Treue gegen das eigene Son-

derbekenntniß der einzelnen Confession keineswegs streitet. Denn allerdings gegen eine Vergleichgültigung des Bekenntnisses wird sich Jeder, der in seiner Confession den richtigen Ausdruck der Schriftwahrheit erkannt hat, nothgedrungen erklären müssen. Von einer und derselben Kanzel und einem und demselben Altare darf Seitens der Kirche auf die Frage: „was ist Wahrheit?" nicht zweierlei Antwort oder die Antwort: „Ich weiß es noch nicht genau", während sie es doch in der That weiß, erfolgen. Eine straffe Durchführung der Union in solchem Sinne würde nach unserer Meinung mit Rücksicht auf die weitere Entwickelung des christlichen und kirchlichen Lebens im Volke von verhängnißvollen Folgen begleitet seyn und den Samen zu immer neuen Schwankungen und Reibungen mit sich führen, bei denen die Gemeinden irre werden und Aergerniß nehmen müßten. Der separatistische Trieb würde, anstatt exstirpirt zu werden, immer neue Nahrung erhalten und der unheilvollen Zerbröckelung Vorschub leisten. Wenn aber bisher in dieser Beziehung noch nicht zu einer völligen Klarstellung gelangt und dem confessionellen Bedürfniß der Gemeinde bisher nur erst concessionsweise seine Befriedigung gewährt ist: so wird man nicht vergessen dürfen, daß, wenn irgendwo, so auf diesem Gebiete das langsame Reifen der Frucht abzuwarten ist. Irren wir nicht, so bewegt sich der innere Gang der Entwickelung dem heilsamen Ziele zu, dessen Aufstellung in der Cabinets-Ordre von 1852 bereits erfolgt ist. Es haben sich aber vielfache Verhältnisse gebildet, die der Schonung bedürfen und ein jähes Eingreifen nicht vertragen würden. Darum möchten wir der stürmenden Hast das Wort zurufen: „Hier ist Geduld und Glaube der Heiligen!"

Neben der kirchenregimentlichen Behandlung der wichtigen obschwebenden Fragen haben wir vorhin auch der theologischen Wissenschaft ihre hochwichtige Bedeutung zuerkannt und die Hoffnung ausgesprochen, daß durch ihre gedeihliche Pflege dem Fortbau unserer Kirche reiche Förderung widerfahren werde. Unter diesem Gedeihen verstehen wir nicht, wie wir ausdrücklich betonen, das Ueberhandnehmen eines fabrikartigen confessionalistischen Scholasticismus, wohl aber haben wir die bestimmte Ueberzeugung, daß die Deutsche Theologie, wenn man sie mit vollem Vertrauen ihrer eigenen Entwickelung überläßt, und sie sich demüthig wie Maria zu den Füßen des Einen Meisters niedersetzt, immer entschiedener in das Strombett des Bekenntnisses der Luth. Kirche, der Kirche Deutscher Reformation, einmünden und darin fortfließen werde, der Kirche, welche am tiefsten den mystischen Einheitspunkt der Gegensätze ergreift: Gott und Welt, ewiger Rathschluß und menschliche Freiheit, göttliche und menschliche Natur in der Person Christi, himmlische Gabe und irdisches Element im Sacrament u. s. w. — Zum Nachweis der praktischen Lehren, die aus der Betrachtung des Mormonenthums zu entnehmen sind, fügen wir endlich noch ein Wort über die Eschatologie hinzu. Wir sind allerdings hierbei der Meinung, daß der Lehre von den letzten Dingen bei der Verkündigung des göttlichen Wortes noch eine größere Aufmerksamkeit zuzuwenden sey, als dies im Allgemeinen geschieht. Nur wird zugleich gewarnt werden müssen, daß man nicht mehr lehre, als was bis jetzt die Kirche mit Sicherheit aus Gottes Wort erkannt hat. Namentlich gilt dies vom Begriff des tausendjährigen Reiches. Das Bekenntniß der Kirche hat in Art. XVIII. der Augsb. Conf., der zunächst nur gegen die wiedertäuferischen Irrthümer gerichtet ist, einer weiteren Erörterung dieses Begriffes nicht vorgegriffen, doch scheint uns diese Frage bis heute noch nicht zum Abschluß gebracht zu seyn. Auf der einen Seite, welcher sich der Schreiber dieses zuneigt, steht die Ansicht, die das tausendjährige Reich als die apokalyptische Zusammenschauung aller derjenigen Segensmomente auffaßt, welche durch die ganze Geschichte hin sich vertheilen und allerdings an den einzelnen Punkten immer nur bruchstückweise vorkommen, überall da nämlich, wo die menschlichen Ordnungen auf den verschiedenen Lebensgebieten, in Kirche, Staat, Haus, Gesellschaft, Wissenschaft, Kunst ꝛc. vom Geiste Gottes durchdrungen und bestimmt sind. Die andere Ansicht macht dagegen geltend, daß mit solchen bruchstückweisen Einzelmomenten dem prophetischen Schriftworte nicht genügt werde, auch erfordere schon der Begriff eines Reiches die gleichzeitige Durchdringung aller Ordnungen und Lebensgebiete mit dem göttlichen Geiste: die Erfüllungen im Einzelnen seyen nur als schwache Vorläufer und Typen auf den Eintritt der ungetheilten Segensfülle im tausendjährigen Reich anzusehen. Uns scheinen, wie gesagt, die exegetischen Bedenken gegen die letztere Ansicht weit erheblicher zu seyn, als gegen die erstere. —

Der Herr hat ohne Zweifel ein absichtliches, nur allmählich je nach Bedürfniß der Gemeinde durch höhere Erleuchtung zu erhellendes Dunkel gelassen sowohl über der Ordnung in der Aufeinanderfolge, als auch über der Art und Weise, in welcher die mit seiner Wiederkunft verknüpften Ereignisse sich vollziehen sollen. In noch tieferes Dunkel aber ist die Zeit und Stunde gehüllt. Hierüber sagt er ausdrücklich Matth. 24: Darum wachet, denn ihr wisset nicht, welche Stunde euer Herr kommen wird, und Apgsch. 1: Es gebühret euch nicht zu wissen Zeit oder Stunde, welche der Vater seiner Macht vorbehalten hat, sondern ihr werdet die Kraft des heiligen Geistes empfangen und sollt meine Zeugen seyn bis ans Ende der Erde. Und mit dem Aufruf zur treuen Ausübung dieses unseres Wächter- und Zeugen-Amtes möge denn unsere Betrachtung über den Mormonismus schließen. Wir verstärken gern die Stimme, die sich bereits in diesen Blättern hat vernehmen lassen und ermahnen mit ihr zum Wachen und Zeugen gegen die transatlantischen Lügenapostel insonderheit, die in Dänemark, Schweden und Norwegen, wie auf den Britischen Inseln gute Beute machen und auch in unser Deutsches Vaterland sich bereits einzuschleichen gewußt haben. Wir haben aber trotz der Schlauheit und des Eifers jener Emissäre und trotz der wohl-

organisirten Propaganda der Mormonen doch die gute Zuversicht, daß es eben nur der Wachsamkeit und des Zeugnisses der weltlichen und geistlichen Beamten bedürfen werde, um unser Volk vor diesen Verführern zu beschützen. Dagegen bedarf es der tiefsten Energie aller gläubigen und treuen Diener Gottes zum Wachen und Zeugen gegen den Unglauben und Abfall, der das Kommen des Reiches Gottes bei uns hindert und die Segensordnungen auflösend ähnliche Erscheinungen auch hier vorbereitet, sowie gegen die verwandten antichristlichen Elemente, die bereits in unserer Mitte positiv wirksam sind. Dazu mache der Herr uns die Augen und Herzen wacker und schenke uns die Kraft seines heiligen Geistes!

P. G. C.

Die Gesangbücher Berlins, ein Spiegel des kirchlichen Lebens der Stadt.*)

Ein Vortrag auf Veranlassung des Evangelischen Vereins, den 26. Januar gehalten.

Hochgeehrte Versammlung. Wenn ich in dieser Stunde Ihre Theilnahme für einen Vortrag über die Berliner Gesangbücher beanspruche, so muß ich befürworten, daß dieser Gegenstand nicht meine Wahl gewesen, sondern durch mehrere gewichtige Stimmen aus dem verehrlichen Vorstande des Evang. Vereins mir gegeben worden ist, und daß ich die mannigfachen Bedenken, die sich in mir dawider erhuben, nur durch den Gedanken überwunden habe, daß dieser Gegenstand, neben seinem engeren literarischen Interesse, allerdings auch eine praktische Seite hat, die nicht für den Hymnologen nur, sondern für jeden Christen von Wichtigkeit ist, ja von um so höherer Bedeutung gerade in unserer Zeit, als es da gilt, uns auf die unveräußerlichen Schätze unserer Kirche zu besinnen und aus der Geschichte derselben zu lernen, was zur Lösung der inhaltschweren Fragen der Gegenwart nöthig und das Rechte ist. Die Geschichte der Gesangbücher vergegenwärtigt uns aber in der That nicht nur einen der köstlichsten Schätze, mit welchem der Herr gerade unsere Kirche gesegnet hat, unsern unvergleichlichen Schatz an geistlichen und lieblichen Liedern, nach seinem nur Wenigen bekannten Reichthum; die Geschichte der Gesangbücher hält uns zugleich die Geschichte unsrer Kirche selbst wie in einem Spiegelbilde vor, ja läßt uns so tief als kaum etwas Anderes in den innersten Entwickelungsgang des kirchlichen Lebens unsers Volkes einschauen.

In seinen geistlichen Liedern hat unser Volk sein innerstes Leben zu Tage gelegt. Die Gesangbücher, als Sammlungen dieser Lieder, sind darum der bezeichnendste Ausdruck von dem geistlichen Leben unseres Volks und, insofern sie öffentliche Geltung gewannen, nicht nur die Canäle, vermittelst deren dies geistliche Leben sich durch alle Schichten unsers Volkes ergoß nächst Bibel und Catechismus also nicht nur die vornehmsten Träger und Pfleger des christlichen Gemeindelebens, sondern ebenso gemeinsames Bekenntniß der Gemeinde von ihrer Stellung zum Herrn und zu seinem Worte, und deßhalb nach ihrer jedesmaligen Beschaffenheit ein sehr bestimmtes Zeugniß von dem kirchlichen Zustande ihrer Zeit. Die Geschichte der Gesangbücher stellt uns gleichsam an die Quellpunkte des kirchlichen Lebens und zeigt uns, wie der Strom desselben bald reiner und mächtiger, bald getrübter und matter gegangen ist, und welche Mächte insonderheit es waren, die ihn schwellten oder niederhielten. Sie führt uns aufs deutlichste vor, welche Phasen der Erhebung und der Erniedrigung, des Reichthums und der Verarmung unsre Kirche im Laufe der Jahrhunderte durchgemacht hat, auf welchem Stadio ihrer Entwicklung wir gegenwärtig stehen, und was darum für die Jetztzeit uns nöthig ist.

Und das gilt nun vorzugsweise von den Gesangbüchern Berlins. Je mehr die das kirchliche Leben bewegenden und gestaltenden Kräfte hier, in der Hauptstadt, ihren Mittelpunkt hatten und je wirksamer sie bei der Veranstaltung der hiesigen Gesangbücher insluirten, desto mehr werden diese uns als ein Spiegelbild des religiösen und kirchlichen Lebens Berlins von den ältesten Zeiten an bis auf die Gegenwart dienen können — und als ein solches wünsche ich sie Ihnen vorzuführen.

Wir haben dabei einen mehr als 300jährigen Zeitraum zu überblicken, während dessen Berlins kirchliches Leben, unter den mannigfachsten und mächtigsten Einflüssen gar verschiedene Entwicklungsstufen durchgegangen ist. Die kurze Stunde wird nur gestatten, einige der hervortretendsten dieser Gestaltungen ins Auge zu fassen, und auch diese werden nur nach ihren allgemeinsten Umrissen gezeichnet werden können.

Das deutsche Kirchenlied ist eigentlich erst mit der Reformation geboren, wie diese andrerseits an ihm eines ihrer kräftigsten Beförderungsmittel gehabt hat. Rom konnte für seine Gottesdienste den Gemeindegesang und namentlich den Gemeindegesang in der Landessprache nicht zu einer Macht werden

*) Ausführliches über diesen Gegenstand siehe: „Zur Geschichte der Berliner Gesangbücher“ von J. F. Bachmann. Berlin 1856. Verlag von Wilh. Schultze.

lassen. Ihm ist die lateinische Sprache beim Gottesdienst das unveräußerliche Mittel, das Volk, der fungirenden Priesterschaft gegenüber, in der Passivität zu erhalten, und die äußere Einheit der Kirche durch alle Lande hin zu sichern. Wenn ein Volk in seiner Landessprache beim Gottesdienst dem Herrn im Himmel seine Lieder singt, so ists damit zu einer Selbstständigkeit aufgestanden, die Roms Hierarchie nimmer zulassen konnte. — Bis zum 10. Jahrhundert beschränkte sich deshalb der religiöse Volksgesang der Deutschen lediglich auf das Rufen der Worte: „Kyrie eleison!" womit das Volk in den lateinischen Chorgesang der Priester einstimmte, und wenn der deutsche Volksgeist späterhin es immer wieder versuchte, sich gegen den lateinischen Kirchengesang geltend zu machen und sich dazu deutsche geistliche Lieder schuf; so fanden diese ihre Anwendung nur außerhalb des eigentlichen Gottesdienstes bei Prozessionen, Wallfahrten, Bittgängen u. s. w., in den Gottesdienst selber drangen sie höchstens vereinzelt ein, und wenn dies Letztere hie und dort von einer Synode erlaubt wurde, im Allgemeinen blieb das deutsche Kirchenlied vom Gottesdienste grundsätzlich ausgeschlossen. —

Da trat die Reformation ein und gab unserm Volke mit dem lautern Worte Gottes und mit dem Kleinode der Rechtfertigung allein durch den Glauben, wie den freien Zugang zu der Gnade Gottes in Christo, so auch die rechte Selbstbetheiligung beim Gottesdienste wieder. Ein neuer Frühling brach in der Kirche an und der Frühlingsodem weckte seine Sänger, die schöne Nachtigal, wie Hans Sachs Dr. Luther nennt, mit ihren vollen und weithin schallenden Tönen voran, und um ihn her seine Mitsänger aus allen Ständen in immer reicheren Schaaren. Es war geschehen, wie Luther in der Vorrede zu den geistlichen Liedern v. J. 1545 sagt: „Gott hat unser Herz und Muth fröhlich gemacht durch seinen lieben Sohn, welchen er für uns gegeben hat zur Erlösung von Sünden, Tod und Teufel. Wer solches mit Ernst glaubt, der kanns nicht lassen, er muß fröhlich und mit Lust davon singen und sagen, daß es Andere auch hören und herzu kommen. Wer aber nicht davon singen und sagen will, das ist ein Zeichen, daß ers nicht glaubt und nicht ins neue, fröhliche Testament, sondern unter das alte, faule, unlustige Testament gehört." — Das deutsche Volk hatte in dem Evangelischen Glauben die volle Befriedigung langer Sehnsucht, das seiner innersten Natur Entsprechende gefunden, und strömte nun das Tiefste, was es bewegte, in seinen geistlichen Liedern aus, ja je länger seine Gabe und Lust, dem Herrn zu singen, niedergehalten worden war, desto mächtiger brach sie nun hervor und zündete nach allen Seiten. Die neuen Lieder, mit welchen Luther und seine Freunde die Gemeinde versorgten, gingen von Mund zu Mund, wurden auf einzelnen Zetteln gedruckt in alle Gegenden verbreitet, wurden von Handwerkern und wandernden Sängern auf den Straßen und Märkten gesungen und brachten so die reine Lehre in der eingänglichsten Weise überall den Herzen nah, wie denn z. B. in Magdeburg die Reformation damit sich Bahn brach, daß ein armer Tuchmacher am 6. Mai 1524 auf dem Markte bei der Bildsäule Kaisers Otto die beiden Lieder Luthers: „Aus tiefer Noth schrei ich zu dir" und „Es wollt uns Gott genädig seyn" unter das Volk vertheilte und sie ihm vorsang. Selbst Katholische Schriftsteller haben darum mit Recht gesagt, mehr als Luthers Predigten und Schriften habe der Evangelische Kirchengesang zur Beförderung der Reformation beigetragen.

Die mächtige Wirkung jener Lieder zu begreifen, ist aber vornehmlich Eins ins Auge zu fassen: es waren Volkslieder im höchsten Sinne des Wortes. Sie sprachen das Allen Gemeinsame und Alle Bewegende in volksthümlicher Weise aus. Aus Einem Glaubensgrunde entsprossen, verkündigten sie die Großthaten Gottes so objectiv und schlicht und wahr und lebendig, daß die Hohen wie die Niedrigen darin ihr Leid, wie ihren Trost und ihre Freude wiederfanden, und sie gaben sich in so volksmäßiger Sprache und Melodie, daß sie den Herzen wie die Stimme alter, trauter Bekannten klangen; wie denn Luther auch auf diesem Gebiete die vorgefundenen altkirchlichen Schätze, soweit sie rein waren, gern beibehielt, in seinen eigenen Dichtungen aber den Volkston meisterhaft zu treffen wußte, und wie seine Mitarbeiter kein Bedenken trugen, auch weltliche Volkslieder und weltliche Volksweisen für den kirchlichen Gebrauch umzuschaffen. — Die erste Liedersammlung gab Luther, in Gemeinschaft mit Paul Speratus, im Jahre 1524 heraus. Sie enthielt nur 8 Lieder. Das erste eigentliche Gesangbuch mit 25 Liedern und einer Vorrede Luthers erschien bald darauf unter dem Titel: „Enchiridion oder Handbüchlein"; noch in demselben Jahre 1524 auch das erste Choralbuch von Johann Walther mit 43 Melodieen. Bis zum Todesjahre Luthers zählte man bereits an 50 Lutherische Gesangbücher.

Fragen wir nun, woraus man in Berlin nach Einführung der Reformation im Jahre 1539 gesungen hat? so geht zwar die Sage, Churfürst Joachim II. habe, wie er in seiner reformatorischen Thätigkeit die Mark mit einer Kirchenordnung beschenkte, so auch ein Gesangbüchlein für dieselbe veranstaltet. Es fehlt dafür aber bis jetzt jeder Beweis, und es fehlte dazu auch das Bedürfniß. Unsere Märkische Kirche blieb lange Zeit mit dem Mittelpunkte deutscher Reformation, mit Wittenberg, in viel zu enger Verbindung, als daß man sich nicht in Berlin an den von Luther selbst besorgten Gesangbüchern hätte genügen lassen sollen. Und dann stand es mit der Liederkenntniß überhaupt damals anders, als wir es zu denken gewohnt sind. Die geistlichen Lieder lebten im Volk. Nicht in den Kirchen und Schulen nur, viel mehr noch in den Häusern, in den Hütten wie in den Palästen, in der Werkstatt wie hinter dem Pfluge und auf der Reise wurden sie gesungen, wie sie dazu mit ihren rhytmischen Melodieen sich eigneten. Kirche und Leben waren nicht, wie bei uns, getrennt. Die Kirche durch-

drang das Leben und hatte alle Ordnungen desselben in ihren Dienst genommen. Täglich war Gottesdienst, aber nicht bloß in den Kirchen, sondern auch in den Häusern; man sagte und sang überall und allezeit mit Freuden vom Siege in den Hütten der Gerechten. Bei der heilsbegierigen und lebendigen Zueignung der evangelischen Lieder, und da die Zahl derselben Anfangs nicht groß und in täglicher Uebung war, bedurfte es beim öffentlichen Gottesdienste keiner Gesangbücher, als etwa, um der Noten willen, für den Cantor und für den Chor. Jedes Lied, welches beim Gottesdienste verwandt wurde, stand geschrieben in den Herzen; es durfte nur angestimmt werden, so sang die Gemeinde es aus Herzensgrund mit. Konnte doch Caspar Neumann, Prediger und Professor zu Breslau, noch im Jahre 1703 schreiben: „Ich weiß wohl, daß nur Wenige ein Gesangbuch in die Kirche mitnehmen, und daß sich manche Person schämen würde, wenn sie unter dem Singen ins Buch sehen sollte!“ Die „singende Kirche“, wie man die Kirche Deutscher Reformation spottweise nannte, hatte gedruckte Liederbücher, aber zum Privatgebrauch, nicht zum öffentlichen Gottesdienst. Auch sang die Evangelische Kirche durch ganz Deutschland ihre Lieder in derselben Gestalt, so daß, wohin ein Evangelischer kam, er seine Lieder wiederfand. Und so ist's denn ein gutes Zeugniß für Berlin, ein Zeugniß von der Glaubenseinigkeit, in welcher die hiesigen Gemeinden mit der reformatorischen Kirche blieben, und nicht minder von der Lebendigkeit ihres Glaubens und ihres kirchlichen Lebens, wenn wir das ganze erste Jahrhundert nach Einführung der Reformation in Berlin für die hiesigen lutherischen Gemeinden kein eigenthümliches Gesangbuch vorfinden. —

Das erste besondere Gesangbuch erschien in Berlin nach dem Uebertritt des Churfürsten Johann Sigismund zur reformirten Confession im J. 1613, und zwar für die hiesige reformirte Domgemeinde. Es ist bekannt, wie abgeneigt Zwingli dem Kirchengesange war und wie arm die Reformirte Kirche lange Zeit an geistlichen Sängern geblieben ist. Nach ihrem abstracten Schriftprincip sollte beim Gottesdienst nur Gottes Wort, also für den Gemeindegesang nur der Psalter zugelassen werden. Dieser wurde von Clement Marot und Theodor Beza ins Französische übersetzt und von Claude Goudimel mit Melodieen versehen, von Ambrosius Lobwasser aber 1573 in deutsche Reime übertragen, und diese letztere Arbeit hat, so wässrig sie ist, so allgemeine Verbreitung bei den Reformirten gefunden, daß sie die Grundlage aller älteren Gesangbücher derselben bildet. Sie wird ohne Zweifel zunächst auch bei den Reformirten in der Mark gebraucht worden seyn. Im Jahre 1623 aber erschien:

„Psalter und Psalmen Davids. Nach frantzösischer Melodey in Teutsche Reime artig gebracht: auch eines jeden Psalmen Inhalt und kurz Gebetlein darauf, durch Ambrosium Lobwasser, D. Sampt D. Martin Luthers und anderer Gottseligen, Geistlichen Kirchengesängen. In Verlegung Martin Guthen, Buchhändlern in Berlin.“

Das Buch ist dem Churfürsten George Wilhelm gewidmet und enthält außer den Lobwasserschen Psalmen und 6 anderen Liedern „Neun Fasten-Gesänge, so in der Churfürstl. Residenzstadt Cölln an der Spree, in der Reformirten Kirchen zu der h. Dreifaltigkeit (= dem ehemaligen Dom) gesungen werden.“ In einem zweiten Theile, der schon 1620 zu Frankfurt a. O. gedruckt ist, finden sich als Hauptinhalt die verbreitetesten Lieder aus der Reformationszeit, hundert und etliche an der Zahl. Luthers Lieder sind in mehreren Stellen nach der reformirten Lehre geändert. So beginnt das Lied: „Vater unser im Himmelreich — Unser Vater im Himmelreich.“ In das Lied: „Dies sind die heilgen zehn Gebot“ ist hinter Vers 2 eine Strophe über das Bilderverbot eingeschaltet; ebenso in den Glauben ein Zusatz über die Wirksamkeit Christi im Himmel. In dem Abendmahlsliede aber: „Jesus Christus unser Heiland ꝛc.“ sind in Vers 2, welcher nach Luther lautet:

Daß wir nimmer deß vergessen,
Gab er uns sein'n Leib zu essen,
Verborgen im Brod so klein,
Und zu trinken sein Blut im Wein.

diese beiden letzten Zeilen verändert:

Und zu trinken auch sein Blut,
Das uns vergossen ist zu gut.

Mit diesen, vom reformirten Standpunkt aus gerechtfertigten Veränderungen hat man sich aber nicht begnügt. Einige der mit aufgenommenen Lieder enthalten nicht nur den schroffsten Gegensatz, sondern offene Ausfälle gegen die Lutherische Lehre und Kirche.

In einem Liede von Johann Pincier D. M. (S. 167) wird, wie die katholische, so auch die lutherische Abendmahlslehre mit folgenden Worten abgewiesen:

„Doch geschicht in dieser Handlung
Kein Brod und Weins Verwandlung,
Muß auch nicht in Brod und Wein
Leib und Blut verborgen sein.“

Ein Abendmahlslied Junker Johann von Münsters polemisirt aufs Entschiedenste gegen die Altäre in den Kirchen und gegen die Oblaten statt des Brods beim h. Abendmahl, sowie dagegen, daß die Lutherischen den Leib des Herrn nicht mit der Hand, sondern sofort mit dem Munde nehmen. In einem Trostliede des Pfalzgrafen Johann Casimirs aber rühmt dieser nicht nur, daß er durch seine Beständigkeit, trotz aller Rathschläge der gottlosen Rotte, in der Churpfalz zum Heil der Unterthanen die reine (reformirte) Lehre befestigt habe, sondern bittet zugleich, daß Sachsen, das lutherische Sachsen:

— — — „die Augen auch aufthut:
Ach Herr, laß dein Erb wachsen,
Und steur den bösen Muth,
So Menschen Tand einbildet,
Betrübet deine Lehr,
In Irrthum ganz verwildet,
Beraubt dich deiner Ehr!“ —

Wir stehen hier an der Quelle jenes Haderwassers, welches bald nachher auch hier in Berlin die Gemüther so heftig erregte, die gedeihliche Entwickelung des kirchlichen Lebens so vielfach störte, und in unserer Zeit aufs Neue die Kräfte im Kampf sich verzehren läßt, die so viel besser zum Aufbau und Ausbau der Kirche verwendet werden könnten. Es liegt in der Natur der Sache, daß wenn die Gemeinden in ihren geistlichen Liedern sich den Confessionshader in die Herzen hineinsangen, dies stärker und nachhaltiger, als alle Streitschriften und Controverspredigten wirken mußte. Und diese Wirkungen traten auch nur zu bald in der leidenschaftlichsten gegenseitigen Befehdung der beiden Confessionen hervor, so daß zuletzt sogar der milde Paul Gerhard Berlin verlassen mußte. —

Das erste Gesangbuch für die Lutherischen Gemeinden zu Berlin erschien im J. 1640, also noch zur Zeit des 30jährigen Krieges. Daß ein solches Gesangbuch nöthig wurde, deutet einerseits allerdings auf ein Sinken des kirchlichen Lebens hin; und wenn wir uns erinnern, wie das frische, reformatorische Glaubensleben schon in der zweiten Hälfte des 16ten Jahrhunderts unter den immer heftiger werdenden Lehrstreitigkeiten zu erstarren begann, und welche unsägliche Verwüstung und Verwilderung der 30jähr. Krieg, wie über ganz Deutschland, so insonderheit auch über die Mark Brandenburg brachte, so wird, hätten wir auch sonst dafür keine anderweitigen Zeugnisse, die Annahme als begründet erscheinen, daß das kirchliche Leben im Ganzen und Großen damals auch in Berlin einen starken Niederdruck erlitten hatte. Andererseits aber dürfen wir das Erscheinen dieses Gesangbuchs auch als einen Segen des 30jähr. Krieges und des durch seine Drangsale bei allen bessern Gliedern der Kirche neu gestärkten geistlichen Lebens ansehen. Es sind stets die Zeiten der Noth und Drangsale gewesen, in welchen die Kirche ihre besten Blüthen und Früchte getragen hat. Dies gilt insonderheit auch vom evangelischen Kirchengesange. Wie unter den heißen Kämpfen des Reformationszeitalters jene Lieder entstanden sind, denen an schlichter Großartigkeit, wie an innerer Wahrheit, Tiefe und Kraft keine späteren gleichkommen; so wurden die schweren Zeiten des 30jähr. Krieges der fruchtreiche Boden, auf welchem sich die geistliche Dichtung, und zwar in der innigsten Vereinigung mit der geistlichen Tonkunst, zu einer neuen Stufe erhebt und Früchte trägt, die, nächst den Liedern Luthers und seiner Mitarbeiter, vorzugsweise den Schatz des evangelischen Kirchengesanges bilden. Zum Zeugniß deß haben wir nur die Namen Johann Rist, Josua Stegmann, Simon Dach, Heinrich Albert, Valentin Thilo, Johann Heermann zu nennen, denen dann Paul Gerhard und der zu ihm gehörige Dichterkreis sich anschließt, einer neuen Entwicklungsstufe dadurch Bahn machend, daß er mit der objectiven Kirchlichkeit des Kirchenliedes in diesem zugleich die persönliche Frömmigkeit und ihren Ausdruck zur Geltung bringt. Mit diesen Dichtern aber treten gleichzeitig die bedeutendsten Tonmeister unserer Kirche auf: Johann Stobäus, H. Albert, Joh. Schop, J. H. Schein und namentlich der Cantor an St. Nicolai hierselbst, Joh. Crüger, der begeisterte Sänger der Lieder Joh. Heermanns, Joh. Francks, Paul Gerhards und seiner Churfürstin Luise Henriette von Brandenburg. Die reichen Gaben, welche der Herr durch diese Dichter und Sänger in so schwerer Zeit seiner Kirche schenkte, durften für das kirchliche Leben Berlins nicht unverwandt bleiben, und der Cantor Joh. Crüger war es, der mit kundiger Hand das Beste derselben in dem Gesangbuch von 1640 zusammenstellte.

Johann Crüger, der Deutsche Assaph und der Gesangbuchsvater von Berlin genannt — seine Melodieen: Herzliebster Jesu, was hast du verbrochen ꝛc., Schmücke dich, o liebe Seele ꝛc., Jesu, meine Freude ꝛc., Jesus, meine Zuversicht ꝛc., werden noch jetzt weit und breit zu stets neuer Erbauung gesungen, auch hängt sein Bild noch in der hiesigen Nicolaikirche — aber wie Viele kennen den Mann auch nur dem Namen nach! Und doch haben wenige Geistliche Berlins einen solchen dauernden Einfluß auf das kirchliche Leben geübt, wie Johann Crüger, und will man sehen, in welcher Lauterkeit, Lebendigkeit und Kraft, trotz aller äußeren niederdrückenden Zeitverhältnisse, reformatorisches Kirchenthum auch damals in Berlin bestand, der Cantor von St. Nicolai und seine Gesangbücher, besonders das erste derselben, bezeugen es.

(Fortsetzung folgt.)

Druckfehler.

S. 99 Z. 4 u. 7 v. u. l. Kirtland st. Kiotland.
„ 99 „ 5 v. u. l. Clay-County st. Clay-Coumby.
„ 106 „ 17 v. u. l. Pittsburg st. Pittsbury.

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz. Druck von Trowitzsch und Sohn.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1857. Mittwoch den 18. Februar. № 14.

Die Gesangbücher Berlins, ein Spiegel des kirchlichen Lebens der Stadt.

(Fortsetzung.)

Wir müssen hier von den sonstigen ausgezeichneten musikalischen Leistungen des Mannes absehen, und können nur hervorheben, daß er unsere Kirche mit 71 eigenen Melodieen bereichert hat, die sich ebenso durch seltenen melodischen Reichthum, wie durch ungemeinen Ausdruck auszeichnen, weil Crügers Gemüth, vom Glauben der Kirche lebendig erfüllt, es vermochte, Lieder, die aus derselben Quelle entsprungen waren, in sich aufzunehmen, und ebenso die fröhliche, Alles besiegende Glaubenszuversicht und den jubelnden Dank, wie die kindliche Demuth und die innig-zarte Liebe zum Heilande, als auch den Ernst der Ewigkeit in seinen Tönen wiederzugeben. — Von seinen äußeren Lebensumständen führen wir nur an, daß er viel Kreuz zu tragen hatte: bei einem sehr kümmerlichen Gehalt, den Tod seiner ersten Frau und der ihm von derselben gebornen 5 Kinder, wie er denn auch von den 14 Kindern zweiter Ehe die meisten sterben sehen mußte. Und zu diesem Hauskreuz die schweren Drangsale des 30jähr. Krieges! Doch eben unter diesem Kreuz wurde er immer tiefer in das Wort Gottes hineingetrieben und erfuhr er die in demselben liegenden Kräfte der zukünftigen Welt immer reichlicher. Davon zeugt sein Ausspruch: „daß außer Gott und seinem seligmachenden Worte (als aus welchem die allerhöchste und ewig währende Belustigung einer Gott liebenden und christlichen Seele entspringt) keine einige, wahre, sichere, noch beständige Freude zu finden sey." Seine ganze Stellung zum Herrn und zur Kirche zu bezeichnen wird aber die Anführung genügen, daß er sein erstes Gesangbuch keinem menschlichen Gönner widmete, sondern dem Herrn, „dem Großmächtigsten, Allergnädigsten, Unendlichen, allein Weisen und Gerechten, großen Wunder Gott und Menschen Jesu Christo, meinem und aller gläubigen Seelen hochverdienten Erlöser, Seligmacher und herzlich geliebten himmlischen Bräutigam, wie auch der auserwählten, mit ihm in Ewigkeit verlobten, und in Gerechtigkeit, Gericht, Gnade und Barmherzigkeit vertrauten liebsten Braut, der christlichen Kirchen, und dann auch allen deroselben getreuen Gliedmaßen." Sein erstes Gesangbuch v. J. 1640 führt den Titel: Neues, vollkömmliches Gesangbuch Augsburgischer Confession. Es zählt 248 Lieder, vornämlich Luthers und seiner Zeitgenossen, „so bishero in christlichen Kirchen gebräuchlich gewesen"; außerdem „viel schöne neue Trostgesänge", besonders Joh. Heermanns, mit Auslassung hingegen der unnöthigen und ungebräuchlichen Lieder. Von gleichzeitigen Berliner Liederdichtern sind darin vertreten der Probst Lilius und der Conrector am grauen Kloster Michael Schirmer, ein schönes Zeugniß, wie damals noch die Schule mit ihren besten Gaben im Dienste der Kirche stand. Von Reformirten ist das Lied des Burkh. Waldis: „Wenn ich in höchsten Nöthen bin ꝛc." aufgenommen; wie denn das ganze Buch, bei aller Treue gegen das Lutherische Bekenntniß, keine Spur gehässiger Polemik gegen die Reformirten in sich trägt, auch in dem Neujahrsliede „Das alte Jahr vergangen ist" V. 3 die Worte: „Vors Papst Lehr und Abgötterei" in „vor falscher Lehr, Abgötterei" gemildert hat. Den meisten Liedern sind die Melodieen vorgedruckt, und zwar noch ziemlich in ihrem ursprünglichen lebendigen Rhythmus; ebenso sind die Texte, wenige und meist ganz geringe Abweichungen abgerechnet, unverändert in ihrer kirchlich-traditionellen Gestalt beibehalten. Das Buch hat also nach allen Seiten hin den kirchlichen Standpunkt fest bewahrt, aber in so lebendiger Weise, daß es Abgestorbenes und Unbrauchbares abgestoßen, neue Schöpfungen des kirchlichen Lebens aber sich assimilirt und der Gemeinde zur Erbauung geboten hat. — Sehr bezeichnend ist dabei auch die Ordnung, nach welcher die einzelnen Lieder in diesem Gesangbuche zusammengestellt sind. Voran die Festgesänge, die Lieder für den öffentlichen Gottesdienst, denn die Kirche stand damals unter allen Institutionen Gottes noch als die erste, und als die alle anderen tragende und pflegende Macht da. An die eigentlichen Kirchenlieder schließen sich die Katechismuslieder; denn die Schule kannte noch keine höhere Aufgabe, als die christliche Jugend im Bekenntniß der Kirche für das kirchliche Leben zu erziehen; dann folgen die Lieder für den Hausgottesdienst und das tägliche Leben, darunter 10 Morgen-, 7 Abend- und 11 Tischlieder; denn wie damals noch das Wort Gottes in den Häusern reichlich wohnete, so auch der Gesang der Hausgenossen des Morgens und des Abends und bei Tische. Den Schluß bilden die Lieder von den letzten Dingen — Tod, Grab und Ewigkeit. — Wahrlich, eine Kirchengemeinschaft, die Männer, wie Johann Crüger bilden, die solche Lieder singen und nach ihren schwunghaften, rhythmischen Weisen singen konnte, deren

geistlichem Bedürfniß ein solches Gesangbuch entsprach: — die muß noch einen guten Schatz reformatorischen Glaubenslebens und ächt evangelischer Kirchlichkeit in sich getragen haben, und es sollte deshalb Eine solche Thatsache genügen, uns zu belehren, wie übertrieben und ungerecht die Anklagen sind, mit welchen man die Orthodoxie jener Zeit geschmäht hat. —

Eine eigenthümliche Stellung nimmt das dritte Berliner Gesangbuch v. J. 1653 ein. Es hat den Titel: D. M. Luthers und anderer vornehmen, geistreichen und gelehrten Männer geistliche Lieder und Psalmen. Zu Erweckung mehrer Andacht bei frommen Herzen zusammengetragen. Es ist auf besondere Veranlassung der durch ihre tiefe Frömmigkeit ausgezeichneten Gemahlin des großen Churfürsten, Luise Henriette von Oranien, veranstaltet, derselben auch durch den Herausgeber gewidmet, wie denn auch deren vier Lieder:

> Ein ander stelle sein Vertrauen — Gott der Reichthum deiner Güte — Jesus, meine Zuversicht — und Ich will von meiner Missethat —

in dasselbe aufgenommen sind. Der Herausgeber ist der Berliner Buchdruckerherr Christoph Runge, ein Mann, der durch seine Gesinnung und äußere Lebensführung dem Cantor Crüger nahe verwandt war, und das rege Interesse für den kirchlichen Gesang mit ihm theilte, wie er denn den Liederschatz mit mehr als 50 eigenen Gedichten bereichert hat. Von den Liedern des Crügerschen Gesangbuches sind 59, namentlich alle lateinischen, weggelassen; dagegen sind 184 andere und zwar 37 ältere und 147 von gleichzeitigen Dichtern aufgenommen, wobei die reformirten Dichter nach Möglichkeit berücksichtigt sind. Paul Gerhard ist hier zum erstenmal mit 37 Liedern vertreten. Die Texte sind fast unverändert, die Melodieen rhythmisch. Hinsichtlich der Anordnung ist Runge insofern von Crüger abgewichen, daß er die täglichen Morgen- und Abendlieder, sammt den Bußgesängen und Liedern von der Rechtfertigung den Festliedern vorangestellt hat. Die Objectivität der Kirche hat also hier schon hinter das subjective Bedürfniß zurücktreten müssen. Dem Befehl der Churfürstin gemäß sollte dies Gesangbuch „nebst des Ambrosii Lobwassers Psalmen, dem (Heidelberger) Catechismo und täglichen Gebetlein in ein Buch zusammen gedruckt und herfür gegeben werden", was aber wenigstens nach den von mir eingesehenen Exemplaren desselben nicht geschehen ist. Daß es vorzugsweise für die Reformirten berechnet war, leuchtet auch daraus ein, daß ihnen zu Liebe auch hier das Lied „Vater unser im Himmelreich ꝛc." in „Unser Vater im Himmelreich ꝛc." verändert ist. Daß gleichwohl Luthers und seiner Mitarbeiter Lieder den Grundstock des Gesangbuchs bilden, erklärt sich zur Genüge aus dem Mangel an geistlichen Liedern innerhalb der Reformirten Kirche und aus dem, was Runge in der Zueignung als Erfolg hofft: „daß diejenigen mit der That widerlegt werden sollten, die hin und wieder böslich verbreitet hatten, als ob die Churfürstin die evangelische Religion der Lutherischen so sehr hasse, daß sie weder deren

Bekenner, noch irgend etwas zu deren Lehre Gehöriges sehen und noch weniger gebrauchen möchte." Das Gesangbuch hat unverkennbar eine irenische, unirende Tendenz, wie denn die grobe Polemik des ersten reformirten Gesangbuchs bei ihm beseitigt ist.

Es ist übrigens dies Gesangbuch nur der Vorläufer einer ganzen Reihe reformirter Gesangbücher, die, durch Crüger und und Runge besorgt, vom J. 1658 ab unter dem Titel: Psalmodia sacra erschienen, und die bis in die Zeit des Rationalismus bei den Reformirten Kirchen Berlins in Brauch geblieben sind. Sie sind sämmtlich mit den Lobwasserschen Psalmen und dem Heidelberger Catechismus zu Einem Ganzen vereinigt und documentiren sich auch sonst als reformirt. Um so merkwürdiger ist der Zusatz auf ihrem Titel: „in Evangelischen Kirchen dieser Lande", da nach dem damaligen Sprachgebrauch sonst evangelisch gleichbedeutend mit lutherisch war. —

Das bedeutendste und einflußreichste Berliner Gesangbuch des 17ten Jahrhunderts ist Johann Crügers Praxis Pietatis melica, d. i. Uebung der Gottseligkeit in Christlichen und trostreichen Gesängen Herrn D. M. Lutheri fürnemlich, wie auch anderer seiner getreuen Nachfolger und reiner Evangelischer Lehre Bekenner, mit vielen schönen Gesängen vermehrt, auch zu Beförderung des sowohl Kirchen- als Privat-Gottesdienstes mit beigesetzten bishero gebräuchlichen und vielen schönen neuen Melodieen verfertigt. Die erste Ausgabe erschien um 1645; eine spätere, vermehrte 1656, im Jahre 1661 schon die zehnte, 1702 die 29ste und 1736 die 45ste Auflage in den verschiedensten Formaten, zwei Reihen von Nachdrucken gar nicht mitgezählt, die zu Stettin und in Frankfurt a. M. herausgegeben wurden. Auch dieses Gesangbuch hält in seinen ersten Ausgaben bis zu Crügers Tode den Standpunkt rechtgläubiger, reiner lutherischer Lehre im Ganzen entschieden fest; doch ist nicht zu verkennen, wie wir uns mit diesem Gesangbuche auf der Gränze befinden, wo die objective Herrlichkeit der Kirche und das Bewußtseyn von ihrer Alles tragenden und zusammenhaltenden Macht verbleicht und die Frömmigkeit des Hauses und der Herzen anfängt, in den Vordergrund zu treten. Auf diese mehr und mehr sich geltend machende subjective Seite des kirchlichen Lebens deutet schon der Titel dieses Gesangbuchs: „Uebung der Frömmigkeit" hin, dafür spricht ferner, daß auch Crüger die Anordnung der Lieder, wie wir sie in seinem ersten Gesangbuche von 1640 fanden, hier verlassen, und dafür die des Rungeschen Gesangbuchs v. J. 1653 gewählt hat. Nicht minder tritt uns das in den beigefügten Melodieen entgegen. Sie sind noch rhythmisch; aber der Rhythmus ist, mit dem älteren z. B. bei Gesius verglichen, bedeutend vereinfacht, wie denn auch der Tonsatz nicht eine künstliche Stimmenverwebung, sondern ganz schlicht ist, und damit die Zeit andeutet, in welcher die alten kirchlichen Tonarten allgemach verschwinden und die Frische und Mannigfaltigkeit des Volks-

gesanges im Kirchengesange untergeht. Die Pulse des fröhlichen evangelischen Glaubenslebens schlugen matter und immer matter, die lieblichen Lieder lebten auch nicht mehr, wie früher, in den Herzen, da konnten auch die Sangweisen ihren ursprünglichen lebendigen und mannigfaltigen Schwung nicht behalten; wie es denn ein eitles Bemühen bleiben wird, den rhythmischen Gesang bei uns wieder herzustellen, so lange wir nicht Gemeinden haben, für deren inneres Leben der rhythmische Gesang wieder der natürliche und nothwendige Ausdruck ist. — Aehnlich wie P. Gerhard im Kirchenliede, bildet J. Crüger im Kirchengesange den Uebergang aus der alten zu der neueren Zeit, und seine Praxis pietatis steht eben noch auf der Gränze ursprünglicher Kirchlichkeit und der späteren subjectiven Frömmigkeit.

Das bewährt sich denn auch deutlich genug bei den späteren Ausgaben dieses Gesangbuchs, besonders bei denen, die nach Crügers Tode (1662) erschienen. Der ursprüngliche Liederstock bleibt in denselben ungeschmälert und unverfälscht; aber in jeder neuen Ausgabe tritt zu diesem eine immer größere Zahl allerdings gläubiger, aber ganz subjectiver Lieder. So schon in der 11ten Ausgabe von 1664 nicht wenige Lieder der Opitz-Schlesischen Dichterschule und des Pegnitzer Blumenordens, auch etliche, für die das Hohelied den Typus hergab, bis die späteren Ausgaben, bei denen die sichtende Hand fehlte und die nur noch das buchhändlerische Interesse besorgte, die Zahl der Lieder von 500 auf 1316 häuften, unter denen nicht bloß die Dichter aus der Spener-Franckeschen Schule, sondern auch die des kranken Pietismus und Mysticismus stark vertreten sind. — Nicht uninteressant wird die Notiz seyn, daß dies Gesangbuch sich bis zu dieser Stunde bei zehen Gemeinden unserer Provinz in kirchlichem Gebrauch erhalten hat. —

Durch die Wirksamkeit Joh. Arnds und Phil. Jac. Speners hatte in der zweiten Hälfte des 17ten Jahrhunderts eine mächtige Erweckung und Wiederbelebung in der Evangelischen Kirche begonnen. Hatten vorher fast ein Jahrhundert lang alle Kräfte der Bewahrung und Weiterbildung der reinen evangelischen Lehre sich zugewandt, und war dabei je länger je mehr die Theologie an die Stelle der Kirche, die kirchliche Gewohnheit an die Stelle des kirchlichen Lebens und die Polemik gegen falsche Lehre an die Stelle des Kampfes mit der Sünde getreten: so drangen Arnd und Spener vorzugsweise auf lebendigen Glauben, auf praktisches Christenthum, und suchten, besonders durch Hervorhebung des allgemeinen Priesterthums, wieder das Volk für das christliche Leben zu gewinnen, wenigstens die gläubige Gemeinde wieder mit der Theologie in Verbindung zu bringen. Welch ein Segen dadurch unserer Kirche geworden, bedarf keiner Erinnerung; ebenso bekannt aber ist es auch, wie diese Richtung, je höheren Werth sie, mit Zurücksetzung des intellectuellen Elements und des kirchlichen Organismus, auf das fromme Gefühl und auf persönliche Frömmigkeit legte, dem Subjectivismus zum Siege über die kirchliche Objectivität geholfen und zu welchen Einseitigkeiten und Extravaganzen der daraus hervorgehende Pietismus in seinen späteren Gestaltungen geführt hat. Sehr bestimmt tritt dies Vorwalten der Subjectivität nun sofort im Kirchenliede hervor. Die kirchlichen Sänger, so Treffliches sie zum Theil noch liefern, „singen nun nicht mehr im Namen und mit der Munde der Kirche, sondern im Namen ihrer eigenen Person, und ihre Lieder betreffen nun viel weniger Lebensäußerungen der Kirche, als vielmehr persönliche Herzenszustände."

Seit Spener im J. 1691 zum Consistorialrath und Probst von Berlin berufen war, gewannen die durch ihn vertretenen Bestrebungen auch hier immer mehr Eingang, und wie fast überall jede neue Entwicklungsstufe des kirchlichen Lebens durch ein neues Gesangbuch documentirt wird, so war ein solches auch für Berlin eine Frucht der Spenerschen Richtung. Höchst bezeichnend aber ist es, daß in den letzten Jahren des 17ten und im ersten Jahrzehend des 18ten Jahrhunderts hier 3 bis 4 Gesangbücher erschienen, und erst 1713 das eine derselben, das Porstsche, zur öffentlichen Geltung kam. Man sieht daraus nicht nur, wie die kirchliche Orthodoxie sich gegen den Pietismus sträubte, sondern eine Vergleichung der verschiedenen damals erscheinenden Gesangbücher zeigt zugleich, welch ein Schwanken in der pietistischen Richtung selbst statt hatte, wie deren Wellen bald höher, bald niedriger gingen, das eine Gesangbuch eine überwiegende Zahl Lieder der neueren Richtung bringt, ein anderes diese wieder bedeutend beschränkt, ja fast beseitigt, bis dies Hin- und Herwogen unter Speners zweitem Nachfolger, dem Probst Porst, zur Ruhe und vorläufigem Abschluß kommt, und damit sein Gesangbuch in der Ausgabe vom J. 1713 auch zum öffentlichen Gebrauch gelangt.

Porsts Gesangbuch ist das geworden und nun schon beinahe anderthalb Jahrhunderte geblieben, was die Crügersche Praxis pietatis vor ihm fast hundert Jahre hindurch war, das eigentliche Gesangbuch der Mark Brandenburg, und damit, neben der Bibel und dem Catechismus, das hauptsächlichste Erbauungsmittel für die Gemeinden unserer Provinz, sowie eines großen Theils Pommerns und anderwärts. Der Einfluß, den es auf die Entwicklung des christlichen und kirchlichen Lebens unter uns ausgeübt hat, ist demnach gar nicht zu bemessen. Wir dürfen es uns deshalb nicht versagen, bei ihm und seinem Verfasser mit unserer Betrachtung einige Minuten zu verweilen.

Johann Porst, der Sohn schlichter Bürgersleute aus dem Markgrafthum Bayreuth, rühmt von seinen Eltern, daß sie den Herrn und sein Wort von Herzen geliebt, ihrem Nächsten mit Freuden gedient und einen großen Segen auf alle ihre Kinder hinterlassen hätten. Durch Gottes unverkennbare Führung zum Studium bestimmt, besuchte Porst die Schule zu Hof und die Universität Leipzig, und kam im Jahre 1695, nachdem er in seiner Heimath bereits unter die Zahl der Candidaten aufgenommen war, mit dem aus Bayreuth als Prediger an die Nicolaikirche berufenen Archi-Diaconus Astmann nach Berlin, um Spener zu sehen und zu hören; doch ward es

hier besonders der Prediger Schade, durch den Porst immer besser kennen lernte, „was zum rechtschaffenen Christenthum gefordert wird und wie namentlich die, so da Lehrer seyn wollen, Andern ein gut Exempel geben müssen.“ — Im Jahre 1698 ward er Prediger zu Malchow und Hohen-Schönhausen, und entwickelte hier besonders durch seine Catechismuslehre, die er für Jung und Alt, in der Kirche und in seinem Hause einrichtete, sowie durch seine Hausbesuche und Armen- und Krankenpflege eine so ausgezeichnete Wirksamkeit, daß er bald als ein helles Licht für die ganze Gegend dastand. Im Jahre 1704 wurde er vom hiesigen Magistrat zum zweiten Prediger an die Friedrichs-Werdersche und Dorotheenstädtische Kirche berufen, 1709 zugleich Beichtvater und Hofprediger der Königin, nach dem Tode Blanckenbergs aber, im J. 1712, vom Könige Friedrich zum Probst an St. Nicolai gewählt. Auch hier in Berlin suchte Porst mit dem hingebendsten Eifer praktisches Christenthum zu befördern, und das um so mehr, als er fand, „daß die Stadtbewohner zwar in der christlichen Lehre besser bewandert waren, als die Bauern zu Malchow, aber die Kraft der erlangten Erkenntniß in der Eitelkeit ihres Sinnes, worein sie durch die Verhältnisse der Residenz verstrickt wurden, unterdrückten.“ Dazu hielt er auch hier des Sonntags nach dem Gottesdienste Erbauungsstunden in seinem Hause, die aber als Quäker-Versammlungen arg verschrieen wurden, weil er darin auch Laien sich auszusprechen gestattete, und in denen auch wirklich mancherlei Ungehörigkeiten vorfielen, so daß er sie späterhin einfach auf seine Vorträge beschränken mußte, besonders auch um der Inspirirten willen, deren Emissäre damals aus England nach Berlin gekommen waren, weil sie hier und namentlich in der erweckten Gemeinde Porsts einen fruchtbaren Boden für ihre Tollheiten zu finden hofften. — Porst starb bereits 1728, erst 59 J. alt — ein Gottesgelehrter ächter Art, ein Knecht Christi, dem, seinem Herrn zu dienen, über Alles ging, ein Schüler Speners und Freund Franckes, Pietist im besten Sinne des Worts, der die Gemeinde der Gotteskinder liebte, und Zertrennungen in der Kirche scheute und bekämpfte, den aber der Eifer für christliche Herzenserfahrung und praktisches Christenthum die Herrlichkeit der Kirche und ihrer festen Ordnungen theilweise übersehen, und sein Bestreben, Alle für den Herrn zu gewinnen, den Neigungen particulärer Frömmigkeit und selbst den Ansprüchen der Wunderlichen leicht mehr als recht nachgeben ließ. Und ich meine, wir werden nicht irren, wenn wir in diesem Bilde des ausgezeichnetsten und einflußreichsten Predigers unserer Stadt in jener Zeit zugleich ihr kirchliches Leben, als von der besten Seite gezeichnet, anschauen.

Dieser Charakteristik Porsts entspricht wenigstens das Gesangbuch vollständig, welches seinen Namen trägt. Die erste

Ausgabe desselben erschien bereits 1708 und zwar ohne Porsts Namen.*) Sie enthält noch mehrfache starke Auswüchse einer geschmacklos tändelnden und das kirchliche Bekenntniß sogar verletzenden Richtung, die aber in der Ausgabe von 1713 meist beseitigt sind. Diese letztere erst ist von der kirchlichen Behörde gutgeheißen und zum öffentlichen Gebrauch eingeführt**), wie sie denn auch im Wesentlichen unverändert bei all den späteren Auflagen des Porstschen Gesangbuchs bis zum Jahre 1855 wieder abgedruckt worden ist. Bei der Auswahl der Lieder hat Porst den Grundsatz befolgt, daß darin „alle Lieder, so jemals in diesen Städten bekannt und in den Kirchen gesungen worden, beisammen gefunden würden.“ Die alte kirchliche Grundlage ist also geblieben. Es sind nicht nur die eigentlichen Kernlieder aus der Reformationszeit bis zur Mitte des 17ten Jahrhunderts beibehalten, sondern auch die besten aus der nächstangränzenden Zeit hinzugefügt. In reicher Zahl sind allerdings auch die Gesänge der mehr oder minder subjectiven Richtung aufgenommen und darunter manche, die der überspannten pietistisch-mystischen Richtung angehören und aus einer falschen Nachgiebigkeit gegen den damaligen Zeitgeschmack Aufnahme fanden. Aber der Berliner Liederschatz hat durch die Aufnahme dieser Lieder subjectiven Christenthums einen Zuwachs und Gewinn erhalten, der nicht hoch genug anzuschlagen ist. Lieder, wie: Ach bleib mit deiner Gnade, Ach, was sind wir ohne Jesu, Dies ist die Nacht, da mir erschienen, Die Tugend wird durchs Kreuz geübet, Ein Christ, ein tapfrer Kriegesheld, Ermuntert euch, ihr Frommen, Heiligster Jesu, Heilgungsquelle, O daß ich tausend Zungen hätte, Wer ist wohl, wie du, Wie fleugt dahin der Menschenzeit, Wie wohl ist mir, o Freund der Seelen, und hundert andere gehören nächst den älteren Liedern zu dem Besten und Erbaulichsten, was der Geist Gottes der Gemeinde gegeben hat, und sind von Segen triefende Lieblingslieder der Christen in den weitesten Kreisen geworden.

(Schluß folgt.)

---

*) Die erste Grundlage dazu scheint von dem Prediger Johann Rau (dem neunzehnten Probst an St. Nicolai) schon gegen Ende des 17ten Jahrhunderts gelegt zu seyn; denn Küster A. u. N. Berlin. 1. Abth. S. 424 berichtet von ihm: „daß, als er noch (1699) Armen-Prediger (am h. Geist-Hospital, vergl. Abth. II. S. 714.) gewesen, er aus seinen eigenen Mitteln das neue Testament, wie auch das Gesangbuch, wovor der selige Probst Porst nachhero die Vorrede gesetzet, und Arnds wahres Christenthum in großer Menge hat drucken und den Armen zum Besten in wohlfeilem Preise auflegen lassen.“

**) Das Privilegium dafür an den Buchbinder Schatz ist vom 24. Septbr. 1712.

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz. Druck von Trowitzsch und Sohn.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1857. Sonnabend den 21. Februar. № 15.

Die Gesangbücher Berlins, ein Spiegel des kirchlichen Lebens der Stadt.

(Schluß.)

Die Texte der älteren Lieder, namentlich derer Luthers, sind in der kirchlich gebräuchlichen Recension unverändert aufgenommen, einige wenige sind in Umarbeitungen von Gesenius und Denicke, bei anderen Liedern sind die Originale hie und da, unverkennbar im Interesse des Pietismus, geändert. So z. B. wenn in dem Liede „Jesu, meiner Seelen Licht" glaubenskühn in glaubensvoll abgeschwächt, oder in dem Liede: „Kommt her zu mir, spricht Gottes Sohn" statt „schöne Welt" — „schnöde Welt" gesetzt ist, oder in dem Liede: „O Gottes Sohn, Herr Jesu Christ", wo V. 4 lautet:

„Daß zur Gerechtigkeit mir werd,
Wenn ich von Sünden bin beschwert,
Dein Kreuztod zugerechnet"

für diese letzte Zeile gesagt ist: „mein lebendiger Glaube" — offenbar aus Besorgniß vor dem Mißbrauch der altkirchlichen Rechtfertigungslehre. — Durchaus bezeichnend für den ganzen Standpunkt dieses Gesangbuchs ist auch hier wieder die Anordnung der Lieder. Die ältere, von Crüger und Runge beobachtete, ist hier ganz verlassen, und statt ihrer die von Spener festgestellte Ordnung des Heils gewählt, die alte, objectiv-kirchliche Ordnung hier also völlig mit der subjectiv-praktischen vertauscht. —

Aus dem Allen wird einleuchten, wie sich zur Zeit Porsts in Berlin die kirchliche Subjectivität neben der kirchlichen Objectivität zu gleicher Berechtigung erhoben und mit dieser sich ins Gleichgewicht zu setzen gesucht hatte, und wie ihr das mit einem ziemlichen Uebergewicht ihrer selbst gelungen war. Doch eben darin, daß das Porstsche Gesangbuch ebenso treu und entschieden die objectiv-kirchliche Seite festgehalten, als, wenn auch überwiegend, der persönlichen Frömmigkeit und ihren Bedürfnissen volle Befriedigung geboten hat, besteht sein eigenthümlicher Werth und liegt der Grund seiner unüberbotenen Geltung bis zu dieser Stunde. An diesem Gesangbuche hat die Mark Brandenburg einen Schatz ersten Ranges für ihr christliches Leben gehabt, eine Quelle reiner und reicher Lehre und gesunder und kräftiger geistlicher Nahrung für Jung und Alt, in Kirche, Schule und Haus, ein ebenso inniges als starkes Band desselben Glaubens und Bekenntnisses für alle ihre Gemeinden, ein mächtiges Bollwerk gegen die Verwüstungen des Unglaubens in der späteren Zeit, und will mans mit Augen sehen, welch ein Segen dies Gesangbuch mit seinen unverfälschten Liedern den einzelnen Seelen geworden ist, an die Kranken- und Sterbebetten derer muß man treten, in deren Herzen diese Lieder noch leben, und Zeuge seyn, wie sie damit sich zu trösten und alles Leid, auch den Tod zu überwinden wissen.

Unsere Stadt sollte leider nicht viel über 50 Jahre in dem ungeschmälerten Besitze dieses Schatzes bleiben. Der von England und Frankreich her seit der Mitte des 18ten Jahrh. eingedrungene Deismus und Naturalismus fand namentlich in den höheren Ständen und bei den Geistlichen immer entschiedeneren Eingang, und die Pfleger des Heiligthums waren es vorzüglich, welche an dessen Verwüstung die Hand legten. Die subjective Richtung, die der Pietismus, wenn auch auf dem Grunde des Glaubens, so thätig gepflegt hatte, warf den alten Glaubensgrund bei Seite und steckte die Fahne der eigenen Weisheit und Vortrefflichkeit auf. Das philosophische Jahrhundert schwärmte für die natürliche Güte des menschlichen Herzens, vertraute ganz sicher auf seine gesunde Vernunft, kannte alsbald nur Einen Maaßstab noch, den der Nützlichkeit und zeitlichen Glückseligkeit, und spiegelte sich in dem Lichte der neuen Aufklärung so selbstgefällig, daß es die Kirche und deren Schätze jubelnd unter dem Schutt seiner Neubauten vergrub. Und die Geistlichen der Residenz der Aufklärung durften bei diesen Riesenschritten des Jahrhunderts nicht zurückbleiben. In ihren Predigten und Catechismen hatten sie die neue Weisheit schon länger und immer ungescheuter verkündigt, an die feste Schanze des väterlichen Glaubens, an die Gesangbücher, hatten sie sich noch nicht gewagt. Der entschiedene Widerspruch zwischen dem Inhalte dieser und dem der neuen Kanzelreden war aber zu grell und für die Prediger des Zeitgeistes zu unerträglich, als daß sie nicht Alles hätten aufbieten sollen, ihn zu beseitigen. Das lag ja auf der Hand, so lange die alten Lieder der Kirche noch in den Händen der Gemeinden waren und in den Herzen lebten, konnte die neue Weisheit nicht zur Herrschaft kommen. Also galts gegen diese Schanze des Glaubens den Sturm zu versuchen. Der erste Versuch wurde mit einem Anhange gemacht, den der O. C. Rath Diterich und dessen Collegen an der hiesigen St. Marienkirche, die Prediger Bruhn und Kirchhoff, gefertigt hatten, und der, wie die Billigung des

Ober-Consistoriums, so auch unterm 5. April 1765 die Königliche Bestätigung zum gottesdienstlichen Gebrauch neben dem Porstschen Gesangbuch erhielt. Er ward zunächst nur bei der Marienkirche eingeführt und erregte bei den Gemeinden und auch bei mehreren Geistlichen starken Widerspruch; aber die geistlichen Räthe des Ober-Consistoriums einigten sich im J. 1766 zum Gebrauch desselben auch in ihren Gemeinden, „um so der Sache ein nachdrücklicheres Gewicht zu geben." Dieser Anhang liefert nur Lieder, die bisher „noch nicht beim öffentlichen Gottesdienste eingeführt waren", und „die Herausgeber haben sich bemüht, sie diesem Zwecke gemäß einzurichten, wodurch unterschiedliche Veränderungen in den dazu bei alten und neuen Dichtern vorgefundenen Liedern nöthig waren." „Bei allen Veränderungen aber, sowie bei der ganzen Sammlung, hat man sich angelegen seyn lassen, alles aufs Gewissenhafteste so einzurichten, daß der vernünftigen Andacht dadurch zu reinen und der Religion Jesu würdigen Gedanken und Empfindungen Anlaß verschafft werden möchte." So lautete die Vorrede — der Empfehlungsbrief! —

Vollendet wurde das Werk der „immer zunehmenden Aufklärung" für Berlin durch das im Jahre 1780 in der hiesigen Mylius'schen Buchhandlung erschienene „Gesangbuch zum gottesdienstlichen Gebrauch in den Königlich Preußischen Landen", welches gleichfalls eine Arbeit Diterichs war, aber auf Veranlassung und unter der besonderen Protection der Pröbste Spalding und Teller herausgegeben wurde. Ein allergnädigster Special-Befehl Sr. Majestät des Königs lautete dahin: „Es ist Unser gnädigster Wille, daß gedachtes Gesangbuch allhier (in Berlin), wenn nicht eher, doch längstens mit dem Anfange des Jahres 1782, und in Unsern übrigen sämmtlichen Provinzen zum Spätesten mit dem Anfange des 1783 Jahres zum öffentlichen Gebrauch in den evangelischen Kirchen und Schulen eingeführt sei."

Es gestattet weder die Zeit noch lohnts der Mühe, uns auf eine nähere Charakteristik dieses Gesangbuchs einzulassen: wir theilen daher nur noch über seine Einführung in aller Kürze Folgendes mit. — Der innere Gegensatz desselben gegen die bisherige, im Volke lebende Lieder-Tradition und gegen das Bekenntniß der Kirche war zu groß und grell, als daß, trotz des stark verbreiteten Abfalls vom Evangelio, sein Erscheinen nicht hätte gewaltige Bewegung hervorbringen sollen. Doch ging diese viel mehr von den Gemeinden, als von den Geistlichen aus. Gleichwohl fehlte es auch auf Seiten dieser an entschiedenen Zeugnissen für die alten unverwässerten Lieder nicht. Woltersdorf z. B. schreibt in einem sonst sehr mild gehaltenen Gutachten: „Wenn ich aber verschiedene Lehrsätze der evangelischen Kirche, die in den alten Gesangbüchern ganz deutlich standen, in dem neuen vergeblich suche; wenn ich von der Nichtigkeit aller menschlichen Gerechtigkeit und der gläubigen Zueignung der Gerechtigkeit Christi (gewiß kein Nebenartikel!) nicht mehr singen soll:

„An mir und meinem Leben ist nichts auf dieser Erd, was Christus mir gegeben, das ist der Liebe werth" —

dahingegen angewiesen werde, es dem Herrn Jesu vorzusagen:

„Des Lebens Unschuld ist mein Ehrenkleid!" —

dann pocht mir mein evangelisches Herz und ich fühle: Hier fehlt etwas, was ich vorher hatte, und ich verlange: gebt mirs wieder!" Unter den Laien Berlins aber war es besonders der Kaufmann Samuel Lobegott Apitzsch, welcher sich der guten Sache um so eifriger annahm, als er darüber Anfeindung und Spott zu dulden hatte. In einer Vertheidigungsschrift: „Wir habens nun alle gelesen"! weist er nach, wie in diesem Gesangbuche die wichtigsten Schriftlehren entweder ganz beseitigt oder abgeschwächt und in ihr Gegentheil verkehrt sind. Mit den Gellertschen Liedern sei man ebenso umgegangen wie mit den alten. Ob denn auch Gellert unsre Sprache nicht verstanden habe, daß man seine Lieder ebenso verböfert habe, wie die alten? Man gebe ja aber auch der Bibel einen andern Sinn, und es werde deshalb an den neuen Reformatoren erfüllt, was geschrieben steht: Da sie sich für weise hielten, alles zu verbessern, sind sie zu Narren geworden! In welche Aufregung die Gemüther geriethen, mögen ein Paar einzelne Fakta bezeugen.

Die Bürger ließen die Currenden nicht mehr vor ihren Häusern singen, sobald diese mit dem neuen Gesangbuche kamen. Ein Mann erzählte dem Prediger Woltersdorf: Ich hatte noch nie in einer Kirche fluchen hören. Heute aber, bei Ankündigung der Einführung des neuen Gesangbuchs, habe ich die Leute fluchend aus der Nicolai-Kirche gehen hören. Am Tage der Einführung selbst verließen die Zuhörer in Massen die Nicolai-Kirche, und als man, um dies zu verhindern, am Nachmittage die Kirchthüren verschlossen hatte, erzwang sich das Publicum mit Gewalt den Ausgang. Der Prediger Troschel fragte eine Frau, wie ihr das neue Gesangbuch gefiele? und bekam die Antwort: Ebenso wie Herr Troschel und Herr Teller. Der Prediger Dressel zu Charlottenburg hatte in einer Predigt erklärt: Er wolle lieber die Gemeinde quittiren, ehe er vom neuen Gesangbuch lasse. Nach der Predigt wurde er von Vielen auf dem Kirchhofe gefragt: Wohin er gedächte? sie wollten ihn gern wegfahren! Da die gläubigen Gemeindeglieder Berlins in den meisten Fällen ihre Geistlichen vergebens angingen, ihnen den Porst zu lassen, so vereinigte sich eine Zahl derselben aus der Dreifaltigkeits-, Cölnischen Vorstadt-, Gertraud-, Neuen- und Jerusalems-Parochie mit dem Kaufmann Apitzsch zu einer Immediatvorstellung bei des Königs Majestät: „ihnen beim öffentlichen Gottesdienst das, dem Worte Gottes gemäße Porstsche Gesangbuch gnädigst zu lassen und sie wider die neuen Reformatores der Bibel und des Catechismus huldreichst zu schützen." Die Antwort lautete dahin: „Die vier Gemeinden könnten sich gänzlich beruhigen, da sowohl ihnen, als jedem Sr. Majestät Unterthan ganz frei stehe, zu glauben und zu singen, was und wie er will." Die vier genannten Gemeinden und ebenso die Sophien- und Georgen-Gemeinde, bei welcher letzteren Woltersdorf als Prediger stand, behielten in Folge dessen das Porstsche Gesangbuch. An nicht wenig anderen Orten erzwangen sich die

Gemeinden die Beibehaltung des Porsts ihren Predigern gegenüber, theilweise durch die tumultuarischsten Auftritte. Die vertheilten Frei-Exemplare wurden von den Armen den Predigern wieder zurückgebracht. Mehreren Gemeinden gestattete man, um sie zu beschwichtigen, den Gebrauch des Porst neben dem des Mylius, so daß, trotz des schreienden Widerspruchs beider, abwechselnd aus dem einen und dem andern gesungen wurde. An 15 Orten der Mark sah man sich genöthigt, die bereits erfolgte Einführung des Mylius wieder zurück zu ziehen; in den übrigen Provinzen fand das „für alle Preußische Lande" bestimmte Buch so gut wie keinen Eingang. Auf eine Vorstellung der Pommerschen Landstände hatte der König erwidert: „daß er seine lieben alten Pommern davon dispensire." So hatten auch die Ostfriesischen und Magdeburger Landstände gegen den Mylius protestirt. Den Hauptkirchen Berlins aber war ihr theures, väterliches Erbe, der reiche und unverfälschte Liedersegen der evangelischen Kirche, genommen. — Ein schwererer Raub ist innerhalb der evangelischen Kirche nie geschehen. Es gehört in der That zu den kläglichsten Erscheinungen und ist eins der traurigsten Zeugnisse, wie tief das kirchliche Leben bei uns zerfallen war, daß dieser Raub überhaupt möglich wurde. Ja daß Gemeinden der evangelischen Kirche, der Kirche, die einen geistlichen Liederschatz vom Herrn empfangen hat, wie keine andere, nun gleichwohl darben mußten und an vielen Orten noch darben, das ist eine beispiellose Thatsache. Die Früchte davon traten dann auch bald zu Tage, namentlich in den immer völliger verlassenen Kirchen und in dem Aufhören des Hausgottesdienstes. Die Kanzelreden über die neue Weisheit hatten schon längst kein tieferes Gemüth befriedigt; man hatte sich aber noch an dem Gesange der alten Lieder erbaut. Seitdem diese auch fehlten, was sollte noch zur Kirche ziehen, was auch die Hausgenossen antreiben, mit einander die kalten und schalen neuen Lieder zu singen? — Die wenigen einzelnen Treuen, die bei dem allgemeinen Abfall überhaupt noch übrig blieben, zogen sich auf sich selbst zurück oder sammelten sich zu Conventikeln. Die evangelische Kirche, als solche, mit ihrer lautern Lehre und ihrem reinen Sacrament, mit ihrem festen und fröhlichen Bekenntniß in Predigt, Catechismuslehre und Gemeindegesang, hatte — vor Menschen Augen — in Berlin ihr Ende erreicht.

Auf welchen Wunderwegen der treue Gott und Heiland unser Volk und die vaterländische Kirche aus solchem tiefen Verfall errettet, welche schweren Heimsuchungen er dazu seit 1806 uns gesandt, welche mächtigen Durchhülfen er uns aber auch hat erfahren lassen, wie er dadurch eine tiefe, ernst sittliche Lebensregung in unserm Volke erweckt, dasselbe wieder auf seine ewigen Güter sich hat besinnen und nach denselben fragen machen, und wie so durch seine wunderbare Barmherzigkeit eine neue Zeit christlichen Glaubens seit den Befreiungskriegen auch in unsrer Stadt aufgegangen ist — das haben Viele von uns mit durchgelebt. Der neuerwachte christliche Glaube konnte sich mit einem Tellerschen Gesangbuche nicht befriedigen, er konnte es um so weniger, nachdem wieder Jesus Christus, der Gekreuzigte,

und sein Heil von mehr als einer der hiesigen Kanzeln gepredigt, auch durch des hochseligen Königs Majestät für den Gottesdienst eine Liturgie gegeben war, die so entschieden zu den verlorenen Schätzen der Kirche zurück wies. Ein anderes Gesangbuch an die Stelle des Mylius war eine unabweisbare Forderung und, durch die namhaftesten Geistlichen der Stadt angefertigt, erschien es nach zwölfjähriger Vorarbeit im Jahre 1829, mit Genehmigung der geistlichen Behörden, „zum gottesdienstlichen Gebrauch für evangelische Gemeinden," wurde auch, nachdem sämmtliche evangelische Geistliche der Hauptstadt sich zu diesem Entschlusse vereinigt hatten, zu Anfang Februar 1830 bei allen hiesigen evangelischen Gemeinden, so lutherischen wie reformirten, mit alleiniger Ausnahme der Bethlehemsgemeinde, wenngleich nicht ohne mehrseitigen Widerspruch von Seiten einzelner Gemeindeglieder, eingeführt. Eine eingehende Critik*) dieses Gesangbuchs wolle hier Niemand erwarten; Folgendes aber dürfen wir, ohne Jemand zu nahe zu treten, nicht verschweigen. Auch dieses Gesangbuch ist, wie ein Kind, so ein Abbild seiner Zeit. Es bezeichnet unverkennbar die Umkehr zum Bessern, ja es hat in der Gesangbuchssache die Bahn dazu gebrochen, aber es ist auf halbem Wege stehen geblieben, und diese Halbheit ist sein Character und sein großer immer drückender werdender Mangel. Den eigentlichen Rationalismus hat es in der Mehrzahl seiner Lieder ausgeschlossen, und sein Inhalt ist im Ganzen ein evangelischer. Aber bei dem ausgesprochenen Princip seiner Verfasser: „von den verschiedenen Auffassungsweisen der christlichen Glaubenslehre keine ausschließlich zu begünstigen, aber auch keiner ihre Stelle zu verweigern, die als Aeußerung des frommen Gefühls sich mit der evangelischen Wahrheit und mit dem Wesen eines kirchlichen Buchs in Einklang bringen läßt" — konnte der Einen und reinen kirchlichen Lehre nicht ihr Recht werden; die Nachgiebigkeit, mit welcher „die verschiedenen," zum Theil von einander sehr abweichenden „Auffassungsweisen" sich Concessionen machten, mußte dem Ganzen auch bezüglich seines Inhalts den Character der Unentschiedenheit und Halbheit aufdrücken, und dahin führen, daß selbst Hauptlehren der evangelischen Kirche abgeschwächt, verwischt wurden, wenn nicht so gut als ganz beseitigt geblieben sind. Die Auswahl der Lieder hat dem Berliner Liederschatz einige recht gute Gesänge hinzugefügt, dagegen wiederum nicht wenige weggelassen, die zu den Kleinodien des evangelischen Kirchengesanges gehören und deshalb in keinem evangelischen Gesangbuche fehlen dürfen, sie weggelassen, weil sie in die Kategorie der „verschiedenen Auffassungsweisen" nicht passen wollten. Die dunkelste Schattenseite des Buchs aber ist die Art und Weise, wie man mit den Texten, namentlich der älteren Lieder, verfahren ist. Nach einer ausdrücklichen Bestimmung des geistlichen Departements vom Jahre 1812 sollte „die Individualität und Poesie der aufzunehmenden Lieder nicht durch unnöthige Abände-

*) Eine solche giebt Rud. Stier in seiner Schrift: „Die Gesangbuchsnoth." Leipz. 1838. S. 278 ff.

rungen verwischt, dieselben höchstens von dem etwa hie und da angesetzten entstellenden Roste mit zarter, behutsamer und bescheidener Hand gesäubert werden." Dieser Forderung von 1812 ist das Gesangbuch von 1829 höchstens in den Liedern Luthers conform, sonst liefert es eine Textbehandlung, die ihm von vorn herein keine Hoffnung auf lange Geltung machen konnte. Man wollte, wie den „verschiedenen Auffassungsweisen der christlichen Glaubenslehre," so auch dem ästhetischen Zeitgeschmack, der sich, losgerissen von dem Worte Gottes und vom christlichen Glauben, gebildet hatte, gerecht werden, um, nach Schleiermachers Entschuldigung dieses Verfahrens, so wieder „viele Herzen für das biblische Christenthum zu öffnen." Darum haben selbst die edelsten Perlen unsers Liederschatzes eine Bearbeitung erlitten, in welcher man nicht wenige derselben kaum noch wieder erkennt. Längere Lieder sind verkürzt und dabei ist nicht selten das Beste weggelassen; in andern sind die Verse umgestellt und damit die ganze innere Oeconomie des Liedes verkehrt. Daß „der alterthümliche Character unsrer Kirchenlieder ein ewig neuer ist und zum feierlichen Ausdrucke des über den Zeitwechsel Erhabenen an ihnen gehört," hat nicht davon abhalten können, ihn zu modernisiren, und daß das Ausgezeichnete und die eigenthümliche Kraft besonders unsrer älteren Lieder recht eigentlich im Volksthümlichen, im Concreten, Veranschaulichenden, Starken und Naiven besteht, ist so sehr verkannt, daß man gerade dies Volksthümliche beseitigt und an seine Stelle die glatten und matten abstracten Formen der modernen Sprache gesetzt hat. Man hat den Gebildeten genügen wollen und damit dem Volke und auch den Gebildeten das Beste verkümmert, was unser deutsches Volk in seinem Sprachsatze besitzt. Bei nicht wenigen Liedern sind die grundlosesten Verwässerungen vorgenommen, und, was wir schließlich am Lautesten beklagen müssen, der lebendige und harmonische Zusammenklang unsrer Kirchenlieder mit der heiligen Schrift, dieses Band der innigen Einheit der einzelnen Theile unsrer Gottesdienste, ist hier nicht selten bis zum Verklingen herabgestimmt dadurch, daß die biblische Sprache verwischt, die Anspielungen auf Bibelstellen ausgemärzt, biblische Bilder beseitigt und namentlich alttestamentliche Ausdrücke, die doch für die Poesie vorzugsweise sich eignen, den Gott Zebaoth kaum ausgenommen, principmäßig weggeschafft sind.

Welche unbestrittenen Vorzüge demnach das neue Berliner Gesangbuch vor vielen anderen neueren hat, und welch ein dankenswerther Gewinn es an die Stelle des Mylius war: wir können es nur beklagen, daß durch dasselbe in den Kirchen Berlins, welche bis zu seiner Erscheinung den Porst bewahrt hatten, dieser um der Uniformität willen verdrängt worden ist, und wenn wir das Gesangbuch von 1819 mit den älteren Berliner Gesangbüchern vergleichen, da pocht auch uns, wie einst dem Prediger Woltersdorf das Herz, daß wir bekennen müssen: „Hier fehlt etwas, was unser kirchlich Volk früher hatte!" und verlangen: „Gebts uns wieder!" — Das Ungenügende dieses Gesangbuchs für die Jetztzeit hat das Kirchenregiment selbst dadurch offen zu Tage gelegt, daß es bereits im Jahre 1851 einen Anhang bewährter Kirchenlieder demselben hat hinzufügen lassen, durch den aber, abgesehen von seiner Unzulänglichkeit, die großen Mängel des Gesangbuchs selber nur noch heller ins Licht gestellt sind.

Seit dem Jahre 1829, besonders aber seit 1840 ist die Entwicklung des kirchlichen Lebens durch Gottes Gnade mächtig in unsrer Stadt vorgeschritten. Wie auf der einen Seite der Unglaube zum offnen Antichristenthum, so hat auf der andern Seite auch der Glaube sich zum entschiedenen Bekenntniß fortgebildet; das christliche Bewußtseyn ist in Vielen zum kirchlichen Bewußtsein erstarkt, die kirchliche Objectivität fordert neben der Subjectivität wieder ihre unverjährten und unveräußerlichen Rechte, namentlich auch ihren unverkümmerten Liederschatz.

Dazu treten Mißverhältnisse in unsrer Stadt, die auf die Dauer unmöglich zu tragen sind. Als ein solches müssen wir hervorheben, wenn jetzt in derselben Kirche die Einen aus dem neuen Berliner, die Andern aus dem Porst oder aus einem dritten Gesangbuche die Lieder in den verschiedensten Recensionen singen — wahrlich nicht zur Förderung gemeinsamer Andacht noch zur Bezeugung gemeinsamen Bekenntnisses. Und als ein noch tiefer greifendes: Nach den Schul-Regulativen müssen, in sehr dankenswerther Weise, die kirchlichen Lieder von den Schülern nach den Originaltexten gelernt werden — doch wohl nicht zum Wiedervergessen oder als unnutzbare Raritäten, sondern zur Anwendung beim häuslichen und öffentlichen Gottesdienste. Welch ein Widerspruch nun für die jungen Herzen, wenn sie diese Lieder gleichwohl in der Kirche nicht gebrauchen können!

Und zu dem Allen: Wer kanns leugnen, daß unsrer Kirche, vielleicht schon in naher Zukunft, die entschiedensten Kämpfe, vielleicht ein Kampf auf Leben und Tod bevorstehn? In diesem Kampfe wird sie nur siegen, wenn sie, wie Israel unter Josaphat, „singend vom Siege" ihn kämpft — wie aber soll sie also kämpfen, wenn ihre alten, starken Glaubens- und Siegeslieder nicht in dem Herzen ihrer Streiter leben?

Also noch einmal Woltersdorfs Forderung: Was wir hatten und was kein Mensch uns vorzuenthalten ein Recht hat, gebts uns wieder!

Wie das geschehen soll? Es wäre, bei den ausgezeichneten Vorarbeiten auf dem Gebiete der Hymnologie, jetzt ein Leichtes, daß ein sachkundiger Mann ein, dem Bedürfnisse der Gegenwart entsprechendes Gesangbuch zusammenstellte. Gleichwohl liegt ein anderer Weg viel näher. Das Porstsche Gesangbuch ist noch heute das Gesangbuch unsrer Provinz. Es findet sich in 1445 Gemeinden derselben (das nächst ihm am meisten verbreitete, das neue Berliner, nur in 381 Kirchen, die Berlins mitgezählt) und wird jährlich in 16 bis 18,000 Exemplaren abgesetzt. Seit zwei Jahren ist überdies eine revidirte Ausgabe desselben erschienen, in welcher 60 Lieder falscher Subjectivität beseitigt und 210 der besten, ältern und neueren dem alten Schatze hinzugefügt, so daß nun auch die neueren Dichter von Gellert an

gebührlich vertreten, die Texte aber möglichst nach den Originalen berichtigt sind.

An dieser neuen Ausgabe des Porst haben wir also noch mehr, als die Zeit des kirchlichen Verfalls unsrer Stadt genommen hat. Ihre Wiedereinführung in die Berliner Kirchen wäre ein entschiedener Sieg der gesunden Restauration über die Halbheit und Mattherzigkeit, wie über die Zerfahrenheit und Willkühr in unsern kirchlichen Zuständen, wäre zugleich ein rechtes Unionsband zwischen den Gemeinden der Residenz und denen der Provinz, ein Mark des Lebens auch für die verkommensten Schichten unsers Volks und ein lauter Schlachtruf, vor dem freilich die Feinde der Kirche sich zusammenschaaren, aber auch alle, die den Herrn und seine Kirche lieben, siegesmuthig die Häupter zu dem Gott Zebaoth erheben würden.

Ich schließe mit einer dreifachen Frage: Sollte es nicht eine würdige Aufgabe für den evangelischen Verein sein, diese für das kirchliche Leben unsrer Hauptstadt so wichtige Sache in die Hand zu nehmen? Und habe ich vielleicht dazu ohne meine Wahl darüber hier reden müssen? Und: Ist Gott dabei für uns, wer will wider uns sein?! —

Lebendige Wege zur Einführung guter Gesangbücher.

Als Stier vor neunzehn Jahren mit seiner klassischen Schrift: „Die Gesangbuchsnoth ꝛc." hervortrat, erscholl es noch wie ein Wächterruf nach Mitternacht, weckte und schreckte sie wie Donner und Blitz. Aber in den zwei Jahrzehnden sind Vieler Augen und Herzen aufgethan worden. Die Hymnologie hat mit Belebung des christlichen und kirchlichen Bewußtseyns gleichen Schritt gehalten, den ganzen Troß der modernen Gesangbücher zu den Todten geschrieben und die alten Liederschätze hinter Schloß und Riegel, unter Staub und Schutt hervorgeholt. Die Reaction ist so mächtig, die Entwickelung so kräftig gewesen, daß die einstigen Vorkämpfer, Bunsen, Stier, Knapp, Daniel u. A. schon ins Hintertreffen gerathen, ihre praktischen Reformversuche veraltet sind. Allein sehr gering dagegen sind die Erfolge in Bezug auf wirkliche Abschaffung der schlechten und Einführung guter Gesangbücher in den Gemeinden. Diese müssen immer noch am dürren Holz und Leder nagen, während sie Brotes die Fülle haben könnten, ja denen wird immer noch Gift für Arzenei eingeschenkt. Oder wo wäre außer dem Mylius in der Provinz Brandenburg noch irgend ein anderes modernes Gesangbuch bei uns gefallen? Und wie getrübt wird auch diese Errungenschaft, wenn statt dessen hie und da das neue Berliner eingeführt worden ist. Alle die zahlreichen Nachtreter des Mylius, namentlich in der Provinz Sachsen, triumphiren: Beati possidentes. Sie werden immer noch gedruckt und gebraucht, als ob sie ein heiliges Recht hätten gegen die Gemeinde, die sie berauben und verderben. Woran liegt das? Wir kennen sehr gut alle die Schwierigkeiten, welche immer mit Einführung eines andern Gesangbuches verbunden sind, aber diese alle in Anschlag gebracht bleibt jene betrübende Erscheinung noch befremdlich.

Wir hören im Geiste eine Menge Stimmen: die kirchlichen Behörden sind schuld, die bei vielem guten Willen auch hierin viel zu verzagt sind; es hat noch jüngst der Oberkirchenrath auf eine Gnadauer Petition es abgeschlagen, das schlechteste aller schlechten Gesangbücher, das neue Magdeburger, zu verbieten. Wir sind sehr wenig geneigt, den kirchlichen Behörden ihren großen Theil Schuld abzuleugnen oder auch nur zu verkleinern, aber ebenso wenig, ihnen auch noch den der Pastoren und Gemeinden selbst aufzubürden. Insonderheit wollen wir bei dieser Gelegenheit die neueste Schuld der kirchlichen Behörden notiren, daß sie das Werk der Gesangbuchs-Besserung so aufhalten und verkümmern, indem sie zu dem schlechten Wuste gute Anhänge fügen, einen neuen Lappen auf das alte Kleid flicken. So ist es mit dem Berliner geschehen, so soll sogar wie man vernimmt, das Magdeburger geflickt und getüncht werden. Allein wir handeln hier nur von der Einführung schon vorhandener guter Gesangbücher.

Es ist allerdings so eine Petition, wie die Gnadauer, ganz ordnungs- und pflichtmäßig. Allein durch Unterschreiben derselben hat man seine Pflichten in der Sache lange nicht erfüllt, im Gegentheil, sie sind dadurch noch vermehrt und verschärft worden. Die nimmt jeder Petent mit, zu Hause zu verrichten Jahr aus Jahr ein. Diese meinen wir mit den lebendigen Wegen, und daß diese lange nicht genug und allgemein genug betreten sind, darin finden wir einen Hauptgrund, daß die modernen Gesangbücher nach ihrer Verurtheilung vor dem Forum des Glaubens und der Wissenschaft sich noch so lange im Gebrauch erhalten.

Der theure Pastor Harms in Herrmannsburg hat neulich im Zeitblatt von Märkel, früher von Petri herausgegeben, seine Stimme für Wiedereinführung des alten Celleschen (Waltherschen) Katechismus erhoben. Es handelt sich dabei zugleich um Verdrängung des bisherigen, rationalistischen Landes-Katechismus. Harms erscheint auch da als ein guter Streiter Jesu Christi, dem die Krone wartet: „Du hast mit Gott und mit Menschen gekämpfet und bist obgelegen." Während er für die Einführung in allen Kirchen und Schulen wirkt, hat er den alten Katechismus schon in die Häuser und Herzen eingeführt, dem Volke angepriesen und lieb und theuer gemacht. Es soll auch das erste Buch seyn, welches in der neuen Druckerei in Herrmannsburg gedruckt wird. Er petitionirt auch, ob beim Consistorio und

Ministerio in Hannover, weiß ich nicht, an der allerhöchsten Stelle, denn es stehet geschrieben: „Betet stets in allem Anliegen;“ und „diese Art fähret nicht aus, denn durch Beten und Fasten.“ Ehe er dort im Zeitblatt ein Wort gegen Menschen darüber sagt, betet er zum Herrn um die Sache. Er bittet nachher die Leser um Verzeihung, daß er so öffentlich um den Katechismus gebetet habe; allein das hätte er nicht gebraucht. Denn Viele werden's ihm doch nicht verzeihen, Andere haben nichts zu verzeihen, weil sie es ihm im Herzen danken, daß er ihnen diesen lebendigen Weg zeigt. Alle Gesangbuchskämpfer sollten sich diesen Katechismuskämpfer zum Vorbild nehmen.

Mit dem lebendigen Zeugnisse von dem Heile, das in Christo erschienen, ist nothwendig auch das von den Mitteln und Anstalten, die es fördern oder hindern, verbunden. Wo also irgend das Heil bezeugt und zur Annahme dargeboten wird, in der Predigt, dem Confirmanden-Unterricht, der Katechisation, der Bibelstunde, Seelsorge, kann das Gesangbuch nicht ignorirt, muß für oder wider dasselbe, direct oder indirect, negativ oder positiv gezeugt werden. Das ist so nothwendig, das liegt so in der Natur der Sache, daß es auf irgend eine Weise ein Jeder thut von selbst und unwillkührlich. Aber es kommt darauf an, daß es völlig und mit allem Fleiß geschehe. Zu einem Zeugen gehört aber zu allererst, daß er die Sache genau, aus Erfahrung kenne. In diesem Falle also Kenntniß des in der Gemeinde eingeführten guten oder schlechten Gesangbuches und dann des ganzen großen kirchlichen Liederschatzes. Wie schlecht ist es aber damit auch noch bei gläubigen Geistlichen bestellt. Wie Viele haben kaum eine Ahnung von der Bedeutung des Kirchenliedes im Cultus und im christlichen Leben. Sollte aber das, was die Gemeinde im Gottesdienste selbst thut, was sie singt, nicht wenigstens ebenso viel Bedeutung haben als das, was an ihr gethan, was ihr gepredigt wird? Zu einer gewissenhaften Vorbereitung des Gottesdienstes gehört auch Fleiß in der Auswahl der Lieder und eine Berücksichtigung des Liederschatzes bei der Meditation der Predigt. Wie viel geht von dem großen Segen eines guten Gesangbuches den Gemeinden wieder verloren durch diese Trägheit und Leichtfertigkeit der Prediger. Denn auch im Porst und Vollhagen und in jedem guten Gesangbuche ist noch manches Mittelgut, aber andererseits haben sie für alle Fälle eine solche Fülle von ächt klassischen Liedern, daß nie andere als solche gesungen werden sollten, auch ihre Herrlichkeit der Gemeinde in der Predigt bezeugt. Ist ein Prediger mit einem schlechten modernen Gesangbuche gestraft, ist er ebensosehr verpflichtet, es genau kennen zu lernen, sonst kann er nicht recht dagegen zeugen. Ein besonders günstiger Umstand dabei ist es, wenn neben dem modernen das gute alte noch hie und da in den Häusern, oder wenn es noch in andern Gemeinden im Gebrauch ist, wie neben dem Berliner der Porst, neben dem neuen Magdeburger, Weißenfelser, Eisleber u. s. w. die betreffenden alten. Da muß man bei jeder Gelegenheit die Vorzüge vor diesem hervorheben und preisen, und darauf hinweisen, wie viel man durch das neue verloren hat.

So wird es oft am Ende der Predigt heißen: Ich hätte heute gern das und das Lied singen lassen, es steht aber nicht mehr im neuen Gesangbuche, es ist im neuen Gesangbuche so vrrändert und verunstaltet, ich will es jetzt noch aus dem alten vorlesen. Das klärt auf, das weckt die Sehnsucht nach dem verlornen, das unterminirt den Boden unter dem modernen. Demselben Zwecke dienen einzelne Verse und Strophen, in die Predigt verwebt. Oft ist ein einziges schlagendes Liedeswort eine Fackel, den ganzen Text damit zu erleuchten, ein schöner Faden, den ganzen Text daran aufzureihen. Aber solche Beziehungen schüttelt man nicht aus dem Aermel, kommen nicht bei dem leidigen Extemporiren, dazu gehört Studium, Fleiß, Arbeit. Wenn das bisher Gesagte treulich gethan ist und auch das, was sogleich noch gesagt werden soll, dann erst halten wir es an der Zeit auch im Detail aggressiv gegen den Naturalismus und Rationalismus des Gesangbuches in der Predigt zu verfahren, um ihm den letzten Stoß zu versetzen. Dann muß die Predigt und kann es z. B. folgende Verse aus „Ist Gott für mich“ mit einander vergleichen:

P. Gerhardt.	Moderne Gesangbücher.
Der Grund, da ich mich gründe,	Wenn ich aus Schwachheit fehle
Ist Christus und sein Blut,	Und nur mit Vorsatz nicht,
Das machet, daß ich finde	So stärket meine Seele
Das ewge wahre Gut.	Die hohe Zuversicht:
An mir und meinem Leben	Den, der, Herr, deinen Willen,
Ist nichts auf dieser Erd,	So gut er immer kann,
Was Christus mir gegeben,	Bemüht ist, zu erfüllen,
Das ist der Liebe werth.	Siehst du erbarmend an.

Aber in der Predigt allein kann dieser schwere Streit nicht ausgestritten werden; sie kann doch immer nur vereinzelte und verhältnißmäßig seltene Streiche führen, und nur unvollkommen in den Liederschatz einführen. Intensiver und gründlicher kann negativ und positiv in Privat-Erbauungsstunden gewirkt werden. Diese sind auch schon öfter benutzt worden, den Seelen wichtige kirchliche Bücher, wie J. Arndt's wahres Christenthum, Scriver's Seelenschatz, Hollazen's Gnadenordnung, bekannt, lieb und theuer zu machen. Recht und Bedürfniß ist in Bezug auf das Gesangbuch noch viel größer. Man braucht nicht einmal „die Geschichte des Kirchenliedes“ von Koch, schon mit der populären von Wangemann läßt sich ein fruchtbarer, ebenso lehrreicher, als erbaulicher Cursus Liederandachten halten. Man führe in solchen Versammlungen eine der kleinen guten Sammlungen geistlicher Lieder ein, die wir jetzt die Menge haben, man singe auch mehr als gewöhnlich in solchen Versammlungen von den betrachteten, lieb gewonnenen Liedern, die man im öffentlichen Gottesdienste entbehren muß. Es wäre wahrhaftig ein ganz besonderes Strafgericht Gottes, wenn solche Arbeit, übrigens gewiß sehr erquickliche Arbeit, ungesegnet bliebe.

Ein anderer lebendiger Weg, die Gesangbuchsnoth zu Herzen und aus ihr heraus zu führen, ist in der Catechisation, dem Confirmanden-Unterrichte und der Schule zu betreten. Es ist eine schwere Versäumung der Catechumenen, wenn man sie nicht warnt vor dem Gifte des schlechten Gesangbuches, wenn man ihnen die süße Milch des Evangeliums, die im Kirchenliede fließt, vorenthält. Diese Unterlassungen sind jetzt bei uns in Preußen um so unverantwortlicher, da die Regulative von 1854 sie kaum noch zulassen. Die oberste Schulbehörde hat darin der Kirche in ihrer Gesangbuchsnoth einen Dienst gethan, den dieselbe nicht genug verdanken kann, und bisher leider wenig veroankt hat. Bis dahin bestand die Verordnung, daß in den Schulen der Text der Kirchenlieder nach dem Ortsgesangbuch gelernt werde. Die Regulative haben bestimmt, daß dieselben überall in möglichst engem Anschluß an den ursprünglichen reinen Text zu lernen sind, etwa wie er in der Sammlung ist: „Geistliche Lieder für Kirche, Schule und Haus, herausgegeben von Anders und Stolzenburg."

Seminar, Präparanden-Anstalt und Volksschule treten seitdem nach äußerm Gesetz und Recht in Opposition gegen jedes moderne Gesangbuch. Es ist sehr zu bedauern, daß den Gymnasien dieser Segen noch vorenthalten ist. Wenn jene günstige Position recht benutzt wird, müssen auf die modernen Gesangbücher tödtliche Schläge fallen. Durch die Schulkinder kommen achtzig Lieder mit ursprünglichem Text in die Häuser. Am Besten wäre es, überall nicht bloß die achtzig, sondern die größere Sammlung von Anders und Stolzenburg in der Schule einzuführen. Wenn in der Schule und Confirmanden-Stunde, in Bibelstunden, bei Haus- und Krankenbesuchen, auch in der Predigt, immer wieder aus dem reinen Borne geschöpft und dargereicht wird auf allerlei Weise, tritt das Ortsgesangbuch mehr und mehr zurück und steigt im Mißcredit. Aber deshalb ist doch noch kein gutes eingeführt. Ja, aber der Weg dazu wird gebahnt, und darauf kommt es eben an. Aber noch mehr. Im Dome zu Magdeburg, dessen beide Prediger Consistorialen sind, ist schon seit Jahren das schlechte Gesangbuch bei Seite gelegt und das kleine Militair-Gesangbuch eingeführt. Das ist ein Interimsstand, der sehr günstig ist, der beinahe einen volligen Sieg in sich hat. Warum benutzen denn andere Prediger dieses Exempel nicht besser? Unter dem Schutze desselben von obenher und unter der Gunst der Regulative von Seiten der Schule und Gemeinde muß es jedem Prediger von nicht einmal besonders tief- und weitgehender Wirksamkeit möglich seyn, eben jene Liedersammlung, oder noch besser die von Anders und Stolzenburg, in die Kirche zu bringen.

(Schluß folgt)

Nachrichten.

Lauenburg.

Es muß mit Schmerz erfüllen, gottgegebene Ordnungen, Segnungen der guten, alten Zeit durch die Wogen des Massenradicalismus, durch die Bewegung von unten hinweggeschwemmt zu sehen. Noch tiefer aber muß es schmerzen, wenn von Seiten der Obrigkeit der Schutz des Rechtes, welcher ihr zusteht, verabsäumt wird, ja wenn ein Gebrauch des obrigkeitlichen Amtes entgegen der Bestimmung, dazu es verliehen ward, befürchtet werden muß. Wohl sind gerechtfertigte Rechtsentziehungen denkbar, als Repressalien für Rebellion, und manche Maßregel der Dänischen Regierung in Holstein sey dadurch entschuldigt, wenngleich ein Recht um Recht nach Weise des Auge um Auge, Zahn um Zahn nicht die edelste und weiseste Politik ist. Lauenburg gegenüber fehlt diese Entschuldigung, und dennoch scheint das nachstehende, dem Gesetz- und Ministerialblatt für Holstein-Lauenburg entnommene Actenstück die Absicht eines Angriffes auf die kirchliche Verfassung dieses Ländchens außer Frage zu stellen.

„Mittelst Allerhöchster Resolution vom 17. d. M. (Nov.) haben Seine Majestät der König die schließlichen allerunterthänigsten Anträge der nachstehend abgedruckten Vorstellungen allergnädigst zu vollziehen geruht:

1. Allerunterthänigste Vorstellung, betreffend die Niedersetzung einer gemeinsamen geistlichen Commission für die Herzogthümer Holstein und Lauenburg zur Einreichung von Vorschlägen für Reformen in der Kirchenverfassung der genannten Landestheile.

Der gegenwärtige Zustand der Ev.-Luth. Landeskirche in den Herzogthümern Holstein und Lauenburg beruht wesentlich resp. auf der Schleswig-Holsteinschen Kirchenordnung von — 1542 und Herzogs Franz des Jüngeren Kirchenordnung d. d. Ratzeburg — 1585, sowie auf den betreffenden späteren Landes-Gesetzgebungen, läßt indeß in manchen Beziehungen die Vornahme von Reformen als wünschenswerth erscheinen.

Abgesehen davon, daß sowohl in dem Herzogthum Lauenburg als in Holstein das Bedürfniß einer Revision der dem Religionsunterricht in Schule und Kirche zu Grunde liegenden Landes-Catechismen, sowie der sogenannten Landesgesangbücher immer mehr sich geltend zu machen begonnen hat, und daß von vielen Seiten auf die endliche Einführung gemeinsamer liturgischer Formen in den Gottesdienst sämmtlicher Gemeinden des Landes hingedrängt wird: muß nicht nur von Seiten der Staatsgewalt, sondern auch von der Kirche selbst der Mangel eines kirchlichen Organs gefühlt werden, welches einerseits der Staatsregierung in wichtigen kirchlichen Fragen als eine berathende Autorität zur Seite stände und zugleich andererseits geeignet wäre, vorkommenden Falls gegenüber dem Staate die Interessen der Kirche zu vertreten, und im Allgemeinen auf die mannigfachen Regungen des kirchlichen Lebens der Gegenwart einen fördernden und bestimmenden Einfluß zu üben.

Noch andere Gegenstände wünschenswerther kirchlicher Reformen z. B. auf dem Gebiete der speciellen äußeren Kirchenverwaltung ꝛc. würden unschwer sich anführen lassen, allein die allerunterthänigste Darlegung der beßfallsigen Details liegt zur Zeit nicht in der Absicht des Ministerii — dasselbe beschränkt sich hier einstweilen darauf, nur die allgemeine Thatsache zu constatiren, daß Veranlassung vorliegen möchte, auf die Vornahme von Reformen in der kirchlichen Verfassung

der Herzogthümer Lauenburg und Holstein näher Bedacht zu nehmen, wobei es jedoch von vornherein glaubt, als wünschenswerth es bezeichnen zu dürfen, daß die hiernach etwa in Angriff zu nehmenden kirchlichen Reformarbeiten möglichst für beide genannte Landestheile gemeinschaftlich in Ausführung gebracht werden, insofern bei der Kleinheit aller Lauenburgischen Verhältnisse die Einführung besonderer kirchlicher Reformen für das Herzogthum Lauenburg nicht nur einem schon an sich schädlichen kirchlichen Separatismus fernern Vorschub leisten, sondern überdies auch einen durchaus nicht verhältnißmäßigen Aufwand von Mitteln und Kräften nöthig machen würde. Wenn daher das Ministerium auch keineswegs gewisse gegen die Gemeinschaftlichkeit der einzuführenden kirchlichen Reformen zwischen den in Frage stehenden beiden Landestheilen obwaltende Bedenken zu gering anschlägt; so ist es dennoch, wie schon erwähnt, des allerunterthänigsten Dafürhaltens, daß bei den vorzunehmenden Arbeiten eine solche Gemeinsamkeit der zu treffenden neuen kirchlichen Einrichtungen stets vorzugsweise mit im Auge behalten werden müsse.

Die Einreichung detaillirter Reformvorschläge wird im Uebrigen zweckmäßig einer desfalls niederzusetzenden sachkundigen und erforderlichenfalls von dem Ministerio näher zu instruirenden Commission zu übertragen seyn, und dürften hierbei jedenfalls auch keine weitern Bedenken dagegen geltend gemacht werden können, die Commission, welche eben zunächst nur gutachtliche Vorlagen für die zu treffenden Einrichtungen zu machen haben wird, gemeinsam für beide Herzogthümer zu bilden.

Zu Ew. Königl. Majestät gnädigst gefälliger Resolution erlaubt sich das Ministerium diesemnach in tiefster Ehrerbietung anheimzustellen:

ob es nicht Allerhöchst zu autorisiren seyn möchte, für die Herzogthümer Holstein und Lauenburg eine gemeinschaftliche geistliche Commission zur Einreichung von Vorschlägen für die Vornahme von Reformen in der Verfassung der Landeskirche in den beiden genannten Landestheilen anzuordnen und — soweit erforderlich — mit näheren Instructionen zu versehen?"

2. betrifft die Schule und ist von untergeordneter Bedeutung.

Allerdings steht nichts weiter als eine Commission in Aussicht, welche „zunächst nur gutachtliche Vorlagen für die zu treffenden Einrichtungen zu machen haben wird." Aber diese Commission soll für Holstein und Lauenburg gemeinsam seyn. Wir sehen ab von der Verschiedenheit des Bekenntnißstandes, welche als eine für sich zu erörternde Frage betrachtet werden mag; wohl aber legt die notorische factische Auflösung aller kirchlichen Ordnung in Holstein, der Mangel jeglicher Lehrzucht, die Versunkenheit in Subjectivismus ernste Befürchtungen vor Ansteckung des gesunden Theiles durch den kranken nahe. Denn die Lauenburgische Kirche hat durch Gottes Gnade Güter, welche sie sich nicht wird nehmen oder verkümmern lassen. Sie hat eine Kirchenordnung, deren Gold nicht die Wetter von beinahe drei Jahrhunderten, weder Pietismus noch Rationalismus, rosteten. Sie hat die gemein-lutherische Verfassung, ein relativ-unabhängiges Consistorium und einen (General-) Superintendenten. Sie hat, Dank zum Theil der „Kleinheit" aller Verhältnisse des Landes, den Rationalismus so siegreich überwunden, wie keine andere Landeskirche. Wenn ihr Catechismus unbrauchbar, ihr Gesangbuch mangelhaft ist, so trägt ebensowohl die Schwierigkeit, solche Gebrechen gründlich zu

heilen (und nicht bloß minder Schlechtes an die Stelle des Schlechten zu setzen), die Schuld daran, als die bis zur Aengstlichkeit gewissenhafte Scheu des treuen, seligen Superintendenten Catenhusen, irgend etwas Bestehendes und Ueberkommenes anzutasten, damit nicht ein Segen verschüttet werde. Catechismus, Gesangbuch, Liturgie wird die Lauenburgische Kirche ohne fremde Hülfe zu regeneriren im Stande seyn.

Die Commission soll außer Gesangbuch, Catechismus und Liturgie den von Seiten der Staatsgewalt wie der Kirche gefühlten Mangel eines „Organes" berücksichtigen, „welches einerseits der Staatsregierung in wichtigen kirchlichen Fragen als eine berathende Autorität zur Seite stände, und zugleich andererseits geeignet wäre, vorkommenden Falls gegenüber dem Staate die Interessen der Kirche zu vertreten, und im Allgemeinen auf die mannigfachen Regungen des kirchlichen Lebens der Gegenwart einen fördernden und bestimmenden Einfluß zu üben." Die Constituirung eines solchen „Organs" würde den zu Recht bestehenden kirchlichen Behörden, d. i. dem Consistorium und dem Superintendenten von Lauenburg, die ihnen eignende Stellung als „berathende Autorität" neben, als Vertreter der „Interessen der Kirche" gegenüber der Staatsgewalt entziehn. — Die Commission soll ferner „Vorschläge für die Vornahme von Reformen in der Verfassung der Landeskirche in den beiden genannten Landestheilen" einreichen, und das Ministerium hält für wünschenswerth, daß diese „Reformarbeiten" für Holstein und Lauenburg „gemeinsam in Ausführung gebracht werden." In Betreff ihres Umfanges ersieht man, daß sie sich nicht auf Catechismus, Gesangbuch und Liturgie beschränken sollen. — Hat das Ministerium damit nicht verständlich genug ausgesprochen, was es bezweckt?

Die gesonderte Vornahme dieser „Reform"-Berathungen für Lauenburg ist abgerathen in Rücksicht auf den nicht verhältnißmäßigen Aufwand von Mitteln und Kräften und weil sie einem schon an sich schädlichen kirchlichen Separatismus ferneren Vorschub leisten würde. Wie weit Grundvigsche Nationalkirchlichkeit die Folie dieser Separatismusscheu, bleibe ununtersucht. Hat aber jemand Anlaß, zu bedenken, was es heißt, ein so kleines Gebiet, grade wegen seiner Kleinheit, in seiner Selbstständigkeit zu conserviren, so ist es das Dänische Ministerium. War es doch das Lauenburgische Consistorium, welches in den Tagen der „Erhebung" unter allen Deutschen Behörden allein in ununterbrochener Beziehung zu seinem Könige stand, trotz dem Parlaments-Commissarius Welker.

Und wer möchte in dieser Holstein-Lauenburgischen Commission ein Zeichen der Zeit verkennen, ein neues zu den vielen, — ein Symptom jenes Krebses, welchen einmaliges Schneiden nicht wegzunehmen vermochte, einen Ansatz zur Verwesung der Institutionen und Bestände, in welchen die geistliche Wohlfahrt unseres Volkes Leben und Gedeihen gefunden hat? Wem möchte nicht solches Abgleiten vom geschichtlichen Rechtsboden schwer und bedenklich und ein Weg in den klaffenden Abgrund der Revolution scheinen? Ueber dem Aase werden sich die Adler sammeln. Sey es eine Mahnung, wie zum wachen und beten überhaupt, so zu Theilnahme und Fürbitte für dieses bedrängte Kirchlein, das bisher wunderbar durch alle Stürme nicht nur sein gutes Recht behalten, sondern auch in der Zeit des Schlafes mehr als anderswo in Uebung erhalten und eher als anderswo wieder in Uebung gesetzt hat.

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz. Druck von Trowitzsch und Sohn.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1857. Mittwoch den 25. Februar. № 16.

Die Gemeinde Hermannsburg im Königreich Hannover.

Hermannsburg — das ist ein Name, der seit einigen Jahren in immer weiteren gläubigen und kirchlichen Kreisen genannt und gerühmt worden ist. Ref. versucht es, einige Umrisse zu einem Bilde von dieser reich gesegneten Gemeinde zu geben, — in dankbarer Erinnerung der Eindrücke, welche er selbst bei einem wenn auch nur kurzen Aufenthalte daselbst empfangen hat. Die Parochie Hermannsburg, einige Meilen von Celle in der Lüneburger Heide gelegen, besteht aus dem großen Pfarrdorfe (oder Marktflecken) dies. N. und mehreren, zum Theil Stunden weit entlegenen, eingepfarrten Ortschaften, und umfaßt zwischen 2 und 3000 Seelen. Der Ort ist ein alter christlicher Missions-Vorposten; er soll von Herrmann Billing genannt und die erste christliche Kirche daselbst 972 als Schutzwehr gegen die heidnischen Wenden erbaut seyn. Der treffliche Pastor Harms, ein Mann in den besten Jahren, ist seinem Vater im dortigen Pfarramte gefolgt, damals nur auf ausdrückliches wiederholtes Andringen der Gemeinde von der Kirchenbehörde bestätigt, welche die Stelle sonst einem älteren Prediger verliehen haben würde. H. hat seine Studien mehr auf der Bibliothek als in den Collegien zu Göttingen getrieben, welche ihn nicht befriedigten. Als er vor dem Examen, sich im Zwiespalt mit den Symbolen der Kirche fühlend, die Theologie hat aufgeben wollen, hat ihn seines Vaters ernstliches Gebot dabei festgehalten, ihn in die Angst und das Gebet getrieben, und an Joh. 17 ist ihm dann die Majestät und Herrlichkeit des Herrn Jesu aufgegangen. — Orthodoxe Lehre und kirchliche Sitte hatte sich schon vor seiner eigentlichen Amtsthätigkeit unter der übrigens im Vergleich mit anderen Gegenden noch viel einfacheren und von moderner Cultur nicht durchfressenen Bevölkerung vorgefunden; wieweit aber das ehemalige kirchliche Leben vom geistlichen Tode und Weltsinn überwuchert gewesen ist, wissen wir nicht. Genug, P. Harms — jetzt in Gemeinschaft mit seinem ihm durchaus ähnlichen Bruder, dem Inspector der dortigen Missionsanstalt, — ist durch Gottes wunderbare Gnade, der den Geist wehen läßt, wo Er will, das Werkzeug geworden, die ganze Gemeinde zu einem reichen christlichen Leben zu erwecken, viele Seelen gründlich zu bekehren, und die Gemeinde zu einer festen kirchlichen Gestaltung zu fördern. Die Idee der Kirche, als einer göttlichen Heilsanstalt, in welcher die Seelen aus dem Tode zum Leben gerufen, mit dem Worte Gottes genährt, gepflegt und im Sacramente des Altars zur innigen Lebensgemeinschaft mit Christo geführt werden, tritt in der Amtsthätigkeit dieses Geistlichen, in dem bewußten Anschlusse der Gemeinde und in dem Missionswerke lebendig hervor.

Man durchlebe nur einmal einen Sonntag in Hermannsburg. Dem Tage des Herrn geht die würdige Vorbereitung durch die häusliche Andacht wohl in den allermeisten Familien voran. Liebliche geistliche Lieder erschallen wie an jedem Tage so insbesondere am Sonnabend Abends und in des Sonntags Frühe aus den Häusern. In der Familie, welche den Ref. nach 1 Petr. 4, 9 aufnahm, wurde aus dem „unverfälschten Liedersegen", der neben dem kirchlichen Lüneburger Gesangbuche gebraucht wird, gesungen, dann vom Hausvater aus der h. Schrift vorgelesen und mit allen Hausgenossen auf den Knieen gebetet. Die geräumige freundliche Kirche gewährt selbst an gewöhnlichen Sonntagen (wir waren am Ende der Erntezeit dort) nicht hinlänglichen Platz der Menge der Gemeindeglieder und der Gäste, welche hinzuströmen. Der Vormittags-Gottesdienst dauert vier bis fünf Stunden. Der Gefahr der Ermüdung wird dadurch vorgebeugt, daß er reichlich Abwechslung darbietet (ohne durch eine künstliche Composition zerstreuend zu wirken). Er besteht außer der kurzen Liturgie aus vier Theilen: der Lection, der Tauffeier, der Predigt und dem h. Abendmahle. Die Gemeinde singt frisch und kräftig, in bewegtem Tempo, doch nicht stets nach den eigentlich rhythmischen Melodieen. Besonders mächtig und ergreifend erschallt das „Allein Gott in der Höh' sey Ehr' V. 1 im ursprünglichen Rhythmus. Auf die Intonationen und Responsorien der Eingangs-Liturgie folgt die Lection. In der Hannöverschen Landeskirche werden (außer den Pericopen) besonders ausgewählte biblische Abschnitte vorgelesen. P. Harms steht am Altare oder geht ein wenig daran hin und her, recitirt den betr. Abschnitt stückweise aus dem Gedächtnisse und legt ihn aus; zum Schlusse verliest er den ganzen also erklärten Text, wozu die Gemeinde sich erhebt. Dann folgt die Taufhandlung, welche bei einer so großen Parochie jeden Sonntag vorkommen mag. Die Kinder dürfen dort nicht lange ungetauft

liegen. Es macht einen sehr erhebenden Eindruck, daß die Kleinen vor der ganzen Gemeinde, welche mit Gesang und Gebet den lebendigsten Antheil nimmt, durch das Sacrament der heil. Taufe in die Kirche aufgenommen werden, mag man auch darüber streiten, ob es nothwendig oder möglich sey, das nachzuahmen. Das Sacrament, auf welches H., treu der luth. Lehre, großes Gewicht legt, tritt in seiner ganzen Würde und Bedeutung hervor. Wir geben Bände von sog. Taufreden gegen die einfachen, tiefen Worte hin, womit H. die Pathen verpflichtete. Er sagte u. A. etwa: „Die Taufe ist das Bad der Wiedergeburt; mit dieser verhält es sich wie mit der leiblichen Geburt: man wird geboren, und thut von sich selbst nichts dazu. Der h. Geist ist der Vater, die Kirche ist die Mutter des neugebornen Gotteskindes. Ihr, Pathen, vertretet geistliche Mutterstelle an dem Kinde; wie eine rechte Mutter ihr Kind nährt, für dasselbe betet und ihm ein gutes Vorbild ist, so habt Ihr auch eine dem entsprechende dreifache Pathenpflicht" u. s. w. — Eigenthümlich ist noch, daß das Taufwasser unter Recitation der Stiftungsworte und dem Kreuzeszeichen besonders geweiht wird. — Dann folgt die Predigt. Die damals gehörte war nicht eben länger als sonst die eines rechtschaffenen Landpastors. Man irrt nun, wenn man meint, in einer besonderen Kunst oder ganz aparten Form der Predigt liege die unbestreitbare Anziehungskraft und Macht über die Gemüther, welche H. besitzt. Es ist vielmehr der ganze Mann, in der Totalität seines Wirkens, der so Großes schafft. Von einer hervorstechenden Gabe der Beredsamkeit haben wir nichts vernommen. Die homiletische Kritik würde vielleicht Manches auszusetzen haben. Aber er verkündigt das Wort als Gottes Wort in der Kraft und mit der Salbung des h. Geistes. Seine vorherrschende Gabe scheint uns die der Lehrhaftigkeit zu seyn. Seine Auslegungen der Lectionen sind daher auch besonders meisterhaft. So sollte man Bibelstunden halten. Er predigt in der Form einfach und natürlich, immer in der Heilslehre begründend, dabei concret und populär, wo es noth thut, sehr ernstlich strafend; er nennt die Dinge bei dem rechten Namen, aber er ist fern von einer gemachten Popularität, wie man sie zuweilen wahrnimmt, welche aus unpassender Nachahmung alter oder neuer Muster hervorgeht oder an das Komische streift. Hier steht der geistliche Vater mitten unter seinen Kindern, der unter dem Volke heimische Pastor mitten in der Gemeinde, und doch auf der Kanzel in der Würde seines Amtes über ihr. Auf die Predigt folgte ein umfassendes Gebet (d. allgem. K. G.), das vom Geistlichen frei gesprochen und von der Gemeinde auf den Knieen still mitgebetet ward; Beides schien uns von allen Gebeten des Gottesdienstes zu gelten. Dann wird das h. Abendmahl gefeiert, — jeden Sonntag. Es sollen sich jetzt c. 6000 Communicanten jährlich einfinden. Die Kirchenzucht schließt Unwürdige aus. Die Confitenten melden sich in den Tagen vorher sämmtlich persönlich bei dem Pastor. In der gemeinsamen öffentlichen Beichte (am Sonnabend) verwaltet H. das

Amt der Schlüssel in ergreifender Weise. Er erklärt, daß er den Unbußfertigen die Sünde nicht vergeben dürfe noch wolle. Darauf wird die Absolution ertheilt, und indem je Dreie an die Seite des Altars treten, werden ihnen die Hände „im Namen Gottes des Vaters, des Sohnes und des h. Geistes" aufgelegt. Dies ist wohl die richtigste und glücklichst gewählte Form der jetzt so vielfach gewünschten „Privatbeichte"; also, nach gehöriger seelsorglicher Behandlung, die privata absolutio (Conf. XI). — Nach der Beichte legt die Gemeinde Opfer für die Mission auf den Altar; es sollen in einem der letzten Jahre dabei 1200 Thlr. gesteuert seyn. — So viel wir es übersehen konnten, verließen nur sehr Wenige von denen, welche nicht am Abendmahle Theil nahmen, die Kirche; sie war auch während dieser Sacramentsfeier gedrängt voll. — Nach einer 1—1½ stündigen Pause wird der wenigstens 2stündige Nachmittagsgottesdienst gehalten. Die Kirche ist wieder dicht besetzt. Erst eine Lection, wie am Morgen. Dann die „Kinderlehre". Die ganze Jugend der Gemeinde, von den großen erwachsenen Burschen und Mädchen an bis zu den kleineren Schulkindern, füllt das Schiff der Kirche. Mit Mühe drängt der Pastor sich hindurch, und fängt mit der erwachsenen Jugend eine Unterredung über einen vorher bestimmten Abschnitt des Catechismus an; sie antworten einzeln und im Chore. Dann überhört er die jüngeren eine aufgegebene biblische Geschichte, und zuletzt ebenso ein aufgegebenes Kirchenlied, mit einigen Erläuterungen. Die Kleineren müssen freilich lange warten, ehe sie an die Reihe kommen, doch haben sie ihre biblische Geschichte und ihr Gesangbuch in der Hand und können ihr Pensum noch einmal durchlesen. Insofern hat diese Sitte, die ganze Jugend an jedem Sonntage vorzunehmen, doch den Vorzug vor der in anderen Gegenden üblichen Chor-Eintheilung; sie müssen nun Alle jeden Sonntag erscheinen. — Es bleibt nach diesem Gottesdienste nicht viel Zeit übrig, — wir müssen in das Pfarrhaus eilen. Sein geräumiger Flur ist schon wieder mit einer Menge dicht besetzt, welche still auf das Erscheinen des Seelsorgers harrt, der mit Einzelnen zu sprechen hat und dann die schon anderwärts (z. B. im Volksblatt von Nathusius) besprochenen plattdeutschen Schriftauslegungen hält. Er verliest aus einer alten Bugenhagenschen niederdeutschen Bibel den Text (damals das Evangel.) und legt ihn aus. Selbst einige Gäste aus den altsächsischen Landen, welchen sonst das Plattdeutsche sehr ungewohnt und schwer erlernbar zu seyn pflegt, versicherten, daß sie sich höchlichst daran erfreut hätten. Hier redet Harms so ganz von der Leber weg; er redet seines Volkes Sprache, das sie kennt und noch darin lebt. Einige Uebertreibungen bei der Schilderung der Unkirchlichkeit „da draußen" wollen wir ihm zu Gute halten. Gottlob! es bauet sich ja die Kirche auch anderwärts wieder. — Mit seinen fremden Gästen, welche dann am Abend im Pfarrhause freundlich bewirthet werden, redet H. nicht viel; er ist abgearbeitet und überhaupt kein Mann der Conversation. Wer aber nicht unbillige Ansprüche macht, wird sich auch hier

von seinem treuen Herzen und heiligen Ernste angezogen fühlen. Er theilt mit seinen Gästen dann auch noch seine Hausandacht.

An einem jeden Mittwoch findet ein ebenfalls sehr besuchter Wochengottesdienst statt. Die Gemeinde hat außerdem reichliche geistliche Nahrung in den Hausandachten, bei den verschiedenen kirchlichen Amtshandlungen und dem häufigen seelsorglichen Verkehr mit ihrem Seelenhirten.

Der Pastor H. ist unverheirathet; auf die Frage: warum er sich nicht vereheliche? soll er geantwortet haben: er habe keine Zeit dazu. Man kanns verstehen, wenn man seine außerordentliche Thätigkeit bedenkt. Sein eignes Hauswesen besorgen seine nächsten Verwandten. Dabei ist er aber durchaus kein in den gewöhnlichen Dingen des Lebens unbewanderter, unpractischer Mann. Das Gegentheil beweist, wie er das Missionswerk anfaßt und wie er in der Gemeinde wirkt. In allen Fällen des häuslichen und Gemeindelebens wird sein Rath eingeholt. Die Polizei und Advokaten haben dort wenig zu thun. Es wird möglichst Alles geistlich geschlichtet und gerichtet. Die Sonntagsfeier ist eine durchgehends strenge. Weltliche Vergnügungen finden für die Gemeinde nicht statt. Die Leute haben auch am Sonntage buchstäblich keine Zeit dazu. — Es liegt nun die Frage nahe: ist denn dort auch Alles Gold, was glänzt? Wir antworten zuvörderst, daß wir ja keine Herzenskündiger sind, und auch nicht in die Einzelheiten des Familien- und Gemeindelebens genaue Einsicht gewonnen haben, und dann, daß der Pastor selbst es der Gemeinde genugsam vorhält, daß sie sich ja nicht für vollkommen Heilige halten sollten, sondern arme Sünder seyen. Auch grobe Sünden kommen vor, doch nur vereinzelt. Auch einzelne entschieden Ungläubige sind da; es wird auch hie und da wieder etwas einschlafen, was einmal in der ersten Liebe lebendig war; aber die große Menge ist dem gewaltigen Strome des christlichen Lebens gefolgt. Das Wort Gottes und der Glaube haben eine umfassende und tiefgehende Macht in der Gemeinde gewonnen; und mehr wird sich selbst von apostolischen Gemeinden nicht sagen lassen. Die sittlichen Früchte des Glaubens liegen reichlich vor; wir nennen außer dem oben Angedeuteten nur die außerordentliche Opferfreudigkeit der Gemeinde. Auf die einfache Aufforderung von der Kanzel bringen die Leute innerhalb einer Woche für ein abgebranntes Glied der Gemeinde mehrere hundert Thaler dem Pastor in das Haus; ein Tagelöhner bringt 10 Thlr., ein Bauer vermacht seinen ganzen Hof für die Mission, — und so geht das fort. Welch' einen kläglichen Eindruck macht es dagegen, wenn in anderen großen wohlhabenden Bauerngemeinden häufig bei kirchlich abgekündigten Collecten gar nichts — oder ein paar Silbergroschen einkommen (die vielleicht der Pastor Ehren halber selbst eingelegt hat!). Aber die Zucht des Wortes Gottes in Hermannsburg hält auch die Leute in äußerer Einfachheit und vielen unnützen Luxus von ihnen fern. — Proletariat gibt's in

H. nicht. Der Spruch Matth. 6, 33 bewährt und erfüllt sich dort herrlich. —

Fragt man aber: was hat dem Pastor H. so große unleugbare Erfolge verschafft? so antworten wir: außer einer schon von Natur sehr tüchtig begabten Persönlichkeit, doch einzig der einfältige Glaube an das untrügliche Wort des lebendigen Gottes, das Festhalten am geschichtlichen (lutherischen) Bekenntnisse, die unermüdlich sich hingebende Liebe zu den einzelnen Seelen, und das Gebet! Auf den Knieen hat dieser Knecht Gottes wohl seine größten Siege errungen. Er hat und verkündigt einen „nicht gemalten, sondern lebendigen Heiland!" Was uns längst als die Aufgabe für die Neubelebung unserer Kirche vorschwebte, das scheint uns jener besonders begnadigte Mann ergriffen zu haben: eine Durchdringung des traditionellen Kirchenthums (der Orthodoxie) mit dem, was im Pietismus ächt und wahr ist (1 Cor. 3, 21—23). Die Hermannsburger Gemeindeglieder machen nicht den Eindruck einer einseitig pietistischen Erweckung; ihre Frömmigkeit hat etwas Frisches und Kräftiges. Die Ordnungen der Kirche sucht H. im Glauben lebendig zu erhalten; er hat damit nicht angefangen, sondern sie sind zum Theil erst Resultat und Schluß seiner Predigt vom Kreuze Christi. Er ist ein Muster eines lutherischen Pastors. Die Gemeinde hängt an dem doch so strengen Manne mit unbeschreiblicher Liebe und Ehrfurcht. Wenn in seinem Wesen nach Außen hin etwas Schroffes und Abgeschlossenes liegen mag, so scheint er uns doch fern von separatistischen Tendenzen zu seyn; und insofern ist sein Wirken und die ganze Erscheinung seiner Gemeinde für die richtige Auffassung der „Kirche" innerhalb einer Landeskirche, wo doch auch nicht Alles normal ist, so wenig wie in Preußen, — sehr bedeutungsvoll und lehrreich.

Wir gedenken endlich noch der Missionsanstalt in H. Von ihr können gewiß andere Missionsgesellschaften viel lernen. Ihre Eigenthümlichkeit und Vorzüge scheinen dem Ref. darin zu bestehen, daß sie getragen wird von einem festen kirchlichen Bekenntnisse, von einer ganzen gläubigen Gemeinde, und daß nicht vereinzelte Missionare ausgesendet werden, sondern organisirte Missionsfamilien, daß eine christliche Colonisation damit verbunden ist. Weiteres gehört nicht hierher. (Doch seyen die H. Missionsberichte, jährlich 12½ Sgr., dringend empfohlen; man muß sich aber auch die früheren Jahrgänge anschaffen.) Ob die Hermannsburger Mission berufen sey, auch im Heidenlande besonders hervortretende und weitgreifende Erfolge zu erringen, das müssen wir abwarten; aber selbst wenn das nach Gottes Rath nicht geschähe, so würde sie doch ihre große Bedeutsamkeit für die heimathliche Gemeinde und Kirche behalten. Hermannsburg bestätigt unwiderleglich den Satz: eine Gemeinde, in welcher gesundes und kräftiges christliches Leben ist, kann nicht ohne den Trieb zur Mission seyn; und die mit Treue ergriffene Heidenmission wird wieder zur gesegneten inneren Mis-

sion. Das Erwachen des Missionsgeistes in A. H. Franke, — an dessen wunderbare Erfahrungen von Gebetserhörung und von Durchhülfe des Herrn auch sonst die Erlebnisse des P. Harms oft erinnern, — war gewiß eine der edelsten Blüthen des Pietismus.

Wir schließen mit dem Rathe, daß ein jeder Pastor und Freund des Reiches Gottes eine geistliche Badereise nach H—g mache; es wird ihn nicht gereuen. Vor der Gefahr der Selbstbespiegelung möge der Herr die liebe Gemeinde bewahren! wir wissen, daß P. Harms selbst dagegen auf dem Plane ist. Und wir schließen mit dem Bekenntnisse, daß, wo wir gerühmt haben, wir nicht Menschen zu Lobe reden wollten, sondern Gott allein die Ehre geben! —

Lebendige Wege zur Einführung guter Gesangbücher.

(Schluß.)

In größern Städten, wo Schule und Kirche und Haus nicht so direct und eng verbunden sind, fällt auch der größte Theil der Hülfe fort, den die Regulative mit ihren Bestimmungen der Kirche in ihrer Gesangbuchsnoth bringen können. Hier müssen die Hausväter, welche diese Noth fühlen und beklagen, aufgefordert werden, sie doch ungesäumt in ihren Häusern abzustellen. Es wäre etwas, wenn z. B. alle diese Hausväter in Berlin den Porst in ihren Häusern einführten. Das heißt: Jedes Glied des Hauses besitzt ihn eigenthümlich, jedes bringt ihn Morgens und Abends mit zur Hausandacht, wie die Bibel, und singt daraus. Aber freilich nun fehlt es wieder an diesen Hausandachten, auch bei den Gläubigen. Eine Betrachtung aus einem Schatzkästchen lesen, ist kein Hausgottesdienst. Dazu gehört alles, was zum öffentlichen Gottesdienste gehört, das Sacrament ausgenommen, also Gesang, Gebet und Wort Gottes. Wir haben lange genug herumgestümpert, ehe wir wieder zu dieser Erkenntniß gekommen sind, nun ist's hohe Zeit, darnach zu thun. — Rieger sagt bei der Versuchung Jesu Matth. 4: „Gott fängt an, die Sünde auf dem Wege hinauszuschaffen, auf welchem sie in die Welt gekommen war." Auf welchem Wege die modernen Gesangbücher in die Kirchen gekommen sind, auf demselben Wege müssen sie wieder hinausgeschafft werden. Sie sind aber unter andern hineingekommen durch das Hinschwinden des Hausgottesdienstes, daß die alten Lieder außer der Kirche wenig mehr gesungen wurden, daß sie den Meisten nicht mehr ans Herz gewachsen, kein Stück Leben waren. Ob das alte oder das neue Gesangbuch die ganze Woche auf dem Bücherbrett steht, ist dann am Ende kein so großer Unterschied mehr. Und wenn man von Montag früh bis Sonnabend Abend stumm hingehen kann, ohne Sang und Klang, wird man sich um das Lied Sonntags in der Kirche auch nicht eben ereifern.

Allerdings hat das Gesangbuch auch die Bestimmung eines andern Erbauungs- und Gebetbuches mit, aber man darf es nicht ganz auf diese reduciren. Wenn meine Kinder mir das schönste Lied noch so schön angesagt haben, frage ich sie immer wieder: „Aber, Kinder, wozu sind die Gesänge?" „Die Gesänge sind zum Singen!" Dieses Axiom wird immer wieder wiederholt. Zur Zeit der Reformation wurden die damals neuen geistlichen Lieder, auf einzelne Zettel gedruckt, auf Jahrmärkten feilgeboten, oder mündlich von wandernden Gesellen und Bettlern verbreitet. Aber so, daß die heilsbegierige Menge um die Colporteure und Wanderer herstand und sich die Lieder vorsingen ließ. So kamen sie, ehe ein Gesangbuch da war, von der Straße, aus dem Leben in die Kirche. Wir sind nur zu abhängig vom Buche geworden, wer uns das alte Buch nimmt, nimmt uns das alte Lied. Die Bücher waren lange Zeit nur für die Cantoren. Noch 1703 meinte ein Breslauer Prediger, Viele würden sich schämen, beim Singen in der Kirche in ein Gesangbuch hineinsehen zu müssen. Das Volk hatte an seinen Liedern ein wirkliches Eigenthum, das ihm kein neues Gesangbuch hätte nehmen können. Es galt für eine Schande und für einen Hochmuth von Seiten des gemeinen Mannes, wenn er wie ein Schulmeister aus dem Buch singen wollte. Selbst noch im Jahre 1731 erschien in Nürnberg ein Gesangbuch mit großem Druck, das achtzig Lieder enthält mit kleinem Druck, weil von diesen angenommen wurde, daß das Volk sie alle auswendig wisse. Wie ist das alles dahin, weg ist weg! Nein, was gewesen ist, kann wieder werden. Ja, Gott sey Dank! es ist noch ein Rest übrig in dem guten Theile unseres Volkes. Ein Bauer in der Provinz Sachsen hat mir vor einigen Jahren eine kurze Verhandlung mitgetheilt, die er mit seiner Frau gehabt hatte. Sie: „Bringe mir doch eine Brille aus der Stadt mit, ich kann das Lied in der Kirche nicht mehr erkennen." Er: „Ich bringe dir keine Brille mit, wer fünf und funfzig Jahre alt geworden ist, muß die Lieder auswendig wissen, die in der Kirche gesungen werden." Summa: Singet, singet aufs Neue die alten Lieder!

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz. Druck von Trowitzsch und Sohn.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1857. Sonnabend den 28. Februar. № 17.

Soll und Haben. Roman in sechs Büchern von Gustav Freytag. Sechste Auflage. Leipzig, Hirzel, 1856. Drei Bände.

Es war im Jahre 1853. An einem lachenden Maiabend blühte und duftete um das Schloß der Frühling. Die Blätter der rothen Akazie warfen gezackte Schatten auf den thauigen Rasen. Ein hoher Herr an die Steine der alten Schloßmauer gelehnt schaute sorgenvoll in die dämmernde Ferne und sprach zu dem Verfasser des obigen Buches: „über die Verwirrung der letzten Jahre, über die Muthlosigkeit und müde Abspannung der Nation und über den Beruf der Dichter, die grade in solcher Zeit dem Volke einen Spiegel vorhalten sollten zur Freude und Erhebung — goldene Worte, die nachklangen im Herzen des Hörers." Sie sind es, die bewirkt haben, daß ein hoher Name das Buch „Soll und Haben" schmückt.

Wahrhaftig goldene Worte. Die Dichter haben den Beruf, den Völkern einen Spiegel vorzuhalten, zu erkennen, was sie sind und haben, und was sie haben und seyn sollen. Der dichterische Geist ist nicht zum Spiel verliehen. Lehren und mahnen soll er durch den Zauber seiner gewaltigen Kunst. In den Dienst der Volksbildung stellen soll er seine gestaltende Kraft. Barmherzig, mild und weichen Herzens, wie der, aus dem alle Dichtung fließt, niedersteigen zu den Armen, welche an Theetischen und in Blumennischen auf seinen rettenden Genius warten. Ja wohl, nicht um der Berühmtheit im Conversationslexicon und Parteijournalen — auch nicht um des lieblichen Honorares willen sollen die, welche Dichter heißen, denken und schildern — sondern folgend einem Gotte in ihrer Brust wandern wie Sokrates von Haus zu Haus und mahnen an die ewige Sittlichkeit und Wahrheit, unerschrocken, furchtlos, die Reichen und auch die Armen, welche eben noch die Steuer des Leihbibliothekenabonnements aufbringen. Die rechte Poesie lebt von der Liebe und was sie hat, schüttet sie auf alle Welt, unbekümmert wie das Sonnenlicht, in welche Augen und Herzen ihre Gedanken und Lehren fallen. Aber sie redet aus dem Geist, der den Geist sucht. Aus der Wahrheit, welche im Schaffen, im Ermahnen, im Bildern und Schildern zu sich selbst zurück will. Von einer andern Poesie kennt nun das Christenthum keine Berechtigung. Denn es ist die Lehre von dem Menschengeschlechte, welchem durch die Liebe sein verloren Ideal wieder köstlich gewonnen ist. Es ist die Lehre von dem Weltdichter und Weltschöpfer, welcher die Menschen aus dem Tode des Geistes zu erlösen ein Weltopfer brachte. Wen es erfüllt, den drängt es weiter zu tragen seine beglückenden Ideale, seine Hoffnung und seine Liebe. Es perlt in seinem Herzen wie ein ewiger Springquell; sein Odem fließt in allen Reden und Gestalten, unsichtbar oft und immer unverkennlich. Nicht als ob das Christenthum bloß geistliche Lieder und von seinem besonderen Heile tönende Werke des Gesanges kennete und duldete. Das Christenthum redet nicht eine Sprache, ist nicht auf besondere Stimmungen beschränkt; es ist keine Tendenz und keine Partei. Es erfüllt das ganze Leben — sein völliges Seyn und Gestalten. Es sitzt in der Arbeit des rüstigen Hammerschmieds — es bricht aus dem Meißel des sinnigen Künstlers in Marmor; alles, was quillt und athmet aus dem Genius des Dichters durchwehet es. Wo es ist, schimmert es durch, wie durch den Hain die aufglänzende Morgenröthe. Das Christenthum hat das ganze Herz und darum sucht sein liebevoll schöpferischer Geist den ganzen Menschen. Der Dichter, der ein Christ ist, sucht den Christus, in dem er lebt, in allen Gestaltungen. Denn wie der Quell ist, so ist der Strahl — wie das Herz ist, so das Ziel — wie der Anfang, so das Ende der Hoffnung und des Zweckes. Das Christenthum will alle Gestaltungen, zu denen der menschliche Geist in seiner Gottähnlichkeit sich gedrängt fühlt. Es verwirft nichts in seiner Erscheinung, als was nicht quillt aus dem Geiste Gottes und seiner Liebe. Es ist das ganze Leben und darum umgießt es auch die Anmuth, die liebliche Freude, den strömenden Muth, die schöne Begeisterung, den sinnigen Genuß — und darum verwirft es bloß die Lüge, welche den Geist und seine Erlösung verleugnet und die ewigen Bande, welche den Menschen mit dem unsichtbaren Lichte im Glauben verbinden, löst. Das Christenthum ist der Quell der Poesie, welche ausgeht im Genius das Geschlecht zu erheben, die Augen aufzurichten zur ewigen Wahrheit und Freiheit — es preßt in die Herzen Aller die Sehnsucht nach Gott und das Erbarmen, Allen diesen Gott zum Troste in der Noth und zur Kraft im Glücke nahe zu bringen. Das Christenthum verwirft darum auch nicht den Roman, so wenig wie es das menschliche Wort überhaupt verwirft. Es meint auch nicht bloß den christlichen sogenannten Tendenzroman, der Nachdruck auf besondere Heilswahrheiten der christlichen Lehre legt — es will nur den Roman von Christen geschrieben haben, und es ist sicher, daß,

wie die Riesenwasserblume auf dem Spiegel des Sees, seine Weihe auf allen Blättern, auch auf den bunten Blumen des reichen Lebens, ruhen wird, wie die christliche Würde hinter jedem Worte schimmert, welches ein Christ in heitern wie ernsten Stunden und Erfahrungen ausspricht.

Parzival von Wolfram v. Eschenbach ist die rechte Lehre von einem Roman, der durch den Dichter nicht bloß romantisch, sondern auch christlich wird. Offenbar ist sein größter Reiz die schöne Mischung, in der bunte Ritterlichkeit und Sinnlichkeit durchzogen wird von dem mahnenden Ernst christlicher Lehre. Noch schöner thut dies Hartmann v. Aue kund. Er dichtet seinen „armen Heinrich", um denen, welche die romantische Novelle lesen, „schwere Stunden sanfter zu machen", er fällt nicht in trübe Askese,

„er mac gotes riter gerner wesen
dann ein betrogener klosterman."

Ueberall dringt in seinen Schriften der Drang durch, Gott nicht um der Welt willen zu verlieren:

„daz geltet bei diu teil
der werlte lop, der sêle heil."

Es hat nie sinnigeres Bestreben gegeben, dem Volke einen dichterischen Spiegel vorzuhalten von dem, was es ist und seyn soll, als die „Bescheidenheit" von Freidank; maßvoller und gedankenvoller werden nirgends im ganzen Mittelalter die Naturen eines christlichen Lebens nach allen Richtungen hin geschildert. Wo zeigt sich — während er von Gott beginnt, von den Sacramenten handelt, mit Christ und dem Jüngsten Tage schließt, eine finstere „pietistische" Lebensanschauung? Heiterkeit und Geistesfreiheit überall — aber überall „got im herzen getragen". Nachdem er der Welt Unbeständigkeit getadelt, sagt er doch:

„Swer got unt die werlt kan
behalten, derst ein saelic man,
Got nieman des engelten lat,
Ob er der werlde hulden hat.
Ein man sol lop und ere bejagen
Und doch got im herzen tragen."

Wir bedürfen vor den Kundigen nicht mehr Beispiele. Darin offenbart sich ja die ungemeine Schwäche der Gegenwart vor dem sonst so weit überflügelten Mittelalter und wahrlich auch vor den gern erhobenen Hellenen, daß die äußere Zerfallenheit minder zu beklagen ist, als die innere, daß die Verschiedenheit der Bestrebungen und Aufgaben in einem Mangel an innerer Einheit ruht, daß der Eindruck, den das Durcheinander von Phrasen, Industrieen und Anstrengungen macht, darum ein so verwirrender ist, weil der Anfang, aus dem es stammt, ein Chaos von Hast, Unklarheit und Gedankenlosigkeit ist. Wir sind abgefallen, Künstler und andere Sterbliche, von der Natur, die mit ihren zahllosen Mannigfaltigkeiten, Schöpfungen und Reizen einem Quell, einem Gesetze entspringt. Wir sehen nicht mehr entzückt, daß, wenn der Frühling wie von Liebe ihre Adern erfüllt, ein wundervolles Leben von Licht und Schatten, Grün und Bunt, Bewegung und Stille erwacht. Es fehlt uns die Concentration der Einheit in unserem inneren Menschen, die allein schöne Mannigfaltigkeit hervorruft. Eben im Innern muß der Volksgeist der Eine seyn, um nach Außen vollendete Verschiedenheiten zu erzeugen. Sicherlich war es der innere eine Geist, der an Herodot, an Sophocles, an Phidias arbeitete — was wir an den Hellenen bewundern hat darin den Grund.

Es war ein Volksgeist, eine Weltanschauung, aus welchen alle ihre Gestaltungen flossen; — als diese Ganzheit durch die philosophischen Schulen aufgelöst ward, zerfiel auch Bild und Staat und Lied. Das Christenthum kennt nur ein Volk. Diesem Volke hat es eine wunderbare Totalität ins Herz gelegt, seinen Gott. Aus ihm muß fließen, wie die ewige Mannigfaltigkeit der Natur, die weite Welt des menschlichen Geistes. In ihm concentrirt sich alles Streben, Schaffen und Bilden. Darum trägt alles, was aus der durch ihn gesammelten inneren Natur stammt, einen Charakter voll Bewußtheit des Zweckes und Endes. Es ist ein göttlich Auge, welches überall sieht. Und darum ist überall Liebe, welche nur arbeitet, sinnt und trachtet um der Lehre und Mahnung an die Menschen willen und gern duldet, wenn die strömenden Samen auf Felsen voll Undankbarkeit und Haß zu fallen scheinen.

Es ist eine große Sache um einen Deutschen Roman, der die Leiden und Geschicke der Welt bildkünstlerisch zeichnen — und die Leser erwecken und erfreuen will. Es ist Schade, daß seine Schöpfung beinahe auch in die Hände einer Innung gefallen ist, der man vor der nicht immer nothwendigen Masse aristokratisch-wissenschaftlichen Materials alle die Fülle von Volkslehre und Volkszugänglichkeit überlassen muß. Wir haben, die wir hoffen von dem ganzen Heile Christi, die heilige Stätte der Kirche ausgenommen, fast alle jene Gebiete, in denen der ganze Mensch zum Menschen redet, die Poesie, die Unterhaltungslektüre, die Zeitungen, bestimmten Kreisen überlassen, und selbst in der Zeitung Gottes, in der Weltgeschichte nicht viel bei uns behalten. Wir sind zu stolz, um aus der Macht des Ganzen in unserer Seele, die an der Forschung des Einzelnen im Ganzen erstarkt, darinnen viele Theologie besteht, ausströmen zu lassen die auf jener Macht ruhende allgemeine Sprache, um, wie Hartmann von Aue redet, auch denen, die sonst nicht erreicht werden, „schwere Stunden sanfter zu machen." Wir haben nicht genug Liebe — so viel wir auch vom Elend wissen, welches die zerfallene Welt von der innerlich zerfallenen Literatur erleidet.

Ist denn zu leugnen, daß das Bild, welches wir von Zuständen der Nation und Zeit, aus den letzten Jahren zumeist, entwerfen müssen und werden — wenn die Gewissen noch stärker aufgehen — ein herzzerreißendes ist! Wird denn die Gewalt des Antichrist — jetzt Geld genannt — nicht so groß, daß selbst das Herz der Begeisterung zuweilen erzittert! Wo wäre dagegen nicht zu streiten! Denn wahrlich, auf unsern Schlachtfeldern erscheint er nicht allein! Gewiß auch durch die unterhal-

tende und hinreißende Kraft des Romans. Die Welt soll durch die Welt erinnert werden. Der Genuß gemeistert werden durch den Genuß. Die Liebe des Christen soll, wie der Apostel, gern Alles werden, um aufzuschließen die schweigende Knospe der Gottesliebe, die alle Ideale und allen Segen erweckt. Aber der Zerfall kann nicht gebessert werden durch den Zerfall. Die Sünde ameliorirt sich nicht durch sich. Nur derselbe Blick, der den rechten Grund des Elends erkennt, kann auch trösten und heilen. Wenn nun mit Recht, wie wir im Anfang aus hohem Munde anführten, „über Verwirrung, über Muthlosigkeit und Abspannung" geklagt ward, wird die Rechenschaft nicht leicht seyn, daß der Quell, aus dem dieses Elend strömt, kein anderer sey, als der Mangel einer idealen Einheit im Herzen der Nation! Offenbar doch nicht einzelne, nach Parteimeinungen aufgefaßte politische Ereignisse. Frankfurt und Erfurt, Reichsverweſung und Reichsregentschaft sind etwa nicht Ursachen, sondern Folgen gewesen. Auch doch nicht etwa der Materialismus von Büchner und Vogt. Consequenz ist diese Frechheit, keine Ursache mehr. Der Dieb im alten Hellas, der den goldenen Blitz von der Jupiterstatue stahl, war nicht der Schöpfer des hellenischen Unglaubens. Es war die schmutzige Consequenz der Weisheit des Anaxagoras. Die meisten sehen das Elend der heutigen Zeit an, wie ein Kaufmann, der über die schlechte Zeit klagt, weil sein Kattunmuster nicht mehr in Mode ist. Der zerfallene Egoismus sieht und daher fehlt über die Wahrheit des Ganzen Diagnose und Heilung. Seine Unbegnügtheit, seinen Vortheil, seinen Ruhm legt der heutige Mensch als Wage an das Ganze. Und wenn keine andere Einsicht entscheiden soll, als die persönliche, die sich darstellt als Partei, als Clique, als wissenschaftliche Meinung, ja als nationaler Vortheil, so sind eben alle gleich berechtigt, und in der Verwirrung des allgemeinen Concurrenzhandgemenges hat Niemand ein Recht, sich zu beklagen, wenn es nach seinen specifischen Theorieen und Idiosynkrasieen nicht gelingt. Der Mensch, die Meinung, das Volk, der Staat ohne die Einheit Christi im Herzen ist weder geschickt zum Kläger noch zum Arzt. Alle Verschiedenheiten und Individualitäten müssen erst aus einer Quelle fließen, um ein Ziel zu haben und um trotz der zahllosen Mannigfaltigkeiten einen Organismus zu bilden, dessen Seele — wie viele Irrthümer auch die Kinder Adams erzeugen — doch der harmonische Friede des Geistes ist. Unsere Zeit, wie sie ist, giebt ein Bild von dem Wetter, welches wäre, wenn alle, die darüber klagen, es auch verändern könnten. Aber seine Ursachen ruhen in einem allgemeinen Gesetz, welches glücklicher Weise die Meteorologen nicht erreichen können und darum trotz aller Wetterwendischkeit eine totale Combination erzeugt, in der die Welt und ihre Blüthe gedeiht. Das Christenthum ist ein Volk, wenn es Christum im Herzen trägt. Hat es seinen Gott, dann auch seinen Meister, vor dem die individualen Neigungen und Gelüste verschwinden, dann auch sein Ziel, in dem sich alle finden — Parteien und Völker — dann auch seine Liebe, im Geiste deren alle lehren und dichten, wie verschieden auch ihre Sprache, ihr Thema, ihre Einsicht und Begabung ist. Dem Deutschen Volke, über dessen Verwirrung, Muthlosigkeit und Abspannung geklagt wird, fehlt das eine Ziel — die ideale Lehre Christi. Und denen, welche lehren und dichten sollen, fehlt der eine Quell, der Gott, aus dem sie erkennen, aus dem sie auch unbewußt ihre Schöpfungen färben, aus dem Trost und Liebe quillt für alle — nicht bloß für das Publikum bestimmter Schichten und Journale einige Genugthuung und Schadenfreude. Für einen Christen ist es sicher kein Paradoxon — wie kurz wir es auch andeuten — daß ohne die Einheit des Volkes in der Begeisterung Christi — ohne die geschlossene Concentration seiner Bildung durch Gott — es weder Dichtungen, noch Romane, noch Broschüren geben werde, welche volksthümlich dauernd und segensreich erhebend wirken werden. Wir reden hier wirklich mit dem lateinischen Dichter:

„Dis te minorem quod geris imperas
Hinc omne principium, huc refer exitum."

2. Diese Bemerkungen entstanden bei der Lektüre von „Soll und Haben" von G. Freitag. Die Worte „sechste Auflage" bei einem 1855 erschienenen dreibändigen Roman schienen darauf hinzudeuten, daß man es mit einem ungewöhnlichen, der deutschen Nation ins Herz und Heil dringenden Buche zu thun hatte. Der eigenthümliche Titel ließ erwarten, daß man auf die Behandlung tief eingehender Lebensfragen der Zeit und nach der Vorrede zu schließen auf den Versuch eines nationalen Bildes stoßen werde, aus welchem das deutsche Volk neue Begeisterung und Freude schöpfen könne. Und in der That das Buch ist mit journalistischer Kleinmalerei zierlich geschrieben; allerliebste kleine Genrebildchen hier und da entworfen. Es fehlt nicht an heiteren Scenen zum Lachen, an ernsten zum Rühren; es wird soviel die Romanmischung verlangt, hinreichend genial gespottet; alle möglichen Episoden des Lebens, Krieg und Tanz, wilder Aufruhr und süßduftende Gesellschaft, sind zur Fesselung des Lesers aufgeboten. Wasser- und Landfahrten locken den Leser an; Diebeskneipen und Ritterſalons; altväterisch Hauswesen und neumodisch schillernder Prunk werden abgemalt. Soweit der Verfasser der „Journalisten" das Leben durchmißt, soweit fehlt es nicht an bunten Skizzen, die er, wie der geschickte Custos einer Gemäldesammlung neben einander aufgestellt hat. Es fehlt auch nicht an guter Gesinnung. Wir sind fest überzeugt, daß der Verf. es herzlich gut meint, daß er den lockeren und elenden Grundsätzen, wie sie von vielen andern Romanographen mehr oder weniger anzüglich gelehrt werden, ein ernsthafter Feind sey. Es ist ihm nicht unbekannt, daß die Zeit krank ist und wir zweifeln wirklich nicht, daß er, wie er sagt, „die Wahrheit zu suchen und zu vertreten für die Aufgabe seines Lebens hält." Er ist nicht einmal ein Gegner des Christenthums und einer seiner Kaufmannsdiener, der Heroen des Romans, wird nur mit leisen, scherzhaften Stichen geneckt, daß er Sympathien für die Mission hat, kurz geschorenes Haar trägt, und jeden Sonntag in die Kirche geht. Er erzählt auch von seinem „sinnigen Wesen", von seiner brüderlich-christlichen Liebe, und „daß er mit christlicher Geduld die Spöttereien der Kame-

raden über seine Pläne ertrug." Aber wenn man nun mit dieser guten Gesinnung die Mittel vergleicht, die sie anwendet um heilend zu wirken, wenn der Noth, die sie fühlt, die Ideale entgegengestellt werden, die sie sucht — wenn man das Maß der Lebenserkenntniß mißt an den Gedanken, die der Verf. als maßgebende betont und das Geschick der deutschen Nation in Betracht zieht, der in sechs Auflagen ein solches Buch zur Freude und Erhebung gewidmet wird, so wird man von Trauer und Mitleid ergriffen. Nicht sowohl über das Gegebene, sondern über Schwäche und Maßlosigkeit derer, welche geben, über diese fadenscheinige Weisheit, womit die „tiefsinnigste" Nation der Gegenwart erhoben werden soll; über die dünnbeinige Begeisterung welche sich zu tausend Rücksichten und Spielereien Zeit nimmt. Ei! gewiß, die kleinen Künste der geleckten Schreibkunst sind trefflich verwendet — aber in ihnen geht auch die ganze Kraft der Dichterei auf. Was in der warmen Begeisterung der Kraft ist die zierliche Figur am Capitäl — denn die rechte Kraft ist auch die schöne Kunst — das ist diesem Geschlecht Ziel und Heil. Wie die Nachkünstler der griechischen Kunst wohl Eroten lockend und sinnlich hinreißend schufen — aber zu einem olympischen Zeus fehlte ihnen Herz und Geist.

Aber es ist da mehr zu bedauern, wie anzuklagen. Der alte Dichter sagt mit Recht: (Aeschyl. in den Sieben zu Theben)

„ἡ γλῶσσ' ἀληθὴς γίγνεται κατήγορος"

oder wovon das Herz voll ist, geht der Mund über. Sie geben, was sie haben. Was in ihnen quillt, das sprudelt heraus. Nicht die schöne Spielerei der Schilderung eines Ballabends, sondern pectus reddit poetam, das Herz macht den Dichter zum Lehrer, zum Weisen, zum Propheten. Was soll auch ein Roman lehren, der das große Motto „Soll und Haben", „Debet und Credit" im erhaben buchhalterischen Geiste an der Stirn trägt!

Die Macht des Geldes, das erkennt der Roman an, dominirt. Sein Erwerb das Hauptelixir des modernen Glückes. Je süßer es zu haben, desto nöthiger alle Adern anzuspannen es zu gewinnen. Nachdem es ein Fehler geworden ist, nichts zu haben — ist es eine Tugend Geld zu erobern. Der wunderbare Zweck heiligt die Mittel. Wenn nichts mehr möglich ist ohne Geld, keine Reisen, keine Salons, keine dejeuners dinatoires, kein Theater, keine Kunst und keine Künstlerin — ja selbst, was schlimmer ist, keine Ambition, Connexion und Corruption; — so zeigt es von Blödsinn keine Aktien zu kaufen. Geist, Charakter, Liebe zu seinem Heiland sind schöne Dinge, aber um wie Aristides und Sokrates zu leben sind die Steuern zu hoch und der Winter zu kalt: darum nur los: Weg mit dem Sinnen und Denken, das nichts einbringt; man muß Geld haben, um nicht mit Füßen getreten zu werden, — hat man es, dann ist noch immer Zeit in den Kammern und Journalen erhabene Phrasen zu drechseln; schon Freidank sagte:

„hete der wolf phenninge
er vünde guot gedinge,
man lieze wolve und diebe lebn
möhtens guot mit vollen gebn."

Dieses Schicksal, das rund über unsere Häupter dahinrollende erkennt nun der Roman von F. an. Die Nothwendigkeit des Erwerbes d. h. die Arbeit steht fest. Aber zwei Principien machen sich dabei kund. Der schöne, der solide Erwerb ist Ahura mazda das gute Princip — im Romane wird es vertreten durch ein altes Handlungshaus, die Firma T. O. Schröter, groß im Verkehre mit Baumwolle und Korinthen, Farbekräutern und Talg, Wolle und Potasche, Kaffee und Zucker, von solidem Credit, altem Vermögen, weiten Verbindungen. Der Prinzipal ein Heros des Bureaus, schweigend, gedankenvoll; für seine Waaren setzt er gegen die Rebellen sein Leben ein, — der solide Erwerb ist sein Charakter und seine Ehre. Man sieht es dem Verfasser an, wie seine Begeisterung ihn fortreißt, wenn er in das Vorderhaus der Firma eintritt. Nicht Homer schwärmt so im griechischen Lager. Die riesigen Auflader sind seine Giganten, sie schleudern Fässer und Ballen, wie die Titanen Felsen und Berge. Der wirbelnde Lärm, der pinselnde Pix, die rasselnden Federn, die rollenden Wagen, das klimpernde Geld er schildert es wie in pindarischem Schwung. Die Commis sind liebe Gesellen. Wen reißt nicht der grüne Ueberziehärmel von Jordan und der schwarze Pinsel von Pix, die „berühmten Attribute" der beiden Herren ebenso hin wie das Löwenfell und die Keule von Alkmenen's Sohn! Unmöglich kann die Poesie fehlen in einem solchen Hause. Hr. v. Fink vertritt die ungezogene geniale — Anton die solide sentimentale. Dieser Anton! das ist das rechte Ideal der neuen Zeit. Ein guter Commis, ein zuverlässiger Rechenmeister, gehätschelt von dem Hausfräulein und den Auflad ern, alles vermag er; er ist reizend in den Tanzkränzchen der beau monde, hat Herz wie ein Ritter gegen Rebellen, weiß zu fühlen wie ein Minnesänger; ein rechter Handlungsdiener wie er muß die Welt erobern. Er gewinnt sie in der Hand seiner Principalin. Er wird Compagnon von T. O. Schröter — Herakles kommt in den Himmel. Ein solches Haus das ist ein Ideal für das deutsche Volk und seine Arbeit. Zur Freude und zur Begeisterung. Und das Gegenprincip wird in zwiefachen Formen geschildert; es ist der unsolide Erwerb, durch Papiere und Börsenspiele, Wucher und Unterschleif. Der böse Geist, Ahriman erscheint in dem Hause eines Ritters und Freiherrn und in der Gestalt zweier Juden. Der gute Freiherr, ein trefflicher lieber Herr, treuer Familienvater, der freilich noch die Schwäche hat über einen von seinem Könige ihm verliehenen Orden, um den er sich nicht beworben, eine freudige Aufwallung zu haben, wird, man weiß nicht recht wie, durch einen Juden zur Habgier verleitet; er fängt an Geschäfte zu machen; die Juden ihn zu rupfen; er geräth immer tiefer hinein; will durchaus Fabriken bauen, Spekulationen machen, Geld gewinnen und ruinirt sich — nah daran sein Leben sich zu nehmen — blind durch einen fehlgegangenen Schuß — auf ein elendes Nest zurückgezogen — wird er gerettet; durch wen? durch den neugebornen Hermes, den Wundercommis, durch Anton Wohlfarth.

Beilage.

Und seine bösen Geister die Juden Ehrenthal und Itzig Veitel — welch erhabenes Drama in ihrem Aufgang und Sturz — sie haben errungen, sie sind reich geworden durch Spitzbüberei und Wucher grade im Gegensatz zu T. O. Schröter. Aber Oedipus Geschlecht kann nicht glücklich seyn. Die grausame Ate entreißt ihnen den Genuß. Ehrenthal wird irrsinnig über den Schmerz und Tod seines edeln Sohnes Bernhard, der ihm ins Gewissen redet — Itzig Veitel, schon auf der Höhe seines Glücks, verlobt mit der schönen Rosalie wird doch von den Erinnyen zur rechten Zeit erreicht und endet in den Fluthen. Wer ist nun wieder der rettende und rächende Genius! Wer rettet die Tochter des Juden vor Verführung durch des lockern Freundes Hand! Wer tröstet den armen Bernhard am Krankenbett! Wer jagt den schändlichen Veitel in die Wasser, die hinter der Kneipe von Pinkus rauschen! Anton ist es, dessen Name Wohlfahrt der deutschen Nation den idealen Weg der Wohlfahrt zeigt.

Wir sagen, daß in den Schilderungen des Romans sehr viel eben so klar als richtig dargestellt ist — wir bestreiten natürlich nicht, daß wenn von dem Handel und Wandel eines Kaufmanns die Rede ist die Firma P. O. Schröter einen ganz anderen Klang hat, als die Prozeß- und Wucherbude von Ehrenthal. Aber wenn das Lebensbild der soliden Firma, Vorder- und Hinterhaus, ein ideelles Bild der Arbeit deutscher Nation seyn soll, so beklagen wir die Hoffnung derer, die daran Begeisterung und Freude zu schöpfen meinen. Uns ist es noch nicht einmal als das Ideal eines rechten Kaufmannes erschienen. Er erwirbt zwar früh und spät, — ehrlich die Corinthen und Wolle nicht durch Actien und anderen Schwindel — aber was thut er anders als erwerben! Wo ist der Geist, der Freude hat an der idealen Fortbildung des Volkes! Wo ist die Wissenschaft und Kunst, die unterstützt wird, weil sie nicht erwerben kann und ohne welche doch Erwerb zwar die Kasten aber nicht die Seele füllt. Wo ist denn endlich das sinnige Interesse des reichen Kaufmanns an dem Leben, dem häuslichen und sittlichen, seines ihm untergebenen Personals! Hat der reiche Kaufmann kein Wort des Dankes für seinen Gott! Hat er von seinem Vater nicht altväterischen Sinn für ein einfältig kirchlich christlich Leben bewahrt! Hat blos sein Diener einige Groschen für fromme Zwecke der Christenheit! So waren die großen Häupter der Kaufmannschaft nicht, welche Deutschland kennt; dienten sie nicht der Wissenschaft, so doch ihrem Gotte, der über ihnen die ewige Waagschale hielt, so hing doch ihre Seele an ihrem Heilande, der sie stärkte in manchen Stunden der Angst. In so dürren Erwerbszwecken steckte nicht einmal Ehrenthal, der seinem anders gearteten Sohne Tausende gab, um orientalische Manuscripte zu kaufen und zu studiren. „Der Roman soll das deutsche Volk da suchen, wo es in seiner Tüchtigkeit zu finden ist, nämlich bei seiner Arbeit.“ Bei seiner Arbeit fand sich der Kaufmann T. O. Schröter — aber ist die Tüchtigkeit nur durch das Arbeiten, d. i. Erwerben vollendet! Der tüchtige Mensch arbeitet nicht als für den inneren Menschen, für die inwendige ideale Natur. Kein anderer soll vom Roman als Lebensbild gesucht werden, als ein solcher. Wo der Mensch mit seinem Geiste nicht lebt für den Geist — ist eben kein Leben. Trotz alles Lärmens von Wagenrädern und Ballengetöse ist es todtenstill. Wenn es Bewunderung und Erhebung bewirkte den hellen Klang der Goldstücke auf den Tischen der Händler zu hören, dann wären die Karthager das ideale Volk des Alterthums — aber so sehr wir uns anstrengen die Deckelinschrift des Herzogs von Luynes zu entziffern — wir sind noch nicht soweit gelangt unserer Jugend statt der Hellenen die Phoeniken als Muster tüchtiger Arbeit zu empfehlen. Der Kaufmannsstand hat seine Ehre wie jeder andere, sobald er die Gesetze der Ehrbarkeit und Gottesfurcht in Handel und Wandel bezeugt, aber das ist eitel Uebermuth und Götzendienst des Geldes, ihn als eine Blüthe des Lebens hinzustellen, wenn er nichts that als erwerben, sobald er nur kein Gesetz der Gewohnheit und des Rechtsgefühls beleidigt. Er kann schon seiner Natur nach nicht ein Ideal des Lebens, des Wirkens seyn. Seine Größe und sein Recht liegt darin ein tüchtiges Mittel zu seyn. Eben darum kann er das Herz nicht ergreifen, das mit göttlichem Auge nach den Zielen sieht. Der Christ kann den Sokrates den Seinen als Bild aufstellen, denn es seufzte in ihm die Sehnsucht nach dem, der ihn erlöste, wunderbar tief. Aber die Arbeit kann er nicht empfehlen, welche blaue Bogen beschreibt und tausende von Ballen packt. Denn des Christen Ideal ist nur der Christ, der die Arbeit und den Leib und den Gewinn zu Füßen legt seinem Gotte und der nach sechstägiger Arbeit kommt zu ruhen in der Liebe und in dem Frieden des gnädigen und sündenerlösenden Herrn.

Aber ebenso armselig an Ideen und göttlichem Troste erscheint der Baron v. Rothsattel. Darum nur — dies zeichnet der Verf. richtig — die Verzweiflung und Rathlosigkeit im Sturz. Aber sein Unglück lehrt nichts, weil es eben ideenlos, ohne Motiv und Charakter sich darstellt. Es fehlte dem Freiherrn blos an Erfahrung und Ruhe — dann ward er nicht betrogen und wurde ein reicher Mann. Wäre etwa der Erfolg sein Advokat gewesen? Wir zweifeln ob Hrn. F. eine Antwort übrig bleibt, wenn ein Ritter ihm die Bemerkungen vorgelegt hätte, daß aus Rothsattels Exempel ebensowenig zu lernen sey, als von einem Jungen, der nie reiten gelernt und sich auf ein wildes Pferd wagt. Warum man seine Gelder nicht auch richtig verwerthen solle! Warum in der jetzigen Obmacht des Geldes der Guts-

herr sich nicht auch dieses Hebels bedienen müsse! um auf der Oberfläche zu bleiben; man betrüge nicht und handle im Umkreis des Gesetzes; wenn Fabriken gebaut würden, die der neuen Industrie Ausführung verschafften und die Preise billiger stellten — würde T. O. Schröter sich weigern die Waaren anzukaufen! Endlich aber, wenn der Freiherr nicht in Veitel sondern in Anton ein Vertrauen gesucht, wenn er ihn aufgefordert in seinem Namen ein Geschäft mit Wolle und Korinthen — ganz solide — aufzurichten, wenn er die „Arbeit" der Ballen und blauen Bogen ergriffen hätte, um „ein Majorat" zu erreichen! Was würde der Verf. dann gesagt haben! Denn um es zu tadeln fehlen ihm Grund und Anerkennung der Ideen, welche den geschichtlichen und religiösen Zuständen des Staates und des Ritterthums zu Grunde liegen. Es geht uns hier der Raum ab und fehlen uns auch die Materialien darüber zu handeln, in wie weit heutige Edelleute und Gutsbesitzer in den Handel und Wandel einzugreifen ein Recht und eine Pflicht haben. Nur das sey bemerkt. Die Macht des Gelderwerbes ist darum so groß geworden, weil sich ihr alle freiwillig unterworfen haben. Das Geld, das sich in einer Kategorie sammelt, ist beiweitem nicht so wichtig, als die Geldsucht, die Alle ergreift. Wenn neben und über der Innung, welche Geld macht sich große Ideen erheben, die frei von ihr sich gestalten — dann sind die Millionen in den Schränken der Fugger nicht blos nicht schädlich, sondern gereichen zum Segen — während der Pfennig und der Schein des Pfennigs, das Papier — wo alles Erwerb treibt — ein unerträglicher Tyrann wird. Ritter, die keine Christen sind — ob sie es nun äußerlich scheinen oder nicht — werden immer nur klüger wie Rothsattel handeln und ob sie selber floriren, den Stand ruiniren, dem sie angehören. Ritter, die in ihrem Gott und ihrer Geschichte ihre Arbeit und ihre Pflichten kennen und lieber untergehen, bevor sie um des puren Erwerbes willen einen Grundsatz veräußern, werden in ihrem Untergange noch der Gesellschaft und dem Stande eine Stütze seyn. Nur die Idee, und des Christen Weltidee ist Gott, giebt das Maß für Handel und Wandel. Den Erfolg zum Götzen machen ist eitel Blindheit. Auch die Korinthen und Wolle ehren den Mann nicht. Alles ist euer, wenn ihr Gott den Allwissenden habt in eurem inwendigen Menschen. Nur der Christ findet in seinem Gewissen die Vereinigung zwischen den schönen Traditionen des alten adelvollen Ritterthums und den Bedingungen einer neuen drängenden Gegenwart. Nur der Christ löst in seiner wahrhaften Demuth und Wahrheit vor Gott die Collisionen, welche alte und neue Zustände in der Reibung des sich bewegenden Menschengeistes gegeneinander treiben; das Christenthum ist aber die Lehre von dem ewigen Geist der Liebe. Es kommt niemals aufzulösen, sondern immer zu erfüllen; es bietet dem Auge, in dem es scheint, die Dinge der Weltgeschichte in der Harmonie der Sterne und Planeten.

Dem Christen wäre auch nicht möglich gewesen die Juden wie der Verf. thut zu zeichnen. Das ist so die Manier der liberalen Weltbeglücker, von denen die Juden das Heil ihrer Emancipation erwarten — daß sie die ganze geschichtliche Tragik der Juden in den Wucher setzen, den sie treiben. Wäre dieser überwunden, dann ist das nationale Motiv beseitigt — dann giebt es keine Juden mehr. Und darum meinen sie, wenn sie den Schacherjuden Tinkeles, Pinkus, Itzig karrikiren, seine Grammatik verkehren, so daß er unter allen Umständen das Objekt nach dem Verbum setzen muß in französisch-grammatikaler Weise — da haben sie den rechten Juden gezeichnet. Der andre, der mit Kattun und Korinthen handelt, in den Kammern und Stadtverordnetenversammlungen sitzt, im Frack nicht im Caftan, würde dadurch nicht beleidigt. Ihn meine man ja nicht. Schöne liberale Liebe! Als ob sie nicht wüßten daß der Fluch des nationalen Verdiktes die Juden alle zu gemeinschaftlichen Bürgen ihres Elends gemacht hätte. Daß Rothschild und Mendelssohn eine Saite in ihrem Herzen reißen fühlen, wenn Tinkeles und Schmulche grammatisch radebrechen und auf der Bühne im Caftan wuchern. Ein liberaler Bewunderer des Schröterschen Ideals kann freilich dies weltbedeutende Schicksal des jüdischen Volks im Wucherthum aufgehen finden. Der Christ versteht sich — so er sich besinnt — sicher nicht dazu, über das Unglück und wenn man schärfer bezeichnen will über die Krankheit eines Volkes zu lachen und zu höhnen. Der Christ, wenn er sich an den Juden mahnend und tadelnd wendet, erinnert ihn nicht an seinen Aussatz und seine Knechtschaft — sondern an seine Größe und seine Freiheit. Nicht vom Pfennig redet und mäkelt er mit ihm — dieser würde heute, wo alles kippt und wippt, schon mit ihm fertig werden — sondern von seinem Gotte. Nicht in Hohn, der scheinbar einige treffen soll — aber alle verwundet, sondern in Liebe, die Alle angeht, wenn auch der Eine nur ins Auge gefaßt ist. Nicht vom äußern Irrthum, an dem die Christen- und Staatswelt selber das Instrument ward, sondern von dem innern Abfall, von dem hochmüthigen Zweifel des Herzens, von dem hartnäckigen Vorurtheil gegen Erkenntniß des Geistes in Gottes Wort — davon redet mit den Juden der, welcher christlich liebt. Wahrhaftig nur das Christenthum und der Christ haben ein Recht das Judenthum und den Juden zu interpelliren in Wort und Schrift, Wissenschaft und Leben — der Journalist, der Handelsmann, der selber ohne Christum dahinläuft und sieht, wo er am besten erwirbt und in richtigem Deutsch Beute macht, wie und wo er kann, hat kein Recht, die Juden um ihrer Geldsucht willen zu höhnen, die, bevor der Ruf der Turteltaube unter ihnen erklingt — bis die Pforten aufspringen, daß einzieht der König der Ehren — in dem Gelde allein finden und fanden Ehre und Waffe, um nicht von der Gewalt und der Habsucht getreten zu werden. Ein schweres Gericht würde über die Novellisten der neuen Epoche hereinbrechen, sollte an ihren Seelen gemessen werden, ob in ihnen oder in den Liedern Juda Hallevi's und Gebirol's mehr ächzende liebliche Sehnsucht nach dem Messias — dem Erlöser vom Elend des Leibes ist. —

Zu einem christlichen Advokaten, einem Trunkenbold und Schurken kommt im Romane Itzig Veitel und bittet ihn (1. 153), ihm zu lehren „die Kunst, wodurch man Glück hat in allen Geschäften, womit man kann machen jede Art von Kauf und Verkauf zu dem besten Preise." Es ist ihm dabei wahrscheinlich nicht ein großes Muster eingefallen, das er dabei hätte nehmen können. Strepsiades in den Wolken des Aristophanes richtet dieselbe Bitte an den Sokrates; er soll ihm und, da sein alter Kopf es nicht mehr begreift, seinem Sohne die Kunst, das Schwache stark, das Weiße schwarz, das Unrecht recht machen lehren. Aristophanes entwirft auch ein Lebensbild, worin er den Schwindel, den Wucher, die Proceßbetrug geißelt. Man kann die moralische Motivirung, den idealen Hintergrund vergleichen, auf dem der heidnische Komiker seine Schilderung erhebt. Es wird nicht schwer seyn, bald den Grund zu erkennen, warum Aristophanes unvergeßlich — „Soll und Haben" trotz seiner sechs Auflagen bald im Staube der Leihbibliotheken modern wird; — Aristophanes unterhält und scherzt auch — in seiner Weise — er geißelt die Ritter und den Pöbel — die Vornehmen und die Geringen — auch er zeigt das Ende derer, welche dem Adikos, dem Sprecher der Ungerechtigkeit oder vielmehr der neuen Zeit folgen — aber freilich voll noch eines anderen Geistes läßt er seinen Strepsiades, als dieser den Chor verzweifelnd fragt, warum sie ihn denn nicht aufmerksam gemacht haben, welchen verderblichen Weg er gehe — eine Frage, die auch der Hr. v. Rothsattel thun konnte — die schöne Antwort geben:

„Gieb von allem dir nur selbst die Schuld,
Der du dich zu solchen bösen Streichen hingedreht.

Strepsiades: Warum denn habt ihr dies nur früher nicht gesagt
Vielmehr betrüglich den alten Landmann aufgespannt?

Chor: Das thun wir stets und immer, sobald wir einen sehn,
Der recht mit Liebe böse Streiche treiben mag,
Bis wir ihn ins Unglück stürzen, ob er lernen will,
Wie nützlich jedem Menschen ist die Gottesfurcht."

Es wird leicht seyn, diese Worte der chorführenden Wolken in die christliche Sprache zu übersetzen. P.

Nachrichten.

Hessen.

Es treibt mich, Ihnen nähere Mittheilung zu machen über ein Ereigniß, welches hier zu Lande Aufsehen genug gemacht hat und von dem bereits in sehr vielen politischen und kirchlichen Blättern die Rede war, den Uebertritt zweier Geistlichen der Evang. Kirche im Großh. Hessen, des Pfarrvikar Dieffenbach und des Pfarrer Henrici in Götzenhain bei Darmstadt, zur Römischen Kirche.

Beide Conversionen standen in nahem Zusammenhang, und zwar so, daß Dieffenbach, nicht zu verwechseln mit dem wackern Verfasser der Hausagende, welcher sehr kurze Zeit vor Henrici seinem Amt in der Evang. Kirche entsagte und den Uebertritt vollzog, hauptsächlich durch diesen dazu vermocht worden ist, welcher Letztere schon seit Jahren mit der Möglichkeit dieses Schrittes sich beschäftigt hatte. Ueber Dieffenbachs Lebensverhältnisse in den letzten Jahren Einiges zu sagen, ist ein unerquicklich Ding. Rede und Gegenrede hierüber ist in dem Hallischen Volksblatt bereits laut geworden, und ich beschränke mich auf das Eine, daß Dieffenbach im verflossenen Sommer, als er bereits übertreten wollte, seiner geistlichen Behörde auf eine Anfrage den Bescheid gab: sie habe sich um seine Privatverhältnisse nicht zu bekümmern. Lassen wir ihn. — Bei Weitem mehr Interesse nimmt der Uebertritt des Pf. H. in Anspruch. Er steht in den ersten dreißig und gehörte seit Jahren zu denjenigen jungen Theologen Hessens, die, von schöner Begabung unterstützt, mit Entschiedenheit das Wort vom Kreuz predigten und dabei allgemach zu confessioneller Entschiedenheit gelangt waren. Nähere Bekannte und Freunde legen ihm zum Theil übermäßigen Ehrgeiz zur Last. Darüber habe ich kein festes Urtheil. Daß ein anderer Vorwurf: er mißbrauche die Kanzel durch theatralische Gesticulationen und Effecthascherei, nicht ungegründet ist, davon habe ich mich selbst zu überzeugen Gelegenheit gehabt, so viel Anziehendes und Erweckliches der gehörte Vortrag auch sonst enthielt. Einen sehr entschiedenen Widerwillen gegen die kirchenregimentlichen Zustände im Großh. Hessen trug er stets mit großer Bitterkeit und sichtlicher Uebertreibung zur Schau, und eine große Vorliebe für bischöfliche Verfassung, für allen Pomp und Glanz des Cultus, hat er ebenfalls schon längst nicht verläugnet; auch hielt er sich bei jeder Gelegenheit berufen, den Vertheidiger der Römischen Kirche auch gegen die wohlbegründetsten Anschuldigungen zu machen. Deshalb hatte sich auch schon seit langer Zeit das Gerücht festgesetzt: H. wolle katholisch werden. Es erhielt neue Nahrung durch seinen häufigen Umgang mit einzelnen Römischen Geistlichen, und bei seinen Freunden ward die Besorgniß verstärkt, als er im J. 1855 über das in Mainz gehaltene Bonifaciusfest, bei dem ein evangelisch warmes, nach den Gnadenströmen des Herrn über unser Volk durstiges Herz nur Schmerz und tiefes Weh empfinden konnte um der Veräußerlichung der feiernden Kirche willen, in extravagant rühmender Weise sich aussprach. Auch seine Predigten vor der kleinen Dorfgemeinde sind dem Vernehmen nach nicht ohne sehr bedenkliche Kundgebung Römischer Sympathieen und Mißachtung der eignen Kirche geblieben, und schwerlich dürften seine geistlichen Vorgesetzten von dem Vorwurf zu großer Nachsicht und das laissez faire bei dem sonst als gewissenhaft bekannten Manne zu weit getrieben zu haben, frei zu sprechen seyn. Da erfolgte denn endlich im September v. J., wenige Wochen nachdem H. noch der Sandhofconferenz bei Frankfurt, wenn auch als stummer Zuhörer, beigewohnt, seine Amtsniederlegung, bald darauf auch in Mainz der Uebertritt und seine Aufnahme ins bischöfliche Seminar. Das Aufsehen war natürlich groß, zumal der erwähnte D. so eben erst die Kirche verlassen hatte. Insbesondere ward das Ereigniß vielfältig — zum Theil auch in öffentlichen Blättern — wie zu erwarten stand, dahin ausgebeutet: „Da seht ihr, wohin die sogenannten Gläubigen, zumal die Lutheraner, steuern! da ist nun einmal ein Ehrlicher und Consequenter!" Derlei Urtheile sind jedenfalls darum sehr übel, weil in

der That manche wohlgesinnte, aber schwache Gemüther sich leicht dadurch irre machen lassen, — weil sie auch in einflußreicher Sphäre mehr oder weniger Gehör finden, und eben dadurch der hier zu Lande noch so sporadischen und jungen gesunderen kirchlichen Entwicklung ein Hinderniß werden. Deshalb muß auch Henrici's Uebertritt, von allem Andern abgesehen, als ein großes und schweres Aergerniß angesehen werden, welches er der Kirche des Herrn gegeben. Wie freilich das grade Gegentheil jenes Geredes die Wahrheit ist, davon sind viele Beweise in des Convertiten Hände selbst; ich meine die zahlreichen Briefe, welche er kurz vor und sogleich nach seiner Amtsniederlegung von solchen Amtsgenossen, die sich bis dahin mit ihm im Glauben verbunden hielten, bekommen hat. Einen derselben habe ich vor Absendung gelesen und kann nur bezeugen, daß er erschütternd war, mir durch Mark und Bein ging, geschrieben mit dem Griffel glühender Liebe zu dem Verirrten und zu der Kirche des Herrn.

Als Antwort auf diese Briefe nun und zu seiner Rechtfertigung hat H. vor wenigen Wochen eine Brochüre ausgehen lassen: „Offnes Sendschreiben an seine protestantischen Freunde von Siegmund Henrici. Mainz, bei Kirchheim, 67 S.", in welchem er zu Anfange in warmen Worten an die gemeinsame Liebe zu Jesu dem Friedefürsten in seinem und seiner Freunde Herzen appellirt, sodann in 7 Abschnitten die Hauptirrlehren des Protestantismus abfertigt, endlich 17 Anschuldigungen, die gegen die Römische Kirche gewöhnlich vorgebracht würden, zu widerlegen sich bemüht. Ich gestehe, daß es einen peinlichen und trübseligen Eindruck macht, einen Convertiten von so jungem Datum mit bereits tausendmal gemachten und eben so oft widerlegten Anschuldigungen gegen die von ihm verlassene Kirche auftreten zu sehen; der sich dabei die Miene gibt, als hoffe er dadurch seine alten Freunde von dem Irrthum ihres Weges und von der Richtigkeit des seinigen zu überzeugen. Neues bringt er gar nicht vor, und in dem ganzen Schreiben wird nicht ein einziges Argument gegen die Evangelische und für die Römische Kirche angeführt, welches nicht bereits in jedem auf positivem Glaubensgrunde ruhenden Scheidelehrenkatechismus für evangelische Leser hinreichend erläutert, resp. widerlegt wäre. — An einigen Stellen aber wird es mir schier unmöglich, zu glauben, daß ein einstiger evangelischer Theologe, der mit Hingabe des Herzens an den Herrn und sein Wort dasselbe und die Geschichte seines Reichs auf Erden zum Gegenstand seines Studiums gemacht, sich wirklich sollte einbilden können, durch vermeintliche Beweise und Anklagen, wie er sie vorbringt, seinen evangelischen Freunden, die noch dazu meist Theologen sind, mehr als ein schmerzliches Lächeln oder ein Pfui! abzugewinnen. So, wenn er die einfältige Anklage von der Verfälschung der Bibel durch Luther ganz ernstlich und nachdrücklich wiederholt, oder die verfälschte Tradition, welche den Primat Roms schon im ersten christlichen Jahrhundert anerkannt seyn läßt, ganz keck als zuverlässig erklärt, oder wenn er das bekannte Wort Luthers: „daß im Papstthum die wahre heilige Schrift, die wahre Taufe, das wahre Altarsakrament, der wahre Schlüssel zur Vergebung der Sünden, das wahre Predigtamt, der wahre Katechismus, als da ist das Gebet des Herrn, die Glaubensartikel, die zehn Gebote, ja das wahre Christenthum sey" — als ein Zeugniß für Rom wider den Protestantismus mit großer Emphase herbeizieht. Damit sind doch nur Ignoranten zu täuschen. Doch ich will mich in Einzelheiten nicht einlassen und nur im Allgemeinen bemerken, wie das „Sendschreiben" deutlich genug beweiset, daß nicht sowohl Gewissensnoth, sondern der Unwille über die ja allerdings so mangelhaften Verfassungszustände der einzelnen Evangelischen Landeskirchen und insbesondere der Hessischen es gewesen ist, der den Verfasser nach Rom getrieben. Der in ihm waltende stark hierarchische Zug — ich meine dies nicht im gewöhnlichen Sinne der schmähsüchtigen Glaubensfeindschaft — trieb ihn zur Ueberschätzung der bischöflichen Verfassung, und dies ist der Punkt gewesen, an dem Satan ihn gefaßt und in weitere Verblendung geführt hat. Wenn jetzt viele seiner Freunde, die Anfangs seinen Uebertritt in milderem Lichte anzusehen geneigt waren, ihn strenger beurtheilen, so gibt dieses Sendschreiben begründeten Anlaß dazu. Denn wenn ein Convertit, statt, wie es das so zu sagen christliche Decorum erfordert, vorläufig in die Stille sich zurückzuziehen, nichts Eiligeres zu thun hat, als sofort die gröbsten Schmähungen wider die alte Kirche in die Welt zu schicken, mit dem Ausdruck „Religionsgenossenschaft" oder „Predigthaus" statt Kirche die früheren Amtsgenossen zu verhöhnen, über die Unwirksamkeit aller von protestantischen Geistlichen vorgenommenen Funktionen zu peroriren, ja schließlich ganz entschieden falsches Zeugniß zu geben durch die Behauptung: der moralische Zustand der Bevölkerung in katholischen Ländern sey ungleich besser, als der in evangelischen, so wird man es Niemandem verargen können, der in alle dem mehr Echauffement und Eifer, den neuen Kirchgenossen sich gefällig zu erweisen, als etwa das Resultat ruhiger Prüfung und Ueberlegung verspürt.

Ist das Henrici'sche Sendschreiben an sich gewiß ein höchst unbedeutendes Elaborat, so ist es doch zur Beurtheilung des geschehenen Uebertritts, der immer Aufmerksamkeit genug erregt hat, insofern wichtig, als es die Ueberzeugung gewährt: Gewissensnoth hat Den nicht aus der Kirche getrieben. — Die Vergleichung dieser Conversion mit der umgekehrten aus der Römischen in die Evangelischen Kirche des jetzigen Pfarrers Helferich zu Mommenheim, früher in Holzhausen, lag mir sehr nahe. Wie anders: Allmälig war dieser ein Prediger von der Gerechtigkeit durch den Glauben allein geworden und merkte es erst, als die gläubigen Evangelischen aus der der Predigt vom Kreuz gänzlich entbehrenden protestantischen Umgegend seine Kirche füllten; und als der Austritt dann unvermeidlich geworden, da folgte ihm der dritte Theil seiner Gemeinde, und die damals Ausgeschiedenen haben festgehalten bis heute. Henrici hat aus seinem Pfarrort nicht eine Seele mit sich hinübergezogen, wohl aber der Sache des Herrn durch das Aergerniß Schaden gethan und dem Lästerer Raum gegeben. —

Zum Schluß bemerke ich noch, daß H. in Mainz nächstens die Weihen erhalten wird. Sein Predigertalent wird der umsichtige Bischof v. Ketteler unstreitig trefflich zu benutzen wissen.

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz. Druck von Trowitzsch und Sohn.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1857. Mittwoch den 4. März. № 18.

Zur Kenntniß der neuesten Schriften und Forschungen über die Natur der menschlichen Seele und der Stellung der Naturwissenschaften zur Erklärung der letzten Ursachen der Dinge.

Zweiter Artikel.

Wir haben in besonderer Absicht eine ziemlich vollständige Darstellung des Hauptinhalts von Frohschammers interessantem Werke gegeben und knüpfen daran weiter die Frage, welcher Theorie von der Natur der Seele und ihrem Verhältniß zum Leib huldigt derselbe? und weiter, stimmt diese Theorie mit den Resultaten der heutigen Naturforschung und mit den Lehren der Offenbarung?

Wer sich über den ganzen historischen Erwerb und den heutigen Zustand der Psychologie ein klares und übersichtliches Bild verschaffen will, das ihm als sicherer Führer in dem unendlichen Wirrwarr dieses von den verschiedensten und häufig sehr unberufenen Seiten bearbeiteten Gebiets dienen kann, dem empfehlen wir das in dieser Hinsicht ganz vorzügliche Werk von W. F. Volkmann, Docenten der Physiologie in Prag.*) Mit ihm kann man füglich vier Hauptgruppen der Ansichten über das Wesen der Seele annehmen, in welche sich die Hunderte von hypothetischen Anschauungen ziemlich unterbringen lassen, wenn man, wie der Verf. richtig sagt, den nicht gleichmäßigen Sprachgebrauch scharf zu fixiren sucht, da sonst in diesem Gebiete die Begriffe sehr fließend sind. Diese vier Hauptansichten kann man bezeichnen mit: dem Dualismus, Materialismus, Spiritualismus und Monismus, und man kann dieselben mit Volkmann kurzweg so charakterisiren, daß der Dualismus Leib und Seele als aus einander durchaus nicht zu erklärende Wesen betrachtet, welche zwei entgegengesetzten Klassen von realen Existenzen (Geistern und Stoffen) angehören. Materialismus und Spiritualismus nehmen nur eine Klasse von seyenden Wesen an. Jener erklärt alle psychischen Erscheinungen für Produkte des Leibes, mithin als Thätigkeiten der Materie, während der Spiritualismus in seiner reinsten Form den Leib für einen bloßen Schein oder wenn man so will für ein Produkt des Geistes, als des einzigen realen Seyenden. Der Monismus führt die zwei in der Erscheinung auftretenden Wesen auf ein gemeinsames Grundprinzip, ein drittes Höchstes zurück, das sich nach zwei Seiten, in Leib und Seele entfaltet.

Der Dualismus in seiner reinsten und schroffsten Form ist die älteste und noch heute wohl allgemeinste Anschauung. Es ist die der Bibel und der bedeutendsten antiken Philosophen, so wie des modernen Rationalismus, mithin auch des gemeinen Bewußtseyns. Er hat in der modernen Zeit außerordentlich viele Modifikationen, klare und unklare Mischungen mit den anderen Theorieen erlitten. Zu ihm gehören neben den dichotomischen auch trichotomische Vorstellungen der mannigfaltigsten Art, d. h. die Zerfällung in Leib, Seele und Geist, deren Verhältniß zu einander man auf die verschiedenste Weise mit besonderer Beziehung zur Unsterblichkeit gedacht hat.

Der Materialismus wurzelt ebenfalls im hellenischen Alterthum, ist eine Lehre der Italienischen, Englischen und Französischen Speculation im 16ten, 17ten und 18ten Jahrhundert und hat seine stärkste Stütze in der Naturforschung der Gegenwart, von welcher aus er mit Macht zur Herrschaft in dem gemeinen Bewußtseyn zu gelangen strebt, während der Spiritualismus von jeher mehr aus philosophischer und mystisch-theologischer Forschung hervorging und auf solche Schulen beschränkt blieb.

Der Monismus in obigem Sinne, als Identitätslehre, hat seine Ausbildung vorzüglich durch Spinoza, Schelling, Hegel und deren Schüler erhalten.

In der systematischen Ausbildung dieser einzelnen Lehren gehen aber sämmtliche Forscher und Schriftsteller, seyen es Theologen, Philosophen oder Naturforscher, — so weit die letzten geneigt oder fähig gewesen sind, auf ein systematisches Denken einzugehen, — so sehr auseinander, daß eigentlich gar kein Consensus vorhanden ist.

Nichts kann geeigneter seyn, die allgemeine Babylonische Sprach- und Gedankenverwirrung auf diesem Gebiete besser zu zeigen, als eben ein Blick auf die neueste Literatur, welche seit dem bekannten Ereigniß auf der Göttinger Naturforscherversammlung im Herbst vor zwei Jahren den Journal- und Büchermarkt überschwemmt hat. Die zahllosen Broschüren, Pamphlete, Fliegenden Blätter und Bücher, die Kritiken, Aufsätze, Revuen, öffentlichen Vorlesungen und Verhandlungen lassen sich mit nichts

*) Grundriß der Psychologie vom Standpunkte des philosophischen Realismus nach genetischer Methode. Halle 1856.

besser vergleichen, als mit den ähnlichen Erscheinungen auf dem politischen Gebiete im Jahre 1848 und 1849. Auch nur auf das entfernteste an irgend einen Consensus über die wichtigsten Grundfragen ist hier wie dort nicht zu denken. Es wäre daher auch eine eitle Mühe, auf diese Tagesliteratur näher einzugehen, welche überall zur Hand ist und fortwährend besprochen wird. Auch die ruhigsten, besten und besonnensten Schriften, ohne alle offenes oder verdecktes persönliches oder Partei-Interesse zeigen die völlige Unsicherheit und Unklarheit des ganzen Gebiets und der unbefangene Mann wird als Endresultat sich zu dem Faust'schen Bekenntniß gedrungen fühlen:

Ich sehe, daß wir nichts wissen können,
Das will mir schier das Herz verbrennen.

Gehen wir ohne alles Vorurtheil auf die besten und gründlichsten Streitschriften der letzten beiden Jahre ein, so finden wir in beiden Lagern wenn nicht oft, doch zuweilen eine eben so gelungene als maaßvolle Polemik, während der thetische Theil gleich schwach und unbefriedigend ist. Sehen wir von den frivolen Schriften auf materialistischer Seite ab, so werden wir in dem Sensualisten Czolbe einen eben so kenntnißreichen als anständigen Kämpfer gegen eine übersinnliche und geistige Welt finden*). Aber die von ihm selbst gezogenen Consequenzen führen zu vollständigen, auf der Grundlage seiner eigenen Forschungen widerlegbaren Resultaten und Absurditäten. Indem er eine Ewigkeit der gegenwärtigen Weltordnung anzunehmen genöthigt wird, nimmt er auch eine Ewigkeit des Menschen, ja eine Ewigkeit der einzelnen Völker an. Ersteres widerlegt bekanntlich die Geologie, letzteres die Geschichte. Und Czolbe wird in der unten genannten zweiten Schrift sein eigener Richter. Er zeigt nämlich, wie sein Materialismus ihm unter den Händen in einen eigenthümlichen Idealismus umschlägt und er fügt offenherzig, und äußerst naiv hinzu: „Ich habe die letzten Consequenzen, deren der Materialismus fähig ist, aufs rücksichtsloseste gezogen, um wenigstens, wenn ich unwillkürlich geirrt haben sollte, die Worte Baaders zu verwirklichen: „die strenge Consequenz bringt in der Philosophie manchmal denselben Nutzen, den sie in Geistesstörungen hat, d. h. sie dient, die Absurdität eines Princips in seinen nothwendigen Folgen eklatant zu machen." Auf welche unglaubliche Weise sich selbst der denkende Materialismus beruhigt, und mit den schwierigsten Gegenständen fertig wird, ergiebt sich aus Czolbe's Erklärung der Entstehung des Selbstbewußtseyns. Dieß geschehe, meint Czolbe, durch die Construction des Gehirns, in welchem gewisse durch die Sinne in demselben sich fortpflanzende Bewegungen eine in sich selbst zurücklaufende Richtung erhalten!!

Die Schriften von Schaller**) und Fabri***), offenbar in

*) Neue Darstellung des Sensualismus, ein Entwurf von Heinrich Czolbe, Leipzig 1855, und desselben: Entstehung des Selbstbewußtseyns, eine Antwort an Hrn. Prof. Lotze, Leipzig 1856.

**) Schaller, über Leib und Seele. Weimar 1855.

***) Friedrich Fabri, Briefe gegen den Materialismus. Stuttgart 1856.

ihrer Polemik gegen den Materialismus die bedeutendsten, sind jedoch in ihren thetischen Theilen nicht befriedigend. Freilich war dieß nicht zunächst ihre Aufgabe*).

Der Mangel der Uebereinstimmung in den Grund-Anschauungen tritt uns aber in den systematischen Werken über Psychologie in der neuesten Zeit eben so entgegen, wie bei den früheren, ja um noch weiter zu gehen, in den Ansichten über die Ansichten ist kein Consensus, so z. B. variiren die Theologen selbst untereinander aufs äußerste über die Art, wie das Verhältniß der Seele zum Leib in den Lehren der Offenbarung gefaßt werde. Zwar darüber kann kein Zweifel seyn, die heilige Schrift geht von einem entschiedenen Dualismus aus. So fassen es orthodoxe katholische, wie protestantische Theologen, z. B. Frohschammer und Delitzsch, letzterer in der umfassendsten und gelehrtesten Arbeit über biblische Psychologie**). Dieser Dualismus beruht, wie wir ihn früher definirt haben, in der Annahme einer Grundverschiedenheit von Materie und Geist. Seele und Leib sind zeitlich vereint, beide sind von einem Schöpfer geschaffen. So wie wir aber nur einen Schritt weiter gehen, z. B. fragen, ob Dichotomie, ob Trichotomie? u. s. w., ja nur, wie das Verhältniß von Seele zu Leib näher zu fassen sey, ob überhaupt die Offenbarung uns eigentlich hierüber habe Aufklärungen geben wollen oder nicht, weichen die Exegeten und Dogmatiker außerordentlich ab und übertragen ihre subjektiven, meist auf anderen Gebieten gewonnenen Anschauungen, auf Schriftstellen. Ein Beispiel giebt uns hievon schon Frohschammers Schrift. Wer sich weiter für diese theologischen Anschauungen interessirt, mag in Delitzsch's eben angeführtem Werke sich unterrichten. Einige Beispiele mögen genügen.

Die auf katholisch-kirchlichem Boden entsprossene Günther'sche Schule nimmt einen principiellen Unterschied zwischen Seele und Geist an und rechnet die Naturseele zur Körpersubstanz. Sie begründet hierauf eine ihr eigenthümliche Trichotomie, welche aus der Schrift nicht begründet werden kann. Die zahlreichen abweichenden Ansichten katholischer Theologen über den Ursprung der Seelen haben wir schon oben berührt.

*) Die zahlreichen übrigen Schriften und Aufsätze, welche sich auf den erregten Streit beziehen, sollen hier nicht weiter erwähnt werden, um so weniger, als dieselbe jüngst schon einen vorzüglichen Berichterstatter gefunden haben. Nur so viel, daß dieser Streit mit demselben Interesse sich auf die benachbarten Länder ausdehnt, namentlich in Holland gegenwärtig lebhaft geführt wird, wo jedoch die Naturforscher im Allgemeinen viel weniger den materialistischen Standpunkt haben, wie in Deutschland. Eine Uebersicht der betreffenden Deutschen und Holländischen Literatur mit kurzer Kritik findet man als Anhang in der nachfolgenden Schrift, welche einen Theologen und einen Anatomen und Physiologen zum Verfasser hat: Vraagpunten des Tijds, behandeld in drie Redevoeringen uitgesproken in de Maatschappij Felix meritis te Amsterdam door Meijboom (Predikant) en W. Vrolick (Hoogleeraar) Haarlem 1856.

**) System der biblischen Psychologie. Leipzig 1855.

Delitzsch selbst begründet auf die Ausdrücke ψυχή und πνεῦμα des neuen Testaments, die Annahme zweier geistiger Substanzen aber Eines Wesens „wie der Sohn und der Geist mit dem Vater Eines Wesens sind, aber doch nicht gleiche Hypostasen." In der Bestreitung des Günther'schen Dualismus erklärt Delitzsch ausdrücklich, mit Frohschammer übereinzustimmen (a. a. O. S. 85).

„Schriftgläubige protestantische Theologen, Philosophen und Aerzte der Neuzeit, wie Rothe in Heidelberg in seiner Ethik, Schaden in Erlangen in seiner Schrift über die Hauptfragen der Psychologie der Gegenwart und Heinroth in seiner Psychologie huldigen, wenn auch in sehr verschiedener wörtlicher Auffassung, doch einem Monismus, einer Identitätslehre, indem Rothe den Geist als eine höchst sublimirte Materie, Heinroth Seele und Leib als ein im Sinne der oben gegebenen Definition des Monismus verbundene Einheit des ursprünglich Seyenden betrachtet, worauf eigentlich auch Schadens Ansicht hinauskommt."

Delitzsch's Buch selbst aber giebt uns ein deutliches Zeugniß, wie innerhalb der doch sonst so cohärenten Erlanger theologischen Schule, z. B. zwischen ihm und Hoffmann, dann zwischen ihm und Harleß nicht blos über das Wesen der Seele vom Standpunkt der Schrift aus Differenzen bestehen, sondern über das ganze Recht des Bestandes einer biblischen Anthropologie und Psychologie. Delitzsch hält eine wissenschaftliche Darstellung der Lehre der Schrift von der Natur und Seele des Menschen nicht nur für möglich, sondern für eben so geboten als eine Dogmatik oder Ethik, während Hofmann dieß bestreitet und die Lehre der Schrift immer nur auf das Verhältniß des Menschen zu Gott bezogen wissen will, ohne über die Natur des Menschen weiteren Aufschluß zu geben. Wir möchten nach unsrer bescheidenen Laien-Meinung mehr der letzteren Ansicht beistimmen.

Hiemit haben wir die Hauptansichten der neuesten theologischen Schriftsteller über den Ursprung und das Wesen der menschlichen Seelen kennen gelernt. Wie verhält sich diesen gegenüber die freie philosophische Forschung? Das, was darüber zu sagen ist, schöpfen wir nicht aus den neuesten Streitschriften. Systematische Darstellungen der Psychologie von hervorragender Bedeutung in neuester Zeit sind die von Waitz*), von Lotze**) und von Fichte***).

Waitz beginnt sein Werk mit einem testimonium paupertatis aller Philosophie, indem er sagt: „Der deutschen Philosophie scheint die Lebenskraft mehr und mehr zu entfliehen; denn mit ihrem Uebergange in Scholastik und Sophistik mußte sie dem Dilettantismus der Tageslitteratur zur Beute werden. Sie zu neuem Leben zu verwenden läßt sich nur von Seiten derjenigen Wissenschaft hoffen, welche den Träger des menschlichen Erkennens selbst zu ihrem Gegenstande hat, und deshalb das nothwendige Bindeglied zwischen der ethischen und der naturwissenschaftlichen Betrachtung der Welt bildet — von Seiten der Psychologie." Waitz sucht, sich an Herbart anlehnend, eine vermittelnde Stellung zwischen Materialismus und Idealismus (Spiritualismus), im Sinne unsrer obigen Definitionen beider Anschauungen gefaßt, einzunehmen. Ihm ist die naturwissenschaftliche Empirie der nothwendige Anfangspunkt alles Philosophirens, daher die Psychologie die nothwendige Grundwissenschaft. Dadurch stellt sich die Methode von selbst fest. Von den sinnlichen Anschauungen, insbesondere von den aus den Wahrnehmungen des Gesichts und des Tastsinnes aus sich bildenden Raumvorstellungen ausgehend, sucht er in die ursprünglichen Thätigkeiten der Seele und in die allgemeinen Gesetze des Vorstellungsverlaufs einzudringen, während er über das Wesen der Seele vom Standpunkte der philosophischen Spekulation aus handelt.

In gewisser Hinsicht ähnlich, kann man sagen, verfährt Lotze, dessen Werk unstreitig das originalste, gedankenreichste und scharfsinnigste ist, welches seit langer Zeit über die Psychologie erschienen ist. Auch bei ihm finden wir zwei Haupttheile, indem er im ersten Buche mehr den philosophischen Theil der Seelenlehre behandelt, die Grundbegriffe der physiologischen Psychologie, die Ansichten von der Natur der Seele, den „physisch-psychischen Mechanismus" (Zusammenhang zwischen Seele und Leib, psychologischen Werth des Leibes, Prinzipien der Phrenologie, die Frage nach dem Sitze der Seele im Allgemeinen) bespricht, und sodann das Wesen der Seele und deren Schicksale (Entstehung und Untergang der Seelen) untersucht und die bestehenden Lehren kritisch beleuchtet. Der Verf. erleichtert sich seine Arbeit, indem er viele Fragen der „spekulativen Psychologie" zuweist, deren gesonderte Bearbeitung er in Aussicht zu stellen scheint. Der zweite umfänglichste Abschnitt ist eine Darstellung der physiologischen Seelenerscheinungen, welche er jedoch weiter umgränzt, als sich vielleicht vom Standpunkte der Physiologie rechtfertigen läßt. Die umfassendste Kenntniß der physiologischen Thatsachen und Anschauungen ist ein Hauptvorzug des Verfassers und die hinzukommende Schärfe des philosophischen Denkens setzt ihn vielleicht mehr, als irgend einen der Philosophen der Gegenwart in den Stand, die Schwächen der zeitigen Physiologie der Seelenerscheinungen einer scharfen Kritik zu unterwerfen. Daß derselbe es aber selbst zwischen theistischer und pantheistischer Anschauung zu keiner klaren Entscheidung bringt, haben wir oben berührt. Er scheint an der Möglichkeit logischer Beweisführung zu verzweifeln, während das unabweisbare Bedürfniß des Gemüths ihn zu einer festen Annahme des Theismus führt*).

Auch Fichte will eine spekulative Psychologie statuiren, diese aber von seinem gegenwärtigen Werke als ausgeschlossen betrachten. Er stellt vielmehr einen zweiten Theil desselben in Aussicht, der unter dem Titel: „Psychologie, die Lehre vom menschlichen Bewußtseyn" später erscheinen soll. Ihm ist sein

*) Lehrbuch der Psychologie als Naturwissenschaft von Theodor Waitz, Professor in Marburg. Braunschweig 1849.

**) Medicinische Physiologie oder Physiologie der Seele von R. H. Lotze. Leipzig 1852.

***) Anthropologie. Die Lehre von der menschlichen Seele. Neubegründet auf naturwissenschaftlichem Wege von J. H. Fichte. Leipzig 1856.

*) Dies sind die Resultate, welche Lotze vornehmlich in einer neueren Schrift ausspricht, die er selbst als eine Palingenesie der Herderschen Ideen zur Geschichte der Menschheit betrachtet.

gegenwärtiges Werk: „eine naturwissenschaftliche Untersuchung über das menschliche Seelenwesen.“ Fichte beginnt mit einer ausführlichen kritischen Geschichte der Seelenlehre, des Spiritualismus, des Materialismus, des pantheistischen Monismus oder der Identitätslehre (als deren Hauptvertreter Spinoza, Schelling, Steffens, Troxler, Hegel betrachtet werden) und des „realistischen Individualismus“. Unter diesem letzteren begreift der Verf. die Ansicht von der Menschenseele als einer selbstbewußten oder zur Ichvorstellung gelangenden, als eines individuellen Wesens, einer endlichen konkreten Substanz, eine Anschauung, wie sie vorzüglich von Herbart und seiner Schule zum Lehrsatz in der Psychologie erhoben wurde. In dieser Ansicht erkennt Fichte als richtig an, daß die Seele als ein reales, aber durchaus individuelles Wesen gefaßt wird, nicht aber, daß sie selbst schlechthin raum- und zeitlos sey. In Herbarts Psychologie, meint Fichte, spuke doch durch und durch das Gespenst des Spiritualismus als jenes „einfache, unmaterielle, unräumliche und unzeitliche Seelenwesen“ des alten Spiritualismus und es komme in Herbart's Schule immer nur zum abstrakten Neben- und und Auseinander von Seele und Leib, als einem Complexe von einfachen Wesen, wobei alle früheren Probleme und Schwierigkeiten unlösbar blieben.

Fichte's eigene Ansicht ist, wenn man so sagen soll, eine monistisch-dualistische. Die menschliche Seele ist eine Geistes-Monade, unmittelbar und in ihrem Anfange in einfach bewußtlosen Zustand, aber des Bewußtseyns ihrer Einheit fähig und diesen Zustand erreichend Hand in Hand mit der stufenweisen Entwickelung ihrer leiblichen Organisation. Diese, der Leib, ist nicht bloße Materie. Nichts ist im Leibe sichtbar, was nicht als Produkt der organischen Kraft betrachtet werden muß. Fichte kommt daher wieder dahin, das menschliche Wesen trichotomisch zu betrachten, als einen Complex dreigliederiger Verhältnisse von Geist, organischer Kraft und von leiblichen Stoffen. Ohne die Seele irgendwo im Körper lokalisiren zu wollen oder zeitlich später zu dem sich bildenden Embryo hinzutreten zu lassen, schreibt Fichte doch der Seele ein Seyn im Raum und in der Zeit zu. Der Verf. sucht nun seine Grundanschauungen im Gebiete der Physiologie der Zeugung und der Nerventhätigkeit festzustellen. Das Nervensystem ist nicht Sitz der Seele, sondern Organ ihrer Wirksamkeit und zwar ist das Nervensystem in seiner Gesammtheit Träger und Vermittler ihrer Wirkungen. Da nun nach dem Verf. die Seele nur eben so sehr reale, Zeit- und Raum setzend-erfüllende, mithin in beiden gegenwärtige und real wirksame Substanz ist, so läßt derselbe in der Zeugung die Aelternseelen sich vereinigen und aus dieser realen Verbindung den neuen psychischen oder organischen Keim entspringen. Aus der Gesammtanschauung des Verfs. über die Natur des Seelenwesens geht dann hervor, daß derselbe dem Präexistentianismus zu huldigen genöthigt ist.

Wir sind nicht sicher, ob es uns gelungen ist, die Hauptpunkte Fichtes ganz richtig aufgefaßt und wiedergegeben zu haben. Das Werk ist insofern noch von besonderem Interesse, als es die neueste mit anerkennenswerthem Fleiße ausgearbeitete systematische Psychologie eines mit sämmtlichen bisherigen Forschungen wohlvertrauten Philosophen ist, gegen dessen Grund-Anschauungen und Ausführungen sich aber sowohl vom philosophischen als physiologischen Standpunkt beträchtliche Einwürfe machen lassen, die uns natürlich hier zu weit führen würden.

In den drei zuletzt besprochenen psychologischen Werken von Universitätslehrern der Philosophie tritt gemeinsam das unverkennbare Bestreben hervor, möglichst festen Boden in exakten Forschungen zu gewinnen und das naturwissenschaftliche Material mit philosophischem Geiste zu durchdringen, ohne den früher üblichen aprioristischem Constructionen Raum zu gönnen. Dasselbe kann man nicht von den Aufsätzen und Schriften sagen, welche in letzter Zeit von Aerzten oder Naturforschern ausgegangen sind. Nirgends finden sich unbewiesenere und unbeweisbarere Voraussetzungen als z. B. bei den Irrenärzten, welche doch vor andren die Aufgabe haben, sich mit Psychologie zu befassen. Der umfassende systematische Versuch, der im vorigen Jahre von einem verdienten Irrenarzte Jessen in Hornheim bei Kiel gemacht wurde, ist ein schlagender Beweis für diesen Ausspruch*). Wie der Titel schon besagt, macht dasselbe den Anspruch, die Psychologie eigentlich erst wissenschaftlich zu begründen; denn sonst würde diese Fassung des Titels nicht zu der Einleitung passen, wornach die Psychologie „kaum auf den Namen einer Wissenschaft Anspruch machen kann“ und daß sie „jeder sicheren Begründung entbehrt“, so daß wir „vergebens in ihr solche Grundlagen suchen, wie sie die Mathematik in ihren unbestrittenen Prinzipien, die Naturwissenschaften in ihren durch Beobachtungen fest gestellten Thatsachen besitzen.“

Wir suchen aber in dem Werke selbst vergebens nach irgend einer, wenn auch noch so rudimentären „wissenschaftlichen Begründung“. Es fehlt dem Buche nicht an einzelnen geistreichen Ansichten und Mittheilungen von Beispielen aus der Erfahrung des Verfassers. Aber der ganze Charakter des Buchs in Form und Inhalt unterscheidet sich durch nichts von den zahlreichen Compendien, Magazinen und Sammelwerken über „Erfahrungsseelenlehre“ welche uns die letzten Dezennien des vorigen und die ersten dieses Jahrhunderts in so reichlicher Zahl gebracht haben und welche so gut als vergessen sind. Das, was man vor Allem von Seite der Irrenärzte erwarten könnte, eine sorgfältige Pflege der physiologischen und pathologischen Hirnanatonomie, ist hier so wenig zu finden, als in den Zeitschriften über Psychiatrie. Daher schleppen sich auch in dem vorliegenden Buche gänzlich hypothetische, ja unbeweisbare Ansichten durch die Darstellung, wie z. B. die, daß das kleine Gehirn „das spezielle Central-Organ des Gemüths und der Hauptsitz der Gefühle“ seyn soll.

Von der phrenologischen Literatur zu reden, mag uns hier erlassen werden. Dieselbe ist zu dilettantenhaft, und beruht auf zu falschen oder halbwahren Prämissen, um nicht mehr zu sagen. Damit soll nicht ausgesprochen werden, daß Vergleichungen des Schädels und der Hirnbildung mit den psychischen Thätigkeiten überhaupt zu verwerfen seyen. Nur gegen jede abgeschlossene systematische Darstellung muß man sich verwahren. Die einfachsten und sichersten Beobachtungen, an denen es noch ganz fehlt, sind erst herzustellen.

---

*) Versuch einer wissenschaftlichen Begründung der Psychologie vom Prof. Dr. P. Jessen. Berlin 1855.

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz. Druck von Trowitzsch und Sohn.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1857. Sonnabend den 7. März. № 19.

Heliand. Christi Leben und Lehre. Nach dem Altsächsischen von K. Simrock. Elberfeld 1856.

Ueber ein Vierteljahrhundert ist dahingegangen, seit Ref. den 1830 von Schmeller herausgegebenen alten Text des Heliand zum erstenmale las, und ergriffen, emporgerissen von der Auffassung, Behandlung und Sprache sich einbildete, ein allgemeines Entzücken müsse dem Zugänglichgewordenseyn dieses Textes alsbald folgen. Wie hat sich Referent getäuscht! über ein Vierteljahrhundert lang hat, trotz der Leichtigkeit der Erlernung der altsächsischen Sprache für einen Deutschen, trotz der Herzenfreude an Form, Haltung und Inhalt dieser Dichtung, die ab und zu einzelne laut werden ließen — über ein Vierteljahrhundert lang hat in Deutschland mit Ausnahme derer, die Deutsche Sprach- und Literaturwissenschaft zu ihrer eigentlichen Thätigkeit erwählen, niemand die geringste Notiz genommen. Endlich die letzten beiden Jahre scheinen (wahrscheinlich weil Vilmars Literaturgeschichte und andere ähnliche Werke einige Neugierde unter dem müßigen, gebildeten Publicum erregt hat) eine stärkere Nachfrage nach dem Heliand gebracht und, da die Faulheit des Deutschen Lesepublikums (außer wo ihr, wie bei den Modesprachen, die Eitelkeit zu Hülfe kömmt) einmal eine unbezwingliche ist, theils Eselsbrücken, theils mehr oder minder gelungene Uebersetzungen erzeugt zu haben. Wir sagen: „mehr oder minder gelungen" — denn ganz gelingen kann keine — aus einer Mundart, die der unseren einerseits so nahe liegt, und die doch in ihren Klang-, Binde- und Satzmitteln ebenso, wie in der inneren Gestaltung ihrer Denkelemente, ihrer Anschauungen, Vorstellungen und Begriffe so völlig verschieden ist, ist eine wirkliche Uebersetzung unmöglich. Man wird tausendfach auch bei der größesten Gewandtheit und Kenntniß die ähnlichen Wörter brauchen müssen und doch hängt an jedem etwas, was wie ein Mißton in das Verständniß hinein zittert. Allerdings hat Hr. Prof. Simrock das Menschenmögliche möglich gemacht, und aus seiner Uebersetzung werden die, welche sich either lediglich mit Urtheilen anderer behelfen mußten, wenigstens im Allgemeinen eine Grundlage für eine Art eignes Urtheil erhalten. Daß sie sich aber nicht dadurch verführen lassen, nun zu meinen, sie hätten die Sache! vielmehr die tüchtigste Folge, die diese Uebersetzung haben kann, kann nur die seyn, daß jede etwas gründlichere Natur dadurch gereizt wird, sich an den Text selbst zu machen (aber hoffentlich ohne eine den Geschmack verderbende Eselsbrücke einer wörtlichen Uebertragung zur Seite zu haben).

In dem kleinen Gehack und Gebrech des alltäglichen Lebens und seiner Besorgungen und Arbeiten erwächst einem oft ein wahrer Hunger und Durst danach, die Augen einmal unverwandt einige Zeit emporzurichten nach den Bergen, von wo uns Hülfe kommt. So entzündete eine Anregung, die obengenannte Uebersetzung des Heliand für die Ev. K. Z. zu besprechen, alsbald eine große Lust, das prächtige Gedicht zur Vergleichung einmal nach langer Zwischenzeit von Neuem zu lesen. Eine Besprechung an diesem Orte kann natürlich nur beiläufig die sprachliche Seite berühren; doch sey nicht vermieden, von der Verschiedenheit des Eindruckes der Uebersetzung vom wirklichen Text — und zwar (da, wie gesagt, diese Uebersetzung das Mögliche wirklich leistet), jeder guten Uebersetzung vom wirklichen Text zu reden. Ich kann diesen Unterschied, wie er sich mir geboten hat, nur durch ein Bild deutlich machen. Man denke sich ein Gothisches Gebäude in natura; und daneben eine von den zierlichen, treuen Nachbildungen Kallenbachs in Kork und Holz — damit wird man ziemlich genau den Unterschied sich vorgestellt haben. Unsere jetzige Sprache, farblos fast bis auf die Accentsylben, zischelt nur neben der alten Vollformigkeit — das Verständniß der Beziehung der Wörter zu einander tritt nirgends so stark in den Endungen entgegen; auch der Stabreim bekömmt zwischen den vielen im Laute zusammengeschwundenen und verblaßten Wörtern etwas spitzeres; und wer die Uebersetzung vorliest und nicht recht sorgfältig vorher die Bedingungen erwogen hat, unter denen allein das Vorlesen solcher Versuche nicht eine falsche Wirkung hervorbringt, darf sich nur darauf gefaßt machen, bald in einen monotonen Zug herein zu gerathen. Man muß sehr gemessen lesen; muß die Stabreime, die ja fast nur Sylben treffen können, die in ihrem Inhalte einen sittlichen Accent haben (also nach unserer neuen Weise gesperrt gedruckt seyn könnten), wohl in Acht nehmen; aber auch unter ihnen wieder die Verschiedenheit ihrer Gewichte beachten, und so viel rasche Uebersicht haben, um die dritte Tonsylbe auch, wo kein Stabreim sie zeichnet, in der Regel stärker zu halten, was ja wesentlich durch die stärkere oder leisere Sinnespause, die nach dem Vorderglied des gestabten Verses eintritt, erleichtert wird. Aber mit allem Geschick im Lesen wird man den Mangel unserer neuen Sprache an farbvolleren Worten und Vor-

stellungen nicht aufwiegen können, und die mächtigen Gemüthsbänder unserer alten Deutschen Welt, jene sittlichen Bezüge, die die Familie, die Haus- und Gefolgsgenossenschaft umschlangen — jene innere Macht des Glaubens, die unseren Vorfahren schon im Heidenthum eigen war und ihnen einerseits nahelegte, sich in tausend Fällen bis zum Tode durchzusetzen, wo man sich neuerdings mit einigem durch fades, feiges Räsonnement versüßten Weltschmerz zierlich und anständig abfindet, — andererseits aber auch das Verständniß der Heilandsthat, als eine Treue bis zum Tode, und also die Bekehrung erleichterte — alles das nimmt sich in unseren Worten nun aus wie mit dem Federmesser aus Kork geschnitzelt, nie wie Quaderstücke aus ewigem Felsen gehauen.

Simrock hat es hie und da versucht, alte Ausdrücke beizubehalten auch solcher Art, die jetzt nicht mehr oder doch nicht präcis verstanden werden. Wenn es möglich wäre, die Leute dahin zu ziehen, daß sie solche Ausdrücke nun in ihrer Eigenthümlichkeit verstehen lernten, wäre ein Gewinn dabei — so aber wird man damit nur erreichen, daß die Leute mit halbquerem Verständnisse darüber weglesen und daß der Inhalt dadurch in ihrer Anschauung noch verwaschener wird. So heißt es z. B. bei Gelegenheit des Bethlehemitischen Kindermordes: „da sollte manch kindischer Mann sündenlos sterben"; auch der Knabe im Tempel wird ein „kindischer Mann" genannt und der Ausdruck begegnet sonst noch einigemal — daß kindisc man einen Menschen, der ein Kind noch ist, einen Menschen im Kindesalter (auch ein Mädchen kann so genannt werden) bezeichnet, und daß es ein höchst lieblicher und edler Ausdruck grade ist, wird man aus den neudeutschen Worten schwerlich herausfühlen — der „kindische Mann" tönt jetzt gradezu als Mißton in die Darstellung. — Ferner: „wo eine Ache fließt, der mächtige Nilstrom" — und: „was sie bei der Ache hatten, dem Wasser gewonnen" und noch mehrfach das Wort Ache in der Bedeutung nicht des Wassers als Element, sondern als Bestandtheiles der Landschaft, wird schwerlich im größesten Theile Deutschlands verstanden werden, wenn es auch noch vereinzelt in einigen Gegenden mundartlich im Gebrauche und ein vortreffliches Wort ist. Noch unverständlicher wird seyn: „er wies jedem sein Werk in der Uchte schon an" und „andere kamen zur Undernzeit"; freilich fehlen uns diese schönen und mahlenden Bezeichnungen der Tagesabschnitte und adro an uhtan klingt musikalisch, kurz, sinnlich und poetisch zugleich, während die genaue Uebersetzung: „früh bei Tagesanbruch" schon ganz abstractelt; — an undorn stellt uns mitten in die hellste, von der Dunkelheit fernste Tageszeit, dagegen kommen wir mit unserem „Mittag" gewissermaßen mit Uhr und Rechenbuche in der Hand an. Diese Wörter Uchte und Undern werden wenigstens keinen Mißton geben in ihrer Unverständlichkeit — wohl aber möchte das „der Mittelgarten" für die Erde; „der Holmhang (holmclif)" für die Hügelböschung thun; und nahezu auch: „vom Tode erquicken", wo wenige sich erinnern werden, daß das alte quican und folglich dieses „erquicken" so viel bedeutet, als lebendig machen, zum Leben erwecken; oder gar: „der ist jung und glau und gutes Gemüthes", denn „glau" im Sinne: aufgeweckten Geistes, geistig munter und gewandt, ist wohl kaum noch mundartlich vorhanden; wohl aber im Sinne des lauernd-schlauen Wesens und Charakters. Katzen werden hie und da als glaue Thiere bezeichnet. An einer Stelle ist auch ein altes Wort beibehalten, wo es nun einen ganz anderen Sinn hat; und da der Ausspruch, in dem es vorkömmt, ein ganz fest bekannter und gebrauchter ist, stört das Hereinschieben einer anderen Vorstellung wirklich — es ist in der Stelle: „einen Elephanten mag man, ob unmäßig groß, durch ein Nadelöhr, wie eng es sey, sanfter schieben" — es ist richtig, das alte olbundea ist wahrscheinlich aus elephas verderbt — aber es bedeutet doch Kameel und man fühlt sich in dem Feststehenden unangenehm gestört, wenn man an dieser Stelle statt des Kameeles den Elephanten begegnet. „Hinweg war die Strafe, die harte Harmbescherung" — der alten Sprache ist harm hauptsächlich Schmerz, uns dagegen bedeutet Harm nur: Kummer — hard harmscare „der harte Schmerzensschnitt" ist also doch ganz etwas anderes, als die harte Harmbescherung — was man sich durch hartes Kummergeschenk erläutert. Nur einigemal bringt der Uebersetzer durch das Anklingen an alte Wörter gradezu etwas Falsches in die Darstellung, so hat er einmal handmahal durch Mahlstatt und ein anderesmal mit Gaumahl wieder gegeben, und doch ist Handmahl eben das Zeichen, was eine von Hause aus selbst führt; was das Haus, aus dem er und sein Geschlecht entsprungen ist, als Hausmarke führt; und dies Stammhaus ist des Mannes eigentliche Heimath. Von Mahlstatt und Gaumahl ist gar keine Rede. Ein anderesmal ist harmwere durch „harmwerthe That" übersetzt — harmwere ist aber eine That, welche Schmerzen bringt — nicht eine That die des Kummers werth ist. Auch die Uebersetzung von fedarhamo (Federkleid) durch Federhemd dürfte ein zu speciell hervorgehobenes einzelnes Kleidungsstück der Vorstellung, die ursprünglich eine allgemeine ist, zu nahe tragen. Doch alle diese Ausstellungen erlauben wir uns nur, um an diesen Beispielen zu zeigen, wie bedenklich es jederzeit ist, unserer jetzigen Sprache etwas von der alten Anschaulichkeit und Kraft durch Erneuerung alter Wörter oder durch Anlehnen an ihre Klänge wieder zu erobern, und doch liegt es dem Uebersetzer in solchem Falle, wie hier, fast bei jeder Zeile nahe.

Mehr noch als solche Aneignung alter Wörter stört zuweilen die ebenso natürliche und unwillkürliche Beibehaltung der älteren poetischen Satzbildung. So müssen nothwendig dem modernen Leser, der von der alten Sprache nichts weiß, die durch zwischengeschobene Wörter getrennten Appositionen auffallen, und der Vorleser wird in solchen Fällen alle Sorgfalt aufzuwenden haben, daß der Sinn nicht ganz unverständlich werde — sogar in kurzen Perioden, z. B. „Wendet den Willen zu ihm, ihr Leute, den Glauben!" — schwerer aber wird die Sache in längeren Sätzen und wo der numerus wechselt: „Die Jungfrau sang und hüpfte in dem Hause, daß das Herz erfreut war

m Gemüth die Männer" — oder: „er schloff in den Strick nd erhängte sich so; der Würger erwürgte, das Weh erwählend es harten Höllenzwangs, des heißen und düstern, die tiefen Todesthäler, des theuern Herrn Verräther" — wobei wir nur eiläufig aufmerksam machen wollen, wie voll und klar die alten Worte klingen: hnêg tho an herusêl, an henginna, warag n wurgil (eselsbrückenartig wäre zu übersetzen: er neigte sich a in den Schwertstrick, in die Hänke, der Verdammte in das Würgwerkzeug) und wie fahl und blaß unsere neuen Worte dagegen: „er schloff in den Strick und erhängte sich so; der Würger erwürgte." — Diese Art von hinten nach geholten Appositionen ist rasch und leicht verständlich nur da, wo das grammatische Gewicht der Beziehung der Wörter zu einander noch in vollformigen Endungen den Wörtern selbst verwachsen ist — nicht wo diese Beziehung hauptsächlich in Artikel, Präpositionen und andere grammatische Mittel versetzt ist; — und selbst dort nur, wenn man fest an die leisen Sinnespausen zwischen Vorderglied und Nachglied des Verses gewöhnt ist. Ueberhaupt darf, um sich den Eindruck des Gedichtes in der Zeit seiner Entstehung deutlich zu machen, nicht außer Acht gelassen werden, daß nicht nur die ganze technische Einrichtung desselben noch die der alten nationalen Heldenlieder ist, sondern daß auch eine ganze Menge von Wortcombinationen in demselben noch alte Typen der heimathlichen Heldengesänge sind, feste poetische Formeln, deren sehr viele uns auch gradeso wieder in angelsächsischen Liedern begegnen. Dadurch mußte das Gedicht für die damalige Zeit eine feste, feierliche Haltung dem Ohre des Hörers gegenüber gewinnen, die jeder Uebersetzung nothwendig abgeht, da wir solche festausgeprägte poetische Typen, solche Kenningar, nicht haben, und uns also die Uebersetzung derselben auch nur als eigne subjective Ausdrücke des Dichters, als persönliche Wahl und Erfindung des Dichters erscheinen, nicht als ein altes, heiliges, poetisches Gewebe.

Wer mit modernen Ansprüchen an Gedichte auch an dies Gedicht tritt, wird sich freilich entsetzlich getäuscht finden. Weder ist von Erfindung in ihm die Rede, vielmehr hält sich der Gang des Gedichtes mit einer größeren und zwei kleineren Abweichungen ganz an den Inhalt der evangelischen Geschichte — noch wird jemand viel von subjectiv genialer Ausführung in ihm finden, denn gerade die Stellen, welche den Glanz des Aethers, welche Luft, Licht und den Zauber der Sonnenmalerei schildern, oder die Wildheit der Elemente, den Wasserschrecken aufgeregter Wogen, oder die inneren Seelenbewegungen: das Grauen des Todes, Lähmung durch Schande, Unruhe des Gewissens und wieder den festen, tapfern Stand des Glaubens aller Noth gegenüber — alle solche Schilderungen werden gerade vorzugsweise in den alten objectiv feststehenden, gewissermaßen heilig, wenigstens ehrwürdig und doch geläufig gewordenen Formeln gegeben. Subjectives ist also sehr wenig in dem Heliand zu finden. Die eine größere Abweichung von der evangelischen Geschichte besteht in der Motivirung des warnenden Fürwortes, welches die Gemahlin des Pilatus bei diesem einlegt für den

Heiland — die Motivirung davon in der Weise, daß dem Teufel Angst wird um sein Reich, wenn der Heiland sein Erlösungswerk vollbringt; — um ihn daran zu hindern, will ihn der Teufel vom Tode retten — so regt er mit seinen Mitteln die Gemahlin des Pilatus an. Offenbar scheut sich der Dichter ein allgemein menschliches, auch für die Heidin wirksames Motiv des Gerechtigkeitsgefühles und der Vorahnung, daß schreiendes Unrecht Unglück über dessen Zulasser bringen muß, gelten zu lassen und legt so die menschliche Regung der Heidin dem Teufel auf die Schultern. — Die eine der kleineren Abweichungen besteht darin, daß der evangelische Säemann zu einem edelfreien Manne, also zu einem Manne fürstenmäßiges Geschlechtes (ên adeles man) gemacht wird, weil Christus unter dem Bilde des Säemannes sich selbst meint (der überall als königliches Herkommens, selbst als mächtigster König, nur aus freiem Willen und freiem Gehorsam gegen den Vater in Demuth wandelnd, gefaßt wird). Christus erscheint selbst so hoch, daß auch sein Vertreter im Bilde ein hochadeliger Mann nur sein kann. Simrock hat diese leise, aber sehr characteristische Abweichung, wie es scheint, absichtlich verwischt, und den adales man durch „Ehrenmann" übersetzt — in Folge davon muß er auch die edlen Dienstmannen die erlôs und thegnôs zu Knechten und Dienern und den Fürsten, den thiodan, zum Dienstherren machen. Der ganze Duft der Eigenthümlichkeit wird dadurch von dieser Stelle abgewischt — und unmöglich wäre dem Dichter die Umsetzung des Säemannes in einen edelfreien Mann geworden, wäre damals der hohe Adel so ganz von ländlicher That getrennt gewesen, wie jetzt unsere Fürsten. Allerdings an den eigentlichen Feldarbeiten hatte auch damals der Adel keinen Theil, aber gewiß kam manches heilige, gewissermaßen priesterliche Eingreifen des Hausvaters, auch des edelfreien, bei gewissen Geschäften vor, vielleicht eben beim Säen, so daß das Hinziehen des Säemanns auf einen Fürsten nichts so ganz befremdendes hatte. — Die andere leise Abweichung besteht in einem Zusatze zur Bergpredigt, der, obwohl ganz aus dem Geiste dieses Abschnittes des Evangelii heraus, doch offenbar nur durch speciell deutsche Verhältnisse veranlaßt ist, und also das Evangelium für Deutsche jener Zeit ergänzen soll. Diesen Zusatz können wir ganz in Simrocks Worten geben:

„Auch mahnt der Menschen Schwäche, daß Männiglich
Dem Freunde nicht folge, der zum Frevel ihn lockt,
Zur Schuld der Gesippte. Und sey er ihm
Durch Sippe beschlechtet auch noch so stark,
Die Magschaft noch so mächtig, wenn er zum Mord ihn treiben,
Zu böser That bringen will, besser ist ihm dann,
Den Freund ferne von sich zu stoßen,
Ihn meidend Minne nicht mehr ihm zu zeigen,
Daß er allein aufsteigen dürfe,
Zum hohen Himmelreich; als daß sie der Hölle Zwang
Währendes Wehes beide gewinnen,
Uebelstes Unheil."

Hier ist gewiß der Punct berührt, der in dem heidnischen Gewissen des Sachsen am meisten dem Christenthum entgegen-

stund — der in dem Gewissen des kürzlich bekehrten Sachsen tausend Kämpfe und Versuchungen erzeugen mußte. Der Familienkreis war der mächtigste Rechtsschutz des deutschen Mannes, war ein durch und durch geheiligtes Wesen — für ihn waren Ehren- und Rechtspflichten fest in allen Gemüthern eingewachsen. Die Hilfe, die ein Blutsfreund dem andern zu Führung oder zu Abwehr der Blutfehde, oder als Eideshelfer bei Eiden zu leisten hatte, ist gewissermaßen der Grundpfeiler der alten heidnischen Sittlichkeit — und nun soll dieser Grund und Boden aufgegeben und verlassen werden! — um Gotteswillen soll der Mann den Blutsfreund ohne Hilfe lassen! soll alle Schmach, die an dem Instichelassen eingelebter Sittenforderungen hängt, auf sich nehmen — es war wahrhaftig eine starke Forderung und es schien: nur sehr bestimmte Gebote des Herrn — nicht die allgemeine Folgerung bloß aus dem Begriffe christliches Sittengesetzes — konnten ein sächsisches Herz zu solchem im Stiche lassen seiner alteingelebten Ehren- und Rechtspflichten überwinden. Aus diesem Bedürfnisse mag der Zusatz entstanden sein.

Durch diese Bemerkung kommen wir nun zu dem eigentlichen Glanzpuncte des ganzen Gedichtes — es ist nämlich eine dem Geiste nach treue und tieferfaßte Bearbeitung der evangelischen Geschichte und doch so, daß diese Geschichte dem Sachsen unmittelbar nahe trat, anschaulich, verständlich und lebendig werden mußte. Christi Erlösungswerk ist, wie es ja auch in der That so ist, als größeste Heldenthat der Welt gefaßt — Christus selbst ist wahrer Gottessohn, was denen, die in den Resten sächsischer edelfreier Geschlechter Wuodans Nachkommen sehen, weit unmittelbarer, lebendiger und concreter verständlich sein mußte als modernen Leuten; — er ist deshalb, und weil er durch Maria aus Davids königlichem Hause stammte, selbst ein königlicher Mann, ja! der mächtigste aller Könige, der Fürst über Leben und Tod, den nur die Treue gegen Gott und fester Glaube an seine Heldenbestimmung vermögen, in Demuth zu wandeln — seine Jünger sind sein Heldengefolge, sind seine treuen Degene, und wir selbst haben noch aus dieser Auffassung den Ausdruck „Jünger“ behalten, welches nicht „Schüler“ bedeutet, sondern „Gefolgsmannen, edle Dienstmannen“. Der Eintritt des Matthäus in die Jüngerschaft wird ganz mit den Ausdrücken geschildert, wie der Eintritt in die Hausgenossenschaft eines Edlen als dessen Gefolgsmann: ward im úses drohtines man, côs im thes cuninges thegn Crist te herran, milderan mèthomgibom, than er is mandrohtin wari an thesero weroldi — nämlich das Verhältniß des Matthäus als Zöllner wird vorher auch als das eines ambahteo oder thegn des Königes gefaßt, so daß er also seinem zeitherigen Herren den Dienst kündigte um Christo zu folgen: „er ward ihm (er machte sich zu) unseres Hausherrn Mann, es erkor des Königes Gefolgsmann ihm Christum zum Gefolgsherrn, einen freigebigeren Kleinodsgeber, als vorher sein Gefolgsherr gewesen war in dieser Welt“*) — von der Erwählung der Apostel überhaupt heißt es: barn godes samnod gesidos — „das Kind Gottes sammelte Zuggenossen (Herrengefolge)“; — ferner: im selbo gecôs twelifi getalda treuhaft man gôdoro gumono, thea he im te jungorôn ford al laro dago gehwilikes drohtîn welda an is gesidskepe simblon hebbean, „ihm selber erkor er zwölf an der Zahl treu feste Mannen guter Männer, die er ihm zu Gefolgsleute für die Zukunft aller Tage eines jeglichen wählte der Hausherr, sie in seiner Zuggenossenschaft täglich zu haben.“**) — Das sittliche Verhalten zwischen Gefolgsherrn und Dienstmannen liegt überall dem Treuverhältniß der Apostel zu dem Herrn zu Grunde: „Dulden mit dem Fürsten (mid thiodne das ist des Dienstmannes Ruhm (thegnes cust); daß er seinem Fürsten fest zur Seite stehe (that hie mid is frâhon samod faste gistande) und standhaft mit ihm sterbe (doie in thar an duome)“ — das wird geradezu auf die Apostel angewendet, fast mit den Worten, wie es in dem älteren aus heidnischer Zeit herrührenden Beówulfsliede Wiglâf den Gefolgsleuten zumuthet — und auch der Schluß, die Hinweisung auf Schand oder Ruhm bei den künftigen guten Männern ((lebot ús thol duom after, ein Ehrenurtheil lebt uns nach), ist fast derselbe.

Kurz! in dem Evangelio wird dem Sachsen nichts fremdes sondern es werden ihm Motive aus seinem Leben für sein künftiges Leben anschaulich gemacht — er soll in Christi Gefolgschaft eintreten, ein Jünger Christi werden, und dem Teufel und der Welt den Dienst aufsagen, wie Matthäus. Ohne im evangelischen Sinne irgend wesentliches zu alteriren, ist das Evangelium mitten in das deutsche, in das sächsische Leben hereinversetzt mit einer sauberen, keuschen Kunst, mit einer Einfachheit, einem Fernbleiben von allen subjectiven Ansprüchen, die man nicht genug bewundern kann — und auch die äußeren Bilder, die Burgen und Seen, die grünen Gefilde, die Weihthümer, alles ist so, daß der Leser auch den Schauplatz des Evangelii ganz nach Deutschland versetzt wähnen kann, ohne daß doch irgendwo ein Verstoß gegen den wirklichen Verlauf der evangelischen Geschichte vorkömmt. Im Heliand ist wirklich die altdeutsche tapfere, sittlich tapfere Heldennatur und Heldengesinnung vom christlichen Geiste glänzend und nach allen Seiten durchleuchtet, oder vielmehr der Glanz des Christenthums ist in einer ganz deutschen Ausgestaltung gegeben, und auf das vollendetste wird also einmal für jene Zeit in einem Werke erreicht was wir fort und fort für alle Zeit zu erstreben haben. We

*) Simrocks Uebersetzung der Stelle wollen wir neben unsere Eselsbrückenübersetzung doch auch anführen: „Den Christ zum Herrn erkor der Königsdiener, freigebigeren Fürsten, als früher sein Herr war in dieser Welt.“ —

**) Simrock: „ersah sich da treuhafter Männer und treffliche zwölf, gar gute Freunde, die hinfort zu Jüngern alle Tage de Theure gedachte in seiner Gefolgschaft mit sich zu führen.“

on christlich germanischem Wesen reden will, der soll sich den Heliand zum Muster nehmen.

Zum Schlusse wollen wir nur noch einige Punkte hervor eben, an denen sich der Uebersetzer Aenderungen erlaubt hat, u denen Referenten wenigstens die Motive völlig unerrathbar nd. Von Maria wird gesagt: „Maria geheißen, eine züchtige ungfrau. Ihr hat ein Jüngling sich, Joseph, vermählet" — a J auch mit den Vocalen alliterirt, war der Jüngling des Verses wegen nicht so nöthig — und da der Jüngling sowohl egen die evangelische Geschichte als gegen den Text unseres Gedichtes, welches hier thegan gewährt (ein Degen d. h. in iesem Falle ein wehrhafter Mann, kann aber allesfalls auch inmal siebenzigjährig sein) verstößt, wäre wohl eine Aenderung u wünschen gewesen. Das ist der eine Punct; der andere betrifft den Knaben des Hauptmanns von Kapernaum, den Herr Prof. Simrock überall zum Sohne des Hauptmannes macht, während es doch der Diener ist und auch von dem Dichter des Heliand so gehalten wird — überall hat der sächsische Text hat kind, den Knaben, während die Uebersetzung „sein Kind" gebährt — der Hauptmann sagt ausdrücklich: that hi undar is ûwiskea ênna lesna man lango habdi („einen Hausgenossen hat er, einen gliederlahmen, schon lange Zeit siech in seiner Wohnung"); dennoch läßt Simrock auch Christo sagen: „Dein Sohn ist geheilt" (that barn is gihêlid — der Knabe ist geheilet). — Es sind zwei geringe Ausstellungen, die, wenn wir anders Recht haben, und nicht etwa ein wirklich bedeutenderes Motiv für die Aenderung übersehen, sich leicht hätten abstellen lassen — ebenso wie die Uebersetzung einer der den Angelsachsen geläufigsten Kenningar für: „menschliches Leben" nämlich: manno drôm, der Menschen Jubelmusik" durch: der Menschen Traum, was zwar dasselbe Wort, aber nun in der Bedeutung so gänzlich geändert ist, daß es uns völlig irre führt.

H. Leo.

Nachrichten.

Hessen.

Die Gesangbuchsfrage im Großh. Hessen steht sicherem Vernehmen nach jetzt so, daß das Ministerium (dieses nämlich hat zufolge der bestehenden Organisation des Kirchenregiments, die eine büreaukratisch verquickte ist, wie kaum irgend wo anders, in innern und äußern kirchlichen Angelegenheiten die letzte Entscheidung, obschon auch nicht ein einziger geistlicher Rath drin sitzt) den von einer besondern Commission verfaßten und vom Ober-Consistorium sorgfältig geprüften, wenig geänderten und zu baldiger Einführung empfohlenen Entwurf des neuen Gesangbuchs vorläufig zurückgelegt, weil — ihm der jetzige Zeitpunkt zur Einführung nicht geeignet erscheine und es Aufregung davon befürchte. — So haben also die kirchlich gesinnten Geistlichen und Gemeinden des Landes die wahrhaft erschreckende Aussicht, vielleicht noch lange ein Gesangbuch gebrauchen zu müssen, welchem in Bezug auf Inhalt und Form unter allen noch in Deutschland gebrauchten die Palme der größten Erbärmlichkeit schwer streitig zu machen seyn dürfte, und welches in der That Jedem, der weiß, was es heißt: seinem Gott ein evangelisch Lied singen, Sonntag um Sonntag neue Qual bereitet. Ein interessanter Zwischenfall ist noch der Umstand, daß das Oldenburgische Kirchenregiment dem Hessen-Darmstädter neuen Entwurf großen Beifall geschenkt hat, und daß es sich leicht ereignen kann, daß die dortige Landeskirche das mit Aufwand von viel Fleiß und Kosten entstandene Buch sich aneignet, wozu ihr nur Glück zu wünschen wäre, während es der Hessischen Kirche untersagt bliebe, des aus ihrem Schooße gebornen Kindleins sich anzunehmen.

Die neueste Verfassung der Evang.-Luth. Kirche zu Frankfurt a. M.

Deutschland ist um einen Versuch reicher geworden, eine Evangelische Landeskirche durch moderne Codification neu zu gestalten; denn durch Senatsbeschluß der freien Stadt Frankfurt hat am 6. Januar d. J. eine Reihe von Entwürfen Gesetzeskraft erhalten, in denen die Verfassung der dortigen Evang.-Luth. Kirche niedergelegt ist. Leider können wir sie als einen kirchlichen Fortschritt auf keine Weise begrüßen, sondern müssen vorweg bemerken, daß sie wesentlich ein Produkt derjenigen politisch- und kirchlich-liberalen Partei ist, die man als die Gothasche zu bezeichnen pflegt.

Es kann uns nicht beikommen, die bis dahin bestehende Verfassung der, mit Ausschluß der 8 Landgemeinden nahe an 50,000 Seelen umfassenden Ev.-Luth. Kirche Frankfurts, als hätte sie etwa dem Wesen der Kirche, insbesondere der lutherischen Confession entsprochen, zu rühmen. Im Gegentheil litt dieselbe, und zum großen Theil schon von der Reformationszeit her, an großen und schweren, in neuerer Zeit gemehrten Gebrechen, wozu wir namentlich rechnen, daß die 6 Kirchen der Stadt mit ihren 12 Pfarrern ohne jeden Parochialzwang der ganzen lutherischen Einwohnerschaft angehörten; daß in dem 1820 errichteten, aus gewählten 18 Aeltesten und 18 Diakonen bestehenden Gemeindevorstand die Pfarrer nicht mitsaßen — eine Einrichtung, welche man mit Recht als eine beispiellose Ungeheuerlichkeit bezeichnen darf —; daß das Kirchenregiment von dem Senate selbst, der doch seit Anfang dieses Jahrhunderts und noch mehr seit 1850 confessionslos geworden war, und nicht durch eine confessionelle Deputation desselben ausgeübt wurde; daß endlich auch das früher so segensreiche Institut des Seniorats — dem Senior des Predigerministeriums, gewöhnlich einem von auswärts in diese Stelle berufenen Geistlichen, während die übrigen Pfarrer Stadtkinder seyn mußten, standen Befugnisse zu, welche zum Theil die Mängel der die Bedeutung des geistlichen Amtes ungehörig zurückdrängenden Kirchenverfassung paralysirten — seit c. 30 Jahren nicht mehr bestand; aber Besserung bringen die vorliegenden neuen Gesetze wahrlich nicht.

Es sind ihrer vier, von denen das erste, organisches Gesetz benannt, den vorzunehmenden Aenderungen den rechtlichen Boden gibt, das zweite den Geschäftskreis des neu construirten evang.-luth. Consistoriums bestimmt, das dritte Zusammensetzung und Geschäftskreis des Gemeindevorstandes betrifft und das vierte die neue Gemeindeordnung enthält.

Wir schicken voraus, daß, was die Form betrifft, uns noch niemals, selbst aus neuerer Zeit nicht, auf Regelung kirchlicher Verhältnisse bezügliche Actenstücke vorgekommen sind, in denen ein so auffälliger Mangel jeden kirchlichen Tones in der Abfassung zu bemerken wäre. Auch nicht ein Paragraph in allen vier Vorlagen erinnert nur entfernt daran, daß es sich um Dinge handelt, die auf dem geheiligten Boden der Kirche Gottes vorgenommen werden sollen. Die jämmerlichste Plattheit und büreaumäßige Trockenheit des Ausdrucks herrscht von Anfang bis zu Ende. Wir kommen auf den Inhalt, beginnen mit einigen Bemerkungen über die Gemeindeordnung und finden sogleich als ersten Paragraphen die Bestimmung, daß „die evang.-luth. Gemeinde von Frankfurt und Sachsenhausen ein Ganzes bilde", wodurch also, wie ein Frankfurter Geistlicher selbst bereits öffentlich erklärt hat, „eine gleichmäßige Vertheilung der Amtsgeschäfte und eine geordnete Seelsorge zu einer Unmöglichkeit wird" *), daher es denn auch in F. vorkommt, daß einzelne Geistliche, die besonderes Vertrauen besitzen, mit einer zum Erdrücken schweren Arbeitslast überhäuft sind, andere dagegen außer den Sonntagsgottesdiensten fast Nichts zu thun haben. Die augenfällige Schädlichkeit dieser mit einem verkehrten Subjectivismus zusammenhängenden Bestimmung wird nun auch dadurch nicht etwa beseitigt oder gemildert, daß „zum Behuf der Gemeinde-Vorstands- und Pfarrwahlen die Gemeinde in sechs", um die einzelnen Kirchen sich gruppirende „Sprengel" (!) getheilt ist, aber ausdrücklich „ohne Pfarrzwang." Im Gegentheil ist es eine ans Unglaubliche streifende Verkehrtheit, einer Genossenschaft von Menschen, die in ihrer Majorität um die betreffende Kirche vielleicht Jahr aus Jahr ein sich nicht kümmert und ihre etwaigen kirchlichen Bedürfnisse anderswo befriedigt, die Wahl der Pfarrer an eben dieser Kirche und der Gemeindevorsteher, die dann doch auch zunächst Sprengelvorsteher seyn sollen, zu übergeben. Der Mangel einer Gliederung der lutherischen Einwohnerschaft in Gemeinden war in F. formell erträglich, so lange der, zumal früher rein lutherische, Senat die Geistlichen ohne Gemeindewahl berief; jetzt ist die Sache viel bedenklicher geworden. Dem also befestigten und gemehrten alten Schaden wird dann sofort ein neuer dadurch hinzugefügt, daß in den Bestimmungen über Mitgliedschaft und Stimmberechtigung in der Gemeinde, in Bezug auf letztere von jeder kirchlichen Qualification vollständig abgesehen wird, und nur Solche, die den Bürgereid nicht geleistet oder die politischen Ehrenrechte verloren haben, ausgeschlossen sind.

Was auf solchem Fundamente gebaut werden kann, ist leicht einzusehen und darum sind die ausführlichen Bestimmungen über den Wahlmodus der 36 weltlichen Glieder des Gemeindevorstandes, deren Amtsdauer auf nur drei Jahre bei jährlichem Ausscheiden eines Drittels festgesetzt worden, ziemlich gleichgültig. Den Kundigen kann es nicht weiter befremden, daß in diesen Bestimmungen auch nicht eine

*) Vergl. den Artikel: Frankfurt ꝛc. von Steitz, Pfarrer daselbst in Herzogs Theol. Real-Encyklopädie.

Ahnung sich findet, daß geistliche Dinge geistlich gerichtet und geordnet seyn wollen. Ist es möglich, so tritt der kirchliche Radikalismus, der von der Heiligkeit des mit der Kirche zugleich gesetzten Lehramtes kein Bewußtseyn hat, in dem Abschnitt vom geistlichen Amt, welcher, um auch dies nebenbei zu erwähnen, höchst seltsam und unrichtig in die zwei Abtheilungen: von den Pfarrern und von den Kandidaten, zerfällt, noch mehr hervor. Gleich der Anfang: „Die Gemeinde erwartet (sic!) von den Pfarrern, daß sie das Wort Gottes lauter verkündigen, in ihrem Wandel als Vorbilder christlicher Gesinnung und christlichen Lebens voranleuchten und nach allen Kräften für das Wohl der Gemeinde wirken", weht uns mit so freigemeindlichem Hauche an, daß wir bald inne werden: hier haben nicht bauende, sondern zerstörende Hände an die Neugestaltung kirchlicher Verhältnisse sich gemacht. Natürlich verlautet denn auch weiterhin in dem neuen Kirchencodex nicht ein Wörtchen davon, daß die Evang.-Luth. Kirche, deren Name doch beibehalten worden, ein festes und formulirtes Bekenntniß als Lehrnorm besitzt. — Die später ausdrücklich beigefügte Erklärung, daß den Pfarrern die geistlichen Funktionen „übertragen sind", ist entweder ein nichtiges supervacaneum oder eine demokratische Phrase, durch welche die Stiftung des Amtes von der Gemeinde hergeleitet werden soll. — Was die sehr genauen Bestimmungen über die Pfarrwahl betrifft, welche fortan also vor sich gehen soll: Designation der Probeprediger durch Gemeindevorstand und Consistorium (die Alleinberechtigung eingeborner Kandidaten ist, und dies war gewiß nothwendig, aufgehoben), Vorwahl des Gemeindevorstandes, der erst 6, dann 3 Bewerber auf die engere Wahl zu stellen hat, endlich letzte Wahl durch die stimmberechtigten Gemeindeglieder des betreffenden Sprengels — so werden dieselben nicht bloß von den allgemeinen, hier natürlich nicht weiter zu erörternden Einwendungen gegen derartige zahlreiche Probepredigten voraussetzenden Gemeindewahlen getroffen; sondern es erscheinen diese Vorwürfe noch verstärkt durch die fast unbegreifliche Anordnung, daß die allgemeine Stimmberechtigung bei der Pfarrwahl eingeschränkt wird — wodurch? Ei, wer in den letzten zwei Jahren weniger als 1 Gulden festen jährlichen Beitrags in die kirchlichen Armenkassen gezahlt hat, darf nicht mitstimmen. Ferner findet sich die gewiß nicht weniger überraschende Bestimmung, daß die Pfarrer selbst, weder bei den Vorwahlen des Gemeindevorstandes, noch bei der letzten entscheidenden Sprengelwahl mitstimmen dürfen.

Ist das lutherische Pfarramt somit gebührend in die Schranken gewiesen, welche die Gemeindesouverainität ihm zu ziehen hat, so klingt es fast wie Ironie, wann dann schließlich sämmtlichen Pfarrern der Stadt die Erlaubniß ertheilt wird, unter dem Namen „Predigerministerium" einen Verein zur gemeinschaftlichen Berathung ihrer Amtsgeschäfte zu bilden; und diese Ironie wird noch handgreiflicher, wenn ihnen gleich darauf kund gethan wird: „daß das Predigerministerium zur Stellung eigner Anträge ohne erhaltene Aufforderung nicht berechtigt sey." Wir gestehen, daß wir unsern Augen nicht trauten, als wir diesen, dem Lutherischen Kirchenwesen ins Angesicht schlagenden und das Amtsbewußtseyn der Diener am Wort verhöhnenden Paragraphen lasen, und es erschien uns bei Erwägung desselben als eine Ehrenrettung der Frankfurter Geistlichkeit, daß aus ihrer Mitte kein Glied bei Abfassung des neuen Verfassungsentwurfes thätig gewesen; die Berather und Lenker der Kirche Frankfurts haben principiell und faktisch die Mitwirkung der Geistlichen dabei ausgeschlossen. Gewiß auch originell!

Wenden wir uns nun zu dem Gesetze über Zusammensetzung und Geschäftskreis des ev.-luth. Gemeindevorstandes, so begegnen wir, das seine Bildung durch Wahl betrifft, derselben schon oben gerügten Zuchtlosigkeit, derselben Feindschaft gegen die dem Pfarramte gebührende Stellung. Denn von der Wählbarkeit in den Vorstand sind ebenfalls nur Nichtbürger, bestrafte Verbrecher und — Falliten, die ihre Gläubiger noch nicht vollständig befriedigt, — ausgeschlossen; ferner ist ausdrücklich bestimmt, daß der Vorsitzende, wie dessen Stellvertreter aus der Zahl der 36 Laien und nicht aus den 9 im Vorstande sitzenden Geistlichen gewählt werde. Wollte man einwenden, dies habe darum weniger zu sagen, weil ja der Vorstand meist nur an äußerlichen Dingen seine Thätigkeit zu entwickeln habe, ihm nur die Vertretung der Gemeinde beim Consistorium, die Ueberwachung der äußern (?) Disciplin, die Verwaltung und Unterhaltung des Kirchengutes, der kirchlichen Gebäude u. s. w. übertragen sey; so ist doch dadurch der Vorwurf principieller Nichtachtung des Amtes nicht entkräftet, und auch praktisch erscheint die Sache schon anders, wenn man bedenkt, daß z. B. die in Frankfurt nicht bedeutungslose kirchliche Armenpflege zum Forum des Gemeindevorstandes gehört, daß aber, nur wenn das geistliche Amt in demselben die gebührende Stellung und Stärkung erhalten hätte, es möglich geworden wäre, auch nach dieser Richtung hin Pflicht und Recht der Kirche zur vollen Geltung zu bringen. Unerwähnt darf nicht bleiben, daß da zu allen Veränderungen des Gottesdienstes die Genehmigung des Gemeindevorstandes, in welchem die Stimme der Geistlichkeit auf ein Minimum reducirt worden, erforderlich ist, das Kirchenregiment also seines kanonischen Rechtes in liturgicis sich begeben hat, dem modernen kirchlichen Fortschrittsbewußtseyn die nöthigen Garantieen geboten worden sind.

Ueber der Gemeinde mit ihrem Vorstande steht nun als Aufsichtsbehörde in innern und äußern Angelegenheiten, zugleich als vermittelndes Glied zwischen ihr und dem Senate, dem eigentlichen Inhaber des Kirchenregimentes, ein aus 8 Personen, nämlich 3 geistlichen und 5 weltlichen Mitgliedern, genauer: 2 Senatsdeputirten luth. Confession, 1 auf Lebenszeit gewählten Pfarrer, 1 auf Lebenszeit gewählten Rechtsgelehrten, 2 auf drei Jahre gewählten Pfarrern und 2 auf eben so lange Zeit gewählten weltlichen Gemeindegliedern, bestehendes Consistorium, — so daß also auch die Majorität dieser Behörde dem Wechsel der in den wiederholten Wahlen zu Worte kommenden Parteiungen unterworfen ist. Anerkannt muß jedoch werden, daß in dieser Sphäre das geistliche Amt, dadurch, daß die Wahl der geistlichen Consistorialräthe sämmtlichen Pfarrern in Stadt und Land zusteht, mehr zu seinem Rechte kommt.

Fragen wir endlich nach dem Schicksale der 8 Landgemeinden des Frankfurter Territoriums in diesem neuen Verfassungsentwurf, so erhalten wir die überraschende Auskunft, daß nur für sie der Senat sein Pfarrbesetzungsrecht sich vorbehalten hat. Es scheint demnach, daß man dieselben noch nicht für reif hält, mit den Vorzügen des neuen Gesetzes beschenkt zu werden.

Sonach haben wir, um einen Rückblick auf das Ganze zu werfen, eine Nummer mehr in der Liste der Verfassungsexperimente vor uns, welche die letzten Jahrzehnde auf politischem und kirchlichem Gebiete producirt und glücklicher Weise bald wieder zu Grabe getragen haben. Gänzliche Verkennung vom Wesen der Kirche, die hier offenbar nur als eine Summe von religiösen oder irreligiösen Urwählern betrachtet wird, vollständiges Schweigen über das Bekenntniß derselben, — denn daß etwa die Urheber dieses Projectes mit dem bloßen Namen „evangelisch-lutherisch“ die fortdauernde Gültigkeit unserer symbolischen Bücher hätten aussprechen wollen, wird im Ernst Niemand zu behaupten wagen — unbedingtes Absehen von jeder, auch der mildesten Kirchenzucht, Hingabe des Kirchenregiments an die Ergebnisse zufälliger Wahlmajoritäten, Entkleidung des Pfarramtes der von Gottes und Rechts wegen ihm zukommenden Stellung an der Spitze der Gemeinden, Hemmung seines Einflusses auf die Gemeindeangelegenheiten überhaupt, Erschwerung einer durchgreifenden Seelsorge zumal, — das sind die Momente, welche wir als constituirende Faktoren dieses neuen Kirchenstatuts beklagen müssen. So lange dasselbe seine Gültigkeit behauptet — und in einer Republik sind derlei Mißgriffe bekanntlich weit schwerer gut zu machen, als in einem monarchischen Staate, daher wir auch wohl das erwünschte Grabgeläute sobald nicht hören dürften —, so lange ist der Entwicklung wahrhaft kirchlichen Lebens in F. ein schwerer Riegel vorgeschoben. Die Majorität in dem principiell aller und jeder Bedingnisse zum Mitsprechen in kirchlichen Angelegenheiten baaren Gemeindevorstande wird wohl auf lange hinaus die Fahne des unkirchlichen Liberalismus im Sinne der Prot. K. Z. und des Frankfurter Journals, welches neuerlich entsetzlich viel in Kirchensachen macht, hochhalten, und an Solchen, die sich drum scharen, dürfte kein Mangel seyn. Daß die Pfarrwahlen nicht zu Gunsten etwaiger bekenntnißtreuer Probeprediger ausfallen, daß die dort herrschende liturgische Armuth — es gibt in den Luth. Kirchen Frankfurts eigentlich gar keinen Altardienst — sobald nicht gehoben werde, und daß alle andere pastoralen Einrichtungen, welche überall da nothwendig ins Leben treten müssen, wo die Kirche ihren Beruf erfüllt, noch lange als Ausgeburten hierarchischen Dünkels und pfäffischen Hochmuths der alten Reichsstadt am Mainufer fern bleiben, dafür dürften wohl die aus dieser Verfassung gebornen Majoritäten bestens Sorge tragen. — Nun freilich, der Herr sitzt im Regimente, und ihn kann ja auch in Frankfurt nicht binden, was Menschenrath im Widerspruch mit den Fundamenten seiner Kirche ersinnt. Er kann ja durch seines Geistes Kraft den Sieg über die unangemessene Form gewinnen und zu rechter Zeit sie zerschlagen lassen. Ist's doch wohl schon ein Gnadenzeichen von ihm, daß die nivellirenden Schöpfer des neuen Statutes aus mancherlei Gründen den confessionellen Sondernamen: „Evangelisch-Lutherische Kirche“ haben müssen stehen lassen, wenn er auch, auf eine so verfaßte Gemeinde angewendet, an die alte Derivation lucus a non lucendo gar lebhaft erinnert, und man, was namentlich die Stellung des Pfarramtes betrifft, den berechtigten Wunsch aussprechen muß: die lutherischen Pfarrer in F. möchten nur erst einmal diejenige Position erlangt haben, welche die reformirten von jeher besessen. — Der Herr helfe seinem Zion und räume in F. die Hindernisse der Entwicklung seines Reiches hinweg, welche in ihren Anfängen schon dem seligen Spener bittere Klagen entlockten und die seitdem so gewaltig gemehrt worden. Er helfe durch seinen lebendig machenden Heu, Stroh und Stoppeln verzehrenden Geist auch das besprochene Machwerk profaner Willkür siegreich überwinden! —

Kirchliche Zustände im Großherzogthum Hessen.

Abermals liegt ein Jahr hinter uns, und ist auch über die Hessische „Landeskirche“ in mancherlei mahnenden Zeichen und Stim-

men dahingezogen: aber etwas Anderes und Neues, als in unseren letzten Korrespondenzen, können wir dennoch aus und von derselben nicht berichten. Es ist Alles beim Alten geblieben. Wir meinen Alles, worauf es für das kirchliche Leben ankommt. Wir haben — um das einzeln zu zeigen — noch immer denselben „empfohlenen" schlechten Badischen Katechismus, der nun auch in seiner eigenen Heimath gerichtet und hinausgethan ist, ja, wie verlautet, ist hier und da sein etwas hintangesetzter Gebrauch, auf eines eifrigen Gönners Vorstellung, von Neuem eingeschärft worden. Wir haben dasselbe schlechte Hessische Gesangbuch, und obgleich dafür seit Jahr und Tag ein anderes verheißen und angefertigt ist, es läßt — aber nicht aus dem Grunde, um deswillen von positiv- und confessionell-kirchlicher Seite eine Verzögerung gewünscht worden — noch immer auf sich warten. Wir haben dieselbe amtliche Unordnung nnd Willkür im Gebrauch von Agenden, und obgleich vor der besonders berüchtigten Bergmann'schen officiell verwarnt worden: Recht und Ordnung wird dennoch, selbst in besonders zur Klage gekommenen Fällen, nicht gehandhabt. Wir haben überhaupt noch dieselbe Lehrwillkür, von einer ordentlichen ordinatorischen Verpflichtung der Geistlichen gar nicht zu reden. Und wenn auch Prof. Credner, der lauteste unter den Gieseuer Docenten des Nicht-Bekenntnisses, auf dem Katheder und in der Literatur verstummt ist: es ist bis jetzt weder ein anderer bekenntnißtreuer lutherischer Professor angestellt, noch verlautet Etwas von einer anderen, dem Glauben, dem Bekenntniß, der Wahrheit und dem Recht entsprechenden Richtung der anderen. Daß die Universität, insbesondere die theologische Fakultät nach Stiftung, Recht und Bekenntniß eine lutherische ist oder sein soll, davon keine Spur. Auf die vor kurzem gegebene historische und rechtliche Nachweisung dieses wichtigen Punktes haben die Professoren für klug befunden, zu schweigen: öffentlich vor dem Forum der gesammten Kirche, in dokumentarischer Darstellung, einer zweifach bodenlosen, widerrechtlichen Stellung und Wirksamkeit angeklagt, haben sie keine andere Waffe und Vertheidigung, als die — stummer Verlegenheit, aber auch keinen sichtbaren Richter. Und auch das mag charakteristisch sein: aber nur, daß es einen tieferen Blick thun läßt in den heillosen Bann, in den wir verstrickt sind. Und warum dieser so heillos, warum man dem gegenüber so rathlos ist, das hat, außer dem Unglauben, endlich seinen besonderen Grund in der fortdauernden argen Behandlung und Mißachtung der Konfession und ihres Rechtes, auf die wir zuletzt noch hinweisen müssen. Obgleich selbst das kirchliche Organisationsedikt v. J. 1832 ausdrücklich „lutherische, reformirte und, nach gegenseitiger Uebereinkunft, unirte Konfession" unterscheidet, und obgleich also hiernach zwischen jener, der lutherischen und reformirten Konfession, durch ausdrückliche Erwähnung dieser, der unirten, bis zu „gegenseitiger Uebereinkunft", jedes unirte oder unirende, das besondere Bekenntniß berührende, Verhältniß verordnungsmäßig ausgeschlossen ist, obgleich ohne allen Widerspruch, jetzt auch, wie wir annehmen dürfen, von der Behörde zugestanden, rechtlich eine Lutherische Kirche in Hessen immer noch fortbesteht und fast drei Viertel der evangelischen Gemeinden des Landes umfaßt: dennoch wird die lutherische Konfession, werden die lutherischen Gemeinden fortwährend behandelt, als wären sie dies nicht, als hätten sie kein eigenes Bekenntniß, kein eigenes Recht, keine, ihr Recht und Bekenntniß auch neuerdings noch anerkennenden, sie schützenden Verordnungen. Man fährt fort, selbst diese, selbst die neuesten kirchlichen und anderen Festsetzungen zu mißachten und dawiderzuhandeln. Nur Ein namhaft zu machender Fall von vielen anderen mag dies erhärten.

Es ist ganz bekannt, und geschieht immerfort, daß evangelische Schulstellen besetzt werden ohne alle Rücksicht auf die besondere evangelische Konfession, daß namentlich auch in lutherische Gemeinden Lehrer reformirter Konfession bestellt werden. Und doch sind in dieser Beziehung die gesetzlichen Vorschriften sehr klar und sehr bestimmt.

Das Schuledikt v. J. 1832, Art. 1. ad 4. sagt:

„Was die Religion des Schullehrers betrifft, so gilt als allgemeine Regel, daß derselbe der christlichen Konfession angehören muß, wozu die Kinder, denen er Unterricht ertheilen soll, sich bekennen."

Und damit man nicht im Zweifel sei, wie dies näher zu verstehen, daß es sich hier nicht blos um den Gegensatz zwischen römisch-katholisch und ev.-protestantisch handele, werden in Art. 62. jenes Edikts namentlich „drei Konfessionen" unterschieden, und wird in demselben Edikt ein ausdrücklicher Unterschied zwischen „Konfessions-" und „Gemeindeschule" gemacht, und eine Konfessionsschule als eine solche beschrieben, „die nur für eine christliche Konfession bestehe" (Art. 16). Und wenn nun noch ein Ausschreiben des Großh. Oberkonsistoriums vom 19. Aug. 1851 verfügt, daß

„der lutherische Katechismus in ev.-lutherischen Gemeinden fortgebraucht werden müsse":

so ist einleuchtend, daß, wenn nun dennoch in solche Gemeinden reformirte Lehrer und die es ausdrücklich zu sein bekennen, geschickt werden, dies ebenso unzweideutig wider die angezogene und bestehende Allerhöchste Verordnung ist, als es das innerste Wesen und Recht der lutherischen Konfession mißachtet und antastet.

Und der gleiche, nicht minder ungesetzliche, wenn auch nicht so ausdrücklich gesetzlich vorgesehene Fall ist, wenn, wie es geschehen, Pfarrer, die bereits fast ein Menschenalter in einer reformirten Gemeinde gestanden, ohne alle auf die Konfessionen bezügliche Formalitäten einer lutherischen Gemeinde vorgesetzt werden.

Aber freilich wir wissen, was man für solche Fälle sagt. Besteht auch in Hessen rechtlich noch keine überall durchgeführte Union, so ist doch bisher in der Praxis so verfahren worden, als ob sie bestände; und so ist es doch wünschenswerth, daß so verfahren und damit die Union faktisch angebahnt werde. Und das heißt dann mit anderen Worten: Ist es auch nicht rechtlich und gesetzlich zu rechtfertigen, daß in wichtigen Fällen die lutherischen Gemeinden des Landes behandelt werden, als ob sie unirt wären, bestehen vielmehr Gesetze, die das ausdrücklich anders bestimmen, so sollen und dürfen diese doch umgangen, und so muß auf diesem Wege doch erreicht werden, was wir wünschen. Wider das Gesetz für die Union. Und wer wollte, wer dürfte da, wo solche Wünsche sich regen, da, wo es die Erreichung eines solchen Zieles gilt, für die im Schlaf ihres Rechtes, ihres Bekenntnisses, ihres Glaubens beraubten Gemeinden die Stimme erheben? Wäre das nicht die frevelhafte Rede eines Friedensstörers, Eines, der die, wider die römische Kirche und ihre Angriffe so stark machende Vereinigung der Protestantischen wieder auseinanderrissen und dabei auch der bureaukratischen Bequemlichkeit und den danach eingerichteten Institutionen des Landes zu nahe träte!

(Schluß folgt)

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz. Druck von Trowitzsch und Sohn.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1857. Mittwoch den 11. März. № 20.

Die Evangelische Allianz.

Zweiter Artikel.

Der Vater der Ev. Allianz ist der verewigte Dr. Chalmers. Er hatte mit aller Macht und Entschiedenheit und mit allem bedeutenden Einfluß, den er bis in die höchsten Kreise Englands und Schottlands hinein besaß, gekämpft, die verderbliche Spaltung zu verhüten. Es war ihm nicht gelungen. Die Schottische Kirche war durch einen Riß mitten entzwei gespalten. Sein Herz sehnt sich inmitten der Zerrissenheit nach Einigung. Er sieht, daß zerrissen und zerklüftet die Evangelische Kirche gegen ihre Feinde keinen Widerstand leisten kann. Eine Vereinigung thut noth, um „gegen den Antichrist Front machen zu können.“ Hierzu rechnet er zuerst das Papstthum, dann den Puseyismus und die Hoch-Kirchlichkeit, die great seeders of Popery in our own island. Denn, sagt er, „lehrt uns nicht der Augenschein, daß der alte Priestertrug (priest-craft) des Mittelalters sein Haupt wiederum erhebt und einen verderbenbringenden Einfluß auf die Kirchen ausübt, die sich als die ersten der Reformation rühmen konnten.“ Endlich aber giebt er als den Zweck dieser zu erstrebenden Vereinigung die Beförderung der inneren Mission, die Fürsorge für das entartete Proletariat der großen Städte, an, die ja ein Hauptziel seines ganzen Lebens war. Wir geben diese Sätze nicht etwa, um gegen den verewigten Dr. Chalmers eine Polemik zu eröffnen. Wer von ihm in Schottland selbst vernommen, wer ihn aus seinen nach seinem Tode erschienenen Memoiren hat kennen, lieben und bewundern gelernen, der kann sich dazu nicht entschließen.

Eine Polemik gegen die Evang. Allianz, namentlich wegen ihres Grundsatzes, eine Vereinigung gegen Hoch-Kirchlichkeit und Puseyismus zu bilden, braucht aber auch gar nicht eine Polemik gegen Dr. Chalmers zu sein. Wir finden in Dr. Chalmers einen ächten Vertreter des Schottischen Nationalcharakters, einen treuen Sohn der Presbyterianischen Kirche jenes Landes. Voller Liebe sieht er seine Kirche an, die Kirche, die einst unter viel Blut und Thränen sich von der Römischen Kirche, unter viel Blut und Thränen sich von dem Episcopalismus der Stuart's befreit hat. Er sieht die Propaganda der Röm. Kirche, er sieht den Puseyismus, der gerade damals aufblühte und sich durch Dr. Newman's und andere zahlreiche Uebertritte zur Römischen Kirche hinreichend charakterisirte, er sieht diese romanisirende Richtung in der Schottischen Episcopal-Kirche ganz besonders vertreten. Denn diese ist durchweg puseyitisch oder semi-römisch zu nennen. Während die Englische Kirche in der Reformationszeit und nach reformatorischen Grundsätzen sich bildete, verdankt die Schottische Episcopalkirche den Stuarts und unter ihren Auspicien hauptsächlich dem Erzbischof Laud, dem Vorläufer der allerextremsten Puseyiten, ihre Entstehung. Der einmal ihr aufgeprägte Charakter ist ihr geblieben. (So z. B. hat die Schottische Episcopal-Kirche die von Laud nach seinen Grundsätzen veränderte Ausgabe des prayerbook beibehalten.) Da kann Dr. Chalmers als Evangelischer Mann und als Schotte nicht anders, als gegen dies unevangelische Wesen zum Kampf und zur Allianz in diesem Kampf auffordern. Daß er aber weit davon entfernt war, jedes kirchliche Streben, jedes Aufblühen der Kirchlichkeit als Puseyismus ꝛc. zu bezeichnen, wie das ja jetzt der Evang. Allianz beliebt, daran kann der nicht zweifeln, der seine Memoiren gelesen hat. Wir finden darin, daß „Kirchlichkeit“ ein charakteristischer Zug in Dr. Ch. ist. Sie war ihm ein Erbtheil des elterlichen Hauses. Sein Vater wohnte in West-Anstruther. Der Sohn, damals schon der berühmte Redner, predigte in East-Anstruther. Obwohl ihn der Vater nie gehört, überwog dennoch das Pflichtgefühl in seine Kirche in West-Anstr. zu gehen, die Neigung, den Sohn in dem wenige Schritte weiteren East-Anstr. zu hören. Seine Parochie war in Glasgow Dr. Ch.'s ein und Alles. Für weiter Nichts war er, für sie aber ganz verantwortlich. So hat er das Unglaubliche geleistet, in der ca. 10,000 Seelen starken Parochie jede Familie besucht zu haben. Der Erfolg dieser Besuche war der Beginn der kirchlichen Armenpflege, in der Dr. Chalmers unnachahmlich dasteht. Er war es, der dem vagen Hin- und her innere Mission treiben durch Vereine und Einzelne entschieden entgegentrat, er war es, der in den Gassen des Elends in Glasgow und im Westport zu Edinburgh wohlgeordnete Pfarrsysteme mit Kirche, Schule ꝛc. anlegte und dadurch, daß er nicht bloß auf Christianisirung jener Districte, sondern auf Vereinigung der Gewonnenen zu einem kirchlichen, wohlgeordneten Ganzen hinarbeitete, jene beispiellosen Erfolge gesehen hat. — Einem solchen Mann kann man wohl nicht Zerstörungssucht des kirchlichen Lebens zutrauen. Daß er auch nicht ein Feind des kirchlichen Lebens innerhalb der Engl. Kirche ist, das jetzt der Ev. Allianz als Puseyismus ꝛc. gilt, zeigen uns die Beschreibungen seiner Reisen nach England und besonders seiner Aufenthalte in London, Oxford und Cambridge.

Niemals versagt er der Englischen Kirche, our sister-establishment wie er sie mit Vorliebe nennt, die größte Anerkennung und Liebe. Er erfreut sich der Bekanntschaft, ja der Freundschaft von Erzbischöfen und vielen Bischöfen derselben, Männern, die der jetzigen Evang. Allianz wahrlich nicht hold sind. Wäre die Evangel. Allianz das geworden, was sie nach Dr. Chalmers Wunsch werden sollte, hätten wir in ihr statt mit Englischen Dissenters, nur mit Schottischen Presbyterianern zu thun, die wohl schroff, was ihre Schottische Kirche betrifft, dennoch oft sehr weitherzig und ihrem großen Landsmann Chalmers ähnlich sind, wo es sich um die Anerkennung fremder und ausländischer Verhältnisse handelt, wir würden schwerlich genöthigt sein, eine so scharfe Polemik gegen sie zu eröffnen.

Die Sache aber veränderte sich, als die Evangelische Allianz den Rubicon, in diesem Falle den Tweed (den schottischen Gränzfluß) überschritt, und der Chalmer'sche Gedanke den Engl. Dissenters in die Hände fiel. Die Englische Staatskirche war ihnen zu nahe, zu gefährlich, als daß nicht sofort aus dem Kampf gegen Hochkirchlichkeit und Puseyismus ein Kampf gegen das ihnen ungemein lästige Aufblühen der Kirchlichkeit in der Engl. Landeskirche und da das augenblicklich ihr charakteristisch, mit ihr beinahe identisch ist, ein Kampf gegen die Engl. Kirche selbst werden mußte.

Betrachten wir eben den augenblicklichen Zustand der Engl. Landeskirche. Bekanntlich ist es ein Fehler, von der Englischen Hochkirche zu sprechen. Es giebt vielmehr innerhalb der Engl. Kirche zwei Haupt- und Grundrichtungen, die der hochkirchlichen (high church) und niedrig kirchlichen (low church) Partei. Beide Parteien waren nach und nach in ihr Extrem verfallen. Das Extrem der hochkirchlichen Richtung ist der Puseyismus. Er hat seine Tendenzen seine Zeit durch kleine Flugschriften, Traktate, tracts for the times, daher der Name tractarians für die Puseyiten — ausgebreitet. Die ersten dieser Flugschriften waren durchaus unverfänglich. Man kann in ihnen Nichts finden, als das Verlangen, die besonderen Vorzüge der Kirche Englands „as the pure and holy branch of the catholic church, which has been established in this kingdom" ans Licht zu stellen und dadurch dieser Kirche der Väter die Liebe des Volks, unter dem die immer mehr an Zahl und Einfluß zunehmenden Dissenters ihre Wühlereien trieben, wieder zu gewinnen. Aber mit der Zeit werden die Tractate bedenklicher, die Tendenz zum Katholicismus hin offenbarer, die Aussprüche der Kirche in eine bedenkliche Rivalität mit der Schrift gestellt, bis endlich Tract 90. (number ninety ist in der neuesten Engl. Kirchengeschichte geradezu ein klassischer Ausdruck geworden, der Tractat selbst aber, der reißend abgesetzt, aber aus Gründen nicht wieder aufgelegt wurde, schlechterdings nicht mehr käuflich zu erlangen) Manchem die Augen öffnete. — Die Schrift als alleinige Richtschnur unseres Glaubens, die Lehre von der Rechtfertigung durch den Glauben allein werden durch Sophistereien hinweg-, die Lehre von der Irrthumsfreiheit der Concilien, vom Fegfeuer ꝛc. hineindisputirt, — mit einem Wort, es war der

Tract 90. das Wort Eines, der schon auf dem Sprunge steht über den Graben, der ihn von Rom trennt. Der Verf. Dr Newmann hatte den Sprung bald genug gethan. Dr. Pusey, sagt man in England, ist ein Mann, der an einem gefährlichen Abgrund steht. Er selbst kennt den Abgrund, er hütet sich vor dem Sturz. Aber Andere lockt er an sich, sie können einmal im Lauf vor dem Abgrund nicht stehen bleiben; sie stürzen hinein. — Wir wissen es aus der Geschichte der letzten Jahre wie Viele diesen Sprung gethan haben, — wir hören bis auf diesen Tag von Uebertritten einzelner Mitglieder dieser extremsten Partei zur Römisch-Katholischen Kirche. — Gerade diese Ausartung in das Extrem, gerade diese Uebertritte haben der hochkirchlichen Partei keinen Schaden, im Gegentheil großen Nutzen gebracht. Sie haben ihr die Augen geöffnet über eine ihr drohende Gefahr, sie haben sie auf evangelische Bahnen zurückgelenkt. Allerdings steht die hochkirchliche Partei allem Sectenwesen ungemein schroff und feindlich gegenüber, allerdings betont sie diesen Erscheinungen gegenüber auf das Allerentschiedenste durch ihre Bischöfe das Privilegium zu haben, gegründet zu sein auf den Grund der Apostel und Propheten, da Jesus Christus der Eckstein ist, aber von jenem gefährlichen Coquettiren mit der Tradition der alten Kirche als einer Norm unseres Glaubens neben der heil. Schrift — oder als competenter Auslegerin der Schrift ist man wohl sehr fern. Es ist wohl gewiß, daß in der ganzen hochkirchlichen Partei, mit wenigen extremen Ausnahmen, die Schrift das Ansehn und die Ehre hat, die man ihr nur in einer Evangelischen Kirche wünschen kann. — Wer allerdings die Lehre von der Taufe als einem Bade der Wiedergeburt (baptismal regeneration) oder von der wirklichen Gegenwart des verklärten Leibes und Blutes des Herrn im Abendmahl oder von den Unwürdigen, die Leib und Blut des Herrn zur Verdammniß empfangen, als Lehren bezeichnet, die gänzlich der Schrift widersprechen und Römisch-Katholisch sind, wer das Singen der Liturgie statt des Sprechens ꝛc. ꝛc. Römisch nennt, der wird immerhin noch einen ganzen Theil der hochkirchlichen Partei für Römlinge halten.

(Fortsetzung folgt.)

Nachrichten.

Kirchliche Zustände im Großherzogthum Hessen.

(Schluß.)

Gewiß, es ist sehr gefährlich und sehr undankbar, in Hessen an einen Punkt zu rühren, wie diesen. Haben es doch eben erst die drei Superintendenten des Landes in ihrem Neujahrsschreiben an die Geistlichen für nöthig gehalten, auf „das Vergessen und Zurückdrängen des gemeinsamen Grundes der Evang. Kirche über dem allzu starken Betonen des Confessionellen, die dadurch sich neu erhebende Zwietracht" hinzuweisen, des Confessionellen in einem Lande, in dem die Confession so gänzlich und widerrechtlich mißachtet wird, denen zu Gehör, die zuerst wieder den „gemeinsamen Grund der

Evang. Kirche", ihren in der Schrift bezeugten alten Glauben, inmitten des allgemeinen rationalistischen Abfalls bekannt und vertheidigt haben, und vor der übergroßen Mehrzahl der Geistlichen fortwährend bekennen und aufrecht erhalten! Wahrlich, auch das Zeugniß und Satyre zugleich, wie es wirklich in diesem Punkte bestellt ist. *)

Und doch ist dieser Punkt ein so klarer, und doch ein so dringlicher Punkt. Oder meint man wirklich — und wir appelliren an die, welche sich vor anderen Sympathieen der Zeit nur den einfachen sittlichen Ernst und Respekt vor bestehenden Rechten und Gesetzen bewahrt haben — meint man wirklich, es sey Recht und diene zum Heil, die gesetzlichen und rechtlichen Institutionen und Verordnungen eines Landes mit Füßen zu treten einem bloßen Idol zu Liebe? Es sey Recht und diene zum Heil, in dieser ohnehin dem Antinomismus und der Auflösung verfallenen Zeit, mit solcher officiellen Verachtung bestehender Gesetze und Rechte auf dem allerwichtigsten, dem religiösen Gebiet, das Gift der Un- und Widergesetzlichkeit erst recht planmäßig in die Adern des Volkes zu leiten? Es sey Recht und diene zum Heil, nur darum, weil es die Union sey, der man damit zu dienen gedenke? Aber was ist denn diese Union? Ist sie es denn vielleicht, für die als einzige Ausnahme das Wort gelten dürfte: „Lasset uns Uebels thun, damit Gutes daraus komme"? Und meint man wirklich, in der so hergestellten, so gehandhabten Union das Universalmittel für die großen, tiefen Schäden dieser unglückseligen Zeit zu haben, daß man nichts angelegentlicher, nichts rücksichtsloser glaubt thun zu müssen, als nur auf sie loszusteuern? Fast scheint es so.

Und wenn dies noch die Union wäre, in der das Bekenntniß bewahrt, die Union nach den Grundsätzen, die als leitende für Hessen in dem Richter'schen Handbuch proklamirt worden. Denn wenn nach diesen die Union „nicht seyn darf eine Verwandlung der Lutheraner in Reformirte oder der Reformirten in Lutheraner, nicht seyn darf die Bildung einer neuen Kirche": was heißt denn das anders, als daß die Reformirten reformirt, die Lutheraner lutherisch, daß sie bei ihrer Kirche, mindestens Confession bleiben sollen. Aber nun werden in der That nicht einmal die nicht unirten Lutheraner nach ihrer — staatsrechtlich und gesetzlich — anerkannten Confession behandelt und zu Recht beschieden, nun kommt ihr eigenthümliches Bekenntniß nicht einmal in den wichtigsten Punkten zu entsprechendem Vollzug.

Oder wollte man etwa für den einen, oben von uns namhaft gemachten Fall einwenden, daß die Lehrer confessionellen Religionsunterricht überhaupt nicht zu ertheilen hätten, so sagt das Ausschreiben des vorhinnigen Oberschulraths v. J. 1836 (6. Febr.) das Gegentheil (es dürfe „keineswegs die Folgerung abgeleitet werden, daß das Schuledikt einen Unterschied zwischen confessionellem und nichtconfessionellem Religionsunterricht begründe"). Oder wollte man doch den confessionellen Unterschied der beiden evang. Confessionen in ihren Katechismen bis zu völligem Verschwinden herabgedrückt behaupten, so sagt selbst die Darmstädter Allg. K. Z., und dort ein Mann, der im Hessischen Kirchenregiment sitzt, Dr. Palmer: „In den beiden Confessions-Katechismen (dem kl. lutherischen und dem Heidelberger) ist in den betreffenden Punkten der Typus der Confession so ausgeprägt, daß er den andern ausschließt; die Katechismen stellen nicht die verschiedenen Typen, wenn auch unvermittelt, neben einander, sondern der eine wird mindestens ignorirt, indirekter Weise sogar bestritten und befeindet." Und dies Zeugniß führen wir hier, statt eigener Ausführung, um so lieber an.

Kurz, es ist klar, wenn man sich nicht auf den Boden rationalistischer Willkür, völliger Ausleerung des eigenthümlichen Glaubensinhaltes der lutherischen Confession stellt, und wenn man nicht von solcher eigentlichen Glaubensgleichgültigkeit aus den Antrieb und die Zuversicht gewinnt, die der lutherischen Confession in Hessen ihr eigenthümliches Recht und ihren eigenthümlichen Bestand gewährleistenden Gesetze und Verordnungen hintanzusetzen: wenn man vielmehr diesen Punkt, wie die ganze Sache, nur mit der ihr gebührenden Achtung und mit religiösem und sittlichem Ernste betrachtet, so braucht man noch gar kein Lutheraner von Bekenntniß und Glaube, am wenigsten ein enragirter zu seyn, wozu uns — bei so nüchternem Verstande und so klarer Sache — unsere freundlichen Gegner gern machen möchten, um einzusehen, in welch' heilloser Verwirrung die kirchlichen Angelegenheiten in Hessen sich befinden, und daß, da der letzte Grund doch kein anderer ist, als der immer noch fortdauernde rationalistische Abfall von dem christlichen Glauben, so wenig man's jetzt mehr Wort haben möchte, ein Herauskommen auch aus diesem enge zusammenhängt mit der Anerkennung des Rechtes der Confession, mit der Gerechtigkeit, die man insbesondere der zahlreichsten und ursprünglichen lutherischen angedeihen läßt, mit der confessionellen Selbstständigkeit und eigenthümlichen Ausprägung, zu der man ihr, vorerst wenigstens in den wichtigsten Punkten, wieder verhilft. Der Kampf hiefür ist in diesem Augenblick in Hessen der wichtigste, und daran sich zu betheiligen, in diesen auf alle gebotene Weise einzutreten, sollten alle die sich angelegen seyn lassen, die aufrichtig zu positivem Glauben erweckt sind, und die einsehen sollten und könnten, daß es mit allem, von der Kirche und Confession abgelöstem frommen Thun nur halb gethan ist, daß Kirche und Confession der mütterliche, als Ganzes und Allgemeines den Einzelnen tragende, auch allein die h. Geistverheißung habende Boden sind, daß aber Kirche und Confession unter uns eine geschichtlich gegebene, unter der Leitung des h. Geistes in dieser bestimmten Gestalt erwachsene, nicht erst eine zu suchende oder irgendwie neu zusammenzusetzende ist — wozu auch diese religiös herabgekommene Zeit am allerwenigsten das Zeug und die Verheißung hätte. Das zeigt die Erfahrung und lehrt die einfache Logik. Und diesem Kampf aus dem Wege zu gehen, für die Trostlosigkeit und Verwirrung unserer kirchlichen und confessionellen Zustände Ersatz zu suchen im Betreiben frommer Werke — so geboten dies sonst ist und so nahe jenes liegt — uns einen bloßen Pietismus zu empfehlen, wie das anachronistisch geschehen ist: das kann eine dauernde und befriedigende Zukunft nimmer begründen. Die Unwahrheit und Unklarheit gibt keinen Frieden. Und darum

*) Das Kirchenblatt f. d. Großh. Hessen sagt hiezu in Nr. 2: „Wir sind überzeugt, daß sich Niemand mehr kephisch, paulisch, apollisch nennen wird (wovor die Superintendenten ausdrücklich gewarnt), fürchten aber, daß man sich noch lange wird lutherisch, reformirt ꝛc. nennen müssen, Benennungen übrigens, die mit jenem kephisch, apollisch, paulisch gar keinen Zusammenhang und Aehnlichkeit haben; glauben auch, daß man bei diesen Benennungen sich des gemeinsamen Grundes der Evang. Kirchen wohl bewußt seyn und die Liebe bewahren kann, welche da ist das Band der Vollkommenheit, ja daß grade diese Liebe drängen muß zu einer recht gründlichen Erörterung der Unterschiedspunkte, denn ohne eine solche wird eine Verständigung und auch die wahre Liebe völlig unmöglich seyn; das „„Schaaren um das theure Bekenntniß"", zu dem der Neujahrsgruß, zu dem ja auch die ganze Zeit auffordert, macht ja auch jene Erörterung zur Nothwendigkeit."

mögen wohl die, welche die in Hessen und seinen kirchlichen Verhältnissen habituell gewordene Friedensstörung, das todte Wirrsal, gerne stören und entwirren möchten, von den unangenehm Aufgestörten, annoch in Besitz und Genuß Befindlichen als die „Friedensstörer“ betrachtet und behandelt werden, sie sind und bleiben dennoch in Wahrheit die eigentlichen Friedensbringer und Boten (Hesekiel 13).

Aber jener Kampf ist den Confessionellen, oder denen, welche einfach und consequent Ernst machen mit ihrem Glauben und dessen Bekenntniß, in diesem Augenblick noch durch einen anderen Umstand geboten. Dem Vernehmen nach haben einige Professoren und Pfarrer, und zwar nicht der herrschenden rationalistischen Richtung, einen Unions-Verein gegründet; Näheres wissen wir nicht. Aber das ist kaum ein Zweifel, daß, was in Hessen aus der herrschenden Sphäre noch irgend welch' regeres und kräftigeres Interesse hat, in diesem Verein ein erwünschtes Lager zum Kampf wider Glaube und Bekenntniß der Kirche finden wird, daß sich unter Umständen ein großer Schweif an denselben anhängen wird. Seine Festsetzungen werden dazu lax genug seyn, ist ja der eine der Begründer auch ein Prot. K. Z.s-Mann. Und kommt nun hinzu, daß auch die Residenz-Gemeinde, und daß in derselben auch das Kirchenregiment der That und Gesinnung nach der Union angehört, hinzu, daß unser Nachbarland Baden solcher Gesinnung ein für sie so reizendes und verführerisches Ziel vorsteckt: so ist das gewiß Grund, und mehr noch, zwingender Anlaß genug, „aufzurichten wieder die lässigen Hände und die müden Kniee, und gewisse Tritte zu thun“, für die, welchen daran liegt, zu halten, vielmehr wieder zu gewinnen das, was sie haben. Und das helfe Gott!

Im Uebrigen ist es wenig, was wir aus dem Großherzogthum zu berichten haben. Eine Maßregel des Kirchenregiments, eine neue Perikopen-Auswahl betreffend, ist schon in unserem Kirchenblatt mehrfach besprochen worden. Sie ist auf dem Lande unpopulär. Und wenn man dem tiefer nachdenkt, mit vielem Rechte. Selbst, wenn sie hier und da nicht gar zu ungeschickt wäre. Aber es drängt sich über der Motivirung unwillkürlich noch ein anderer Gedanke auf. Die Verfügung geht davon aus, „daß eine immer umfassendere Kenntniß der h. Schrift und eine immer größere Vertiefung in dieselbe die Hauptmittel seyen, um das Reich Gottes unter den Menschen zu fördern.“ Und gewiß können sie das seyn! Aber doch nur die rechte Vertiefung, die entsprechende Kenntniß. Und die will und muß angeleitet seyn, will und muß eine gesunde Richtschnur haben. Aber wo ist hiefür in Hessen gesorgt? Und läge also nicht, wenn es doch um Förderung des Reiches Gottes zu thun ist, viel näher, statt solche, am Ende doch nur formelle Abänderungen und Neuerungen einzuführen, zuvor die alte Ordnung wieder aufzurichten, für das gesunde Verständniß der h. Schrift nach dem alten wahren Bekenntniß angelegentlichste Sorge zu tragen? Was helfen andere Perikopen, wenn kein anderer Sinn und Glaube unter der Geistlichkeit nachhaltig gepflegt wird, als der bisherige?

Aber freilich, wer soll ihn pflegen? Darf doch das „Kirchenblatt f. d. Gr. H.“, so gehindert es auf mancherlei Weise ist, Jedem, der nahe steht, vernehmlich genug klagen: „Noch immer haben hie und da in kirchlichen Angelegenheiten Solche mitzureden, die nicht einmal durch Besuch der Gottesdienste beweisen, daß sie mit der Kirche innerlich zusammenhängen, ein Interesse und Verständniß für ihre Angelegenheiten haben.*) Noch immer hängt die Wiedererlangung eines der theuersten kirchlichen Besitzthümer, der herrlichen Kirchenlieder, mit von Solchen ab, die sie gar nicht mitsingen.“ Noch immer, setzen wir deutlicher hinzu, ist unsere Lutherische Confession und Kirche in ihren allerwichtigsten Angelegenheiten der Glaubensgleichgültigkeit unionistischer Bureaukratie preisgegeben, oder, wie das Kirchenblatt dies ausdrückt: „der traurigsten, wir wollen nicht einmal sagen, Bekenntniß-, sondern offenbaren Principlosigkeit derer, die grade am festesten stehen müßten, dem unseligen Mangel klarer fester Ziele und Grundsätze, einer Politik des Zuwartens, des Balancirens zwischen s. g. Extremen, d. h. der Unentschiedenheit.“

Und nun dem gegenüber — und das zum Schluß — wie fest, wie sicher, wie stolz schreitet die Römische Kirche im Lande vorwärts! Wie weiß deren Bischof in aller Stille mehr und mehr Terrain zu gewinnen für seine Kirche und deren eigenthümliche Institutionen und Wirksamkeit! Wie hat dieser ein festes deutliches Ziel im Auge und kommt ihm mit Kraft und Nachdruck immer näher und näher! Das Herz blutet Einem und Schaamröthe steigt in die Wangen, wenn man darauf den Blick richtet. Und Alles mag man, darf man gar nicht öffentlich heraussagen. Aber ist's da ein Wunder, wenn unsere Kirche auch vor solcher Gegnerin allmälig und immer mehr ecclesia pressa wird, da sie nicht einmal von ihren eigenen Behörden ihr Recht haben und zur Entfaltung ihrer eigenthümlichen, verbrieften und unverrückbaren Existenz in ordentlicher Weise gelangen kann? Ein völliges Wunder, wenn ihr, der verunstalteten, sich selbst kaum mehr gleichen, den Rücken zu kehren Solche verführt werden, die nach einer Kirche dürsten, welche weiß, was sie will und was sie soll, und welche nicht die am meisten von sich stößt, am meisten maßregelt, die ihrem Glauben und ihrer Ordnung am treuesten anhangen? Es ist in anderen Blättern schon mehrfach von dem Uebertritt zweier Hessischen Geistlichen zur Römischen Kirche geredet worden, deren einer von großer Begabung auch sonst in seinem öffentlichen Wandel ehrbar dasteht. Aber nur, daß er in seinem Glauben lutherisch und orthodox gewesen, und daß dies ihn bis zur Römischen Gränze geführt: das ist eine Insinuation, von der seine näheren Freunde längst das Gegentheil gewußt; er hat sich schon Jahre lang in ganz bestimmter Differenz mit der Lehre unserer Kirche, insbesondere in dem Artikel von der Rechtfertigung gewußt. Aber eine rechte Kirche hätte ihn, bei seiner übrigen seelischen Komplexion, dennoch zu halten und vielleicht wieder zurechtzubringen gewußt, wie er denn auch seinen Austritt aus der Hessischen „Landeskirche“ officiell zum Theil mit, von deren Beschaffenheit hergenommenen unwiderleglichen Argumenten erklärt hat. Ob das, wie es gesollt, der „Landeskirche“ aufs Herz gefallen ist? O, wollte Gott! Wollte der, der die Herzen lenket, wie Wasserbäche, dessen Arm nicht verkürzt ist, der „aufwill, weil die Elenden verstört werden und die Armen seufzen“, endlich Sein Licht leuchten lassen auch über uns!

*) Hier ein Beispiel anderer Art. Die Pfarrer eines Kirchspiels, in welchem sehr viele uneheliche Geburten vorkommen, bitten mit ihrem Kirchenvorstand um Genehmigung der Maßregel, solche Gefallene, die zum erstenmal von dem Geistlichen erfolglos ermahnt worden, zum andernmal vor den gesammten Kirchenvorstand zu stellen. Sie warten nach fast Einem Jahre noch heute auf Antwort. Dem Vernehmen nach sind Stimmen in den Behörden laut geworden: „der zweite Fall sey noch eher zu entschuldigen, als der erste!“

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz. Druck von Trowitzsch und Sohn.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1857. Sonnabend den 14. März. № 21.

Die Evangelische Allianz.

Zweiter Artikel. (Fortsetzung.)

Wenn so die hochkirchliche Partei sich hat warnen lassen, nicht zu hyper-hochkirchlich zu werden, so ist auch ihrerseits die niedrig kirchliche oder Evangelische*) Partei jetzt ihrem Extrem etwas ferner als zuvor. Die Evangelische Partei in ihrer jetzigen Gestaltung hat ihren Ursprung in Cambridge. Dort war es ein Geistlicher Symeon, der hauptsächlich zu ihrer Bildung anregte. Sie entstand als Vereinigung derer, die in dem damals ganz allgemein in der Kirche herrschenden Todesschlaf selbst zum Leben gekommen waren und Leben schaffen wollten. Das Verlangen, die eigne Seele retten zu wollen, das Verlangen, dem Heilande verlorne Seelen zu gewinnen, durchdrang diese Leute. Gegen die „kirchlichen" Formen waren sie mehr oder weniger gleichgültig. Diese Gleichgültigkeit steigert sich aber bei Vielen in vollständigen Widerwillen aus Opposition gegen die extrem-hochkirchliche puseyitische Partei. Da kam es und kommt es, daß man auch äußerlich sich mit den evangelischen Dissenters verbindet, mit denen man ja schon vorher im Geist viel inniger verbunden war, als mit den nicht „evangelischen" Mitgliedern der Kirche, — da kommt es, daß man in vollständiger Verzweiflung an jeder kirchlichen Gestaltung, — denn überall sehe man Satan seine Absichten erreichen, überall ein babylonisches Verderben in der Kirche, sich den Plymouthbrüdern und Darbysten sich beigesellt. (Wir wiederholen es, daß das Gros der Plymouthbrüder aus früheren Gliedern der Engl. Kirche, ganz besonders aus früheren Englischen Geistlichen besteht). — Wie die Uebertritte zur Röm. Kirche die hochkirchliche Partei, so haben diese Uebertritte zu Dissenters die Evangel. Partei zur Besinnung gebracht und in ihr eine Reaction hervorgerufen. Man wird sich wieder mehr der besonderen von Gott verliehenen Vorzüge der Kirche, in die man durch Gottes Gnade versetzt ist, bewußt, man zieht bestimmter die Scheidelinie zwischen sich als churchmen und den Dissenters, — mit einem Worte die Extreme sowohl in der hochkirchlichen als auch in der niedrig kirchlichen Partei haben die Hochkirchlichen evangelischer, die Evangelischen kirchlicher gemacht. Eine Annäherung der Parteien hat stattgefunden, man kann sagen, es ist eine Geistesströmung, die in der Engl. Staatskirche jetzt vorwaltet, und die man vielleicht nicht unrichtig eine niedrig-hochkirchliche Richtung nennen oder noch besser als einen evangelical high-churchism bezeichnen kann.

Wenn auch das eben Gesagte nicht für alle Verhältnisse der Englischen Kirche richtig ist, so glauben wir doch im Allgemeinen ein richtiges Bild des augenblicklichen Zustandes der Engl. Kirche gegeben zu haben. Eine genauere Zeichnung der beiden Parteien wird überdies überaus schwer, wenn nicht unmöglich sein; denn die Grenze zwischen evangelical und high-church ist besonders jetzt bei einer Annäherung, ja bei einem Ineinandergreifen der beiden Parteien zu fluctuirend, und die Definitionen von high-church und low-church zu verschieden, um genau sein zu können. Denn was ist high-church? Einige sagen, high-church und puseyitisch sei identisch, Andere, es sei ein himmelweiter Unterschied zwischen beiden, Andere, man müsse verschiedene Abstufungen im Puseyismus (vielleicht eigentlichen und uneigentlichen) u. s. w. annehmen. — Jedenfalls haben wir in der Behauptung, daß die Hochkirchlichen evangelischer und umgekehrt geworden sind, ein Resultat eines Aufenthaltes in Oxford und Cambridge gegeben. Der Engländer nennt die beiden Universitäten die beiden Augen Alt-Englands. In den Augen aber liegt die Seele. So wird ein Urtheil über den Zustand der Engl. Kirche, das man aus dem Blicke in diese Augen sich gebildet hat, nicht ganz unrichtig sein. Oxford ist der Sitz von Dr. Pusey, Oxford der Typus des aristokratischen Englands, Oxford mithin der Thermometer für die puseyitische und hochkirchliche Richtung. — Man wird aber wenig romanisirende Tendenzen in Oxford finden, im Gegentheil, einen recht gut evangelischen (im deutschen Sinne des Worts) Grund. Cambridge war Symeon's Aufenthalt. Ihm ist die niedrig-kirchliche Richtung mehr aufgeprägt. Aber von großer Hinneigung zum Dissent ist wenig zu verspüren. Es ist, als ob die alten ehrwürdigen Collegien und Capellen, — wer dächte nicht an die herrliche Kings college chapel, die der Kirche gehören, Liebe zu der Mutter einhauchten, und ein Bollwerk zwischen ihren Kindern und den Dissenters bildete.

*) Das Wort „Evangelisch" ist im Englischen nur üblich als Parteiname grade dieser Partei. Wer von „Evangelischen Kirchen, Evangelischen Secten" redet, wird kaum verstanden. Da ist „Protestant" Kunstausdruck. Leute, die wir gewiß „evangelische Männer" nennen würden, verbitten sich das Prädikat „evangelisch" für ihre Kirche wie für sich sehr entschieden mit der Bemerkung, sie seien keine evangelicals (so viel als low-church-men).

Doch wir dürfen nicht vergessen, daß wir nicht über die Englische Kirche, sondern nur von ihrem Verhältniß zur Evangel. Allianz zu reden haben. Daher nur noch dies. Es versteht sich wohl von selbst, daß bei diesem Aufblühen des „kirchlichen Lebens" das „christliche Leben" nicht vergessen worden ist. Im Gegentheil war, wie es immer der Fall ist, dies das Lebensprincip, aus dem das „kirchliche" Leben geflossen ist. — Groß steht die Evangelische Partei da durch ihren rastlosen Eifer zur Verbreitung des Reichs Gottes, daheim und in der Ferne. Groß aber auch ist derselbe Eifer bei der hochkirchlichen und puseyitischen Partei, mit dem sie sich der Predigt und Seelsorge, der Arbeit unter den ihnen anbefohlenen Seelen, der Landsleute in den Colonieen und der Heidenwelt annehmen. Es sind Dissenters, die nicht Worte genug finden können, diesen Eifer der hochkirchlichen Geistlichen, — z. B. gerade in der in England wahrlich nicht leichten Arbeit unter den Massen der großen Städte zu rühmen. — Das sprichwörtlich gewordene Unwesen der ungeistlichen Inhaber fetter Pfründen und ihrer Curates hört nach competentem Urtheil immer mehr auf. Fox-hunting clergymen werden immer seltener*).

Dieser frische Lebenshauch des erwachenden christlichen und kirchlichen Lebens innerhalb der Englischen Landeskirche hat der Ausbreitung der Dissenters den allerkräftigsten Damm entgegengesetzt. Denn blühen kann der Dissent nur dann, wenn entweder durch Verfolgungen gegen ihn eingeschritten wird, so z. B. haben die Puritaner und Independenten in den Zeiten der blutigen Verfolgungen ihre Blüthezeit gehabt, oder wenn die heilsbegierigen Seelen innerhalb der Kirche keine Nahrung finden können. Dies erklärt ja z. B. besonders den großartigen Aufschwung, den die Methodisten im vorigen Jahrhundert genommen haben. Sobald diese Umstände wegfallen, hat die Kirche eine natürliche Anziehungskraft. Man nehme den conservativen Character des Englischen Volks, mit dem es am Alten klebt, schon deßwegen, weil es alt ist. Da steht inmitten des Dorfes oder Städtleins die alte, ehrwürdige gothische Kirche unter ihren grünen Bäumen, — es ist die Kirche, in der sie selbst getauft wurden, die Kirche, in der sie das Abendmahl empfangen haben, die Kirche, in der sie sonntäglich ihr morning- und evening prayer hörten — und wie lieb ist es ihnen geworden, wie hängt ihr Herz an all' den Gebeten, an der Litanei, die sie lange schon auswendig können. Der Engländer, namentlich auf dem Lande, ist durch so viel tausend Fäden alter Treue und Liebe an seine Kirche gefesselt, daß für ihn durch ein Aufgeben seiner Kirche die Heimath aufhören würde, Heimath zu sein. Und die „Heimath" übt auf ihn einen unwiderstehlichen Zauber aus. Es muß ein trauriger Geistlicher seyn, der im Stande ist, die Banden zu lockern, die seine Gemeindeglieder an die Kirche fesseln und sie zu den Dissenters zu treiben, die von vornherein mit ungünstigem Vorurtheil angesehen werden. Und da nun solche Fälle immer weniger werden, da die Engl. Kirche mit Erfolg appelliren kann an die Herzen des Volks, ob sie diese ihre theure Kirche, die Kirche ihrer Väter, die eine so rühmliche Vergangenheit habe, die Kirche, die auf einem festen Grunde stehe, die Kirche, die wie das ganze Volk mächtig und weithin ausgedehnt sei, — verlassen oder ihr treu bleiben wollen, — so hat sie die Macht, das Aufblühen des Dissents kräftig zu hindern, und ihm recht empfindliche Wunden zu schlagen. —

Was nun thun? Die einzelnen Dissentergemeinschaften fühlen nur allzusehr, wie sehr sie der Kirche gegenüber verschwinden. Sie haben so gar wenig, mit dem sie dem conservativen, nach dem Althergebrachten verlangenden Sinn des Volks schmeicheln können, — sind gar sehr im Nachtheil gegen die Kirche, wenn sie, besonders auf dem Lande, denn in den großen Hauptstädten steht die Sache allerdings anders, ihrer imposanten Erscheinung gegenüber, die grade den Engländer mächtig anziehen muß, nur ein kleines Häuflein entgegensetzen können, das sich in einem Kapellchen versammelt, das mit scheelen Augen von dem church-people angesehen wird. —

Grade in diese Zeit der Auflebens der Kirche und der in Folge dessen entstehenden Verlegenheit aller Dissenters fällt die von Dr. Chalmers ausgehende Anregung zu der Evang. Allianz. Etwas willkommeneres konnten Dissenters aller Arten nicht finden. Aus dem engen Kreise seines eignen Dissenterhäufleins konnte man hinaustreten, sich in Gemeinschaft, in Einigkeit finden mit Leuten der allerverschiedensten Evang. Denominationen, — ja der geschlossenen Phalanx der Kirche gegenüber sich nunmehr „unitis viribus" auch als eine imposante Vereinigung darstellen. Und siehe da, auch Mitglieder der Engl. Kirche, die sich zu diesen Leuten, die ja alle selig werden wollen durch Jesum den Gekreuzigten allein, in christlicher Bruderliebe hingezogen fühlen und sich durch die Schönheit des Gedankens von einem „die Hände reichen über die trennenden Schranken hinweg" hinreißen lassen, treten der Allianz bei. — Welch' einen Sieg haben die Dissenters davongetragen! Sie, die vereinzelten, zerstreuten, können sich ökumenischer Concilien rühmen, sie können sich rühmen, daß ihre, der Dissenter, Vereinigung so gut sey, daß selbst Mitglieder der Kirche, die doch wahrlich innerhalb der Kirche schon einen Einigungspunkt haben, dennoch in jenem Vereinigungspunkte nicht ihre volle Befriedigung finden, und daher hier sich mit aufnehmen lassen! Schon hiermit war ein Zweck erreicht. Aber man ging weiter. Mit dem Grundsatz, daß die Evang. Allianz eine Vereinigung sey nicht bloß gegen das nackte, sondern auch das als Puseyismus und Hochkirchlichkeit sich einschleichende Papstthum, hatten die Dissenters eine Waffe in Händen, die sie alsbald zum Kampfe gegen ihre mächtige Feindin, die Englische Kirche, gegen das in ihr sich

*) Die Passionen sind nach dem „ländlich-sittlich" verschieden. Der ungeistliche Geistliche Englands folgt dem Geschmack seines Landes und hetzt Füchse. Wäre er in Deutschland, so würde Sr. Ehrwürden statt dessen Mitglied der Ressource seyn, am Kartentische sitzen oder am Ressourcenball Theil nehmen. Fuchsjagen möchte fast noch besser seyn.

regende und dem Dissent schädliche kirchliche Leben brauchten. — Und wie gut war es auch hier, daß sich Geistliche der bischöfl. Kirche angeschlossen hatten. So konnte kein Unbefangener auch nur ahnen, daß in der Allianz ein Feldzug der Dissenter gegen die Kirche unternommen wurde.

Der Verfasser des im ersten Artikel abgedruckten Briefes ist, wie man nach seinen Ausdrücken: „eine Bewegung ohne, ja gegen die Kirche u. s. w." entnehmen kann, unserer Ansicht. Er steht wahrlich in ihr nicht vereinzelt da. Diese Anklage gegen die Allianz wird in der Engl. Kirche allgemein erhoben. — Es wäre unrecht, sie auf alle Glieder derselben ausdehnen zu wollen. Viele, ja vielleicht die Meisten, sind in ihr „ohne Falsch, wie Tauben," und haben sich ihr zugewandt, nur um das Bedürfniß nach christlicher Gemeinschaft zu befriedigen. Aber es gibt auch Andere, die klug sind wie die Schlangen und die Allianz wohl zu benutzen wissen. So lange in den Meetings der Evang. Allianz mit den Worten Puseyismus und Hochkirchlichkeit Unfug getrieben und sie in einer Weise erweitert werden, daß man durch sie das ganze kirchliche Leben der Engl. Kirche gezeichnet finden muß und so lange gegen diesen Puseyismus das Volk, was wahrlich von der richtigen Bedeutung des Worts grade so viel Kenntniß hat, als die Leser der Vossischen Zeitung von Jesuiten, aufgewiegelt wird, so lange müssen wir die Anklage aufrecht erhalten. — Und muß es uns nicht in unserer Ansicht bestärken, wenn die sämmtlichen Bischöfe der Engl. Kirche, unter denen doch auch einige recht „evangelische" sich befinden, wenn die 3 Erzbischöfe, unter denen z. B. der von Canterbury als ein sehr „evangelischer Mann" sich noch neulich in dem Proceß gegen den puseyitischen Archidiacon Denison gewiß gezeigt hat, wenn sie sämmtlich im günstigsten Falle die Allianz gänzlich ignoriren? Muß es nicht uns gegen die Allianz von vornherein einnehmen, wenn grade ein Mann, wie der Erzbischof von Dublin, Dr. Whately, den Geistlichen seiner Diöcese verbietet, der Ev. Allianz beizutreten? Ist Dr. Whately etwa ein Puseyit, ein Römling, ein Kryptopapist? Es gibt nach allgemeinem Urtheil, — das der Presbyterianer in Irland nicht ausgeschlossen, — keinen Mann, der in seiner bedeutenden Stellung erfolgreicher gegen den Katholicismus in Irland gekämpft hat, keinen Mann, der mehr für die Mission unter den Katholiken und also Evangelisirung des Landes gethan, keinen Mann, der eifriger dafür gesorgt hat, die Bibel dem Volke, namentlich dem Katholischen, in seiner, der Gaelischen Muttersprache, in die Hand zu geben. Ein Kryptopapist kann der Erzbischof doch nicht seyn. Aber ein Puseyit? Dr. Whately ist der Verfasser der Cautions for the times, die eine Gegenschrift sind gegen die puseyitischen tracts for the times. Er ist so in England bekannt und berühmt geworden, als der wirksamste Gegner des Romanisirenden und Unevangelischen im Puseyismus und der Vertreter einer wahrhaft Evangelischen Richtung innerhalb der Engl. Kirche. Er ist so recht eigentlich der Vertreter der von uns oben als „evangelisch-hochkirchlich" bezeichneten erfreulichen Richtung in der Engl. Kirche. — Würde ein solcher Mann, der selbst so gegen Katholicismus und Puseyismus kämpft, feindlich einer Allianz gegenübertreten, die seine eignen Zwecke verfolgt? Und wenn er dennoch ihr entschiedenster Gegner ist und so weit geht, den Geistlichen seiner Erzdiöcese die Betheiligung an derselben zu verbieten, ist es da nicht klar, daß er mit seinem scharfen Blick ganz andere Tendenzen in ihr gewahrt? Das wissen wir, daß Erzbischof Whately ein eifriger churchman ist und darüber wacht, daß nicht Verwirrung und Zerstörung in der Kirche durch die Dissenter angerichtet werde. Und deßhalb, weil er in der Evang. Allianz der Dissenter auf die Zerstörung der Kirche gerichtete Tendenzen sieht, deßhalb will er es verhüten, daß Diener der Kirche, wenn auch arglos und unbewußt, an diesem Zerstören mithelfen sollen.

Und nun noch eins, was allein schon im Stande ist, diese Tendenz der Evang. Allianz zur Genüge zu veranschaulichen. Vor etwas über zwei Jahren war bekanntlich im Engl. Parlament eine Bill durchgegangen, durch die in der Universität Oxford bedeutende Veränderungen beschlossen wurden. Eine dieser Veränderungen bestand darin, daß auch Dissenters die Collegien Oxfords geöffnet werden sollten. Bisher hatte Oxford ausschließlich der Kirche gehört. Söhne von Dissenters, die in eins der Collegien aufgenommen werden wollten, mußten zuerst zur Kirche zurücktreten. — Die Dissenters haben aber bis jetzt wenig durch den Parlamentsbeschluß erreicht. Der einzige Vortheil, der jungen Dissenters sich darbietet, ist der, daß sie in Oxford nach Bestehung der Prüfung zu B. A. und M. A. (bachelors and masters of art, — das Englische für unser Dr. Philos.) promovirt werden können. Aber von Studirenkönnen ist nicht die Rede. Denn dazu müßten sie in eins der Collegien eintreten. Darüber haben einzig und allein die „heads of houses", die Präsidenten oder Pröbste und wie die Titel alle heißen, der Collegien zu bestimmen. Die sind natürlich einmüthig entschlossen, keinen Dissenter aufzunehmen. Nur ein neuer Parlamentsbeschluß würde sie dazu zwingen können. Und wenn sie gezwungen würden und hier und da ein Dissenter aufgenommen würde, es wäre wohl wahrscheinlich, daß er in der ganzen Zeit seines Aufenthaltes, in der er die hochkirchliche Luft athmet, dem Dissent entsagte und ein guter churchman würde. Wirksam würde der Parlamentsbeschluß erst dadurch werden, wenn ein eignes Colleg oder Studienhalle für Dissenters eingerichtet würde. Und siehe da! bereits vor 2 Jahren ging die Evang. Allianz, wie ich glaube, auf Anregen eines ihrer Präsidenten damit um, eine eigene Evangelical-Hall in Oxford zu gründen. — Wir haben seitdem freilich Nichts davon gehört, bezweifeln auch, daß sie im Bau ist, aber interessant ist die Sache doch. — Die Evang. Allianz kann hier grade an dem furchtbaren Sitz des Puseyismus ihr ausgesprochenes Princip, die Vorkämpferin gegen Puseyismus ꝛc. zu seyn, recht zur Geltung bringen: das ist der zur Schau getragene Zweck. Die allürten Mitglieder der Kirche würden schwerlich etwas dagegen haben. Denn in ihrem Abscheu

gegen Oxford und den Geist, der dort herrscht, sind sie ganz fanatisch. In ihrem Fanaticismus aber werden sie vergessen, daß sie doch wahrlich keine Veranlassung dazu haben, zur Evangelical-Hall mitzuwirken. Denn sie können ja ihre Kinder in irgend eins der vorhandenen Collegien schicken, ja manches Colleg finden, in dem auch ihre niedrig-kirchliche Richtung reichlich vertreten ist. Was ist danach das Ganze? Es ist ein wohlberechneter Plan der Dissenters, in das alte ehrwürdige Eigenthum der Engl. Kirche einen Einfall zu machen, — es ist ein Kampf der Dissenters gegen die Kirche, unternommen, um in ihrer Armuth von dem Reichthum der Kirche mitzehren zu können, ja den Dissent in dem Herzen der Kirche heimisch zu machen und also der Kirche nach Kräften zu schaden, — und die Mitglieder der Kirche, die in der Allianz sich finden, kann man beinahe nur als von den Dissenters etwas hinters Licht geführt bedauern.

Wir glauben in dem eben Gesagten dem Versprechen genügt zu haben, das wir am Schluß des ersten Artikels gaben, die gefährliche Grundrichtung unserer Zeit nachzuweisen, die in der Evang. Allianz verkörpert wird. Wir glauben deutlich gezeigt zu haben, wie innerhalb der Allianz alle unkirchlichen Elemente einen Vereinigungspunkt gefunden haben, — wie sie sich nicht bloß friedlich Behufs christlicher Vereinigung, sondern auch Behufs des Kampfs gegen die sich regende und emporblühende Kirchlichkeit vereinigt haben. —

Wir haben in dieser gegebenen Schilderung Englischer Verhältnisse zugleich den Standpunkt gewonnen, von dem aus wir der Allianz gegenüberzutreten haben.

Wir wollen die Mauern Zions bauen dadurch, daß wir zu allererst fest auf Gottes Wort uns gründen, dann aber alle die Güter unserer Kirche, die wir von den Vätern ererbt haben, ja die Güter unserer Kirche, die uns mit der christlichen Kirche der ersten Jahrhunderte zu einem lebendigen Leibe verbinden und von den Reformatoren, so weit sie nicht wider Gottes Wort stritten, mit zarten Händen gepflegt worden sind, mit treuer Hand bewahren. Wir wollen die in den Zeiten des Rationalismus und Unglaubens uns geraubten Schätze und Kleinodien unserer Kirche, kirchliche Institutionen, kirchliche Sitte, — und vor allen Dingen auch die liturgischen Schätze, das Erbtheil von über einem Jahrtausend, aus dem Schutte wieder hervorziehen. Wir thun es eingedenk des Worts: Halte, was du hast, daß Niemand deine Krone raube, wir thun es durch treues Pflegen der Individualität unserer Sonderkirche, daß wir durch treues Bewahren der Schätze, die uns und der gesammten christlichen Kirche gemeinschaftlich angehören, näher kommen werden der Erfüllung unserer Sehnsucht, schon hier auf Erden etwas zu schauen von der „einen, heiligen, christlichen Kirche." Und die Richtung, die uns gegenübersteht? Weg mit dem, was ihr Schätze, was ihr Kleinodien, was ihr das Gemeingut der Kirche aller Jahrhunderte nennt, — ruft sie, in dieser Beziehung eine treue Bundesgenossin des verwüstenden Rationalismus und Unglaubens. Das Alles sind Danaergeschenke, das Alles Dinge, die uns zu Rom führen. Und dieser blinde Eifer gegen Rom treibt sie hinein in die Vertheidigung des Grundsatzes, daß Alles in der Kirche, das nicht direct mit klaren Worten in der Bibel vorgeschrieben oder in den Verhältnissen der in der Bibel beschriebenen ersten Christengemeinden vorgebildet sey, ob es auch schon durch die christliche Kirche aller Jahrhunderte bis in die Evangelischen Kirchen hinein sich erhalten habe und sichtbarlich die Erfüllung der Verheißung: Siehe ich bin bei Euch alle Tage bis an der Welt Ende, an seiner Stirne trage, zu verbannen, mit schonungsloser Hand zu vernichten sey. Und was haben sie damit erlangt? Sind sie bei ihrem Streben, Alles also direct aus der Bibel abzuleiten, die Kirchenverfassung, die Stellung der Kirche zum Staat, die Stellung von Kirche und Welt zu einander, die Ordnung des Gottesdienstes nach rein biblischem Muster darzustellen, nun wirklich Alle zu einem Resultat gekommen? Haben sie von ihrem Standpunkt aus bessere Erfolge gesehen in Erzielung des gesehnten Ideals des Christen: der Einheit der Kirche? Ein Resultat für sich haben die Presbyterianer, und jedenfalls noch das, was man als das schönste und richtigste anerkennen muß. Kann man doch noch von einer Presbyt. Kirche als einem organisch gegliederten Ganzen reden und ist doch auch von den meisten Presbyterianern es anerkannt, daß, nachdem einmal die Kirche in ihrem Siegeslauf die Könige zu ihren Füßen gesehen, auch eine Verbindung von Kirche und Staat gar wohl biblisch, besonders durch das Wort: „Könige sollen deine Pfleger und Fürstinnen deine Säugammen seyn", zu rechtfertigen sey. Dann aber kommt die große Reihe der Secten. Während die Presbyt. Kirchen es durch die Bibel rechtfertigen, daß die Kirche seyn solle das Netz mit guten und faulen Fischen, rechtfertigen diese es durch dieselbe Bibel, daß die Kirche nur aus wirklich Heiligen, nur wirklich Gläubigen bestehen solle. Während einige Presbyt. Kirchen Staat und Kirche auf Grund der Schrift verbunden lassen wollen, hören wir hier auf Grund der Schrift den Beweis, daß dies der ärgste Irrthum sey, den es gäbe, — hören wir hier, nachdem freilich dieselbe Sache bereits vor Jahrhunderten in der Bibel von anderen Secten entdeckt worden ist, in Genf mit prunkenden Worten rühmen, daß endlich dem 19ten Jahrhundert es vorbehalten sey, eine neue Reformation zu machen, die von den Reformatoren im Drange der Umstände vergessen worden sey, — nämlich endlich die Kirche von dem unter Constantin begangenen Sündenfall ihrer Verbindung mit dem Staat, der in der Offenbarung durch das Weib auf dem Thiere sitzend bezeichnet sey, zu erlösen und statt des Paganisme endlich den Christianisme einzuführen. Presbyt. haben auf Grund der Schrift eine organisch gegliederte Kirche, Independenten und Congregationalisten auf Grund der Schrift nur einzelne, zusammenhangslose Gemeinden, Independenten haben auf Grund der Schrift die Kindertaufe, Baptisten verwerfen.

sie auf Grund der Schrift, Independenten und Baptisten u. s. w., ja die Meisten, die in der Allianz vertreten sind, halten auf Grund der Schrift an der göttlichen Einsetzung des Predigtamtes fest, — in der Schweiz weist uns ein Hr. Monsell nach, daß seit der Apostel Zeiten die Kirche geirrt habe, bis es ihm, nämlich Hrn. Monsell, gelungen sey, in der Schrift zu finden, daß es gar kein von Christo eingesetztes Predigtamt gebe, man bloß von einem „don" zum Predigen reden könne. Und im Schooße vieler Independentengemeinden in Genf und Waadtland wird dieser Ansicht als der allein schriftgemäßen gehuldigt. Statt sich willig mit Aufgeben des als Subjectivismus verkleideten alten Menschen in den kirchlichen Organismus hineinzufügen, geht man mit seinen subjectiven, vorgefaßten Meinungen an die Schrift, findet da mittelst mechanischer Auslegung derselben, mittelst Herausnahme einiger aus dem Zusammenhange herausgerissener Stellen, die die vorgefaßte Meinung bestätigen, seine eigne Meinung wieder und bringt sie dann als Schriftlehre wieder zum Vorschein. — Baut dieser Subjectivismus, der immer noch um sich greift, mit an der einen heiligen, christlichen Kirche? Er zerstört sie und löst sie auf in ein Conglomerat einzelner Secten. Die Sehnsucht aber nach dieser einen heiligen, christlichen Kirche bleibt. — Und da man ein für allemal dem von uns betretenen Wege als dem Wege nach Rom entsagt hat, — so sucht man diese Vereinigung hier in der Evang. Allianz. Eine Vereinigung von Christen aller Parteien u. s. w. — ein Ausdruck, der wohl erst dem 19ten Jahrhundert zu verdanken ist, — ist an Stelle der einen, christlichen Kirche getreten, — und statt eine Einheit, eine kirchliche Einheit zu haben, redet man von Einheit und fließt über in leeren Phrasen, über die Einigkeit der Christen. Und sind doch alle diese Reden Nichts als eine Tünche, darunter sich der Abgrund der Zerspaltung und Zerrissenheit in unzählige einzelne, verschiedene Häuflein verbirgt.

In dem Gesagten liegt der principielle Gegensatz, in dem wir uns gegen die Richtung, die die Allianz vertritt, befinden, vollkommen ausgedrückt. Das folgende ergiebt sich als Ausfluß dieses Princips leicht von selbst. Es ist während der Zeit der Mai-Versammlungen in London sehr interessant, rasch aus einem meeting der Evangelicals oder Dissenters, — also der Freunde der Allianz in ein solches der kirchlichen Richtung der Anglic. Kirche zu kommen. In dem ersteren stets das: „Wir" müssen das und das thun, also ein freier Verein, — eine gewisse Zahl Christen, — im letzteren stets: die „Kirche". Die Kirche muß sich der verwahrloseten Massen annehmen, die Kirche Arbeiter da und dorthin senden, — da und dort unterstützen. — Auf welcher Seite würden wir stehen? Gerne wollen wir es den „wir", gern den Freunden der Allianz lassen, daß sie eine großartige Thätigkeit in allen Werken der Liebe daheim und in der Ferne entfalten, eine Thätigkeit, in der Deutschland sehr bescheiden gegen sie in den Hintergrund tritt, aber darum brauchen wir uns noch nicht mit dem Subjectivismus, der sich darin ausspricht, einverstanden zu erklären. Wir halten gleich den Vertretern der mehr hochkirchlichen Partei dafür, daß es die Kirche ist, die in ihren Organen sich ihrer Armen annehmen muß, daß es die Kirche ist, die die Verantwortung auf sich hat, dem verkommenen und verwahrlosten Geschlecht unserer Tage sein Heil nahe zu bringen. Diese Verantwortung gerade für die Kirche ist um so größer, da die Kirche den Leuten dieses Geschlechts auch die heil. Taufe hat zu Theil werden lassen. Ein Verein einzelner Christen mag mit Fug und Recht es ablehnen, Verpflichtungen gegen diese Massen zu haben, die Kirch soll und muß Alles versuchen, was in ihren Kräften steht, denen das Heil nahe zu bringen, denen sie es einst in der Taufe gebracht hat. — Auch wir, die wir kirchlich sein wollen, haben wohl Vereine, — aber es soll ein Gegensatz zwischen unsern und ihren Vereinen sein. Bei jenen sollen die Vereine Nichts als Vereine sein, bei uns Nichts als Diener und Organe der Kirche. Sie sollen bei uns nicht bloß auf christlichem, sie sollen auf kirchlichem Boden stehen.

Und was soll der Erfolg aller dieser Arbeit sein? Jene, die wahrlich die Liebe Christi dringet, gehen wohl aus, um Seelen ihrem Heilande zuzuführen; — aber wir sehen als Erfolg ihrer Thätigkeit nur den, daß sich eben hier und da einzelne Christen oder Christenhäuflein bilden. Etwas weiteres zu wirken, steht weder in dem Wunsch, noch in der Macht dieser Richtung. Wir wollen in unserm Arbeiten im Dienst des Herrn das allerdings zuerst, daß wir dafür beten und arbeiten, unserm Heilande Seelen zuzuführen und ihm, so er Gnade und den heil. Geist giebt denen, die da arbeiten und denen, an denen gearbeitet wird, Kinder geboren werden wie Thau aus der Morgenröthe. Denn wir wissen es so gut wie jene, daß dies das eine ist, was noth ist, daß ein Menschenkind selig werde. Aber wir begnügen uns dabei nicht. Als Kirche, und also die Einzelnen und Vereine einzig und allein im Dienste der Kirche wollen wir arbeiten, die Früchte der Arbeit wollen wir auch der Kirche zuführen. Ja, um Mißverständnisse zu vermeiden und nicht von jener Richtung zu vernehmen, daß sie gerade das Nämliche wolle, sprechen wir es offen aus, daß wir die also Gewonnenen, wie man die rohe Masse in eine Form gießt, mit allem Fleiß in die kirchliche Form, die uns von unseren Vätern als ein Gnadengeschenk des Herrn der Kirche zu treuen Händen überliefert worden ist, einzureihen trachten. Wir halten das für das sicherste, für das einzige Mittel, die durch des Herrn Gnade ihm gewonnenen Seelen ihm treu zu bewahren. Denn wir halten dafür, daß die Kirche, die mit ihren Einrichtungen wie eine liebende Mutter ihre schirmenden Arme

um die dem Heilande Gewonnenen breitet, die wie ein Zaun sie schützt vor allen Versuchungen und Gefahren, die mit ihrem Bekenntniß die, die anfangen, in Gottes Wort zu forschen, anleitet zum rechten Verständniß desselben, allein im Stande ist, die noch unsichern Tritte vor Abwegen, vor Irrgängen im Glauben, vor Straucheln und Fall zu bewahren. — Und das kann die uns entgegengesetzte, unkirchliche subjectivistische Richtung nimmermehr. Wo man selbst ein durch keine kirchliche Eigenthümlichkeit gefärbtes, farbloses Christenthum hat, wird man nur zu einem farblosen Christenthum hinführen können. Wohin es aber führt, mit diesem bloß biblischen unkirchlichen Christenthum auszugehen und statt Gemeinden einer bestimmten Kirche nur Christenhäuflein zu gründen, zeigt eins der hauptsächlichen Arbeitsfelder dieser unkirchlichen Richtung, ein Arbeitsfeld, in dem die Evangel. Allianz selbst, die Vertreterin dieser Richtung die Arbeit in die Hand genommen hat. Es ist das die französ. Schweiz und das südliche Frankreich. Es ist hauptsächlich die in England längst unter den Dissenters verbreitete unkirchliche, subjectivistische Richtung, die sich nach Frankreich und Genf übergesiedelt, hier in den freien Kirchen Frankreichs, Genfs und Waadtlands Gestalt gewonnen und in der Société évangelique zu Genf ihren Mittelpunkt hat, von der diese ganze Bewegung dort jetzt ausgeht. — Wir gestehen willig zu, daß Großes geschehen ist, wir gestehen willig, daß es den Arbeiten dieser Leute gelungen ist, mitten unter einer gänzlich dem Todesschlafe des Rationalismus ꝛc. verfallenen Bevölkerung ein Feuer angefacht zu haben, das hell brennt, wir gestehen willig zu, daß es ein Großes ist, der Römischen Bevölkerung im Süden Frankreichs und auch in Turin das reine Wort Gottes gepredigt zu haben, wir sind die letzten, die den treuen Zeugen, die um des Worts willen in Süd-Frankreich noch vor zwei Jahren lange Zeit ohne Recht und Gericht im Kerker geschmachtet haben, ihren Ruhm rauben wollen, — aber wir müssen doch darauf hinweisen, daß, so weit sich jene Bewegung erstreckt, der Darbyismus ihr wie ein Gespenst auf dem Fuße folgt. Man sehe die übervollen Darbyistenversammlungen zu Lausanne, zu Vevay, man höre, wie diese Secte im südlichen Frankreich von Lyon bis Marseille herab sowohl unter den älteren Protestantischen Gemeinden um sich frißt, als auch die Bildung neuer Gemeinden aus den Convertiten der Römischen Kirche im Keim zerstört. Man behalte die in Turin auf Grund dieser unkirchlichen Principien gebildete neue evangelische Gemeinde im Auge. Die Anfänge dieses darbyistischen Krebsschadens waren schon vor einiger Zeit dort zu finden. Die Evangel. Allianz hat bis auf diese Stunde von der Evangel. Bewegung in Turin sehr viel Aufhebens gemacht*).

*) Es geht ihr, beiläufig bemerkt, gar sehr die Fähigkeit ab, grade bei dieser Bewegung das religiöse Element vom politischen zu scheiden. Ueberhaupt möchte gerade in diesem Punkte die Evang. Allianz einen sehr wunden Fleck haben. Denn wir täuschen uns wohl kaum, daß die in gewissen Kreisen Engl. Christen verbreitete widerliche Ansicht,

Wie lange wird es dauern, so hat der Krebs des Darbyismus dort Alles zerfressen! Die Evang. Allianz rühmt sich allerdings, sie habe gerade in jenen Gegenden sehr Großes zur Unterdrückung des Darbyismus und zur Hebung christlicher Einigung gethan. Das mag wahr sein. Aber vergessen darf man es nimmer, daß dieselbe Richtung, die zur Evang. Allianz, auch zum Darbyismus führt. Bereiten wir nur erst der Evang. Allianz in unserm Vaterlande das von ihr längst ersehnte Arbeitsfeld, so können wir uns nicht wundern, wenn dieser Janauskopf außer dem lächelnden Gesicht von Liebe und Einigkeit auch das des finsteren darbyistischen Sectengeistes zeigt. Hat man erst einen fanatischen Haß gegen Alles Kirchliche, so muß man in seinem Haß zur Consequenz fortschreiten. Man wird nicht bloß das „Kirchliche", was sich nicht direct in der Bibel findet, beseitigen, sondern weiter sagen, daß, obwohl Manches Kirchliche in der Bibel sich finde, es dennoch abzuwerfen sey, weil es eben in der verderbten Kirche sich finde. Der Anfang dazu ist von den Freunden und Genossen der Allianz gemacht, wie wir oben gesehen haben. Der Darbyismus ist Nichts als diese in ihrer Consequenz ausgebildete Richtung. Was den andern Secten noch geblieben, eine organische Gemeindeverfassung, die sich um das Predigtamt oder um die Aeltesten gruppirt, — das gehört ihm auch noch mit zu den Sünden der gefallenen Kirche. Daher weg mit dem letzten Ueberbleibsel der gefallenen Kirche, weg mit den Aeltesten, die über das Volk herrschen wollen, „die Gemeinde ist überall heilig." Korah und Genossen haben ihre Vertreter auch noch im N. B. — Evangelische Allianz und Darbyismus, — die Extreme berühren sich. In der Allianz eine von Liebe überfließende Vereinigung aller derer, derer Vereinigungspunkt die Antikirchlichkeit ist, im Darbyismus der bis zur letzten Consequenz ausgebildete finstere Sectengeist. Denn seine Grundlehre ist die, daß alle, die in dem Babel der gefallenen Kirche zurückbleiben, günstigen Falls, wenn sie nicht verdammt werden, bei der demnächst zu erwartenden Wiederkunft des Herrn auf der verklärten Erde zurückbleiben, während die wahren Jünger des Herrn, — d. i. die Sectengenossen Darby's mit dem Herrn in den Himmel entrückt werden. Wir halten uns zu dem Urtheil berechtigt, daß eine Allianz von unserer Seite mit den Alliirten dieser Richtung, durch die wir unfehlbar auch bei uns dieser letzten Ausgeburt dieser Richtung, dem Darbyismus, Thür und Thor öffnen, eine gründliche Mésalliance werden würde. — Und wendet man uns, die wir allerdings durch die letzten Betrachtungen in den Augen der Alliirten als gründliche Puseyiten dastehen werden, ein, wird nicht die letzte Consequenz Eurer Richtung noch schrecklicher seyn, werdet ihr nicht in Euerm Suchen nach Kirchlichkeit nach Rom getrieben werden, so können wir getrost mit der Hoffnung schließen, daß

es müßten um der Förderung des Evangeliums willen, Aufstände der unterdrückten Nationalitäten Polen, Ungarn, Italiener ꝛc. befördert und unterstützt werden, der z. B. der Earl of Shaftesbury huldigt, grade auch in der Ev. Allianz ihre bedeutende Vertretung findet.

oir durch treues Festhalten und Fördern der unserer Kirche gegebenen Gnadengüter nicht zu dem Katholicismus im ordinairen Sinne des Wortes, wohl aber zu wahrer Katholicität, zu der einigen heiligen apostolischen und katholischen (d. i. allgemeinen) Kirche kommen werden. Dazu helfe der Herr in Gnaden!

Die Evangelische Allianz hat uns also einen Besuch in Berlin zugedacht. Es ist zwar bei der letzten Generalversammlung im vorigen Herbst zu Glasgow von Deutschen und Englischen Rednern (Dr. Krummacher aus Potsdam und dem Baptistenprediger Dr. Steane aus London) gesagt worden, daß die Allianz in Berlin und überhaupt Norddeutschland großen Widerstand und namentlich von Leuten finden werde, die eine starke Aehnlichkeit mit den Puseyiten in England hätten, — es sind als Vertreter dieser Puseyiten Dr. Stahl und Dr. Hengstenberg genannt und hinzugefügt, daß diese Puseyitische Richtung bei den Geistlichen dort sehr stark vertreten sey. Man hat sich aber dennoch entschlossen, zu kommen. Damals hatte man beschlossen, eine Versammlung der „Evangelischen Allianz" zu halten. Jetzt lesen wir in den öffentlichen Blättern, daß in den ersten Tagen des September eine „Vereinigung von Christen aus Deutschland und anderen Ländern" in Berlin stattfinden wird. Die den Einladungen beigefügten Namen machen es mehr als wahrscheinlich, daß wir in der hier angekündigten Versammlung die längst verheißene Allianz finden, die mittlerweile nur die Firma verändert hat. — Es mag wohl seyn, daß, nachdem es einmal bekannt geworden ist, daß die Evang. Allianz hier in Berlin tagen würde, man schon Gelegenheit genug gehabt hat, von den Grundsätzen der Allianz, von ihrer unkirchlichen Tendenz und ihrer schroffen Opposition gegen jedes Aufblühen des kirchlichen Lebens Kenntniß zu nehmen und bereits in weiteren Kreisen eine der Allianz und ihrer Versammlung ungünstige Stimmung vorherrschend geworden ist. Man hofft wohl durch Vertauschung des tendenziösen Namens der „Evangelischen Allianz" in den recht harmlos klingenden einer Vereinigung von Christen Deutschlands und umliegender Länder die Befürchtungen zu zerstreuen und der Allianz mehr Credit zuzuwenden. Doch von Anfang an wußte man es, daß eine nicht kleine Opposition die Allianz erwartete, nach dem Bekanntwerden des Projects der Versammlung zu Berlin sah man diese Opposition in einer vorher nicht geahnten Weise wachsen, in dieser Opposition findet man sehr Viele, die ohne Drehen und Deuteln die heil. Schrift als Gottes geoffenbartes Wort bekennen und ihren einzigen Trost im Leben und Sterben allein auf Jesum Christum, Gottes Sohn, setzen, der durch sein blutiges Leiden und Sterben uns mit Gott versöhnt hat; also in ihrem Glauben eins sind mit den Allianzleuten. So konnte man sich doch vorher sagen, daß der Zweck der Evang. Allianz, eine innige und ausgedehnte Vereinigung von Christen zu schaffen, hier sehr unvollkommen realisirt werden würde. Und wenn man sich dennoch zum Kommen entschlossen hat, so nehme man trotz des

harmlosen Namens das als unsere Meinung von dieser Versammlung: die Allianz kommt nach Berlin, nicht obgleich, sondern **weil** sie hier eine starke puseyitische Partei findet. Die Ev. Allianz begnügt sich nicht mehr am Kampfe gegen kirchliches Leben in der Anglic. Kirche, — sie will gegen das ihr schon lange bekannte und längst verhaßte kirchliche Leben in Deutschland, — den Semipapismus der Lutheraner, wie es in ihren Engl. Meetings öfter schon genannt ist, — einen Feldzug eröffnen! — Der Erfolg wird die Richtigkeit dieser Behauptung bestätigen. Wem die Engländer nicht so bekannt sind, dem werden die Deutschen Namen, die wir unter den Mitgliedern der Versammlung finden werden, den Einblick in den Zweck der ganzen Versammlung ermöglichen. Wir werden allerdings einige Sinnesverwandten der Engl. Evangelicals finden, Leute, bei denen das aufrichtige Verlangen nach einer Vereinigung, die die Schranken der verschiedenen Nationalität und Sprache fallen macht, das kirchliche Gewissen überwiegt; aber vornehmlich wohl Solche, die mit der Kirche der Väter, sey es lutherisch oder reformirt, gebrochen haben und darauf ausgehen, den alten festen Bau der Jahrhunderte zu ruiniren, eine allgemeine Confusion anzurichten, um darin ihre eigenen Hirngespinnste auf den Thron zu bringen. Wir werden Leute in der Versammlung finden, die gar seltsame Allüre sind in einer Allianz, zu deren Statuten gehört der Glaube an die heil. Schrift als das geoffenbarte Wort Gottes und der Glaube an die Versöhnuug durch Jesu Blut und Wunden, — Leute, deren Protestantismus in wenig mehr als in der Opposition und dem Donnern gegen Rom besteht, — Leute, die im günstigsten Falle Einiges in der Bibel für göttliches Wort halten, Leute, die mit dem zweiten Artikel des Apost. Bekenntnisses auf keinem guten Fuße stehen und deren Glaube an den realen und unmittelbaren Zusammenhang des Leidens Christi und unserer Versöhnung mit Gott, den die Allianz in ihren Statuten klar und deutlich fordert, in der modernen Theologie ertrunken ist. — Doch was werden diese kleinen dogmatischen Differenzen, die doch nur der todten Orthodoxie wichtig sind, ausmachen, wenn es sich darum handelt, den Puseyismus — oder um mit Dr. Bunsen und der Vossischen Zeitung das Deutsche dem Puseyismus gleichbedeutende Stichwort „Jesuitismus" zu wählen, innerhalb der Protestant. Kirche zu zerstören?! — Jedenfalls sollten die Deutschen, schon um der Welt zu zeigen, daß sie auch auf den Charakter als gentlemen so gut wie die Engländer Anspruch machen, offen und ehrlich vor der Verbrüderung diese Differenzen mit den Artikeln der Allianz aussprechen, — und von den Engländern erwarten wir, wenn sie solche unter ihren hiesigen Freunden finden, die alle Kennzeichen der in England gefürchteten neologischen Richtung an sich tragen, daß sie von gemeinsamem Wirken mit ihnen abstehen, selbst auf die Gefahr hin, daß dadurch ihr Kampf gegen die Kirchlichkeit ein fruchtloser werden würde.

Wir leben in großer kirchlicher Zerrissenheit. Die einen

rathen dies, die anderen das für das Heil der Kirche und oft sind die verschiedenen Rathgeber in großem Streit mit einander. Aber, wenn auch die Meinungen über das Wohl und Wehe der Kirche oft gar verschieden sind, im tiefsten Herzensgrunde wird bei Vielen, die äußerlich nicht harmoniren, dieselbe innige Liebe zu ihrer Kirche und dasselbe Verlangen, ihr zu helfen, wohnen, und so hoffen wir, daß bei diesen Vielen, auch bei denen, die grade mit diesen Blättern sonst nicht in Allem einverstanden sind, ein Schmerz und Unwille rege werden wird über Ausländer, die kommen wollen, uns in unseren Angelegenheiten zu helfen und uns ihre Einseitigkeiten aufzudrängen. Namentlich aber das muß uns tief schmerzen, daß unsere Landsleute, unsere über unsere kirchlichen Verhältnisse mißvergnügten Kirchgenossen sich fremde Hülfe holen, um den Bau der Kirche unterminiren zu helfen und gegen die eigenen Brüder zu Felde zu ziehen. — Das fürchten wir, werden sie erreichen, noch mehr Verwirrung anzurichten, als solche schon da ist. Wenigstens sehen wir solche Verwirrung als für das christliche Publikum Berlins unvermeidlich voraus.

Es werden die Versammlungen ihr Publikum haben. Man wird nicht unterlassen, dasselbe schon vorher durch prunkende Reden, die die Stelle der riesengroßen Plakate zu vertreten haben, zusammenzurufen. Es werden auch Viele kommen. Denn das Publikum von Exeterhall findet sich in Berlin auch. Der verheißene christliche Ohrenschmaus wird Viele sehr anziehen. Noch mehr wie beim Kirchentag oder anderen kirchlichen Festen. Denn da giebt's nur selten Ohrenschmaus, in der Regel sind die Reden zu ernst und zu gehalten. Das wird hier anders seyn. Man nehme dies christliche Publikum der Hauptstadt, das kirchlich so wenig durchgebildet ist, Leute, die oft gewiß kaum einem Römisch-Katholischen Schulknaben gegenüber Rechenschaft von ihrem Ev. Glauben ablegen können, und so wenig von der Gabe besitzen, die Geister zu prüfen. Müssen diese Leute nicht zu verwirrt werden, wenn sie statt mit gesunder kräftiger Evangelischer Nahrung mit Tiraden gegen Rom und gegen das beinahe Römische Wesen der eigenen Kirche überschüttet werden? Was sollen die Leute denken, wenn, wie es sehr leicht kommen kann, irgend ein Engl. Redner über die Ueberbleibsel des Antichrist, Kreuz, Lichter, oder gar Beichte, Absolution ꝛc. seinen puritanischen Eifer ausläßt? Oder was sollen sie sich denken, wenn gar die „religiöse Freiheit", das unvermeidliche Steckenpferd der Ev. Allianz, das gewiß wacker geritten werden wird, vorkommt und sie aus den Reden nichts Anderes entnehmen, als daß, mit Claudius zu reden, sie „die Freiheit ist, wo jedermann Radschlagen und rumoren kann?" — Vielleicht wird sich der Einfluß der Allianz auf eine solche augenblickliche Verwirrung beschränken, vielleicht wird sie aber praktischere, sichtbare und dauernde Resultate erzielen. Darüber noch ein Wort. —

(Schluß folgt.)

Nachrichten.

Pommern.

Ich finde im Halleschen Volksblatt für Stadt und Land vor diesem Jahre S. 199 unter der Ueberschrift „Zeichen der Zeit" eine Bemerkung über das „erschreckende Verhältniß der unehelichen Geburten in Mecklenburg." In derselben wird hingewiesen auf eine Schrift von F. v. Wick: „Ueber Fürsorge für entlassene Sträflinge" und aus dieser Schrift wird eine Stelle angeführt, welche folgende Behauptung enthält, „daß ein ähnliches Zahlenverhältniß der unehelichen Kinder zu den ehelichen wie in Mecklenburg auch unmittelbar an der Gränze desselben in Preußen sich finde." Als historische Quelle für diese Behauptung aber dient dem Verfasser der Bericht über die Generalvisitation in der Synode Demmin, Ev. K. Z. 1853. S. 588, wonach in dieser Synode „unter vier Geburten eine uneheliche war, das Verhältniß also dort noch schlimmer stand, als in Mecklenburg, wo in den letzten Jahren unter c. fünf Geburten eine uneheliche war."

Zur Steuer der Wahrheit halte ich mich für verpflichtet, hiermit amtlich zu erklären, daß obige Behauptung falsch ist. Nach den mir vorliegenden amtlichen Bevölkerungslisten, welche doch für statistische Mittheilungen allein als sicherer Anhalt dienen können, sind in der Synode Demmin 1852 (also in dem Jahre vor der Generalvisitation) überhaupt 772 Kinder geboren, darunter 63 uneheliche; es war also nicht unter vier, sondern unter zwölf bis dreizehn Geburten eine uneheliche. Der Unterschied ist nicht unbedeutend. Nach jener falschen Angabe kämen auf 100 Geburten 25 uneheliche, nach der amtlichen Berechnung dagegen kommen auf 100 Geburten 8 bis 9 uneheliche.

Auch dieses allerdings günstigere Verhältniß soll der Demminer Synode nicht zum Ruhme dienen, muß vielmehr gewissenhafte Seelsorger mit tiefem Schmerze erfüllen, um so mehr, als die Zahl der unehelichen Geburten überhaupt nicht im Ab- sondern im Zunehmen ist. Allein es darf nicht verschwiegen werden, daß solche traurige Wahrnehmung in dieser Gegend zum Theil wenigstens grade durch die Nähe von Mecklenburg ihre Erklärung findet. An dieses Nachbarland gränzt ein großer Theil der Synode, ja ein Kirchspiel, die Enklave Zettemin, ist ganz von Mecklenburgischem Lande umgeben, und in diesem einen Kirchspiel z. B. ist auch seit mehreren Jahren ein ähnliches Zahlenverhältniß der unehelichen Kinder zu den ehelichen, wie in Mecklenburg. Die Kirchenbücher aber geben auch darüber Zeugniß, daß aus jenem Lande nicht selten, wegen der dort geltenden strengeren Gesetzgebung, Geschwängerte zu ihrer Entbindung auf das diesseitige Gebiet herüberkommen, und so die Zahl der in den Preußischen Gränz-Kirchspielen gebornen Kinder nicht unerheblich vermehren. —

Doch wir wollen die Ursachen dieser Erscheinung hier nicht näher erörtern. Jedenfalls aber steht es nach obigen amtlichen Beweisen fest, daß die bezüglichen Zahlen-Angaben in dem Bericht über die Generalvisitation vom J. 1853, sofern sie sich auf die ganze Synode Demmin beziehen, unrichtig sind, und danach auch die daraus geschöpften Bemerkungen in der Schrift von F. v. Wick und jene Notiz im Volksblatt berichtigt werden müssen. Schon 1853, als das Referat in der Ev. K. Z. erschien, war sofort eine Widerlegung jener ungenauen und einiger anderen unrichtigen Angaben des Berichts vorbereitet, konnte damals aber zur Veröffentlichung nicht gelangen. Jetzt aber, da jener Bericht als zuverlässige historische Quelle benutzt wird, mußte das Schweigen gebrochen werden, um der Wahrheit willen.

Demmin im Februar. Lengerich.

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz. Druck von Trowitzsch und Sohn.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1857. Mittwoch den 18. März. № 22.

Die Evangelische Allianz.

Zweiter Artikel. (Schluß.)

Wenn die Engländer mit uns Deutschen in nähere Vereinigung treten wollen, warum müssen sie denn durchaus ihre Vereinigungsform, die Evang. Allianz — oder jetzt „die Vereinigung von Christen u. s. w. u. s. w." bei uns importiren? Wäre es nicht besser, daß die Gäste sich nach dem Wirth richteten? Wir haben ja alljährlich einen Deutschen Vereinigungspunkt, den Kirchentag. Der ist ja auch wahrlich nicht so hochkirchlich, — im Gegentheil, die eigentlich hochkirchliche Richtung hält sich dem Kirchentage ferner. Und sind unsere Engl. Gäste nicht stets auf den Kirchentagen willkommen gewesen? Haben wir nicht mit Freuden die Abgesandten der Schottischen Kirchen, namentlich der bei uns in hohen Ehren stehenden freien Kirche begrüßt? Warum nun mit einem Male davon abgehen, warum die Allianz? Wir erinnern uns, daß auf dem Kirchentage zu Elberfeld Hr. Dr. Steane, Baptistenprediger aus London, den Kirchentag bat, freundschaftliche Verhältnisse mit den Baptisten anzuknüpfen und abgewiesen ward. Wir erinnern uns, daß er nicht bloß hier, sondern auch mehrfach sonst die Sache der Baptisten in Deutschland geführt hat. Er hat Deutschland durchreist, über die Verfolgungen Erkundigungen eingezogen, an die Behörden sich gewandt wegen Beseitigung dieser Verfolgungen, darüber auch eine Broschüre: „Protestant persecutions in Germany, London 1854" herausgegeben. (Es ist nur von Verfolgungen von Baptisten die Rede, andere religiöse Verfolgungen, die ja auch leider und häufiger als Baptistenverfolgungen vorkommen, gehen Dr. Steane, der Baptistenprediger ist, nichts an.) Dr. Steane ist einer der Vorsitzenden der Ev. Allianz. Es ist auffallend, daß er die Allianz-Versammlungen stets gebraucht, um die Sache der Baptisten zu führen. So hörten wir ihn auf einem Meeting einen Bericht über den Elberfelder Kirchentag geben. Er sprach sich sehr unzufrieden aus über seine Beschlüsse. Man erstrebe wohl, wie man sage, auf den Kirchentagen eine Vereinigung von Christen verschiedener Confessionen, aber diese Vereinigung erstrecke sich nur auf Lutheraner und Reformirte, — von den Baptisten wolle man nichts wissen, die seyen ausgeschlossen und ausgestoßen. Auf anderen kleineren Meetings der Allianz, so auf dem im ersten Artikel berührten, suchte er stets für die Baptisten zu interessiren, und mit den schwärzesten Farben die polizeilichen und gerichtlichen Verfolgungen gegen sie in einzelnen Deutschen Ländern, die wir übrigens durchaus nicht in Schutz nehmen wollen, auszumalen. Wir sehen aus dem Allen erstlich, daß Dr. Steane einen großen Eifer hat, seinen Sectengenossen in Deutschland zu helfen; wir sehen ferner, daß ihm, dem Baptistenprediger, die Allianz das Mittel ist zu dem Zweck, der Baptisten Sache zu fördern. Ein recht gutes Mittel! Denn wenn Dr. Steane Deutschen Behörden und Deutschen Kirchentagen gegenüber als Abgesandter der Evang. Allianz, der Vereinigung aller Christen auftritt, wenn er ein „ökumenisches Concil" hinter sich hat, so sieht das viel großartiger und uneigennütziger aus und gibt seinen Beschwerden und Wünschen einen ganz anderen Nachdruck, als wenn er als ein einfacher Baptistenprediger den Baptismus in Deutschland zu fördern sucht. — Die Berichte über die Glasgower Versammlung und die dort gegebenen Berichte über die bevorstehende Versammlung in Berlin stellen es ziemlich deutlich ans Licht, daß Dr. Steane, — dem übrigens eine recht gute Kenntniß und feine Beurtheilung unserer deutschkirchlichen Verhältnisse mehr wie den meisten seiner Landsleute eigen ist, — von Engl. Seite die Seele des ganzen Unternehmens, der Verpflanzung der Allianz-Versammluug nach Berlin ist. Was dürfen wir daraus schließen? Daß Dr. Steane, nachdem er auf dem Deutschen Kirchentage mit seiner baptistischen Propaganda nicht reüssirt und für die Baptisten die gewünschte Anerkennung nicht gefunden hat, jetzt der Hebung des Baptismus in der Verpflanzung der Englischen Allianz, in der die Baptisten stets eine Hauptrolle gespielt haben und er selbst, Dr. Steane, der Baptistenprediger, ein Vorsitzender ist, nach Berlin einen günstigeren Boden zu bereiten sucht. — Wie soll aber der Baptismus gehoben werden? Dr. Steane weiß ebenso gut wie wir, daß wenigstens in Preußen die Baptisten durch Polizei und Gerichte nicht belästigt werden. Sie brauchen nur ihre gottesdienstlichen Versammlungen der Polizei anzuzeigen, gar nicht einmal um Erlaubniß zu fragen. Die aus der Kirche Ausgeschiedenen brauchen ihre Kinder nicht taufen zu lassen, sich nicht von einem Geistlichen der Kirche trauen zu lassen. Sie können also ungestört ein „geruhiges und stilles Leben führen in aller Gottseligkeit und Ehrbarkeit." — Es soll ihnen aber die Versammlung der Allianz mehr, sie soll ihnen einen moralischen Aufschwung, eine Anerkennung von Seiten der Geistlichen unserer Kirche bringen. Und dieser Zweck wird auf der Versammlung erreicht werden! Es mag kein Wort zu Gunsten

der Baptisten gesagt, es mag, wie es allerdings wahrscheinlich ist, geflissentlich jede Berührung der baptistischen Frage vermieden werden, um den doch schon sehr allgemein gehegten Verdacht zu vermeiden; der bloße Umstand, daß Geistliche der Landeskirche mit Baptistenpredigern Englands, Deutschlands und Berlins zusammentagen und fraternisiren, wird für die Baptisten ein in seinen Folgen sicherlich deutlich sichtbarer Gewinn seyn. Denn dadurch wird der Baptismus als eine unserer Kirche ebenbürtige Secte gestempelt und bei Manchen der letzte Rest von heiliger Scheu, die unsere Christen noch haben, die Kirche der Väter, die Kirche, in der sie getauft, eingesegnet, zum Abendmahl gegangen sind, die ihnen so lange das Brot des Lebens gespendet hat, mit einem Sectenhäuflein zu vertauschen, — untergraben und weggeblasen werden. — Grade diese Hauptbetheiligung der Baptisten ist es, weshalb uns die Versammlung in Berlin sehr weh thut. Dort fließen Baptisten und Geistliche der Kirche über von Zärtlichkeit und Liebe zu einander, — und in unseren Gemeinden schleichen die Baptisten verborgen und hinter unserem Rücken in die Häuser, nicht von denen, die noch ferne sind vom Reiche Gottes, die überlassen sie uns gerne, sondern in die Häuser, in denen des Herrn Gnade die Predigt gesegnet und in denen der Herr die Arbeit im Schweiße des Angesichts, die auch ein Prediger haben muß, gesegnet hat. Und zu diesen kommen diese Freunde der Allianz mit den Worten, daß die Kindertaufe Satans Werk sey, daß man sich schämen müsse, in eine Kirche zu gehen, in die die Gottlosen auch gingen, zu einem Prediger, der ein Satansdiener sey.

Wir haben die Tendenz der Allianz im Allgemeinen, die Tendenz des Besuchs in Berlin gegeben, und Thatsachen angeführt, die man so leicht doch nicht hinwegdisputiren kann. Wir gründen auf die gegebene Ausführung die Bitte an Alle die, die noch ein Herz für unsere Kirche haben, sich von der Versammlung fern zu halten. Alle Versuche, durch Gegenreden etwa den verderblichen Einfluß aufzuhalten und die Sache in ein richtiges Geleise zu bringen, würden fehlschlagen. Die Allianz würde namentlich in den Engl. Berichten, um den zahlreichen Besuch der Meetings auszuposaunen, Alles, was in ihrem Sinne gesprochen ist, abdrucken, — Alles entgegengesetzte verschweigen. Den besten Beweis dazu bietet dies, daß in einem uns vorliegenden Bericht über die Versammlung in Glasgow Dr. Krummachers Reden über die Deutschen Puseyiten sehr wohl mitgetheilt sind, aber von der Erklärung, daß man die Sache nicht zu einer Propaganda für den Baptismus machen solle, die wir anderweitig gehört haben und für die wir ihm aufrichtigen Dank schuldig sind, auch nicht ein Wort sich findet. Wen das Herz nach einer Vereinigung drängt, dem legen wir den Kirchentag in dem gastlichen Stuttgart ans Herz.

Wir können nicht schließen, ohne noch ein Wort hinzuzufügen. Wir haben es mit den Engl. Mitgliedern der Allianz zu thun, mit Männern, die mit unerschütterlicher Festigkeit an der heil. Schrift A. und N. T. als dem inspirirten und geoffenbarten Wort Gottes festhalten und mit denen wir uns in dieser Beziehung von Herzen eins wissen — gewiß viel mehr eins, als die Mehrzahl derer, die hier in Deutschland ihre Mitalliirten seyn werden, — wir haben es zu thun mit Männern, die an dem objektiven Grunde unseres Heils durch Christi Verdienst festhalten und die gewiß grundverschieden sind von vielen ihrer Freunde hier in Deutschland, deren ganzes Christenthum sich in subjectives Gefühlsleben auflöst. Der Verf. hat die Ehre und Freude der persönlichen Bekanntschaft mit vielen Gliedern der Allianz, ja mit solchen, die er in diesen Aufsätzen hat angreifen müssen. Er hat oft in ihren Kreisen im Herzen erfahren, daß es eine unsichtbare Kirche gebe, in der Alle, die unsern Herrn Jesum lieb haben, wenn auch durch die Nationalität und Sprache, wie durch die Schranken verschiedener Sonderkirchen getrennt, durch seinen heil. Geist mit ihm und also untereinander vereinigt sind.

Sollte man unsern Ausführungen über die Ev. Allianz den Vorwurf machen, wir wären so weit gegangen, der Allianz unlautere Mittel zur Ausführung ihrer Pläne unterzuschieben, so glauben wir, daß diese einfachen Worte einen solchen Vorwurf von vornherein abschneiden werden. Der Kampf gegen die Kirchlichkeit, in dem diese Leute bis ins Extrem gehen, wird von ihnen nicht aus unlauteren Absichten, sondern als Gewissenssache geführt. Sie glauben durch Gottes Wort, um allem Römischen, um allem antichristlichen Wesen zu widerstehen, dazu verpflichtet zu seyn. — Hätten sie sich in ihrem Kampf auf England beschränkt, wir würden niemals uns im Glauben Verbundene angegriffen haben. Aber es ist eine schwer zu tragende Eigenthümlichkeit grade der Engländer, daß sie sich für berufen halten, das, was sie als das allein Richtige erkannt haben, nicht nur bei sich zur Geltung zu bringen, sondern auch dem Auslande als das ihm allein heilsame aufzudrängen, trotzdem, daß sie von allen Nationen am wenigsten fähig sind, fremdländische Verhältnisse zu verstehen und zu durchschauen. Sie haben vor kurzer Zeit noch es in der Onkel Tom Begeisterung für ihre Pflicht gehalten, Amerika in Beziehung auf Sclaverei mitregieren zu wollen, und haben sich recht gründliche Aversion und die spitze Bemerkung, sie möchten erst vor ihrer Thür fegen und den Fabriksclaven helfen, dafür geholt, — sie machen es in der Politik so und machen ihren Namen unleidlich in aller Welt, — und jetzt wollen die verbündeten Secten uns ihre Unkirchlichkeit aufdrängen und für ihr Sectenwesen bei uns werben, — da ist es nur Selbstvertheidigung, wenn wir nach Kräften danach streben, uns diesen Engl. Einfluß fern zu halten.

Ueber das Wesen der Reformation.

Eine Vorlesung.

Es giebt eine weitverbreitete Hochschätzung der Reformation, welche sich darauf zu begründen sucht, daß sie den Gegensatz derselben möglichst tief heruntersetzt. Nach dieser Ansicht ist die Reformation, um in der Sprache der Zeit zu reden, ein Sieg der Civilisation über die Barbarei des Mittelalters, ein siegreicher Fortschritt des Lichts und der Vernunft über unvernünftige dichte Finsterniß, ein Triumph der Aufklärung und freien Wissenschaft über crassen und dummen Aberglauben, von dem man die ganze damalige katholische Kirche geknechtet wähnt. Gewiß kann diese Ansicht nicht eben zu einer hohen Werthschätzung der Reformation führen; denn der Kampf gegen einen schlechten, unwerthen Gegner ist keiner hohen Ehre, und der Sieg über seinen Unverstand keines besonderen Triumphes werth. Wollen wir Werth und Wesen der Reformation richtig schätzen und wahrhaft hochschätzen, so ist es sehr wesentlich, daß wir den Gegensatz derselben, wie so häufig geschieht, nicht unterschätzen. Dieß ist eine Pflicht, die wir der Gerechtigkeit auch gegen unsere Gegner, und vor allen eine Pflicht, die wir der Wahrheit schuldig sind.

Jene bei den weiland protestantischen Lichtfreunden sehr beliebte und in den Regionen der gebildeten und der eingebildeten Aufklärung weitverbreitete Ansicht widerstreitet durchaus der geschichtlichen Wahrheit. Die Hauptstadt des römischen Katholicismus, den Luther bekämpfte, war doch damals wie jetzt Rom, und das Hauptland desselben Italien. Nun aber waren Rom und Italien gegen das Ende des 15ten und im Anfange des 16ten Jahrhunderts nichts weniger als in Unwissenheit, Unbildung und Finsterniß versunken. Im Gegentheil, die klassischen Studien hatten gerade damals dort einen besonderen Aufschwung genommen; das Studium der Philosophie des Aristoteles wie des Plato wurde sehr eifrig betrieben; die schönen Künste und Wissenschaften blühten in hohem Grade; Florenz stand im schönsten Flor medicäischer Bildung, und der Papst selbst, der Luther in Bann that, Leo X., war ein hochgebildeter Medicäer. An seinem glänzenden Hofe war ein sehr gelehrter Cardinal nicht im Glauben, wohl aber im Unglauben schon so weit fortgeschritten, daß er gleich dem David Strauß in unsern Tagen das Evangelium als einen Mythus betrachtete. Die humanistischen Studien waren bereits auch aus Italien in die andern Länder der abendländischen Christenheit weit hineingedrungen, und hatten auch in Deutschland, und namentlich auch unter den Reformatoren, hervorragende Vertreter, wie besonders Melanchthon. Aber auch unter ihren Gegnern waren sehr ausgezeichnete Männer, wie namentlich Erasmus, und daß sie in dieser Hinsicht den Italienern überlegen gewesen wären, wird man nicht behaupten können, vielmehr ihre Ueberlegenheit nach einer andern Seite hin suchen müssen. Allerdings gab es auch in Deutschland und sonst unter dem katholischen Volk viel Unwissenheit und Aberglaube, woran es zu keiner Zeit fehlt; es gab auch nicht wenig ungebildete Mönche und bornirte Dunkelmänner; aber diese waren vielfach schon ein Gegenstand der Satyre und des Spotts geworden, wie Huttens Epistolae obscurorum virorum beweisen. Diese schwachen und einfältigen Gegner, diese Zwerge waren es wahrlich nicht, mit denen der große Kampf der Reformation gekämpft wurde. Mehrere der gediegensten theologischen Streit- und Lehrschriften unsrer Reformatoren, und unter den Bekenntnißschriften besonders die Vertheidigung der Augsburgischen Confession von Melanchthon beweisen klar, daß sie mit gelehrten Gegnern zu thun hatten, die auch auf einem philosophischen Standpuncte standen, welcher dem des neueren Rationalismus mindestens ebenbürtig ist.

Dagegen wendet man ein, daß doch der erste Anstoß der Reformation durch einen gewiß sehr groben und abergläubischen Mißbrauch, nämlich durch den Ablaßhandel des Tezel gegeben worden sey, wogegen Luthers verständiger Geist zuerst mit seinen Thesen in die Schranken des Kampfes getreten wäre. Schon aber dieses Auftreten dagegen in wissenschaftlich-theologischer Form beweist, daß der Ablaß nicht etwas so durchaus abgeschmacktes und leicht umzustoßendes war, wie Viele meinen. Es würde hier zu weit führen, die Consequenz des Zusammenhanges nachzuweisen, worin der Ablaß, der nicht Vergebung der Sünden, sondern Nachlassung der Genugthuung für dieselben ist, mit der römisch-katholischen Lehre von der Buße und Absolution steht. Jedenfalls ist das Wesen des Ablasses, wogegen Luther sich erhob, nicht gerade die damalige anstößige Form, worin er ertheilt wurde, sondern vielmehr die laxe Beurtheilung und Behandlung der Sünde, und hiernach die schlaffe und laxe Lehre von der Buße, welche ihm zu Grunde lag. Nun aber wird zugegeben werden müssen, daß eine solche Laxheit und Schlaffheit in der Erkenntniß und Beurtheilung der Sünde und Buße keineswegs nur dem Anfange des 16ten Jahrhunderts eignet, sondern vielmehr auch in unsern aufgeklärten Zeiten durchaus nicht selten, vielmehr sehr häufig ist. Gewiß haben es damals in Folge des Ablasses die Menschen mit der Sünde und Buße zu leicht genommen; aber wer dürfte leugnen, daß Viele in unsern Tagen es noch leichter damit nehmen? Damals — sagt ein angesehener neuerer Theolog — ließen sich die Leute die Vergebung der Sünden noch etwas kosten; heutzutage bedienen sich Viele selbst ganz unentgeltlich damit. Nicht wenige geben sich selbst so vollkommenen Ablaß, daß sie gar keiner Buße zu bedürfen wähnen; indem sie sich selbst freisprechen von aller Sünde und Schuld. Wiederum andere geben wohl zu, daß sie Fehler und Schwachheiten haben, aber sie trösten sich damit, daß diese doch nur unerheblich wären, und halten den guten Vorsatz, künftig davon abzulassen, für einen völlig genügenden Ablaß derselben. Es ergiebt sich daraus, daß wir keinen Grund haben, das Ablaßhandeln mit der Sünde blos als einen groben Aberglauben des Mittelalters anzusehen.

(Schluß folgt)

Nachrichten.

Aus Großbritannien, Februar 1857. *)

Wir, die unterzeichneten Geistlichen und Laien der vereinigten Kirche von Großbritanien und Irland, Prediger und Gemeindeglieder der Staatskirche von Schottland und der verschiedenen davon abweichenden Evangelischen Kirchen Britischer Christen, haben vernommen, daß, so Gott will, im Laufe des Herbstes d. J. eine Conferenz von Evangelischen Deutschlands und anderer Länder in Berlin stattfinden, und daß dieselbe mit freundlicher Genehmigung Sr. Majestät des Königs von Preußen abgehalten wird. Da es unsers Herzens Wunsch ist, mit den Gläubigen der ganzen Christenheit brüderliche Gemeinschaft zu pflegen und so einander Gehülfen in Glauben und Liebe zu werden, so ergreifen wir diese Gelegenheit, unsere herzliche Theilnahme den Brüdern auf dem Festlande auszudrücken, die den evangelischen Glauben zu vertheidigen und die Verbreitung des Evangelii unsers Herrn Jesu Christi sich angelegen seyn lassen.

Wir glauben, daß die heilige Schrift A. und N. T.'s das Wort Gottes ist; daß es durch Eingebung des heiligen Geistes gegeben, mit göttlicher Autorität die Gewissen verpflichtet und den Menschen weise machen kann zur Seligkeit durch den Glauben an Jesum Christum. Wir wünschen daher den Brüdern auf dem Festlande unsere Theilnahme zu beweisen, welche die volle göttliche Autorität der Schrift als die einige Regel des christlichen Glaubens gegen alle menschlichen Systeme aufrecht erhalten, die sie zu untergraben oder zu zerstören trachten, indem sie entweder menschliche Satzungen derselben gleichstellen, oder das Wort Gottes mit den Schriften irrthumsfähiger Menschen auf eine Stufe stellen.

Wir glauben, daß Jesus Christus der eingeborne Sohn Gottes ist, der unser Fleisch und Blut an sich genommen und am Kreuze gelitten hat, um eine wahre und vollkommene Versöhnung und Genugthuung für die Sünde zu leisten. Wir glauben, daß kein anderer Name den Menschen gegeben sey, darinnen wir selig werden können. Wir wünschen daher Gottes Segen allen Brüdern, die seine Person und sein Werk ehren, und sowohl seine wahre Gottheit wie seine wahre Menschheit und die versöhnende Kraft seines Todes als den einigen Grund der Kirche und die alleinige Quelle unserer Hoffnung und des Friedens für strafwürdige Sünder anerkennen. Wir glauben, daß wir aus Gottes Gnade selig werden und nicht aus Verdienst menschlicher Werke, und durch den lebendigen Glauben an den Herrn Jesum Christum, sein heiliges Leben, versöhnenden Tod, und siegreiche Auferstehung, die allen Gläubigen das Himmelreich eröffnet haben, uns das Heil aneignen. Wir glauben, daß dieser Glaube, der den Sünder rechtfertigt, stets das Herz reinigt und in Liebe thätig ist. Und wir bekennen, brüderliche Gemeinschaft mit allen denen zu pflegen, die das Evangelium von der Gnade Gottes festhalten und verkündigen im Gegensatz gegen alles Vertrauen auf gute Werke und jene Verdrehungen des Evangelii, wodurch Christus selbst zu einem Sündendiener gemacht wird.

Wir glauben, daß ohne Heiligung Niemand den Herrn sehen wird und daß diese Heiligung das Werk des heiligen Geistes ist, der neue Herzen schafft und ihnen das Bild unsers Herrn Christi aufdrückt. Wir glauben, daß keine Mitgliedschaft an irgend einer sichtbaren Kirche, so gesund und rein sie auch seyn mag, ohne diese Erneuerung des Herzens zu rechtschaffener Heiligkeit uns einen Platz im Reiche Gottes verschaffen kann. Wir glauben auch, daß alle, die an dieser himmlischen Gabe theilnehmen, wahrhaft Brüder in Christo sind, deren heilige Pflicht es ist, gegenseitige Duldung und brüderliche Liebe zu üben. Wir sagen daher aus vollem Herzen, Gnade sey mit Allen, die unsern Herrn Jesum Christum lieb haben unverrückt, zu welcher äußeren Gemeinschaft oder zu welchem Volk oder Lande sie auch gehören mögen. Und wir wünschten von Herzen um unsertwillen und um der christlichen Kirchengemeinschaften willen, deren Glieder wir sind, eine größere Theilnahme und innigere Gemeinschaft mit allen unsern Brüdern im Glauben und der Hoffnung des Evangelii.

Wir glauben, daß, da es die Pflicht aller Christen ist, der Obrigkeit unterthan zu seyn, den Gewaltigen um des Gewissens willen zu gehorchen und ein geruhiges und stilles Leben zu führen in aller Gottseligkeit und Ehrbarkeit, es sowohl die Pflicht als die Weisheit christlicher Herrscher ist, bei allen ihren Unterthanen die Rechte des Gewissens zu achten, so daß eine aufrichtige Anbetung und ein Bekenntniß des Glaubens, wie sie sich auch äußerlich darstellen mögen, nie mit Strafen belegt werden mögen, wie offenkundige Vergehungen gegen die bürgerliche Gesellschaft. Und es ist unser inniges Verlangen, daß alle protestantische Regierungen so consequent nach diesem Grundsatze handeln mögen, daß die Verfolgung der Protestanten in katholischen Ländern damit nicht entschuldigt werden könne.

Endlich glauben wir, daß der Ernst der Zeit Allen, die das Evangelium lieb haben, zuruft, sich inniger als je in brüderlicher Gemeinschaft zu verbinden; kühner die Wahrheit des göttlichen Worts gegen die lose Philosophie und bloße Menschenlehre, so wie gegen Ausbrüche des Weltsinns und Eigenwillens zu bezeugen; und ein gemeinsames Zeugniß vor aller Welt abzulegen, daß Jesus Christus das Haupt der Kirche, der Fürst der Könige auf Erden, der ausschließliche Herr des Gewissens, der wahre Arzt der Seelen, die einige Quelle des Lebens, Friedens, Trostes und der Freude für alle einzelnen Menschen und ganze Völker ist. Wir möchten daher den Brüdern, die in Berlin zusammenkommen, unsere herzliche Theilnahme mit allen verständigen Bemühungen, dies herrliche Ziel anzubahnen, ausdrücken, und flehen, daß der Gott der Liebe und des Friedens alle ihre Berathungen zur Förderung Seiner Wahrheit, zum Wachsthum der brüderlichen Eintracht, und zum Zunehmen in weitherzigem Eifer, um das Evangelium sowohl über die ganze Christenheit, als auch in allen Heidenländern zu verbreiten, segne.

*) Man verlangt von unserer „Gerechtigkeit", daß wir diese Erklärung den Lesern der Ev. K. Z. mittheilen. Indem wir gern dieser Aufforderung entsprechen, bemerken wir, daß dieselbe von 98 Geistlichen der Bischöflichen Kirche unterzeichnet ist, die etwa 1/100 der gesammten Geistlichkeit dieser Kirche ausmachen mögen. Ein Bischof wird unter den Unterzeichnern nicht gefunden, obgleich man die Vorsicht gebraucht hat, „daß selbst des Namens der Evang. Allianz in dieser Adresse nicht gedacht wird, damit alle wahren Christen sich vollkommen frei fühlen mögen, sie zu unterzeichnen."

Anm. der Red.

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz. Druck von Trowitzsch und Sohn.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1857. Sonnabend den 21. März. № 23.

Ueber das Wesen der Reformation.

(Schluß.)

Luther nun begann die Reformation mit 95 Thesen gegen
en Ablaß und seine erste Thesis, die an das erste Wort der
ffentlichen Predigt des Herrn anknüpft, war die: da unser Herr
Christus spricht: thut Buße, will er, daß das ganze Leben seiner
Gläubigen eine stete und unaufhörliche Buße sei. Hier also
egegnet uns sogleich im Gegensatz derer, welche die Buße nur
ls einen Act ansehen, den man von Zeit zu Zeit im Leben
nd zwar mit Nachlassung strengerer sittlicher Anforderungen
bmacht, ein ernsterer, tieferer, umfassenderer Begriff der Buße,
uhend auf einer tieferen, ernsteren, unser ganzes Leben um-
assenden Erkenntniß der Sünde und also auch unsrer selbst.
Allerdings galt es daher in diesem Streit einen Fortschritt der
Erkenntniß, aber nicht bloß einen Fortschritt der intellec-
uellen Verstandes-Erkenntniß, sondern vielmehr auch der sitt-
ichen Gewissens-Erkenntniß, nicht des Wissens blos, sondern
ornehmlich auch des Gewissens. Das Gewissen ist auch ein
Wissen und zwar ein sehr wichtiges und nöthiges Wissen, näm-
ich das Wissen um sich selbst, die Selbsterkenntniß, die gar
anchem fehlt, der sonst viel weiß von der Natur und der Ge-
chichte und der Kunst, und doch bei aller Gelehrsamkeit sich
elbst nicht kennt. Das Gewissen den Menschen zu schärfen,
ie Erkenntniß der ihr ganzes Leben und Thun durchdringenden
Sündhaftigkeit zu vertiefen und aus der Buße einen wahren,
aren und dauernden Ernst zu machen, das war die erste refor-
atorische Absicht Luthers, als er seine Thesen gegen die Lax-
eit des Ablasses stellte, und mit Prophetenstimme zur Selbst-
eformation der wahren Buße rief. So erkennen wir gleich in
hrem Anfange das Wesen der Reformation als eine sehr
rnste Reaction gegen die sittliche Erschlaffung und Entartung
er Christenheit und die daraus erwachsene Verkennung und
Verdunkelung sowohl des Gesetzes als des Evangeliums Gottes.
Diese überaus heilsame Reaction oder Reformation ist fort-
ährend nothwendig; wo sie erschlafft, erschlaffen alsbald auch
ieder die Christen bis zum Einschlafen, wie es die Erfahrung
eweist. Wenn der heilige Ernst der Antithese gegen den Ab-
ß nachläßt, kommt alsbald auch in irgend welcher zeitgemäßen,
echlichen oder unkirchlichen Form auch unter den Protestanten
r Ablaß wieder, und läßt nach und läßt ab bis zum endlichen
ölligen Ablassen vom Christenthum, ein Ziel, bei welchem leider
neuerer Zeit nicht wenige angekommen sind.

Luther war Doctor und Professor der Theologie zu Wittenberg. Er disputirte aber über den Ablaß nicht blos als gelehrter Professor, sondern auch als vielerfahrener Geistlicher und Seelsorger. Er hatte besonders im Beichtstuhle vielfach erkannt, welchen Schaden die falsche Theorie und Praxis der Buße stiftete, indem sie die Seelen einerseits weder zur wahren Reue und Angst über ihre Sünden, noch andrerseits wegen des falschen Vertrauens auf ihre durch den Ablaß nur relaxirten Genugthuungen zum wahren trostvollen Ergreifen der Gnade und des Verdienstes Christi und zur dankbar liebevollen Hingebung an ihn kommen ließ. Noch mehr aber, er hatte dieses alles an sich selbst, an seiner eignen Seele, in seinem eignen Leben sehr gründlich erfahren, wie er vielfach in seinen Schriften bezeugt. Er war streng erzogen, war aus eignem freien Antrieb ins Kloster gegangen und ein sehr eifriger Mönch geworden. Der laxen Aeußerlichkeit des weltförmigen Christenthums war er ganz abgewandt; ebenso waren es aber auch im Kloster nicht etwa nur die äußeren ascetischen Uebungen des Mönchthums, worin er die christliche Vollkommenheit erlangen wollte, sondern mit der tiefsten Sehnsucht seines Herzens erstrebte er die innere Ertödtung seiner Sünde und die Heiligung seines ganzen Inneren in der vollkommenen Liebe Gottes, die des ganzen Gesetzes Erfüllung ist. Dieses Streben und Ringen aus eignem Vermögen in sich selbst alle Selbstsucht der Sünde zu überwinden und alle Gerechtigkeit des Gesetzes in vollkommener Liebe zu erfüllen, führte ihn aber nicht nur nicht zum Ziele, sondern vielmehr zu völligem Verzagen an sich selbst und aller seiner Kraft, wie auch zum Gefühle der tiefsten Verschuldung und Verdammlichkeit vor der heiligen Gerechtigkeit Gottes, wie sie in der Majestät des göttlichen Gesetzes sich offenbart. So lernte nun Luther den tiefen Ernst, die Zerknirschung der Buße, wie das Gesetz sie wirkt, aus eigner Erfahrung erkennen, und zugleich empfinden, wie nicht er die Sünde, sondern vielmehr die Sünde ihn tödte durch das Gesetz nach dem apostolischen Wort: es befand sich, daß das Gebot mir zum Tode gereichte, das mir doch zum Leben gegeben war. Denn die Summe des Gesetzes ist die lebendige Liebe, die völlige Liebe, die alle Furcht austreibt; wer sie hat, lebt selig in ihr; wer nicht, stirbt unselig ohne sie in der Pein. Diese völlige Liebe nun, die allein dem Gesetze genug thut — das fühlte Luther und wir alle müssen es ihm nachfühlen — diese heilige selbstverleugnende Liebe konnte er sich mit aller Anstrengung seines Willens um so weniger

selbst geben, je mehr eben der Mangel derselben und das Bewußtsein der Sünde bange Furcht vor Gott in ihm erregte, also daß er sagen mußte mit dem Apostel: ich elender Mensch, wer wird mich erlösen von diesem Tode! ich bin verloren. Ein solcher, von Luther nach den großen Vorbildern der h. Schrift tief empfundener Zustand ist so wahr als nothwendig, und in der Heiligkeit des göttlichen Gesetzes gegenüber dem sündigen Menschen tief begründet. Es resultirt daraus die von Paulus besonders in den Briefen an die Römer und Galater (worüber Luther treffliche Commentare geschrieben) ausgeführte Wahrheit, daß durch das Gesetz, durch das Sitten- oder Moralgesetz kein Mensch vor Gott gerecht und selig wird noch werden kann, weil keiner das Gesetz erfüllt. Diese Wahrheit, diese Gewissenswahrheit ist fundamental für das Wesen der Reformation. Dennoch, weil sie nur negativ, nur demüthigend, nur ertödtend für den alten Menschen ist, aber nicht neubelebend für den neuen, enthält sie noch nicht das lebendige, neues Licht und Leben schaffende Wesen der Reformation, welches nicht im Gesetz, sondern im Evangelium liegt.

Wie dieses höhere Licht nun unserm Reformator gleichfalls in seiner innersten Erfahrung aufgegangen, darüber giebt er selbst uns in einem sehr bemerkenswerthen Ausspruch, der gelegentlich in seinen Tischreden vorkommt, einen klaren Aufschluß. Er sagt: „so lange ich den Satz, die Liebe Gottes macht selig, activ verstand d. h. von der Liebe, womit wir Gott lieben sollen, war ich immer unselig; denn ich liebte immer zu wenig; als ich aber anfing, ihn passiv zu verstehen d. h. von der Liebe, womit wir von Gatt geliebt werden, da riß ich hindurch." Da also erst brach ihm ein neues Leben an; da fand er Frieden mit Gott, Vergebung der Sünden, Leben und Seligkeit. Activ verstanden d. h. von der Liebe, womit wir Gott lieben sollen, ist jener Satz: die Liebe Gottes macht selig, die Lehre des Gesetzes, dessen sämmtliche Gebote in der thätigen Liebe, die die Mutter aller Tugenden ist, zusammengehen. Wir müssen uns zunächst hier vor dem großen Mißverstande hüten, zu meinen, daß, wenn dem Gesetze von Luther und allen Reformatoren nach dem Vorgang des Apostel Paulus die seligmachende Kraft abgesprochen würde, dieß eigentlich nur von dem Cerimonialgesetz oder dem äußeren Gesetz der guten Werke zu verstehen wäre, nicht von der wahren gottgefälligen Liebe und Tugend, die ja eben selig mache. Es ist auch ganz unrichtig zu wähnen, jenes wäre die Meinung der katholischen Kirche, und dieses die der evangelischen. Es ist dieß wieder nur eine ungerechte Herabsetzung des Gegners, ihm eine so ganz äußerliche, geistlose und völlig unbiblische Meinung als seine Lehre aufzubürden im Widerspruche mit den Bekenntnissen sowohl seiner als unserer Kirche. Die Apologie der Augsburgischen Confession enthält einen vortrefflichen Abschnitt, überschrieben: von der Liebe und des Gesetzes Erfüllung, woraus man sich authentisch überzeugen kann, wie das Wesen der gegnerischen Meinung ebendarin besteht, daß die Liebe, die thätige Liebe, als die vollkommenste Tugend und des Gesetzes Erfüllung, den Menschen vor Gott gerecht und selig mache. Dies aber ist es, was unser Melanchthon aufs gründlichste widerlegt, und zwar nicht etwa dadurch, daß er die Liebe, die ja auch Paulus die größeste unter den Tugenden nennt, irgend wie herabsetzt, sondern vielmehr dadurch, daß er nachweist, wie wir eben als sündige Menschen, als Egoisten von Jugend an die höchste und heiligste aller Tugenden, die vollkommene Liebe am wenigstens besitzen, wie eben hier unser größter Defect und zugleich auch noch der entgegenstehende Affect der Concupiszenz oder sündigen Selbstsucht ist, und wie wir also grade dem höchsten Gebot gegenüber am tiefsten Schuldner sind und bleiben. Hiernach ist klar, daß der Schluß: die Liebe ist die höchste Tugend, also macht die Liebe selig, nur ebensoviel werth ist als der: die Gesundheit ist das höchste irdische Gut, also macht die Gesundheit glücklich; ja wohl, aber doch nur den der sie hat, nicht aber den, der sie nicht hat, nicht den Ungesunden, den Kranken. Den macht vielmehr eben das Fehlen derselben unglücklich, und wenn sie ihm nicht wiedergegeben wird muß er sterben. Sie wird ihm aber nicht und kann ihm nicht dadurch wiedergegeben werden, daß man sie ihm nur gebietet oder gesetzlich vorschreibt. Was würden Sie von der Heilkunde eines Arztes sagen, der, zu einem schwachen Kranken gerufen, statt ihm heilsame stärkende Dosen zu geben, nur mit dem Gebote ihm entgegenkäme: bessere dich, nimm die fehlenden Kräfte zusammen, werde gesund! Und wenn der Arzt dann auch noch die schönsten Verheißungen hinzufügte, daß, wenn der Kranke sich nur erst gründlich gebessert hätte, dann auch alle Schmerzen aufhören und völliges Wohlseyn wiederkehren würde, könnte das dem armen Patienten etwas helfen? nein, nicht im mindesten, er wird sich vielmehr noch elender fühlen und sterben. Ja, sagt Paulus, wenn ein Gesetz gegeben wäre, das da könnte lebendig machen, dann käme die Gerechtigkeit wahrhaftig aus dem Gesetz; aber dies kann eben das Gesetz nicht; es gebietet nur die Liebe, aber es giebt sie nicht; es fordert nur das gesunde Leben, aber es schenkt es nicht den Kranken, sondern verurtheilt sie zum Tode, und das eben als Gesetz der Gerechtigkeit von Rechts wegen. Unter dem Gesetz also haben wir überall hier die höchsten sittlichen Anforderungen, oder das Gesetz der Liebe zu verstehen.

Kehren wir nun zu Luthers inneren geistlichen Erfahrungen zurück, um ihn als Reformator um so richtiger würdigen zu können. Er hatte in Uebereinstimmung mit nicht wenigen redlichen Seelen in den Klöstern seiner Zeit die Wahrheit, daß die Liebe Gottes selig macht, gesetzlich verstanden, nämlich von der Liebe, womit der Mensch Gott seinen Herrn lieben soll von ganzem Herzen, von ganzer Seele und von ganzem Gemüthe. Diesem höchsten Gebote zu genügen, hatte er aus allen seinen Kräften eifrigst sich bemüht, aber vergeblich. Seine Seele dürstete nach Gott, aber kann der Durst sich selbst stillen? sie hungerte nach der Gerechtigkeit, die vor Gott gilt, aber kann der Hunger sich selbst sättigen? sie wollte innig lieben, aber bald fühlte sie sich zu kalt, bald auch wieder zu bange vor der

zürnenden Majestät Gottes, und darum konnte sie nicht lieben, wie sie sollte und wollte; das Wollen hatte sie wohl, das leere Wollen, aber das Vollbringen des Ganzen fand sie nicht, wie es auch Paulus in sich nicht fand. So also nun sich verloren und gefangen fühlend in den Banden des Gesetzes irrte Luther im Dunkel; da trifft ein Lichtstrahl der Gnade seine Seele; da wird sie inne, daß sie selig werden soll nicht durch die Liebe, womit sie liebt, sondern durch die Liebe, womit sie geliebt wird; da wird ihm klar, daß das Evangelium von Christo nicht, wie es die herrschende Meinung war und vielfach noch ist, ein neues, im Verhältniß zum alttestamentlichen nur höheres, Gesetz sittlicher Vollkommenheit ist, sondern daß es im Gegensatz alles Gesetzes eine Gabe und Darbietung göttlicher Liebe und Gnade ist, nicht ein Gebot unserer Werke, Thaten und Tugenden, sondern vielmehr eine Verkündigung der großen Thaten und Leiden der göttlichen Liebe für uns, also nicht eine Forderung unserer Gerechtigkeit, die nimmer genügt, sondern eine Verleihung, eine vergebende Zurechnung der allgenugsamen Gerechtigkeit Christi unsers Versöhners. Nun wurde ihm Paulus klar mit seiner Lehre von der Rechtfertigung durch den Glauben; nun verstand er das Wort Johannis: nicht darin steht die Liebe, die seligmachende Liebe, daß wir Gott geliebt haben, sondern daß Er uns geliebt hat und gesandt seinen Sohn zur Versöhnung für unsere Sünden, zur Vergebung unserer Schuld. Und als er es nun nicht nur verstand, sondern auch glaubte, da riß er hindurch, hindurch durch den Bann des Gesetzes zwischen ihm und Gott, und war erlöst, und hatte Friede mit Gott und war selig in der großen barmherzigen Liebe seines Gottes und Heilandes, selig im Glauben daran. O gewiß, die Seele, die in ihrer eignen Liebe nicht selig werden konnte, weil sie immer zu wenig liebte, weil sie mit allem ihrem Liebesverlangen nicht in den hohen Himmel hinaufliegen und den hocherhabenen Gott nicht erreichen, nicht umfassen konnte, die ist selig, wenn Er sich nun mit seiner Liebe gnädig zu ihr herabläßt, wenn sie nun von all ihrer Unruhe ausruht in seiner Liebe, umfangen von ihr und durchdrungen von ihr; selig ist sie, wenn sie, erschöpft von dem vergeblichen Bemühen, aus eignem Brunnen zu schöpfen, nun in sich einströmen fühlt von oben den Segen der Versöhnung, die Gnade der Vergebung, den Trost der Rechtfertigung, und Gerechtigkeit, Friede und Freude im heiligen Geiste, so wie Paulus es fühlte, wenn er spricht: die Liebe Gottes ist ausgegossen in unser Herz durch den heil. Geist, der uns gegeben ist. Solche Erneuerung, solche Reformation und Regeneration seines ganzen inneren Lebens hatte Luther lebendig und mächtig an sich erfahren; so erkannte er das Evangelium als eine Kraft Gottes, selig zu machen, die daran glauben, und darum wurde es nun bald das Hauptstück, das Wesen seiner reformatorischen Lehre und evangelischen Predigt, daß wir selig werden nicht durch die Werke unserer Liebe gegen Gott, sondern durch den Glauben an die Liebe Gottes gegen uns in Christo Jesu. Hiemit stand er jedoch nicht bloß auf dem Boden seiner subjectiven

Erfahrung, sondern auch fest und klar auf dem objectiv unerschütterlichen Grunde apostolischer Schrift, und zugleich im nächsten Einklang mit dem größten Kirchenvater des Abendlandes, Augustinus, der zu seiner Zeit einen ähnlichen Kampf gegen den Pelagianismus durchzukämpfen hatte, wie die Reformatoren zu ihrer Zeit gegen den damit verwandten Romanismus, und die Theologie unserer Zeit gegen den gleichfalls damit nahe verwandten modernen Rationalismus, dessen Anhänger sehr mit Unrecht sich schmeicheln, Männer des Fortschritts zu seyn.

Wenn wir nun wieder zur Frage unseres Thema uns wenden, was ist das Wesen der Reformation? so werden wir im Unterschied von neueren Reformbestrebungen erkennen müssen, daß die Reformation des 16ten Jahrhunderts, die nicht von einem allgemeinen Concilium, sondern von einem einzelnen Mönch ausging, ihrem principiellen Anfange nach nicht das Ganze der Kirche ins Auge faßte und nicht etwa dies zuerst bezweckte, die Verfassung der Kirche oder die Formen ihres Cultus zu reformiren, womit Luther wenigstens sehr langsam verfuhr. Vielmehr richtete sie sich zunächst auf diejenigen sittlichen Lehren und Dogmen, welche die Reformation der Seele, die Buße und Besserung des Individuums, die Bekehrung und Rechtfertigung des Sünders vor Gott betreffen. Auch in andern Gebieten empfiehlt es sich sehr, die Reformen lieber mit den lebendigen Menschen selbst, als mit ihren äußeren Verhältnissen zu beginnen; auf dem kirchlichen Gebiete aber ist dies eine ganz unerläßliche Forderung, indem hier jede Reform nur so viel Werth hat, als Seelen dadurch zu Gott bekehrt und vom Verderben der Sünde erlöst werden. Es kann hier überall nur besser werden, wenn zuerst die Menschen besser werden. Die Reformation der Seelen muß aber überall mit der Erkenntniß ihrer Nothwendigkeit, also mit der Erkenntniß der Sünde und ihres tiefen Schadens und der darauf gegründeten durchgreifenden Buße beginnen, woraus dann das sehnende Verlangen nach Erlösung, nach Versöhnung und Vereinigung mit Gott sich erhebt. So lange diese Erkenntniß und dieses Bedürfniß nicht geweckt ist, so lange die Menschen, wenn auch mit vielem andern unzufrieden, doch aber mit sich selbst zufrieden sind und auf ihre Gerechtigkeit und Würdigkeit vertrauen, bleiben sie wie sie sind, bleiben sie, auch bei allem Wechsel der äußeren Umstände, dieselben alten Menschen, nach wie vor, und es kann dann wohl zu allerlei Evolutionen und Revolutionen unter ihnen kommen, aber zu keiner geistlichen Reformation. Die große Reformation im Anfang des 16ten Jahrhunderts, himmelweit unterschieden von der großen Revolution am Schlusse des 18ten, hat mit der Erneuerung der alten biblischen Lehre von der Buße und Bekehrung begonnen; sie hat die allgemeine und beständige Nothwendigkeit derselben hervorgehoben; sie hat diese auf die allgemeine, das ganze menschliche Wesen und Leben durchdringende Sündhaftigkeit begründet, und ebendamit auch wieder den Grund zu einer gründlichen Erneuerung desselben an den Tag gelegt. Dies ist das erste, worauf ihr Wesen und hoher Werth

beruht, und zwar nicht bloß im Ganzen und Allgemeinen, sondern auch für jeden einzelnen evangelischen Christen. Die unter den damaligen Gegnern weitverbreitete Lehre von der Buße, der sie entgegentritt, wird von den Schmalkaldischen Artikeln so bezeichnet: es war unmöglich, daß die Päpstlichen recht von der Buße lehrten, da sie die wahre Sünde nicht recht erkannten; denn von der Erbsünde urtheilen sie nicht recht, indem sie sagen, die natürlichen Kräfte des Menschen seyen unverdorben geblieben und die Vernunft könne recht lehren, und der Wille könne, was sie lehre, auch leisten, und Gott gebe gewiß seine Gnade, wenn der Mensch, was an ihm ist, nach seinem freien Wille thue. Es ist leicht, hierin auch die Lehre unserer neueren rationalistischen Gegner wieder zu erkennen.

Das zweite, worauf das Wesen und der eigenthümlichste Werth der Reformation beruht, ist die Erneuerung der Lehre des Evangeliums von der allein wirksamen und heilkräftigen Art, wie die Reformation oder die Umwandlung des alten sündigen und unseligen Menschen in den neuen vor Gott gerechten und seligen zu Stande kommt. Zwei Wege sind, auf welchen solches nur denkbar ist; der eine ist der des Gesetzes, der andere der des Evangeliums. Nach dem ersten soll der Mensch anfangen, sich zu bessern, seine Sünden abzulegen, Gott zu lieben und seine Gebote zu erfüllen, um dann von Gott gerechtfertigt, mit seiner Gnade belohnt und beseligt zu werden. Dies ist es, was Luther unter der activen Auffassung des Satzes: die Liebe Gottes, d. h. die Liebe, womit wir lieben sollen, macht selig, verstand. Daß aber dieser Weg nicht zum Ziele führt, daß durch das Gesetz Niemand vor Gott gerecht und selig, vielmehr jeder gerichtet und verurtheilt wird, das lehrt nicht nur entschieden die heil. Schrift, sondern auch jeden, der es in wahrer Erkenntniß seines sündigen Zustandes ernstlich versucht, die eigene Erfahrung unwidersprechlich. Es bleibt also nur der andere Weg, der umgekehrte Weg des Evangeliums, welcher nicht anfängt mit der armen Liebe des Menschen zu Gott, sondern mit der reichen Liebe Gottes zum Menschen, mit jener gnadenvollen Liebe Gottes zum sündigen Menschen, wie sie Johannes bezeichnet in dem zuvor schon angeführten Wort: nicht darin steht die Liebe, daß wir Gott geliebt haben, sondern daß er uns geliebt hat und gesandt seinen Sohn zur Versöhnung für unsere Sünden. Hiernach kommt Gott in seinem Sohne uns mit seiner versöhnenden und vergebenden Liebe ohne unser Verdienst entgegen und zuvor, und wir haben dieselbe nicht erst zu erwerben, sondern sie nur zu empfangen, sie nur an- und aufzunehmen im Glauben daran. Denn jede Liebe, womit wir geliebt werden, auch in menschlichen Verhältnissen, können wir uns nur aneignen, indem wir sie glauben; der Liebende, der nicht glaubt an die Liebe des Geliebten, hat sie nicht. Im Glauben also haben wir die Liebe und Gnade des unsichtbaren Gottes, haben wir die Vergebung unserer Sünden um Christi willen; im Glauben sind wir gerechtfertigt von der Anklage des Gesetzes durch die uns gnädig zugerechnete Gerechtigkeit Christi, und werden so theilhaftig der gnadenreichen

Kindschaft Gottes und der Erbschaft ihrer Verheißungen für Zeit und Ewigkeit. Von dieser Gerechtigkeit des Glaubens zeuget Paulus Röm. 5: nun wir denn sind gerecht worden durch den Glauben, haben wir Friede mit Gott durch unsern Herrn Jesum Christ, durch welchen wir auch einen Zugang haben im Glauben zu der Gnade, darinnen wir stehen und rühmen uns der Hoffnung der zukünftigen Herrlichkeit, die Gott geben wird. Aus diesem rechtfertigenden und tröstenden Glauben an die barmherzige Liebe Gottes gegen uns entspringt nun ferner als nothwendige Folge eine neue dankbare Gegenliebe, eine thätige Liebe, womit wir Gott wieder lieben und in neuem kindlichen Gehorsam seine väterlichen Gebote erfüllen, und uns auch untereinander lieben, wie Johannes sagt: lasset uns ihn lieben, denn er hat uns erst geliebt, und: ihr Lieben, hat uns Gott also geliebt, so sollen und wollen wir uns auch untereinander lieben, in der That und in der Wahrheit. So kommt es also durch den Glauben auch zur Liebe, zur thätigen Liebe, und somit auch zur Erfüllung des Gesetzes und zur Erneuerung und Heiligung des Lebens durch den h. Geist, der neue Herzen schafft, die zuvor wohl geboten, aber weder gegeben, noch geleistet war, noch werden konnte. Daraus erwächst nun auch in allmähligem Wachsthum eine neue Gerechtigkeit des Lebens, die auch vor der Bekehrung schon von dem Gesetz geboten, aber nicht gegeben war und ohne Erneuerung des Herzens gar nicht geleistet werden kann, wie es überhaupt ohne den Glauben unmöglich ist, Gott zu gefallen.

Dies also ist der Heilsweg des Evangeliums, der Weg, auf dem es allein zu einer wahren und gründlichen Reformation der Seelen, und daher auch, je allgemeiner und treuer er betreten wird, um so mehr zur wahren Reformation der Kirche kommt, deren Wahrheit nicht vom Alter ihrer hierarchischen Verfassung, sondern von der Wahrheit des Heilswegs abhängt, den sie lehrt. Ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben, spricht Christus im Evangelio, Niemand kommt zum Vater, denn durch mich. Den wahren lebendigen Heilsweg des Evangeliums aus der Verdunkelung durch gesetzliche Selbstgerechtigkeit wiederum ins helle Licht der Gnade und Wahrheit hervorgekehrt zu haben, das ist es, was der Reformation den höchsten Werth für jede christliche Seele giebt. In der Erneuerung — dies ist unser Resultat — in der Erneuerung der wahren Lehre von der rechten Buße und vom rechtfertigenden, seligmachenden Glauben an das Evangelium besteht das principielle und innerste Wesen der Reformation, die ebendadurch an die principiellen Worte von Neuem sich anschließt, womit Christus der Herr seine öffentliche Predigt vom Reiche Gottes begann, an die mächtigen Worte: thuet Buße und glaubet an das Evangelium.

S—s.

Beilage

Beilage zur Evangelischen Kirchen-Zeitung № 23.

Noch einmal über volksthümlich christliche Kunst.

Wir haben schon vor einigen Monaten in diesen Blättern ersucht, das Wesen und die Bedeutung der christlichen Kunst, amentlich der bildenden Künste, als eines der unentbehrlichen aktoren der Wiederbelebung christlichen und kirchlichen Lebens n Deutschen Volk anschaulich zu machen. Wir haben bei jener elegenheit, wie denn die Sache es mit sich brachte, auf die achtenswerthesten Erscheinungen hingewiesen, welche Zeugniß afür gaben, daß es in Deutschland auf jenem Gebiete eine inreichende Anzahl reich begabter und tüchtig gebildeter Kräfte ibt, um auch ein viel ausgedehnteres als das gegenwärtig be- ußt vorhandene Bedürfniß zu befriedigen.*) Auch seitdem at es nicht an sehr erfreulichen Leistungen der Art gefehlt — ir erinnern nur an das zweite Blatt des Berliner Vereins ir christliche Kunst (Christus am Oelberg von Pfannen- hmidt, an den Crucifixus von Schnorr nach Michel Angelo) nd an das Vaterunser in Bildern von L. Richter. — Einer gend ausführlichen Besprechung derselben bedarf es hier jedoch cht aus dem sehr erfreulichen Grunde, daß dieselben schon die lgemeinste Anerkennung und sehr bedeutenden Absatz gefunden aben.**) Einige Bemerkungen indessen können wir uns nicht rsagen! So gehören ohne Zweifel die Bilder zum Vaterunser den anmuthigsten, gemüthvollsten und reichsten Arbeiten des efflichen Meisters. Er hat die äußerst schwierige Aufgabe, die ergründliche Tiefe und unermeßliche Weite, das überwältigende ewicht der großartig einfachen Gebetsworte des Herrn, je in nem einzelnen Moment des Alltagslebens unseres Volks zur atsächlichen Anschauung zu bringen, im Ganzen überraschend ücklich gelöst hat; so daß eigentlich nur in der Darstellung der ersuchung ein wirklich durch Manier verfehlter Zug uns stört. er Crucifixus, worin die nicht durchaus geistliche Energie des gewaltigen alten Florentiners durch ächt evangelischen Ernst und Gemüthswärme des Deutschen Meisters die wünschenswerthe Dämpfung und Weihe erhalten hat, ist auch durch die breite einfach kräftige Behandlung der Striche in Umrissen und Schattirung, und des Tondrucks mit aufgetragenen Lichtern, und durch die Maaße der Gestalt des Erlösers eines der erbaulich ergreifendsten Bildwerke, was (ohne Beihülfe der Farbe) seit langer Zeit hervorgebracht worden. In beiden Werken hat sich auch die wohlverwandte Kunst der Vervielfältigung durch den Holzschnitt in der Gaber'schen Anstalt in Dresden trefflich bewährt. Je höher aber der Kunstwerth dieses Blattes anzuschlagen, desto größere Bedeutung hat grade in der Beziehung, die uns hier vor Allem beschäftigt, der unglaublich niedrige Preis (6 Gr. und in Partieen noch weniger) desselben, der es auch dem Aermsten zugänglich macht. Denn es bedarf kaum einer Wiederholung und kann doch nicht oft genug gesagt werden: wohlfeile und gute Bilder — das und das allein kann die christliche Kunst zu einer wahrhaft und praktisch volksthümlichen machen. *)

(Fortsetzung folgt.)

*) Sehr erfreulich ist auch der rasche und bedeutende Absatz der ilderbibel des Evang. Büchervereins, deren dritte Auflage bevor- ht, wobei indessen zu wünschen, daß einige weniger gelungene ilder durch bessere ersetzt würden. Auch die Agentur des Rauhen auses hat, meist mit zweckmäßiger Verwendung ihrer alten Stöcke, ele gute Bilder ausgehen lassen. Auch hier müssen wir den drin- enden Wunsch wiederholen, daß die Stöcke zur Bilderbibel vom Ev. Ücherverein auch zur Herausgabe einzelner Bilder oder Bilderbogen enutzt werden möchten. Die Furcht, daß dem Absatz der Bibel da- urch geschadet würde, ist wirklich völlig unmotivirt; eher das Ge- entheil! —

**) Mit besonderm Vergnügen erwähnen wir, daß der Cruci- fus eine officielle Empfehlung von Seiten der höchsten Behörde bei Schulen u. s. w. erhalten.

Ueber die Unkirchlichkeit des Richterstandes.

Bei den wichtigen Discussionen des Landtages über die Ehescheidungs-Gesetze ist neuerdings der Vorzug der höheren vor den niederen, der geistlichen vor den weltlichen Gerichten wiederholt zur Sprache gekommen. Je mehr ohne Zweifel dem von der Kirche eingesegneten Ehestand ein geistlicher und sittlicher Charakter zukommt und je wichtiger die Aufrechthaltung desselben für die ganze menschliche Gesellschaft ist, um so mehr kommt gewiß auch auf den Charakter der Richter an, welche die leider unter uns nur zu häufig vorkommenden Scheidungs-Processe zu behandeln haben. Wir wollen deshalb aber kein so großes Gewicht darauf legen, ob es Ober- oder Unterrichter, ob es kirchliche oder staatliche Richter-Collegien sind. Das Gerichtamt ist Gottes, sagt die heil. Schrift 5 Mos. 1, 17. Wir Evangelische verehren auch die weltliche Obrigkeit als eine göttliche Ordnung, als custos utriusque tabulae Decalogi, und erachten

*) Zu den sehr beachtenswerthen neuesten Produktionen auf diesem Gebiet gehört auch die große Wand-Bilderfibel, welche bei Decker erschienen ist, und in erfreulichster Weise an die breiteste kräftigste Behandlung mancher Dürer'schen Blätter erinnert. Freilich ist nicht dafür zu stehen, daß nicht manche „Gebildete", deren Auge durch geleckte Stahlstiche und baumwollenartige Steindrücke in allzu zart elegische Stimmung verwöhnt ist, ob diesen Kraftbildern in einige Nervenschwächen fallen dürften. Uebrigens ist auch eine kleinere Ausgabe vorhanden.

sie daher, und besonders den Richterstand in ihr, als einen auch seinerseits zum Dienste des Reiches Gottes auf Erden bestimmten, sehr ehrwürdigen Stand, der schon durch jede Eideserforderung auf das religiöse Gebiet hinweist. Um so dringender aber ist zu wünschen, daß der Richterstand sich auch dieses seines sittlichen und religiösen Charakters stets bewußt seyn und dies auch durch Bethätigung kirchlicher Gesinnung zu erkennen geben möge. Gewiß kann dadurch auch die ihm schuldige und förderliche Hochachtung in den Augen des Volkes nur sehr gewinnen, und diese Hochachtung ist wichtiger und fruchtbarer für das rechte Ansehen und Einwirken der Justiz im Lande, als die rühmlichen Zeugnisse und beifällig aufgenommenen Voraussetzungen des hohen Justizchefs im Hause der Abgeordneten. Um so weniger rühmlich und um so mehr schmerzlich ist dagegen das unleugbare Zeugniß der Erfahrung, daß der gegenwärtige Richterstand sich durch nichts weniger als durch kirchliche Gesinnung und deren Bethätigung auszeichnet. Es gibt allerdings sehr ehrenwerthe Ausnahmen bei hohen und niederen Gerichten; aber eben, daß es nur Ausnahmen sind, beweist, daß in der Regel der Richterstand der Kirche sehr sich entfremdet hat, und in den kirchlichen Versammlungen, wo sich auch nur selten noch für das Gericht ein eigner Stand befindet, ein überaus seltener Gast ist. Die Kirchenvisitations-Verhandlungen geben hiervon nur zu oft trauriges Zeugniß. Natürlich tritt die Klage in den kleineren Kreisstädten, in welchen die Mitglieder der Kreisgerichte besonders hervorragen und aller Augen auf sie gerichtet sind, am betrübendsten hervor. Dazu kommt, daß, während in den größeren Städten, der höheren Bildung und vielseitigeren Intelligenz gegenüber, die rationalistische und altliberale Aufklärung das Tonangeben schon geraume Zeit hat aufgeben müssen, diese eben in den kleinen Städten bei den Officianten, Negotianten und Kleinbürgern, so wie auch bei den meisten Gutsbesitzern umher noch sehr modern florirt, und die Unkirchlichkeit, so wie den Verfall aller ernsten christlichen Sitten immer mehr noch vermehrt. Auch aus diesen Gründen erscheint es daher wohl wünschenswerth, daß die Ehesachen von den Kreisgerichten auf die Obergerichte übertragen werden möchten, bei denen eine ernstere Würdigung ihres geistlichen Charakters doch sicherer zu erwarten seyn dürfte, als bei jenen. Das wünschenswertheste bleibt aber doch unter allen Umständen dies, daß der Richterstand überhaupt in allen seinen Abstufungen wieder mehr der Kirche sich zuwenden und von dem Geiste ihres Zeugnisses sich durchdringen lassen und auch des öffentlichen Bekenntnisses zu ihr sich nicht schämen, sondern würdiger seine Theilnahme daran beweisen möge, wodurch auch sein amtliches Ansehen nur steigen kann. Dann wird es gleichgültiger seyn, welcher Stufe desselben die hochwichtige Ehescheidungs-Angelegenheit übertragen wird, und auf allen Stufen und nach allen Seiten hin wird die Rechtspflege gottgefälliger und gesegneter werden.

Nachrichten.

Generalbescheid des K. Consistoriums der Provinz Posen auf die Verhandlungen der Diöcesan-Convente.

Nach den vorliegenden Berichten über die im vergangenen Jahr stattgehabten Diöcesan-Convente dürfen wir uns der erfreulichen Ueberzeugung hingeben, daß die amtsbrüderlichen Versammlungen in den meisten Kirchen-Kreisen nicht ohne ein reiches Maaß von Erbauung und vielfältiger segensreicher Anregung geblieben sind; und wenn es gestattet ist, aus mehrfachen Bezeugungen der Freude über den empfangenen Segen einen allgemeinen Schluß zu ziehen, so gewinnt es den Anschein, als fange die Institution der Diöcesan-Convente, ungeachtet der kurzen Dauer ihres bisherigen Bestehens, bereits an, festere und tiefere Wurzeln in den Lebensboden unserer Provinzial-Kirche zu schlagen. Nur legt sich uns hierbei der Wunsch nahe, daß einer den Geistlichen so lieb gewordenen Einrichtung auch das Interesse der Gemeinden sich noch lebhafter, namentlich durch zahlreichere Theilnahme an den Synodal-Gottesdiensten zuwenden möchte, woran es, wie nach einzelnen Andeutungen zu vermuthen steht, an mehreren Orten dies mal gefehlt hat. Wenn indessen die betreffenden Geistlichen fortfahren der Vorbereitung auf die Synodal-Predigten, deren Gegenstände meistentheils mit Sinnigkeit und Takt ausgewählt und aus dem Umkreis der mannigfaltigen Beziehungen des geistlichen Amtes hergenommen worden sind, die denselben besonders gebührende treue Arbeit und Sorgfalt zu widmen, so daß Jahr für Jahr Zeugnisse voll von Geist und Leben aus immer anderem Munde wiederkehren: so werden hoffentlich schon um dieser, in den Predigten dargebotenen Gabe willen die Gottesdienste nicht verfehlen, je länger je mehr ihre Anziehungskraft auf die Gemeinden auszuüben, und der Tag des Conventes wird so sich zugleich zu einem Tage der Feier für die ganze Gemeinde des Versammlungsortes gestalten.

In einigen Diöcesen haben die Verhältnisse ein zweitägiges Beisammenbleiben der Amtsbrüder gestattet und am Schlusse des ersten Tages ist dann der Gemeinde noch ein Abend-Gottesdienst dargeboten worden. Außerdem hat sich in einer anderen Diözese an den Convent der Geistlichen eine Conferenz der Lehrer des ganzen Kirchenkreises unter Leitung des Superintendenten angeschlossen, an welcher auch einige Prediger Theil genommen haben. In dieser Conferenz, die dem Berichte zufolge einen guten Eindruck hinterlassen und den Wunsch der Wiederholung angeregt an, sind zwei Themen auf Grund je eines vorangeschickten Referates besprochen worden: 1. das Bild des Religions-Unterrichtes und des Religions-Lehrers, welches dem Verfasser der Regulative ꝛc. vorgeschwebt hat; 2. die Schule im Dienste der Kirche.

Ueber jede der beiden von uns zur Berathung vorgelegte Propositionen sind fast aus sämmtlichen Diöcesen je zwei Abhandlungen eingereicht worden, unter denen sich zu unserer großen Befriedigung nicht wenige Arbeiten finden, welche durch den in ihnen wehenden Geist und durch den wissenschaftlichen Ernst der Behandlung wohl im Stande sind, auch höher gestellten Ansprüchen zu genügen. Es dürfte in der That der Mühe lohnen, die Fülle des trefflichen Materials aus den einzelnen Synodal-Arbeiten in eine vollständigere Darstellung übersichtlich zusammenzutragen; und wenn von mehreren Seiten der Gedanke angeregt worden ist, ein periodisch erscheinendes Organ für Mittheilungen aus der Geistlichkeit für die Geistlichkeit diesseitig

Provinz zu gründen, durch welches dann neben Erörterungen anderer das theologische und pfarramtliche Interesse berührender Fragen auch das Probehaltige und Charakteristische aus den Ergebnissen der amtlichen Conferenzen zur allgemeinen Kenntniß gebracht werden möchte: so können wir unsererseits diesem Wunsche, zu dessen Erfüllung auch einige Aussicht vorhanden zu seyn scheint, unsere lebhafte Zustimmung nicht versagen.

Hier an diesem Orte kann es unseres Berufes nur seyn, mit wenigen kurzen Fingerzeigen durch Aufstellung etlicher Grundgedanken die Spur und Richtung des Weges anzudeuten, welcher nach unserem Sinne bei der Behandlung der beiden Gegenstände eingehalten werden sollte und vielfach auch wirklich eingehalten ist.

Wenn es nun bei der ersten Proposition zunächst darauf ankam, den Begriff der kirchlichen Zucht nach Maßgabe der Lehre der heil. Schrift und der Evangel. Kirche festzustellen, so durfte in die Grenzen dieses Begriffs nicht auch schon jedwede Bestrafung der Sünden, wie sie mittels der Bezeugung des göttlichen Wortes in öffentlicher Predigt und im seelsorgerlichen Verkehr mit den Einzelnen auszuüben ist, mit hineingezogen werden, sondern es handelte sich hier vielmehr um geregelte Formen, um bestimmte Sitten und Ordnungen, in welchen der Geist der Gemeinde, indem er offenbaren Aergernissen strafend und abwehrend entgegentritt, sich thatsächlich bekundet. Andererseits liegt es in der Natur der Zucht als einer kirchlichen, daß sie mit den Mitteln ihrer Strafe sich auch innerhalb der der Kirche eigenen Sphäre zu halten hat, daß die Strafe nur den Charakter einer kirchlichen Censur tragen darf und die Anwendung positiver bürgerlicher Strafen schlechthin auszuschließen ist. Daß jedoch Ordnungen der gedachten Art zur Aufrechthaltung von Zucht und Sitte gehandhabt werden, dazu wird jede christliche Gemeinde sich durch den Geist Gottes angetrieben sehen, sowohl im Hinblick auf das Gemeindeganze, dessen sittlicher Stand sonst schweren Beschädigungen unterliegen würde, als auch im Hinblick auf die Seele des Verirrten, für dessen Wiedergewinnung, nachdem der Ruf der bittenden Liebe sich fruchtlos erwiesen hat, nunmehr auch das ernstere Mittel der Strafe nicht unversucht bleiben darf.

Die Ausübung der kirchlichen Zucht gehört mithin zu den unmittelbaren und nothwendigen Aeußerungen eines wohlgeordneten kirchlichen Gemeindelebens. Abneigung und Widerspruch gegen dieselbe sind — wenn nicht in offenbarer oder verhüllter Feindschaft gegen den Herrn und seinen Gesalbten (Ps. 2, 3.) — jedenfalls in mißverständlichen Auffassungen der Sache begründet, indem man irrthümlicher Weise die Freiheit der Gewissen oder die Bethätigung der christlichen Liebe durch dergleichen Ordnungen gefährdet sieht oder mit dem gefürchteten Ausdruck „Kirchenzucht" nur die Vorstellung von gewissen verzerrten und ausgearteten, dem Geiste des Evangeliums widerstreitenden Formen der kirchlichen Disciplin verbindet.

Bildet nun aber nach obigen Sätzen das Maaß der vorhandenen Zuchtordnung in der Regel auch zugleich den Gradmesser für die vorhandene Energie des geistlichen und kirchlichen Lebens in der Gemeinde, so wird die Ursache des heutigen Verfalles der kirchlichen Zucht hauptsächlich in der überhand genommenen Abschwächung jenes Lebens zu suchen sein, wobei allerdings noch manche besondere Umstände, namentlich einzelne ärgerliche Mißbildungen der kirchlichen Disciplin und der Mangel an einer stetigen und geordneten, dem geistlichen Amte aus dem Gemeinde-Vorstande erwachsenden Stütze

und Hülfe, wesentlich mitgewirkt haben mögen. Dennoch bezeugen die vorliegenden Berichte, daß sich in allen Kreisen unserer Provinzial-Kirche noch sehr beachtenswerthe Ueberbleibsel von löblichen Ordnungen erhalten haben, durch welche, namentlich im Zusammenhange mit den amtlichen Handlungen — bei Proclamation, Taufe, Trauung, Einsegnung, Begräbniß, Abendmahls-Verwaltung — öffentliche Aergernisse auch öffentlich gerügt und heilsame Impulse auf die Gemeinde zu ihrer Förderung in der Gottseligkeit ausgeübt werden können.

Diese noch vorgefundenen Ordnungen werden im Bewußtsein der Gemeinden zu beleben und, indem an das Vorhandene Neues angeknüpft wird, mit Behutsamkeit und Vorsicht weiter zu bilden sein. Den Anfang zur Herstellung kirchlicher Zucht von neuen Mandaten der geistlichen Obern erwarten, heißt das Wesen der evangelischen Lebensordnung völlig verkennen. Disciplinarische Vorschriften und Verordnungen sind wie Quadersteine, die nur zu einem schützenden Damm sich bräuchlich erweisen, wo bereits ein tüchtiger Unterbau in der christlichen Sitte vorhanden ist, auf welchen sie aufgefügt werden können. Wollte man den Bau mit ihnen beginnen, so würde die Strömung des zuchtlosen Wesens bald ganz über sie hinwegfluthen. Neue christliche Sitten zu erzeugen, darauf kommt es also an; diese können aber nur aus dem freien innern Triebe der Gemeinde hervorwachsen, und schließen sich naturgemäß an geheiligte Persönlichkeiten an, wenn es diesen in Beweisung des Geistes und der Kraft durch Gottes Gnade gelingt, einen mit göttlichem Leben durchdrungenen Kern in der Gemeinde zu schaffen. Die ganze Wirksamkeit eines Dieners Christi, sein ganzes Auftreten in dem Amte und außer dem Amte bildet daher die Vorbereitung und den natürlichen Anfangspunkt zur Aufrichtung neuer Zuchtordnungen in seiner Gemeinde. Ein Geistlicher, der von den Kräften des Gebets getragen wird, von dessen Leibe Ströme lebendigen Wassers fließen, und dem man es abfühlt, daß er, wie sein Herr und Meister, im Feuer seines Eifers die Geißel über die offenbaren Schänder des Heiligthums nicht schwingt, ohne vorher, ebenso wie Er, Thränen der Trauer und der Liebe über die abgefallenen Kinder des Verderbens vergossen zu haben, ein solcher wird manche Maßregel ernster Zucht anzuwenden im Stande sein, ohne daß er, gegenüber der etwaigen Frage: „Aus was für Macht thust du das?" bedürfte, zu seiner Legitimation sich auf äußerliche Satzungen zu berufen. — Indem wir aber in solchem Sinne die Träger des heil. Amtes ermuntern, in der Kraft des Herrn muthvoll vorwärts zu schreiten, müssen wir doch zugleich daran erinnern, einmal, daß dazu allerdings viel Muth, aber noch weit mehr Demuth, die das eigene Herz fein in Züchten hält und verhindert, daß kein fremdes Feuer fleischlicher Gereiztheit und Erhitzung auf den Altar des Herrn gebracht werde; sodann ist zu erinnern, daß dazu neben vielem Eifer noch mehr Weisheit und Besonnenheit erfordert wird, die aus genauer Kenntniß der Gemeindezustände wohl erwägt, was die Gemeinde zu tragen vermag und was zu ihrem wahren Nutz und Frommen dienet.

Die zweite Proposition lenkte die Aufmerksamkeit auf einen außerordentlich wichtigen Theil der geistlichen Thätigkeit, auf die seelsorgerliche Einwirkung des Geistlichen auf die ihm untergeordneten Lehrer. Die Nothwendigkeit einer solchen Einwirkung begründet sich durch die Natur der Sache. Ist jeder Mensch für seine eigene Seele derselben schon bedürftig, um wie viel mehr der Lehrer, der die Lämmer der Heerde Christi zu weiden hat und dem vermöge seines Amtes eine bedeutungsvolle Stellung in der Gemeinde

zukommt. Und wie dringlich vonnöthen erscheint jene Handreichung der Liebe vollends bei der beklagenswerthen inneren Verworrenheit und der Halbbildung, die in diesem Stande mitunter leider! so schlimme Früchte hervorbringt und so vielen Segen hindert. — Als hauptsächliches Hinderniß eines gedeihlichen seelsorgerlichen Verkehrs des Geistlichen mit den Lehrern ist aber die bedauerliche Kluft anzusehen, die traditionell zwischen beiden Ständen mehr oder weniger besteht und die sich durch mißtrauische Zurückhaltung und Empfindlichkeit von der einen Seite, sowie durch hochfahrendes Wesen, durch Mangel an charaktervoller Haltung, durch Interesselosigkeit in Sachen des Lehrers und der Schule von der andern Seite hier und da immer neu wieder befestigt. Zu dieser innern Entfremdung tritt bei unsern eigenthümlichen provinziellen Verhältnissen häufig noch die Weite der äußerlichen Entfernung hinzu, die ein öfteres persönliches Zusammenkommen so bedeutend erschwert. — Wo indessen die Liebe Christi dringet, die langmüthige und freundliche, die nicht das Ihre sucht, die sich nicht erbittern läßt und Alles verträgt, Alles glaubet, hoffet und duldet, da weiß sie jene Hindernisse dennoch wohl zu überwinden und Wege aufzusuchen, die zum Herzen führen. Ist durch vertrauensvolles Entgegenkommen des Lehrers und durch wohlwollende Hingebung des Geistlichen das normale Verhältniß zwischen beiden hergestellt, so können auch treue Bemühungen des Letzteren zur Förderung des Lehrers in der Erkenntniß der Heilswahrheit und zu seinem Wachsthum am inwendigen Menschen unmöglich ohne Segen bleiben. Die Mittel, die hier zu Gebote stehen, sind: öfteres, wo möglich in bestimmter Zeitfolge wiederkehrendes Zusammentreten zur Berathung der auf die Schule bezüglichen Dinge, zum fortlaufenden, mit freier herzlicher Aussprache verbundenen Lesen der heiligen Schrift, zur Anweisung, gute Bücher, auf deren Auswahl große Sorgfalt zu verwenden ist, mit Nutzen zu studiren. Von besonderer Bedeutung erscheint die zweckmäßige Leitung der amtlichen Conferenzen, ein Gegenstand, den wir um seiner Wichtigkeit willen noch einmal besonders in Anregung zu bringen, auf eine spätere Zeit uns vorbehalten. — Neben allen und vor allen diesen Mitteln steht aber eines, dessen wirksame Kraft unter allen Umständen gesichert ist, das ist die herzliche unausgesetzte Fürbitte des Seelsorgers für seine ihm untergebenen Lehrer.

Die vorliegenden Referate über dieses Thema, die zum Theil aus reicher Erfahrung geschöpft sind, eröffnen zwar manchen betrübenden Einblick in die diesseitigen Schul- und Lehrerverhältnisse, aber es fehlt auch nicht an köstlichen Zeugnissen dafür, daß der Lehrerstand eine gute Anzahl von Männern enthält, die sich als brauchbare Werkzeuge für den inneren Bau des Reiches Gottes und als rechtschaffene Gehülfen des Geistlichen in seinem Dienst an der Gemeinde erweisen.

Was die Verhandlungen über diese beiden Propositionen betrifft, so scheinen dieselben — wenn wir von den wenigen Diöcesen absehen, aus denen uns nur spärliche Mittheilungen über Verlauf und Ergebnisse der Besprechungen zugegangen sind — diesmal mit Lebhaftigkeit geführt zu sein und eine erhebliche Ausbeute dargeboten zu haben. Einige Protokolle, die auch die Namen der einzelnen Sprecher mit aufführen, gewähren insbesondere ein belebtes und anziehendes Bild von den stattgehabten Erörterungen. Am meisten aber haben wir an den Beschlüssen und Entschlüssen, zu denen sich am

Ende der Verhandlungen fast an allen Orten die Amtsbrüder vereinigt haben, und an dem diesen Beschlüssen innewohnenden Geiste uns erfreuen können. Sowohl beim ersten als beim zweiten Berathungspunkte hat sich aus der Mitte der Versammlung wieder und wieder die Mahnung erhoben und vollen Wiederklang gefunden: „Das Gericht muß anfangen am Hause Gottes! Soll in unseren Gemeinden Zucht und Sitte gedeihen, so müssen wir selbst uns in der strengen Zucht des heiligen Geistes halten! Wollen wir von unsern Lehrern verlangen, daß ihre Schulen Pflanzstätten der Gerechtigkeit dem Herrn zum Preise werden, so müssen wir vor Allem fragen, was bisher zur Erreichung dieses Zieles von uns gethan und verabsäumt ist.“ — Durch die zweite der von uns neu gewählten Propositionen ist nunmehr ein gewiß allseitig willkommener Anlaß gegeben, jene durch den Geist Gottes gewirkten heilsamen Anregungen wieder zu beleben und die dabei erhaltenen Eindrücke zu vertiefen, damit, so es dem Herrn gefällt, dadurch eine Frucht geschafft werde, die da bleibet.

Für das laufende Jahr stellen wir zur Behandlung in den Diöcesan-Conventen folgende Propositionen auf:

1. Auf welchen Grundgedanken beruht die Ordnung des evangelischen Hauptgottesdienstes? — Bei dieser Untersuchung wird sich zugleich herausstellen, ob und in wiefern ein Bedürfniß zu weiterer Durchbildung der landeskirchlichen Agende in dem betreffenden Theile vorhanden sei.
2. Auf welche Stücke hat der evangelische Geistliche bei der Ermahnung des Apostels 1. Tim. 4, 16. besonders zu achten, damit sein ganzer Wandel zur Erbauung der Gemeinde diene? — Auch das Verhalten des Geistlichen zu den sogenannten Mitteldingen möge hierbei ins Auge gefaßt werden.

Für die Anordnung der Convente bleiben im Uebrigen unsere früheren Bestimmungen vom 6. März 1855 und vom 29. Januar 1856 maßgebend, an deren sorgfältige Beachtung wir hiermit noch schließlich erinnern.

Der Herr aber, unser Gott und Heiland, walte mit seiner Gnade und Treue, mit seinem Licht und Segen über jedem Einzelnen seiner Diener unserer theuren Kirche dieser Provinz und lasse sie in allen ihren Versammlungen die Kraft seiner Gnadengegenwart reichlich erfahren!

Posen, den 3. Februar 1857.

Königliches Consistorium der Provinz Posen.
Cranz.

An
sämmtliche evangelische Herren Geistlichen
der Provinz Posen.

Bremische Preisaufgaben.

Es sind über 90 meist umfangreiche Arbeiten eingegangen. Es ist unmöglich, sie vor Ostern zu bewältigen, was den lieben Preisbewerbern Namens der Commission anzeigt

G. G. Treviranus.

Bremen, im Februar 1857.

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz. Druck von Trowitzsch und Sohn.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1857. Mittwoch den 25. März. № 24.

Noch einmal über volksthümlich christliche Kunst.

(Fortsetzung.)

Was wir unter guten und was unter schlechten Bildern hier verstehen — daß nicht einmal jedes im Allgemeinen gute Bild deshalb schon ein volksthümlich gutes Bild ist, wohl aber kein schlechtes oder nicht gutes Bild jemals als volksthümlich gelten darf — daß und wieviel dabei namentlich auch auf die technische Behandlung und Ausführung und die Eigenthümlichkeit des Vervielfältigungsmittels ankommt — daß sowohl in der Zeichnung und Composition, als in der technischen Vervielfältigung insbesondere die Manier und hier wieder die sentimentale Manier zu perhorresciren — daß nimmermehr die erbaulich wohlmeinende Intention oder gar der bloße erbauliche Gegenstand hinreicht, um einem Bild volksthümlich-erbauliche Berechtigung zu geben, vielmehr unter Umständen dadurch nur die Versündigung gegen die Kunst auch eine Profanation des Heiligen wird — dies Alles haben wir seiner Zeit ausführlich genug besprochen und wollen hier zur Nutzanwendung nur bezeugen, daß dieses Blatt in höherem Grade als irgend ein anderes uns bekanntes — auf dem Gebiet des erbaulichen Bilderwesens — die Aufgabe des „gut und wohlfeil" gelöst und bewiesen hat, daß die besten Bilder (in derselben oder den Kosten nach ähnlichen Vervielfältigungsart versteht sich) ebenso wohlfeil hergestellt werden können, als die schlechtesten.

Sehen wir nun aber von dem unmittelbar erbaulichen Charakter ab, so ist ganz neuerdings dieselbe Aufgabe nicht weniger vollkommen und glänzend gelöst worden in den bei G. Wigand in Leipzig erschienenen 17 Portraits Hohenzollernscher Fürsten vom ersten Kurfürsten bis auf S. M. unsern gegenwärtigen theuern König — nach möglichst authentischen Originalen. Man kann in dieser breiten, kräftigen Behandlung in Chondruck mit aufgesetzten Lichtern nichts tüchtigeres, vollkommeneres sehen, als Bürckner hier geleistet hat, dessen Meisterschaft wir bisher nur in der feinern, geistreichern, zum Theil etwas manierirten Behandlung des Holzschnitts kannten. Auch die anderweitige Ausstattung, groß Quartformat, Papier u. s. w. läßt nichts zu wünschen übrig; der Preis aber ist überaus niedrig (1 Thlr. das ganze Heft!). Für den Unterricht und überhaupt um daran historische Anschauung und Anregung zu knüpfen, kann es nicht genug empfohlen werden.

Da wir einmal bei wohlfeilen und guten historischen Bildern sind, wollen wir noch zwei Bilderwerke erwähnen. Das erste ist: „Die Deutsche Geschichte in Bildern u. s. w. mit Text von Bülau", welche seit 2—3 Jahren in heftweisen Lieferungen in Dresden (bei Weinhold) erscheinen. Obgleich in manchen Blättern Composition und Ausdruck oder Ausführung oder beides ziemlich verfehlt, auch die Wahl der dargestellten historischen Momente nicht eben immer eine glückliche ist und der Text jedenfalls nicht ganz der Auffassung und Behandlung Deutscher Geschichte entspricht, die wir als christlich-volksthümliche empfehlen könnten, so bleibt doch jedenfalls die Idee eine glückliche und die Ausführung verdient in Ermangelung eines bessern immerhin Anerkennung und Absatz!*) Eine ziemliche Mehrzahl der Bilder sind wirklich recht brav und einige sehr gut, wie es denn auch an den ehrenwerthesten Namen nicht fehlt. Schade ist es aber doch, daß die Leitung der ganzen Sache nicht in besser geeignete Hände gefallen. Ein anderes Bilderwerk, welches zwar nicht mehr ganz neu ist, verdient doch hier ganz besonders und fast unbedingt empfohlen zu werden. Wir meinen die ebenfalls bei G. G. Wigand 1854 erschienenen „200 Portraits Deutscher Männer." Sie kosten 1 Thlr. 10 Sgr. und sind wahrhaft vortreffliche Holzschnitte in kräftigen Umrissen mit leichter Schraffirung, auf schönem starken Papier in Quart; die Aehnlichkeit meist so authentisch, als im gegebenen Fall möglich war. Die Auswahl und der kurze Text auf jedem Blatt schmeckt ein wenig — um es kurz auszudrücken — nach Gotha;

*) Wer irgend Gelegenheit hat zu Versuchen, dem Volk — auch über die Schule hinaus, z. B. in sog. Gesellen- und Jünglingsvereinen — patriotische Anregung mit historischer Anknüpfung zu geben, der weiß, welch ein dringendes Bedürfniß gute und wohlfeile Bilder auch zur Preußischen Geschichte sind. Ein dahin gehörender Versuch ist neuerdings gemacht durch Herausgabe eines patriotischen Neujahrsblatts für die Preußische Jugend für 1856, dem dann weitere folgen sollten. Das Blatt (dessen Ertrag der inneren Mission dienen sollte) ist von den Hauptorganen der conservativen Presse dringend empfohlen worden; von je 1000 Lesern derselben hat aber kaum einer auch nur einen Finger oder Pfennig gerührt, um die Sache zu fördern, die denn auch gänzlich und kläglich fehlgeschlagen ist.

doch nicht so, daß der Lehrer oder Erklärer nicht leicht das nöthige Correctiv adhibiren könnte.

Wer nun etwa nach dem bisher Gesagten meinen sollte: die Sache volksthümlich christlicher Kunst sey im besten Flor und Zuge und man könne sie ganz ruhig ihrer eigenen Triebkraft überlassen, um Alles zu erlangen, was von ihr erwartet werden kann, den müssen wir alsbald aus so angenehmen Träumen mit der leidigen Wahrheit wecken: so viel auch in den letzten Jahren in der Entwickelung volksthümlich christlicher Kunst geschehen ist, wenn man deren jetzige Leistungsfähigkeit mit der einer früheren Periode vergleicht, so ist doch hinsichtlich der wirklichen Produktion derselben und der Verbreitung ihrer Produkte unter dem Volk — worin doch ihr eigentlicher praktischer Beruf bestehen sollte — im Verhältniß zu dem bewußt oder unbewußt vorhandenen Bedürfniß unendlich wenig geschehen. Könnte man eine Karte von Deutschland entwerfen, wo — nach Art gewisser criminalstatistischen Karten, die einmal Mode waren — die in kleinen Kreisen mit auch nur halbwegs guten Bildern bekannten und nothdürftig versehenen Localitäten hell gelassen, die fast ganz aller Bilder entbehrenden grau, die nur mit schlechten Bildern versehenen schwarz bezeichnet wären, so würde man höchstens ein Paar Dutzend kleine helle Punkte mitten in der grauen oder schwarzen Wüstenei zerstreut finden. Wollte man statt des bloß negativen den positiven Gegensatz hervorheben, so würden die gelben Rostflecke des schlechten Bilderwesens zehnfach die blauen Oasen guter Bilder überbieten. Neu-Ruppin z. B. beherrscht noch weit und breit den Markt und die Märkte, und man braucht sich nur in der ersten besten Jahrmarktsbilderbude umzusehen, um zu erkennen, wie die Sachen stehen.

Wer nicht besonderen Beruf und Gelegenheit gehabt hat, der Sache seine Aufmerksamkeit zuzuwenden und nur seinen nächsten, vielleicht leidlich im Laufenden gehaltenen Kreis kennt, der kann gar keinen Begriff davon haben, bis zu welchem Grade man in namhaften Städten — in Universitätsstädten z. B. —, in geringer Eisenbahnentfernung, dieselben Bilder völlig ignorirt, an denen man sich dort höchlich und allgemein erfreut. Und wir reden hier nur von Kreisen wesentlich ähnlicher Richtung und Bildung, deren ganze Stellung ihnen nicht nur die Möglichkeit des eigenen Besitzes und Genusses, sondern auch mehr oder weniger den Beruf gibt für Erweckung und Befriedigung des entsprechenden Bedürfnisses beim Volk (im engern Sinn) zu sorgen. Denn obgleich wir hier den weitern Begriff des Ausdrucks keineswegs etwa ausschließen, sondern von der Voraussetzung ausgehen, daß ein Kunstwerk, welches unter dem gemeinen Volk verbreitet zu werden verdient, auch den wahrhaft gebildeten des Volks willkommen seyn wird; so haben wir doch hier vorzugsweise das eigentliche Volk im Auge. Und da kann denn zuversichtlich behauptet werden, daß unter zehn Tausenden dieses Volks noch immer kaum einer ist, der jemals ein gutes Bild gesehen, geschweige denn besessen hat. — Wenden wir uns aber von eigentlichen Bildern im gewöhnlichen Sinn zu andern Zweigen der darstellenden Kunst, der Sculptur und Architectur, so würde eine ausführliche Erörterung des hier (namentlich was den Privatbesitz betrifft) anzulegenden sehr verschiedenen Maaßstabes uns zu weit führen. Es genügt im Allgemeinen auszusprechen, was gewiß Niemand läugnen wird: es steht damit um kein Haar besser, als mit dem eigentlichen Bilderwesen; denn auch wo es nicht an älteren öffentlichen Kunstwerken rechter Art fehlt, da fehlt es meist gar zu sehr an Sinn und Verständniß.

Daß dies eine erfreuliche oder auch nur eine erträgliche gleichgültige Thatsache ist, wird Niemand behaupten — daß es nicht vielmehr ein höchst bedenklicher, betrübender und unverantwortlicher Zustand ist, wird Niemand läugnen, der nicht die ganze Bedeutung der Kunst — des Schönen überhaupt und der christlichen Kunst insbesondere für die religiöse, sittliche und geistige Entwickelung des Volkslebens läugnet oder ignorirt. Mit einem solchen Standpunkt haben wir aber hier gar nichts zu schaffen und müssen uns hinsichtlich dieser Principienfrage und allgemeinen Voraussetzung theils auf das berufen, was wir selbst früher in diesen Blättern und Andere vor uns an mancher Orten über die Dignität der Kunst im Dienste des Herrn und zur Erbauung, Belebung und Erhebung der Gemeinde — viel besser und eindringlicher als wir — gesagt haben. Und wenn auch ohne Zweifel der Sculptur ein gleicher, der Musik und Baukunst hier der erste Rang gebührt, so wird doch Niemand, der wirklich Sinn für diese beiden Hauptdienerinnen der schönen Gottesdienste hat, die bildenden Künste und das Bilderwesen im engern Sinn als deren Gehülfinnen gering schätzen. Wer aber das volksthümliche Bilderwesen auch in der trivialern Sinn, wovon hier zunächst die Rede ist, und im Gegensatz der kleinen zur großen Kunst*), der Oelmalerei, der Fresco und der Sculptur gering schätzen wollte, weil es auf den Schmuck der Wohnung des Volks und nicht auf das Haus des Herrn berechnet ist, der erwäge nur einmal ernstlich, wohin wir kommen würden, wenn wir diese Auffassung auf die häusliche Andacht anwenden wollten! — Wie unmittelbar

*) Indem wir die „große Kunst“ hier bei Seite liegen lassen müssen wir doch wiederholt, wie schon früher, uns gegen das Mißverständniß verwahren, als wollten wir eine Pflege der kleinen und der volksthümlichen Kunst in Bildern u. s. w. — gleichsam der kleinen Münze der Kunst! — im Gegensatz zu der großen Kunst und ihren Meistern empfehlen. Vielmehr wird diese immer der Stamm bleiben, welcher jene Blätter und Blüthen trägt, und freilich auch viele andere größere und herrlichere, und ohne dessen Gedeihen von Kunst überhaupt nicht, also auch nicht von kleiner Kunst die Rede seyn kann. Nur durch und in der gesunden und würdigen Entwickelung der großen Kunst in den letzten 50 Jahren konnten sich so viele tüchtige Kräfte für unsere volksthümlich kleine Kunst entwickeln; und jede Kraft, deren Beruf wirklich höher hinauf zur Staffelei u. s. w. geht, folge diesem Beruf, so wird sie mittelbar oder unmittelbar auch dem christlichen Volk zu Nutz und Fromme arbeiten.

ber berührt sich diese mit erbaulichem Bilderschmuck im Hause! Von beiden Mitteln und Früchten des christlichen Familienlebens, o verschieden sie auch sonst seyn mögen, gilt vielmehr dasselbe: eine gottesdienstliche Erbauung ohne häusliche Andacht — keine schönen Gottesdienste, ohne erbaulich-schöne Eindrücke im häuslichen Leben, im Alltagsleben überhaupt. Ja, wir gehen weiter, und sagen: es ist auch in dieser Beziehung, wie jeder anderen, von der größten Wichtigkeit, daß auch die Wohnungen selbst, namentlich die des Volks — daß dies ganze Gebiet der Architektur den Einfluß christlicher Reaktion erfahre. Ist aber auch umgekehrt die Wechselwirkung zwischen Kirche und Haus vollkommen zuzugeben, so ergibt sich von allen Seiten dasselbe Resultat. Der Mangel an aller erbaulich oder sonst schönen Kunst, die rohe Unschönheit der ganzen Lebenshaltung von Millionen, deren Lebensweg nie von einem Sonnenstrahl des Schönen in der Kunst beleuchtet worden, denen vielmehr zumal das Bild, wenn überhaupt, auch in der Darstellung des Heiligen nur als Fratze bekannt ist, und die zum Theil eben deshalb auch für die Schönheit der Natur so wenig Sinn haben — das sind eben so bedenkliche Ursachen als Wirkungen des Mangels an christlichem, an kirchlichem Leben. Diese Barbarei ist aber allerdings keineswegs bloß auf dem Gebiete des eigentlichen Volkslebens zu finden — sie regiert vielmehr noch immer — und zwar in der schlimmsten Ausartung pretentiöser und von lauter Fratzenbildern genährter Manier — trotz, ja oft wegen der reichlichen Gelegenheiten des schönsten Genusses, auf den mittlern und höhern Stufen der Gesellschaft. — Und auch diese unangenehme Wahrheit muß bei jeder Gelegenheit wiederholt werden. Ist doch ohne richtige Erkenntniß der Zustände der dominirenden Höhen an einen wirksamen Einfluß auf die Tiefen nicht zu denken; da dieser eben hauptsächlich von dort ausgehen, ihm also ein Sieg des Schönen dort vorhergehen muß. *) — Dies wird sich bald genug herausstellen, wenn wir uns die einzige Möglichkeit einer umfassenderen praktischen Reaktion der erbaulich schönen Kunst sowohl gegen aller Kunst fremde Roheit, als gegen die schlechte und unerbaulich-unsittliche, absurde oder ruchlose Kunst anschaulich machen suchen.

Hier kommen nun zunächst die vorhandenen oder leicht zu beschaffenden Kräfte künstlerischer Produktion in Betracht. Aus dem, was wir gleich im Anfang dieser Betrachtung und schon darüber gesagt, geht aber zur Genüge hervor, daß er jedenfalls

*) Ist doch auch auf diesem Gebiete der Verfall wesentlich von oben nach unten gegangen — wenigstens fast überall, wo es sich um positive Hindernisse des bessern handelt. So fing die Geringschätzung des Holzschnitts bei den höheren Ständen an und jetzt ist die Geringschätzung der gemeinen Leute gegen den Holzschnitt, dem sie (ganz abgesehen von andern Gründen im gegebenen Fall) den schlechtesten Steindruck oder Stahlstich vorziehen, ein großes Hinderniß der Reaktion des guten Bilderwesens. Freilich findet sich jene Idiosynkrasie auch nur zu oft in angeblich gebildeten Kreisen.

an der ersten und Hauptbedingung aller weiteren Operationen — an einer Anzahl tüchtiger Künstler, nicht fehlt. Es ist hier zunächst die Rede von dem Bilderwesen im engern Sinn und die übrigen Zweige der Kunst lassen wir vorläufig beruhen. Auf jenem Gebiet aber muß bei einer Statistik der produktiven Kräfte namentlich ein wichtiger Punkt berücksichtigt werden: es sind nämlich nicht bloß die im höheren Sinne selbstständig schöpferischen, sondern auch die mehr nachbildenden Kräfte in Anschlag zu bringen, durch welche die Schätze der ältern Kunst immer wieder durch unbegränzte Vervielfältigung ins Volksleben eingeführt werden können. Wenn wir nun behaupten: es fehlt nicht an produktiven Kräften, so soll das wahrlich nicht so viel heißen, daß gar nicht an Vermehrung derselben gedacht zu werden brauche. Es soll nur so viel damit gesagt seyn: schon mit den vorhandenen Kräften ließe sich unendlich viel mehr thun, als bisher geschehen, wenn sie nur in vollem Maaße beschäftigt würden. Weiter ist damit gemeint: das beste, ja das einzige wirksame und gesunde Mittel, theils noch unreifen Kräften die rechte Reife zu geben, theils neue Kräfte, einen Nachwuchs tüchtiger Künstler zu erzeugen, wäre eben wieder die Vermehrung der Arbeit selbst. Gegenwärtig aber steht die Sache so, daß aus Mangel an Arbeit, an Uebung Dutzende von tüchtigen jüngern und leider oft genug auch ältere Kräfte verkommen, oder doch nicht zu voller Entwickelung kommen — und zwar grade solche, die ihre Gaben eben nicht im Dienst der Götzen dieser Welt mißbrauchen wollen, oder deren Sinn und Gaben sich nur zu ernsterer erbaulicher Arbeit eignen. Außerdem gibt es allerdings einzelne Künstler, die — und auch diese zum Theil nur zeitenweise — genug, gelegentlich vielleicht zu viel zu thun haben. Dasselbe gilt von den Kräften, welche nach der mehr technischen Seite der Sache liegen; die aber grade für die Vervielfältigung der Kunstwerke durch Stahl- und Kupferstich, Steindruck und zumal Holzschnitt von der größten, entscheidendsten Wichtigkeit für die Einführung christlicher Kunst in das Volksleben sind. Zwar sind xylographische Anstalten von so entschiedenem Beruf auf diesem Gebiet und in diesem Geist, wie z. B. das Gabersche in Dresden, sehr selten und bei ihrem gegenwärtigen Zuschnitt leicht mit Arbeit überladen. Allein es bedürfte eben nur einer geschäftlich sichern Aussicht auf eine bedeutende Zunahme des Bedürfnisses, so würden sich diese Kräfte noch viel schneller vermehren lassen, als die eigentlich künstlerischen Kräfte. Die Hauptsache würde hier entsprechende Vermehrung des Betriebscapitals seyn. Außerdem haben wir hier, wie bei der künstlerischen Produktion, durchaus nicht ausschließlich das im engern Sinn unmittelbar Erbauliche im Auge; sondern Alles, was volksthümlich, „lieblich, ehrbar", frisch, wahr, lehrhaft und gesund und eben deshalb conservativ ist, und da brauchen wir z. B. nur an die oben erwähnten Leistungen des Bürcknerschen Ateliers und an manche Münchener und andere Arbeiten zu erinnern. Auch wollen wir gar nicht dem Holzschnitt ausschließlich die Ehre der Arbeit in diesem Dienst vindiciren; obgleich er sich in mancher Hinsicht wirklich am meisten

zu eigentlich volksthümlicher und massenhafter Bilderproduktion eignet.*) Jedes Vervielfältigungsmittel in Kupfer-, Stahl-, Steindruck hat seine eigenthümliche Naturberechtigung, Verdienst und Nutzen, wenn es nur demgemäß angewendet und nicht darüber hinaus gemißbraucht und verzerrt wird.

Lassen wir uns also ja nicht durch völlig ungegründete curae posteriores über den Mangel an Kunstkräften, über das irre machen, was gegenwärtig Noth thut. — Das sind aber nicht Arbeitskräfte, sondern Arbeit. Die Arbeit aber fehlt, weil sie nicht gefordert, nicht bestellt und bezahlt wird. Mit den gegenwärtig schon verwendbaren Arbeitskräften zur Composition guter neuer oder Bearbeitung guter alter Bilder, und zur Vervielfältigung durch Kupferstich, Holzschnitt ꝛc. könnte man ganz bequem die Produktion für den volksthümlichen Bildermarkt auf das Zehnfache von dem bringen, was jetzt geliefert wird — wenn nur die Bestellungen in demselben Maaße zunähmen! Und schon damit könnte, sofern nur die Sache richtig und tüchtig angefaßt und getrieben würde, das schlechte Bilderwesen, wenigstens auf dem öffentlichen Markt todtgeschlagen werden. Den Winkelverkauf unzüchtiger, gottloser oder revolutionairer Bilder hat die Polizei zu steuern und zu verantworten.

Fehlt es also offenbar nicht an produktiven Kräften, woran fehlt es dann? — Etwa am nervus rerum gerendarum, am Capital? Davon könnte nur die Rede seyn, wenn es sich darum handelte, die Bilder zu verschenken und also den Produktionspreis als reines Opfer dran zu setzen. Davon braucht aber eben mit nichten ausschließlich die Rede zu seyn, und ist es keineswegs unsere Meinung, den Erfolg jenes Kampfes ausschließlich von christlich-conservativer Opferfreudigkeit im gewöhnlichen Sinne abhängig zu machen, obgleich wir wahrlich darin

*) Einen entschiedenen Mangel hat der Holzschnitt bei uns bisher noch darin, daß der Farbendruck auf diesem Gebiet noch lange nicht so weit entwickelt ist, wie namentlich im Steindruck — wo z. B. in Berlin Storch und Kramer Treffliches leisten. Die Farbe ist aber ein so wesentliches Moment der Einwirkung auf die sinnliche Auffassung des Volks, daß man wohl sagen kann: die Farbe trägt die Form. Illumination mit der Hand, wenn nicht gar zu schlecht, vertheuert gar zu sehr. So wäre es denn sehr wichtig, daß geeignete Verfahren erfunden und angewendet würden, um diese Seite des Holzschnitts bei uns mindestens so weit zu fördern, wie die Engländer es gebracht. Auch aus Wien haben wir Leistungen gesehen, die beweisen, daß man dort weiter ist als im übrigen Deutschland. Sollte hier nicht durch Unterstützung, Prämie, Preis oder dergl. von Seiten der Regierungen angespornt werden können? Uebrigens braucht deshalb die Illumination gar nicht ausgeschlossen zu werden, da der Farbendruck immer gewisse Gränzen hat. Im Gegentheil denken wir uns die Bilderillumination als einen sehr angemessenen und auch geschäftlich ersprießlichen Arbeitszweig für Knaben und Mädchen in der innern Mission — in Rettungshäusern, Arbeitsschulen u. s. w.

Niemanden beschränken wollen. Es handelt sich hier vor Allem um einen Industriezweig, der allen Bedingungen eines vortheilhaften Betriebs in einem vorhandenen und leicht noch weiter zu steigernden Bedürfniß zahlungsfähiger Consumenten vollkommen genügt. Ja — es wäre eine sehr wohl zu erwägende und nicht ganz leicht zu entscheidende Frage: ob es nicht rathsam, die ganze Sache der weitern Entwicklung der gewöhnlichen Industrie zu überlassen? Weshalb dies nicht zugegeben werden kann, werden wir weiter unten sehen. Gegen eine Mißdeutung aber, als wenn wir durch diese industrielle Auffassung der Sache der höheren Bedeutung des ihr zum Grunde liegenden Zweckes und der Kunst selbst zu nahe treten wollten, brauchen wir uns hoffentlich nicht zu verwahren.

(Fortsetzung folgt.)

Nachrichten.

Berlin.

Herr Prof. K. Fischer in Jena hat in Nr. 9. der Protest. K. d. J. aus meinem Stillschweigen auf einen mein angebliches Verhalten in seiner Angelegenheit betreffenden Artikel der Protest. K. den seltsamen Schluß gezogen, daß ich die thätsächliche Wahrheit jenes Artikels anerkenne. Ich erkläre dagegen, daß mein Stillschweigen ein solches der Verachtung war, daß jener Artikel keine einzige Thatsache enthält, welche in der Art, wie sie dort erzählt wurde, wahr ist, daß namentlich die Behauptung, es sey mir eine Verwechselung des Dr. K. Fischer mit dem ehrenwehrten Erlanger Prof. Fischer, dessen neuestes Werk einige Monate vorher in der Ev. K. Z. mit verdienter Anerkennung angezeigt wurde, widerfahren, eine muthwillige Erfindung ohne alle und jede thatsächliche Grundlage ist. Wenn Dr. Fischer behauptet, ich habe ihn fälschlich des Atheismus beschuldigt, so ignorirt er, daß der Vorwurf des Atheismus durch den vorausgeschickten des Pantheismus seine nähere Begränzung erhält. Im biblischen (Epheſ. 2, 12) und kirchlichen Sprachgebrauch sind Atheisten alle die, welche den Einen, wahren, persönlichen Gott nicht kennen und verehren. Ob mit Recht behauptet worden ist, Dr. Fischer achte das Kreuz nicht höher als den Halbmond, möge die Anführung seiner eignen Worte zeigen: „Von den positiven Religionen ist keine wahr in des Wortes alleiniger Bedeutung, denn sie gründen sich nicht bloß auf die ursprüngliche, der Menschen eingeborne Wahrheit, sondern „„auf Geschichte, geschrieben oder überliefert.““ So urtheilte Lessing in seinem Nathan. Aber im relativen Sinne des Wortes ist jede dieser Religionen wahr, denn jede ist ein Ausdruck der Vernunftreligion, die Ausbildung derselben in der Gemüthsverfassung eines bestimmten Volkes, auf der Bildungsstufe eines bestimmten Zeitalters. So urtheilt Lessing in seiner Erziehung des Menschengeschlechtes. Und dies ist in Wahrheit der Anfang zur endlichen Lösung jenes Streites zwischen Vernunft und Glauben, natürlicher und geoffenbarter Religion.“ Es ist der Fluch des Pantheismus, daß er immer schlangenartig sich dreht und wendet, wie es gerade seinem Vortheil dient. Ohne den lebendigen persönlichen Gott gibt es keine Wahrheit und keine Liebe zur Wahrheit.

Hengstenberg.

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz. Druck von Trowitzsch und Sohn.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1857. Sonnabend den 28. März. № 25.

Zur Frage über die verbotenen Ehen in der Verwandtschaft.

Man hat uns zur brieflichen Beantwortung auf Grund ines speciellen Falles die Frage vorgelegt:

Ist es nach Gottes Wort erlaubt, daß ein Mann nach em Tode seiner Frau deren Schwester heirathet? Ist also Mos. 18, 6 bloß von Blutsfreundschaft und nicht auch von er Frau im Verhältniß zu dem Manne zu verstehen? Ist in 3. 16 die Folgerung nöthig, daß, weil der Frau die Ehe mit wei Brüdern verboten ist, darum auch dem Manne die Ehe it zwei Schwestern verboten wäre? Ist der dunkle V. 18, er eher gegen das Verbot einer Ehe mit zwei Schwestern nach nander zu sprechen scheint, dennoch so auszulegen, daß auch in m dies Verbot zu finden wäre?

Da die Beantwortung dieser Frage, über die noch im origen Jahre lebhafte Verhandlungen im Englischen Parla- ente stattfanden*), allgemeineres Interesse hat, so ziehen wir 3 vor, sie in diesen Blättern zu geben.

In kirchlicher Beziehung ist die Frage als eine offne zu etrachten. Die Mehrzahl der Theologen und Juristen der Lu- herischen Kirche neigt sich freilich dahin, die Ehe mit der Schwe- er der verstorbenen Frau für unzulässig zu halten. Doch hat uch die entgegengesetzte Ansicht nicht wenige Vertreter gefunden, ie man bei von Balthasar in dem Commentare zur Pommer- hen Kirchenordnung (Jus eccles. pastorale, II, S. 361 ff.) ufgezählt findet. An ihrer Spitze steht Luther selbst, der in em Büchlein vom ehelichen Leben vom J. 1522 sagt: „Des Weibes Schwester magst du nehmen nach ihrem Tode, dabei leib und laß die Narren fahren." Der Beweis, daß Luther äter seine Meinung geändert habe, ist ein unvollkommner. Man schließt es aus einem von Luther mitunterzeichneten Gut- chten der Wittenberger theologischen Facultät vom J. 1545, so aus der Zeit kurz vor Luthers Tode, in dem die entgegen- esetzte Ansicht vertheidigt wird. Es fragt sich aber, ob Luther, r sich in späterer Zeit ungern auf das Detail der Ehesachen nließ, sich nicht bloß der Majorität äußerlich gefügt hat. In der Zeit der ungebrochenen Herrschaft des Lutherischen Prin- cipes, im 17ten Jahrhundert, gingen fürstliche Personen ohne Bedenken solche Verbindungen ein. So der Herzog von Holstein Philipp August 1649, der Fürst von Oettingen Albert Ernst 1682. Im J. 1706 nahm der Superint. Götze in Halberstadt die Schwester seiner verstorbenen Frau zur Ehe und vertheidigte in Schriften diesen Schritt gegen die Angriffe des Superint. Kettner in Quedlinburg. v. Balthasar, obgleich er sich im Interesse der Theorie von den verbotenen Graden sehr bestimmt gegen solche Ehen ausspricht, muß doch zugestehen: „Es ist dieser Punkt von jeher pro und contra unter den Gelehrten disputirt worden."

Wenden wir uns nun zur Beantwortung der Frage unmittelbar aus dem Worte Gottes, so wird zuerst die St. 3 Mos. 18, 6 nicht als von entscheidender Bedeutung angesehen werden können.

Das Mosaische Gesetz behandelt die verbotenen Ehen in der Verwandtschaft in drei Hauptstellen, zuerst in 3 Mos. 18, wo die Verbote selbst gegeben, dann in C. 20, wo die Strafen für die Uebertreter bestimmt, und endlich in 5 Mos. 27, 20 ff., wo die Flüche über dieselben ausgesprochen werden.

Die erstere Stelle faßt zuerst alle Heirathen in der nahen Verwandtschaft als eine Gattung bildend zusammen. In 3 Mos. 18, 6 heißt es: „Niemand soll sich zu seiner nächsten Blutsfreundin thun." Dann folgt die Aufzählung der verbotenen Fälle im Einzelnen.

Daß der allgemeine Grundsatz, wie er in V. 6 aufgestellt wird, nicht bloß die eigentliche Blutsfreundschaft angeht, sondern auch die Verschwägerung kann nach der folgenden Aufzählung im Einzelnen gar nicht zweifelhaft seyn.

Nach dem allgemeinen Grundsatz reicht das Gebot, nicht in die Verwandtschaft zu heirathen, grade so weit, als die Verwandtschaft sich kräftig erweist, als auf Grund derselben ein eigenthümliches und bestimmt charakterisirtes Verhältniß besteht. Das Princip allein aber würde ziemlich ungenügend seyn. Die schwierige Bestimmung über die Gränzen der nahen Verwandtschaft durfte nicht menschlichem Wähnen und Ermessen überlassen bleiben. Das göttliche Gesetz selbst gibt die nähere Erläuterung, was unter naher Verwandtschaft zu verstehen sey. Es zählt die Fälle im Einzelnen auf, und diese Aufzählung würde ganz ihres Zweckes verfehlen, wenn sie unvollständig wäre, wenn das eigentlich Ver-

*) Das Resultat war, daß das in England bestehende Verbot r Ehe mit der Schwester der verstorbenen Frau aufrecht erhal- n blieb.

botene nicht vollständig aufgezählt würde.*) Daß in 3 Mos. 18, 6 das absolute Verbot der Ehe mit der Schwester der verstorbenen Frau nicht enthalten ist, geht daraus hervor, daß dieses Falles in der folgenden Aufzählung im Einzelnen nicht gedacht wird.

Dafür, daß der allgemeine Satz umfassender sey, wie die Aufzählung im Einzelnen, daß man Analogieen und Grade anerkennen müsse, hat man mehrfach geltend gemacht, in der Aufzählung im Einzelnen fehlen Ehen, die das göttliche Gesetz doch sicher nicht für zulässig erklären wolle, wie die mit der Großmutter. Aber alle solche Fälle sind so fernliegend, daß das Gesetz sich nicht darauf einlassen konnte, ohne in eine schlechte Casuistik zu verfallen. Die Aufzählung erstreckt sich nur auf solche Fälle, die im gewöhnlichen Laufe der Dinge vorkommen. Die Gränze zwischen dem göttlichen Gesetze und dem Rabbinismus ist überall eine scharf gezogene.

Ließe aber V. 6 noch einen Zweifel übrig, so würde es doch jedenfalls durch V. 18 ausgeschlossen werden, der zugleich einen recht schlagenden Beweis liefert, daß V. 6 überhaupt seine Erläuterung und Gränzbestimmung in der folgenden Aufzählung im Einzelnen findet, und daß man dem ganzen System der Analogieen und Grade entsagen muß, indem nämlich ein Fall hier so gut wie ausdrücklich erlaubt wird, der nach dem Systeme der Analogieen und Grade als verboten sich darstellt. Für „dunkel" kann ich diesen Vers nicht halten. Es findet sich in seiner Auslegung keine erhebliche Verschiedenheit. Luther hat ihn dem Sinne nach ganz richtig wieder gegeben: „Du sollst auch deines Weibes Schwester nicht nehmen neben ihr, ihr zuwider (genauer: zur Feindschaft), weil sie noch lebt." Den Sinn gibt J. D. Michaelis ganz richtig so an: „Du sollst deiner Frauen Schwester ihr nicht in der Ehe zufügen, so lange sie lebet, und deine erste Frau nicht dadurch eifersüchtig gegen ihre Schwester machen." Den Commentar haben wir an den ärgerlichen Streitigkeiten zwischen Lea und Rahel, welche das geschichtliche Fundament dieser Bestimmung bilden. Mit vollem Rechte sagt J. D. Michaelis**): „Moses thut mehr als die Ehe mit der Schwester der verstorbenen Frau nicht zu verbieten, er erklärt sie für erlaubt nach dem Tode, wenn er sagt, sie solle bei Lebzeiten verboten seyn." Das ist klar, wenn die Ehe mit der Schwester der Frau überhaupt verboten war, so durfte sich das Gesetz nicht so ausdrücken.

Die Folgerung, daß, weil in V. 16 der Frau die Ehe mit zwei Brüdern verboten ist, darum auch dem Manne die Ehe mit zwei Schwestern verboten seyn müsse, wird eben durch V. 18 zurückgewiesen. Sie läßt sich aber auch außerdem als ungehörig darthun.

Daß die Ehe mit des verstorbenen Mannes Bruder zu den

*) Vollkommen richtig Radulph z. d. St.: Non prohibetur homo ad quamlibet propinquam accedere, sed ad eam solum, quam sequens sermo determinabit.

**) V. d. Ehegesetzen Mosis 2. Ausg. S. 235.

Gränzfällen gehört, erhellt nicht nur aus der verhältnißmäßigen Geringfügigkeit der Strafen, sondern auch daraus, daß es unter Umständen nicht bloß erlaubt, sondern Pflicht war, die Frau des verstorbenen Bruders zu heirathen, 5 Mos. 25, 5. Eine analoge Ausnahme in Bezug auf die nächste Verwandtschaft ist gar nicht denkbar. War schon das Verbot der Ehe mit des verstorbenen Mannes Bruder unter Umständen nicht gültig, konnte eine höhere Pflicht hier unter Umständen die niedere aufheben, so wird man nicht ohne Weiteres aus diesem Verbote auf die Unzulässigkeit der Verbindung mit der Schwester der verstorbenen Frau schließen dürfen. Es können da Umstände vorhanden seyn, welche nicht nur eine ausnahmsweise Zulassung begründen, welche vielmehr bewirken, daß eine solche Verbindung überhaupt keinem Verbote unterliegt.

Beachtenswerth ist, was in dieser Beziehung J. D. Michaelis (S. 235) bemerkt, dessen sich auch in der Schrift über die Ehegesetze vielfach kundgebendes profanes Wesen nicht gegen das einzelne Treffende einnehmen darf, was er hie und da vorbringt: „Für einen Wittwer, der Kinder hat, wird man wohl kaum eine natürlichere Ehe ausdenken können (?) als die mit seiner ersten Frau Schwester: denn es ist wahrscheinlich, daß sie die Kinder der ersten Ehe am meisten lieben und sie am wenigsten die Stiefmutter empfinden lassen wird. Daher pflegen so oft sterbende Frauen ihren Männern noch auf dem Todtenbette ihre Schwester zur künftigen Heirath vorzuschlagen. Doch nicht nur die Liebe zu den Kindern erregt bei der sterbenden Frau so häufig diesen Wunsch, sondern auch oft, wenn sie in einer glücklichen Ehe gelebt hat, die Liebe zu der Schwester, der sie ihren Mann am liebsten gönnt, oder zu dem Manne, der sie gut versorgt zu sehen wünscht und aus schwesterlicher Liebe ihm keine bessere Ehegattin auszusuchen weiß, als ihre Schwester. Alles dieses fällt bei der Ehe mit des Bruders Wittwe weg. Da die Erziehung am meisten von der Mutter abhängt, so ist um der Kinder willen wenig daran gelegen, ob die Wittwe ihres Mannes Bruder oder einen Fremden heirathet. Hier hilft also die Ehe des Bruders den Kindern nichts. Und am Ende mögen die Ursachen seyn, welche sie wollen, so ist doch der Erfahrung gemäß, daß hundert sterbende Frauen dem Manne ihre Schwester vorschlagen oder wünschen, ehe ein einziger sterbender Mann auf den Wunsch kommt, daß seine Frau seinen Bruder heirathen möge, daher auch die Consistorien mit Bitten um Dispensation in diesem letzten Ehefall eben nicht belästigt werden."

Es wird nach der vorstehenden Ausführung nicht zweifelhaft seyn können, daß die Ehe mit der Schwester der verstorbenen Frau im Allgemeinen kein göttliches Verbot gegen sich hat. Dennoch aber wird es in jedem einzelnen Falle Gegenstand ernster Erwägung seyn müssen, ob eine solche Verbindung unter dem göttlichen Wohlgefallen steht. Es wird dazu erforderlich seyn, daß man durch bestimmte Gründe darauf hingewiesen wird.

Die Aufzählung in 3 Mos. 18 erschöpft vollständig das Gebiet des unter allen Umständen Verbotenen, aber gehen wi

uf den Grund dieser Verbote zurück, so zeigt sich, daß der enge Raum des Verbotes noch von einem weiteren Gebiete der Abnahnung umgeben ist. Die Erkenntniß dieser Wahrheit hat das Dispensationswesen hervorgerufen und in dieser Wahrheit hat ies Wesen seine Berechtigung. Die Obrigkeit, indem sie verordnet, daß bei gewissen Ehen in der Verwandtschaft, die nicht n dem Worte Gottes ausdrücklich verboten sind, Dispensation achgesucht werden muß, macht dadurch darauf aufmerksam, daß iese Ehen nur unter bestimmten Umständen zulässig sind, sie rkennt an, daß das verwandtschaftliche Verhältniß an sich ein Bedenken gegen die Ehe hervorruft, nur kein absolutes, sondern in solches, das durch wichtige Gründe für die Eheschließung ufgewogen werden kann. Die Anordnung der Dispensationen, eren Aufhebung in Preußen unter Friedrich II. nicht als Fortchritt betrachtet werden kann, ist auch da von Bedeutung, wo ie Dispensation ohne Weiteres ertheilt wird. Sie wirkt doch mmer als Anregung des Gewissens.

Es ist früher in diesen Blättern nachgewiesen worden *), aß der Grund der Verbote der Ehen in der Verwandtschaft mit Recht von Augustinus, de civ. dei B. 15 C. 16, darin esetzt worden, „daß die Menschen, denen Eintracht vortheilhaft nd geziemend, durch die Bande verschiedener Verhältnisse mit inander verbunden würden." Um das menschliche Geschlecht nger mit einander zu verbinden, hat der Gott der Liebe eine oppelte Ordnung gegründet, die der Blutsverwandtschaft und ie der Ehe und Verschwägerung. Diese beiden Kreise, die Gott eislich gesondert hat, darf der Mensch nicht in einander wirren. In 3 Mos. 20, 12 heißt es nach Festsetzung der Todesstrafe ür denjenigen, der sich mit seiner Schwiegertochter verbunden: sie haben Vermischung, Confusion, gemacht, ihr Blut kommt ber sie." Es wird hier nur ein allgemeiner Grundsatz auf den esonderen Fall angewandt. Es wird darauf hingedeutet, daß urch das Heirathen in der nahen Verwandtschaft das von Gott Getrennte verbunden wird, eine Confusion der verschiedenen Ordnungen Gottes entsteht. Wo ein bestehendes Liebesverhältiß einen scharf ausgeprägten Charakter trägt, da gestaltet sich ies Princip als entschiedenes Verbot der anderweitigen Verindung der bereits Verbundenen. Wo dagegen das bestehende iebesband ein weiteres ist, da tritt das Princip nur in der Gestalt des Rathes auf, daß man Heirathsgedanken von dem reise der Verwandtschaft ablenke. In Bezug auf die Ehe zwichen Geschwistern z. B. gestaltet sich das Princip als unbeingtes Verbot, die Ehe zwischen Geschwisterkindern aber läßt s als unräthlich erscheinen. Auch das weitere Liebesverhältniß arf nicht muthwillig aufgeopfert werden und im Interesse der öglichsten Erweiterung der Liebeskreise darf das schon mit einander Verbundene sich nicht noch einmal verbinden, wenn dazu icht besondere Gründe vorhanden sind.

Fassen wir noch speciell den vorliegenden Fall ins Auge.

*) In dem Aufsatz: Ueber die verbotenen Ehen in der Verandtschaft, Jahrg. 1840.

Die Schwester der verstorbenen Frau zu ehelichen ist an sich bedenklich, bedenklicher, wie z. B. die Ehe unter Geschwisterkindern. Daß der Fall an der Gränze liegt, nahe anstreift an das unbedingt Verbotene *), zeigt das Verbot der Ehe mit dem Bruder des verstorbenen Mannes, so wie auf der andern Seite, daß die Ehe mit der Schwester der verstorbenen Frau nicht verboten ist, zeigt, daß die Ehe mit dem Bruder des verstorbenen Mannes erst eben jenseits der Gränze liegt. Das Bedenken gegen die Ehe mit der verstorbenen Frau Schwester ist aber, wie gezeigt wurde, kein absolutes, es kann zurückgedrängt werden, wenn etwa die sterbende Frau eine solche Verbindung als letzten Wunsch ausgesprochen hat, wenn die Sicherheit vorliegt, auf diese Weise für die Kinder eine liebende Mutter zu gewinnen u. s. w. Bedenklich aber muß es jedenfalls erscheinen, wenn, wie in dem vorliegenden Falle, ein Verhältniß bereits sich gebildet hat und ein Verlöbniß, wenn auch kein öffentliches bereits vorliegt, noch seelsorgerlich einzuschreiten. Was die Leute etwa in ihrer Unwissenheit, nicht gegen ein ausdrückliches göttliches Gebot, sondern nur gegen einen leisen und von ihnen überhörten Rath des Wortes Gottes gethan haben, das wird ihnen wohl nicht zugerechnet werden. Wo es schon so weit gekommen ist, da würde das in der Verschwägerung liegende Liebesband doch zerrissen werden, wenn die Sache zurückginge. Die frühere Unbefangenheit könnte kaum wieder zurückkehren. Das Hauptbedenken, welches in der Verbindung der schon Verbundenen liegt, würde also hier nicht zutreffen.

Noch einmal über volksthümlich christliche Kunst.

(Fortsetzung.)

Daß schon jetzt nicht nur mit guten, sondern leider noch weit mehr mit schlechten Bildern gute und große Geschäfte gemacht werden, ist eine notorische Thatsache: und wenn es mit diesen letztern nicht noch viel mehr in's Große geht, so ist lediglich der Umstand daran Schuld, daß die Industriellen, welche gegenwärtig das Geschäft in Händen haben, kein größeres Capital hineinstecken und den ganzen Betrieb nicht in dem Maaße wirksamer organisiren können. Niemand aber, der die Verhältnisse, Zustände und Menschen der großen Industrie kennt, wird behaupten: daraus, daß sich bisher noch keine größere Capitalien in diesen Zweig ergossen, könne man schon schließen, daß dabei kein Vortheil sein würde. Ganz abgesehen von dem, was in

*) Eben deshalb unterliegt das Verfahren von Geistlichen gewichtigen Bedenken, welche es sich zum Geschäfte machen, Brautpaaren aus Ländern, in denen diese Ehen unbedingt verboten sind, zur Trauung zu verhelfen. Man darf um so weniger solchen behülflich seyn in dem Widerstreben gegen die Ordnungen ihrer kirchlichen und ihrer bürgerlichen Obrigkeit, da diese Ordnungen nicht als schlechthin willkürliche betrachtet werden können.

dieser Beziehung von der Industrie im Allgemeinen zu sagen wäre, so ist dies eines der speciellen Geschäfte, wozu nur ein spezieller Beruf, ausnahmsweise und zufällige persönliche und sonstige Umstände zu führen pflegt. Es ist nach menschlicher Weise zu reden, ein bloßer Zufall, ein Uebersehen und Ignoriren ohne alle bestimmte, bewußte Ursache, daß z. B. nicht irgend ein großer Speculant Hunderttausend Thaler daran wendet, um das ganze Bildergeschäft in Neu-Ruppin an sich zu bringen und in zehnfacher Ausdehnung über halb Europa thatsächlich zu monopolisiren. Ob nicht auch hier wie in gar manchen Dingen eine Gnadenfrist christlich-conservativer Impotenz und Apathie zu erkennen, wäre denn auch wohl die Frage! Denn dabei ist die Wahrscheinlichkeit allerdings nur zu überwiegend, daß er bei besserer äußerer Ausstattung in der That noch schlechtere, verderblichere und verwerflichere Bilder unter die Leute bringen wird als bisher schon geschehen. In der Natur der Sache freilich liegt keine solche schlimmste Nothwendigkeit, sondern es könnte auch ein Speculant, der aus irgend einem Grunde und auf irgend einem Wege zur Erkenntniß der guten, der conservativ christlichen Kunst-Bedürfnisse gekommen wäre, das Geschäft in diesem Sinne erweitern und würde ohne Zweifel gerade so gut, wo nicht besser, dabei fahren wie jener.

Daß diese allgemeine Möglichkeit einer Befriedigung des christlichen Künstlerbedürfnisses auf dem Markte des Volkslebens durch die gewöhnliche Speculation nicht hinreicht, um jede Intervention von einer andern Seite überflüssig zu machen, liegt auf der Hand. Die Verwirklichung derselben, zunächst in der Hauptbedingung, in der Persönlichkeit eines großen Industriellen, der auf einen solchen Einfall käme, und das sittliche, intellektuelle und ästhetische Zeug dazu hätte, ihn mit oder gar ohne wirkliches Interesse und innere Wahlverwandtschaft zu dem christlichen Moment der Sache auszuführen, liegt denn doch gar zu sehr im Gebiet leerer Phantasiespiele! Auf einen solchen Phönix der Speculation zu warten, hat die Sache ein für alle mal keine Zeit noch Weile und muß eben deshalb anders angegriffen werden. Mit einem Worte, die Sache hat eben neben, über und hinter der industriellen noch eine geistige und sittliche Seite, und wo das dieser entsprechende Moment fehlt, da fehlt auch der rechte Beruf. Dazu kommen aber noch andere Rücksichten.

Erstlich wäre doch noch immer die Frage: ob ein gutes Geschäft im Sinne und nach dem Maaße der gewöhnlichen industriellen Speculation die Preise so niedrig stellen könnte, als es eben jene sittliche Seite und der darin gegebene Zweck der ganzen Sache, zum Besten auch der ärmsten Consumenten fordern muß. Indessen haben die neuesten oben erwähnten industriellen Unternehmungen auf diesem Gebiet (der Gabersche Crucifixus und die Bürcknerschen Hohenzollern-Portraits) es mindestens zweifelhaft gemacht, ob nicht die Menge und Raschheit des Absatzes gerade der besten Bilder einen so wohlfeilen Preis gestattet, daß in der That nur der höchste Grad gänzlicher

Armuth von diesem Markt ausgeschloßen bleiben würde, w denn eben die bewußte Opferfreudigkeit freien Raum fände.

Aber auch dies zugegeben, ja eben wenn dieser Punk unbedingt in diesem Sinne entschieden würde, so fällt eine an dere Rücksicht um so mehr ins Gewicht, um die Hauptrolle i der Entwickelung des christlichen Volksbilderwesens einem nich eigentlich industriellen Organ zuzuweisen. Zunächst liegt au der Hand, daß eben die bestehenden, oder noch zu erwartende guten Bildergeschäfte sich hinsichtlich der Hauptbedingung eine bedeutenden Erweiterung ihrer Produktion und ihres Absatzes i derselben Lage befinden, wie jene schlechten Bilderfabriken — e fehlt das nöthige Capital! — Soll dies nun nicht wieder vo der gewöhnlichen Spekulation geliefert werden — was eb wieder unter die oben berührten Bedenken fallen würde, s bleibt doch nichts übrig, als daß es aus sittlichen Motiven, au Interesse für die Sache in ihrem sittlichen religiösen Zwe geschehen müßte. Also so wie so: Anwendung bedeutende Geldmittel um Gottes Willen!

Wäre dies aber im Princip einmal zugegeben und ständ die Voraussetzung einer industriell vortheilhaften Verwendun fest, so wäre doch billiger Weise die Frage: ob nicht eben i Interesse der Sache die Vermittlung der eigentlichen Industri mehr oder weniger umgangen und unmittelbare Beziehunge zwischen jenem um Gotteswillen produktiven Kapital und de präsumtiven Consumenten hergestellt werden könnten und sollten Diese Frage müssen wir nun unbedingt bejahen. Wir sehe (wie wir dies gleich weiter ausführen werden) in der richtige Auffassung und Ausführung der darin liegenden Aufgabe nich nur das entscheidende Moment für die möglichst gesunde, kräftig und umfassende Entwicklung des volksthümlichen Bilderwerks sondern auch die Verwirklichung anderer, sehr erheblicher Vor theile für die ganze Sache der innern Mission.*) — Inde wir aber dem Capital im Dienste dieser Sache eine andere A der Verwendung anweisen, sind wir doch weit entfernt zu läugne daß nicht auch die Stärkung des Betriebskapitals vorhanden Organe der gewöhnlichen Kunstindustrie von jener Seite zu sel wünschenswerther und ersprießlicher Förderung der Sache diene könnte. Sofern dieselben einen eminenten Beruf und eine wir liche geistige Wahlverwandtschaft bewährt haben, ließe sich g wohl eine für alle betheiligten und für die Sache selbst erspriel liche Stellung solcher Kunsthandlungen in und zu einer solche unmittelbar als freie christliche Vereinssache betriebene Industr denken.

In der Voraussetzung, daß außerhalb des gewöhnliche industriellen Verkehrs und im Dienst der innern Mission bede tende Geldmittel zur Ausdehnung der Produktion und Consu

---

*) Man muthe uns nicht zu, uns gegen alle möglichen Mißde tungen und Mißverständnisse oder Nichtverständnisse, auch dieser su jektiven Thätigkeit zu verwahren, sondern gestatte uns den Ausdru zu nehmen und zu brauchen, wie wir ihn finden.

tion auf dem Gebiet des christlichen Bilderwesens (von andern Zweigen der Kunst sehen wir vorläufig ab) verwendet werden könnten, liegt natürlich sogleich die weitere Voraussetzung, daß sich irgend ein dieser Aufgabe entsprechendes Organ eben aus der innern Mission gestalten werde. Die unerläßlichen Eigenschaften eines solchen Organs werden nächst der allgemeinen geistlichen und sittlichen Qualifikation zur innern Mission in genügender allgemeiner Geschäftstüchtigkeit und einem christlich gesunden ästhetischen Urtheil und Geschmack zu suchen seyn. Wird aber dieser Hauptbedingung einigermaßen genügt, so liegt auf der Hand, daß die Erreichung des Hauptzwecks, um den es sich handelt, die möglichst weite Verbreitung wirklich erbaulicher oder sonst sittlich und geistig ersprießlicher Bilder, mehr und bessere Bürgschaften finden würde, als es bei einer eigentlichen Kunsthandlung — auch unter den besten Voraussetzungen hinsichtlich der persönlichen Gesinnung — billiger- und verständigerweise zu erwarten wäre. Hier werden mit Recht und in allen Ehren die industriellen Rücksichten immer überwiegen. Diese aber werden keineswegs in jedem Fall und zu allen Zeiten unbedingt mit den positiven religiösen und sittlichen Interessen der innern Mission zusammenfallen, während dort bei einem aus dieser selbst hervorgegangenen Organ natürlich alle fremdartigen Rücksichten wegfallen — wozu wir natürlich die Forderungen der Kunst nicht rechnen, die sie auch als christliche festhalten muß! Dies wird aber nicht nur auf die Auswahl der Gegenstände, die Ausführung u. s. w. sehr großen Einfluß haben, sondern auch auf die Verbreitung der Bilder, insofern dieselbe durch den Preis mit bedingt wird. Denn während jede Kunsthandlung als moralische Person in der industriellen Welt streben wird, den gewöhnlichen industriellen Gewinn aus ihrem Betriebskapital zu ziehen, kann und darf ein solches Unternehmen — dessen Zweck zunächst und hauptsächlich ein sittlicher ist, wozu die Industrie nur als Mittel dient — sich mit geringerem Gewinn begnügen. Es kann und darf eben deshalb niedrigere Preise stellen und damit sein Produkt einem weitern Kreise von Consumenten zugänglich machen und das schlechte Bilderwesen wirksamer und vollständiger verdrängen.

„Warum aber überhaupt Gewinn erstreben?" — Schon aus dem sehr einfachen Grunde*), daß — bei immer noch sehr niedrigen Preisen — durch die Menge und Schnelligkeit des Absatzes eine, nach Verhältniß des Betriebskapitals immerhin sehr bedeutende Einnahmequelle zur Verwendung im Dienst der innern Mission eröffnet werden könnte. Es ist aber durchaus kein vernünftiger Grund vorhanden, weshalb diese auf eine solche Vermehrung ihrer nirgends zureichenden Mittel verzichten und entweder diese Einnahme der gewöhnlichen Industrie oder der beliebig anderweitigen Verwendung in den Händen ihrer Kunden überlassen sollte. Diese werden größtentheils den in jener Voraussetzung zu stellenden Preis gar wohl zahlen können und würden in den meisten Fällen den Betrag nicht besser sondern schlechter verwenden. Dem Bedürfniß der wirklich zahlungsunfähigen Armuth durch geschenkte Bilder abzuhelfen, wird dann, wie alles Allmosen, theils Sache christlicher Mildthätigkeit der Wohlhabenden seyn, theils wird sich auch dafür ein gewißer Betrag geschäftlich verzeichnen und auf die Masse der zu verkaufenden Bilder schlagen lassen. —

Daß einem solchen Betrieb des christlichen Bilderwesens im Großen keine in der Natur der Dinge liegenden erheblichen Schwierigkeit, Hindernisse oder gar Unmöglichkeiten entgegenstehn, wird sich schon ergeben, wenn man nur einmal versucht, die vagen Bedenken, die sich sogleich gegen jeden neuen Weg erheben, deutlich zu formuliren und zu begründen. Es ist durchaus kein Grund vorhanden, weshalb ein Geschäft mit guten Bildern mit genügendem Capital, in zweckmäßiger Weise im Großen betrieben, nicht eben so gut gedeihen sollte, als unter denselben Umständen ein Geschäft mit schlechten Bildern. Daß schlechte Bilder an sich und unbedingt lieber und mehr gekauft werden als gute, (nicht etwa blos erbauliche) ist ganz einfach nicht wahr. — Es kommt eben nur darauf an. daß man bei den guten Bildern nichts von dem versäumt, was — ganz unbeschadet höherer Anforderungen der Güte, d, h. des erbaulichen oder sonst guten Eindrucks — die Käufer anziehen kann. Wenn nun aber die Umstände selbst für das gute Geschäft günstiger stehn, als für das schlechte — wenn es über ein größeres Capital, über einen ausgedehnteren, weniger kostbaren, wirksamern Vertriebsmechanismus disponiren und eben deshalb seine Preise niedriger stellen kann — wenn es theils schon dadurch, theils durch anderweitige Einwirkungen darauf rechnen kann, die Nachfrage nach seinen Produkten in immer weitern Kreisen zu wecken — wenn diesen Bedingungen genügt werden kann, so wird das gute Bilderwesen, nach allen Gesetzen und Erfahrungen der industriellen Welt, bessere Geschäfte machen, als das solcher Vortheile in geringerem Maaße theilhafte concurrirende schlechte Bilderwesen, sey es im Einzelnen oder im Großen und Ganzen. Dieses wird die Concurrenz nicht lange aushalten und jenes wird über kurz oder lang den größten Theil seiner Kundschaft erwerben und den Markt beherrschen. Bis dahin aber wäre schon das Gedeihen des schlechten Bilderwesens bei hohen Preisen — denn man darf nicht vergessen, daß z. B. die Neu-Ruppiner Preise übertrieben hoch sind — ein vollgültiger Beweis dafür, daß ein gutes Bildergeschäft mit

*) Es giebt noch manche Gründe, die wir hier übergehen — z. B. den sehr wichtigen, daß es ein sittlicher Verderb ist, Leuten die Sachen zu schenken, die sie zahlen können, oder weniger dafür zu fordern, als sie bequem zahlen könnten und würden.

niedrigeren Preisen ebenfalls und noch besser gedeihen würde; zu geschweigen, daß es auch in der gewöhnlichen Kunstindustrie nicht an Beispielen des Erfolgs auf Seiten des guten Bilderwesens fehlt. Aber auch für die außergewöhnliche Betriebsart, der wir wenigstens im Wesentlichen (wenn auch in Verbindung mit gewöhnlichen Kunsthandlungen) das gute Bilderwesen zuweisen möchten, fehlt es nicht an Erfahrungen, die, wenn auch in sehr kleinem Zuschnitt, doch nach allen Umständen dieselbe Beweiskraft für die Richtigkeit des Grundsatzes und die Voraussetzung bedeutender Erfolge haben, als wenn die Versuche im größten Maaßstab Statt gefunden hätten. Im Gegentheil würden die Bedingungen und Wahrscheinlichkeiten des Erfolges mit der Ausdehnung der Operation nur zunehmen.*) Von sehr bedeutender Wirksamkeit könnte aber auch schon ein gewisser mittlerer Zuschnitt solcher Geschäfte bei öfterer Wiederholung und ohne eigentlich bleibende industrielle Anlage und Organisation seyn, als gelegentliche episodische Verwendung christlich-conservativen Capitals. Wie dem auch sey, gegen die obige Schlußfolge im Allgemeinen wird gewiß Niemand im Ernst etwas einwenden. Das „wenn" der Voraussetzung zugegeben, wird gegen das angenehme „so" der Folgerung kein erhebliches Bedenken Raum finden. Dagegen fehlt es freilich nicht an dem sprüchwörtlich leidigen „aber" als Begleiter des „wenn", und wir werden auch auf diese Schattenseite ausführlicher eingehn müssen. Zunächst jedoch müssen wir, da bisher immer nur insbesondere von dem eigentlichen Bilderwesen die Rede war, auch einen Blick auf das werfen, was auf anderen Gebieten der Kunst zur Förderung christlich-conservativen Volkslebens geschehen könnte „wenn" u. s. w.! —

Bei dem Zweige der Kunst, der vielleicht der wichtigste ist bei der Musik, gehen wie billig in bescheidener Verehrung still schweigend vorbei, da wir darüber keine sachkundige Stimme haben.*) Nur können wir auch hier nicht umhin, auf's dringendste zu kräftigerer Unterstützung der Liedertafeln und Singvereine und zumal der Gesellen- und Jünglingsvereine von Seiten der christlich-conservativen Welt aufzufordern, welche sich im Allgemeinen auch um diese wahrhaft volksthümlichen Anstalten gar nicht kümmert, dagegen mit Klagen und Tadel nicht sparsam ist, wenn namentlich z. B. das Liedertafelwesen in andern Händen andere Früchte trägt. Diese Vereine könnten die wirksamsten Organe einer gesunden Volksbildung nach allen Seiten und besonders nach der Kunst hin werden.

Was dagegen die Sculptur betrifft, so muß darauf um so mehr Gewicht gelegt werden, je weniger sie bisher in ihrer volksthümlichen Wirksamkeit beachtet worden und je bedeutender dieselbe doch werden könnte. Auf eine allgemeine Erörterung des Wesens und der eigenthümlichen Bedeutung dieses Kunstzweiges im Verhältniß zu andern, können wir hier nicht eingehen und wollen als Zeugniß für dessen große praktische Wirksamkeit im Volksleben nur auf die Alten und auf die römisch-katholische Welt hinweisen. — Wer z. B. auf die Wirkung geachtet, welche die Crucifixe und Passionsstationen der letztern oft bei dem niedrigsten Kunstwerth macht, für den bedarf es hier keiner weitern Ausführung. Wieweit solche oder ähnliche Gegenstände sich zu öffentlichen Denkmälern auch in der evangelischen Welt eignen würden, wenn wahrhaft evangelisches Leben und Freiheit je zu voller Geltung und Entwicklung kommen sollten, lassen wir hier ebenfalls auf sich beruhen. Jedenfalls aber beherrscht die unter Umständen mehr oder weniger zu entschuldigende oder berechtigte puritanische Perhorrescenz solche Dinge noch nicht das Privatleben, die Privatwohnung und es ist hier die Frage noch offen: warum keine oder so unendlich wenige erbauliche Werke der Bildhauerkunst in und an unsern oder gar in und an den Wohnungen des Volks? Aber auch hier handelt es sich nicht blos um unbedingt und unmittelbar Erbauliches, sondern dieselbe Frage muß auf gute Bildwerke aller Art — d. h. auf plastische Darstellungen aller solche

*) Wir haben auf diese Experimente und Erfahrungen schon früher hingewiesen und eine neue Erwähnung würde ohne Zweifel kein anderes Resultat haben, als alle früheren. Es genügt daher, hier zu bemerken, daß wenn von den hunderten von Personen, die mit christlich-conservativen Prätensionen vollkommen hinreichende Mittel besitzen, um 100—200 Thlr. auf 1—2 Jahre unverzinslich hinzulegen, sich nur zehn entschließen könnten, jenes Experiment nachzumachen, in dieser Zeit 300000 gute Bilder unter das Volk gebracht werden könnten, ohne daß es Jemanden einen Heller kosten würde, außer eben die Jahreszinsen, und auch diese und ein kleiner Gewinn ad pia opera würde sehr leicht herauszuschlagen seyn bei etwas zweckmäßigerer Einrichtung, etwas mehr Förderung und etwas höherem Preise, als bei jenen Versuchen statt hatten. Jedenfalls aber würde in zehn Holzstöcken ein werthvoller Besitz als Ueberschuß bleiben, der nach Belieben zu weiterer Produktion verwendet werden könnte. Daß es bisher von hunderten christlich-conservativer Notabilitäten, die Kenntniß von jenen Erfahrungen erhalten, auch nicht einem einzigen eingefallen ist, dem Beispiel zu folgen, obgleich wir uns jederzeit erboten, alle Mühe zu übernehmen, ist gewiß charakteristisch genug zur christlich-conservativen Signatur. Sollte sich nachträglich noch eine Wirkung zeigen, so möge hier noch erwähnt werden, daß es sich gegenwärtig um ein neues Geschäft der Art handelt — nämlich um Herstellung von 6 großen Holzschnitten mit großen Figuren in der Behandlung des oben erwähnten Crucifixus, in einfachen Gruppen Momente aus der Geburts- und Leidensgeschichte darstellend, zur Ausschmückung besonders von Krankensälen, so daß sie von jedem Bett aus gesehen werden könnten, aber auch für Betsäle, Conferenzzimmer u. s. w. — und zwar evangelisch so gut als römisch-katholisch. Das Betriebscapital von etwa 3000 Thlrn. würde in zwei Jahren herauskommen und ein reiner Gewinn ad pia opera von 4 bis 5000 Thlrn.

*) Ohren und ein wenig Ehrbarkeit und Menschenverstand reichen aber hin, um gegen die Gräuel des Leierkasten- und Bänkelsängerwesens zu protestiren; und mit dem Currendewesen steht es meist nicht viel besser in seiner Art. Auch hier aber gilt es nicht bloß negative Maßregeln, sondern Reform, Regeneration zum Dienst christlich-conservativer Reaktion.

(überhaupt für dieses Darstellungsmittel geeigneter) Gegenstände ausgedehnt werden, welche an sich gesunde christliche und volksthümliche Bildung zu fördern geeignet seyn mögen; also namentlich auf Bildnisse der würdigsten Fürsten, Staatsmänner, der Helden des geistlichen und leiblichen Schwerdtes, der Kunst, der Wissenschaft, des Gewerbes. Daß überhaupt ein großer und was das häusliche Leben des Volks betrifft, ein fast gänzlicher Mangel an Kunstbesitz oder Kunsteindrücken der Art Statt findet, wird Jedermann zugeben. Oeffentliche Denkmäler mit Einschluß der Kirchen wollen wir hier nicht weiter erwähnen. Abgesehen aber von dem unverkennbaren Fortschritt zum Bessern auf geistlichem Gebiet, würde schon allein die Kritik dessen — was wir haben — die Klagen über den fast unbedingten Mangel an jeder Spur christlicher Bildung bei den meisten auch neuesten öffentlichen Bildwerken der Art, die Nachweisung dessen was Noth thäte und Raum fände u. s. w., uns viel zu weit führen. Doch können wir nicht umhin, die Thatsache mit Freuden zu begrüßen, daß der Berliner Verein für christliche Kunst sich, wie es scheint, mit besonderem Eifer nach dieser Seite zu wenden beabsichtigt. Auch die Auswahl eines öffentlichen Brunnens für seine erste praktische Thätigkeit, kann nur gebilligt werden; wenn auch das, was bisher über die beabsichtigte Ausführung verlautet hat, mancherlei Bedenken anregen könnte. *)

Wenden wir uns aber wieder zu der Anwendung der Sculptur, welche dem Volksleben unmittelbar und in seiner Intimität zu Gute kommen würde, so wird ohne Zweifel auf die Frage: „warum eine so gänzliche Kahlheit an Sculpturwerken in unsern Häusern, Schulen u. s. w.?“ die Hinweisung auf die Kosten zur Antwort dienen, welche dann bewußt oder unbewußt die spärliche Produktion in sich begreift. Diese selbst aber kann nur gerechtfertigt oder erklärt werden durch Mangel an künstlerischen Produktionskräften und die Kostbarkeit des Materials, also wieder Mangel an Capital. Was nun den ersten Punkt betrifft, so läßt sich nicht läugnen, daß die Sculptur noch lange keine so bedeutenden Fortschritte im christlichen Sinn gemacht hat, als die zeichnenden und malenden Künste. Allein auch hier würde die rechte Arbeit die rechten Arbeiter erzeugen und ausbilden. Außerdem sind wir auch hier nicht auf die lebenden Künstler beschränkt und man braucht z. B. nur im Berliner Museum sich in den Sälen der Sculptur und der Gipsabgüsse aus dem 14ten, 15ten, 16ten und 17ten Jahrhundert zu orientiren, um eine reiche Auswahl von Kunstwerken zu finden, die sich vollkommen zu unserem Zweck eignen würden — genügen jedenfalls, um in geeigneter Weise vervielfältigt

*) Die einzige erhebliche Einwendung, die wir zu machen haben, bezieht sich auf den Mißbrauch der Evangelistenköpfe zu den Brunnenröhren. Hier scheinen uns die gewichtigsten Bedenken so auf der Hand zu liegen, daß wir gar nicht daran zweifeln, es werde bei dem bloßen Einfall bleiben.

hunderttausende von kahlen Wänden einen christlichen oder doch sonst guten Kunstschmuck zu geben. Was aber die Kosten des Materials betrifft, so versteht sich wohl ganz von selbst, daß wir hier ganz vorzüglich eben die Vervielfältigung in dem möglichst wohlfeilen Material im Auge haben — wobei jedoch die Dauerhaftigkeit begreiflich mit in Anschlag zu bringen. Endlich aber darf man nicht vergessen, daß es sich hier gar nicht ausschließlich um eigentliche Kunstwerke handelt, sondern daß gerade die Sculptur im weitesten Sinne es ist, welcher jene Ausschmückung des Hausgeräths zufällt, deren Wichtigkeit — wenn sie das Schöne und Erbauliche, das Sinnige und Ergötzliche mit dem Zweckmäßigen und Dauerhaften zu verbinden weiß, gar nicht hoch genug angeschlagen werden kann. Dies Gebiet ist aber doppelt wichtig durch die Rückwirkung auf die Producenten, indem gerade hier Kunst und Handwerk sich berühren. Auch die Malerei hat hier ein weites Feld, z. B. in bildlichen Darstellungen und sinnigen Sprüchen auf Schüsseln und Kacheln, Kachelöfen u. s. w. *)

Dies Alles zugegeben, wenden wir auf die volksthümliche Verbreitung solcher Kunstwerke ohne Bedenken (mutatis mutandis!) dieselben Grundsätze an, die wir hinsichtlich der Bilder ausgesprochen, mit dem Unterschied jedoch, daß immerhin Abgüsse in Gyps oder Thon oder Zink oder Eisen nicht so wohlfeil geliefert werden können als Holzschnitte u. s. w. Dagegen ist auch das Bedürfniß viel geringer und wer 25 Bilder in 5 Jahren kauft, der wird kaum 5 Abgüsse in 25 Jahren unterzubringen wissen, also auch nicht kaufen. Ueberdies gestehen wir, daß, obgleich wir in allen diesen Dingen im Wesentlichen nur das im Auge haben, was durch freie Privatthätigkeit und Mittel erlangt werden kann, wir doch hier nicht umhin können, zu fragen: ob nicht der Staat, die Gemeinen, Patrone u. s. w., wenn sie selbst erst anfangen werden ihren Beruf als Pfleger christlich-volksthümlicher Kunst zu erkennen und zu üben — wenn sie z. B. für Kirchen und Schulen auch an solchen Schmuck und Apparat denken werden — ob dann nicht bei der Produktion auf öffentliche Kosten und in öffentlichen Anstalten für die Befriedigung des volksthümlichen Bedürfnisses auch in weiterem Kreise durch gesteigerte Produktion und niedrige, die Produktionskosten allenfalls deckende Preise mit gesorgt werden könnte? —

Haben wir es aber hier mit der Verwendung der Kunst in ihren einzelnen Zweigen zum Schmucke der Wände u. s. w. zu thun, so fragen wir mit Recht: hat denn die Herrin der Gesammtheit aller Künste, die edle Baukunst auf diesem Gebiet und in diesem Sinne gar keinen Beruf? Wir lassen hier die kirchlichen, überhaupt die großen, öffentlichen Bauwerke, auch die Paläste der Fürsten, die Hotels der Großen und Reichen, die

*) Wir erinnern hier an die liebliche Ausführung eines hier einschlagenden glücklichen Gedankens durch die im Gaber'schen Verlag 1856 erschienenen Wockenblätter, deren Ertrag einer frommen Stiftung (dem Altenstübchen in Ilsenburg) gewidmet ist.

Schlösser und Schlößchen, Villas u. s. w., der Aristokratie u. s. w. aus dem Spiel; obgleich man auch hier nur zu oft Gelegenheit hat zu fragen: ob für Christen oder Heiden gebaut worden? — Auch der begüterte Mittelstand mag für sich selbst sorgen und reden! — Soweit hier erstlich Christenthum, zweitens christliches Kunstbedürfniß vorhanden ist, fehlen die Mittel der Befriedigung nicht. Auch die Unarten oder sonstigen Eigenschaften oder Mängel der Baukünstler würden dem bewußten Bedürfniß und Wunsch der Kunden allmälig weichen und die Rückwirkung auf die Bildung der Schulen, der Kunst und der Handwerke würde auch nicht ausbleiben — besonders wenn der Staat in seinen Bauten voranginge! Was wir unter christlicher Baukunst, auch abgesehen von kirchlichen Gebäuden, auf dem weiten und unendlich wichtigen Gebiet der menschlichen Wohnung verstehen, darauf können wir hier nicht weiter eingehen. In mancher Beziehung würde schon eine Hinweisung auf das treffliche, inhaltsreiche Buch von Riehl: „die Familie" genügen. Diese Bescheidung ist hier um so mehr gerechtfertigt, da bei den Wohnungen des Volks im engern Sinn der christliche Geist der Baukunst sich allerdings ebenfalls zum Theil in dem eigentlichen Baustyl, aber noch viel mehr theils in liebevoller Rücksicht auf die ökonomischen und besonders auf die sittlichen Bedürfnisse des häuslichen und Familienlebens, theils in der Ornamentik erweisen kann. Letztere wird allerdings mehr oder weniger zu dem Styl ein richtiges Verhältniß suchen, namentlich wo die Vereinigung vieler Wohnungen unter einem Dach als nothwendiges Uebel unvermeidlich ist und also größere architektonische Massen möglich und erforderlich werden. Wie sehr aber — ganz abgesehen von der absoluten Unkunst, welche leider massenhaft vorherrscht — auch das kleinste Häuschen Raum und Gelegenheit giebt zur Anwendung entweder guter oder schlechter Kunst, davon kann sich Jeder leicht einerseits an neun Zehnteln aller wirklich vorhandenen Volkswohnungen, andererseits an einzelnen Ausnahmen z. B. im Deutschen Hochgebirge oder unter den englischen cottages überzeugen. Ohne aber weiter zu untersuchen, was an dem guten und zweckmäßigen Cottagestyl als specifisch christlich gelten kann, erlauben wir uns auch hier Alles, was wirklich gut und schön ist, der christlichen Bildung zu vindiciren. Ganz abgesehen aber von dem eigentlichen Styl wird, wer überhaupt Sinn für dergleichen hat, leicht selbst ermessen, wie viel nicht nur überhaupt gutes, sondern auch specifisch christliches sich in der Ornamentik der kleinsten Hütte anbringen läßt — wäre es auch nur durch eine passende und halbwegs kalligraphische Inschrift über der Thür! Wie weit dabei das bescheidene Material und die Kosten zu berücksichtigen — darüber wird eben die christliche Baukunst die ernsteste Erwägung eben so wenig sparen, als bei dem Bau eines Marmorpallastes. Uebrigens liegt auf der Hand, wie flüssig hier die Gränzen zwischen Architektur und Sculptur, Kunst und Handwerk immer bleiben werden.

Auf welchem Wege, durch welche Mittel kann auf diesem Gebiete eine erfolgreiche Reaktion christlicher Kunst gegen die gänzliche und nur zu oft mehr als heidnische — ja fast viehische Rohheit*) durchgeführt werden, die hier fast unbedingt vorherrscht? Die Antwort auf diese Frage, soweit die Lösung der Aufgabe nicht Sache der öffentlichen Gewalten ist, läßt sich für die unendliche Mehrzahl der Fälle zusammenfassen in einer Hinweisung auf diejenigen Vereine, welche bei uns unter dem Namen der Baugesellschaften, anderwärts unter andern Bezeichnungen sich die Reform des Wohnungswesens, besonders der untern Classen, zur Aufgabe gemacht haben, ohne daß übrigens die Ausdehnung ihrer Thätigkeit auch auf höhere Schichten des Volkslebens an sich irgend welche Schwierigkeiten haben könnte.**) Auch versteht sich von selbst, daß damit der individuellen Thätigkeit Einzelner, namentlich wo, wie bei großen Arbeitsgebern, ein unmittelbarer besonderer Beruf einer größeren Anzahl von Familien gegenüber vorliegt, nicht der geringste Eintrag geschehen soll. Wie aber die Wirksamkeit solcher Vereine, bei weiterer Entwickelung, in dieser ganzen Seite des Volkslebens eine umfassende und durchgreifende Reform herbeizuführen geeignet wäre, wird jeder begreifen, der sich irgend ernstlich um die Dinge bekümmert hat. Welches die Folgen der gegenwärtig auch nach dieser Seite fast unbedingt herrschenden Barbarei sind, sehen wir in der ganzen gegenwärtigen Lebenshaltung des Volks: welche Wirkungen eine auch nur menschliche, geschweige denn eine christliche Reform, wär's auch nur in ästhetischer Beziehung, haben könnte, davon kann man sich fast immer überzeugen, wo eine der seltenen Ausnahmen sich findet, wodurch beim Volk in seiner häuslichen Umgebung irgend ein Strahl des Schönen zu seinem Gemüth und seiner Phantasie durchzudringen vermag. Daß jene Reformbewegung in der Wohnungssache bisher überhaupt kaum mikroskopische Resultate auf der weiten Oberfläche des Volkslebens aufweisen kann, ist bei dem allgemeinen Stumpfsinn gegen alle wahrhaft gemeinnützigen und nicht in das Gebiet der industriellen Speculation fallenden Unternehmungen nicht zu verwundern. Ob sie aber wirklich im Sinne christlicher Kunst und Sitte und Bildung und als zeitgemäße Wiedererweckung und Ausdehnung der alten Brüderschaften, der Bauhütten ꝛc. durchgeführt werde, das hängt — wie in so vielen Dingen — lediglich davon ab, wieweit sich christliche Kräfte bei der Sache betheiligen.

(Fortsetzung folgt.)

---

*) In England ist es neuerdings von den ersten Notabilitäten der grundbesitzenden Aristokratie offen ausgesprochen worden, daß die Mehrzahl ihrer Tagelöhner u. s. w. schlechter wohnen, als ihre Hunde. Abgesehen von dem tertium comparationis ist es bei uns manchen Orten zu Stadt und Land nicht besser.

**) Vor einigen Jahren wurde von dem hochverdienten Gründer der Berliner gem. Baugesellschaft (Landbaumeister W. Hoffmann) unter unserer Mitwirkung die Gründung eines Preußischen Musterbau-Vereins betrieben, dessen Zweck die Uebernahme und Ausführung von sittlich und geistig gemeinnützigen Gebäuden aller Art (Schulen, Rettungshäuser, Hospitäler, Kirchen u. s. w.), mit Einschluß von Volkswohnungen in der besten, zweckmäßigsten, schönsten und wohlfeilsten Weise war. Der christliche Charakter war allerdings nicht ausgesprochen; aber die Hauptunternehmer waren darüber im Wesentlichen einverstanden. Der Hauptvertreter der Technik und Kunst dabei war überdies grade der rechte Mann, hier ein weites Feld zur Entwicklung christlicher Architektur zu finden und zu schaffen. Die ganze Sache kümmerte aber von vorne herein unter der absoluten Theilnahmslosigkeit des christlich-conservativen Berlins und blieb nachher auf der Sandbank des grünen Tisches fest sitzen.

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz. Druck von Trowitzsch und Sohn.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1857. Mittwoch den 1. April. № 26.

Noch einmal über volksthümlich christliche Kunst.

(Fortsetzung.)

Die unermeßliche positive und negative Bedeutung der Wohnung für das menschliche Leben — bei dem notorisch in den schlimmsten Momenten des ökonomischen, leiblichen und sittlichen Verderbens des Volkslebens überwiegenden wirksamen Einfluß der gegenwärtigen Wohnungsverhältnisse, steht fest. Eben deshalb aber gehört die hartnäckige Verstockung, die (mit unendlich wenig Ausnahmen) bisher allen Anregungen unzugängliche Theilnahmlosigkeit der vermeintlich christlichen und conservativen Welt zu den schwersten und unverantwortlichsten, aber allerdings nur zu begreiflichen Sünden, die sie sich bei der gegenwärtigen Lage der Dinge in der Welt und allen Zeichen der Zeit gegenüber zu Schulden kommen lassen konnte. Und das um so mehr, da, wie es scheint, einestheils die industrielle Spekulation, anderntheils ein gewisser (übrigens sehr respektabler) Philanthropismus sich auf diesem Gebiet auszubreiten beabsichtigt. *)

Nach allem bisher Gesagten können wir zuversichtlich den Schluß ziehen: zur Aufnahme der Eindrücke christlicher und überhaupt gesunder würdiger Kunst sind unzählige Organe, Poren, Augen und Ohren des Volkslebens bereit; aber sie werden vernachlässigt, verschüttet, vergiftet, gemißbraucht, verzerrt und entweder blind und taub oder zum Schalk. Die Verantwortlichkeit aber trägt in dem Maaße jedes andere Glied, wie ihm Beruf und Mittel zur Hülfe verliehen.

Was die nächsten Bedingungen der Verwirklichung der erfreulichsten Möglichkeiten einer siegreichen christlich-conservativen Reaktion auf allen bisher berührten Seiten christlicher Kunst betrifft, so sind sie — wir wiederholen es — wesentlich dieselben, wie bei der eigentlichen Bildersache, zu der wir nun wieder specieller zurückkehren: Capital, eine tüchtige Leitung und ein umfassender Vertriebsmechanismus! Die künstlerischen Produktionskräfte und wirkliches Bedürfniß und Verlangen zahlungsfähiger Consumenten sind überall reichlich vorhanden und würden in und durch die Operation selbst nach Bedürfniß verstärkt und vermehrt werden. *) Was nun den ersten Punkt betrifft, so werden wir darauf zurückkommen und weisen hier nur auf den notorisch bedeutenden Antheil, den die christlich-conservative Aristokratie (der Geburt, des Standes, Amtes und Besitzes) an den Geldkräften des Landes hat. Hinsichtlich des zweiten Punktes wird sich die Welt gewiß nicht das klägliche testimonium paupertatis stellen, daß sie nicht ein Paar (möglich wenige!) christliche, ästhetisch gebildete, geschäftskundige und sonst praktisch tüchtige Männer aufbieten könne, die solche Dinge in die Hand zu nehmen berufen wären. Wir brauchen hier nur an bestehende Vereine für christliche Kunst zu erinnern; und wenn deren Wirksamkeit (z. B. in Berlin) bisher allerdings den Erwartungen, die sich an einzelne Namen knüpfen, nicht ganz entsprechen, so hat das ohne Zweifel andere Gründe!

Was den dritten Punkt betrifft, so bieten theils die auf dem Gebiet der innern Mission im weitesten Sinne schon bestehenden Vereine, theils die noch nicht in dieser Weise organisirten wahlverwandten Elemente die Möglichkeit eines Vertriebsmechanismus, wie ihn die gewöhnliche Industrie nur mit sehr viel größeren Kosten herstellen kann. Auch hier freilich muß die rechte Gesinnung und Einsicht vorausgesetzt werden — nach Art und Maaß der Ansprüche, welche jeder auf seinen Antheil an Ehre und Schmach des christlichen Namens haben und machen mag! Die Einrichtung eines vollständigen Netzes von Agenturen mit entsprecher Colportage u. s. w. über das ganze Evangelische Deutschland hätte in der Sache selber durchaus keine große Schwierigkeit — namentlich wenn die Diener der Kirche und Schule in geeigneter Weise auch mit amtlicher Verpflichtung

---

*) Ueber den Zusammenhang der Wohnungsreform mit einem wahrhaft ersprießlichen Genossenschaftswesen verweisen wir auf die Artikel: Arbeitende Klassen und Association in dem neuen Münchener Staatswörterbuch. Hier wollen wir nur noch andeuten daß auf jenem Gebiet in Verbindung mit den Gesellen- und Jünglingsvereinen auch eine Wiedergeburt christlich-volksthümlicher Feste vielleicht allein möglich ist.

*) Was die Baukunst betrifft, so ist allerdings die Zahl derjenigen Künstler, die nächst andern unerläßlichen Eigenschaften auch die specifisch-christliche Qualifikation in genügendem Maaße aufweisen, sehr klein. Namentlich würde die unendliche Mehrzahl uns ohne Zweifel eben so wenig irgend verstehen, wie ihre bisherigen Gönner und Kunden, wenn wir ihnen ein: „pectus facit architectum“, zurufen möchten, womit wir denn auch das ernste, treue Studium der wirklichen Bedürfnisse des Volks in seinen Wohnungen begreifen. Warum aber die Bildungsanstalten eines christlichen Staats nicht auch hier viel mehr thun könnten, als bisher, sehen wir nicht.

oder doch Empfehlung und Zulassung von Seiten ihrer Vorgesetzten sich allgemeiner und gleichsam als regelmäßige Knotenpunkte solchen Netzes dabei zu betheiligen willig und geeignet wären. Aber auch abgesehen davon, würde es nur darauf ankommen, diese allgemeinere und zweckmäßigere Organisation der schon vorhandenen vereinzelten Rudimente und Elemente der Art auf Grundlage sorgfältig ermittelter statistischer und geographischer Data, in einer besondern Conferenz zu betreiben, oder auf die Tagesordnung eines Kirchentages zu bringen. — Vorausgesetzt muß dabei freilich werden, daß wenigstens dieser Gegenstand etwas mehr praktisch und etwas weniger gemüthlich und rhetorisch betrieben würde, als es nun einmal die ganze Haltung dieser Versammlungen mit sich zu bringen scheint — ob zum Vortheil der Sache bei andern Gegenständen, lassen wir dahin gestellt! — Die geeignete Benutzung der Presse, namentlich auch der Localpresse, versteht sich bei allen solchen Dingen von selbst. Dieser dritte Punkt begreift eigentlich schon einen vierten, den wir eben deshalb oben nicht ausdrücklich hervorgehoben haben. — Wir meinen jene außerordentliche Steigerung und Ausdehnung des Absatzes, welche als Folge einer Steigerung des Bedürfnisses, des Begehrens, der Nachfrage, durch sittliche und geistige Einwirkungen eintreten muß. Daß aber eine solche gar nicht ausbleiben könnte, wenn die christlich-conservative Welt die Mittel und Organe des Einflusses, den sie überhaupt, zumal aber auf das Volk, ausübt, nachhaltig in diesem Sinne und im Dienste dieser Sache ausübte, ist keinen Augenblick zweifelhaft.

Dieser Reihe an sich und theoretisch sehr plausibler Voraussetzungen und unangreifbarer Folgerungen steht nun aber leider eine einfache Thatsache für's erste so unbedingt entgegen, daß wir kein Wort über die ganze Sache verlieren möchten, wenn wir nicht die allgemeine Regel und Erfahrung festhalten müßten, daß sittliche und geistige Hindernisse einer guten Sache auf die Länge den geeigneten sittlichen und geistigen Einwirkungen nicht zu widerstehen pflegen. Jene leidige und Niemanden schmerzlicher als uns selbst bewußte Thatsache, die wir bei dieser und andern Gelegenheiten mit dürren Worten und ohne alle Rücksicht auf die allgemein verbreiteten und von allen Seiten genährten angenehmen Selbsttäuschungen auszusprechen uns im Gewissen gebunden finden, ist diese: unter je hundert in ihrem Privatleben und Amte höchst respektablen Leuten, die mehr oder weniger zuversichtlich mit conservativen Losungen, Farben und Ansprüchen auftreten, ist kaum einer zu rechnen, dem es auch nur im Traume einfiele, daß er an dieser oder irgend einer öffentlichen Angelegenheit und Unternehmung der Art sich irgendwie mit dem geringsten freien Opfer an Zeit, Mühe, Nachdenken oder gar Geld betheiligen könnte oder sollte. — Und leider steht es bei der Mehrzahl in den Kreisen, die nicht bloß als conservativ, sondern auch als specifisch christlich gelten wollen, nicht viel besser.

(Schluß folgt)

Ein treffliches Osterbild

ist so eben aus dem Gaber'schen Atelier in Dresden hervorgegangen, und kann allen Freunden christlicher und volksthümlicher Deutscher Kunst um so dringender empfohlen werden, da dasselbe neben allen höheren Anforderungen auch jener der größten Wohlfeilheit und hiermit allgemeinster Zugänglichkeit vollkommen entspricht. Es stellt, nach einem bekannten Gemälde von Hans Hemling (oder Wemling), den auferstandenen Heiland mit der Siegesfahne des Kreuzes dar, mit der Unterschrift: Ich bin die Auferstehung und das Leben. Ueber den Werth des Bildes an sich bedarf es für diejenigen, welche jenen großen Meister der ältesten Deutschen Schule kennen, keiner weiteren Andeutung, als daß es ohne Zweifel zu den bedeutendsten Arbeiten desselben gehört. Der Holzschnitt ist des Bildes durchaus würdig, in derselben kräftigen und doch gehaltenen und ruhigen Weise behandelt, wie in dem bekannten Crucifixus, der im vorigen Jahr aus denselben Händen hervorgegangen, nur daß der bräunliche Ton fehlt — was der Verschiedenartigkeit des Gegenstandes ganz angemessen erscheinen dürfte. Die Größe der Figur ist zwei starke Spannen und die ganze Ausstattung des Blattes vortrefflich. Dasselbe ist zu 8 Sgr. durch alle Buch- und Kunsthandlungen zu beziehen und in Partieen noch wohlfeiler. W. im März 1857. V. A. Huber.

Nachrichten.

Aus Franken.

Das erste Stadium des Kampfes gegen die bekannten Erlasse unseres Oberconsistoriums darf als durchlaufen betrachtet werden. Die Nürnberger Adresse und ihr vielstimmiges Echo aus fast allen bedeutenderen Städten mit evangelischer Bevölkerung hat ihre Wirkung gethan; das Kirchenregiment ist von der Regierung preisgegeben, den Erlassen ist die Spitze abgebrochen; die Punkte, die den größten Anstoß erregten, sind so gut als abrogirt; die Massen sind beruhigt und triumphiren; die Presse, die zu diesem Erfolg das Meiste beigetragen, besonders der Nürnberger Correspondent, der sämmtliche Erlasse einer scharfen Kritik unterwarf und dies vom conservativen Standpunkte aus zu thun sich gebehrdete, ruht auf den errungenen Lorbeeren aus und rüstet sich zu neuem Kampf. Bereits hat sie den Handschuh für einen solchen dem Kirchenregiment und allen Freunden der Erlasse hingeworfen in dem Artikel des Correspondenten, der sich die Zusammensetzung der Generalsynode zum Thema gewählt hat.

Diejenigen Geistlichen und Laien, welche in den Erlassen nur die Erfüllung längst gehegter Wünsche begrüßten, sind allenthalben männlich für dieselben aufgetreten. Die Geistlichen benutzten die Kanzel, um den Geist, aus welchem die Adresse geboren war, gebührend zu beleuchten, den ächtevangelischen Inhalt der Erlasse zu erweisen, die Besorgnisse als grundlos darzuthun. Manches dieser Zeugnisse ist den Druck übergeben worden. Allein was geschah? Der Nürnberger Pöbel rottete sich nach einer solchen, noch dazu äußerst rücksichtsvollen Predigt zusammen und riß die eisernen Geländer der Kirche, in welcher sie

abgelegt war, wuthschnaubend hinweg, unter leicht zu errathenden, scheußlichen Drohungen. Sofort wurden die Geistlichen durch das Polizeicommissariat bedeutet, daß man sich außer Stand fühle, sie zu schützen, wofern sie fortführen, die brennende Frage auf der Kanzel zu berühren! Kurz darauf erging von der kirchlichen Oberbehörde selbst die Weisung an die Diener des Worts, die Sache nun auf sich beruhen zu lassen, da doch bereits dieselbe genugsam erörtert sei. Vom Standpunkt einer Politik, die die Ruhe um jeden Preis will, ist diese Weisung ohne Zweifel gerechtfertigt; aber ob auch von dem des Glaubens, der es nicht lassen kann noch darf, von Christo zu zeugen, am allerwenigsten dann, wenn es sich dabei um Opfer und Gefahren handelt, ist eine andre Frage. Uns wenigstens hat ein wehmüthiges Gefühl ergriffen, als wir jenes kirchenregimentliche Rescript lasen und wir haben uns nur zu einem sehr bedingten Vollzug derselben verstehen können. Warum denn schweigen von der Kirchenzucht, von den Pflichten und Rechten der Gemeindeglieder, von dem Auflösen der letzteren, wenn die ersten nicht mehr geübt werden, und ähnlichen Lebensfragen der sichtbaren Kirche, in Gemeinden, wo ein Nürnberger Pöbel nicht zu fürchten ist? Warum schweigen über Dinge, die auf der nächsten Generalsynode durch den Beirath der Laien erledigt werden sollen? Woher soll denn diesen das rechte, kirchliche Verständniß über dieselben kommen, wenn die Kirche ihren Mund schließt und jede Belehrung verweigert? — Diese Belehrung erscheint aber um so nothwendiger, da die unkirchliche Presse fortfährt, den Blick der Massen irre zu leiten. Das den Geistlichen auferlegte Schweigen ließe sich nur dann rechtfertigen, wenn auch der Presse seitens der Regierung eine weitere Verhandlung über die Erlasse verboten worden wäre.

Daß die kirchlichgesinnten Bewohner Nürnbergs sich beeilten, eine Gegenadresse abgehen zu lassen, wissen Sie längst aus den Zeitungen. Ihr folgte bald eine kräftige herzliche Zustimmung zu all den Institutionen, welche das Königl. Oberconsistorium seit Jahr und Tag ins Leben gerufen, aus Unterfranken. Sie ist veröffentlicht in der kirchlich-politischen Wochenschrift des Pf. Wucherer, dessen „Freimund" Ihnen gewiß bereits bekannt ist, und die Redaction hat alle Gleichgesinnten aufgefordert, sich für jenes unterfränkische Zeugniß beifällig zu erklären. Dies wird denn treulich befolgt und jedes Blatt Freimunds macht neue Zustimmende namhaft. Man ersieht so, wie stark die kirchliche Partei ist: leider eine überaus kleine Schaar!

Beide, Geistliche und Laien, die für die Erlasse kämpfen, haben auch durch das Mittel der Presse zu wirken gesucht. Der Nürnberger Correspondent brachte mehrere Artikel, welche die Behauptungen des Gegners zu widerlegen, wenigstens sehr zu modificiren suchten. Aber auch besondere Broschüren erschienen, welche dieselbe Tendenz verfolgten. Ich erwähne hier eine der bedeutendsten, die „fliegenden Blätter für kirchliche Fragen der Gegenwart" von Dr. A. v. Scheurl, Professor der Rechte in Erlangen. Das erste Heftchen behandelt die Frage: ist das Lutherthum in unsern heutigen Landeskirchen wirklich berechtigt? Der Verf. faßt diese Frage als identisch mit der: „Ist ein Kirchenregiment berechtigt, das lutherische Bekenntniß, welches in der Wirklichkeit nur das Bekenntniß der Minderzahl ist, als das Bekenntniß der Kirche geltend zu machen?" „Worauf beruht sein Recht, von den Predigern als Amtspflicht Uebereinstimmung ihrer Lehre mit diesem Bekenntniß zu verlangen, die Gültigkeit von Beschlüssen der Kirchenvorstände und Synoden durch den Einklang mit diesem Bekenntnisse zu bedingen, die Religionslehrbücher, die Gesangbücher, die Agenden, die Gottesdienstordnungen, die kirchlichen Einrichtungen überhaupt

wieder mit diesem Bekenntnisse in Einklang zu bringen?" In der Beantwortung dieser Frage schlägt jedoch der Verf., obschon vom Streben geleitet, das Königl. Oberconsistorium zu rechtfertigen, einen sehr bedenklichen Weg ein Das formelle Recht nämlich, das im vorliegenden Fall auf Seiten des Kirchenregiments ist, hat in den Augen des Verf. keinen Werth, wenn nicht zu ihm die bei der Majorität sich vorfindende Uebereinstimmung im Bekenntniß hinzukommt. Diese letztere geht im Augenblicke dem Kirchenregimente ab, woraus folgt, daß seine Stellung eine sehr precäre ist, daß es „keine wirkliche Berechtigung hat, die äußern Zustände des Gemeinwesens zu beherrschen." Gleichwohl, heißt es, seyen die Maßregeln der Bayrischen Kirchenbehörde ganz in der Ordnung, indem dieselben zwar nicht auf dem Consensus der überwiegenden Mehrzahl, wohl aber doch auf dem des lebendigsten Theils der Kirchenglieder beruhten und die Thatsache nicht zu bestreiten sei, daß diese Minorität im stetem Wachsthum begriffen sei, während die Nichtconsentirenden unter sich selbst höchst uneinig wären. Aus dieser Sachlage erwachse dem Kirchenregiment „ein mehr als bloß formelles Recht." Mit dieser Apologie dürfte sich die in Schutz genommene Behörde am wenigsten einverstanden erklären. Nicht die kleine Schaar lebendiger Glieder der Kirche kann ihr Muth und Freudigkeit geben, das kirchliche Gemeinwesen im Einklang mit dem kirchlichen Bekenntniß zu ordnen, sondern dazu muß es sein Pflichtgefühl, sein dem Herrn geleisteter Eid drängen; und ebenso wenig kann der Blick auf jene dissentirende Ueberzahl sie abschrecken, zu thun, was der Kirche zum Frieden dient! Wohin würde eine derartige Rücksichtnahme führen? Doch am Ende zum jämmerlichsten Schaukelsystem! Die Massen hat wohl noch nie ein Kirchenregiment für sich gehabt; aber es bedarf dessen auch nicht; steht es nur mit seinem Bekenntniß auf dem Felsen des Sohnes Gottes, so wird es bleiben wider alle Pforten der Hölle!

Noch weniger wird aber der Herr Verf. sich schmeicheln dürfen, den Widerpart mit dem Verhalten des Bayrischen Oberconsistoriums ausgesöhnt zu haben. Er hat vielmehr dessen Anschauungen von Kirche und Kirchenregiment bestätigt und wenn er die Forderung der Gegner, „daß das Kirchenregiment abwarten solle, bis die lutherische Lehre wirklich wieder den Beifall der Gesammtheit in der Kirche gewonnen", als thöricht zurückzuweisen bemüht ist, so werden seine beigebrachten Gründe dieselben schwerlich zu einer anderen Ueberzeugung bestimmen und sie werden stets die eigne Waffe wider den Verf. kehren, daß nur auf der Majorität das volle materielle Recht des Kirchenregiments ruht.

Die oben erwähnte Zeitschrift Freimund lieferte einen sehr tüchtigen Artikel über die Adresse der Nürnberger unter der Aufschrift, „der Nürnberger Rumor" und nur ungern enthalten wir uns, aus demselben Einiges mitzutheilen. Nur Schade, daß das Blatt fast nur von den Lutheranern der äußersten Rechten gelesen wird, deren Centrum bekanntlich Pfarrer Löhe bildet.

Eben geht uns eine kleine Schrift zu: „die kirchliche Opposition in Bayern und der Standpunkt des Oberconsistoriums. Ein Beitrag zur richtigen Beurtheilung der Sachlage. Nürnb. 1857." Hier werden 1. die gegnerischen Principien bloßgelegt; sie sind a) Irreligiösität (Materialismus), b) Allgemeine Religiösität (Rationalismus), c) das subjectivistische Christenthum (Pietismus); 2. der Standpunkt des Oberconsistoriums aufgezeigt und dahin bestimmt: „es hat also die Kirchenbehörde zu ihrem Standpunkte eine aus dem vollen Bekenntniß der

Kirche herausgeborne Theologie und will nichts, als im evangelischen Geiste des Dieners (soll wohl heißen Dienens) unter dem Vorgang des eignen gläubigen Bekennens mit den neubelebten Mitteln, die von jeher der Kirche eigen waren, die Gemeinden des vollen Segens göttlichen Wortes theilhaft machen und zum freudigen einmüthigen Bekennen desselben, unter Abwehr der Aergernisse heranziehen." Dieser Standpunkt wird „ein in sich abgeschlossener, trefflicher, ja für ein Kirchenregiment der einzig richtige" genannt und der Vorwurf zurückgewiesen, daß er sich zu rasch dem Volke gegenüber geltend gemacht habe. Schließlich wird „der gegenwärtige kirchliche Kampf nicht als ein Kampf um vereinzelte Dinge, sondern als ein Principienkampf" bezeichnet und gewünscht, „entschiedenes Zeugniß und standhafte Wahrung des Gewonnenen". Die Verhältnisse hätten sich gegenwärtig so gestaltet, daß die Frage sey, „ob die der Kirche total entfremdete Stimmung der Massen oder das Bedürfniß der lebendigen Glieder, welche in dem Standpunkte des Oberconsistoriums die Bürgschaft eines neuen kirchlichen Lebens begrüßten, die größere Berücksichtigung erfahren solle".

Die so hart bedrängte Oberbehörde hätte schwerlich eine gewandtere Feder finden können, als die, welche hier ihre Vertheidigung übernommen hat. Es liegt eine wahre oratio pro domo vor. Aber das ist auch gerade, wie uns dünkt, der Fehler dieser Arbeit. Sie sieht auf Seiten des Gegners nur Schwarzes, auf der des Clienten nur Weißes. Das verräth Befangenheit; so ist es selten im Leben, so ist es auch im gegenwärtigen Fall nicht. Wir glauben, daß das Kirchenregiment in Diesem und Jenem noch viel behutsamer hätte zu Werke gehen können. Andererseits muß man nicht geradezu Materialist, Rationalist oder Pietist sein, um sich von der Liturgie mit ihrem confiteor, credo und benedicamus nicht angesprochen zu fühlen. Die jetzt lebende Generation hat davon in ihrer Jugend nichts gesehen noch gehört: ist es denn so unbegreiflich, daß sie nicht sogleich zufällt? Haben wir Geistliche nicht so manches Entwicklungsstadium durchmachen müssen, ehe uns der Sinn für die Schönheit der alten Liturgie aufging? Wird von ihr nicht auch ein gewisser ästhetischer Geschmack vorausgesetzt, und woher sollte dieser den Gemeinden kommen, da dieses Gebiet bisher ganz brach lag?

Aus dem Bisherigen dürfte sich ergeben, daß die Freunde des Kirchenregiments, obgleich nichts weniger als ermuthigt von Oben herab, für dasselbe muthig gekämpft haben und es noch thun; aber auch, daß sie nicht ohne Besorgniß, es möchte dasselbe sich zu nachgiebig erweisen, der nächsten Zukunft entgegenblicken. Bereits ist in einzelnen Gemeinden auf den Wunsch ihrer Kirchenvorstände die Liturgie mit Genehmigung der obersten Behörde sistirt. Es kommt hinzu, daß einige Decanate eine Vorstellung eingereicht haben: „daß weder die gegenwärtigen Verhältnisse zur Berathung der, auf die Kirchenzucht sich beziehenden Fragen geeignet sein dürften, noch überhaupt bei den nächsten Diöcesansynoden, die ohnedieß mit Berathungsstoff überladen seien, sich nur die erforderliche Zeit dazu finde." Hierauf erfolgte der Bescheid vom 17. Januar: „Diese Bemerkungen seien im Allgemeinen als richtig anzuerkennen. Eine förmliche Zurückziehung des Auftrags, über die Kirchenzucht zu berathen, sey jedoch unnöthig, da es ohnehin in der Aufgabe der Kirchenvorstände und Diöcesansynoden

liege, zu erwägen, ob sie auf diese Berathung schon jetzt näher eingehen, oder auf Grund vorliegender besonderer Umstände sich für die Vertagung aussprechen wollen. Hieraus darf wohl entnommen werden, daß die Kirchenzucht bereits fallen gelassen ist und auch auf der Generalsynode nicht mehr zur Sprache kommen wird.

Es kann den Kirchlichgesinnten nicht verdacht werden, wenn momentan eine gewisse Entmuthigung sich ihrer bemächtigt und diese Stimmung glauben wir es zuschreiben zu müssen, daß der Eingang erwähnte Artikel des Nürnberger Correspondenten über die Zusammensetzung der Generalsynode nicht sogleich eine Entgegnung gefunden hat. Der Artikel unterwirft die dermalige Formationsweise der G. S. einer scharfen Kritik und kommt zu dem Resultate, daß derselben (ein Drittheil Laien, zwei Drittheile Geistliche) ein ungerechtfertigtes Princip zu Grunde liege. Keiner der Gründe, die man für dieses Mischungsverhältniß, also für die nothwendige Betheilung der Geistlichen an der Synode geltend mache, sei stichhaltig. Es habe der Stand der Geistlichen weder als solcher seine Interessen geltend zu machen, denn es finde ein principieller Gegensatz zwischen ihm und den Laien überhaupt nicht statt; noch habe derselbe etwa das conservative Element der Kirche zu vertreten, gegenüber den Laien, welche der liberalen Richtung den Ausdruck zu geben hätten, denn es komme häufig vor, daß Laien conservativ, Geistliche liberal gesinnt seien. Noch auch seien die Geistlichen befähigter, die Aufgabe der Synode zu lösen, als die Laien; was sie an theologischer Bildung und kirchlicher Erfahrung vor diesen unbestritten voraus hätten, das gehe ihnen wieder zu Verlust durch einen gewissen Bureaukratismus, der es übersehe, daß die Kirche um der Menschen willen da sei, nicht umgekehrt, — durch eine nicht abzustreifende Befangenheit und Einseitigkeit. Hieraus folgert denn der Verf., daß das bisherige Princip, den Synodalkörper zu bilden, aufzugeben und den Wählern ganz frei zu stellen sei, ob sie überhaupt und in welcher Anzahl sie Geistliche zur Synode absenden wollen.

Hat der Verf. mit dieser Auffassung Recht? Ich bin überzeugt, daß eine Generalsynode, die im Sinne derselben gebildet würde, den totalen Umsturz der Kirche zur Folge haben müßte. Denn allerdings hat sich in der Gegenwart das conservative Element zu den Geistlichen geflüchtet, wie der Verf. selbst nicht in Abrede stellen wird, während die Laien demselben der großen Masse nach untreu geworden. Es ist deßhalb gerade jetzt von äußerster Wichtigkeit, daß die Geistlichen ihre althergebrachte dominirende Stellung auf der Synode behalten und so die Garantie bieten, daß sich dieselbe nicht überstürze und auf Bahnen verirre, welche der antichristliche Zeitgeist als Pfade des Lebens anpreist, während sie zum Tode führen.

Es ist indeß sehr zu besorgen, daß die künftige Generalsynode, für welche die Opposition sich bereits durch die Kirchenvorstandswahlen ihren Einfluß und ihre zahlreiche Vertretung gesichert hat, wirklich veranlaßt sein wird, eine andre Formationsweise ihrer selbst zu begutachten, vielleicht sogar vom Kirchenregiment zu begehren. Dann wird es Zeit sein, für dasselbe ein „bis hierher und nicht weiter" zu sprechen, und lieber das Amt niederzulegen, als die Kirche neuen Demüthigungen preiszugeben.

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz. Druck von Trowitzsch und Sohn.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1857. Sonnabend den 4. April. № 27.

Noch einmal über volksthümlich christliche Kunst.

(Schluß.)

Wenden wir uns zu jener Minorität, welche wir im Ganzen ziemlich vollständig auf den Arbeitsfeldern der sog. innern Mission finden werden! Hier wird uns nun gewiß Niemand eine übelwollende Stimmung nach dieser Seite zuschreiben; und so wenig es also dessen bedarf, so sind wir hier, wie jederzeit, vollkommen bereit, die große Bedeutung, Verdienste und Wirkungen der innern Mission anzuerkennen, die wir, nächst Gott, der christlichen Opferfreudigkeit, Liebe und Einsicht eines verhältnißmäßig kleinen Häufleins wirklicher Arbeiter und eines nicht sehr viel weitern Kreises von freiwillig steuerpflichtigen Freunden verdanken. — Dennoch aber ist bei den gegenwärtig in jenen Kreisen fast unbedingt vorherrschenden Ansichten, Gesinnungen und Stimmungen zunächst eine erhebliche Förderung der volksthümlich-christlichen Kunst in der von uns angedeuteten Weise nicht zu erwarten. Je höher aber solche Kräfte anzuschlagen, desto mehr lohnt es sich der Mühe, zu wissen, wodurch sie zurückgehalten werden. Ohne auf eine ausführlichere Kritik und Erörterung einzugehen, genügt hier eine allgemeine Signatur. Wir finden in jenen und verwandten Kreisen nur zu oft und viel eine gewisse Peinlichkeit, Schwerfälligkeit, Gebundenheit, wo nicht gradezu Beschränktheit, welche eine gewisse Weichheit, um nicht zu sagen Weichlichkeit und Zerflossenheit, nicht ausschließt — ein Uebermaaß des erbaulich-beschaulichen und gemüthlichen, eine Neigung zu vagem Idealismus oder falschem Spiritualismus; dann wieder damit in scheinbarem Gegensatz ein dürres, hartes, dogmatisch-formales Element. Das Alles bannt aber jene ganze Thätigkeit in die engen Gränzen einer gewissen Routine, welche der Ausdehnung und Nachhaltigkeit ihrer Erfolge sehr großen Eintrag thut. Innerhalb dieser Gränzen, dieser Art — man könnte fast sagen Manier — oft die größte Tüchtigkeit in treuer gläubiger Liebesthätigkeit; darüber hinaus eine oft unglaubliche Untüchtigkeit entweder der Erweichung, des Mangels an Schneide, oder der Erstarrung, des Mangels an Elasticität. Dabei darf man aber nicht vergessen, daß wieder in den christlichen Kreisen, die sich überhaupt mit innerer oder äußerer Mission abgeben, der wirklich thätige Kern oft ganz winzig klein ist; daran schließt sich dann eine mehr oder minder gallertartige Masse an, bei der oft genug Alles auf eine ganz behagliche Gefühlsanregung, oder gar nur Ohrenkitzel durch erbaulich-beschauliche Ansprache und erzählende Vorträge hinausläuft. Aus dieser Signatur erklärt sich die fast ausschließliche Pflege der aktiv und passiv individuellen, reinen Wohlthätigkeit durch Almosen in irgend einer Gestalt und durch Seelsorge in irgend einer Form. — Daher die falsche Scheu vor der concreten Realität überhaupt und das geringe Bedürfniß nach praktisch Thatsächlichem — das Mißtrauen, der Widerwillen gegen mehr geschäftliche Betreibung der Sachen auf geordneten materiellen Grundlagen in größerem Zuschnitte und unter Mitwirkung allgemeinerer und über die der reinen Wohlthat bedürftigen Kreise hinausgehenden volkswirthschaftlichen Maßregeln, Einrichtungen und Anstalten; daher die Vernachlässigung solcher Schritte und Anregungen, welche eine wirksamere Unterstützung durch geeignete polizeiliche und andere Maßregeln der bürgerlichen Obrigkeit herbeiführen könnten; daher gelegentlich auch wohl die oft unbewußte Abneigung gegen den organischen Anschluß an kirchliche Ordnungen. Die innere Mission wirft oft genug unermüdet ihren edlen Saamen in giftige faule Sümpfe, oder dürre Sandfelder. Sie scheint nicht daran zu denken — ja, sie mag nicht daran erinnert werden, daß ein Gedeihen der Saat ohne vorbereitende und mitwirkende Umwandlung des Bodens durch Abzugsgräben, Eindammungen und Erhöhungen oder durch Bewässerung und Bindung kaum zu erwarten ist, wenn Gott nicht ein Wunder thut. *) Namentlich hat sie eine entschiedene Scheu vor allem, was mit dem sog. modernen Industrialismus und Mammonismus verwandt ist oder scheint, wobei sie denn freilich sich eben keine große Mühe gibt, um zu einer schärferen sachkundigen Unterscheidung zu gelangen. Von Darlehn, Capital, Zinsen, Procenten oder gar Aktien mag sie gar nichts hören. **) Sie glaubt ohne Zweifel

*) Die innere Mission, die Kirche, soll z. B. nicht warten mit ihrer Arbeit, bis eine gänzliche Reform unserer Armen-, Criminal- und Polizeigesetze und Einrichtungen, namentlich im Bereich des Local- und Communallebens, erfolgt ist; aber sie soll es bezeugen, daß ohne eine solche neun Zehntel ihrer Arbeit ganz vergebens bleiben und für jeden Fingerhut der Jauche der Auflösung und Zerrüttung, den sie abschöpft, ein Eimer von allen Enden her zuströmt.

**) So ist denn neuerdings im Volksblatt wirklich denen die Zins gegeben oder nehmen das alttestamentliche Anathema angedroht. Zugleich ist auch die Frage: ob wir nicht überhaupt verpflichtet sind, in unserer ganzen Lebenshaltung zu der Einfachheit der Erzväter zu-

wirklich und aufrichtig, daß die innere Mission und die christlich-conservative Reaktion überhaupt keiner weitern Geldmittel bedarf, als die sie durch reine Opferfreudigkeit ihrer Arbeiter, Freunde und Gönner zu beschaffen erwarten kann. Wenn wir nun aufrichtig gestehen, daß wir dies für einen sehr großen und gefährlichen Irrthum halten, so erklärt sich dies nicht nur daraus, daß wir vielleicht keine ganz so gute Meinung von dem Umfang und der Nachhaltigkeit jener Opferfreudigkeit haben; sondern es kommt dazu, daß wir eben von den Bedingungen und Bedürfnissen einer wirklich siegreichen Reaktion einen ganz andern Begriff haben dürften. Wir wollen nicht untersuchen, ob auf diesem Wege auch nur der wirklich hülflosen Armuth durch reine christliche Wohlthätigkeit dem geringsten Theil nach dauernd zu helfen; jedenfalls aber halten wir zur Lösung der vorliegenden Aufgaben einige Einrichtungen, Unternehmungen und Anstalten für unerläßlich, die (eben weil sie über jenes äußerste Bedürfniß weit hinausgehen) durch Almosen irgendwelcher Art nimmermehr beschafft werden können noch dürfen. Es würde — wenn auch durch ein Wunder — die Opferfreudigkeit, doch jedenfalls der Besitz nicht ausreichen, oder der Besitzende zum Bettler werden. Wir halten es vielmehr für eine der Wahrheiten, die nicht dringend genug bei jeder Gelegenheit wiederholt werden können: ohne fruchtbare große Capitalanlagen*) in umfassenden geschäftlichen Unternehmungen und organisch-volkswirthschaftlichen Schöpfungen zur Einwirkung auf die materiellen ökonomischen Grundlagen und Bedingungen der geistigen und sittlichen Zustände hat die christlich-conservative Reaktion gar keine Aussicht auf nachhaltige und ausgedehnte Erfolge.**) Abgesehen von den früher berührten kommt hier aber

noch ein Hauptpunkt in Betracht; nämlich die wesentliche nächste Bedingung einer Betheiligung an dieser speciellen Arbeit wird sie eben auch bei weitem nicht in irgend allgemeiner Verbreitung auch in sonst willigen und tüchtigen Strömungen vorfinden ein genügendes Maaß von ästhetischer Bildung überhaupt und von Sinn, Liebe und Verstand für gesunde christlich-conservative Kunst insbesondere.*) Dieser Punkt ist so wichtig, daß wir uns einige weitere Bemerkungen darüber nicht versagen können.

Es ist in der That hohe Zeit, es einmal offen auszusprechen, daß keine Seite der modernen Erziehung und Bildung auch, ja namentlich in ihren mehr christlich-conservativen Strömungen mehr vernachlässigt ist, als jene, die wir kurzweg mit jenem τὸ καλὸν der Griechen bezeichnen können, indem wir deren Inhalt und Bedeutung durch die ganze Fülle und Weihe des christlichen Lebens bereichert und erhoben denken. Und wenn vielleicht das Leben der jüngsten Vergangenheit, etwa bis zu den Revolutionszeiten an schönem Inhalt überhaupt ärmer gewesen seyn mag, so war es auch viel freier von positiver Verzerrung und Mißbrauch des Schönen, der Kunst. Ohne weiter auf dieses Thema im Allgemeinen einzugehen, müssen wir doch eine Seite hervorheben, die sehr unmittelbar und entscheidend mit der Förderung christlich-volksthümlicher Kunst zusammenhängt. Wir lassen dahin gestellt, was etwa geschehen könnte zur Begründung, Hebung und Entwicklung gesunder christlich-ästhetischer Bildung bei der Jugend der gebildeten und höheren Stände überhaupt. Wir beschränken uns auf den Stand und Beruf, ohne dessen aktive Mitwirkung von Erfolgen auf jenem Gebiet gar nicht die Rede seyn kann. — Wir meinen den Lehrstand überhaupt und zumal den geistlichen Stand insbesondere — versteht sich in dem evangelischen Deutschland! — Hier aber versteht es sich von selbst, daß nicht etwa bloß von dem Bilderwesen, oder überhaupt bloß von greifbaren Kunstwerken die Rede ist, sondern von jeder Einwirkung des Schönen zur Erhebung des Gemüths zu Gott und göttlichen Dingen; sey es in selbstständigen Kunstwerken, oder im Gefolge und Dienst anderer erbaulicher Einwirkungen — also zumal des Gottesdienstes im weitesten Sinne. Dahin gehören also die Werke der zeichnenden wie der plastischen Künste und der Architektur, vor Allen aber die Musik; aber nicht weniger auch Alles, was in der ganzen äußern Erscheinung des Menschen im Gottesdienst (sey es öffentlich oder häuslich) durch Schönheit und Würde erbaulich oder dessen Gegentheil doch störend und anstößig werden kann. Dies Alles zusammenfassend fragen wir: läßt sich wohl ein Bildungsgang denken, der (abgesehen von einigen poetischen Eindrücken) weniger Möglichkeiten einer schönen Entwicklung

---

rückzukehren? — als eine der dringendsten und wichtigsten bezeichnet worden, die es jetzt geben kann. Wir können in der That nicht umhin, die Stellungen zu beneiden, in deren Horizont keine praktisch dringenderen und schmerzlicheren Fragen aufsteigen, als diese! Zur Beruhigung aufrichtig ängstlicher Gemüther möchten wir aber doch anheim geben: ob man nicht bona fide die Betheiligung durch verzinsliche Darlehne an gewissen Arbeiten der innern Mission, z. B. eben an einem Bildergeschäft, ganz einfach als eine stille Compagnonschaft ansehen könnte?

*) Es versteht sich wohl von selbst, daß wir keinen Skrupel in Beziehung auf die Zinsfrage haben, in dem Sinn und der Ausdehnung, wie sie hier in Betracht kommt. Uebrigens freut es uns, daß sowohl der Ev. Bücherverein, als der Ev. Verein in Berlin — ganz abgesehen von älteren Exempeln — unserer Ansicht zu seyn scheinen.

**) Zu solchen Schöpfungen gehören vor Allem die verschiedenen Formen und Arten gewerblicher oder wirthschaftlicher Genossenschaften unter den sog. arbeitenden Klassen, welche in ihrer vollen Entwickelung immer wieder auf die Wohnungsreform durch Baugesellschaften zurückführen, deren christliche Kunstbedeutung wir oben angedeutet. Alles das aber ist zuletzt nichts als Bereitung des Grund und Bodens für die innere Mission und kann nur durch innere Mission zu Stande kommen.

*) Namentlich findet man in specifisch christlichen Kreisen noch gar zu oft z. B. eine gewisse Vorliebe für das Sentimentale, Geleckte, Manierirte in Ausdruck und Ausführung und die Verwechslung des erbaulichen Gegenstandes mit erbaulich schöner Darstellung und das Alles nicht selten mit großer Zuversicht und einer gewissen pietistisch-puritanischen, ascetischen Rechtfertigung.

gewähren kann, als der Weg, den die große Mehrzahl unserer Geistlichen und Lehrer vom Eintritt in die Schule bis zum Eintritt ins Amt gehen? Wie selten aber das älterliche Haus, wie selten dann später das eigene Haus und Amt diesen Mangel ersetzen kann, weiß jedermann. Lassen wir einmal die Schule fallen und begleiten den künftigen Diener der Kirche auf die Universität! — Erwägen wir dabei aber auch die innige Wahlverwandtschaft der Schönheit mit aller und jeder Art von Ordnung, Sauberkeit, Harmonie, guter Zucht und lieblicher Sitte! Gibt es aber wohl etwas Unschöneres, Unordentlicheres, oft Unsaubereres, Unharmonischeres, willkürlich Zuchtloseres, Unliebenswürdigeres, als die ganze Lebenshaltung der großen Mehrzahl unserer Studenten, namentlich aber der Theologen? Und wieviel Verweichlichung und Untüchtigkeit liegt in dieser ganzen Existenz, wo Schlafrock, Pantoffeln und Sopha, Taback und Bier eine so überwiegende Rolle spielen! Wer die Verhältnisse kennt, wird gewiß nicht daran denken, irgend eine besondere Verantwortlichkeit auf die betheiligten Personen legen zu wollen; es ist nun einmal die auf unsern Universitäten hergebrachte Weise! Das ganze akademische Leben bietet überhaupt kaum irgend eine erhebliche gelegentliche oder gar permanente äußere und objektive Gegenwirkung gegen diese schrankenlose Zerflossenheit und Zerfahrenheit des Subjektivismus; am wenigsten aber eine solche, in der eben das Moment des Schönen auf Harmonie, Sauberkeit, Zucht und Sitte des täglichen Lebens einwirken könnte. Wie wenig wird noch immer, obgleich grade hier mehr wie früher, für würdige musikalische Ausbildung und Einwirkung gethan! — Wie wenig findet auch nur eine Anschauung, ein Gedanke an das Raum, was in irgend einem Sinne als eine dem geistlichen Stande entsprechende schöne und würdige äußere Erscheinung der ganzen Leibes- und Lebenshaltung gelten kann. Wie wenig wird an dergleichen in den sonst sehr löblichen specifisch christlichen Verbindungen gedacht — zu geschweigen denn des gewöhnlichen Kneipenwesens! — Gewiß gehört das ganze Gewicht des erfreulichen Wachsthums an den wesentlichern geistlichen Eigenschaften, die gewiß Niemand (gegen früher) bereitwilliger als wir bei der Mehrzahl unserer Geistlichen anerkennen wird, dazu um die nachtheiligen Folgen der Vernachlässigung nach jener Seite weniger hervortreten zu lassen; jedenfalls aber ist das Verdienst der Ausnahmsfälle, wo auch das Schöne sein Recht in der theologischen Bildung gefunden, um so höher anzuschlagen, da sehr entschiedene Anlagen und eine große Energie der Selbstständigkeit dazu gehören, sich von jenem Strom des Unschönen frei zu machen.

„Was aber soll und kann geschehen, um diesem schweren Mangel und Gebrechen unserer höheren Bildungsanstalten, zunächst der Universitäten, wirksam abzuhelfen?“ Wir wissen darauf nur eine Antwort in der Hinweisung auf die Möglichkeiten einer zeitgemäßen Regeneration der alten Conviktorien, Bursen und Collegia. *) In solchen Umgebungen und Verhältnissen,

*) Wir erlauben uns, auch hier wieder auf eine kleine Schrift über akadem. Conviktorien zu verweisen, die wir 1851 herausgegeben. Sehr beachtenswerthe Bemerkungen und Vorschläge enthält ein Aufsatz über Universitätswesen in der Deutschen Vierteljahrsschrift von 1853.

bei einer solchen Lebenshaltung, wie sie — ohne Vermehrung der Kosten — unserer akademischen Jugend und namentlich der theologischen Fakultäten in geeigneten zeitgemäßen conviktorischen Anstalten zugänglich gemacht werden könnten, würde das Moment des Schönen überhaupt und in seiner christlichen Weihe insbesondere seine gebührende Geltung in der durchschnittlichen Haltung und Bildung der Diener der Evangelischen Kirche und Schule gewinnen können. Es würde eben damit eine wesentliche Vorbedingung für eine wirksame Förderung der Einwirkung christlicher Kunst auf das Volksleben erfüllt und beschafft werden, die gegenwärtig fast ganz fehlt: die entsprechende Bildung, Einsicht und Gesinnung bei den höheren Ständen und ein größeres, weiter verbreitetes, gesunderes Bedürfniß und Begehren bei dem eigentlichen Volk. Die Organisation einer geregelten, umfassenden Vereinsthätigkeit, die Ausbreitung eines Netzes von Agenturen u. s. w. für ein christlich-conservatives Bildergeschäft u. s. w. würde dadurch allein möglich werden. Hoffentlich würde dann auch bei den geistlichen Knotenpunkten eines solchen Netzes zumal der Geist sich häufiger finden, der dazu gehört, um einer solchen freien Vereinsthätigkeit die gesunde Form und Haltung einer organischen Brüderschaft zu geben. Danach ist auf diesem wie auf allen Gebieten zu streben, wo die Noth der Zeit zunächst keiner anderen conservativen, restaurativen und creativen als jene einer freien subjectiven — ja oft zunächst noch gradezu atomistischen Thätigkeit Raum und Mittel bietet, eben weil die vorhandenen objektiven, formalen Organe zu solcher Wirksamkeit noch fehlen oder ihrem Beruf nicht genügen können oder wollen. —

Niemand kann nun aber leider mehr davon überzeugt seyn, als wir selbst, wie wenig unter den gegenwärtigen Verhältnissen an die unerläßliche Mitwirkung der officiellen Organe des Staats, der Kirche oder gar der Universitäten zu einer solchen schöpferischen Reform zu denken ist. Sehen wir uns aber nach einer andern Hülfe um, so finden wir bei den Wort- und Schriftführern der christlich-conservativen Welt auch dort, wie die Sachen stehen, wenig Rath noch Trost und noch weniger That und Hülfe. An einzelnen Ausnahmen zwar fehlt es nicht, wie dies sich denn schon in der höchst erfreulichen Entwicklung dieses Zweiges sowohl der höheren Literatur, als der periodischen Presse zeigt. In dieser Beziehung verdient nicht nur das ältere, wenn auch nicht in specifisch christlichem Geiste, doch in wahrhaft unbefangen objektiv-würdiger Haltung einen reichen tüchtigen Inhalt bringende Berliner Kunstblatt (von Eggers redigirt), sondern insbesondere die neue „Zeitschrift für christliche Archäologie und Kunst“, deren Herausgeber [Otte *) und von Quast] die wünschenswerthesten Bürgschaften

*) Das Handbuch der christlichen Kunstarchäologie von

dafür geben, daß der Ausführung eines so zeitgemäß glücklichen Gedankens keines der Momente fehlen wird, welche dazu gehören, um der Sache nach allen Seiten gerecht zu werden. Die uns vorliegenden Hefte lassen, soweit sie gehen, nichts zu wünschen übrig; in der Folge wird hoffentlich auch die lebendig volksthümliche Seite der Sache mehr hervortreten und die historisch-archäologische nicht gar zu sehr überwiegen. —

Wie anerkennenswerth nun auch diese und ähnliche Leistungen sind — wobei wir besonders auch an das christliche Museum und die damit verbundenen akademischen Vorträge von Piper denken — so liegt doch auf der Hand, daß sie zunächst keinen erheblichen Einfluß auf das größere Publikum haben können, welcher nur von der allgemeinen und namentlich von der größern Tagespresse zu erwarten. Grade hier aber könnte ohne Zweifel auch die geringe Zahl von Männern, welche überhaupt der Sache gewachsen sind, dieselbe würdig, vielleicht auch wirksam genug vertreten, wenn ihr und ihnen nur genug Raum und Stimme vergönnt würde. Aber eben daran ist bei der gegenwärtig fast unbedingt vorherrschenden Haltung und Gesinnung aller bedeutenderen Organe der Art schwerlich zu denken, ehe nicht auch schon hinsichtlich des Verhältnisses der verschiedenen Inhaltsrubriken der Presse eine sehr große Veränderung vorgegangen — ganz abgesehen von Geist und Gesinnung und Principien. Um auch nur gelegentlich einigen Artikeln über christliche Kunst Raum zu geben, müßte ja etwas von dem bunten Plunder aller Art an gewöhnlichen Zeitungsnachrichten und Zeitungsbesprechungen über Bord geworfen werden, der nun einmal als unerläßliche Kost für ihr Publikum von den Redaktionen aller Farben angesehen wird! — Aber auch ganz abgesehen davon, müßte die conservative Presse erst ihren Beruf gegenüber den concreten praktischen Arbeiten und Bestrebungen freier subjektiver Kräfte und den damit zusammenhängenden praktischen Fragen der Verwaltung und Gesetzgebung ganz anders, viel höher und ernster auffassen, als es bisher geschehen.

Was die Stellung dieser Sache zur Kirche betrifft, so brauchen wir nur auf den kirchlichen Charakter zu verweisen, den wir der innern Mission vindiciren. Wenn wir aber in dieser ganzen Erörterung die Förderung, welche diese Sache von Seiten des Staats finden könnte und sollte, ganz außer Acht gelassen — bis auf eine ganz beiläufige Andeutung — so ist es aus guten Gründen auch jetzt nicht unsere Absicht, auf diese Seite einzugehen, die uns sehr leicht zu weit und zu eben so wenig erquicklichen als ersprießlichen Betrachtungen führen könnte. Jedenfalls aber würden wir hier, wie in allen andern Aufgaben socialer Regeneration (womit auch das Bilderwesen u. s. w., wie wir andeuteten, zusammenhängt) dem Staat nur in dem Fall eine überwiegende und entscheidende oder gar ausschließliche Thätigkeit vindiciren, wenn alle Hoffnung ihrer Lösung durch freie subjektive und organisch begründete und gegliedert schöpferische Thätigkeit wirklich berufener Elemente des nationalen Lebens aufgegeben werden müßte. Ob dann überhaupt noch etwas zu hoffen, ist freilich die Frage! V. A. H.

Otte kann nicht dringend genug Jedem empfohlen werden, dem an einer zugleich gründlichen und anziehenden Belehrung auf diesem Gebiete gelegen ist.

Unsere Gotteshäuser.

Nicht allein Professoren, auch viele Geistliche leben im Reiche der Abstractionen, der Theorieen und Worte. Das Leben der Gemeinden spürt darum wenig von ihrem Daseyn. Sehen wir wohl zu, daß die Wirklichkeit unsern Händen nicht entschlüpft, während wir in den luftigen Höhen umherfahren.

Es ist in neuester Zeit wieder viel von der christlichen Kunst geredet worden, wie es denn an Reden überhaupt nicht fehlt. Ganz wohl: es hat seinen Reiz für feine, künstlerisch begabte Geister, mit solchen hohen Dingen sich zu befassen, nur vergesse man darüber nicht, das Nächstliegende in der Wirklichkeit anzugreifen. Es sprach Einer sehr tief und hinreißend über die würdevolle Darstellung des Gotteshauses — und das eigene Gotteshaus, das er täglich von seinem Fenster aus sehen, in das er sonntäglich eintreten mußte, war ein Ideal von dem, was nicht seyn soll. Das ist ein kleines Bild, aber von vielsagender Bedeutung, übertragbar auf Vieles.

Das Nachstehende soll deshalb weniger Theorieen entwickeln, als vielmehr das Bewußtseyn über einen vorhandenen Mangel wachrufen und den Willen zur Abhülfe bewegen. Zu Thaten möchte es Veranlassung werden. Das ist doch am Ende die Hauptsache. Fahren wir deshalb auch nicht in den hohen Höhen, vielmehr tief unten auf der Erde, so entgehen wir vielleicht der Gefahr, das Kleine, das Mögliche zu übersehen. Und mit dem Kleinen muß meist, mit dem Möglichen immer der Anfang gemacht werden, wenn etwas werden soll.

Dichter haben oft versucht, die Verwunderung und Ueberraschung zur Darstellung zu bringen. An mannigfachen Motiven, diese Darstellung naturgetreu erscheinen zu lassen, hat es niemals in dieser seltsamen Welt gefehlt. Ein Motiv könnten wir noch bieten: ein Priester des alten Hellas, der einst in schöngeformten Tempeln seinen Göttern diente, müßte an der Hand des Pfarrers oder Patrons von A. oder B. oder C. (bis Z. hin, X. Y. etwa ausgenommen) in deren Kirche treten. Er würde nicht wissen, ob er sich mehr über Pfarrer und Patron, oder über das, was ein Gotteshaus seyn soll, verwundern sollte, verwundern aber würde er sich gewiß. Das soll heißen: der Zustand unserer Kirchen ist im Allgemeinen eine Schande für die Christenheit. Wer das sehen will, hat selten nöthig weit zu gehen. Selbst in den Gegenden, die nicht zu den unkirchlichsten gehören, muß der Besucher der Kirchen oft schaamroth werden. In Begleitung eines Heiden möchten wir nicht seyn. Die Gebäude an sich sind ent-

veder ohne alle Schönheit der Formen gebaut, ohne jeden kirchlichen Charakter, zu klein, zu niedrig, oder wo sie, aus vergangenen Jahrhunderten stammend, in ihren Grundformen und Dimensionen allen billigen Anforderungen genügen, ja dieselben übertreffen, sind sie völlig verwahrlost: in die Kreuz und Quere verbaut, die Fenster blind, das Gestühl wurmstichig und klapperndd, hoch und niedrig, die Gänge nur für den langjährigen Kenner ohne Gefahr passirbar, alles voll Staub und Schmutz. In keiner Stelle bemerkt das Auge die Hand, die sich mit Liebe der armen, verwahrloseten Kirche angenommen hätte. Der Besucher freut sich, wenn er aus diesen unheimlichen Räumen, den heiligsten auf dieser Erde, die ohne Ausnahme geweiht sind, wieder unter Gottes freien Himmel tritt. Doch wird man auch hier bei den ersten Schritten meist keine Befriedigung finden, erst im nahen Pfarr- oder Guts-Garten, deren Besitzer Geschmack an Ordnung, Reinlichkeit und freundlichen Anlagen haben. An den Kirchenmauern ist nicht selten, es muß deutlich geredet werden, ein Apartement etablirt. So zu schreiben, zwingt die Wahrheit, es ist unsere Schuld, wenn wir schaamroth werden müssen.

Die Verwüstung weiter auszumalen, ist unnöthig. Man gehe den Kirchthürmen nach und die Belege werden gefunden werden. Das Traurigste ist, daß bereits Generationen, ohne Anstoß zu nehmen, an solcher Verwüstung vorübergehen. Weil sie nichts Besseres kennen, fühlen sie sich ganz behaglich. So begnügt sich ein Mensch mit seinen Lumpen und ist in seinem Schmutz ganz zufrieden, weil er die Wohlthat des Waschens nicht kennt.

Von Alters her ist es nicht so gewesen. Nirgends sonst sind dem Hange des natürlichen Menschen (d. h. des der Naturnacht verfallenen) das Bild, das aus der Materie Geformte zu verehren, engere Schranken gesetzt, als im A. T. Ein Bildniß oder irgend ein Gleichniß zu machen, war verboten. Aber das Haus des Herrn war das schönste in Israel; es übertraf an Schönheit und Werth alle anderen. Wie lieblich sind deine Wohnungen, Herr Zebaoth, heißt es Psalm 84. Willig brachten die Kinder des alten Bundes ihre Geschenke zum heiligen Schmuck, Gold und Erz, köstliches Holz und Steine. Die Alten weinten, als sie, den neuen Tempel sehend, der Herrlichkeit des vorigen gedachten.

Die apostolische Zeit durfte keine Gotteshäuser haben. Als aber aus den Katakomben, von den Gräbern der Märtyrer die Kirche ans Tageslicht und zur freien Entfaltung kam, richtete sie sich in Häusern ein, die des hohen Zweckes würdig waren. Wie Paulus zu Anfang seiner Briefe die heidnische Grußformel gebraucht, nur nach dem Bedürfniß des Christenthums sie erfüllend und umformend, so verschmäht auch die Kirche die Formen nicht, die der künstlerische Sinn des Heidenthums gefunden hatte. Das Gegebene, bereits Gefundene fand Aufnahme, nach dem Bedürfniß umgeformt. Die Römische Basilika wurde zur christlichen Kirche; an der Stelle, wo die Bildsäule des Kaisers stand, erblickte man Christus als Weltrichter in musivischer Arbeit. Es hatte seinen guten Grund, daß um der Würde des Gottesdienstes willen und um der Liebe und Dankbarkeit gegen Gott einen Ausdruck zu geben, die Gemeinden mit dem Besten, was sie hatten, die heiligen Stätten zierten. Noch waren nicht viele Jahrhunderte verflossen und schon erhoben sich in dem überall zusammenbrechenden Reich an allen Enden Kirchen in edlen Formen und in reicher Zier.

Ohne Tempel war das Deutsche Land, als unsere Väter noch Heiden waren. Es schien ihnen nicht angemessen, die Gottheit in Mauern einzuschließen. Mit der Ausbreitung des Christenthums wurde das Land mit Gotteshäusern bedeckt, das eine noch herrlicher als das andere. Vor 60 Jahren mußte man zu Gunsten dieser Zeit schreiben, heute muß man fast darauf ausgehen, die Verehrung und Begeisterung nicht zu einem ungebührlichen Maaße kommen zu lassen. Aber wahr ist es, nur mit tiefer Bewegung betrachten wir heute die Werke jener Zeit. Ueber die Bedeutung der Figuren, die in sonderbarer Laune an den Ausflächen mittelalterlicher Kirchen angebracht sind und die höhnend auf die Menschen herabsehen, ist gestritten worden; jetzt haben sie sicherlich die Bedeutung, daß sie uns, die Epigonen, über unsere Schwäche und Lauheit verspotten. Damals hatte der Künstler sein Genie, der Steinmetz seinen Meißel, der Schnitzer sein Messer zu gleichem Zweck. Ein großer Impuls trieb alle, eine Bewegung des Geistes hatte alle ergriffen. Darum geht ein gemeinsamer Zug durch alles, was geschaffen wurde: in dem Schnitzwerk eines Altarschreins finden wir wieder, was wir in dem mächtigen Dom einer Bischofsstadt fanden. Unerschöpflich in Erfindung der reichsten Formen ist der Geist, doch gibt alle Verschiedenheit Zeugniß von diesem einen Geist. In strengen oder gefälligen Linien, in einfacher oder reicher Ornamentik, in der Erfindung allein oder auch in der Ausführung hat er sich Ausdruck gegeben; in den harten Stein unverwüstlich eingehauen, redet er nach Jahrhunderten noch zu uns.

Daß ein Volk seine besten Kräfte übrig hat zur Verherrlichung der Kirche, daß es seiner eignen Wohnungen vergißt, um die Wohnungen des Herrn zu schmücken, daß es mit inniger, fühlbarer Liebe denkt und dichtet, meißelt und schnitzt, gießt und baut zu Gottes Ehre, das ist der ewige Zauber jener Zeit. Den Künstler entzückt die Herrlichkeit des Geschaffenen, die Schönheit und der Reichthum der Formen, den Christen die Hingabe der Menschen an den Dienst und die Verherrlichung Gottes.

Der Ursachen sind viele, die es vermocht haben, uns bis dahin zu bringen, wo wir heute angelangt sind. Die technischen

Mittel, der materielle Reichthum ist größer als ehedem, alle nöthigen Dinge sind leichter, müheloser zu haben, nur ist es nicht da — für die Kirche. Der Weltgeist beherrscht die Völker. Nur auf ein Zwiefaches aber wollen wir hier verweisen: der Rationalismus verlor das Uebersinnliche, Himmlische, darum verlor er auch die Macht über das Sinnliche, Irdische und die Lust an ihm, der Pietismus fand zu viel Uebersinnliches und darum fand er zu wenig Sinnliches; der eine hatte zu wenig Geist und der andere zu viel Geist, und darum fehlte beiden der rechte Leib; dem einen waren die Mysterien des Christenthums zu wenig werth, als daß er Opfer hätte bringen können, dem anderen waren sie so viel werth, daß alles Andere gar nicht in Betracht kam. Die Kirche als Institution, als Spenderin der Sacramente verlor ihre Bedeutung, darum auch das Kirchengebäude. Nach dem Nutzen fragten beide, der Rationalismus mit dem trockenen Verstande und mit dem Rechenbuch in der Hand, der Pietismus mit dem einseitigen Gefühl und mit der Sorge um das Seligwerden der einzelnen Seele. Beide haben die Kirchen verfallen lassen, wo sie bauten, haben sie einer kommenden, besseren Zeit die Mühe des Niederreißens bereitet.

Aber lassen wir das. Die Ursachen alle aufzuzählen, ist nicht unsere Aufgabe. So viel ist gewiß, unsere Gotteshäuser sind meistens nicht in dem Zustande, auch nicht einmal annähernd, in welchem sie seyn sollten. Schon in der Composition des Wortes liegt, was sie seyn sollen; es ist eine Profanirung des Wortes und der Sache, wenn sie sich wie Mördergruben darstellen.

Hoffentlich kann auf allgemeinere Uebereinstimmung gerechnet werden, als es früher der Fall war, wenn wir sagen, daß das keine indifferente Sache ist. Ob im Dome oder im Stall, ganz einerlei, solche Stimmen sind jetzt fast nur noch bei denen zu hören, die nirgends den Herrn anbeten. Es ist nicht in der Ordnung, wenn wir in getäfelten Häusern wohnen, das Haus des Herrn aber wüste stehen muß (Hag. 1, 4). Dagegen streitet Gottes Ehre. Er bedarf freilich unserer Werke nicht, er bedarf unserer überhaupt nicht. Da er aber seine Welt machte, schuf er die Bäume und Blumen und die Sterne in der Schönheit der Form und in der Pracht der Farben; auf den Menschen selbst aber legte er alle Pracht in vollkommenster Weise und in seinen Geist die Fähigkeit, dem Erschaffenen nachzuschaffen für den Schaffenden. Darum ist es dem Menschen erlaubt, sich Häuser zu bauen, deren schöne Formen der reichen Seele gefallen und die Erde so zu gestalten, daß das Auge mit Lust auf ihr ruht, aber Pflicht ist es, da, wo wir seiner gedenken, wo er in seinem Sohne uns besonders nahe ist, ihm am Willigsten, am Liebsten, am Schönsten wiederzugeben, was er uns gab. Schmutz und Staub, Lumpen und Moder, abbröckelndes, zerfallenes Wesen passen nicht für den Herrn der Heerschaaren. Das ist eine Mißachtung seiner. Nicht ein Mal den Freund empfangen wir in einem staubigen, schmutzigen, winkeligen Gemach, träte ein König

ein, wir würden uns sehr schämen. Und die heiligen Sacramente, in denen doch der Herr kommt, sollen in solchen Räumen gefeiert werden? Das reime, wer es kann. So schön die Sitte ist, daß wir im Gottesdienst, am Tisch des Herrn in unseren besten Kleidern erscheinen, so sonderbar ist der Contrast, die Menschen geschmückt und rein in solchen Räumen sitzen zu sehen, die wir Kirchen nennen. Gott will reine Leiber und auch reine Häuser, es widerstreitet dem Verhältnisse, das zwischen uns und ihm besteht, wenn nur nothdürftig, nicht ein Mal nothdürftig die Hand an seine Wohnungen gelegt wird.

Es ist unmöglich, bei der Armuth vieler Gemeinden an Geld und an Geist, bei dem herrschenden, dem Eigenen zugekehrten Sinn das herzustellen, was allen Anforderungen genügen würde. Das würde seyn, wenn das Schönste und Herrlichste, was Fleiß und Kunst hervorzubringen vermag, in den Gotteshäusern sich concentrirte. Aber nicht einmal die Nachahmung dessen, was vordem war, ist möglich. Die Völker in Großen und Ganzen denken und empfinden nicht mehr christlich. Der christliche Zug des Geistes, der das Ganze beherrscht ist dahin, die Einheit des Bewußtseyns verloren. Nicht wie von selbst, durch unsichtbaren, inneren Antrieb, werden die Werke geschaffen, auch nicht die Kirchen, sie müssen gemacht werden, unter Widerstreben oft und unter vielfachen hemmenden Schranken. Nur wo sie auf Aktien gebaut werden, geht es besser. Eine Signatur der Zeit. Auf die Stunde, in der es anders wird, können wir nur warten; sie herbeizuziehen ist vergebliche Mühe.

Aber es gibt etwas, das unbedingt seyn muß, das darum auch gefordert werden muß. Das wollen wir der Kürze wegen mit dem Wort „leidlich", oder, um etwas mehr zu sagen, mit dem Worte „anständig" bezeichnen. Man kann nicht verlangen, daß jeder Mensch einen feinen Rock trägt und daß er geschmückt und gesalbt ist, aber das kann man verlangen, daß er einen heilen Rock trägt und daß er gewaschen ist. Auch wenn das Gesicht alt und runzelig und der Rock geflickt ist, es muß eben nur gewaschen seyn und der muß geflickt seyn. Das wird auch von dem armen Manne verlangt, im andern Fall gibt man ihm einen Mangel Schuld. Und so wenig wir ungewaschen und mit zerrissenem Kleide ins Gotteshaus gehen, ebenso wenig darf das Haus selbst ungewaschen und zerrissen seyn. Alles, was der Christ thut, soll geweiht seyn und weihend, auch was er am Gotteshause thut; das Auge soll die liebende Hand erkennen, die sich auf die heiligen Stellen gelegt hat, die Sorgfalt, die das Heiligthum pflegt und um das Heiligthum sich müht, den Sinn, der auch für das etwas übrig hat, was scheinbar keinen materiellen Nutzen abwirft. In höheren Regionen redet und schreibt man so viel von Kunst, wenn doch erst nur die Elemente von dem, was anständig und geziemend ist, ins Bewußtseyn der Geistlichen und Gemeinden kämen. Dies Bewußtseyn zu wecken, ist die nächste Pflicht. Was über diesen Anfang hinausgeht, überlassen wir Kenntnißreicheren. Sonst müssen wir ja allerdings sagen, daß kein Ort uns mehr geeignet schein

as einst verlorne Paradies auf Erden sichtbar darzustellen zu
ller Freude, als das Haus (und dessen Umgebung), welches
Gotteshaus heißt und allen gehört.

Es ist Mode geworden, nach dem Nutzen der Dinge zu
ragen. Das ist ganz recht, wenn unter Nutzen nur nicht allein
as verstanden wird, was in Zahlen sich ausdrücken und auf
er Krämerwage sich wägen läßt. Es gibt auch einen Nutzen,
er nicht in dieser Weise sich darstellen läßt. Die gewandtesten
Rechner werden niemals ein anderes Resultat zu Tage fördern,
ls daß unsere Heidenmission dem Landesvermögen jährlich ein
edeutendes Minus zu Wege bringt. Doch rechnet die himm-
ische, die heilige Rechenkunst ganz anders. Und wüßten wir
uch keine andere Folgen anzugeben, wenn unsere Gotteshäuser
ieblicher dargestellt werden sollten, als daß Gott dadurch zu
einer Ehre kommt, wir würden doch sagen: es ist nöthig.
Eben weil es das Gotteshaus ist, das ebenso gut seine Lieb-
ichkeit verlangt, wie das Haus des Patrons und Pfarrers und
Kirchenvorstehers.

(Schluß folgt.)

Nachrichten.

Holstein.

Altona, den 10. März 1857.

Die Nr. 15 des Februarheftes der Ev. K. Z. hat einen Cor-
espondenzartikel aus Lauenburg gebracht, welcher einige Worte der
ntgegnung als unerläßlich erscheinen läßt. Derselbe erhebt wider
as Königl. Ministerium für die Herzogthümer Holstein und Lauen-
urg die Anklage, daß es einen Angriff auf die kirchliche Verfassung
auenburgs beabsichtige, und zwar soll diese Absicht aus der Aller-
nterthänigsten Vorstellung erhellen, durch welche das Ministerium die
iedersetzung einer gemeinsamen geistlichen Commission für die Herzog-
hümer Holstein und Lauenburg zur Einreichung von Vorschlägen für
eformen in der Kirchenverfassung der genannten Landestheile Aller-
öchsten Orts beantragt hat.

Die Intention des Ministeriums geht im Allgemeinen offenbar
uf ein Zwiefaches: einmal, daß reformirt werde, was in dem Kirch-
esen beider Herzogthümer der Reform bedarf, und sodann, daß zwischen
en Evangelisch-Lutherischen Landeskirchen eine größere Annäherung,
ls sie bisher stattgefunden, herbeigeführt werde.

Daß Reformen nöthig sind, sowohl in Holstein wie in Lauenburg,
t außer Frage. Vielleicht mag die Holsteinische Landeskirche noch
nige Desideranda mehr haben, als die Lauenburgische, aber sie haben
eren Beide zur Genüge. In Holstein fehlt es vor allen Dingen an
nem collegialisch zusammengesetzten kirchlichen Verwaltungsorgan;
olstein leidet seit mehr als einem halben Jahrhundert an dem Ge-
rechen eines matten, theilweise eudämonistischen Landeskatechismus
nd eines verwässerten Gesangbuchs; es wäre für Holstein, wenn auch
icht eine bis ins geringste Detail ausgeführte und dann aufgezwun-
ene Liturgie, doch eine das Wesentliche enthaltende und vorschreibende
iturgische Norm wünschenswerth. Lauenburg dagegen besitzt zwar an

seiner vortrefflichen Kirchenordnung einen Schatz, dessen Werth Niemand in Abrede stellen und den auch Niemand antasten wird, allein trotz der Kirchenordnung hatte sich in Lauenburg der Rationalismus so gut wie in Holstein zu seiner Zeit auf die Kanzeln gedrängt, ist Subjectivität genug in die Gottesdienstordnung und die Verwaltung der Sacramente eingedrungen, hat man länger als in Holstein das Joch eines jedenfalls noch schlechteren Katechismus getragen, und ein Gesangbuch unverändert gelassen, welches zwar im Ganzen viel mehr bessere Elemente als das Holsteinische, aber doch auch sehr viel Ballast enthält. — Wenn nun die Lauenburgische Kirchenordnung von 1585 diese Mängel nicht hat abwehren können, so wird es doch wenigstens denkbar sein, daß eine Reform, nicht Aufhebung der gegenwärtig bestehenden Kirchenverfassung sich als wahrhaft segensreich erwiese, wie sie ja z. B. dazu dienen könnte, etwanige schädliche Einflüsse der späteren Landesgesetzgebung zu paralysiren und die alte Kirchenordnung auch in den Gliedern ihres Organismus, welche factisch erstorben sind, wieder neu zu beleben.

Also Reformen sind Bedürfniß für beide Landeskirchen. Selbstverständlich müssen dieselbigen jedoch reiflich erwogen und berathen werden. Es scheint, als wären wir dem Ministerio großen Dank dafür schuldig, daß es zu solcher Berathung und Erwägung Gelegenheit geben will.

Aber dies soll nun durch eine für beide Herzogthümer gemeinsam zu ernennende geistliche Commission geschehen. Es ist nicht zu läugnen, daß sich hierin der Wunsch ausspricht, es möchte eine größere gegenseitige Annäherung der beiden Landeskirchen stattfinden.

Sollte dieser Wunsch denn etwas so gar Schlimmes und Abominables sein? Ist denn Gemeinsamkeit auf kirchlichem Boden ein so unerträgliches Uebel? Ist es denn ein so exorbitantes Begehren, daß zwei Landeskirchen, beide Evangelisch-Lutherischer Confession, beide unverwirrt durch unionistische Versuche, unter Einem Summepiscopate stehend, Eine und dieselbe Sprache redend, auch nur einmal den Versuch machen, ein wenig von ihrer herkömmlichen gegenseitigen Entfremdung nachzulassen? Daß sie, wenn nun einmal, was nicht geläugnet werden kann, die Zeit für wichtige Reformen gekommen ist, auch darauf den Blick richten sollen, ob es denn nicht möglich sey, künftig Einen und denselben kirchlichen Katechismus, Ein und dasselbe Kirchengesangbuch, so wie im Wesentlichen Uebereinstimmung in der Ordnung des Gottesdienstes und in der Verwaltung der Sacramente in beide Herzogthümer einzuführen? Ja wäre es so entschieden zurückzuweisen, wenn sich etwa für die künftigen Organe beider Landeskirchen die Aussicht eröffnete, daß sie in allen das Interesse der Kirche betreffenden Fragen und Verhandlungen in einen näheren amtlichen Verkehr mit einander treten könnten, ohne daß dadurch der individuellen Besonderheit jeder derselben zu nahe geschähe?

Es scheint dies Alles vielmehr sehr wünschenswerth zu sein, so daß die Absicht des Ministeriums, eine gemeinsame geistliche Commission für beide Herzogthümer zu ernennen, wohl mit Freuden begrüßt werden könnte, zumal die Commission ja nicht an Rechten rütteln, sondern nur Vorschläge machen und Gutachten abgeben soll.

Dennoch ist eben die Gemeinsamkeit der Berathungen vor allem der Stein, an welchen der Correspondent aus Lauenburg sich stößt. Für jedes Herzogthum eine besondere Commission, das möchte gehen, aber eine gemeinsame ist unerträglich. Die Thatsache dieser Gemeinsamkeit ist, abgesehen von allen Resultaten der gemeinsamen Berathung,

das schlechthin Verwerfliche. Man muß verwundert nach dem Grunde solcher Antipathie fragen, und der Verfasser des Artikels hält auch nicht damit hinter dem Berge. Das ist der Grund: Lauenburg ist gesund, und Holstein ist krank! Und der kranke Theil wird den gesunden mit seinem Krankheitsstoff inficiren.

Allerdings stünde es recht schlimm mit der Lauenburgischen Landeskirche, wenn es mit ihrer geistlichen Gesundheit nicht besser bestellt wäre als mit derjenigen, welche sich in solcher Redeweise zu Tage legt. Fast könnte es den Anschein gewinnen, als lege es der Verfasser des Artikels absichtlich darauf an, durch eine solche Gegenüberstellung beider Herzogthümer, so wie durch die gehässige Hinweisung auf Rebellion dort, fromme Artigkeit hier die Gemüther möglichst zu erbittern, damit doch nur aus der Gemeinsamkeit Nichts werde. Denn jener widerwärtigen Selbstüberhebung und diesem ganz unmotivirten Aufreißen alter Wunden geht auch nicht Ein Zeichen brüderlicher Liebe und Zuneigung versöhnend zur Seite. Das Urtheil hierüber überlasse ich seinem Gewissen. Aber das halte ich für meine sogar amtliche Pflicht, daß ich an demselben Orte, wo er gegen Holstein öffentlich gesündigt hat, mich mit ihm vor den Herrn stelle und ihn strafe wegen seiner Sünde. Nicht deßwegen, daß er gesagt hat, Holstein sey krank, — das wissen wir wohl, daß wir krank sind, und daß wir ohne die Gnade des Herrn Jesu todt wären. Aber daß er, um Lauenburg und Holstein geschieden zu halten, die Holsteinische Landeskirche mit unverdienter Schmach bedeckt, das muß gestraft werden. Ohne alle Scheu vor dem, der da recht richtet, hat er es gewagt, er, der wohl weiß und wissen kann, wie Vieles in Lauenburg todte Form ist, und wie es dort trotz der Kirchenordnung in den Gemeinden, Häusern und Herzen aussieht, der aber die Holsteinische Landeskirche und ihre Gemeinden schwerlich kennet, die ganze ehrenwerthe Geistlichkeit einer großen Kirchenprovinz vor allen Lesern der Ev. K. Z. an den Pranger zu stellen, indem er schreibt: „notorisch ist alle kirchliche Ordnung in Holstein aufgelöset, es fehlt jegliche Lehrzucht und Alles ist versunken in Subjectivismus.“ Das ist eine Unwahrheit, — Gott gebe, daß es keine wissentliche sein möge! Zwar ist es mir nicht unbekannt, in welchem Umfange und mit welcher Macht und Gewalt auch in unsern Gemeinden der Feind unseres Heils die Seelen Vieler in dem Banne des Unglaubens und der Gottentfremdung hält, aber ich weiß es auch, daß vielleicht in keiner Kirchenprovinz, auch in Lauenburg nicht, eine bessere Miliz unter der Fahne des Herzogs unserer Seligkeit wider ihn auszieht und einen guten Kampf kämpft. Es mag wahr sein, daß in Lauenburg mit Hülfe der noch geltenden Kirchenordnung der Rationalismus mehr als in Holstein durch gesetzlichen Zwang aus dem Vordergrunde gedrängt worden ist. Aber es kommt eben darauf nicht an, wenn nur das Resultat dasselbe ist, daß die Mehrzahl der Prediger inmitten des kirchlichen Glaubens steht, wie das in Holstein der Fall ist. Und jedenfalls ist es noch die Frage, welche Wirkung auf diesem Gebiete die tiefere und nachhaltigere ist: ob die durch gesetzliche äußere Zucht oder ob die durch die freie Macht des Willens erzielte, durch welche „notorisch“ seit 1817 in Holstein mehr und mehr innere „Lehrzucht“ geübt und Kirchenordnung, wenn auch nicht in gesetzliche Fassung gebracht, doch in vielfältiger Vorarbeit theils factisch hergestellt, theils vorbereitet worden ist. Aber die Holsteinischen Geistlichen — denn sie sind doch gemeint — sind ja „in Subjectivismus versunken“! Dieser schmachvolle Vorwurf, welcher, wider einen Einzelnen erhoben, stringenten Nachweis verlangt, wird hier ohne Bedenken gegen die Geistlichkeit der ganzen Holsteinischen Landeskirche geschleudert. Hier muß ich fragen: wie kann der Mann also reden, wenn er die Holsteinischen Geistlichen der Mehrzahl nach gar nicht kennt? Und noch viel dringender: wie kann er sich so aussprechen, wenn er sie kennt? wenn er weiß, eine wie große Anzahl trefflicher Männer, fest wurzelnd im kirchlichen Bekenntnisse, erleuchtet durch wissenschaftliches Streben im heiligen Geiste, der Gemeinde des Herrn Jesu und Seinem Dienste an ihr täglich all' ihre Kraft und Arbeit widmet? Daß es hier so steht, weiß ich und kann es wissen, und daher empört es mich, daß in so selbstgerechter Weise über diese Geistlichkeit abgeurtheilt wird. Freilich will ich das nicht in Abrede stellen, daß die freiere Entwicklung, welche das kirchliche Leben bei uns genommen hat, eine reichere Entfaltung der Individualität hat mit sich bringen müssen. Aber ich weiß auch, daß wohl spinozistische Speculation dahin kommen kann, die Subjectivität und Individualität von der Macht des Objectiven absorbiren zu lassen, nicht aber das theuerwerthe Evangelium Gottes, welches sie conservirt und heiligt. Unser Harms war sehr subjectiv, aber ich möchte dem Correspondenten wohl etwas von der Freiheit seiner Objectivität wünschen. Unser Forchhammer in Flintbeck, gestorben im vorigen Herbste, war ein sehr origineller Mann, aber ich möchte den Verkläger der Holsteinischen Geistlichkeit ersuchen, einmal seine Flintbecker Gemeinde anzusehen und sich davon zu überzeugen, wie die objective Macht des lauteren Evangeliums sich durch dieses Werkzeug zur Ehre Gottes kundgegeben hat.

Immerhin also, — wir sind wohl krank, wer mag es läugnen? Aber durch Gottes Gnade ist uns der Keim der Gesundheit wieder gegeben durch sein lauteres Wort, welches bei uns geprediget und durch seine heiligen Sacramente, welche bei uns schriftgemäß verwaltet werden. Und Lauenburg ist auch krank, aber es ist durch dieselbe Gnade Gottes in der Genesung begriffen. Warum denn sollten Lauenburg und Holsteiner nun nicht mit einander zusammentreten können vor dem Angesichte des Herrn, um sich unter gemeinsamer Anrufung Seines Namens zu berathen über das, was zur ferneren, rascheren Genesung dienen mag? Hat Lauenburg Erfahrungen mehr als wir von dem Segen und der Bedeutung objectiver Ordnungen, wohlan, so diene es uns durch Vermittelung der Commission mit dieser Gnadengabe; hat Lauenburg Rechte, die wahre geistliche Güter sind, und die wir nicht haben, so möge es uns helfen, sie zu erringen! Was aber in den diesseitigen und jenseitigen Zuständen sich als gegen die Gemeinsamkeit spröde erweiset, das wird getrennt bleiben müssen und bleiben. Nur fort mit jener verzagten Angst vor jeder Berührung, die wirklich wohl Zeichen eines bedenklichen Separatismus, nicht aber die Frucht und Bewährung muthigen Glaubens ist. Die Commission wird und kann die Rechte der Lauenburgischen Landeskirche nicht antasten.

Koopmann, Bischof für Holstein.

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz. Druck von Trowitzsch und Sohn.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1857. Mittwoch den 8. April. № 28.

Die geschichtliche Bedeutung des Klosterwesens.

Ein Vortrag auf Veranlassung des Evangelischen Vereins in Berlin am 2. März 1857 gehalten von Professor Dr. Adolf Wuttke.

Das christliche Leben ruht auf dem Gedanken, daß der Mensch in seiner natürlichen Wirklichkeit nicht in seiner Wahrheit ist, sondern kraft der Sünde in einem gottwidrigen Zustande, daß er ein anderer werden müsse, nicht durch eine bloß natürliche Entwickelung seiner ursprünglichen Anlage, sondern durch ein nicht in ihm von Natur schon vorhandenes, vielmehr durch Gnade in ihn gekommenes göttliches Princip, durch eine wesentlich neue Lebenskraft, so daß der Mensch aus einem gottentfremdeten unheiligen Wesen, aus einem Kinde der Sünde ein Kind Gottes werde. Es ist der Gegensatz zwischen Fleisch und Geist, zwischen Sündlichem und Heiligem, in welchem sich die gesammte sittliche Lebensentwickelung bewegt, die jenes überwinden, dieses herausbilden soll. Sie ist also nicht eine unbewußte, von selbst sich vollbringende, so daß sich der Mensch nur gehen zu lassen brauchte, nicht wie die Entwickelung einer Pflanze aus einem schon alles Künftige in sich bergenden Keime heraus, sondern in den wilden Oelbaum soll ein edles Reis eingesenket und die faulen Zweige abgehauen werden; und nicht durch eine magische augenblickliche That kann das Neue vollkommen verwirklicht, die sündliche Natürlichkeit nicht mit einem Schlage vernichtet werden, sondern durch ein ganzes geistlich-sittliches Leben, durch einen stetigen Kampf, und Niemand wird gekrönet, er kämpfe denn recht. Nicht lieben die sündliche Welt, sondern sie hassen und bekämpfen und Alles, was gottwidrig ist, draußen sowohl in der uns umgebenden Welt als in und an uns selbst, aus Liebe zu dem, der uns zuerst geliebet, — dies ist die Grundlage alles christlichen Lebens. Welche aber Christo angehören, die kreuzigen ihr Fleisch sammt den Lüsten und Begierden. Soll der neue Mensch wirklich werden, so muß der alte Mensch sterben; soll der Mensch frei werden in Christo, so muß er frei werden von der Welt der Sünde, und seine gesammte sittliche Entwickelung ist eine fortschreitende Befreiung; — Befreiung von der Macht der Sinnlichkeit, die durch die Sünde eine Herrschaft gewonnen hat in dem Menschen und die da gelüstet wider den Geist, — die Erziehung zur Geistigkeit; — Befreiung von der Macht der Zerstreuung, die den Menschen vor sich selbst verbirgt und das Ewige ihm hinter das Eitle versteckt, — Erziehung zur Sammlung des Geistes in sich und in Gott; — Befreiung von der Macht der Selbstsucht des sich stark fühlenden Einzelwesens, das sich nicht unterwerfen will unter die heiligen Ordnungen Gottes in der Familie, im Staat und in der Kirche, — Erziehung zum selbstverläugnenden Gehorsam.

In der ältesten Kirche waren alle Seiten des christlichen Lebens noch in vollkommenem Einklang; der Gedanke, daß der Mensch brechen und kämpfen müsse mit der sündlichen Welt, brauchte hier nicht in äußerlicher Weise künstlich verwirklicht zu werden; die sündliche Welt stieß die Christen selbst zurück, machte ihnen in Haß und Verfolgung kund, daß zwischen Christo und der Welt keine Gemeinschaft seyn könne; die Welt hatte dies wohl begriffen. Obgleich also auch in der ersten Kirche die Christen das ernste Streben hatten, den weltlichen Lüsten zu entsagen, das Fleisch zu unterwerfen unter den Geist, — obgleich auch da Fasten und leiblich sich bereiten wohl galt als eine feine und äußerliche Zucht, als Vorbereitung zum Gebet, besonders in der Zeit der Erinnerung des Leidens Jesu, — obgleich ob der Drangsal der Zeit für die Boten des Evangeliums die Entsagung auf das Familienleben vielfach eine sittliche Forderung und ein Verdienst war, und obgleich selbstverleugnender Gehorsam gegen die rechtmäßigen geistlichen Führer der Gemeinden als hohe christliche Tugend galt, so suchte man dennoch in allem diesem nicht eine besondere Heiligkeit, welche über das von Gott Geforderte hinausginge, am wenigsten legte man solche Entsagung als ein willkürlich geordnetes, für das ganze Leben verpflichtendes Gelübde auf. Der Gedanke einer zweifachen Tugend, der einen für die Christen überhaupt, der andern für eine freiwillig gewählte, von Gott nicht geforderte, aber dennoch ihm angenehme und verdienstvolle Heiligkeit ist dieser Zeit noch völlig fremd; was der Christ seyn sollte, das sollte er auch ganz seyn. Und als die ketzerischen Montanisten in der zweiten Hälfte des zweiten Jahrhunderts für die wahren Christen als geistliche Menschen im Unterschiede von den bloßen Seelenmenschen ein sehr strenges Fasten als hohe Tugend forderten, die zweite Ehe verboten, die Ehelosigkeit selbst als be-

sondere Heiligkeit priesen und Verachtung alles Irdischen zum Wesen der christlichen Sittlichkeit machten, — also ganz im Geiste des späteren Mönchthums, da wurden diese Lehren von der Kirche entschieden gemißbilligt und als Ketzerei betrachtet.

Als aber jene Harmonie des kirchlichen Lebens allmälig verschwand, traten die verschiedenen Elemente einseitig auseinander, das christliche Leben in der Welt und der christliche Kampf gegen die Welt. Indem mit der größeren Ausbreitung des Christenthums viele unlauteren weltlichen Elemente in die Kirche selbst eindrangen und die Kirche immermehr verweltlichte, traten die von der Welt sich sondernden Frommen, die Asketen, schärfer hervor; vorher war das gesammte Leben der Christen eine fromme Entsagung; als methodische Selbstpeinigung erscheint dieselbe erst seit der fortschreitenden Verweltlichung der Kirche. Im vierten Jahrhundert fand die in Alexandrien aufgetauchte Lehre, daß der Kreis der christlichen Pflichten ein beschränkter sey, und der Mensch in der Heiligkeit mehr thun könne, als Gott von ihm fordere, daß der, welcher Alles gethan habe, was er zu thun schuldig sey, nach Christi Ausspruch nur ein unnützer Knecht sey, während der, welcher freiwillig mehr thue als dies, ein frommer und getreuer Knecht sey, im Morgenlande immer mehr Anklang, und die eigentliche Heiligkeit fand man nun in Vollbringung solcher Entsagungen und Selbstpeinigungen, die Gott nicht wirklich von dem Menschen fordert, und es wurde somit durchweg anerkannt, daß diese Selbstpeinigung eine ohne göttliche Vorschrift selbstgewählte sey, und dies ist der Anfang des in die bisherige treu evangelische Kirche eintretenden unevangelischen Geistes.

Der Grund des Mönchthums liegt also in einer irrigen Auffassung der an sich wahren christlichen Weltentsagung; die Veranlassung zum ersten Auftreten desselben war eine äußerliche. In den Christenverfolgungen unter dem Kaiser Decius in der Mitte des dritten Jahrhunderts flüchteten sich Aegyptische Christen in die Wüsten und lebten dort lange Zeit ohne Berührung mit der übrigen Welt. Die Welt hatte sie ausgestoßen, nun stießen sie die Welt zurück, und erst über ein halbes Jahrhundert später wurden diese Einsiedler durch Antonius, der sie zu einem mehr gemeinsamen Leben vereinigte, und als der eigentliche Gründer des Klosterlebens zu betrachten ist, der Welt bekannter. Sein Schüler Pachomius richtete um 340 auf einer Nilinsel ein Klosterleben mit systematischer Ordnung ein. In vielen, nahe bei einander gebauten Häusern, deren jedes unter einem Prior stand, die zusammen einem Abbas oder Abt, d. h. Vater, untergeordnet waren, lebten Tausende von Mönchen, zu drei oder vier in einer Zelle, zu strengem Gehorsam gegen ihre Vorgesetzten verpflichtet. Derselbe gründete auch das erste Nonnenkloster. Bald bildeten sich, von der entschiedenen Volksmeinung begünstigt, welche die Mönche als Heilige verehrte, viele ähnliche Klöster in Syrien, Palästina und dem übrigen Westasien, anfangs in Wüsten und Wäldern, später auch in der Nähe der

Städte. Die Beschäftigung bestand in geistlichen Uebungen und Handarbeiten, Pflicht war strenge Einsamkeit und vielseitige Entsagung. Es ist nicht Zufall, daß das Mönchsleben grade in Aegypten entstand, welches in lebhaftem Verkehr mit Indien war; Geist und Gestaltung des ersten Mönchslebens zeigt so vielfache und auffallende Verwandtschaft mit der Indischen Selbstpeinigung und dem Buddhistischen Klosterleben, daß wir eine fördernde Einwirkung Indischer Vorstellungen auf die verwandten der christlichen Asketen mit hoher Wahrscheinlichkeit annehmen müssen, ohne aber darin ihren eigentlichen Grund zu finden.

In dem Mönchsleben haben wir ein wesentlich neues, nicht aus der apostolischen Zeit überkommenes Element der christlichen Kirche. Als das Martyrium nicht mehr die Christen suchte, suchten die Christen das Martyrium; an das Ende des Märtyrerthums schließt sich der Anfang der Selbstmarter. Leiden um Christi willen galten schon immer als hohes Verdienst, und die treuen Märtyrer als Heilige; man begann nun die Märtyrer um ihre Krone zu beneiden und suchte eine solche sich selbst zu flechten, wollte den Charakter der Heiligkeit durch methodische Selbstpeinigung erringen, und sehr bald, in dem ersten Begeisterungsrausch des neuen Gedankens, gerieth man in Ausschreitungen, welche die Kirche selbst sehr entschieden verwarf und die nur von dem Beifall des bewundernden Volkes getragen wurden. So der bekannte Säulenheilige, Simeon, der seit 420 in der Nähe von Antiochia jahrelang auf einer 36 Ellen hohen Säule stand, und der auch Nachahmer fand. Das hohe Ansehen und der große Einfluß der neuen Heiligen beim Volke, welches durch das überflüssige Verdienst derselben selbst geistlichen Gewinn zu ziehen vermeinte, erfüllte sie vielfach mit einem Hochmuth, daß sie selbst Hieronymus, ihr eifriger Vertheidiger, darüber bitter beklagt. Sie traten, gegenüber den Bischöfen und Geistlichen, wie die Propheten des alten Bundes, mit einer selbsterrungenen höheren Auctorität auf, mischten sich unberufen in kirchliche Angelegenheiten, in Lehrstreitigkeiten, verachteten auf Grund ihrer Heiligkeit die kirchlichen Ordnungen, griffen bei ihrem gewöhnlichen Mangel an theologischer Ausbildung ebenso kühn als fanatisch und roh in das kirchliche Leben ein und verirrten sich sogar nicht selten in gefährliche Ketzereien.

Diesen widerkirchlichen Charakter des Mönchsthums müssen wir genau ins Auge fassen. In der Kirche galt von Anfang an der bestimmte Auftrag, das geordnete Amt, welches von Christus an die Apostel, von den Aposteln an die Bischöfe und Presbyter übertragen war; der Einzelne hatte keinen Beruf an sich und durch sich, sondern durch die Kirche; das Christenthum kann nur und nirgends die selbstgeschaffene Macht des starken Subjektes den Cultus des Genies anerkennen; Recht und Macht hat in der Kirche nicht, wer es sich selbst nimmt, sondern wem es von der Kirche gegeben ist, und diejenigen, welche auf das Recht des starken Geistes pochten, sind von Anfang an als Rottengeister verworfen worden. In dem Mönchthum tritt ein wesentli-

nderes Element auf; es ist das religiöse Genie, das starke einzelne Subjekt, welches sich auf eigene Berufung hin ein Recht in der Kirche schafft; und sein hohes Ansehen in der Kirche hatte der Mönch nicht von der Kirche, sondern von sich selbst und von der ihm entgegenkommenden öffentlichen Meinung der Massen. Wie die vom Geiste Gottes berufenen und erfüllten Propheten des alten Bundes im Unterschiede von den geordneten Priestern als unmittelbare Verkündiger des göttlichen Willens auftraten, so traten mit ähnlichen Ansprüchen, aber vom eigenen Geiste berufen und erfüllt, die von der Kirche nicht berufenen und geordneten, dem Laienstande angehörigen Mönche der geordneten Geistlichkeit gegenüber als die höhere Macht, als religiöse Heroen auf. Nicht aus dem Clerus und nicht aus der geordneten Kirche ist das Mönchthum entstanden, sondern neben der Kirche und ohne sie, ist aber in sie hineingewachsen, eine frei erwählte besondere Heiligkeit jenseits der wirklichen Kirche. Die Kirche selbst hat es mit der Welt zu thun, hat nicht bloß gegen die ungöttliche Welt außer ihr zu kämpfen, sondern hat diese vor ihrer letzten Vollendung auch immer noch einigermaßen in sich selbst, unheilige Elemente, die erst allmälig zu höherer Heiligung hinangebildet werden sollen. Das Mönchthum will aber eine Gemeinde von lauter Heiligen seyn, will alles Weltliche von sich abgestreift haben, gewissermaßen ein geistlicher Spiegel, ein ideales Vorbild für die Kirche seyn; es ist eine natürliche und keineswegs ganz unberechtigte Gegenströmung gegen die Verweltlichung der Kirche. Es ist ein inneres Entwickelungsgesetz des geschichtlichen Lebens, daß die zu einem Gesammtleben gehörigen Elemente immer vorhanden seyn müssen; bilden sie nun nicht, wie es seyn soll, ein harmonisches Ganze, so treten sie schroff und feindselig auseinander und nehmen dadurch einen krankhaften, ausschweifenden Charakter an. Jemehr ein Volk wahrhaft geistlich, um so weniger tritt das geistliche Leben als ein abgesondertes und überspanntes auf; als aber das Volk und die Kirche überhaupt ungeistlich wurde, trat schroff und krankhaft die Gegenströmung des Mönchslebens auf und wurde so zu einer Anklage gegen die wirkliche Kirche.

Das hohe Ansehen der frommen Mönche war nicht das eines übertragenen Berufes, sondern war ein selbsterrungenes; das Volk erhob sie zu Heiligen, und nur zögernd und bedenklich folgten allmälig die Geistlichen dem Strome der öffentlichen Meinung. Was den Griechen und Römern die kriegerischen Helden, der Neuzeit die Genies und die Virtuosen, das waren jener Zeit die mönchischen Heiligen, die Helden der Weltentsagung und Selbstpeinigung. Zum Heiligen wurde der Mensch nur durch vollkommene Selbstverleugnung, durch Abstreifen alles dessen, was Ich und Mein, Genießen und Haben, was Macht und Eigenthum und Eigenthümlichkeit der einzelnen Persönlichkeit heißt, so daß zuletzt von derselben eigentlich nichts übrig bleibt, als der bloße Begriff des Christenmenschen, die Idee des Heiligen, der Geist ohne Leib, der Mensch Gottes ohne natürliche Einzelheit, ein bloßes reines Exemplar eines Heiligen, die namenlose und selbstlose Erscheinung des Geistes der Frömmigkeit; und das Mönchsleben hieß allgemein ein Engelleben, ein himmlisches Leben.

Wir haben also in dem Mönchsleben ein Zwiefaches festzuhalten, einmal: die Selbstberufung zur Heiligkeit ohne Auftrag und Ordnung der Kirche, dann aber die Verflüchtigung alles Natürlichen und Individuellen am Menschen, um den Heiligen als das reine Gold herauszubilden. Die Kirche selbst in ihren rechtmäßigen Organen verhielt sich in der ersten Zeit eher mißbilligend als fördernd zum Klosterleben, und dessen Uebertreibungen wurden entschieden verworfen; sie fallen nicht der Kirche zur Last, es war das rohe Volk, welches sie pries und erhob.

(Fortsetzung folgt.)

Unsere Gotteshäuser.

(Schluß.)

Es hat aber die würdige Darstellung des Gotteshauses weitgreifende Folgen auch für die Gemeinde. Wir wollen zunächst nur auf ein rein menschliches, man könnte sagen politisches Moment verweisen. Mit Recht hat man darüber Klage geführt, daß die Menschen dieser Zeit sich immer mehr isoliren, nur für das Eigene im engsten Sinn des Wortes ein Interesse haben: der gemeinsamen Angelegenheiten, die alle beschäftigen, an denen alle Theil nehmen, sind immer weniger geworden: für alles das, was nicht den eigenen Hof und das eigene Haus angeht, läßt man den Staat sorgen oder besorgt es gar nicht. Es hängt damit zusammen, daß in erschreckender Weise ein kosmopolitischer Zug auch das Volk zu beherrschen angefangen hat, eine Heimathlosigkeit, die überall zu Hause ist, wo Geld verdient wird. Bietet doch auch die Gemeinde wenig oder nichts, an dem der Einzelne seine Freude und sein Wohlgefallen hätte, durch das er demnach gebunden würde. Eine liebliche Kirche (mit lieblichen Gottesdiensten) ist solch' ein Punkt, an den und durch den das Gemüth gefesselt wird. Wir selbst haben einen armen Mann, der seine Gemeinde, welche ein neues, schönes Gotteshaus besaß, verlassen mußte, sagen hören: der Abzug würde ihm nicht schwer werden, wenn nur die liebliche Kirche nicht wäre, und daß er die nicht mitnehmen könne, sey ihm bitterleid. Wenn irgendwo bei unsern plattgetretenen Zuständen noch eine Stelle ist, an dem der Rest eines gesunden, christlichen Volkslebens sich halten und neu beleben kann, so ist es die Kirche und auch das Kirchengebäude und die damit zusammenhängenden kirchlichen Sitten und Gebräuche.

Auch das wollen wir nur andeuten, wie durch bessere Sorge für die Gotteshäuser das Bewußtseyn im Volk geweckt wird, daß die Kirche etwas werth, ja viel werth ist, daß die An-

schauung, nach der man sich die 2 Stunden am Sonntag wohl behelfen könne, eine Mißachtung des Herrn ist. Weitverbreitet ist der Gebrauch, daß in die Opferbecken an den Kirchen die geringsten Münzen geworfen werden. Hat man ein Geldstück, das im öffentlichen Verkehr keinen Cours mehr hat, so heißt es: gib es auf das Opferbecken oder in den Klingelbeutel. Das ist sehr bezeichnend. Das Gute für mich, das Schlechte für den Herrn, das schöne Haus für das Geschöpf, das schlechte für den Schöpfer. Durch die That muß bewiesen werden, daß dem doch nicht so ist. Das predigt die Kirche, welche wirklich ein Gotteshaus ist, täglich der Gemeinde.

Vor allem aber ist von Bedeutung, daß die Erbaulichkeit des Gottesdienstes gefördert wird. Das liegt so sehr auf der Hand, daß es kaum einer weiteren Ausführung bedarf. Es vergeht dem Geistlichen wirklich oft, wie wir aus eigener Erfahrung wissen, die Lust, in solchen Räumen, die alle Sinne und die Seele dazu beleidigen, zur Ausführung einer würdigeren Feier vorzugehen. Der aufwirbelnde Staub, das Stoßen und Drängen der Versammelten, Zugwind, Klappern des Gestühls und Klirren der Fensterscheiben, das alles ruft ihm zu: „mach' schnell", und der Gemeinde: „komm spät und geh früh." Darum zum Theil das Zerrbild von Liturgie in vielen Gemeinden, das Zerrbild von Sacramentsfeier, sofern hier die äußere Seite derselben in Betracht kommt, der jammervolle Gesang, den der Cantor mit den Schulknaben beginnt, zu dem nach und nach aus Ecken und Winkeln (Hühnerstiege hieß in der Kirche meiner Jugend sehr bezeichnend solch' ein Winkel in der Höhe) sich Stimmen gesellen und den ein Rest von Orgel begleitet. Das sind nicht deine schönen Gottesdienste, Herr Zebaoth. In einer würdig gehaltenen Kirche aber liegt eine zwingende Macht; das Geziemende, was sie hat, zwingt zum Geziemenden, das Anständige zum Anständigen, das Schöne zum Schönen. Es wird die Lust erweckt, in dem schönen Raume nun auch alles Andere schön zu gestalten, Ordnung zu halten, Reinlichkeit, das Gegentheil wäre nicht mehr zu der Umgebung passend; der Gemeinde wird es wohnlich im Gotteshause, es wird ihr eine liebe Stätte.

Es liegt das Alles zu sehr auf der Hand, als daß wir noch etwas hinzuzusetzen brauchten. Nur das sey noch gesagt, daß in einer Zeit, in der die Welt- und Privatbauten immer prächtiger werden, es eine Schande für die Kirche seyn würde, wenn sie nur elende Hütten besäße.

In welcher Weise eine Verbesserung dieser Seite unseres kirchlichen Lebens anzubahnen und zu bewerkstelligen sey, darüber könnte aus der Erfahrung manches mitgetheilt werden. Wie in allen andern kirchlichen Dingen, so ist auch hier der Geistliche die Hauptperson. Der Zustand der Kirchen ist ein treues Abbild des Zustandes der Geistlichkeit. Der Geistliche muß durch Wort und That anfassen. Einen Geistlichen sah die Gemeinde oftmals auch an Werkeltage in die sehr verkommene Kirche gehen und dort selbst Hand anlegen. Das erregte Aufmerksamkeit und wirkte auch — unbeabsichtigt. Helfende Arme und Geld wurden bald angeboten. In einer andern Gemeinde waren Kirche und Pfarrhaus in gleich desolaten Umständen; der Pfarrer wurde gefragt ob nicht der Bau seines Hauses zuerst vorgenommen werden sollte. „Zuerst der Bau der Kirche", war seine Antwort. Wir müssen zeigen, daß nicht bloß unsere Aecker und Häuser uns am Herzen liegen, sondern mehr noch das Haus des Herrn, daß wir ein persönliches Interesse daran nehmen. Und dazu muß das Wort hinzukommen. Es muß der Gemeinde gesagt werden, was seyn sollte und und seyn könnte, wenn der rechte Sinn nur vorhanden wäre, wie anders der Gottesdienst sich gestalten würde, wenn das und jenes nicht wäre, oder das und jenes wäre, was die Kinder des A. Bundes und unsere Väter zu Gottes Ehre gethan u. s. w. Der Stellen sind ja viele, die denen angefaßt werden kann. Ist das rechte Bewußtseyn erst geweckt (es geht meist nicht anders, als durch das opfernde Vorangehen des Geistlichen), so wird auch die That folgen und immer größere Lust zu weiteren Thaten. Das ist ja in andern Dingen nicht anders.

Die alten Meister oder Stifter von Bildern und andern Werken zu Gottes Ehre liegen knieend unter dem, was sie schufen; das ist die Stellung, die der evangelische Christ zu allem, was er thut, einnehmen soll. Das in der Gemeinde zu betonen, soll auch nicht vergessen werden.

Nicht allein in das Pfarr- oder Gutshaus oder in den Gärten sollten die Besitzer den Fremden mit Freuden führen können, um ihm vielerlei Schönes zu zeigen; so müßte es seyn, daß sie ihm mit Herzenslust das Gotteshaus zeigen dürften. Jetzt müssen sie sich desselben meistens schämen. Vielleicht trägt das Vorstehende dazu bei, daß hier und dort die Augen aufgehen und Hand angelegt wird, damit Thaten kommen. Dann ist der Zweck erreicht. —

Alte Bücher erzählen, daß bei Gründung eines Klosters im unwegsamen Lande die Mönche zuerst den Platz zum Gotteshause absteckten und bauten, ehe sie an ein eigenes Obdach dachten. Lernen wir von diesen Mönchen.

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz. Druck von Trowitzsch und Sohn.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1857. Sonnabend den 11. April. № 29.

Die geschichtliche Bedeutung des Klosterwesens.

(Fortsetzung.)

Für die Kirche bedeutsam wurde das Mönchthum erst, als das ursprünglich vorherrschende Einsiedlerleben in ein wirklich gemeinsames, geregeltes Klosterwesen überging, und die wilden Wasser der ersten ungeordneten Bewegung in ein geordnetes Bett geleitet wurden. Bei den einzelnen Einsiedlern überwog entschieden das rein subjektive Element; sie folgten keiner äußeren, bestimmten Auctorität, sondern übten die Weltentsagung im Einzelnen nach eigenem Gutachten und verfielen daher nicht selten in wunderliche Ausschreitungen. In dem gemeinsamen Kloster aber endet diese Willkür; der einzelne Mönch ist nicht mehr sein eigener Gesetzgeber, nicht mehr der Erfinder und Vollstrecker einer besonderen Methode der Weltentsagung, sondern die Methode wird zu etwas Gemeinsamem, welches über dem Einzelnen steht, wird zur Regel. Ein Heiliger stellt sie in seinem Vorbild hin, und die Andern unterwerfen sich in Demuth, und die vielen Mönche derselben Regel sind nur die möglichst gleichartigen Copieen eines heiligen Originals. Die freiwillige und völlige Unterwerfung unter eine fremde Regel und deren Hüter ist ein neues und sehr wesentliches Element des Klosterwesens. Der unbedingte Gehorsam, — nicht etwa gegen das göttliche Gebot, — denn diesem müssen sich alle Gläubige unterwerfen, und solcher Gehorsam wäre nicht willkürlich erwählt, also nicht überverdienstlich, — auch nicht gegen die von Gott eingesetzten, kirchlichen Ordnungen und deren Vollstrecker, denn auch solcher Gehorsam wäre nicht ein selbsterwählter, sondern der Gehorsam gegen eine außer der kirchlichen, also nothwendigen Ordnung stehende, willkürlich aufgestellte und willkürlich ergriffene Regel und deren Vollstrecker steigert die Weltentsagung zur völligen Selbstentsagung, zum Verzicht auf die eigene persönliche Willensbestimmung. Die Aufstellung der Regel selbst hat keinen anderen Grund, als die erfinderische Genialität eines frommen Mönches, der es in der Entsagung zu einer Kunst gebracht hat und darum eine Auctorität wird für Andere. Es sind deshalb auch sehr verschiedenartige Klosterregeln möglich, und es entstanden immer neue, auf neue und originelle Methoden gegründete Mönchs- und Nonnenorden. Kaum hatte sich ein Orden Ansehen verschafft und ausgebreitet, so tauchte auch wieder ein neuer auf, meist unter der Gestalt einer verbessernden Abzweigung, und die zahlreichen Mönchs- und Nonnenorden durchzogen in immer reicherer Verästelung die Römische Kirche wie ein Adersystem, in welchem die besten Säfte des kirchlichen Leibes als ernährendes Blut strömten.

Der vollendete Abschluß des Klosterlebens besteht aber darin, daß die in Armuth, Einsamkeit, Ehelosigkeit, Gehorsam sich zeigende Weltentsagung durch ein bindendes Gelübde für den, der sie einmal erwählt, zu einem nie mehr zu lösenden Lebensberufe wurde; die Seele, die das Jawort gesprochen, welches sie als Braut mit dem Himmel vermählt, darf nie mehr wieder dem Gedanken an Rückkehr in die Welt Raum geben, und ruchloser als die Untreue gegen den irdischen Gatten ist der Treubruch gegen den himmlischen Bräutigam. Noch im fünften Jahrhundert gab es keine bindenden Klostergelübde, und selbst die für das Mönchswesen begeisterten Hieronymus und Augustinus gestatteten und riethen sogar solchen, denen die Entsagung zu schwer wurde, die Rückkehr in die Welt. Im sechsten Jahrhundert wurde dies anders. Benedict von Nursia, dessen Kloster zu Monte Cassino in Unter-Italien das Muster aller abendländischen Klöster und dessen ziemlich milde und verständige Regel die Grundlage aller abendländischen Ordensregeln bis ins dreizehnte Jahrhundert wurde, führte das auf Lebenszeit bindende Gelübde ein.

Das im Morgenlande entsprungene Klosterwesen fand anfangs in dem mehr nüchternen Abendland wenig Anklang, und erst als es von angesehenen Kirchenlehrern empfohlen und im sechsten Jahrhundert durch kaiserliche Gesetze begünstigt wurde, welche den Sklaven gestatteten, ohne Erlaubniß der Herren ins Kloster zu gehen, verbreitete es sich allmälig in zunehmendem Grade, verfiel aber in den wirren Zeiten des achten und neunten Jahrh. in Verwilderung, bis es im zehnten Jahrhundert in dem Orden der Cluniacenser, der Mönche von Clugny, durch Verschärfung der Regel Benedicts und durch eine enge Verbindung der verschiedenen Klöster unter sich wieder bedeutend gehoben wurde. Die Strenge der Entsagung und Selbstpeinigung steigerte sich im elften Jahrhundert in dem Orden der Karthäuser, deren Haupt-Kloster in einer öden Wildniß bei Grenoble ist, und in dem der Cistercienser, zu dessen großer Ausbreitung besonders der berühmte Heilige, Bernhard von Clairvaux sehr viel beitrug. Der Orden hatte im dreizehnten Jahrhundert schon über 1800 Abteien; im zwölften Jahrhundert traten noch die Prämonstratenser und die einsiedlerischen Carmeliter als wichtige Orden auf. Da viele Streitigkeiten unter den auf einander

eifersüchtigen Orden Aergerniß gaben, und die Stiftung immer neuer Orden das Ansehen der älteren schwächen, und die erregte Neuerungssucht überhaupt dem ganzen Mönchswesen verderblich sein mußte, so verbot Innocenz III., der größte der Päpste, 1215 die Gründung neuer Orden.

Das Leben der Mönche und Nonnen zeigt nach allen Seiten hin die Weltentsagung; außer den allgemeinen Klostergelübden der Keuschheit, der Armuth, — denn wohl das Kloster, aber nicht der Einzelne darf besitzen, — und dem Gelübde des strengsten Gehorsams, fordert das Klosterleben beständige Uebungen der Frömmigkeit in Andacht, Gebet und Selbstpeinigung. Das zeitweise Fasten der übrigen Christen wird hier meist zu einem immerwährenden, und Fleischspeisen sind selten oder gar nicht gestattet. Die Einsamkeit wird trotz des gemeinsamen Lebens streng durchgeführt, und durch ein, in vielen Mönchs- und Nonnenorden vorgeschriebenes, nur selten und zu bestimmten Stunden unterbrochenes Schweigen bekundet. In positiver Selbstqual, gebotener oder freiwilliger, waren die Mönche und Nonnen sehr erfinderisch; zu den gewöhnlichsten Weisen gehören die regelmäßigen, oft grausamen Geißelungen an bestimmten Wochentagen oder täglich. Das Cilicium, ein härenes oder stachlichtes Hemd, Blutentziehungen durch Aderlaß, Verminderung genannt, zu bestimmten Zeiten, bei den Karthäusern z. B. fünfmal im Jahre. Gearbeitet wurde in den Klöstern nur wenig und nur für den eignen geringen Bedarf, und auch dies wenige meist nur von den Laienbrüdern. Wissenschaft wurde nur in wenigen Klöstern getrieben, am meisten von den eigentlichen Benedictinern, die auch durch Klosterschulen in dem früheren Mittelalter zur Volksbildung viel beitrugen. Die Missionsthätigkeit der Brittischen und Irländischen Mönche in Deutschland gehört zu den größten Verdiensten der früheren Klöster, ist aber nur vereinzelt.

Was war es denn nun, was so viele Tausende bewegen konnte, allen Freuden der Welt zu entsagen und sich selbst die härtesten Peinigungen aufzulegen? Zuerst, und bei den edleren Gemüthern ausschließlich, waren es geistliche Gründe. Die Ideale der Menschheit, die allverehrten, ja angebeteten, waren die Heiligen; aber diese waren es fast sämmtlich geworden durch großartige Weltentsagung und Selbstpeinigung. War es nicht ein nahe liegender und natürlicher Wunsch, diesen Idealen nachzueifern? War einmal der Gedanke ausgesprochen, daß Gott zwar solche Entsagung nicht fordere, wohl aber als ein freiwilliges Opfer wünsche und belohne, so war es wirklich ein frommer Sinn, der aus der Welt ins Kloster führte. Und die Welt war ja auch wirklich von der Art, daß ein frommes Gemüth von ihr sich abgestoßen fühlen mußte; dies gilt von der kirchlichen Welt nicht weniger als von der bürgerlichen. Bei manchem äußeren Glanz überall Verwirrung, Unfriede, sittliche Rohheit. Die Geistlichkeit oft verwildert und entsittlicht, dabei mit dem Anspruch, die bevorrechtigten, priesterlichen Vermittler zwischen Gott und den geistlich ganz unselbstständigen Laien zu sein. Im Kloster trat man in nähere Verbindung mit Gott, als der Laie in der Welt es vermochte; im Kloster war man befreit von jenen Wirrnissen und Gräueln der Welt. Und für wie Viele war nicht auch das Kloster eine Stätte der Reue und Buße für schwere Sünden, die sie durch strenge Entsagung zu sühnen suchten. Dazu kamen für Viele noch weltliche Rücksichten. Der Unfreie fand im Kloster Freiheit von aller weltlichen Knechtschaft; und war auch hier sein Leben ein schwer gebundenes, so ist es doch leichter, dem himmlischen Herrn zu dienen, als dem Eigennutz eines harten irdischen Gebieters, und der als Knecht im Frohndienst verachtet war, wurde als Mönch als etwas Heiliges geehrt. Für manchen äußeren Jammer in den Zeiten der Bedrängniß und für innern Unfrieden wurde das Kloster ein heilender Friedensort, die Nonnenklöster aber eine Zufluchtsstätte für verlassene oder bedrängte Jungfrauen, für welche die Welt so viele Gefahren bot. Um wie viel erhebender ist das Gefühl, einer von einer hohen Idee getragenen Gemeinschaft, einer heiligen Familie anzugehören, als das niederdrückende, familienlos, vereinzelt in vereinzelter Beschäftigung und gewissermaßen überflüssig durch das Leben gehen.

Sehr beachtenswerth ist das Verhältniß des Mönchthums zu der geordneten Kirche. Nicht aus dem Klerus entsprungen, sondern aus den Laien, ist es ein geistlich verklärtes Laienthum, welches sich dem eigentlichen Klerus gegenüber selbstständig ausbildet. Die Mönche der älteren Zeit vermieden möglichst jede Berührung mit der Geistlichkeit, wollten weder von dieser abhängen, noch selbst in den Priesterstand eintreten; ja es galt vielfach als ein Grundsatz, ein Mönch müsse Weiber und Bischöfe gleich sehr fliehen. Ihre Priester waren meist die Aebte. In dem Klosterwesen entwickelte sich neben der geordneten geschichtlichen und so zu sagen natürlichen Kirche, die bei aller ihrer Verweltlichung doch den Charakter göttlicher Einsetzung und geschichtlicher Entwickelung von Christo her hatte, eine andere rein ideelle, nur auf den Gedanken der weltentsagenden Heiligkeit gebaute, eine künstliche Kirche, die nicht auf einer geschichtlichen Grundlage, sondern auf einer Doctrin ruhte; und diese künstliche Kirche war schon selbstständig entwickelt und in der allgemeinen Anerkennung eine Macht geworden, ehe sich die natürliche Kirche in ein bestimmtes Verhältniß zu ihr setzte; die Kirche des Mönchthums, erbauet auf dem Grunde der von Christo nicht verordneten, sondern selbstgewählten Heiligkeit, überragte bald die geordnete geschichtliche Kirche. Der Klerus sah sein Ansehen hinter das der Mönche immer mehr zurücktreten, und um das Ansehen der Kirche zu bewahren, nahm man das Mönchthum theilweise in die Kirche selbst auf; die Geistlichen selbst wurden Mönche, und aus den Klöstern nahm man am liebsten die Geistlichen, obgleich die Mönche anfangs sich weigerten, und manche sogar wider ihren Willen ordinirt wurden. Es war eine Eifersucht zwischen Geistlichen und Mönchen, wobei die Ersteren verloren gewesen wären, wenn sie nicht dem Strome nachgegeben hätten, denn die öffentliche Meinung war für die Mönche, deren Heiligenschein um so glänzender leuchtete, je schattenvoller das Leben der Welt-Geistlichkeit wurde. Waren aber einmal die

Mönche in den Dienst der Kirche eingetreten, so mußten auch die Welt-Geistlichen um ihres Ansehens willen sich der Weise des Mönchlebens anschmiegen; der Klerus verwandelte sich immermehr in eine Art Mönchthum, und der Cölibat wurde jetzt immer allgemeinere Forderung. In diesem Einströmen der Klosterkirche in die apostolisch begründete Kirche liegt der Hauptgrund der Umwandelung der altevangelischen Kirche in eine unevangelische.

Wir haben in dem Mönchthum ein demokratisches Element vor uns, welches zugleich ein ungeschichtliches und doctrinäres ist. Die Kirche selbst ist wesentlich Gemeindekirche; der Geistliche steht zwar über der Gemeinde, aber als Seelsorger auch in der Gemeinde; sie besteht nicht ohne ihn und er nicht ohne sie; er ist aus ihr erwachsen und wächst in sie hinein. Er bildet mit der Gemeinde eine geistliche Familie; er ist ihr geistlicher Vater und sie seine Kinder. Solche Gemeinden bilden eine Volkskirche, in welcher das Nationale sein Recht und seinen Ausdruck gewinnt. Dem Geistlichen sind nicht gleichgültig die Schicksale des Volkes und des Landes; er hat hohes Interesse an Freude und Leid des Volkes und seiner geschichtlichen Entwickelung, und er ist an dieser selbst wesentlich betheiliget. Die altkatholische bischöfliche Kirche steht also prinzipiell der Mönchskirche gegenüber; sie ruht auf geschichtlicher Wirklichkeit und nicht auf einer ungeschichtlichen Theorie. — In dem Mönchthum erscheint ein völlig unorganisches Element außerhalb jenes Gemeindelebens; der Mönch hat es nur mit sich zu thun, nicht mit einer Gemeinde, er ist weder Vater noch Bruder derselben, das Volk geht ihn nichts an, er hat kein Vaterland als seinen Orden, und sein Kloster ist seine einzige Heimath; er lebt nicht für die geschichtliche Wirklichkeit, sondern für eine Doctrin. Alle geistlichen Interessen concentriren sich in seinem Orden, und die Klostermauern schließen die Welt der Wirklichkeit vor ihm ab. Die Klöster waren darum auch oft der Sitz des Fanatismus, und die aus ihnen hervorgegangenen Bischöfe und Päpste haben dies oft thatsächlich bekundet.

Dies ist der Boden, in welchem das Pabstthum wurzeln konnte; in dem Mönchthum sind die geschichtlichen Bedingungen der altkatholischen Kirche, das geistliche Familienleben des Volkes, verschwunden. In dieser demokratischen Auflösung der geschichtlichen Wirklichkeit ist die Grundlage zu einer hierarchischen Bureaukratie, zu einem Absolutismus gegeben, welcher, über das Recht der geschichtlichen Wirklichkeit kühn hinwegschreitend, zum höchsten Zweck die Durchführung einer hierarchischen Doctrin hat. In jedem wirklich geschichtlichen Volk ist eine Aristokratie, welche die Geschichte des Volkes in lebendigster Weise repräsentirt, der ideelle Träger derselben ist und sie darum nur im organischen Anschluß an die geschichtliche Vergangenheit und Gegenwart weiterführt. In der christlichen Kirche sind es die Bischöfe. Auf der Grundlage einer wahren Aristokratie läßt sich kein ungeschichtlicher Absolutismus gründen. In dem Mönchthum ist die wahre Aristokratie der Kirche durchbrochen, und ein demokratisches Element gebildet, aus welchem der geistliche Imperator aufsteigen konnte. Die früheren Päbste waren nur die Ersten unter ihres Gleichen, die ersten geistlichen Edelleute, und organisch aus der geistlichen Aristokratie erwachsen; die späteren sind geistliche Imperatoren, gestützt auf die breite Basis des mönchischen Volkes. Pabst und Mönche stehen zusammen gegen die bischöflichen Nationalkirchen, zur Durchführung einer rücksichtslosen Centralisation. In gleicher Zeit und in gleichem Fortschritt, wie das Mönchthum in den unteren Regionen der Kirche, entwickelte sich das Primat des Papstes über derselben; beide wesentlich neuen kirchlichen Mächte stehen in der lebendigsten Wechselbeziehung; beide ruhen im Unterschied von der altkatholischen Kirche, auf einer ungeschichtlichen Idee, beide lösen den nationalen Charakter der Volkskirchen auf, beide wollen aus der geschichtlichen Kirche eine künstliche Kirche machen und haben es gemacht; und die Reformation war nicht sowohl eine Revolution gegen das geschichtliche Recht der Kirche, als vielmehr eine Reaction gegen den ungeschichtlichen Charakter derselben. — Noch in einem anderen Punkte treffen das Mönchthum und das Papstthum zusammen. Die altkatholische Kirche gründet sich in ihrem ganzen Wesen auf die apostolische Ueberlieferung, will nichts anderes als die entwickelnde Bewahrerin derselben seyn; Christi und der Apostel Wort und Werk sind die ausschließliche Grundlage der kirchlichen Lehre und des kirchlichen Lebens, und das Neue darf nur einfache Entwickelung des Ueberkommenen sein. Mit dem Klosterwesen ist es anders; nicht auf apostolische Einsetzung begründet, trägt es in sich auch beständig den Geist der Neuerung; die einzelnen Orden veralten bald, ihrem Glanze setzt bald Rost sich an, und immer neue tauchen auf; es ist da ein unruhiges Wogen und Bewegen. Und wie die Mönche, gegenüber dem conservativen Element der bischöflichen Kirche, das Element der Bewegung vertreten, die Gestalt der Frömmigkeit des immer wechselnden Zeitgeistes, so repräsentirt der Papst gegenüber den conservativen Elementen der heiligen Schrift und der apostolischen Ueberlieferung das Element der Bewegung, als das Organ des in der Kirche jeweilig sich offenbarenden heiligen Geistes.

Papstthum und Mönchthum sind unauflöslich verbundene, einander fordernde Pole des kirchlichen Lebens; auf die tiefste Weltentsagung stützte sich die höchste Herrschaft über die Welt, und aus den grauen düstern Massen der mönchischen Weltverachtung stieg der leuchtende Glanz der päpstlichen Krone empor, wie die glühende Pracht der Feuersäule von dem aus Asche und Lava gethürmten Vulkan; ohne Mönche kein Papst; sie sind die machtvolle, von dem geschichtlichen Volksleben gelöste Masse, die zur Verfügung bereit steht dem starken Geist, der die Gesammtheit der Kirche wie der Staaten unter die Macht einer großen Idee beugen will. Die Klöster hatten alles Interesse, im Gegensatz zu ihren Landes-Bischöfen die Macht des Papstes in den Gemüthern des Volkes zu erhöhen, und suchten sich immermehr der ordnungsmäßigen Aufsicht der Bischöfe zu entziehen und sich unmittelbar unter den Schutz und die Aufsicht des Papstes zu stellen; und da ihr Bestehen überhaupt sowie ihre Vorrechte von

dem Willen des Papstes abhingen, so war dies schon ein mächtiger Antrieb, die Gunst desselben durch bereitwilligen Dienst für seine Zwecke zu bewahren; und der Papst andererseits hatte alles Interesse daran, die Klöster den Bischöfen gegenüber zu begünstigen, die Mönche immermehr zu Geistlichen und die Geistlichen immermehr zu Mönchen zu machen. Von dem frühesten Mittelalter an gehen die immer größeren Klagen der Bischöfe über den Ungehorsam und die Anmaßungen der Klöster in gleichem Schritt mit den immer größeren Begünstigungen der letzteren gegenüber der Welt-Geistlichkeit. Die Klöster wurden immermehr der Aufsicht der Bischöfe entzogen; so waren z. B. alle Cluniacenser-Klöster von Anfang an und später auch die der Cistercienser unter die unmittelbare Aufsicht des Papstes gestellt; und allmälig wurde fast die Gesammtheit der Mönche zu einer selbständigen geistlichen Körperschaft, unter der Führung des Papstes, die durch den unbedingten Gehorsam gegen die Aebte und Ordens-Oberen eine wohl disciplinirte mächtige Heerschaar der dreifachen Krone bildete. Der Einfluß der Klöster wurde trotz ihrer Abgeschiedenheit von der Welt durch die öffentliche Meinung immer größer, und das Ansehn und die Rechte der Welt-Geistlichkeit dadurch geschmälert. Anfangs hatten die Mönche mit den geistlichen Handlungen nichts zu thun, aber die Zuneigung des Volkes führte sie immermehr zu denselben; man beichtete lieber bei den Mönchs-Geistlichen, deren Heiligenschein mehr dem Bußgefühl und deren Klostermauern mehr dem Beichtgeheimniß entsprachen; man ließ lieber in der Klosterkirche taufen, auf dem stillen Klosterkirchhof sich begraben. Die Klosterkirche wuchs immermehr über die Weltkirche empor.

Aber als Innocenz III. die Gründung von neuen Orden verbot, kannte er noch nicht die ganze Bedeutung des Mönchthums für das Papstthum; es lag darin noch ein großer ungehobener Schatz für dasselbe. Die bisherigen Klöster wirkten mehr im Stillen, ein stummes Bild des geistlichen Lebens, eine ideale Kirche neben der wirklichen, welche für diese zur stillen Pflanzschule ihrer besten Kräfte wurde. Aber das stumme Bild muß Zunge und Sprache empfangen, das heilige Idyll zum Drama werden; die Klöster müssen ihre Pforten aufthun, die Mönche hinaus in die Welt, müssen aus schweigenden Einsiedlern zu beredten Predigern, aus blos betenden Mönchen zu geistlichen Arbeitern werden, aus ihrer Trennung von dem Volk hinein in das Volk geworfen werden. Es ist die Entwickelung des Klosterwesens zu den Bettelorden, die von einer Wirksamkeit und Einflusse auf Volk und Kirche waren, wie kein anderer Mönchsorden vorher. Nicht der Papst schuf in kluger Berechnung diese höchsten Stützen seiner Macht, das Mönchthum selbst entwickelte sie ohne Zuthun des Papstes aus sich. Die Franziscaner und Dominicaner, ziemlich gleichzeitig am Anfange des 13ten Jahrhunderts entstanden, gerade als Innocenz die Neubildung von Klosterorden für immer abschließen wollte, sind die hervorragendsten Bettelorden. Die Dominicaner oder Prediger-Mönche, in Süd-Frankreich gestiftet, hatten zum bestimmten Zweck, gegen die

evangelischen Bewegungen der Waldenser und der Albigense durch Predigt und strengste Einfachheit des Lebens zu wirken. Der Stifter der Franziscaner, der fast abgöttisch verehrte, mit dem höchsten Nimbus der verherrlichenden Legende umgebene, als vollkommenstes Nachbild Jesu gepriesene Franz von Assisi, hatte zuerst den Gedanken der Bettel-Frömmigkeit aufgefaßt und durchgeführt. Die frühere Armuth der Mönche erschien ihm als Uepigkeit. In der rohesten wollenen Kutte mit Kapuze, einen Strick um den Leib und barfuß gingen seine Schüler zu zwei und zwei in die Welt nach allen Himmelsgegenden hin, um Buße zu predigen und Weltverachtung und Selbstverleugnung. Die neue Methode der Heiligkeit, die im Gegensatz zu dem einsiedlerischen Klosterleben nicht ohne poetischen Reiz war, fand in kurzer Zeit einen ungeheuren Zulauf; nach zwanzig Jahren zählte der Orden schon viele Tausende, außer den zum Orden gehörigen, in weltlichem Beruf fortlebenden Laienbrüdern oder Halbmönchen; und der Papst, der anfangs mit den bettelhaften, wunderlichen Heiligen nichts zu thun haben wollte, sah gar bald, daß sie eine Machtentfaltung gewännen, die den päpstlichen Thron noch um einige Stufen höher emporheben könnte.

Das Bettel-Mönchthum ist ein wirklicher Fortschritt des Klosterwesens; die Klöster waren um diese Zeit sehr ausgeartet, eine weitgreifende sittliche Verwilderung und üppiges Leben in Mönchs- und Nonnen-Klöstern hatte ihre Achtung sehr verringert, und als eine bittere Mahnung für die entartetete Kirche erschienen die evangelischen Waldenser, welche sittliche Strenge und volksthümliche Predigt des Evangeliums zu ihrem Wahrzeichen machten. Man mußte ihnen ihre geistlichen Waffen aus den Händen winden, und die Bettelorden stellten ihnen noch größere Strenge und noch volksthümlichere Predigt entgegen.

Der Gegensatz gegen das bisherige Klosterwesen ist groß; die spröde Zurückhaltung von dem Volk ist aufgehoben; die Bettelmönche haben an sich etwas Populäres, sie dürfen selbst plebejisch seyn unbeschadet ihrer Würde. Ein volksthümlicher Humor umgiebt sie; sie nehmen an allem Theil, was das Volk bewegt; sind überall zu finden, bei den Volkshaufen wie an den Thronen, bei öffentlichen Festen wie in den Kriegslagern, eine überall laute Mahnung an die Eitelkeit der Welt und an das Ewige. Die früheren Mönche suchen überwiegend das Heil der eigenen Seele, die Bettelmönche das Heil der Seelen des Volkes. Jene scheiden das Fromme aus der Welt aus, sammeln es in die Klostereinsamkeit, diese tragen es in die Welt hinein. Jene sind die Blutadern des kirchlichen Leibes, welche das Blut in das Herz zurückführen, diese sind die Pulsadern, welche das in den Herzen und den Lungen der Klöster erfrischte Blut wieder in den ganzen Leib verbreiten; jene suchen die beschauliche Einsamkeit, diese den Tummelplatz des öffentlichen Lebens. Die früheren Klöster, einmal gegründet, waren in ihrem gesicherten Besitz ziemlich unabhängig von dem Volksleben und der öffentlichen Meinung. Die Bettelmönche leben schlechthin von der öffentlichen Anerkennung; sie müssen die Neigung des Volkes für sich gewinnen

Beilage

müssen den Zeitgeist beherrschen, sonst müssen sie verhungern. Ihr Eigenthum ist ein rein ideelles, die Stimmung des Volkes für sie; sie müssen als geistliche Demagogen die rein geistliche Herrschaft über das Volk auf alle Weise begründen und ausdehnen, müssen die Macht des Mittelpunktes derselben, des Papstes, befestigen und steigern. Die früheren Mönche gelobten Gehorsam gegen ihre Regel und ihre Aebte, die Bettelmönche auch unbedingten Gehorsam gegen den Papst, und sie steigerten in der That die Ansprüche und die Rechte des Papstes zu einer bis dahin unbekannten Höhe.

Der Einfluß der Bettelmönche war unermeßlich; ein einziges Kloster wirkte mehr als früher ein ganzer Orden; durch ihre Laienbrüder ihre Wurzeln in alle Schichten der Gesellschaft treibend, in sich eng verbunden, und den Winken des Papstes gehorchend, wurden sie bald zu einer die Geschichte beherrschenden Macht, standen an der Spitze des Zeitgeistes, und die Kapuze war oft mächtiger als die Krone. Als gesuchte Beichtväter der Fürsten werden sie mächtig in den Cabinetten, leiten Krieg und Frieden und sind ohne weltliche Titel Minister, Gesandte und einflußreiche Räthe. Auch die Universitäten wurden bald von ihnen beherrscht, und deren Doctoren aus den Bettelmönchen genommen, und glänzende Namen sind unter diesen. Als das zuverlässige, wohldisciplinirte Heer des Papstthums wurden die Bettelmönche im Gegensatze gegen die Welt-Geistlichkeit mit großen Vorrechten ausgestattet, und für Niemand haben die Päpste mit wärmerem Eifer und größerer Freigebigkeit gesorgt, als für die Bettelmönche, deren Vorrechte sie bald als die Lieblingskinder des Vaters der Kirche kund machte. Sie dürfen überall predigen, und kein Geistlicher darf ihnen seine Kanzel versagen. Ihre Priester haben das Recht, überall Beichte zu hören, die Sakramente in allen Parochieen zu verwalten; es wird also Klerus gegen Klerus gestellt, ein neuer und heiliger gegen den alten und weltlichen. Der Ablaß der Franziskaner wurde als der wirksamste am meisten gesucht.

Die Römische Kirche gewinnt dadurch einen sehr veränderten Charakter. Die Bettelorden sind nicht aus dem höheren wissenschaftlichen Bewußtseyn, sondern aus dem des untersten Volkes erwachsen; ihr Geist ist nicht aus den Höhen der Kirche in das Volk hineingestrahlt, sondern aus den Tiefen derselben zu ihren Höhen hinaufgestiegen. Sie stehen nicht über dem Volke, sondern nur in dem Volk, sie haben ihre Macht nicht darin, daß sie das Volk zu einer höheren Idee hinanbilden, sondern daß sie das Bewußtseyn des Volkes ausdrücken; ihr Ursprung wie ihr Fortbestehen ruht in der Masse des Volkes. Sie leben meist nur in der Sphäre der bildungslosen Volksvorstellungen. In ihrer Lehrthätigkeit tritt überwiegend die sinnliche Phantasie an die Stelle des Gedankens; die abergläubischen Meinungen des Volkes werden geflissentlich von ihnen gepflegt, und nie in der ganzen Geschichte der Kirche wurde das Heilige so sehr mit mährchenhaften Legenden umrankt, als in der Blüthezeit der Bettelmönche. Mehr wie jemals vorher nimmt die Römische Kirche jenen unevangelischen, auf willkürliche Dichtungen gebauten Charakter an, und so vielen geistlichen Unfug, gegen den die Reformation sich erhob. Der Ablaß gewinnt eine vorher unerhörte Ausdehnung und die roheste Ausdeutung, und die Bettelmönche werden die Kleinhändler der kirchlichen Gnadenspenden. Das Rosenkranzbeten wurde durch die Dominikaner, wenn nicht erfunden, doch eingeführt. Das innere Glaubensleben der Christen mußte in dem Maaße abnehmen, als man die äußerlichen Werke durch Vermittelung der Mönche jetzt sehr leicht zu vollbringen hatte. Die Seligkeit wurde verbürgt durch die Annahme der Kutte, selbst wenn man sie nur auf dem Todtenbette trug.

Aber nicht ein Bettelorden, sondern zwei traten gleichzeitig auf; ein einziger wäre mit seiner concentrirten Kraft für das Papstthum unter Umständen auch von der höchsten Gefahr gewesen, wie die Prätorianer und Janitscharen für ihre Herrscher es waren, aber zwei Orden, mit ähnlichem Streben und gegeneinander eifersüchtig, haben die Macht des Papstthums erhöht; beide mußten suchen durch bereitwilligen Dienst das Haupt der Kirche auf ihrer Seite zu haben; und der Papst, der die Stiftung zweier Orden so wenig beabsichtiget hatte, wie die des Bettelmönchthums überhaupt, nahm die Eifersucht des zwiefachen Ordens, die bis zu den ärgerlichsten Feindseligkeiten stieg, als einen willkommenen Umstand und entschied nur selten und ungern zwischen den Streitigkeiten beider Orden; er herrschte durch Theilen.

Es ist nicht zufällig, daß der Gedanke des Bettelmönchthums in zwei Orden sich verwirklichte; sie ergänzen einander zu einem vollständigen Ganzen; es sind zwei Seiten derselben Idee, nämlich der Reform des geistlichen Lebens in der Kirche. Die Franziskaner wollen mehr das üppige Leben ausrotten, die Dominikaner mehr die Irrlehre; jene haben mehr das Reale im Auge, diese mehr das Ideelle, jene mehr das Praktische, diese mehr das Theoretische; jene sind mehr populär, diese mehr gelehrt; jene bewegen sich mehr in dem Gebiet der Phantasie und der Dichtung, diese mehr in dem des Verstandes und der Doctrin; jene sind mehr unruhig bewegend, sind reformatorisch in ihrer Weise, diese sind mehr bewahrend, sind die Inhaber und Vollstrecker der Inquisition; jene wirken mehr unter dem Volk, sind mehr demokratisch, diese mehr unter den Vornehmen, sind mehr aristokratisch, und verlieren auch allmälig immermehr den ursprünglichen Charakter des Bettelordens.

Aber nur zwei Jahrhunderte etwa dauerte die Blüthe der Bettelorden und der mit ihnen verbundenen Ansprüche des

päpstlichen Absolutismus. Die sittliche Ausartung beider Mächte des Mönchthums wie des Papstthums brachte allmälig die alte geschichtliche Auctorität der kirchlichen Aristokratie wieder zur Geltung, und die auf geschichtlichem Grunde ruhenden, aus dem Gesammtleben der kirchlichen Gemeinde erwachsenen lebendigen Organe der Kirche, die Träger der kirchlichen Intelligenz, erhoben sich auf den Concilien zu Costnitz und zu Basel gegen den Absolutismus des Papstes. Das alte Mönchthum zeigte sich bei der Noth der Kirche im Angesicht der immer mächtiger werdenden evangelischen Reformation machtlos; Papst und Klerus schlossen sich allmälig wieder enger zusammen zur Wehr gegen die neue Bewegung. Aber weder der bloße Klerus war gegenüber der Idee des allgemeinen Priesterthums, noch das abgelebte Mönchthum gegenüber dem einfachen Evangelium eine hinreichende Macht. In dem evangelischen Volke tritt der Römischen Kirche ebenso das Bewußtseyn des Rechtes der gläubigen Gemeinde im Gegensatz zu einem allein berechtigten Priesterstande, wie eine hohe Erkenntniß der heiligen Schrift gegenüber; das Bettelmönchthum war diesem Geiste nicht mehr gewachsen; es bedurfte eines neuen Ordens, welcher die Mächte des reformatorischen Geistes zum Theil selbst in sich aufnahm, um sie gegen denselben zu wenden, welcher die Intelligenz der Intelligenz entgegensetzte, welcher der Schulen und Universitäten wo möglich noch eifriger und kräftiger sich annahm als die Reformatoren, und an die Stelle der rohen Macht der Inquisition der Dominikaner und der plebejischen Legenden-Predigt der Franziskaner die auf den Höhen der Zeitbildung stehende, wissenschaftlich verklärte Predigt setzte, ein Orden, der mit dem unbedingten Gehorsam gegen den Papst alle Blüthen und Kräfte der gesammten geistigen Bildung der Zeit vereinigte, und nicht mehr durch Klostermauern und ängstlich genaue Regel und durch die Kutte von der Welt abgeschieden, in freiester Weise in der Welt sich bewegen konnte. Der Jesuitenorden ist die reife Frucht der gesammten Entwickelung des Mönchthums, die höchste Kraftanspannung der Römischen Kirche; es gibt nichts mehr darüber hinaus. Der Einsiedler lebte nur für sich, wollte nicht die Gemeinschaft, der Klostermönch lebte nur für das Kloster und wollte nicht geistliche Thätigkeit in der Gemeinde, der Bettelmönch lebte nur für die Mönchsidee, wollte die ganze Kirche mönchisch machen, der Jesuit lebt für das Ganze der Römischen Kirche in geistlicher und weltlicher Macht; Alles, was die Idee des Papstthums verwirklicht, kirchliche und weltliche Thätigkeit, bis zu den höchsten Spitzen hinauf, ist das Ziel seines Strebens; alle Höhen des Lebens, die Fürsten vor Allem, sollen fortan nur in der Geistessphäre der Jesuiten leben.

Der Blick hat sich erweitert; das Mönchthum entfaltete sich aus dem Mittelpunkt völliger Vereinsamung in immer weiteren concentrischen Kreisen, und der Jesuitenorden ist seiner geistigen Bedeutung nach nicht eigentlich ein Orden neben den andern, sondern der höchste geistige Extract aus ihnen. In ihm ist die größte Entfernung von dem ursprünglichen Charakter des Mönchthums gegeben, damit aber auch die höchste Kraftentwicke-

lung desselben; der Grundgedanke der Römischen Kirche, daß alles Ideelle seine volle Wirklichkeit erst dann hat, wenn es persönlich geworden, hat hier seinen Gipfelpunkt erreicht. Der Einsiedler hatte als bestimmende Norm für sein Leben eine bloße Idee, einen ganz abstracten Gedanken; dem Klostermönch hatte diese Idee schon Körper gewonnen in der bestimmten, von einem heiligen Vorbilde gegebenen Regel und in seinem Abte, der aber nur der gebundene Vollstrecker derselben war. Der Bettelmönch fand in dem Papste bereits ein persönliches Haupt jenseits seiner Regel, aber die Regel selbst blieb doch die durchgreifende Macht; den Jesuiten läßt seine Regel viel freier als irgend ein andere Mönchsregel, gestattet ihm ein Eingehen in die Welt und ein Anschmiegen an dieselbe bis in ihre unheiligen Gestalten; statt der spröden Härte der früheren Regeln ist hier die geschmeidigste Elasticität; seine eigentliche Regel aber, der er schlechthin blinden Gehorsam leisten muß, ist der persönliche Wille seines Generals, der in seinen Befehlen an nichts anderes gebunden ist, als an das Bewußtseyn der Zweckdienlichkeit eines Befehls zur Kräftigung der Römischen Kirche, und selbst die Gebote der christlichen Sittlichkeit sind dabei keine unüberschreitliche Schranke. Es hat nie eine so vollkommen organisirte Corporation gegeben, als die des Jesuitenordens; jedes Einzelne für die Gesammtheit, und die Gesammtheit für das Einzelnen, und darin besteht seine Stärke. Der Orden der Jesuiten kann nicht veralten; er ist alle Tage neu, er ist Alles was die Zeit will, hier den Ketzerhaß zum Fanatismus anfeuernd, dort die sanfteste Duldung verkündigend, hier erschütternde Bußpredigten in den düstersten Farben methodistischer Erregung haltend, dort im glattesten Weltton und pikanter Jovialität die andächtige Gemeinde ergötzend. Die Zeit der Bettelmönche ist für die Römische Kirche, so weit sie mit der evangelischen in Berührung kommt, vorbei; der einzig zeitgemäße Orden ist für sie der der Jesuiten; die Römische Kirche hat ihm ihr Letztes aufgeboten; der wüste Landsturm der Bettelmönche kann das Feld nicht halten gegen die Macht der evangelischen Kirche; die ausgewählten, kampfgeübten Kerntruppen der Jesuiten sind allein im Stande, den Kampf zu führen. Die Könige konnten in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts nicht mit den Jesuiten bestehen, aber das Papstthum kann nicht ohne sie bestehen; und die Römische Kirche weiß sich dessen in vollem Maaße bewußt, und das Urtheil über die letztere fällt zusammen mit dem Urtheil über den Geist der ersteren.

(Schluß folgt.)

Nachrichten.

Aus Hessen

Sie verstatten mir zu der Correspondenz in Nr. 16. zwei Bemerkungen. Des zur Römischen Kirche abgefallenen Pfarrers Henrici „Offenes Sendschreiben ꝛc." wird, wie es nicht anders zu

warten, eine Beantwortung erfahren, mit der Pfr. Dr. H. zu G. bereits beschäftigt ist. — Aber nur Einem Punkt wird er nicht widersprechen können, den auch die obige Correspondenz, aber auf gar nicht zutreffende Weise berührt. Nicht „die mangelhaften Verfassungszustände — insbesondere der Hessischen Kirche" sind es, über die H. am meisten klagen und gerechten „Unwillen" hegen darf, sondern der tief beschämende Schaden, auf den er triumphirend hinweist, wenn er S. 30 sagt: „Aber wenn der Gräuel unchristlicher Tagesmeinungen sich stolz und breit macht, sich auf die Kanzeln der Gotteshäuser, auf die Lehrstühle der Universitäten und zu den armen Kindern in die Schulen setzt, mit dem Anspruche zu lehren, dann ist er zu bannen und nicht zu herbergen. Wie aber nun erst, wenn demselben unchristlichen Wesen gar das Recht zugesprochen wird, lehren zu dürfen, indem man es, wie z. B. den Rationalismus, für „eine berechtigte Erscheinungsform des prot. Christenthums" erklärt, beruft, hegt und bezahlt? Wie, wenn man Leute am Lehramt der Kirche läßt, welche ungescheut erklären: „als Theologen und Menschen keinen anderen Standpunkt anzuerkennen, als den natürlichen"; ferner: „die heidnischen Aegypter seyen edle Menschen, die edlen Göttern opferten"; und abermals: „das apostol. Glaubensbekenntniß enthalte die reine apostol. Lehre nicht, und könne von gewissenhaften Geistlichen auch nicht in diesem Sinne gebraucht werden?" — heißt das nicht das Unchristenthum lehren lassen? Wie, wenn man Leute lehren läßt, welche die Inspiration der h. Schrift läugnen, die Propheten der Schwärmerei beschuldigen, die Dreipersönlichkeit Gottes, die Gottheit Christi, die Erbsünde, die biblischen Wunder, den blutigen Sühntod des Herrn, seine stellvertretende Genugthuung, seine Himmelfahrt, die Auferstehung des Fleisches, die Hölle und den Teufel, kurz fast alle Wesenslehren des Christenthums ganz oder zur Hälfte läugnen — heißt das nicht den unchristlichen Zeitmeinungen Sitz und Stimme in Eurem Heiligthum geben? Und wenn Ihr gegen solche Zuchtlosigkeit einen lauten Schrei erhebt, was erfolgt darauf? Es bleibt beim Alten." Und nicht bloß das — der laute Nothschrei wird bitter gemaßregelt, wenn er sich auch in allen Schranken gehalten. Daß H. sich also hier gar nicht „großer Bitterkeit und sichtlicher Uebertreibung" schuldig macht, daß er ganz wahr ist, daß dies Alles mit Recht seinen Unwillen erregen mußte, und daß wir uns dem gegenüber gründlich schämen und beugen müssen, ja daß solche Zustände schlimmer sind und jene gottlose Lehre der wahren Evangelischen Kirche fremder, als Römische Lehre und Kirche: — nun, darüber sind Sie ja mit uns einig. Ihr Correspondent hätte aber hierin gegen das Hessische Unwesen etwas weniger gefällig seyn dürfen.

Paris.

Es ist uns von Freunden Christi und Seiner wahren Kirche in Deutschland, die sich von Herzen für die Kirche Christi in Frankreich interessiren, vorgehalten worden, daß sie aus den vielen und interessanten Berichten über die Evangelisation Frankreichs keine klare Vorstellung zu gewinnen vermöchten, wie denn im Grunde der Stand der einzelnen, dem Bekenntniß nach verschiedenen Kirchen und evangelischen Gesellschaften sey, welche Stellung dieselben zu der heiligen Schrift, zu den kirchlichen Bekenntnissen und zu einander einnehmen. Wir wollen es versuchen, in einer Reihe von Mittheilungen über diese Punkte Aufklärung zu gewähren.

Wir beginnen mit den Kirchen und Gesellschaften in Paris, weil uns diese am nächsten liegen, und von ihnen in den mündlichen und schriftlichen Berichten am meisten die Rede gewesen ist, und auch, weil darin fast alle Parteien vertreten sind. — Ueber die Zahl der Evangelischen läßt sich durchaus nichts Bestimmtes angeben, nicht einmal über die, welche namentlich in den Seelenlisten eingetragen sind. Denn gegenseitige Mittheilungen derselben finden nicht statt. Uebertritte aus der einen Kirche in die andere sind nicht selten, und zwar ohne förmliche Erklärung, so daß dieselben Leute zwei- und dreimal gezählt werden, namentlich die sogenannten Unirten, die sich weder für die eine noch für die andere entscheiden. Die größere Zahl ist nirgends eingeschrieben und hält sich auch nur zeitweise hier auf. Auch Seitens der weltlichen Behörde ist keine richtige Zählung zu ermitteln, davon gibt die letzt veröffentlichte Zahlenangabe der Evangelischen in Paris einen deutlichen Beweis, denn danach haben sich nur 13000 als solche declarirt, und zwar 7000 als zur Evang.-Luth. Kirche gehörig, die andern zu den übrigen Kirchen und Gesellschaften. Wie unrichtig aber diese Zahl ist, kann aus Folgendem ersehen werden. In der Evang.-Luth. Kirche sind in dem Jahre 1856 über 600 Kinder getauft worden, und das Verhältniß nach der officiellen Berechnung ist wie 36 zu 1, das gäbe allein mehr als 20,000 Christen ev.-luth. Bekenntnisses. — Bestimmteres können wir mittheilen über die Zahl der fungirenden Geistlichen und gottesdienstlichen Lokale auf Grund des Almanach protestant für 1857. In den beiden Nationalkirchen fungiren (incl. banlieue)

1. in der Evang.-Ref. Kirche:	2. in der Evang.-Luth. Kirche:
6 Pastoren mit 3 Vikaren,	5 Pastoren und 1 Vikar,
1 Pastor-Adjunkt und	1 Pastor-Adjunkt,
3 Hülfsprediger.	2 Hülfsprediger und
	2 Missionsprediger.
Zahl der Kirchen:	
3 Kirchen und mehrere Kapellen.	2 Kirchen und mehrere Kapellen und Schulen, in denen gepredigt wird.

Die sogenannte église libre indépendante hat 3 Kapellen mit 3 Predigern;
die chapelle évangélique réformée: 2 Kapellen und 2 Prediger;
les églises Méthodiste Wessleyenne, Anglicane, Congrégationaliste et Baptiste: 5 Kapellen und 7 Prediger.
Einige Kapellen sind förmliche Kirchen, doch gewöhnlich chapelles oder temples genannt.

In allen genannten Kirchen und evangelischen Gesellschaften wird zur Zeit eine recht eifrige religiöse Thätigkeit entwickelt, nach Innen und nach Außen, doch ist zu befürchten, daß Vieles in den Bereich einer frommen Geschäftigkeit fällt, mehr Gefühls- als Herzenssache ist, mehr auf äußere Ausdehnung berechnet, als der Gründung und Wahrung der Kirche Christi dienlich; im Ganzen aber ein recht wohlgemeintes Arbeiten um des Evangelii willen, auch nicht ohne mancherlei Segen für die Erweckung der Seelen, damit freilich noch lange nicht Alles erreicht ist, ja, wo große Gefahren oft erst recht angehen, in die denn auch leider nicht Wenige gerathen sind und noch immer ohne ihr Wollen und Wissen hineingerathen. — Geistliche Selbstgefälligkeit im Reden und Thun, Splitterrichten, Uebertreibung und Ueberfüllung mit Andachten aller Art, Sentimen-

talität, Verkennen und Verwerfen des Werths der Kirche und Sakramente als Gnadenmittel, rastlose Geschäftigkeit, das Reich Gottes mit äußerlichen Geberden und eignem Machen kommen zu machen, Bekehrungssucht, womöglich ganz Frankreich mit einem Schlag zu evangelisiren, das sind die Gefahren, in die manche treue und redliche Seele, die den Heiland lieb hat von ganzem Herzen, unvermerkt gerathen ist und daraus sie nur durch ganz besondere Gnade Gottes errettet werden kann, weil sie glaubt auf dem rechten Wege zum Leben zu seyn.

Das größte Verdienst um die jetzt fast allgemein gewordene Erweckung des evang. Frankreichs aus dem geistlichen Schlaf und Unglauben gebührt der sogenannten „église libre“ oder indépendante, hier gemeiniglich Chapelle Taitbout genannt nach ihrem Hauptversammlungsort. Das bestimmt uns zuerst über sie zu berichten. Ihr Ursprung datirt sich aus der Zeit der Julirevolution. Diese Zeit der politischen und auch religiösen Freiheit benutzten die Englischen Independenten, in Paris neue Kapellen nach ihren Grundsätzen und Tendenzen zu gründen, um so auf das ziemlich erstorbene evangelische Leben in Frankreich nachdrücklich einwirken zu können. Und es gelang auch dem achtungswerthen, hochbegabten, mit einem frommen, aufopfernden und organisirenden Geiste ausgerüsteten Haupte derselben, Marc Wilks, Freunde um sich zu sammeln und mit ihnen die Chapelle Taitbout zu stiften, die sich bald erweiterte und nach und nach ein bestimmteres Gepräge angenommen hat, wozu der bekannte Binet mit seinen scharf independentischen Grundsätzen das Meiste beitrug. Seine Ideen sind eifrig in Praxis gesetzt und zwar noch mit eignen scharfen Zusätzen von einem der ausgezeichnetsten Schüler Binets, dem in Deutschland wohlbekannten E. de Préssensé (fils), der einige gleichgesinnte Mitarbeiter im Predigen und Journalschreiben hat. Die Revue chrétienne ist sein Organ. Er zieht durch seine in den Grundlehren schriftgemäßen, begeisterten und erwecklichen Vorträge nicht wenige Leute in die Chapelle, besonders seit dem Tode des ausgezeichneten und frommen Predigers A. Monod, der mit seinen mancherlei guten Gaben die gläubigen Glieder der Reformirten Kirche zu fesseln und zu erbauen verstand und so abhielt von der Hinneigung zum Independententhum. Manche, die noch unentschieden waren in ihrer kirchlichen Stellung, schlossen sich der Chapelle Taitbout an schon während der Krankheit Monods, häufiger aber sind die Uebertritte und Besuche der erweckten Reformirten seit einem Jahre geworden, nachdem jener fromme Diener des Herrn abgerufen ist aus dieser Zeitlichkeit. Die rechtgläubigen treuen Zeugen des Gekreuzigten in der Nationalkirche sind zwar nicht ausgestorben mit A. Monod, sie hat deren, Gott Lob, noch, aber ihre Predigten wirken bei Weitem nicht so auf das Herz, wie die A. Monods. Dazu kommt noch eine große Lehrverschiedenheit der einzelnen Geistlichen der Reformirten Nationalkirche, so daß auf derselben Kanzel nach unitarischen, rationalistischen, orthodoxen Grundsätzen gepredigt wird, worüber wir später Näheres mittheilen werden, wenn wir von der Reformirten Nationalkirche sprechen.

Es ist nicht zu verwundern, daß die erweckten, schriftgläubigen Seelen sich nach einer Seite hinwenden, wo sie evangelische Erbauung und Anregung finden. Leider aber werden sie dort wieder in andere Irrthümer geleitet, worauf sich die Häupter der Chapelle Taitbout mit großer Gewandheit verstehen, aber doch nicht gewissenlos, sondern nach ihrer gewonnenen Ueberzeugung, gegen die sich freilich Vieles einwenden läßt. Wie alle Independenten verkennen auch sie die Bedeutung der Kirche, arbeiten systematisch an dem Sturz der bestehenden Kirche und steuern auf eine neue Kirche los, welche sie die „église de l'avenir“ zu nennen belieben, darin keine Bekenntnisse die dazu gehörigen Glieder trennen sollen, sondern allein das Evangelium Bindemittel und Heilsgrund seyn soll.

Nach dieser Richtung, die ja leider auch in Deutschland nicht wenig Anhänger zählt, hat das Christenthum keine kirchliche, sondern eine missionirende Aufgabe und das Reich Gottes steht über der Kirche. Ebenso stellen Viele das sogenannte „sentiment religieux“, wenn nicht über, so doch neben den Schriftbuchstaben. Wir kennen auch solche, die die Schrift lediglich nach diesem sentiment religieux, handhaben.

Mit der Kirche, die kraft der ausdrücklichen Bestimmung ihres göttlichen Gründers Trägerin und Spenderin der heiligen Sakramente ist, werden nach dieser Richtung auch die Sakramente als Gnadenmittel und mit dem Wort gleichstehend und davon unabtrennlich, herabgesetzt. — Der Hauptprediger der Chapelle Taitbout steht bezüglich der heiligen Taufe auf baptistischen Boden laut seines öffentlichen Bekenntnisses in der Nr. v. 15. Febr. der Revue chrétienne. Seine eignen Kinder sind nicht getauft. Im Ganzen ist es freigestellt, wer von den Anhängern der Chapelle will taufen lassen oder nicht. Die Confirmation ist aufgehoben. Das heilige Abendmahl wird dann und wann noch in reformirter Weise gehalten. Der Geistliche fungirt ohne jeglichen geistlichen Ornat. In der Predigt polemisirt man nicht selten gegen die Reformation des 16ten Jahrh. so daß man sie einer Reform höchst benöthigt erachtet, wozu sich diese modernen Gläubigen berufen glauben, und woran der schon rüstig Hand anlegt, der erst Tags zuvor einen Anflug von Erweckung erfahren hat. Die Bekehrungen werden wo möglich en gros getrieben, dazu ganze Ballen von Traktaten aller Art, Evangelisten, Colporteure dienen müssen, und es ist nicht zu läugnen, daß schon Mancher dadurch angeregt ist, ob zu seinem ewigen Heil, das weiß Gott, da walte Gott!

Ueber die Zahl der eingeschriebenen Mitglieder können wir nicht Genaues angeben; die Einen sagen, es seyen einige Hundert, die Andern Tausend und darüber. Unter dem Einfluß der Leiter der Chapelle Taitbout, wiewohl nicht allein, steht auch die Société évangélique de France, die im Grunde gleiche Tendenzen verfolgt, wiewohl nicht alle Mitglieder sich dessen bewußt sind. So viel ist gewiß, daß die Société évangélique Prediger anstellt, die nicht taufen. Einen überwiegenden Einfluß üben sie aus auf die Société biblique française et étrangère, auf die Société des traités religieuses und auf die Société des missions évangéliques chez les peuples païens.

(Fortsetzung folgt später.)

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz. Druck von Trowitzsch und Sohn.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1857. Mittwoch den 15. April. № 30.

Die geschichtliche Bedeutung des Klosterwesens.

(Schluß.)

Die Evangelische Kirche kennt keine Mönche und keine Nonnen, weil sie keine andere Heiligkeit kennt, als die von allen Gläubigen geforderte, und keine andern Gelübde, als das zu dem von Christo und Gottes Ordnungen geforderten Gehorsam, nimmer aber zu einem willkürlich erwählten Gehorsam oder einer ebenso willkürlichen Entsagung. Alles, was nicht aus dem Glauben kommt, aus Liebe zum Erlöser frei geschieht, sondern nur aus Zwang durch ein ehemals abgelegtes Gelübde, ist ihr Sünde, und solch Gelübde selbst ist ihr Sünde, weil in Widerspruch mit dem Wesen eines freien Glaubenslebens, als ein menschlich Joch für die in Christo Freigewordenen. „Die christliche Vollkommenheit ist, — so bekennen wir in unserem Augsburgischen Bekenntniß (Art. 27) — daß man Gott von Herzen und mit Ernst fürchtet, und doch auch eine herzliche Zuversicht und Glauben, auch Vertrauen fasset, daß wir um Christi willen einen gnädigen, barmherzigen Gott haben, daß wir mögen und sollen von Gott bitten und begehren, was uns Noth ist, und Hülfe von ihm in allen Trübsalen gewißlich, nach eines jeden Beruf und Stand, gewarten, daß wir auch indeß sollen äußerlich mit Fleiß gute Werke thun und unsers Berufs warten. Darinnen besteht die rechte Vollkommenheit und der rechte Gottesdienst, nicht in Betteln oder in einer schwarzen oder grauen Kappen u. s. w. — Man soll Gott dienen in denen Geboten, die er gegeben, und nicht in denen Geboten, die von Menschen erdichtet sind. Und ist je das ein guter und vollkommener Stand des Lebens, welcher Gottes Gebot vor sich hat, das aber ist ein gefährlicher Stand des Lebens, der Gottes Gebot nicht vor sich hat."

Wohl aber kennt die Evangelische Kirche Erscheinungen des Glaubenslebens, welche dasjenige, was in dem Römischen Klosterwesen unevangelisch entstellt ist, in evangelische Wahrheit verklärt. Wir meinen zuvörderst jene Stätten geistlicher Stille, wo fromme, in der Liebe zu ihrem Heiland selige Seelen, vom Geräusch der Welt entfernt, nach dem Bilde apostolischer Gemeinden ein vorherrschend geistlich-praktisches Leben führen. Wer kann den evangelischen Brüdergemeinden, in denen sich für besondere christliche Gemüthszustände ein Ort des Friedens eröffnet, den evangelischen Charakter absprechen? — so lange sie nicht den Anspruch erheben, daß die gesammte Evangelische Kirche ihre Weise des Lebens annehmen solle, so lange sie nur Sammelpunkte eines in Liebe zu Christo und zu einander sich kund thuenden Glaubens und des praktischen Christenthums zum Heil der gesammten Kirche seyn wollen. Sie sind in einer Zeit der Erstarrung des geistlichen Lebens in unserer Kirche die Pflanzschulen eines tieferen Glaubenslebens geworden, und haben zu dem Erwachen eines kräftigeren und innigeren christlichen Geistes viel beigetragen. Sollten solche stille, den Zerstreuungen des weltlichen Lebens entzogene Glaubensgemeinden nicht ein wirkliches Bedürfniß für unsere Kirchen seyn? nicht auch für Manche, sey es auch nur vorübergehend, eine heilsame Schule zu christlicher Zucht des Geistes, eine Stätte der Sammlung des innern Lebens, — wie für Andere nach ruhelosem, vielbewegtem Leben ein Friedensort zur stillen Vorbereitung auf die Ewigkeit? Sollten nicht auch in der Evangelischen Kirche Seelenstimmungen wie die, welche den Kaiser Karl V. ins Kloster führten, ein Recht zur Befriedigung der Sehnsucht nach geistlicher Ruhe in einer entsprechenden äußeren Umgebung haben? Und sollte sie für fromme Gemüthszustände, wie der jener Hanna im Evangelium (Luc. 2, 37), nicht auch Raum und Berechtigung gewähren? Die Brüdergemeinden sind eine thatsächliche Antwort, sind aber wohl nicht die einzige Gestalt eines überwiegend innerlichen und dem Ewigen zugekehrten Lebens einer frommen Gemeinschaft in der Evangelischen Kirche.

Das Andere ist die Vollbringung des evangelischen Liebeswerkes in der Pflege geistlichen und leiblichen Elendes durch gemeinsame und opfervolle Thätigkeit, in der zum freiwillig erwählten Lebensberuf gemachten Diakonie. Das, worin glaubensloser Unverstand eine Rückkehr zum Römischen Klosterwesen erblickte, ist die schöne, hohe Hoffnungen erweckende Blüthe eines neu erwachten Glaubenslebens. Die christlichen Vereine im weiteren Sinne sind nur der ein Höheres anbahnende Anfang, sie vermögen aber nicht, die ihnen vorschwebende Aufgabe vollständig zu erfüllen; ihre Thätigkeit ist so lange noch eine mangelhafte und schwächliche, als der Einzelne seine Theilnahme nur als eine Nebenbeschäftigung neben seinem weltlichen Beruf betrachten kann. Die volle Liebe aber ist eine ungetheilte, und der christliche Verein erreicht erst darin seine letzte Vollendung, daß das Liebeswerk zum vollen Lebensberuf der Einzelnen wird.

Die christliche Armen- und Krankenpflege und ähnliche Glaubenswerke lassen sich nicht in ersprießlicher Weise durchführen, wenn der Einzelne sich immer nur zeitweise und nebensächlich ihnen widmen kann und seinen eigentlichen Lebensberuf anderswo hat, wenn nicht dem weiteren Kreise der christlichen Vereine eine das ganze Leben dem christlichen Liebeszweck opfernde Thätigkeit solcher Seelen die Hand bietet, die einen inneren Zug des Geistes zu einer ungetheilten Hingabe an das Werk der Glaubensliebe spüren. Die Diakonissen-Anstalten geben, besonders in Beziehung auf die Krankenpflege, den Beweis und das Vorbild. Aber auch die Armenpflege, die Wartung und Erziehung verlassener oder verwahrloster Kinder, Rettung der Gefallenen, Besserung der Verbrecher, christliche Bildung der Arbeiter, dies sind Gebiete, in denen sich die christlichen Vereine noch in ähnlicher Weise zu entwickeln haben, und auch hierzu sind schon vielversprechende Anfänge gegeben. Was die Heiden-Missionare für das äußere Missionswerk sind, das müssen für das gesammte große Gebiet der innern Mission die ihr ganz und ungetheilt sich Widmenden seyn; sie müssen alle weltlichen Interessen hinter sich zurücklassen, für sich nichts wollen, nichts erstreben außer Gottes Wohlgefallen, alles nur wollen für Christi Reich. Nicht Klostermauern verschließen sie vor der Welt, und nicht Gelübde binden sie an ihr heiliges Werk, sondern allein der lebendige Glaube, der in der Liebe thätig ist. In vielen Fällen wird ein gemeinsames Leben in engster Verbindung erforderlich seyn. Besonders aber für christliche Jungfrauen und kinderlose Wittwen gewährt ein solcher der Sache des Herrn gewidmeter Dienst ein Gebiet christlicher Thätigkeit, welches für sie selbst nicht weniger als für die Kirche von höchster Bedeutung ist, und nicht bloß ein speciell kirchliches, sondern auch überhaupt ein sittliches Bedürfniß ist. Wie gar manches Leben christlicher Jungfrauen und kinderloser Wittwen verkümmert unter dem drückenden Gefühl, berufslos oder doch überwiegend nur mit nichtigen, ein religiöses Gemüth nicht befriegenden Beschäftigungen erfüllt, und leer an höheren, dem christlichen Gemeinwesen dienenden Zwecken gewesen zu seyn; wie freudig würden ihrer Viele eintreten in eine geistliche Familie, in welcher sie eine rechte Heimath, einen vollen, geordneten und heiligen Lebensberuf für das Reich Gottes fänden. Die Kirche hat nicht bloß durch sie, sondern auch für sie heilige Pflichten zu erfüllen. Die Krankenpflege aber erfordert besondere, verhältnißmäßig nur Wenigen verliehene Begabung, und ist nur ein kleiner Theil dessen, wofür die Evangelische Kirche den aufopfernden Dienst christlicher Weiblichkeit bedarf. Eine hohe Aufgabe steht der Kirche hierin noch bevor, und das Bewußtseyn ist in ihr lebendig erwacht, daß sie lange gesäumt und dadurch viel verschuldet. Die Zeichen der Zeit in socialer Beziehung sind drohend; sie deuten darauf hin, daß die christliche Kirche nicht immer und nicht mit dem schuldigen Eifer gethan, was ihr der Herr aufgetragen, daß sie vielfach dem geistlichen und sittlichen Zerfallen der menschlichen Gesellschaft gleichgültig zusah, statt sie mit christlicher Aufopferung zu pflegen. Dem geistlichen Elend gegenüber sind die Waffen des Staates stumpf; der Heilquell des Lebens sprudelt nur, wenn der Engel des Herrn das Wasser beweget; nur die gläubige Kirche hat die Verheißung, daß ihrem Glaubenswort die Dämonen weichen. Und sie ist erwacht aus langem Schlummer, und weiß, daß ihr selbst die Buße noth thut; und erwacht mit ihr sind auch die Werke des Glaubens, und solches Werk hat die Verheißung des Herrn, daß es, für ihn gethan, auch mit ihm siegen werde.

Auch ein Gutachten.

Vierundzwanzig „Gutachten" über fünf Gegenstände sind abgegeben (Aktenstücke aus der Verwaltung des Evangelischen Oberkirchenrathes. Dritter Band, zweite Lieferung. 1856). Die Ev. Conferenz ist versammelt gewesen, hat Referenten und Correferenten bestellt, so und so viel Sessionen gehalten, debattirt und abgestimmt. Die Ev. K. Z. hat, wie die übrige kirchliche und unkirchliche Presse, auch ihre Gutachten gebracht, das „Vorwort" ein resumirendes Nachwort und Endurtheil über alle fünf Punkte und die darüber gepflogenen Verhandlungen. Ist's denn aber nun nicht genug des Guten? Es hat doch alles seine Zeit, wie Salomo sagt; ist es, nachdem so viel geredet ist, nicht Schweigens Zeit? Ja, es hat alles seine Zeit, aber gewöhnlich zu gleicher Zeit, Schweigen und Reden, Pflanzen und Ausrotten, Brechen und Bauen, Steine zerstreuen und Steine sammeln, Behalten und Wegwerfen. Wir wollen jetzt bloß Ja und Amen zum „Vorwort" sagen, und des zu schweigen ist kein Zeit. Wir sind voll Warten der Dinge, die da kommen sollen, unterdessen ist es noch Zeit und Pflicht zu reden und zu zeugen. Doctoren der Rechte und der Theologie, Präsidenten und Oberpräsidenten, Superintendenten und General-Superintendenten haben in den Gutachten und auf der Conferenz geredet, auch einige Pastoren aus den Städten. Die mehrere tausend Landprediger haben nur zu hören gehabt, an uns ist keine officielle Aufforderung gekommen, uns auszusprechen über Verfassung, Liturgie und Einsegnung Geschiedener. Wir haben viel lernen können von den weisen und gelehrten Männern, wir haben viel Trost und Stärkung gehabt an manchen treuen Zeugen unter ihnen. Aber wir haben uns auch von vornherein gewundert, daß Manche für uns mit rathen sollten, die unsere Verhältnisse und Bedürfnisse wenig kennen, und es zeigte sich auch in den Gutachten und Verhandlungen, daß Schreibtisch und Katheder von Leben und Erfahrung oft weit abliegen. Es ist eine eigenthümliche Gefahr aller hohen Stellungen, daß die Dinge unten nicht gesehen werden, wie sie wirklich sind. Diese Gefahr ist um so größer, weil sie gewöhnlich oben nicht erkannt wird. Die Hochgestellten in der Kirche und ihrer Wissenschaft entgehen ihr nur und stillen die erhaltenen Irritationen, wenn sie in die Gemeinde der Heiligen leben und sich mitten hinein begeben in

e Gemeinden, zu sehen und zu hören, was da ist und nicht ist. Wenn doch alle Mitglieder des Oberkirchenrathes und alle Mitglieder der Conferenz zur Vorbereitung darauf vier Wochen geist wären in der Landeskirche, die Conferenzfragen im Kopf nd Herzen, von Ort zu Ort, von Pfarrer zu Pfarrer, guten nd schlechten, in einem Stück gelobten Landes und in einem Stück Galiläa der Heiden. Möchten die folgenden Aeußerungen doch in etwas diesen Mangel gut machen. Ich thue sie übrigens zum Theil auf Verlangen und im Namen mehrerer Anderer. Als die Ev. Conferenz in Berlin tagte, saßen mehrere Patrone und Prediger zusammen und kamen auch auf die Gemeinde-Ordnung und Landessynode. Als der Eine darüber sich ausgesprochen hatte, stimmten die Andern bei und forderten ihn auf, diese Gedanken in der Ev. K. Z. auszusprechen. Nachdem manche Woche darüber hingegangen ist, sind sie hier noch.

Wir fassen Gemeinde-Ordnung, Diaconat und Synoden zusammen, denn alle drei Stücke betreffen die Verfassung und hängen nach unserer Anschauung auf das Innigste mit einander zusammen. Es ist vorerst sehr zu bedauern, daß man nicht genug bedacht, beinahe ganz vergessen hat, daß wir doch auch in den östlichen Provinzen eine Verfassung haben. Ja, wir haben eine Gemeinde-Ordnung, wir haben Synoden, wir haben auch eine Art Diaconat, könnten und sollten es wenigstens haben. Es ist kein gutes Zeichen und ein schlechtes Prognostikon für die andern Pläne, daß man das erst noch hervorheben und zeigen muß. „Die großen Principien von 1789" mögen immer was Neues hervorbringen, und das Neue und Neueste für das Beste halten, das Recht und Heil der Kirche kann nicht auf dieser Verkehrung des Wortes beruhen: „Das Alte ist vergangen, siehe, es ist alles neu geworden." Unser Herr und Meister lehrt: „Ein jeglicher Schriftgelehrter, zum Himmelreich gelehrt, ist gleich einem Hausvater, der aus seinem Schatze Altes und Neues hervorträgt" (Matth. 13, 52). Alles, was das Himmelreich betrifft, auch in seiner äußern Darstellung und Verfassung, ist alt und neu zugleich. Was dieses Grundgesetz verletzt, ist von dieser Welt. In der Bewahrung desselben hat die Reformation des 16. Jahrhunderts ihr göttliches Recht und ihre Legitimation, und wo man davon wich, verfiel man schon damals der Revolution evangelischer und der Contrerevolution katholischer Seits. Die Ausdrücke sind von dem Gebiete des Staates auf das der Kirche übergetragen, suchen wir sie dort einen Augenblick auf.

Wir folgen dabei einer anerkannten Autorität, der trefflichen Darstellung Stahls in seiner „Geschichte der Rechtsphilosophie." „Das Ereigniß in Frankreich am Ende des vorigen Jahrhunderts, das wir schlechthin „die Revolution" nennen, hat seine große weltgeschichtliche Bedeutung nicht in dem bloßen Akte der Empörung, sondern in der zusammenhängenden Lehre, die durch dasselbe verwirklicht wurde. Die Revolution ist keine bloße Gewaltthat und Umwälzung, sie ist ein System von Grundsätzen und Einrichtungen, ein staatsrechtlich-politisches System. Ja es ist für dieses System sogar gleichgültig, ob es auf dem Wege „friedlicher Entwicklung" oder auf blutigem Wege eingeführt wird, es bleibt immerdar dasselbe System." Hiernach ist auch der sogenannte Liberalismus nichts als dieses System der Revolution, denn er bricht, wie sie, mit der Geschichte und Wirklichkeit, geht auf eine apriorische Errichtung und Gestaltung des Staates aus dem Gedanken und dem Willen des Menschen und auf Vernichtung jeder entgegenstehenden Einrichtung. Der Revolution trat entgegen die Contrerevolution. Die Schriftsteller derselben sind Maistre, Burke, Haller, Adam Müller. „Ihre gemeinsamen Lehren und Motive sind: die Legitimität, d. i. die auf eigenem Ansehen (tiefer auf göttlicher Sanktion) ruhende Gewalt im Gegensatze der Volkssouveränität — die ursprüngliche Einheit des Staats im Gegensatz seiner Errichtung durch Zusammentritt der Einzelnen und Vertrag — die organische Verfassung aus natürlichen Elementen und Gliedern im Gegensatze der abstrakten Demokratie und des Constitutionellen Mechanismus — die korporativen Einigungen im Gegensatze der absoluten Vereinzelung der Bürger — die überkommene Ordnung gegenüber der Umwälzung und dem Aufbau aus eigner Vernunft. Das sind in der That unverwüstliche Wahrheiten, es sind die Fundamente des Staatenbaues. So wenig die Anwendungen, welche die contrerevolutionären Schriftsteller von diesen ihren Grundlehren machen, überall gebilligt werden können, so sind doch diese selbst völlig begründet. Wie die Revolution wahre Postulate vertritt, so die Contrerevolution wahre Principien. Jene kämpft für das was die Gegenwart als neuen Gewinn erringen soll, diese für das was zu allen Zeiten erhalten bleiben muß." „Der gemeinsame Fehler der contrerevolutionären Schriftsteller ist es, daß sie in der revolutionären Richtung selbst durchaus kein wahres Motiv anerkennen, sie müssen deßhalb nothwendig den vorausgegangenen Zustand als einen völlig genügenden annehmen." Der Revolution mit ihren falschen, verwüstenden Principien tritt die „geschichtliche Schule" mit ihrer Ansicht von der Entstehung des Rechts entgegen, ohne ihre wahren Postulate zu verneinen. „Das Recht ist eine Seite im gesammten Leben eines Volks, untrennbar verbunden mit den andern Seiten und Thätigkeiten desselben, als Sprache, Sitte, Kunst. Es entsteht daher ursprünglich gleichwie diese nicht aus Wahl und Ueberlegung, sondern durch einen inwohnenden Sinn und Trieb, durch ein Bewußtseyn der Nothwendigkeit, das sich in der Beobachtung kund giebt, und meistens durch symbolische Handlungen fixirt." Sie verzichtet dabei nicht auf einen absoluten sittlichen Maaßstab des Rechts. „Es ist gerade eine tiefere philosophische Wahrheit, auf welcher sie in ihrem letzten Grunde steht, das ist die Anerkennung des lebendigen göttlichen Waltens in der Geschichte. Aus ihr kommt die Ehrfurcht vor dem Bestehenden, die menschliche Bescheidung in der Aenderung desselben, das Hinsehen auf eine höhere Macht, von der man das Wesentlichste und Beste dabei erwarten muß. Pietät ist ihrem

innersten Beweggrunde nach jene sorgfältige Pflege der Geschichte, Pietät die Bewahrung jedes eigenthümlichen Instituts, die Scheu vor allem, was ohne unser Zuthun geworden."

„Die Anerkennung des lebendigen göttlichen Waltens in der Geschichte" bewahrt die historische Schule aber auch vor den Einseitigkeiten der contrerevolutionären Schriftsteller und vor einer mechanischen Reaction. Sie unternimmt es in keiner Weise, die Gestalt der Welt durch bestimmte, vergangene Institute abzuschließen. „Das kann nicht genug hervorgehoben werden; es ist wahrhaft geschichtlich, daß die Geschichte nicht auf die Vergangenheit zurückgewiesen, sondern das unausgesetzte Werden in ihr erkannt werde, und es ist wahrhaft religiös, daß der göttlichen Führung nicht eigenmächtig an den frühern Bildungen, gleichsam als ihrem unübertreffbaren Werke, eine Schranke gesetzt, sondern die neue künftige Gestaltung in unterordnender Hingebung von ihr angenommen werde." — War oben und neuerdings öfters in diesen Blättern der Ausdruck „Revolution" gefallen, so mußte er einmal erörtert werden. Wir haben damit den möglichen Vorwurf abgeworfen, als ob wir mit ungemessenen, ungerechten Beschuldigungen kämpften und für alles folgende eine allgemeine, sichere Grundlage gewonnen.

Wir haben also eine Gemeinde-Ordnung und Verfassung, wenn auch keine Verfassungs-Urkunde. Sie wurzelt in den Kirchen-Ordnungen der Reformation, welche selbst von dem Allgemeinen Landrecht als die fundamenten Quellen unseres Kirchenrechts anerkannt werden. Allerdings hat die Zeit, die veränderten Verhältnisse in Kirche und Staat, die Herrschaft des Territorialismus im Leben und des Collegialismus in der Theorie seit jener Zeit viel verändert, aber im Wesentlichen sind die alten Grundlagen bisher geblieben. Und jetzt sollte tabula rasa gemacht werden mit unserer Gemeinde-Verfassung? Die Zeit der geschichtlichen Erkenntniß und des wiedererwachten Glaubens sollte für die Aufklärung, Naturreligion und Philosophie nachholen, was diese zu ihrer Zeit zum Glücke versäumt haben? — Wir haben überall einen „Kirchenvorstand", der besteht aus Patron, Pastor und wenigstens zwei Kirchenvorstehern. Auch den Namen möge man ja lassen. „Gemeinde-Kirchenrath" erscheint zu hoch und vornehm für ein so bescheidenes Institut, und wird schwerlich in Cours kommen beim Volke. Ferner lasse man zuerst die ganze Zusammensetzung, wie sie ist. Sie kann nicht aufgehoben werden, ohne nach allen Seiten rechtsverletzend und destructiv zu werden. Das Patronat ist so alt, als unsere Kirchen und Pfarren, es ist mit ihnen entstanden, ja sie sind durch dasselbe entstanden und bestehen durch dasselbe mit äußerlich fort. Es hat zuletzt die Revolution von 1848, die auch dagegen sich mit wandte, überdauert, und nun

sollte eine sogenannte „friedliche Entwickelung" der hier glücklich zurückgeschlagenen Revolution noch den Sieg verschaffen? Dafür könnte Niemand dankbar seyn, als diese selbst. Nach der jetzigen Verfassung vereint sich Patron und Pastor über die zu bestellenden Kirchenvorsteher in freier Weise, bei königlichen Stellen schlägt der Pastor geradezu vor und ich wüßte keinen Fall, daß die Bestätigung versagt worden wäre. Auf diese Weise bekommen wir die besten Kirchenvorsteher, die wir nur bekommen können, und es ist gewiß, daß eine Gemeindewahl uns nur unpassendere und schlechtere bringen kann. Nach den Erfahrungen und Wirkungen von 1848 auf dem politischen Gebiete sind Wahlen der Gemeinden ein Signal für alle schlechten Elemente sich zusammen zu thun, eine Aufrührung von Sümpfen, und für die guten Elemente ein Odium und ein Ekel. Ich wüßte nicht, wo das Kirchenregiment die Werkzeuge hernehmen wollte, welche der Staat an seinen Landräthen und an den großen Grundbesitzern hat, die Wahlen mit Eifer und Hingebung vorzubereiten, abzuhalten und zu leiten. Von den vorhandenen Organen, den jetzigen Kirchenvorständen, kann man doch wahrhaftig nicht erwarten, daß sie ihre eigene Absetzung celebriren sollen und an ihrem eigenen Grabe graben. Ja besonders die Patrone werden sich nicht bloß passiv verhalten, sie werden den Wahlversammlungen, die ihnen ihre Rechte beeinträchtigen und nehmen, auch ihre Pflichten, namentlich die der Baulasten, zur Vertheilung übergeben, und diese wird natürlich Niemand haben wollen.

Also soll alles beim Alten bleiben? Ja. Aber nicht bloß beim Alten. Wir gestehen nun ganz offen unsere große Versäumniß und Schuld ein. Seit vierzig Jahren ist mit Veränderungen in der Kirchenverfassung umgegangen und an verschiedenen Stellen in der lutherischen Kirche experimentirt worden. Die christlich und kirchlich Gesinnten haben dabei fast nur negirt und abgewiesen. Ein Mann wie der selige O. v. Gerlach der einer Fortbildung der Verfassung von innen heraus das Wort redete, ist unter seinen Gesinnungs-Genossen ein Prediger in der Wüste geblieben. Wir hätten längst die Frage alles Ernstes thun und mit Thaten beantworten sollen: Was ist für Belebung unserer Kirchenvorstände zu thun? Wir dürfen uns nicht am Alten begnügen, wir bedürfen neuer Elemente. Man sehe nur einmal ein Grundgesetz z. B. der Marken, die Visitations-Ordnung von 1573 an, und darin das Capitel: „Von den Kirchvätern, Vorstehern der Gemeine-Kasten ꝛc. Da ist von Anfang bis Ende nur die Rede von Kassen, Einkommen, Ausgaben, Wiesen, Aecker, Pächten, Zinsen, Rechnung, Zehrung ꝛc.

(Schluß folgt.)

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz. Druck von Trowitzsch und Sohn.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1857. Sonnabend den 18. April. № 31.

Auch ein Gutachten.

(Schluß.)

Wir können nun nicht hier in ein Paar Zeilen nachholen, was seit Jahrzehnden und noch viel länger verabsäumt ist, wir werden auch unten bei den Synoden noch einmal auf die Belebung der Kirchenvorstände zurückkommen. Aber ich will etwas aus dem Leben erzählen. Mein lieber Nachbar und sein lieber Patron haben jetzt einen neuen Kirchenvorsteher gewählt und kirchlich eingeführt. Zum Schluß des Gottesdienstes ist der Neugewählte vor den Altar getreten, ihm und der Gemeinde an's Herz gelegt und erklärt, was ein Kirchenvorsteher nach Gottes Wort zu bedeuten habe, daß er nicht bloß zu sehen habe, wo ein Ziegel am Dache und ein Stein in der Mauer fehle, sondern auch auf die lebendigen Steine, aus welchen die Gemeinde erbaut ist zu einem Hause Gottes ꝛc. Dann hat er mit Handschlag und lautem Ja beantwortet, daß er wolle dem Pastor ein „Mithelfer" werden, und ist ihm dazu der Segen erfleht und ertheilt worden. Da ist die bisherige Wahl und Verfassung ganz unangetastet geblieben und ein neuer Keim gelegt. Es hat sich sogleich als Folge ergeben, daß der Kirchenvorstand sich nun auch versammeln muß von Zeit zu Zeit, um die innern Zustände der Gemeinde zu besprechen. Das heißt Altes und Neues hervortragen; das könnte unter Gottes Segen Formen und Gefäße voll Inhalt und Leben geben; hier ist die Verfassung der Herzen Anfang und Ende. „Ich sehe freilich auch wohl ein", sagt der alte Wandsbecker Bote, „daß Manches in der Welt anders seyn könnte und sollte, und daß eine Besserung nicht unnöthig wäre; nur kommt es mir vor, daß die Besserung nicht ärger als das Uebel seyn müsse, das man bessern will; daß man den Kopf nicht dran geben müsse, um das Ohrläpplein zu retten, und daß ein kleineres Glück, das man hat, besser sey, als ein größeres, das man erst haben soll. Auch kommt es mir so vor, daß die äußern Einrichtungen es allein wohl nicht gar thäten. Es giebt Republiken, und doch sind dort Mißvergnügte. Also am Menschen liegt es. Der Mensch muß also gebessert werden; und, würde ich rathen, nicht von außen hinein. Dreht man doch nicht am Zeiger, daß das Werk in der Uhr recht gehe, sondern man bessert das Werk in der Uhr, daß der Zeiger recht gehen könne." O wenn doch unsere lieben kirchlichen Behörden wollten von dem projectirten Neubau absehen, und ihre Kraft, ihr Ansehen und ihr Herz solchen Versuchen zuwenden, das alte Institut unserer Kirchenvorstände zu beleben und zu heben. Es bedürfte gewiß nicht des Befehlens, sondern nur des Empfehlens, und die kirchliche Einführung der Kirchenvorsteher würde bald allgemein. Dazu und zu manchem Segen daraus kämen wir auf dem Wege des Rechtes und des Friedens, ohne Urwahlen und ohne uns zu streiten und wider einander zu entrüsten.

Es ist gewiß höchst erfreulich, daß unser Kirchenregiment das urchristliche Institut des Diaconates und die praktischen Bestrebungen von Männern wie Fliedner und Wichern so zu würdigen weiß, so daß es die neuen der Kirche zuströmenden Kräfte schon in eine feste Ordnung zu bringen Bedacht nimmt. Allein zu dieser haben wir wohl noch nicht Material genug. Auch die materiellen Mittel fehlen überall noch sehr, ein allgemeines neues Institut zu begründen. Endlich ist dasselbe auch nur für größere, namentlich städtische Gemeinden ein Bedürfniß. Die viele tausend kleinere Landgemeinden haben genug an dem Ordo, Clerus minor, der schon jetzt vorhanden ist. Wie und wo denn? Allgemein rechnet unser Volk, wenn es von der „Geistlichkeit" spricht, die Küster und Lehrer dazu. Der Schullehrer ist der natürliche Diacon des Predigers. Er hat auch auf dem Lande geradezu einige kirchliche Functionen der alten Diaconen. Fassen wir aber seinen ganzen Beruf unter dem Gesichtspunkte der Diaconie auf und lehren ihn denselben so auffassen. Das Führen und Weiden der Lämmer ist eine Diaconie, ein Dienst bei der ganzen Heerde. Es wird's besonders dadurch, wenn er sich in ein Verhältniß und das rechte zu dem Hause und zu den Eltern setzt. Wo ein ernsterer Zuchtfall in der Schule vorkommt, muß er sich mit den Eltern darüber vernehmen. Wo ein Kind länger als einen Tag oder zwei unentschuldigt die Schule versäumt, ist es Pflicht, dasselbe im Hause aufzusuchen. Tage- und Wochenlang Kinder ruhig in die Absentenliste einzutragen, ohne weiter nach ihnen zu sehen, ist wider Pflicht und Gewissen. Das präge man doch den Lehrern recht ein. In den Schulversäumnissen stecken grauenvolle Dinge. Viele Kinder werden von den Eltern angeleitet, dieselben mit halbwahren, entstellten oder ganz falschen, erdichteten Angaben zu entschuldigen. Das persönliche Erscheinen des Lehrers in der Familie ist ein Schlag und Angriff auf dieß Reich der Lüge. Eng zusammen damit und mit vielem andern Bösen hängt der Bettel, zu dessen Ab-

stellung und Ausrottung auch die Schule ihren Theil beizutragen hat. Endlich müssen auch die kranken Kinder von ihrem Lehrer besucht werden. Die Gründe, der Zweck und die Art dieser Besuche können hier nicht weiter erörtert werden, es gäbe fruchtbare Themata für Lehrerconferenzen. Es liegt auf der Hand, daß der Lehrer ein Diacon der Gemeinde ist, wenn er auf die angedeutete Weise seinen Beruf erfüllt. Das treibt heraus aus der ganz falschen Stellung: „Ich weiß nicht, was in der Gemeinde vorgeht, ich bekümmere mich um Andere nicht." Von der treuen Erfüllung des täglichen eigentlichen Berufes aus wird Lust, Kraft und Gelegenheit kommen zu manchem andern Dienste, als Leitung eines Lese- oder Jünglings- oder Gesangvereins, Einsammlung der Missionsgelder, Agentur eines christlichen Vereins u. s. w. Nicht als ob Jeder alles dieß thun sollte, aber etwas, was er kann und mag und was besonders noth thut. Von den obersten Schulbehörden hat die Kirche gar keine Hinderung, sondern nur Förderung zu erwarten, wenn sie ihr Recht und ihre Pflicht gegen die Lehrer als ihre Diaconen in Ausübung bringt. Auch die Schulbehörden schätzen jetzt die Tüchtigkeit und Untüchtigkeit derselben nach ihrem Verhältniß zum Evangelio und zur Kirche viel mehr, als nach methodischen Künsten und Fertigkeiten. Die Emancipationslustigen können die Faust nur noch in der Tasche machen und Diesterweg beinahe nur noch heimlich verehren. Die Königliche Regierung zu Potsdam hat jetzt den Pastoren 80 Themata für Lehrerconferenzen empfohlen. Sieht man näher zu, so sind wenige rein pädagogische und methodologische darunter, die meisten sind unmittelbar aus der heil. Schrift und aus dem innern christlichen und kirchlichen Leben genommen, und suchen die Beziehungen des Lehrerberufes darauf auf. *Wenn die Consistorien und der Oberkirchenrath diesen Bemühungen der Schulbehörden entgegenkommen und die ihrigen damit vereinigen, so werden wir das Diaconat bekommen, das wir bekommen können und längst haben sollten, hie und da auch wirklich schon haben.* Ich habe vor zwei Jahren meinen neuen Küster und Lehrer so kirchlich eingeführt, wie es oben von dem Kirchenvorsteher berichtet wurde. Aber solche kirchliche Einführung sollte nun nicht mehr dem einzelnen Prediger anheimgestellt, sondern verfassungsmäßig werden. Wenn wir gegen 30,000 Lehrer in der Landeskirche haben, so sind — ich will nicht zu viel hoffen und sagen — doch wohl gegen 3,000 darunter, welche mehr oder weniger auch einen innern Beruf zur Diaconie haben, den äußern haben aber alle. Was fehlt uns noch? — Fern sey es von uns, die Bestrebungen und Anstalten für Herstellung des urchristlichen Diaconates für überflüssig zu erklären, wir wünschen ihnen von Herzen Glück und immer größeres Wachsthum. Aber wir wollten nur auch hier verhüten, daß über dem Möglichen das Wirkliche, über dem Zukünftigen das Gegenwärtige, über dem Größern das Kleinere übersehen und vernachlässigt werde.

Aber alle Stände, Aemter und Ordnungen der Kirche kommen nicht zu rechtem Stand und Wesen, wenn der geistliche Stand, das geistliche Amt in specie nicht seine rechte Stellung hat und recht erfüllt. Unverkennbar ist ein gewaltiger Umschwung zum Bessern in diesem Hauptstande der Kirche. Wahre Triebe des heil. Geistes bewegen ihn. Sollte es also nicht an der Zeit seyn, das seit 40 Jahren intendirte Synodal-Wesen endlich auch in den östlichen Provinzen zu organisiren, wie es in den westlichen Provinzen organisirt ist? Wir sagen entschieden Nein; aber nicht bloß dieses Nein, sondern ein ebenso entschiedenes anderes Ja dazu, wir haben nicht bloß wieder zu verneinen. *Wir haben Synoden und überall lebensfähige Keime dazu, die wollen wir pflegen und uns nicht ein fremdes Gewächs holen.* Vor 20 Jahren noch versammelten sich die Diöcesanen jährlich etwa Ein Mal wegen der Wittwenkasse, und, wenn es hoch kam und einer vorhanden war, wegen des theologischen Lesezirkels. Das ist nach und nach anders geworden. Jetzt kommen sie meist zwei Mal zusammen, und thun jene Dinge kurz zum Schluß ab, jetzt kommen sie zusammen, um die inwendigsten Seiten des Amtes und die schwebenden kirchlichen Fragen zu besprechen. Jetzt sind die Versammlungen freie Synoden, mit Gesang und Gebet eröffnet und geschlossen. Keine Behörde hat sie angeordnet, fast überall fragt keine, ob sie gehalten werden oder nicht, Jeder könnte wegbleiben, ohne sich äußerer Verantwortung auszusetzen, aber in der Regel kommen alle Diöcesanen. In den 350 Diöcesen der östlichen Provinzen haben wir also jährlich etwa 700 Synoden. Aber fast nirgends hat man daran genug. Die Diöcesen haben sich in kleinere Conferenz-Kreise getheilt, die sich alle Monate oder alle zwei Monate versammeln. Das giebt jährlich 2 bis 3000 Conferenzen. Der verewigte Bischof Dräsecke hat das große Verdienst, vor 25 Jahren schon bei seinen Reisen in der Provinz Sachsen diese Conferenzen angeregt zu haben. Ich erinnere mich noch lebhaft jener Anfänge. Sie waren schwach und kümmerlich genug, der Nationalismus war damals noch zu verbreitet und mächtig, Pfeife, Kaffee und Bier durfte auch von Anfang bis Ende nicht fehlen. Auch sie sind nach und nach ganz andere geworden. Die gläubigen Mitglieder sind fast überall in Zahl und Einfluß die überwiegenden, oder werden wenigstens mit Achtung gehört. Darum ist es doppelt und dreifach unrecht, wenn die Gläubigen sich solcher Conferenzen entziehen, die nach der geographischen Lage zusammengesetzt sind, und sich bloß auf Conferenzen unter sich beschränken, und sie sollten von den General-Superintendenten bei ihren Reisen deßhalb freundlich gestraft und eines Bessern belehrt werden. Aber, aber wer fragt von oben her ernstlich und genauer nach diesen von innen heraus gekommenen Conferenzen und Synoden? Hier gäbe es etwas zu organisiren, denn hier ist ein Organismus und hier sind Organe. Wir bekamen im vorigen Jahre auf einmal, nicht von unsern kirchlichen Behörden, sondern durch die politischen Zeitungen die Nachrichten von den Intentionen der Berufung einer Landessynode und was damit zusammenhing. Es wurde vorgeschritten mit den Gutachten und der Conferenz. Amtlich wurden wir nur veranlaßt, un

ie „Gutachten“ zu kaufen. Und das waren nicht weniger als 4. Wie Wenige mögen sie alle gelesen haben und wie Wenige von diesen Wenigen sich durchgefunden! O hätte man uns och diese Fragen nach und nach mitgetheilt, hätte man unsere Konferenzen und Synoden an der Beantwortung mit arbeiten assen! Sonderbar, man geht oben mit Einrichtung es Synodalwesens um, und dabei ignorirt man änzlich die vorhandenen Synoden. Das muß einen Bau in die Luft geben, ein Dach ohne Wände und Fundament. Ja, wird man sagen, das sind gar keine Synoden, was ihr etzt habt. Allerdings keine wie die 44 in Westphalen und Rheinland, werden auch wohl nie gerade solche werden. Aber unsere 350 haben noch eine Zukunft, sie sind noch nicht fix und ertig; wenn kein Mehlthau hineinfällt, wenn man sie pflegt nd nicht störend in ihre Entwickelung eingreift, kann noch viel us ihnen werden. Der theure Superintendent Westermeier n Biere hat schon vor einigen Jahren angefangen, Ein Mal ährlich die Patrone zur Synode einzuladen. Sie waren freuig gekommen und es hatte lebendige, fruchtbare Verhandlungen egeben. Hat sich diese Einrichtung etwas befestigt, so kann us jeder Gemeinde ein Kirchenvorsteher zugezogen werden. Wollte der Eine oder Andere nicht freiwillig kommen, so bekehren wir deßhalb doch nicht, daß eine gesetzliche Verpflichtung hn uns bringe; ja das wäre ein Grund mehr dafür, daß wir uf unserer von Gott gewiesenen Bahn der Entwickelung von nnen heraus bleiben. Was daraus kommen wird, steht in der Hand des Herrn. Nur treu, nur treu! Wir lieben nicht Phantasiestücke und gemalte Hoffnungen, aber die größte Nüchernheit muß hier sagen: „Verdirb es nicht, es ist ein Segen arin.“ Während wir dieß schreiben, kommt uns Nr. 23 der Ev. K. Z. zu mit dem „Generalbescheid des K. Consistoriums er Provinz Posen auf die Verhandlungen der Diöcesan-Conente.“ Wir können es nicht sagen und brauchen es auch nicht u sagen, mit welcher Freude und Befriedigung wir diese neue Institution begrüßen. Sie ist ein Ja und Amen mit der That n unserm ersten Desiderio in Betreff der Synoden. Für das aufende Jahr wird den Conventen als erste Proposition zur Behandlung gestellt: „Auf welchen Grundgedanken beruht die Ordnung des Evangelischen Hauptgottesdienstes?“ und dabei emerkt: „Bei dieser Untersuchung wird sich zugleich herausstellen, ob und inwiefern ein Bedürfniß zu weiterer Durchbilung der landeskirchlichen Agende in dem betreffenden Theile orhanden sey.“ Es könnte scheinen, als ob diese Proposition inter den Gutachten und der Evangelischen Conferenz her zu pät käme. Wir meinen aber: „Besser spät, als niemals.“ Wir reuen uns, daß die eben beklagte Unterlassung und Versäumniß och gut gemacht und die dortige Geistlichkeit zur eignen Durcharbeitung der immer noch schwebenden Frage veranlaßt wird. Möchten doch alle Consistorien sich der Synoden so annehmen.

Die auswärtigen Missionen der Römischen Kirche.

Die Römische Kirche hat immer viel Gewicht auf ihre auswärtigen Missionen gelegt. Als die Evangelischen noch keine derartige Thätigkeit hatten, mußten ihre „Prädicanten, die hinter dem Ofen bei ihren Weibern und Kindern das apostolische Leben in Fährlichkeit zu Wasser u. s. w. zubringen“, als eins der beißendsten Argumente Römischer Polemik herhalten; man liebte es damals, die Apostolicität der Römischen Kirche an ihren auswärtigen Missionen ad hominem zu demonstriren. Das Rühmen verging freilich in dem ersten Viertel unseres Jahrhunderts. Damals lagen alle auswärtigen Missionen Roms vollständig darnieder und man bekommt unwillkürlich den Eindruck von Gerichten Gottes, welche über den Spott und Hohn ergehen, mit welchem die Römischen einst die Evangelischen, „die im eigenen Hause vollauf zu thun hatten“, verfolgten, wenn man aus katholischem Munde die Apologie für jene Zeit führen hört: „Es war, als hätte das Christenthum genug zu thun, um im eigenen Lande die Trümmer des Glaubens und der Kirchenzucht wieder aufzurichten und an Bekehrung fremder Welttheile war nicht zu denken.“ Kaum aber erholte sich Rom von seiner Niederlage, so sind es auch auf der Stelle wieder seine auswärtigen Missionen, in welchen seine Energie ihren lebhaftesten Ausdruck findet, und das zweite Viertel des Jahrhunderts sieht das Römische Missionswesen in einer Rührigkeit dastehen, welcher in den früheren Jahrhunderten nichts Gleiches an die Seite zu setzen ist.

Dem Herrn sey Dank, daß die Evangelischen dem Römischen Argumente von wegen des „apostolischen Lebens hinter dem Ofen“ haben gerecht werden können. Sie sind zwar der beißenden Polemik dadurch nicht entgangen; im Gegentheil, es hat sich dieselbe nur noch mehr in den Zorn des Gegners vertieft, dem ein siegreiches Argument entwunden ist und man muß die Bitterkeit kennen, mit der die Römischen Missionsblätter die evangelischen Missionen angreifen, um das Gewicht zu begreifen, welches römischerseits auf diese Thätigkeit gelegt wird; aber dieser Umstand sollte billig die Evangelischen treiben, ihre Ritterschaft nach dieser Seite hin alles Ernstes wahrzunehmen. Pointirt Rom die auswärtigen Missionen, so dürfen wir sie nicht ignoriren; räumt es ihnen eine der ersten Stellen in seinem kirchlichen Organismus ein, so dürfen wir sie nicht eine Liebhaberei etlicher seyn lassen; hält es in ihnen seinen Triumphzug durch beide Welten, so dürfen wir sie nicht als bloßes Hausmittel und auch nicht übeles Zugpflaster für unsere inneren Schäden verbrauchen. Irren wir nicht, so sind bei uns wenigstens Simsons Haarlocken bereits in Gefahr und es ist gewiß irgendwo ein fauler Fleck in der Lebensentwickelung unserer Kirche, wenn dieselbe jetzt wieder ihre Thätigkeit krampfhaft nach innen kehrt und, so gebunden, wenig Auge und Hand für draußen hat. Da wäre viel zu sagen. Doch wir lassen das und geben statt dessen eine kurze Uebersicht über die auswärtigen

Missionen der Römischen Kirche in ihrer dermaligen Gestalt — keine Kritik oder Polemik, so nahe dieselbe auch liegen mag; eine objectiv gehaltene Darstellung wird auch ihren Dienst thun.

Die oberste Leitung dieser Missionen liegt in den Händen des Papstes. Es war nicht immer so, sondern datirt erst von Gregor XV. Ludovisi. Er setzte 1622 eine Congregation von Cardinälen ein, von welcher die Verwaltung aller auswärtigen Missionen ressortiren sollte und die unter dem Namen der Congregatio de propaganda fide bekannt ist. Diese Curialbehörde besteht noch. Sie hat im Lauf der Zeiten ihre Formen gewechselt, und es ist interessant, wahrzunehmen, wie sich in der Geschichte so manches Comité's unserer Missionsgesellschaften im Kleinen die Geschichte der wechselnden Formen dieser Oberbehörde für die auswärtigen Missionen Roms abspiegelte. Gegenwärtig ist in dieser Congregation ein vortrefflich eingerichteter Centralort curialer Verwaltung vorhanden, getragen von 200jähriger Gesetzgebung und Observanz und von einem auf diesem Gebiete so höchst nöthigen einfachen Geschäftsgange, nachdem die früheren schwerfälligen Formen desselben sich praktisch abgelebt haben. Die ganze Congregation besteht aus 26 Cardinälen, welche von dem Papste jedesmal auf Lebenszeit dazu ernannt werden, von denen aber eine nicht unbedeutende Anzahl nur Ehrenmitglieder sind. Ad beneplacitum wird gleichfalls vom Papste ein besonderes Dienstpersonal bestellt. An der Spitze der Congregation steht der Präfect derselben, welcher vom Papste zu dieser Stelle ernannt wird und die Vollmacht erhält, sämmtliche Verfügungen zu zeichnen; außerdem ist derselbe vom Papste noch mit besonderen Facultäten betraut, deren Ausübung ihn zur Hauptperson der ganzen Behörde mache. Nächst dem Präfecten ist am einflußreichsten der Secretär, welcher vom Papste aus den jüngern Juristen der Curie gewählt wird und zum Bischof oder Erzbischof in partibus ernannt zu werden pflegt. Präfect und Secretär bewohnen den Palast in Rom, welcher durch Urban VIII. der Congregation zur Verfügung gestellt wurde und in welcher sie ihre Sitzungen hält. Der Secretär bekommt alle eingehenden Sachen zuerst zu lesen und verfügt sofort über dieselben, wenn sie keinem Bedenken unterliegen; über alle wichtigen Gegenstände aber hält er dem Präfecten Vortrag und bearbeitet mit ihm das Meiste gemeinsam. Die hiezu nöthigen Facultäten erhalten beide beim Regierungsantritte des neuen Papstes; reichen dieselben nicht aus, so hält über den Gegenstand der Secretär, selten der Präfect selbst, beim Papste Vortrag; alle Sonntag Nachmittag ist dazu eine Audienz festgesetzt; in dringenden Fällen kann der Secretär die Audienz jeder Zeit haben. Die Entscheidung des Papstes wird vom Secretär in einem Rescript ex audientia sacra ausgestellt und sofort expedirt. Für die allermeisten Sachen ist dies der Geschäftsgang; sehr selten tritt die Congregation zu einer Sitzung zusammen. Das geschieht nur dann noch, wenn der Präfect eine Sache für so wichtig hält, daß er sie vor dem Papste nicht allein zu vertreten wagt. In diesem Falle wird der fragliche Gegenstand einem der Consultoren zur Relation übergeben und

dann diese Relation der Verhandlung einer dieserhalb zusammengerufenen Sitzung der Congregation zu Grunde gelegt; der dann gefaßte Beschluß wird als Decret abgefaßt, muß die päpstliche Bestätigung erhalten und erscheint darauf als einfaches Breve oder auch als förmliche Bulle des Papstes.

Es gibt keine Behörde in der Welt, welche ein so umfangreiches Gebiet hätte, wie diese Missionsbehörde des Papstes. Es umfaßt die ganze Erde, so weit sie nicht unter streng katholischen Regierungen steht. Das ist nun einmal der curiale Begriff und der Sprachgebrauch von der Terra infidelium. Hiernach gestaltet sich denn auch nothwendig die Vorstellung der Römischen Kirche von den auswärtigen Missionen. Es ist das zu beachten. Uns führt der Ausdruck „auswärtige Missionen" leicht irre und verleitet zu einer Ueberschätzung des Römischen Missionswesens, indem wir geneigt sind, bei diesem Ausdrucke an Missionen unter den Heiden zu denken. Sieht man z. B., wie allein „das Werk der Verbreitung des Glaubens", die weiter unten näher zu besprechende großartigste Erscheinung der Missionsbestrebungen der Römischen Kirche neuester Zeit, jährlich zur Unterhaltung der Missionen an vier Millionen Franken verausgabt, so imponirt das; die Sache stellt sich aber für uns wenigstens anders, wenn man bedenkt, daß von diesen vier Millionen nur etwa der dritte Theil zur Unterstützung der Missionen unter den Heiden verwendet wird. Und das ist so ziemlich das Verhältniß überhaupt, in welchem sich das Römische Missionswesen in Betreff des Terrains befindet, auf welchem es sich bewegt, d. h. es ist vorwiegend der Unterstützung der Römischen Diaspora und der Bekehrung der akatholischen Christenheit zugewendet. Das ändert aber im Ressort der Propaganda-Congregation im Wesentlichen nichts. Mag die Mission in akatholischen oder in heidnischen Ländern stattfinden, der Papst bestellt durch die Propaganda jeden Missionar und ertheilt ihm die nöthigen Facultäten für sein Amt, weist ihm seinen Wirkungskreis an, setzt Präfecte und apostolische Vicare zur Leitung und Jurisdiction für die Missionsgebiete an Ort und Stelle ein und errichtet Bisthümer und Erzbisthümer, je nachdem die Missionsarbeit Erfolg hat. Die Propaganda empfängt aus der ganzen Terra infidelium die Berichte, nimmt die Anträge entgegen, gewährt Unterstützungen, entscheidet Zweifel und Streitigkeiten, hält über Disciplin und kirchlicher Autorität und gibt Gesetze, wenn Orts- und Zeitverhältnisse solche über die bereits bestehenden Ordnungen der Kirche hinaus nöthig machen. Und in dieser ihrer Geschäftsführung ist sie vollkommen unabhängig von anderen Behörden der Curie und verkehrt ungehemmt nach oben und nach unten, was nicht wenig zu der energischen Haltung beiträgt, welche diesem Institute eigen ist.

Um Mission zu treiben, braucht man aber Leute und Geld, und beides muß die Propaganda auch haben.

Ihre Arbeiter erhält sie auf einem dreifachen Wege. Entweder bieten sich ihr gewöhnliche Weltgeistliche zum Dienste in den Missionen an. Für ihre theologische Ausbildung hat sie

Propaganda selbstredend nicht zu sorgen; die ist an sich vorhanden, und fällt die eingezogene Erkundigung über das Subject günstig aus, so wird die Meldung angenommen und über die Person verfügt. Dieser Weg ist nicht der gewöhnliche, und es geht da der Römischen Kirche nicht viel anders, als der Evangelischen; es scheint das in der Natur der Dinge zu liegen. — Sie ist deshalb genöthigt, einen andern Weg einzuschlagen, um die nöthigen Arbeiter zu erhalten. Sie hat eigene Pflanzschulen gestiftet, Collegien, in welchen junge Leute zum Missionsdienste ausgebildet werden. Diese Seminare stehen in der Regel unter der Leitung eines Ordens, häufig der Jesuiten, welcher der Anstalt einen Ordensbruder als Rector setzt. Die Zöglinge werden so weit gebracht, daß sie als Priester in den Missionsdienst treten können; ihr Rector bleibt aber auch nach ihrer Aussendung noch mit ihnen in Verbindung, empfängt Berichte von ihnen und dirigirt sie; ihm steht natürlich auch während des Aufenthalts in der Anstalt die Disciplin über die Zöglinge zu; doch ist er der Propaganda für alles verantwortlich. Da die Letztere meistens die Mittel zur Unterhaltung des Instituts hergibt, so sind ihr die Zöglinge auf Lebenszeit zum Missionsdienste verbunden. Man nimmt sie in viel früherem Lebensalter auf, als es in den evangelischen Missionsanstalten der Fall ist, in der Regel mit dem 14ten Jahre und noch vor demselben und vereidigt sie bereits in dieser Zeit, ein Verfahren, was mehr als mißlich ist und nur dadurch einigermaßen ein Correctiv erhält, daß die Zöglinge von ihrem Eide entbunden werden, wenn es sich herausstellt, daß ihre Ausbildung nicht das erwünschte Resultat liefert. — Allen diesen Seminaren lag ursprünglich der Gedanke zum Grunde, die Zöglinge nicht für die auswärtigen Missionen im Allgemeinen auszubilden, sondern für ein bestimmtes Land oder Volk; daran lehnte sich der andere Gedanke, die Zöglinge auch immer nur aus dem Volke zu nehmen, zu welchem sie später gesandt werden sollten, ein Gedanke, der ja auch in den evangelischen Missionsseminaren hin und wieder auszuführen versucht ist und für gewisse Verhältnisse seine Wahrheit haben mag. Indessen hat dies die Propaganda doch nur für ihre Missionsgebiete in akatholischen Ländern der Christenheit durchführen können; für die Heidenmission ist diese Maxime nur in einem dieser Collegien noch in Ausübung und hat sich da bekanntlich nicht sonderlich bewährt; man hält jetzt vielmehr die viel richtigere Praxis inne, Europäer als Missionare auszubilden und denen die Aufgabe zu stellen, an Ort und Stelle ihrer späteren Wirksamkeit Pflanzschulen zur Heranbildung eines Clerus aus den Eingeborenen einzurichten — derselbe Weg, der jetzt auch immer allgemeiner als der richtigere in den evangelischen Missionen erkannt wird.

Von diesen Seminaren der Propaganda bestehen jetzt in Rom sechs, meistens schon alte Institute -- das Urbanum de propaganda fide, das Græcum, das Germanico-Ungaricum, das Anglicanum, das Scoticum und das Hibernense, von welchen nur das Erste auch Zöglinge für die Heidenmission ausbildet, eine Art Musterschule für alle auswärtigen Missionen, aber eigentlich von sehr geringem Einflusse für die eigentliche Missionspraxis. Außer diesen Seminaren in Rom bestehen in Italien noch sieben andere — zu Malan in Savoyen, Mailand, Loretto, ferner im Kirchenstaat, S. Benedetto in Ullano in Calabrien, Palermo und Neapel, von denen gleichfalls nur das in Neapel für Heidenmission ausbildet. In Frankreich befinden sich drei dieser Seminare in Paris — das der Missions etrangères, das des heiligen Geistes und das Irische — und eins in Douay. Von diesen Französischen ist das Erstgenannte in Paris besonders blühend und lieferte namentlich für die Heidenmission viele Arbeiter. Außerdem sind noch zwei solcher Seminare in Spanien — zu Occano und Valladolid — und vier in Irland — zu Dublin, Youghal, Thurles und Carlow, von denen nur das in Occano für Heidenmission ausbildet. Es ist aus den öffentlichen Nachrichten über diese Institute nicht vollständig zu ersehen, wie stark dieselben besetzt sind. Einige unter ihnen haben gewiß ein bedeutendes Personal, z. B. das Pariser Seminar der Missions etrangères zählt über 100, das von All-Hallow in Dublin an 100 Zöglinge; bei den meisten scheint die Zahl zwischen zwölf und zwanzig zu seyn.

Diese der Propaganda eigends zugehörenden Bildungsschulen liefern nun zunächst die Arbeiter, welche die Propaganda in den direct unter ihrer Leitung stehenden Missionen nöthig hat, und das sind vornämlich die in den akatholisch-christlichen Ländern, speciell in Europa; sie liefern die Elite der Missionsarbeiter Roms. Doch nicht ausschließlich. Das Bedürfniß der Kirche ist zu bedeutend, als daß diese Institute genügen könnten. So nimmt man zu einer dritten Weise seine Zuflucht, welche eigentlich die alte übliche Weise ist, die lange vor der Propaganda in praxi war. Rom hat seine Mönchsorden; mehrere derselben haben die Mission zu ihrer Tendenz. Und sie sind es bis auf diesen Tag, welche ein nicht unbedeutendes Contingent für die auswärtigen Missionen der Römischen Kirche stellen und deren Klöster die Pflanzstätten für Missionare sind, welche mitunter allerdings der Curie Noth gemacht haben, aber im Ganzen doch meistens als besonders practicabel befunden wurden. Vor Allem ist jedes Jesuitenkloster eine Missionsschule und jedes Glied dieses Ordens hat sich durch sein Gelübde der Propaganda zur Disposition gestellt. Die Jesuiten liefern gegenwärtig die meisten und hervorragendsten Arbeitskräfte. Außer ihnen haben unter den Orden sowohl die Antonianer als Basilianer ihre besonderen Missionsseminare, fast alle in Rom. Ein sehr altes Institut der Antonianer ist das von St. Gregor Illuminator in Rom, welches für das Morgenland ausbildet, so wie

das der Mechitaristen zu St. Giuseppe in Venedig. Unter den Basilianern thun sich besonders die Minoriten-Observanten hervor. Sie haben gleichfalls ihre besonderen Missionsseminare, von denen drei in Rom sind. Außer ihnen haben noch unter den Basilianern die Minoriten-Conventualen, die Carmeliter und Capuziner je ein Seminar in Rom. Das Seminar von Ocano in Spanien, was schon vorhin erwähnt wurde, gehört eigentlich den Dominicanern und seine Zöglinge sind Glieder dieses Ordens. Alle diese und noch einige andere, aber gegenwärtig ziemlich bedeutungslos gewordene Ordensmissionsschulen sind in der Regel schwach besetzt, selten über 12—15 Zöglinge. Sie stehen zwar zunächst unter der Leitung der betreffenden Ordensoberen, aber die Propaganda, auf deren Betrieb die meisten derselben entstanden sind, gibt ihnen die Institutsordnungen, nach welchen sie, abgesehen von den Gesetzen des Ordens, denen die Zöglinge als Glieder des Ordens unterworfen sind, geleitet werden und inspicirt sie durch besondere Visitatoren. Hat die Propaganda Arbeiter nöthig, so trifft sie aus diesen Seminaren ihre Auswahl, und wenn die so bestellten Missionare auch zunächst unter der Leitung ihrer Ordensoberen bleiben, so ist doch die Congregation die Behörde, welche sie aussendet und welche bestimmt, wie lange der Ordensbruder in dem Dienste bleiben soll. Es geschieht hier oft, daß diese Klosterbrüder nur auf Kündigung eine gewisse Reihe von Jahren dienen und dann wieder ganz ihrem Orden zurückgegeben werden. Zuweilen erhalten sie für die der Mission geleisteten Dienste besondere Beförderungen in den Ordensstellen, dasselbe, was man verkehrt genug auch wohl in den evangelischen Missionen für Candidaten des Predigtamts vorgeschlagen hat. — Es versteht sich, daß der Orden selber aus seinem Seminar oder überhaupt aus seinen Gliedern auswählen und senden kann; das thut er aber nicht so ohne Weiteres — seine Missionare sind ebenso den Bestimmungen der Propaganda unterworfen, wie jeder von dieser selbst ausgesandte; die centralisirenden Einflüsse der Curie haben auch nach dieser Seite hin die Selbstständigkeit der Orden gebrochen. — Unter den Deutschen Mönchscongregationen ist nur eine, welche sich an den auswärtigen Missionen durch Aussendungen betheiligt. Das sind die Mechitaristen in Wien, welche in neuester Zeit eine mit besonderer Energie betriebene Mission in Nordostafrika haben.

Neben den Mönchsorden, welche Arbeiter für die auswärtigen Missionen liefern, müssen nun aber noch die Weltpriester-Communitäten genannt werden. Mit Ausnahme der Jesuiten sind sie es grade, auf die sich die jetzigen Römischen Missionsunternehmungen und namentlich auch die in den Heidenländern stützen. Ihre Heimath ist Frankreich und durch diese Genossenschaften ist Frankreich dasjenige Land der Römischen Kirche geworden, welches sich am lebhaftesten an den Missionen betheiligt. Man accentuirt diesen Umstand in Frankreich nicht wenig. Die bekannte Weltstellung der „großen Nation" bringt das nicht minder mit sich, als der Triumph der Kirche über ihre Niederlage, die nirgends schmählicher gewesen ist, als dort. Die Schöpfung des Vincenz von Paula (1625), die Lazaristen, stehen in diesem „Kreuzzuge des 19ten Jahrhunderts" in den vordersten Reihen. Ursprünglich Zwecke der inneren Mission verfolgend, sind sie allmälig auch zu der Arbeit in den auswärtigen Missionen übergegangen. Sie haben ihren Mittelpunkt zu Paris in S. Lazarus. Nächst ihnen die bald darauf (1660) von dem Carmeliter Barfüßer Bernhard von d. heil. Therese gestiftete Communität der Missions etrangères, die gleichfalls in Paris ihren Sitz und lange schon vorwiegend die Heidenmission mit großer Energie betrieben hat. Ihre berühmte Missionsschule ist schon vorhin erwähnt worden. Jüngern Datums ist die Congregation des heiligen Herzens Jesu und Marias, auch nach der Straße in Paris, in welcher ihr Mutterhaus steht, die Gesellschaft von Picpus genannt. Sie wurde 1805 von Abbé Coudrin gestiftet und betreibt lediglich die Heidenmission. Von diesen Genossenschaften werden auch weibliche Personen zahlreich ausgesendet, um Schulen, Krankenhäuser u. s. w. in den Missionen zu leiten. — Nach dem Vorbilde dieser drei großen Vereine der Hauptstadt haben sich in neuerer Zeit in den Provinzen verschiedene, mehr oder weniger bedeutende, meistens unter die Heiden aussendende Genossenschaften gebildet. Wir nennen nur die vorzüglichsten: die Maristen in Lyon, die Congregation des heiligen Geistes und des heiligen Herzens Marias zu Amiens, die unserer l. Frauen und des heiligen Kreuzes von Mons, die Gesellschaft du Saint Viateur in Vourles, der Verein Jesu Maria zu Fourrière, die Gesellschaft Mariä in Brest, die Oblaten Mariä in Marseille u. s. w. — Auch in Italien sind diese Vereine entstanden. Zunächst in Oberitalien. Vor allen ist da zu nennen der Verein der Oblaten der seligen Jungfrau zu Turin und der jüngste Sproß des Römischen Missionseifers, der von den Bischöfen der Lombardischen Provinz zu Mailand (1850) gestiftete Verein für auswärtige Missionen; beide Vereine haben ihr eigenes Seminar. Von minderer Bedeutung sind außerdem noch die Communitäten der Redemptoristen, Passionisten und Eudisten.

Auch zu der Thätigkeit dieser Vereine nimmt die Propaganda eine leitende und kirchlich ordnende Stellung ein. Einige Beispiele mögen das ins Licht stellen. Der Gesellschaft von Picpus werden durch ein Decret der Propaganda alle Inseln des stillen Oceans, sowohl im Norden, als im Süden, von der Osterinsel bis zum Roggenweins-Archipel einschließlich und von den Sandwichsinseln bis zum Wendekreis des Steinbocks anvertraut; die Gerichtsbarkeit des apostolischen Präfecten der Sandwichsinseln wird auf alle Inseln des nördlichen Oceans bis zum Aequator ausgedehnt u. s. w. Oder: der Gesellschaft der Missions etrangères werden von 1840 — 1846 folgende apostolische Vicariate von der Propaganda anvertraut: das apostol. Vicariat von Ernao-Tong, begränzt südlich von der großen Mauer und Korea, westlich von dem Meridian und Peking, östlich von Korea und dem japanischen Meere, nördlich von dem asiatischen Rußland; das Vicariat der Malaien umfaßt die malaüische Halbinsel bis Marteban (die Stadt Mar-

mein ausgenommen) Pinang, Singapore u. s. w. Oder: die Propaganda hält es für nöthig, für die Vorstände dieser Gesellschaften gewisse leitende Gesichtspunkte aufzustellen und verordnet z. B. neue Bisthümer auf den Missionsgebieten creiren zu lassen, auf Ausbildung eines Clerus aus den Eingebornen Bedacht zu nehmen, desgleichen auf Anlegung von höheren und niederen Schulen u. s. w., die unmittelbaren Verbindungen zwischen den Missionaren und dem heiligen Stuhle lebendig zu erhalten und zu dem Ende leichte und geregelte Communicationswege anzubahnen u. s. w.

Man sieht aus dem Vorstehenden, daß es der Römischen Kirche nicht an Quellen fehlt, um das nöthige Arbeiterpersonal für ihre auswärtigen Missionen zu beschaffen. Uns ist lange keine statistische Uebersicht über sämmtliche in den Missionen beschäftigten Arbeiter zu Gesicht gekommen. 1844 betrug die Zahl der Priester 4750 und 139 Bischöfe, ungerechnet die ungeweiheten Gehülfen und die weiblichen Arbeiter. Seitdem ist die Zahl bedeutend gewachsen und wir werden nicht überschätzen, wenn wir c. 6000 Priester gegenwärtig draußen thätig seyn lassen. Doch ist auch hier wieder nicht zu übersehen, daß höchstens nur der dritte Theil derselben unter den Heiden beschäftigt ist. So sendeten 1855 die Missions etrangères allein 15 neue Missionen aus; All-Hallows in Dublin stellte in den ersten 12 Jahren seines Bestehens 170 Priester; von der Picpus-Gesellschaft schifften sich im Juli vorigen Jahres auf einem Schiffe 36 Personen, Väter, Brüder und Schwestern, nach Sandwichinseln, Taiti und Chili ein, darunter freilich allein 25 Klosterfrauen für Chili.

Das die Leute. Wie steht es nun aber um die Geldmittel? So äußerlich die Sache scheint, so wichtig ist sie doch; die Evangelischen Missionen wissen ja auch, mit welchen Schwierigkeiten sie da zu kämpfen haben. Der Römischen Kirche geht es nicht besser; die Klage ist alt. Gregor hatte gleich beim Beginne seines Instituts den Geldpunkt ins Auge gefaßt. Er setzt der Propaganda gewisse Einkünfte aus, unter denen namentlich die Gebühren zu nennen sind, welche die neu ernannten Kardinäle für den Ring zu zahlen haben; 500 Ducaten beträgt die Summe. Außerdem waren noch Vergünstigungen gewährt, selbst die Paßfreiheit und Freiheit von allen Abgaben ist der Congregation zugesichert; Stiftungen von Privaten, Mittel, über welche die Klöster zu verfügen haben u. dgl. — es muß eben alles mithelfen, denn das Bedürfniß ist groß. Allein je mehr sich die Missionen ausdehnen und je mehr das Vermögen der Kirche und ihrer Institute unter der Ungunst der Zeit zu leiden hat, desto fühlbarer wird der Mangel. Namentlich sehen sich die Communitäten gehemmt und vor 30—40 Jahren sind ihre Berichte bitterer Klagen voll. Sie können nicht aussenden, weil es an Geld fehlt; bei Wasser und Brot halten sich die Unternehmungen hin. Auffallend ist es übrigens, wie man so wenig Unterstützung für das Werk aus den Missionsgebieten selbst erhält; die meisten der damaligen Unternehmungen waren alt genug, um ein Beträchtliches für ihren eigenen Unterhalt aus dem

betreffenden Arbeitsfelde selbst nehmen zu können; aber sie müssen von Europa aus unterhalten werden, sonst können sie nicht aus der Stelle.

Da sehen wir denn in dem Römischen Missionswesen etwas auftreten, was allerdings modern, aber zur Belebung der Sache im Allgemeinen und zur Unterstützung der gemachten Unternehmungen von großer Bedeutung geworden ist. Es bilden sich nämlich Unterstützungsvereine für die Missionen, welche nicht selbst aussenden, sondern nur Geld und Gebete aufbringen, um die Missionen zu unterhalten.

In Lyon hatten ein Paar fromme Frauen unter den Handwerkern einige Jahre lang für die Mission gesammelt; die eine sammelte für die Mission in Louisiana, die andere für das Haus der Missions etrangères in Paris, welches damals in sehr kläglichem Zustande war. Die Bemühungen, namentlich der Letzteren, waren nicht ohne Erfolg und das veranlaßte 1822 eine Zusammenkunft etlicher Missionsfreunde in Lyon, in welcher man die Stiftung eines Vereins beschloß, welcher sich die Unterstützung aller auswärtigen Missionen der Römischen Kirche zur Aufgabe stellte. Es wurde ein Centralrath zur Leitung des Vereins eingesetzt und die kirchliche Genehmigung für die Unternehmung eingeholt. Ein Mitglied des Centralraths bereiste darauf die Städte des südlichen Frankreichs und es bildeten sich in Avignon, Aix, Marseille, Nimes, Montpellier, Grenoble die ersten Diöcesanausschüsse; die ausgezeichnetsten Mitglieder des Clerus sowie fromme Laien nahmen sich der Sache an. Bald darauf gelang es auch, in Paris einen zweiten Centralrath zu bilden und Pius VII. ertheilte dem Unternehmen Ablässe auf ewige Zeiten. Von da ab wurde „das Werk der Glaubensverbreitung" von allen bischöflichen Kanzeln in Frankreich empfohlen, beschränkte sich doch aber in den ersten 10 Jahren fast nur auf Frankreich. Belgien betheiligte sich zunächst daran; dann die Schweiz, Savoyen und der Elsaß; seit 1838 verbreitete sich die Theilnahme über die ganze Katholische Kirche beider Welten in einem allerdings außerordentlichen Maaße. Allein 300 Bischöfe empfahlen „das Werk" in ihren Erlassen und nach Pius VII. haben alle Päpste es reichlich mit Abläßsen dotirt und mit den Reliquien des Exuperus beschenkt. Namentlich hat der jetzt regierende Papst, der bereits als Bischof von Imola der erste war, welcher es in dem Kirchenstaat mit besonderer Vorliebe empfahl, demselben seine Gunst zugewendet; vor 5 Jahren bewilligte er ihm neuen Ablaß in der Art und Weise eines Jubiläums und hat sogar, um auch das Interesse der Kinder für die Mission in Anspruch zu nehmen, den Kindern, welche noch nicht die Kommunion empfangen können, an den Abläßsen des Vereins Antheil zu nehmen gestattete, was bis dahin nach der kirchlichen Ordnung unerhört war.

Ueber den Zweck dieses Vereins spricht sich ein Prospect desselben aus, der 1840 ausgegeben wurde und aus dem wir zur Charakteristik des Geistes, in welchem das Ganze geführt wird, einige Stellen mittheilen. „Gott will, daß alle Menschen selig werden; es liegt also jedem Christen die Pflicht ob, nach

Kräften an der Erfüllung dieses anbetungswürdigen Willens zu arbeiten. Zwar sind nur wenige dazu berufen, ihre Familie und ihr Vaterland zu verlassen, um das Licht des Glaubens bis an die Gränzen der Erde zu tragen; alle aber können wenigstens beten für das Seelenheil ihrer Brüder und es dürften nur wenige außer Stande sein, ihre Gebete mit einem kleinen Almosen zu begleiten und so zur Bekehrung der Ungläubigen beizutragen. Diese Gebete, diese Gaben zu vereinen, um ihnen eine größere Wirksamkeit zu verleihen, das ist der Zweck des Werkes der Glaubensverbreitung. Nur zwei Bedingnisse werden von den Mitgliedern des Vereins gefordert: 1) daß sie in dieser Meinung täglich ein Vaterunser und ein „Gegrüßt seyst du, Maria!" beten und jedesmal die Anrufung beifügen: „Heiliger Franciscus Xaverius, bitte für uns!" (Es steht jedem frei, in dieser Meinung ein für alle Mal das Vaterunser und das „Gegrüßet seyst du, Maria!" seines Morgen- und Abendgebets gelten zu lassen). 2) Daß sie wöchentlich einen Sou (fünf Centimes) Almosen geben für die Missionen. — Wenn seit zehn Jahren die Zahl der Missionare ist verzehnfacht, wenn in mehreren Ländern die scheußliche Gewohnheit der Menschenopfer aufgehört hat, wenn Tausende von Heidenkindern, die durch die Grausamkeit ihrer Eltern einem unvermeidlichen Tode ausgesetzt waren, die Taufe empfangen und dadurch den Weg zum Himmel gefunden haben, so sind diese unermeßlichen Wohlthaten ganz allein unseren milden Beiträgen zuzuschreiben. Es steigen auch von allen Welttheilen unzählige Stimmen des Dankes für dieses schöne Werk zum Himmel empor. Einhellig verkünden alle neubekehrten Völker dessen heilvolle Wirkungen. Als Beweis ihrer aufrichtigen Erkenntlichkeit schicken die Missionare den Vorstehern desselben die rührendsten Schilderungen ihrer Leiden, ihrer Arbeiten und ihrer Siege. Schon öfters haben die Bischöfe den Vereinigten Staaten Amerikas in den zu Baltimore gehaltenen Kirchenversammlungen ihre Dankbarkeit kund gegeben, indessen sechstausend Stunden von dort die Blutzeugen aus Cochinchina für das fernere Gedeihen des Werkes ihre inbrünstigen Gebete zu Gott erheben und vor dem gezückten Schwerte des Scharfrichters noch versprechen, vor dem Gnadenthrone Gottes unser eingedenk zu seyn. — Wenn die Ketzerei, um ihre Irrthümer zu verbreiten, jedes Jahr mehr als dreißig Millionen freiwilliger Beiträge einsammelt, wie könnten wir wohl müßig stehen bleiben, wenn es die Verbreitung unseres heiligen Glaubens gilt. Alle Tage beten wir zu Gott: „Zukomme uns dein Reich", laßt uns nun zeigen, da wir es so leicht thun können, daß diese Bitte in unserem Munde kein leeres Wort ist. Indem wir die Seelen unserer Brüder dem ewigen Verderben entreißen, retten wir die unsrigen; denn die heilige Schrift lehrt uns, daß wir einstens den Lohn der Apostel und Märtyrer empfangen werden, wenn wir ihnen in ihren Arbeiten beistehen."

Die Einrichtung der Vereine in geschäftlicher Beziehung ist ziemlich einfach. „Ein Mitglied auf Zehn sammelt die Almosen ein und übergiebt sie mit dem seinigen einem anderen Mitgliede des Werkes, das die Gaben von zehn solcher Abtheilungen, nämlich von 100 Personen, aufzunehmen hat. Letzteres händigt das Gesammelte einem Dritten ein, welcher 10 dergleichen Sammlungen, nämlich die Beiträge von 1000 Personen, einzieht. Uebrigens findet unter den Mitgliedern keine Versammlung statt. Zwei Cassirer, von denen der eine in Paris, der andere in Lyon wohnt, empfangen schließlich alle Almosen. Diese Cassirer sind Mitglieder der beiden Centralräthe, welche je aus 8 Personen bestehen, die sich selbst auf dem Wege der Wahl ergänzen; jedes Mitglied wird auf sieben Jahr erwählt, die Präsidenten je auf fünf Jahre, die Cassirer bleiben lebenslang."

Das Organ des Vereins sind die „Jahrbücher zur Verbreitung des Glaubens", in welchen theils die Rechnung über die empfangenen und vertheilten Almosen abgelegt, theils Correspondenzen der Missionare mitgetheilt werden. Sie erscheinen jährlich in sechs Heften; jeder Vorsteher von 10 Mitgliedern erhält dieselben unentgeldlich, läßt sie in seiner Rotte circuliren und behält sie dann als sein Eigenthum. Die Jahrbücher werden jetzt in 178,000 Exemplaren gedruckt, nämlich 110,000 in französischer, 16,000 in englischer, 16,000 in deutscher, 1200 in spanischer, 4800 in flamländischer, 24,000 in italienischer, 2500 in portugiesischer, 2000 in holländischer und 500 in polnischer Sprache. Es sind diese Angaben auch insofern interessant, als sie das Verhältniß der Betheiligung an diesem Werke je nach den verschiedenen Nationalitäten darstellen. Der Verein machte für dieses literarische Unternehmen die bedeutende Ausgabe von mehr als 170,000 Franken.

Die Geldeinnahme des Vereins begann 1822 mit circa 15000 Fr.; 1839 betrug sie bereits c. 2 Millionen. Die Leiter des Werks bemerkten damals, daß in ihrer Einnahme „eine geometrische Steigerung wahrzunehmen sey, deren bekannte Größen annäherungsweise den aufsteigenden Fortschritt wahrnehmen lassen", und sie rechneten schon aus, „es müßte eine Zeit kommen, wo ihre jährlichen Beiträge sich auf 17 Millionen beliefen. „Es müßte; denn es liegt hier eine mathematische Nothwendigkeit vor, ein Gesetz, das sich geltend machen müßte, selbst wenn äußere Hindernisse ihm in den Weg träten; es ist da eine Grundmacht der Natur vorhanden, welche die Menschen wohl bekämpfen, aber nicht zerstören können und welche man die Macht der Ereignisse nennt." Seitdem sind 16 Jahre verflossen und die Macht der Ereignisse hat sich in einer Weise fühlbar gemacht, daß es mit der besagten mathematischen Nothwendigkeit seine Schwierigkeit gehabt hat. Doch beträgt die regelmäßige Einnahme des Vereins noch immer c. 4 Millionen; im Jahre 1855 3,778,180 Franken. In den letzten 10 Jahren hielt sie sich zwischen 3 und 4 Millionen, was auf eine Stockung in dem Fortgange des Werkes schließen läßt, obgleich auch der Anschlag gebracht werden muß, daß die seitdem gestifteten aussendenden Vereine diesem Sammelvereine einen Theil der Gaben entziehen und für sich verwenden, wie das auch in den evangelischen Missionen durch Abzweigungen so gegangen ist, und noch so geht. Im Jahre 1852, wo der Verein den Genuß des päpstlichen Jubiläums hatte, betrug die Einnahme 4,790,968 Fr., die höchste bis dahin erreichte Einnahme. Im Jahre 1848 sank dieselbe unter 3 Millionen hinunter.

(Schluß folgt)

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz. Druck von Trowitzsch und Sohn.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1857. Mittwoch den 22. April. № 32.

Die auswärtigen Missionen der Römischen Kirche.

(Schluß.)

Es ist interessant, an den einzelnen Summen, welche aufgebracht werden, die Verhältnisse der Betheiligung zu beobachten. In Frankreich ist ohne Zweifel die Diöcese Lyon, in deren Schooße das Unternehmen entsprang, am lebhaftesten betheiligt. Sie bringt 254,000 Fr. auf; 800,000 Seelen zählt die ganze Diöcese. Nächst Lyon ist die Diöcese Paris am Meisten vertreten, doch bereits um mehr als die Hälfte weniger. Cambrai mit 100,000 Fr.; 16 Diöcesen zwischen 30—50,000 Fr. Ganz Frankreich bringt über die Hälfte der ganzen Einnahme auf. Demnächst Preußen; die Rheinprovinz mit ihren beiden Diöcesen steuert mehr bei als die Diöcese Paris; Westphalen etwa die Hälfte der Rheinprovinz, doch immer noch ebenso viel, wie der ganze Kirchenstaat; Schlesien dagegen nicht die Hälfte der Beiträge Westphalens. Belgien betheiligt sich nächst Preußen am Meisten. Ganz Spanien bringt nicht so viel zusammen, wie die arme Diöcese Trier.

Die Verwendung der Gelder liegt in der Hand der beiden Centralräthe gemeinsam; sie senden nach ihrem Ermessen an die Vorsteher der Missionen unmittelbar. Ob und wie weit sie der Propaganda dafür verantwortlich sind, läßt sich nach den Mittheilungen, welche in die Oeffentlichkeit kommen, nicht sagen. Doch ist daran nicht zu zweifeln; gestehen ja doch die Deputirten des Vereins in einer Audienz beim päpstlichen Legaten in Paris im vorigen Jahre: „Wir können auch nicht einen einzigen Schritt thun, ohne unsere Blicke dem heiligen Stuhle zuzuwenden.“ Die Vertheilung der Gelder ist übrigens so getroffen, daß, wie schon bemerkt, der Heidenmission nur ein Drittel zufällt; auf Europa kommen allein 800,000 Fr.

Mit Ausnahme Preußens, wo in den westlichen Provinzen der Verein unter dem Namen „Xaverius-Verein“ bekannt ist, nimmt Deutschland an dem Vereine auffallend wenig Antheil. Das hat zum Theil seinen Grund darin, daß in den Oesterreichischen Staaten sich ein besonderer Verein gebildet hat, der zwar ganz nach dem Muster des Lyoner eingerichtet ist, aber eine besondere Verwaltung hat. Es ist der 1829 unter dem Patronate des heil. Leopold gestiftete „Leopoldinische Verein.“ Derselbe unterstützt lediglich die Römischen Missionen in N. Amerika und hat sich über ganz Oesterreich verbreitet; sein Centralort ist Wien. Die Sammler bilden Kreise von je 10 Personen. monatlich liefern sie die Beiträge ihrer Sammlungen an den Ortspfarrer ab, dieser gibt sie an den Dechanten seines Bezirks, welcher sie vierteljährlich an seinen Bischof abliefert, der sie dann dem Centralvorstande in Wien übermacht.

Unter den Hebeln, welche zur Unterstützung der Römischen Missionen angesetzt werden, verdient auch noch die „Oceanische Gesellschaft“ genannt zu werden. Ein Kaufmann in Havre und ein Schiffslieutenant stifteten sie 1845 mit der Absicht, den Missionaren sowohl durch ihren Einfluß, als durch ihre Hülfsmittel und die Leichtigkeit, welche sie ihnen zur Ueberfahrt böten, behülflich zu seyn. Man begann mit einem Capitale von 1 Million Franken in 2000 Actien zu 500 Fr. getheilt und kaufte ein Schiff an, welches „die Arche des Bundes“ — arca foederis, d. h. Maria — genannt wurde und ein rothes Kreuz im weißen Felde führte. Dies Schiff war bestimmt, Französische Missionare nach Oceanien zu bringen, daneben sollte es Handel treiben, dessen Erlös der Mission zu Gute käme. Die Schiffsofficiere hatten für die Dauer, daß sie Glieder der Gesellschaft sind, das Gelübde der Keuschheit abzulegen. In England, Frankreich, Belgien und Italien hatte diese Handelsgesellschaft ihre Glieder; ob aber das Unternehmen etwas abgeworfen hat, ist uns nicht zur Kunde gekommen. Doch scheint man in Frankreich die industriellen Bestrebungen unserer Tage stark in die Mission hineinziehen zu wollen. Auf der großen Gewerbeausstellung in Paris befanden sich unter anderen auch Productionen fremder Länder, welche Missionare eingesandt hatten. Die Vorstände des Werks der Glaubensverbreitung hatten dieselben aufgefordert, die Natur- und Kunstproducte jener Länder, in denen sie wirken, zu untersuchen und den Vorstand mit allem bekannt zu machen, was in Frankreich mit Nutzen könnte eingeführt werden, was dem Orden einen neuen Reichthum, dem Gewerbfleiße einen neuen Zweig, der Menschheit eine neue Wohlthat gewähren könnte. Die Prüfungscommission belohnte das Werk der Glaubensverbreitung mit der Medaille erster Klasse.

Das ist Französisch. Das Französische Wesen gibt überhaupt ein Hauptagens für das Römische Missionswesen ab. Man hat die Missionen die Pioniere der Civilisation genannt; man könnte sie ebenso gut und noch richtiger die Tirailleure der Kirche nennen. Und dazu hat der Franzos eine natürliche Prädisposition; sie ist die eigentliche Begabung zum Missionsdienste

nicht — da fehlt viel — aber die Römische Kirche nimmt das so genau nicht; so ist's ihr grade recht: leicht, oberflächlich, gebunden und doch beweglich bis zur äußersten Accommodation, klug, rechnend und dann wieder wagehalsig, kleinigkeitskrämerisch und dem schaalsten Formalismus ergeben in einem Athem mit schwunghaftester Declamation und schwärmerischem Durste nach dem Martyrium, voll Selbstgefühl und Siegesgewißheit und ebenso voll von Haß und Verachtung alles dessen, was nicht römisch ist und über alles und in allem Maria und der Dienst der allerseligsten Jungfrau — das ist der Esprit du corps der Römischen Missionen. Man muß sich wundern, daß sie es in der Welt nicht weiter bringen, als es wirklich der Fall ist.

Bei der Schätzung ihrer Erfolge ist nicht außer Acht zu lassen, daß die meisten Römischen Missionsgebiete alten, zuweilen mehr als hundertjährigen Datums sind, wobei freilich auch das in Anschlag gebracht werden muß, daß viele dieser Gebiete verfallen waren und die gegenwärtige Arbeit zunächst noch in deren Restauration besteht. Dies gilt nun vor allen von dem größten Theile dieser Missionen, von denen in christlichen Ländern unter akatholischem Regimente. Es sind das die Gebiete in Europa, Westasien, Nordafrika und Amerika. Wir gehen auf Einzelnheiten nicht ein, müssen aber das hervorheben, daß eigentlich nur in Nordamerika in den letzten Jahrzehnten etwas Großes geleistet ist und das allerdings auf einem erst in Angriff genommenen Gebiete; an vielen Punkten lahmt es mit dem Erfolge, überall aber regt und bewegt es sich und hofft bessere Zeiten.

Mit der Heidenmission ist es im Grunde nicht anders. Die mittel- und ostasiatische ist altes Gebiet. Japan hat noch gar nicht wieder besetzt werden können; doch wird es eifrig versucht; Monsieur Colin, der vor einiger Zeit zum Apostel von Japan ernannt wurde, ist ein alter Französischer Militair, ehemaliger Obristwachtmeister im 1. Lancierregimente. So bleibt nur Ostindien, das Festland Hinterindiens und China übrig. In Ostindien stehen 7 Bischöfe mit c. 800 Priestern einer Anzahl von weit über eine Million Katholiken aus den Eingebornen vor, deren Hauptmasse in dem südlichen Theile der Halbinsel sich findet. „Diese Zahl ist nicht so bedeutend", gestehen die Römischen selbst, „und man sollte meinen, das Heidenwerk von 300 Jahren hätte größeren Erfolg gehabt." Es war ins Stocken gekommen und man restaurirt eben jetzt. Die Jesuiten haben wieder ihre umfassenden Arbeiten begonnen, umfassender, als vor Zeiten; ihnen helfen Capuciner im Norden, anderwärts auch Carmeliter, in den Französischen Colonieen Missionare von den Missions etrangères; auf Ceilon bilden die Philippiner in einem eigenen Seminar einen zahlreichen Clerus für die Insel aus. Es können noch viel Arbeiter beschäftigt werden, und der Reiz, den protestantischen Missionen grade auf diesem alten Missionsboden der Römischen Kirche entgegenzutreten, ist groß; in allen drei Präsidentschaften haben schon seit Jahren die unangenehmsten Reibungen zwischen beiden Missionen stattgefunden.

Auf dem hinterindischen Festlande ist die Mission in Birma die schwächste. Sie besteht seit 1722, wird jetzt von den Turiner Oblaten Mariä geleitet und zählt kaum 4000 Bekehrte. Etwas erfolgreicher ist die Arbeit in dem benachbarten Siam. Sie besteht seit 300 Jahren und man zählt c. 7000 Glieder der Kirche; in Bangkok ist ein Seminar für den inländischen Clerus. Von Siam an haben nach Osten hin die Boten der Missions etrangères das Werk vorwiegend in Händen; es ist hier so recht eigentlich das Arbeitsfeld dieser Congregation unter den Heiden. In Pulopinang, in der Straße von Malacca, haben sie seit Jahren eine berühmte Missionsschule zur Ausbildung ihres mittel- und ostasiatischen Clerus aus den Eingebornen, und auf der Halbinsel selbst zählen sie c. 8000 Kirchenglieder. Ihr berühmtestes Gebiet ist das von Tongkin und Cochinchina; es ist die „anamitische Mission", der Stolz der Römischen Missionen unter den Heiden. Sie besteht seit 1622 und unter einer Bevölkerung von 20 Millionen zählen die Gemeinden 500,000 Glieder unter 14 Bischöfen und 300 Priestern; besonders blühend sind die Nonnenklöster „der Liebhaberinnen des Kreuzes" aus den Eingebornen; es sind ihrer jetzt allein 72 mit 1600 Klosterfrauen. Die heftigsten Verfolgungen seitens der heidnischen Herrscher haben bis in die neueste Zeit hinein diese Mission nicht vernichten können. Die Dominicaner der Philippen betheiligen sich an der Arbeit.

Im Chinesischen Reiche endlich haben sich die Römischen Missionen in den letzten Jahrzehenten mit besonderem Eifer aufgemacht, um fast 300jähriges Erbe, was die heftigsten Verfolgungen nicht haben unterdrücken können, zu schützen und zu fördern. Man zählt jetzt weit über 300,000 Katholiken in Reiche, welche von fünf Congregationen bedient werden. Die Portugiesische Mission auf Macao besteht noch, auch die Spanischen Dominicaner von den Philippinen halten ihr Werk aufrecht, nicht minder die Italienischen Franciskaner und neuerdings haben auch die Jesuiten ihr früheres Terrain wieder betreten und so sind die alten Kräfte Roms auf diesem classischen Boden seiner Heidenmission wieder vollständig in Thätigkeit; die Boten der Missions etrangères haben sich ihnen angeschlossen. Besonders entwickeln die Jesuiten in und um Schanghai eine große Betriebsamkeit. Sie haben dort 2 Seminare, 200 Primärschulen, 2 Waisenhäuser, 1 Spital, 2000 Kinder in Christenfamilien zur Pflege; 1842 zählten sie 60000 Bekehrte, zwölf Jahre später 75000. So eben ruft man Frankreich um seinen politischen Schutz an.

Die Römische Kirche hat mit diesen Gebieten in Asien sehr alle Hände voll zu thun, daß man sich nicht wundern kann, wenn neue Unternehmungen nicht gemacht werden. Tibet hat man schon lange im Auge gehabt, aber es ist erst neuerdings gelungen, wie man hört, einen Missionar hineinzubringen. Auf dem hinterindischen Archipel wird wenig gethan; die Philippinen, die alte Eroberung der Spanischen Dominicaner, zählen nicht mehr zum Missionsgebiete.

Viel schwächer steht es in Afrika. Die berühmten Mission

den Portugiesischen Colonieen auf der West- und Ostküste sind fast bis auf die letzte Spur erloschen. Versuche, welche in Südafrika gemacht wurden, sind so gut wie gescheitert. Es sind nur noch drei Punkte in Angriff. In Senegambien und in Guinea am Gabun hat die Missionscongregation von Amiens an einem Paar Punkten in Französischen Colonieen unter den Negern zu arbeiten begonnen, bis jetzt aber wenig Erfolg gehabt; das mörderische Clima dieser Küste hat auch unter den Römischen seine Opfer gefordert; innerhalb elf Jahren starben 42 von 75 Missionaren. Sodann haben in Nubien die Oesterreichischen Mechitaristen zu Khartum eine Mission begründet, ein Deutsches Unternehmen, noch zu jung, um Erfolge sehen zu lassen, aber die Position ist mit großem Geschick gewählt und bis jetzt mit Talent und Umsicht gehalten. Und endlich ist es jüngst den Jesuiten gelungen, auf der Küste von Madagaskar festen Fuß zu fassen, ob auf die Dauer, muß die Zukunft lehren; auf dem benachbarten Bourbon bilden sie junge Madagassen zum Missionsdienste aus.

Amerika ist von jeher der fruchtbarste Boden der Römischen Missionen gewesen und die großartigen Erfolge unter den Auswanderern Nordamerika's haben das nur von Neuem bestätigen können. Die Heidenmission unter den Indianern ist auch noch im Gange. In Nordamerika leidet sie, wie die der Evangelischen, durch die Auswanderung. Mit einigem Erfolge arbeiten hier die Jesuiten unter den Stämmen des Westens; sie zählen an 8000 Kirchenglieder. Minder bedeutend sind die Erfolge der Marseiller Oblaten Mariä unter den Stämmen an der Hudsonsbay; diese Mission ist schwach besetzt. Die Indianer in Mittel- und Südamerika sind früher der Gegenstand lebhafter Missionen gewesen; das Werk ist aber erlahmt und befindet sich im kläglichen Zustande. In Südamerika haben die Franciskaner früher mehrere Seminare für diese Mission gehabt, von denen jetzt nur noch fünf im Stande, aber schwach besetzt sind. Man vernimmt wenig von diesen Arbeiten; wahrscheinlich ist der Erfolg höchst unbedeutend.

Desto mehr wird von den Missionen in Oceanien gesprochen, dem jüngsten Gebiete der Römischen Missionen. Mit Ausnahme der Arbeiten in der Diaspora unter den Auswanderern auf Neuholland und Neuseeland, ist es überall Heidenmission. Die Propaganda hält hier musterhafte Ordnung. Wir haben schon oben beiläufig angeführt, wie genau sie der Picpus-Gesellschaft das Gebiet, auf welchem sie zu arbeiten habe, angewiesen hat. Es ist der Osten dieses Inselmeeres und man findet die Brüder von Picpus auf den Marquesas-, Pomotu-, Freundschafts- und Sandwichsinseln. Man kennt ihren bisher so gut wie vergeblichen Versuch, die Eingebornen von Taiti dem evangelischen Glauben abspenstig zu machen; auch auf den anderen Inselgruppen sind ihre Erfolge mäßig. Nur auf den Sandwichsinseln haben sie mit Erfolg gearbeitet. Sie zählen in ihren dortigen Gemeinden an 20,000 Seelen, ein Viertel der ganzen Bevölkerung, während die Evangelischen etwa 7,000 Bekehrte haben; beide Missionen stehen sich hier sehr feindselig gegenüber. — Mittel-Oceanien haben die Lyoner Maristen zugetheilt bekommen und sie arbeiten auf den Schiffer-, Tonga- und Fidschiinseln mit einigem Erfolge, gleichfalls in steten Reibungen mit den evangelischen Missionen, deren baldiges Ende sie wiederholt in Aussicht stellen; die Zahl ihrer Gemeindeglieder mag sich auf 7000 Seelen belaufen. Sehr wenig Erfolg haben die Maristen auf einigen westlichen Inseln gehabt, welche sie gegenwärtig auch aufgegeben und der dritten Congregation für Oceanien übergeben haben. Dies ist die jugendliche Mailänder Mission, welche mit geringen Kräften begonnen und noch keine Erfolge gehabt hat.

Nachrichten.

Aus einem Briefe aus Bayern.

Eine Thatsache, auf welche Sie seit Jahren mit Beharrlichkeit weisen, ist besonders schlagend in diesen letzten Monaten hervorgetreten: welche Ruthe die Kirche der Gegenwart sich bindet durch nach der Schablone fabricirte kirchliche Gemeinde-Organisation. Vortrefflich in der Theorie haben sich unsere seit 1849 bestehenden Kirchen-Vorstände im bessern Falle als Null, im schlimmeren als erste Beute und vornehmstes Organ jeder antikirchlichen Strömung erwiesen. Wie könnte es auch anders sein! In N. soll bei den neuerlichen Kirchenvorstandswahlen nicht ein einziger wahrhaft christlicher und kirchlicher Mann gewählt worden sein.

Württemberg.

Durch unser neuestes Ehegesetz vom 1. Mai 1855 ist die Civiltrauung als Ausnahmefall den Mitgliedern der Baptisten- und katholischen Dissidentensekte (Deutschkatholiken), sowie bei gemischten Ehen, wenn die Geistlichen beider Confessionen, sich nicht zu einigen vermögen, gestattet und eingeführt worden. Bis ins Jahr 1857 sind etwa 16 Fälle von Civiltrauungen vorgekommen. Der Art. 4. jenes Gesetzes erklärt jedoch noch weiter eine Anzahl bisher indispensabler Eheverbote fürs Künftige als „landesherrlich dispensabel". So den Fall der illegitimen Schwägerschaft, die Ehe mit des Vaters Bruders Wittwe, mit des Vaters oder der Mutter Schwester, mit den Geschwistern des noch am Leben befindlichen geschiedenen Ehegatten. Schon während der landständischen Berathungen über dieses Gesetz wurde von den Organen der Staatsregierung, wie von den Ständen beider Kammern das Princip der Unabhängigkeit der Kirche innerhalb ihres Gebietes von den Vorschriften der Staatsgesetze anerkannt. Auch wurde wiederholt von allen Seiten bemerkt, daß dieses ganze Gesetz nur die bürgerliche Seite und Wirkung der Ehe im Auge haben, und die Evangelische wie die Katholische Kirche mit ihrem Dogma und ihren Satzungen, in keinerlei Weise durch dasselbe berührt werden sollen. Namentlich bemerkte der Berichterstatter der Kirchen- und Schulcommission, Prälat von Hauber, ganz richtig, er könne, nachdem einige Verwandtschaftsgrade, welche von Moses verboten sind, von dem Staatsgesetz für dispensabel erklärt werden, diejenigen evange-

lischen Geistlichen, welche die Ueberzeugung haben, daß alle in Moses verbotenen Grade absolut verboten seien, aus Gewissensbedenken sich der Mitwirkung zum Zustandekommen solcher Ehen entziehen. Ist nun in solchem Grade durch landesherrliche Dispensation das in der Staatsgesetzgebung anerkannte Ehehinderniß gehoben, und findet gleichwohl eine Weigerung der zuständigen Geistlichen statt, in solchem Falle zu trauen; — dann eröffnet das Gesetz den Nupturienten den Ausweg des Civilaktes.

Die angesehensten Juristen sind der Ansicht, daß es bezüglich der Statthaftigkeit der bürgerlichen Trauung nach diesem Gesetze nicht darauf ankomme, auf welchem Grunde — ob wegen confessioneller oder kirchlich dogmatischer Bedenken — die Weigerung beruhe, sofern nur der Eingehung der Ehe nicht ein in der Staatsgesetzgebung anerkanntes Hinderniß entgegenstehe.

Es ist zu beklagen, daß nicht von Anfang an von den kirchlichen Organen solidarisch erklärt wurde, wie unsere württembergische Eheordnung auf dem Princip der Göttlichkeit der mosaischen Eheverbote steht, und daß es sich beim Eintreten von Conflikten zwischen der Staatsgesetzgebung mit dem zu Recht bestehenden Gesetz der Evangelischen Kirche nicht von subjectiven Bedenken einzelner Geistlichen, sondern von dem Bedenken der Evangelischen Landeskirche handle. „Denn — sagt der erleuchtete Ph. D. Burk, 1714—1782 — es ist wohlgethan, daß man unter dem Christenvolke die Eheverbote des Moses, ob sie schon in dem levitischen Gesetze des A. T. begriffen und dem Volke Israel gegeben worden sind, dennoch gelten läßt, und sich darnach richtet. Denn sie sind eine vortreffliche Anzeige der geziemenden Wohlanständigkeit und des göttlichen unendlichen Verstandes, welcher alle Folgen der Dinge übersieht, und des göttlichen Willens in solch einer Sache, worin wir mit unserer natürlichen kurzsichtigen Einsicht und vernünftigen Schlüssen nicht wohl zurechtkommen könnten. Und sie sind allzumal so beschaffen, daß sie sich auf unsere Umstände in unsern Gegenden und zu unsern Zeiten, ebensowohl schicken. Ohne allen Zweifel haben sie einen großen Vorzug vor dem römischen oder canonischen Recht, welche beide ebenso wenig auf unsere Landesart und dergleichen Umstände gerichtet sind. Unserer Freiheit aber würde durch eine freiwillige Nachachtung nach jenen Verordnungen des allerweisesten Gesetzgebers eben so wenig oder viel weniger Eintrag geschehen, als wenn wir uns an jene fremden, meistens heidnischen, oder wenig christlichen Rechte binden, oder auch uns selbst nach unserm Gutbefinden ein eigenes Recht verfertigen." Ein solches eigenes Recht haben wir nun in Württemberg besonders durch das Synodal-Ausschreiben vom 14. November 1856, betreffend die kirchliche Behandlung der in dem Staatsgesetz vom 1. Mai 1855 für dispensabel erklärten Verwandtschaftshindernisse:

Nachdem durch den Art. 4. des Staatsgesetzes vom 1. Mai 1855, betreffend einige Abänderungen des bestehenden Eherechts, ein Theil der nach unserer Eheordnung gänzlich verboten gewesenen Verwandtschaftsgrade in der Art dispensabel geworden ist, daß die Dispensation von dem Verbot zwar nicht durch die Ehegerichte, aber auf außerordentliche Weise durch eine landesherrliche Gewährung solle

erlangt werden können; lag für das Kirchenregiment die Nothwendigkeit vor, die Frage über die kirchliche Wirkung jenes Art. 4. des staatsrechtlichen Ehegesetzes in Erwägung zu ziehen.

Die Synode hat deshalb hierüber seiner Zeit Anträge gestellt und es ist ihr hierauf durch Erlaß des Ministeriums des Kirchen- und Schulwesens vom 30. Oktober 1856 die höchste Willensmeinung Sr. K. M. hinsichtlich der kirchlichen Wirkung der auf Grund der Art. 4. des Gesetzes ertheilten landesherrlichen Dispensation von dem Ehehindernisse naher Verwandtschaft in nachstehender Weise eröffnet worden:

1. Die landesherrliche Dispensation von dem Verbote der Ehe mit dem Geschwister derjenigen noch lebenden Person, zwischen welcher und dem Nupturienten außerehelicher Beischlaf stattgefunden hat, soll, wie dies schon früher der Fall war, so auch in Zukunft für Angehörige des evangelischen Bekenntnisses mit der Wirkung kirchlicher Trauung verbunden seyn.

2. Ebenso soll es bei der Dispensation von dem Verbot der Ehe mit des Vaters Bruders Wittwe bei der seitherigen Uebung sein Verbleiben haben.

3. Auch die landesherrliche Dispensation von dem Verbote der Ehe mit des Vaters oder der Mutter Schwester soll zugleich die kirchliche Trauung zur Folge haben. Dabei wird jedoch diese Dispensation der Regel nach in denjenigen Fällen, wo zugleich Dispensation von dem Hindernisse der Alterungleichheit erforderlich sein würde, nicht ertheilt werden.

4. In allen Fällen, in welchen ein Gesuch von Evangelischen um landesherrliche Dispensation von dem Verbot der Ehe mit der Geschwister der noch am Leben befindlichen **geschiedenen** Ehegatten Sr. K. M. vorgelegt wird, soll zuvor dem evangelischen Consistorium Gelegenheit zur Aeußerung darüber gegeben werden, ob in dem speciellen Falle die kirchliche Trauung zu gewähren oder zu verweigern sei. Diese Aeußerung des evangelischen Consistoriums soll nebst dem Berichte des Ministeriums des Kirchen- und Schulwesens Höchstdenselben zugleich mit dem Antrag des Justizministeriums vorgelegt werden, und Se. K. M. behalten Sich vor auf Grund dieser Berichte je im einzelnen Falle Höchst Ihre Entscheidung zu treffen, ob die landesherrliche Dispensation, falls sie überhaupt ertheilt werden will, mit oder ohne die Wirkung kirchlicher Trauung solle ertheilt werden.

Indem die Synode diese Regulirung des fraglichen Punktes der betreffenden Behörde zur Kenntniß bringt, erinnert sie die Geistlichen eintretenden Falles die Nupturienten aus Anlaß der vorgeschriebenen bei so nahen Verwandtschaften hochnöthigen Dehortation noch ausdrücklich darauf aufmerksam zu machen, wie sie, zumal in den Fällen 3. und 4. durchaus sich keiner Hoffnung einer leichten Gewährung hingeben dürfen, und daß sie also um des Friedens in ihrem Gewissen wie auch um ihres guten Namens willen sich ja hüten mögen, denn sie der Dispensation wirklich theilhaftig geworden, sich für Verlobte zu halten.

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz. Druck von Trowitzsch und Sohn.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1857. Sonnabend den 25. April. № 33.

Zur Kenntniß der neuesten Schriften und Forschungen über die Natur der menschlichen Seele und der Stellung der Naturwissenschaften zur Erklärung der letzten Ursachen der Dinge.

Dritter Artikel.

Die allgemeinste Empfindung, welche bei der Verfolgung des seit zwei Jahren in besonderer Heftigkeit entbrannten Streites über Leib und Seele, über Glauben und Wissen, bei der Lektüre der einzelnen Schriften, Aufsätze, beim Anhören der darüber gehaltenen Vorträge u. s. w. bei der größten Mehrzahl der Theilnehmer sich eingestellt hat, ist, wenn wir nicht irren, abgesehen einerseits von der der Frivolität oder dem Hasse in entgegensetztem Sinne, je nach der ganzen Richtung der betreffenden Individuen, ist die eines allgemeinen Unbefriedigtseyns von den bisherigen Leistungen. Diese Empfindung wird aber nicht vermindert, sie wird im Gegentheile erhöht durch das Studium selbst der umfassendsten und relativ gründlichsten Werke alter und neuer Zeit, die sich mit diesen Fragen eingehend beschäftigen. So wunderbar anziehend Plato in seinen Dialogen diese Gegenstände und die sich daran knüpfenden allgemeinen menschlichen Beziehungen und Interessen, wie die Unsterblichkeit, die Entstehung des Bösen, das Verhältniß zu Gott und Welt in der Ausführung des Dogma's von der Weltseele, die Bedeutung der Zahlen, die Gliederung der Seelenthätigkeiten behandelt, — alles macht auf uns den Eindruck der Poesie. Es sind große, herrliche, gedankenreiche Gedichte, die, wie im Alterthum, so noch heute jeden sinnigen Menschen mit Bewunderung erfüllen. Zur Begründung einer wissenschaftlichen Psychologie sind sie unbrauchbar.*) Im Phädrus, im Phädon, im Timäos, im Staate finden sich Plato's psychologische Ansichten zerstreut; er selbst spricht sich dahin aus, daß über vieles die Seelen betreffende eine wissenschaftliche Einsicht zu erlangen nicht möglich seyn werde.

Anders ist es mit Aristoteles, dessen Gedankenschärfe trotz der häufigen Dunkelheit seiner Ausdrücke seine Entwickelungen über die Seele auch für eine heutige philosophische und naturwissenschaftliche Psychologie noch höchst bedeutend erscheinen läßt. Besonders wichtig ist seine Lehre vom εἶδος und dessen Verhältniß zur Materie und zur Seele und die ungemein feine Entwickelung dieser Begriffe an den Naturdingen (organischen Körpern insbesondere), indem er, außer der Materie, die Form oder Gestalt für das wesentlichste hält und dadurch auf eine zweite Ursache schließt, welche eben das εἶδος ist, ohne dies als etwas für sich bestehendes, wie die Platonischen Ideen, zu betrachten. Das ist eine tiefsinnige Auffassung der Bedeutung der Zeugung, als dem bestimmenden und maaßgebenden Momente der zu Individuen einer Form (species) sich gruppirenden und generisch immer wieder neu zusammentretenden körperlichen Elemente, welche aus einer physikalischen Atomistik niemals erklärt werden kann. „Das εἶδος strebt" — sagt Aristoteles — „an dem Ewigen Theil zu nehmen, indem es nie untergehen will; da es dieses aber im Einzelnen nicht erreichen kann, so sucht es wenigstens in der Gattung zu erreichen, was in dem Einzelnen nicht gelingt."*) Aber die Zeit des Aristoteles in Bezug auf den Fortschritt der Naturwissenschaften steht doch zu weit ab von der unsrigen, als daß der Inhalt seiner naturwissenschaftlich-psychologischen Anschauungen uns befriedigen könnte.

Wie divergent und unbefriedigend aber die Richtungen und

---

*) Damit soll nicht bestritten werden, daß nicht viele fermentative Elemente zur Erregung von Nachdenken in Plato's psychologischen Forschungen, von denen uns jedoch leider viel verloren gegangen ist, vorhanden seyen. Das Studium seiner Schriften und der ganzen Geschichte der Philosophie der Hellenen dürfte auch für die den materialistischen Richtungen mehr oder weniger verfallene Jugend bedeutungsvoll und wichtig seyn. Alle Welt- und Lebensanschauungen und wissenschaftlichen Gegensätze, welche uns heute bewegen, fast alle Hauptpunkte des gegenwärtig entbrannten Streites finden wir im Griechischen Alterthum im Flusse. Wie viel auch Plato von den Pythagoreern, von Anaxagoras, von Sokrates überkommen haben mag; bei ihm zuerst fixiren sich aus den früheren in einer allgemeinen Materie chaotisch begrabenen Materien, die Begriffe von Schöpfer, von Intelligenz, Seele, Materie u. s. w. Vorzüglich in dem tiefen und dunklen Timäos, wie Boeckh sagt, wo der pythagoreische Physiker eingeführt wird, finden sich Plato's Hauptansichten über Theologie und Naturphilosophie zusammengestellt.

*) Ich verweise hier auf eine vortreffliche, wie es scheint wenig gekannte, Schrift: Von dem Begriffe des Aristoteles über die Seele und dessen Anwendung auf die heutige Psychologie. Programm von W. Wolff. Baireuth 1848.

Leistungen auch der Neuzeit auf psychologischem Gebiete, zumal in Bezug auf eine systematische Darstellung sind, haben wir oben an Beispielen zu zeigen versucht. Vielleicht in keinem Wissenszweige steht die Allgemeinheit des Interesses in solchem Widerspruch mit dem geringen Grade der Befriedigung. Bei jedem Werke, bei jeder Schrift, welche man mit neuem Verlangen in die Hand nimmt, wird man wieder neu getäuscht, und die Hoffnung, feste Principien aufgestellt zu sehen, ist bis jetzt stets eine vergebliche gewesen. Vielleicht kann man sagen, wenn man die gesammte psychologische Literatur übersieht, daß keine Wissenschaft, wenn man die Psychologie überhaupt so nennen darf, einen so dilettantenhaften Charakter hat. Theologen, Philosophen, Aerzte, Naturforscher und Literaten tummeln sich auf diesem Gebiete umher und haben selbst systematische Compendien geliefert, und man darf sagen, daß, wenn man in den Darstellungen der Naturerscheinungen die Positionen der Dichter und Mathematiker als die entferntesten bezeichnet, zwischen den psychologischen Leistungen Shakespeare's und Göthe's (welche wir sehr hoch stellen) und den Versuchen von Herbart und Drobisch, der Psychologie eine mathematische Grundlage zu geben (die aller realen Grundlage entbehren), ein Raum liegt, den kein anderer Wissenszweig aufzuweisen hat. Es ist aber ein vergebliches Bemühen, einerseits die große Masse von dem Interesse der sich daran knüpfenden Fragen und deren Entscheidung abzuhalten, andererseits die Theologen, Philosophen und Naturforscher zu verhindern, sich mit der Bearbeitung dieser Fragen zu beschäftigen. Wohl aber könnte der gegenwärtig so heftig entbrannte Streit das Gute haben, vor Allem die Gränzbezirke abzustecken und eine Anerkennung verschiedener Berechtigungen hervorzurufen; dadurch würde von selbst eine gewisse Ruhe in die Untersuchungen kommen. An ein Aussterben der Theilnahme ist gegenwärtig am wenigsten zu denken, und man darf die hier zur Sprache kommenden Fragen nicht mit einer so ephemeren Erscheinung, wie etwa der der wandelnden und redenden Tische vergleichen. Die Frage über die Natur der Seele ruht in dem fermentativsten Elemente der Weltgeschichte, wobei wir an die von Fabri in der obengenannten Schrift citirten Worte Göthe's erinnern: „das eigentlich einzige und tiefste Thema der Weltgeschichte, dem alle anderen sich unterordnen, ist der Conflikt des Unglaubens und Glaubens." Diese Fragen werden unter den mannigfaltigsten Formen stets wieder auftauchen und nie zum Abschluß kommen. Wenn im vorigen Jahrhundert der Unglaube vorzüglich im Bunde mit der rationalistischen Theologie, der bald in Form seichter Raisonnements (wie bei den Encyklopädisten), bald in bloßen Vernunftabstraktionen sich bewegenden Philosophie, war, so hat derselbe jetzt in den Naturwissenschaften einen neuen und breiten Boden gewonnen, während sich in Theologie und Philosophie eine Umkehr eingestellt hat. Die in die Bildung unserer Zeit als ein mächtiger Keil hereinragenden materiellen Interessen und die damit zusammenhängende Abkehr der Gebildeten von allen ethischen und religiösen Richtungen, ja selbst mehr und mehr von aller Theilnahme für Poesie, die wirkliche und noch mehr scheinbare Exaktheit der Naturwissenschaften gewähren dieser Verbindung eine mächtige Stütze.

Bei einer unbefangenen Prüfung des gegenwärtigen Standpunkts der Naturforschung und ihrer bedeutendsten Vertreter einerseits, so wie der neuesten Entwickelung der Philosophie und der theologischen Anthropologie andererseits erscheint nichts wünschenswerther, als eine klare Abgränzung der Aufgaben, eine Sonderung der einzelnen Gebiete, so wie eine Anerkennung der Berührungspunkte.

Der Naturforscher hat es überall nur mit Erscheinungen zu thun, die er auf dem Wege der Beobachtung und des Experiments, also mittelst der rein sinnlichen Erfahrung bis in ihre kleinsten Details verfolgen muß. Seine Verstandesoperation in der Forschung muß nach zwei Seiten gerichtet seyn. Er muß allen Scharfsinn anwenden, um in den Erscheinungen das Wesentliche vom Zufälligen, das Zusammengehörige vom Begleitenden zu unterscheiden. Die andere Richtung seiner Verstandesoperation geht auf die Auffindung sogenannter Gesetze, das heißt Ursachen der Erscheinungen. Diese Ursachen aber, welche der Naturforscher aufzusuchen hat, sind nicht die letzten Endursachen, sondern höhere, verborgenere Reihen von Erscheinungen, welche den physischen Sinnen als solche nicht zugänglich sind, sondern mittelst einer Verstandesoperation aus den sinnlichen Erfahrungen durch Abstraktion abgeleitet werden. Die sogenannten Gesetze, wie sie der Naturforscher aufstellt, sind daher immer nur Hypothesen. Je mehr sich die allgemeinen Erscheinungen einer solchen Hypothese subsumiren lassen, je mehr dieselben einer strengen mathematischen Behandlung zugänglich sind, um so höher wird eine solche Hypothese gestellt und zur allgemeinen Theorie erhoben. Eine eigentliche Erklärung oder eine Zurückführung auf ihre letzte Endursache ist dies jedoch niemals, und bei allen physikalischen und chemischen Theorieen bleiben zuletzt nur die Zahlen das absolut richtige, das übrige nicht weniger Hypothese. So sehr sich die Lehren von der Schwere, vom Licht, von der Elektricität, von der chemischen Verwandtschaft allgemeinen Gesetzen gefügt haben, so wenig ist dadurch eine eigentliche Einsicht in die inneren Vorgänge der Erscheinungen gewonnen worden. Als der Lehre vom Licht die Newton'sche Hypothese, welche unter dem Namen der Emanationslehre bekannt ist, unterlegt wurde, konnte man fast alle Erscheinungen durch dieselbe erklären, bis dies noch besser und vollständiger durch die Oscillationslehre, wie sie von Fresnel begründet wurde, geschehen konnte. Aber die der letzteren zu Grunde liegende Annahme eines allgemein verbreiteten Aethers ist eine reine Hypothese, und es ist gar nicht die Möglichkeit zu bestreiten, daß in einer Reihe von Jahren eine andere Hypothese aufgestellt werden kann. Dasselbe gilt von der Elektricität. Was eigentlich Elektricität ist, weiß kein Physiker. Man leitet heut zu Tage die elektrischen Erscheinungen von dem Vorhandenseyn zweier besonderer gewichtloser Flüssigkeiten ab, welche in bestimmter Verwandtschaft mit den ponderablen Stoffen,

wie untereinander stehen, welche Anschauung der Physiker selbst über für nichts anderes, als für eine Hypothese erklärt. Das auffallendste Beispiel gibt uns aber das Newton'sche Gravitationsgesetz, das als der einfachste Ausdruck aller kosmischen Bewegungserscheinungen zu betrachten ist und zu dem sich die Forschungen von Copernicus, Kepler, Galilei und anderen verhalten als die Ergebnisse, um die ersten Reihen von Erscheinungen, in dem oben von uns aufgestellten Sinne, festzustellen, wie: die Bewegungen der Planeten in Ellipsen, daß bei diesen Bewegungen gleiche Zeiten immer Ausschnitten von gleichen Flächen in den Bahnebenen entsprechen, daß die Quadratzahlen der Umlaufszeiten sich zu einander verhalten, wie die Kubikzahlen der großen Axen der Ellipsen (die bekannten drei Kepler'schen Gesetze), die von Galilei ermittelten sogenannten Fallgesetze, als erste Grundlagen der Bewegungslehre. Diese, so wie viele andere Erscheinungen, wie z. B. die Abplattung der Erde an den Polen, die daraus resultirende Abnahme der Intensität der Schwere von dem Aequator nach den Polen, die nächste Ursache der Ebbe und Fluth, die Ursache der Mondsvariationen konnten dann wieder unter die höchste und einfachste Erscheinung auf diesem Gebiete subsumirt werden, nämlich die: daß jedes Theilchen der Materie von jedem anderen Theilchen der Materie durch eine mit dem Quadrate ihrer Entfernungen in umgekehrter Proportion stehende Kraft angezogen wird. Diese bis jetzt erkannte höchste Thatsache, welche alle kosmischen Bewegungen begreifen, berechnen und vorausbestimmen läßt, erklärt aber die ursprüngliche Stellung der Weltkörper nicht, welche nach Annahme der Materialisten durch die Hypothese der ewigen Existenz, nach Newton's bekannter Annahme durch den den Weltkörpern ertheilten Stoß erklärt worden.

So begegnen wir aber überall in der Naturforschung sinnlich erkannten Thatsachen, die wir für mehr oder weniger höher halten und darauf gegründeten Hypothesen.

Wie verhält es sich nun mit der Seele vom Standpunkte des Physiologen?

Dieser hat es immer nur mit den Seelenerscheinungen zu thun, wann und inwiefern dieselben von der Organisation abhängig sind und Veränderungen in bestimmten Organen hervorrufen. Es gibt Naturforscher, welche die Erscheinungen nicht ohne eine eigenthümliche Seelensubstanz erklären zu können meinen, andere, welche sie läugnen. Beides, die Annahme einer Seele und die Annahme einer Nichtseele sind für den Naturforscher als solchen, d. h. bei aller und jeder Abstraktion von der Offenbarung, eine Hypothese, ein naturhistorischer Glaubenssatz.

Nicht aber das allein ist streitig, sondern auch die Frage, welche Naturkörper seelische Erscheinungen zeigen, welche nicht. Es gibt Naturforscher, wenn auch wenige, welche die Gestirne, die ganze Erde für beseelte Wesen halten. Andere, welche, wie Fechner, Martius, wenigstens den Pflanzen eine Seele zuschreiben, während die Mehrzahl der Naturforscher seelische Thätigkeiten ausschließlich der thierischen Organisation vorbehält. Die-

jenigen, welche eine Thierseele annehmen, lassen die menschliche Seele entweder nur dem Grade nach verschieden und höher seyn oder sie lassen dem Menschen noch neben der niederen, thierischen Seele ein höheres psychisches Princip, den Geist, zukommen und huldigen so mehr oder weniger einer Trichotomie.

Es ist auch hier, wie überall auf diesem Gebiete, kein klarer Consensus.

Ebenso streitig ist der Sitz der seelischen Thätigkeiten oder, um sich nach jetzigen Begriffen auszudrücken, die Annahme, welche Organe die Träger der seelischen Erscheinungen sind. Kein Physiolog wird gegenwärtig noch das Herz, die Nieren oder sonst irgend ein Organ der Brust oder des Unterleibs für den unmittelbaren Träger der psychischen Thätigkeiten halten, obwohl denselben vermittelnde Einflüsse auf die Seelenthätigkeit zukommen. Wohl aber sind die Ansichten getheilt, ob bei den höheren Thieren das gesammte Nervensystem oder bloß die Centraltheile, und zwar Rückenmark und Gehirn, oder bloß das letztere, oder ob lediglich irgend ein besonderer Theil des Gehirns als Träger der seelischen Thätigkeiten zu betrachten seyen.

Diese Fragen sind nicht so leicht und einfach zu entscheiden. Beobachtungen und Experimente können verschieden gedeutet werden.

Nun ist aber die Physiologie in Bezug auf die Lehre vom Bau und der Funktionen des Nervensystems, insbesondere des Gehirns, noch sehr in ihrer Kindheit, die anatomischen Verhältnisse fangen eben erst an, aufgeschlossen zu werden, die Ansichten über die hier waltenden Kräfte sind noch so schwankend, daß wir unser Wissen kaum mit dem der Chaldäer in der Astronomie vergleichen können. Wie sollte da an irgend einen Abschluß der Fundamentalfragen zu denken seyn? Gänzlich unberührt bleiben dieselben von allem und jedem naturwissenschaftlichen Wissen unserer Zeit.

Ich bin überzeugt, die wenigen, ja sehr wenigen Naturforscher, welche noch heute sich aus den Sturmwellen der ungläubigen Zeit gerettet haben, denen neben den Sinnen und der an diese verknüpften Verstandesthätigkeit, mittelst welcher sie in ihrem Berufe die Natur als die eine Erkenntnißquelle der wissenschaftlichen Wahrheit umfassen, noch der unumstößliche Glaube an die andere Erkenntnißquelle, die Schrift, geblieben ist, werden durch alle die sogenannten Ergebnisse der Naturwissenschaft in unserer Zeit nicht im geringsten in ihrem Glauben erschüttert worden seyn.

Ebenso bin ich überzeugt, daß unter den nicht im Glauben stehenden Naturforschern grade die ausgezeichnetsten und besten in Bezug auf die übersinnlichen Dinge und die Frage nach dem Ursprung der Welt und dem persönlichen Gott und Schöpfer, zwar sagen werden: nescio, aber nicht nego. Zu bedauern ist es nur, daß sie dieses einfache und gewiß auch so wirksame Bekenntniß nicht offen aussprechen. Sie scheuen sich vor den Troßbuben, die sich heutiges Tages Naturforscher nennen und fürchten nicht selten deren Kothwürfe; derjenigen nicht zu ge-

denken, welche recht wohl die Seichtigkeit der materialistischen Schreier kennen, aber aus reiner Koketerie mit denselben, hie und da wenigstens, liebäugeln.

Die gänzliche Abkehr unserer heranwachsenden Jugend der Naturforscher und Aerzte von Allem, was man allgemeine Bildung heißt, von allem Sinn und Interesse für Rechtslehre, Ethik, Religionsphilosophie, leistet jenem seichten Geschwätz eines C. Vogt, Moleschott, Büchner u. a. m. Vorschub; es wäre sonst unmöglich, diesem gedankenlosen Gerede Beifall zuzuwenden, wie es in der That geschieht. Man darf fürs erste hier von den Bestrebungen der wissenschaftlichen Theologie und der Kirche wenig erwarten. Unsere heutigen heranwachsenden Geschlechter von jungen Aerzten und Naturforschern sind für die Kirche zunächst verlorene Söhne. Das Leben allein mit seinen Erfahrungen kann ein Correktiv werden; und so dürfen wir hoffen, daß von der erbarmenden Hand Gottes doch noch manche gerettet werden.

Von der wissenschaftlichen Theologie habe ich als Naturforscher immer beklagt, wenn sie auf so morsche Stützen und auf so trübe Wasser, wie die Ergebnisse der Naturforschung große Hoffnungen setzte. Allerdings kann eine mit Maaß und Besonnenheit gepflogene Rücksicht auf die Leistungen der Naturwissenschaft, wie es der katholische Theologe und Philosoph Frohschammer, aber auch er fast allein, gethan hat, eine wünschenswerthe Berührung zwischen den beiden, ziemlich diagonal verschiedenen Richtungen des Wissens und der Forschung, insbesondere im Gebiete der Anthropologie und Psychologie nicht bloß erlaubt, sondern selbst geboten seyn. In der Regel aber werden, auch von besseren Theologen, wie z. B. Delitzsch, die Ergebnisse der Naturforschung in ihrem Zusammenhange entweder nicht richtig verstanden oder unrichtig angewendet und dann dadurch viel mehr geschadet, als genützt.

Unbegreiflich ist es, wie heutiges Tages noch gläubige und wissenschaftliche Theologen etwas von Erscheinungen erwarten können, wie von Schellings hinterlassenen und jüngst publicirten Schriften, von denen ein scharfsinniger, wenn auch nicht im Glauben stehender Schriftsteller*) so richtig sagt: „die neuen

*) In der anonymen Schrift: Kritik des Gottesbegriffs in den gegenwärtigen Weltansichten. Nördlingen 1856. Interessant ist die Stelle im Vorwort: „Wer den Glauben an einen persönlichen Gott durch lebendige Gemüthserfahrung gewonnen hat, bedarf dafür weder eines logischen Beweises, noch kann er durch logische Zweifel darinnen erschüttert werden. Die Religion trägt ihren moralischen Beweis in sich selbst. Wer also nach anderen Beweisen kein Verlangen hat, für den ist diese Schrift nicht geschrieben. Dagegen werden diese Personen ihrerseits zugestehen, daß der gemüthliche Beweis der Religion sich nur erleben, nicht demonstriren läßt; daß mithin die logische Untersuchung für alle die Menschen, welche zu einem solchen Erlebniß nicht gelangt sind, der einzige natürliche Weg zur Wahrheit bleibt. Der Herausgeber erwartet daher von den Gläubigen, insofern sie sich um diese Schrift irgend bekümmern, die nämliche Unbefangenheit, deren er sich ihnen gegenüber bewußt ist."

theistischen Erwartungen, welche seitdem Schelling in dem scholastischen Theile des Publikums erregt hat, sind durch die Veröffentlichung der „Philosophie der Offenbarung" für immer zerstört worden. In der That kann es nur die höchste Verwunderung erregen, wenn ein so bedeutender Mann, wie Schelling, nach einem langen und erfahrungsreichen Leben, im 66. Jahre seines Alters, mit einer so unerhörten und seitdem hinreichend bestraften Selbstüberschätzung sich ausspricht, wie in seiner noch in frischem Andenken stehenden ersten Vorlesung im Jahre 1841 in Berlin, wo er sich „den Besitz — nicht einer nichtserklärenden, sondern einer sehnlichst gewünschten, dringend verlangten, wirkliche Aufschlüsse gewährenden, das menschliche Bewußtseyn über seine gegenwärtigen Gränzen erweiternden Philosophie" vindicirt. Es paßt auf diese letzten Leistungen des berühmtesten Philosophen der Neuzeit im hohen Maaße ein Gedicht, das der originalste und bedeutendste unter den lebenden Philosophen der Gegenwart, Herrmann Lotze in Göttingen, nach nicht lang vollendeten Studienjahren im J. 1840 in Leipzig schrieb*) und das mir aus der Seele gedichtet ist. Es ist überschrieben „Schelling" und lautet:

Wie der Vogel besessen von himmlischen Melodieen
Singend sich selbst überfliegt, so überflog ich auch mich.
Nicht ich besaß den Gesang; er besaß mich, führte mich unaufhaltsam über die Nacht auf in die farbige Welt.
Und so schweb' ich da droben und werde wohl ewiglich schweben;
Ewiglich werden der Welt lauten verworrenen Lärm
Meines Gesangs langathmige Wellen klingend durchbrechen;
Lauschen und deuten wird jegliches sinnende Herz.

So mag man denn ruhig erwarten, wie die Ergebnisse der Naturforschung und Spekulation neben der Theologie und Kirche sich weiter entwickeln, sich befeinden oder vertragen. Bis jetzt kann man von strengwissenschaftlichem Standpunkt der besonnenen Naturforschung, ohne alle Rücksicht auf Geschichte, Ethik und Schriftwort, von allen in diesem begründeten Wahrheiten als da sind: Einheit des Menschengeschlechts und Abstammung von einem Paare, Sündfluth, individuelle Unsterblichkeit der Menschenseelen u. s. w. nur sagen: non liquet. Und wenn es auch immer so heißen sollte, wenn, wie wir für wahrscheinlich halten, die Naturwissenschaft hierüber niemals entscheidende Aufklärung geben würde, so wäre schon dadurch jedem wahren Conflikte des Inhalts des Schriftworts mit den angeblichen Ergebnissen der Wissenschaft abgeholfen.

Der Verf. dieser Zeilen, welcher sich seit 30 Jahren mit naturwissenschaftlichen Dingen, als zu seinen akademischen Berufsfächern gehörend, ernstlich beschäftigt, in frühen Jahren durch eine glückliche Fügung Interesse und Theilnahme für göttliche Dinge, für Theologie und Kirche gewonnen, sich die möglichen Conflikte oft vergegenwärtigt hat, allen seichten Argumentationen und angeblichen Hülfsleistungen der Naturforschung

*) Gedichte von H. Lotze. Leipzig 1840.

Gunsten der Offenbarung von jeher abhold gewesen ist, darf von sich als Endergebniß seiner eigenen Lebenserfahrung schließlich sagen: daß ihn die ganze moderne Naturwissenschaft mit allen ihren wirklichen bedeutenden und von ihm mit lebhaftem Interesse gepflegten Ergebnissen auch nicht einen Augenblick in seinem einfachsten Katechismusglauben erschüttert hat.

Die Beichte und Absolution.

Erster Artikel.

Die Kirche Jesu Christi ist gegründet durch die Predigt von dem gekreuzigten und auferstandenen Sohne Gottes. Sobald durch diese Predigt des Evangeliums eine Gemeinde von Gläubigen gesammelt war, stellten die Apostel des Herrn dieser Gemeinde kirchliche Ordnungen zur Sicherstellung, Reinerhaltung, Ausbreitung und wirksamen Anwendung des evangelischen Wortes, so wie der dasselbe besiegelnden Sakramente. Denn die gottgeordneten Gnadenmittel sind wie die einzigen Erzeugungs-, so auch die alleinigen Erhaltungsmittel des rechtfertigenden und seligmachenden Glaubens, an den um unserer Sünde willen in den Tod gegebenen, und um unserer Gerechtigkeit willen auferweckten Heiland und Herrn. So steht also die kirchliche Ordnung im Dienste der Gnadenmittel, und dient somit recht gestellt auch selber, wenn auch nur mittelbar, der Förderung des Glaubens, auf den allein die Gnadenmittel abzwecken. Als dann die Predigt des göttlichen Wortes in der Kirche Gottes durch menschliche Satzungen verdunkelt und dem entsprechend die kirchliche Ordnung deformirt worden war, veranstaltete der gnadenreiche Gott eine Reformation. Sie begann, dem apostolischen Typus gemäß, mit der lauteren Predigt des heilskräftigen Evangeliums und schritt dann fort zu der Stellung der das Wort, das hörbare wie das sichtbare, schützenden und in Uebung setzenden Ordnungen. Sie bedurfte dazu keiner erneuten Schöpfung, sondern nur der Läuterung und Reinigung des Vorhandenen. Rein und lauter hat sich aber dieser Proceß nur vollzogen in der Reformation der lutherischen Kirche, die eben nur Reformation, nicht Abbruch, noch Neuschöpfung sein wollte. Doch auf die frühere schlimme Zeit der theilweisen Entstellung, folgte die spätere, schlimmere Zeit des völligen Abfalles. Der Gang der Zerstörung war derselbe, wie der ursprüngliche Gang des Aufbaues gewesen war. Erst Auflösung und Destruirung des göttlichen Wortes, dann Auflösung und Destruirung der ihm dienstbaren, kirchlichen Ordnungen. Und zum dritten Male erbarmte sich der gnadenreiche Gott und sandte sein Wort mit Schaaren von Evangelisten. Und zum dritten Male folgt der Annahme des Wortes im Glauben das Streben der Aufrichtung kirchlicher Ordnung. Bedurfte es aber der römischen Deformation des evangelischen Wortes und der kirchlichen Ordnung gegenüber nur einer Reformation, so bedarf es der rationalistischen Destruction gegenüber einer Reconstruction. Dort nur Läuterung, hier Rückkehr, Rückkehr zur reformatorischen Predigt und reformatorischen Ordnung, weil erstere nur Wiederherstellung der apostolischen Predigt und letztere nur harmonische, geschichtliche Entwickelung der apostolischen Ordnung ist. Vor allen Dingen aber rückhaltslose und vollkommene Rückkehr zur lauteren, reformatorischen, apostolischen Verkündigung, und dann allmählige und besonnene Rückkehr zu den, dieser Verkündigung dienstbaren, erprobten, reformatorischen Ordnungen. Der erstere Proceß ist noch lange nicht auch unter den gläubigen und kirchlich gesinnten Verkündigern zu Ende geführt, darum darf der letztere mindestens nicht übereilt und überstürzt werden. Was den letzteren Punkt betrifft, so muß dem Vorwurfe der Gegner auch der Schein von Berechtigung entzogen werden, als wollten wir die Ordnung nur um der Ordnung willen, was allerdings eine trübe und unheilsvolle Vermischung des kirchlichen und politischen Gebietes wäre. Wir müssen die Ordnung nur um des Wortes Gottes willen, und das Wort Gottes um der Seelen Seligkeit willen wollen. Darum genügt es auch nicht, die Ordnung zu wollen neben dem Worte, sondern sie muß gewollt werden lediglich und allein um des Wortes willen. Darum müssen wir das Wort vor allen Dingen mit ganzem Ernste wollen, und müssen es ganz rein und lauter verkündigen, nicht etwa nur in der Weise eines Schleiermacher, sondern in der Weise eines Paulus und Luther, und all' unser Streben zur Wiederaufrichtung kirchlicher Ordnungen muß den ausgesprochenen Charakter und den unverkennbaren Stempel tragen, daß es nur geschieht im Dienste und zur Förderung des sichtbaren und hörbaren Wortes, weil dasselbe der alleinige Träger aller Gnadenschätze des Herrn, das ausschließliche Vehikel des Geistes, weil es lebendiger Same, wiedergebärendes und bekehrungskräftiges, Gottes und nicht der Menschen Wort ist. Dann wird der Kampf, der in unserer Zeit immer lichter entbrennt, schlechterdings nicht mehr gehalten werden können für einen Kampf der Freiheit des Geistes gegen die Knechtschaft der Ordnung; sondern es wird sich für Jeden, der da hören und sehen kann und will, greifbar herausstellen, daß die moderne, kirchenordnungsstürmende Geisterei, sei es nun ungläubige oder gläubige Geisterei, in ihrem tiefsten Grunde nichts Anderes ist, als wenn auch unbewußte Feindschaft wider Gottes Wort, und daß die kirchliche Ordnungsliebe im tiefsten Grunde nichts Anderes ist, als Liebe zu Gottes Wort. — Es kommt aber Alles darauf an, daß über das Verhältniß von Wort und Ordnung vor allen Dingen unter den kirchlich Gesinnten und Liebhabern beider eine vollkommen klare Erkenntniß verbreitet werde. Es scheint uns unter ihnen die Gefahr einer doppelten

Einseitigkeit vorhanden zu sein. Die eine haben wir schon bezeichnet. Sie setzt Extrem gegen Extrem, dem falschen Subjektivismus einen falschen Objektivismus, der Freiheitssucht die Ordnungssucht entgegen. Die andere verfehlt sich nicht durch falsche Opposition, sondern durch falsche Concession. Wir vernehmen öfter auch von kirchlicher Seite her die Rede: Die Ordnung sey nur der Leib, welchen das Glaubensleben der Gemeinde sich anorganisire, nur die Ausgeburt des Geistes; weil aber nur der kirchliche Geist der rechte sey, so tauge auch nur die ihm entsprechende, väterliche, kirchliche Ordnung. Principiis obsta! Die Ordnung dient nicht dem Geiste, sondern dem Worte, und erst das ordnungsmäßig verwaltete Wort bringt den Geist. Jene Behauptung hat jedenfalls nur eine sehr theilweise Wahrheit. Sie gilt höchstens nur für den sakrificiellen, in keiner Weise aber für den Geist und Leben schaffenden und darum geistliches Opfer erst ermöglichenden, darum aber auch wichtigeren, weil grundlegenden sakramentalen Theil des kirchlichen Dienstes und kirchlichen Lebens. Die Ordnung ist vor allen Dingen die ordnungsmäßige Regelung der Bethätigung des durch dieses Wort erzeugten und immer wieder zu erzeugenden Glaubenslebens. Wird nun so das Verhältniß von Wort und Ordnung richtig erkannt, daß jenem die Herrschaft, dieser der Dienst gebühre, so daß der Herr zwar des Dieners bedarf, der Diener aber nicht existiren kann ohne den Herrn, so wird sich daraus von selbst eine vernünftige und besonnene Praxis in der Herstellung der Ordnung erzeugen. Der Diener folgt dem Herrn, er eilt ihm nicht voraus, er folgt ihm nur in dem Maaße, als jener vorwärts schreitet, er folgt ihm sicher und unfehlbar, aber in ehrerbietiger Ferne. Ein unbefugtes Vordrängen wäre Versündigung an der Würde und Autorität des Herrn. Denn die Ordnung ist nur heilsam, das Wort allein ist heilskräftig. Die heilsame Ordnung ist allerdings bis auf einen gewissen Grad auch nothwendig, aber es ist an ihr bestimmt zu scheiden zwischen dem Momente der Nothwendigkeit und dem Momente der bloßen Zweckmäßigkeit und Heilsamkeit. Ersteres ist sofort und unbedingt herzustellen, weil ohne dasselbe der Lauf des Wortes gehemmt, seine Wirkungskraft gebrochen, das Gewissen der Kirche verletzt würde, letzteres aber ist nur allmälig und stufenweise wiederherzustellen, in dem Maaße, als das Wort selber wieder Macht gewonnen hat über die Gemüther, und als die Erkenntniß in weiteren Kreisen wieder Wurzel gefaßt hat, daß und inwiefern dieses Moment wirklich der Sicherstellung, Ausbreitung und wirksamen Application des Wortes dienstlich und förderlich ist. Unter allen Ordnungen und Instituten der Kirche nun gibt es kein wichtigeres, heilsameres und der Wirksamkeit des Wortes förderlicheres, als die Ordnung und das Institut der Beichte und Absolution. In der Art, wie die Kirche in den verschiedenen Epochen ihrer Entwickelung über Beichte und Absolution gelehrt und wie sie Beichte und Absolution geordnet hat, spiegelt sich am klarsten ihr jedesmaliger, innerster Geist und Charakter, ihre eigenste Stellung zum Worte Gottes und

seinem Heilsinhalte selber wieder. Denn sie legte darin ihr Anschauung bloß über den Weg, auf welchem jedes getauft Glied der Kirche Jesu Christi fort und fort wegen seiner nac der Taufe begangenen Sünden zur Sündenvergebung, zur Frieden, zur Heiligung und zum Heile zu führen sey. Darum hat auch der Rationalismus nichts so radikal destruirt als da Institut der Beichte und Absolution, und darum widerstreb er gegen nichts so eifrig, als gegen die Herstellung dieses vo allen anderen heilsamen Institutes.

(Fortsetzung folgt.)

Nachrichten.

Das K. Consistorium in Posen an sämmtliche evangelische Gemeinden des Chodziesener Kirchenkreises.

Gnade sei mit Euch und Friede von Gott dem Vater und unser Herrn Jesu Christo!

Geliebte Gemeinden!

Im vergangenen Junimonat ist der Herr unser Gott und He land durch das in Eurem Kreise ausgeführte Werk der allgemeine Kirchen- und Schul-Visitation Euren Seelen mit besonderer Gnade heimsuchung nahe getreten. Unter großer Bewegung ihrer Herz haben die zu jenem Werk von der obersten Evangelischen Kirchen-B hörde unseres Landes abgeordneten Männer Euch verkündigt alle d Rath Gottes, und unter Vorhaltung der für jeden Menschen wi tigsten Lebensfrage: „was muß ich thun, daß ich selig werde (Apgsch. 16, 30.) haben sie Euch bezeugt beide, die Buße zu G und den Glauben an den Herrn Jesum Christum. Ihn haben Euch vorgemalet als den, welcher uns von Gott gemacht ist z Weisheit, zur Gerechtigkeit, zur Heiligung und zur Erlösung (1 C 1, 30.), als den köstlichen und auserwählten Stein, der zwar v den Bauleuten verworfen, aber zum Eckstein worden ist in Zion, u auf den auch Ihr Euch bauen sollet als die lebendigen Steine einer Behausung Gottes im Geiste (1. Petr. 2, 6. ff., Eph. 2, 22 Er, unser Herr, hat durch das Zeugniß seiner Boten alle Mühselig und Beladenen unter Euch freundlich eingeladen, bei Ihm, wo sie lein zu finden sind, Ruhe und Erquickung für ihre Seelen zu ho (Matth. 11, 28. ff.); zugleich seyd Ihr aber auch an die schwere V antwortung erinnert worden, welche die Verächter Seines Wor auf sich laden, und an das schreckliche Warten des Gerichts und Feuereifers, welcher zuletzt die Widerwärtigen verzehren wird, we sie in der Unbußfertigkeit verharren und die Gnade auf Muthwil ziehen (Ebr. 10, 27. Jud. 4.).

Und mit Freuden haben wir vernommen, welchen Eingang Männer in Eurer Mitte gefunden, und wie sich ihnen eine gr Thür bei Euch aufgethan hat. Begierig nach der vernünftigen l tern Milch des Evangeliums (1 Petr. 2, 2.) habt Ihr Euch zahlr um sie geschaart und dem Wort ihres Zeugnisses als der Botsch Gottes gelauscht. Gewiß giebt es nicht Wenige unter Euch, de in jenen festlichen Tagen das Herz entbrannt ist (Luc. 24, 32.) die, berührt von dem Wehen des heiligen Geistes, in der Pred Seiner Diener die Stimme des Herrn selbst vernommen haben,

Er spricht: „Siehe, ich stehe vor der Thür und klopfe an!“ (Offenbarung 3, 20.). — Zugleich seyd Ihr durch jenes liebreiche Besuchen Eurer Kirchen und Schulen mit dankbarer Freude wohl auch Eurer Gemeinschaft mit dem ganzen Leibe der Kirche inne geworden, mit welchem auch Ihr als ein Glied zusammenhanget durch mancherlei Gelenke (Eph. 4, 16.), und habt es erfahren, daß unsere Kirche eine Mutter sey, welche alle ihre Kinder — auch die entfernt und hin und her in der in der Zerstreuung wohnenden — mit Liebe und Fürsorge auf ihrem Herzen trägt.

Nun aber, nachdem eine längere Zeit seit jenen gesegneten Tagen verflossen ist, treten wir im Geiste unter Euch mit der Frage: Hat wohl auch jene Zeit der Gnadenheimsuchung Gottes, haben die Mühewaltungen und Opfer, die um Euretwillen geschehen sind, auch wirklich an Euch ausgerichtet, was der Herr nach Seinen Friedensgedanken über Euch dabei beabsichtigte? Die Absicht aber, die Er hatte, liegt sie nicht ausgesprochen in dem Worte (Jes. 43, 19. 20.): „Siehe ich will ein Neues schaffen! Jetzt soll es aufwachsen! Denn ich will Wasser in die Wüste und Ströme in die Einöde geben, zu tränken mein Volk, meine Auserwählten?“ — Grünet denn nunmehr eine neue Saat frischen Glaubenslebens unter Euch, die als ein Segen der Visitation aufgesproßt ist? Oder sollte für Euch dies Werk Gottes eben auch nichts Anderes gewesen seyn, als für jenes Geschlecht das Zeugniß Johannis, von dem es heißt: Er war ein brennendes und scheinendes Licht, ihr aber wolltet eine kleine Weile fröhlich seyn von seinem Licht (Joh. 5, 35.). Habt Ihr nach kurzer festlicher Erregung der ernsten aus Gottes Wort empfangenen Eindrücke wieder vergessen und seyd in den Zustand innerer Stumpfheit und Erschlaffung zurückgesunken?

Fern sey es von uns, die Segenszüge zu verkennen oder zu gering anzuschlagen, die von unsern Sendboten in der Gestalt Eures Gemeindelebens wahrgenommen sind. Wir preisen den Herrn dafür, daß regelmäßiger Kirchenbesuch und Genuß des Sacramentes als schöne von den Vätern ererbte Sitte unter Euch sich noch in lebendiger Uebung befindet. Aber erinnern müssen wir Euch, daß das Hören der Predigt und die Feier des Sacramentes doch nur Mittel der Gnade sind und nur denen zur wirklichen Gemeinschaft am Himmelreiche verhelfen, die dadurch zur lebendigen Erkenntniß ihrer Sünde gelangen und sich in Christum, wie die Reben in den Weinstock (Joh. 15, 5.) einpfropfen lassen, in denen Christus eine Gestalt gewinnt und die bei Allem, was sie denken und vornehmen, von der Kraft des heiligen Geistes getrieben werden. Um gründliche Erneuerung im Geist Eures Gemüthes handelt es sich, wie St. Paulus schreibt (Eph. 4, 22. ff.): „Leget von Euch ab nach dem vorigen Wandel den alten Menschen, der durch Lüste in Irrthum sich verderbet, und ziehet den neuen Menschen an, der nach Gott geschaffen ist in rechtschaffener Gerechtigkeit und Heiligkeit.“ — Wisset Ihr wohl, was der Herr an dem Feigenbaum that, an welchem er zwar Blätterwerks genug fand, aber nach Frucht vergeblich suchte? (Matth. 21, 19., vgl. Luc. 13, 6. ff.) — Und was ist eine Gemeinde, die zwar viele Kirchengänger hat, aber keine wiedergebornen lebendigen Gotteskinder, was ist ein Christenmensch, der zwar äußerliche Werke kirchlicher Sitte, übt aber nicht in lebendigem, bußgläubigem Herzensverkehr mit Gott steht, — was sind sie anders, als Feigenbäume, die statt der Früchte nur Blätter tragen?

Wohl dürfen wir — dem Herrn sey Dank! — über Euch das Zeugniß ablegen, daß der Saame wahrer Gotteskinder unter Euch nicht gänzlich erstorben ist. Es stehen Bäume der Gerechtigkeit da, gepflanzt an den Wasserbächen, die rechtschaffene Frucht der Buße bringen (Jes. 61, 3., Ps. 1, 3., Matth. 3, 8.); es giebt noch Seelen, die das Siegel der Gotteskindschaft in sich tragen, die das Geheimniß des Glaubens in reinem Gewissen haben und in einem Stande guter Werke erfunden werden (1 Tim. 3, 9., Tit. 3, 8.). Euch, Ihr lieben Seelen, ermahnen wir, daß Ihr immer völliger werdet! Wachet, stehet im Glauben, seyd männlich und seyd stark (1. Cor. 16, 13.)! Seyd eingedenk Eures Berufes, als Lichter zu scheinen mitten unter dem verkehrten Geschlecht der Welt (Phil. 2, 15.)! haltet Eure Lenden allezeit gegürtet und werdet nicht matt noch müde in allen Euren Anfechtungen, so wird der Herr des Friedens den Satan unter Eure Füße treten und Ihr werdet das Ende Eures Glaubens davon bringen, nämlich der Seelen Seligkeit (Röm. 16, 20 1. Petr. 1, 9.).

Zu großer Betrübniß gereicht es uns aber, geliebte Gemeinden, daß die Zahl solcher Seelen, soweit Menschenaugen sehen können, nur eine verhältnißmäßig geringe ist. Leider sind, ungeachtet der äußerlichen kirchlichen Sitten, ganze Strecken auf Eurem geistlichen Ackerlande noch jenem Felde voller Todtengebeine ähnlich (Hesek. 37. 1. ff.) über welche der lebenweckende Odem Gottes noch nicht hingerauscht ist. „Trachtet am ersten nach dem Reiche Gottes und seiner Gerechtigkeit“, spricht der Herr (Matth. 6, 33.), „so wird euch das Andere Alles zufallen!“ Aber trachten nicht Eurer Viele gerade umgekehrt zuerst oder gar einzig und allein nach dem Irdischen, nach Geld und Gut, nach Augenlust, Fleischeslust und hoffärtigem Leben, und meinen, das Himmlische, das Reich Gottes und die Seligkeit werde von selber kommen, ohne daß sie sich darum kümmern? Ach! suchet den Herrn, dieweil Er zu finden ist! Höret auf zu hinken auf beiden Seiten (1. Kön. 18, 21.) und dienet Ihm von ganzem Herzen, von ganzer Seele und von ganzem Gemüthe! Werfet alle Eure Sorgen auf Ihn, denn Er wird für Euch sorgen und Alle, die auf Ihn trauen, mit großem Frieden erquicken. Sehet zu, daß Ihr nicht unter das Gericht des Wortes fallet, welches Er, der treue, wahrhaftige Zeuge, der Anfang der Creatur Gottes, an die Gemeinde zu Laodicea schreiben läßt: „Ich weiß deine Werke, daß du weder kalt noch warm bist. Ach daß du kalt oder warm wärest! Weil du aber lau bist, will ich dich ausspeien aus meinem Munde! (Offenb. Joh. 3, 15. 16.)

Darum wenden wir uns an Euch insgesammt, Ihr Lieben, mit der inständigen Bitte und Ermahnung, daß Ihr täglich in andächtigem innigem Gebete Umgang mit Eurem Gotte pfleget! Beuget in Eurem Kämmerlein fleißig Eure Kniee gegen den Vater unseres Herrn Jesu Christi, der der rechte Vater ist über Alles, was da Kinder heißt im Himmel und auf Erden, daß Er Euch Kraft gebe nach dem Reichthum Seiner Herrlichkeit, stark zu werden durch Seinen Geist an dem inwendigen Menschen, und Christum zu wohnen durch den Glauben in Euren Herzen! (Eph. 3, 15. ff.) Forschet dabei unablässig in der Schrift und brauchet zugleich die herrlichen alten saft- und kraftvollen Gebetbücher, die unsere Evangelische Kirche besitzt. Wenn Ihr also thut, wird der Geist Gottes kräftig in Euch werden und beides, das Wollen und das Vollbringen in Euch schaffen nach Seinem Wohlgefallen (Phil. 2, 13.). Wer aber an seinem eigenen Herzen etwas von der Gnade Gottes in Christo erfahren und von den Kräften der zukünftigen Welt geschmeckt hat, der schäme sich dann auch des Evangelii von Christo nicht! (Römer 1, 16.) Unerschrocken bezeuge er vor den Lästerern und den Wider-

strebenden, daß in keinem Andern Heil und den Menschen kein anderer Name gegeben sey, darinnen sie können selig werden, denn der Name Jesu! (Apgsch. 4, 12.) Wer mich bekennet vor den Menschen, spricht der Herr, den will ich bekennen vor meinem himmlischen Vater. Und wer mich verleugnet vor den Menschen, den will ich auch verleugnen vor meinem himmlischen Vater (Matth. 10, 32. f.).

Euch insbesondere, Ihr lieben Väter und Mütter in der Gemeinde, bitten und ermahnen wir: Nehmet gewissenhaft der Seelen Eurer Kinder wahr, da ihr Blut von Eurer Hand gefordert werden wird. Ziehet sie auf in der Zucht und Vermahnung zum Herrn, und behütet sie sorgfältig vor jeglichem Aergerniß in Wort oder Beispiel, damit keines dermaleinst Euch verklagen und die Schuld auf Euer Haupt rufen könne, wenn es den Weg des Fleisches und des Verderbens gegangen ist. O möchtet Ihr — wir wünschen und erflehen diesen Segen für Euch Alle — möchtet Ihr dereinst am Throne des Herrn, umgeben von den Eurigen, mit dem Bekenntniß erscheinen: Siehe! hier bin ich und die Kinder, die du mir gegeben hast: ich habe derer keines verloren! (Ebr. 2, 13. Joh. 17, 12.)

Endlich erinnern wir Euch, geliebte Vorsteher der Gemeinden, noch an die zwiefache Verantwortung, die Ihr traget. Wandelt ja würdiglich dem Herrn zu allem Gefallen und erzeiget Euch in allen Stücken als Vorbilder der Gemeinde! Stehet mit hülfreicher Hand Eurem Geistlichen beim Bau des Reiches Gottes zur Seite, helfet ihm die Schwachen pflegen, die Irrenden zurechtbringen, die Widerspenstigen strafen, die Trauernden trösten, helfet ihm bei der Sorge für die Armen und für die Kranken, und lasset Euch willig und zum Dienen bereit finden überall, wo es gilt, die Lücken in der Hütte Gottes zu verzäunen und das Abgebrochene wieder aufzurichten (Amos 9, 11.).

In Christo geliebte Gemeinden! Wir haben unser Herz weit vor Euch aufgethan, wir haben, als vor dem Angesichte Gottes, ein Wort der Liebe und des Ernstes zu Euch geredet: an Euch ist es nun, dies Wort mit Sanftmuth aufzunehmen in feinen und guten Herzen und es Frucht in Geduld wirken lassen. — Dem aber, der überschwenglich thun kann über Alles, das wir bitten oder verstehen, nach der Kraft, die da in uns wirket, dem sey Ehre in der Gemeinde, die in Christo Jesu ist, zu aller Zeit von Ewigkeit zu Ewigkeit! Amen.

Posen, den 28. Februar 1857.

Königliches Konsistorium der Provinz Posen.
Cranz. Niese. Roedenbeck. Carus.

An
sämmtliche evangelische Gemeinden des Chodziesener Kirchenkreises.

Bayern. Verwahrung.

Der Herr Berichterstatter aus Franken in Nr. 26 dieser Zeitung hat in der Nr. 1 meiner „fliegenden Blätter" Meinungen gefunden, gegen die ich mich feierlichst verwahren muß.

1. Er sagt, „das dem Kirchenregiment zur Seite stehende formelle Recht habe in meinen Augen keinen Werth, wenn nicht zu ihm die bei der Majorität sich vorfindende Uebereinstimmung im Bekenntniß hinzukomme;" — „nur auf der Majorität ruhe das volle materielle Recht des Kirchenregiments." Meine wirkliche, davon himmelweit verschiedene Ansicht habe ich S. 7 f. a. a. O. (mit Beziehung auf die Deutsche Kirchenreformation des 16. Jahrhunderts) so ausgesprochen: „Das formelle Recht gilt in der Kirche so gut wie nichts, sobald die überwiegende Mehrzahl ihrer Glieder in einem gewissen geschlossenen Kreise von der Ueberzeugung durchdrungen ist, daß eine bestimmte, gleichpositive Glaubenslehre, welche von derjenigen abweicht, die das formelle Recht für sich hat, die wahre Lehre sey. Einer solchen Ueberzeugung der Mehrheit gegenüber kann sich die Minderzahl auf das ihr zustehende formelle Recht nicht mit Erfolg berufen. Ich sage nicht, sie darf es nicht; sie muß es vielmehr thun, wenn sie von der Wirklichkeit ihres Rechts, von der Wahrheit dessen überzeugt ist, was sie vermöge desselben geltend macht; sie muß es so lange thun, als sie es thun kann. — Etwas ganz anderes aber ist es, wenn die Mehrzahl nur das, was als Bekenntniß der Kirche gilt, nicht als Wahrheit anerkennt, ohne aber von der gemeinsamen Ueberzeugung von der Wahrheit einer anderen, gleich inhaltsvollen christlichen Glaubenslehre durchdrungen zu seyn. Einer solchen bloß in der Verneinung des Kirchenbekenntnisses einigen, in ihren abweichenden religiösen Vorstellungen und Meinungen uneinigen Mehrzahl gegenüber, ist das Kirchenregiment nicht bloß vor Gott und seinem Gewissen berechtigt, das Kirchenbekenntniß, dem es selbst zugethan ist, ohne Wanken geltend zu machen, sondern es kann dafür auch die Billigung aller Verständigen und nicht von Leidenschaft Befangenen, selbst wenn sie anderer religiöser Ueberzeugung sind, in Anspruch nehmen."

2. Er sagt, indem er meine Worte aus dem Zusammenhang reißt, nach meiner Ansicht habe das Kirchenregiment, wenn es im Augenblick nicht die Mehrheit für sich habe, „keine wirkliche Berechtigung, die äußern Zustände des Gemeindewesens zu beherrschen." Ich aber hatte S. 8 a. a. O. so geschrieben: „Die innerliche Berechtigung des formellen Rechts ist unabhängig davon, daß „was dem Buchstaben nach von Alters her gilt, auch in der Gegenwart eine die Gemüther der Gesammtheit, welche jetzt das Gemeinwesen bildet, wirklich beherrschende Macht" äußert. Wenn das nicht der Fall ist, so hat das, was diese Macht verloren hat, auch keine wirkliche Berechtigung, die äußeren Zustände des Gemeinwesens in der Gegenwart zu beherrschen." Es ist dazu S. 9 zu vergleichen: „Die Lutherische Lehre hat noch nicht wieder die Massen durchdrungen, aber sie hat seit einem Menschenalter immer mehr wieder in den Geister und Herzen der Zeitgenossen Eingang und Wirksamkeit gewonnen, während diejenigen Glieder unserer Kirche, denen sie noch fremd geblieben ist, höchst uneinig in ihren religiösen Vorstellungen und Meinungen sind. Folglich ist es doch die Lutherische Lehre, welche — in der Gegenwart eine größere Lebenskraft in der Lutherischen Kirche beweist, als irgend eine andere Glaubenslehre."

Diese Proben werden zeigen, daß mich der Herr Berichterstatter gründlich mißverstanden hat.

E. 14. Apr. 57. Dr. Scheurl.

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz. Druck von Trowitzsch und Sohn.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1857. Mittwoch den 29. April. № 34.

Die Beichte und Absolution.

Erster Artikel. (Fortsetzung.)

Die Kirche ist dem Institute der Beichte und Absolution so entemdet, daß selbst die Gläubigen noch zum Theil demselben scheu nd bedürfnißlos, wenn nicht gar mißtrauisch gegenüber stehen, ohne enntniß seiner ursprünglichen Herrlichkeit, und des unaussprechlich roßen Schatzes von Heil und Gnaden, der in demselben niederelegt und für sie aufbewahrt ist. Doch steht bei ihnen, als den hoines bonae voluntatis, wie mannigfache Erfahrung beweist, hoffen, daß sie durch richtige Belehrung zu rechter Erkenntß geführt, leicht zur Wiederan- und -aufnahme willig zu achen sind. Und diese gründliche Belehrung der Gemeinden, as es um die Beichte und Absolution eigentlich sey, sollten die astoren nicht als den geringsten und unwichtigsten Theil ihrer hrenden Thätigkeit und pastoralen Aufgabe betrachten. Viele n ihnen, die das bisher unterlassen, sind auch ohne Zweifel zu von Herzen willig und bereit, nur fühlen sie allem zuvor s wohlberechtigte Bedürfniß eigener gründlicherer Belehrung d Verständigung. Diese ist ihnen nun geboten in dem Werke s Oberkirchenraths Dr. Kliefoth, welches den Titel führt: Die Beichte und Absolution" (Schwerin, bei Stiller, 1856), 12 S. in 8.*), und zu dessen Studium dringend einzuladen r Zweck der nachfolgenden Mittheilungen aus demselben ist. ir sehen hier ab von der ausgezeichneten, theologischen Beutung dieser Schrift des Verfassers, der auf liturgischem Gete anerkannter Meister vom Fache ist. Wir haben es hier t seiner praktisch-kirchlichen Bedeutung zu thun, und meinen, ß die Kirche dem Verfasser für diese schöne und reiche Gabe, rch die er ein lange und tief gefühltes Bedürfniß auf die gendeste und gründlichste Weise befriedigt hat, zu hohem Danke rpflichtet ist. Wir bemerken übrigens, daß die Lektüre desselen nicht nur Pastoren, sondern auch gebildeten Laien, namentlich von der Darstellung der Reformationszeit an, zugänglich und empfehlenswerth ist.

Folgen wir nun dem Gange des Verfassers. Es ist der geschichtliche Gang, den er mit Recht gewählt hat. Es werden fünf Zeiträume als eben so viele Entwickelungsperioden unterschieden, nämlich: 1. die neutestamentliche Zeit; 2. die Zeit der alten Kirche bis auf Augustinus; 3. die Zeit von Augustinus bis zur Reformation; 4. die Reformationszeit; 5. die neuere Zeit seit Spener. — Den ersten, eigentlich grundlegenden Theil, dem wir deshalb auch eine noch etwas eingehendere Entwickelung gewünscht hätten, beginnt der Verf. mit der Bemerkung, daß die Besonnenen unter den römischen Theologen mit allen lutherischen Theologen darin einverstanden seyen, daß das Institut der Beichte und Absolution, welches wir nachher in der Kirche finden, als solches in der neutestamentlichen Zeit nicht vorkomme, und folgeweise darin, daß die Beichte und Absolution, so als Institut und formirter Act genommen, nicht auf Einsetzung des Herrn oder der Apostel zurückzuführen sey, sondern auf kirchliche Entwickelung. Aber eben so einverstanden seyen sie darüber, daß dasjenige, was später die Kirche zum Institute der Beichte und Absolution formirt hat, allerdings im N. T. vorkomme, und zwar nicht bloß in so fern, als Beichte und Absolution sich auf die Summe des Wortes Gottes, auf Gesetz und Evangelium, auf Buße und Vergebung der Sünden zurückführen, sondern auch nach seinen wesentlichen einzelnen und concreten Momenten. — Wir heben aus diesem ersten Abschnitt nur noch kurz Hauptsätze hervor, welche aufgestellt und durch Schriftstellen belegt werden. Gebeichtet und absolvirt wird schon vor Christo auf Christum 2 Sam. 12, 13. Matth. 3, 6, vergl. auch 3 Mos. 16, 21 ff. Dann nimmt auch Christus der Herr selber Beichte entgegen und absolvirt, vergl. Luc. 7, 36 ff. 23, 40 ff. Dann stiftet er das Predigtamt und überträgt demselben die Macht und die Pflicht, zu binden und zu lösen, das Schlüsselamt Matth. 16, 18. Joh. 20, 21—23. Die sündenbehaltende und sündenvergebende Kraft liegt aber nicht im Amte und den Amtsträgern, sondern nur in den von ihnen verwalteten Gnadenmitteln. Auch soll sich diese sündenbehaltende und sündenvergebende Kraft der Gnadenmittel nicht nur zu Einem Male, nämlich durch das berufende Wort und wiedergebärende Bad der Taufe erweisen, sondern es wird die Absolution als auch den bereits berufenen und getauften Gläubigen, wenn sie nach der Taufe wieder in Sünden fallen, möglich und nöthig hinge-

*) Das Werk bildet den zweiten Band der Liturgischen Abhandlungen von Kliefoth, deren erster Band von der Einsegnung der Ehe, vom Begräbniß, von der Ordination und Introduction, der dritte Band aber von der Confirmation handelt. Wir verweisen bei dieser Gelegenheit auch aufs Neue auf das ältere epochemachende Werk desselben Verfassers: „Die ursprüngliche Gottesdienstordnung in den Deutschen Kirchen lutherischen Bekenntnisses, ihre Destruction und Reformation. Ebendas. 1847."

stellt, Matth. 18, 15—18. Aber der Herr gibt auch für die Ausübung dieses Schlüsselamtes Grundvorschriften. Man soll das Heiligthum (der Gnadenmittel) nicht den Hunden (den Unbußfertigen und Ungläubigen) geben, Matth. 7, 6. So stellt sich der Absolution die Retention und die Ausschließung von den Gnadenmitteln zur Seite. Wer darum den Empfang der Gnadenmittel begehrt, soll sich zuvor prüfen und so viel an ihm liegt von Sünden reinigen, auch mit der geärgerten oder gar beleidigten Gemeinde versöhnen, Matth. 5, 23. 24, vgl. Marc. 11, 25. 26. Absolution und Versöhnung mit der Gemeinde, und Retention und Ausschließung aus der Gemeinde bedingen einander nothwendig. Ferner bestimmt der Herr Matth. 12, 31. 32 als die einzig unvergebbare Sünde die definitive, bewußte Läugnung und Lästerung des Zeugnisses des Geistes der Wahrheit, und gibt endlich Matth. 18, 15—17 auch die Ordnung an, in welcher seine Kirche die Schlüsselgewalt üben soll. Aus diesen Vorschriften erhellt zugleich, daß der Herr keineswegs bloß eine allgemeine Predigt der Buße und der Vergebung der Sünden will, sondern daß diese Predigt auch im Munde des Hörers zur Beichte und im Munde des Amtes zur Absolution und Retention werden soll, wiewohl der Herr dafür formirte Ceremonieen nicht ordnet. — Diese Vorschriften des Herrn nehmen nun die Apostel auf, und wenden sie auf die Behandlung der gesammelten Gemeinden an. Auch sie kennen nur Eine unvergebbare Sünde, 1 Joh. 5, 16—18. Hebr. 6, 4—8. 10, 26—31, vgl. 2 Petr. 2, 20—22, doch klassificiren sie die vergebbaren näher in offenbare und heimliche, 1 Tim 5, 24. Eph. 5, 11—13, grobe und leichtere, vgl. z. B. Eph. 5, 6. 7. Die groben Sünden sind solche, welche nicht allein, wie alle Sünden, im Widerspruche stehen mit dem göttlichen Gesetze, sondern auch Anlaß geben, die Gemeinde zu ärgern, in Verlästerung zu bringen, anzustecken. Die leichteren Sünden können an sich und vor Gott eben so schwer und eben so sehr die Seligkeit verhindernd seyn, doch gehören sie mehr dem inwendigen oder mindestens privaten Leben an. Nach diesen Unterscheidungen wird dann das Verfahren der Kirche gegen die Sünder geordnet. Die offenbaren groben Sünder sollen auch direct und öffentlich gestraft, und von den Gnadenmitteln, folglich auch von der Gemeinde ausgeschlossen werden. Diese Ausschließung ist aber nicht sowohl Strafe, als vielmehr Besserungsmittel, 1 Cor. 5, 5. 1 Tim. 2, 20. Darum können und sollen die Bußfertigen auch wieder absolvirt und aufgenommen werden, 2 Cor. 2, 5 ff. Aber auch aller Sünden halber sollen die Christen einander ermahnen und sie sich gegenseitig bekennen, so wie ihrethalben sich gegenseitig mit dem Worte Gottes trösten, was uns gleichfalls zwar nicht zu dem Institute der Absolution, aber doch zu demjenigen führt, was demselben unterliegt. Auch zu der gegenseitigen Versöhnung, ehe sie Gott nahen, vgl. 1 Tim. 2, 8, so wie zur Prüfung, ehe man das heil. Abendmahl empfängt, 1 Cor. 11, 27—32, ermahnt der Apostel die Christen; es wird der Communion nicht eine Beichte vorgeordnet, aber daß man sich selbst prüfe, sich selbst richte, zwischen Gott und sich vorher reine Sache mache, wird allerdings gefordert. Nachdem der Verf. noch besonders die Weise erwähnt hat, wie Ja 5, 14—16 dies Alles mit der Pflege der Kranken in Verbindung setzt, schließt er mit den Worten: „Das ist die Sachlage in der apostolisch-canonischen Zeit; sie bestätigt uns das Urtheil der älteren Theologen, daß sich im N. T. freilich nicht das formirte Institut der Beichte und Absolution, aber allerdings Alles finde, woraus dieses in der nun näher zu betrachtenden kirchlichen Entwickelung geworden ist."

Der Verf. zeigt dann im zweiten und dritten Abschnitte der gründlichsten, historischen Darlegung, wie die Kirche der alten Zeit und des Mittelalters successive die einzelnen Momente des Schriftsubstrates ergreifend und freilich auch zum guten Theil mißverstehend und verbildend, indem ihr schon bald nach den Apostel Zeiten die Lehre von der Rechtfertigung allein durch den Glauben an das allgenugsame Verdienst des Mittlers, so wie von der an sich und ausschließlich die Gnade Gottes conferirenden Kraft der Gnadenmittel sich verdunkelte, in stetiger Entwickelung bis zum letzten Ziele, bis zur Lehre und Praxis des römisch-katholischen Bußsakramentes gelangte, in welche Spitzen die irrthümlichen Bildungen ausliefen, an der sie aber auch zerbrechen mußten. Der Reichthum des Stoffes nöthigt uns zur Beschränkung. Wir werden deshalb auf die Einzelheiten dieses interessanten Entwickelungsprocesses hier nicht näher eingehen. Dadurch gewinnen wir Raum für reichlichere Mittheilungen von der Reformationszeit an, mit welcher ja auch für den größeren Theil unserer Leser das praktische Interesse an der Sache beginnt und die noch zeitgemäßen Fragen über Buße und Absolution erst einsetzen. Die katholische Lehre und Praxis selbst aber, an welche die Reformation anknüpfte, können wir theils als bekannt voraussetzen, theils werden sie auch bei der Darstellung der reformatorischen Lehre und Einrichtung in allen ihren Momenten mit zur Sprache kommen.

Den Uebergang zur Reformationszeit nun macht der Verf. mit den Worten: „Die lutherische Reformation — kann man sagen — ist aus dem Artikel von der Beichte und Absolution herausgeboren, denn innerlich ward Luther zum Reformator in jener Stunde gemacht, als jener Mönch ihn in der Zelle „„mit der heiligen Absolution tröstete““, und äußerlich hub sie ja mit der Bekämpfung des päpstlichen Ablasses an. Eben darum ist auch ihr theologisches und kirchliches Erträgniß wesentlich soteriologisch." Der Verf. will aber nicht eine Geschichte der Darstellungen Luthers über Beichte und Absolution schreiben, sondern seine Darstellung nur auf diejenige Gestalt erstrecken, welche Beichte und Absolution in der lutherischen Kirchenlehre und den lutherischen Kirchenordnungen gewonnen haben. — Die Beichte und Absolution der lutherischen Kirche nun bildete sich im Gegensatz gegen das römische „Sacrament der Buße." Ihre Lehrentwickelung knüpft unmittelbar an den Abschluß der bisherigen Entwickelung, an die Bestimmungen des Concils zu Florenz v. 1439 antithetisch an, und rectificirt die Bestimmungen, daß die poenitentia (Buße) ein aus contritio, confessio

nd satisfactio (Reue, Beichte und Genugthuung) bestehendes Sacrament sey. Dieses römische Sacramentum poenitentiae nachte sich im Leben noch viel schlimmer als in der Doctrin. Doch verfuhr die Lutherische Kirche nicht rein oppositionell und intithetisch; vielmehr verhielt sie sich auch hier nach ihrem reformatorischen Grundprincipe kritisch und conservativ zugleich und faßte die von Mißbräuchen nach dem Worte Gottes gereinigten Erträge der ganzen bisherigen geschichtlichen Entwickelung organisch zusammen.

Die verschiedenen Gestalten des Buß- und Beichtwesens gründeten sich stets auf verschiedene Anschauungen von der Sünde und verschiedene Unterscheidungen der Sünden. Der römische Katholicismus war dahin gerathen, über den Sünden die Sünde zu vergessen. Darum waren auch nur die s. g. Todsünden zu beichten, wodurch das Gewicht der anderen Sünden als leichter und geringfügiger herabgesetzt ward. Dahingegen stieß Luther (Schmalk. Art. „von der falschen Buße der Papisten") Alles in einen Haufen und sprach, es sey Alles nur eitel Sünde mit uns. Object der Buße und folgeweise der Beichte und Absolution sollte also hinfort ohne Unterschied Alles seyn, was beim Christenmenschen an Sünde vorkommt, von der aus der Erbsünde auch nach der Taufe übrig bleibenden bösen Lust an bis hin zu den einzelnen wirklichen Sünden, gleichviel ob dieselben öffentlich oder heimlich, schwer oder leicht, groß oder klein seyen. Auch bedarf die Sünde der Wiedergeborenen der Vergebung und solche Vergebung ist möglich. Doch kann Niemand Vergebung der Sünden erlangen, nisi agat poenitentiam (wenn er nicht Buße thut). Nur ist dabei der von Gott selbst in seinem Worte vorgeschriebene Modus einzuhalten. Und an diesem Punkte beginnt die Kritik der römischen und die Feststellung der eigenen Beichtordnung.

Was zunächst die contritio betrifft, so wird die Nothwendigkeit der Reue natürlich zugestanden, dahingegen der Unterschied einer vollkommenen Reue (attritio), die nur in der Furcht vor der Strafe bestehe, und einer vollkommeneren Reue (contritio), die in der Liebe Gottes und in der Trauer um das Gestörtseyn dieses Liebesverhältnisses bestehe, sammt den sich an diesen Unterschied hängenden übelen Consequenzen verworfen. Vor allen Dingen ward festgestellt, daß die rechte Reue nicht des Menschen eignes Werk, sondern Gottes Werk im Menschen sey. Ist sie nicht des Menschen Werk, so kann sie aber auch nicht die Gnade Gottes verdienen. Vielmehr gibt es keine andere Genugthuung für unsere Sünde, als allein das im Glauben von dem Sünder zu ergreifende Verdienst Christi. Darum reicht überhaupt die Reue für sich allein nicht aus, sondern es muß zur Reue, die die Wirkung des Gesetzes ist, der Glaube an das Evangelium und das in demselben angebotene Verdienst Jesu hinzukommen, welcher gleichfalls nur von Gott durch seine Gnadenmittel im Menschen gewirkte, und an sich völlig verdienstlose Glaube allein um des ergriffenen Verdienstes Jesu willen Vergebung der Sünden erlangt. Die Lutherische Kirche verwirft also den Satz, daß das erste zur Erlangung der Sündenvergebung nothwendige Stück die Reue (contritio) sey, und stellt demselben den anderen Satz gegenüber, daß das erste zur Erlangung der Sündenvergebung nothwendige Stück die Buße (poenitentia) sey, zu welcher nicht allein die Reue, sondern auch der Glaube an Christum gehört. „Wir haben daher, um fromme Gewissen aus diesen Labyrinthen der Sophisten herauszuwickeln, zwei Theile der Buße festgesetzt, nämlich die Reue und den Glauben." Apologie der Augsb. Conf. Art. von der Buße.

Was ferner das zweite Stück des römischen Bußsakramentes, die confessio, anlangt, so trat die Lutherische Kirche zunächst auch hier den Vorstellungen der Verdienstlichkeit der Beichte entgegen. Sie läugnete sodann durchaus, daß die seit Innocentius III. gebotene Herzählung der einzelnen begangenen Sünden vor dem Priester, die sogenannte Ohrenbeichte zur Erlangung der Vergebung der Sünden nothwendig sey. Vielmehr widerspricht dieses Gebot, welches die Gnade Gottes von einer Leistung, von der Herzählung abhängig macht, dem Evangelium und verwandelt dasselbe in ein Gesetz. Auch ist seine Ausführung unmöglich, denn wer kann merken, wie oft er fehlet. Wird, um dieselbe zu ermöglichen, zwischen täglichen und Todsünden unterschieden und unbedingt nur die Beichte der letzteren verlangt, so gibt es keinen sicheren Maaßstab, um zu messen, ob diese bestimmte Vergehung zu dieser oder jener Klasse gehöre, und die Gewissen werden einerseits in endlose Marter verstrickt, andererseits aber auch verführt über den Sünden die Sünde, über der That den Zustand zu vergessen, also falsch beschwert und falsch erleichtert. Vielmehr soll die Beichte, grade um keine „stückische", sondern um eine recht vollständige, ganze und gewisse Beichte zu seyn, auf die Enumeration der einzelnen Sünden verzichten, und dagegen den Menschen bekennen lassen, wie er ganz und gar ein armer Sünder sey und nichts Gutes in ihm wohne. Daneben aber verkennt die Lutherische Kirche nicht, daß es gut sey, den Menschen frei zu lassen, daß sie neben der vollständigen, ihren sündigen Gesammtzustand aussprechenden Beichte auch noch diese oder jene einzelne sündliche Vergehungen beichten, welche sie auf ihr Gewissen geladen haben. Man kann ja von bestimmten Sünden im Gewissen so beschwert seyn, daß man nicht anders Ruhe finden kann, als wenn man mit ausdrücklichem und bestimmtem Bezuge auf sie die Absolution hört. Darum, sagt Luther im Sermon von der Beichte und dem Sacrament, „will ich mir die heimliche Beichte Niemand nehmen lassen, und wollte sie nicht um der ganzen Welt Schatz geben; denn ich weiß, was Stärke und Trost sie mir gegeben hat. Es weiß Niemand, was die heimliche Beichte vermag, denn der mit dem Teufel oft fechten und kämpfen muß. Ich wäre längst von dem Teufel überwunden und erwürgt worden, wenn mich diese Beichte nicht erhalten hätte." Außer dem besonderen Troste und Rathe, welchen solche besondere Beichte bietet, enthält sie aber auch eine heilsame Demüthigung, deren Verdienstlichkeit unsere Väter allerdings läugneten, die sie

aber doch gelten ließen, ja sie nannten als eine der ersten Ursachen, die uns bewegen müßten, gerne zu beichten, „das heilige Kreuz, das ist die Schande und Scham, daß der Mensch sich willig lich entblößet vor einem anderen Menschen und sich selbst verklagt und verhöhnet; das ist ein köstlich Stück von dem heiligen Kreuz.“ Doch nicht nur um der subjectiven Bedürfnisse der Einzelnen willen, sondern auch aus objectiven pädagogischen Rücksichten hält die Lutherische Kirche neben der generellen Beichte auch das specielle Beichten einzelner Sünden hoch. Denn die Unerfahrenen, das junge Volk, wollten, zumal ehe sie zum Tische des Herrn gingen, belehrt, unterwiesen und berathen seyn. Darum sagen die Apologie und die Schmalkaldischen Artikel, es sey gut, die Unerfahrenen anzuhalten, daß sie einige Sünden besonders beichten, damit man sie angemessen belehren könne, und tüchtige Pfarrer würden wissen, wie weit es dienlich seyn möge, die Unerfahrenen auszuforschen. Und beide Motive, das subjective und das pädagogische zusammenfassend, heißt es, man solle die Beichte nicht „abkommen lassen in der Kirchen, sonderlich um der blöden Gewissen willen, auch um des jungen, rohen Volkes willen, damit es verhört und unterrichtet werde in der christlichen Lehre.“ Doch wenn auch das junge Volk zur theilweisen Enumeration der Sünden gewöhnt und angehalten werden sollte, so sollte doch daraus keine Sache des geistlichen Zwanges gemacht, solche Enumeration in keiner Weise als etwas zur Seligkeit Nothwendiges hingestellt und nimmermehr die falsche Lehre erneuert werden, als ob nur die erzählte Sünde Vergebung finden könne. „Die Erzählung aber der Sünden soll frei seyn einem Jeden, was er erzählen oder nicht erzählen will“, sagen die Schmalk. Art. Rathsam und heilsam, wenn auch nicht heilsnothwendig ist es aber, besonders diejenigen Sünden zu erzählen, welche am meisten das Gewissen beschweren und für welche man besonders der Absolution, des Rathes und der seelsorgerlichen Belehrung bedürftig ist. — Endlich faßte die Lutherische Kirche die Beichte nicht wie die Römische Kirche rein subjectiv, sondern gab ihr auch ein objectives Correlat: wie sie der Reue dem Glauben hinzufügte, so faßte sie die Beichte unzertrennlich mit der Absolution zusammen. Die Beichte war ihr nichts Anderes, als das Suchen der Absolution. Die Absolution ist das Thun Gottes in der Beichthandlung, und nur in der Bezogenheit auf dieses göttliche Thun hat die Beichte, das menschliche Thun in der Beichthandlung, Sinn und Bedeutung. Das Nähere über dieses Verhältniß der Beichte zur Absolution später. Ist nun aber die Beichte „sonderlich um der Absolution willen“ da, so muß sie auch da geschehen, wo die Absolution zu suchen ist. Diese zu ertheilen aber kann, da die Absolution als eine Vollziehung und Handlung des Wortes Gottes an dem Sünder mit Recht gefaßt ward, nur demjenigen zukommen, dem die Theilung des Wortes Gottes zukommt. Ist aber die Absolution, nur den Nothfall ausgenommen, bei dem verordneten Diener des Wortes zu suchen, so ist auch die Beichte vor ihm abzulegen. Darnach konnte man denn immerhin noch frei lassen,

ob Jemand die Privatabsolution nachsuchen oder sich nicht lieber mit der allgemeinen Absolution, wie sie in der gemeinen Predigt des Evangeliums erfolgt, begnügen wollte; aber wenn Jemand die Privatabsolution begehrte, so mußte man auch zwar nicht eine Enumeration einzelner Sünden, aber eine confessio generalis, d. h. eine Beichte von ihm begehren, in welcher er wenn auch nur im Allgemeinen ohne Erzählung einzelner Vergehungen, seine Reue und seinen Glauben ausspricht. Dem entsprechend halten denn auch die Augsb. Confession, deren Apologie und die Schmalkaldischen Artikel die Privatbeichte um der Privatabsolution willen fest, und begehren, daß die Leute ohne dieselbe nicht zum Abendmahl zugelassen werden sollen. Die früher freiere und flüssige Praxis war bald der bestimmten und feststehenden, kirchlichen Ordnung gewichen. Die festere, geordnete Praxis widersprach aber nicht der evangelischen Theorie, denn die bestimmte Ordnung ward zwar nicht als heilsnothwendig, aber doch als heilsam, dem subjectiven Bedürfnisse des wahrhaft Bußfertigen und Gläubigen, wie der pädagogischen Aufgabe der Kirche in vorzüglicher Weise entgegenkommend und entsprechend geachtet, weshalb auch die Verachtung dieser Ordnung für in hohem Grade bedenklich hinsichtlich des Seelenzustandes des Verächters gehalten werden muß. Aus dem Allen nun ergibt sich, daß die Behauptung der Katholiken der Reformirten und der Nationalisten, daß die lutherische Privatbeichte mit der papistischen Ohrenbeichte identisch oder doch Nichts als ein Residuum derselben sey, durchaus unwahr ist.

War nun die Lutherische Kirche schon hinsichtlich der contritio und der confessio zu sehr wesentlichen Abweichungen von der Lehre und Praxis der bestehenden Kirche genöthigt, so war dies nothwendig noch mehr hinsichtlich der Genugthuung als des dritten Stückes des Sacramentes der Buße der Fall. Allerdings kann die göttliche Gerechtigkeit die Sünde nicht vergeben ohne Genugthuung. Es gibt aber nur Eine allein ausreichende und vollgültige Genugthuung, nämlich die, welche der Sohn Gottes durch seine Gesetzeserfüllung und Straferduldung an unserer Statt geleistet hat und welche der Glaube ergreift und zwischen Gottes Zorn und unsere Sünden setzt. Mit diesem einfachen Zurückgehen auf Gottes klares Wort und Werk gewann die Lutherische Kirche die Möglichkeit, die immer wachsende Last von selbsterwählten Werken und Bußen von sich zu werfen, unter welchen die Kirche seit dem Hirten des Hermas in progressivem Maaße geseufzt hatte. Nicht um der Reue und Beichte, sondern lediglich um des im Glauben ergriffenen Verdienstes Jesu willen erläßt die Absolution die Schuld und Strafe der Sünde. Sie erläßt sie aber auch ganz, nicht etwa bloß wie der Katholicismus lehrt, nur die Schuld und ewige Strafe so daß die zeitliche Strafe bleibt, welche hier auf Erden durch menschliche Genugthuungen, oder jenseits durch die Fegfeuerpein abgebüßt werden muß. Vielmehr für den begnadigten und absolvirten Sünder sind die Leiden dieser Zeit nur Gnadenkreu

väterliche Zucht- und Läuterungsmittel. Dieselben sind ihm nicht mehr Anzeichen strafenden Zornes, sondern erziehender Liebe; er hat sie in Demuth und Geduld zu tragen, aber nicht selber sich anzuthun und aufzulegen, als angeblich genugthuende Büßungen noch rückständiger Strafen. Höchstens können sie, wie namentlich das Fasten, als ascetische, aber verdienstlose Uebungen gelten zur Förderung der Herrschaft des Geistes über das Fleisch. Denn diese wird allerdings von dem Begnadigten gefordert, aber nur als Frucht der Begnadigung, nicht als das Verdienst Jesu Christi ergänzende Leistung. „Darnach", sagt die Augsb. Conf. im 12ten Art., „soll auch Besserung folgen, und daß man von den Sünden lasse; denn dies sollen die Früchte der Buße seyn, wie Johannes spricht Matth. 3: Wirket rechtschaffene Früchte der Buße." Mit den menschlichen Satisfaktionen fiel natürlich auch der sie ablösende Ablaß, und so blieb denn vom dritten Stücke des Sacramentes der Buße nichts übrig, als das Verdienst Jesu Christi und die Lebensbesserung; aber jenes will im Glauben ergriffen seyn, und diese ist eine Frucht und Folge des Glaubens.

Ehe wir nun zusammenfassen, haben wir noch erst ein Stück hinzuzunehmen, welches in der römischen Lehre vom Sacrament der Buße einen sehr anspruchsvollen und dennoch einen viel zu niedrigen Platz einnimmt, nämlich die Absolution. Der Begriff der Absolution hat sich allmälig in der Kirche ausgebildet: sie hatte angefangen als die Aussöhnung des groben Sünders mit der Gemeinde, sie hatte sich dann bestimmt als die Intercession des in mittlerischer Stellung gedachten Priesters für den Sünder bei Gott, und sie war endlich von den Victorinern und Thomas bestimmt worden als die Straferlassung durch den an Gottes Statt stehenden Priester. Die letzte Bestimmung verband Ueberhebung mit Unterschätzung. Ueberhebung war's, wenn man uneingedenk, daß die Absolution durch das Gnadenmittel des Worts geschieht, die Kraft desselben in den Priester und sein Sacerdotium legte; Unterschätzung war's, wenn man meinte, daß die Absolution nicht die ewige Strafe rein erlasse, sondern nur dieselbe in zeitliche Strafen verwandle. Um diese Mängel konnte auch das sonst richtige und wichtige „an Gottes Statt" die Lutherische Kirche nicht trösten. Ihre einfache und klare Lehre von den Gnadenmitteln führte sie aber auch hier zu der einfachen und richtigen Lösung. Die den Gnadenmitteln darum, weil der dreieinige Gott sich an sie ausschließlich verbunden hat, inhärirende Gewalt, Vergebung der Sünden und Seligkeit anzubieten und zu verleihen, ist die Schlüsselgewalt, und die Wirkung der Schlüsselgewalt ist die Absolution im allgemeinsten Sinne, d. h. die durch Taufe, Abendmahl und Wort erfolgende Gnadenverleihung und Sündenvergebung. Was nun aber von den Gnadenmitteln überhaupt galt, das gilt auch insbesondere von der Predigt des Wortes Gottes. Die Wirkung der dieser Predigt inhärirenden Schlüsselgewalt ist die Absolution, die jedem das Wort Gottes hörenden Menschen widerfährt, aber dem Gläubigen zur Seligkeit und dem Ungläubigen zum Gericht. Dies ist die sogenannte gemeine, d. i. allgemeine Absolution. Die Kirche wendet sich aber nach dem eigenen Vorgange des Herrn und gemäß seinen Worten von der Schlüsselgewalt mit der Predigt des Wortes Gottes auch speciell an den Einzelnen, formirt das Wort Gottes von der Gnade in Christo zur That, und handelt es an dem Einzelnen, der solcher Tröstung begehrt und bedarf. Das ist denn die Absolution im engeren Sinne, die eigentlich so genannte Absolution, die Privatabsolution. Dieselbe ist Handlung des Wortes Gottes von der Gnade und Vergebung der Sünden an den Einzelnen, Application derselben an den Einzelnen, sie ist Zueignung der Gnade und Vergebung an den Einzelnen durch die auf den Einzelnen applicirte Predigt. Demnach ist die Absolution einerseits eine Species der Predigt und tritt doch andererseits eben als Application, als Formirung des Wortes zur Handlung an dem Einzelnen in Analogie mit dem Sacramente. In solcher Weise ist denn die Absolution eines der Mittel und eine der Formen, durch welche die Schlüsselgewalt ausgeübt wird. Damit ist auch der Absolution in dem System der Heisverwaltung ihre Stelle gewiesen und es rechtfertigt sich auch dogmatisch, wenn die Lutherische Kirche der in der mittelalterlichen Kirche ausgebildeten Praxis dahin folgte, daß sie der Absolution sammt der Beichte ihren vorzugsweisen Platz vor dem Abendmahlsgenusse anwies. Denn allerdings hat die Absolution ihren wesentlichen Platz zwischen dem Sacrament der geistlichen Geburt und dem Sacrament der geistlichen Ernährung, indem sie den nach der Taufe Gefallenen auf den Boden der Taufe zurückversetzt, und ihn für die Nahrung durch das Abendmahl wieder geschickt macht. — Nach dieser ganzen Anschauung konnte die Lutherische Kirche die Frage, ob der Absolvirende die Vergebung bloß ankündige oder ertheile, ob die Absolution bloß eine Annunciation oder effectiv und collativ sey? nur dahin beantworten, daß sie, da sie die Stimme des Evangeliums selber, Gottes eignes Wort sey, nothwendig kräftig, effectiv, verleihend seyn müsse. Es wird durch dieselbe die Vergebung der Sünden nicht bloß angeboten oder verkündigt, sondern wahrhaftig gereicht, geschenkt, zugeeignet, applicirt und obsignirt. Demnach nimmt auch die Lutherische Kirche das „an Gottes Statt" des Thomas von Aquino, und zwar in ungleich vollerem Sinne wieder auf: die Stimme, welche in der Absolution Vergebung der Sünden zuspricht, ist Gottes eigne Stimme; der Diener leiht nur seinen Mund, ist nur instrumentum; also ist der Diener, als Bote, an Gottes Statt, und die Absolution erfolgt nicht allein aus Gottes Befehl, sondern auch durch Gottes eignes Wort. Ja, es ist deshalb auch mit der Kräftigkeit und Wirksamkeit der Absolution, wie es mit der

Kräftigkeit des Abendmahls ist: wie im Abendmahl auch der Ungläubige Fleisch und Blut des Herrn empfängt, nur zum Gericht, so wird auch in der Absolution selbst dem Ungläubigen die Gnade Gottes beigelegt, nur das dies um seines Unglaubens willen nicht zu seiner Seligkeit, sondern zum Gericht über ihn ausschlägt, weil er die Gabe Gottes verachtet, während der Gläubige das ihm beigelegte Kleinod mit der Hand des Glaubens nimmt und nutzt zum Segen. Die Kräftigkeit der Absolution liegt also lediglich in dem Worte Gottes, welches sie an dem Menschen handelt, und nicht in der Person des Absolvirenden, nicht in seiner Würdigkeit oder Unwürdigkeit, nicht in seiner Intention. Fälschlich verlegte dagegen die römische Lehre dasjenige, was die Absolution wirksam macht, nicht in das Gnadenmittel des göttlichen Wortes, sondern in den dem Priester durch die Ordination mitgetheilten sacerdotalen Charakter und mittlerischen Standpunkt.

Darnach faßt nun der Verf. zusammen, was sich der Lutherischen Kirche positiv an die Stelle des römischen Sacraments der Buße hinstellte. Bestand das letztere aus der contritio, confessio und satisfactio, so behielt sie von der satisfactio nur das allein genugsame Verdienst Christi und die Lebensbesserung, wies aber Beides dem Glauben, jenes als den von ihm zu ergreifenden Gegenstand und diese als seine Folge, zu, faßte aber die contritio nicht bloß als Reue, sondern als Reue und Glauben, forderte dann zwar, daß Reue und Glauben den Menschen zur confessio, zur Beichte trieben, stellte aber der Beichte, da sie dieselbe wesentlich als Nachsuchung der Absolution faßte, die nach einer correcten Gnadenmittellehre gedachte Absolution gegenüber, und bestimmte so das ganze Object als „Beichte und Absolution." Der Dreitheilung in „Buße, Beichte und Genugthuung" trat also eine Zweitheilung in „Beichte und Absolution" gegenüber. Aber in jener römischen Dreitheilung war doch Nichts als des Menschen eigenes Thun begriffen, während nach der lutherischen Zweitheilung dem menschlichen Thun in der Beichte richtig das Thun und Handeln Gottes in der Absolution gegenüber tritt. Daher kommt es denn auch, daß die lutherischen Bekenntnißschriften immer festhalten; das vornehmste Stück in der Beichte sei die Absolution, und die Beichte selbst sei vorzugsweise um der Absolution nöthig: — „wird durch die Prediger dieses Theils gelehrt, daß die Beichte von wegen der Absolution, welche das Hauptstück und das Vornehmste darinnen ist, — zu erhalten sei." Augsb. Conf. Art. 25. Apol. Art.: „Von der Beichte und Genugthuung." Kurz, die alte Kirche hatte ein Pönitenzwesen gehabt, die Lutherische Kirche aber hat eine „Beichte und Absolution."

Ehe der Verf. nun zur Darstellung übergeht, wie die Lutherischen Kirchenordnungen diese kirchliche Handlung praktisch einrichten, legt er noch mehrere Consequenzen dieser Lehre von der Beichte und Absolution auseinander.

Der erste Punkt ist die Frage: ob die Beichte und Absolution ein Sacrament sei? Von der Beichte als des Menschen Thun mußte dies unbedingt verneint werden, was die Absolution betrifft, so wollte bekanntlich die Apologie der Augsb. Confession Nichts dagegen haben, wenn man sie das Sacrament der Buß nenne, d. h. also das Sacramentale in der Beichthandlung lieg in der Absolution. Doch ließ die Lutherische Kirche diese Con cession der Apologie fallen, theils im Gegensatz gegen den schie gestellten, römischen Begriff des Bußsakramentes, besonders aber weil der Absolution das gottgestiftete, äußere und sichtbare Zei chen fehlt. Die Privatabsolution ist also nur eine Species de Predigt des göttlichen Wortes.

Die zweite Consequenz dieser ganzen Lehre von der Absolution bestand darin, daß durch dieselbe das alte Räthsel von dem Ver hältnisse der priesterlichen Absolution zu der göttlichen Sünden vergebung gelöst war. Die Lutherische Kirche unterscheidet nich wie die römische, zwei verschiedene absolvirende Subjecte, Got und den Priester, dem Gott seine richterliche Vollmacht abge treten habe; sondern der Diener des Wortes thut nur instru mentalen Dienst, die absolvirende Kraft und Macht liegt in der Worte der Absolution, welches Gottes eigenes Wort, ja in wel chem der Herr selbst gegenwärtig ist. Gott vergiebt also selbe durch sein von dem Diener über den Sünder gesprochenes ab solvirendes Wort. Die Absolution auf Erden wird nicht obe erst nachträglich im Himmel ratificirt, sondern sie ist die himm lische Absolution selber. Es sind nicht zweierlei, sondern einerle Schlüssel; indem der menschliche Inhaber seine Schlüsselgewalt im Namen Gottes handhabt, schließt Gott selber durch de menschlichen Diener seinen Himmel auf.

Endlich ward zwar zugestanden, daß die gemeine Absol tion oder die Tröstung durch Gottes Wort reichlich unter de Christen wohnen und unter ihnen hin und wieder gehen sol und müsse. Doch die Privatabsolution, das Ertheilen d Sündenvergebung an das bußfertige Subjekt in der Form de bestimmten Handelns des Wortes Gottes an und über ihm, we ches allerdings eine wenn auch nicht absolut heilsnothwendig doch nicht ohne Heilsgefährdung zu verachtende göttliche Ordnun ist, ward wie die öffentliche Wortverkündigung und wie die Sa cramentsverwaltung ordentlicher Weise, d. i. nur mit Ausnahm des Nothfalles an das gottgestiftete Amt gebunden. Nicht a ob die ohne Noth außeramtliche, d. i. unordentliche Verwaltu der Gnadenmittel dieselben ihrer Wirkungskraft beraubte, de nicht der Amtscharakter des Pastors theilt dem göttlichen Wo der Absolution die Kräftigkeit und Wirksamkeit mit, sondern u gekehrt macht das göttliche Wort der Absolution auch sein A und seinen Dienst erst kräftig und wirksam: aber das unberufe und unordentliche Hinwerfen und an sich Reißen der Gnade mittel ist Frevel gegen Gottes Ordnung und Stiftung und h dert den Segen, den sie enthalten und mittheilen, oder verke ihn gar muthwillig zum Gerichte. Liegt nun die Kraft der A solution lediglich im Worte, so kommt es dabei weder auf persönliche Würdigkeit und Gläubigkeit noch auf die Intenti des Pastors an, auch ist er nicht Richter, der da cognosc richtet und urtheilt, sondern nur Diener und Vollstrecker göttlichen Lossprechung, welche sie nach der Aufrichtigkeit

eue und des Glaubens des Empfängers demselben nach Gottes
illen zur Seligkeit oder nach seinem Eigenwillen zum Gerichte
usschlägt. Wegen der Heuchelei des Empfängers trifft den
astor keine persönliche Verantwortung von Gott; nur soll er
s Verwalter und Haushalter über Gottes Geheimnisse das
ort der Absolution nicht auf's Gerathewohl hinwerfen, nicht
as Heiligthum den Hunden, noch die Perlen den Säuen geben,
ndern er hat nur die recht Belehrten, die unanstößig Wan-
elnden oder von ihrem anstößigen Wandel ernstlich Abstehenden,
nd die bußfertig Bekennenden zu lösen, diejenigen aber, deren
nbußfertigkeit und Unglauben offenbar ist, hat er zu binden
. i. ihnen die Absolution zu versagen. Endlich mußten die
schöflichen und päpstlichen Reservatfälle in Bezug auf die Ab-
olution selbstverständlich aufhören, weil eben die für alle Sün-
en ausreichende Vergebungsgewalt im Worte Gottes liegt, wel-
es als nur Eines auch nur Ein untheilbares Gnadenmittelamt
onstituirt; dagegen war eine Cognition über den vom Pastor
erhängten Bann durch die kirchliche Oberbehörde nicht nur nicht
usgeschlossen, sondern ward auch um der sorgfältigen, sachlichen
rüfung willen für zweckmäßig erachtet.

Das war die Lehre der Lutherischen Kirche von der Beichte
nd Absolution. Wir haben dieselbe meistentheils mit den eige-
en Worten des verehrten Verfassers, immer aber, wie wir
lauben, in seinem Sinne, und, soweit wir sie mitgetheilt, auch
n unserem Sinne im Auszuge wiedergegeben. Es wird nun
ezeigt, wie auf Grund dieser Lehre die alten Lutherischen Kir-
enordnungen das Institut der „Beichte und Absolution" prac-
isch einrichteten. Wir werden darin die Bestätigung des Gesag-
en finden.

Nach ihrer doktrinellen Fassung der „Beichte und Absolu-
on" mußte die Lutherische Kirche dieselbe als eine selbstständige
irchliche Handlung, konnte sie daher weder in der Form der
ogenannten „offenen Schuld," noch als bloße Vorbereitung auf
as Abendmahl behandeln. — „Offene Schuld" hieß in der da-
maligen Kirchensprache diejenige Einrichtung der Beichte und
bsolution, wonach im Gottesdienst der Geistliche erst eine all-
emeine Beichtformel und gleich darauf eine Absolutions- und
Retentionsformel verliest, in der Weise, wie es heutigen Tages
n den Evangelischen Kirchen Preußens und Sachsens und an-
erswo geschieht. Diese Einrichtung fand Anfangs auch in
manchen Lutherischen Kirchen Eingang. Im Jahre 1533 ent-
tand nun aber wegen dieser offenen Schuld in der Lutherischen
Kirche eine Streitigkeit. Osiander und Brenz schafften dieselbe,
elche bisher in der Stadt Nürnberg im Gebrauch gewesen,
n der von ihnen verfaßten und im Jahre 1533 emanirten Ans-
ach-Nürnbergischen K. O. ab, weil sie diese öffentliche Abso-
ution für keine ernstliche Absolution hielten, und führten statt
erselben die förmliche Lutherische Privatbeichte ein. Dies erregte
ei Vielen Unzufriedenheit. Der Rath zu Nürnberg trat auf
ie Seite der Beschwerdeführer. Osiander appellirte an die Ent-
cheidung von Brenz. Dieser vertheidigte in einem Briefe an den
Rath die Abschaffung der Offenen Schuld. Der Rath wendete

sich nun an Luther selbst und Luther suchte zu vermitteln. Ne-
ben der Privatabsolution könne die gemeine Absolution als eine
Erinnerung, daß ein Jeder der Predigt des Evangeliums, welche
selber Absolution sei, sich für sich anzunehmen habe, beibehalten
werden. Dennoch fand die Offene Schuld, dieses unbestimmte
Mittelding zwischen Predigt und Privatabsolution vor dem Auf-
treten des Pietismus keine weite Verbreitung in der Lutherischen
Kirche, und wenn sie auch theilweise die Offene Schuld aufge-
nommen hat, so hat sie doch nie und nirgends geglaubt, daß
damit die „Beichte und Absolution" ihre völlige Verwirklichung
und ihren rechten Ausdruck gefunden hätten, und hat sich da-
her nie und nirgend mit dem Institut der Offenen Schuld
zufrieden gegeben, sondern stets daneben die Privatbeichte
gehabt.

Die „Beichte und Absolution" wurde ferner von der Luthe-
rischen Kirche nicht bloß als Vorbereitung auf das Abendmahl
angesehen und behandelt. Vielmehr war sie ein selbstständiger
Act, eine von der Sacramentsreichung getrenntr Handlung des
göttlichen Wortes, durch welche eben so gut wie durch das Sa-
crament Vergebung der Sünden mitgetheilt wird. Doch hat sie
sich in der Praxis allerdings dem Abendmahl zugesellt. Alle
Lutherischen K. O. O. ohne Ausnahme verordnen im Anschlusse
an den 25. Artikel der Augsburgischen Confession, zwar nicht,
daß man nur, wenn man communiciren wolle, zur Beichte und
Absolution zugelassen werden solle, (wiewohl es fraglich ist, ob
dieselbe factisch jemals getrennt vom Abendmahle gehandelt wor-
den ist), wohl aber, daß Niemand zur Communion zugelassen
werden solle, der nicht zuvor gebeichtet und die Absolution em-
pfangen habe. Dies hat die Form dieser Handlung wesentlich
mit bedingt.

Zunächst wurde dadurch Zeit und Ort der Beichte be-
dingt. Entgegen dem römischen Usus die Quadragesima als
vorzugsweise Beichtzeit anzusehen, wurde überhaupt das Fixiren
von Beichtzeiten abgestellt, während allerdings die, welche in
freier Weise zur Beichte kamen, gehalten waren, dies am Nach-
mittage vor den Sonn- und Festtagen zu thun, in deren Haupt-
gottesdienst die Communion fiel. Daher die Vesper an den
Sonnabenden und Vorfesttagen um ein oder um zwei Uhr als
auf den Sonn- und Festtag vorbereitender Wochengottesdienst,
an den sich die Beichte schloß. Dagegen verbieten die K. O. O.
ausdrücklich die Beichte an Sonn- und Festtags-Morgen (sind
zu viele Beichtende, so soll lieber der Sonnabend Vormittag
oder der Freitag dazugenommen werden) außer wenn persönliche
oder örtliche Umstände eine Ausnahme gebieten (bei Schwachen,
Schwangern, Kranken und in Filialen). Der Pastor soll nicht
am Studiren gehindert, der Sonntag nicht mit gottesdienstlichen
Handlungen überladen werden; überdem steht Verkürzung der
Beichthandlung und Beeinträchtigung der Bereitung auf das
Abendmahl zu fürchten. — Als Ort der Beichte ist hiermit
schon die Kirche gegeben, was die K. O. O. auch ausdrücklich
aussprechen, und in der Kirche, um der Privatbeichte willen,
der Beichtstuhl.

Trotz dieser Verbindung der „Beichte und Absolution" mit dem Abendmahl, wahrte doch die Lutherische Kirche dabei die Selbstständigkeit derselben durch die ganze Form und Gestalt, welche sie ihr gab. Es soll schon eine Vorbereitung darauf stattfinden, theils Seitens der Pastoren, welche ihre Beichtkinder auch in der öffentlichen Predigt über Beichte und Absolution recht und eifrig zu belehren, und sie anzuweisen haben, wie sie beichten sollen, theils Seitens der Confitenten in der zwar freigelassenen, aber doch anempfohlenen „feinen, äußerlichen Zucht" des Fastens und leiblich sich Bereitens, in Gebet, Betrachtung und Ermahnung (der Hausgenossen) unter einander, in ordentlichem und wohlverständigem Benehmen während der Handlung selber. — Was die eigentliche liturgische Form der Handlung betrifft, so haben wir bereits gesehen, daß sie sich an die Sonnabendsvesper anschloß. Am Ende derselben treten die Confitenten vor den Pastor, um zu beichten, und dieser Act zerfällt dann in die Beichte und die Absolution. Den Kern von jener bildet das s. g. Beichtverhör, welches nach einstimmiger Anweisung der K. O. O. die Pastoren nie mit Mehreren zugleich vornehmen sollen, vielmehr ist jeder Einzelne besonders zu verhören. Es steht als eine Singularität da, wenn die Mecklenb. K. O. (fol. 228) gestattet, „in großem Zulauf von jungem Volk, als Kindern und Mägden, zwei oder drei zugleich" zu verhören. Die Initiative hat der Confitent zu ergreifen. Nicht bloß durch sein Kommen zur Beichte, sondern auch durch sein Wort hat er seine bußfertige Gesinnung an den Tag zu legen; er sucht die Absolution nach, sodann folgt das Beichtverhör, welches Dreierlei zu ermitteln hat: ob der Confitent das genügende Maaß christlicher Erkenntniß habe? ob er Reue, Glaube und Heiligungseifer habe? und ob er etwa, von besonderen Gewissenslasten beschwert, Rath und Trost begehre? Es zerfiel also in das Katechismusexamen, die Erforschung des bußfertigen Standes des Confitenten, und die Entgegennahme seiner etwaigen „heimlichen Anliegen" Seitens des Beichtvaters. Das Katechismusexamen beschränkt sich selbstverständlich nicht auf ein bloßes Abfragen, während es andererseits vorzugsweise auf die Artikel von Sünde und Gnade, Gesetz und Evangelium sich richtet und bei vorauszusetzender zureichender Erkenntniß des Confitenten in Wegfall kommen kann. — Die Erkundung des Seelenzustandes seiner Beichtkinder und die ihr entsprechende individuelle Gewissensschärfung soll der Pastor ohne Menschenfurcht und Menschengefälligkeit treiben, selbst mit Berücksichtigung öffentlicher böser Gerüchte, doch nicht auf lose Rede und Angeberei hin und ohne inquisitorisches Eindringen. Nach so geschehener Aussprache soll der Confitent aus dem christlichen Glauben belehret, berathen und getröstet und zur Besserung angehalten werden, ohne Auflegung irgend einer Satisfaktion, es sei denn, daß durch die Sünde des Confitenten dem Nächsten eine Schädigung geschehen wäre, deren Wiedererstattung zu den Früchten einer rechten Buße gehört. — Endlich ist in diesem Beichtverhör der Ort für den Confitenten, sich wegen seiner besonderen Beschwerungen Rath und Zuspruch zu suchen, zu welcher vertraulichen Berathung der Beichtvater seinem Beichtkinde sich ausdrücklich erbieten soll. — Alles auf diesem Wege Mitgetheilte hat der Beichtvater getreulich und fest unter Beichtsiegel zu bewahren; die Lutherische Kirche besitzt allerdings ein Beichtsiegel und hat es aufrecht zu halten. Der Verf. spricht bei dieser Gelegenheit folgende sehr beherzigenswerthe Worte: „Erst seitdem wir vergessen haben, daß die Stellung des Beichtvaters eine amtliche ist; erst seitdem die Gedanken, daß, was in der Beichte gerede ist, „„allein im Himmel vor Gottes Angesicht und Ohren geredet"" ist, daß, was gebeichtet ist, „„Christo gebeichtet ist und nicht Menschen,"" uns abhanden gekommen sind; erst seitdem uns die beichtväterliche Unterredung auf das Niveau einer christlich freundschaftlichen Unterredung herabgesunken ist, haben wir uns daran gewöhnt, Dasjenige, was uns im beichtväterlichen Gespräch vertraut wird, auch freundschaftlich weiter zu erzählen, was aber sehr vom Uebel ist." Wir fügen hinzu, daß dieser Uebelstand nicht zum geringen Theile es mit verschuldet, daß oft selbst gläubige Christen eine Scheu vor der Wiederaufnahme der Privatbeichte hegen. Sie haben keine Zuversicht, daß sie das, was sie dem Beichtvater ins Ohr sagen, ins Grab gelegt haben und müssen gewärtigen, daß es mit Nächstem, wenn auch ohne Namensnennung, als interessanter Gewissensfall und pikante Anekdote aus der seelsorgerlichen Praxis am Theetische weiter gegeben werde. Es sind aber die im Beichtstuhle geschehenen Mittheilungen recht eigentich ἀνέκδοτα und ἄρρητα. — Keineswegen werden nun die genannten drei Stücke von einander zu sondern und eins nach dem andern zu absolviren sein; vielmehr können sie in einander fließen und sich zu einem fortlaufenden colloquium privatum, wie Chemnitz sagt, verweben. Die meisten K. O. O. skizziren den Hergang im Anschluß an die lutherischen Fragstücke, und diese letzteren sollen deshalb auch dem Volke in den Katechisationen und Katechismuspredigten ausgelegt werden. — Das Ergebniß des Beichtverhörs entscheidet darüber, ob der Pastor den Löse- oder den Binde-Schlüssel zu gebrauchen hat. Zeigt sich beim Confitenten grobe Unwissenheit, so ist demselben bis zu besserer Erkenntniß Absolution und Abendmahl zu verweigern; ebenso ist die Absolution nicht sogleich zu ertheilen, wenn der Confitent in besonderen Gewissensfällen verstrickt und der Beichtvater dafür Rath und Lehre nicht sogleich zu finden vermag. —

(Fortsetzung folgt.)

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz. Druck von Trowitzsch und Sohn.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1857. Sonnabend den 2. Mai. № 35.

Die Beichte und Absolution.

Erster Artikel. (Fortsetzung.)

Da die Bußfertigkeit des Sünders die Bedingung der Absolution ist, so kann dieselbe nicht ertheilt werden, wo die Sünde auch bei ernster Vermahnung nicht als solche erkannt, die Besserung des Lebens nicht versprochen wird. Zu diesem Versprechen hat bei gegebenem öffentlichen Aergerniß die Versöhnung der Gemeinde, bei Schädigung oder Beleidigung des Nächsten Erstattung und Abbitte, bei einem strafbaren Verbrechen (falls nicht dasselbe nur noch im Gewissen des Thäters lebendig, im Uebrigen aber todt ist) Selbstanzeige bei der Obrigkeit, bei habituellen groben Sünden und Lastern (zumal wenn sie trotz der auf Besserungsversprechen hin ertheilten Absolution nicht abgethan sind) wenigstens eine Zeit lang andauerndes Bezeugen ernstlicher Besserung, bei vorhandenen sündlichen Verhältnissen und Verbindungen Aufgeben derselben als Bedingung zu ertheilender Absolution hinzuzutreten. Die K. O. O. machen diese Fälle namhaft. Andere lassen sich nicht auf eine so einfache Regel bringen; weshalb denn auch gewiß ist, daß der Beichtstuhl immer seinen Mann erfordert. Aus dem Angeführten ist aber ersichtlich, welch ein energisches Mittel der Disciplin sich die Lutherische Kirche in der Privatbeichte geschaffen hatte. — Befindet dagegen der Beichtvater die Zeichen wahrer Buße, so hat er den Confitenten zu trösten und zu ermahnen und demnächst zu absolviren. Vor Ertheilung der Absolution findet eine Recapitulation der Beichtunterredung Statt, indem nach Aufforderung des Beichtvaters der Confitent seine Beichte spricht, darin die Hauptpunkte des Verhörs resümirt und die Absolution nachsucht (nur wenige K. O. O. stellen diese Beichte zu Anfang der ganzen Handlung). Beichtformeln geben die Agenden in großer Mannigfaltigkeit, unter denen die in Luther's Anweisung „Wie man die Einfältigen soll lehren beichten" entweder unverändert oder erweitert die meiste Verbreitung gefunden haben. — Die Absolution folgt (mit Ausnahme der Mecklenb. K. O., welche dazwischen eine aus Gottes Wort unterweisende und tröstende Ansprache einschiebt) unmittelbar auf die Beichte des Confitenten, nachdem dieser die Frage: glaubst du, daß meine Vergebung die Vergebung Gottes sei? bejaht hat. Die Absolution ist durchaus jedem Beichtkinde einzeln zu ertheilen; diese Privatabsolution lag beziehungsweise der Lutherischen Kirche noch mehr am Herzen als die Privatbeichte, wie ihr ja auch das ganze Institut der Beichte hauptsächlich „um der heiligen Absolution willen" da war. Die Absolution ist mittelst einer Formel zu sprechen. Die Varietät dieser Formeln ist lange nicht so groß, als die der Beichtformeln. Die Retentionsformel fällt selbstverständlich darin weg, weil sie nur bei einer allgemeinen Absolution anwendbar ist. Wo aber Reue, Glaube und Vorsatz der Lebensbesserung bekannt worden ist, da muß die Lossprechung ohne Bedingung geschehen. Hat das Beichtkind in seiner Beichte gelogen, so wird Gottes Wort über ihn zum Gericht; aber Gottes Gnadenwerk darf nicht abgeschwächt werden, weil möglicher Weise Einer oder der Andere es mit Lügen erschleichen kann. Die Absolution des Pastors ist exhibitiv; er spricht, sagt den Sünder los an Gottes Statt. Wo in einigen K. O. O. eine ankündigende Form der Absolution vorkommt, wird damit die darreichende Kraft derselben nicht geläugnet, denn theils steht dieselbe neben Formeln mit direct verleihendem Ausdruck, theils geht ihr jene obige Frage nach dem Glauben an die Identität der pastoralen mit der Vergebung Gottes vorauf. Doch wird die bloß verkündigende, statt der ertheilenden Absolutionsformel nicht ganz correct, sondern abschwächend zu nennen seyn. Die Handauflegung bei der Ertheilung der Absolution (daher darf auch nicht Zweien zugleich die Hand aufgelegt werden) ist altkirchlicher Gebrauch, welcher aus dem altkirchlichen Bußwesen in die mittelalterliche Beichte überging und in der Lutherischen Kirche beibehalten ward. Sie dient der Application: sie legt das Wort von der Versöhnung auf den desselben bedürftigen und begehrenden Sünder. Das wirksame liegt nicht in ihr selber, sondern in dem göttlichen Wort von der Versöhnung, welches mit der Hand aufgelegt wird.

Der Verf. resümirt dann den ganzen Gang, welchen die Handlung der „Beichte und Absolution" nahm, folgendermaßen: Am Schlusse der Sonnabendsvesper (in einigen wenigen Kirchen, nachdem noch vorher der Pastor aus dem Altare eine Ansprache an alle Confitenten insgesammt gehalten hat) treten die Confitenten, Einer nach dem Andern, zu dem Beichtvater in den Beichtstuhl. Nachdem dann das Beichtkind die Ursache seines Kommens erklärt und um die Absolution gebeten hat, eröffnet der Beichtvater mit ihm das Beichtverhör, in welchem er den Stand seiner christlichen Erkenntniß, seinen Seelenzustand und seine Bußfertigkeit erforscht, auch etwaige heimliche Anliegen desselben entgegennimmt, ihm das Gewissen schärft, und es aus

Gottes Wort unterrichtet und tröstet. Wenn nun dies Beichtverhör nicht etwa herausstellt, daß der Beichtvater dem Beichtkinde wenigstens für jetzt die Absolution versagen müsse, so wird schließlich das Beichtverhör dadurch resümirt, daß das Beichtkind seine Beichte spricht. Worauf denn der Beichtvater, nach der zu bejahenden Frage: ob es auch glaube, daß seine Vergebung Gottes Vergebung sei? dem Beichtkinde unter Handauflegung die Absolution spricht, und es darauf mit einem „Gehe hin in Frieden, und sündige hinfort nicht mehr" aus dem Beichtstuhl entläßt.

Wie es übrigens eine Vorbereitung auf die Beichte giebt, so auch eine Nachwirkung. Ein besonderes Dankgebet des Absolvirten (auf den Knieen) ehe er die Kirche verläßt, wird von den K. O. O. eben so wohl verordnet, wie die Versöhnung mit dem Nächsten vor dem Empfang des heiligen Abendmahles. Nachträglich wird noch daran erinnert, daß der Parochialzwang hinsichtlich der Beichte und Absolution aus der vorreformatorischen Kirche beibehalten ward, besonders um der mit der Beichte verbundenen Zuchtelemente willen. Gewiß sehr richtig bemerkt der Verf.: Seitdem wir jene Vorstellungen von der objektiven Kraft der Absolution verlernt, und Zucht zu üben unterlassen haben, sind wir auch darauf verfallen, uns unseren Beichtvater zu suchen; aber es möchte auch ausgemacht gewiß seyn, daß durch dies Wählen und Küren unter den Personen viele Seelen nur desto weiter von der Einen rechten Person abgezogen werden. Doch müssen wir andrerseits bemerken, daß wohl nicht überall das eitele Haschen und Hangen an der menschlichen Subjektivität, sondern öfter auch das Suchen nach dem lauteren Worte Gottes die Schafe veranlaßt, die untreuen Hirten zu fliehen und sich einen Hirten zu suchen, der ihnen nicht nur auf der Kanzel, sondern auch im Beichtstuhle gesunde Weide und Nahrung statt tödlichen Giftes reicht. Der Pariochalzwang wird sich leicht wiederherstellen lassen, wenn erst die reine und unvermischte Predigt des Evangeliums durchgängig in der Kirche wiederhergestellt seyn wird. — Schließlich wird noch daran erinnert, daß die Lutherische Kirche wie die übrigen s. g. Accidentien auch das aus den Oblationen der alten Kirche stammende Beichtgeld behielt. Durchaus zutreffend wird hinzugefügt, daß man sich dabei nichts Aergerliches dachte, so wenig als dies noch heute zu Tage ein vernünftiger Mensch thue. Daß man sich durch dies Beichtgeld die Vergebung der Sünden erkaufe, habe wohl schwerlich je ein Mensch wirklich gedacht, so oft es auch von den Gegnern des Beichtgeldes behauptet worden sey.

Der Verf. schließt diesen Abschnitt mit den Worten: „Das war — denn leider reden wir von einer vergangenen Gestalt — das Institut der „„Beichte und Absolution"" in unserer alten Kirche. Ehe wir nun aber die geschichtliche Entwickelung weiter verfolgen, müssen wir wenigstens einschaltungsweise noch bei zwei anderen Gegenständen verweilen, nämlich bei dem von unserer Kirche ebenfalls wieder aufgenommenen Institute des Bannes, und bei der Praxis der Reformirten Kirche hinsichtlich der Beichte." Folgen wir ihm auch hier in der Kürze.

Während die Lutherische Kirche das im Mittelalter an die Stelle der alten Bußanstalt getretene Beichtinstitut in der nach dem Worte Gottes reformirten Form beibehielt, nahm sie auch daneben die christliche Disciplin oder Kirchenzucht und Strafe in gereinigter Gestalt auf, und haben alle K. O. O. meistens gleich hinter dem von Beichte und Absolution einen Abschnitt vom Bann. Der Privatabsolution stellt sich nothwendig die Kirchendisciplin, die Handhabung des Bindeschlüssels, als selbstverständliches Correlat zur Seite. Diese Kirchenstrafen werden zurückgeführt auf Matth. 16 und 18. Joh. 20. 1 Cor. 5. 2 Thess. 3. 1 Tim. 5. Tit. 3, und man darf aus dem Namen nicht etwa auf bloß gesetzliche Gesichtspunkte dabei schließen; die Absicht ist, den Unbußfertigen zur Buße zu leiten. Weil diese Disciplin aus dem Bindeschlüssel sich ableitete, so war ihr erster Grad die gemeine Predigt des göttlichen Zornes über die Unbußfertigen, der zweite Grad die heimliche Abweisung von der Absolution und Communion im Beichtstuhl. Solche Zurückweisung involvirte aber das Wegfallen der kirchlichen Rechte und Ehren, wie Taufzeugenschaft, kirchl. Begräbniß; bekehrte sich also der Sünder nicht in kurzer Frist, so trat die privatim geschehene Retention schon von selbst mit der Zeit an die Oeffentlichkeit, abgesehen davon, daß man einen solchen Unbußfertigen doch auch nicht in seiner Verachtung immerfort gehen lassen konnte. Dazu kam, im Fall eines öffentlichen Aergernisses, die Nothwendigkeit einer Wiederherstellung des gestörten Verhältnisses zur Gemeinde durch ein öffentliches Bekenntniß der Reue. War ein solcher Sünder aber unbußfertig, so mußte auch öffentliche Verkündigung der Sünde unter Nennung des Namens und Vollziehung der durch die That selbst vollbrachten Ausschließung aus der Gemeinde vor Zulassung zur öffentlichen Reconciliation geschehen. So entstand ein dritter Grad der Kirchenzucht, welcher im Gegensatz zu dem zweiten, der bloßen Zurückweisung von der Absolution und Communion oder s. g. „Excommunication", wohl auch speciell der „Bann" genannt ward. Doch werden diese Bezeichnungen auch unterschiedslos gebraucht. Dagegen ward ausdrücklich der päpstliche s. g. große Bann verworfen, welcher mit der kaiserlichen Acht und Aberacht und den schwersten bürgerlichen Strafen verbunden war. Diese Gestalt der Kirchenzucht ist bereits entwickelt, ehe sie die Augsb. Conf. Art. 28, die Apologie und die Schmalk. Art. bekenntnißmäßig aussprechen. Dabei ist nun aber wohl zu merken: die Kirchenzucht der Lutherischen Kirche ist nicht Gemeindezucht, sondern Amtszucht. Die kirchliche Gemeinschaft ist Gemeinschaft der Gnadenmittel, die Ausschließung ist also zuerst Trennung von den Gnadenmitteln und dann erst folgeweise Ausschließung von der Gemeinde. Die Ausschließung des Sünders ist demnach ein Theil der Verwaltung der Gnadenmittel, sie muß daher Funktion des Predigtamtes seyn. Dem Urtheile des Predigtamtes tritt dann erst die Gemeinde durch Ausschluß aus ihrem

oetus bei. — Theils der Mißbrauch der Schlüssel, theils das nvermögen, allein in schwierigen Fällen sich zu helfen oder er Gemeinde gegenüber ausreichend durchzugreifen, führte indeß ald (vgl. schon das Gutachten der Wittenberger Theologen von 538) zu dem Bedürfniß, die Pastoren in ihrer Handhabung er Kirchenzucht zu beaufsichtigen und zu unterstützen. Man thlte die Nothwendigkeit eines ständigen Kirchenregimentes und ewog den Kurfürsten zur Errichtung von drei Consistorien 1542), welche auch den Bann zu verhängen hatten, so daß infort der Pastor nur die Cognition des Falles und die Verndigung des Consistorialerkenntnisses hatte. Bedenklich war abei die Handhabung der kirchlichen Zucht durch eine Behörde es Landesherrn, an welchen auch von ihr aus appellirt werden nnte. Daher wurde in Hessen die Befugniß der Sächsischen onsistorien Superintendenten überwiesen, in Sachsen selbst achte man Versuche zur Einigung mit den alten Bischöfen oder r Wiederbesetzung ihrer Sitze; außerhalb Kursachsen fand die inrichtung der Consistorien noch wenig Nachahmung, ja, zuächst geschahen noch Versuche, die Kirchenzucht auf Grund des redigtamtes allein oder etwa eines synodalen Verbandes der astoren zu organisiren. Durch das Mißlingen solcher Verche wurde jedoch der Consistorialverfassung allgemeiner Eingang bahnt. Es wurden in allen lutherischen Ländern Consistorien ch dem Muster der Kursächsischen errichtet, welche die Kirchenht handhabten. So verblieb dem Pastor nur die heimliche urückweisung vom Sacrament und die Verkündigung des vom onsistorium verhängten öffentlichen Bannes, welcher Entziehung r Sakramentsgemeinschaft, der kirchlichen Ehrenrechte und des chlichen Segens, nicht aber Ausschluß vom Hören der Preigt — in einigen Ländern, jedoch nur vereinzelt, bereits im 5ten Jahrhundert, den dogmatischen Anschauungen der Lutheschen Kirche entgegen, sogar auch weltliche, polizeiliche Strafen r Folge hatte. Das war kürzlich die Gestalt, welche die Kirchenzcht in der Lutherischen Kirche als Seitenstück zu der Beichte d Absolution gewann.

Das Institut der lutherischen Privatbeichte erfuhr die heftigsten Angriffe von reformirter Seite, als angeblich nicht in r Schrift gegründet und als papistischer Sauerteig. Die reformirte Prädestinationslehre mit ihrer Behauptung von der Unerlierbarkeit des Gnadenstandes der Erwählten bedarf nicht der Wiederaufnahme in die göttliche Gnadengemeinschaft durch das Wort der vergebenden Gnade oder durch die Absolution. Eben so liegt der reformirten Polemik die subjektivistische Fassung des Glaubens zum Grunde, welcher ihnen nicht sowohl Vertrauen auf das feste Wort Gottes, als vielmehr das subjektive Gefühl der Gnade, die persönliche Gewißheit des Gnadenstandes ist. Vornehmlich aber steht der Gegensatz in der Lehre von Wort und Sacrament. Wird ihre exhibitive, Gnade darreichende Kraft geläugnet, so kann die Absolution Nichts seyn, als Verkündigung des göttlichen Gnadenrathes, Anbietung der Gnade Gottes, nicht aber wirksame Anwendung der allgemeinen Gnade auf den

Einzelnen, und es ist dann Anmaßung des Pastors, den Sünder frei und los sprechen zu wollen. Da erneut sich nun die alte Frage nach dem Verhältniß der kirchenamtlichen zur göttlichen Vergebung: sie wird entschieden durch Aufhebung der Privatabsolution und Läugnung ihrer Statthaftigkeit. Damit fiel denn auch die Privatbeichte, welche ohnehin der reformirten Herabsetzung der Bedeutung des Predigtamtes nicht zusagen konnte. Ueberhaupt geht reformirter Seits der pädagogische Charakter kirchlicher Ordnung ganz an den Gesichtspunkt der freien Bethätigung des Glaubens in ihnen verloren. Die Reformirte Kirche hat ein Institut der „Beichte und Absolution" nie gehabt. Nur die offene Schuld zu Anfang des Gottesdienstes und vor dem Abendmahle, d. i. Verlesung einer allgemeinen Beichte und darnach Absolution in bloß verkündigender Form mit bedingungsweise gestellter Absolutions- und Retentionsformel kennt sie. — Desto mehr Gewicht fällt auf die Kirchenzucht, welche sich als Gemeindezucht gestaltete. Charakteristisch läßt der Heidelberger Katechismus auf die Frage: „Was ist das Amt der Schlüssel?" antworten: „Die Predigt des heiligen Evangeliums und die christliche Bußzucht, durch welche beide Stücke das Himmelreich auf- und zugeschlossen wird." Diese Zucht (ohne deren Vorhandenseyn die Kirche also kein Schlüsselamt hat) hat nach Calvin ein Aeltesten-Collegium zu verwalten. — Diese Erinnerung an Lehre und Praxis der Reformirten, bemerkt der Verf., wird uns manche Erscheinungen erklären, die uns entgegentreten werden, wenn wir nun die weitere Entwickelung der „Beichte und Absolution" innerhalb der Lutherischen Kirche betrachten. Mit diesen Worten leitet er über zur letzten Periode oder zur Darstellung der neueren Zeit seit Spener.

Zweiter Artikel.

Die Entwickelung der Lutherischen Kirche des 16. Jahrhunderts wurde negativ und positiv durch den 30jährigen Krieg gestört. Das durch ihn hereingekommene Verderben betraf in nicht geringem Grade das Beicht- und Zuchtwesen. Jahrelang waren die ohnehin verwilderten, zum Theil durch Gesindel bevölkerten Gemeinden ohne oder wenigstens ohne tüchtige Personen, und die anerkennungswürdige Restauration der alten kirchlichen Ordnungen, welche nach Beendigung des Krieges vorgenommen wurde, konnte in vielen Fällen nicht mehr, als eine bloß äußerliche seyn. Was das Beichtwesen betrifft, so behielt man Privatbeichte, Beichtstuhl, Privatabsolution unverbrüchlich bei, doch fiel fast allgemein das Beichtverhör, die Erkundigung nach Glaubenserkenntniß und christlichem Leben weg, es wurde keine Gelegenheit gegeben, besondere Sünden zu bekennen, in Gewissensnöthen Rath und Trost zu suchen und zu finden. Der Confitent sagte seine, wo möglich recht lange Beichtformel auf, und darauf ertheilte ihm der Pastor mit der Formel die Absolution. Ein Fehler, welcher solches Unwesen beförderte,

war die jetzt eingeführte, durch die alten K. O. O. gradezu verbotene Fixirung von bestimmten Communionszeiten, welche eine Häufung der Communicantenzahl mit sich brachten. Ohne das Beichtverhör war daher der Pastor genöthigt, den Confitenten auf seine Beichte hin zu absolviren, und konnte ihm die Absolution nur versagen, wenn ihm öffentliche, grobe Sünden desselben anderweit bekannt waren. So wurde die Absolution ertheilt fast ohne alle Anwendung des Bindeschlüssels, es fiel mit dem Beichtverhör auch die Gelegenheit der Vermahnung zur Lebensbesserung weg, — der Gedanke, bloß äußerliches Beichtgehen sey nütze und ausreichend, konnte und mußte in den Gemeinden sich ausbreiten. Die Consistorien waren lau in Uebung der Zucht, zum Theil gewiß in Folge der schwierigen Zeitlage, und des Mangels der pastoralen Zucht, zum Theil in falscher Einschränkung der Zuchtfälle, die fast ausschließlich auf Fleischesvergehen beschränkt wurden, zum Theil durch leidige Rücksichtnahme und Ansehen der Person. Andrerseits wurden weltliche Strafen mit dem Banne verbunden. Die öffentliche Verkündigung desselben, worin einzig das kirchliche Strafmoment lag, fiel weg, der Act der Reconciliation, ursprünglich Handlung der Versöhnung und des Friedens, ward in die Strafe gezogen (Armsünderbank, Halseisen an der Kirchenthür, Stehen mit dem weißen Stabe in der Hand am Eingange der Kirche u. s. w.). War die Kirchenbuße ein Disciplinarmittel, zu welchem durch gerichtlichen Zwang angehalten ward, so mußte sie von selbst bei Verbrechen wegfallen, die weltliche Strafe erfuhren, und darin lag der Grund der Gebietsverkleinerung, der Beschränkung der Kirchenbuße auf solche Vergehungen, welche die Obrigkeit weniger straft, also zumeist nur auf Fleischesvergehen, wo sie denn auch im Laufe der Zeit auf dem Wege der Strafumwandlung durch eine Geldleistung ablösbar wurde. Diesen allerdings überaus schweren Mängeln tritt nun im Laufe des Jahrhunderts, wie anderen kirchlichen Gebrechen, die sogenannte ascetische Richtung entgegen. Dabei verfährt denn die erste Generation dieser Richtung völlig vorsichtig und richtig. Schon J. Arnd und J. Gerhard besprechen zum Theil jene Mängel, aber begnügen sich, einfach auf Abstellung derselben zu dringen, und völlige Rückkehr zu der alten, richtigen Ordnung zu empfehlen. Heinrich Müller sagt dann zwar, die heutige Christenheit habe vier stumme Kirchengötzen, denen sie nachgehe, den Taufstein, Predigtstuhl, Beichtstuhl, Altar. Die Rede war schon ungleich unvorsichtiger; aber immerhin sagte er nicht, daß Taufstein u. s. w. stumme Götzen seyen, sondern daß die damaligen Christen dergleichen aus denselben durch Mißbrauch machten. Selbst Veit Ludwig von Seckendorf in seinem „Christenstaat" geht noch sehr behutsam zu Werke. Ganz anders hingegen verfuhr die zweite Generation der ascetischen Richtung. Alle kirchlichen Richtungen fanden damals in irgend einer theologischen Facultät ihren geistigen Mittelpunkt; die ascetische Richtung fand den ihrigen in der Facultät zu Rostock. Aus dem Schooße derselben ging Theophilus Großgebauer, in noch jugendlichen Jahren Pastor und Professor daselbst, hervor. Er gab im J. 1661, mit einer allerdings stark verklausulirten Vorrede der theologischen Facultät, eine Schrift heraus, „Wächterstimmen aus dem verwüsteten Zion" betitelt, in welcher er den ganzen damaligen Zustand der Kirche einer scharfen Kritik unterwirft, und daran Besserungsvorschläge knüpft. Was speciell das Beichtwesen und die Kirchendisciplin betrifft, so beschreibt und rügt er zwar richtig die damaligen Mängel derselben, aber, wie es solchen ungeschichtlichen, spiritualistischen Geistern zu gehen pflegt, er schüttet das Kind mit dem Bade aus, und verfällt in eine nackte Unkirchlichkeit. Er will nur von zwei Arten der Beichte wissen: von der vor Gott, der inwendigen Reue, zur Vergebung der Sünden nothwendig und ausreichend, und von der öffentlichen Beichte vor der durch eine grobe Sünde geärgerten Gemeinde Zwecks der Reconciliation mit derselben (als eine Bedingung, die vorhanden seyn muß, ehe Gott die Sünde vergibt). In dieser zweiten besteht das Amt der Schlüssel, welches nach Großgebauer in dem kirchlichen Institut der Beichte und Absolution, das ohne Schriftgrund, unstatthaft und darum nicht zu halten sey, verkehrt und zu Grunde gerichtet wurde. Höchstens als Vorbereitung zum Abendmahl, als Prüfung der Communicanten ließe sich die Beichte in ihrer gegenwärtigen Gestalt anwenden, aber eine solche Prüfung sey sie nicht, und auf Grund derselben vom Abendmahle zurückzuweisen, würde auch nicht dem Pastor, sondern der Gemeinde zustehen, die darüber zu entscheiden habe, wer ihr zugehören kann und soll. Zur Wahrnehmung dieser ihrer Brüderschaftsrechte hätte nach Großgebauer's Vorschlag jede Gemeinde ein Gemeindecollegium aus sich zu wählen, und dieses die Würdigkeit der Communicanten zu prüfen und die Kirchenzucht gegen grobe Sünder zu handhaben, welcher Anordnung gemäß der Pastor zu verfahren hätte würde. Großgebauer versteht nicht das Institut der Privatabsolution, ja er hat keine Ahnung davon, was die Lutherische Kirche damit wollte. In der Betonung allein des subjectiven Glaubens, im Vergessen der Predigt, aus welcher der Glaube kommt, ist er völlig reformirt. Nicht mit den Mißbräuchen, sondern mit den principiellen Grundlagen der Lutherischen Kirche ist er zerfallen. Die Schroffheit des Buches hinderte nebst dem frühen Tode seines Verfassers einen weitergreifenden Einfluß desselben. Spener, welcher die Sachen um ein Bedeutendes vorsichtiger angriff, aber in Grund und Tendenz mit Großgebauer einig ist, tadelt dessen „Unvorsichtigkeit."

(Fortsetzung folgt)

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz. Druck von Trowitzsch und Sohn.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1857. Mittwoch den 6. Mai. № 36.

Versammlung des kirchlichen Centralvereins in der Provinz Sachsen.

Die österliche Zeit mit den vorangehenden Passionswochen für den Prediger eine erhebende, genußreiche, aber auch eine beits- und sorgenvolle Zeit. Die Confirmation der Kinder, e zahlreichen Communionen dieser Tage, welche in manchen emeinden viele hundert Menschen auf einmal zum Altar des errn führen, die zum Theil in langer, langer Zeit nicht wieder mmen, die gefüllten Kirchen, welche dem Prediger es so recht r vor die Augen führen, wie es immer seyn könnte, und nun gar nicht ist — wie schwer fällt das alles aufs Herz, und e sehr sehnt man sich nach brüderlicher Mittheilung, Zuspruch d Trost! Und wie sehr pflegt man das in dem lieben trau- n Bruderkreise in Gnadau zu finden, der die rechten Nach- tern seit mehr als 30 Jahren hier regelmäßig gefeiert hat, as in diesem Jahre am 21. und 22. April geschah. Schon im Beginn der Conferenz, Dienstag 10 Uhr, war eine grö- ßre Anzahl von Brüdern beisammen, welche zuvörderst im künftigen Gebete Gott Lob, Preis und Dank opferte, daß er ne unser Verdienst und Würdigkeit durch alle Mühe und beit, Noth und Gefahr uns einmal wieder so weit gebracht, ß wir in gewohnter Weise an dieser Stätte seines Segens dem brüderlichen Zusammenseyn warten sollten; Er möchte r geben, daß wir diesen verheißenen Segen nicht selbst ver- bten. Dann meinte der Vorsitzende (Sup. Westermeier), liebsten ließe er es dabei bewenden, daß er mit den Brüdern o für die Brüder zu dem Herrn geredet, weil seine Zeit eigentlich schon vorüber sey und jeder andere es besser verstehe, er, weil es aber einmal hergebracht sey, daß er den brüder- hen Gruß, mit dem er Alle willkommen heiße, an ein Schrift- rt anknüpfe, wolle er heute einige wenige Worte über 2 Tim. 4 5. 6 sagen. Diese Worte umfassen zwar eine ganze Pasto- rtheologie, und die Pastoraltheologie wäre gewiß auch die be, welche nur sie auslege; es könne daher hier nur kurz an- gedeutet werden, was der Apostel von dem Pastor vornämlich fordere. 1. Die Nüchternheit: Du aber sey nüchtern allent- halben. Man solle also nicht im Rausch seyn. Es gebe man- cherlei Rausch in der Welt, den Wein-, Branntwein-, Bier-, Lebesrausch, davon wir Pastoren in unsern Gemeinden genug zu leiden hätten; 1848 sey die Revolution solch ein Rausch ge- wesen, jetzt das Börsenspiel, der Actienschwindel, die Industrie mit allem, was drum und dran hänge; bei besondern Veran- lassungen fahre in eine Gemeinde, in einen Einzelnen ein Geist, der vollkommen trunken mache, so daß man warten müsse, bis sie den Rausch ausgeschlafen. Wenn der Apostel zu Timo- theus und in ihm auch zu uns sage: Du aber sey nüchtern, so gebe er damit zu verstehen, daß die Pastoren auch in einen Rausch kommen können. Davon solle nicht die Rede seyn, daß es dem Teufel manch Mal gelinge, auch die Träger des heil. Amts in einen Wein- und Spielrausch zu bringen zur Schmach der Kirche. Aber auch in die theologische Wissenschaft fahre vielfach ein Rausch. Der Rationalismus sehe ziemlich nüchtern aus, aber seiner Zeit habe er die Leute so trunken gemacht, daß sie die Schrift hätten so wenig lesen können, wie ein Trunkener ein Buch; Schleiermacher, Hegel, Bauer, — wie berauscht seyen ihre Schüler von der Lehre dieser ihrer Meister gewesen und zum Theil noch; alle Irrlehre und Sectirerei, Irvingismus, Baptismus, sey ein Rausch, der Herzen und Sinnen gefangen nehme, selbst Union und Confession werden in des Teufels Hand ein Rausch, bei dem der helle Blick in die Wahrheit verloren gehe. In der praktischen Wirk- samkeit komme dieser Rausch noch öfter vor. Welche Phanta- sieen mache sich manch Mal ein junger Prediger von seinem Amte! Mancher sey von der rhetorischen Kunst so berauscht, daß man ihm, wenn er auf den Flügeln seiner prächtigen Pe- rioden daher rausche, wohl mit mehr Recht zurufe, wie Festus dem Paulus: Du wähnst, deine große Kunst macht dich rasend! Die Eigenliebe, seine Thaten und Erfolge machen manchen so trunken, daß die, welche alles genau wüßten, nur lächeln könn- ten, wenn er so groß thue. Der Lob, der Tadel, der Beifall, der Widerstand, den wir fänden, raube uns oft so die klare Besinnung, das rechte Urtheil, daß wir als nüchtern gewiß nicht anzusehen wären; und doch müsse von keinem mehr die Nüch- ternheit gefordert werden, als von dem Pastor, der das Wort der lautern Wahrheit allem Schein und Trug gegenüber be- wahren, und mit demselben die in Lüsten und Sünden trunkene Welt zur Besinnung bringen solle. Der grade müsse recht nüch- tern seyn allenthalben, in der Lehre, auf der Kanzel, am Altar, vor allem in der Seelsorge, wo einem die rechte Beson- nenheit grade am meisten zu fehlen pflege. Neben der Nüch- ternheit fordere der Apostel die Geduld: „Leide dich, κακο- πάθησον.“ Auf den Nüchternen schlagen freilich die Trunkenen los. Schmach, Hohn, Spott, Verfolgung, Marter und Tod

sey das Loos der treuen Nachfolger des gekreuzigten Jesu. Ob aber der Märtyrertod das Schwerste ist? Luther beklagte sich über nichts mehr, als daß er desselben nicht gewürdigt werden sollte. Das sey auch ein über die Maßen großes Uebel und Leiden, Jahr aus, Jahr ein predigen, und gar keine Frucht sehen — der nicht zu überwältigende passive Widerstand! Wie viele Predigten haben wir in dieser österlichen Zeit gethan, und wie viele Thränen der Buße, wie viele Osterlämmlein in den Herzen gesehen? Aber hier grade heiße es: κακοπάθησον, vertrage das Uebel, leide dich und fahre fort, Zion, je mehr Widerstand, desto mehr Eifer, damit es zuletzt heiße: Du hast Geduld gehabt, um meines Namens willen arbeitetest du und bist nicht müde geworden (Offenb. 2, 3). Neben der Geduld die Demuth und Sanftmuth: „Thue das Werk eines evang. Predigers." Ein evang. Prediger habe nicht das Gesetz, sondern das Evangelium zu predigen. Freilich müsse das Gesetz, sonderlich in unserer Zeit, erst recht aufgerichtet werden, ehe das Evangelium verstanden werden könne. Aber anders predige Moses, anders Christus das Gesetz. Ein evang. Prediger sey durch Mose gerichtet und durch Christus getröstet worden. Daher habe er den Geist der Demuth und Sanftmuth erhalten. In diesem Geiste thue er sein Amt. Es jammere ihn des armen unter die Mörder gefallenen Bruders, und wenn dieser im Rausche seine Wunden auch nicht fühle und von Leben und Gesundheit, wie ein Fieberkranker, delirire, ja um sich schlage, so warte er, bis der Rausch sich gelegt, dann zeige er ihm das Blut seiner Wunden, gieße darein das Oel des evang. Trostes, bringe ihn in die Herberge, und wenn er auch keine zween Groschen dafür kriege, so harre er doch aus in der treusten Pflege. Weil solche Ausrichtung des Amtes aber sehr schwer, so sage der Apostel noch einmal: Richte dein Amt redlich aus, πληροφόρησον, richte es völlig aus, in allen Stücken. Da verweise er aber den Timotheus auf sein Exempel: „denn ich werde schon geopfert und die Zeit meines Abscheidens ist vorhanden. Nur dann werden wir das Amt redlich ausrichten, wenn wir, wie Paulus, uns selbst opfern und todesmuthig zu unserm Abschied uns stets bereiten. Unser Amt sey das Amt dessen, der sich selbst für uns geopfert. Wir kommen eben aus der Verkündigung seines Opfers her. Wenn wir die Stigmata, wie der h. Franziscus, auch nicht an unserm Leibe trügen, in der Seele müßten wir sie haben. In Seinem Opfer wären wir mit geopfert, und wenn wir das recht erkannt und gefühlt, so sagten wir: Höchster Priester, der du dich selbst geopfert hast für mich, laß doch, bitt ich, noch auf Erden auch mein Herz dein Opfer werden. Drum so tödt' und schlachte hin meinen Willen, meinen Sinn, reiß mein Herz aus meinem Herzen, sollt's auch seyn mit tausend Schmerzen. Der ganze Sinn, der doch arg und böse von Natur, der ganze Wille, der zur Welt will hin, die ganze Kraft, das ganze Leben mit dem letzten Blutströpflein müsse dahin geschlachtet, geopfert und getödtet werden Ihm, der auch das letzte Blutströpflein für uns vergossen, auf daß Er allein in uns lebe und wirke, und todesmuthig müssen wir unsern Abschied mit der Welt machen, und allezeit daran denken, daß unser letzter Abschied nahe sey, wie denn Viele aus unserer Mitte bereits abgerufen sehen, damit wir unsere Zeit auskauften, und nach der Passionswoche dieses unseres Lebens zusammen ein fröhliches Osterfest im Himmel feierten.

Nach dieser Ansprache wurde gesungen: „Laß mich dein seyn und bleiben", und dann wurden erst, wie immer, Gegenstände aus dem Gebiete der innern Mission berathen. Wenn unser Verein als solcher sich auch noch keine große Verdienste um die innere Mission erworben hat, so hat er doch schon oft die Freude gehabt, von einzelnen seiner Mitglieder Mittheilungen über gesegnete Erfolge auf diesem Gebiete zu vernehmen. So war es auch heute. Sup. Schulze und Pastor Gustav Scheele in Ziesar statteten Bericht über einen Jünglingsverein ab, der dort unter dem Segen des Herrn lieblich emporblühet. Der Kirchentag in Berlin 1853 hatte Beiden zuerst eine lebhaftere Anregung zur Bildung eines solchen Vereins in ihrer Gemeinde gegeben. In einer Missionspredigt, welche bald darauf in Ziesar gehalten wurde, ward die Gemeinde näher mit diesem Werke bekannt gemacht, auf den Segen verwiesen, der das Zusammentreten der Jugend zur Uebung christlichen Glaubens, Sitte und Zucht bereits gebracht und immerfort bringen werde, und daran die Aufforderung geknüpft, daß die Jünglinge, welche entschlossen seyen, solchem Verein beizutreten, nach dem Gottesdienste in der Sacristei sich stellen möchten. Es erschien nur ein Jüngling. Etwa 14 Tage nachher machte sich Past. Scheele auf, um die Jünglinge, von denen der Beitritt zu hoffen war, in ihren Häusern und Werkstätten besonders aufzufordern, daß sie am nächsten Sonntage in der Schulklasse sich einfinden möchten, um Näheres über den zu bildenden Verein zu hören. Auf nochmalige Einladung von der Kanzel erschienen etwa 40. Am Schlusse der mit ihnen gepflogenen Unterredung forderte sie P. Scheele auf, vier Sonntage hinter einander hier sich einzufinden, um noch Weiteres zu hören; dann sollten sie sich entscheiden, ob sie dem Vereine beitreten wollten, oder nicht. Leider wurde die Zahl der Kommenden mit jedem Sonntage geringer, zuletzt aber blieben doch 11, welche mit Mund und Hand gelobten, auszuharren. Unter diesen befanden sich 4 Jünglinge, welche schon seit 1848 den Herrn lieb hatten. Nun ging es frisch und fröhlich ans Werk. P. Scheele miethete ein passendes Lokal zu den Zusammenkünften, lieh Tische und Bänke, sorgte für Heizung und Erleuchtung des Zimmers, denn die Erfahrung hatte er gemacht, daß die Schulstube nicht der geeignete Ort für die Versammlungen sey. Von da ab war P. Scheele fröhlich und brüderlich mit seinen Jünglingen jeden Sonntag und Mittwoch Abend zusammen gewesen, hat mit ihnen gebetet, gesungen, hat ihnen die Schrift ausgelegt, ihnen hübsche Geschichten vorgelesen, sich mit ihnen über dies und jenes unterhalten und am Montag Abend die von dem Sup. Schulze gehaltene Bibelstunde besucht. Mit jeder Woche ist die Zahl der Kommenden gewachsen, und am 30. Januar 1854 hat er den Ver-

ordentlich stiften und die Statuten entwerfen können. Es waren 31 Mitglieder. Im Winter von 1855/56 zählte der Verein schon 85 Mitglieder. Einige 80 Mitglieder sind außerdem durch den Verein gegangen, welche entweder in die Fremde wanderten, oder ohne Grund wegblieben, oder ausgestoßen wurden, weil sie den Statuten sich nicht fügten. Funfzehn von den früher Weggebliebenen hat P. Scheele wieder gewonnen. Jetzt versammelt sich der Verein drei Mal in der Woche. Der Sonntag gehört nach dreimaligem Gottesdienste der lehrreichen Unterhaltung und dem Gesange. P. Scheele sucht den Abend den Jünglingen so angenehm als möglich zu machen. Am Montag ist Bibelstunde, und am Mittwoch Singestunde. Die Jünglinge haben es im Singen bereits so weit gebracht, daß sie durch vierstimmige Chöre den liturgischen Gottesdienst wirklich verschönern. Im Sommer macht P. Scheele mit seinen Jünglingen öfters Ausflüchte in den Wald, wo liebliche Lieder weit hin erschallen. Der Verein besitzt eine Bibliothek von 130 Bänden. Das Lokal hat vergrößert werden müssen, hat nun einen eignen Hausvater, der die Concession zur Herberge erhalten hat. Der Verein braucht jährlich etwa 50 Thlr. P. Scheele hat ursprünglich von den Mitglieden keine Beiträge gefordert; er hat das nöthige Geld durch freiwillige Gaben besonders von Ehrenmitgliedern erlangt. An den Thüren aber befinden sich Büchsen zur Einsammlung von Beiträgen für die Mission.

Man fühlte es dem Berichterstatter Past. Scheele an, wie er in dem von ihm gegründeten Vereine lebte und webte, und konnte aufs Neue sehen, was ein Mensch vermag, wenn er in der Liebe Christi sich ganz einer Sache hingibt. Sup. Schulze, der dann das Wort nahm, rühmte nun die Hingebung und den rastlosen Eifer seines Collegen und erzählte, welch einen gesegneten Einfluß der Jünglingsverein auf die Jünglinge selbst und auf die ganze Gemeinde habe. Es gebe nun Werkstätten in Ziesar, in welchen kein Fluchwort mehr gehört, wohl aber der Gesang geistlicher lieblicher Lieder, der von den Jünglingen angestimmt werde, und in welchen die Uebrigen einstimmen. In den Häusern, wo die dem Verein angehörigen Jünglinge aus- und eingehen, finde fleißiger Kirchenbesuch statt, das Tischgebet, regelmäßige Andachten, christliche Zucht und Sitte. Der Jünglingsverein habe auch zur Stiftung eines Jungfrauenvereins Anlaß gegeben, der bereits 20—30 Mitglieder zähle, hier singe man und arbeite für die Mission. Vielen sey der Jünglingsverein ein Retter der Seelen geworden. Grobe, arge Sünder haben sich mitunter zum Eintritt gemeldet, man habe sie geduldet, für sie gebetet und oft habe der Herr das Gebet erhört. Ein bekehrter Jüngling sey ein geborner Missionar; und viele der dem Verein angehörigen Jünglinge seyen schon Missionare für Stadt und Land geworden. Aber diese seyen auch die Stütze und der Halt des Vereins, und ohne sie wäre er längst zu Grunde gegangen.

An diese anregenden Mittheilungen schlossen sich andere anderer Brüder. Von Mehreren waren bereits Versuche zur Bildung ähnlicher Vereine gemacht. Einen Anlaß dazu hatte die Königliche Regierung gegeben, welche vor etlichen Jahren alle Geistliche zur Errichtung von Jünglingsschulen dringend aufgefordert hatte, worüber die Superintendenten noch jetzt jährlich Bericht erstatten müssen. Die Sache hat da aber am wenigsten Fortgang gehabt, wo man sich darauf beschränkte, die Jünglinge im Lesen, Rechnen und Schreiben zu unterrichten, da schon mehr, wo man den Gesang mit Eifer betrieb; aber die Erfahrung hat gelehrt, daß nur da eine nachhaltige Wirkung sichtbar geworden, wo bekehrte Jünglinge das Salz eines solchen Vereins geworden sind. Und weil es an solchen so sehr fehlt, haben diese Vereine selten Bestand gehabt.

Ein Bruder ließ dieser freien Thätigkeit zur Einwirkung auf die Jugend alle Gerechtigkeit widerfahren, aber er wies darauf hin, daß es vor allem nöthig sey, die von der Kirche zur Bildung der christl. Jugend geordneten Institute mit Sorgfalt zu pflegen. Es sey ein großer Uebelstand, daß nach der Confirmation, die mit der Entlassung der Jugend aus der Schule zusammenfalle, die Einwirkung der Kirche auf diese in den meisten Fällen ganz aufhöre, weil entweder, wie meist in den Städten, gar keine Katechismuslehren für die Confirmirten beständen, oder, wenn dies auch der Fall sey, die Jugend sich zu denselben nicht einfinde. In Ostfriesland trete das Kind erst nach der Entlassung aus der Schule in den Pfarrunterricht. Obwohl nach den Mittheilungen einiger Brüder in einigen Gegenden die kirchlichen Katechisationen noch nicht in Verfall gerathen sind, so wurden doch von den Meisten große Klagen erhoben, der Eine rieth dies, der Andere jenes Mittel zur Hebung derselben. Es wurde auch hingewiesen auf die alten Kirchenordnungen, welche Geldstrafen für die Versäumniß der Katechisationen festsetzen, aber weil man zu keinem rechten Schluß kam, und die Sache doch so hochwichtig erschien, so beschloß man, diesen Gegenstand in der nächsten Conferenz wieder aufzunehmen und ausführlicher zu erörtern.

In unserer vorigen Conferenz wurden wir sehr lebhaft durch die Noth beschäftigt, in welcher so viele Gemeinden der Provinz durch den noch nicht beseitigten Gebrauch neuer schlechter Gesangbücher sich befinden. Es war damals der Vorschlag gemacht worden, daß man nach dem Vorgange anderer Orte auch für unsere Provinz einen Verein bilden solle, der zur Einführung glaubenstreuer Gesangbücher in geeigneter Weise mitwirke. Dieser Vorschlag fand die lebhafteste Theilnahme und einige Brüder übernahmen es, die vorbereitenden Schritte zur Ausführung desselben zu thun. Diese statteten nun Bericht über ihre Thätigkeit ab. Sie hatten sich der wärmsten Theilnahme von Seiten mehrerer Mitglieder des Königl. Consistoriums zu erfreuen gehabt, und namentlich hatte der nur zu früh vollendete C. R. Hildebrandt, dessen Andenken unserm Verein ewig theuer bleiben wird, weil er ihm so ganz angehörte, die Grundlinien für den zu stiftenden Verein mit dem lebhafteste Interesse entworfen und sich dadurch ein bleibendes Denkmal gesetzt. In sein Erbe war C. R. Appuhn eingetreten, der sofort den Vorsitz in der Commission übernahm. Diese hatte nun nicht allein die Statuten des Vereins festgestellt, sondern auch einen Aufruf zur Bildung und Unterstützung eines Gesangbuchvereins ausgearbeitet und drucken lassen, der die Billigung vieler angesehenen Männer der Provinz erhalten, und dieser sammt den Statuten wurde nach kurzer Einleitung durch den Secretär der Commission, Pred. Haupt in Magdeburg, vorgelesen. Wir theilen ihn hier mit.

Aufruf an alle evangelischen Patrone, Superintendenten, Geistliche, Lehrer und Gemeinden der Provinz Sachsen, zur Bildung und Unterstützung eines Gesangbuchs-Vereins.

Unter den Glaubensschätzen unserer Kirche, die uns der Zeitgeist eines dem Christenthum entfremdeten Geschlechts theils veruntreuet, theils verwüstet hat, stehen unsere alten glaubensinnigen und bekenntnißfreudigen Kirchenlieder oben an.

An ihre Stelle sind in nicht wenigen Gemeinden unserer Provinz die sogenannten neuen Gesangbücher getreten, deren Lieder durch ihre Form den gesunden Geschmack und durch ihren Inhalt das gläubige Gefühl vielfach verletzen. Denn die alten Lieder sind darin meist ihrer ursprünglichen Schönheit entkleidet und das eigenthümlich christliche Bekenntniß ist darin vielfach abgeschwächt oder ganz verläugnet.

Christlicher Sinn, tiefere Wissenschaft und gesunderer Geschmack haben allerwegen das Urtheil über diese Bücher gesprochen. Es ist durch sie der Zusammenhang mit der Kirche der Vorzeit zerrissen und ein wichtiges Band der Einheit zwischen den evangelischen Gemeinden gelöst; sie hindern die volle Ausbildung unserer Gottesdienstordnung, zu welcher das Gesangbuch ein wesentliches Material bieten muß; es tritt, wo diese Gesangbücher eingeführt sind, die glaubenstreue Predigt und der Inhalt der Liturgie mit dem Gemeindegesange oft in einen unerträglichen Widerspruch; sie haben dazu beigetragen, unser Volk, weil bei uns das christliche Leben vorzugsweise an dem Gesangbuche sich nährt, der Kirche zu entfremden und es der häuslichen Erbauung, so wie überhaupt der christlichen Zucht und Sitte zu entwöhnen; es wird einem armen betrübten Sünder schwer, in den Trübsalen des Lebens, in der Angst des Gewissens, in der Noth des Todes, aus diesen Liedern den rechten Trost zu finden. Wenn übrigens vielen sonst gutgesinnten Gemeindegliedern dies Urtheil zu hart erscheint, so ist dies nur ein weiterer Beweis für den Nothstand, da sie durch die Unkenntniß der alten Lieder den Maaßstab für den Werth der neuen Lieder verloren haben.

Daß nun dieser Gesangbuchsnoth, die uns als eine Gesammtschuld aus der Zeit unserer Väter vererbt ist, gesteuert werde, ist der heiße Wunsch jedes glaubenstreuen Christen und die gemeinsame Pflicht Aller, die es mit der Sache des Herrn redlich meinen. Es gilt hier, unseren Gemeinden ihr altes Recht nnd gutes Eigenthum wieder zu erobern und ihnen wieder zurückzugeben, was ihnen als einer ihrer köstlichsten Hausschätze durch den Irrthum und die Untreue beides ihrer Wächter und ihrer Glieder abhanden gekommen ist.

Der Erreichung dieses Zieles stellen sich aber zwei Hindernisse entgegen: Zum Ersten: das theils wohlmeinende, theils feindselige Widerstreben derer in unseren Stadt- und Landgemeinden, die da sprechen: „Wir sind zufrieden mit dem, was wir haben und weisen jede Aenderung zurück.“ Zum Zweiten aber ist es der Kostenpunkt, der sich der Wiedereinführung guter Gesangbücher hindernd in den Weg stellt.

Was das erste Hinderniß betrifft, so hat jeder bekenntnißtreue Christ, ob er nun Geistlicher oder Laie, Patron oder einfaches Gemeindeglied ist, diesen Kampf an seiner Stelle allein auszukämpfen; er wird aber, wenn er ehrlich kämpft und im Glauben an den unsichtbaren Mitkämpfer und in Gemeinschaft mit seinen Gesinnungsgenossen das festhält, daß das gute Recht über jeden Majoritätsbeschluß der Widersacher erhaben ist, endlich den Sieg davon tragen.

Das zweite Hinderniß ist größer, als das erste; denn eine vielfältige Erfahrung hat es bestätigt, daß der Widerspruch in den meisten Fällen alsbald verstummt, wenn der Kostenpunkt beseitigt ist. Dies Hinderniß aber zu überwinden, ist die Aufgabe einer gemeinsamen Anstrengung. Hier muß, wie bei jedem Freiheitskampf, an die Freiwilligen appellirt werden. Ein Verein, nach Art der Bibelgesellschaft zusammentretend, um den Bedürftigen in den Gemeinden zur theils billigen, theils unentgeltlichen Anschaffung guter Gesangbücher zu verhelfen, kann, wenn er lebhafte Unterstützung findet, in diesem Stück Großes ausrichten. Und das Bedürfniß, welches hier zu befriedigen ist, erscheint uns mit Rücksicht auf die Verhältnisse unserer Gemeinden, denen ja nicht die Bibel, sondern die alten Lieder entrissen sind, augenblicklich noch dringender als dasjenige, welchem die Bibelgesellschaften abzuhelfen suchen.

Der Plan zur Bildung eines solchen Gesangbuchs-Vereins ist in der letzten Gnadauer Herbstversammlung des kirchlichen Centralvereins der Provinz Sachsen gefaßt und sind die Unterzeichneten mit der Ausführung desselben und mit der Bildung eines Vorstandes betrauet worden.

Unser Gesangbuchs-Verein soll sich zunächst nur auf unsere Provinz beschränken und nach Kräften da wirken, wo bei uns die geschilderten Nothstände schreiend hervortreten.

So wenden wir uns denn mit diesem öffentlichen Aufruf an alle evangelische Patrone, Superintendenten, Geistliche, Lehrer und Gemeinden der Provinz Sachsen und bitten: Antwortet unserm Aufruf mit Gaben der Liebe, mit Zeugnissen der Theilnahme, mit Verbreitung unsers Aufrufs, mit Bildung von Zweigvereinen, mit eingehenden Schilderungen der Nothstände, mit guten Rathschlägen und treuen Fürbitten, eingedenk des Wortes: So Ein Glied leidet, leiden alle Glieder mit. Magdeburg, den 18. April 1857.

Appuhn, Consistorialrath und Domprediger. Ahrendts, Pastor in Brumby. Brennecke, Pastor in Carow. Haupt, Prediger an St. Spir. in Magdeburg.

Im vollen Einverständniß mit dem Obigen haben ihre Mitgliedschaft und Mitwirkung bereits zugesagt:

Fleischmann, Regierungsrath in Magdeburg. Frobenius, Consistorialrath in Merseburg. von Gerlach, Appellationsgerichts-Präsident in Magdeburg. D. Harnisch, Superintendent in Elbei. Hennicke, Consistorialrath in Magdeburg. Jackert, Superintendent in Prettin. Kramer, Director der Franke'schen Stiftungen in Halle. von Kröcher, Landrath in Gardelegen. von Levetzow, Domherr und Rittergutsbesitzer auf Kläden. Lösener, Commerzienrath in Magdeburg. D. Möller, Generalsuperintendent und Domprediger. Nathusius, Rittergutsbesitzer in Neinstedt. Nölbechen, Consistorial-Director in Magdeburg. Radecke, Consistorialrath und Hofprediger in Wernigerode. Rothmaler, Seminardirector in Erfurt. D. Schmieder, erster Director des Königl. Prediger-Seminars zu Wittenberg. Schwalbe, Gymnasialdirector in Eisleben. Graf Botho zu Stolberg-Wernigerode. Graf von Wartensleben auf Carow. Graf Zech-Burkersrod auf Bündorf.

Der vorläufig gebildete Vorstand des Vereins besteht aus folgenden Mitgliedern:

Consistorialrath und Domprediger Appuhn, Vorsitzender. Pastor Ahrendts. Pastor Brennecke. Regierungsrat Fleischmann, Kassenführer. Prediger Haupt, Secretär.

(Schluß folgt.)

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz. Druck von Trowitzsch und Sohn.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1857. Sonnabend den 9. Mai. № 37.

Versammlung des kirchlichen Centralvereins in der Provinz Sachsen.

(Schluß.)

Statuten des Gesangbuchs-Vereins in der Provinz Sachsen.

§. 1. Der Zweck des Vereins ist die Ermöglichung der Einführung und der Anschaffung guter Gesangbücher.

§. 2. Die Einführung guter Gesangbücher wird sich wo möglich an das Herkommen früherer Zeiten anschließen und nur in besonderen Fällen wird der Verein die Einführung der guten Gesangbücher neuester Zeit befürworten und unterstützen.

§. 3. Der Vereinsvorstand hat seinen Sitz in Magdeburg und ist durch die Verbindung mit dem Hochwürdigen Consistorio in den Stand gesetzt, über die einzelnen Nothstände möglichst sichere Auskunft zu erhalten.

§. 4. Der Vereinsvorstand, welcher sich durch sich selbst ergänzt, hat die Angelegenheiten des Vereins zu leiten und über die zu gewährenden Unterstützungen zu verfügen, worüber er jährlich wenigstens Ein Mal Rechenschaft ablegt.

§. 5. Der Vereinsvorstand hält jährlich wenigstens Ein Mal eine regelmäßige Versammlung, in welcher auf Grund des Rechenschafts-Berichts eine Berathung stattfindet, und an der auch solche Mitglieder des Vereins Theil nehmen können, die nicht zum Vorstand gehören.

§. 6. Die Mitgliedschaft des Vereins hängt von einem jährlichen Beitrag ab, der durch die Vorsteher der Zweigvereine an den Kassenführer des Vereins einzusenden ist.

§. 7. Alle Sendungen an den Verein sind mit der Aufschrift: „Angelegenheiten des Gesangbuchs-Vereins“ zu versehen, unterliegen jedoch zur Zeit noch dem Portozwang.

§. 8. Jährlich werden gedruckte Rechenschafts-Berichte an die Vorsteher der Zweigvereine versandt werden zur Mittheilung und Kundgebung an die einzelnen Mitglieder. Besondere Mittheilungen werden durch das Nathusius'sche Volksblatt erfolgen. Magdeburg, den 18. April 1857.

Appuhn, Consistorialrath und Domprediger. Ahrendts, Pastor in Brumby. Brennecke, Pastor in Carow. Haupt, Prediger an St. Spir. in Magdeburg.

Man fühlte sich der Commission für ihre eifrige Thätigkeit zu dem innigsten Danke verpflichtet, und bethätigte denselben auch dadurch, daß man allseitig sich zur Mitgliedschaft erklärte. Es wurde den anwesenden Brüdern aber auch ans Herz gelegt, in ihren Kreisen zur Verbreitung des Vereins eifrigst zu wirken, damit überall den Armen und Bedürftigen bald auch gute Gesangbücher, gleich den Bibeln, dargeboten werden könnten, und wir möchten unsere Leser gleich dringend bitten, dieser wichtigen Angelegenheit auch ihre ganze Aufmerksamkeit zuzuwenden, indem sie mit uns darin einverstanden seyn werden, daß, wie die Sachen einmal stehen, für einen großen Theil des Volkes das Gesangbuch eine viel größere Bedeutung hat, als die Bibel.

Es war bekannt gemacht worden, daß am Dienstag Nachmittag C. R. D. Tholuck aus Halle einen Vortrag über den Werth des theolog. Fortstudiums für den practischen Geistlichen halten werde. Den verehrten Lehrer zu hören, hatte sich eine sehr große Versammlung eingefunden. Er begann zunächst mit einer kurzen Mittheilung über die von ihm mit ins Leben gerufene Diakonissenanstalt zu Halle. Das Werk sey im Glauben begonnen und fortgeführt. In Kurzem werde die Anstalt durch Generalsuperint. D. Möller eingeweiht werden. Die Geistlichen der Provinz haben die meisten Bausteine herzugebracht, die wenigsten die Gutsbesitzer. Gott aber werde den Bau seiner Ehre wohl zum guten Schluß und Ende bringen. Wir bedauern, daß wir den nun folgenden Vortrag über das Thema selbst nicht wörtlich wiedergeben können, weil grade in der eigenthümlichen, geistreich lebendigen Darstellung so viel Anregendes lag; wir können nur den Inhalt kurz andeuten. Der Redner begann mit einer Anklage der Preußischen Geistlichkeit. Mit ihren Studien stehe es nicht, wie es seyn sollte. Der sel. Perthes schon habe ihm gesagt, die theologischen Bücher werden am wenigsten von den Pastoren gekauft, am meisten von den Studirenden und Kandidaten. Wo seyen die bedeutenderen theolog. Werke, die, wie in früheren Zeiten so oft, und jetzt in Würtemberg, aus der practischen Geistlichkeit unsers Landes hervorgegangen? Wie schwer sey für einen wichtigen Posten in der Kirche der Mann zu finden, der mit der practischen auch die wissenschaftliche Tüchtigkeit verbinde! Am meisten offenbare sich der unläugbare Schaden bei den theolog. Prüfungen. Hier werde gewöhnlich bei dem zweiten Examen und bei späteren Colloquien eine Abnahme sichtbar. Unglaublich sey oft die Unwissenheit. Unter elf Kandidaten, die ordinirt werden sollten, waren nur fünf, welche den Spruch wußten: Ach, daß du kalt

oder warm wärest ꝛc. Auf die Frage an einen, was er denn aus dem N. T. gelesen, habe er geantwortet: „Was so die Großen sind.“ Einen andern habe man auf den Spruch 2 Kor. 5, 7 bringen wollen, der Examinator habe angefangen: Wir wandeln im — —, da habe der Kandidat getrost fortgefahren: „im Thränenthal“. Allerdings waren die rechten Blüthezeiten der Kirche nicht die, in welchen die theol. Gelehrsamkeit blühte: die ältere orthodoxe, wo man mit den Waffen der theol. Gelehrsamkeit die Ketzer bekämpfte, die neuere, wo man den Unglauben mit der Fackel der Wissenschaft in ein strahlendes blendendes Licht setzen wollte. Jetzt nehmen die practischen Interessen bei dem neu erwachenden Leben der Kirche die Geistlichen sehr in Anspruch, aber man sollte das Eine thun und das Andere nicht lassen. Nicht bloß die Wärme, sondern auch das Licht gehöre zum Wachsthum der Pflanze. Es sey doch nicht zufällig, daß seit der Mitte des zweiten Jahrhunderts die theol. Wissenschaft überall und immer, bald mehr, bald weniger ihre Pfleger in der Kirche gefunden; selbst während der Völkerwanderung habe sie ihr Obdach in den Klöstern erhalten. Wie steht es denn jetzt um das wissenschaftliche Bewußtseyn unserer jungen Theologen? Wenn man zu Anfang der dreißiger Jahre einen jungen Theologen fragte, warum er Theologie studire, so pflegte er zu antworten: „daß ich ein anständiger und gebildeter Mensch werde“; jetzt antwortet der Ordinandus: „daß ich die Zweifler bekämpfe.“ Der Redner bemerkte dabei, wenn es sich nun glücklicher oder unglücklicher Weise träfe, daß kein Zweifler in der Gemeinde wäre, die dem Ordinandus zu seinem Kampfplatz angewiesen würde, so wäre sein ganzes theol. Studium sammt aller Mühe und allen Kosten rein vergeblich gewesen. Schleiermacher sagte: Zum Schweigen kann ich den Zweifler bringen, aber zum Glauben nicht. Die Aufrichtung des seligmachenden Glaubens in den Herzen, das ist der Beruf des Geistlichen. Er hat etliche zu Aposteln gesetzt, etliche aber zu Propheten, etliche zu Evangelisten, etliche zu Hirten und Lehrern, daß die Heiligen zugerichtet werden zum Werk des Amts, dadurch der Leib Christi erbauet werde ꝛc. (Ephes. 4, 11—14). Kein Talent, kein Genie gedeiht ohne eine gewisse Zucht, der Arzt muß den Organismus des menschlichen Leibes durch die Wissenschaft erst kennen lernen, ehe er ihn practisch behandeln kann: in wie viel höherem Maaße thut dem Geistlichen die Zucht der Wissenschaft noth, der ein Arzt und Pfleger der menschlichen Seelen seyn soll! Klare und gewisse Erkenntniß der christlichen Wahrheit ist der Grund, auf dem das christliche Leben sich erbauen muß. Diese Erkenntniß hat die Kirche gesucht in einer 1800jährigen Arbeit, unter so langen Kämpfen; sie hat ihren Ausdruck gefunden in ihren Bekenntnissen, aber will sie der Geistliche verstehen, so hat er ihrer Entstehung nachzugehen. Es ist wahr, was Augustinus sagt: Habet Sacr. Scriptura haustus primos, habet secundos, habet tertios, habet infinitos. Das Studium der Schrift bleibt die vornehmste Arbeit des Geistlichen. Aber die in den Bekenntnissen der Kirche zusammengefaßte Schriftwahrheit muß von dem Einzelnen immer aufs Neue erkannt

und angeeignet werden. Was du von deinen Vätern ererbt, erwirb es, um es zu besitzen. Hinter den Coulissen müssen viel Vorbereitungen zum Schauspiel getroffen werden; wer durch das Studium sich recht bereitet hat, wird im Stande seyn, vor der Augen der Gemeinde ein Bild aufzustellen, so scharf und klar gezeichnet, daß die Zuschauer es sich selbst werden zuzuschreiben haben, wenn sie es nicht recht auffassen. Von dem Studium der Moral, der christlichen Lebenslehre, ist auch nicht gering zu halten; Speners theol. Bedenken, Werke, wie das von Sartorius von der christl. Liebe, sollten ganz ausgeschöpft werden. Die Kirchengeschichte ist die Geschichte von dem Leibe Christi, der Herr ist bei uns geblieben in seinen lebendigen Gliedern, in denen wird Er geschauet. Bücher, wie Neanders Chrysostomus, Möhlers Athanasius, Böhringers Zeugen Christi, sollten von allen Geistlichen fleißig studirt werden. Den Geist der h. Schrift erfassen, das ist freilich das Leben. Aber wie der Menschengeist lebt in dem Menschenleibe, so ist auch der Buchstabe der Schrift der Leib ihres Geistes. Ohne diesen Leib sehen wir nur Gespenster. Wir müssen uns zu dem beschwerlichen Geschäft entschließen, durch das Studium der Sprachen, Antiquitäten, der Kritik den Buchstaben recht zu verstehen, damit die h. Schrift uns ihren Geist erschließe. Es ist wahr, der einzelnen Seele offenbart der Geist das Wort, wovon sie leben soll. Hat er denn aber nicht geredet zu Tausenden der Erwählten zuvor? Ist es nicht eine Undankbarkeit sonder Gleichen, das zu ignoriren, was er ihnen gesagt, diese heilige Tradition zu verachten und von ihr sich zu separiren?

Aber ist denn jemals eine Zeit gewesen, wo es besser um dem theologischen Studium gestanden, ohne daß die practische Seelenpflege vernachlässigt würde? Allerdings. In der Zeit kurz vor dem dreißigjährigen Kriege blühete das christliche Gemeindeleben. Der Redner hat Visitationsprotokolle aus dieser Zeit von Kursachsen durchforscht; da werden reiche Kirchenbibliotheken erwähnt und es wird gefragt, wie der Geistliche sie benutzt, wie er gelesen, was er im Hebräischen, Griechischen, Lateinischen gethan? In der Schweiz, Zürich und Bern, finden sich dieselben Erscheinungen. Die Zeit des Pietismus (1720—40) ist auch eine solche Zeit, wo das lebendige practische Wirken mit dem eifrigen Studium, besonders der h. Schrift, Hand in Hand ging. In der gegenwärtigen Zeit fehlt es unter den Geistlichen auch nicht ganz am Studium. Aber man lieset vornämlich Flugschriften, man beschäftigt sich mit den brennenden Fragen der Gegenwart. Aber es würde für die wahre theol. Durchbildung viel mehr austragen, wenn man alte bewährte Schriften, wie Chemnitz loci theolog., Joh. Gerhard Evangelienharmonie und seine loci, wie auch Calvins Werke fleißig durchforschte. Allerdings wird auch in Conferenzen der Geistlichen Exegese des N. T. vielfach getrieben, aber es fehlt dabei der Blick auf die Gesammtheit der theolog. Wissenschaften. Der Redner erwähnt eines Mannes, der auch öfter in unserer Mitte war. Von einem Gehalt von 600 Thlrn. verwendete er 40 Thlr. auf die Anschaffung von Büchern aus den verschiedenen theol. Disciplinen.

welche im Jahre durchstudirt werden mußten. Bis 11 Uhr jeden Morgen lag er dem Studium ob, um 11 Uhr unterrichtete er die Confirmanden, der Nachmittag gehörte der Gemeinde. Ein jeglicher Schriftgelehrter, zum Himmelreich gelehrt, ist gleich einem Hausvater, der aus seinem Schatze Neues und Altes hervorbringt. Wie kann einer das hervorlangen, wenn er es nicht zuvor eingesammelt hat, wenn er nicht eine Schatzkammer bei sich trägt, die er durch das Studium des Alten und Neuen bereichert hat? Nicht abgestandenes Wasser soll der Geistliche seiner Gemeinde bieten, sondern guten alten Wein. Ein Gutsbesitzer beklagte sich über seinen Prediger, er könne vor langer Weile bei ihm nicht aushalten. Sonst wurden diejenigen zum Halseisen verurtheilt, welche fünf Predigten hinter einander versäumt hatten, wo fände man genug Halseisen für die Geistlichen, welche nur Wasser für Wein ihren Zuhörern bieten, und sie damit aus der Kirche treiben? — — Das war es ungefähr, was der verehrte Redner über den wichtigen Gegenstand sagte, und der Vorsitzende mußte ihm im Namen Aller den wärmsten Dank aussprechen für die Anregung, welche er uns zur erneuten eifrigeren Aufnahme des theolog. Studiums gegeben, von dessen Nothwendigkeit alle gleich sehr überzeugt waren. Derselbe wünschte, daß, wenn nicht Alle Zeit hätten, wie der von dem Redner erwähnte Geistliche, bis 11 Uhr jeden Morgen zu diesem Studium zu verwenden, wenigstens einige Frühstunden jedes Tages ihm gewidmet würden. Von einer Seite wurde noch ganz besonders das Studium der Bibel empfohlen, vornämlich des A. T., das noch immer nur zu sehr vernachlässigt würde, worauf C. R. Tholuck zur Benutzung dabei den Commentar Calvins zur Genesis, die bezüglichen Schriften Hengstenbergs, Hävernicks Ezechiel und Neumanns Jeremias nannte.

Nunmehr, sagte der Vorsitzende, in einer früheren Versammlung haben wir auch einen gehaltvollen Vortrag eines verehrten academischen Lehrers gehört, welcher uns auf die Conflicte hingewiesen, in welche das durch das Wort Gottes gebundene Gewissen des Seelsorgers mit der an ihn herantretenden Forderung komme, daß er allen Personen, welche nur rechtskräftig geschieden sind, den Segen der kirchlichen Trauung ertheilen solle. Der Vortrag habe damals einen so tiefen Eindruck gemacht, daß eine ziemliche Anzahl der anwesenden Brüder sich zu dem Entschlusse vereinigt haben, nur solche Geschiedene zu trauen, deren Scheidung nach den Grundsätzen der Schrift und der Kirche zulässig war. Dieser Entschluß sey öffentlich bekannt gemacht worden, und wie Gnadau oft schon den Impuls zu wichtigern kirchlichen Maßnahmen gegeben, so habe auch dieser Schritt die Folge gehabt, daß ähnliche Erklärungen in den verschiedensten Kreisen abgegeben seyen. Wir haben uns zwar nicht verhalten können, daß es etwas Bedenkliches habe, die kirchliche Trauung von dem subjectiven Ermessen des Einzelnen abhängig zu machen, wie sehr er auch auf dem Grunde der Schrift und der Kirche stehe, aber es sei auch nicht unsere Meinung gewesen, daß dieser Zustand ein bleibender sein solle; wir hatten vielmehr gehofft, dem Kirchenregimente einen Dienst mit unserm Vorgehen zu erweisen, weil es nun um so sichter allgemeine Anordnungen zum Schutze der Kirche gegen die Zumuthungen der Welt treffen konnte. Zum Theil seyen diese nun auch erfolgt; damit sey die Lage der Sache eine andere geworden, und es sey nöthig, daß wir unserer jetzigen Stellung zu ihr uns bewußt würden. Daher habe Herr Oberprediger Stöckert in Calbe einen Vortrag zur Orientirung über dieselbe übernommen.

Der Vortragende gab zunächst eine kurze Uebersicht über den gegenwärtigen Stand der Sache, die Erlasse des Evangel. Oberkirchenraths vom 29. November und des Königl. Consistoriums für die Provinz Sachsen vom 6. December 1855, wonach bestimmt wird, „daß in allen Fällen, wo von den Geistlichen die Einsegnung einer nach ihren Ansichten in kirchlicher Beziehung unzulässigen Ehe begehrt wird, und die Betheiligten bei der ihnen ertheilten Belehrung sich nicht beruhigen wollen, darüber von Amtswegen an das vorgesetzte Consistorium zu berichten ist“ wie auch über die Verhandlungen der jüngst in Berlin abgehaltenen kirchlichen Conferenz, und sprach sich schließlich dahin aus, daß die Resultate der Letztern im Ganzen zufriedenstellend seyen. Als Scheidungsgrund seyen nur anerkannt worden der Ehebruch und die bösliche Verlassung und zwar in dem historisch kirchlichen Sinne, wobei noch bemerkt wird, daß die zweite Ehe des geschiedenen Theils auch als eine solche anzusehen sei. Die Einführung der Civilehe sey auch abgelehnt worden. Der Evang. Oberkirchenrath, wie auch das Consistorium, habe bisher in allen Fällen, die zu der Kenntniß dieser Behörden gelangt seyen, nach diesen Grundsätzen auch die Entscheidung getroffen. Für die kirchliche Praxis aber sey nun fortan Folgendes festzuhalten: Zunächst könne die Entscheidung über die Zulassung oder Verweigerung der Trauung Geschiedener, so lange die bürgerliche Gesetzgebung sich nicht genau an die Grundsätze der Kirche hält, nur der Kirche, und zwar auch nicht dem einzelnen Geistlichen, sondern dem Kirchenregiment zustehen. Damit konnten sich aber nicht alle Anwesende einverstanden erklären. Einige traten dieser Aufstellung mit großer Entschiedenheit bei, andere wollten das Gewissen des einzelnen Geistlichen geschont wissen. Darüber wurde von gewichtiger Seite bemerkt, daß es allerdings allgemeine kirchliche Ordnung sey, daß der einzelne Geistliche sich den Beschlüssen des Kirchenregiments unterwerfen müsse. Aber in Bezug auf die Trauung Geschiedener seyen bis jetzt noch keine bestimmte Anordnungen von Seiten des Kirchenregiments getroffen, daher vom Consistorium auch nur der Wunsch ausgesprochen worden sey, alle Fälle dieser Art zur Kenntniß desselben zu bringen. Sey die Entscheidung aber einmal eingeholt worden, so müsse sich der Geistliche auch darnach richten. Bis zur festen Ordnung der Sache sey es aber gerade nicht räthlich, von dem in Gnadau gefaßten Entschlusse ohne Weiteres abzugehen. Es wäre ja eine Möglichkeit, daß Anordnungen getroffen würden, welche den Grundsätzen der Kirche widersprächen. Der Vortragende fuhr fort: mit der bloßen Verweigerung der Trauung sey die Sache noch nicht abgethan; es sey die Pflicht der Geistlichen, auf alle Weise der Scheidung zuvorzukommen, deshalb müssen den Verlobten schon, und nicht bloß in der Traurede, die nachdrücklichsten Belehrungen über das Wesen der Ehe und ihre Unauflöslichkeit zu Theil werden. Hierbei wurde die wichtige Frage aufgeworfen, ob der Geistliche das persönliche Erscheinen der Brautleute fordern könne. In einem frühern Erlasse sey dies von dem Consistorio verneint worden. Darauf wurde bemerkt, daß in einem andern Regierungsbezirke ein Protokoll über das beantragte Aufgebot aufgenommen und von den Brautleuten unterschrieben werden müsse. Dagegen wurde gesagt, daß von dem rein rechtlichen Standpunkte aus nur die Vorlegung giltiger Zeugnisse gefordert werden könne. Für die seelsorgliche Behandlung der Sache sey keine Zwangspflicht vorhanden. Dagegen wurde wieder bemerkt, daß der Geistliche vom kirchlichen Standpunkte aus das persönliche Erscheinen der Brautleute doch werde verlangen müssen, und daß er hoffen dürfe, das Kirchenregiment werde

ihn nicht im Stiche lassen, wenn er in Weigerungsfällen auch das Aufgebot verweigere.

Mit den Sühneversuchen, sagte Ref. weiter, müsse es genauer genommen werden, als bisher. Gleich bei dem Antrage desselben seyen beide Eheleute nicht bloß auf das göttliche Gebot, sondern auch darauf aufmerksam zu machen, daß selbst bei erfolgter Scheidung eine Wiederverheirathung nicht Statt finden dürfe, und wenn sie in den von der Schrift ausdrücklich verbotenen Fällen doch erlangt werden sollte, die Ehe vor Gott eine nichtige sei, und die Sacramentsentziehung zur Folge haben müsse. Es sey nöthig, über diese Vorhaltung ein Protokoll aufzunehmen und dessen auch im Sühneattest Erwähnung zu thun.

Die Ertheilung dieses letztern sey möglichst weit hinauszuschieben, und die durch das Gesetz verstattete Frist von vier Monaten zu gebrauchen. Unterdessen seyen mehrere Sühnetermine anzusetzen, und bei dem einen gleich der andere den Leuten bekannt zu machen. Eine zeitweilige Trennung der streitigen Eheleute sey unter gewissen Umständen zu erleichtern, sie führe die Wiedervereinigung zuweilen eher herbei, als das Beisammenbleiben. Nach der Ertheilung des Sühneattestes sey die Arbeit des Geistlichen noch nicht vorbei. Er müsse in steter Kenntniß von der Lage der Sachen bleiben und darnach seine seelsorgliche Einwirkung bemessen. Sey die Ehe endlich aus schriftwidrigen Gründen geschieden, so habe der Geistliche die so Geschiedenen vorläufig als nicht geschieden zu betrachten und erfolge nach längerer Zeit eine Wiedervereinigung, so dürfe ein neues Aufgebot und Trauung nicht Statt finden. Dem Letztern wurde widersprochen. Bürgerlich sey eine solche Ehe nur nach wiederholtem Aufgebot und Trauung gültig. Es wurde die Mittheilung gemacht, daß das Consistorium in solchen Fällen ein besonderes Formular für Aufgebot und Trauung ertheilt habe. Es komme darin unter andern die Frage vor: Wollt ihr euch hinfort also halten, daß ihr das gegebene Aergerniß, so viel an euch ist, wieder gut macht? — Ref. bemerkte endlich, daß, wenn die begehrte zweite Trauung verweigert werde, man zunächst darauf denken müsse, das Concubinat zu verhindern; wo das aber nicht möglich sey, oder wo eine sogenannte bürgerliche Ehe, oder eine Ehe im Auslande geschlossen sey, dürfe sie von der Kirche nicht nur nicht anerkannt werden, sondern es sey auch die nöthige Kirchenzucht zu üben, event. die Excommunikation zu verhängen, wie auch neulich in Quedlinburg geschehen sey. Die aus solcher Ehe entsprossenen Kinder seyen zwar als bürgerlich legitim in das Kirchenbuch einzutragen, kirchlich aber als unehelich zu behandeln. Schließlich wurde noch die Frage aufgeworfen, ob man solchen Eheleuten, die getrennt von einander leben, ohne gerade förmlich geschieden zu seyn, das Abendmahl reichen solle, worauf erwiedert wurde, es könne Fälle geben, wo es die Ehre eines Mannes oder einer Frau erfordere, sich zu sondern; wo also nicht offenbarer Haß und Unversöhnlichkeit hervortrete, sey die Ertheilung des Sacraments unbedenklich.

Damit schlossen die Verhandlungen dieses Tages und den Abend vereinigten wir uns noch mit der lieben Brüdergemeinde zu gemeinschaftlicher Andacht, welche Herr Pastor Biedebandt an der Friedenskirche zu Sans-Souci leitete, indem er in herzlicher einfacher Weise die Epistel des vorigen Sonntags auslegte.

Am folgenden Morgen waren wir schon um 7 Uhr wieder beisammen und nach gemeinschaftlichem Gesang und Gebet eröffnete Past. Dransfeld aus Brandenburg die Besprechung mit einer schön geordneten, einfach und tief gedachten, warm, innig und erbaulich vorgetragenen Auslegung des vorigen Sonntagsevangeliums (Joh. 20, 19—31.). Er fand in demselben dreierlei Gnaden des Auferstandenen, die sich zeigen 1) in dem Gruße, den er bringe, 2) in dem Amte, das er stifte, 3) in der Seelsorge, die er übe. Der Gruß: Friede sey mit euch! umfasse alles, was der Seele noth und wohl thue vom ersten bis zum letzten Augenblicke des Lebens, in Zeit und Ewigkeit. Der Quell dieses Friedens liege in Jesu Wunden. Er zeigte ihnen seine Hände und seine Seite. Was wir in der Passionszeit als Bitte gesungen, das singen wir zu Ostern in der Gewißheit der Erfüllung: die Seele Christi heiligt mich, sein Geist versetzet mich in sich, sein Leichnam, der für mich verwundt, der macht mir Leib und Seele gesund ꝛc. Die Wirkung des Friedensgrußes des Auferstandenen sey aber Trost und Freude. Da wurden die Jünger froh, als sie den Herrn sahen. Und das ist eine Freude, die uns hält in Noth und Tod, und anders, als der Welt Freude, die nur Schein und Trug biete. — Das Amt, das der Auferstandene gestiftet, habe seinen Befehl: Wie mich der Vater gesendet hat, so sende ich euch. Wir seyen gesandt, zu predigen Buße und Vergebung der Sünden. Das sollen weder wir vergessen, noch die Gemeinden. Wo etwas anders gepredigt werde, da sey das Amt geschändet. Das Amt habe auch seine Vollmacht: Welchen ihr die Sünden erlasset ꝛc. Die Vergebung der Sünden lasse man sich jetzt wohl gefallen, das Behalten der Sünden, meine man aber, stehe Gott allein zu und keinem Menschen. Es bleibe aber dabei, was der Katechismus sage: das Amt der Schlüssel ist die sonderbare Kirchengewalt, die Christus seiner Kirche auf Erden gegeben hat: den bußfertigen Sündern die Sünde zu vergeben, den unbußfertigen aber die Sünde zu behalten, so lange sie nicht Buße thun. Dieses Behalten der Sünde sey aber nicht sowohl ein Recht der Kirche, als vielmehr eine Liebespflicht. Die Bedingung aber, unter der sowohl der Befehl als auch die Vollmacht des Amts recht ausgeübt werde, sey die lebendige Erfahrung des Friedens vom Herrn. Nur wo der walte und wohne, werde recht gepredigt und die Schlüssel recht gebraucht werden. — Die Seelsorge, die der Auferstandene übe, habe Thomas so reichlich erfahren. Jesu Braut ist nicht, gleich zu binden. Er geht erst dem Verlornen nach. Da zeigt Thomas seine Wunden. Diese sind die ernsteste, durchdringendste Bußpredigt und die Quelle des süßesten Trostes zugleich. Darum ruft Thomas: Mein Herr und mein Gott! Aber der Herr spricht: dieweil du mich gesehen hast, glaubest du ꝛc. Trauen, da man nicht sieht, ist Glaube, sehen aber, wie man geglaubet hat, ist des Glaubens Lohn. Den schenke uns der Herr!

Auch diesem Bruder sprach der Vorsitzende seinen Dank aus für das erquickende und erweckliche Wort, das es uns geschenkt; wenn in dieser Rede des Amtes erwähnt worden, so hätte jetzt eigentlich die noch weiter ausgeführt werden sollen.

Bei der vorigen Conferenz seyen in Folge einer anregenden Ansprache des Herrn Präsidenten v. Gerlach zwei Gegenstände für die Tagesordnung der gegenwärtigen bestimmt worden. Zuerst ein Vortrag über das Amtsbewußtsein des Geistlichen. Dieser müsse leider ausfallen, weil der Bruder, der ihn übernommen, verhindert worden sey, heute hier zu erscheinen. Dann ein Vortrag über die Hülfe in dem Amte, welche der Geistliche, besonders auf dem Lande, aus den Orts- und Kirchenvorständen sich zu schaffen habe. Für diesen sey kein Referent aufzufinden gewesen, weil in der Sache selbst noch wenig Versuche gemacht worden seyen. Dies sey aber sehr

übend, und es möge ein jeder sich wohl prüfen, aus welchem Grunde sich bisher isolirt habe. Frisch gewagt, sey halb gewonnen. Es gen Erfahrungen vor, daß der Herr den reichsten Segen auf die ranziehung dieser natürlichen Organe der Kirche zum Dienst in der ben gelegt habe und aufs neue müsse dieser Gegenstand der ernstesten ewägung der Brüder empfohlen werden. Nach einigen Zwischenbe erkungen nahm Superint. Arndt aus Walternienburg das Wort, n die weitere Besprechung seines bereits vor einem Jahre gehaltenen ortrags: Was ist zu thun, daß mit Gottes Hülfe den Schäden ab holfen werde, welche bei der Taufhandlung, der Abendmahlsfeier, der auung und dem kirchlichen Begräbniß offenbar zu Tage liegen? zuleiten. (Der Vortrag ist gedruckt und zu haben bei Past. Rothe Calbe a. d. S.) Es sollte diesmal von der Beichte und dem endmahl geredet werden. Ref. sagte, es handle sich hier nicht n den dogmatischen Begriff des Abendmahls, aber die Handlung ge doch wesentlich davon ab, wie wir dogmatisch zur Sache stehen. n denen, die im Abendmahl gar kein Mysterium erkennen, sey hier zusehen; wir haben in demselben ein mysterium tremendum. Be uungsvoll sey es, daß der Auferstandene zur Maria sage: Rühre ich nicht an ꝛc. Das Wort rufe der Herr noch immer der katho hen Kirche zu, welche den verklärten und erhöhten Leib des Herrn die Sichtbarkeit herabziehen und mit den Händen auch berühren lle. Die reformirte Kirche schlage in das Gegentheil um, nur die herische Kirche halte die rechte Mitte; in ihrer Lehre durchdringe sich s Diesseits und Jenseits in rechter Weise, hier sey das fortgehende under der himmlischen Mittheilung, das mysterium tremendum. e Ubiquität des Leibes Christi sey in ihren Anfängen schon bei den erlichen Erscheinungen des Herrn vorhanden und sichtbar. In der aufe, wie im Abendmahl, werde eine Gabe der Unsterblichkeit darge cht, Leibliches für den Leib, der werden soll, wie Geistliches für die ele, die leben soll. Was die Taufe angefangen, das wolle das endmahl behalten und vollenden. Ref. ging dann zu dem über, s der gedruckte Vortrag über die Beichte sagt. Die Privat ichte sey zwar als letztes Ziel festzuhalten, aber die Schwierigkeiten er Wiedereinführung dürfen wir uns nicht verhehlen. Die Behör d seyen hiebei die Dienenden. Erst müsse das Korn geschnitten wer , dann könne man es in Bündel fassen. Die Baierschen Vorgänge hen gezeigt, wie man der rechten Zeit erwarten müsse in Geduld. ch in Bezug auf die Pastoren und ihr Vermögen erheben sich große denken. Um die österliche Zeit gehen Hunderte zum Abendmahl! nher soll Zeit und Kraft für das Abhören und Absolviren so vieler nzelnen kommen? Und wie leicht wird das Geschäft bei solchem drang mechanisch! Von anderer Seite wurde noch erwähnt, daß a Leute, welche der Privatbeichte sich noch erinnerten, die Unordnun g geschildert hätten, welche in der Kirche unter denen vorgegangen, che auf die Beichte gewartet. In geringerm Maße hatten Aehnliches sich erlebt die Brüder, welche mit ihren Confirmanden Privatbeichte halten. Die draußen Harrenden hatten sie oft wenigstens sehr zer reut gefunden. Ein Bruder theilte mit, daß er die Confirmanden en deshalb zu verschiedenen Zeiten bestellt habe. Uebrigens zeigte d Besprechung, daß diese Privatbeichte mit den Confirmanden ziemlich allgemein eingeführt sey. Gegen die Anwendung derselben bei allen Christen wurden neue Bedenken erhoben. Die Tradition derselben sey verloren gegangen, weder die Geistlichen noch die Gemeindeglieder wissen recht, wie sie sich dabei benehmen sollten. Ein Bruder sagte, es würde ihn wirklich in Verlegenheit setzen, wenn ein Professor oder Präsident vor ihm erschiene, um seine Sünden zu bekennen.

Die Unterredung wurde hier durch eine Pause unterbrochen. Nach derselben fuhr Superint. Arndt in seinem begonnenen Vortrage fort. Er sagte, wenn die Privatbeichte sofort nicht eingeführt werden könne, so habe man allen Ernstes auf einen Ersatz derselben zu sinnen. Dahin rechne er die Forderung einer persönlichen Anmeldung der Communikanten, die Abhaltung der Beichte am Tage vor der Communion; eine möglichst individuelle Behandlung der öffentlichen Beichte (fleißige Benutzung der Fragestücke in der Beichtrede); Abänderung der in der Agende enthaltenen Beichtfrage, die ganz pelagianisch sey und Herstellung der sonstigen dreifachen Frage und Antwort; die Absolution unter Handauflegen, wobei zu bemerken, daß die Retentionsformel nicht absolut nothwendig ist, wenn genügende Privatseelsorge vorher gegangen; die Abendmahlsliturgie, wie sie die Agende bietet, ist nicht genügend. In ihr muß sich das Wesen des Abendmahls ausdrücken. Die Präfatio darf nicht fehlen mit dem Heilig. Die S. 12 unserer Agende stehende Exhortatio ist kaum zu gebrauchen, eher die S. 95. Zum Schluß die Collecte mit „danket dem Herrn“ ꝛc. Wo möglich, ist alles zu singen. Am Abend jedes Communiontages ist ein besonderer Gottesdienst zu halten.

In der an diesen Vortrag sich anschließenden Besprechung wurde zuerst von einer Seite bemerkt, daß die Retentionsformel bei der Beichte nicht angewandt werden dürfe. Sie stamme aus der Beichte her, welche sonst nach jeder Predigt von der Kanzel gesprochen worden sey, ganz abgesehen von der Communion. Wenn aber von Communikanten speciell das Sündenbekenntniß abgelegt, und darauf die Absolution ertheilt sey, kann man diese durch die Retentionsformel doch nicht gleich wieder zurücknehmen, da raube man dem Gewissen doch allen Trost, auf dessen Zueignung doch alles ankomme. Hierauf wurde freilich bemerkt, man erkenne den Uebelstand nicht, jedoch erfordere die Beichte eines gemischten Haufens die Zucht, welche die Retentionsformel übe. Sodann wurden über die Stellung der Beichte zum Abendmahl verschiedene Stimmen laut. Einige wollten sie als gar keine selbstständige Handlung gelten lassen und sie darum mit dem Abendmahl in die engste Verbindung bringen, der Genuß des Abendmahls sey die eigentliche Absolution. Diese fanden auch nichts dagegen zu erinnern, daß die Beichte unmittelbar vor dem Abendmahl gehalten werde. Andere wollten die Beichte zwar vor Anfang des sonntäglichen Gottesdienstes verlegt wissen, und sie behaupteten, daß dies der zweckmäßigste Ort für die Beichte sey, weil, wenn sie am Tage vorher gehalten werde, die Beichtenden durch die Sorgen und Geschäfte des arbeitsvollen Alltages zu sehr zerstreut würden. Andere dagegen beriefen sich darauf, es sey alte kirchliche Sitte, daß die Beichte am Sonnabend gehalten werde, und dies sey auch nothwendig, damit die Communikanten gehörige Zeit hätten, sich zu besinnen, sich zu prüfen und auf das Abendmahl sich vorzubereiten. Ein Bruder sagte, er habe die alte kirchliche Sitte in seiner Gemeinde wieder hergestellt und die Zahl der Communikanten habe sich gemehrt; um die

Theilnahme zu erleichtern, habe er die Beichte aber auf den Abend verlegt. Was die persönliche Anmeldung zum Abendmahl betrifft, so wurde von allen Seiten zugestanden, daß sie angestrebt werden müsse, weil sie der beste Ersatz für die Privatbeichte sey, und ein rechter Glaubensmuth könne darin viel erreichen, wie einzelne Beispiele es beweisen. Eine lange ernste Besprechung rief die Frage eines Bruders hervor, wie es mit der Beichte des Geistlichen stehe. Solle die Privatbeichte hergestellt werden, so müsse dieser damit den Anfang machen. Einige Brüder behaupten, daß sie die Privatbeichte bereits unter sich eingeführt hätten. Sie legten nach der allgemeinen Beichte vor der Gemeinde ein Sündenbekenntniß ab, nachdem sie auch vorher dem administrirenden Bruder speziell gebeichtet, und empfingen dann die Absolution. Es wurde dabei noch bemerkt, daß solche Privatbeichte auch das beste und sicherste Mittel sey, zwischen Amtsbrüdern, welche an Einer Kirche ständen, ein christliches Vernehmen, das leider in so vielen Fällen getrübt sey, herzustellen und zu bewahren. Von einigen Brüdern wurde auch sogleich der Entschluß kund gegeben, diese Privatbeichte unter sich einzuführen. Von andern ist er gewiß in der Stille gefaßt worden.

Damit hatte diese lehrreiche, ernste und wichtige Besprechung ihr Ende erreicht, weil die Zeit an den Schluß mahnte; da man jedoch fühlte, daß noch vieles nicht gehörig erörtert war, beschloß man, diese Lebensfrage für die Kirche in der nächsten Versammlung wieder aufzunehmen. Der Vorsitzende gedachte im Schlußwort noch einmal der theuern Brüder, welche der Herr seit unserm letzten Beisammensein aus unserer Mitte zu sich gerufen, ermahnte sich und alle, des letzten Abschiedes fleißig und treulich zu gedenken, das Amt wohl und redlich auszurichten, so lange es noch Tag sey, faßte alles in einem brünstigen Gebete zusammen, worauf die Brüder die Hände in einander legten und das Bundeslied sangen: Die wir uns allhier beisammen finden ꝛc. Dann schieden wir von einander voll Dankes für alles, was der Herr uns auch in dieser Versammlung wieder gegeben, und aufs neue gestärkt im Glauben und in der treuen Bruderliebe.

Die Beichte und Absolution.

Zweiter Artikel. (Fortsetzung.)

Hiermit geht der Verf. zu Spener selber über. Wir rechnen seine Darstellung und Critik der Spenerschen Richtung zu den gelungensten Partieen des trefflichen Buches. Eine heilsame Arznei gegen den krankhaften Subjektivismus unserer Tage, die freilich Manchem bitter seyn wird wegen seines verwöhnten Geschmackes und weil sie gegen hergebrachte Vorurtheile verstößt; es kommt aber nur auf den Entschluß an, den Trank einmal herzhaft einzunehmen, Niemanden wird der Versuch gereuen. Wir halten es übrigens für Pflicht, bei dieser Gelegenheit zu bemerken, daß wir unsererseits nicht einmal einverstanden sind mit der das ganze Buch durchziehenden Polemik des Verf. gegen den Begriff der Kirche als der Gemeinde der Heiligen. Wir sagen dies zur Beruhigung derer, welche etwa meinen sollten, bei Annahme der übrigen Resultate des Buches auf diesen ihnen theuer gewordnen und wie auch wir glauben schrift- und bekenntnißgemäßen Begriff verzichten zu müssen. Die Polemik des Verf. trifft auch im Grunde nur den schief, d. i. reformirt, pietistisch und unionistisch gefaßten Begriff. Denn die Kirche Gottes ist allerdings nicht die Gemeinde der angeblich aus dem Geist gebornen, subjektiv mehr oder weniger beliebig Gläubigen, sondern sie ist die durch Gottes lauteres Wort und Sacrament geschaffene und erhaltene, um Gottes lauteres Wort und Sacrament gesammelte Gemeinde der Gläubigen. Wird nur Wort und Sacrament als objektiver kirchenbildender Faktor gehörig erfaßt und betont, so ist damit die ausreichende Antithese gegen alle einseitig spiritualistischen Verflüchtigungen und Auflösungen des Begriffes der Kirche, des gottgestifteten Amtes der Gnadenmittelverwaltungen, wie aller dieser Verwaltung dienstbaren, heilsamen Institutionen und Ordnungen gegeben. — Der Verf. beginnt nun mit einer Charakteristik Speners. Derselbe hatte nicht nur eine sehr genaue Kenntniß lutherischen Wesens, sondern unläugbar auch Verständniß dafür. Er vertheidigt es stets theoretisch gegen Verkennung und Verdrehung, und leidet es namentlich in späterer Zeit nie, wenn seine Anhänger Lutherisches im Princip angreifen. Aber Neigung, Liebe zu lutherischem Wesen hat er dessenungeachtet nicht; jenes Verständniß ist etwas Erlerntes, sein Herz gehörte dem reformirten Wesen. Er schloß sich innerlich nicht an die lutherische Kirche, sondern nur an die einzelne ascetische Richtung an, die sich damals in der lutherischen Kirche fand, weil diese durch den subjectivistischen Zug dem reformirten Wesen verwandt war. Darum giebt er bei jeder Lehr- und Lebensfrage zunächst die Richtigkeit der lutherischen Antwort dar auf zu, den Mangel und Mißbrauch aber sucht er, wenn überhaupt, nur flüchtig in lutherischer Richtung zu beseitigen, alsbald fängt er an, neue Mittel und Einrichtungen vorzuschlagen, die stets reformirten Vorbildern entnommen oder angepaßt sind. Fügen dieselben sich dann in die lutherischen Landeskirchen nicht ein, so seufzt er über die schlechten Zeiten. Seine neuen Einrichtungen besitzen aber meist nur die Kraft, den bestehenden den Todesstoß zu geben, nicht aber sich selbst zu befestigen. So entsteht nichts als eine Bresche, durch welche nachher der Rationalismus eingezogen ist. Diese allgemeine Skizzirung der Thätigkeit Speners wird dann an seiner Einwirkung auf das lutherische Beichtwesen bewahrheitet. Spener redet anerkennend von dem kirchlichen Institut der Beichte und wahr von ihren damaligen Mängeln. Doch will er die Wiederherstellung des Beichtverhörs um der Herzenserforschung der Beichtkinder willen, und übertreibt die an sich ja sehr großen Mißstände. Zuerst nun, wo ihm die Schäden des Beichtstuhls in Frankfurt klar wurden, schlug er den ganz richtigen Weg ein. Er suchte die alte richtige Ordnung, nemlich das Beichtverhör, wieder herzustellen, dessen Mangel der eigentliche Grundfehler war. Als aber der Frankfurther Rath auf seine lutherischen Besserungsvorschläge nicht einging, trat er mit neuen Mitteln und Vorschlägen hervor. Das ganze Beichtwesen war ihm nicht, wie den Reformato-

„vornehmlich um der heiligen Absolution willen" da, es war ihm besonders wichtig als Vorbereitung der Beichtkinder auf die Communion. Die seelsorgliche Beichtunterredung faßte er pietistischer als die Reformatoren, als Erkundigung des inneren Seelenzustandes des Beichtkindes, als ein gegenseitiges Ausschütten der Herzen. Dafür genügte ihm das Institut der Privatbeichte nicht. Der Pastor solle jeden Einzelnen, der sich in der Woche vor der Communion bei ihm persönlich anzumelden habe, auf seine „Studirstube" nehmen, nur da sey der rechte „unverdächtige" Ort, wo er „vertraulich" zu ihm aus dem Herzen zu reden, auch die Zeit habe. Auf diese persönliche Anmeldung der Beichtkinder bei den Pastoren ist seitdem immer von Zeit zu Zeit nicht allein von vielen einzelnen Pastoren, sondern auch von vielen Kirchenregierungen hingearbeitet worden; auch der gewünschte Verordnungsweg ist eingeschlagen; aber erreicht ist sie nicht. Wohl aber hat man, indem man diesem neuen und angeblich viel besseren Mittel nachjagte, die vorhandene Privatbeichte verachtet, das angeblich doch nicht genügende Beichtverhör ihr nicht zurückgegeben, sondern sie ganz entleert, bis sie über den Haufen fiel. So hat man denn nun gar keinen geordneten Weg und Ort für die spezielle Seelsorge. Ferner soll nach Spener die zur Prüfung der Würdigkeit der zahlreichen Communicanten nicht ausreichende Kraft der Pastoren nicht etwa, wie man hätte erwarten sollen, durch Abthuung der bestimmten Communionszeiten, sondern durch Einrichtung eines Aeltesten-Collegiums unterstützt werden, welches die Beichtkinder besser kenne als der Pastor und namentlich in zweifelhaften Fällen allein befugt sey, an Statt der Gemeinde Communion oder Absolution zu versagen. Hinsichtlich der Absolution weicht Spener nur insofern von der lutherischen Lehre ab, daß er sie nur bei dem Bußfertigen für collativ und exhibitiv, dahingegen bei dem Unbußfertigen für wirkungslos hält. So steht Spener zur Absolution ähnlich, wie Calvin zum Abendmahl. Weil er nun eine Wirkung der Absolution zum Gericht nicht kannte und ihm Rechtfertigung und Heiligung in pietistischer Weise etwas in einander flossen, so genügten ihm, was Ertheilung oder Versagung der Absolution betrifft, die von der Lutherischen Kirche aufgestellten Normen nicht. Dieselben ließen ihn namentlich rathlos hinsichtlich der s. g. Zweifelhaften, d. h. Solcher, die nicht in offenbaren Sünden leben, daß man sie ohne Weiteres abweisen könnte, aber derenwegen der Pastor doch in Zweifel über ihre Würdigkeit sey, zu welchen nun die gerechnet werden, bei denen sich „die rechte Probe und Kennzeichen der Wiedergeburt nicht finde", welche dem Pastor bestreiten, daß Tanzen, Spazieren, ins Theater gehen u. s. w. Sünde sey u. s. f.

(Schluß folgt.)

Nachrichten.

Aus Mittelfranken.

In der gründlichen und treffenden Besprechung, welche sie in Ihrem „Vorwort" den jüngsten Vorgängen in unserer Evangelischen

Landeskirche widmeten, berührten Sie nur leise den eigenthümlichen Umstand, daß bei uns „die Spitze des Kirchenregiments außerhalb der Konfession liegt." Ich glaube, daß dieser Umstand von großer Bedeutung für das richtige Verständniß jener Vorgänge und der gegenwärtigen Lage unserer kirchlichen Angelegenheiten ist. Gestatten Sie mir, dies etwas genauer zu ermitteln.

Daß das Staatsoberhaupt, von welchem unsre oberste Evangelische Kirchenbehörde abhängt, nicht selbst der Evangelischen Kirche angehört, — das hatte zunächst für die frühere Zeit die wichtige Folge, daß dadurch der Gedanke ganz fern gehalten wurde, als ob die scharf ausgeprägte lutherisch-kirchliche Richtung, welche diese Behörde in ihrer ganzen Handlungsweise verfolgte, ihr von Oben her vorgezeichnet, Folge persönlicher Anschauungen und Neigungen des Staatsoberhauptes und daher in irgend welchem Zusammenhang mit (politischen) Regierungsgrundsätzen sey. Hätte dieser Gedanke Raum gehabt, so würde ohne Zweifel schon weit früher, schon bei den ersten Schritten, welche unser im Jahre 1852 neu gebildetes Oberconsistorium in jener Richtung that, die öffentliche, allgemeine Aufmerksamkeit, nicht blos diejenige kirchlicher Kreise, hierauf sich gerichtet, Widerstand sich dagegen erhoben und dieser einen theilweise politischen Charakter angenommen haben. So aber blieb der neue Gang der kirchlichen Dinge weit länger vom großen Publikum unbeachtet, politische Stimmungen und Leidenschaften blieben davon völlig unberührt, das Kirchenregiment konnte mit verhältnißmäßiger Leichtigkeit und Sicherheit in Ausführung seines Planes vorwärts gehen und seinem Ziel nahe rücken. Die wichtigsten kirchlichen Kreise hatte es für sich; der größere Theil der Geistlichkeit, besonders der jüngeren und überhaupt energischeren Geistlichkeit, sowie die theologische Fakultät der protestantischen Landesuniversität, arbeitete dem Kirchenregiment willig in die Hände; die Kirchengemeinden fanden sich von seinen Maßnahmen noch nicht unmittelbar berührt; die Tagespresse verhielt sich still und theilnahmlos, die Kreise, von welchen öffentliche Bewegungen und Gegenwirkungen wider das, was von Oben herab geschieht, auszugehen pflegen, hatten weder Anlaß, noch Handhabe, um unserem Oberkonsistorium entgegenzutreten. Es war auch von den ihm so günstigen Beschlüssen der Generalsynode von 1853 und der königlichen Verfügung auf dieselbe in weiteren Kreisen kaum die Rede.

Hieraus erklärt sich leicht die von Ihnen leise getadelte Kühnheit, mit welcher unser Oberkonsistorium die vielbesprochenen Erlasse so rasch auf einander folgen ließ, die etwas zu große Unbesorgtheit, mit der es an die volle Verwirklichung seines Reformplans ging, zugleich aber auch die allgemeine Ueberraschung und Aufregung, welche diese Erlasse, in den Stadtgemeinden namentlich, erregten. Sie wäre ohne Zweifel geringer gewesen, wenn nicht die Vorbereitungen unbeachtet und unbesprochen geblieben wären. Diese Maßnahmen, welche jetzt anfangen sollten, das Gemeindeleben unmittelbar zu berühren und in dasselbe einzugreifen, machten so den Eindruck einer plötzlich hereinbrechenden Erscheinung. Man bekam das Gefühl, daß man versäumt hatte, den ersten, übersehenen Anfängen entgegenzutreten. Um so größer mußte die Hast und Heftigkeit sein, womit man nunmehr das Versäumte einzubringen strebte.

Hierbei wirkte jetzt aber jener Umstand, daß der Landesherr und die Staatsregierung überhaupt, bei jenen Maaßnahmen nicht persönlich, am allerwenigsten mit politischen Absichten betheiligt gewesen, sehr aufmunternd und begünstigend. Eben deshalb ließ sich viel leichter Hoffnung schöpfen, man werde das Staatsoberhaupt für sich ge-

winnen können, als wenn von ihm jene zu bekämpfenden Erlasse im eigentlichen Sinn ausgegangen, wenigstens mit voller innerer Theilnahme sanctionirt gewesen wären. Es erschien auch als politisch ganz ungefährlich und unbedenklich, selbst für Staatsbeamte und Gemeindebehörden, an jener Opposition, als einer rein kirchlichen, Theil zu nehmen, ihr jedenfalls freien Lauf zu lassen; es war sogar möglich zu glauben, vielleicht mache man sich dadurch an allerhöchster Stelle angenehm. Beachten Sie hier noch einen ganz eigenthümlichen Umstand. Es ist ganz und gar nichts Neues, daß man lutherisch-kirchliche Bestrebungen als „katholisirend" verschreit. Es ist auch gar nicht zu verwundern, daß die große Menge, welche so gar keine oder so verworrene Begriffe von dem wahren Wesen des Protestantismus, insbesondere des lutherischen, hat, jene Bestrebungen wirklich als katholisirend ansieht. Das war denn auch bei uns der Ausdruck, welcher der Mißstimmung des Publikums gegen das Oberconsistorium am nächsten lag: „es katholisirt!" Es ist leicht einzusehen, welche ganz besondere Bedeutung dieser Vorwurf einem Kirchenregiment gegenüber gewinnt, das im Namen und unter der Autorität eines katholischen Landesherrn geführt wird. Entweder knüpft sich daran der Gedanke: die Kirchenbehörde will durch ihr Katholisiren sich dem Landesherrn angenehm machen, und die protestantische Bevölkerung, so zu sagen, ihm gegenüber verrathen. Oder, nach Umständen, auch der entgegengesetzte Gedanke: die Kirchenbehörde vergeht sich dadurch an dem Landesherrn, indem sie ihn seinen protestantischen Unterthanen gegenüber blosstellt, ihn dem Argwohn aussetzt, als wolle er durch sie ihren Protestantismus, die Reinheit ihrer Kirche, ihre Gewissensfreiheit antasten. Im vorliegenden Fall lag der zweite Gedanke viel näher, als der erste. Ja, es erhielt dieser zweite Gedanke, ohne ausgesprochen zu werden, doch dadurch einen sehr beredten Ausdruck, daß die Opposition gegen das Oberkonsistorium sofort die Gestalt vertrauensvoller Adressen an den König annahm, worin man gegen „Uebergriffe der geistlichen Gewalt" Beschwerde führte, und von Antastung der „Principien des Protestantismus," sprach, über eine Liturgie und Ordnung des Gottesdienstes klagte, welche „an vielfach bekämpfte, der ursprünglichen Einfachheit und Reinheit unserer Kirche zuwiderlaufende Satzungen und Gebräuche erinnern," folglich so deutlich, als es nur immer schicklicherweise geschehen konnte, die „katholisirende" Richtung des Oberkonsistoriums dem Könige vorstellte, und diesen an die „gleiche Huld und Liebe" erinnerte, womit Sr. Majestät „erhabenes königl. Herz alle Baiern umfasse." Es blickte die Erwartung durch, der König werde es den Beschwerdeführern Dank wissen, daß sie rechtzeitig seine Aufmerksamkeit darauf hinlenkten, wie leicht Er an Vertrauen bei seinen protestantischen Unterthanen einbüßen könnte, wenn Er diese Kirchenbehörde fernerhin frei gewähren ließe.

Daß diese der Sache von Seiten der Opposition geschickt gegebene Wendung die beabsichtigte Wirkung nicht ganz hervorbrachte, zeigt die trotzdem erfolgte Königl. Genehmigung der Ansprache des Oberkonsistoriums vom 8. Nov. und die allerhöchste Entschließung vom 27. November, welche nicht nur erklärte, daß die erhobenen Beschwerden nicht als gesetzlich begründet erachtet werden können, sondern auch beifügte, „es lasse jene Vorstellung die unbefangene Beurtheilung und Begründung in Hinsicht auf thatsächliche und ernstliche Verhältnisse vermissen." Aber die von Ihnen beklagten Zugeständnisse, welche diese allerhöchste Entschließung dabei doch der kirchlichen Bewegung macht, hatten gewiß zu einem nicht geringen Theil ihren Grund in jener besonderen Rücksicht, welcher eine katholische Staatsregierung sich nicht wohl entziehen kann, der Rücksicht, daß sie jeden Schein vermeide, als ob sie eine Richtung der von ihr abhängigen Protestantischen Kirchenbehörde, die ein großer Theil der protestantischen Bevölkerung als eine „katholisirende" ansieht, begünstige und zwar gerade deshalb sie begünstige, weil sie wirklich katholisirend sey.

Ueberhaupt aber befindet sich eine katholische Staatsregierung, bei welcher die ihr untergeordnete protestantische Kirchenbehörde von einem großen und namhaften Theile der protestantischen Bevölkerung beschuldigt wird, eine einseitige Parteirichtung — wäre es auch keine „katholisirende" — zu verfolgen, in einer, wie nicht zu verkennen ist, — eigenthümlich schwierigen Lage. Gerade je gewissenhafter und zarter sie die Aufgabe auffaßt, welche ihr aufliegt, sich auf eine blos formelle Oberleitung des Protestantischen Kirchenregiments zu beschränken, und dabei der Protestantischen Kirche materiell volle Selbstregierung zu gewähren, sich eines selbstständigen Urtheils in protestantisch-kirchlichen Dingen zu enthalten, und das eigene Urtheil der Protestantischen Kirche zur Richtschnur ihres Handelns in Beziehung auf dieselben zu nehmen, um so größer muß in einem solchen Fall ihre Verlegenheit seyn. Sie kann so wenig ohne Weiteres das Urtheil der beschuldigten Kirchenbehörde, als das der protestantischen Ankläger derselben für das Urtheil der Protestantischen Kirche ansehen. Im vorliegenden Fall hatte freilich die angeklagte Kirchenbehörde eine sehr angesehene theologische Fakultät der Landesuniversität und die Generalsynode von 1853 für sich. Allein gerade von der letzteren hatte man der Staatsregierung gesagt, es habe auf ihr nur eine „momentan siegreiche Partei" die Oberhand gehabt. Und die eben zur Zeit der Beschwerdeerhebung vollzogenen neuen Kirchenvorstandswahlen ergeben allerdings, daß diese „Partei" der Kopfzahl nach gegenwärtig nicht eben sehr stark sey.

Hiernach ist es begreiflich, daß die Bayrische Staatsregierung einstweilen eine zurückhaltende, abwartende Stellung einnehmen und eine solche auch von dem Oberkonsistorium verlangen zu müssen glaubte, bis die nahe bevorstehende Generalsynode sich ausgesprochen haben wird.

Hoffen wir nun, daß sie die Stimmen, welche auf dieser Generalsynode sich werden vernehmen lassen, nicht blos zählen, sondern vor Allem wägen werde! Alle Bestrebungen derjenigen, welche es bei uns treu mit der Kirche meinen, müssen jetzt hauptsächlich auf das Ziel gerichtet seyn, daß auf der bevorstehenden Generalsynode aus allen Theilen und Schichten der Landeskirche heraus den Grundsätzen, zu welchen das Oberkonsistorium in seiner Ansprache vom 8. November sich bekannt hat, mit einer Kraft und Entschiedenheit Zustimmung bezeugt werde, welche der Staatsregierung keinen Zweifel mehr darüber lassen kann, jene Ansprache sei der richtige Ausdruck der Gesinnung des wahren Kerns der Landeskirche. Die Majorität der Generalsynode braucht dann das Kirchenregiment nicht für sich zu haben.

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz. Druck von Trowitzsch und Sohn.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1857. Mittwoch den 13. Mai. № 38.

Die Beichte und Absolution.

Zweiter Artikel. (Schluß.)

Die offenbar Unbußfertigen darf nach Spener der Pastor ausschließen, die offenbar Bußfertigen zulassen, weil die Kirche ihm dazu die Befugniß ertheilt habe. Aber über die Zweifelhaften, welche er nach alten lutherischen Begriffen nach geschehener Vermahnung absolvirt haben würde, könne nur ein Aeltestenrath, ein Collegium von Presbytern, ein „Kirchengericht" entscheiden. Das Amt der Schlüssel komme ja überhaupt nicht den Pastoren oder der Obrigkeit als Kirchenregiment, sondern der ganzen Gemeinde als der „Brüderschaft" zu, welche darüber zu urtheilen habe, wen sie zum Bruder haben will, und wer an den Gütern der Brüderschaft, d. h. an den Gnadenmitteln Theil haben solle oder nicht. Daher muß die Gemeinde durch gewählte Aelteste vertreten werden, welche sich seelsorgerlich um die Gemeinde zu bekümmern, die Communicanten zu prüfen habe, des Pastors Gewissen in zweifelhaften Fällen salviren und den Bann aussprechen, welcher nicht als Ausschließung von den Gnadenmitteln, sondern aus der Gemeinde, aus der „Brüderschaft" gefaßt wird. Spener stellte also die ganze Besserung der „Beichte und Absolution" wie der Kirchendisciplin auf zwei neue Mittel: auf die persönliche Anmeldung der Communicanten beim Pastor, durch welche er das Beichtverhör ersetzen und verbessern, und auf die Einrichtung von Aeltestencollegien, als „Kirchengerichten", durch welche er der in Verfall gekommenen Handhabung des Bindeschlüssels aufhelfen wollte. Die letztere Einrichtung ließ sich aber ebenso wenig in der Lutherischen Kirche durchführen, als die erstere. Dieses Spenersche Aeltestencollegium würde die Bedeutung und Stellung der Obrigkeit, wie des Lehrstandes in der Kirche zu Gunsten der Gemeinde paralysirt haben, und hätte deshalb practisch überall als unhaltbar sich erweisen müssen, abgesehen von der chimären Voraussetzung der empirisch vorhandenen Gemeinde als einer Gemeinde der Heiligen; und wo war denn die Garantie, daß die Aeltesten ihr Amt besser verwalten würden, als Pastoren und Consistorien? Ein pietistischer Pastor fragte bei Spener an, ob er nicht seiner ganzen Gemeinde das Abendmahl fürs Erste versagen müsse, weil sie durchweg aus Unwiedergeborenen bestände. Aus diesem Einen Beispiel läßt sich ermessen, welche Dinge wohl ein aus pietistischen Leuten (die Spener doch vorzugsweise dazu gewünscht haben würde) zusammengesetztes Gemeinde-Kirchengericht vorgenommen haben möchte. Spener selbst verzweifelte denn auch an der Ausführbarkeit des Gedankens; er so wenig als seine Nachfolger haben ihn verwirklicht. Aufgegeben jedoch hat er seine Pläne nicht. Vielmehr zieht er aus ihrer Nichtdurchführbarkeit den Schluß, daß der Kirche nicht zu helfen sey. Das Verderben leitet er aus der vorhandenen kirchlichen Organisation ab, ja, der Widerstand, den das historisch Bestehende seinen ideologischen Plänen entgegensetzte, machte ihm dieses Bestehende so widerwärtig, daß er mit einer gewissen Freude oder Trost auf den gewaltsamen Umsturz desselben rechnet, weil sich dann auf den Trümmern desselben sein Bau werde aufführen lassen. Diese gründliche Verstimmung Speners gegen das geschichtlich Bestehende ist, wie der Verf. sehr richtig bemerkt, bei seiner großen Einwirkung auf Gegenwart und Folgezeit schon an sich selbst von den nachtheiligsten Folgen gewesen. Diese Phrasen, daß die Kirche keine Verfassung habe, daß die „Gemeinde" unterdrückt werde, daß die Consistorien eigentlich illegitime Behörden seyen, daß das landesherrliche Kirchenregiment eigentlich auf Raub beruhe, daß die Reformation nicht fertig geworden, daß aber aller Segen erscheinen werde, wenn man nur die „Gemeinde" wieder in ihre Rechte einsetze — sie sind bis auf den heutigen Tag repetirt worden, und bilden die jederzeit fertige Angriffswaffe, wo sich in Lehr- oder Lebensgestaltung Lutherisches blicken läßt. Diese Phrasen haben nothwendig die Kirchenregierungen in den Gemüthern der Gemeinden schlecht gestellt, ja die Kirchenregimente selbst haben sich nicht selten von diesen Phrasen berücken lassen, sich ihrer eigenen Gewalt als einer nicht legitimen geschämt, und nicht gewagt, zu thun, was ihres Amtes war. Die Spenersche Doctrin hat sich aber auch weiter sofort practisch, direct zerstörend und zersetzend erwiesen. Insonderheit gilt dies für Beichte und Absolution. Die Gewissensnoth der Pastoren bei Verwaltung der Schlüssel beruhigt er durch den Hinweis auf die Verantwortung derer, welche die Schuld des verwirrten Zustandes, des jetzigen confusen Status, tragen; die Prediger mögen flicken, so viel sie eben können. Ebenso sündigt der Pastor nicht, wenn er einen Unwürdigen zum Abendmahl zuläßt, den er nach der bestehenden Verfassung nicht zurückweisen kann; er soll aber solche, bei denen er zweifelhaft ist, (bei denen er „keine rechte Probe und Kenntniß der Wiedergeburt" findet), ermahnen, selbstwillig zurückzubleiben, und wenn sie das nicht wollen, ihnen die Absolution bedingungsweise („wenn du Reue und Glauben hast, so —", was Luther den „Fehlschlüssel" ge-

nannt hatte) ertheilen — zwei Rathschläge, die allem lutherischen Brauch zuwiderlaufen. Was die Kirchendisciplin betrifft, so übt Spener gegen die Ablösung der Kirchenstrafe durch Geld, gegen ihren Nachlaß bei Vornehmen eine äußerst milde Praxis, eben im Verzweifeln an Abhülfe des Uebels. Dabei begünstigt er die Auskunft, vor der Privatbeichte mit den Confitenten allgemeine Beichte und Absolution am Altare vorzunehmen, ein Weg, die letztere an die Stelle der ersteren zu bringen. Die Wahl des Beichtvaters sollte frei seyn, um des rechten Vertrauens willen. Er kämpft gegen die Beichtformeln, jeder solle sein Herz frei ausschütten. Die Beichtformel will aber nur dem, der das nicht versteht, und die wenigsten Gemeindeglieder verstehen es, den richtigen Ausdruck geben, in welchen er sein Herz hineinlege, und ihn belehren, was er im Herzen haben müsse, um richtig zu beichten. Die Polemik Speners hat nur das Resultat gehabt, daß die guten Beichtformeln außer Uebung, und dann schlechte an die Stelle gesetzt wurden. Die Privatbeichte wünschte er nicht auf eigene Autorität von den Pastoren abgeschafft, aber frei gegeben — eine Freiheit, welche denn nicht nur den pietistisch Befangenen, sondern auch den Libertinern in den Gemeinden zu Statten kommt. Nachher hat man allenthalben verordnet, daß mit den Gemeindegliedern je nach ihrem Wunsch und Begehr die Privatbeichte oder die allgemeine Beichte gehalten werden solle. Die Folge ist dann gewesen, daß die Privatbeichte ganz bei Seite geschoben ist. Das Beichtgeld endlich wäre nach Spener besser abgeschafft. Die seitdem über ein Jahrhundert lang darüber gepflogene Verhandlung erstrebte eigentlich unter diesem Vorwande die Abschaffung der Beichte selber. „Und so kam es, daß in der Zeit, als ein ordentlicher Professor der Theologie mit der kritischen Verwerfung eines biblischen Buches debütiren mußte, ein Pastor nicht besser glaubte zu Ehren kommen zu können, als wenn er mit seiner Gemeinde die Abschaffung des Beichtgeldes fertig machte." Aus dem Allen konnte — so viel liegt nun ohne Ausführung zu Tage — bei dem großen Einflusse Speners auf die Kirche nichts Anderes hervorgehen, als die allmälige Abschaffung des lutherischen Beichtwesens und die Umwandlung desselben in die reformirte Gestaltung desselben als sogenannte allgemeine Beichte und Absolution, so wie der gänzliche Verfall der Kirchendisciplin ohne allen Ersatz. Spener sollte selbst noch erleben, wie sich dies einleitete. In der an die eigenmächtige Aufhebung der Privatbeichte durch den Berliner Prediger Schade (1697) sich schließenden Agitation für Freigebung der Beichte zeigte sich zuerst die Verbindung des Pietismus und der Freigeisterei gegen das Institut. Die Regierung gab nach, und es that seine Wirkung: die Privatbeichte, zwischen die Anmeldung beim Pastor und die allgemeine Beichte als eine den Liebhabern alter Vorurtheile (den antiqui moris zelotis, wie Spener sagt) gemachte Concession hineingestellt, verschwand allmälig; die Anmeldung beim Pastor, die nicht durchzuführen war, verschwand auch oder kam auch nie recht in Uebung; und die allgemeine Beichte blieb allein übrig. Da ist der ganze traurige Gang vorgebildet, den die Sache weiter nahm: der Pietismus „suchte die Freiheit" von der Privatbeichte; der Rationalismus, die Aufklärung schloß sich mit ganz anderen Tendenzen und aus ganz anderen dogmatischen Gründen diesem „Freiheit suchen" an; die Leiter der Kirchen gingen halb aus Sympathie, halb aus Concession und Furcht, hie und da auch aus Politik darauf ein; man stellte erst das alte Beichtwesen und die neuen Mittel zur beliebigen Auswahl, und schaffte dann das alte lutherische Beichtwesen von Land zu Lande ab, um dafür das reformirte Beichtwesen einzutauschen, das weder die Dienste des alten Beichtwesens thut, noch die Desiderien Speners befriedigt. Der Verf. erinnert dann noch kurz an die hierhergehörigen geschichtlichen Data.

Die lutherische Orthodoxie verfehlte in ihrem Kampfe, auch für die Privatbeichte, nicht nur die Form, sondern zum Theil auch den Inhalt selbst. Deutschmann z. B. suchte den Beweis für die göttliche Einsetzung der Privatbeichte als formirten Institutes daraus zu führen, daß Gott schon im Paradiese den Adam und die Eva in den Beichtstuhl genommen habe. Auch fehlte jedes Aufzeigen der practischen Momente der zu vertheidigenden Sachen, jedes Beziehen derselben auf die menschlichen subjectiven Bedürfnisse; nach dieser Seite hin war der Pietismus seinen Gegnern überlegen. So hat die Orthodoxie die Privatbeichte u. s. w. nicht geschützt. Wir unsererseits meinen freilich, daß auch ein besseres Vertheidigungssystem sie nicht geschützt hätte, denn solche Zeitströmungen wollen einmal ausbrausen. So lange die Fluthen hoch gehen, ist gemeiniglich wenig zu machen; glücklicher Weise pflegen die Fluthen sich allmälig von selbst zu verlaufen; dann muß man suchen, die angerichteten Verwüstungen wiederum in den alten Stand zu setzen — Speners Schüler gingen weit über ihn hinaus. Lange bestreitet die collative Kraft der Absolution schon durchaus. Dazu trat die Meinung, daß ein Prediger, der den heiligen Geist nicht habe, nicht absolviren könne, und an diese und ähnliche Ausschreitungen des Pietismus schlossen sich dann die Enthusiasten und Schwärmer mit ihren destruktiven Tendenzen an. Bereits ging der Rationalismus mit ähnlichen Bestrebungen nebenher. Gegen Beichte und Absolution trat er zuerst von juristischer Seite her auf. Titius läugnete (1701) das Recht des Pastors, einem offen unbußfertigen Sünder Absolution und Abendmahl zu verweigern, Thomasius eximirte (1706) den Landesherrn, welcher summus episcopus sey, vom Bindeschlüssel. Alle rationalistischen Argumente gegen Beichte, Absolution u. s. w. finden sich schon in ihren Schriften. Seit der Mitte des 18ten Jahrhunderts trat dann der Rationalismus auch in die theologischen Kreise und durch sie in die Kirche über. Da der Rationalismus ein Wort Gottes, zumal ein kräftiges nicht kannte, so hatte die Absolution für ihn gar keinen Sinn. Nach seinen Anschauungen vergibt der Mensch sich seine Sünden selber, wenn oft ers nöthig hat. Dennoch erhielt die rationalistische Geistlichkeit das Kirchengerüst möglichst aufrecht, weil sie sich sonst ihr eigenes Haus abgebrochen hätte, und weil sie die wenigsten in traditioneller Weise immer noch in dem Alten fortlebend

Gemeinden in bösem Gewissen fürchtete. Doch entleerte der Rationalismus die stehengelassenen Institutionen möglichst von christlich-kirchlichem Inhalt. Er schloß sich an die pietistischen Bestrebungen gegen Privatbeichte und Absolution an und setzte an ihrer Stelle die Einführung der allgemeinen Beichte und Absolution mit Formeln rationalistischen Inhalts durch. Von der Kirchendisciplin verblieb im 18ten Jahrhundert nur die zur Polizeistrafe herabgesunkene Armesünderbank der Gefallenen, welche in den letzten Jahrzehenden ebenfalls verschwand. Der Weg zur gänzlichen Abschaffung der Privatbeichte ging durch kirchenregimentliche freigebende Verordnungen und Nebeneinführung der allgemeinen Beichte hindurch. Daran schloß sich die Verlegung der Beichthandlung unmittelbar vor die Communion oder wenigstens vor den Sonntagsgottesdienst, und die Aenderung in den Beichtformeln. Die alten Beicht- und Absolutionsformeln verschwanden seit der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts. Es traten dafür Formeln an die Stelle, die wahrhaft erschreckend waren, so daß man ohne alle Uebertreibung sagen kann: In Millionen Fällen, daß in den letzten funfzig, sechzig Jahren Pastor und Gemeindeglieder zusammengetreten sind in der Meinung zu beichten und zu absolviren, ist weder gebeichtet noch absolvirt worden. Es ist dies einer der schlimmsten Punkte des jetzigen Bestandes. — Das ist die Gestalt oder Ungestalt, die das Beichtwesen seit Spener angenommen hat. Was Spener wollte, persönliche Anmeldung der Communicanten beim Pastor, eingehendere seelsorgerliche Unterredungen des Pastors mit den Confitenten, Gemeindekirchengerichte, alle diese neuen Mittel haben wir nicht bekommen; aber was sich damals noch hätte wiederherstellen lassen, als das Beichtverhör und die Versagung der Absolution, haben wir nicht wieder bekommen; und was wir damals noch hatten, nämlich Privatbeichte und Privatabsolution, haben wir verloren, ja wir haben die gottesdienstlichen Stellen und Stunden dafür und die Gewöhnung der Gemeinden daran auch eingebüßt. — Allerdings hat sich nun auch eine Reaction gegen diesen Zustand gezeigt. Nie sind die Stimmen ganz verstummt, welche für die Privatbeichte gesprochen haben; selbst aus dem rationalistischen Lager sind einige dergleichen laut geworden, unter ihnen Bretschneider und — Göthe. Dichter und Laien natürlich werden diese Stimmen, je näher wir der Gegenwart kommen. In den letzten Jahren hat auch wohl hie und da ein Kirchenregiment die Heilsamkeit der Privatbeichte mit öffentlichem Wort anerkannt. Auch haben wohl einzelne eifrige Pastoren Hand angelegt, und in ihren Gemeinden wieder auf die rechte Ordnung zurückgelenkt. Doch diese Reaction Einzelner hat bisher nicht durchdringen können, und weder die neueren Agenden, noch viel weniger die Liturgik der Gegenwart haben etwas des verschütteten Segens erhalten oder wiedergewonnen. In practischer Beziehung stehen wir immer noch auf dem Punkte, auf welchen wir durch den Pietismus und Rationalismus gekommen sind: wir haben immer nur die allgemeine Beichte. Der Verf. führt vier verschiedene Formen auf, unter denen dieselbe jetzt vorkommt; die vollste derselben wonach Einer der

Confitenten die Beichte spricht, die übrigen bejahen und dann Jedem einzeln unter Handauflegung die Absolution gesprochen wird, ist in Mecklenburg meistens üblich.

Nach dieser gründlichen und umfassenden Darstellung der Geschichte des Beichtwesens behandelt dann der Verf. schließlich in der Kürze (S. 491—512) noch die Frage: „Was ist nun zu thun?“ Unser gegenwärtiger Zustand ist nicht Fortschritt, sondern Zurückgesunkensein von einstiger Höhe geschichtlicher Entwickelung, Verschleuderung kirchlichen Erbes, Verarmung der Kirche an einst von ihr besessenen pädagogischen, ascetischen und seelsorgerlichen Mitteln; die Lutherische Kirche darf daher nicht ruhen, bevor sie nicht sich des Reichthums ihres geschichtlichen Erbes vollständig wieder bemächtigt hat. So liegt die Sache, wenn wir sie historisch betrachten. Anders aber, gibt der Verf. zu, stelle sich die Frage, wenn wir sie practisch ansehen. Da könne sich wohl die Meinung geltend machen, daß so tief der Verfall des alten Beichtwesens zu beklagen, doch die Wiederherstellung desselben unmöglich sey. Schon ein Versuch dazu würde die Kirche erschüttern, und zwar fruchtlos, da er mißlingen müßte; wir müßten uns also begnügen lassen an dem, was wir haben. Angenommen nun, daß sich dies wirklich als die schließliche Antwort ergäbe, so wäre dann freilich nach der Meinung des Verf. das Sprechen der Beichte durch einen Confitenten und die Absolution des Einzelnen, wo sie besteht, noch abzuthun. Der Geistliche hätte dann nach einer Beichtrede eine Beichte vorzusprechen, darnach in articulirten Fragen den Confitenten die Beichte abzufragen, und darauf ihnen die allgemeine Absolution zu sprechen. Selbstverständlich nicht die Beichtrede, wohl aber die vom Pastor vorzusprechende Beichte, die articulirten Fragen, und die Absolutionsformel müßten in diesem Falle strenge formulirt werden. Die Absolutionsformel endlich würde in diesem Falle nur annunciativ sein können, da eine collative Formel nur dann anwendbar sey, wenn die Absolution wirklich dem Einzelnen auf von ihm geschehene Beichte angeeignet wird. Diesen Forderungen entsprechen in neuerer Zeit die Formulare des Würtemberger Kirchenbuches und des Bairischen Entwurfes. Nur habe man daran freilich nicht eine wirkliche „Beichte und Absolution“, sondern im Grunde Nichts als gemeine Predigt des Gesetzes und Evangeliums, welche in der Form der allgemeinen Beichte und Absolution mit dem schädlichen Scheine tausche, als ob in ihr wirklich nun das Wort zur That gemacht würde, während dies im Grunde doch nicht der Fall sey. Dazu käme denn noch eine Reihe anderer äußerst wichtiger Momente. Die lutherischen Bekenntnißschriften sprächen laut und entschieden aus, daß die Privat-Beichte und Absolution nicht abgeschafft werden solle. Die Lutherische Kirche könne sie also nicht bleibend und grundsätzlich daran geben. Der Beichtstuhl sey die geordnete Stätte für die specielle Seelsorge, wodurch der Pastor allein an alle Glieder seiner Gemeinde kommen könne. Das pflichtmäßige Abhalten der Unwürdigen und Unvorbereiteten von der Absolution, vom Abendmahl, sey in genügendem Grade nur möglich durch das Mittel der Beichtunterredung. Damit hängt dann wieder das ganze Disciplinarwesen zusammen. Endlich wird auch das subjektive Heilsbedürfniß, das Sehnen der christlichen Gemüther darnach sich nur durch Herstellung der „Beichte und Absolution“ befriedigen lassen. Die Luth. Kirche könne es nicht vergessen, daß sie einmal die „Beichte und Absolution“ gehabt hat. Darum müssen wir zu der luth. „Beichte und Absolution“ zurück. Dieselbe könne nun freilich nicht von Kirchenregimentswegen plötzlich decretirt und eingeführt werden. Nicht das Kirchenregiment könne die „Beichte und Absolution“ wieder einführen, sondern nur die Pa-

stören können sie wiederherstellen. Sie müssen zuerst und vor allen Dingen den Gemeinden wieder in Predigt und Katechese sagen, was Beichte und Absolution, Beichten und Absolviren ist. Dann schreite man zur That. Die erste That sey die Wiederherstellung der Privatabsolution unter Handauflegung. Sie ist das, worauf Alles abzielt, ein seliges und köstliches Ding. Sie ist zu conserviren, wo sie besteht, und kann auch sogleich nach Verständigung und Belehrung der Gemeinden, ohne daß Widerspruch zu befürchten wäre, wiedereingeführt, selbst durch das Kirchenregiment verordnet werden, wo sie nicht mehr besteht. Dabei purificire man zugleich die Absolutionsformeln. Die Formel muß collativ lauten und so kurz wie möglich seyn. Die Wiedereinführung der Privatabsolution erfordert aber ernste Vorbereitung der Confitenten, damit sie dieselbe zum Segen und nicht zum Gerichte empfangen. Die Pastoren haben auch in dieser Beziehung namentlich in der Beichtrede für die treue Belehrung ihrer Gemeinden zu sorgen. Sie müssen dann aber auch wieder anfangen, die Absolution und die Communion den in öffentlich bekannten groben Sünden Dahinlebenden, wenn sie auch nach geschehener ächt beichtväterlicher, d. i. heimlicher und vertraulicher, geistlicher und liebreicher Vermahnung in denselben verharren, ohne Ansehen der Person zu versagen. Auch hierfür werden sie das Urtheil aller nur sittlich ernst Gesinnten in der Gemeinde auf ihrer Seite haben. Wenn wir nur erst diese heimliche Abweisung wieder üben, wird das sittliche Bewußtseyn der Gemeinden über alles Erwarten rasch wachsen. Und indem wir diese wieder üben, haben wir dann hieran den größten Theil der Kirchendisciplin wieder. Die Wiederaufnahme der öffentlichen Kirchenbuße nicht als Strafe, sondern als Reconciliation könnte bei denjenigen entlassenen Sträflingen beginnen, welche wirklich reuig und dazu bereit sind. So würde auch die Gemeinde sie wieder ans Herz nehmen, und es würde ihnen geholfen seyn. Das Kirchenregiment hat die Pastoren bei dem Versagen der Absolution, wenn sie richtig dabei verfahren, zu schützen. Doch die Kirche hat nicht bloß abzuwehren und zu versagen, sie hat vielmehr Alle zur rechten Würdigkeit zu bereiten. Dazu ist die Privatbeichte nothwendig, welche die Privatabsolution voraussetzt und zu der sie hintreibt. Hierzu ist vor allen Dingen wieder Belehrung der Gemeinden nothwendig, damit die Vorurtheile widerlegt und die einzelnen Theile der Privatbeichte allmälig mit eigener Lust und Liebe der Gemeinde wieder aufgenommen werden. Der Verf. räth dabei folgenden Weg einzuschlagen, der übrigens in Mecklenburg von dem noch vorhandenen kirchlichen Herkommen unterstützt, rascher und leichter durchzuführen seyn möchte, als vielleicht anderswo. Der Pastor lasse zu Anfang die Beichte wieder von einem der Confitenten sprechen, statt sie selber vorzusprechen, damit die Gemeinden wieder den Gedanken fassen, wie der Beichtende beim Beichten selbstthätig seyn müsse. Die Anderen stimmen dann durch ihr Ja nicht dem zu, was der Pastor, sondern was der Beichtende gesagt hat. Der Pastor muß aber vorher einen der Beichtenden durch Bitten zum Sprechen der Beichte zu gewinnen suchen. Gelingt ihm dies nicht, so muß er für diesmal die Beichte selber sprechen. Diese Bemühungen werden Jahre lang fortgesetzt werden müssen. Man muß dabei dafür sorgen, daß die Leute eine gute Beichtformel wissen, welche vornehmlich in den Schulen von allen Schülern zu lernen seyn wird. Dies Sprechen der Beichte durch einen Confitenten kann aber nur eine Vorstufe zu der Beichtunterredung mit den Einzelnen seyn. Es wird für dieselbe zunächst die Zeit zu schaffen seyn. Man muß das Abkündigen der Communion auf gewisse Sonntage, welches massenweisen Zudrang erzeugt, abthun und suchen, die Communione wieder auf alle Sonntage des Jahres zu vertheilen. Auch wer den wir die Sonnabendsbeichte wieder haben müssen. Die Gemein den müssen dazu willig gemacht werden und das Kirchenregimen muß helfen, daß die von Brod- und Dienstherrschaften Abhän gigen zur Sonnabendsbeichte zu kommen die Freiheit erlangen Und wenn dies Alles vollbracht ist, wenn die Gemeinde wieder an die Privatabsolution und an das Sprechen der Beichte vom Confitenten gewöhnt ist, wenn durch Vertheilung der Communicantenmassen und durch Wiedergewinnung der Sonnabendsbeichte wieder Raum und Zeit geschafft sind, ja wenn dies unter fortgehender Belehrung in Predigt, Seelsorge und Katechese Jahre lang wieder in Uebung gewesen ist — dann kann der letzte Schritt gethan, und die Beichtunterredung wieder aufgenommen werden, allerdings nicht mit Einem Male mit der ganzen Gemeinde und nicht zwangsweise. Mit der Freistellung der allgemeinen Beichte neben der üblichen Privatbeicht ist die Privatbeichte abgethan; und mit der Freistellung der Privatbeichte neben der üblichen allgemeinen Beichte müssen wir die Privatbeichte wieder gewinnen. Und es wird gehen ohne Frage. Lang und mühsam ist der Weg, aber er führt zum Ziele. So von Schritt zu Schritt unter steter Verständigung der Gemeinde vorgehend, so denselben Weg, auf dem man von der „Beichte und Absolution" abgekommen ist, wieder zu ihr zurückwandelnd, kann man sie wieder finden. Nur kommt hierbei Alles an auf die Treue und Beharrlichkeit der Pastoren!

Wir sehen nur nicht ein, warum mit der Freistellung der Privatbeichte neben der allgemeinen so lange zu warten sey, bis alle jene vorbereitenden Schritte bei der ganzen Gemeinde durchgesetzt sind. Wir halten es vielmehr für das Wichtigste, daß mit dieser Freistellung sogleich vorgegangen werde. Die Kirche schuldet das den Gläubigen. Das Bedürfniß dafür ist in ihnen ohne Zweifel vorhanden, wenn auch bei Vielen unbewußt. Sie müssen nur darüber recht belehrt und verständigt werden. Jene anderen, auf die ganze Gemeinde abzielenden, vorbereitenden Maßnahmen mögen nebenher gehen. Wir glauben aber, daß die partielle, auf die Freiwilligkeit gestellte, wenn auch dringend anempfohlene Wiederaufnahme der Privatbeichte auch am raschesten zum Ziele der allgemeinen Wiedereinführung derselben verhilft. Gibt der Herr Gnade, so wird der anfänglich kleine Stamm der Privatbeichtenden in den Gemeinden bald wachsen, Zweige gewinnen und sich ausbreiten. Bei der Mehrzahl derer, die heut zu Tage überhaupt noch zum Abendmahle gehen, kann man voraussetzen, daß, wenn sie über den Segen des Institutes der Privatbeichte nicht nur durch das Wort des Pastors, sondern auch derer, die denselben erfahren haben, recht unterrichtet und ihre Vorurtheile überwunden sind, sie sich freiwillig allmälig hinzufinden werden. Freilich gilt es hier nicht nur Geduld, sondern auch Weisheit der Heiligen, und namentlich der mit dem Amte betrauten Pastoren unter ihnen; vor allen Dingen aber, daß diese das Wort recht zu theilen, und was es um die Privatabsolution sey, gründlich verstehen, damit sie die Privatbeichte nicht etwa in pietistischer, sondern in lutherischer, d. i. in ächt evangelischer Weise zu haben vermögen.

Wir scheiden von dem verehrten Verf. mit wiederholtem Danke für empfangene Belehrung, Anregung und Erbauung auf dem festen, lauteren Grunde des Wortes Gottes, und von den Lesern mit der erneuten Aufforderung, unsere Skizze sich als Anreizung zur eigenen Lektüre dienen zu lassen.

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz. Druck von Trowitzsch und Sohn.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1857. Sonnabend den 16. Mai. № 39.

Ueber die Zustände der Evangelischen in Italien.

Eine vollständige Uebersicht der Gemeinden Evangelischer in Italien würde im nördlichen Italien diejenigen zu Mailand und Venedig, zu Turin, Genua und Nizza, im mittleren Italien die zu Rom, Florenz und Livorno, im südlichen die zu Neapel und Palermo umfassen. Der gegenwärtige Bericht wird die meisten derselben berühren, und gründet sich das Mitgetheilte meist auf die Anschauungen des Aufenthaltes in den betreffenden Städten im letzten Herbst.

Beginnen wir bei den Zuständen der Evangelischen im Königreich beider Sicilien, wo wir den größten Ansammlungen der evangelischen Deutschen begegnen. Wir fassen hier zuerst die Stellung der evang. Schweizertruppen zu Neapel und Palermo ins Auge, demnächst die der Civilgemeinde zu Neapel.

Die Zahl der ev. Schweizer wird überhaupt zu zwei Drittel der Gesammtzahl der Truppen angenommen, d. h. zu 8000, indem überhaupt 10,000 Schweizer in Neapel und Umgegend ihre Stellung haben, 2000 in Palermo und Sicilien.

Der König von Neapel hat sich in der Kapitulation der Schweizerregimenter verpflichtet, die Evangelischen durch Diener ihrer Kirche zu versorgen, ihnen auch die erforderlichen kirchlichen Räume zu gewähren.

In der That wurde zu Neapel die verlassene Kirche S. Carlo d'arena zu diesem Zweck hergestellt, und nicht minder ins der kirchlichen Gebäude in dem Militär-Etablissement zu Palermo.

Der Erzbischof sah den Restaurationsarbeiten ruhig zu, griff aber, sobald jene vollendet, zwischenein und erklärte mit voller Entschiedenheit, die Kirche werde nimmer die Auslieferung eines ihrer kirchlichen Gebäude für den Cultus der Abtrünnigen dulden, was sie nur für Profanation erkennen könne. Der König, dessen Privatcharakter allgemein hochgehalten wird, hat sich diesem Spruch, obschon durch sein Königswort zum Gegentheil verbunden, unterworfen. Als Römischer Christ und mit seinem Gewissen ganz den Würdenträgern der Röm. Kirche hingegeben, wagt er das Gelübde des Königs nicht zu erfüllen, auch an denjenigen nicht, welchen er nach der allgemeinen Annahme allein die Erhaltung des Thrones verdankt. Und diese Priester tragen kein Bedenken, den Bruch des Königswortes zu fordern, auch auf die Gefahr hin, wenn etwa die Schweizer ihre Hand zurückzögen, zugleich mit dem Thron und König zu fallen. Das ist Römische Consequenz und Entschiedenheit, die uns Evangelische immerhin beschämen und ermuntern mag, im Dienst und auf den Wegen der wahren Kirche nicht geringere Treue zu zeigen!

Die Schweizer dagegen, die um ihres Wortes willen einem fremden König Treue bewiesen bis zum Tod, und dessen Thron bei der letzten Revolution unter den mörderischen Angriffen der Rebellen mit Strömen Blutes ihrer Tapfern erhalten, haben bisher nicht die Verpflichtung erkannt, die Erfüllung eines Königswortes mit Entschiedenheit zu fordern, obschon dadurch nicht minder ihr sittliches, christliches und kirchliches Leben bedingt ist, als es die Ehre ihrer Kirche von ihnen fordert, die gleiche Treue gegen diese und ihren ewigen König zu beweisen, als die gegen einen irdischen König, dessen Dienst sie sich unter Bedingungen erwählt, deren Erfüllung ihnen heilig und unerläßlich seyn müßte.

Nur ein Schweizer Commandeur hat, wie ich berichtet wurde, bisher in diesem Sinne gehandelt, indem er während der revolutionären Unruhen in Kalabrien für seine Truppen ein kirchliches Gebäude mit Entschiedenheit forderte und — trotz Widerstreben — auch erhielt, weil er eben über sein gutes Recht nicht zweifelhaft war.

Wir treten in Palermo in den ersten Hof des Militärgebäudes S. Giacomo, welches ehedem kirchlichen und klösterlichen Zwecken diente, jetzt von 1800 Schweizern bewohnt ist.

Das ist ein Labyrinth von Kasernen, Höfen, Straßen, Magazinen, auch vier kirchliche und klösterliche Gebäude umfassend, darin wir uns ohne Hülfe nicht zurecht finden würden. Einige Officiere erwidern jedoch unsern Gruß freundlich, und sind bereit, uns in die kirchliche Versammlung zu führen, obschon dieselbe niemals noch von Nichtmilitärs besucht ward.

Die Evangelischen hatten eben über ein halbes Jahr lang eines Geistlichen und des Gottesdienstes ganz entbehrt. Nun stehen die Wehrmänner bereits auf verschiedenen Höfen aufgestellt und warten des Rufes zur kirchlichen Andacht. Einer der Officiere führt uns auf einen geräumigen Hof. Auf der einen Seite ist eine kleine Erhöhung errichtet, davor stehen etwa 8 Stühle, auch eine Gruppe von Frauen der Officiere, zu denen wir geführt werden. Sie drücken ihre Freude aus über den Besuch — aber auch ihre Besorgniß, denn der Himmel hat sich bewölkt und einige Tropfen fallen hernieder. Inzwischen treten die Krie-

ger an, wir setzen uns nieder, der Regen träuft reichlicher — und so muß der Gottesdienst im Freien aufgegeben werden.

Man führt uns durch eine Reihe von Höfen und Gängen — in einen Schlafsaal, wo die Matratzen auf ihren Bänken zusammengerollt liegen, und es, zumal in der Morgenstunde, auch sonst nicht ganz kirchlich aussieht.

Etwa ein Sechstheil der Wehrmänner mochte Raum zur Aufstellung im Saale finden, alle übrigen mußten sich gefallen lassen, ohne geistliche Speise von dannen zu gehen, nachdem sie vielleicht seit Jahr und Tag kaum einige Mal eine Predigt gehört.

Der junge, begabte und eifrige Pfarrer Frikart aus dem Kanton Aargau, hatte bereits binnen Monatsfrist einen Sängerchor eingerichtet, der den Gottesdienst mit dem Gesang eines schönen Kirchenliedes eröffnete, dem eine ernste, schöne Predigt in Bezug auf den in der Schweiz auf diesen Tag fallenden Bußtag folgte, worin der Prediger ein ausnehmendes Geschick bekundete, die schlimmen Verirrungen mancher der jungen Kriegsmänner eben so ernst als zurückhaltend zu berühren, und die Gefahren, die allen drohten, ihre Lust mit schweren Krankheiten büßen zu müssen, so sie nicht mit Gebet und Wachsamkeit durch des Glaubens Kraft ihr Fleisch zu zähmen wüßten.

Man kann sich leicht denken, zu welchen Verirrungen bei aller Strenge der Disciplin eine kirchlich und geistlich so lange unversorgte Genossenschaft von 1200 jungen Männern versinken kann, zumal bei der Glut des dortigen Klimas, bei dem Ueberfluß an feurigen Weinen und Getränken. Hier kann nächst der äußeren militärischen Disciplin nur die innere Pflege und Zucht der Kirche entgegenwirken; die Officiere können bei der äußeren Entfernung von den ihnen untergebenen Truppen, denen sie auch innerlich oft sehr fern stehen, tiefer gehenden sittlichen Einfluß kaum haben, und schaden oft sogar durch das Beispiel ihrer Frivolität. Möge deshalb dem tapfern jungen Manne, der mit so viel Fleiß und Eifer sein großes Arbeitsfeld in Angriff genommen, der Segen des Herrn reichlich zu Theil werden!

Von den übrigen, wohl nicht eben zahlreichen Evangelischen in Sicilien dürfte wenig zu sagen seyn. Sie sind überall kirchlich unversorgt, dieserhalb aber auch wohl meist unbesorgt. Die Versammlungen des Militärs zu besuchen, daran mochte in Palermo noch Niemand unter den Evangelischen gedacht haben. Die Zahl derselben dürfte nicht sehr groß seyn. Sie sind Kaufleute und Handwerker, deren Glaubensleben unter dem Reichthum und den Sorgen der Nahrung in dieser Vereinzelung leicht erstirbt — obschon es an einzelnen erfreulichen Ausnahmen nicht fehlt, wie ich namentlich in Messina und auf der Ostküste auf einer früheren Reise gefunden. Dagegen hatte ich Gelegenheit, auch deren kennen zu lernen, die den Segen Gottes in schnödem Sündenleben, wilder Ehen verzehrten, und mit ihrer materialistischen Weltanschauung ganz harmlos einhergingen; Wege, deren auch Angehörige des Wehrstandes vielfach sich nicht schämen zu dürfen glauben.

Fassen wir nun die kirchlichen Zustände der evangelischen Schweizer zu Neapel ins Auge: so sind diese denen zu Palermo völlig gleich.

Es tritt nur das Ueberraschende, und — warum sollte man sich dies verhehlen? — das Schimpfliche derselben für die Evangelische Kirche, nicht blos für die dortigen Glieder derselben, um so mehr hervor, als sie die gleiche Schmach und Entwürdigung hier vor Augen der Hauptstadt eines großen Königreichs und seines Fürsten erleidet.

Von 10,000 Schweizern in Neapel und Umgegend, sind etwa zwei Drittheile Evangelische, für welche überhaupt nur zwei Geistliche angestellt sind. Diese stehen bei dem 3. u. 4. Regiment. Das 1. u. 2. Regiment, welche, obschon überwiegend aus katholischen Cantonen entnommen, über 1000 Evangelische zählen, hat gar keinen evangel. Geistlichen, wie auch sämmtliche, weiterhin im Lande stehenden Truppen. Auch das 13. Jägerregiment hat keinen Geistlichen, ja es ist den Offizieren nicht gestattet worden, einen solchen auf ihre Kosten zu unterhalten.

Nicht minder müssen, wie bemerkt, die Evangelischen eines kirchlichen Gebäudes entbehren, und ihre gottesdienstlichen Versammlungen in ihren Schlafsälen erscheinen nicht anders, als die der Missethäter in ihren Strafanstalten. Ueberdies sind die also kirchlich entwürdigten reformirten Krieger gehalten, überall mit den Katholischen den Marienbildern die Kniebeugung zu machen, werden von der in puren Aeußerlichkeiten deformirten, und doch so stolz triumphirenden, Kirche für nichts geachtet und wo nur möglich beschränkt, und sind in Krankheitsfällen und wo sonst thunlich, aller List und Gewalt des Proselytismus ausgesetzt.

Gehen wir nun zu der Stellung der evangel. Civil-Gemeinde zu Neapel über, so ist dieselbe, wie überhaupt die meisten Gemeinden der Evangelischen in Italien, eine Stiftung unsres in Gott ruhenden Königs. Sie schließt sich an die Königl. Gesandtschaft an, hält ihre Versammlungen in der Gesandtschaftskapelle, wo dieselben, gleichsam auf preußischem Grund und Boden als im Auslande, geduldet werden, was eben als eine unvermeidliche Ursache von der Kirche ertragen wird, und in keinem andern Falle noch anderswie geduldet werden würde. Es darf deshalb beim Gottesdienst nie eine andere als fremdländische, nie die italienische Sprache angewendet werden, damit die Predigt jedenfalls dem römischen Ohr unzugänglich seyn.

Diese Gemeinde hat vor allen ähnlichen in Italien den Vorzug, durch zwei Geistliche bedient zu seyn, deren erster der Regel nach den Gottesdienst sonntäglich in deutscher Sprache verwaltet, der zweite in französischer. Die Gemeinde, welche im wesentlichen als eine betrachtet wird, theilt sich nämlich der Nationalität nach in eine deutsche, zu der beinahe drei Viertel der Gesammtheit gehören, und eine französische, welche alle Nichtdeutsche umfaßt.

Se. Majestät der König unterhält den deutschen Geistlichen und die Kapelle, giebt auch einen Zuschuß zu dem Gehalt des zweiten Geistlichen, wie auch zum Unterhalt des mit den Stiftungen der Gemeinde verbundenen Hospitals. Dagegen unter-

halten die gesammten Evangelischen den zweiten Geistlichen, die Schule und das Hospital aus eigenen Mitteln, mit Hülfe der erwähnten Zuschüsse Sr. Majestät. Auch geben jene dem ersten Geistlichen einen Zuschuß, der sich so eines seinem recht mühvollen Amte entsprechenden Einkommens erfreut.

Mit der wohlgeordneten Schule ist eine Anstalt verbunden, in welcher 18 Knaben unter Leitung eines deutschen Hausvaters stehen, der zugleich zweiter Lehrer der Schule ist; jene erhalten außer dem Unterricht auch die Kost frei.

In der Mädchenanstalt stehen ebenso 14 Mädchen unter einer Hausmutter und empfangen den Unterricht von einer französischen Lehrerin.

Das Konsistorium der Gemeinde ist aus deutschen und französischen Mitgliedern zusammengesetzt, und übt einen großen Einfluß auf die kirchliche Verwaltung, obschon die Gemeinde als solche ganz und gar eine königliche Stiftung, und jene augenblicklich zu existiren aufhören würde, sobald, aus was für Gründen es wäre, Se. Majestät seinen Gesandten aus Neapel zurückzuziehen veranlaßt wäre.

Dieser, obschon keineswegs eben aus kirchlich gesinnten Gliedern der Gemeinde zusammengesetzte, Gemeinderath beruft den zweiten Geistlichen selbstständig, der ursprünglich nur des ersten Hülfsgeistlicher war, und macht auch sonst von seiner Machtvollkommenheit, obschon dieselbe sich mehr auf die pekuniären Beiträge der Gemeinde stützt, als auf wesentlich kirchliche Grundlagen, einen weitgehenden Gebrauch, der für die tiefere innere Entwickelung, namentlich der überwiegend deutschen Elemente, nicht anders als störend wirken kann.

Diese organischen Formen der Gemeindeverwaltung wurden früher von Valette festgestellt und bei seinem auch auf diesem Gebiet ausgezeichneten Talent kräftig geleitet und unschädlich gemacht, was sie am wenigsten bei der überwiegend weltlichen Gestaltung des Gemeindelebens der in die ungeheure Stadt zerstreuten Evangelischen bleiben konnten; wohl selbst dann nicht, wenn stets ein Mann von bedeutendem Regierungstalent an der Spitze der Gemeindeverwaltung stand. Auch wenn es im besten Falle gelingt, Aemulation und Parteiinteressen der verschiedenen Nationalitäten zu beschränken, der Macht und dem Einfluß angesehener, doch weltlich gesinnter, unkirchlicher Mitglieder des Kirchenraths das Gleichgewicht zu halten, so verzehrt doch der Geistliche leicht seine beste Kraft auf diesem unfruchtbaren Gebiet, und ihm bleibt viel zu wenig Zeit und Freudigkeit, um die unübersehbare Arbeit der inneren Pflege der durch die ganze Stadt und weithin in die Umgegend zerstreuten Evangelischen auszurichten. In der Regel wird grade derjenige Mann, welcher der unermeßlichen Aufgabe, die vielmehr noch innerlich als äußerlich Zerstreuten zu sammeln und den tiefern Grund zum Bau eines wahrhaft evangelischen Gemeindelebens zu legen, am meisten gewachsen wäre, am wenigsten für den Kampf mit einer unvermeidlich mit viel weltlichen

Elementen versetzten, Gemeinderepräsentation taugen. Wenn nun gar, wie hier, die Gemeinde befugt ist, sich den einen Geistlichen selbstständig zu berufen, wie nahe liegt es dann, daß sich die Oppositionspartei in der Gemeinde nach einem Manne umsieht, der ihren Zwecken dienen kann, der den Zwiespalt in die geistliche Leitung der Gemeinde selbst überträgt, und wohl die Arbeit des treusten Dieners der Kirche auch auf seinem eigentlichen Arbeitsfelde stört und unwirksam macht, wozu es bereits nicht an sehr schmerzlichen Erfahrungen fehlt.

Es muß auf den ersten Blick einleuchten, daß keine Gemeinde weniger für eine ideale Gemeinderepräsentation geeignet seyn, als jene in der Zerstreuung, die sich eben aus den zufällig Anwesenden sammelt. Diese bestehen der Regel nach überwiegend aus weltlichen Mitgliedern, denen alles Kirchliche fremd geworden, was natürlich das naive Gelüste nicht ausschließt, im Regiment der Kirche recht kräftig mitzuwirken. Hier wäre vor allem nöthig, daß das Kirchenregiment des Heimathlandes, welches die Verstreuten in der Fremde sammelt, und diesen die höchste Wohlthat zu Theil werden läßt, sie aus der Vereinzelung in der Wüste zu dem Brunnen des Heils zu leiten, sie mit der Predigt des göttlichen Worts und den kirchlichen Gnadenmitteln zu versorgen, sich die Leitung solcher Gemeinden auf Grund der heimathlichen Kirchenordnung im weitesten Sinne vorbehielte. Es ist sonst Gefahr, daß die evangelischen Gemeinden vor Augen der Römischen der Kirche mehr zur Unehre und Schmach gereichen, als zu Ruhm und Achtung. Jedes voreilige Vertrauen des Kirchenregiments zu den oft gar lose und äußerlich verbundnen Evangelischen in der Zerstreuung, als dürften sie, die doch außerhalb des Zusammenhanges der lebendigen, organischen Entwickelung der Kirche stehen und dem unmittelbaren Eindruck der Autorität des Kirchenregiments entrückt sind, mehr als andre Gemeinden zur Selbstregierung befähigt seyn, wird nur bittre Früchte tragen. Je loser und weltlicher die Gemeinde verbunden und zusammengesetzt, und zum aktiven Bauen der Kirche unbefähigt ist, je mehr werden ihre Glieder sich dünken, die Erbauer und Regierer derselben zu seyn, das Gemeindeleben als einen Bau nicht von oben, sondern als von unten, als das Product ihrer eignen Thätigkeit betrachten zu dürfen. Sie werden versucht seyn, ihre eignen, vielleicht nicht einmal bedeutenden, pekuniären Opfer so hoch anzuschlagen, daß sie darüber vergessen, welchen Wohlthaten sie sowohl die Erhaltung als die Stiftung ihrer kirchlichen Gemeinschaft verdanken. In welchem Maaße dies auch auf die evangel. Gemeinden in Italien Anwendung erleide, wird sich aus dem Folgenden klar ergeben.

Die wirkliche Zahl der in und um Neapel zerstreuten Evangelischen ist, ungeachtet grade die dortige Gemeinde seit Jahrzehnten sich einer fortgehend sorgfältigen, umsichtigen Leitung erfreut hat, nicht ermittelt. Die Zahl der deutschen Confirmanden steigt jährlich über 6, die der französischen ist viel geringer. Doch hat sich die Zahl der Kommunikanten an einigen Tagen bis nahe zu Hundert erhoben, wie auch der Besuch

der gottesdienstlichen Versammlungen, selbst in den noch sehr heißen Wochen des September und October, ziemlich zahlreich war. Indeß wird angenommen, daß die Zahl aller Evangelischen über 1000 seyn möge, während die Kirche nur eben von der Hälfte weiß; jedenfalls bleiben Hunderte ganz verborgen, nehmen von der Kirche gar keine Kenntniß, bis sie von den äußeren Vortheilen, welche der Verband denselben gewährt, angezogen werden, sie eines Atteſtes oder dergleichen bedürfen. Solche tauchen fortgehend aus dem Meere des weithin fluthenden Lebens der Stadt auf, die seit langem darin verweilten, ohne daß die Gemeinde, obschon diese vielleicht die gesammeltste unter allen in Italien ist, je von ihnen gehört. Viele von diesen Unkirchlichen werden eine schlechte Beute der Katholischen, ehe sie den Evangelischen bekannt geworden, während jene keine Gelegenheit versäumt, die Evangelischen, wer und was sie auch seyen, an sich zu ziehen.

Indeß dürfen wir glücklicher Weise den Lebenskreis dieser Gemeinde nicht verlassen, ohne mit Freuden zu bezeugen, daß in ihr dennoch eine Fülle christlicher Kräfte waltet, wie sie, zumal unter gleicher Ungunst der Umstände, in vielen Gemeinden des Vaterlandes vergeblich gesucht wird. Der vornehmste Grund hiervon dürfte in der ausgezeichneten Leitung der Gemeinde früherhin durch Valette, späterhin durch Pfarrer Remy, der bereits seit 1837 mit Valette als zweiter Geistlicher der Gemeinde vorstand, zu suchen seyn. (Gegenwärtig theilt als zweiter Geistlicher neben Remy in brüderlicher Geistesgemeinschaft Dr. Schaffter die Leitung der Gemeinde.) Durch die treuen und durch Jahrzehnte fortgesetzte Bemühungen dieser Männer ist ein Kern von wahrhaft evangelischen, innerlich lebendigen Gliedern erweckt und gesammelt worden, die einer jeden Gemeinde zur Zierde gereichen würden, und welche der weiteren Gestaltung des Gemeindelebens einen Anhalt geben, dessen es bedarf, um nicht gar in weltliches Wesen zu versinken, wozu ja in der Zerstreuung vielmehr Veranlassung ist, als im geschlossnen Zusammenhang mit den Lebenskräften der Kirche in der Heimath; dem auch bei häufigerem Wechsel des leitenden Geistlichen, oder bei Eintritt von solchen, die den in jeder Hinsicht ungemeinen Schwierigkeiten dieses Amtes nicht gewachsen wären, die Gemeinde bald verfallen würde.

Bevor ich nun zur Mittheilung meiner Wahrnehmungen im Kreise der Gemeinden des nördlichen und des mittlern Italiens übergehe, werfen wir noch von hier aus einen Blick auf die Katholische Kirche und ihr Verhältniß zu der Evangelischen.

Aus dem Vorigen geht bereits hervor, daß jene im Grunde in gar keinem Verhältniß zu den Evangelischen als Angehörigen einer Kirche steht. Als solche erkennt sie eben die Evangelische Kirche nicht an, deren Anhänger ihr einfach Abfällige und Feinde der Kirche sind, die allein in Rom ihren Mittelpunkt finde, und schlechthin in die Gränzen der Römischen eingeschlossen sey. Darum spricht sie der Evangelischen jede Berechtigung ab, gönnt ihr einfach das Daseyn nicht, welches sie ihr, wie wir sehen, auch durch Bruch eines Königsworts zu verkürzen kein Bedenken trägt. Am liebsten möchte sie wohl die Evangelische Kirche mit einem Streiche vernichten, wenn sie die Macht dazu hätte. Da ihr diese fehlt, so hat sie bei ihren Angehörigen in Italien wenigstens eine moralische Vernichtung der Evangelischen in der Nichtachtung derselben fast vollständig durchgeführt.

Einige persönliche Erfahrungen mögen als Belege hierzu dienen.

An einem Octobermorgen, so schön ihn nur der Süden bieten kann, stieg ich mit einem Führer von Portici den Vesuv hinan, der auf einen nahen Ausbruch hinwies. Bei der Rückkehr sprachen wir ein in dem Kloster Camaldoli al Vesuvio, das auf einem lieblichen Hügel am Fuße des Vesuv gelegen ist. Ein stiller, freundlicher Mönch, der das Kloster seit 18 Jahren nicht verlassen hat, empfängt uns und gewährt in einem reinlichen, luftigen Gemach, mit der reizendsten Aussicht auf das unten den grünen Abhängen blitzende Meer, die einfachen Erquickungen, die sich die Camaldulenser gestatten.

Bald sind wir in christlichen und kirchlichen Gesprächen begriffen. Der einfache Mönch spricht ein unverkennbares Zutrauen zu dem Fremden aus, und da er vernimmt, daß in unserm Vaterlande die Bekenner des römischen Glaubens nach Millionen zählen, neben ihnen aber die Mehrzahl evangelisch sey, so hält er dem Fremden mit Zuversicht die Frage entgegen: Aber Sie, mein Herr, sind katholisch? Ohne meine Antwort abzuwarten, tritt augenblicklich der Führer für mich ein mit dem lebhaften Ausruf: Ja, der Herr ist katholisch, denn als der Vesuv so gebrüllt und der Dampf so gewirbelt, hat er gesagt: „santo dio.“ Dies war das Zeugniß eines Führers, der in allem Klugheit verrieth, der wohl allwöchentlich einige mal Protestanten auf den Vesuv führt. Doch gelten sie ihm noch für vollkommne Heiden, und wer nur einen „heiligen Gott“ bezeugt, mußte in seinen Augen schlechthin katholisch seyn.

In demselben Sinne fragte mich ein andersmal ein Priester auf Ischia, nachdem er vernommen, daß auch die Glieder der Königlichen Familie unsres Vaterlandes den römischen Glauben nicht theilen, mit vollem Ernst, ob diese denn getauft seyen. Man darf sich deshalb nicht wundern, bei dem katholischen Volke Italiens weithin den Glauben zu finden, daß alle Protestanten ungetaufte Heiden seyen, was dann freilich auch im Hintergrund die Meinung einschließt, daß alle getaufte Christen der Kirche angehören. Statt mancher ähnlichen Erfahrungen erwähne ich nur noch, daß, als Pfarrer Valette ein zu Capua einem Schweizeroffizier in französischer Sprache die Grabrede hielt, trat unmittelbar nach derselben ein vom Anschauen des Predigers tief bewegter Mönch zu diesem heran, ergriff seine Hand und rief ihm zu: „Du bist ein Bruder“

ich hab's mit meinen Ohren gehört, Du hast den Namen Christi genannt!" — was er von einem evangelischen Prediger nicht erwarten konnte.*)

Mehr könnte es überraschen, auch im nördlichen Italien der gleichen Unwissenheit über die Evangelischen zu begegnen, die ihnen ebenso als christliche Gemeinschaft gar nicht bekannt sind. So erregte es bei einer Leichenpredigt in Mailand Erstaunen bei den anwesenden Katholiken, daß die Evangelischen sich des apostolischen Glaubensbekenntnisses bedienten.

Diese von dem Clerus verschuldete Unwissenheit mag nun einigermaßen zur Aufklärung, im Einzelnen selbst zur Entschul-

---

*) Es sey erlaubt, noch eine Erfahrung hinzuzufügen. Auf dem Rückwege von Amalfi, welches unter allen mir bekannten Europäischen Gegenden den größten Reichthum wundersam schöner Landschaften darbietet, war ich durch das berühmte Valle di Tramonte nach Nocera gegangen, um von hier aus auf der Eisenbahn nach Castelamare weiter zu gehen. Es traf sich, daß eben ein Bahnzug abgegangen war, und ich so einige Stunden auf den Abgang des folgenden zu warten hatte. Ich fand im Wartezimmer nur zwei junge Priester von 25 und 30 Jahren, von stillem, ernstem und gesammeltem Ansehen, wie man ihnen im südlichen Italien nicht eben häufig begegnet. Unser Gespräch wandte sich alsbald auf das Kirchliche, und ich beobachtete meinen gewöhnlichen Weg, den Lebenskreis unserer heiligen Kirche so weit zu beschreiben, daß die Katholischen ihre Stellung nicht schlechthin außerhalb, sondern innerhalb desselben finden. Ich sagte ihnen, daß wir die Katholischen in unserem Vaterlande nach Millionen zählen, obschon die Zahl der Evangelischen überwiege. „Aber Sie, mein Herr, sind doch katholisch!" entgegnete mir jetzt der ältere der Priester, ernst und anliegend, dessen lebhafte Theilnahme für den Reisenden schon gewonnen war. Ich erwiderte: „O fragen Sie doch lieber, ob ich Christo angehöre, ob ich im Glauben stehe, ob ich die Wiedergeburt erfahren, ein neues Herz habe. Ach wie viele sind unter Römischen und Evangelischen, von denen dies nicht gesagt werden kann, und was hilft dann alles andere? Es sey denn, daß der Mensch von Neuem geboren werde, kann er das Reich Gottes nicht sehen — spricht der Herr ohne Einschränkung, so gilt dies auch von den Römischen; und: Wer da glaubt, daß Jesus Christus ist in das Fleisch kommen, der ist aus Gott geboren — das wird auch von den Evangelischen gelten."

Bei diesen Worten waren die lieben Männer in das tiefste Erstaunen versunken; sie waren davon übernommen und in eine Anschauung entrückt, die ihnen bisher vollkommen fremd gewesen war. Es wurde das Gespräch noch einige Minuten in diesem Sinne und mit einiger Vorsicht fortgeführt, worauf ich sie bat, mein Reisegepäck freundlich zu beaufsichtigen, und ich eilte, ein Haus aufzusuchen, in dem ich den durch eine achtstündige Gebirgswanderung durch das vollkommen schweizerisch gestaltete, mit der reichsten Vegetation bekleidete V. di Tramonte hervorgerufenen Hunger stillen könnte.

Bei meiner Rückkehr fand ich das Wartezimmer von etwa dreißig meist jüngeren Männern erfüllt, von denen die meisten Priester waren, die übrigen Studirende aus Neapel zu seyn schienen. Bei meinem Eintritt sah ich, daß die einzige Unterhaltung inzwischen das vorausgegangene Gespräch gewesen; es entstand eine lebhafte Bewegung, einigen entfuhr ein „Ah!" der Verwunderung. Ich war von der herrlichen Wanderung mehr erregt als ermüdet, trat freudig mitten in den Kreis, und das Gespräch durchlief nun im wesentlichen dieselbe Bahn im weiteren Umfang. Einige lebhaft eindringende junge Männer schienen verhältnißmäßig wohl unterrichtet, warfen mir die Philosophie Hegels, die Theologie des Rationalismus in Deutschland ein, und wie hiermit die Annahme des Christenthums in der Evangelischen Kirche vereinbar sey. Ich entgegnete ihnen und führte aus, daß wir in Deutschland noch Schlimmeres als Hegel und den Rationalismus gehabt, daß die Zeit nicht gar fern, wo nicht möchte irgendwo weniger Evangelium zu finden gewesen, als in der Evang. Kirche. Inzwischen aber sey ein vollkommen neues Leben angebrochen, unsere Kirche habe ebenso den in der Reformation wieder aufgedeckten Grund der Kirche wiedergefunden, als die Reformation den zuvor von der Kirche verlornen Faden der apostolischen Kirche wieder aufgenommen, und sich selbst auf den alten und ewigen Grund der Kirche neu gebaut. Ohne eine weitere Autorität, als die des göttlichen Wortes und der reformatorischen Bekenntnisse, unter den ernstesten Geistesarbeiten und Forschungen habe sich zuerst die Wissenschaft vollständig erneut, und damit sey nun auch der Anbruch eines neuen Lebens gekommen. Namentlich sey unter uns die Exegese und Kirchengeschichte als ein neues zu betrachten, die rationalistische Auffassung, entschieden in der Wissenschaft überwunden und in Unehren, wage sich nur noch verstohlen heraus. Sie sollten nicht glauben, daß Augustinus und die bedeutenderen Kirchenväter, von denen die meisten unter den Ihrigen wenig mehr als die Namen und die Titel ihrer Schriften kennen, bei uns nicht lebendig wären, sie möchten zusehen, ob Hegel und andere Namen des Unglaubens, die sie genannt und nicht genannt, nicht noch größere Verwüstungen bei ihnen anrichteten, als sie bei uns gethan.

Bald gab die ganze Versammlung, unter fortgehender Beantwortung der vor ihr aufgeworfenen Fragen, den Eindruck völliger Hingebung. Es bildeten sich kleine Gruppen, aus denen stets wieder einzelne mit ihren Fragen hervortraten, wobei die Zustimmung im voraus auf aller Stirn geschrieben war. Jetzt erscholl das Zeichen zur nahen Abfahrt. Meine ersten jungen Freunde stiegen ernst und in sich gekehrt zu mir in den Waggon, sie begleiteten mich bis nach Castellamare, wo sie mir innerlich bewegt die Hand zum Abschied reichten. Die Uebrigen vertheilten sich in die folgenden Waggons, die jedoch durch offene Durchschnitte über den Bänken mit den übrigen verbunden waren. So hatte ich Gelegenheit, den tiefen Eindruck und das Erstaunen zu beobachten, von dem die ganze Versammlung ergriffen war.

digung der Irregeleiteten dienen, wenn wir nun einem wahrhaft fanatischen Bekehrungseifer begegnen, der seine Abkunft vom Geiste Christi und seiner Kirche vollständig verleugnet.

Unlängst kam eine, von einer evangelischen Familie nach Neapel berufene Schweizerin daselbst an, nachdem kurz zuvor der sie führende Wagen umgeworfen, und sie den Fuß gebrochen. Der evangel. Gesandtschaftsarzt fand den Bruch so schlimm, daß er die Heilung im evangelischen Hospital für unrathsam erklärte, und die Kranke dem Hospedale degli incurabili zu übergeben empfahl. Dies geschah alsbald, da die nothwendige Amputation des Schenkels keinen Aufschub litt. Nach einigen Tagen erhielt der evangel. Pfarrer Remy ein mit Bleistift beschriebenes Blättchen, des Inhalts: Noch lebe ich, aber man hat mich nicht operirt, man wird es nicht thun, wenn ich nicht zuvor dem evangel. Glauben abgesagt und katholisch kommunizirt habe. Können Sie etwas für mich thun, so erbarmen Sie Sich; sonst beten Sie, daß ich standhaft bleibe bis zu meinem nahen Tode. Man bedrängt mich aufs Aeußerste, am meisten die fanatischen soeurs de charité. — Der Gesandte seiner Majestät erklärte es für unthunlich, die Elende der barbarischen Tyrannei durch diplomatische Unterhandlungen zu entreißen. Das Hospital stehe unter kirchlicher Leitung; diese werde auch die Einrede des Ministers des Auswärtigen zurückweisen, die Kranke, einmal ihren Händen übergeben, lediglich der Autorität der Kirche unterworfen erkennen. Man fand sich so in der größten Verlegenheit. Weder dem Pfarrer Remy noch sonst Jemand wurde der Zutritt zu der Kranken gestattet, man konnte keine Auskunft weiter über sie erlangen.

Nach einigen Tagen machte man den Versuch, List der Gewalt entgegenzusetzen und dieser gelang. Man ließ, bevor der Tag graute, ein paar Männer mit einer Sänfte zu dem Hospital gehen, unsanft an das Thor desselben pochen und die Uebergabe der Kranken fordern. Sie wurden mit gleichem Ungestüm zurück gewiesen und das Thor der Unbarmherzigkeit schloß sich alsbald wieder vor ihnen. Die Männer aber fuhren mit verdoppeltem Ungestüm fort, sich ihres Auftrags an den geschlossnen Pforten zu entledigen, bis die Wärter, des Pochens müde, und vielleicht nicht wagend, so früh bei der Direktion anzufragen, die Kranke herausgaben.

Man brachte die Arme noch lebend, dem Tode nahe, doch voll Preis und Dank gegen den Herrn, dem sie Glauben gehalten. Man hatte sie in grausamer Weise vollkommen hülflos gelassen, ihr jedoch erklärt, daß man alles thun werde, sobald sie in den Schooß der Kirche zurückgekehrt seyn würde. Nun war eine Amputation nicht mehr möglich. Sie empfing noch das heil. Abendmahl, und starb bald getrost im Glauben und überwand die Schmerzen des qualvollsten Zustandes.

Dieses Beispiel kann für unzählige andre gelten. Es bezeugt sich in allem die schauerliche Verirrung der Liebe, die in Fanatismus und grausame Willkür verkehrt ist.

Es mag indeß erlaubt seyn, noch ein andres Beispiel hinzuzufügen, das durch seinen eigenthümlichen Verlauf ein besonderes Interesse gewinnt.

Ein aus dem französisch-russischen Feldzuge in der Gegend von Danzig zurückgebliebener Italiener Trapasso hatte dort die Tochter eines Landmannes geheirathet, und sich lange mit ihr redlich genährt. Jetzt meldet ihm ein Brief seines Bruders den Tod des Vaters und ladet ihn ein, zur Erbtheilung nach Catanzano bei Cosenza zurückzukommen. Nach langer Ueberlegung macht er sich auf den Weg, findet alles über Erwarten günstig, und ladet wiederholt durch Briefe, welche ein anderer Italiener für ihn schreibt, die Frau ein, alles zu verkaufen und ihm nachzufolgen. Diese Briefe gehen verloren, und das treue Weib verzehrt sich in Gram und Kummer, bis sie nach einigen Jahren beschließt, ihren Mann in Italien aufzusuchen.

So tritt sie, ohne zu wissen was sie thut, die Reise an und setzt sie unter viel Sorgen und tausend Thränen fort. Ein Herr von der Diplomatie, mit dem sie Gott zusammenführt, fragt sie theilnehmend, warum sie so viel weine, und erfährt nun mit Erstaunen alles, was sie zu sagen weiß. Jetzt nimmt er sich ihrer an, und dirigirt ihre Reise so, daß sie glücklich in Neapel ankommt.

Hier erscheint sie in ihrem Kostüm der Danziger Niederung, ihr Gesangbuch und Evangelienbuch als ihren besten Schatz in der Hand in Capella vecchia bei Pfarrer Remy, um ihren Mann zu suchen. Aber die Arme weiß nichts, als den Namen ihres Mannes, und höchstens, daß er im Königreich Neapel seyn müßte, wenn er lebe. Sie gewinnt die höchste Theilnahme der Familie Remy, sie haben seit vielen Jahren nicht ein so rührendes Bild kindlicher Einfalt gesehen, als das dieser Frau, die über 300 Meilen weit dem Zuge ihres Herzens folgt, ihren Mann in einem Lande aufzusuchen, dessen Sprache sie nicht kennt.

Herr Remy eilt zu der Königl. Gesandtschaft, aber natürlich ist diese unvermögend, einen unbekannten Mann in dem weiten Königreich beider Sicilien aufzusuchen. Nun schüttet Herr Remy im evangel. Hospital sein Herz aus über seine Hülflosigkeit für die arme Frau. Und siehe — grade ist der Italiener im Hospital, der wiederholt im Auftrage Trapassos an die Frau geschrieben. In Catanzano bei Cosenza, ruft er aus, ist der Mann, ihn verlangt nach seiner Frau, wie sie nach ihm.

Jetzt wird der Mann herbeigeschafft, und nachdem sie sich leiblich und geistlich erholt, auch das heil. Abendmahl empfangen, zieht sie mit ihrem Mann.

Eine Zeit lang kam sie jährlich einmal wieder nach Neapel um in der evangel. Gemeinde zu kommuniciren und Stärkung und Ermahnung zu empfangen, um den unvermeidlichen Anfechtungen ihrrs Glaubens zu widerstehen. Ihr Mann begleitete sie öfter, und versprach, selbst der Beschützer seines Weibes zu seyn, deren Glauben er ja kenne und hochachte

Aber die Nachstellungen der Römischen wurden immer dringender, und als die Familie jetzt an ihrem kleinen Vermögen einbüßte, wurden den Drohungen Versprechungen hinzugefügt, und das arme Weib unterlag endlich, als die ungestümen Anforderungen ihres Mannes sich mit denen der Priester vereinigten. Sie blieb nun ein paar Jahre aus, kam dann wieder zu Remy, wagt sich jedoch bei großer Gewissensunruhe nicht in die Kirche. Doch kommt sie nach einiger Zeit wieder. Sie kann dem Verlangen, das heil. Abendmahl mit den Evangelischen zu feiern, nicht widerstehen, erzählt nun alles was sich begeben, behauptet aber, noch immer evangelisch zu seyn, da sie nur der Noth gewichen, mit ihrem Herzen aber immer der theuern Evangelischen Kirche und ihrem Glauben treu bleiben werde. Man kann sich nun die Noth des Pfarrers denken, dessen Vorstellungen die überlistete Frau nichts als ihre Thränen und die einfältig treue Versicherung entgegenzusetzen hatte, daß sie, obschon katholisch geworden, doch immer noch evangelisch sey, und ihrem Glauben treu bleiben werde bis an ihr Ende.

Nachdem wir so den Verhältnissen der Evangelischen in Unter-Italien eine längere Aufmerksamkeit gewidmet, werden wir uns in Hinsicht der übrigen Gemeinden mit einer kürzeren Darstellung begnügen dürfen. Die Verhältnisse kehren im Wesentlichen überall wieder; nur erscheinen sie überall noch ungleich flüchtiger und loser, da ihnen nicht die ununterbrochene Pflege der Geistlichen wie in Neapel zu Gute kommt, wenn nicht etwa die Sardinischen auch in dieser Hinsicht bevorzugt sind.

Gehen wir alsbald zu den Letzteren über, so durfte ich mich leider sowohl in Genua als in Turin nur eines kürzeren Aufenthaltes erfreuen, und muß ich mich beschränken, einfach wiederzugeben, was ich dort aus dem Munde des Pfarrers Charbonier, hier aus dem des Herrn Bert vernommen und zum Theil auch gesehen habe.

In Genua stehen zwei Prediger im Dienst der Evangelischen: Hr. Charbonier als Pastor der Waldenser, und Hr. Vaucher, ein Genfer, als Prediger der Deutschen und Franzosen. Der Letztere war eben auf einer Ferienreise abwesend, und so war ich lediglich an den Ersteren gewiesen.

(Fortsetzung folgt)

Nachrichten.

Provinz Sachsen.

Am 20. und 21. April d. J. hielt der evangelisch-lutherische Verein der Provinz Sachsen seine Frühjahrsversammlung in Gnadau. Die gedruckt vorliegende Tagesordnung war folgende.

„I. Einleitende Ansprache.

II. Verhandlung über eine Eingabe an das Consistorium der Provinz.

Ausgehend von der dankbaren Anerkennung dessen, was in den letzten Jahren Seitens des Consistoriums zur Wahrung und Wiederherstellung des guten Rechts unserer Ev.-Luth. Kirche geschehen ist, insbesondere:

1. daß durch die Verfügung vom 4. Mai 1854 der Luth. Bekenntnißstand der Sächsischen Provinzialkirche — mit alleiniger Ausnahme der reformirten und „eigentlich unirten“ Gemeinden — von neuem thatsächlich wieder festgestellt ist, indem die Geistlichen nicht mehr auf den sog. Consensus, sondern auf die Confessio Augustana invariata verpflichtet werden;

2. daß durch die Verfügung vom 4. October 1855 der Gebrauch der Luth. Spendeformel beim heil. Abendmahl für alle auf dem Luth. Bekenntniß stehende Gemeinden ermöglicht worden ist;

3. daß auch hinsichtlich der Gemeindeordnung und hinsichtlich der liturgischen Frage einige erfreuliche Schritte geschehen sind;

haben wir das Consistorium zu bitten:

ad 1. daß durch einen Consistorialerlaß ausgesprochen werde, wie diese Feststellung des Luth. Bekenntnißstandes sich auch auf solche Gemeinden bezieht, deren Geistliche noch auf den Consensus berufen und bestätigt sind;

ad 2. daß die vielfach verbreitete Mißdeutung beseitigt werde, als ob wegen des Gebrauchs der Luth. Spendeformel erst die Gemeinden zu befragen seyen;

ad 3. daß der Gebrauch der neugedruckten Magdeburger Kirchenagende für alle diejenigen kirchlichen Handlungen, die in der Agende von 1829 nicht berücksichtigt sind, angeordnet und für andere Theile des Gottesdienstes und kirchlicher Actus mindestens zu gewissenhafter Berücksichtigung empfohlen werde;

und dabei zugleich auszusprechen, daß wir die gute Zuversicht hegen, Hochwürdiges Consistorium werde fortfahren, dahin zu wirken, daß das volle Recht der Luth. Kirche hinsichtlich des unverkürzten Bekenntnisses und ihrer confessionellen Gestaltung immer mehr anerkannt werde und daß an die Stelle der Duldung und Concession die kirchliche Ordnung und Verpflichtung trete.

III. Verhandlung über eine Eingabe an den Evangelischen Oberkirchenrath,

zum Zeugniß und zur Verwahrung gegen die auf der Berliner November-Conferenz zu Tage getretenen und in Majoritätsbeschlüssen angenommenen Anschauungen über unsere kirchlichen Rechtsverhältnisse.

Um der Einmüthigkeit des Zeugnisses willen bekennen wir uns einfach zu der von den Pommern ausgegangenen „Verwahrung“ im Decemberheft der Monatsschrift, und fügen nur noch das Erforderliche in Beziehung auf unsere Provinz Sachsen hinzu.

Dabei haben wir uns zugleich aufs bestimmteste gegen jede Auffassung der Union, sie trete uns entgegen von welcher Seite es immer sey, zu erklären, durch welche im Widerspruch mit den wiederholten kirchenregimentlichen Zusicherungen das volle Recht des Luth. Bekenntnisses irgendwie beeinträchtigt und die Luth. Kirche irgendwie verhindert wird, „ihre kirchlichen Lebensäußerungen“ lediglich durch ihr Luth. Bekenntniß „richten und gestalten“ zu lassen.

IV. Besprechung über die von dem Breslauer Ober-Kirchencollegium ausgegangene Ansprache an die „Lutherischgesinnten“ in der Preußischen Landeskirche.

V. Petition um einen Luth. Generalsuperintendenten.

VI. Besprechung über Luth. Amtsführung.

VII. Wahl eines neuen Präsidiums und der Deputirten zur Wittenberger General-Conferenz und andere Vereinsangelegenheiten."

Von den circa 80 Geistlichen, welche dem Vereine angehören, hatte sich etwa die Hälfte eingefunden und außerdem noch eine ziemliche Anzahl von Freunden und Gästen. Bezeichnen wir den Charakter der Conferenz mit kurzen Worten, so war einerseits nicht zu verkennen, daß die treue und gewissenhafte Wahrnehmung des confessionellen Rechts in unserer, bis auf zehn reformirte und etwa fünf oder sechs sogenannte Consensusgemeinden, ganz Lutherischen Provinz Seitens des Provinzial-Consistoriums bei der Mehrzahl die wohlbegründete Hoffnung erweckt hat, es werde unsere Luth. Provinzialkirche ohne tiefergehende Erschütterungen allmälig wieder in ihr volles Recht eingesetzt werden und ihre innerliche Herrlichkeit mehr und mehr entfalten. Darauf weist auch die Erfahrung hin, daß alle wahrhaft gläubigen Geistlichen sich immer mehr aus der Verwirrung, welche grade durch die Union anstatt der gewünschten Einheit über uns gekommen ist, herausarbeiten und die Wahrheit des Lutherischen Bekenntnisses und die Naturwüchsigkeit unserer Lutherischen Eigenthümlichkeit immer mehr verstehen lernen, wie solches auch in ihrer Amtsführung sich deutlich herausstellt. Freilich sind ihrer viele noch durch ihre auf den Consensus geschehene Berufung gedrückt und beengt, während alle neuerdings auf die Confessio Augustana invariata in Folge der Verfügung vom 4. Mai 1854 berufenen Geistlichen fröhlich aufathmen.

Andererseits aber fühlte man ebenso bestimmt, wie trotz der wiederholten formellen Anerkennung des confessionellen Rechts auf der Berliner November-Conferenz doch die mancherlei damit in Widerspruch stehenden Conferenzbeschlüsse, welche die Union über die Confession und die gesuchte Einheit der Landeskirche über die in lebendiger Entwickelung begriffene vorhandene Einheit der Confessionskirchen stellen wollen, die bange Besorgniß erwecken müssen, daß wir möglicherweise einer neuen Bedrückung und neuer Verkümmerung unseres guten Rechts entgegengehen, ja wohl gar gewaltsamen Maßregeln, weil anders doch der lebendigen Bewegung nicht Einhalt gethan werden könnte. Die Zeiten sind vorüber, wo man meinen durfte, daß durch einige schöne Worte über die Freiheit des Bekenntnisses der schreiende Widerspruch in der Wirklichkeit verdeckt werden könne, und die einzelnen Lutherischen Gemeinden fühlen zugleich, daß ihr Bestand und ihre Fortentwickelung unabweislich auch von der Anerkennung der Lutherischen Kirche bedingt ist. Das zeigte sich auch in dieser sonst so ruhigen und gemessenen, aber mit voller Zuversicht auf den auferstandenen Lebensfürsten vertrauenden Versammlung, besonders als die Besprechung auf unser Verhältniß zu der „von dem landeskirchlichen Regiment sich getrennt haltenden Lutherischen Kirche in Preußen" hingeführt wurde. Wir erkennen ihre Mitglieder in aufrichtiger Bruderliebe für unsere Glaubensgenossen, mit welchen wir auch in einer äußern Kircheneinheit stehen sollten, wissen aber, daß wir unsern Posten, auf welchen wir durch unser Amt gestellt sind, nicht verlassen dürfen, sondern bleiben müssen, um „die in der Landeskirche mit enthaltene und vertretene Luth. Kirche" (siehe das Rescript des Ministers vom 31. Mai 1853. Actenstücke 6. Heft, S. 94) auch unsererseits mit zu vertreten, ob ihr durch Gottes Gnade auch äußerlich wieder zu Ehren geholfen werden möchte, wie sie innerlich zur Ehre Gottes sich entwickelt.

Ueber die Verhandlungen im Einzelnen zu berichten, ist hier nicht der Ort. Nur zwei Punkte mögen noch kürzlich berührt werden.

In Beziehung auf die durch den Rücktritt des hochverehrten Herrn Dr. Möller zur Erledigung kommende Generalsuperintentur hielt sich die Versammlung zu der Erwartung berechtigt, daß unsrer Provinz wieder ein eben so treuer Lutherischer Kirchenoberster gegeben werde, nachdem durch den Erlaß vom 4. Mai 1854 das Lutherische Bekenntniß der ganzen Provinzialkirche bis auf die schon oben bezeichneten Ausnahmen wieder anerkannt worden ist; und wenn der Nachfolger mit der Bekenntnißtreue auch die Milde seines Amtsvorgängers verbindet, haben wir eine erfreuliche Zukunft zu erwarten. Gott behüte uns aber vor einem Manne, der es für seine Aufgabe halten sollte, dem immer lebendiger werdenden confessionellen Leben durch unionistische Bestrebungen entgegen zu treten. Es dürfte dadurch leicht ein Sturm heraufbeschworen werden, der die schönsten Keime und Blüthen unsers kirchlichen Lebens wieder zerknicken und wohl gar eine viel schlimmere Spaltung hervorrufen würde. Außerdem erwähnen wir noch, daß das Präsidium des Vereins beauftragt wurde, im Namen des Vereins eine beistimmende Erklärung zu der von Pommern ausgegangenen „Verwahrung" im Decemberheft der Lutherischen Monatsschrift abzugeben.

Unmittelbar an die Versammlung des Lutherischen Verweis, die eben deshalb auf diesen Tag und an diesen Ort verlegt war, schlossen sich die Besprechungen des Gnadauer Centralvereins an. Darüber ist schon von andrer Seite berichtet worden. Wir erwähnen hier nur noch das Eine, daß auch dies Mal wieder die confessionelle, oder bestimmter die Lutherische Richtung die durchaus vorherrschende war; wir erinnern uns nicht, auch nur eine einzige Aeußerung vernommen zu haben, die nicht auf die eigenthümlich Lutherische Grundanschauung zurückzuführen gewesen wäre. In Beziehung auf die Abendmahlslehre fragte sogar der Präses ausdrücklich, ob wir alle an der Lutherischen Lehre festhielten, weil der zur Discussion vorliegende Vortrag ganz auf Lutherischem Grunde stand, und es erhob sich auch nicht eine einzige Stimme gegen die allgemeine Zustimmung. Nur nach der Pause hielt der Präses für nöthig zu erklären, daß jene Frage nicht in dem Sinne gewesen sey, als solle der Verein aufhören, eine freie Vereinigung aller derer zu seyn, welche „den Herrn Jesum lieb haben," wenn sie auch noch confessionell auseinander gingen.

Walte der Herr auch ferner in Gnaden über den Gnadauer Centralverein und über den Lutherischen Provinzialverein, und erhalte sie wie bisher in rechter Gemeinschaft des Geistes!

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz. Druck von Trowitzsch und Sohn.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1857. Mittwoch den 20. Mai. № 40.

Die Juden und die christliche Kirche.

Erster Artikel.

Die ältere christliche Kirche ist von der Ueberzeugung durchdrungen, daß die Verstockung der Juden gegen das in Christo erschienene Heil nur einen zeitlichen Charakter trägt. Sie hat das Wort des Heidenapostels in das Herz geschlossen: „So du aus dem Oelbaume, der von Natur wild war, bist ausgehauen und wider die Natur in den guten Oelbaum gepfropft; wie vielmehr werden die natürlichen eingepfropfet in ihren eignen Oelbaum." Mit vollem Rechte sagt Spener*): „Eine solche vortreffliche Bekehrung der Juden hat man in der christlichen Kirche zu allen Zeiten geglaubt und können in den alten Zeiten kaum ein oder zwei von den alten Vätern genannt werden, welche diese in Zweifel gezogen haben." Als Repräsentanten des Zeitalters der Kirchenväter wollen wir hier den h. Ambrosius redend einführen. „Christus" — sagt dieser im letzten Cap. der Schrift über den Patriarchen Joseph**) — wird in den letzten Zeiten das Volk der Juden aufnehmen, wenn es schon zum Greisenalter gelangt und müde geworden ist, nicht nach seinen Verdiensten, sondern nach der Wahl seiner Gnade: und wird seine Hand auf seine Augen legen, auf daß er die Blindheit wegnehme. Er hat seine Heilung verzögert, auf daß als der Letzte glaube, der früher meinte nicht glauben zu sollen, und den Vorzug der höheren Erwählung verliere."

Von Luther sagt Walch***): „Von der Bekehrung der Juden hat er nicht immer einerlei Gedanken gehabt. Anfänglich meinte er, daß dergleichen zu hoffen sey; nachgehends aber trug er kein Bedenken, solche Hoffnung zu verwerfen."

In Luther war Anfangs diese theure Hoffnung der Kirche in seltener Energie vorhanden. Sie war ihm nicht bloß aus der kirchlichen Tradition zugekommen, sie war ihm besonders aus seinem lebendigen Verkehre mit der Schrift erwachsen, vor Allem aus der ihm so werthen Epistel an die Römer. Er war durchdrungen davon, daß in seiner Zeit und durch seinen Dienst der Kirche neue Mittel zur Zermalmung der Härtigkeit der Juden gegeben seyen. Er war geneigt, die Ursache der Fruchtlosigkeit früherer Versuche nicht in der Beschaffenheit der Juden, sondern in der Herzlosigkeit der Christen und der Verkehrtheit der von ihnen angewandten Mittel zu suchen. Er blieb nicht bei der bloßen Theorie stehen. Er ging frisch und fröhlich ans Werk und hoffte um so zuversichtlicher auf Erfolg, je deutlicher auf allen andern Gebieten der Segen des Herrn auf der Predigt des gereinigten Evangeliums ruhte, je entschiedener sonst überall das Wort in Erfüllung zu gehen schien: „Siehe der Winter ist vergangen, der Regen ist weg und dahin. Die Blumen sind hervorkommen im Lande, der Lenz ist herbeikommen und die Turteltaube läßt sich hören in unserem Lande."

Das wichtigste Denkmal dieser Stimmung Luthers ist die Schrift vom Jahre 1523, daß Jesus Christus ein geborner Jude sey. Es war dies eigentlich ein Tractat, durch den er auf die Juden wirken wollte. Justus Jonas, der ihn ins Lateinische übersetzte, damit er in aller Welt verbreitet werden könne, schließt seine Vorrede mit den für die Tendenz der Schrift bezeichnenden Worten: „Allein laßt uns für dies Volk beten, zumal da auch unter uns nicht alle Christen sind, die den Namen eines Christen führen. Wollte nur Gott, daß die Arbeit mit den Juden so glücklich von Statten ginge, als wunderbar die Veränderung und als herrlich die Werke Gottes gewesen, die wir bei so schnellem Laufe seines Wortes in gar kurzer Zeit gesehen." *)

Wir wollen einige der bezeichnendsten Aeußerungen Luthers aus dieser Schrift ausheben.

„Unsere Narren, die Päbste, Bischöfe, Sophisten und Mönche, die groben Eselsköpfe haben bisher also mit den Juden gefahren, daß wer ein guter Christ wäre gewesen, hätte wohl mocht ein Jude werden. Und wenn ich ein Jude gewesen wäre und hätte solche Tölpel und Knebel gesehen den Christenglauben regieren und lehren, so wäre ich eher eine Sau geworden, denn ein Christ. — Denn sie haben mit den Juden gehandelt, als wären es Hunde und nicht Menschen; haben nichts mehr konnt thun,

---

*) Behauptung der Hoffnung zukünftiger besserer Zeiten, Fft. 1693. S. 327.

**) Opp. ed. Venet. 1781 t. 1 S. 452: Hic senilis jam aetatis, et fessum suscipiet ultimis temporibus populum Judaeorum, non secundum illius merita, sed secundum electionem gratiae: et imponet manus super oculos ejus, ut caecitatem auferat. Cujus ideo distulit sanitatem, ut postremus crederet, qui ante non putavit esse credendum et praerogativam superioris electionis amitteret.

***) Luthers Werke Th. 20. S. 91.

*) W. W. Th. 20. S. 2266.

denn sie schelten und ihr Gut nehmen; wenn man sie getauft hat, keine christliche Lehre noch Leben hat man ihnen beweiset, sondern nur der Päbsterei und Möncherei unterworfen. — Ich hoffe, wenn man mit den Juden freundlich handelte und aus der heiligen Schrift sie säuberlich unterweisete, es sollten ihrer viele rechte Christen werden und wieder zu ihrer Väter, der Propheten und Patriarchen Glauben treten; davon sie nur weiter geschreckt werden, wenn man ihr Ding verwirft, und so gar nichts will seyn lassen und handelt nur mit Hochmuth und Verachtung gegen sie. Wenn die Apostel, die auch Juden waren, also hätten mit uns Heiden gehandelt, wie wir Heiden mit den Juden, es wäre kein Christ unter den Heiden worden. Haben sie denn mit uns Heiden so brüderlich gehandelt, so sollen wir wiederum brüderlich mit den Juden handeln, ob wir etliche bekehren möchten: denn wir sind auch endlich noch nicht alle hinan, schweige denn hinüber. — Darum wäre meine Bitte und Rath, daß man säuberlich mit ihnen umginge und aus der Schrift sie unterrichtete, so möchten ihrer etliche herbeikommen. Aber nun wir sie nur mit Gewalt treiben und gehen mit Lügentheidungen um und geben ihnen Schuld, sie müssen Christenblut haben, daß sie nicht stinken, und weiß nicht, was des Narrenwerkes mehr ist, daß man sie gleich für Hunde hält, was sollen wir Guts an ihnen schaffen? Item, daß man ihnen verbietet, unter uns zu arbeiten, handthieren und andere menschliche Gemeinschaft zu haben, damit man sie zu wuchern treibt, wie sollt sie das bessern? — Will man ihnen helfen, so muß man nicht des Pabstes, sondern christlicher Liebe Gesetze an ihnen üben und sie freundlich annehmen, mit lassen werben und arbeiten, damit sie Ursach und Raum gewinnen, bei und um uns zu seyn, unsere christliche Lehre und Leben zu hören und zu sehen. Ob etliche halsstarrig sind, was liegt daran? sind wir doch auch nicht alle gute Christen. Hier will ich diesmal lassen bleiben bis ich sehe, was ich gewirkt habe. Gott gebe uns allen seine Gnade. Amen."

Aus demselben Geiste einer herzlichen Liebe zu den Juden ist das Schreiben Luthers an Bernhard, einen bekehrten Juden*), geflossen, und auch dort spricht sich die zuversichtliche Hoffnung aus, daß der neue Schein des Evangeliums auch sie beleuchten werde. „Weil aber jetzt" — sagt Luther dort — „das unschätzbare Licht des Evangelii aufgeht und einen hellen Schein von sich gibt, so ist Hoffnung vorhanden, es werden viel unter den Juden mit Ernst und Redlichkeit bekehrt werden und sich von ganzem Herzen zu dem Herrn Christo ziehen lassen, wie Ihr und etliche andere, die ihr noch der Ueberbleibsel vom Saamen Abrahams seyd."

Die Sache kam aber gar anders, wie Luther gedacht hatte. Hier und da wurde wohl ein Jude gewonnen. Im Ganzen aber vermochte die Reformation es nicht, die Jüdische Herzenshärtigkeit zu überwinden. Ja Luther mußte es erleben, daß einzelne Uebertritte zum Judenthum stattfanden. Er berührt die letztere

*) W. W. Th. 20. S. 2268.

Thatsache in dem Briefe wider die Sabbather an einen guten Freund vom J. 1538*): „Daß ihr mir nun angezeigt habt, wie in den Ländern hin und wieder die Juden mit ihrem Geschmeiß und Lehre einreißen, auch etliche Christen schon verführt haben, daß sie sich beschneiden lassen." Dann auch in der Schrift von den Juden und ihren Lügen vom J. 1543: „Weil ich erfahren, daß die elenden heillosen Leute nicht aufhören, auch uns, das ist die Christen, an sich zu locken, habe ich dies Büchlein lassen ausgehen. Ich hätte nicht gemeint, daß ein Christ von den Juden sollte sich lassen narren, in ihr Elend und Jammer zu treten."

Da entbrannte Luther von einem heftigen Zorne, einem Zorne, der seinem tiefsten Grunde nach ein göttlicher ist und gleiche Wurzel hat mit dem des heiligen Johannes, da er eifert wider die, „die da sagen, sie sind Juden und sind es nicht, sondern sind des Satans Schule", Offenb. 2, 9. 3, 9, und mit dem Zorne Mose's, da er ergrimmete und warf die Tafeln aus seiner Hand und zerbrach sie unten am Berge. Es war der Zorn der verschmähten Liebe, nicht der eignen, menschlichen, sondern der seines Herrn, der Zorn, der einen Stephanus ausrufen ließ: „Ihr Halsstarrigen und Unbeschnittenen an Herzen und Ohren, ihr widerstrebt allzeit dem Heiligen Geiste, wie eure Väter also auch ihr."

Wir wollen auch diese spätere Stimmung Luthers durch einige wörtliche Mittheilungen zur Anschauung bringen.

In der Schrift vom Schem Hamphoras sagt Luther**): „Die Juden zu bekehren ist ebenso möglich, als den Teufel zu bekehren. Ein jüdisch Herz ist so stock stein eisen teufelhart, das mit keiner Weise zu bewegen ist. — Summa es sind junge Teufel zur Hölle verdammt, ist aber noch etwas menschlichs in ihnen, dem mag solch Schreiben zu Nutz und gut kommen: vom ganzen Haufen mag hoffen, der da will, ich habe da keine Hoffnung, weiß auch davon keine Schrift. Denn daß etliche aus der Epistel an die Römer am 11. Cap. solchen Wahn schöpfen, als sollten alle Juden bekehrt werden am Ende der Welt, ist nichts. St. Paulus meint gar viel ein anderes."

„Es ist ein hart Volk um die Juden", sagt Luther in der Tischreden. „Da sagte einer: ists doch geschrieben, daß die Juden vor dem jüngsten Tage bekehrt werden. Dr. Luther sprach: Wo stehts geschrieben. Ich weiß keinen gewissen Spruch. Röm. 9 (11) bringen sie wohl einen Spruch hervor, aber daraus kann man nichts beweisen. Da sagte sein Weib: Und es wird Ein Schaafstall und Ein Hirte werden. Ja, sprach der Doctor: liebe Käthe, es ist allbereit geschehen, da die Heiden zum Evangelio kamen." ***)

In der Schrift: Von den Juden und ihren Lügen, sagt Luther: „Viel weniger gehe ich damit um, daß ich die Juden

*) W. W. Th. 20. S. 2272.

**) W. W. Th. 20. S. 2528. 9.

***) S. 2315.

bekehren sollte. Das ist unmöglich.*) — Denke doch, wie kommen wir armen Christen dazu, daß wir solch faul müßig Volk, solche lästerliche Feinde Gottes umsonst sollen nähren und reich machen, dafür nichts kriegen, denn ihr Fluchen, Lästern und alles Unglück, das sie uns thun und wünschen können.**) — Man verbrenne ihre Synagogen, zwinge sie zur Arbeit und gehe mit ihnen um nach aller Unbarmherzigkeit." ***)

Ebenso starke Aeußerungen finden sich in „Luthers Vermahnung gegen die Juden, womit er seine zu Eisleben kurz vor seinem Abschied aus diesem Leben A. 1546 gehaltenen vier Predigten beschlossen hat."†) Er sagt dort u. A.: „Es ist mit den Juden also gethan, daß sie unsern Herrn Jesum Christum nur täglich lästern und schänden. Dieweil sie das thun und wir wissens, so sollen wir es nicht leiden. Denn soll ich den bei mir leiden, der meinen Herrn Christum schändet, lästert und verflucht, so mache ich mich fremder Sünden theilhaftig, so ich doch an meinen eignen Sünden genug habe, darum sollt ihr Herren sie nicht leiden, sondern sie wegtreiben, wo sie sich aber bekehren, ihren Wucher lassen und mit Ernst Christum annehmen, so wollen wir sie gern als unsere Brüder halten. Anders wird nichts daraus; denn sie machens zu groß, sie sind unsere öffentlichen Feinde, hören nicht auf, unsern Herrn Christum zu lästern, heißen die Jungfrau Maria eine Hure, Christum ein Hurkind, uns heißen sie Wechselbälge oder Mahlkälber, und wenn sie uns könnten alle tödten, so thäten sie es gerne, und thuns auch oft, sonderlich die sich für Aerzte ausgeben. — — Ich tucke mich unter den Schirm des Sohnes Gottes, den halte und ehre ich für meinen Herrn, zu dem muß ich laufen und fliehen, wo mich der Teufel, die Sünde oder ander Unglück anficht; denn er ist mein Schirm, so weit Himmel und Erde ist, und meine Glucke henne, darunter ich krieche vor Gottes Zorn, darum kann ich mit den verstockten Lästerern und Schändern dieses lieben Heilandes keine Gemeinschaft noch Geduld haben."

Diese Stellung, die Luther in seinen späteren Jahren zu den Juden einnahm, ist allerdings recht geeignet, uns den Unterschied zwischen ihm und den Aposteln zur Anschauung zu bringen und zu zeigen, wie bedenklich es wäre, sich einem solchen Meister unbedingt und ohne Prüfung nach der Schrift hinzugeben, was auch die Lutherische Kirche nie gethan hat. Doch wird man nicht außer Acht lassen dürfen, daß die Juden damals sich anders darstellten wie jetzt, wo die Energie ihres Hasses wie ihrer Liebe durch den Unglauben gebrochen ist, wo das Interesse für Geld und Gut alle anderen bei ihnen verschlungen hat. Es ist jetzt schwer, sich eine anschauliche Vorstellung zu bilden von dem diabolischen Christus- und Christenhaß der älteren Judenschaft. Nichts kann ungerechter seyn, als die Juden darzustellen als die Leidenden, die Verfolgten. Was sie erleiden mußten, war in der Regel nur die Reaction gegen die in ihrem Herzen lodernde fanatische Erbitterung. Noch aus

*) W. W. 20. S. 2313. **) S. 2488. ***) S. 2509.
†) W. S. 2630.

der Mitte des 18ten Jahrhunderts wird von einem Proselyten Israel Levi, dessen Bekehrungsgeschichte eine besonders anziehende ist, erzählt*): „Die Rückerinnerung an seine Jugend erfüllte ihn oftmals mit besonderer Reue. Wenn er zurückdachte, wie er in jener Zeit, wenn die Katholiken zu Weihnachten Nachts um 12 Uhr in ihre Kirchen gingen, mit andern Judenkindern nach dem Gebrauche unter ihnen, um ein hölzernes Bild, das den Gehenkten, nämlich Jesum den Gekreuzigten, vorstellte, gespielt, ein Glied nach dem andern ihm abgeschlagen und ihn also herausgespielt hatte, da sprach er jammernd: o wie große, schwere Sünden thun doch die Juden. Gott wolle schonen."

Wenn Luther seine Verzweiflung an der Bekehrung der Juden in die Schrift hineinträgt, welche überall dazu da ist, daß wir an ihr unsern sinkenden Muth stärken sollen, wenn er die klaren und leuchtenden Zeugnisse der Schrift für die zukünftige Bekehrung der Juden beseitigt, so ist dies zwar nicht zu loben, aber doch anders zu beurtheilen, als wenn jetzt jemand dasselbe thut. Die Herrschaft der allegorischen Interpretation, welche bis auf Luther bestand und von der Luther sich und die Kirche zwar im Princip losmachte, aber nicht in der Praxis, hatte zur Folge, daß die Auslegung ganz unter die Gewalt der Neigung gerieth, daß jeder in der Schrift nur das fand, was mit seinen Wünschen übereinstimmte. Es war daher fast unvermeidlich, daß Luther, da er einmal an seiner Hoffnung für Israel irre geworden, nun auch keinen festen Anhalt an den Schriftstellen mehr fand. Es ist der Segen der durch Luther auf die Bahn gebrachten buchstäblichen Erklärung, die erst nach und nach den alten Sauerteig der allegoristischen Willkür beseitigen konnte, daß die Auslegung sich mehr von der Subjectivität emancipirt hat, und daß jetzt Jedem, der sich nicht absichtlich der Segnungen dieses Fortschrittes beraubt, die Schrift als Correctiv für die Neigung dienen kann.

Das aber darf nicht übersehen werden, daß Luther mit seinem Zorn über die jüdische Herzenshärtigkeit, mit der Energie seines Eifers für die Ehre Christi zwar einen einseitigen Standpunkt vertritt, welcher der Ergänzung durch die gleiche Energie der Erkenntniß der göttlichen Barmherzigkeit und der Liebe für die „Söhne des Reiches" bedarf, daß aber in diesem einseitigen Standpunkte doch noch mehr Wahrheit und Realität ist, als in dem Streben so mancher Freunde Israels aus der neueren Zeit, welche das arme Volk meinen in das Reich Gottes hineinschmeicheln zu können, welche für seine schwere Schuld keinen rechten Sinn haben und unvermögend sind, das Bewußtseyn derselben in ihm zu erwecken, welche verkennen, daß es vor allem darauf ankommt, die „große Klage" Sach. 12, 11 in ihm lebendig zu machen, welche den alten Menschen des Judenvolkes bestärken, indem sie seinen Blick von der Buße hinweg auf die angeblichen großen Prärogativen lenken, die ihnen zustehen sollen, ihnen einbilden, daß sie zu der Würde des geistlichen Adels in der christlichen Kirche berufen seyen, und deren Bemühungen,

*) Steger, die evang. Judenmission S. 80.

wenn sie überhaupt etwas ausrichten, dahin führen müssen, daß sie aus jüdischen Juden christliche Juden oder jüdische Christen machen. Den Geist der Juden hatte Luther klar und tief erkannt. „Luther" — heißt es in den Tischreden*) — „las in einem hebräischen Buche und wunderte sich sehr über die große Vermessenheit und Hoffahrt. Da war keine Erkenntniß der Schrift, sondern eitel Ruhm in todten Privilegien. Sie verstehen nichts von Gottes Gnade, noch von der Gerechtigkeit des Glaubens, wie Gott barmherzig sey aus lauter Gnade um Christi willen, und daß der Glaube an Christum fromm und selig mache. Davon wissen sie weniger denn nichts, sondern wollen heilig seyn von Natur und aus dem Geblüte." Wie verderblich muß es wirken, wenn dieser eingebildete, prätensionsvolle alte Mensch der Juden durch Behauptungen gestreichelt wird, wie z. B. die in der Schrift: „der Jude von Alfred Meyers nach der 5. Ausg. des Engl. Originals, Fkf. 1856", ausgesprochenen: „In allen Propheten ist diesem Volke eine bevorzugte Stellung in dem Königreiche Immanuels zugesagt", „Israels Bekehrungstag ist der Krönungstag des Messias", „Die bekehrten Juden sind die einzigen erfolgreichen Missionare für die heidnische Welt", „Jehova hat den Juden den Königlichen Vorzug gegeben", u. s. w. u. s. w. Auch wenn diese Anschauungen richtig wären, so würde es doch sehr unpädagogisch seyn, mit solchen Dingen die Missionswirksamkeit unter den Juden einzuleiten. Man würde vielmehr Alles aufbieten müssen, ihr Herz von der Betrachtung solcher Dinge abzulenken, die jedenfalls so lange sie sind, was sie sind, sie nichts angehen, und es einzuführen in die Tiefen der Buße und des Gnadenflehens.

Mit vollem Rechte sagt A. von Oettingen in der Schrift: die synagogale Elegik des Volkes Israel, Dorpat 1853, die selbst in den Einräumungen an die Juden über dasjenige hinausgeht, was unserer Ueberzeugung nach in der richtig verstandenen Schrift gelehrt wird**): „Aber dem gegenüber haben wir ein Zweites hervorzuheben, was wohl unserer Zeit mehr und ernstlicher ans Herz gelegt werden muß, als jene Bewahrung vor stolzer Sebstüberhebung über das fluchbeladene Volk. Denn statt dessen hat sich eine schriftwidrige Apotheosirung desselben geltend gemacht. Es wird über dem Heilsberufe der Juden ihre schwere Sünde, wenn auch nicht vergessen, so doch zurückgedrängt, es wird mit dem Mantel der Alles (selbst die Schmach Christi!) bedeckenden Liebe nur von der Dankbarkeit geredet, die wir diesem großen herrlichen Volke schuldig seyen (v. Oettingen belegt hier und in dem Folgenden Alles mit Citaten aus den Schriften von Gaussen, M. Caul, Begg u. A.) von dem Mitleid, das wir über seine Leiden und seine unzähligen Verfolgungen haben sollen, von den Wohlthaten, die die ganze Menschheit durch dasselbe empfangen, von dem Heil, das um seines Berufes willen von ihm über die Kirche kommen soll, von der Verherrlichung seiner gotterwählten Nationalität gegenüber allen andern Völkern zur Vollendung des Reiches Gottes u. s. w. Alles dies hat seine relative Berechtigung, sobald man es nicht einseitig urgirt. Man vergißt aber die Heiligkeit des Gotteszornes, welcher um der Einen, großen, noch jetzt dauernden Sünde willen auf ihm lastet; man vergißt es, ihr Elend als ein Gericht anzusehen, das Gott über sie verhängt und nicht bloß „die Willkür und Grausamkeit der Menschen", die demselben vielfach zum Mittel dienen mußten; man richtet in äußerlicher Weise, wie die Juden selbst, seine Aufmerksamkeit auf die Herrlichkeit ihrer Zukunft und predigt ihnen nicht die Gegenwart, d. h. vor Allem und immer wieder die Sünde der Verwerfung des Herrn und den Fluch der Gegenwart als die Antwort des Gotteswortes darauf."

*) S. 2307. **) S. 167. 68.

In Bezug auf Luther ist noch auf eine merkwürdige Thatsache hinzuweisen. Er hatte in der Kirchenpostille gesagt*): „So ist's nun gewiß, daß die Juden werden noch sagen zu Christo: Gelobet sey der da kommt im Namen des Herrn. Das hat auch Moses verkündigt 5 Mos. 4, 30. 31, Hoseas 3, 4. 5, und Azarias 2 Chron. 15, 2—5. Diese Sprüche mögen nicht verstanden werden von den jetzigen Juden; sie sind zuvor noch nie keinmal ohne Fürsten, ohne Propheten, ohne Priester, ohne Lehrer und Gesetz gewesen. St. Paulus Röm. 11, 25. 26 stimmt auch hieher und spricht: Blindheit u. s. w. Gott gebe, daß die Zeit nahe sey als wir hoffen." So lauten die Worte nicht minder wie in den älteren Ausgaben, auch noch in denjenigen, welche 1543 und 44 herausgekommen. Offenbar trug Luther Scheu, sie anzutasten, es regte sich in ihm das Gefühl, daß er doch wohl mit seiner gegenwärtigen Ansicht auf dem Irrwege seyn könne. Seine Schüler waren kühner. Gleich in der ersten Ausgabe, die nach seinem Tode erschien, im J. 1547, hat man Alles, was sich auf die zukünftige Bekehrung der Juden bezieht, weggelassen, und nicht das allein, man hat auch das Gegentheil dafür gesetzt. Statt: werden noch sagen, steht: noch hernach haben müssen sagen u. s. w. Dann folgt: „Diese Sprüche sagen alle von der letzten Zeit, wenn das jüdische Reich und rechte Priesterthum aufhören würde, daß dennoch hernach viel Juden zu dem rechten König und Priester Christo bekehrt sollten werden; welches denn geschehen ist nach der Himmelfahrt Christi, durch die Apostel und hernach durch des Evangelii Predigt".

(Schluß folgt.)

*) W. W. 11. S. 299.

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz. Druck von Trowitzsch und Sohn.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1857. Sonnabend den 23. Mai. № 41.

Die Juden und die christliche Kirche.

Erster Artikel. (Schluß.)

Im Ganzen und Großen aber trug in der Lutherischen Kirche bei diesem Punkte, wie überhaupt bei den singulären Meinungen Luthers, das Wort Gottes den Sieg über seine Auctorität davon. Mit vollem Rechte sagt Spener a. a. O.: „Es hat auch diese Lehre in unserer Lutherischen Kirche, von Luthero an der einiges Ortes daran zu zweifeln wieder angefangen, aus Betrachtung der Härtigkeit des Volkes, ihren Platz gehabt und ist von den vortrefflichsten Lehrern behauptet worden, ob ich wohl nicht in Abrede bin, daß einige andere solcher Meinung widersprochen haben.“ Die Bedeutendsten unter diesen doch immer nur eine Ausnahme bildenden Widersprechenden sind Calov, zu Röm. 11, 25, der diese Stelle erklärt von der durch alle Zeiten von der Apostolischen Zeit bis zum Ende der Welt fortgehenden Bekehrung einzelner Juden: omni tempore ex Israele nonnulli, und der Dogmatiker Quenstedt (IV, p. 116). Aber insofern ist doch in den Zeiten der Herrschaft der kirchlichen Orthodoxie fast durchweg ein Einfluß der Auctorität Luthers wahrzunehmen, daß die Bejahung eine minder zuversichtliche und freudige ist, als sie ohne diesen Einfluß gewesen seyn würde, wie man das an dem Beispiele Joh. Gerhards sehen kann. Es war das Verdienst Speners und überhaupt des Pietismus, daß er die Hoffnung auf die zukünftige Bekehrung der Juden wieder zur vollen Lebendigkeit in der Kirche erhob, und damit den Missionsbestrebungen einen neuen Antrieb gab, womit denn auch mannigfache Erfolge Hand in Hand gingen. Uebrigens gab Spener dieser Hoffnung diejenige Beschränkung, welche nothwendig ist, wenn man nicht in die bedenklichsten Consequenzen gerathen will. „Wie es heißt“ — sagt er a. a. O. S. 334 — daß Blindheit Israel vorhin widerfahren sey, weil das allermeiste des Volkes verführt geblieben, obschon manche tausend bekehrt worden, die aber gegen jene doch nicht zu rechnen waren, also heißt denn auch ganz Israel der größeste Theil des Volkes, obwohl einige in der Verstockung bleiben, die aber gegen die anderen nicht zu rechnen waren.“

Eine eigenthümliche Gestalt nahm in unserem Jahrhundert die allen Zeiten der Kirche gemeinsame Hoffnung auf das zukünftige Heil Israels unter einem nicht unbedeutenden Theile der gläubigen Christen in England und Schottland an*), und gewann von da aus auch in Deutschland, besonders in Würtemberg, manche Anhänger. Man blieb nicht stehen bei der von der heiligen Schrift klar bezeugten zukünftigen Bekehrung Israels und der segensvollen Einwirkung derselben auf das Ganze der Kirche, man ging so weit, das bekehrte Judenvolk, der Ehre Christi zu nahe tretend, zum fast alleinigen Vermittler des Heiles für die Kirche der Zukunft zu machen, man stellte die Vergangenheit und Gegenwart der Kirche gegen diese Zukunft völlig in den Schatten, man begeisterte sich in Folge einer buchstäbelnden Auslegung für die Rückkehr der Juden nach Palästina, man träumte von Erweiterung des heiligen Landes, Wiederaufbau des Tempels in Jerusalem, Herstellung des Levitischen Cultus. Man erging sich in der allernüchternsten und prosaischsten Weise, die gar oft die der Rabbinen noch überbietet, in der Ausführung dieser Hoffnungen im Einzelnen, zum Ekel aller derer, die auch nur mit den ersten Lippen das tiefere Verständniß der Weissagung gekostet haben.

Der Gegensatz gegen diese Verirrungen, verbunden mit einer Ueberschätzung der Auctorität Luthers, hat im vorigen Jahre eine Lutherische Synode in Amerika verleitet, der theuren Hoffnung der Kirche auf die zukünftige Wiederbringung der Juden, die den Apostel in Röm. 11, 33 f. zu so begeistertem Preise der Tiefe des Reichthums Gottes veranlaßt, ganz zu entsagen, ja sogar diese Hoffnung kirchlich zu verpönen. In den „Verhandlungen der zweiten Sitzungen des westlichen Districtes der Deutschen Evang.-Lutherischen Synode von Missouri, Ohio u. a. St. im J. 1856“ ist der Beschluß gefaßt worden (S. 29): „Wir verwerfen die Lehre, daß eine allgemeine oder doch noch nie dagewesene, besonders zahlreiche Bekehrung der Juden vor dem jüngsten Tage nach Röm. 11, 25. 26 u. a. St. bevorstehe und gehofft werden müsse, als eine unbiblische und zu falschen, chiliastischen Vorstellungen von der Kirche führende Lehre.“ Zur Motivirung dieses Beschlusses wurde u. A. bemerkt (S. 20): „Sollten wirklich alle Juden selig werden, so möchte man ja lieber wünschen ein Jude als ein Christ zu seyn, wie es denn ja auch schon geschehen, daß in Neu-York einige Lutheraner

*) Es darf aber nicht übersehen werden, daß es sich doch nur um eine Parteiansicht handelt, die namentlich in der Bischöflichen Kirche nichts weniger als zur Herrschaft gelangt ist.

Juden geworden und sich der Beschneidung unterworfen haben, in der schrecklichen Verblendung, so als Abrahams Saamen desto größerer Herrlichkeit theilhaftig zu werden, wenn nun Christus wiederkomme."

Nach diesem geschichtlichen Ueberblicke werden wir nun im nächsten Artikel tiefer in die Sache einzudringen versuchen.

Ueber die Zustände der Evangelischen in Italien.

(Fortsetzung und Schluß.)

Unter den jetzigen freien politischen Verhältnissen, und bei dem lebhaften Aufschwung des Volkes in neuester Zeit, sollte man auch ein lebendiges Aufblühen der evangelischen Gemeinden erwarten — was sich aber leider nicht also zeigt. Nach Angabe des Herrn Charbonier zählt jede der beiden Gemeinschaften nur etwa 200 Seelen. Die geistliche Wirksamkeit bezeichnet er, obschon vollkommen unbehindert von Seiten der Regierung, doch als sehr erschwert durch die Gemeinde selbst. Die meisten Glieder seyen Kaufleute, es sey wenig geistliches Leben vorhanden, das Presbyterium aber wolle dennoch selbst herrschen — welche Klage aus dem Munde eines an freiere Gemeindeverfassungen gewöhnten Waldensers noch um so schwerer zu wiegen scheint.

Die Proselyten gäben sich lange der Polemik gegen den Römischen Aberglauben hin. Einige Seelen seyen wohl unter ihnen, die den Herrn ernstlich lieben, aber ihre Zahl sey nicht groß.

Anfangs habe die evangelische Bewegung mehr versprochen. Dann aber habe sich eine Gemeinde independentisch konstituirt, welche mehr die übrigen Evangelischen als die Katholiken hasse, und hierdurch sei der Fortschritt der Bewegung sehr gehemmt worden.

In Turin steht Herr Pastor Bert, den Waldensern angehörig, seit vielen Jahren in der Arbeit. Die Evangelischen standen hier bekanntlich früher unter dem größten Druck, dem wie es scheint selbst die königliche Gesandtschaft, dem fanatischen Andringen des Klerus gegenüber kaum zu wehren vermochte. Jetzt bewegen sie sich so frei als in irgend einem anderen Lande. Selbst ihre Todten dürfen sie auf den katholischen Kirchhöfen begraben, und die Erbitterung des Klerus bleibt unwirksam, da die städtischen Behörden die Kirchhöfe als eine Sache des Municipio und nicht als eine kirchliche betrachten. Natürlich werden die Römischen sämmtliche Gräber der Protestanten genau verzeichnen, und es wird die Evangelischen kaum überraschen, wenn bei wiederkehrender Uebermacht ihrer Feinde eines Tages die Gräber der Ihrigen geöffnet und diese ihrer Ruhestätte beraubt werden.

Als Zeugniß der unbeschränkten Freiheit und zugleich der rührigen Thätigkeit der Evangelischen mag hier noch angeführt werden, daß dieselbe eine besondere Zeitschrift „giornale della evangelizzazione italiana" herausgeben, welche wöchentlich

in gr. 4. unter dem Namen La buona novella erscheint, und bereits den 6. Jahreslauf angetreten hat. In der Expedition dieses Blattes finden sich auch zahlreiche Schriften zur Verbreitung unter das Volk für den gleichen Zweck.

Herr Bert schätzt die Zahl der in der Gemeinde vereinigten Waldenser, Franzosen und Italiener auf 1000 Seelen, die der neu Hinzugetretenen auf 3—400. Im Jahre 1848 trat eine enthusiastische Bewegung für die Evangelischen ein; diese aber erwies sich bald als mehr äußerlich, und es folgte ebenso bald wieder ein Stillstand.

Leider hat sich auch hier einer der evangelischen Geistlichen, Herr Meglie getrennt und eine besondere Partei gebildet, was wiederum hemmend auf den Fortgang der Bewegung gewirkt und die Achtung der Evangelischen bei den Römischen herabgesetzt.

Herr Bert beklagt diese Spaltung und ihre Folgen, liebt aber die Freiheit und den Individualismus über alles, und glaubt, es liege in dem Wesen der Kirche, daß der letztere vorherrsche, und so seien Trennungen, obschon zu beklagen, doch an sich selbst unvermeidlich. Die Einheit sei im Geist des Herrn zu suchen und man müsse zufrieden sein, wenn nur brüderliche Glaubens- und Liebesgemeinschaft stattfinde.

So wird sich aber der treffliche Mann auch trösten müssen, wenn die Spaltung der kleinen Gemeinde ferner bis ins Unendliche fortschreitet, und es wird dabei unmöglich sein, daß nicht mit dem Glauben auch die Liebe durch willkürliche Lehrspaltungen alterirt werde, sobald man sich, obschon vielleicht nach Herrn Bert im Wesentlichen eins, um selbstbeliebiger Meinungen willen, lieblos oder hochmüthig von den Brüdern trennt. Dieß mag sehr zu entschuldigen und da vielleicht unvermeidlich sein, wo nicht eine lebensvolle, große, kirchliche Gemeinschaft die Grundlage der kirchlichen Entwicklung bildet, und wo jeder, der Gesammtheit gegenüber, seine eignen Meinungen für volle und alleinige Wahrheit halten zu können versucht ist. Das aber leuchtet wohl auf den ersten Blick ein, daß die Evangelischen auf dieses schwächste Prinzip des Individualismus gegründet, wie innig und christlich sich auch das Einzelleben bei ihnen entwickeln möchte, der geschlossenen Macht und Autorität der Römischen Kirche gegenüber, niemals Bedeutung erlangen können, wozu vor allen Dingen Einheit des Bekenntnisses, und auf der Grunde gemeinsamer Lehre und lebendiger Glaubens-Einheit vereinte Kraft für die Ausgestaltung des kirchlichen Lebens erforderlich ist.

Leider nöthigte mich eine am Tage meiner Ankunft in Turin vorgefundene Nachricht, meinen Aufenthalt in dieser Stadt auf einen einzigen Tag zu beschränken. So mußte ich selbst den Besuch der Waldenserthäler, der von hier aus nur einen Tag in Anspruch genommen haben würde, aufgeben, und konnte auch die kirchlichen Versammlungen der Turiner Gemeinden nicht abwarten, in denen sowohl in italienischer als in französischer Sprache gepredigt wird.

Dagegen hatte Herr Bert, der in allem den Eindruck einer kräftigen gediegenen Persönlichkeit macht, die Güte, mich in d

öffentlichen Anstalten der Gemeinde herumzuführen. Es fehlt der Gemeinde an äußeren Mitteln nicht, und diese Anstalten sind namentlich durch großartige Freigebigkeit englischer Freunde unterstützt worden, was beiläufig auch von Nizza zu sagen ist, wo sich eine evangelische Gemeinde gebildet hat, die auch in Casale in der Bildung begriffen ist.

So hat die Gemeinde eine recht ansehnliche Kirche mit einem Aufwande von 300,000 Fr. erbaut, die sich im Innern recht ansprechend darstellt, während ihr Aeußeres leider durch einen wunderlich gemischten Baustyl verunziert ist. Nahebei war man eben im Ausbau eines großartigen neuen Gebäudes begriffen, welches die schönen Räume für das Hospital der Gemeinde, und zugleich für die Pfarre, Schule und Lehrer darbieten wird, wozu ein Engländer 80,000 Fr. geschenkt, während andere Freunde vorläufig die erforderlichen Geldmittel darleihen. Augenblicklich waren die Geldmittel erschöpft, aber es wurde in fröhlicher Glaubenszuversicht weiter gebaut, die sich überhaupt in der ganzen Haltung des Herrn Bert und der von ihm geleiteten Anstalten aussprach. Die in den bisherigen Räumen des Hospitals anwesenden Kranken schienen überaus wohl versorgt, in den Schulen schien ein fröhlicher Geist zu wohnen.

Hr. Bert war auch voll froher Hoffnung für die weitere Gestaltung des öffentlichen Lebens, er hielt es nicht für möglich, daß die früheren trüben Zeiten des Druckes und der Willkürherrschaft wiederkehren sollten. Jedenfalls machte alles hier und überhaupt in Sardinien Wahrgenommene den Eindruck einer frisch bewegten Gegenwart, wie man ihm sonst nicht in Italien begegnet. Namentlich in und um Turin erheben sich überall neue Bauwerke und ganze Straßen, man glaubt sich in dieser Hinsicht beinahe in die von regem Leben durchströmten Straßen Berlins versetzt.

Als wir so munter durch die herrlichen Straßen schritten, und mir Hr. Bert zuletzt eben die Wege zu einem kleinen Ausfluge auf die unvergleichlich reizvollen, noch in der Mitte Octobers mit dem frischesten Grün bedeckten Höhen zeigte, die sich unmittelbar an die Stadt und den durch sein breites Strombett fluthenden Po lehnen, begegnete uns ein junger, kräftig daher schreitender Mann, dem Hr. Bert zu brüderlicher Begrüßung entgegeneilte. Es war Hr. Reta, ein Führer der letzten Genueser Revolution. Er war zum Tode verurtheilt, nach Genf geflohen, lernte dort das Evangelium kennen, erwachte mit Inbrunst zum neuen Leben, wurde ein ausgezeichneter Mitvorsteher der dortigen evangelischen Gesellschaft, und kam jetzt, nachdem die Königl. Amnestie ausgesprochen, zum Besuch nach Turin, der neugeschenkten Freiheit und des neuen Lebens froh.

So viel ist klar, daß, wie erfreuliche Anfänge eines evangelischen Glaubenslebens sich hin und wieder in diesem Lande auch zeigen mögen, für jetzt doch noch keine Aussicht eines kräftigen umfassenderen Aufschwunges vorhanden scheint.

Wenden wir uns nun zu den evangelischen Gemeinden in den Lombardisch-Venetianischen Staaten, so finden wir solche zu Venedig und zu Mailand.

Die erstere durfte ich in den beiden vorausgehenden Jahrzehnten zweimal besuchen und ihren kirchlichen Versammlungen beiwohnen. Ich fand dieselben beide Mal zahlreich besucht, und die Versammlungen machten den Eindruck, daß die Glieder der Gemeinde sich durch ein Gefühl der Gemeinschaft verbunden fanden. Nur fehlte denselben in nie wahrgenommener Weise schon die äußere kirchliche Haltung. Man war vor Anfang des Gottesdienstes in dem schön geschmückten kirchlichen Gebäude allgemein im harmlosesten Gespräch begriffen, und schien wie in einem Gesellschaftssaal versammelt. Als dagegen der Pfarrer, damals ein ganz junger Mann, eintrat, erhoben sich alle ehrerbietigst von ihren Sitzen, verbeugten sich gegen den Vorübergehenden und blieben stehend, bis derselbe sich auf seinem Kanzelstuhl niedergelassen. Die nachfolgenden Predigten, welche durchgängig nur ein überaus trauriges Zeugniß von der Schule des Rationalismus gaben, der mit dem Höheren und Kirchlichen nur in Beziehung steht, um es zu negiren, ließen leider auch keinen Zweifel darüber, daß jene äußere Hingebung gegen die Person des Predigers nicht wohl auf einen tieferen, inneren Grund sich gründen konnte. Aber recht charakteristisch erschien es, daß eine kirchliche Versammlung, die in keiner Weise ein Gefühl der Heiligkeit der kirchlichen Stätte verrieth, dasselbe gewissermaßen in der bezeichneten Weise ihrem Prediger darlegen konnte. Ist dieselbe vielleicht inzwischen dahin gelangt, denselben als den Träger des kirchlichen Amtes, als den Haushalter über Gottes Geheimnisse zu erkennen, so wird es nicht fehlen, daß sie, wenn auch in evangelischer Milderung, der Empfindung, an heiliger Stätte zu seyn, einen tieferen Ausdruck gibt, da, wo sie nimmer zu einem anderen Zweck erscheint, als den Ruf des Wortes Gottes zu hören, die heil. Sacramente zu empfangen, und sich als die evangelische Gemeinde des Herrn vor der Welt darzustellen.

Die Deutsche evangelische Gemeinde zu Mailand wird zu 400 Seelen angenommen. Diese werden hier als Fremde betrachtet, haben nicht das Oesterreichische Bürgerrecht, weil sie es vorziehen, unter dem Schutze ihrer Konsulate zu stehen, entbehren aber eben deshalb der allgemeinen Berechtigung der Oesterreichischen Unterthanen, sich kirchlich zu konstituiren. Die ihnen inzwischen doch gewährte Freiheit ist eine bloße, durch den greisen General Radetzky ermittelte Vergünstigung, die ihnen also jeden Augenblick wieder entzogen werden kann. Wie sollte diese Stellung das Fünklein Glaubensleben in der Gemeine anfachen, daß es in allen Gliedern zur Flamme entbrenne, in der vielleicht nur kurzen Gnadenfrist ihres Bestehens!

Die kirchlichen Versammlungen finden in einem anständig eingerichteten Saal, im corso di porte vercelline, statt. Ueberhaupt geben die Reichen hinreichende Mittel für die äußeren kirchlichen Zwecke her; auch der Pfarrer scheint recht ausreichend dotirt zu seyn.

Ich wohnte der kirchl. Versammlung am 13. n. Trin. bei. Pfarrer Kind, aus Graubündten, wo er dem Vernehmen nach bereits in einer früheren amtlichen Stellung guten Eingang gewonnen hatte, eröffnete den Gottesdienst mit einem Gebet, es folgte ein einiges Verslein Gesang, ein Verslein! einige liturgische Sätze, die gelesen wurden, die Predigt, ebenso gelesen, und endlich noch ein Verslein Gesang.

Dieser Gottesdienst, zu einer bequemen Vormittagsstunde, zwar bei ziemlicher Hitze, aber in einem schönen luftigen Saal, war überhaupt von 11 weiblichen und von etwa 13 männlichen Personen besucht, worunter außer mir und einem Grafen, den ich nachher auf der Reise nach Genua kennen lernte, vielleicht noch andere Fremde waren. Die Fremden schienen meist bemittelten Ständen anzugehören, von dienenden Personen war in der ganzen Versammlung keine Spur.

Das dünkte mich doch nichts, fast weniger als nichts! Eine ansehnliche Gemeinde, welche die einzige kirchliche Versammlung der Woche fast nicht besucht, dazu die ganze Haltung des Gottesdienstes so dürftig und knapp bemessen, wie für Satte und des Heils kaum Bedürftige, stellt sich als ein Licht dar, das nicht leuchtet, das den Evangelischen bei den Römischen nur Schmach bereiten kann, bei ihnen selbst aber den Wahn stärken mag, sie seyen eine Gemeinde, und sind es doch nicht.

Ueberdieß wurde am Schluß der Versammlung verkündigt, daß der Gottesdienst, wie dieß gewöhnlich in den heißen Monaten geschieht, in den nächsten Monaten ausfallen werde. Wahrscheinlich liegt der Hauptgrund dafür, daß ein solcher gänzlicher Stillstand des kirchlichen Lebens eintreten kann, in der Kälte und Bedürfnißlosigkeit der Gemeinde, die sich den gottesdienstlichen Versammlungen bereits entzieht, wenn sie auch noch statt finden.

Auch hier sind es zunächst die äußeren Vortheile und Berechtigungen, die mit der Anerkennung der Evangelischen als einer Gemeinde verbunden sind, auch wohl für alle der Wunsch, für Einzelne das Bedürfniß, doch nicht ganz ohne Kultus zu seyn, was der Stiftung und Erhaltung der Gemeinde zum Grunde liegt. Auch hier ging die Klage, daß die Stifter und reichen Glieder der Gemeinschaft sich viel eher in der Leitung der kirchlichen Angelegenheiten, die sie als ihr Werk betrachten, geltend machen, als für ihre Seele Sorge tragen oder sich innerlich beikommen lassen wollen.

Schon jener spärliche Besuch der kirchlichen Versammlungen, welche die Evangelischen, so sie es in Wahrheit wären, recht eigentlich als die Tage der Erquickung betrachten würden, zeigt hier, wie wenig bei ihnen von Leben vorhanden, wie ihnen jedes andere Bedürfniß dringender, als die kirchlichen, jede irdische Lust ihnen höher steht, als die am Herrn und seinem Hause.

Jede Entschuldigung, damit die reichen Geschäftsherrn, die mit ihren Familien an den Tagen des Herrn der Erholung auf ihren Landhäusern leben, natürlich reichlich versehen seyn werden, fällt schon durch das Zeugniß zu Boden, welches die katholische

Kirche überall auch in Italien in dieser Hinsicht giebt. Was auch immer in den, die ganze Woche hindurch für gemeinsame und einsame Anbetung und Erbauung geöffneten Kirchen die Katholischen sonst noch suchen und finden mögen: immer zeigen sie durch ihre zahlreichen Versammlungen zu tiefer Beschämung so vieler Evangelischen, daß ihnen die Kirche, bei allen Gebrechen derjenigen, welcher sie angehören, doch die höchste Stiftung Gottes auf Erden bleibt, und daß ihnen darum ihre heiligen Versammlungsörter Brunnen des Heils, des Trostes und der Erquickung sind. Man würde sich ohne Zweifel es zu bequem machen, wollte man sich den unglaublich zahlreichen Besuch der Kirchen, die in nicht wenigen der großen, verhältnißmäßig wenig bevölkerten Städten Italiens nach Hunderten zählen, aus lediglich äußerlichen Antrieben, die übrigens auch bei uns gar nicht fehlen, erklären.

Es war am 17. October, als ich auf dem Rückwege von Turin unter strömendem, kalten Regen in Mailand wieder eintraf. Um halb 7 Uhr früh trat ich in den noch ganz dunkeln, nur bei einem oder dem andern Altar mehr erleuchteten Dom ein. Durch die ungeheuren Räume zogen sich aber bereits in der Frühe dieses, dem Italiener noch kaum erträglich kalten, Morgens breite Wasserstraßen, bis zu der gegen 180 Schritt weit vom Eingang entlegnen, herrlichen Krypta unter der großen Kuppel, wo das Morgenamt verwaltet wurde; und jene Wasserstraßen waren durch die Füße und Regenschirme der Kirchgänger gebildet, die eine Stunde vor Sonnenaufgang an einem Wochentag durch den Regen dahin geeilt. Und diese Kirche, so groß, daß sie kubisch dem Gesammtinhalt aller Kirchen des mehr als doppelt so großen Berlin fast gleich kommen wird*), ist eine von 80, und man wird ähnliches von früh bis spät durch die ganze Woche hin in vielen anderen wahrnehmen können.

Florenz, um dieß verwandte hier sogleich beizufügen, zählt auf 80,000 Einwohner sogar 170 Kirchen, deren nicht wenige die bedeutendsten Kirchen der Mark weit an Größe übertreffen (St. Maria del fiore mißt im äußern Umfang gar 695 Schritt), und diese Kirchen, soweit ich die sehenswertheren betreten, fand ich in einer so unglaublichen Weise besucht, daß man annehmen mußte, die ganze Bevölkerung halte sich in den Kirchen auf. Am 14. n. Trin. zählte ich Vormittags zwischen 800 und 900 Kirchgänger, die gleichzeitig, in einer Reihe von Gruppen auf tragbaren Bänken sitzend, in St. Croce dem Gottesdienst beiwohnte. Als ich am Abend desselben Tages mit Sonnenuntergang von den Cascinen nach Florenz zurückkehrte, fand ich in der wunderschönen St. Maria novella, die gewiß den Tag über von Besuchenden nicht leer geworden, noch über 400 zum Ave Maria versammelt. Ebenso zählte ich in diesen beiden Kirchen am Donnerstag Vormittag je um hundert Betende gleichzeitig anwesend. Dieß scheint,

*) Bei der ungeheuren Länge von 454 F. zählte sie 272 in die Breite, durch welche die majestätischen Schiffe mit ihrem Wald von riesigen Marmorsäulen bis zu der 232 F. hohen Kuppel laufen.

der Lauheit der Evangelischen gegenüber, Grund genug zum Nachdenken zu geben.

Es bleibt uns endlich, wenn wir Rom übergehen, welches ich auf meiner letzten Reise nicht berührte, noch Toskana übrig, welches in neuerer Zeit unsere Aufmerksamkeit in Hinsicht der grausamen Verfolgungen evangelischer Regung mehr als das übrige Italien auf sich gezogen.

Verweilen wir bei letzteren einen Augenblick, so dauern dieselben in ihrer ganzen Strenge fort gegen die, welche die Schrift lesen. Ein angesehener Kaufmann, Mitglied der evang. Gem. zu Florenz, der eben einen zu Genf studirenden Sohn dort abgeholt, und mit welchem ich die Reise durch die Schweiz machte, glaubte dieß unbedenklich versichern zu können. Ein andrer Reisender, aus der Rheinprovinz, erzählte von einem Anverwandten, der in Livorno gezwungen worden, alsbald auf das Schiff zurück zu gehen, da man eine Bibel in seinem Koffer gefunden. Andre Reisende sollen deshalb sogar gefänglich eingezogen worden seyn. Nichtsdestoweniger soll die evangelische Bewegung in weiten Kreisen fortbestehen. Nach Angabe des Dr. Schaffter, des 2ten Predigers der evangel. Gem. zu Neapel, der zur Zeit der Madiaischen Verfolgung in Florenz stand und die Verhältnisse gründlich kennen zu lernen Gelegenheit hatte, würden nicht weniger als 10,000 Seelen anzunehmen seyn, welche in und um Florenz von der Bewegung ergriffen sind und die Schrift lesen.

Ich sehe mich außer Stande, auf Grund persönlicher Anschauungen zur Bestätigung dieser Annahme etwas hinzuzufügen. Dagegen sey es an dieser Stelle erlaubt, die Bemerkung hinzuzufügen, daß ich überhaupt das italienische Volk bei wiederholtem Aufenthalt überaus empfänglich gefunden für religiöse Anregung, die ja in dem lauteren Evangelium nur ihren Quell- und Mittelpunkt findet. Am meisten habe ich dieß im südlichen Italien beobachten können, und ich habe stets den freiesten Zugang für evangelische Ansprache gefunden, selbst bei wildem Raubgesindel, mit dem ich, vollkommen wehrlos, zweimal in entlegenem Gebirge Siziliens in Berührung kam; bei Priestern und Mönchen, die ihre anfangs triumphirenden Minen bald in solche des Erstaunens und der Hochschätzung umwandelten, wenn ihnen ein evangelisches Zeugniß in Liebe und Freimuth vernehmlich wurde; bei Gebildeteren und bei einfachen Leuten aus dem Volk.

Bleiben wir indeß bei Toskana stehen, welch' einen Beruf haben gerade hier die Evangelischen und ihre Prediger, das Licht ihrer Kirche leuchten zu lassen, und den Römischen zu bezeugen, was evangelische Lehre und entsprechendes Leben ist. Aber man wird sehr bezweifeln können, daß dem also sey. Die Gemeinde zu Livorno hat, durch ihre ungeistlichen Stimmführer geleitet, kein Bedenken getragen, sich den aus dem Dienst der Evangel. Kirche in Preußen entlassnen Prediger Detroit aufzuladen, der auch gern gehört wird und selbst alle 14 Tage nach Florenz hinüberkommt, um dort zu predigen!

In Florenz waren eben auch zweimonatliche kirchliche Ferien. Der Prediger der Gemeinde, Herr Colomb, ein Genfer und ein Mann von gutem Namen, war in sein Vaterland gereist, so daß ich dieses Mal grade hier gar keine Gelegenheit fand, die evang. Gemeinde kennen zu lernen.

Sie besteht übrigens größtentheils aus Angehörigen der Schweiz, und der Gottesdienst wird, wie ich bei einem früheren Besuch fand, in Französischer Sprache gehalten. Wie bereits angedeutet, wage ich nicht zu hoffen, daß, hätte ich den Ausgang des zweimonatlichen Stillstandes des kirchlichen Lebens abwarten können, die Anschauung des letzteren sich als eine besonders befriedigende erwiesen haben würde.

Wir dürfen uns nicht verhehlen, daß die kirchlichen Zustände unserer evang. Brüder in Italien keineswegs im Allgemeinen beruhigend sind, daß dieselben vielmehr die lebhafte Theilnahme der Mutterkirche in Anspruch nehmen, die wir, als Kinder derselben, nicht anders, als durch inniges Mitgefühl und dessen Ausdruck vor dem Thron des göttlichen Hauptes der Kirche darlegen können.

Wir wünschen, daß den Evangelischen im Heimathlande das Gefühl der unermeßlichen Vorzüge immer lebendiger werde, deren sie sich im Genuß der gemeinsamen kirchlichen und christlichen Glaubens- und Liebeskräfte erfreuen, so daß sie nicht leicht ohne göttlichen Beruf sich in die Fremde und Zerstreuung begeben werden, deren glaubenstödtende Gefahren nur die Auserwählten und Befestigten bestehen können.

Nachrichten.

Einladung zu dem Kirchentage in Stuttgart. 1857.

In Gemäßheit der schon früher gemachten Beschlüsse wird, so Gott will,

der achte Deutsche Evangelische Kirchentag,
mit Einschluß des Congresses für innere Mission,

Dienstag, Mittwoch, Donnerstag und Freitag den 22 — 25. Septbr. d. J. in Stuttgart stattfinden.

Als Gegenstände der Verhandlung sind festgesetzt:

I. An den beiden ersten Tagen (Dienstag und Mittwoch den 22. u. 23. Septbr. d. J.), unter Leitung des engeren und weiteren Ausschusses, nach vorgängiger Berichterstattung des Präsidiums über die Geschäftsführung, 1. Ueber evangelische Katholicität, eingeleitet durch den Herrn Geh. Ober-Regierungsrath Dr. von Bethmann-Hollweg auf Rheineck; 2. die Heiden-Mission, vom Standpunkt der heimathlichen Kirche be-

trachtet, eingeleitet durch den Herrn General-Superintendenten Dr. Hoffmann aus Berlin; 3. die Fortschritte des Gesangbuchwesens in den Deutschen Landeskirchen seit 1852, eingeleitet durch den Herrn Oberhofprediger Dr. von Grüneisen aus Stuttgart.

II. An den beiden andern Tagen (Donnerstag und Freitag den 24. u. 25. Septbr. d. J.), unter Leitung des Central-Ausschusses für die innere Mission, nach zuvor erstattetem Berichte, 1. Die innere Mission, als Aufgabe der Kirche innerhalb der Christenheit, nach den von dem Central-Ausschuß aufgestellten und vom Präsidium entwickelten Thesen; 2. die socialen Schäden der ländlichen Bevölkerung und deren Abhülfe, Referent Stadtpfarrer Leube aus Friedrichshafen.

Außerdem soll über folgende Gegenstände in Special-Conferenzen verhandelt werden:

1. Ueber Gefängnißwesen, geleitet durch den Strafanstalts-Geistlichen Herrn Vögeholdt aus Berlin; 2. über Sonntagsheiligung, geleitet durch Herrn Professor Plitt aus Heidelberg; 3. über Rettungshäuser, geleitet durch Herrn Professor Dr. von Palmer aus Tübingen; 4. über Asyle, geleitet durch Herrn Pastor Heldring aus Hemmen; 5. über christliche Kunst, geleitet durch Herrn Geh. Ober-Regierungsrath Dr. von Bethmann-Hollweg auf Rheineck; 6. über kirchliche Sitte und Unsitte bei Verlöbnissen, Trauungen und Taufen, geleitet durch Herrn Pastor Straube aus Falkenhagen.

Der Central-Ausschuß selbst wird wie gewöhnlich mit seinen Agenten ꝛc. zu einer besonderen Conferenz zusammentreten.

Die angemeldete Conferenz von Abgeordneten Deutscher Bibelgesellschaften wird am Montag den 21. Sept. stattfinden.

Die Eröffnungs-Predigt am Morgen des ersten Tages hält ein Pfarrer des Orts. Die Abend-Predigten an einem jeden der vier Tage werden von fremden Geistlichen übernommen.

Alle evangelischen Christen, welche mit ihrem Glauben auf dem Grunde der reformatorischen Bekenntnisse stehen und die angestrebte Conföderation der Lutherischen, Reformirten und Unirten Kirche unseres Deutschen Vaterlandes im Herzen tragen, besonders auch sämmtliche Agenten, Correspondenten und Freunde des Werks der inneren Mission, sind hiermit eingeladen, an der Versammlung Theil zu nehmen. Die kirchlichen Gemeinschaften, Vereine und Anstalten aber, welche dem Kirchentage sich angeschlossen haben, sind freundlichst gebeten, die Verhandlung durch schriftlich bevollmächtigte Abgeordnete zu unterstützen.

Zu den nöthigen Vorbereitungen an Ort und Stelle hat sich in Stuttgart ein Lokal-Comité gebildet, welches zugleich freundlichst übernommen hat, für die Beschaffung von Logis nach Möglichkeit Sorge zu tragen. Diejenigen Gäste, welche davon Gebrauch zu machen wünschen, wollen daher ihren Besuch bei demselben unter der Adresse des Herrn Diaconus Leibbrand in Stuttgart gefälligst bis spätestens zum 18. August d. J. anmelden.

Sonstige Zuschriften und Gesuche in Sachen des Kirchentages bleiben bereit in Empfang zu nehmen der Secretair im engeren Ausschuß, Legationsrath Jordan hierselbst, Potsdamerstraße Nr. 112, und so weit sie speciell die innere Mission betreffen, der Secretair des Central-Ausschusses, Dr. Biernatzky hierselbst, Matthäi-Kirchstraße Nr. 9.

Falls etwa über noch andere Gegenstände die Veranstaltung von Special-Conferenzen gewünscht werden sollte, würden die näheren Anträge nebst Vorschlägen von Referenten bis spätestens zum 15. August d. J. bei den genannten Secretairen erwartet werden.

Berlin, den 20. Mai 1857.

Die vereinigten Ausschüsse des Deutschen Evangelischen Kirchentages und für innere Mission.

Dr. v. Bethmann-Hollweg. Dr. Stahl. Dr. v. Mühler.

Oesterreich.

Ein Brief, welchen der dritte Prediger der evangel. Gemeinde A. C. in Wien, an ein Gemeindeglied der evangel. Gemeinde in Laibach in Kärnthen, erlassen hat.

Die Veranlassung dazu war folgende: Das betreffende Gemeindeglied hatte sich in der Gemeinde Laibach niedergelassen und sich mit einer dasigen Wittwe katholischer Religion verehelicht. Der evangel. Pastor hatte dasselbe ermahnt, den Revers, welchen der römische Priester über die Erziehung aller Kinder im Glauben der Katholischen Kirche fordern würde, zu verweigern. Der betreffende Bräutigam gab auch sein Wort, daß er keine solche Untreue an der Kirche Jesu, in der er geboren, und an seinen Kindern begehen werde. Dennoch erfuhr der evangelische Pastor, daß der Bräutigam wortbrüchig geworden und an den römischen Priester den Revers ausgestellt habe. In dessen Folge bat der Pastor nach dem dritten Aufgebote mit seiner Gemeinde den Herrn, daß er nach seiner Barmherzigkeit dem Gemeindegliede die Augen über sein begangenes Unrecht öffnen, und ihm dasselbe vergeben wolle.

Als die Trauung vor sich ging, ließ sich der evangelische Schullehrer, ein Candidat der Theologie, herbei, nicht nur der Trauung in dem römischen Tempel beizuwohnen, sondern sogar als Beistand und gesetzlicher Zeuge zu fungiren.

Darüber fand es der evang. Pastor pflichtgemäß, dem ihm untergeordneten Schullehrer einen Verweis zu geben.

Beide, sowohl der Bräutigam als der Schullehrer, nahmen es dem Pastor so sehr übel, daß ersterer sich von dem dritten Prediger A. C. in Wien ein Gutachten erbat, um gegen den Pastor klagbar zu werden. Der Pastor Porubsky, welcher in gar keiner hiezu berechtigten Stellung sich befindet, erließ nachfolgendes Schreiben:

„Euer Wohlgeboren!

In Erwiderung Ihres Geehrten vom 16ten laufenden Monats, kann ich nur Folgendes zur Antwort geben. 1. Es gibt kein Kirchengesetz, noch irgend eine Consistorialverordnung in Oesterreich, welches dem evang. Seelsorger das Recht, oder auch nur die entfernteste Zumuthung ertheilt, bei einer gemischten Ehe einen Revers zu Gunsten der Evang. Kirche zu verlangen. Was einzelne Pastoren in diesem Sinne unternehmen, sind unerlaubte, tadelnswerthe Uebergriffe. Der evang. Seelsorger hat bei einer gemischten Ehe in Liebe und Freundlichkeit, und mit Hinweisung auf die bestehenden Gesetze den Bräutigam zu informiren und zu ermahnen. Gewaltmaßregeln sind gegen den Geist der Evang. Kirche, und wer sich an das hält: Auge um Auge, Zahn um Zahn, Matth. 5, 28, der verläugnet Christum.

2. Es gibt kein Kirchengesetz, noch irgend eine Consistorialverordnung, welches den evang. Seelsorger berechtigt, den Bräutigam, der einen Revers zu Gunsten der Kath. Kirche gegeben hat, als einen

Pflichtvergessenen zu verkünden. Eine solche Handlungsweise zeigt nicht bloß völligen Mangel an Pastoralklugheit, sondern gibt den Beweis von der nicht evangelischen Gesinnung eines sich evangelisch nennenden Pastors, der uneingedenk der Worte der Schrift: vergeltet nicht Böses mit Bösem, noch Scheltwort mit Scheltwort, 1 Petr. 3, 9. Richtet nicht, auf daß ihr nicht gerichtet werdet, Matth. 7, 1, Jesum Christum verläugnet.

3. Es gibt kein Kirchengesetz und keine Consistorialverordnung, welche einem evang. Candidaten der Theologie und Schullehrer der Gemeinde verböte, als Beistand bei einer mit Revers geschlossenen Ehe zu fungiren. Doch dürfte hier die Klugheit rathen, einen Beistand zu unterlassen, an welchem vielleicht eine gereizte Gemeinde Anstoß nehmen könnte, eingedenk 1 Thess. 5, 14.

Im Allgemeinen soll ein evangelischer Seelsorger nie dieselben fanatisch-hierarchischen Maßregeln ergreifen, die wir an einzelnen katholischen so oft tadeln, denn er schadet damit der evangelischen Sache am Meisten.

Wenn evang. Männer Reverse geben zu Gunsten der Kath. Kirche, so ist es wohl zu beklagen, aber nicht zu verdammen. Wer das Letzte thut, der tritt die evang. Predigerwürde mit Füßen und verläugnet Jesum Christum, der da sprach: Wisset ihr nicht, welches Geistes Kinder ihr seyd? Luc. 9, 55. — Wien, den 18. September 1856. Euer Wohlgeb. ergebenster Gstv. Porubsky, m. p. evang. Prediger A. C. in Wien."

Das Betrübendste ist, daß dieser in Wien einflußreiche Mann leider den Geist einer großen Menge von Lehrern und Pastoren repräsentirt, welche die Evang. Kirche Oesterreichs zu versorgen haben.

Wenn unter sämmtlichen Pastoren, Lehrern und Leitern der Evang. Kirche Augsb. und Helvet. Confession 12 Männer genannt werden sollten, die ihres Amtes zu walten im Stande sind, würde ich wenigstens sehr verlegen seyn. Männer, wie Banhofer in Ofen, Kolbenhager in Oedenburg, Kühne in Efferding, Müke in Schladming, sind gar selten.

Neun Zehntheile mindestens stehen so tief, daß sie nicht einmal wissen, was in der Bibel enthalten ist, vielweniger was sie eigentlich zu predigen berufen sind. Wäre das evang. Volk nicht durch die harten Verfolgungen vom Jahre 1667 bis 1780 in der Selbstseelsorge geübt worden, so daß die Pastoren wenigstens in einer unmittelbaren Abhängigkeit von den Gemeinden dem Worte Gottes nicht direct widersprechen dürfen, so wäre es längst zur Vernichtung gekommen.

Es ist leider wahr, was unlängst der Jesuit, welcher dem Theresiano vorsteht, zu seiner Entschuldigung sagte. Man beklagte sich, daß er die evang. Zöglinge dem Unterrichte in der Religion beizuwohnen nöthige. Er erwiderte: die evang. Zöglinge (Kinder der ersten Familien des Landes) seyen so unwissend in aller Religion, daß er ihnen damit eine Wohlthat zu erweisen glaube!

Dahin ist es gekommen mit einer großen Märtyrergemeinde! Die evang. Christenheit sollte aber über das Elend der evang. Brüder in Oesterreich trauern, und in heißen Gebeten für die 4 Millionen Brüder den Herrn anrufen; daß er sich gegen die innern und äußern Feinde derselben selbst zur Wehre setze. Ein Prediger der Hauptstadt stellt öffentlich am Charfreitage den Herrn als patriotischen Jüngling, der in Selbsttäuschung unterging, dar. Er predigt öffentlich, daß die Bibel, der modernen Aufklärung gegenüber, nur historischen Werth habe.

Aus Bayern.

Die kirchlichen Bewegungen in Bayern.

I.

Ihre Ursachen, ihr Anfang und Fortgang bis zur Nürnberger Adresse.

Die neueste protestantisch-kirchliche Bewegung in Bayern hat mit Recht weit über die Gränzen unserer Landeskirche hinaus aufmerksame Beachtung gefunden, hat je nach der Stellung, welche die Beurtheiler einnehmen, die herzlichste Theilnahme der gläubigen Glieder der Kirche an der über uns gekommenen Trübsal, aber auch unverkennbare Freude im Lager der negativen lichtfreundlichen Protestanten, ja Jubel und Siegesgeschrei hervorgerufen. Wir, die wir mitten in diesem Kampfe stehen, freuen uns des Mitgefühls aller treuen Glieder der lutherischen Kirche; wir bedürfen ihrer Fürbitte. Denn wenn uns auch nicht bange ist um die Kirche des HErrn, die ja Gott Lob! nicht wir zu stützen und zu halten haben; wenn wir auch die Siegesfreude des Gegners keineswegs als eine berechtigte anerkennen: so fühlen wir doch auch den Ernst unserer Lage, die Schwere unserer Verantwortung, die Größe unserer Verpflichtung, nichts zu versäumen durch zaghaftes Schweigen, nichts zu verderben durch rasches, leidenschaftliches Zufahren und in allen Stücken uns zu erweisen als die rechten Streiter Jesu Christi. Und darum ist es uns ein erhebender und stärkender Gedanke, daß wir in diesem Kampfe nicht allein stehen, sondern daß allenthalben, wo Herzen warm schlagen für Christi Ehre und Seine Kirche, sich auch fürbittende Hände zu Ihm, dem allmächtigen Haupte Seiner Gemeinde, für uns erheben. Vor Allem zur Stärkung dieses Bewußtseyns der Gemeinschaft, zur Förderung und Belebung des thätigen Mitgefühls für die streitenden und leidenden Brüder (nach 1 Kor. 12, 26) und vielleicht auch zur Berichtigung mancher auswärts gehegten Ansichten möge die nachfolgende Darstellung der jüngsten Vorgänge in der evangelisch-lutherischen Kirche Bayerns beitragen.

Bekanntlich hat die lutherische Kirche Bayerns der letzten General-Synode vom Jahr 1853 die Einführung eines neuen trefflichen Gesangbuches zu danken. Was viele gläubige Glieder der Kirche seit Jahrzehnten in heißen Gebeten erfleht hatten, das sollte endlich in Erfüllung gehen. Die General-Synode eignete sich die wohlbemessenen Anträge ihres Ausschusses einstimmig durch Acclamation an, das Oberconsistorium legte demgemäß die letzte Hand an den Gesangbuchsentwurf und holte die Genehmigung des Königs ein, welche unter dem 1. Februar 1854 erfolgte. Sobald das Buch zu haben war, wurde es in vielen Gemeinden rasch eingeführt. In Nürnberg wurde die Einführung allmälig bewirkt; es wurde zuerst vom Oktober 1854 in den Wochengottesdiensten, vom 1. Januar 1855 an in den Sonntags-Nachmittags-Gottesdiensten, und vom Palmsonntage, als dem Confirmations-Tage der Jugend, 1855 an auch in den Sonntags-Vormittags-Gottesdiensten gebraucht und von da an das alte Gesangbuch gänzlich außer Gebrauch gesetzt. Höchst merkwürdiger Weise erhoben sich weder in Nürnberg noch an andern Orten, mit Ausnahme einzelner anfangs renitenter Gemeinden, nennenswerthe Schwierigkeiten; die alte rationalistische Partei schien den so wichtigen Vorgang theils mit Gleichgültigkeit, theils mit Resignation, theils mit zurückgehaltenem Zorne hinzunehmen; ein eigentlicher Widerstand gegen die Einführung wurde in den wichtigsten, den Ausschlag gebenden Städten, wie z. B. Nürnberg und andern, nicht einmal versucht. Erst allmählich schien der rationalistischen Richtung,

die fast gar nicht mehr unter den Geistlichen, desto mehr aber in der städtischen Bevölkerung vertreten ist, die Erinnerung zu kommen, was sie in der Gesangbuchssache versäumt habe; aber für sich, ohne das Hinzukommen anderer Momente, hätte der Aerger über die gelungene Einführung des Gesangbuches nimmermehr eine solche Bewegung, wie sie später hervortrat, hervorzurufen vermocht.

Eben so wenig wäre dies der Fall gewesen mit der neu eingeführten Liturgie des Hauptgottesdienstes. Diese ist eine zweite Frucht der General-Synode vom Jahre 1853. Nachdem sie bereits für die Gemeinde als Anhang dem Gesangbuche beigegeben war, erschienen im vorigen Jahre die dazu gehörigen Noten und musikalischen Compositionen in und mit dem gleichfalls von der General-Synode beantragten „Agenden-Kern", und nun wurde sie an vielen Orten, wo sie nicht entweder von früher her schon bestand oder in den letzten Jahren wieder hergestellt worden war, zur Einführung gebracht. In Nürnberg geschah dies im Oktober vorigen Jahres, gleichzeitig in den fünf Stadtkirchen. Von den lebendig Gläubigen wurde die Liturgie mit Freuden begrüßt als ein kräftiges Förderungsmittel der gemeinsamen Erbauung und des kirchlichen Lebens überhaupt. Aber die entschiedenen Freunde der Liturgie, die gleich von vorn herein wußten, was sie an derselben hatten, waren in Nürnberg nur ein kleines Häuflein. Die größere Zahl auch der fleißigen Kirchgänger hätte sie erst durch längeren Gebrauch kennen und lieben lernen müssen, um den anfänglichen Eindruck des Ungewohnten und Fremden zu überwinden. Und sicher wäre das auch bei vielen Gemeindegliedern erreicht worden, wenn man ihnen dazu Zeit gelassen hätte, d. h. wenn es so lange ruhig geblieben wäre, bis sich die Gemeinde an die ihr anfänglich ungewohnte active Betheiligung beim Gottesdienste gewöhnt, in den Inhalt, Gedankengang und die Aufeinanderfolge der einzelnen Theile derselben hineingefunden und hineingelebt hätte. Jedenfalls hätte auch die Liturgie allein den Anstoß zu der nachherigen Bewegung nicht gegeben.

Dieser Anstoß kam von ganz anderer Seite her. Es waren nämlich im Juli vorigen Jahres, ebenfalls in Folge der Verhandlungen und Beschlüsse der letzten General-Synode, vom Oberconsistorium mehrere höchst wichtige Entschließungen erlassen worden, welche „die Wiederherstellung der Kirchenzucht", „Normen zur Sicherstellung des geistlichen Amtes gegen ungebührliche Zumuthungen", „die Ordnung des Beichtstuhls", „die Anmeldung zur Communion und die Wiederverehelichung geschiedener Personen", die persönliche Anmeldung der Verlobten bei Proklamationen und die Aufgabe des geistlichen Amtes in dieser Beziehung" zum Gegenstande hatten. Diese Erlasse sind bereits mehrfach in öffentlichen Blättern vollständig abgedruckt worden; wir können sie daher als bekannt voraussetzen. Nur so viel sey hier über dieselben gesagt, daß sie nichts enthalten, was mit dem Bekenntniß und der Lehre, mit den Grundsätzen und der Praxis der evangelisch-lutherischen Kirche im Widerspruch stände, daß sie nicht sowohl Maßregeln, die als äußerliches Gesetz sofort in Vollzug zu setzen seyen, sondern Zielpunkte bezeichnen, welche die Geistlichen bei ihrem Wirken und Streben im Auge zu behalten hätten, deren Erreichung aber wiederum nur auf ächt evangelischem Wege und durch keine andern als evangelische Mittel angebahnt werden sollte; daß sie allerdings in mancher Beziehung dem Geistlichen gegenüber den Zumuthungen unkirchlicher Gemeindeglieder einen Halt zu gewähren geeignet sind, wodurch sein Verfahren nicht als Ausfluß seiner subjectiven Ansicht, sondern als Gebot kirchlicher Ordnung erscheint, daß sie aber auch die Gemeinde gegen Willkühr des Geistlichen entschieden schützen und das Vorgehen desselben bis zur Versagung kirchlicher Ehren nicht

blos von der vorgängigen Anwendung, sondern von der „Erschöpfung" aller zulässigen Mittel der Seelsorge abhängig machen.

Aber die Erlasse, welche den gläubigen Gliedern der Kirche ein Anlaß des Dankes gegen Gott und der Freude über ein so treues Kirchenregiment waren, wurden von den Gegnern benutzt, um bei den Massen einen heftigen Sturm gegen das Oberconsistorium zu erregen. Die Anfänge dieser Bewegung gingen aber nicht von Nürnberg aus. Vielmehr waren die Nürnberger, die allerdings nachmals durch ihre leidenschaftliche Betheiligung eine traurige Berühmtheit, erlangten, selbst nur die unbewußten Werkzeuge einer Partei, deren Streben war, den ihr mißliebigen Präsidenten des protestantischen Oberconsistoriums Dr. von Harleß aus seiner einflußreichen Stellung zu verdrängen und damit die von ihm in der Leitung der bayerschen Landeskirche mit Entschiedenheit geltend gemachten Grundsätze zu beseitigen.

Zu diesem Zwecke wurden Correspondenzen in auswärtige Blätter gegeben, von denen sie dann ihren Weg in Bayrische und insbesondere Nürnberger Zeitungen fanden. Diese trugen das leicht erkennbare Gepräge einer feindseligen Tendenz. Sie gaben natürlich die Reskripte nicht vollständig, sondern nur auszugsweise, und das was und wie es gegeben wurde, war ganz geeignet, die Maßnahmen und Bestrebungen des Oberconsistoriums bei allen nicht genau Unterrichteten in einem übeln Lichte erscheinen zu lassen. Dadurch wurden die Gemüther zum voraus eingenommen, und die nachher erfolgte vollständige Veröffentlichung der Erlasse vermochte nicht mehr den übeln Eindruck, den die ersten fragmentarischen tendenziösen Mittheilungen hervorgerufen hatten, zu verwischen. Dies war besonders in der Stadt Nürnberg der Fall, die wegen des Einflusses, den ihr Vorgehen weithin ausübte, hier vorzugsweise in Betracht gezogen werden muß, und hier war es wieder besonders die von der Tagespresse geübte Entstellung, Uebertreibung und Lüge, wodurch es gelang, eine große Bewegung und Aufregung in den Gemüthern hervorzubringen. Der angebliche Inhalt der beiden Erlasse: Wiederherstellung der Kirchenzucht und Sicherstellung des geistlichen Amtes betreffend, wurde zu diesem Behufe gemißbraucht. Es wurde der Kunstgriff angewendet, daß man die Leute glauben ließ, als seyen die in dem ersteren Rescripte (über Kirchenzucht) historisch und statistisch aufgeführten, hie und da noch in Uebung stehenden Bräuche — Anordnungen, Befehle, Weisungen, die sofort allgemein in Anwendung kommen sollten, während sie gemäß den Beschlüssen der General-Synode vom Jahre 1853 nur als Material und Vorbereitung für weitere Berathungen über diesen Gegenstand dienen sollten. Die General-Synode hatte nämlich in einem ihrer Beschlüsse an das Oberconsistorium die Bitte gerichtet, die noch vorhandenen Ueberreste von Kirchenzucht zu sammeln und das Ergebniß den Pfarrämtern mitzutheilen, damit in dem gesetzlich oder durch Brauch bestehenden ein Ausgangspunkt für weitere Behandlung der schwierigen Frage genommen würde. Das war geschehen, die Pfarrämter hatten aus ihren Parochieen berichtet und das Oberconsistorium theilte nun die auf Grund der eingegangenen Berichte gemachte Zusammenstellung in dem Rescripte vom 2. Juli vorigen Jahres mit. In demselben heißt es gegen den Schluß hin wörtlich: „die Pfarrämter haben unter Berücksichtigung der in ihren Gemeinden noch vorhandenen Ueberreste der Kirchenzucht, sowie der früherhin oder annoch giltigen Kirchenordnungen und unter sorgfältiger Erwägung aller einschlägigen Verhältnisse, mit Angabe der Art und Weise der Ausführung diejenigen Bestimmungen in Form einer Instruction zusammenzustellen, welche sie, nach vorgängiger Berathung mit den Kirchenvorständen zur Uebung der Kirchenzucht für nothwendig und heilsam erachten, und diese Arbeiten wenigstens 4 Wochen vor Abhaltung der nächstjährigen Diöcesan-Synoden bei den Decanaten einzureichen ..... Den Decanen liegt es ob, die aus ihrem Bezirke eingelieferten Elaborate nach allen Seiten hin zu würdigen und zu ergänzen, dieselben sodann den Diöcesan-Synoden des Jahres 1857 ..... zur Berathung vorzulegen und das Ergebniß mit abgesonderter Berichterstattung den K. Consistorien bis zum 1. Juni nächsten Jahres mitzutheilen." (Schluß folgt.)

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz. Druck von Trowitzsch und Sohn.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1857. Mittwoch den 27. Mai. № 42.

Gedanken über die Sünde wider den heil. Geist.

Durch verschiedene Veranlassungen ist Schreiber dieses darauf geführt, über das Wesen der Sünde wider den heil. Geist, die da unvergeblich ist, auf Grundlage der bekannten Schriftstellen und mehrfacher Erfahrungen nachzudenken. Seine Gedanken sollen nur die Veranlassung bieten, den wichtigen Gegenstand von Neuem, und gründlicher als hier geschieht, zu erörtern. *)

Seit geraumer Zeit hat es nicht an traurigen Beispielen gefehlt, daß solche, die als Gläubige galten, von ihrer Höhe herab einen Fall thaten, der die wahren Kinder Gottes mit Schrecken erfüllte, den Feinden seines Reiches aber willkommene Waffen zum Spott und zur Lästerung in die Hände gab. Von Zeit zu Zeit hat sich der entsetzliche Fall des Dresdeners Stephan wiederholt. In einer gewissen Gegend des nordwestlichen Deutschlands namentlich sind solche Fälle vorgekommen. Vor etwa sieben Jahren entdeckte sich ein beliebter Verkünder des Evangeliums als mehrfacher Ehebrecher. Der Sünder, welcher erst nach langem Sträuben sich entschloß, sein Amt aufzugeben, ist nach Amerika ausgewandert und hat dort, wo man sich um seine Antecedentien wohl nicht kümmerte, wieder eine Anstellung als Prediger gefunden. Er hat einige Mal an seine alten Freunde geschrieben: seine Briefe sollen nicht mehr den früheren süßlichen Ton anschlagen, sondern mehr in rationalistischer Weise vom „lieben Gotte" reden. Ein ähnlicher Fall hat sich erst kürzlich zugetragen. Den erschütterndsten Eindruck aber machte es, als vor einem Jahre von B., einem Elementarlehrer hiesiger Gegend, der wegen seiner ungewöhnlichen Begabung, namentlich in der Haltung von Erbauungsstunden, von vielen sehr geehrt ward, sich mit einem Male das verbreitete, er habe seine Stellung als Mädchenlehrer, und theilweise während der Schulstunden selbst, in der entsetzlichsten Weise gemißbraucht. Daß dieser Mann schon vor langer Zeit, vor seiner angeblichen Bekehrung, in Fleischessünden gelebt, daß er auch später in seinem Lehrerberufe sich gewisser grober Täuschungen schuldig gemacht, wußten wenige. Auch von den letzten Greueln wußten zwar einzelne Leute; aber in unbegreiflicher Verblendung und Schwäche hatten sie es für Pflicht gehalten, die Sünden zu bedecken, statt sie ans Licht zu ziehen. Im Allgemeinen stand B. in solchem Ansehen, daß die meisten das Gerücht anfangs als eine böswillige Erfindung kaum beachteten, bis die gerichtliche Untersuchung die empörendsten Einzelheiten an den Tag brachte. Der Verbrecher ist zu einer langjährigen Haft verurtheilt. Und während dieser Unglückliche, Ehemann und Vater einer zahlreichen Familie, in diesen widernatürlichen Sünden lebte, hatte er unausgesetzt seine Erbauungsstunden gehalten, und durch die feurigsten Gebete die Gläubigen getäuscht. Darum war denn das Aergerniß sowohl bei den Erwachsenen, die ihm angehangen hatten, als namentlich bei der Jugend, der alle diese schmutzigen Sachen bis ins ekelhafteste Detail bekannt wurden, ungeheuer, nicht wieder gut zu machen. Die Feinde des Glaubens sangen und sagten davon, dichteten Spottlieder darauf. Bei einem Theile der Gemeinde offenbarte sich bei dieser Gelegenheit eine beklagenswerthe Laxheit des sittlichen Urtheils, oder soll ich lieber sagen, Unklarheit christlicher Erkenntniß? Denn manche seiner früheren Anhänger ließen sich nicht irre machen, hielten für recht, seinen Sündenfall zu bemänteln, seine Strafe unbillig zu finden, mit ihm in Verbindung zu bleiben. Andere gingen zwar so weit nicht, betrachteten aber seine Schandthaten als einen Fall, analog dem des David und Petrus, von welchem er gar wohl wieder aufstehen könnte, und hielten die entgegenstehende Ansicht für hart, ja unchristlich. Eine kleinere Anzahl nur glaubte den Gefallenen verloren geben zu müssen: 1. weil hier nicht von einem vereinzelten Falle die Rede war, sondern von lange und oft wiederholten Sünden; 2. weil die in Rede stehenden Sünden wider die Natur liefen; 3. weil der Sünder, während er so grauenvoll Gottes Gebot mit Füßen trat, und die anvertrauten jungen Seelen verwüstete, nicht im mindesten abließ, den christlichen Schein aufrecht zu halten; 4. weil er, ehe die Sache gerichtlich ward, sich, wie man hörte, bei den Wunden des Heilandes verschworen, daß nichts daran sey. Diese strengere Ansicht scheint dadurch bestätigt worden zu seyn, daß der Verbrecher in Briefen, welche er aus dem Gefängnisse geschrieben, seine nur zu wohl verdiente Strafe als ein heilsames Kreuz, welches er seinem Heilande nachtrage, bezeichnet, auch im Gefängnisse durch seine Heuchelkünste sich die Erlaubniß, Erbauungsstunden zu halten, verschafft, und unter diesem Deckmantel,

*) Wir denken nächstens in der Besprechung der kürzlich erschienenen Schrift von Prof. v. Oettingen über die Sünde gegen den heiligen Geist den wichtigen Gegenstand noch eingehender zu behandeln.
Anm. der Red.

wie man unlängst vernahm, seine Fleischessünden fortzusetzen versucht hatte. Ob diese letzten Vorgänge nicht den milder Urtheilenden eine veränderte Ueberzeugung beigebracht haben, ist dem Schreiber dieses nicht bekannt.

Zweifelhaft kann es gleichwohl bleiben, wie der vorliegende Fall zu betrachten sey. Eine zwiefache Möglichkeit findet statt. Entweder B. ist wirklich einmal gründlich erweckt und bekehrt gewesen. Dann wäre sein Fall gewiß der That des Judas analog, und nichts für ihn zu hoffen. Die andere Möglichkeit wäre die, daß B. nie wirklich bekehrt gewesen, und nur um irgend welcher äußerer Vortheile willen, die ihm sein Christenthum wirklich eintrug, sich so gestellt, oder mit seiner lebhaften Einbildungskraft und seinem erregbaren Gefühle sich ins Christenthum hinein geschwatzt und phantasirt habe. Gegen diese Meinung spricht, daß es doch fast unglaublich scheint, daß jemand Jahre lang geistliches Leben habe wecken können, ohne selbst geistliches Leben zu besitzen, daß überhaupt solche viele Jahre lang fortgesetzte Heuchelei, die nie aus der Rolle fiele, an psychologische Unmöglichkeit gränzen möchte.

So schwer nun auch das angerichtete Aergerniß gewesen und noch ist, so könnte man sich doch mit der Erfahrung der ältesten Kirche, die einen Judas, einen Ananias und Sapphira, einen Blutschänder in ihrem Schooße genährt hatte, einigermaßen beruhigen. Das Bedenklichste dabei aber ist, wie schon oben bemerkt, das so schwankende Urtheil mancher Gläubigen bei solchen Vorfällen, die Unsicherheit, mit welcher man herumtappt und immer fürchtet, durch ein entschieden verwerfendes Urtheil die christliche Liebe zu verletzen. Man verurtheilt einmüthig die That; aber man mag sich nicht entschließen, die Schriftstellen darauf anzuwenden, welche von einer Sünde reden, für die es keine Vergebung gibt. Darum möchte es wohl zeitgemäß seyn, diese Schriftstellen einer neuen Betrachtung zu unterwerfen, und zu sehen, ob sie uns nicht einen sicheren Maaßstab an die Hand geben, daran wir die Sünden der Christen messen können.

Daß es eine Gattung der Sünde gibt, für welche keine Vergebung zugesagt ist, das ist unwidersprechlich klar aus 1 Joh. 5, 16: „So jemand siehet seinen Bruder sündigen, eine Sünde nicht zum Tode, der mag bitten, so wird er geben das Leben, denen die da sündigen nicht zum Tode. Es gibt eine Sünde zum Tode; dafür sage ich nicht, daß jemand bitte.“ Warum will der heil. Apostel die Fürbitte in solchem Falle nicht haben? Weil sie nutzlos ist. Und warum ist sie nutzlos? Weil solche Sünde nicht vergeben werden kann. Eben darum heißt sie auch eine Sünde zum Tode, das heißt doch wohl, eine Sünde, die zum ewigen Tode, zur ewigen Verdammniß führt. Melanchthon loc. theol. de poenitent. ed. Lips. 1552. pag. 516 sq. erkennt dies natürlich an, aber er behauptet (eine Meinung, der man auch jetzt öfter begegnet), welches diese unvergebliche Sünde sey, darüber könne man nur a posteriori urtheilen, sie nur denen zuschreiben, welche bis ans Ende in ihrer Wuth wider Gott beharren; Pharao, Judas haben solche Sünde gehabt, weil der Erfolg zeige, daß sie zu Gott nicht zurückgekehrt seyen. — Aber wäre diese Meinung richtig, so hätte Johannes jedenfalls etwas sehr überflüssiges gesagt. Er hätte die Fürbitte für eine Sünde verboten, die doch niemand als solche erkennen könnte. Er hätte also ein Verbot aufgestellt, das um der menschlichen Kurzsichtigkeit willen doch Niemand befolgen könnte. Ich sehe keinen Ausweg: die schlechthin unvergebliche Sünde kann nicht nur begangen, sondern sie kann, ja sie soll von christlichen Augen erkannt werden, und zwar nicht erst nachträglich, nachdem man sich durch Erfahrung überzeugt hat, daß der Sünder bis ans Ende in seiner Verstockung beharret ist, sondern schon von vorn herein. Denn von einer Fürbitte für einen verstorbenen Todsünder, welche der Apostel verbiete, ist doch gewiß keine Rede.

(Schluß folgt.)

Nachrichten.

Aus Bayern.

Die kirchlichen Bewegungen in Bayern.

I.

Ihre Ursachen, ihr Anfang und Fortgang bis zur Nürnberger Adresse. (Schluß.)

Demnach sollte das, was etwa der Geistliche zur Uebung der Kirchenzucht für nothwendig und heilsam erachtete, erst mit den Kirchenvorständen der Gemeinde (in Nürnberg an den fünf Pfarrkirchen je drei Geistliche und fünf Laien) berathen, dann das Ergebniß dieser Berathung an die Diöcesan-Synoden, welche gleichviel geistliche und weltliche Mitglieder zählen, gebracht und dann erst auf Grundlage der so gewonnenen Ergebnisse vom Oberconsistorium der General-Synode eine Vorlage gemacht werden, für deren Beschlüsse noch die Sanction des Königs einzuholen und zu gewärtigen war. Alle diese Stadien, in denen nicht blos die allseitigste, umsichtigste Prüfung des schwierigen Gegenstandes gesichert, sondern auch die Vertretung der Gemeinde mehr als genug gewahrt war und jedes Bedenken gegen beabsichtigte Anordnungen die reichlichste Gelegenheit, sich geltend zu machen, fand — alle diese Stadien mußten erst durchlaufen seyn, bevor von einer bindenden Anordnung geredet werden konnte. Aber dies Alles wurde übersehen; die einmal ausgestreute Lüge, als enthalte das Rescript Befehle für die Geistlichen, die sofort vollzogen werden müßten, wurde geglaubt, die beabsichtigte Verdächtigung des Kirchenregiments und seiner Absichten gelang, es wurde weithin Unzufriedenheit und Mißstimmung gegen die Maßnahmen des Oberconsistoriums erregt, das Geltendmachen des wahren Sachverhalts, das überdies, soweit es öffentlich und durch die Presse geschehen sollte, äußerst erschwert und theilweise unmöglich gemacht war, reichte nicht hin, um den übeln Eindruck, den die vielfach gebrauchten Schlagwörter wie „Knechtung der Gemeinden, hierarchische Bestrebungen, Priesterherrschaft, Unterdrückung der protestantischen Freiheit, Ohrenbeichte, Katholisch machen“ u. dergl. in weiten Kreisen hervorgerufen hatten, zu beschwichtigen oder zu entkräften. Ein Geist des Irrthums und der Verblendung, der keine ruhige Erwägung, keine besonnene Prüfung zuließ

hatte die Massen der Gemeindeglieder, viele sonst wohlmeinende nicht ausgeschlossen, ergriffen.

So entschieden nun aber auch Verdrehung, Entstellung und Lüge in der Sache thätig war, so vermochte sie die Macht, die sie übte, doch nur durch den Gegenstand, an den sie sich hing, geltend zu machen. Und dies war die Kirchenzucht. Es gibt zumal in den Stadtgemeinden Elemente genug, welche bei dem bloßen Namen „Kirchenzucht" sich unangenehm berührt fühlen, weil ihr Gewissen ihnen bezeugt, daß sie selbst ein Gegenstand derselben zu werden fürchten müssen. Dies war denn auch in Nürnberg der Fall. Während bis dahin die städtischen Verhältnisse, die vom Sprengel unabhängige Freiheit des Beichtverhältnisses, die für Viele in der Freiheit besteht, gar keinen Beichtvater zu haben, die leichte Möglichkeit gewährten, sich den Geistlichen möglichst fern zu halten, war derselbe nun mittelst der drohenden Kirchenzucht ihnen in unmittelbare Nähe gerückt, die ihrem Fleische höchst unbequem zu werden drohte. Kirchenzucht war also der zündende Funke, der in die sonst trägen indifferenten Massen fiel und die Entladung bewirkt. Man wird der Wahrheit gemäß sagen müssen, daß, wenn beim Anfang der Bewegung in Nürnberg eine Eingabe und Vorstellung an das Ober-Consistorium bezüglich der erwähnten Erlasse unternommen worden wäre, in welcher die sich regenden Bedenken in geziemender Weise ausgesprochen wurden, dieses Unternehmen sicher bei vielen gemäßigt Gesinnten Theilnahme und Unterstützung gefunden haben würde. Denn auch Solche, die keineswegs zu den Feinden der Kirche gezählt werden können, hegten bezüglich des Erlasses über Sicherstellung des geistlichen Amtes die Besorgniß, es möchte auch dem wohlmeinendsten und kräftigsten Kirchenregimente nicht gelingen, die Gemeinden gegen die Uebergriffe übelwollender, leidenschaftlicher oder beschränkter Geistlichen zu schützen. Aber zu einem solchen Schritte, bei welchem, wenn er auch Andern nicht als nothwendig erschien, jedenfalls die der höchsten Kirchenbehörde schuldige Achtung und Ehrerbietung gar wohl hätte gewahrt werden können, kam es nicht. Vielmehr wurde die Sache von anderer Seite in die Hand genommen. Es erschien zuerst Ende Octobers in dem „Fränkischen Kurier", einem früher politisch-radicalen Tagesblatt, das sich in neuerer Zeit, so gut es eben gehen wollte, in die Umstände zu schicken suchte, ein „Protest" gegen die Erlasse und Maßnahmen der Kirchenbehörde. Aber dieser „Protest" war so gehaltlos und dergestalt aus freigemeindlichen Plattheiten und bloßen Redensarten zusammengesetzt, daß er mehr lächerlich als Besorgniß erregend erschien und bei den ehrbaren Bürgern und angeseheneren protest. Einwohnern keinen Anklang gefunden hätte. Aber grade deßhalb glaubten diese auch etwas thun zu müssen, um nicht der freigemeindlichen Richtung allein das Wort und dieses Machwerk als Meinungsausdruck der protest. Bevölkerung Nürnbergs gelten zu lassen. Man sagt, es sey die Frage in Betracht gezogen worden, ob nicht die städtischen Behörden, Magistrat und Gemeinde-Collegium, als solche einen Schritt thun sollten, man habe sich aber dahin geeinigt, daß die Sache nicht von den öffentlichen Korporationen, sondern von Privaten unter möglichst zahlreicher Betheiligung der Glieder jener Collegien ins Werk gesetzt werde. Es bildete sich ein Comité und von diesem wurde der Beschluß gefaßt, sich mit einer Beschwerde-Adresse unmittelbar an Se. Majestät den König zu wenden. Es ist sehr zu beklagen, daß in diesem Stadium der Entwickelung sich unter den Unternehmern oder ihren Rathgebern und Freunden Niemand fand, der auf das Bedenkliche dieses Schrittes hingewiesen und mit Entschiedenheit davon abgerathen hätte. Hätten sich die Unzufriedenen an das Ober-Consistorium mit ihren Bedenken und Befürchtungen gewendet, so wäre nicht bloß die mit einer Beschwerde unzertrennlich verbundene Bloßstellung der eignen Kirchenbehörde, die sich Protestanten in einem vorzugsweise katholischen Staate doch nur in seltenen Ausnahmsfällen erlauben sollten, vermieden worden, sondern auch die Möglichkeit einer Verständigung und des Wiedereinlenkens gegeben und doch zugleich im entgegengesetzten Fall der Weg der Beschwerde immer noch offen gewesen. Aber solcher Rath der Mäßigung wurde entweder nicht gegeben oder nicht beachtet. Und so las man am 4. Novbr. in den Nürnberger Zeitungen einen von mehreren Bürgern, darunter zwei bürgerlichen Magistrats-Räthen, unterzeichneten Aufruf an die protest. Einwohner zur Unterzeichnung einer an einem bestimmten Orte vorliegenden Adresse an Se. Majestät den König, in welcher, so hieß es wörtlich, „Protestation und Beschwerde erhoben werden sollte wegen Verletzung verfassungsmäßiger und kirchlicher Rechte durch ergangene Entschließungen des K. Ober-Consistoriums." Die bald darauf vollständig veröffentlichte Adresse entsprach dieser vorausgeschickten Angabe ihres Inhalts. Maßlosigkeit ist der Charakter derselben, Maßlosigkeit sowohl in den Beschuldigungen gegen das K. Ober-Consistorium, Generalsynode und Kirchenvorstände, als auch in der Dreistigkeit, mit welcher die schwersten Anklagen, wie die auf Verfassungsverletzung, gegen die höchste Kirchenbehörde ohne den Versuch eines Beweises erhoben wurden. So war das Beklagenswerthe geschehen, daß eine solche Klage und Anklage von Nürnberg, der ersten protest. Stadt Bayerns, ausging, daß sie Verfügungen als Verfassungsverletzung bezeichnete, welche nach vorgängiger Zustimmung aller gesetzlichen Organe unter Allerhöchster Sanction des Königs erlassen worden waren oder sich wenigstens auf allerhöchstgenehmigte gründeten oder aus denselben folgten; daß sie gerichtet war gegen ein Kirchenregiment, für dessen Besitz wir Gott nicht genug danken können, und gegen einen Mann, durch dessen Berufung an die Spitze des Ober-Consistoriums unser, den Protestanten, so wohlgesinnter König den gerechtesten Anspruch auf den wärmsten Dank seiner protest. Unterthanen sich erworben hatte; daß sie dem Könige zumuthete, in die innern Angelegenheiten der Protest. Kirche ohne und gegen den Beirath und die Zustimmung des Ober-Consistoriums einzugreifen und die von diesem gemäß landeskirchlicher Zuständigkeit erlassenen Verfügungen durch einen Machtspruch für ungültig zu erklären. War es nun auch für jeden gläubigen Protestanten höchst betrübend, daß Nürnberger sich als Werkzeuge einer gegen Harleß gerichteten Intrigue gebrauchen ließen, der wahrlich nach seiner Vergangenheit in Bayern, nach seinem makellosen persönlichen Charakter, wie nach seinem öffentlichen Wirken grade von daher sich eines solchen Undanks am wenigsten zu versehen hatte; so läßt sich doch in dieser Hinsicht zu einiger Entschuldigung der Unternehmer der Adresse sagen, daß sie in dieser Beziehung wirklich nicht wußten, was sie thaten, daß sie den Zusammenhang und die möglichen Folgen ihres Unternehmens nicht durchschauten, daß theils ihr Lebensalter, theils ihr Interesse für kirchliche Angelegenheiten von so jungem Datum ist, daß eine Kenntniß dessen, was vor zwölf und mehr Jahren geschehen ist, und also auch eine dankbare Anerkennung desselben von ihnen nicht erwartet werden kann. Dagegen muß der andere Vorwurf wegen des dem Könige angesonnenen Eingriffs in die innern Angelegenheiten der Protest. Kirche mit aller Schärfe aufrecht erhalten werden, nicht als ob wir in dieser Hinsicht von unserm wohlwollenden Könige das

Mindeste zu besorgen gehabt hätten, sondern weil die rechtskundigen Rathgeber der Theilnehmer an der Adresse wissen mußten, was es mit dem von ihnen geltend gemachten Grundsatze auf sich habe; sie konnten wissen, daß sie von dem jetzt regierenden Könige ein Verfahren verlangten, gegen welches die beiden früheren Könige Maximilian I. und Ludwig zur Beruhigung ihrer protest. Unterthanen sich auf das Entschiedenste verwahrten, indem sie in den Jahren 1824 und 1831 die feierliche Versicherung ertheilten „daß Sie in den innern Kirchenangelegenheiten der Protestanten ohne Mitwirkung Allerhöchst Ihres protest. Ober-Consistoriums, welches darüber die Meinung der Generalsynoden nach Umständen einholen möge, niemals irgend eine Veränderung vornehmen oder vorzunehmen gestatten werden." Und diese Adresse bezeichnete sich selbst in ihrem Rubrum als Vorstellung und Bitte der evang.-lutherischen Einwohner der Stadt Nürnberg!

Aber immer könnte doch noch gefragt werden, wie eine solche Adresse eine so große Anzahl von Unterschriften finden konnte, als die Zeitungsblätter berichteten. Dies ging aber so zu. Es stand nicht bloß die gesammte Localpresse der Adresse-Partei zur Verfügung, sondern es wurde auch der ausgedehnteste Gebrauch davon gemacht, ohne daß die betreffenden Behörden dagegen eingeschritten wären. Der schon erwähnte Aufruf zur Unterzeichnung der Adresse, welcher bereits die schwere Beschuldigung auf Verfassungsverletzung gegen die oberste Kirchenbehörde aussprach, wurde nicht bloß in den öffentlichen Blättern abgedruckt, sondern war überdies als Placat in großem Format mit gröbsten Lettern auf farbigem Papier an den Straßenecken zu lesen! Es drängt sich hier die Frage auf, was wohl geschehen seyn würde, wenn eine ähnliche Agitation durch die Presse auch nur gegen Maßnahmen einer untergeordneten weltlichen Verwaltungsbehörde versucht worden wäre, wie sie jetzt gegen die höchste Kirchenstelle der Protestanten ungehindert ins Werk gesetzt wurde. Die Unterlassung jedes Einschreitens gegen ein solches Vorgehen mußte nothwendig auf das Urtheil Vieler bestimmend wirken. Wenn die Bewohner Nürnbergs nicht bloß in den Zeitungen, sondern an jeder Straßenecke lasen, daß ihr Oberconsistorium die Verfassung verletzt habe: konnten sie — so, wie eben doch die Mehrzahl zu seyn pflegt, ohne selbstständiges Urtheil — an der Richtigkeit der erhobenen Beschuldigung zweifeln? mußten sie nicht vielmehr so schließen: wenn das nicht wahr wäre, so dürfte es auch nicht in dieser Weise öffentlich gesagt werden?

Ungeachtet dieses drastischen Mittels soll doch in den ersten Tagen die Zahl der Unterschriften, so lange die Adresse an einem Orte auflag, keineswegs erheblich gewesen seyn und nicht viel über 400 betragen haben. Da wurden weitere Mittel in Bewegung gesetzt, um eine zahlreichere Betheiligung zu bewirken. Man las in den öffentlichen Blättern, daß bei sämmtlichen Districts-Vorstehern der Stadt und der Vorstädte Listen zur Unterzeichnung aufgelegt seyen. Ja auch das war dem Publikum, dessen Unterzeichnung man suchte, noch nicht bequem genug. Die Listen wurden von den Districts-Vorstehern, allerdings mit einzelnen ehrenwerthen Ausnahmen, in die Häuser herumgetragen oder geschickt. Dabei wurde kein Mittel gescheut, um die etwa doch noch Bedenklichen zur Unterschrift zu vermögen, und Nürnberg erlebte das auffallende Schauspiel, daß Männer, welche nach ihrer amtlichen Stellung, wie nach ihrer persönlichen Ueberzeugung entschiedene Gegner demokratischer Bestrebungen waren und sind, gleichwohl die von dieser Richtung auf politischem Gebiete früher in Anwendung gebrachten Agitationsmittel auf kirchlichem Gebiete für zulässig und anwendbar erachteten. Da man überdies bezüglich der Unterschriften keineswegs wählerisch, da es nur um möglichst viele Namen zu thun war, da man selbst Gesellen und Lehrlinge, Köchinnen und Mägde (es sollen allein dritthalbhundert weibliche Dienstboten sich unter den Unterzeichnern befinden) nicht zurückwies, so war es freilich nicht zu verwundern, daß bald darauf die Gesammtzahl der Unterzeichner auf 6000 angegeben wurde.

Wenn Ref. bei dieser Nürnberger Adresse besonders lange verweilte, so möge dies seine Rechtfertigung darin finden, daß der Vorgang Nürnbergs leider für die übrigen Städte Bayerns und selbst für viele Landgemeinden maßgebend war. Selbst der gute Name, dessen sich Nürnberg in Sachen des Protestantismus von früher her zu erfreuen hatte, wurde nun zum Schaden und Unheil für die Kirche gebraucht. „Haben es doch die Nürnberger gethan", das war häufig die Erwiderung, welche auswärts von unruhig gewordenen Gemeinden oder deren Vorständen den abmahnenden Geistlichen zu Theil wurde. Nürnberg sündigte nicht bloß für sich, sondern durch die geschichtliche Stellung, die es in der Protest. Kirche Bayerns und in der Protest. Kirche überhaupt einnahm, machte es das Bayer. Israel sündigen. Der Geist des Irrthums und der Verblendung, der in Nürnberg die Gemüther ergriffen hatte, wirkte durch den Einfluß der Presse, der er willkommenes Material lieferte, ansteckend auf die andern Gemeinden der Bayer. Landeskirche. Es war bald keine Stadt oder Städtlein, welches nicht seine Adresse oder Protestation haben wollte oder wenigstens Ansätze dazu machte, wenn es auch nicht überall zur Ausführung kam.

Doch das ist bereits aus den Tagesblättern bekannt, die über alle darauf bezüglichen Schritte der Gemeinden, über jede angebliche Fortschrittsbewegung von Kirchenvorständen sehr häufig, wenn auch nicht immer sehr genau zu berichten sich gedrungen fühlten.

Ref. schließt hier seinen Bericht, um in einem zweiten Artikel den Fortgang und die vorläufigen Folgen der Bewegung darzustellen. Nur das sey gleich hier erwähnt, daß die kirchlich Gesinnten durch den von dem Herrn nach seiner Weisheit zugelassenen augenblicklichen Triumph der Gegner keineswegs niedergeschlagen oder entmuthigt, sondern heilsam ermuntert und kräftig gemahnt worden sind, ihre ganze Zuversicht auf den Herrn zu setzen, der bei seiner Gemeinde zu seyn verheißen hat, so daß auch die Pforten der Hölle sie nicht zu überwältigen vermögen.

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz. Druck von Trowitzsch und Sohn.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1857. Sonnabend den 30. Mai. № 43.

Gedanken über die Sünde wider den heil. Geist.

(Schluß.)

Wenn es also nach der Schrift feststeht, daß die unvergebliche Sünde als solche für Menschen erkennbar sey, so erhebt sich die Frage, worin diese Sünde bestehe? Der Heiland sagt bekanntlich von der Lästerung des heil. Geistes, daß sie dem Menschen nicht vergeben werde, Luc. 12, 10. Matth. 12, 31, mit dem Zusatze V. 32: „weder in dieser, noch in jener Welt", und mit dem weiteren Zusatze Marc. 3, 29: „er ist schuldig des ewigen Gerichtes." Und daß diese schrecklichen Worte wirklich auf die Schriftgelehrten gehen sollen, welche die Austreibung der Teufel auf satanische Macht zurückführten, zeigt der Zusatz bei Marc. 3, 30: „denn sie sagten: Er hat einen unsaubern Geist." Wo nämlich Gott einen Menschen und seine Lehre so deutlich und unverkennbar als göttlich legitimirt, wie es damals bei dem Heilande geschah, da gehörte eine völlig diabolische Bosheit dazu, so der erkannten Wahrheit ins Gesicht zu lästern. Wer gewürdigt ward, so handgreiflich den Finger Gottes in der Wirksamkeit Jesu zu sehen, und sich dennoch halsstarrig wider sein Gewissen, sein besseres Ich verhärtete, der tödtete durch diese eine That den Rest von geistlichem Leben, erstickte die letzten Funken seines besseren Selbst. Er stieß muthwillig die rettende Hand zurück, welche ihn aus dem Abgrunde ziehen wollte. Wir können nicht anders denken, als daß beim Anblicke so gewaltiger herrlicher Thaten, wie sie damals der Heiland verrichtete, jeder der Augenzeugen eine lebhafte Herzensbewegung, einen vom heil. Geiste gewirkten mächtigen Antrieb empfand, dem, der sich so unwidersprechlich als Gottes Gesandten kund gab, zu Füßen zu fallen, sein Jünger zu werden. Wer nun diese Bewegung, diesen heil. Antrieb in sich muthwillig erstickte, und nicht bloß unentschieden blieb, sondern mit voller Entschiedenheit feindlich gegen den Herrn auftrat, der entschied damit für seine ganze Zukunft. Wie es im niederen Lebensgebiete entscheidende Momente gibt, an denen eine ganze große Zukunft hängt — man denke an Cäsars Uebergang über den Rubicon — so auch im geistlichen Leben. Wen Gott in so augenfälliger Weise seine Wunder sehen läßt, bei dem versucht er das letzte Mittel, seinen Widerstand zu brechen; und wo dieses sich nicht nur unwirksam beweist, sondern das Gegentheil bewirkt, da tritt ein Zustand der Verstockung ein, von dem es keine Rückkehr gibt. Die Krisis ist zum Tode ausgeschlagen. So war es damals bei den Pharisäern. So ohne Zweifel auch bei denjenigen Juden, welche Zeugen der Auferweckung des Lazarus, dieser großen Gottesthat gewesen waren, und gleichwohl hingingen und Jesum beim hohen Rathe verklagten. Denn diese eine That war hinreichend, jeden Zweifel an Jesu göttlicher Sendung niederzuschlagen, wie ja selbst ein Jude, Spinoza, bekennt, wenn er sich von der Wirklichkeit dieses einen Wunders überzeugen könnte, würde er sein System sofort umwerfen und Christ werden.

Bekanntlich nahmen die alten lutherischen Dogmatiker an, diese Sünde wider den heil. Geist könne nur von Wiedergebornen begangen werden. Dazu bewogen wurden sie sicherlich durch die Stellen des Hebräerbriefes, welche wir hernach zu betrachten haben, und durch die richtige Ansicht, daß nur ein Fall aus beträchtlicher Höhe zerschmetternd seyn könne; wer auf ebener Erde oder von einem Stuhle herabfällt, bricht vielleicht ein Glied, aber nicht so leicht mit Eli den Hals. Bei dieser Bestimmung hatten aber unsere alten Dogmatiker Mühe, nachzuweisen, daß jene Pharisäer wirklich als Wiedergeborene zu betrachten seyen. Man vergleiche z. B. Quenstedts Versuch. Der Grundgedanke, daß eine bedeutende Höhe des Standpunktes dazu gehöre, wenn der Fall sofort tödtlich seyn solle, war jedenfalls richtig; nur daß die Höhe bei den Pharisäern nicht in ihrem subjectiven Gefördertseyn, sondern objectiv in der Größe dessen lag, was Gott ihnen zeigte, in der Gnade, die Gott sie als Augenzeugen der Wunder seines Sohnes erfahren ließ.

Wenn nun neuere Dogmatiker, bloß bei dem individuellen Factum stehen bleibend, die Sünde wider den heil. Geist als eine Sünde definiren, die damals von den Juden, welche das Werk Christi dem Teufel zuschrieben, begangen sey (Hase, Hutt. rediv. p. 211), so ist bei dieser armseligen Definition auf jeden Versuch, das Wesen dieser Sünde zu begreifen, von vorn herein verzichtet. Jeder ernste Versuch, in die Sache einzudringen, führt vielmehr zu der Einsicht, daß diese Sünde keineswegs nur damals begangen sey, auch nicht bloß damals habe begangen werden können, sondern zu aller Zeit von denen begangen werde, welche im Angesichte unleugbarer Beweise göttlicher Wirksamkeit, göttlicher Dazwischenkunft, also wider besseres Wissen und Gewissen sich der Wahrheit widersetzen, sie lästern und verfolgen, wie Quenstedt ganz richtig definirt: veritatis divinae evidenter cognitae et in conscientia approbatae,

plena voluntate, proaeretica, malitiosa, pertinax — abnegatio — impugnatio — blasphematio. Von dieser Art war die Sünde des Judas Ischariot; denn er verfuhr als erbitterter Feind seines größten Wohlthäters, von dessen heiliger Wirksamkeit er Jahre lang Zeuge gewesen, von dessen göttlicher Sendung er volle Ueberzeugung gehabt haben muß. Ohne diese Ueberzeugung wäre er kein Jünger geworden, ohne sie wäre er am wenigsten zum Apostel tauglich gewesen. Diese Sünde hätte Saulus begangen, wenn er nach der Offenbarung Christi als des erhöheten Gottessohnes auf dem Wege nach Damascus nichtsdestoweniger in seinem Wüthen wider Christum fortgefahren wäre. Diese Sünde haben diejenigen Christen begangen — wenn wir berechtigt sind, das auch von wirklich Erleuchteten oder Bekehrten anzunehmen — welche in der Zeit der Christenverfolgungen, wiewohl sie sich hätten durch die Flucht retten oder sonst verborgen bleiben können, freiwillig zu den Obrigkeiten liefen und sich erboten, Christum zu verleugnen, den Götzen zu opfern. Diese Sünde würde noch jetzt z. B. ein gläubiger Prediger begehen, der seiner bessern Ueberzeugung zuwider, vielleicht um sich einem ungläubigen Consistorium oder Patron zu empfehlen, den Herrn verleugnen wollte, den er früher bekannt hätte. Man sage nicht, so etwas sey undenkbar. Es ist vorgekommen, und kommt auch jetzt noch vor. Die Bedingung aber ist immer, wie gesagt, daß jemand die klar erkannte christliche Wahrheit muthwillig lästere, weshalb diese Sünde von Menschen, welchen diese Wahrheit nie nahe getreten, z. B. von Heiden, allerdings nicht begangen werden kann.

Wenn diese Form der Sünde sich auf dem Gebiete des Glaubens hält, so gibt es eine eng verwandte Form, welche sich auf practischem Wege vollzieht. Davon redet die Epistel an die Hebräer an zwei ernsten, Mark und Bein erschütternden Stellen: Cap. 6, 4 ff., und Cap. 10, 26 ff., welche ich nachzulesen bitte. Ob auf diesen practischen Abfall die Bezeichnung: Lästerung des heil. Geistes, anwendbar sey, mag zweifelhaft seyn, ungeachtet der Ausdruck in letzterer Stelle: „und den Geist der Gnaden schmähet", auf jene Bezeichnung anzuspielen scheint; aber nicht zweifelhaft ist, daß dieser Abfall mit der Sünde wider den heil. Geist die Unvergeblichkeit gemein hat. Es gereicht einigen neueren Theologen nicht zum Ruhme, wenn sie wegen dieser Stellen, deren Sinn ja freilich unzweideutig ist, der Epistel an die Hebräer den gleichen Rang mit den übrigen Episteln des N. T. abzusprechen geneigt sind. Ich dächte, diese Epistel, sey sie nun paulinisch oder nicht, trägt das Siegel einer heiligen, unter Leitung des Geistes Gottes abgefaßten Schrift an der Stirne, und legitimirt sich als göttlich an dem Herzen jedes Gläubigen. Und grade solche schneidenden, den alten Menschen ins Mark hinein kränkenden Stellen legen ein eben so starkes Zeugniß für ihren heiligen Ursprung ab, wie die rücksichtlose Aufdeckung der Sünden und Schwächen der Apostel ein Zeugniß für die Wahrhaftigkeit unserer Evangelien. Reden, schreiben und thun, was durchaus wider den natürlichen Menschen, seine Neigung, seine Gedanken läuft, kann nur der, welcher von Gott erleuchtet, Gott gehorsam geworden ist. Die aus diesen Stellen hergenommenen Argumente gegen die göttliche Dignität dieser Epistel beweisen nur für den noch nicht ganz in Gottes Gehorsam hingegebenen Sinn ihrer Urheber.

Aber auch diejenigen, welche an dem göttlichen Ursprunge der Epistel nicht zweifeln, beugen sich nicht alle unter die Lehre, welche jene Stellen so deutlich, so unwidersprechlich enthalten. Melanchthon z. B. a. a. O. p. 515 erkennt natürlich die bindende Autorität dieser Stellen an, aber er behauptet, der buchstäbliche Sinn (τὸ ῥητόν) stehe in Widerspruch mit so vielen Stellen des A. und N. T., welche keine Schranke der Vergebung kennen; man müsse daher mit einer bequemen Auslegung zu Hülfe kommen. Und zwar will er die erste Stelle Cap. 6 so verstanden wissen: „Solche können nicht erneuet werden, weil sie auf das Evangelium nicht mehr hören, sondern es verachten, und jene Lehren vom Anfange christliches Lebens, von denen die Epistel vorher (V. 1. 2) geredet, nicht zu behalten suchen, nämlich die Lehre von der Taufe und Buße. Sie können so lange nicht erneuet werden, als sie dem Evangelio kein Gehör geben, sondern Christum kreuzigen und für Spott halten." — Und zu der andern Stelle macht er folgende Glosse (p. 519 sq.): „Hier leugnet er nicht, daß die Gefallenen nicht zu der Wohlthat Christi zurückkehren können, sondern er schließt andere und neue Opfer aus, wie denn unter dem Gesetze dergleichen Reinigungen waren, und hernach in der Kirche Satisfactionen und Messen ausgedacht sind. Dagegen will er die Wohlthat Christi aufrecht erhalten wissen, will nicht, daß das Blut Christi mit Füßen getreten und der Geist der Gnaden geschmähet werde." Daß ein Mensch so lange nicht erneuet werden kann, als er dem Evangelio nicht Gehör gibt, Christum für Spott hält, das gilt ja von allen Menschen, auch von allen Heiden, und sagte gar nichts Erschreckendes. Wozu dann also die ganz unnütze Bestimmung: „die so einmal erleuchtet sind und geschmeckt haben ꝛc.?" Wozu ferner der Nachsatz, wodurch der Verfasser den erschrockenen Lesern offenbar wieder Muth einsprechen will: „Wir versehen uns aber, ihr Liebsten, besseres zu euch — — ob wir wohl also reden." Und vollends die Glosse zur zweiten Stelle: „Wenn wir muthwillig sündigen, so haben wir nicht Böcke oder Kälber, oder Messen, womit wir unsere Sünden versöhnen könnten, sondern nur das Opfer Christi." Wie aber, frage ich, wenn wir nicht muthwillig, sondern aus Schwachheit oder Uebereilung sündigen? Gilt der Satz dann nicht auch? Und dann nicht erst recht? Wozu dient also der Zusatz, auf dem doch der Hauptnachdruck ruhet: „So wir muthwillig sündigen?"

In unseren symbolischen Büchern geschieht meines Wissens der absolut unvergeblichen Sünde nirgend Erwähnung, wie denn auch keine der dahin gehörigen Stellen des N. T. angeführt wird. Die Reformatoren waren so sehr von der allgemeinen Gnade der Sündenvergebung durchdrungen, daß sie nicht darauf reflectirten, ob diese Vergebung nicht vielleicht doch ihre Gränzen habe.

Gleichwohl scheint es von großer Bedeutung, daß ein jeder Christ wisse und überzeugt sey, daß es auch einen practischen Abfall gibt, von dem keine Rückkehr möglich, auf welchen nichts als das Gericht und der Feuereifer folgt, welcher verzehren wird die Widerwärtigen. Wer vermag das Wehe eines neuerweckten, noch unbefestigten Herzens zu ermessen, wenn es an seinem geistlichen Vater dergleichen erleben muß, wie die armen Betrogenen an dem Dresdener Stephan, oder so manche redliche Herzen an dem Eingangs erwähnten B.? Wenn eine Ursache solcher schweren Sünden darin liegt, daß man mit der Sünde spielt, ihr in Gedanken Raum verstattet und denkt: O, zur That soll es nicht kommen, bis dahin ist noch ein weiter Weg; nicht eingedenk des tiefsinnigen Wortes: Principiis obsta! so liegt eine andere Ursache doch gewiß darin, daß man denkt: „Alle Sünden werden ja vergeben, das Blut Christi ist für Alle vergossen. Ob ich zu dem großen Haufen meiner Sünden, die mir vergeben sind, noch diese hinzufüge, was kann daran liegen? Sollte Gott, der jene vergeben hat, nicht auch diese eine noch vergeben?“ Mit solchen Gedanken macht man sich Muth, und verleibt die einem frommen Herzen eigene Scheu vor der Sünde. Man sündigt nun ganz dreist, ist sich der Vergebung schon zum voraus bewußt, hat schon im voraus Ablaß dafür genommen, sind sorgt nur, daß es nicht ruchbar werde bei den Menschen. Mit Gott glaubt man die Sache schon wieder ins Gleiche bringen zu können. — Ich frage, werden solche Vorstellungen nicht begünstigt, ja wohl gar erzeugt durch die Lehre, die arglos und in bester Meinung von so Vielen angenommen und vorgetragen wird, die Lehre, daß schlechterdings jede Sünde vergeben werden könne; daß man nach begangener Sünde nur aufrichtige Buße thun und sich des Verdienstes Christi getrösten dürfe, der Niemand hinausstoße, der zu Ihm komme? Was will ein Prediger machen, wenn man aus seinen Worten obige Consequenzen zieht? Was kann er anders sagen, als: „Irret euch nicht, Gott läßt sich nicht spotten; wenn ihr auf Gnade hin sündigen wollet und dabei auf Vergebung rechnet, so habet ihr euch verrechnet.“ Damit wäre er aber von seiner Meinung ab- und der hier vertheidigten Meinung beigetreten. Wäre die erste Meinung, welche schlechterdings nach jeder Sünde auch der Gläubigen die Rückkehr zu Gott offen läßt, richtig, dann wäre Christus ein Sündendiener, und die trost- und gnadenvolle Lehre von der Vergebung der Sünden ein Ruhekissen der Sünde, eine gefährliche Lehre, die man um der öffentlichen Moralität willen gar nicht unters Volk bringen dürfte. Sie würde wie ein Mehlthau fallen auf alle jungen Triebe frommer, keuscher Sitte und Zucht. Sie würde dieselbe Wirkung üben wie die verdammliche Lehre von der Wiederbringung aller Dinge, nur daß sie die Wirkung, das christliche Leben zu zerstören, noch sicherer herbeiführen müßte, als die Lehre von der Apokatastasis, da die letztere der gefallenen Creatur doch erst nach langer Entbehrung und Strafe den Rückweg zu Gott eröffnet, während diese auch den muthwilligen Sünder eigentlich gar nicht aus der Gnade herausfallen läßt.

Nein, so ist es nicht, so kann es nicht seyn. So gewiß Gott die Sünde verabscheuet, so gewiß hat seine Langmuth und Vergebung Ziel und Maaß. Er hat in dem Blute seines Sohnes dem reumüthigen Sünder einen Weg der Rückkehr zu Ihm, aber nicht dem frechen und muthwilligen Sünder einen Weg, darauf er gefahrlos sündigen könne, bereitet.

Es ist hier ein Punkt, welcher in der evangel. Kirche weder von Geistlichen noch von Laien gebührend scheint beachtet zu werden. Daß die Opfer des alten Testamentes Vorbilder auf das eine Opfer Christi waren, ist eine allgemein bekannte und anerkannte Sache. Aber eine Analogie jener und dieses Opfers erkennen die wenigsten. Für welche Sünden wurden denn im A. T. Opfer dargebracht? Für alle und jede Sünden? Nichts weniger als das. Für unfreiwillige, unvorsätzliche Sünden waren Opfer und Reinigungen bestimmt. Auf Sünden dagegen, welche ihrer Natur nach nicht anders als vorsätzlich seyn konnten, waren Strafen bis zur Todesstrafe gesetzt, welche nicht durch Opfer ersetzt werden konnten. Für die z. B., welche absichtslos, durch einen unglücklichen Zufall, einen Menschen getödtet hatten, waren sechs Freistädte bestimmt, wohin sie fliehen konnten, wohin ihnen der Bluträcher nicht folgen durfte. Wer aber einen Menschen vorsätzlich getödtet hatte, von dem heißt es 4 Mos. 35, 31: „Ihr sollet keine Versöhnung nehmen über die Seele des Todtschlägers: denn er ist des Todes schuldig und er soll des Todes sterben.“ So ward der muthwillige Sabbathsschänder gesteinigt, 4 Mos. 15, 35, und von der Missethat der Söhne Eli's sagt Gott: „Ihre Sünde soll nicht versöhnet werden, weder mit Opfer noch mit Speisopfer ewiglich.“ 1 Sam. 3, 14.

Und darin hat das Opfer des N. T., das Opfer Christi die entschiedenste Analogie mit denen des A. B. Wie diese, so ist auch jenes — ich wiederhole nur die Worte Hebr. 10 — nicht für muthwillige Sünden dargebracht. Nur ist, um Mißverständnissen zu begegnen, gleich hinzuzufügen, welche Sünden als muthwillige zu betrachten sind, und welche nicht. Als nicht muthwillig gelten zunächst alle Sünden, welche ein Mensch vor seiner Erleuchtung und Bekehrung, im Zustande heidnischer Unwissenheit, begeht. Denn wenn er sündigt, so sündigt er gegen einen Gott, den er nicht kennet, von dessen Heiligkeit er kein Bewußtsein, von dessen Gnade und Erbarmung er keine Erfahrung hat. Er gleicht einem Trunkenen, der im Trunke um sich haut und Menschen verwundet, ohne eigentlich zu wissen, was er thut. Allen solchen Sünden haftet ein minderer Grad von Verschuldung an: Gott straft sie mit zeitlichen Strafen, ja um ihrer willen hat er einst ein ganzes Menschengeschlecht weggerafft; aber zur ewigen Strafe machen sie den Menschen nicht reif. Gott trägt sie in großer Langmuth, er läßt den unfruchtbaren Baum noch stehen, bis er um ihn grabe und ihn bedünge, ob er wollte Frucht bringen; welches geschieht durch das Evangelium. Und auch die bei der Sündfluth weggerafften sind nicht hoffnungslos der ewigen Strafe übergeben: in ihren Kerker ist der Glanz des Siegers über Sünde, Tod und Teufel

gedrungen; er hat ihnen das Evangelium gepredigt 1 Petr. 3, 19. 20. Nicht muthwillig sind aber auch gewisse Sünden gläubiger Christen, nämlich Sünden der Unwissenheit, der Schwachheit und der Uebereilung. Von der ersten Art giebt uns Paulus vor dem hohen Rathe in Jerusalem, als er unwißender Weise den Hohenpriester schalt Apostg. 23, 3—5, von der zweiten Petrus, als er den Herrn verleugnete, von der dritten Gal. 6, 1, ein Beispiel: „Lieben Brüder, so ein Mensch etwa von einem Fehl überreilet würde, so helfet ihm wieder zurecht." Vergleichen wir namentlich die Verleugnung Petri mit dem Verrathe des Judas, so ist der Unterschied augenfällig. Dort die Gefahr des Todes, der sich Petrus aus Schwachheit entziehen wollte; hier aber die kalte, wohl überlegte That, zu der keine Noth trieb, kein Drang des Augenblicks, sondern teuflische Geldgier, verbunden mit satanischem Hasse gegen seinen Wohlthäter, der ihn durchschaute, der ihn gewarnt hatte; welch ein Unterschied! — Ganz anders ist es mit vorsätzlichen muthwilligen Sünden eines Gläubigen. Sie können nur begangen werden, indem die deutlich hörbare Stimme des Gewissens übertäubt, der Warnungsruf des heil. Geistes geflißentlich nicht geachtet wird. Ein Beispiel soll es deutlich machen. Gewiß sind Sünden, welche öffentlich, z. B. vor den Eltern oder Lehrern begangen werden, insofern schwerer als heimlich vollbrachte. Im ersten Falle wird alle Scham und Scheu verleugnet, während im andern Fache offenbar noch ein Rest von sittlichem Gefühl zurückbleibt, welcher den Sünder eben treibt, seine Sünde den Augen der Welt zu entziehen. Aehnlich ist es hier. Der Unbekehrte sündigt, wie er meint, ohne Zeugen, oder wenn ja ein Gedanke an den gegenwärtigen Gott bei ihm aufkommt, so wohnt in seiner Seele keine Vorstellung von der Heiligkeit Gottes, von seinem unerträglichen Zorne gegen die Sünde. Wüßte er, daß das heilige Auge Gottes ihn siehet, er würde vielleicht zurückbeben, den Fuß zurückziehen, der zum Frevel eilte. Aber ein bekehrter Mensch, der muthwillig sündigt, weiß daß er sündigt, daß er den heiligen, den liebreichen Gott unaussprechlich beleidigt, er sündigt so zu sagen an der lichten Sonne, in Gottes und seiner heiligen Engel Gegenwart.

Solche Sünde ist nun unvergeblich. Daß sich manche, sonst auf dem Boden der Offenbarung stehende Theologen gegen den Gedanken einer schlechthin unvergeblichen Sünde gesträubt und denselben aus den Stellen Matth. 12 und Parall. herauszubringen gesucht haben, ist ein Beweis nicht völliger Beugung unter Gottes Wort. Wäre noch der geringste Zweifel möglich, wie jene Worte zu verstehen wären, so müßte er beseitigt werden, wenn wir dazu nehmen was Matth. 26, 24, Marc. 14, 21 von Judas gesagt ist: „Es wäre demselbigen Menschen beßer, daß er nie geboren wäre." Dieser Spruch verträgt schlechterdings keine Glosse, und macht jede apokatastatische Anwandlung zu Schanden. Denn wenn auch erst nach Aeonen Judas zur Gemeinschaft Gottes, zur Seligkeit gelangen sollte, was sind Aeonen gegen die Ewigkeit? Weniger als ein Sonnenstäubchen gegen den ganzen Erdball. Wenn für den Verräther Judas auf Aeonen der Unseligkeit doch noch eine selige Ewigkeit folg sollte, wie konnte denn der Herr seine ganze Existenz für ei verfehlte erklären? Ja man kann dreist behaupten, wenn d Verdammten in der Hölle die sichere Aussicht bliebe, auch n nach Aeonen zur Seligkeit zu gelangen, so gäbe es für sie kei Hölle. Diese Aussicht würde ihnen ihre Strafe zu einem imm noch erträglichen Leiden machen. Daß aber des Judas Th ganz vereinzelt dastünde, wird niemand behaupten wolle Thaten von ähnlicher Schwere sind auch sonst wohl vorgeko men, können noch heute vorkommen, gleichen Thaten aber gleicher Lohn bestimmt.

Man könnte gegen obstehende Ausführung das Beisp des Blutschänders in Corinth geltend machen, welchen Paul gleichwohl, als er aufrichtige Buße gethan hatte, wieder in Gemeinde aufzunehmen befahl. War das nicht, könnte m sagen, die Sünde eines Gläubigen? War es nicht eine Sün wie sie selbst unter Heiden unerhört war, 1 Cor. 5, 1? Ka eine solche Sünde anders als vorsätzlich, muthwillig gewe seyn? Wenn nun solch ein Sünder gleichwohl Wiederaufnah fand, darf man irgend einem Sünder die Gnadenthür versperre — Gewiß nicht; aber eben, daß dieser Blutschänder ernste Re fühlte und nicht sich selbst von der Gemeinde ausschloß, sonde sich willig ihrer Strafe unterwarf und Vergebung suchte, ist e Thatbeweis, daß er die unvergebliche Sünde noch nicht bega gen hatte. Vielleicht war er ungeachtet seines christlichen V kenntnisses vor der That noch nicht gründlich bekehrt gewes Oder er befand sich in einer Unwissenheit über das Abscheuli seiner That, die in den entsittlichten Zuständen seiner Umgeb zu Corinth einige Entschuldigung fand. Ueberhaupt soll h nur eine Theorie aufgestellt werden; die Praxis wird imm auf ihrer Hut seyn müssen, daß sie die nicht wegwerfe, in den auch nach einem argen Falle doch noch ein Fünklein des Lebe bleibt. Zu dieser christlichen Milde und Vorsicht soll uns d Verfahren des Apostels bei jenem Falle mahnen, aber die ob aufgestellte Theorie umzustoßen, dazu scheint es nicht angeth

Auch geschieht den angezogenen Schriftstellen ihr Recht ni wenn man zwar als Thatsache zugiebt, daß gewisse Sünd nicht vergeben werden, aber nicht an sich, wegen ihrer inhärir den Beschaffenheit, um welcher willen sie das Urtheil der V dammniß nach sich zögen, sondern bloß accidentaliter, Subjectes wegen, welches verschmähet hat, nach seinem Fa Buße zu thun. Wäre das Bußethun nach der Sünde in al Fällen in den Willen des Sünders gestellt, womit wollte m die Consequenz abschneiden: „Kann ich auch nach der schwers Sünde noch Buße thun: warum sollte ich mir den Appetit n dieser Sünde vergehen lassen? Die Möglichkeit der Buße st mir ja immer offen." — Es muß vielmehr behauptet werd daß gewisse, oben charakterisirte Sünden an sich Reue u Buße, ja das Verlangen der Rückkehr zu Gott aufheben.

Diese Unmöglichkeit liegt, wie ich glaube, darin, daß Christ, welcher solche Sünden begeht, damit nicht nur das G setz, sondern auch das Evangelium, welches er wohl kan

essen Kraft er an sich selbst erfahren, dem er geglaubt hatte, mit Füßen tritt. Ein weiteres Rettungsmittel aber giebt es nicht. Wo auch die frohe Botschaft von der Vergebung in Christo sich wirkungslos erwiesen, da ist auf Erden und im Himmel keine Rettung mehr. Gott selbst kann für den Sünder nichts größeres thun, als er gethan, indem er seinen Eingebornen für ihn in den Tod gegeben, und ihn, den Menschen, solches hat wissen lassen. Ein solcher Sünder ist, mit St. Judas V. 12 zu reden, ein unfruchtbarer Baum, zweimal erstorben, und ausgewurzelt.

Nur diese Sünde ist unvergeblich; denn von keiner andern wird es im N. T. behauptet; von keiner andern gilt das, was kurz vorher gesagt ist. Es ist aber auch zu behaupten, daß wenn die muthwillige Verstockung gegen die klar erkannte und im Herzen lebhaft empfundene Wahrheit des Evangelii allein von der Vergebung ausschließt, allein schlechthin verdammt, auch Niemand verdammt werden kann, er habe denn diese Sünde begangen. Wie ohne den Glauben an den Sohn Gottes Niemand selig werden kann, so kann auch Niemand verdammet werden, er habe denn das angebotene und deutlich erkannte Heil in Christo verschmähet, Marc. 16, 16. Darin liegt die Nothwendigkeit, welche auch durch mehrere Schriftstellen bestätigt wird, daß auch den Todten, denen das Evangelium bei Leibes Leben nicht, oder nicht recht und deutlich ist gepredigt worden, es noch nach dem Tode vor dem jüngsten Gerichte müsse nahe gebracht werden. Die Krisis, welche für hinlänglich unterrichtete Christen in dieses Leben fällt, tritt bei jenen erst jenseits der Gränzen des leiblichen Lebens ein. Denn Gott kann nach seiner Barmherzigkeit Niemand endlich verdammen, er habe denn alle Mittel an ihm versucht.

Ein schreckliches Beispiel dieser Sünde, von der keine Rückkehr möglich, haben wir an dem Italienischen Rechtsgelehrten Franz Spiera, um die Mitte des 16. Jahrh., der nicht ein, sondern zwei Mal durch Furcht vor Einkerkerung, wider seine klare und feste Ueberzeugung und wider die entschiedensten Warnungen des heil. Geistes sich bewegen ließ, seinen evang. Glauben abzuschwören. Von Stund an kam über ihn nicht sowohl Reue und Betrübniß, als vielmehr Höllenangst, wie sie die bösen Geister empfinden, die da glauben und zittern. Die klare Einsicht in den ganzen Zusammenhang der Schriftlehre verließ ihn dabei keinen Augenblick. Vergeblich waren alle Zusprachen christlicher Freude: er wußte mit überlegener Dialectik alle ihre Trostgründe aus der h. Schrift als unzulänglich zu widerlegen. Die steigende Seelenangst, das Vorgefühl der ewigen Strafen, verzehrten ihn, er konnte nicht schlafen, und wollte nichts genießen; er endete als ein Feind Gottes, in Verzweiflung, wie Judas.

Gleichgültigkeit nach begangener Sünde ist gewiß die gewöhnlichste Erscheinung, wodurch sich die Sünde zum Tode kund gibt. Aber schon das Beispiel des Judas und Spiera zeigt, daß dieselbe die Gleichgültigkeit nicht immer zur Folge hat.

Vergegenwärtigen wir uns schließlich noch einmal die practischen Folgen, welche sich daraus ergeben, wenn die Unvergeblichkeit der muthwilligen Sünden erleuchteter Christen geleugnet wird. Daß auch in den Wiedergeborenen der Zunder der bösen Lust, die Neigung zum Bösen zurückbleibt, ist eine Wahrheit, die die Schrift lehrt, die Erfahrung bestätigt und die Symbole unserer Kirche deutlich anerkennen. Wenn nun in Stunden schwerer Versuchung, wo der Satan seine feurigen Pfeile auf die Gläubigen schießt, wo sich ein Abgrund der Sünde vor den Augen eröffnet, im Herzen die Meinung wurzelt, man könne diese oder jene Sünde wohl begehen, ohne für immer sein Heil zu verscherzen, es bleibe der Rückweg zu Gott auch nach dem schwersten Sündenfalle immer noch offen, man dürfe ja nur dafür Buße thun, auch für solche Sünden sey das Blut auf Golgatha geflossen ꝛc.: ist es da zu verwundern, wenn die böse Lust den Sieg davon trägt, wenn die Sünde begangen wird, zu der so Vieles einladet, von der eigentlich nichts gründlich abschreckt? Ja es wäre unbegreiflich, wie in so schweren Versuchungsstunden ein Gläubiger nicht fallen sollte, wenn ihn nicht der Gedanke zurückhält: Du verscherzest dein Heil für alle Ewigkeit! Diejenigen aber, welche auch dem muthwilligen Sünder unter allen Umständen den Rückweg offen lassen, führen sie nicht, ohne es zu wollen, eine Praxis ein, welche Gott und der Welt abwechselnd dienen zu können vermeint? Stoßen sie nicht den Spruch um: „Irret euch nicht, Gott läßt sich nicht spotten?“ Ob die Sünde eines Bekehrten als muthwillig qualificirt sey, das mag in vielen Fällen zweifelhaft bleiben; daß aber eine wirklich muthwillige für alle Ewigkeit von der Gnade ausschließt, das müssen wir festhalten, so gewiß wir das Reich Gottes auf Erden erhalten wollen. Möchte doch ein jeder Leser dieser Zeilen sich getrieben fühlen, den hier besprochenen Gegenstand einer ernstlichen Erwägung vor seinem Gotte zu unterziehen, und die hier vertheidigte Anschauung, wenn er sie zu der seinigen machen kann, allen Christen, auf die er wirken kann, so dringend als möglich ans Herz legen. Damit würde nicht nur den mannigfachen Aergernissen, welche gegenwärtig die Kirche Christi beflecken und ihre Wirksamkeit hemmen, vielleicht gewehret, sondern auch manche Seele vor dem Tode bewahrt. Wir aber, die wir zu Predigern oder Lehrern berufen sind, sollen zuerst für uns selbst bitten, daß der Herr sich unser erbarme und uns vor der Sünde bewahre, von der es keine Buße, keine Rückkehr gibt.

G. H. S.

Der gute Hirte.

Festbüchlein des Rauhen Hauses zu Horn von Dr. Wichern, Vorsteher des Rauhen Hauses. Dritte ganz umgearbeitete und stark vermehrte Auflage. Hamburg. Agentur des Rauhen Hauses. 1856.

Der gute Hirte mit dem verlornen Schafe auf seinen Achseln und mit der Hirtenflöte in seiner Linken, mit der er das Verirrte ruft und lockt, dieses christliche Bild der rettenden Liebe, das die alte Kirche so unendlich oft, auch auf Grabmälern, darzustellen liebte, der gute Hirte, den wir aus Hesekiel C. 34, Joh. C. 10 und Luc. C. 15 kennen, ist das Siegel des Rauhen Hauses, und seine Gestalt winkt uns auch am Schlusse des neu erschienenen Festbüchleins. Diese Gestalt, verbunden mit den Worten und den drei saubern Bildern des Festbüchleins, sagt uns Alles, was dazu dient, das Rauhe Haus und den Geist, der es schuf, zu verstehen. Wie die Lazarethe ihren Ursprung und ihre Verbreitung vorzüglich den Seuchen verdanken, welche im Gefolge der Kreuzzüge über das westliche Europa sich verbreiteten, so haben die Verwüstungen, welche durch die Revolutionskriege über die Schweiz und Deutschland kamen und Schaaren von verwaisten und verwahrlosten Kindern zurückließen, die Stiftung von Rettungshäusern veranlaßt. Der unvergeßliche Pestalozzi, der gleich den Frauen, die mit Salben zum Grabe Jesu gingen, von den reichen Gaben Christi fast alles Andere verloren, nur nicht die suchende Liebe, ist der Erste, der in neuerer Zeit von dem Gedanken ergriffen wurde, der Massen verirrter und verwahrloster Kinder sich zu erbarmen. In Würtemberg entstand das erste Rettungshaus in Kornthal: in Norddeutschland nahm sich Johannes Falk in Weimar, der in einem Monat vier Kinder durch den Tod verloren, zum Trost für sein blutendes Vaterherz, der Waisen an, die der Krieg zurückließ: in seine Fußtapfen trat Karl Reinthaler. Der Graf von der Recke-Volmarstein gründete Düsselthal. Fliedner begann mit den kleinen Ueberschüssen der Collectenreise, die er zum Bau der Kirche in Kaiserswerth gemacht, ein großes Werk, in welchem Stiftung an Stiftung sich anreihte. So stiftete Wichern ein Rettungshaus für verwahrloste Kinder, als er am 1. November 1833 mit seiner Mutter drei Knaben in die Strohhütte einführte, welche „das Rauhe Haus" benannt war und diesen Namen auf die ganze Anstalt vererbt hat, die das milde Haus zu heißen verdiente, wie das Schloß Grimmenstein in Gotha vom Herzog Ernst dem Frommen nach dem Neubau in Friedenstein umgewandelt wurde.

Der oberflächliche Blick begnügt sich in den verschiedenen Rettungshäusern, deren Zahl sich alljährlich vermehrt, nur das Gleichartige zu sehn, und es giebt auch viele solche Stiftungen, die nur Nachahmungen und vervielfältigte Exemplare derselben Gattung sind. Aber die Original-Stiftungen zeigen schon in ihrem Aeußeren, daß sie aus ganz eigenthümlicher Begabung unter eigenthümlichen Bedingungen erwachsen sind. Man darf nur die Abbildung des Rauhen Hauses und der Fliednerschen Anstalten ins Auge fassen: hier eine lange Zeile von Häuser gleich hoch, wie unter Einem Dache, ähnlich den Frankesch Stiftungen in Halle: dort eine Mannigfaltigkeit von Hütten u Häusern, unter Baumgruppen, an Rasenplätzen und Teichen ze streut. Das Rauhe Haus, ein Dörflein, wo jede Hütte ih eigne Art hat und auch das Gleichartige ein individuelles G präge trägt: die Fliednerschen Stiftungen eine Stadt im Kleine wo auch das Verschiedene gleichem Maaße und Gesetze unte worfen ist. Die Fliednerschen Stiftungen zeigen in Allem d Zweckmäßigkeit und berechnende Weisheit der reformirten Kirc mit einem Charakter, der schon an die Nachbarschaft der Niede lande erinnert: das Rauhe Haus ist allerdings auch zweckmäß und weise geschaffen, aber es ist zugleich wie eine dichterisc Schöpfung anzusehn, ein Gedicht der erbarmenden Liebe. Dies Unterschied beruht nicht auf der Verschiedenheit der Verhältnis sondern auf der Verschiedenheit der Charismen, die Gott in d Stifter gelegt. Das Rauhe Haus ist, wie ein Gedicht, eben sehr aus einem geistigen Schöpfungstrieb, der den Stifter b herrschte, nicht von ihm beherrscht wurde, wie andrerseits aus b wußtem zweckmäßigem ordnendem Sinne hervorgegangen. Daru tragen die Häuser der einzelnen Familien, in welche die Kind vertheilt sind, nicht etwa Nummern, sondern sinnige beziehung reiche Namen, wie das Schweizerhaus, die grüne Tanne, d Bienenkorb, die Schwalbennester, die Fischerhütte, die Schö burg. Das Pensionat und Schulmeisterhaus heißt der Wei berg, das Arbeitshaus, wo verschiedene Werkstätten sind, goldene Boden. Die Mysterien des Rauhen Hauses sind se Feste, und sein öffentlicher Bericht über seine fortgehende Wi samkeit knüpft sich an das Festbüchlein an, welches ein The der Hauschronik ist und jetzt vollständig umgearbeitet zum drit Male erscheint, indem es die Geschichte der Stiftung vom Jah 1845 an fortsetzt. Der Inhalt ist ebenso vermehrt, wie d innere Ausbau der Anstalt unter Gottes Segen gewachsen i in gleichem Maaße aber ist das Ganze der Schrift mehr abg rundet und die Idee, von der das Werk getragen wird, der u fassende Zweck der Stiftung, ihre Seele tritt in demselben Maa klarer hervor, als ihr Gliederwuchs sich ausgebildet und voll det hat. Der dichtende Geist lernt sich selbst erst ganz in sein vollendeten Werken begreifen.

Mit dem dichterischen Geiste, der sich in Festen und Fe gesängen ausspricht, verbindet sich eine reiche musikalische Beg bung. Das Rauhe Haus ist ein Haus des Gesanges und ist zu bewundern, wie auch kunstreiche Gesänge der trefflichs Meister, eines Goudimel, Palestrina's Lehrer, und Michael B von den Brüdern und Kindern des Rauhen Hauses ausgefü werden. Der Haupt-Singemeister ist der Stifter selbst u man muß ihn einen Gesang leiten sehen, um zu begreif wie diese Präcision und dieses Leben in dem Vortrage hervo treten kann.

Es ist aber nur der christliche Geist, der hier dichtet u singt, aber der christliche Geist, der sich eine neue umfassend Aufgabe gestellt hat, als es früher in der evangelischen Kir

uf dem Gebiete der Erziehung der Fall war. Die Erziehungs-
äuser im pietistischen Sinne hatten es fast nur mit dem Brechen
er alten sündlichen Natur und mit dem Erregen frommer
Empfindung zu thun: daher hatten die Waisen- und Erziehungs-
äuser eine traurige Gestalt: zwei und zwei wurden die Kinder
pazieren geführt, die Regel herrschte und nur die Regel, die
Kinder gingen betrübt einher, fast lauter blasse Gesichter. Hier
aber soll durch Gottes Wort und Geist der ganze Mensch neu
belebt und umgeschaffen werden, tüchtig und freudig zu seyn für
das Leben, bereit zum Dienste des Herrn mit Leib und Seele,
zu allem gutem Werke geschickt. Das Rauhe Haus will nicht
nur das alte Fleisch tödten, sondern zugleich neues Fleisch und
Blut schaffen, das dem heiligen Geiste unterworfen ist. Wie
der Herr, der Welt Heiland, im Fleische gekommen ist und nicht
nur die Seelen geheilt und Sünden vergeben, sondern auch
Kranke gesund gemacht und Todte erweckt hat, so will hier der
christliche Erzieher durch die Seele und mit der Seele des Lei-
des Leben und Tüchtigkeit zum Dienste Gottes erneuern. Die
Kinder werden nicht erzogen, um nach einem verkümmerten Leben
auf Erden einstmals selig zu werden, sondern um hier mit Leib
und Seele in das Reich Gottes einzugehn und mit Freuden
und Hoffnung ewiger Seligkeit Christo nachzufolgen, Christo
und den Brüdern zu dienen. Das ist der Sinn des Ausspruchs,
den man wohl gelegentlich von Dr. Wichern hören kann, daß
er keinen Pietismus will: er verneint damit nicht die Frömmig-
keit, die er eben recht will, sondern die Einseitigkeit einer welt-
flüchtigen schwächlichen Frömmigkeit. Er will nicht Flüchtlinge
erziehen, die sich aus der Welt in einen stillen Winkel retten,
sondern Männer Gottes, welche den Kampf mit der Welt auf-
nehmen und deren Glaube die Welt mit der That überwindet.

Der Sohn Gottes hat ein neues Paradies im Geiste in
die sündhafte verlorne Welt hineingeschaffen, und will fort und
fort durch Glauben und Buße, durch Kreuz und Liebe Paradieses-
kinder schaffen, die seine Kriege führen, seine Werke thun und
in dem Reiche der Sünde und des Todes ein neues Leben
schaffen, welches aus Gott geboren und ewig ist, dennoch aber
seine Wurzeln in die Erde schlägt und das felsichte Land urbar
macht. In der Liebe Christi ist nun hier im Rauhen Hause
ein Paradies gepflanzt für verlorne Kinder, die mit dem Worte
Gottes geweidet und neben der nöthigen strengen Zucht und
Aufsicht auch durch die Gemeinschaft der himmlischen Freude zur
Lust am Gesetze des Herrn erzogen werden sollen. Dazu sind
aber viele Gehülfen nöthig, die selbst erst zu diesem Werke der
rettenden Liebe tüchtig gemacht werden müssen, und das sind
die Brüder, heranwachsende junge Männer, größtentheils aus
dem Handwerkerstande, welche einen Beruf zum Dienste des
Reiches Gottes in sich tragen, und bildungsfähig und gehorsam
sind. Die Brüder Anstalt des Rauhen Hauses ist aber nicht
nur eine Pflanzschule für den eigenen Bedarf, sondern auch für
andere Rettungshäuser und für den ganzen Umkreis der unter-
geordneten Dienste für die innere Mission, besonders für Auf-
seher von Gefangenen, zu welchem Amte neuerlich viele Kräfte
nöthig geworden sind, um einen neuen besseren Geist in die
Strafgefängnisse einzuführen. Die Brüder aber, die zum Dienst
des Herrn nach allen Orten ausgehn, bleiben mit dem Mutter-
hause und unter sich in einer innigen Gemeinschaft, die durch
handschriftlichen Verkehr und durch die gedruckten „fliegenden
Blätter des Rauhen Hauses“ unterhalten wird. Sind die Brü-
der auswärts von Behörden, Magistraten und Privatpersonen
angestellt, so mischt sich der Vorsteher des Rauhen Hauses un-
gebeten nicht in ihre amtlichen Verhältnisse, vielmehr stehen sie
darin ganz auf ihre eigne Verantwortlichkeit: aber der persön-

liche Verkehr mit dem Mutterhause, das sie erzog und aussandte,
bleibt ununterbrochen, es sey denn, daß Einer sich unwürdig
zeigte oder sich selbst losriß, wovon bis jetzt äußerst selten Bei-
spiele vorgekommen sind. Diese Verbindung ist eine freie evan-
gelische Gestaltung des christlichen Vereinstriebs, der in den
Orden des römischen Mönchthums auf eine sehr verschiedene
Weise seine Befriedigung gefunden hat. Dort Cölibat, Gelübde,
Gesetz der Regel: hier Ehe, Freiheit und Liebesband. Ein
solcher Bruderbund von Missionaren der rettenden Liebe kann
auch von dem strengsten Gegner der römischen Hierarchie nicht
getadelt, sondern nur gesegnet werden. Denn man bekämpft die
verkehrte Befriedigung des christlichen Vereinigungstriebes nicht
siegreich, wenn man den gesunden Keim, der dabei falsch geleitet
wird, in seiner Entwicklung hemmt, wohl aber, wenn man ihn
in rein evangelischer Weise entfaltet.

Zum Unterricht der Brüder werden im Rauhen Hause auch
Candidaten des evangelischen Predigtamts herangezogen, die den
Namen von Oberhelfern führen, und die Preußische Regie-
rung hat einige Convictstellen daselbst gegründet, die sie mit
Candidaten besetzt: denn diese Oberhelfer empfangen dort an
geistlichen Gütern weit mehr, als sie durch ihre Dienste leisten.
Das Dienen und Arbeiten ist hier durchaus eine Schule des
Lernens und eine Anregung des Geistes, sowie hinwiederum im
Rauhen Hause Niemand, bis auf den kleinsten Knaben herab,
das Brot isset, der nicht nach dem Maaße seiner Kraft auch
dienen und arbeiten müßte. Die ganze Stiftung ist einem
Bienenkorbe zu vergleichen, in welchem keine Drohnen gelitten
werden.

Das Festbüchlein giebt die klarste und lebendigste Anschau-
ung von dem Geiste und der Einrichtung dieses Gotteshauses
und wir müssen alle Leser, die sich weiter unterrichten wollen,
zunächst auf dieses köstliche Büchlein hinweisen. Wir müssen
es uns versagen, Auszüge zu geben, weil eben auch in der Dar-
stellung selbst der Geist, der in der Stiftung waltet, sich kund
thut. Aber wer zunächst nur eine Probe kosten wollte, den
möchten wir auf den Abschnitt aufmerksam machen, welcher die
Aufschrift führt: „Zum Gedächtnißtage der Schönburg,
den 12. Juli 1854: das Liederfest.“ (S. 345—370.)
Die Schönburg, die Wohnung einer Knabenfamilie, führt ihren
Namen von dem Wohlthäter, der die Mittel dazu gegeben, von
dem Fürsten von Schönburg-Waldenburg, dessen reichen Schen-
kungen auch so manche Stiftung in Sachsen und Preußen ihre
Entstehung und Erhaltung verdankt. An dem Tage der Ein-
weihung dieser Wohnung wurde ein Liederfest gefeiert, das an
sinniger Anordnung und Benutzung der Oertlichkeit unübertrefflich
ist, das von Gott ausgeht und zu Gott zurückführt. Erst in
einem großen geschlossenen Raume die schönsten kunstreichen hei-
ligen Gesänge: dann wird unter der großen Kastanie bei dem
alten Mutterhause die Gesellschaft durch Trompetenstöße ver-
sammelt und hört plötzlich aus allen Zweigen des Baumes von
siebzig Stimmen der Kinder und Brüder Naturlieder, die doch
auch Gott preisen: ein Wanderlied begleitet darauf die Gesell-
schaft durch die breiten Gartenpfade zu dem grünen Platz, und
hier empfängt unter Vaterlandsliedern die neue Familie der
Schönburg ihre Fahne. Zuletzt wird die ganze Versammlung
in eine Halle von Waldbäumen versetzt und da erscholl noch
ein Waldlied, von welchem zu einem geistlichen Gesange über-
geleitet wird, an den sich wie von selbst ein „Nun danket alle
Gott“ anschließt, in welches alle Kehlen und alle Herzen ein-
stimmen. Die Erzählung ist wie Musik, in Worte übersetzt.

Bei so viel Poesie fehlt aber keineswegs die nothwendige
Nüchternheit der Prosa. Wir lernen nicht nur den Ursprung

der Stiftung in rein geschichtlicher Weise kennen, wobei dem trefflichen Sieveking ein würdiges Ehrendenkmal gestiftet wird: wir erlangen auch Einsicht in die geordnete Verwaltung der Anstalten, in die Verwendung der Geldmittel, in das allmälige Wachsthum, auch in die Nothzeiten und die Wunderwege göttlicher Aushülfe. Die Wohlthäter, die durch Schenkungen und Legate die Diener göttlicher Fürsorge geworden sind, werden sämmtlich genannt. Auch die Geschichte der Entstehung und des Fortgangs eines mit dem Rauhen Haus verbundenen Pensionats, einer Erziehungs-Anstalt für Wohlhabende, ist nicht vergessen. Ein liebliches Bild der Anstalt vor dem Titel, ein Situationsplan am Schlusse und eine anmuthige Zeichnung in der Mitte (zwischen Seite 406 und 407), alles höchst sauber lithographirt, gereicht dem Büchlein noch zu einer besondern Zierde. Alles wirkt so auf den Leser, daß man hinreisen, Alles mit eignen Augen wahrnehmen und Gott an dieser Segensstätte danken oder wenigstens durch Opferung einer Gabe aus der Ferne sich an diesem köstlichen Liebeswerke betheiligen möchte. Und das thue nur, wer kann! denn diese Stiftung erhebt das Herz, weckt den Geist zur Anbetung, verdient aber auch und bedarf fortgehender reichlicher Unterstützung, um so mehr, da der Stifter mit großer Zartheit nicht leicht selbst an ein Herz anklopft, das nicht schon freiwillig geneigt und lustig ist zum Geben.

Bei einer so wichtigen Erscheinung aber, wie das Rauhe Haus ist, können wir uns der Frage nicht entheben, in welchem Verhältniß sie zur Kirche steht. Diese Frage kann man mehr äußerlich fassen, aber auch recht innerlich: äußerlich, wenn man nur nach ihrem formalen Verhältniß zu den kirchlichen Ordnungen und Autoritäten fragt, innerlich, wenn man auf den Geist sieht, der in der Stiftung waltet. Dies macht einen großen Unterschied: denn vieles kann äußerlich hochkirchlich seyn und doch im Herzen nicht Christum sondern den Satan regieren lassen unter den legitimsten kirchlichen Formen, wenn die kirchliche Ordnung und Autorität nicht der lebendigen Herrschaft Christi unterthan ist, sondern sich an dessen Stelle setzt und unter Christi Namen und Fahne das Ihre sucht. Ein solches Wesen wäre formal kirchlich, und doch dem Geiste nach unevangelisch, unbiblisch, unchristlich, also auch unkirchlich. Das Rauhe Haus darf aber die Frage nach seiner Kirchlichkeit nicht scheuen, weder in Beziehung auf seine äußere Stellung, noch in Rücksicht auf sein inneres Leben. Seiner äußeren Stellung nach gehört es mit seinen Wohnungen und Grundstücken zu der Parochie der Vorstadt Hamm: denn es liegt in einem Theile dieser Vorstadt, welcher den besondern Namen Horn führt. Die Rauhhäusler gehen nun regelmäßig und fleißig zu ihrer Parochial-Kirche in Hamm, nehmen da die Sacramente, begraben auf dem dortigen Kirchhofe ihre Todten und bilden durchaus ein Glied der Parochial-Gemeinde. Achtet man aber auf die Lehre innerhalb der Anstalt, so findet man da das Wort Gottes reichlich wohnen, und zwar im steten Anschluß an den lutherischen Katechismus, der nicht nur im Unterricht, sondern auch in jeder Familie und in dem gemeinschaftlichen Betsaal täglich zu jedem Mitgliede vom Größten bis zum Kleinsten redet. Dazu hört man in den täglichen Hausandachten Morgens und Abends ächte evangelische Kirchenlieder singen, und nur solche, nach Bunsens allgemeinem Gesang- und Gebetbuch. Dies Alles gehört aber noch zu der äußerlichen Kirchlichkeit und kann todt seyn, wenn nicht im Glauben und in der Liebe, in der Leitung und Zucht des Ganzen der Herr Jesus Christus als der gegenwärtige Hirt und Meister und Richter erkannt, angebetet, geliebt und gescheut wird und also wahrhaftig regiert. Er regiert aber im Rauhen Hause und er ist der Grund und Eckstein, der das Haus lebendig trägt mit seinem Geist und mit seinem heilige Worte: denn das Haus ist allein durch den Glauben an seine Namen und durch das Leben in seinem Gehorsam erbauet un gewachsen. Der Herr hat sich hier offenbart, wie er sich über all offenbaren würde, wenn sich ihm die Herzen recht aufthäten als der Welt Heiland, der die verlornen Schafe, die ihm gehören, sucht und rettet und heimträgt. Kirchlich wird aber eine solche Offenbarung und Anbetung des Weltheilands erst dadurch, daß eine Gemeinschaft von reiferen Gläubigen vorhanden ist, die sich der Verlornen, welche der Herr durch die Taufe sich angeeignet hat, mit vereinten Kräften annehmen, sie mit dem Worte Gottes weiden und durch Zucht, Vermahnung und Gebet zur Liebe und zum Gehorsam Christi anleiten, bis sie auch selbstständige und mitarbeitende Glieder der heiligen Gemeind werden. Wo eine solche Vereinigung der mündigen Gläubige zur Erziehung der unmündigen Christen zusammenwirkt, sehe nun diese Unmündige Kinder oder Erwachsene, da ist Kirche un kirchliches Leben. So war es von der Apostel Zeiten, von den ersten Pfingstfest an, und so ist es auch im Rauhen Hause Darum dürfen wir bezeugen, daß es eine ächt kirchliche Stiftung ist, ein gesundes Glied der evangelischen, der lutherischen Kirche und es wäre nur zu wünschen, daß die evangelische Kirche rech viele solche gesunde Gliederschaften hätte oder erzeugte.

Damit soll nicht behauptet werden, daß alle Gliederungen der evangelischen Kirche nach dem Modell des Rauhen Hauses gebildet werden müßten. Der heilige Geist ist nicht so arm, daß er Alles nach Einem Modell schaffen sollte: er ist unendlich reich in seinen Gestaltungen und wir erkennen Kaiserswerth und Düsselthal, Hermannsburg und Neudettelsau ebenso mit Dank und Freude an, wie das Rauhe Haus, von dessen Festbüchlein wir ausgegangen sind und dessen Leben es ist, wovon wir jetzt allein zu reden hatten. Auch behaupten wir nicht, daß das Rauhe Haus nicht seine Mängel und recht viele kranke und schwache Glieder habe: die apostolischen Gemeinden hatten dergleichen auch in vollem Maaße und es gehört in dieser sündlichen Welt zum Charakter der Kirche, daß sie als ein Hospital eben das Schwache trägt und stärkt, das Kranke heilt: aber bis es gestärkt ist, so ist eben das Schwache schwach; bis es geheilt ist, ist das Kranke krank, und wenn eine Anzahl von Schwachen und Kranken gestärkt und geheilt ist, so werden immer wieder neue Schwache und Kranke aufgenommen, die vielleicht noch übler sind, als die, an deren Stelle sie treten. Und auch die Lehrer und Leiter der Kleinen sind sündliche sterbliche Menschen die selbst immerfort unter der Pflege des guten Hirten bleiben müssen, bis er sie völlig ausgeheilt in seine obere Gemeinde abruft. Aber das ist der Vorzug einer Stiftung, die wahrhaft kirchliches Leben hat und kirchlich arbeitet, daß der herrschende Geist und die ganze Einrichtung und Macht des Lebens darin so ist, daß gesunde Luft weht, gesunde Speise gereicht wird, gesunde Zucht und rechte Liebe im Glauben das Ganze durchdringt. Dadurch wird eine Anstalt, eine Gemeinde, zum Garten Gottes mitten in der Wüste der verödeten bloßen Territorial-Kirche, die zwar das Wort und die Sacramente hat, aber nicht gehörig schätzt und gebraucht, oder vom Geiste der Welt überwuchert und erstickt ist. Und so sey es ausgesprochen, wie wir's wahrgenommen haben: das Rauhe Haus ist ein Garten Gottes, ein neu gestiftetes Paradies, für verlorne Kinder und für viele Andere. Kommet und sehet! und wer nicht kommen und sehen kann, der lese das Festbüchlein und er wird es glauben.

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz. Druck von Trowitzsch und Sohn.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1857. Mittwoch den 3. Juni. № 44.

Die Juden und die christliche Kirche.

Zweiter Artikel.

Wenn wir danach trachten, einen festen Grund des Wortes Gottes für unsere Hoffnung auf das zukünftige Heil der Juden zu gewinnen, und dadurch vor der Gefahr des eignen Wähnens, der Sünde eines willkürlichen Phantasirens, der Theilnahme an der Schuld der von Jeremias gezeichneten „Propheten aus ihrem Herzen" bewahrt zu werden, so ist es vor Allem nothwendig, daß wir eine tiefere Einsicht gewinnen in den Begriff Israels in der heiligen Schrift. Nichts ist verwirrender, als wenn man sogleich damit fertig ist, Alles auf die Juden zu beziehen, was in der Schrift von Israel gesagt wird. Dieser Begriff ist ein gar feiner, er erfordert zu seinem Verständniß geübte geistliche Sinne.

Ganz das Richtige in der Bestimmung dieses Begriffes findet sich schon bei Chr. A. Crusius in der theologia prophetica. Er verwirft zwar, und das mit vollem Rechte, die in der älteren orthodoxen Theologie gewöhnliche Unterscheidung zwischen dem leiblichen und geistlichen Israel, dennoch aber findet er in der gesammten christlichen Kirche die legitime Fortsetzung Israels und so wenig seine Auffassungen, wie die von Meyers, welcher behauptet, es sey willkürlich, unter Israel „bald die Juden, bald etwas ganz Anderes" zu verstehen (S. 199), liegen ihm ganz fern. Er sagt: „Alle wahren Christen werden Israel zugerechnet, jedoch nicht also, als wenn das alte Israel, das eigentlich so genannte, ein Vorbild wäre des geistlichen Israels, des uneigentlich so genannten. Auch das alte Israel Gottes konnte, ehe Christus kam, Proselyten in seinen Schooß aufnehmen, die dann einen Theil des Volkes ausmachten. Nach der Erscheinung Christi aber ist Israel erweitert worden durch die Aufnahme der großen Menge der Heiden, die mit ihm zusammengewachsen sind. Diese Gemeinschaft der Kirche, deren Grundlage der gläubige Theil der Israeliten war, wird dereinst auch die Ueberreste des entarteten Theiles in seinen Schooß aufnehmen."

Es gibt nach der constanten Lehre des A. und N. T. von Abraham an bis ans Ende der Tage nur Eine Gemeinde Gottes, Ein Israel, nur Ein Haus unter zwei Haushaltungen. Kinder Abrahams, von der Voraussetzung geht Johannes der Täufer aus, müssen nothwendig auch die Glieder des N. B. seyn; sonst würde Gottes Bund und Verheißung zu nichte werden, aber Gott kann dem Abraham auch aus Steinen Kinder erwecken. So wie die fleischliche Abstammung von Abraham nicht vor der Gefahr sichert, aus seiner Nachkommenschaft ausgeschlossen zu werden, wie Ismael davon das erste Beispiel gab und wie es schon in den Büchern Mose's bei jedem schweren Vergehen heißt: „diese Seele ist ausgerottet aus ihrem Volke", worauf Petrus in Apgsch. 3, 23 die Juden warnend aufmerksam macht, und: „du sollst den Bösen austilgen aus Israel"; wie in Ps. 73, 1: „nur gut ist Gott Israel, denen die reinen Herzens", durch den Beisatz Israel auf die Auswahl beschränkt wird, auf die wahren Israeliten, in denen kein Falsch ist, mit Ausschluß des „falschen Samens", Jes. 57, 4; wie in Ps. 24, 6: „die dein Antlitz suchen sind Jakob" gesagt wird, nur die, welche mit Eifer in der Heiligung ringen nach dem Wohlgefallen Gottes, seyen wahre Nachkommen Jakobs und bilden das Bundesvolk, das unter der Herrschaft der Gnade steht; wie in einer ganzen Reihe von Stellen die gottlosen Mitglieder der Gemeinde zur Verspottung ihrer auf die äußere Theilnahme an derselben gegründeten Ansprüche als Heiden oder Unbeschnittene, oder speciell als Cananiter oder mit dem Namen eines anderen heidnischen Volkes bezeichnet werden, Jerem. 4, 4. 9, 25. Jes. 1, 10. Ez. 16, 3: so kann auf der andern Seite Gott nach seiner unbeschränkten Freiheit dem Abraham an die Stelle seiner ungerathenen leiblichen Söhne Adoptivsöhne ohne Zahl geben, die mit ihm und Isaac und Jakob zu Tische sitzen in dem Reiche Gottes, während die Söhne des Reiches hinausgestoßen werden. Das Wesen der Sohnschaft besteht im Verhältniß zu Persönlichkeiten, wie Abraham, der Freund Gottes, Jes. 41, 8, und Israel, der mit Gott kämpfte mit Gebet und Thränen, Hos. 12, 5, nicht ausschließlich, nicht einmal vorzugsweise in der Theilnahme an einer gewissen Leiblichkeit. Welch ein untergeordnetes Moment diese bildet, das sehen wir in den ersten Anfängen des Reiches Gottes recht deutlich an Ismael, den Abraham ohne Bedenken von sich schickt, und ebenso an den Söhnen der Kethura, die er von seinem Sohne Isaac ziehen ließ, weil er noch lebte, gegen den Aufgang in das Morgenland, 1 Mos. 25, 6, erkennen wir daraus, daß die heil. Schrift ausdrücklich bemerkt, nur Isaac sey im wahrhaftigen Sinne Abrahams Sohn gewesen, 1 Mos. 21, 12. Die leibliche Abstammung hat nur da Bedeutung, wo die „Ehre" des Stammvaters, die Innigkeit seines Verhältnisses zu Gott, sich in dem Nachkommen abbildet. Und wo auch nur in diesem Wesentlichsten

ein unbedingter Anschluß stattfindet, wo die Sohnschaft nur eine geistliche ist, da kann doch im vollsten und tiefsten Sinne von einer Geschlechtsgemeinschaft geredet werden. Die geistliche Vaterschaft ist in der Schrift von dem ausgedehntesten Gebrauch. Söhne Gottes, so heißen die Frommen schon in 1 Mos. 6, 2. Das Seitenstück zu dem Segen Jakobs in 1 Mos. 49 bildet der Segen, den Moses in 5 Mos. 33 als der geistliche Vater Israels aussprach. Diejenigen, auf die von dem Geiste der hervorragenden Propheten gelegt war, hießen Söhne der Propheten. Den ersten Hohenpriester, Aharon, nennt Jesaias den ersten Vater Israels. Mein Vater, mein Vater, so redet Joas, der König Israels, Elisa an, 2 Kön. 13, 14. Petrus schreibt von Marcus als von seinem Sohne. Und so Vieles.

Von ihren ersten Anfängen an ist die Gemeinde des Herrn nicht bloß für geborne Nachkommen der Patriarchen bestimmt, von ihrem Ursprunge an ist sie auf das Verhältniß angelegt, welches der heil. Paulus in Röm. 11, 24 schildert, auf die Einpfropfung, die Adoption. Die Zahl der Adoptivsöhne war in dem ersten Jahrhundert des Bestehens der Gemeinde Gottes ungleich zahlreicher, wie die der wirklichen. Abraham, dessen Knechte nach Hunderten zählten, erhielt den Befehl, sie zu beschneiden, ihnen das Sacrament zu ertheilen, mit dem die Theilnahme an den vollen Rechten des Volkes Gottes verbunden war. Wie entschieden schon in der Urzeit auf geborne Heiden als Glieder des Gottesreiches, Israels gerechnet wurde, zeigt die Verordnung 2 Mos. 12, 44, daß jeder Fremde, welcher das Passalamm mit genießen wolle, vorher sich beschneiden lassen müsse, was ja voraussetzt, daß Ausländer an dem Bundeszeichen und an dem Bundesmahle Theil nehmen konnten, wenn sie wollten. Ferner 5 Mos. 23, 1—8, wo die Edomiter und Aegypter ausdrücklich für fähig erklärt werden, in die Gemeinde Gottes aufgenommen zu werden. Auf dasselbe Resultat führt auch die Jüdische Praxis aller Zeiten. Es wurden stets Heiden zu vollen Rechten in die Gemeinschaft Israels aufgenommen. Solche Aufnahmen erfolgten in ausgedehnterem Umfange in allen Zeiten, in denen entweder der Gott Israels sich durch besonders ausgezeichnete Erweisungen seiner Allmacht und Herrlichkeit kundgegeben, wie z. B. bei der Befreiung aus der Aegyptischen und Babylonischen Gefangenschaft, wo wir beide Male im Gefolge der Israeliten eine Schaar früherer Heiden finden, vgl. Neh. 10, 28, wo die Rede ist von „Allen, die sich von den Völkern in Ländern abgesondert hatten zum Gesetze Gottes", bei der wunderbaren Errettung, welche das Buch Esther feiert — weil den Juden war ein Licht und Freude und Wonne und Ehre gekommen, wurden „viele von den Völkern im Lande Juden", Esth. 8, 17 — oder wenn das Gefühl der Nichtigkeit der Götzen der Heidenwelt in derselben besonders lebhaft erwachte, wie in den Zeiten nach Alexander dem Großen, in denen das Griechische und Römische Heidenthum immer mehr alterte und seinem baldigen Untergange entgegen ging. Daß eine solche Aufnahme geborner Heiden in die Gemeinschaft Israels in der Messianischen Zeit im ausgedehntesten Maaße, mit Aufhebung aller Beschränkungen, welche unter dem A. B. noch bestanden, stattfinden werde, kündigen die Propheten an. Jesaias sagt in C. 44, 5: „Der wird sagen: Jehovas bin ich und der wird ausrufen den Namen Jakob, und der wird schreiben mit seiner Hand: dem Herrn! und des Namens Israel sich rühmen." Derselbe spricht in Cap. 56, 3: „Und der Fremde, der sich zum Herrn gethan hat, sage nicht: der Herr sondert mich aus von seinem Volke", und in V. 6 und 7: „Und die Fremden, die sich zum Herrn gethan haben, daß sie ihm dienen und lieben den Namen des Herrn, auf daß sie seine Knechte seyen, ein Jeglicher, der den Sabbath hält, daß er nicht ihn entheilige, und fest an meinem Bunde hält: dieselben will ich zu meinem heiligen Berge kommen lassen und will sie erfreuen in meinem Bethause, ihre Brandopfer und Schlachtopfer sollen mir zum Wohlgefallen seyn auf meinem Altar: denn mein Haus wird ein Bethaus heißen allen Völkern." Ezechiel sagt in C. 47, 22. 23: „Und wenn ihr das Loos werfet, das Land unter euch zu theilen, so sollt ihr die Fremdlinge, die bei euch wohnen und Kinder unter euch zeugen, halten wie die Einheimischen unter den Kindern Israel. Und sollen auch ihren Theil haben am Lande, ein Jeglicher unter dem Stamme, bei dem er wohnt", wozu Michaelis: „Es wird aufgehoben der Unterschied der Völker, welcher unter dem A. B. bestehen blieb." Hand in Hand mit dieser großartigen Einkindung der Heiden geht bei den Propheten die großartige Ausschließung des falschen Saamens, der bloß leiblichen Nachkommen der Patriarchen, die zu Cananitern ausgeartet sind. Ezechiel bezeichnet in C. 44, 9 die gottlosen Priester und Leviten als Söhne der Fremde. Jesaias redet in C. 1, 10 die Fürsten Israels als Fürsten Sodoms, das Volk als Volk Gomorrhas an. Ezech. 16, 3 heißt es: „Also spricht der Herr zu Jerusalem: dein Ursprung und deine Herkunft ist aus dem Lande des Cananiters, dein Vater ist der Amoriter und deine Mutter eine Hethiterin." In Zeph. 1, 11 wird der Untergang des Bundesvolkes durch die Worte angekündigt: zerstört ist das ganze Volk Canaans. Hos. 12, 8 sagt von dem entarteten Bundesvolke: „Canaan in seiner Hand ist Wage des Betruges." Kann Israel, wie auch schon Moses verkündet hatte in 5 Mos. 32, 32, in Söhne des Auslandes, in Sodomiter, in Cananiter ausarten, so können auch auf der andern Seite geborne Heiden dadurch, daß sie das Princip in ihr Herz aufnehmen, von dem das wahrhaftige Israel beseelt ist, in Israel eintreten und es kann dahin kommen, daß Israel vorwiegend aus gebornen Heiden besteht. Das eigentlich Wesenhafte an Israel war nicht die leibliche Abstammung. Bloß auf diese gesehen, waren die Israeliten nicht minder ein Nichtvolk wie die Heiden, 5 Mos. 32, 21. „Zu einem wirklichen Staate — sagt Leo — kommt es nur da, wo zu dem natürlichen Factor noch ein sittlicher hinzutritt, wo eine sittliche Idee in den Mittelpunkt einer natürlichen Volkseinheit gestellt wird." Die lebendige Idee, welche die Grundlage von Israels Nationalität bildete, war das unter ihm gegründete Reich Gottes. Wahre Glieder Israels waren nur die, in deren Herzen diese Idee zur herrschenden Macht geworden.

Wer in Bezug auf diese Seele sich der Volksgemeinschaft anschloß, der wurde in dieselbe aufgenommen. Wer dieser Idee widerstrebte, von dem hieß es: diese Seele ist ausgerottet aus ihrem Volke.

An der Schwelle des N. T. redet der Täufer eine ganze Schaar legitimer Söhne der Patriarchen als Otterngezüchte an, und sondert sie damit von Israel aus, Matth. 3, 7. Er spricht zu ihnen: „Denket nur nicht, daß ihr bei euch wollt sagen: Wir haben Abraham zum Vater. Ich sage euch: Gott vermag dem Abraham aus diesen Steinen Kinder zu erwecken." Wenn selbst aus den Steinen, wie viel mehr aus den Heiden, die ein fühlend Herz im Busen tragen, deren Heilsfähigkeit zur Beschämung der eingebildeten Söhne des Reiches schon das Buch Jonas hervorgehoben hatte. Kinder Abrahams und überhaupt der Patriarchen, Glieder Israels, davon geht der Täufer aus, müssen alle diejenigen seyn, die als Glieder des Reiches Gottes dem zukünftigen Zorn entfliehen wollen. Aber die Theilnahme an Israel ist nicht bloß durch die leibliche Geburt bedingt, sie kann auch auf rein geistlichem Wege erlangt werden, ebenso wie in gewöhnlichen Verhältnissen in Adoptivsöhnen der Geist des Geschlechtes in viel wahrhaftigerer Weise wirksam seyn kann, wie in leiblichen Söhnen. Wie bei Abraham und Jakob der bessere Theil, das was allein ihnen Bedeutung verleiht, im Reiche Gottes unmittelbar aus Gott stammt, so kann Gott ihnen auch durch die gleiche Wirkung, welche ihnen zu Theil wurde, ohne sich an den Lauf der Natur zu binden, wahrhaftige Söhne erwecken.

Unser Herr geht mehrfach von der Anschauung aus, daß Israel identisch ist mit der Kirche des N. B., daß es neben den gläubigen Nachkommen der Patriarchen zugleich ihre Adoptivsöhne, die ganze gläubig gewordene Heidenwelt umfaßt. So in Matth. 19, 28, wo er zu den Aposteln spricht: „Wahrlich ich sage euch, daß ihr, die ihr mir seyd nachgefolget, in der Wiedergeburt, da des Menschen Sohn wird sitzen auf dem Stuhle seiner Herrlichkeit, werdet ihr auch sitzen auf zwölf Stühlen und richten die zwölf Geschlechter Israel." Daß hier nicht an Israel im ordinären Sinne gedacht werden kann, erhellt aus C. 28, 19. Apgsch. 1, 8, wonach die Mission der Apostel an „alle Völker" geht: die Sphäre ihrer Herrschaft in dem Reiche der Herrlichkeit kann nicht enger seyn, wie die Sphäre ihrer Mission in der Zeit der streitenden Kirche. Parallel ist Offenb. 21, 14, wonach auf den Gründen der Mauer des neuen Jerusalems, der Stadt, in deren Lichte die Heiden wandeln und in welche die Könige der Erde ihre Herrlichkeit bringen, die Namen der zwölf Apostel des Lammes stehen. Daß die Gränzen der Herrschaft der Apostel zusammenfallen mit denen der Herrschaft Christi, erhellt aus Matth. 20, 23, wonach die Bevorzugten unter den Aposteln Christo zur Rechten und zur Linken sitzen sollen. Ist die Herrschaft Christi nicht bloß auf Israel im ordinären Sinne eingeschränkt, so kann es auch nicht die der Apostel seyn.

Schon bei der Auswahl der Apostel aber durch den Herrn liegt diese Anschauung von der Identität Israels mit der Kirche zu Grunde. Es kann keinem Zweifel unterworfen seyn, daß die Zwölfzahl der Apostel in Beziehung steht auf die Zwölfzahl der Stämme Israels, daß die Apostel eben durch ihre Zwölfzahl als Repräsentanten Israels dargestellt werden. Steht es nun fest, daß die Mission der Apostel an die Heiden nicht minder ging als an die Juden, so auch zugleich, daß Israel dem Herrn die Kirche des N. B. war.

Nach dem heil. Paulus in Röm. 11 besteht Ein Oelbaum, Ein Volk Gottes, Ein Israel von Anfang bis zu Ende. Die ungläubigen Nachkommen der Patriarchen werden von diesem Oelbaum ausgebrochen, die Heiden werden in ihn eingepfropft, zu völlig gleichen Rechten mit den natürlichen Zweigen. Sie werden „theilhaftig der Wurzel und des Saftes im Oelbaum." Die unwürdigen „Söhne des Reiches" erhalten, wenn sie sich bekehren, nichts mehr und nichts weniger als die gläubig gewordenen Heiden. Sie werden „eingepfropfet in ihren eignen Oelbaum." Als die Wurzel der christlichen Kirche erscheint Israel in V. 18.

In Röm. 9, 6. 7 stellt der Apostel den Satz auf: „Es sind nicht alle Israeliten, die von Israel sind, auch nicht Alle, die Abrahams Saame sind, darum auch Kinder." Unmittelbar parallel dieser Scheidung zwischen den natürlichen Nachkommen der Patriarchen, welche in der schärfsten Weise schon der Herr in Joh. 8 vorgenommen hatte: ich weiß wohl, daß ihr Abrahams Saamen seyd, aber ihr sucht mich zu tödten, ihr seyd von dem Vater dem Teufel — geht die Anerkennung der Realität einer geistlichen Nachkommenschaft der Patriarchen. Schließt der Unglaube aus, so muß auch der Glaube die Macht haben, die Einkindung zu bewirken.

In Röm. 4, 11. 12 sagt der Apostel, Abraham sey der Vater aller, die da glauben in der Vorhaut, und auch ein Vater der Beschneidung, sofern sie anders wandeln in den Fußstapfen des Glaubens Abrahams. In dem Glauben liegt der Schwerpunkt von Abrahams Wesen. Die seinen Glauben theilen, sind somit seine (und ebenso Israels) wahrhaftige Söhne, unangesehen die Beschneidung und leibliche Abkunft, die hier nicht von entscheidender Bedeutung sind. Abraham ist nach V. 16 und 17 der Vater aller Christen, der Vater vieler Völker, und daß er dies ist, leitet der Apostel aus den Grundverheißungen in der Genesis ab, nicht etwa durch „eine typische Auslegung" (Tholuck), sondern durch eine vollkommen begründete eigentliche, neben der gar keine andere stattfindet. Der Herr spricht zu Abraham in 1 Mos. 17, 4: „Du wirst zum Vater einer Menge von Völkern", in V. 5: „zum Vater einer Menge von Völkern gebe ich dich" (beide Male wird das Wort Gojim gebraucht, wodurch vorzugsweise die gebornen Heiden bezeichnet werden), in V. 6: „ich gebe dich zu Völkern und Könige werden von dir ausgehen." Die Wasserschößlinge, die Söhne Abrahams nach der Natur, können hier von vornherein nicht in Betracht kommen. Nur in Isaac sollte ihm Saamen genannt werden. Ismael war schon geboren, da die Verheißung erging,

die sich auf solches bezieht, was ganz noch dem Gebiete des Glaubens angehörte. Die Söhne der Kethura werden dadurch ausgeschlossen, daß in V. 15 dasselbe, was hier Abraham, der Sarai verheißen wird. Von Abraham durch Isaac aber stammte nur ein einziges Volk ab. (Edom, das Nichtvolk, kann natürlich nicht in Betracht kommen.) Auf dieses allein kann sich die „Menge der Völker" nicht beziehen, in Bezug auf die Abram den neuen Namen Abraham, Vater der großen Menge, erhielt. Es bleibt nichts anderes übrig, als daß dies Eine Volk durch Adoption eine Erweiterung erhalten, daß es eine „Menge von Völkern" in seinen Schooß aufnehmen wird. Darauf führt entschieden die parallele Grundverheißung: „es werden gesegnet in dir alle Geschlechter der Erde", 1 Mos. 12, 3. Diese sammt ihren Königen werden eingepfropft in den Stamm des erwählten Geschlechtes.*) Daß die in den Schooß des Bundesvolkes aufzunehmenden Heiden mit zu dem Objecte der Verheißung gehören, zeigt schon V. 12, 13, wonach heidnische Knechte durch die Beschneidung dem erwählten Geschlechte einverleibt werden können. Wenn dies durch die Beschneidung geschehen konnte, so auch unter veränderten Umständen durch die nur der Form nach von ihr verschiedene Taufe. Nur auf diese Weise konnten Könige der Völker von Sarah abstammen, wie V. 16 gesagt wird. Auf natürlichem Wege konnten nur die Könige eines Volkes von ihr ausgehen.

An die Corinther schreibt der Apostel in 1 Cor. 12, 2: „ihr wisset, daß ihr Heiden seyd gewesen." Dennoch aber sagt er in C. 10, 1: „Unsere Väter sind Alle unter der Wolke gewesen." Er bezeichnet die Israeliten der Mosaischen Zeit als die Väter auch der heiden-christlichen Gläubigen in Corinth. Dabei liegt die Anschauung zu Grunde, daß alle Christen Israel einverleibt sind. Von dieser Anschauung geht der Apostel auch aus, wenn er in V. 18 die Juden (nicht etwa das alttestamentliche Gottesvolk, sondern die Juden der Gegenwart) als Israel nach dem Fleische bezeichnet, im Gegensatz gegen das wahrhaftige geistliche Israel, welches sein schon unter dem A. B. vorhandenes Daseyn in der christlichen Kirche fortsetzt.

Nach Ephes. 2, 12 werden die Heiden, wenn sie zu Christo kommen, einverleibt der Bürgerschaft Israels, als „Mitbürger der Heiligen" oder Israels, C. 2, 19.

„So erkennet ihr ja nun — schreibt der Apostel in Gal. 3, 7 — daß die des Glaubens sind, das sind Abrahams Kinder." Seyd ihr Christi, so spricht er in V. 29 auch zu gebornen Heiden, so seyd ihr Abrahams Samen und nach der Verheißung Erben. Er sagt in C. 6, 15, 16: „In Christo Jesu gilt weder Beschneidung noch Vorhaut etwas, sondern eine neue Creatur. Und wie viele nach dieser Regel einhergehen, über die sey Friede und Barmherzigkeit, und über den Israel Gottes." Friede sey über Israel, diese in Ps. 125, 5 gebrauchte Segensformel wendet der Apostel hier auf die Gemeinde des N. T. an, in der er die legitime Fortsetzung Israels erblicket. Vgl. noch Col. 2, 11. Phil. 3, 3.

Was in 2. Mos. 19, 5 6 von Israel geschrieben steht: „Und ihr werdet mir zum Eigenthum aus allen Völkern. Und ihr werdet mir seyn ein Herrscherthum von Priestern und ein heiliges Volk," das wird von dem heil. Petrus in 1 Petr. 2, 9: „Ihr aber seyd das auserwählte Geschlecht, das königliche Priesterthum, das heilige Volk, das Volk des Eigenthums," und ebenso auch Tit. 2, 14 und in der Apokalypse in 1, 6 und 5, 10 der Kirche des N. B. zugesprochen, die somit als das wahrhaftige Israel betrachtet wird, neben dem kein anderes mehr Platz hat. (Schluß folgt.)

*) Ebenso führt auch darauf der Ausspruch Noahs in 1 Mos. 9, 26. 27: „Gesegnet sey Jehova, der Gott Sems. Gott gebe Japhet weiten Raum, und er wohne in den Zelten Sems." Gott wird sich in Zukunft über Sem als Jehova und sein Gott erweisen. Das Glück Japhets aber besteht darin, in die Gemeinschaft Jehovas aufgenommen zu werden, diesen zu finden in den Hütten Sems. Luther sagt: „Obwohl Sem allein die rechte Wurzel und Stamm ist, so werden doch auf diesen Stamm auch gepfropfet die Heiden als ein fremder Zweig und genießen mit des Fettes und Saftes, der im auserwählten Baume ist."

Nachrichten.

Lauenburg.

Ratzeburg, den 16. Mai 1857.

Der Herr Bischof für Holstein hat in Nr. 27 der Ev. K. Z. eine Erwiderung auf einen Correspondenzartikel in Nr. 15 derselben Zeitung, angeblich aus Lauenburg, erscheinen lassen, die mich zwingt, einige Worte dazu zu bemerken. Zuerst muß ich hervorheben, daß mir der Verfasser dieses Lauenburgischen Correspondenzartikels völlig unbekannt ist, daß ich nicht einmal eine Ahnung von ihm habe, und daß ich wünschte, er hätte denselben lieber nicht geschrieben.

Was die Bemerkungen des Herrn Bischofs über Lauenburg betrifft, so muß ich, da ich ihm unmöglich auf dieses Gebiet der Apologetik folgen kann, dieselben seiner eignen Weisheit anheimgeben und erwidere nur in Bezug auf den allgemein klingenden Schluß vor der Furcht vor der bevorstehenden Kirchencommission, die man diesseits hegen sollte, daß uns diese Furcht bis jetzt fremd geblieben ist. 1. Steht unsere Hülfe allezeit bei dem lebendigen Gott. 2. Haben wir keinen Grund, anzunehmen, daß von Oben her unsere kirchliche Verfassung hat vernichtet werden sollen. 3. Haben auch wir so viel kirchlichen Sinn und Verstand, um die Reformen, die man Holsteinscher Seits uns etwa angedeihen lassen möchte, scharf anzusehen und zu prüfen.

Schließlich spreche ich den Wunsch aus, daß wir beide nach unserer Stellung nicht weiter veranlaßt seyn mögen uns auf diese Weise und in dieser Sache öffentlich auszusprechen.

A. Brömel,
Superintendent des Herzogthums Lauenburg.

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz. Druck von Trowitzsch und Sohn.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1857. Sonnabend den 6. Juni. № 45.

Die Juden und die christliche Kirche.

Zweiter Artikel. (Schluß.)

Jakobus richtet seinen Brief an die zwölf Geschlechter, die da sind hin und her, an das Israel außerhalb Palästinas. Er hat es nicht mit Juden zu thun, sondern mit Christen, er sieht also die große Mehrzahl der Juden als „falschen Saamen", als bloß scheinbare Mitglieder Israels an. Er schreibt an Gemeinden, die aus Juden- und Heidenchristen gemischt waren. Andere gab es in der Diaspora nicht. Auch die letzteren betrachtet er als Glieder der „zwölf Geschlechter", weil sie, obgleich der äußern Beschneidung nicht theilhaftig, doch die „Beschneidung des Herzens" besitzen (Röm. 2, 28. 29) und weil sie, wenn auch nicht leibliche, doch geistliche Söhne der Patriarchen sind. Ein gleiches gilt auch von der Zuschrift des ersten Briefes Petri. Die Leser werden angeredet: als die erwählten Fremdlinge hin und her. Das war eine Bezeichnung, die den Juden in der Zerstreuung eignete. Petrus trägt sie ohne weiteres auf die Christen über, als die wahrhaftigen Juden. Daß die Gemeinden nicht einmal vorzugsweise aus Judenchristen bestanden, das gegen Weiß zu zeigen, genügt allein die Stelle C. 4, 3. 4. Würde ja auch, wenn man die Zuschrift im jüdischen Sinne fassen wollte, der Brief nicht an die Judenchristen, sondern an alle Juden in der Diaspora gerichtet seyn. (Denn die Fremdlinge von der Zerstreuung zu trennen, geht offenbar nicht an, beides muß entweder im jüdischen oder im christlichen Sinne gefaßt werden.) Auf den heidenchristlichen Character der Gemeinde führt auch 1 Petr. 3, 6, wo der Apostel, die gläubigen Frauen anredend, sagt: ihr seyd Töchter Saras geworden. „Er spricht: ihr seyd geworden, sagt Bengel, nicht ihr seyd, denn er redet die Gläubigen aus den Heiden an." Auch hier liegt die Anschauung zu Grunde, daß die christliche Kirche der wahre Saame Abrahams, das wahre Israel ist, daß der Unglaube von dem Saamen Abrahams und Israels ausschließt, der Glaube einverleibt, daß die Juden nur das Israel nach dem Fleische, ein bloßes Scheinisrael sind.

Die „hundert und vier und vierzig tausend, die versiegelt waren aus allen Geschlechtern der Kinder Israel" in Offenb. 7, 4, können nicht von Israel im gemeinen Sinne verstanden werden. Denn „die Plagen, gegen welche die Versiegelung sicher stellt, ergehen über die ganze Erde, bedrohen gleichmäßig Alle, die nach C. 5, 9. 10 durch das Blut Christi aus allen Stämmen und Zungen, Völkern und Nationen erkauft und ihrem Gott zu Königen und Priestern gemacht sind, von einer besondern Betheiligung der Judenchristen dabei ist mit keinem Worte die Rede gewesen. Wie seltsam nun, wenn dem Seher Trost nur für einen Theil der Gefährdeten ertheilt würde! Was alle beängstigt, dagegen muß Allen Trost ertheilt werden, und wird hier auch Allen Trost gewährt: denn nach V. 3 sollen die Knechte Gottes überhaupt versiegelt werden, und darunter nur die Judenchristen zu verstehen, ist reine Willkür." In C. 14, wo die 144000 wieder erscheinen, bilden sie ganz unläugbar die ganze Schaar der Christen — sie sind erkauft von der Erde, aus dem gesammten Menschengeschlechte. Dieselben, welche uns hier in ihrer irdischen Bewahrung vorgeführt werden, treten uns in V. 9—17 in ihrer himmlischen Seeligkeit dar. Da erschienen sie als „eine große Menge, welche Niemand zählen konnte, von aller Nation und Stämmen und Völkern und Zungen", wobei die Menge, die Niemand zählen kann, characteristische Bezeichnung Israels oder der Kirche ist, 1 Mos. 13, 16. 15, 5. 4 Mos. 23, 10, so daß das nicht gezählt werden können hier der ausdrücklichen Bezeichnung als Israel in V. 4 ganz gleich gilt.

Daß dem Verf. der Apocalypse der Begriff Israel völlig mit dem der christlichen Kirche zusammenfällt, erhellt auch aus C. 21, 12, wonach auf den zwölf Thoren der Stadt, welche die Kirche in dem Reiche der Herrlichkeit abbildet, der Stadt, in deren Lichte auch die Heiden wandeln, C. 21, 24, in die ohne Unterschied der Nation Alle aufgenommen werden, welche überwinden, 21, 7, und von der ohne Unterschied der Nation Alles ausgeschlossen ist, was Gräuel thut und Lügen, Namen geschrieben sind, welche sind die zwölf Geschlechter Israels.

Das also steht fest: die christliche Kirche ist nach der Anschauung der Schrift die legitime Fortsetzung Israels. Als solche wird sie um so mehr zu betrachten seyn, da sich die Behauptung v. Oettingens S. 153: „Nur Einzelne aus dem leiblichen Israel waren ja übergetreten zur Gemeinde Christi, welche also im Ganzen und Allgemeinen als heidenchristliche Gemeinschaft dastand" nicht als geschichtliche wird erweisen lassen. Der Zahl nach waren die Judenchristen ein sehr bedeutender Bestandtheil der ältesten christlichen Kirche, dem Gehalte nach aber waren sie so unbedingt überwiegend, daß sie ihren Typus für alle Zeiten dem Ganzen der Kirche aufgeprägt haben: die Kirche hat es von ihnen gelernt, die Sprache Kanaans zu reden, Jes. 19, 18.

Waren doch aus ihrer Zahl die 12 Apostel, deren Namen noch auf den Gründen des Neuen Jerusalems stehen, deren Schriften noch fortwährend die Leuchte auf den Pfaden der Kirche Christi sind, die noch bei der Wiedergeburt die zwölf Geschlechter Israels richten werden. Wie Israel die Wurzel der christlichen Kirche ist, das bringt uns auch das hohepriesterliche Gebet Jesu zur Anschauung, wo (Joh. 17, 6—8) die Kirche auf Erden als bereits gegründet erscheint, noch ehe ein einziger Heide darin aufgenommen war. Nach der Kreuzigung Christi schlugen die Haufen, welche vorher gerufen hatten: Kreuzige ihn, getroffen von den Erweisungen der übermenschlichen Hoheit Christi in sich und klagen über den Todten und ihren Frevel, Luc. 23, 48. Damit begann eine großartige Bewegung, welche der christlichen Kirche große Schaaren bußfertiger Juden zuführte. Ihren Mittelpunkt hatte sie an dem ersten christlichen Pfingstfeste, Apgsch. 3, 15. 4, 4. Die Größe der damaligen Bewegung zeigt auch Apgsch. 5, 14: „Es wurden aber jemehr zugethan, die da glaubten an den Herrn, eine Menge der Männer und Weiber". In Apgsch. 21, 20 sagen die Aeltesten in Jerusalem zu Paulus: Du siehest, Bruder, wie viele Zehntausende der gläubig gewordenen Juden sind, wozu Bengel bemerkt: „Bei diesen Allen kam nach und nach die Beschneidung außer Gebrauch und von diesen vermischte sich ohne Zweifel ein großer Theil mit den gläubig gewordenen Heiden. Daher ging der Saame Abrahams in so vielen Jahrhunderten nicht in so großer Anzahl, wie man wohl meinen sollte, verloren." Wenn es in Röm. 11, 7 heißt: Das Israel suchet, das erlanget es nicht, die Wahl aber erlangt es, die andern sind verstockt, so darf der Accent durchaus nicht bloß auf den letzteren Satz gelegt werden, man muß eben so sehr die zum Heile gelangte Auswahl ins Auge fassen. Es würde ganz unhistorisch seyn, wenn man, auf Grund der mißverstandenen St. 1 Cor. 10, 18, die ihre Erläuterung aus Gal. 4, 29 erhält, die Kirche des N. B. unter dem Namen des geistlichen Israel dem leiblichen Israel entgegensetzen wollte. Geborne Israeliten sind der Sauerteig gewesen, wodurch die Masse der Heidenwelt durchsäuert worden. Ueberall ist von ihnen der erste Anstoß ausgegangen. Das prophetische Wort Micha's in C. 5, 6. 7: „Es werden die Uebrigen aus Jakob unter vielen Völkern seyn wie ein Thau vom Herrn und wie die Tröpflein aufs Gras, das auf Niemand harret, noch auf Menschen wartet. Ja die Uebrigen aus Jakob werden unter den Heiden bei vielen Völkern seyn, wie ein Löwe unter den Thieren im Walde, wie ein junger Löwe unter einer Heerde Schaafe, welchem Niemand wehren kann, wenn er dadurch geht, zertritt und zerreißet" ist in den Anfängen der christlichen Kirche vollständig in Erfüllung gegangen. Die Auswahl Israels hat sich in jener Zeit zugleich lieblich und erquickend gezeigt inmitten der Völker, und zugleich furchtbar, unwiderstehlich, welche letztere Eigenschaft nicht etwa bloß zum Fluche an den hartnäckigen Verächtern sich entfaltet, sondern auch zum Segen an denen, die nur durch Unwissenheit dem Reiche Gottes entfremdet sind. Ebenso ist auch damals die Verkündung des Jesaias in C. 66, 18. 19 vollständig in Erfüllung gegangen: Es kommt die Zeit zu sammeln alle Heiden und Zungen und sie kommen und sehen meine Ehre. Und ich lege ihnen ein Zeichen bei (die Signatur, welche die Boten Gottes in Erweisung des Geistes und der Kraft besitzen) und ich sende aus ihnen Entronnene zu den Heiden nach Tarsis, Phul und Lud, den Bogenschützen, Thubal und Javan, den fernen Eilanden, die nicht höreten mein Gerücht und nicht sahen meine Ehre und sie verkünden meine Ehre unter den Heiden".

Ist nun die christliche Kirche die legitime Fortsetzung Israels, so gehören ihr auch die meisten Verheißungen an, in denen man nach oberflächlicher Betrachtung meint eine Bürgschaft für das zukünftige Heil der Juden erblicken zu können. Sie haben bereits ihre Erfüllung gefunden in dem Siegeslauf der christlichen Kirche durch alle Jahrhunderte, in ihrem unaufhaltsamen Drange nach Ausbreitung bis zu den Gränzen der Erde, in dem in ihr waltenden reformatorischen Triebe, in dem Lichte, das ihr stets von Neuem in der Finsterniß aufging, und finden sie fortwährend vor unsern Augen. Es ist eine traurige Verläugnung der Gnaden, die Gott seiner Kirche ertheilt hat, wenn man die herrlichen Verheißungen der Schrift fast ausschließlich der Zukunft zutheilt, von der wir nur dann mit wahrhaftiger Hoffnung die Vollendung des Heiles erwarten können, wenn wir es verstehen, den verborgenen Segensspuren Gottes in der Vergangenheit und Gegenwart nachzugehen, wenn man in der Kirche das wahrhaftige Israel verkennt und sich dafür ein phantastisches in den Juden aufputzt, wenn man von der Kirche geringschätzig redet und ihr das Reich Gottes entgegenstellt, das erst mit der Bekehrung der Juden kommen soll. Es ist das eine von den vielen subjectivistischen Abirrungen unserer Tage, die mit dem Wiedererwachen eines gesunderen kirchlichen Bewußtseyns schwinden müssen, wie denn bei dieser Meinung die Weissagung ihres Vergehens schon in ihrem späten Entstehen liegt: sie hat den imponirenden Consensus der gesammten christlichen Kirche nach allen Confessionen gegen sich.

„Das Alte Testament — lesen wir in der Schrift: Weissagung und Erfüllung von Dr. Hofmann, 1 S. 46 — ist für die Gemeinde im Ganzen, wir können es nicht läugnen, von verhältnißmäßig geringer Brauchbarkeit, aber dafür sind wir auch eine Gemeinde aus den Heiden." Das ist freilich die nothwendige Folge, wenn man an die Stelle der Kirche Christi die Juden setzt. Der Apostel aber sagt in 2 Tim. 3, 16: „Alle Schrift von Gott eingegeben ist nütz zur Lehre, zur Strafe, zur Besserung, zur Züchtigung in der Gerechtigkeit. Daß ein Mensch Gottes sey vollkommen, zu allem guten Werk geschickt." Er muß also doch wohl einer anderen Auslegung der Schriften des A. T. gefolgt seyn, auf welche sich diese Worte zunächst beziehen.

Bei alle dem aber wird auf der andern Seite nicht geläugnet werden können, daß die Verheißungen, welche zunächst dem Israel der christlichen Kirche gegeben sind, doch auch geeignet sind, eine Hoffnung in Bezug auf die Juden zu begründen. Sie führen, wenn auch nicht direct, doch indirect auf eine

olche. Ist die christliche Kirche keine neue Gründung, sondern
ur die Fortsetzung Israels, und hat sie so herrliche Verhei-
ungen, so müssen wir erwarten, daß auch bei den leiblichen
Nachkommen der Patriarchen die Sache nicht bei dem bisheri-
gen, doch immer verhältnißmäßig nur dürftigen Resultat stehen
bleiben wird, daß sie noch mehr im Reiche Gottes zur Bedeu-
ung gelangen werden. Daß auf sie ein besonderes Gewicht
gelegt wird, das ersehen wir schon aus der Geschichte der Pa-
riarchen. Isaacs Geburt ist dort ein Mittelpunkt der Erzäh-
ung. Die Ausführlichkeit, mit der über die Geburt von Jakobs
Söhnen berichtet wird, zeigt, daß die leibliche Nachkommenschaft
er Patriarchen doch noch eine andere Bedeutung für das Reich
Gottes hatte, wie diejenigen, welche aus der Heidenwelt unter
Israel aufgenommen wurden. Jahrhunderte lang waren die
Proselyten aus den Heiden bloßes Beiwerk. Vorzugsweise den
eiblichen Nachkommen der Patriarchen gehörte zunächst „die
indschaft und die Herrlichkeit und der Bund und das Gesetz
nd der Gottesdienst und die Verheißung", Röm. 9, 4. Das
ananäische Weib weist der Herr, zum Beweise, welche Bedeu-
ung doch immer die leibliche Abstammung von den Patriarchen
at, ab mit den Worten: ich bin (zunächst) nicht gesandt, denn
ur zu den verlornen Schafen von dem Hause Israel, und
berläßt es ihrem heroischen Glauben, sich eine Ausnahmestellung
u erringen. Zu den Aposteln spricht der Herr Matth. 10, 5. 6:
Gehet nicht auf der Heiden Straße und ziehet nicht in der
Samariter Städte, sondern gehet hin zu den verlorenen Scha-
en aus dem Hause Israel", und in Seinem Sinne spricht Pe-
rus zu den gebornen Juden in Apgsch. 3, 26: „Euch zuerst
at Gott auferweckt sein Kind Jesum und hat ihn zu euch ge-
andt, euch zu segnen, daß ein jeder sich bekehre von seiner Bos-
eit", und sagt Paulus in Apgsch. 13, 26: „ihr Männer lieben
Brüder, ihr Kinder des Geschlechtes Abraham, Euch ist das
Wort dieses Heiles gesandt", und in V. 46: Euch mußte zuerst
as Wort Gottes gesagt werden. Die Nachkommen der Pa-
iarchen bezeichnet der Herr als die Söhne des Reiches, regno
roximi, diejenigen, denen das Reich Gottes zunächst angehört.
artnäckige Unbußfertigkeit freilich muß den Verlust dieser Aus-
chten zur Folge haben. „Darum sage ich euch — spricht der
Herr Matth. 21, 43 — daß das Reich Gottes wird von euch
enommen werden und gegeben einem Volke (Luther fälschlich:
en Heiden; das Volk ist das wahrhaftige Israel, die „Aus-
ahl" des Paulus, in welche die gläubigen Heiden eingekindet
erden), das seine Früchte bringt." Aber wir können nicht an-
ehmen, daß in dieser Beziehung schon in der Apostolischen Zeit
ne endgültige Entscheidung gefällt wurde. Denn da sind noch
cht alle Mittel der Gnade erschöpft. Die Zermalmung der
ärtigkeit ist ein Werk der Jahrhunderte. Schon unter dem
. B. zeigen sich hier große Unterschiede. Das Volk nach dem
xile ist viel empfänglicher, als vorher. Die Worte, welche die
üheren Propheten lange Jahre hindurch in den Wind geredet,
elen bei ihm auf einen empfänglichen Boden. Auch wenn wir
n der strengsten schriftmäßigen Anschauung von der mensch-

lichen Natur ausgehen, erscheint die Verhärtung der Juden in
solcher Ausdehnung als eine kaum begreifliche, so daß es uns
nahe gelegt wird, neben der Schuld ein Verhängniß anzuneh-
men, zu denken, daß Gott bis dahin in gerechter Vergeltung
ihnen noch nicht den ganzen Reichthum seiner Heilswirkungen
hat zukommen lassen, damit sie erst nach gründlicher Demüthi-
gung dem Reiche Gottes zugeführt werden, nicht zur Plage,
sondern zum Segen. Wir erwarten, daß in Zukunft noch der
Hauptangriff auf ihre Herzenshärtigkeit geschehen wird.

Doch das sind Wahrscheinlichkeiten und Schlüsse, die, so
sehr sie sich auch empfehlen mögen, doch des Siegels der Be-
stätigung bedürfen. Sind sie begründet, so muß die Schrift in
Aussprüchen, welche gradezu das zukünftige Heil der Juden be-
treffen, ein solches Siegel darbieten. Solche Aussprüche nun
sind vorhanden, freilich nur in beschränkter Zahl, aber in einer
Deutlichkeit, welche keinem begründeten Zweifel Raum läßt.
Den Anfang machen wir billig bei den Aussprüchen des N. T.,
die allein eine feste Basis abgeben können für das Verständniß
der Aussprüche des A. T. Bloß auf dieses Zukunftshoffnun-
gen zu gründen, muß die Kirche den Juden überlassen. Wer
im Allgemeinen das Verhältniß des N. T. zu der Prophetie
des A. T. erkannt hat, deren bei der ersten Erscheinung Christi
noch nicht in Erfüllung gegangener Theil überall im N. T.
aufs sorgfältigste und nach durchdachtem Plane wieder aufge-
nommen wird, kann gar nicht daran denken. Ihm steht die Re-
gel fest: was als Zukunftshoffnung im N. T. nicht wiederkehrt,
kann nur durch falsche Erklärung in das A. T. hineingetragen
worden seyn.

Da ist nun zuerst von großer Bedeutung das Wort, das
der Heiland am Kreuze sprach: Vater vergieb ihnen, denn sie
wissen nicht was sie thun. Es kann keinem Zweifel unterworfen
seyn, daß sich dieß Wort nicht blos auf die Römischen Soldaten
bezieht, sondern auf Alle, welche direct oder indirect bei der
Kreuzigung betheiligt sind, vornehmlich aber auf das Jüdische
Volk, welches den Herrn den Römern überantwortet hatte, Joh.
18, 35. Der Herr bittet stets nach dem Willen Gottes. So
ist also hinter dem: Vater vergib ihnen, das: der Vater wird
ihnen vergeben, verborgen. Neben der Bitte selbst aber ist die
Motivirung derselben von großer Bedeutung. Wir müssen sie
in Verbindung setzen mit den Aussprüchen des N. T., welche
von der Sünde wider den Heiligen Geist handeln, vor Allem
mit dem Ausspruche des Herrn in Matth. 12, 31. 32: „Darum
sage ich Euch: alle Sünde und Lästerung wird den Menschen
vergeben; aber die Lästerung wider den Geist wird den Menschen
nicht vergeben. Und wer etwas redet (oder thut, die Beschrän-
kung auf die Reden ist nur durch die veranlassenden Umstände
gegeben) wider des Menschen Sohn, dem wird es vergeben,
aber wer etwas redet wider den Heiligen Geist, dem wirds nicht
vergeben, weder in dieser noch in jener Welt." Ein charakte-
ristisches Merkmal der Sünde wider den Heiligen Geist ist, zu
wissen was man thut. Denn diese Sünde besteht darin, daß
man sich absichtlich verstockt gegen die Wahrheit, welche der

Heilige Geist in der wirksamsten Weise innerlich nahe gebracht hat. Einzelne Juden hatten die Sünde gegen den Heiligen Geist begangen und wußten was sie thaten. Dieß ersehen wir aus dem Beispiele des Judas, der mehr ist als ein einzelnes Individuum, der eine ganze Gattung repräsentirt. Dieß ersehen wir auch aus Matth. 12, 31. 32. Der Herr spricht die Warnung vor der Sünde gegen den Heiligen Geist im Angesichte solcher aus, die im Begriffe standen sie zu begehen, die mit dem einen Fuße schon darin standen. Für solche ist die Rechnung schon abgeschlossen, es wäre ihnen besser, nicht geboren zu seyn, weil sie nimmer zum Heile gelangen können und keine andere Erwartung mehr haben, als die furchtbare des Gerichtes und des Feuereifers, der die Widerwärtigen verzehren wird. In Bezug auf das Ganze des Volkes aber erhalten wir hier von dem Herzenskündiger die tröstliche Versicherung, daß sie nicht wissen was sie thun, daß sie noch nicht die Sünde wider den Heiligen Geist begangen haben, daß dieser noch nicht an ihnen alle seine Mittel erschöpft hat, daß ihre Sünde vorwiegend eine solche wider den Menschensohn ist. Damit ist unmittelbar verbunden, daß der kräftige Beistand des Heiligen Geistes ihnen dereinst noch wird gewährt werden, verbunden auch für uns die Pflicht für sie zu bitten: denn ihre Sünde ist nicht die „Sünde zum Tode," von welcher der Apostel sagt: „für die sage ich nicht, daß jemand bitte," 1 Joh. 5, 16. Hand in Hand mit diesem Ausspruche des Herrn geht das Wort des Ersten unter den Aposteln in Apgsch. 3, 17: „Und nun, Brüder, ich weiß, daß ihrs durch Unwissenheit gethan habt, wie auch eure Obersten." Schon das A. T. unterscheidet in Anbahnung der neutestamentlichen Lehre von der Sünde gegen den Heiligen Geist zwischen Sünden, die aus Unwissenheit und Schwachheit begangen werden, und muthwilligen Sünden, solchen, die mit hoher Hand begangen werden. Die ersteren können durch Opfer gesühnt werden, unter dem N. B. durch das Versöhnopfer Christi; nur wer mit hoher Hand sündigt, ist ausgerottet aus seinem Volke: denn er hat gelästert den Herrn, verachtet das Wort des Herrn," 4 Mos. 15, 27—31.

Einen noch festeren Grund der Hoffnung erhalten wir durch den Ausspruch des Herrn in Matth. 23, 38. 39: „Siehe, euer Haus wird auch wüste gelassen. Denn ich sage euch: ihr werdet mich von jetzt an nicht sehen bis ihr sprechet: Gelobt sey der da kommt im Namen des Herrn." Der Herr sprach diese Worte, da er eben im Begriffe war, den Tempel für immer zu verlassen. Dieser ist das Haus Israels: das ganze Volk wohnte dort geistlich bei dem Herrn und wurde von ihm dort mit hausväterlicher Liebe versorgt, nach einer im A. T. weit verzweigten Anschauung, vgl. z. B. Ps. 27, 4. 36, 9. 65, 5. 84, und mußte sich zum Zeichen dessen jährlich bei den großen Festen auch äußerlich dort versammeln. Geistlich genommen wurde dieß Haus wüste mit dem Momente, da der Sohn Gottes dasselbe verließ, denn mit dem Sohne zog sich auch der Vater zurück. Der Tempel war von Stund an, trotz seiner fordauernden äußeren Pracht, geistlich eine Ruine. Der geistlichen Verwüstung muß zu seiner Zeit und in nicht ferner Zukunft die äußerliche folgen, wie sie Daniel in C. 9. als Folge der Ausrottung des Gesalbten geweissagt hatte. Es ist die Weise Gottes daß er den Schein in seinem Reiche beseitigt, daß er das geistlich Ruinirte auch äußerlich zu Grunde richtet, wie z. B. die Folge der inneren Verweltlichung der Klöster ihre Secularisation war. Schon bei Ezechiel in C. 11, 23 erhebt sich erst die Herrlichkeit des Herrn aus der Stadt, dann stellen sich die Werkzeuge der Strafe ein. Was damals durch den Dienst der Chaldäer bewirkt wurde, das müssen jetzt die Römer ausrichten. Aber die Zerstörung ist nicht das Ende der Wege Gottes mit dem Volke seiner Wahl. Sie werden ihn von nun an nicht sehen, bis sie sprechen: gelobt sey u. s. w. Darin liegt deutlich, daß sie dereinst noch sprechen werden: gelobt sey der da kommt im Namen des Herrn und demzufolge ihn sehen, den zu sehen die alleinige Quelle des Heiles ist. Absichtlich legt der Herr den zu ihm sich Wendenden die Worte in den Mund, mit denen früher die Haufen ihm zugejauchzt hatten, Matth. 21, 9. Jener Zuruf ging hervor aus einem Zuge zu dem wahrhaftigen Heilande und Könige, der durch diese Thatsache als vorhanden bezeugt wird und der auch in den Zeiten der tiefsten Verdunkelung immer von neuem aus dem äußersten Hintergrunde des Volksbewußtseyns hervorgeleuchtet hat. Dieser Zug, so lange er auch niedergehalten werden mag durch widergöttliche Potenzen, wird doch endlich sich Bahn brechen. Mit vollem Recht sagt Bengel: „Er fügt nicht hinzu wiederum, obgleich das Volk ihm jene Worte zugerufen hatte Matth. 21, 9. Denn nicht alle hatten ihm also zugerufen und die ihm zuriefen, verstanden nicht also, was sie ihm zuriefen, wie es einst Israel verstehen wird, und nahmen bald darauf das Wort gleichsam zurück. Das frühere Sprechen war ziemlich dünn, das spätere wird dieses Namens würdig seyn." — Wie das Sehen zu verstehen sey, daß es auch vor der Wiederkunft Christi geschehen kann, zeigt das Wort des Herrn: „Wo zwei oder drei versammelt sind in meinem Namen, da bin ich mitten unter ihnen."

Das sind die kurzen aber inhaltschweren Andeutungen des Herrn*): Die Juden werden sich bekehren, der Vater wird ihnen

---

*) Eine Hindeutung auf die zukünftige Bekehrung der Juden hat man noch in dem Worte des Herrn Matth. 24, 32 (Mr. 13, 28. Luc. 21, 29): „An dem Feigenbaume lernet ein Gleichniß. Wenn sein Zweig saftig wird und Blätter gewinnet, so wisset ihr, daß der Sommer nahe ist", finden wollen. Der Feigenbaum sey anderweit Symbol des Jüdischen Volkes und so stehe er auch hier. „Israels plötzliche Bekehrung und Gesammtrettung soll ein Zeichen, eine Vorbedeutung für das Ende seyn." v. Oettingen S. 203. So sehr sich aber diese Deutung auf den ersten Anblick empfiehlt, so wird sie doch nicht als eine begründete erachtet werden können. Schon das entscheidet gegen sie, daß die ganze Rede des Herrn sich zunächst auf sein Kommen zum Gerichte über Jerusalem bezieht, wie in V. 2

vergeben und sie werden zur Theilnahme an Christo und seinem Heile gelangen. Das ist weniger gesagt wie Manche wünschen möchten, aber es ist damit Alles gewährleistet, wonach ein richtig gestelltes Herz verlangt. Keine Privilegien, nichts, wobei das Wort von Neuem gälte: „so thut er keinen Heiden," das einmal unter dem N. T. verlernt werden muß, so schwer auch der Alte Jüdische Mensch daran gehen mag, dem Christen wahrlich keinen Vorschub leisten sollten, aber der volle Antheil an dem köstlichen Heile, welches der Erlöser der ganzen Welt durch Sterben und durch Bluten erworben hat.

Diese Andeutungen des Herrn nun finden ihre Ausführung in der eigentlich classischen Stelle über diese Materie Röm. 11, wie denn die heilige Schrift so eingerichtet ist, daß über alle wichtigen Gegenstände eine solche Hauptstelle sich vorfindet, um welche die übrigen sich gruppiren.

Der Apostel entwickelt zuerst, was für die Juden zu hoffen ist aus der Natur der Sache, aus Thatsachen, die jedem zu Gebote stehen, auch ohne daß er der besondern Erleuchtung theilhaftig ist, wobei aber natürlich die göttliche Erleuchtung doch im Hintergrunde steht und uns die Bürgschaft dafür liefert, daß wir es nicht mit einem Raisonnement zu thun haben, dem vielleicht ein noch scharfsinnigeres entgegengestellt werden kann. Dann, V. 25 ff. kehrt der Apostel die prophetische Seite des Apostolischen Berufes hervor: in der Form der Offenbarung eines Geheimnisses verkündet er die endliche Bekehrung Israels. Wie diese durchaus die Hauptsache ist, alles Andere im besten Falle nur Nebenwerk, das erhellt schon daraus, daß in der Offenbarung des Geheimnisses einzig und allein von der Bekehrung die Rede ist, während in der vorhergehenden Betrachtung zugleich eine Hinweisung vorkommt auf die segensreichen Folgen, welche diese Bekehrung für das Ganze der christlichen Kirche haben wird.

Die Argumentation aus der Natur der Sache concentrirt sich in den Sätzen: „Ist der Anbruch heilig, so ist auch der Teig heilig, und so die Wurzel heilig ist, so sind auch die Zweige heilig." Und: „So du aus dem Oelbaum, der von Natur wild war, bist ausgehauen und wider die Natur in den guten Oelbaum gepfropfet, wie vielmehr werden die natürlichen eingepropfet werden in ihren eignen Oelbaum." Der Apostel geht von der Anschauung aus, daß der Bund mit den Patriarchen, wenngleich keineswegs ausschließlich, doch zunächst ihre leiblichen Nachkommen angeht, daß diesen vor Allen die Mittel müssen dargeboten werden, wodurch sie wahrhaftige Glieder des wahren Israels, der Kirche, und des Heiles theilhaftig werden können. Er setzt voraus, daß solche Darbietung, für welche die den Adoptivsöhnen erzeigte Gnade eine neue Bürgschaft bildet: wie vielmehr — noch nicht in der wirksamsten Weise erfolgt ist, und betrachtet es als unzweifelhaft, daß, wenn sie einst erfolgt, das Resultat ein erfreuliches und bedeutendes sein wird.

Der Apostel bleibt aber nicht bei der Bekehrung Israels stehen: er weist zugleich, um die Heidenchristen recht milde gegen die Juden zu stimmen, darauf hin, daß aus ihr segensreiche Folgen für das Ganze der Kirche hervorgehen werden. Dieß geschieht in den zwei Sätzen V. 12: So ihr Fall der Welt Reichthum ist und ihr Schade ist der Heiden Reichthum, wie vielmehr, wenn ihre Zahl voll würde, und V. 15: So ihre Verwerfung der Welt Versöhnung ist, was wird ihre Annahme anders seyn, denn Leben von den Todten?" Das: wie viel mehr, des ersten Satzes ist ein logisches. Es weist darauf hin, daß zwischen der Bekehrung Israels und dem Reichthum der Heiden noch mehr ein inneres und nothwendiges Verhältniß statt findet, wie zwischen ihrer Verwerfung und dem Reichthum der Heiden. Eine Steigerung des Reichthums wird nicht angezeigt, nicht gesagt, daß die Bekehrung Israels sich noch segensreicher für die Heiden erweisen werde als ihre Verwerfung. In V. 15 ruht der Nachdruck auf den beiden Wörtern Verwerfung und Annahme. Das „Leben aus den Todten" steht nicht etwa höher als die Versöhnung, welche das Höchste ist, was überhaupt ausgesagt werden kann, sondern der Gedanke ist auch hier, daß zwischen der Annahme und dem Heile der Welt ein innerlicherer und nothwendigerer Zusammenhang stattfindet, wie zwischen der Verwerfung und dem Heile der Welt. Wie das: Leben aus den Todten zu verstehen sey, daß es eine geistige Neubelebung und Erweckung bedeutet, zeigt C. 6, 13, wo der Apostel die Christen zu Rom ermahnt: „Begebet euch selbst Gott als solche, die aus den Todten lebendig sind," Luc. 15, 24: „Dieser mein Sohn war todt und ist wieder lebendig worden." Apoc. 3, 1: „du hast den Namen, daß du lebest und bist todt." V. 12 sagt im Allgemeinen, daß die Bekehrung der Juden segensreich für die Heidenchristen seyn werde, V. 15 gibt näher die Art und Weise dieses Segens an. Er besteht darin, daß das Leben aus den Todten, zu dem die Juden erwachen, auf das Ganze der Kirche einen erweckenden Einfluß ausüben wird. Daß die Kirche bis dahin als eine unbedingt todte zu denken sey, daß dieß Leben aus den Todten das einzige, das liegt nicht im Entferntesten in den Worten des Apostels. Auch in der lebendigsten Kirche bleibt immer viel Todtes, das der Belebung bedarf. Auch ihre lebendigsten Glieder haben noch immer viel

---

nach einfacher Deutung ausdrücklich gesagt wird. Dann beugt der Herr dieser Erklärung vor, indem er erklärt, daß der Feigenbaum nur als Gleichniß in Betracht komme. Daß der Feigenbaum einmal nur in seiner Eigenschaft als Baum ins Auge gefaßt wird, zeigt Luc. 21, 29: „Sehet den Feigenbaum und alle Bäume."

Todtes an sich, wie neben den thörichten auch die klugen Jungfrauen, da der Bräutigam verzieht, schläfrig werden und entschlafen. Und wenn der Apostel positiv sagt, daß aus der Bekehrung der Juden Leben aus den Todten hervorgehen werde, so läugnet er deshalb nicht diejenigen Erweckungen, die nach seinem vorliegenden Zwecke nicht in Betracht kamen, noch denkt er daran, ihnen eine untergeordnete Stellung anzuweisen. Er redet überhaupt nicht vergleichungsweise. Für seinen Zweck genügt, daß die Bekehrung der Juden in hohem Grade segensreich für die gesammte Kirche und mit einer großartigen Erweckung innerhalb derselben verknüpft seyn wird, wobei zu bemerken, daß ein großartiges „Leben aus den Todten" schon der Bekehrung der Juden vorangehen muß. Diese Bekehrung kann nur als das Product einer tiefgehenden Erweckung in der vorzugsweise aus den Heidenchristen bestehenden Kirche betrachtet werden, deren Feuer dann durch dies Resultat noch mehr angeschürt wird. Denn es ist nicht Gottes Weise, in seinem Reiche unmittelbar zu wirken, er wirkt immer durch Menschen auf Menschen, Christen werden nicht ohne Christen gemacht. Jeder Zweifel aber wird dadurch ausgeschlossen, daß schon in der prophetischen Verkündung des A. T., nicht minder wie die Juden sich als die Organe Gottes darstellen zur Bekehrung der Heidenwelt, so auch die bekehrten Heiden sich darstellen als diejenigen, durch welche die Wiederbringung Israels bewirkt wird. Dazu aber müssen diese vorher aus den Todten lebendig geworden seyn. Denn nur das Leben kann Leben erzeugen.

In der Offenbarung des Geheimnisses wird gesagt: Blindheit ist Israel eines Theiles — vgl. V. 7: die Wahl erlanget es, die anderen aber sind verstockt — widerfahren, so lange bis die Fülle der Heiden eingegangen sey, und also wird ganz Israel selig werden. Wir ersehen hieraus, daß das „Leben aus den Todten," was Israels Bekehrung wirken wird, sich vorzugsweise innerhalb des Umfanges der Christlichen Kirche, in der Erweckung ihrer äußeren Glieder zeigen wird, nicht in einer Missionsthätigkeit des wiedergebrachten Israels unter den Heiden, von der auch die alttestamentliche Prophetie nichts weiß. Denn die Bekehrung Israels soll erst dann erfolgen, wenn die Fülle der Heiden bereits eingegangen ist. Wenn gesagt wird, ganz Israel werde selig werden oder zum Heile gelangen, so wird man vornherein nicht daran denken dürfen, daß alle einzelnen Jüdischen Individuen des Heiles in Christo auf eine innerliche und lebendige Weise theilhaftig werden sollen. Solche Auffassung würde nothwendig zu der schriftwidrigen Lehre von der Wiederbringung führen, da die Heilsfähigkeit eines einzelnen Volkes nothwendig die des ganzen menschlichen Geschlechtes zur Folge haben würde; sie tritt in Widerspruch gegen das Gleichniß von den fünf klugen und den fünf thörichten Jungfrauen, ebenso gegen den Ausspruch des Herrn: „Gehet ein durch die enge Pforte. Denn die Pforte ist weit und der Weg ist breit, der zur Verdammniß abführet; und ihrer sind viel, die drauf wandeln. Und die Pforte ist enge und der Weg ist schmal, der zum Leben führet, und wenig ist ihr, die ihn finden," dann gegen die Stellen, welche von der Sünde gegen den Heiligen Geist handeln. Im Angesichte dieser Thatsachen reicht man nicht aus mit der Hinweisung darauf, daß das Alle im Sprachgebrauche der Schrift manchmal „mit einer gewissen Einschränkung gebraucht wird, welche entweder dabei steht oder hinzuzudenken ist, z. B. 1 Mos. 6, 12: Alles Fleisches Ende ist vor mich gekommen, dann in dem Berichte über die Aegyptischen Plagen." Es ist eine durchgreifendere Einschränkung nöthig, als wie sie durch den Satz gewährt wird, daß die unbedingt überwiegende Mehrzahl als Allheit bezeichnet werden kann. Diese Einschränkung nun wird durch die Bemerkung gegeben, daß, wie im Vorigen durch die Fülle der Heiden nicht die Gesammtzahl aller heidnischen Individuen bezeichnet wird, so auch hier unter ganz Israel die Volksgemeinde als solche zu verstehen, der Gedanke der ist, daß der Christushaß aufhören wird, die beseelende Macht derselben zu seyn, dagegen aber Christus und seine Kirche in den Mittelpunct dieser Volksgemeinschaft treten wird. Aehnlich Philippi in dem Comm. z. d. St.: „Die σωτηρία besteht hier in der objektiven göttlichen That der Wiederaufnahme des Volkes Gottes in die Theokratie. Diese wird sich ausnahmslos auf das ganze Volk erstrecken. Damit sind der Potenz nach auch Mittel und Kräfte der subjectiven Bekehrung für alle einzelnen in das Gottesreich aufgenommenen Individuen gesetzt, welche Mittel voraussichtlich bei dem bei weitem größeren Theile des Volkes sich wirksam erweisen werden, indem dabei die hoffende Liebe für diese Zahl der Bekehrten keine Gränze zu setzen weiß. Auch sonst bezeichnet der Apostel ganze Christengemeinden als ἁγίους, und so ließe sich, auf das berufende Wort und die im Taufsacramente gegebenen Gnadenkräfte gesehen, noch heute sagen, daß das ganze christliche Europa, im Unterschiede von dem noch ungläubigen Volke Israel in seiner Mitte, der σωτηρία theilhaftig geworden sey."

Ueber den Zeitpunkt der Bekehrung Israels hat der Apostel sich nicht bestimmt ausgesprochen. Daß sie ziemlich nach dem Ende des gegenwärtigen Weltlaufes zu liegen muß, erhellt daraus, daß erst die Fülle der Heiden eingegangen seyn wird. Doch wird anzunehmen seyn, daß das Ende dieser geschichtlichen Entwickelung, wie es sich jetzt mit starken Schritten anbahnt, und der Anfang des Werkes Gottes unter den Juden sich berühren, und daß beide Werke in ungekannter Frist nebeneinander hergehen. Mit vollem Rechte schließt Dr. Philippi aus V. 12. 15, wo aus der Bekehrung der Juden segensreiche Folgen für die gesammte, vorzugsweise aus Heidenchristen bestehende Kirche abgeleitet werden, daß nach dieser Bekehrung erst noch „eine neue Entwickelung im Reiche Gottes vor sich gehen werde."

Bei dem Vorhandenseyn so entschiedener Zeugnisse für eine zukünftige Bekehrung der Juden im Neuen Testamente treten wir an das A. T. mit der Voraussetzung heran, auch dor-

schon diese Hoffnung der Kirche ausdrücklich und klar bezeugt zu finden, und in dieser Erwartung finden wir uns nicht getäuscht. Es liegen mehrere Aussprüche des A. T. vor, die sich nicht auf die christliche Kirche als die legitime Fortsetzung Israels beziehen können, welche freilich das Hauptobject der prophetischen Verkündung ist, die vielmehr auf die leibliche Nachkommenschaft der Patriarchen gehen.

Den Inhalt des zweiten Theiles des Hohenliedes von C. 5, 2 bis zu Ende „bildet zuerst die Versündigung an dem himmlischen Salomo und das Gericht, dann die Buße und die Wiedervereinigung, welche unter Mitwirkung der Töchter Jerusalems erfolgt, derselben, denen sie früher zum Heile geholfen, der bekehrten Heidenvölker, die völlige Herstellung des alten Liebesverhältnisses, in Folge deren die Tochter Zion wieder in den Mittelpunkt des Reiches Gottes tritt, die Unzertrennlichkeit des neu geschlossenen Liebesbundes im Gegensatze gegen die Unbeständigkeit des früheren." Doch darauf wollen wir hier bloß hindeuten. Ehe darauf entschiedenes Gewicht gelegt werden kann, muß in Bezug auf die Auslegung des Hohenliedes erst wieder in der Kirche sich ein sicheres Bewußtseyn gebildet haben.

Eine Stelle von leuchtender Klarheit aber ist Jes. 66, 18—20. An die Drohung knüpft der Prophet dort im passenden Gegensatze gegen die Verwerfung eines großen Theiles des Bundesvolkes die Berufung der Heiden. Dann heißt es in V. 20: „Und sie bringen alle eure Brüder aus allen Heiden zum Speisopfer dem Herrn auf Rossen u. s. w. zu meinem heiligen Berge nach Jerusalem, so wie die Kinder Israel bringen das Speisopfer in reinem Gefäße zu dem Hause des Herrn." Subject in: sie bringen sind die Heiden, welchen die Botschaft des Heiles gebracht worden. Diese, selbst zum Heile gelangt, bringen als Speisopfer dem Herrn die von seinem Reiche ausgeschiedenen früheren Mitglieder dar. Diese, nicht die gläubig gewordenen Heiden, werden im zweiten Theile des Jesaias durchgängig als die Brüder bezeichnet. Das Heil soll von Israel zuerst auf die Heiden übergehen und dann von ihnen zurück sich auf Israel wenden.

An diesen Ausspruch Jesaia's, der wiederaufnimmt was schon im C. 11, 12 verkündet worden — „der Herr erhebt ein Panier den Heiden und sammelt die Verjagten Israels und die Zerstreuten Judas wird er zu Hause bringen von den vier Säumen der Erde", ruht die Verkündung Zephania's in C. 3, V. 10: „Dann will ich zuwenden den Völkern reine Lippe, daß sie alle anrufen den Herrn, ihm dienen mit Einer Schulter. Von jenseits der Ströme Kuschäas werden sie bringen meine Flehenden, die Töchter meiner Zerstreuten mir zum Speisopfer". Die reine Lippe der Heidenvölker bildet den Gegensatz gegen die unreinen Lippen, mit denen sie bis dahin die Götzen angerufen hatten. Die versprengten Glieder der Gemeinde flehen, daß der Herr sie wieder in seine Gemeinschaft aufnehme und dieß Flehen kann nicht ohne Erhörung bleiben, da die, von denen es ausgeht, zu dem Herrn in naher Beziehung stehen, da sie, wenn auch in Beziehung auf das Evangelium, Feinde, doch nach der Wahl geliebt sind, um der Väter willen, Röm. 11, 28. „Die Tochter meiner Zerstreuten" ist die Tochter oder Gemeinschaft, welche aus den Zerstreuten des Herrn besteht. Die Bezeichnung führt schon an und für sich auf die zerstreuten Glieder der alten Gemeinde hin, da nur diese als die Zerstreuten des Herrn bezeichnet werden können. Dazu kommt die Beziehung auf 5 Mos. 4, 27: „und es zerstreut euch der Herr unter den Völkern", 28, 64, eine Verkündung, die zur Zeit Zephania's an den zehn Stämmen bereits in Erfüllung gegangen war und deren Erfüllung an Juda bald den Anfang nehmen sollte. Die Darbringung des Speisopfers bezeichnet in der Symbolik des Mosaischen Gesetzes den Fleiß in guten Werken, wie er das Merkmal der Erlösten bildet. Ein einzelner Ausfluß desselben ist der Missionseifer, wie ihn die bekehrten Heiden hier bewähren.

Nach der Rückkehr aus der Babylonischen Gefangenschaft verjüngt sich die Prophetie noch einmal in Sacharja. Mit der in Cap. 11 und in C. 13, 7 dargelegten klaren Erkenntniß des Frevels, den Israel in Zukunft an dem guten Hirten, der durch geheime Einheit des Wesens mit dem Herrn verbunden ist, dessen Engel sich in ihm darstellt, begehen wird, geht bei ihm die Verkündung seiner Buße Hand in Hand. Die Weissagung C. 12, 1—13, 6 zerfällt in zwei Theile, der Sieg des Volkes Gottes über die anfeindende Heidenwelt C. 12, 1—9, und die Bekehrung der Söhne des Reiches.

Es heißt in V. 10: „Und ich gieße aus über das Haus Davids und über den Wohner Jerusalems den Geist der Gnade und des Gnadeflehens, und sie blicken auf mich, den sie durchbohrt haben, und sie wehklagen über ihn, wie das Wehklagen über den Einzigen, und trauern über ihn, wie die Trauer über den Erstgebornen. V. 11. An diesem Tage wird groß seyn die Wehklage in Jerusalem, wie die Wehklage Hadadrimmons im Thale Megiddo. V. 12. Und es wehklagt das Land je Geschlechter und Geschlechter besonders, das Geschlecht des Hauses Davids besonders und ihre Weiber besonders, das Geschlecht des Hauses Natan besonders und ihre Weiber besonders. V. 13. Das Geschlecht des Hauses Levi besonders und ihre Weiber besonders, das Geschlecht des Simeiten besonders und ihre Weiber besonders. V. 14. Alle die übrigen Geschlechter besonders und ihre Weiber besonders. C. 13, 1. Zu der Zeit wird seyn ein Quell aufgethan dem Hause Davids und den Wohnern Jerusalems für Sünde und Unreinigkeit."

Es kann keinem Zweifel unterworfen seyn, daß die Erfüllung dieser Weissagung nicht rein der Zukunft angehört. Wir ersehen aus Luc. 23, 48, daß sie ihren Anfang gleich nach der Kreuzigung Christi fand. Die Haufen, welche kurz zuvor gerufen hatten: Kreuzige ihn, schlagen, getroffen von den Erwei-

sungen der übermenschlichen Hoheit Christi, in sich und klagen über den Todten und ihren Frevel. Damit begann eine großartige Bewegung, welche der christlichen Kirche große Schaaren bußfertiger Israeliten zuführte. Wir werden aber dabei, und bei dem Gnadeflehen der Juden, welche in allen Jahrhunderten der Kirche in Christo den Quell für Sünde und Unreinigkeit gesucht und gefunden haben, nicht stehen bleiben dürfen, wir werden darin vielmehr nur das nothwendige Vorspiel der umfassenden und wahrhaftigen Erfüllung finden können. Denn der Prophet bietet in V. 11—14 Alles auf, um die Trauer als so stark und so allgemein wie nur immer möglich zu bezeichnen. Er vergleicht sie mit der schmerzlichsten durch das ganze Volk hindurchgehenden Trauer der Vorzeit, der über den frommen König Josias. Er nennt dann zuerst zwei Hauptgeschlechter, verbindet mit ihnen, um zu zeigen, daß die Bekehrung sie ganz, von Anfang bis zu Ende, durchdringen werde, zwei ihrer Hauptfamilien, und gesellt ihnen dann, um den Begriff der Totalität des Volkes auszudrücken, alle übrigen Familien bei. So läßt er also wie Paulus ganz Israel selig werden.

Dies sind die Hoffnungen, welche uns die Heilige Schrift A. und N. T. für die Juden gewährt. Alles Uebrige gruppirt sich um die Aussprüche desjenigen, der gesprochen: Himmel und Erde werden vergehen, aber meine Worte werden nicht vergehen, als um seinen Mittelpunkt. Einen Stützpunkt im Sichtbaren für diese Hoffnungen hat man von jeher in der Thatsache gefunden, daß die Juden durch alle Jahrhunderte und durch so viele Gefahren hindurch wunderbar erhalten worden sind, während alle ihre Nachbarvölker spurlos verschwunden sind. Joh. Gerhard z. B. sagt in der Darlegung der Gründe für eine zukünftige Judenbekehrung: „Dazu kommt, daß unter den ältesten Völkern allein die Juden unter so mannigfachen Schicksalen, Gefangenschaft und Zerstreuung erhalten werden, durch die Religion und eine gewisse Form der bürgerlichen Verfassung von allen Völkern abgesondert, was darauf zu führen scheint, daß sie aufbewahrt werden für eine in Zukunft bevorstehende ausgezeichnete Bekehrung und Heilsspendung". Gewiß ist die Thatsache eine sehr merkwürdige. Doch hat man zu viel gethan, wenn man ihre Vorherverkündigung in den Worten des Herrn, Matth. 24, 34: „Wahrlich ich sage euch: dieß Geschlecht wird nicht vergehen, bis daß dieß Alles geschehe", gesucht hat. Unter „diesem Geschlechte" die Juden zu verstehen, ist ein Erzeugniß der Verlegenheitsexegese, das jetzt sich billig nicht mehr sollte blicken lassen. Die zunächstliegende Erklärung: diese Generation, paßt trefflich zu den Zeitverhältnissen: bis zur Zerstörung Jerusalems waren damals noch etwa 40 Jahre, paßt zu der Grundst. Hab. 1, 5, wo es in Bezug auf die Chaldäische Catastrophe, das Vorbild der Römischen, welche wiederum das Vorbild des Weltgerichtes ist, der Mikrokosmus desselben, heißt „eine That thue ich in unsern Tagen", paßt zu V. 35, wo nachdem hier das Zeitverhältniß im Allgemeinen bestimmt worden: noch während der Dauer der gegenwärtigen Generation, der Zeitpunkt innerhalb des Zeitraumes als verborgen bezeichnet wird. Es darf nicht übersehen werden, daß in V. 36 nicht von der Zeit überhaupt die Rede ist, sondern von Tag und Stunde, der genaueren Bestimmung der Zeit.

Die Erhaltung des Judenvolkes ist aber nicht die einzige Stütze im Sichtbaren. Zu allen Zeiten der Kirche ist ihr in einzelnen merkwürdigen Bekehrungen aus dem Judenvolke ein Anhalt für ihre Hoffnungen und ein Vorspiel ihrer Erfüllung gegeben worden. Im Mittelalter haben ein Lyra, ein Paulus Burgensis durch ihre Gabe der Schriftauslegung der Kirche trefflich gedient, ein Hermann von Kappenberg, dessen Lebensbild wir nächstens unsern Lesern vorführen werden, hat sie durch seine innige Frömmigkeit geziert. In unserm Jahrhundert aber wird dieser Anhalt der Kirche in einer Weise dargeboten, wie früher noch nie. Viele Thatsachen führen darauf, daß die Enthüllung des Geheimnisses, welches der Apostel verkündet, sich vorbereitet. Die Energie des Judenthums ist gebrochen. Es zerbröckelt vor unseren Augen. Um so mehr ist die Kirche darauf hingewiesen, diese Verheißungen im Herzen zu bewegen. Es handelt sich nicht um Geschicke, die sich ohne ihr Zuthun vollenden. Nach der Weissagung ist das hohe Werk der Wiederbringung der Juden den Töchtern Jerusalems, den von Jerusalem aus bekehrten Heidenvölkern anvertraut: ist die Zeit dieses Werkes im Anzuge, so müssen diese sich fertig machen zur Dienstleistung.

Haben wir in diesem Artikel die in dem Worte Gottes begründeten Hoffnungen für die Juden dargelegt, so wollen wir in dem nächstfolgenden die unbegründeten zurückweisen. Ein vierter und letzter soll, so Gott will, das Verhältniß der Gegenwart zu der zukünftigen Bekehrung Israels beleuchten, untersuchen, inwiefern sich in den vorliegenden Verhältnissen eine Anbahnung ihrer Realisirung wahrnehmen läßt, und was die Kirche jetzt nach dieser Seite hin zu thun, wie sie das ihr anvertraute Werk zu vollbringen hat.

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz. Druck von Trowitzsch und Sohn.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1857. Mittwoch den 10. Juni. № 46.

Zur Unionsfrage.

Darin muß ich Ihnen ganz recht geben, daß die Frage wegen des Verhältnisses der Union zur Confession bereits so viel und so oft, auch mit solcher Gründlichkeit besprochen worden ist, daß man nicht mehr gerne darüber etwas liest, noch darüber disputirt; was sich darüber sagen läßt, ist vollständig gesagt. Die Parteien stehen sich einander gegenüber und fast Jeder hat seine Stellung eingenommen, und durch die Gründe, die von der einen oder von der andern Seite geltend gemacht werden, wird kaum noch eine anderweitige Ueberzeugung sich bewirken lassen. Der elastische Begriff der Union und die so gar sehr verschiedene Auffassung derselben erschwert den Kampf in dem Grade, daß immer von Neuem die Mißverständnisse, die Einer dem Andern vorwirft, ihn erfolglos machen. Als kürzlich in dem Hause der Abgeordneten die schönen und eingehenden Reden über die Ehescheidungsfrage gehalten wurden und ich gegen ein hervorragendes Mitglied des hohen Hauses mein Bedauern über die vergeblich verwendete Mühe und Zeit aussprach, antwortete mir dasselbe: „Die Reden, die wir halten, halten wir nicht, um unsere Gegner zu gewinnen, sondern um unsere Freunde zu stärken.

Auf dem kirchlichen Gebiete ist durch das Reden und Schreiben über Union und Confession auch sehr selten Einer von der einen Seite zu der andern hinüber gezogen. Die Meisten haben eine feste Stellung eingenommen und sind unzugänglich für die Gründe, die von der andern Seite gegen sie geltend gemacht werden, und von beiden Seiten wird die Behauptung ausgesprochen, daß wirkliche oder eingebildete Mißverständnisse die Annäherung unmöglich machen. Die Gränze ist scharf gezogen, und wenn auch der Eine oder der Andere sich derselben nähert, hinüber geht er schwerlich. Es ist auch auf diesem Gebiete eine Ehrensache geworden, die einmal eingenommene Stellung zu behaupten und in seinem Kreise zu bleiben.

Ein charakteristisches Zeichen der Zeit ist es, daß die noch vorhandenen oder ehemaligen Rationalisten sich mit besonderer Begeisterung, in so weit sie derselben fähig sind, für die Union erheben. Der Rationalismus hat verschiedene Stufen durchgemacht und darnach auch verschiedene Namen angenommen. Als er anfing, übel berüchtigt zu werden, verleugnete er seinen ursprünglichen Namen, und suchte sich mit der theologischen Richtung des seligen Neander oder Schleiermacher zu brüsten, und nach diesen sich zu nennen. Die subjective Auffassung ist sein Terrain, und jede Untergrabung und Erweiterung fester Ordnung und Auctorität wird von ihm mit Freuden begrüßt; er ist und bleibt daher ein Feind der Confession. Die Union, die noch immer nach dem Consensus sucht, und noch nicht einmal den Versuch gemacht hat, ihn in solcher Weise zu formuliren, daß man klar sehen könne, worin er eigentlich bestehe, gibt der Subjectivität einen willkommenen Spielraum. Es ist nicht zu verkennen, daß die Union, wenn auch wider ihren Willen, dem Rationalismus ist dienstbar geworden. Der kranke Mann fristet in der Allianz noch ein wenig sein kümmerliches Daseyn, wie der Türke im Bunde mit dem Engländer. Die Blüthezeit des Rationalismus war die, als er noch von Oben Schutz fand und von den Consistorien und Oberconsistorien wie ein Kind gepflegt wurde; aber diese Zeit ist schnell vergangen, und weil gegenwärtig die Union des Schutzes und der Pflege von Oben her sich erfreut, so wollen seine Anhänger sich nicht mehr nach ihm nennen, sondern nennen sich Unionisten, und in der Wirklichkeit ist die confessionslose Union von dem Rationalismus nicht dem Wesen, sondern nur höchstens dem Grade nach verschieden. Früher war es der Ruhm eines Pastors, daß er dem Bekenntnisse treu sey, jetzt ist es wenig empfehlend, wenn Jemand noch ernstlich lutherisch oder reformirt ist, oder gar die Lutherische oder Reformirte Kirche ehrt und liebt. Die erste und unerläßliche Aufgabe, die die Union hat, ist nach meiner Meinung die, daß sie sich von dem Bündnisse mit dem Rationalismus frei macht, oder daß sie eine solche Stellung einnimmt, und ein solches festes Bekenntniß ablegt, daß dieser Bundesgenosse sich von ihr losfagt. Es ist nicht zu verkennen, daß unter denen, die der Union als der Grundlage der Kirche der Zukunft anhangen, einige eine pietistische Richtung haben, und in ihrem Herzen auch ein Leben in der Erfahrung der Gnade Jesu Christi führen; sie suchen in ihrer Weise den Rationalismus zu bekämpfen, werden ihm aber schwerlich Abbruch thun; sein Haß ist gegen die Lutherische Kirche gerichtet, und kann auch nur von der Kirche als solcher überwunden werden; der subjective Pietismus ist dem Rationalismus gegenüber ohne Kraft.

Die Union sprach zuerst mit großer Zuversicht die Absicht aus, daß sie durch Vereinigung der beiden Schwesterkirchen eine starke Macht gegen die Katholische Kirche bilden wollte. Was mögen jetzt die Katholischen solcher Ankündigung gegenüber, wenn sie die Zerreißung und Zersplitterung der Evangelischen unter sich ansehen, für Gedanken haben! Aus den zwei Kirchen sind gar drei oder fünf Parteien entstanden, die sich unter einander bekämpfen, und die gesunden Kräfte haben hinreichend zu thun, das eigene Bekenntniß festzuhalten und den Grund und Boden der eigenen Kirche zu bewahren. Durch die Union sind auch oft die von einander getrennt worden, die sonst fest zusammenhielten und auf einer Straße mit einander gingen. Nur die wirklich confessionell Reformirten und die wirklich confessionell Lutherischen sind sich nahe getreten, aber nicht, um sich gegen die Katholische Kirche zu richten, sondern vielmehr, um sich gegenseitig Hand zu reichen, und sich zu helfen, das eigene Haus zu bauen, und sich gegen eine exclusive Union zu schützen.

So wie der Rationalismus bei der Union einen Schutz sucht, so haben auch besonders ganz weltliche und unkirchliche Leute sich mit ihrer Liebe ihr zugewandt, und der Haß der Welt wird besonders von den entschieden Confessionellen getragen. Ungläubige Patrone und die meisten Magistrate in kleinen und großen Städten sind bei der Besetzung von Pfarrstellen ganz besonders darauf bedacht, Anhänger der Union zu wählen, und im Hintergrunde liegt die Ueberzeugung, daß wer es mit dem Bekenntnisse nicht genau nimmt, auch in andern Dingen nachsichtig und nachgebend seyn wird. Zu dem Kreuze, das die wahren Anhänger des Herrn tragen sollen, gehört aber auch der Haß der Welt. Die Union aber erfreuet sich des weltlichen Schutzes von Oben und der weltlichen Liebe von Unten.

Ein zwiefacher Irrthum wird immer von Neuem ausgesprochen und muß immer von Neuem bekämpft werden. Mit großer Zuversicht wird von Vielen die Behauptung ausgesprochen, daß die Union den Glauben der Kirche nicht berühre, und daß sie jedem die Freiheit gebe, den Glauben seiner Kirche festzuhalten. Der Glaube aber will seinen Ausdruck im Bekenntnisse und im Cultus haben, und kann ohne diese Beiden seine Lebenskraft nicht äußern; die Union aber sucht nun mit List und Klugheit Ausdrücke und Formeln, in welchen die Lutherischen und Reformirten ihre eigenthümliche Auffassung hineintragen können, aber statt der Einigkeit bringt sie erst recht die Differenz zum Bewußtseyn, und statt des Friedens erweckt sie Hader und Streit. Das Recht der Union wird begründet auf Befehle von Oben her, aber wer hat in Glaubenssachen zu befehlen? und wie gefährlich ist es doch, zumal in unsern Tagen, die Einzelnen auf ein Gebiet hinzudrängen, wo sie, von ihrem Gewissen genöthigt, mit dem Apostel sagen müssen: „Man muß Gott mehr gehorchen, denn den Menschen.“ Das sind die beiden Grundsätze, die doch wirklich müßten erkannt werden können: einmal, daß Befehle der weltlichen Macht in Glaubenssachen ohnmächtig sind, und sodann, daß die Union wirklich den Glauben der Kirche berührt. In gewissem Sinne hat man auch diese Wahrheit anerkannt und ist daher bereit gewesen, wenn auch mit Widerstreben, durch allerlei Concessionen die Gewissen zu beruhigen. Es ist aber gewiß eine sehr traurige Sache, wenn man, statt das Recht der Lutherischen Kirche anzuerkennen, die Erlaubniß ertheilt, daß sie hier oder da sich noch im Cultus darf geltend machen. Wenn die Union wirklich ein kirchliches Recht für sich hat, so müßte auch das Regiment die ganze Zuversicht und den Muth haben, sie überall zur vollen Geltung zu bringen, und nicht mehr gestatten, daß die Sonderconfession hervortrete. Es ist gewiß nicht ehrlich, wenn man Union und Agende von einander trennt. Die Einführung einer Agende ist freilich ein Recht, das dem Regimente zusteht, aber das Recht steht dem Regimente nicht zu, mit den alten Formularen, die Bekenntnisse der Kirche geworden sind, solche Veränderungen vorzunehmen, daß dadurch die Lehre abgeschwächt und geändert wird, und es läßt sich nicht verkennen, daß in der neuen Agende im Interesse der Union und auf Kosten der beiden Kirchen solche Aenderungen vorgenommen sind. Es ist traurig genug, daß auch die Confessionellen sich oft darüber gefreut haben, wenn ihnen erlaubt worden ist, hier oder da die alten Formulare mit ihrem ganzen und vollen Bekenntnisse zu gebrauchen. In Preußen besteht die Lutherische Kirche nicht aus menschlicher Gnade und aus Erlaubniß, sondern sie besteht zu vollem Rechte, und die treuen Anhänger derselben sollten nicht um die Erlaubniß bitten, sich zu ihrer Kirche im Cultus zu bekennen, sondern vielmehr für ihr Recht leiden und kämpfen.

Um der gewaltsamen Verfolgung und der Vertreibung bekenntnißtreuer Glieder aus dem Vaterlande ein Ende zu machen, hat man es gestattet, daß sich neben der Union und neben der Lutherischen Kirche innerhalb der Union, in Preußen eine Lutherische bilde, die mit ihrem selbstständigen Regimente wie eine Anklage wider die Union unter schweren Verhältnissen ihr Daseyn fristet. Es sind daraus die traurigsten Zerwürfnisse und Mißhelligkeiten entstanden, und die Separirten sind zu einem Widerspruche gegen die Union gedrängt und getrieben worden, der ursprünglich gar nicht in der Lutherischen Kirche lag. Sie haben die Differenzen beider Kirchen mit einer solchen Schärfe ausgebildet, daß sie gegenwärtig die große Verwandtschaft und die innere Einheit beider Kirchen gänzlich verkennen.

Die Union entstand zu einer Zeit, da der Rationalismus im Großen und im Ganzen noch im ungestörten Besitz der Kanzeln und der Altäre war, und nur an einzelnen Punkten regte sich der lebendige Glaube in Conventikeln und pietistischen Bewegungen. Die Agende wurde besonders von diesen Letzteren mit Freuden begrüßt, weil sie in ihr wieder den Glauben der Väter fanden, und die todten Glieder der Gemeinde und rationalistische Pastoren fügten sich, wenn auch mit innerem Widerstreben, der höheren Anordnung. Als man aber anfing, von einer unirten Landeskirche zu reden, da erwachte auch die Frage nach der Kirche überhaupt. Man fing an zu untersuchen, welches den

gentlich das Bekenntniß der unirten Kirche sey, und es wurden rauf sehr verschiedene Antworten gegeben. Bald wurde ge- gt, die Union hat mit dem Bekenntnisse gar nichts zu thun, ie Lutherischen bleiben lutherisch, und die Reformirten refor- irt. Dann aber wurde wieder geantwortet: der Consensus eider Kirchen sey das Bekenntniß der unirten Kirche, und diese tztere Ansicht fing an, die Gemüther zu beunruhigen, weil iemand sagen konnte, welches denn eigentlich der Consensus y. Man vertröstete die ängstlichen und unruhigen Herzen mit er Zukunft, und verlangte Zeit, damit sich für den Consensus in Bekenntniß herausbilde. Sehr bald aber sahen viele ein, ß man nicht eine Kirche weder bauen, noch regieren könne, hne ein klares und festes Fundament. Die Einen sagten sich aher gänzlich von der Union los, die Andern hielten sich daran, aß innerhalb der Union das Lutherische und das Reformirte Bekenntniß, und daher auch die Lutherische und die Reformirte irche fortbestehe, und noch Anderen war es sehr erwünscht nd lieb, daß sie im Interesse der Willkür und der subjectiven uffassung für den Consensus sich erklären konnten. So ent- anden auf einzelnen Punkten die größten Verwirrungen. Nach er Lage der Acten in den Superintendenturen und Pfarrarchi- en war die Union in überwiegend den meisten Gemeinden ein- eführt. Der servile Rationalismus schrieb und berichtete, wie s eben gewünscht wurde. An einigen Orten war sogar ein rdentliches Unions-Statut entworfen worden, und auch selbst on den Kirchenvorstehern, von denen man sagen kann, sie wuß- en nicht was sie thaten, im Namen der Gemeinde vollzogen. So sind viele Gemeinden über Nacht unirt worden, ohne daß e es wußten. Soll nun aber das, was der Unglaube und die nwissenheit gethan hat, eine Rechtsgrundlage seyn, auch dann och, wenn die Geistlichen und Gemeinden zum Leben erwachen? Der Streit über die Frage: welche Auffassung der Union gel- n solle, wurde mitten in die Gemeinden und Synoden hinein- etragen. Die Einen gingen auf ihre geschichtliche Abstammung rück, den Andern war es sehr bequem, sich auf eine bekennt- ißlose Union zu berufen, und den Ersten gegenüber zu behaup- n, sie allein wären die Berechtigten. Im Interesse der Union aren ursprünglich lutherische Pastoren bei reformirten Gemein- en und reformirte Pastoren bei lutherischen Gemeinden ange- ellt, und die traurigsten Zerwürfnisse gingen daraus hervor. s haben sich Verhältnisse gebildet, die mit der Zeit immer un- erträglicher werden, und Argwohn und Mißtrauen regen sich mmer mehr, und führen zu den unangenehmsten Conflicten. Reformirte Gemeinden halten mit großer Zähigkeit die Form res Cultus fest, und der im tiefsten Grunde seines Herzens utherisch gesinnte Prediger wird mit mißtrauischen Augen scharf nd genau beobachtet, und wenn zu der Gemeinde gesagt wird, aß sie der Union beigetreten sey, so wird von ihnen entweder as Factum bestritten, oder sie sagen: unsere Vorfahren haben in Recht gehabt, über unsern Glauben zu bestimmen; wir ollen durchaus reformirt seyn und bleiben. Es läßt sich dabei

nicht übersehen, daß größtentheils Accidentien und einzelne Formen die Hauptrolle spielen, und daß das Interesse für den Glauben oft nur zum Vorwande gebraucht wird. Es liegt aber am Tage, daß die eigentliche Wirksamkeit des Geistlichen durch dergleichen Streitigkeiten gänzlich gehemmt wird. Klarheit und Wahrheit sind die nothwendigen Forderungen, die die Kirche überall an ihre Verhältnisse machen muß; es ist aber eine Unwahrheit, wenn die Gemeinden als unirte behandelt werden, und es durchaus nicht seyn wollen, auch ist es eine Unwahrheit, wenn Einzelne in der Gemeinde, oder die Majorität in derselben über den Bekenntnißstand der Gemeinde entscheiden wollen. Oft und sehr gewöhnlich hat die größere Zahl der Gemeindeglieder für den Glauben der Kirche ein sehr geringes Interesse, und es ist eine offenbare Ungerechtigkeit, wenn diese bestimmen dürfen über Union und Confession. Eine Unwahrheit ist es ferner, wenn bei der Ermittelung des Bekenntnißstandes auf Statute oder höhere Verordnungen zurückgegangen wird, denen nicht das Recht zugestanden werden kann, über den Glauben der Gemeinde zu entscheiden.

Eine große Unklarheit liegt darin, daß die Gemeinden und der Pastor ursprünglich verschiedenen Bekenntnissen angehören, und gegenseitig den Argwohn haben, daß der Eine suche den Andern zu sich hinüber zu ziehen.

Mit einem Schein des Rechtens wird oft genug die Richtung zur Confession als ein subjectives Gelüst bezeichnet. Wenn man aber geistliche Dinge geistlich richten will, so muß man doch unterscheiden, was von den Einzelnen erstrebt wird, und es ist unrecht, wenn man die des auflösenden Subjectivismus beschuldigt, die das aus der Kirche beseitigen wollen, was im tiefsten Grunde durch subjective Willkür hineingekommen ist. Wenn man trachtet nach Wiederherstellung der alten guten Kirchenlieder im Gegensatze gegen die willkürlich veränderten verfälschten Gesangbücher, oder wenn man die Trauungen geschiedener Personen verweigert auf Grund der Feststellungen alter Kirchenordnungen, oder wenn man in dem Cultus die durch anerkannte Agenden sanctionirten Formulare statt der im Interesse der Union modificirten gebrauchen will, so geschieht ein offenbares Unrecht, wenn man diese Bestrebungen als subjective Willkür brandmarkt, oder wenn man darin eine Störung des Friedens und der Ordnung sehen will. Der Gang, den die Ehescheidungsangelegenheit genommen hat, ist ein offenbarer Beweis dafür, daß auf diesem Wege die Wiederherstellung kirchlicher Zucht und Ordnung angebahnt wird. Als zuerst der sel. v. Gerlach Bedenken trug, solche Personen, die aus nicht schriftgemäßen Gründen geschieden waren, wieder zu trauen, wurde mit allem Ernste gegen ihn eingeschritten, als gegen einen Solchen, der ungehorsam sey und subjectiven Ansichten folge. Nach und nach erwachte das Gewissen bei mehreren Geistlichen. Die Trauungsweigerung nahm langsam zu, und der endliche Erfolg ist der, daß gegenwärtig man ernstlich damit umgeht, dieselben Principen, die früher subjective Ansich-

ten genannt wurden, allgemein anzuerkennen. Wenn nicht Einzelne in der Rückkehr zur kirchlichen Ordnung vorangegangen wären, so hätten wir schwerlich die Erlösung von dieser Schmach in naher Aussicht. Auch in der Gesangbuchssache wird derselbe Weg gegangen werden müssen. Einzelne, die es nicht mehr verantworten können, der Gemeinde die alten guten Lieder vorzuenthalten, haben schon angefangen, sich zu regen, und wenn sie auch jetzt noch gescholten und getadelt werden, so werden doch sehr bald die alten Gesangbücher wieder hervorgesucht werden und die neuen verdrängt. Schwieriger und langsamer wird die Wiederherstellung auf dem Gebiete der Liturgik sich erreichen lassen, weil man noch immer eine Verletzung der Union darin finden will. Die eigentliche und wahre Union würde viel mehr Terrain gewonnen haben und bereits viel weiter vorgeschritten seyn, wenn nicht eine mechanische und bureaukratische Behandlung der Sache immer wieder den Zank anregte. Man will durchaus aus zwei Kirchen eine Kirche machen und der geschichtlichen Entwickelung vorgreifen, und übersieht dabei gänzlich, daß jede Kirche ihre eigenthümliche Lebenskraft hat. Mit großer Zuversicht wird gesagt, daß nach 40—50 Jahren von einer Lutherischen und Reformirten Kirche in Preußen nicht mehr die Rede seyn wird; aber solche Appellationen an die Zukunft haben durchaus keine Beweiskraft; die Kirche wird nicht von Menschen, sondern von dem Herrn selbst regirt. In den östlichen Provinzen unsers Vaterlandes läßt es sich gar nicht bestreiten, daß mit dem erwachenden Leben auch die Liebe zur Lutherischen Kirche im Wachsen und Zunehmen begriffen ist. Pastoren und Gemeinden, die den alten Sauerteig ausfegen, greifen überall wieder nach den Lutherischen Bekenntnissen. Man sucht sich damit zu beruhigen, daß es doch nur Wenige sind, die, wie gesagt wird, eigensinnig der jetzt beliebten Auffassung der Union widerstreben, die große Majorität hat sich gefügt, und nicht allein gefügt, sondern sich auch gerne damit einverstanden erklärt. So war es einst auch mit der Frage wegen der Trauung geschiedener Personen, so war es auch vor 20—30 Jahren mit den schlechten Gesangbüchern. Geduld und Treue werden auch der Lutherischen Kirche wieder zu ihrem vollen Rechte verhelfen. Die Kirche wird von unserm Herrn und Gott regiert und er wird zu seiner Zeit, wenn seine Stunde gekommen ist, der Noth ein Ende machen. Wenn nur erst mehr Gebet und Flehen zu ihm emporsteigen wird, dann wird er auch seine Hülfe senden. Das Kirchenregiment wird auf die Länge die Freundschaft des Unglaubens und der Welt nicht ertragen können und das Bedürfniß haben, sich derer anzunehmen, die grade jetzt um des Lutherischen Bekenntnisses Willen unbequem sind. Wenn man nicht grade die Köpfe zählt, sondern sich die Leute näher ansieht, wie sie ihr Amt führen, wie sie arbeiten und was sie in den Gemeinden ausrichten, so dürfte man sich wohl nicht zu schämen haben, zu ihnen zu gehören. Das Häuflein ist zwar klein und die Zahl ist gering, aber auffallen muß es doch, daß zu den Mitgliedern zu Commissionen für General-Kirchenvisitationen häufig auf die kleine Zahl zurückgegangen wird.

Das Ober-Consistorium in Bayern hat den Muth gehabt, der Welt und dem Unglauben entschieden entgegenzutreten, und ist, äußerlich angesehen, unterlegen, aber in solchen Niederlagen feiert oft das Reich Gottes seine größten Siege. Man hat wohl gefragt, ob Harleß nach solcher Niederlage weichen oder bleiben werde. Er hat die Feinde nicht gezählt, sondern die Sache und ihr gutes Recht angesehen, und darum hat er auch den Muth gehabt, seine Stelle zu behaupten. Ein großer Haufen läuft eben so schnell auseinander, wie er sich versammelt und ein großes Geschrei verstummt sehr bald. Die Wahrheit aber und das Recht kommen doch zum Siege, auch wenn sie eine Zeit lang verschmähet und mit Dornen gekrönt werden. Die That des Bayerschen Ober-Consistoriums mag immerhin nicht politisch und bureaukratisch klug gewesen seyn, ohne Sorgen wird sie gewiß nicht bleiben, und so traurig die Niederlage auch ist, die es erlitten hat, so ist sie doch ehrenvoll, und Harleß guter Name hat dadurch weder bei Freunden noch bei Feinden gelitten. Viele Zeitungen und Zeitschriften haben ein großes Triumphgeschrei erhoben und die halben Leute haben ihre Klugheit und Besonnenheit mit vollem Munde gelobt, doch noch aber geht durch dies Geschrei ein Gefühl der Furcht hindurch, und Viele, die sehr laut ihre Stimme erheben, haben schon jetzt eine Ahnung davon, daß ihre Zeit vorüber sey. In der Kirche kommt es besonders und vor allen Dingen auf das gute Bekenntniß an, und das trägt seinen Sieg in sich selber, wenn es auch einstweilen mit Füßen getreten wird.

Die Lutherische Kirche, gegen die jetzt besonders der Haß der Welt gerichtet ist, sieht einem neuen Angriffe entgegen durch den evangelischen Bund, der, im unmittelbaren Anschluß an die große Baptistenversammlung in Hamburg, in Berlin im September tagen soll. Schon jetzt haben, wie wenigstens die Zeitungen berichten, die Männer, die von England nach Berlin gekommen waren, um die nöthigen Einladungen zu den Conferenzen zu treffen, in dem Schlosse des Königs die treuen Anhänger der Lutherischen Kirche nicht undeutlich als Phansäer bezeichnet.

(Schluß folgt.)

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz. Druck von Trowitzsch und Sohn.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1857. Sonnabend den 13. Juni. № 47.

Der tägliche Dienst in den Kirchen.

Das Dank- und Bittgebet, das Opfer der Kirche, wie es bis jetzt nur im Geheimen oder in den Andachten innerhalb des Hauses oder gar nicht dargebracht wird, sollte es nicht als kirchlicher Akt in die Ordnung der Kirche eingefügt werden? Sollte es nicht möglich seyn, um hier schon etwas Bestimmteres anzugeben, daß der Geistliche am Morgen, wenn die Betglocke geschlagen wird, in sein Gotteshaus ginge und vor dem Altar in seinem und der Gemeinde und der ganzen Kirche Namen das Dankopfer und das Bittgebet brächte und am Abend wieder, wenn die Vesperglocke geläutet wird?

Das ist eine Frage, die wir stellen, die dieser und jener vielleicht für werth hält, mit „dem Denken der Andacht" zu durchdenken.

Es hängt, irren wir nicht, der traurige Zustand, in dem viele Gotteshäuser sich in einem solchen Maaße befinden, daß man ohne Schamröthe keinen Heiden hineinführen könnte, zum guten Theil mit ihrer Vereinsamung zusammen. Man braucht sie ja alle 8 Tage nur ein Mal und dann nur 2 Stunden, warum an sie also etwas wenden, das ist die Grundstimmung der Gemeinden, wenn etwas zur würdigen Ausschmückung geschehen soll. Würde des Herren Wort: mein Haus ist ein Bethaus, in kräftigere Wirklichkeit gesetzt (und das würde es durch den täglichen Gebetsdienst), es würde in vielen seiner Häuser nicht aussehen wie in einer Mördergrube.

Sehen wir auf die, welche zunächst und zumeist berührt werden würden, die Geistlichen. Wir fragten, ob eine solche Einrichtung möglich sey? Was die Geistlichen betrifft, so müßten viele unter ihnen sogar von Herzen ein Verlangen darnach tragen. Wer wüßte nicht, wie Trägheit und Lauheit, der Verkehr mit der Welt, mit der Familie, mit dem Acker, und 100 andere Dinge, von dem abhalten, was wir doch keinen Tag vergessen sollten, wie dadurch das Gewissen beschwert, die Freudigkeit gelähmt wird. Das müssen auch die Geförderten erfahren. Es giebt aber eine Menge Schwacher, des Haltes und der immerwährenden Zucht Bedürftiger. Die Stimmung z. B. spielt heute eine große Rolle, auch die Gebetsstimmung. Man zwingt sich nicht, die Kniee zu beugen — auch wider die Stimmung. Solchen Leuten ist eine Ordnung, an die sie gebunden sind, unerläßlich, eine oft schwere aber doch heilsame Wohlthat. Ein Beispiel: Wie mancher würde, wenn es in seinem Belieben stände, noch am Sonntag Morgen den Gottesdienst ausfallen lassen, weil das träge oder verzagte Herz tausend Nein sagt, aber er ist eben gebunden, er muß, und mit Dank kann er oftmals aus dem Gotteshause heimkehren. In gleicher Weise würde auch dieser feststehende tägliche Dienst eine heilsame Zucht auf die üben, welche sich nach Zucht sehnen, deren Seele eines Impulses von Außen bedarf. Dies Binden an die Kirche würde von mannigfachem Gebundenseyn an die Welt lösen, oftmals auch erlösen. Der Stand erhielte etwas von Regulärem, wie man in der Ordenssprache sagt, nicht viel, das geht auch bei uns nicht an, aber etwas Weniges. Und ein wenig wäre bei unsrer Zerfahrenheit wohl nicht überflüssig. — Es kommt ferner hinzu, daß der Geistliche täglich in der lebendigsten Weise daran erinnert würde, daß er Diener und zwar Diener der Kirche ist. Gar zu sehr ist uns dies Bewußtseyn verloren gegangen, die wir so wenig in der Kirche leben. Täglich muß es uns gegenwärtig seyn, daß wir zu einem großen Leibe gehören, mit dem wir uns freuen und also danken sollen, mit dem wir leiden und für den wir also bitten sollen. Wie kann dies mehr zur Wahrheit und zur Wirklichkeit kommen, als in den Stunden, da an allen Orten vom Aufgang bis zum Niedergang die Hände am Altar erhoben werden und die gleichen Gebete wie eine Rauchwolke zum Haupt des Leibes aufsteigen! Das wären auch die von selbst gegebenen Stunden, wo die im Geist Verbundenen, dem Raume nach Getrennten eins seyn könnten, um was sie den Herren bitten wollten.

Es versteht sich von selbst, daß bei Vielen nur todtes Wesen, Lippenwerk zu Tage kommen würde. Das ist ja in der Predigt nicht anders. Manches unpriesterliche, erstorbene Herz würde unter dem täglichen Dienst noch mehr ersterben — das ist Gottes Ordnung wie Pharao und Judas zeigen, mancher würde sich nun um so mehr bedenken, in einen Betorden einzutreten, das wäre für die Kirche gut, und auch an solchen würde es ohne Zweifel nicht fehlen, die einen ewig bleibenden Segen aus diesen Stunden empfingen, das wäre das Beste. —

Für die Gemeinden selbst aber schlage man den Segen nicht zu gering an, Wir verweisen noch nicht auf die Verheißungen des Herren, die dem Gebet und auch der Fürbitte gegeben sind. Man beachte nur dies, daß in ihren Augen der Geistliche durch seine täglichen Gänge zum Gotteshause wirklich wieder zum Priester wird im wahrsten, edelsten Sinn des Wor-

tes. Jetzt ist er eigentlich nur ein Prediger, der am Sonntag predigt und nach 8 Tagen wieder, in der Zwischenzeit aber die Kirche gehen läßt. Ferner: es ist den Gemeinden das Bewußtseyn verloren gegangen, daß sie, wenn auch auf Erden lebend, doch im Himmel wandeln sollen, daß sie nicht allein und am Wenigsten Staat, Volk, politische Gemeinden sind, sondern Kirche, kirchliche Gemeinden, daß sie in immerwährender Gemeinschaft und Verbindung mit dem Himmel stehen. Das muß täglich, nicht bloß am Sonntag sich zeigen, das muß dargestellt und durch die Darstellung geweckt werden. — Die ältere Kirche konnte die Gemeinden hinweisen auf das tägliche Opfer, das dargebracht wird. Das können wir nicht; das Opfer selbst fehlt uns nicht, aber die Darbringung desselben. Wohl kann der Einzelne sagen, daß er daheim bete in Bitte und Dank, für die Leiden und Freuden der Gemeinde, aber wie auf den sonntäglichen Gottesdienst und die Sacramentsfeier können wir auf diese Seite des kirchlichen Lebens nicht hinweisen. Und es wäre doch gut, wenn wir das könnten, wenn die Gemeinden sehen müßten, wie sie überall eingeschlossen seyen in die betenden Arme der Kirche.

Daß dann und wann ein liturgischer Gottesdienst abgehalten wird, will wenig sagen. Es ist etwas Außergewöhnliches, nicht zur Ordnung Gehöriges. Erleuchtete Fenster in Protestantischen Kirchen rufen unwillkürlich die Frage wach, was ist denn dort Besonderes? Die einzige Möglichkeit zur Ersetzung dieses Mangels scheint uns in dem täglichen Dienst des Geistlichen in der Kirche zu liegen. Nur denke Niemand, wir meinten, es sollten die Hausandachten dadurch ersetzt werden. Durchaus nicht: weder in den Häusern der Geistlichen noch der Laien. Aber der heimkehrende Handwerker, die Alten, Fremde, besonders Gedrückte und Beschwerte, auch Bettler würden zu bestimmten Stunden eine Stätte finden, aufzuathmen, ein Haus, zum Ruhen. Und wenn auch Niemand kommen sollte, der Dienst würde doch fortgehen können; ein Priester steht ja am Altar. Nur der Theil des Dienstes, bei welchem die Gemeinde selbst singend und betend eingreift, würde wegfallen. An vielen Orten aber, deß sind wir gewiß, wird eine kleine Gemeinde selten fehlen. Auch würde hier manche gedrückte aber schüchterne Seele dem Geistlichen sich nahen, die in das Pfarrhaus zu gehen sich scheut; und so das kirchliche Beichtsitzen sich anbahnen. Ferner fänden die erbetenen, speciellen Fürbitten, die jetzt oft sehr fabrikmäßig von der Kanzel verlesen werden, hier die Woche hindurch ihre Stelle. Doch genug; es reicht vielleicht hin anzudeuten, daß unsere Kirchen Stätten seyn können, da man zusammenkömmt — nicht bloß am Sonntag. —

Die Kirche ist in der Welt und der Welt gegenüber hat sie ihre Aufgabe. Sie soll zeugen, auch denen gegenüber, die von ihr abgefallen sind. Aber nicht so, daß sie des Herren Gebot übertritt: ihr sollt die Perlen nicht vor die Säue werfen. Still soll sie ihre Wege gehen, dem gleich, von welchem geschrieben steht: er wird nicht zanken noch schreien und man wird sein Geschrei nicht hören auf den Gassen, aber sie soll so gehen, daß die Welt sie sieht, wie auch die ihn sahen, denen er doch zum Gericht einherging. Schon die bloße Erscheinung eines Geistlichen im Talar ist an vielen Orten dem abgefallenen Geschlecht eine Predigt, die den Widerwillen und den Haß hervorruft, weil sein Daseyn noch ein anderes Daseyn bezeugt als das ist, woran heute geglaubt wird, an das erinnert zu werden des Gewissens wegen wenig beliebt wird. Das stört gar zu sehr die Ruhe und verbittert den Genuß. Arbeiten (und Genießen) heißt die Losung des Tages, „beten" soll die Kirche rufen, indem sie selbst betet; nicht am Sonntag allein sondern täglich. Thatsächlich soll sie es der Fleisch gewordenen Welt beweisen, daß der Mensch nicht vom Brode allein lebt, daß es über uns im Himmel und unter uns in der Kirche etwas giebt, an das wir gebunden sind, an das wir glauben, das eben so gut wie die tägliche Arbeit sein tägliches Recht verlangt. Es thut Noth, daß die Kirche, durch das Weltgetümmel, durch das Arbeiten der Menschen- und Maschinenkräfte aus dem Volke zurückgedrängt und übertönt, dennoch sich hören lasse, mit ihrem Finger nach Oben weisend. Und es wäre ein Triumph, wenn sie allenthalben vermöchte, also sich zu zeigen. Der Spott würde nicht fehlen, aber aus Spöttern sind schon Anbeter geworden.

Die Hauptsache haben wir noch gar nicht berührt: den Segen des Gebets. Es wird das wohl kaum nöthig sein, wenn es nicht immer wieder uns armen Menschenkindern vorgesagt werden müßte, daß hier gewisse Verheißungen sind. Viel wird über das Gebet gesprochen, wenig geglaubt. Die verkehrte Arbeitsamkeit — ohne Gebet ist jede verkehrt — hat sich von der Welt auch in die Kirche eingeschlichen. Thatsächlich ist es so, daß wir meinen, es müsse das Heil von uns, von unserem Denken und unserer Hände Arbeit kommen. Darum giebt es viele Vereine, wer zählt die Namen, aber wenig Gebetsvereine, dem Gebet als solchem wird zu wenig zugetraut. Das ist ein tiefer Schaden am Leibe der Kirche, der überall die Säfte verdirbt. Mittel und Mittelchen sollen helfen, aber das eine Universalmittel wird verkannt, mit Experimenten müht man sich ab, aber das, was kein Experiment ist, sondern die gewisse Verheißung des lebendigen Gottes hat, läßt man in zweiter Reihe stehen. Es wäre, beiläufig bemerkt, wohl an der Zeit, darüber ein ernstes Wort zu sagen. Würde wirklich an dies große Mittel, das der Herr seiner Kirche gegeben hat, geglaubt und würde es demgemäß benutzt, es würde auch der wesenhafte Segen in Gaben des H. Geistes von Oben herniederkommen.

Es ist klar, eine Einrichtung der Art würde manches Unbequeme haben (mit der Strenge wie der sonntägliche Gottesdienst würde sie überhaupt nicht durchgeführt werden, höchstens an Kirchen mit mehreren Geistlichen). Die Betglocke dürfte Niemanden des Morgens im Bette finden und die Abendglocke würde zwingen, dies und das zu verlassen; Schlafrock und Pfeife und Gesellschaften müßten öfter bei Seite gesetzt werden. Aber wozu sind wir denn Nachfolger dessen, der des Nachts auf dem Berge betete und am Morgen früh im Tempel lehrte

er die Annehmlichkeit dieses Lebens nicht kannte; hatte er doch icht, da er sein Haupt hinlegte!

Der Stein, der ins Wasser geworfen wird, bildet zuerst ur einen kleinen Kreis, aber die Kreise mehren sich, umfangen inen immer größeren Raum der Wasserfläche, bis diese zuletzt anz umfangen ist. So auch hier. Die Gebäude, die Geist- chen, die Gemeinden, die ganze Kirche würden berührt und uch von der angrenzenden Welt würde der Wellenschlag ver- pürt werden.

Alle Einrichtungen der Kirche dürfen nicht den Charakter es Willkürlichen, Zufälligen, Mechanischen haben. Sie müssen uf Befehlen des Herren ruhen, oder das Resultat des in ihr ebendigen, gesunden Geistes seyn. Daß ein anderer Geist als er frühere zumal in den Dienern der Kirche zu leben beginnt, ber wollte das leugnen. So könnten wir vielleicht jetzt schon agen, daß es nicht bloße graue Theorie ist, die sich hören läßt.

Wenn erst die Stunde kommt, der wir entgegengehen, da er Herr die Geißel nimmt, die Völker zu peitschen, daß sie eulen werden, und seine Kirche mit der Ruthe der Zucht zu chlagen, nach seiner heiligen Offenbarung, dann werden von elbst die Kirchen sich füllen und die harten Steine der Altar- tätten täglich mit Knieenden bedeckt seyn. Und erkenneten wir en ganzen Ernst der Zeit in seiner Wahrheit und Wirklichkeit ur annähernd, es würde heute schon der Anfang gemacht werden. Aber ist es nicht so, daß wir Geistliche am Sonntage ft sehr ernst sind, zumal bei den Perikopen am Schluß des Kirchenjahres, aber sechs Tage über auch sehr leichtsinnig? —

Es unterliegt wohl keinem Zweifel, daß das Vorgeschla- ene nicht ins Werk gesetzt wird in seinem ganzen Umfange, ielleicht auch nicht ins Werk gesetzt werden kann. Dann wäre s doch noch zu bedenken, ob nicht einzelne Tage oder einen inzelnen Tag die Kirche für eine kirchliche Gebetsstunde eststetzen könne. Und wenn auch das nicht — wir sagen noch- mal, daß dieser und jener beim Durchlesen an seinen priester- lichen Beruf erinnert seyn möchte.

Zur Unionsfrage.

(Schluß.)

Es ist doch merkwürdig, wie die Leute, die sonst von Liebe nd Toleranz überfließen, so böse und gehässig werden, wenn ie den festen Ordnungen der Kirche und dem klaren und hellen Bekenntnisse zu derselben begegnen. Es ist merkwürdig, daß sie ie Römische Kirche bekämpfen wollen, und sich doch feindlich egen die Kirche stellen, die am siegreichsten gegen römische und enschliche Satzungen das Bekenntniß für das lautere Wort Gottes und für die unverfälschten Sakramente erhoben hat. Die Rationalisten und die Anhänger einer bekenntnißlosen Union nd auch wohl viele von denen, die den Consensus zwischen Lutheranern und Reformirten als ihr Glaubensbekenntniß hin- tellen, werden ihnen in großen Haufen zulaufen, um so mehr,

da neben den neun Artikeln ein bequemes Hinterpförtchen eröffnet worden ist (die ganz vage lautende Pariser Aeußerung), und auch wohl kein Bedenken tragen, mit ihnen das Abendmahl des Herrn, wie es angekündigt ist, zu feiern. Was aber wird das Kirchenregiment und was werden die gläubigen Glieder in den Gemeinden dazu sagen, wenn an dem heil. Tische des Herrn eine solche Verbrüderung mit Baptisten und allerlei Secten vollzogen wird. Es sind besonders die Baptisten, die immer der Lutherischen Kirche feindlich entgegen gestanden haben, und die auch grade jetzt hier und da in den Gemeinden der Provinz allerlei Verwirrungen anregen und die Kirche verlästern und verspotten, und es läßt sich nicht verkennen, daß diese durch eine solche öffentliche Anerkennung und durch die Abendmahlsgemeinschaft an Macht und Einfluß ganz bedeutend gewinnen werden. Der Genuß des heil. Abendmahles ist von jeher als das Bekenntniß zu einer bestimmten Kirchengemeinschaft angesehen worden, und daher hat man auch bei der Einführung der Union ihr durch die gemeinschaftliche Abendmahlsfeier der Reformirten und Lutheraner einen kirchlichen Charakter gegeben, und die Absicht war, die Differenzen in der Lehre vom heil. Sakrament dadurch für überwunden und beseitigt zu erklären. Wenn nun der evangelische Bund wirklich nichts Anderes will, als durch Verständigung über einige sehr allgemein und unbestimmt gehaltene Sätze das Band des Friedens und der Liebe um einige Glieder, die verschiedenen Kirchen und Secten angehören, zu schlingen, so könnte er unmöglich so weit gehen, und zu einem Schritte auffordern, der offenbar die Stellung der Einzelnen zu ihrer Kirche, der sie dem Namen nach angehören, zweifelhaft und unklar machen muß. Es ist ja unbestritten, daß die Gemeinschaft der Heiligen nicht durch eine bestimmte Kirche oder Secte bedingt ist, und daß der Herr unser Gott seine auserwählten Kinder unter allerlei Volk und Bekenntniß hat; die Gemeinschaft der Heiligen aber sichtbar darstellen zu wollen, ist ein Versuch, der nach der Erfahrung immer mißglückt ist, und nach dem klaren Worte Gottes auch mißglücken mußte. Ueber den Gnadenstand eines andern Menschen steht Niemandem ein Gericht zu, denn das Reich Gottes ist inwendig in den Herzen der Menschen.

Die Frage nach den praktischen Erfolgen, die für unsere Verhältnisse das Auftreten des evangelischen Bundes in Berlin haben wird, läßt sich schwer beantworten. So weit man bis jetzt sehen kann, so dürfte er etwa das Mißtrauen und die Verwirrung vermehren, vielleicht auch eine neue Spaltung hervorrufen und den Baptisten die Wege bahnen und ebenen, um neue Fortschritte zu machen und den Frieden in den Gemeinden zu stören. Viele von denen, die sich jetzt für diese Sache begeistert haben, werden wahrscheinlich nach einiger Zeit, wenn sie nüchtern geworden sind, es bedauern, sich dabei betheiligt zu haben. Wer Luthers Aeußerungen über die Baptisten kennt und noch nicht alle Ehrfurcht gegen seinen Namen und seine Autorität verloren hat, wird sich fern davon halten.

Gymnasium Bugenhagianum.

Bei der Bedeutung, welche Gymnasien für die christliche Gesammtbildung des Volks haben, wird es auch in weiteren Kreisen als Zeichen der Rückkehr zu gesunden Prinzipien der Bildung mit Theilnahme begrüßt werden, so oft sich eine der bezeichneten Lehranstalten mit Bewußtseyn auf den Grund des Wortes Gottes und in den engsten Zusammenhang mit der Kirche des Herrn stellt.

So eben ist in Treptow a. R. das „Gymnasium Bugenhagianum" ins Leben getreten. Der Name nimmt eine bedeutsame historische Erinnerung auf. Treptow ist die Geburtsstätte der Reformation in Pommern. Lange Jahre hindurch gehörte Johann Bugenhagen dieser Stadt als Rector ihrer Schule und als Ausleger der heiligen Schrift in dem Priesterseminare an, welches der Abt Boldewan in dem vor den Thoren der Stadt belegenen Prämonstratenserkloster Belbuck errichtet hatte. Aber das neu gegründete Gymnasium hat diese Erinnerung nur darum aufgenommen, um zugleich die Bahnen, in welchen es sich zu bewegen gedenkt, und das Verhältniß zu bezeichnen, in welchem es zu der von Bugenhagen mitbedründeten Kirche steht.

Nach §. 1 der Statuten ist das Bugenhagianum

„auf den felsenfesten Grund gestellt, auf welchem die Kirche Jesu Christi gebaut ist, und auf welchem stehend sie alle Stürme der Zeit überdauert hat."

Nach §. 2. ist es Zweck und Ziel desselben, allen Anforderungen, welche überhaupt an Gymnasien gestellt werden,

„in solcher Weise zu genügen, daß neben der gründlichen wissenschaftlichen Ausbildung der Schüler, die christliche Erziehung derselben auf dem Grunde des Wortes Gottes erstrebt wird."

Es soll

„eine höhere Lehranstalt der Evangelisch-lutherischen Kirche seyn, und ihrem Bekenntniß gemäß auch der Religionsunterricht in demselben ertheilt werden."

Nach §. 7 gehört der erste Geistliche der Stadt als solcher zu dem Kuratorium des Gymnasiums und ist dasjenige Mitglied desselben, welches befugt ist, durch persönliche Anschauung und Beiwohnung des Unterrichts sich zu überzeugen, inwieweit Character und Tendenz des Bugenhagianums sich verwirklicht. Derselbe hat von den übrigen Mitgliedern des Curatoriums bei ihrem Eintritt die Versicherung mittelst Handschlags an Eidesstatt zu erfordern, daß sie sich in Uebereinstimmung mit dem Bekenntniß der Evangelisch-lutherischen Kirche befinden. Dem Kuratorium steht die Wahl des Directors und der Lehrer zu und nach §. 8 darf das Lehrer-Collegium

„durch solche Lehrer, welche der ausgesprochenen Tendenz der Anstalt nicht von Herzen zugethan sind, und dafür durch ihre frühere Wirksamkeit keine Gewähr bieten, nicht ergänzt werden."

Die Lehrer werden schriftlich auf das Wort Gottes verpflichtet, wie solches in den Bekenntnißschriften der Evangelisch-lutherischen Kirche ausgelegt und bezeugt ist.

Nach §. 9 soll der Zusammenhang des Gymnasiums mit der Kirche auch insofern festgehalten werden, daß die Schüler nicht bloß zum fleißigen Besuch des Gotteshauses angehalten werden, sondern auch bei der Ausführung der liturgischen Chöre und anderer kirchlichen Gesänge mitzuwirken haben.

Diese Anführungen werden genügen, um den Geist zu bezeichnen, welchem das Bugenhagianum hingegeben ist und bleiben soll. Die Anstalt zählt gegenwärtig, nachdem sie eben begründet ist, 243 Schüler.

Um der christlichen Erziehung auf dem Grunde des Wortes Gottes einen weiteren Raum darzubieten, und eine nachhaltigere Einwirkung zu ermöglichen, wird im Laufe dieses Sommers mit dem Gymnasium ein Alumnat verbunden werden, welches natürlich auf derselben Basis ruht, wie das Gymnasium, und namentlich auswärtigen Eltern Gelegenheit bieten wird, ihren Söhnen mit der Gymnasialbildung eine vom Geist Christi getragene Erziehung zu verschaffen. Ob dann fernerhin aus der Erweiterung dieses Alumnats und seiner Verbindung mit dem Gymnasium sich ein ähnliches Institut herausbilden wird, wie wir es in den sächsischen Fürstenschulen haben, steht in der Hand des Herrn, welchem die Anstalt befohlen sey, damit sie unter Seinem Seegen Sein Reich bauen und die Grundlagen aller menschlichen Gesittung und Bildung festigen helfe.

Geschichte der Urwelt, mit besonderer Berücksichtigung der Menschenrassen und des mosaischen Schöpfungsberichts. Von Dr. Andreas Wagner, Professor der Zoologie und Paläontologie, Mitgliede der Akademie in München, Petersburg, Philadelphia ꝛc. Zweite vermehrte Auflage. Erster Theil. 185

Die erste Auflage dieses trefflichen energischen Werks erschien 1845. Der Verfasser trat in demselben scharf und muthig gegen herrschende geologische und theologische Ansichten auf, er wußte recht wohl, daß er bei vielen wenig Beifall ernten würde. Doch hat er in Kreisen, welche jene Ansichten nicht theilten, sehr viel Anklang gefunden, wie dies jeder Kenner der neuesten geologischen Literatur weiß. —

In vorliegender zweiten Auflage hat Wagner sein Werk noch außerordentlich erweitert und verbessert; in der Vorrede gibt er Rechenschaft hierüber. Früher, sagt er, habe er sich lediglich auf seine Theorie der Erdbildung (Geogenie) beschränkt, weil es ihm bloß um Bekämpfung der vulkanistischen Lehre zu thun gewesen, geognostische Kenntnisse habe er bei seinen Lesern vorausgesetzt, obwohl sie bei vielen gefehlt. In der vorliegenden neuen Auflage gebe er dagegen „ein vollständiges systematisches Gebäude, welches die ganze Geologie, nach ihren beid-

Abtheilungen: der Geognosie und Geogenie umfasse." Der erste und dritte Abschnitt des Buchs begreift das Geognostische: Grundbegriffe, dann Gestein und Lagerungsverhältnisse, wie sie gegenwärtig in den Gebirgen vor Augen liegen; der zweite Abschnitt handelt von der Geogenie, insbesondere von den verschiedenen Hypothesen über die Bildungsgeschichte der Erde; der vierte Abschnitt endlich vergleicht die Resultate der Geologie mit dem mosaischen Schöpfungsbericht.*)

Der Verf. bemerkt: in dem Decennium, das seit Herausgabe der ersten Auflage seines Werks verflossen, sey er an seinen geologischen Ansichten nicht irre geworden, sondern durch neue Erfahrungen um so mehr bestärkt, als sich seitdem auch viele Geologen und Theologen mit ihr übereinstimmend geäußert. —

In dieser Zeit herzloser oberflächlicher Frivolität tritt uns nun in Wagners Buche wahrhaft erbaulich sein heiliger Ernst und Muth entgegen, seine entschiedene Aufrichtigkeit, sein Bedürfniß und gewissenhaftes rastloses Streben nach wesentlicher Wahrheit und eine seltene Pietät gegen die Schöpfung und Offenbarung. Konnten wir ihm hie und da einmal nicht beistimmen, so kommt dies, gehalten gegen den trefflichen Charakter des ganzen Buchs, gar nicht in Betracht; um so weniger, als wir es hier mit Räthseln zu thun haben, an deren Lösung noch Jahrhunderte arbeiten, die meisten erst in der Ewigkeit ihre Lösung finden werden.

Das sollten wir nie vergessen und vergessen es doch so oft! „Im Ganzen, sagt Göthe, denkt kein Mensch, daß wir als sehr beschränkte schwache Personen (in der Geologie) uns um das Ungeheure beschäftigen, ohne zu fragen, wie man ihm gewachsen sey?" In diesen einsamen Regionen der dunkeln Vorzeit, wo

wir hin aufs Ungewisse wandeln
und in Nacht und Nebel gehn,

da müssen wir, wie oft! unsere Unwissenheit bekennen, wollen wir nicht durch luftige Hypothesen und leere sophistische Worte einen trügerischen Schein der Wahrheit fest halten und uns so an der wesentlichen Wahrheit versündigen.

* * *

Wer nicht aufmerksam die Geschichte der Naturwissenschaft verfolgt hat, der wird fragen: wie es doch komme, daß so viele Gelehrte in neuer und neuester Zeit über die Schöpfungsgeschichte schreiben? Ich nenne in alphabetischer Folge: Agassiz, Ballenstedt, Bretschneider, Buckland, Burmeister, Delitzsch, Kurtz, Marcel de Serres, Pfaff, Quenstedt, Reinsch, Schafhäutl, Schubert, Steffens, Strauß, Tholuck, Vogt, Andreas und Rudolph Wagner.

Wie so ganz verschieden sind diese Männer unter sich, und ebenso verschieden, ja zum Theil entgegengesetzt ist das Ziel ihres wissenschaftlichen Strebens. —

Die Erforschung der Gebirge führte zu der Ansicht: die Erde habe eine „Geschichte", bestimmte Perioden dieser Geschichte ergäben sich aus einer Aufeinanderfolge von Gebirgsformationen, welche durch ihre Lagerungsverhältnisse, durch die Gebirgsarten, aus denen sie beständen, und durch die versteinerten Organisationen, welche sie enthielten, charakterisirt seyen. —

Sobald die Naturforscher es ausgesprochen: die Erde habe eine Geschichte, die Quellen dieser Geschichte seyen die vor unsern Augen liegenden Gebirge — sobald sie dies ausgesprochen, mußte sich jedem ernsten, denkenden christlichen Manne die Frage aufdrängen: wie verhalten sich diese historischen Resultate der Gebirgsforschung zur Schöpfungsgeschichte der Genesis? Diese Frage zu beantworten versuchten Theologen und Geologen, daher die vielen in der Neuzeit erschienenen geologisch-theologischen Schöpfungsgeschichten. Doch nicht einzig daher, auch minder ernste, dem Christenthume Entfremdete, ja ihm feindlich Gesinnte fragten so; sie bemühten sich aber nicht die Concordanz, sondern die Discordanz zwischen der Bibel und der Naturforschung möglichst grell nachzuweisen und durch Resultate, welche von ihnen für unwiderleglich wahr ausgegeben wurden, das Ansehen der Bibel zu vernichten.

Gegen diese Frivolen, besonders gegen ihre Weise, Hypothesen als Thatsachen geltend zu machen, kämpft der Verf. kräftig in vorliegender Schrift und sucht, im Gegensatz zu ihnen, die Uebereinstimmung der geognostischen Resultate mit der Genesis nachzuweisen.

Aber wie schwer fällt es, diesen Beweis in einer Zeit zu führen, da die Geologen zwei Parteien bilden, welche die geognostischen Thatsachen diametral entgegengesetzt auslegen, und ebenso von den Theologen eine entgegengesetzte Auslegung des 1. Kapitels der Genesis gegeben wird. —

Die zwei geologischen Parteien sind unter den bezeichnenden Namen: Neptunisten und Vulcanisten bekannt, für jene ist das Wasser, für diese das Feuer Hauptagens der Gebirgsbildung.

Der große Werner, der Gründer des Neptunismus, lehrte in Freiberg. Aus allen Ländern Europas, ja aus Asien und Amerika strömten ihm Schüler zu, unter ihnen die berühmtesten Männer. So: der Minister von Stein, Alexander von Humboldt, Steffens, Weiß, Mohs, Schubert, Buch, Novalis, Fuchs, J. und F. Baader ꝛc. Zur Annahme des Neptunismus ward Werner durch die zahllosen Meerthiere veranlaßt, ja genöthigt, die sich im Gestein der weit über die Erde verbreiteten Gebirge bis auf den höchsten Höhen der Berge finden. Wer könnte nur daran zweifeln, daß jene Gebirge mit ihren Seegeschöpfen aus den Meeren der Urzeit stammten. Diese Ansicht ward

*) Der zweite Theil des Werkes wird die Paläontologie enthalten und die ausgezeichneten anthropologischen Arbeiten des Verf.

aber auch auf Gebirgsformationen ausgedehnt, welche keine Meeresthiere enthielten, wiewohl man nichts Gewisses über die Art ihres Entstehens wußte.

Werner nahm nun an: die zu unterst liegenden Formationen seyen zuerst aus dem Gewässer niedergeschlagen, daher die ältesten; die obersten Formationen, als die zuletzt niedergeschlagenen, seyen die jüngsten. In den untersten, ältesten, krystallinischen Formationen — im Granit, Gneuß ꝛc. dem sogenannten Urgebirge — fanden sich keine Versteinerungen, wohl aber in den folgenden. Die Petrefactenanzahl wachse dann bis zu den obersten, jüngsten, minder krystallinischen Formationen, indem sich zugleich die Natur der Petrefacten der Natur der jetzigen Organisationen näherte. — Die vulkanischen Bildungen betrachtete Werner als neuester Entstehung. —

Dieser Neptunismus ward zuerst durch den Vulkanismus, später durch den Plutonismus bekämpft. Vor etwa siebenzig Jahren begann der Streit, da französische Naturforscher die vulcanische Natur des Basalts behaupteten, jenes schwarzen düstern Gesteins, das in der Rhön, im böhmischen Mittelgebirge, in der Auvergne und in vielen andern Ländern bedeutend auftritt. Damals kam der Name: Neptunisten und Vulcanisten auf. Später schrieb man auch dem Granit, Porphyr und vielen neuern Gebirgsbildungen einen feurigen Ursprung zu. Sie seyen, sagten die Plutonisten, welche diese Meinung verfochten, zwar nicht wie Lava fließend, aber als zäher heißer Brei aus dem Innern der Erde herausgequollen.

Dies zu beweisen ging man besonders von der Ansicht aus: es seyen alle geschichteten Gebirgsformationen ursprünglich horizontal niedergeschlagen, so daß sie die Erdkugel umgaben, wie concentrische Schalen eine Zwiebel umgeben. Fände man nun geneigte Schichten, so sey dies einzig dadurch zu erklären, daß Gebirgsbildungen angeschmolzen und aufgetrieben aus dem Innern der Erde durch ein Centralfeuer jene wagerechten Schichten emporgehoben und in die geneigte Lage gebracht.

Gegen diese Hebungstheorie und ebenso gegen die Annahme des Centralfeuers hat nun Wagner die schlagendsten Beweise zusammengestellt.*)

(Fortsetzung folgt.)

Nachrichten.

Aus einem Schreiben an den Herausgeber, die Evangelische Allianz betreffend.

Hotel de Russie, Berlin, Mai 18. 1857.

Mein Herr.

Sie haben kürzlich in Ihrer Zeitschrift einige Bemerkungen sowohl über die Evang. Allianz, als auch über die Versammlung Evang. Christen, die unter Gottes Segen im nächsten September in dieser Stadt gehalten werden soll, veröffentlicht.

Ich beabsichtige in diesem Schreiben weder eine Vertheidigung dieser Einrichtung selbst, noch der Anstrengungen zu liefern, die sie macht, um diese Einigung, die unter allen wahrhaft Gläubigen vorhanden ist, auch äußerlich darzustellen. Diese Absicht ist wirklich zu sehr in Einklang mit dem geoffenbarten Willen unseres göttlichen Herrn und Heilandes, dessen neues Gebot alle seine Jünger verpflichtet, „daß sie sich untereinander lieben sollen, gleichwie er sie geliebt hat", und dessen letztes Gebet es ist, „daß sie Alle eins seyen", — als daß sie einer Vertheidigung bedürfte. Ich bitte nur, daß keiner, der den Christennamen trägt, sich finden möge, der durch seinen Geist oder sein Benehmen die gesegnete Vollendung, auf die jene Fürbitte hinzielt, hindern möge; denn sobald dieselbe erreicht ist, „dann soll die Welt wissen, daß der Vater ihn gesandt hat."

Aber im Laufe Ihrer Skizzen geben Sie an, daß in der Geistlichkeit der Englischen Staatskirche fast kein einziger weder an der Allianz, noch an den Maßregeln, die sie in Beziehung auf die beabsichtigte Versammlung in Berlin nimmt, ein Interesse bezeugt.

Ich bin davon überzeugt, daß Sie sich glücklich schätzen werden, in Beziehung hierauf eine irrthümliche Angabe zu verbessern, und es gereicht mir zum großen Vergnügen, Sie in den Stand zu setzen, die Sachlage so darzustellen, wie sie sich wirklich verhält. Die beigefügten Aktenstücke werden Ihnen zeigen, daß bereits mehr als 1000 Geistliche der vereinigten Kirche von England und Irland bis Ende März die Adresse an unsere Deutschen Brüder unterzeichnet haben und daß fast jeden Tag neue Unterschriften einlaufen. Sie werden ebenso die bedeutungsvolle und befriedigende Thatsache ersehen, daß der Erzbischof von Canterbury mit 11 Bischöfen jener Kirche und 2 in England anwesenden Colonial-Bischöfen öffentlich durch die Presse ihre „Theilnahme an unserer Bewegung" und ihr „ernstliches Verlangen, wie herzliches Gebet, daß Gott die Versammlung zu Berlin als ein Mittel, die gläubigen Christen Englands und des Continents einander näher zu bringen, segnen möge", — ausgesprochen haben.

Erlauben Sie mir, mein Herr, die Schlußbemerkung, daß ich Ihrem Gerechtigkeitsgefühle vertraue, daß Sie diese Mittheilungen in die von Ihnen herausgegebene Kirchen-Zeitung einrücken werden und daß ich mit keinem anderen Gefühle als dem der christlichen Liebe verharre als ꝛc.

Edward Steane.

Es erscheint nothwendig, diesem Briefe einige Bemerkungen hinzuzufügen. Man wird unterscheiden müssen zwischen der Betheiligung der Englischen Kirche an der Ev. Allianz und der Betheiligung an der bevorstehenden Versammlung zu Berlin. In den Zwei früher in diesen Blättern abgedruckten Artikeln haben wir lediglich die erstere Frage — ganz abgesehen von der Versammlung zu Berlin — beleuchtet, wir sind nirgends mit Thatsachen widerlegt worden und sehen uns daher nicht veranlaßt, etwas von dem über die Stellung

---

*) Ebenso gegen die Meinung: Conglomerate und Sandsteine seyen mechanische Bildungen, und die hieran sich anschließende fantastische Annahme von Reibungsconglomeraten, gegen den s. g. Metamorphismus; auch theilt er die gründlichen Einwendungen mit, welche der treffliche Fuchs gegen die plutonistische Ansicht von der Granitbildung machte.

der Bischöfe und Geistlichkeit zur „Allianz" als solcher Gesagten zurückzunehmen. *)

Scheinbar günstiger als die Allianz selbst ist die Versammlung zu Berlin innerhalb der Engl. Kirche aufgenommen. Nach längeren Präliminarien, z. B. in Glasgow im letzten Herbst, wurde eine zur Versammlung in Berlin einladende Adresse mit c. 50 Deutschen und Schweizerischen Namen nach England geschickt. Die Englische Antwort hierauf ist bereits in Nr. 22 d. J. in diesen Blättern abgedruckt. Wie schon dort von der Red. bemerkt wurde, hat man den Namen der Allianz sowohl, als auch die Hinweisung auf den Zweck der Allianz: Kampf gegen Papismus und Hochkirchlichkeit — unsere Behauptung, die Allianz sey eine Vereinigung nicht nur gegen Hochkirchlichkeit, sondern unter diesem Namen gegen alle Kirchlichkeit, ist auch durch Thatsachen nicht widerlegt, — in dieser Adresse durchaus unberührt gelassen. Diese Adresse hat manche Unterschriften von Geistlichen der Kirche gefunden. Daß sie sie guten Theiles nur auf Grund des fehlenden Namens und Zwecks der „Allianz" gefunden hat, sagt uns einer der Präsidenten der Allianz selbst, Sir Culling Eardley, in einer über die Berliner Versammlung gehaltenen Vorlesung: „Viele, die sich von der „„Allianz"", als einer Gesellschaft, die hauptsächlich eine Union in der Heimath erstrebte, fern gehalten hatten, betheiligten sich mit einem Male hieran. Ich kann hier nicht umhin, das Beispiel meines Freundes Dr. Mac Neile (Canonicus von Chester ꝛc.) besonders anzuführen, der seit 1845 es festhielt, daß die Allianz eine zwecklose und unpraktische Bewegung sey und Nichts wirksames thun könne. Er ist jetzt durch die Geeignetheit und praktische Bedeutung dieses continentalen Zwecks gänzlich zufrieden gestellt und hat sich mit Herz und Seele darauf geworfen." — Selbst nach allen diesen Maßregeln hat die Adresse doch immer nur verhältnißmäßig wenige Unterschriften von Geistlichen der Englischen Kirche gefunden. In den von Hrn. Dr. Steane uns gütigst übersandten Aktenstücken haben wir nach wiederholter Zählung im Ganzen 550 Unterschriften Engl. Geistlicher aller Arten, die Curates und augenblicklich nicht im activen Dienste stehenden Geistlichen eingeschlossen, gefunden. Es wird in diesen Actenstücken eine neue Reihe von Unterschriften, die schon eingelaufen, aber noch nicht geordnet sind, verheißen. Es ist nicht unmöglich, daß nach ihrer Veröffentlichung die von Hrn. Dr. Steane genannte runde Summe von über 1000 voll werden wird. **) Da nach neueren Erkundigungen die Gesammtzahl der Engl. Geistlichen (wir übersetzen clergymen mit „Geistliche" im Gegensatze gegen Dissenterprediger) c. 18000 beträgt, so würden wir hier im günstigsten Falle 1/18 der Geistlichkeit vor uns haben. — Die Leiter der Evang. Allianz und die Unternehmer der Versammlung zu Berlin werden es kein Hehl haben, daß sie außerordentliche Anstrengungen machen und Alles aufbieten, was in ihren Kräften steht, um die Berliner Versammlung möglichst glänzend zu machen. Dazu gehört nun namentlich, — wie überhaupt bei Engl. Parteidemonstrationen, — um recht imponiren und sich den Anschein geben zu können, als sey man das ganze Volk, oder in diesem Falle die ganze Kirche, —

*) S. vor. Jahrg. Nr. 102, diesen Jahrg. Nr. 21.

**) Durchschnittlich kommen auf 68 Unterschriften immer c. 15 von Geistlichen der Kirche. Verhältnißmäßig wenig sind auch die Schottischen Kirchen vertreten. Die große Hauptmasse der Unterschriften bilden Methodisten, Congregationalisten und Baptisten.

eine große Zahl Unterschriften. In England wird bekanntlich bei solchen Gelegenheiten mit einer bei uns kaum geahnten Energie das Sammeln von Unterschriften im ganzen Lande betrieben, so daß keiner, der irgend geneigt ist, zu unterschreiben, übersehen wird. Und trotzdem, wenn es gelingt, das Tausend voll zu machen, 17000, die nicht unterschrieben haben! Dann müssen doch auch die Stimmen nicht bloß gezählt, sondern auch gewogen werden. Höher gestellte Geistliche haben wir verhältnißmäßig außerordentlich wenige unter den Unterschriebenen gefunden. Aus den beiden Universitäten Oxford und Cambridge, die den Pulsschlag des Lebens der Engl. Kirche angeben und in denen sich eine große Anzahl hochgestellter Geistlichen finden, — sind fast gar keine Unterschriften vorhanden. — Eine innerhalb der Engl. Kirche allgemeine Bewegung ist daher dies Interesse für die Versammlung in Berlin trotz der 1000 Unterschriften nicht. Es ist nicht einmal allgemein innerhalb der Evang. Partei, denn die ist stärker als c. 1/18 der Kirche. Es ist immer noch die kleine Minorität dieser Partei geblieben, die, wie wir früher angegeben hatten, ihrem Herzen nach mehr außer als in der Kirche steht, deren Glieder unter der Leitung ihrer Parteihäupter die 1000 Unterschriften geliefert haben.

Wir haben uns in der That gewundert, daß nicht viel mehr Geistliche unterschrieben haben. Die Adresse ist wirklich ziemlich unverfänglich, der Name der Allianz in derselben geschwunden und es gibt doch gewiß viele Geistliche der Engl. Kirche, die eine Einheit der Christen ersehnen und Mitgefühl für ihre Brüder auf dem Continent haben. Den Schlüssel hiezu bildet wohl das Schreiben des Erzbischofs von Canterbury und der 12 anderen Bischöfe von London, Winchester, Carlisle, Manchester, Gloucester, Ripon, Meath, Tuam, Cashel, Down and Connor, Victoria, Ruperts Land. Es ist dies Schreiben die Antwort auf die von Sir Culling zur Unterschrift vorgelegte Adresse, an diesen gerichtet und von diesem durch die Presse veröffentlicht. — Wir theilen unsern Lesern dies von Herrn Dr. Steane bereits erwähnte Schreiben mit:

Geehrter Sir Culling.

Aus Gründen, auf die ich nicht einzugehen brauche, halten es die Bischöfe, die um Rath zu fragen ich Gelegenheit hatte, nicht für thunlich (expedient), ihre Namen unter das interessante und bedeutungsvolle Document zu setzen, das Sie so gütig waren, mir einhändigen zu lassen. Ich bin es sowohl Ihnen als auch den Herren, die das Document unterzeichnet haben, Geistlichen und Laien, schuldig, zu erklären, daß man zu dieser Entscheidung durchaus nicht aus Mangel an Uebereinstimmung mit den darin enthaltenen Lehren gekommen ist. Diese sind sowohl an und für sich sehr bedeutend, als auch außerordentlich kräftig ausgesprochen. Auch ist der Grund unserer Entscheidung nicht ein Mangel an Theilnahme für unsere Brüder im Auslande, die uns Alle auf das Tiefste durchdringt. Genehmigen Sie die Versicherung, daß es mein ernstes Verlangen und herzliches Gebet ist, daß Gott die Versammlung zu Berlin als ein Mittel, die gläubigen Christen Englands und des Continents einander näher zu bringen, segnen möge.

(gez.) J. B. Cantuar
(und die übrigen Bischöfe).

Zwei Schwierigkeiten boten sich den Bischöfen dar, als das Verlangen zur Unterzeichnung an sie gestellt wurde. Sie wollten nicht durch gänzliches Abweisen der Adresse den Schein hervorrufen, als

seyen sie den Evang. Lehren, die in jener Adresse enthalten sind, feindlich, wollten auch nicht gänzlich sich von der brüderlichen Theilnahme an den Brüdern im Auslande lossagen, — aber sie konnten es auf der anderen Seite mit ihrer hervorragenden Stellung innerhalb der Kirche nicht vereinbaren, ihre Namensunterschrift zu einer Adresse zu geben, die der Majorität nach von Dissenters unterschrieben ist. (Es läßt sich wohl mit Bestimmtheit versichern, daß es eine für die Würdenträger der Engl. Kirche feststehende Regel ist, bei aller Weitherzigkeit jedes officielle Hand in Hand gehen mit Dissenters zu vermeiden. Man wüßte sonst wirklich keinen anderen Grund, warum sie nicht unterschrieben haben, und es spricht auch das dafür, daß der Bischof von Ripon, Revd. Bickersteth, als Geistlicher Mitglied der Allianz, als Bischof nicht unterzeichnet, sondern sich den anderen Bischöfen angeschlossen hat. Und ebenso sollte man, statt den jetzt ernannten Bischof von Norwich ohne Weiteres als Unterzeichner der Adresse zu nennen, wie es bisweilen geschieht, noch warten, ob er, der als Geistlicher noch unterzeichnet hat, nach seiner Installation als Bischof noch als solcher unterzeichnen wird.) Die Bischöfe haben die beiden Schwierigkeiten zu beseitigen gewußt durch Verweigerung der Unterschrift auf der einen, durch ihre Segenswünsche für die Versammlung auf der anderen Seite. So viel steht wohl nach dem einfachen Wortlaute des Schreibens fest, daß ihre unbedingte Zustimmung zu dem ganzen Unternehmen die Bischöfe durchaus nicht erklärt haben und daß die doch wohl kaum Recht thun, die in Deutschland die Betheiligung an der Versammlung durch Hinweisung auf die Bischöfe zu heben suchen. Wenigstens sollten sie das direct ausgesprochene Nicht-Unterzeichnen nicht unerwähnt lassen.

Gewiß ist in der Stellung der Bischöfe zu dieser Angelegenheit der Schlüssel zu finden, warum die Evangelisch gesinnte Majorität der Engl. Kirche nicht ihre Namen zu der weit und breit versandten Adresse gegeben hat. Es ist nicht die Adresse, es sind die der Adresse angehängten Namen von Dissenters aller Arten, die ihrem kirchlichen Gewissen die Unterzeichnung unmöglich machen. Nun der größte Theil der Unterzeichner selbst? Sir Culling sagt uns, „daß bei der Adresse sich viele betheiligten, die sich von der Allianz als einer Gesellschaft, die hauptsächlich eine Union in der Heimath erstrebte, fern gehalten." — Die meisten der 1000 Unterzeichner, die Mehrzahl des einen Achtzehntels, das die behauptete Repräsentation der Engl. Kirche bei diesem Unternehmen bildet, haben sich also nach dem Urtheile des eifrigsten Freundes der Allianz nur zur Unterschrift bewegen lassen, weil die Versammlung im Auslande stattfindet und sie sichergestellt sind gegen eine Annäherung an Dissenters im Vaterlande.

Nur die eine Frage hier an die Freunde der Allianz. Würden die Bischöfe auch nur diese doch nur halbe Erklärung gegeben haben, würden auch nur 250 Geistliche (1/72 der Geistlichkeit) zu einem ähnlichen Meeting in England selbst ihre zustimmende Unterschrift gegeben haben? Haben sie es gethan? —

Daß uns die Bewegung zu Gunsten der Berliner Versammlung ein Annähern, eine Conföderation, eine Verbrüderung von Kirche und

Dissenters in England zeigen sollte, ist nicht zu ersehen. Die Eng Kirche, soweit sie sich betheiligt hat, hat sich betheiligt, nicht wei sondern obgleich Dissenters daran Theil nehmen.

Wie stellt sich nach dem Gesagten für unsere Kirche die Frag über die Betheiligung? Uns steht der Besuch von Dissenters alle Arten in Aussicht, wir sind grade in der umgekehrten Lage, wie die von Sir Culling bezeichneten Engl. Geistlichen, wir sind weniger in der glücklichen Lage, durch die Versammlung unsere Theilnahme a den Brüdern in England an den Tag zu legen, als in der etwa ängstlichen, eine Union mit Dissenters in der eigenen Kirche schließe zu sollen. Wir können nur hoffen und wünschen, daß unsere Geist lichen sich nicht unkirchlicher zeigen, als die der Engl. Kirche, möchte selbst die im eigenen Gewissen freier stehenden daran mahnen, da sie einmal solidarisch mit der Kirche verbunden und verpflichtet, ihr Ehre zu wahren, von den Engl. Brüdern lernen und sich hüten mö gen, durch Betheiligung Aergerniß anzurichten. Ich bin überzeug kein Engl. Geistlicher betheiligte sich an einem von den Dissenters i seinem Kirchspiel veranstalteten Gottesdienste oder Fest, geschweig denn an einer Abendmahlsfeier. Vor einiger Zeit brachte das Colo nial church chronicle in Bezug auf die Allianz Folgendes: „Vie leicht hat ein Engl. Geistlicher dieselben Gedanken über die Allian wie ein Bischof, der nach seinen theologischen Ansichten sie im günstig sten Lichte ansehen mußte: Wie kann ich mit Leuten in eine religiös Vereinigung treten, mit denen ich nicht gemeinsam das Abendmah nehmen kann?" Davon sollen wir lernen, und nicht in unsere Ge meinden Verwirrung hineinbringen.

Noch eins zum Schluß. — Die Allianz hat in England bei d Sammlung der Unterschriften ihren Namen und mit ihm auch wo das Hervorheben der mit diesem Namen verbundenen, von uns fr her geschilderten Zwecke, den Kampf gegen alles sogenannte Hochkirc liche Wesen zu führen, etwas bei Seite gesetzt. — Es ist traurig, zu sehen, wie dennoch es aus Allem, was man hört und sieht, klar wird daß keineswegs bloß eine liebende Vereinigung, sondern ein recht Feldzug namentlich gegen alles Lutherische in Berlin stattfinden so Das tritt uns in Deutschland, das aus Englischen Nachrichten en gegen. Man lese z. B. nur die Rede von Sir Culling Eardle Aus dem Vielen dort Gesagten nur das eine: ein Gegenstand d Verhandlung ist das allgemeine Priesterthum der Christen im G gensatz gegen die Lehre vom geistlichen Amt (clerical priest hood), gleichviel, ob von Hoch-Lutherischen, Hoch-Anglikanischen od den Nicht-Reformatorischen Kirchen gelehrt. — Mit derselben Obe flächlichkeit wird überall die Lutherische Lehre mit dem Puseyism und Rom auf gleiches Niveau gestellt.

Und im Hinblick auf diesen zu erwartenden Kampf bitten w alle die, die ihre Kirche lieb haben, zu gedenken an das Wort: Ha was du hast, daß Niemand deine Krone raube.

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz. Druck von Trowitzsch und Sohn.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1857. Mittwoch den 17. Juni. № 48.

Geschichte der Urwelt, mit besonderer Berücksichtigung der Menschenrassen und des mosaischen Schöpfungsberichts. Von Dr. Andreas Wagner, Professor der Zoologie und Paläontologie, Mitgliede der Akademie in München, Petersburg, Philadelphia ꝛc. Zweite vermehrte Auflage. Erster Theil. 1857.

(Fortsetzung.)

Es würde hier zu weit führen und nicht am Orte seyn, wollte ich auf dies Geologische näher eingehen. Es mußte vom Gegensatz mechanischer Sedimente gesprochen werden, deren Bildung unterm Gesetz der Schwere steht, und krystallinischer Bildungen, die der Schwere widerstreben, sich mehr oder minder selbstständig gestalten. Ebenso wäre der tief wesentliche Gegensatz von Krystallisation und Organisation zu besprechen. Kann ich auf diese Betrachtungen hier nicht eingehen, so verlangt es doch unser Gegenstand, daß ich an einem einfachen Beispiel zeige, wie verschieden die Auslegung der gegenwärtig vor Augen liegenden geognostischen Thatsachen ausfalle, je nachdem der Ausleger der neptunistischen oder der vulcanischen Hypothese angethan ist. Eine Masse Granit ragt heraus aus Schiefern, die auf des Granits Abfälle gelagert, rings von ihm nach allen Weltgegenden in geneigten Schichten abfallen. Nach der Ansicht des Neptunisten ward *zuerst* der Granit gebildet, später die Schiefer, welche seine Abfälle bedeckten. Der Anhänger der Hebungstheorie sagt dagegen: die Schiefer sind ursprünglich in wagerechten Schichten gebildet; da sie sich aber in geneigten Schichten finden, so müssen sie *später*, durch den Granit, der sich aus der Tiefe kraft unterirdischen Feuers erhob, aus der wagerechten Lage in die geneigte Lage gebracht worden seyn und sich ringsum auf die Granitmasse, als diese sie durchbrach, gelagert haben. Nach den Neptunisten ist also der Granit früher als die Schiefer, nach den Vulkanisten sind die Schiefer früher.

Göthe charakterisirt es, wie die Vulkanisten auf solche Weise gegen die bis dahin herrschende neptunistische Auslegung geognostischer Thatsachen diametral entgegengesetzt auftraten. Er sagt, sei ihnen:

> Muß Omega zum Alpha werden,
> Und so wäre denn die liebe Welt
> Geognostisch auf den Kopf gestellt.

Steht es aber bei den Geologen noch so, daß den Einen für Alpha gilt, was den Andern Omega, welche Verwirrung muß dann noch in der Bestimmung der Perioden der Erdgeschichte herrschen! —

Aber nicht genug; auch in der Auslegung des ersten Capitels der Genesis findet sich, wie gesagt, ein ähnlicher Gegensatz. Die Einen nehmen an: Genes. 1, 1 sage im Allgemeinen aus: daß Gott im Anfang Himmel und Erde geschaffen habe, in welcher Folge aber die Creaturen binnen sechs Tagen geschaffen wurden, werde in den folgenden 30 Versen erzählt.

Gegen diese Auslegung ließen sich schon im Mittelalter Stimmen vernehmen, deren Zahl sich in neuerer Zeit vermehrte. Nach ihnen umfassen die Worte: „Im Anfang schuf Gott Himmel und Erde" die ganze *ursprüngliche* Schöpfung; V. 2 berichte aber: die Erde sey finster, wüste und leer geworden. Von V. 3 an erzähle nun Moses, nicht die Geschichte der *ursprünglichen* Schöpfung, sondern die in sechs Tagen gewirkte Restauration der wüsten finstern Erde.

Wir werden sehen, welche Gründe zu dieser Auslegung bewogen; vorher dies:

Unter den Geologen stehen sich nach dem Gesagten

a) Neptunisten und
b) Vulkanisten

in Auslegung ihrer Quellen, der geognostischen Thatsachen, diametral entgegen; ebenso in Auslegung von Gen. 1:

a) solche, welche das Sechstagewerk für die ursprüngliche Schöpfung halten, und
b) solche, die in ihm eine Restauration der Erde sehen.

Gilt es nun die Harmonie der Bibel mit den Resultaten der Geologie nachzuweisen, so kommen folgende Fälle vor: Der Interpret der Gebirge und der Bibel kann seyn:

1. ein Neptunist, welcher das Sechstagewerk für die ursprüngliche Schöpfung hält. (So viele frühere.)
2. ein Neptunist, welcher in dem Sechstagewerk eine Restauration sieht. (So Wagner, Kurtz.)
3. ein Vulkanist, welcher das Sechstagewerk für die ursprüngliche Schöpfung hält. (So Pfaff.)
4. ein Vulkanist, der sich der Restaurations-Ansicht anschließt. (So Buckland.)

Ich habe diese Fälle so ausführlich dargelegt, damit es recht in die Augen falle, welche Verwirrung zur Zeit noch beim Vergleichen von Gen. 1 mit den geologischen Resultaten herrsche.

Wenden wir uns jetzt zu dem schon angedeuteten, die Kirchen-

Zeitung näher berührenden Gegenstand, zu der Auslegung von Gen. 1, nach welcher das Sechstagewerk nicht die erste ursprüngliche Schöpfung, sondern eine Restauration der verödeten Erde war.

Fassen wir in der Kürze zusammen, wie diese Ansicht seit dem Mittelalter bis auf diesen Tag begründet wurde. Man sagte:

1. Gen. 1, 2 lautet: „Und die Erde war wüste und leer und es war finster auf der Tiefe." Sollte die Erde in so häßlicher Gestalt hervorgegangen seyn aus der Hand Gottes, „der aller Schöne Meister", der selbst „schön und prächtig geschmückt", dessen „Kleid Licht ist?" Gewiß nicht.

2. Der V. 2 gebrauchte Ausdruck tohu vabohu findet sich nur noch an zwei biblischen Stellen, nämlich Jes. 34, 11 und Jer. 4, 23. Jesaias weissagt einen Tag der Rache des Herrn über das Land Edom, das von Geschlecht zu Geschlecht zerstört bleiben werde. „Denn, heißt es, er wird eine Meßschnur darüber ziehen, daß sie wüste werde, und ein Richtblei, daß sie öde sey." Und Jeremias weissagt den Bewohnern Jerusalems ein Strafgericht Gottes, eine Verwüstung durch Krieg. „Ich schauete das Land an, spricht er, das war wüste und öde (leer) und den Himmel und er war finster."

So gehört in beiden Stellen der Ausdruck tohu vabohu der Schilderung eines entsetzlichen Strafgerichts Gottes an, einer grauenvollen Verwüstung des Landes durch Krieg.

Sollte das tohu vabohu der Genesisstelle auch die Folge eines ungeheuren göttlichen Strafgerichts seyn, welches der ursprünglichen Schöpfung folgte?

3. Die Bibel spricht vom Abfall und Fall eines Theils der Engel, deren Erschaffung im ersten Vers der Genesis inbegriffen ist. Wäre dem nicht so, wäre das Sechstagewerk die Urschöpfung, so frägt man vergebens: welchem der Tagewerke die Erschaffung und welchem der Abfall und Fall der Engel einzuordnen sey, jede Antwort erscheint willkürlich.

Ist aber der Engel Erschaffung in dem ersten Vers der Genesis inbegriffen, so drängt sich der Gedanke auf, im zweiten Verse werde ihr Abfall und Fall, und das finstere Oede und Wüste der Erde als Folge des Zorngerichts Gottes über die Abgefallenen in grausenhafter Kürze vor Augen gestellt. —

In unserer Zeit trat nun ein neuer wichtiger Grund ein, sich der Restaurationstheorie anzuschließen, da man nämlich, wie erwähnt, die Resultate der Gebirgsforschung mit der mosaischen Schöpfungsgeschichte verglich und beide in Harmonie bringen wollte. Die Gebirgsformationen, besonders ihre vielen auf einander folgenden Geschlechter von Pflanzen und Thieren, deuteten unabweislich auf lange Zeitperioden der Entwickelung, sie ließen sich nicht in Tagewerke einzwängen. Man suchte sich zu helfen, indem man dem Ausdruck „Tag" willkürlich den Begriff einer längern Zeitperiode beilegte, sich auf die Worte berief: „Tausend Jahre sind vor dir wie der Tag, der gestern vergangne ist." Was sollen wir aber — die Verlängerung sey einmal zugestanden — irgend bei den Worten denken: „Da wa aus Abend und Morgen der erste (. . . . sechste) Tag."

Wir sprechen doch nicht wie die Inder von unendlich la gen Perioden, deren eine Hälfte die Nacht und den Schlaf d Schöpfers befaßt, die andere seinen Tag und sein Wachen.*)

Buckland war, meines Wissens, der erste Geolog, d sich in seiner zu Oxford 1826 gehaltenen Inauguralvorlesu für die Restaurationsansicht aussprach**), „die in vollkommen Uebereinstimmung mit den Entdeckungen der Geologie" s „Millionen Jahre können (sagt Buckland) diesen unbestimmt Zeitraum ausgefüllt haben, zwischen dem Anfang, in welch Gott Himmel und Erde schuf, und dem Abend oder Anfa des ersten Tages der mosaischen Erzählung. „Wenn V. 9 „„d Wasser befohlen wird, sich an besondere Oerter zu sammeln u dem Lande zu erscheinen"", so ist dies trockene Land die nämli Erde, deren Schöpfung im ersten Verse erzählt, und deren te poräre Ueberschwemmung und Finsterniß im zweiten Vers b schrieben ist."

Die mächtige finstere Wolkenmasse, welche die öde Er umhüllte, ward auf das Wort: „es werde Licht" durchleucht Nach Buckland ging das Licht von der Sonne aus, die im Hi tergrunde der Wolkenmasse stand, aber erst am vierten T durchdrang und sichtbar wurde. Ihre ursprüngliche Erschaffun sagt er, wie die der Sterne, sey schon V. 1 im Wort „Hi mel" inbegriffen.

Buckland hegt die größte Ehrfurcht gegen die Bibel, da dürfte mancher sich wundern, daß seine Ansicht vom vier Tagewerk mit der biblischen Erzählung nicht zu harmoni scheine. Für Bucklands Ansicht würde folgender astronomis Grund sprechen. Es rührt bekanntlich der Wechsel des Tag und der Nacht daher, daß sich die von der Sonne erleucht Erde binnen 24 Stunden um ihre Axe bewegt, so daß zu je Zeit eine Hälfte der Erde im Licht, eine in Finsterniß ist. W sollen wir nun die Scheidung von Licht und Finsterniß, w sollen wir uns Tage, wie Morgen und Abend, denken zur Z der ersten drei Tagewerke, wenn nicht so, daß die Sonne war, welche schon vor ihrem Hervortreten aus der Wolkenm am vierten Tage Licht und Finsterniß schied auf der um il Axe bewegten Erde.***) (Vgl. Genes. 1, 4 und 18.)

Dies aber angenommen, so gewinnen wir bei Buckla Ansicht für die biblische Exegese dies, daß wir an den mos schen Ausdrücken: Tag, Abend, Morgen, nicht zu künsteln br chen, sie sind vielmehr im eigentlichen gegenwärtigen Sinne verstehen, abgesehen davon, daß wir nicht wissen: in wie v Zeit die Erde sich damals einmal um ihre Axe bewegte.

Bucklands Ansicht theilt Kurtz ganz, auch in Bezug Erschaffung der Sonne. Mit besonderem Fleiß und Umsi

*) Hindu law im 7. Theil der Works of William Jones S. 1

**) Buckland Geologie übers. v. Agassiz 1, 18. 19. 21. 27. 3

***) Der Astronom wird überdies gegen das frühere selbstständi der Sonne nicht bedürfende Daseyn der Erde protestiren.

ellte er zusammen, was die Bibel über das Wesen, über die Vergangenheit und Zukunft der Engel lehrt. Wie Wagner ist e überzeugt*), nur bei dieser Ansicht könne eine Harmonie der eologischen Schöpfungsgeschichte mit der mosaischen nachgewiesen erden. Wie richtig dies sey, möge ein Beispiel zeigen. Humoldt sagt**): Botanische und zoologische Kennzeichen angewandt ur Bestimmung des Alters der Felsmassen „bezeichnet eine der länzendsten Epochen der neuen, den semitischen***) Einlüssen, wenigstens auf dem Continent, endlich entzogenen Geogosie.“ Wer sich zur Restaurationsansicht bekennt, antwortet ierauf: die Gebirgsformationen mit den in ihnen eingebetteten Pflanzen und Thieren wurden vor dem Sechstagewerk in Zeiten nbestimmbarer Länge gebildet. Wir erklären uns mit Hengstenerg „dem lästigen Zwange überhoben, die Entstehung der unergegangenen Organismen in das Sechstagewerk einzuzwänen“†); was Humboldt von semitischen Einflüssen sagt, trifft ns nicht. ††)

Wir gehen nun von der Schöpfungsgeschichte zur osaischen Erzählung von der Sündfluth über und zur Verleichung dieser Erzählung mit betreffenden geologischen Resulaten. In neuester Zeit versuchten Bretschneider u. A., im Wierspruch gegen die Bibel, zu beweisen: eine allgemeine Sündfluth sey unmöglich. Daß die Bibel entschieden von einer olchen spreche, ist klar, von einer Fluth, durch welche „alle hohe Berge unter dem ganzen Himmel bedeckt wurden, welche über en, mehr als 16000 Fuß hohen Ararat ging, auf dem sich ie Arche niederließ. Fassen wir diesen Berg ins Auge. Er ehört der „wasserreichen Berginsel“ Armenien, die, wiewohl itten im Festlande, dennoch mit verhältnißmäßig geringen Unerbrechungen, rings von großen Wassern umgeben ist. Man asse auf dem Globus die Entfernung vom Ararat (etwas südich von Eriwan) bis südlich von Suez in den Cirkel, schlage it diesem Halbmesser einen Kreis, so schneidet dieser Kreis das othe Meer, den persischen Meerbusen, umfaßt die großen Seen Zan, Urmia, Aral, das kaspische Meer, das asowsche, schwarze nd Marmormeer, und schneidet zuletzt den Osttheil des Mittelneers ab. Scheint es nicht, als wenn Noah einst auf dem Ararat, als auf der wahren Berginsel der Vorzeit, gelandet ey, von deren mächtigen Höhen herab die Gewässer sich nach llen Weltgegenden verlaufen hätten. —

Der Ararat liegt in der Mitte zwischen dem atlantischen nd dem stillen Ocean, zwischem dem Ausfluß des Senegal nd Peking, in der Mitte des ungeheuern afrikanisch-asiatischen Wüstenzuges, zwischen dem Westende der Sahara und dem Ostende der Wüste Gobi. — Der Ararat liegt ferner in der Mitte der längsten Verbreitungslinie der kaukasischen Rasse und zugleich des Indogermanischen Sprach- und Mythenstammes, gleichweit von der Südspitze Vorderindiens und der Nordwestspitze Island. Im Osten vom Ararat die mongolische Rasse, im Westen die der Neger. Der Ararat ist zuletzt fast Mittelpunkt der größten Landlinie, der alten Welt, zwischen dem Kap der guten Hoffnung und der Behringsstraße.*)

Ein Geograph hätte nach allem diesen keinen geeigneteren Punkt der alten Welt wählen können, als den Ararat, daß sich von ihm aus nach der Sündfluth das Menschengeschlecht nach allen Gegenden hin ausbreiten sollte. Nicht Zufall, sondern „die Weisheit, welche den Gerechten auf dem Wasser regierte“, ließ diesen Prediger der Gerechtigkeit aus wohlbedachtem Rathe auf Ararat landen.

Diese Betrachtung sollte wohl jeden schon bedenklich machen, der biblischen Erzählung von der Sündfluth zu widersprechen. Wagner streitet auch scharf gegen solchen Widerspruch, gegen den vermeintlichen Beweis, daß eine allgemeine Sündfluth unmöglich sey.

Hierbei muß die äußerst wichtige Frage zur Sprache kommen: ob nämlich die Naturwissenschaft unserer Zeit ausreiche, um so unabweislich über die Vergangenheit der Erde ein Urtheil abzugeben, unabweislich auch, wenn es der Bibel widerspricht. Es frägt sich nicht bloß: ist die Naturwissenschaft reif zu einem solchen Urtheilen? es frägt sich auch: ist die gegenwärtige Erde physisch noch dieselbe, die sie in der Urzeit war, ist demnach die Physik der Urzeit identisch mit der gegenwärtigen?

Mir ist kein Werk bekannt, das so geeignet wäre, uns frühere Zeiten der Erde zu vergegenwärtigen, als Bucklands „Reliquiae diluvianae.“ In diesem Buche theilt der Verf. die Resultate seiner Untersuchung einer Höhle mit, die man im Jahre 1821 bei Kirkdale in Yorkshire entdeckte nach Wegräumung einer 30 Fuß mächtigen Schuttmasse, die den Eingang verdeckte. Buckland wies nun auf eine schlagend überzeugende Weise nach, daß diese Höhle viele Jahre lang der Aufenthaltsort von Hyänen gewesen. Die Hyänenzähne, welche man in ihr fand, setzen mindestens 200 Hyänen voraus, denen sie gehörten. Außer diesen Hyänenresten fanden sich Zähne und Knochen von 23 Species von Thieren, auch von tropischen: namentlich vom Tiger, Elephanten, Rhinoceros, Hippopotamus. Alle diese Thiere hatten, wie Buckland ebenfalls aufs Ueberzeugendste nachweist, in der Nähe gelebt; ihre Gebeine waren von den knochengierigen Hyänen in die Höhle geschleppt worden.

Solche Thierreste fand man später in vielen andern Höhlen, besonders im südlichen Frankreich, in Deutschland, ja bis Hinterindien und Neuholland. Zudem fand man sie in Felsspalten und im Diluvium der sibirischen und nordamerikanischen Polar-

*) Wagner, S. 494 ff. Kurtz, Bibel und Astronomie, 3. Aufl. . 6. §. 25.

**) Kosmos 1, 284.

***) d. i. biblischen.

†) Ev. K. Z. 1846. S. 315.

††) Die biblische Zeitrechnung beginnt mit Adam, 930 Jahre ist hre erste chronologische Zahl. Gen. 5, 5.

*) Alle obigen Angaben der Entfernungen sind auf dem Globus mit dem Cirkel nachzumessen.

gegenden, der Tropengegenden von Mexiko und Peru, und der kalten Länder des südlichsten Amerika.*)

Wie groß die Menge dieser Reste tropischer Thiere sey, das ergibt sich aus einer Nachricht des Naturforschers Pallas. „Im ganzen asiatischen Rußland, sagt er, vom Don bis zum Vorgebirge der Tschuktschen, auf einer Linie von ungefähr 1000 Deutschen Meilen, ist kein Strom oder Fluß, in dessen Ufern man nicht Elephanten und andere Thiere, welche jetzt Fremdlinge in diesem Klima sind, fände. Durch heftige, vom Thauen des Schnees entspringende Fluthen werden sie ausgewaschen und haben allgemein die Aufmerksamkeit der Eingebornen auf sich gezogen, welche jährlich Elephantenzähne sammeln und sie als Elfenbein verkaufen." Einzelne Handelshäuser führen in manchen Jahren 16000 Pfund fossiles Elfenbein aus. Die erste Lächow-Insel an der Nordostküste Sibiriens ist nach Hedenström so voller Mammuthsreste, daß die Hauzähne nicht merklich abgenommen haben, wiewohl seit 60 Jahren ganze Schiffsladungen derselben weggeführt werden. — Aber nicht bloß Zähne und Knochen des Elephas primigenius (Mammuth) fand man, sondern auch am Ausfluß der Lena in einer an 250 Fuß hohen Eismasse einen Elephanten mit Fleisch, Haut und Haaren; weiße Bären und Hunde fraßen das Fleisch. Einen aufrecht stehenden Elephanten mit Haut und Haaren fand man auch an der Alaseia im nordöstlichen Sibirien, im Wilui ein Rhinoceros, dessen Kopf noch einen Theil der Sehnen und Ligamente hatte.

Faßt man alle diese in Bucklands „Reliquiae diluvianae" zusammengestellten Thatsachen zusammen, welch ein Bild früherer Zeiten der Erde tritt uns dann entgegen, wie war die Erde damals so ganz verschieden von der unsrigen! Hyänen, Elephante Rhinoceros und Hippopotamus, diese tropischen Thiere lebt wirklich einst in England, ja in den jetzt eisigen Polargegende Aber sie fanden sich doch auch zugleich in asiatischen, amerik nischen und australischen Tropenländern. Sonach müssen w annehmen: Ein gleichmäßiges tropisches Klima herrschte dama auf der ganzen Erde.

War in jener Zeit Nordsibirien wie jetzt, wovon hätte sich doch jene unzähligen Riesenthiere dort nähren sollen, gese auch, sie hätten die Kälte ertragen. Auf vielen Quadratmeile der sibirischen Eismeerländer wächst gegenwärtig nicht so vie als ein Elephant an einem Tage verzehrt. Hatten jene Länd aber ein tropisches Klima und eine entsprechende, reiche Vegeta tion, wie trat doch grimmige Kälte und Verödung an die Stelle Und das urplötzlich. Denn fror jener im Eise tausende vo Jahren mit Fleisch, Haut und Haaren wohl erhaltene Elepha nicht sogleich ein, so ging er ja in Verwesung über.

Wie ist uns das Alles so unbegreiflich! Sollen wir nic auch denken: wie verschieden von uns müssen doch die Erzväte vor der Sündfluth organisirt gewesen seyn, daß sie nahe a tausend Jahre lebten. Wie ging es zu, daß die Lebensalter de Patriarchen nach der Sündfluth schnell abnahmen? Steht da mit in Zusammenhang, daß die Menschen erst nach der Sünd fluth Fleisch aßen? — Wenn aber mit der Sündfluth eine solch physische Verwandlung der Menschen eintrat, sollte nicht au der Thierwelt Aehnliches widerfahren, sollte wirklich die Atmo sphäre vor der Sündfluth mit der gegenwärtigen völlig glei gewesen seyn? *)

Doch ich breche hier ab. Ich glaube, es ist genug gesagt, um behaupten zu können: die Urwelt sey so verschieden von der gegenwärtigen Welt gewesen, um die „mächtigen Geschichten de längst verflossenen Zeit" durch die Physik der Gegenwart mi voller Sicherheit auslegen zu können. Je mehr wir uns abe bemühen, jene alten Zeiten zu begreifen, ja vergeblich abmühen um so mehr fühlen wir uns getrieben, unserm Verf., der gewi redlich und ausdauernd die Urwelt erforschte, beizupflichten, wen er sagt: jeder Versuch, den ganzen Hergang der Sündfluth z erklären, „ohne dabei die unmittelbare Leitung Gottes zu Hül zu nehmen, müsse vollständig mißglücken." „Wer von Gott unmittelbarem Eingreifen in seine Schöpfung nichts wissen wil fährt der Verf. fort, dem muß nothwendig der ganze Bericht vo der Sündfluth und ihren Folgen als ein Mährchen erscheinen."

(Schluß folgt)

*) Der Titel „Reliquiae diluvianae" zeigt schon, daß Buckland überzeugt war, jene Thierreste stammten von der Sündfluth. Später kam ihm das Bedenken: ob dieselben nicht einem noch früheren Kataklysmus angehörten, vielleicht dem, Gen. 1, 2 erwähnten Urgewässer. Vorzüglich entstand sein Zweifel daher, daß man bisher keine Menschenreste gefunden, die ganz entschieden einer antediluvianischen Zeit angehörten. Im Dämmerlicht dieser Untersuchung durfte die Bemerkung erlaubt seyn, daß es Gen. 1, 24 heißt: Und Gott sprach: die Erde bringe hervor lebendige Thiere. Durch dies göttliche Segenswort ward nicht ein einzelnes Land (etwa Armenien), sondern die ganze Erde befruchtet, daher die allgemeine Verbreitung der vorsündfluthlichen Thiere über die ganze Erde. Dagegen ward nur Ein Menschenpaar erschaffen, dessen Vaterland nach Gen. 2, 14 im Quellland von Euphrat und Tigris. — Ich bemerke auch, das Gen. 5 die Reihe der Patriarchen vor der Sündfluth von Adam bis Noah nennt, aber nicht erwähnt, daß ihre Stämme sich ausgebreitet, Reiche gestiftet; erst nach der Sündfluth erhalten wir Gen. 10 eine Völkertafel — die Nachkommen der Söhne Noahs. Hiernach scheint es, daß sich die Menschen vor der Sündfluth nicht weit ausgebreitet, ihre Gebeine auch deshalb nicht unter europäischen und antediluvianischen Resten gefunden werden dürften.

*) „Die Nothwendigkeit, sagt der große Cüvier, in welch sich (die Geologen) sahen, Ursachen aufzusuchen, verschieden von dene welche wir jetzt wirken sehen, ist Schuld, daß sie so viele außerordentliche Hypothesen aufgestellt und sich nach so vielen entgegengesetzten Richtungen verirrten und verloren." Hierauf geht Cüvier eine bedeutende Zahl irriger Hypothesen durch.

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz. Druck von Trowitzsch und Sohn.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1857. Sonnabend den 20. Juni. № 49.

O. C. R. Prof. Dr. Stahl über die Evangelische Allianz.*)

Die Vorgänge von kirchlichem Interesse seit der vorigen Zusammenkunft — die jedesmal zu besprechen mir zu einer traditionellen Pflicht geworden ist — sind lediglich zwei: die kirchlichen Conferenzen und die bevorstehende Zusammenkunft der Evangelischen Allianz in Berlin. Sie sind nicht vereinzelte Vorgänge, sie sind ein Abbild der ganzen gegenwärtigen Situation der Kirche. Diese ist keine andere, als der Kampf zwischen Lutherischer Kirche und Union. Unter seiner Herrschaft standen alle Verhandlungen der kirchlichen Conferenzen. Nach ihm gruppirten sich die Parteien bei jeder Frage, selbst — mit wenigen Ausnahmen — bei der Ehescheidungsfrage. Nur auf ihm beruht auch die Sympathie oder Antipathie gegenüber der Evangelischen Allianz. Daß dieses die gegenwärtige Situation unserer Kirche ist, wird von beiden Theilen zugestanden werden. Sie ist aber eine der schwersten, die jemals über die evangelische Christenheit verhängt waren. Es war ungleich leichter, da Confessionen und Kirchenbildungen einander gegenüberstanden, zumal meist in ganz verschiedenen Landen, als jetzt, da der Riß und die Unterwühlung durch das Innere unserer Kirche geht.

Diesen Kampf zwischen Lutherischer Kirche und Union will ich nicht zum Gegenstand meiner Eröffnungsansprache machen. Ich halte es nicht für geziemend, über das, was die oberste Parteifrage in der Landeskirche geworden ist, da zu reden, wo ich allein das Wort habe. Wohl aber bin ich für die Wahl meines Gegenstandes an die Evangelische Allianz unvermeidlich gewiesen. Einmal bleibt sie, da ich hiernach die Conferenzen übergehen muß als der einzige belangreiche Vorgang übrig. Sodann scheint es mir für die Zukunft der Pastoralconferenz entscheidend, daß nicht die Fragen, welche Aller Herzen bewegen, umgangen, und nur solche, die für den Augenblick eine gewisse Gleichgültigkeit haben, besprochen werden. Hierzu besteht auch wahrlich kein Grund, es muß von einer Versammlung dieser Art gefordert werden, daß auch über das, worin sie in den schärfsten und erregtesten Gegensatz getheilt ist, in ihr verhandelt werden könne, und die klare und scharfe Herausstellung der verschiedenen Beweggründe das Band des Friedens und der Liebe nicht störe, sondern vielmehr fördere. Ich habe aber noch eine ganz besondere Aufforderung, hierüber zu sprechen. In den Englischen Blättern der Evangelischen Allianz, namentlich in der Berichterstattung über die Vorbereitung der Berliner Zusammenkunft, werde ich nebst einem Freunde als Haupt der Gegenpartei bezeichnet, und es wird diese Partei, deren Führer ich seyn soll, als die Partei der hochkirchlichen Principien, als dasselbe mit den Englischen Puseyten geschildert. Nun charakterisiret die Deputation der Evangelischen Allianz in der Adresse, welche sie S. M. unserem Könige überreichte, ihre Gegner auf der einen Seite als die freigeisterischen Sadducäer, auf der andern Seite als die ehrgeizigen despotischen Pharisäer. Daß ich und meine Gesinnungsgenossen nicht in die erstere Kategorie eingereiht werden sollten, ist gewiß. Daraus geht doch wohl hervor, mit welcher Bezeichnung wir bedacht sind. Auch in der Deutschen Ankündigung der Zusammenkunft in Berlin werden wir ebenso geschildert, wenn auch nicht mit Namensnennung und nicht mit dem Gebrauch des Ausdrucks Pharisäer. Auf eine Anschuldigung solcher Art habe ich doch wohl Recht und Aufforderung zur Abwehr. Da ich gerade in dem Augenblick, da sie erhoben wird, an dieser Stelle das öffentliche Wort über die kirchliche Situation führen soll, wäre es unnatürlich darüber zu schweigen. So will ich denn zu meiner eigenen und meiner Genossen Rechtfertigung die wirklichen Beweggründe unsrer Gegnerschaft darlegen. Das kann auch niemanden von der andern Seite verletzen. Sollte sich aber jemand zur Gegenrede aufgefordert finden, so werde ich ihm, indem ich dabei auf die Zustimmung der hochgeehrten Versammlung rechne, ausnahmsweise das Wort dazu ertheilen.

Es ist richtig, daß die Lutherische Kirche — und daher alle aufrichtigen Anhänger derselben — das Bewußtseyn hat, sich nicht als eine bloße Denomination unter unzähligen Evangelischen Denominationen einreihen lassen zu können, daß sie sich vielmehr als die Gemeinschaft des wahren Evangelischen Bekenntnisses, die anderen als mehr oder minder von dieser Wahrheit abweichende Gemeinschaften erkennt. Soll das Pharisäismus seyn? Nun dann ist das sogenannte formale Princip des

*) Wir lassen dem Berichte über die Berliner Pastoralconferenz den einleitenden Vortrag vorangehen, womit der Vorsitzende dieselbe eröffnete. Bei der Wichtigkeit der Sache und bei dem großen Interesse, mit dem dieser Vortrag aufgenommen worden ist, glauben wir denselben den Lesern in kürzester Frist mittheilen zu müssen.

Anm. der Red.

Protestantismus die Wurzel des Pharisäismus. Denn wenn die h. Schrift wirklich von klarer und sicherer Auslegung ist, so ist es doch geboten, die aus ihr erkannte Wahrheit als die sichere und alleinige zu bekennen. Wenn uns nun dagegen die Evangelische Allianz, wie der deutsche Ankündiger derselben es ausdrückt, zumuthet, jeden, der die neun Artikel unterschreibt, als „ebenbürtigen christlichen Bruder zu begrüßen", so können wir zwar auf eine solche Weise der Vorstellung oder des Ausdrucks nicht eingehen; denn wir haben unsere eigene Gotteskindschaft nicht wie ein Adelsdiplom schwarz auf weiß in der Tasche, daß wir Andere nach der Ebenbürtigkeit mit uns bemessen dürften. Wohl aber treten wir in der Sache, richtig verstanden, dem bei. Wir sind weit entfernt, uns Einzelner gegen Einzelnen über die Mitglieder irgend einer Evangelischen Gemeinschaft zu überheben, daß wir kraft unsers Lutherthums gottgefälliger und heilssicherer seyen als sie. Ja wir sind auch weit entfernt, von bewährten evangelischen Gemeinschaften, wie die Anglikanische oder die Schottische Presbyterialkirche, zu behaupten, daß sie der Lutherischen nicht ebenbürtig seyen. Wir erkennen es als möglich an, daß jene im Reiche Gottes und vor Gottes Urtheil höher stehen als die unsrige. Denn eine Kirche bleibt doch immer eine Gemeinschaft von Menschen und menschliche Gemeinschaften haben nicht Grund sich über andere zu stellen. Allein wenn man uns zumuthet, wir sollen auch die Lehre Calvins für ebenbürtig halten der Lehre Luthers, dann müssen wir allerdings entschieden Nein sagen. Wir können unmöglich der biblischen Wahrheit gegenüber die Abweichungen von der biblischen Wahrheit für ebenbürtig erkennen.

Es ist ferner richtig, was jenen Berichterstatter so zu entsetzen scheint, daß die Meisten von uns Bedenken tragen, das Abendmahl in einer Kirche zu nehmen, in welcher der wirkliche Empfang des Leibes Christi im Brode geläugnet wird. Daß das aber nicht aus Unduldsamkeit kömmt, geht schon daraus hervor, daß wir mit Reformirten zusammen zu unserem Abendmahl gehen. Man sollte doch bedenken, daß es sich beim Abendmahl nicht bloß um die Gemeinschaft mit den Personen handelt, sondern um die rechte Begehung des Abendmahls selbst. Wir können nun aber das nicht für die rechte der göttlichen Einsetzung entsprechende Begehung des Abendmahls halten, wo jener Glaube geläugnet oder ins Zweifelhafte gestellt wird. Damit ist keineswegs gesagt, daß die Reformirten nicht eben so gut den Leib des Herrn oder nicht mit demselben Seegen empfangen. Gott sieht nicht auf die Richtigkeit der Erkenntniß sondern auf die Treue des Willens. Aber die, welche hierin die Erkenntniß haben, denen kann es nicht zum Heile seyn, wenn sie ihr entgegenhandeln.

Es ist auch richtig, daß wir Lutheraner der Evangelischen Allianz entgegen sind. Aber unser Beweggrund ist weder Feindseligkeit gegen die Theilnehmer, die wir als christliche Bekenner hochschätzen, noch Feindseligkeit gegen die in ihr vertretenen Evangelischen Gemeinschaften, unter denen wir mehrere als in reichem Segen wirkend anerkennen; also nicht Lieblosigkeit oder Ueberhebung. Wir sagen wahrlich nicht: wir Lutheraner sind Abrahams Samen und haben mit euch Samaritern nichts gemein. Sondern wir haben Bedenken gegen die bestimmte Art, in der es hier unternommen wird, das Band christlicher Gemeinschaft darzustellen und zu pflegen, und das ist der Beweggrund unsrer Gegnerschaft. Muß denn aber das Band christlicher Gemeinschaft gerade in der Form der Evangelischen Allianz gepflegt werden?

Wir haben das Bedenken, wenn die Ev. Allianz (wie das in der deutlichen Ankündigung ausgesprochen ist) eine Darstellung der „Gemeinschaft der Heiligen" seyn soll, daß diese Gemeinschaft durch die neun Glaubensartikel viel zu enge eingeschränkt ist, daß dadurch namentlich die Katholiken ausgeschlossen werden. Wir halten es aber nicht für pharisäisch, daß wir uns nicht herausnehmen, die ganze Griechisch- und Römisch-Katholische Christenheit von der Gemeinschaft der Heiligen auszuschließen. — Wir haben das Bedenken, wenn die Evangelische Allianz eine Darstellung der Substanz (des Wesentlichen) der Evangelischen Kirche seyn soll, daß die Substanz der Evangelischen Kirche mit nichten in einigen Artikeln besteht, unter denen selbst wieder mehrere eine verschiedene Deutung zulassen. Die Substanz der Evangelischen eben so wie der Apostolischen Kirche besteht in der Fülle der göttlichen Heilswahrheit, besteht in einem durchgebildeten unzweideutigen Glauben, einer durchgebildeten Lebenssitte. So wurde sie von Luther erkannt, der die ganze vorgefundene Kirche als die eine untheilbare göttliche Stiftung festhielt und nur das Irrige beseitigte und das Eingebüßte wiederherstellte. So wurde sie nicht minder von Calvin erkannt, der auch nicht daran dachte, einige Stücke der geoffenbarten Heilswahrheit abzusondern von den andern und daraus ein Glaubensbekenntniß zu machen. — Wir haben das Bedenken, wenn die Evangelische Allianz nur „eine Vereinigung Evangelischer Christen" seyn soll, die also nur die anwesenden Personen und nicht die kirchlichen Gemeinschaften selbst berührt, daß sie dennoch trotz aller Versicherung und aller aufrichtigen Absicht nach der Nothwendigkeit der Sache selbst zu einer Kirche wird, und zwar nicht zu einem Bündniß unter diesen Gemeinschaften, sondern geradezu zu einer Union zu einer neuen Kirche über ihnen allen. Sie hat bereits die wesentlichen Attributionen einer Kirche. Sie hat ein Glaubensbekenntniß (einen Covenant) an ihren neun Artikeln. Sie hat ein gemeinsames Abendmahl, wie solches im Programm angesetzt ist, das nicht im Namen der Lutherischen oder Reformirten, nicht im Namen der Schottischen Presbyterial- oder der Preußischen Landeskirche, sondern im Namen der Evangelischen Allianz gespendet wird. Sie hat eine Art Kirchenregiment an ihren ständigen Comités, die immer mehr zu erweitern und zu stärken die Absicht ist.

Das sind unsere allgemeinen Bedenken gegen die Evangelische Allianz. Wir haben aber noch besondere als Lutheraner. Wir sind abgehalten, die neun Artikel zu bekennen, weil wir dam

nerkennen, daß der übrige Theil unsers Bekenntnisses außer diesen Artikeln „nicht fundamental", das heißt nicht von Einfluß auf das Seelenheil sey. Unsre Kirche hat ihr Bekenntniß immer als ein untheilbares bekannt, und die Lutherische Theologie hat namentlich den Lehrunterschied über Abendmahl und Sakrament immer für einen fundamentalen erklärt. Wir können daher nicht einige Glaubensartikel für sich allein unterzeichnen, noch dazu solche, die auch zum Theil wieder eine der unsrigen entgegengesetzte Auslegung zulassen. — — Wir sind abgehalten, uns an dem gemeinsamen Abendmahl zu betheiligen. Denn dieses ist eine Vollziehung der Union mit allen diesen sogenannten Evangelischen Denominationen. Nach dem positiven Kirchenrecht unserer Landeskirche ist der Begriff der Union gar ein anderer als der der Abendmahlsgemeinschaft. Das wird selbst wieder verschieden aufgefaßt. Ich verstehe darunter nur die wechselseitige Zulassung zum Abendmahl, denn nur das enthält, wie mir scheint, der Ausdruck der königl. Kab.-Ordre: „der andern Konfession nicht die äußerliche kirchliche Gemeinschaft zu versagen." Eine andere Auffassung ist, daß die Union ein in der Sache selbst gemeinsames, ein confessionell-neutrales Abendmahl in sich schließe. Wie dem aber auch sey, so besteht die Union bei uns nicht in der Einigung der Bekenntnisse, sondern ist mit der Gemeinschaft des Abendmahls vollständig. Wenn also hier unter diesen verschiedenen Denominationen ein gemeinsames, ja sogar ein entschieden neutrales Abendmahl gehalten wird, so ist damit nach unseren Begriffen und unseren Ordnungen die Union mit ihnen allen vollzogen. Man hat uns immerdar zur Beruhigung versichert, daß es sich bei dem Unionswerk ja nur um die Union mit den Deutschen Reformirten handle, die in der Abendmahlslehre nicht auf Zwingli, sondern auf Calvin stehen, die von der Prädestinationslehre zurückgekommen seyen, ja die eigentlich mehr Melanchthonianer als Reformirte sind. Nun sollen wir mit einmal nicht blos mit den Prädestinatianern, mit den Zwinglianern, sondern auch mit den Baptisten unirt werden, ja möglicherweise mit noch andern, die wir gar nicht kennen. — — Endlich finden wir uns auch abgehalten, mit allen den Schößlingen der Reformirten Kirche, mit den äußersten Ausläufern der Reformation einen Bund gegen die Katholische Kirche zu schließen; denn wir sind uns bewußt, zu diesen äußersten Ausläufern der Reformation nicht minder im Gegensatz zu stehen als zur Katholischen Kirche.

Ueber dem allen ist die Evangelische Allianz gar nicht das, wofür sie sich ausgibt: eine unbefangene über der Verschiedenheit aller der sogenannten Evangelischen Denominationen erhabene Gemeinschaft, in welcher sie alle als gleichberechtigt nebeneinander stehen, die Grundsätze und Bestrebungen aller gleiche Geltung haben. Die Evangelische Allianz hat ganz bestimmte Tendenzen, sie steht daher auf Seite der einen Partei unter den Evangelischen Confessionen und Denominationen gegen die andere, und sie hat gerade die der Lutherischen Kirche feindlichen Tendenzen. Sie hat die Tendenz gegen alle „Hochkirchlichen Ansichten", die sie den papistischen

fast gleichstellt, und zu den Hochkirchlichen Ansichten rechnet sie ganz besonders die Lutherische Lehre vom Abendmahl und Sakrament oder doch jedenfalls die Ansicht, welche auf diese Lehre Gewicht legt, und eine Betheiligung am Abendmahl da wo sie geläugnet wird, nicht zuläßt. Die Evangelische Allianz hat die Tendenz gegen jede Nationalkirche, gegen das Band von Staat und Kirche. Wie ich von einem zuverlässigen Zeugen weiß, wurde auf einer der Versammlungen, an der sich viele Mitglieder der Anglikanischen Kirche betheiligt hatten, von dem Vorsitzenden diese Tendenz feierlich proklamit, in Folge dessen dann jene, einer nach dem andern, sich aus der Versammlung entfernten. In Verbindung damit hat sie die Tendenz der unbegränzten Religionsfreiheit, der Anarchie auf religiösem Gebiete. Diese über alle Länder der Erde zu verbreiten ist eines ihrer hauptsächlichsten Ziele, eine ihrer hervorstechendsten praktischen Anstrengungen. Mit diesem Allem steht die Evangelische Allianz feindlich gegen die Glaubensüberzeugungen unserer Kirche und gegen unsern ganzen kirchlichen Bestand. Und doch sollen wir mit ihr gemeinsame Sache machen! Mit einem Worte: die Evangelische Allianz ist nicht eine Evangelische Einheit auf der Grundlage der gleichen Geltung für alle Confessionen und Richtungen in der Evangelischen Christenheit, sondern sie ist eine Evangelische Einheit auf der Grundlage der Prinzipien der Englischen Dissenters. Sollten wir nun die Hand dazu bieten, daß die deutsche Lutherische Kirche in das Lager der Englischen Dissenters übertrete?

Das ist unsere Stellung gegen die Evangelische Allianz und der Grund derselben. Aber um deswillen sind wir nicht minder als die Theilnehmer derselben von dem Gedanken der Gemeinschaft unter allen und insbesondere den Evangelischen Christen durchdrungen. Wir erkennen die Gemeinschaft der Heiligen, die da über allen Confessionen und Kirchen steht, nur daß wir sie viel weiter fassen als es dort geschieht. Denn es ist die Gemeinschaft der Heiligen nicht gebunden an das Katholische Episkopat, nicht an die Lutherische Orthodoxie, nicht an die Calvinische Disciplin, aber auch Gott sei Dank nicht an die neun Artikel der Evangelischen Allianz; sie ist lediglich gebunden an das verborgene Leben in Christus. Von ihr ist darum wahrlich der Katholik, ja ist selbst der Unitarier nicht ausgeschlossen. Keine menschliche Genossenschaft hat Fug darüber Kennzeichen aufzustellen. Nur „der Herr kennt die Seinen." — Wir erkennen aber auch eine sichtbare menschlich erkennbare Gemeinschaft der christlichen Bekenner, und auch diese fassen wir weiter als es dort geschieht. Wer da Christus den Gekreuzigten und Auferstandenen, den Sohn Gottes und Heiland der Welt mit uns bekennt, mit dem ist unser Consensus größer als unser Dissensus. Wir erkennen endlich auch eine Gemeinschaft unter den Evangelischen Confessionen und Kirchen, nur daß wir hier allerdings unterscheiden und auslesen müssen, je nachdem eine jegliche lehrt und je nachdem sie sich erwiesen hat. So erkennen wir namentlich die Bischöfliche

Kirche von England und die Schottische Presbyterialkirche als hochgesegnete Werkzeuge im Reiche Gottes. Wir sind auch demzufolge bereit zu allem gemeinsamen Werk Christlicher Glaubensbethätigung, wenn wir anders dabei nicht unsern Glauben selbst verleugnen sollen. Unser Standpunkt ist der: Wo es Glauben und Bekenntniß und kirchliche Ordnung im Geiste des Bekenntnisses gilt, da haben wir zur Norm unsers Handelns den Gehorsam und die Treue gegen Gott, und können dem nicht vergeben aus Liebe zu den Menschen. Wir können nicht unsern Glauben an das Sakrament des Abendmahls und unsern Gehorsam gegen die göttliche Stiftung desselben aufgeben oder trüben aus Liebe zu den Menschen, um es mit ihnen zu feiern. Aber wo es unser Verhalten gegen die Personen oder gegen die Genossenschaften von Personen gilt, da erkennen wir die Liebe zu den Menschen als Norm unsers Handelns und wollen sie üben aus allen Kräften. Darum gestatten wir uns namentlich unsern christlichen Gegnern gegenüber keinen andern Vorwurf als den der Unklarheit oder der irrigen Erkenntniß.

Ich stelle nunmehr die Frage, ob einer von den geehrten Anwesenden sich aufgefordert findet, das Wort gegen mich zu nehmen?

Geschichte der Urwelt, mit besonderer Berücksichtigung der Menschenrassen und des mosaischen Schöpfungsberichts. Von Dr. Andreas Wagner, Professor der Zoologie und Paläontologie, Mitgliede der Akademie in München, Petersburg, Philadelphia ꝛc. Zweite vermehrte Auflage. Erster Theil. 1857.

(Schluß.)

Die geologischen Resultate wurden nun nicht bloß mit der Genesis, sondern auch mit den Sagen der Völker und den Lehren ihrer Weltweisen verglichen. Mit großer Sorgfalt hat Wagner die Sündfluthsagen mitgetheilt, die der Inder, Assyrer, Babylonier, Aegypter, Chinesen, Japanesen, Griechen, Kelten, der Polarvölker, Mexikaner, Peruaner. Ja auf den Sandwichsinseln, in der Mitte des großen stillen Oceans finden sie sich, sie finden sich unter Völkern, die weit über tausend Meilen von einander entfernt wohnen. Und so viele dieser Sagen erinnern bald dunkler bald heller an die Erzählung der Genesis. —

Aber von jenem ersten Urgewässer, welches vor Erschaffung des Menschen die finstere Erde bedeckte, bis der Schöpfer ihm gebot: „es sammle sich an besondere Oerter, bis man das Trockene sehe", findet sich auch von ihm eine Kunde in den Sagen der Völker? Die Antwort lautet: „Wasser sey das älteste Element, sagen die Chinesen wie die Aegyptier. Wasser waren, diese Welt war ursprünglich Wasser, sagen die Vedas; Wasser sey zuerst von Gott geschaffen, berichtet das alte Hindugesetzbuch Manus, Wasser war des Schöpfers erstes Werk, heißt es in der Sakontala; Alles war ursprünglich Wasser, aus ihm bildete sich die Erde, berichtet Ramayana."

Wenn die Völkersagen hiernach mit Gen. 1 stimmen, so auch — besonders die zuletzt aus Ramayana angeführte — mit der Stelle 2 Petri 3, 5: „Die Erde aus Wasser und im Wasser bestanden durch Gottes Wort." *)

Sowie sich nun die Tradition vom Untergange des Menschengeschlechts, mit Ausnahme Weniger, durch die Sündfluth der Vorzeit, unter so vielen Völkern findet, so auch die Ahnung einer zukünftigen Zerstörung oder Erneuerung der Welt durch Feuer. Das vierte Alter der Welt bezeichnen die Mexikaner als das Alter des Feuers, welches dauere, bis die Welt durch Feuer untergehen werde. Die Inder lehren die künftige Verbrennung der Welt; nach Zoroaster werden einst „die Berge zerschmelzen mit Metallen." Die orphische Kosmogenie, Heraklit und die Stoiker sagten: durch Feuer werde die Welt erneut werden; die Epikuräer: durch Feuer werde sie untergehen. Plinius spricht von dem in den Dingen verborgenen Feuer, das immer herauszubrechen strebe; die Zeit neige sich zum Weltbrande, welchen Vulkane verkündigten. Bei Ovid heißt es: es sey im Schicksal beschlossen, daß eine Zeit kommen solle, da Meer und Erde und die Himmelsburg vom Feuer ergriffen verbrennen werden. An eine Erneuerung der Welt durch Feuer glaubten Deutsche und Skandinavier; den Galliern war der Leichenbrand ein Vorbild des Weltbrandes.

Stimmten die alten Fluthsagen der Völker mit der Genesis überein, so auch ihre Ahnungen einer künftigen Verbrennung mit der Weissagung in der heil. Schrift von der Zukunft, da „die Elemente vor Hitze zerschmelzen und die Erde und die Werke, die darinnen sind, verbrennen werden."**) An die Weissagung einstiger Verbrennung schließt der Apostel die tröstlichen Worte an: „Wir warten aber, sagt er (V. 13) eines neuen Himmels und einer neuen Erde, nach seiner Verheißung, in welchen Gerechtigkeit wohnet."

Alles deutet sonach darauf hin, daß Wasser das herrschende Element der Vorzeit war, dessen Gewalt sich zu Ende neigt, die Macht des Feuers, des Elementes der Zukunft, aber im Wachsthum begriffen sey.

Jeder Moment der Gegenwart ist ein Januskopf, der rückwärts in die Vergangenheit, vorwärts in die Zukunft schaut; in jedem solchen Momente neigen sich Kräfte früherer Zeiten zu Ende und Kräfte der Zukunft werden geboren oder wachsen heran. Hüten wir uns, diese Kräfte zu verwechseln, die

---

*) Τῇ ἐξ ὕδατος καὶ δι ὕδατος συνεστῶσα τῷ τοῦ θεοῦ λόγῳ. Diese Stelle lautet — sit venia verbo — ganz neptunistisch, besonders das συνεστῶσα in der Bedeutung „flüssige Dinge gerinnen machen."

**) 2 Petri 3, 10. 12.

Schwäche des heranwachsenden Jugendlichen mit der Schwäche des Alternden, Anfang und Ende der Zeiten.

Es freut mich sehr, daß ein so gewissenhafter, kenntnißreicher Naturforscher, wie Wagner, dieser geologischen Ansicht beistimmt. Ist sie richtig, so darf es nicht wundern, wenn mehr und immer mehr Feuerzeichen als Vorboten der Zukunft sich zeigen. Nachwehen der Urzeit sind sie nicht. So viele Sagen von den mächtigen Gewässern der Vorwelt haben wir, aber weder das alte Testament berichtet von großen Feuern und Feuerwirkungen der Urzeit, noch Sagen der Völker. —

* * *

Doch ich breche hier ab, besorgt selbst gegen die Warnung Göthes zu verstoßen, welche ich zu Anfang mittheilte, und gegen jene alle hochfahrenden Menschengedanken niederschmetternden Worte des Herrn im Buche Hiob: „Wer ist der, der so fehlet an der Weisheit und redet so mit Unverstand? Gürte deine Lenden wie ein Mann, ich will dich fragen, lehre mich. Wo warest du, da ich die Erde gründete? Sage mirs, bist du so klug? Da mich die Morgensterne lobeten und jauchzten alle Kinder Gottes? Bist du in den Grund des Meeres gekommen, und hast in den Fußtapfen der Tiefen gewandelt? Haben sich dir des Todes Thore aufgethan?" — Den Geologen bleibt ein unabsehbares Feld der Gebirgsforschung. Fort und fort werden sie versuchen, sich durch gegenwärtige Beobachtungen jene Anfänge der Zeit zu vergegenwärtigen, da die Erde und die Welt erschaffen worden. Viele verlieren selbst den Muth nicht, lassen sich nicht irre machen im Streben, das Universum und seine Geschichte zu fassen, wenn sie auch sehen, daß Psychologen und Physiologen über des Menschen Wesen, sein Entstehen, Leben und Sterben seit Jahrtausenden nachsinnen und nachsinnen, ohne ihm auf den Grund zu kommen.

Die Genesis sagt uns im heiligen Lapidarstil nur wenige geheimnißvolle Worte über das Geheimniß der Schöpfung. Als wäre ihm der heiße, gränzenlose Wissenstrieb gleichgültig, offenbart dagegen Gott dem Menschen liebevoll, was er bedarf, um nicht zu verzagen und Seelenfrieden zu finden.

Die Genesis beginnt mit den tröstlichen Worten: Im Anfang schuf Gott Himmel und Erde. Ich bin das A. Und im letzten Buch der h. Schrift, in der Apokalypse, ist der immer wiederkehrende Refrain: Ich bin das A und das O, der Anfang und das Ende spricht der Herr, der da ist und der da war und der da kommt, der Allmächtige. —

Mit solchen gewaltigen Gottesworten beginnt und endet die Bibel. Wer sie im Glauben zu Herzen nimmt, der hat das beste, gewisseste Theil erwählet, ein unerschütterliches Vertrauen auf des guten Gottes ewiges Regiment; muß er auch in dieser Zeitlichkeit auf ein ganz klares und gewisses Verständniß der dunkeln Geschichten der Vergangenheit und der ebenso dunkeln prophetischen Geschichte der Zukunft verzichten.

K. v. R.

Nachrichten.

Die Frühjahrsconferenz des Evangelisch-Lutherischen Vereins in Pommern.

Am 13. Mai hielt der oben bezeichnete Verein an seinem gewöhnlichen Versammlungsorte Naugard seine Frühjahrsconferenz. Obwohl ich den Lutherischen Vereinen seit ihrer Entstehung im Jahre 1848, auch der Provinz schon seit einiger Zeit angehöre, so war es mir bisher doch nicht möglich gewesen, einer Conferenz dieses Vereines beizuwohnen. Mit um so größerem Interesse bin ich denn diesmal dem Bruderkreise zugeeilt, zumal auch die Tagesordnung bedeutsame Vorlagen ankündigte; und gern, ja mit dankbarem Herzen erfülle ich, nachdem der gesegnete Tag hinter mir liegt, das Versprechen, unserer lieben Ev. K. Z. ein kurzes Referat zuzufertigen.

Inzwischen bitte ich die Leser, nur ein solches, ja nur eine Resonanz der empfangenen Eindrücke zu erwarten, nicht eine Mittheilung von Rede und Gegenrede. Eine solche könnte ich nicht geben, am allerwenigsten eine Darstellung der Discussion über die Euenschen Thesen. Dagegen möchte ich aus mancherlei Gründen gern, sehr gern den Geist zeichnen, der die Versammlung von Anfang an trug. Helfe Gott, daß es gelinge!

Wir traten der Tagesordnung gemäß um 9 Uhr Vormittags zusammen. Es mochten, einige liebe Gäste eingerechnet, etwa 50 Brüder gegenwärtig seyn, außer etlichen Patronen, zumeist Pastoren. Die weiten Entfernungen, der Mangel an Eisenbahnen und schlechte Wege machen es den Pommern schwer, sich regelmäßig an den Vereinsconferenzen zu betheiligen. Dennoch war auch von der Mecklenburgischen Gränze her ein Bruder erschienen. Es hat sich mir aber allerdings die Frage aufgedrängt, ob die Brüder nicht doch besser thäten, Stettin zu ihrem Versammlungsorte zu wählen.

Unmittelbar vor Beginn der Conferenz ging die Nachricht ein, daß ein theures Mitglied des Vereins zu den separirten lutherischen Brüdern übergetreten sey.

Die Eröffnung geschah mit dem Gesange des Liedes: Verzage nicht, du Häuflein klein ꝛc. und mit Vorlesung des 132sten Psalms. Schon die Wahl jenes Liedes und dieses Psalms, mehr noch das an den letzteren sich anschließende und von demselben durch und durch getragene Gebet charakterisirte die Herzensstellung, in welcher wir uns begegneten; und wer in dieser Stellung nicht gekommen wäre, den hätte dieser Eröffnungsact dahinein versetzt. Die eben eingegangene, schon erwähnte Nachricht übte dabei ihren Einfluß. Ein tiefer, tiefer Ernst, eine bange, innige Sorge um Zion, die Wohnung des Mächtigen Jakobs, ein ungeheuchelter Bußschmerz durchging die Versammlung.

Mischt sich in diese Schilderung vielleicht schon der Gesammteindruck, den ich davongetragen, so hat an diesem allerdings die nun folgende Ansprache des Vorsitzenden, Superintendenten Meinhold, den wesentlichsten Antheil. Sie stand in wundersamem Einklange mit dem vorangegangenen, von zwei anderen Brüdern geleiteten Eingangsacte; der Geist motivirte jetzt seine im Psalm und Gebet ausgesprochenen Klagen, Bitten, Seufzer. Und doch war der Vortrag, wenn ich nicht irre, concipirt; wenigstens ist er aufs sorgfältigste, stellenweise bis aufs Wort, vorbereitet gewesen, eine Gewissenhaftigkeit, die wir an dem an sich so besonnenen, klarsehenden Bruder besonders anerkennen müssen, während sich darin zugleich die gnädige Zucht des Geistes spiegelte, welche die Versammlung, wie sie derselben heute vornehmlich bedurfte, von Anfang bis zu Ende in der tröstlichsten Weise erfuhr.

Erforderten die Gegenstände, über welche zu berichten war, an sich den höchsten Ernst, so war diese Forderung durch die augenblickliche Stellung der lutherischen Vereine überhaupt und des Pommerschen insbesondere doppelt gesteigert. Es war von Thatsachen zu handeln, die das Auge leicht trüben, das Herz leicht erbittern konnten, und die Aufgabe des Berichterstatters war eine sehr schwierige, denn es galt neben der Wahrheit und neben der Treue gegen das Bekenntniß die maaßvollste Discretion. Es konnte nicht verschwiegen, es mußte eingestanden werden, daß die lutherischen Vereine in neuerer Zeit ein Odium auch Seitens des Kirchenregiments auf sich geladen hätten, daß man ihre Thätigkeit mit Mißtrauen zu beobachten scheine. Anträge waren ohne Antwort geblieben; mehrere Schritte des Vereins hatten Rügen zur Folge gehabt. Insbesondere war es nicht zu übergehen, wie sehr sich der Horizont für die Sache des Bekenntnisses in den Verhandlungen der General-Conferenz umwölbt habe. Andererseits forderte es das im Princip des Vereins liegende Interesse an der Landeskirche, ebenso die Rücksicht auf den im Regiment der Kirche durch Gottes Gnade waltenden Geist und auf die eben dort für unsere Sache immer noch vorhandenen Sympathieen, und abgesehen von diesen Gründen das den lutherischen Vereinen besonders ins Gewissen geschriebene vierte Gebot, das Vertrauen zu den kirchlichen Obrigkeiten grade jetzt zu bewähren. Endlich aber konnte in dem allen die Zuversicht zu dem göttlichen Rechte des Bekenntnisses sich heute am wenigsten verleugnen. Das also waren die drei Factoren, um deren Fusion — daß ich mich dieses Ausdrucks bediene — es sich in dem Vortrage handelte. Der Herr sey gelobt für die Leitung und Bewahrung, welche Er den lieben Berichterstatter sichtlich erfahren ließ! In möglichst objectiver, durchaus leidenschaftsloser Weise stellte er die Thatsachen hin und entwickelte daraus die dermalige Stellung der lutherischen Vereine, nirgends die Katechismuserklärung zum achten Gebote vergessend, vielmehr in oft rührender Aufrichtigkeit übend; und einen wie tiefen Ernst die Rede auch athmen mußte, ich erinnere mich dennoch auch nicht Eines bittern Wortes, das in sie eingeflossen wäre. Dagegen erkannte der Vortragende in den erwähnten Erfahrungen der lutherischen Vereine eine dringende Aufforderung an eben diese zu ernster Selbstprüfung, zu nochmaliger Frage nach ihrer Berechtigung, insbesondere zu gewissenhafter Erwägung, ob nicht — und inwiefern das Mißtrauen der Behörden verschuldet sey; und ich kann allerdings nur betheuern, mit welcher Ehrlichkeit auf diese Selbstprüfung sofort eingegangen wurde; ich hätte aber wohl gewünscht, die, welche so mißtrauisch auf uns sehen, wären gegenwärtig gewesen. Zuvörderst würde die liebenswürdige Demuth

und Aufrichtigkeit, mit welcher der Vorsitzende sich selbst, seine eckige Art, wie er sich ausdrückte, und die davon etwa ausgegangenen Verstöße anklagte, alle redlichen Leute bedeutend umgestimmt haben. Und wenn sie dann weiter gehört hätten, wie der Vortrag, absehend von allem Rechtsboden, den uns etwa die bürgerliche Gesetzgebung unterbreiten möchte, für die Berechtigung der lutherischen Vereine lediglich das gute Recht des lutherischen Bekenntnisses anrief, von hier aus aber — im Hinblick auf die Bedrängniß, welche jenes Recht erfahren hat und immer wieder erfährt, in beweglicher, ergreifender Erinnerung an die mühselige und vergebliche Ritterschaft, in welcher wir als disjecta membra für die Erbauung unserer Gemeinden auf dem Grunde des väterlichen Bekenntnisses ringen — das Zusammentreten und Zusammenbleiben der lutherisch Gesinnten einerseits als ein nothwendigen, naturgemäßen Act der Lebensbethätigung und des Selbsterhaltungstriebes nachwies, der doch andererseits in unsern Christen- und Amtsberufe, auch in Matth. 18, 19 und 20 seine Sanction habe, ich meine, wenn diejenigen, welche den Vereinen mißtrauen, Ohrenzeugen dieser Rede — und ich setze sogleich hinzu, Augenzeugen der Versammlung gewesen wären, das Wort wäre, wie es von Herzen kam, auch ihnen zu Herzen gegangen und sie hätten ihr Urtheil über uns wesentlich geändert. Sie hätten auch den nachfolgenden Fragen, ob nicht die Strömung der Zeit, das Centralisationsstreben dem die lutherischen Vereine allerdings im Wege stehen, ob nicht der Unionsenthusiasmus jenes Mißtrauen zum Theil doch eingegeben habe, nicht nur die Verlautbarung gestattet, sondern auch das Gewissen geöffnet. Wir können ja nicht leugnen, wie es auch eingestanden wurde, daß nicht der Schein nur auf uns laste, daß auch die Gefahr, eine ecclesia in ecclesia, ja eine Behörde seyn zu wollen, für uns vorhanden sey, ja daß wir der letzteren hie und da verfallen seyn mögen. Es ist aber, wenn es geschehen ist, unwissentlich und in treuer Sorge für die von uns vertretene Sache geschehen, und es ist nicht Eigensinn und nicht Ueberhebung, von welchen die lutherischen Vereine zusammengehalten und ihre Schritte geleitet werden. Dessen bin ich aufs Neue gewiß und froh geworden, wie denn die nun folgende Besprechung des vorgeschlagenen Programms für die Wittenberger Conferenz diesen tröstlichen Eindruck nicht wenig gestärkt hat.

Vor Allem gilt dies von der Verhandlung, welche A. a. die Programms veranlaßte. Es war von höherer Stelle her an den Vorsitzenden eine Verfügung gekommen, welche die Besprechung der bezeichneten Frage als unstatthaft untersagte. Wir können den bösen Schein, welchen die Fassung dieser Frage erweckt, nicht in Abrede stellen und ziehen aus diesem Grunde das Recht der Behörde zu jener Verfügung nicht in Zweifel. Insofern dort von einer „Stellung der luth. Vereine“ die Rede ist, gewinnt es das Ansehen, als handle es sich eventualiter um einen planmäßigen, geordneten Widerstand der lutherischen Vereine als solcher gegen Schritte des Kirchenregiments. Etwas Anderes ist die Frage, ob die Lutherischen in der Landeskirche nicht das Recht haben, wie ihnen ihr Bekenntniß jedenfalls die Pflicht auferlegt, darauf zu denken, wie sie den in der Frage angedeuteten Eventualitäten auf geordnetem Wege vorbeugen möchten. Doch so war die Frage eben nicht gestellt, und ich danke Gott für den Sinn, mit welchem das Verbot aufgenommen wurde. Es wurde wohl und nicht ohne Wehmuth durchgefühlt, auch von einer Seite her ausgesprochen, wie man durch dergleichen Verbote den Vereinen das Leben abschneiden könne. Andererseits versetzte man sich — wenn irre ich nicht, so that es Br. M. selbst — der qu. Frage gegen-

in die Lage der Behörde, und als der Genannte erklärte, daß er eine Debatte über diese Frage nicht gestatten könne, war die Versammlung durchaus einverstanden, daß sie sich im vorliegenden Falle der ergangenen Verfügung unbedingt zu unterwerfen habe. — Ueber die andern Punkte des Programms waren Seitens des Vorsitzenden nur Erklärungen abzugeben und ein kurzer brünstiger Seufzer, wie ihn die ersten Verhandlungen ins Herz und auf die Lippen gaben, schloß die Vormittagsconferenz, an welche nach kurzer Pause die Discussion über die Thesen des Superintendenten Cuen sich anknüpfte. —

Was nun diese Thesen anlangt, so muß ich dieselben vor Allem den Lesern dringend zur Beachtung empfehlen. Sie sind sachlich und in ihrer dialectisch geschlossenen Form von hohem Interesse. Jedenfalls gehen sie von einem der lutherischen Dogmatik anhaftenden und schon seit einiger Zeit tief und immer tiefer empfundenen Bedürfnisse aus. Es handelt sich darin um die heilsökonomische Bedeutung der Sakramente, um ihre richtige Stellung in der Heilslehre, insbesondere um ihr Verhältniß zur Rechtfertigung durch den Glauben. Ob nun der theure Br. E. diese Frage ebenso sachlich richtig gelöst hat, als es von seinen ersten vier Antithesen aus dialectisch scharf geschehen ist, darüber mag und wird man mit ihm rechten, wie es denn geschehen ist. Bedenklich ist auch mir seine Trennung „der Gabe des Herrn, nämlich der Glaubensgerechtigkeit" von der Person, dem „Ich" des Herrn; und noch bedenklicher der Gebrauch dieser Scheidung für die Lösung seiner Frage. So möchte ich auch noch über Anderes, z. B. über seinen Begriff des Fundamentalen, meine Bedenken aussprechen. Doch — er wird sich bei dem hohen Interesse der von ihm angeregten und jedenfalls geistvoll geführten Disputation ohne Zweifel sehr bald mit geschickteren Opponenten in den Schranken sehen. Dagegen wird ihm für Antithese 5 u. 6 gewiß der volle Consensus der Lutherischen Kirche zufallen müssen. Und hätte die Discussion von diesen Antithesen ihren Ausgang genommen, so würde sie, nach meinem Dafürhalten, einen geordneteren, ersprießlicheren Fortgang gefunden haben. Freilich lag der Grund, daß sich bei Antithese 1 ein ganzer Chor wider ihn erhob, zum Theil darin, daß wir für Speculation und Dialectik weder gleich beanlagt, noch gleich geschult sind. Andererseits aber haben diese ersten Antithesen etwas zu Frappantes und für die in den Erfahrungen und Traditionen der Gegenwart herangewachsenen Gläubigen etwas zu Beängstigendes, als daß sie nicht sofort entschiedenen Widerspruch hätten erfahren sollen; und es ist mir — ich gestehe es, erbaulich und tröstlich gewesen, zu sehen, mit wie vollem Herzen und mit wie muthigem Worte eine ganze Reihe von Brüdern für die „sola fides" als pro ara et foco in die Schranken traten. Und wenn die Discussion zu einem Resultate nicht geführt hat, so danke ich doch Gott dem Herrn von Herzen auch für diese Stunde, nämlich für die Gaben und Zeugnisse, die Er mich sehen und hören ließ. —

Eins ist mir aufs Neue gewiß geworden und ich sage es hier frei heraus, dies nämlich, daß die Landeskirche in den lutherischen Vereinen bedeutende, vielleicht ihre besten Kräfte hat, daß Leben, gesundes Leben in ihnen ist, daß diejenigen irren und unrecht thun, welche in diesen Vereinen nur Repristinanten, nur einen wiederkehrenden starren, todten Dogmatismus sehen, daß alle diese anders urtheilen würden, wenn sie tiefer, zumal persönlich in jene Vereine hineinsehen wollten, und daß es, gelinde gesprochen, ein großer Schaden für unsere bei allen Gebrechen reichbegnadigte Kirche wäre, wenn sie hinausgedrängt würden. Gott wird es in Gnaden verhüten, wie

Er die bei Tische in selbstverleugnender Liebe gesprochene, bewegliche Bitte des lieben v. Th. schon gesegnet haben wird.

Aus Bayern.

Die kirchlichen Bewegungen in Bayern.

II. *)

Ihre nächsten Wirkungen und Folgen von der Nürnberger Adresse an.

Nachdem die Adresse an Se. Majestät den König abgegangen war, gaben sich die Unternehmer und Unterzeichner der Hoffnung hin, daß sofort eine Zurücknahme der Oberconsistorial-Erlasse und Wiederabschaffung der auf liturgischem Gebiete in neuerer Zeit eingeführten Aenderungen erfolgen werde. Ehe aber ein Bescheid irgend welcher Art von Allerhöchster Stelle erging, erließ das Oberconsistorium unterm 8. Nov. eine „Ansprache an die gesammte Geistlichkeit evang. luth. Bekenntnisses in Bayern", welche am 18. Nov. in Nürnberg eintraf und sofort bei dem Buchdrucker Sebald zu haben war. Dieselbe verbreitete sich in würdevoller, aber durchaus milder Weise über die Stellung des Kirchenregiments, das auf den Namen eines evangelischen Anspruch mache, überhaupt, sodann über die des Bayerischen und dessen Verhältniß zu den bereits getroffenen oder vorbereiteten Maßnahmen. Mit großer Klarheit sind darin die ächt evangelischen Grundsätze entwickelt, welche das Oberconsistorium für sich selbst als bindend betrachtet und die es daher auch in der Kirchenleitung zur Geltung zu bringen sich verpflichtet hält. Alle die einzelnen besonders angefochtenen Punkte, wie das neue Gesangbuch, die Gottesdienstordnung, Agendenkern und Katechismus, Beichtordnung, Kirchenzucht werden darin auf eine so überzeugende Weise besprochen, daß alle diejenigen, denen es um eine wirklich evangelische Belehrung zu thun war, falls sie etwa sich zuvor hatten beunruhigen lassen, nothwendig hätten zufriedengestellt und beruhigt werden müssen. Aber leider — und das charakterisirt eben die ganze Bewegung — war es den Wenigsten unter den Theilnehmern um wirkliche Belehrung zu thun. Der Rationalismus ist überall, im Süden wie im Norden Deutschlands und außerhalb Deutschlands derselbe, die Theologie des natürlichen Menschen, der Beschränktheit der unerleuchteten Vernunft, die Alles verwirft, was sie nicht begreift. Leute dieser Richtung — und zu ihr gehören vornämlich in den Stadtgemeinden gar Viele, die nie das Wort Rationalismus ausgesprochen oder gehört haben — haben nicht nur kein Verlangen nach einer gründlichen aus Gottes Wort geschöpften, auf dem Bekenntniß der Kirche ruhenden Belehrung über Sachen des Glaubens, sondern sie sind ihr grundsätzlich oder instinktmäßig abhold. Ihnen war die Ansprache zu theologisch, zu tief, als daß sie sich mit ihr so leicht hätten befreunden können; zu lang — 22 Seiten in groß Octav gedruckt — als daß man von ihnen auch nur ein aufmerksames Durchlesen hätte erwarten können. Sie wurde daher auch verhältnißmäßig, wenn man aus der großen Zahl der Unterzeichner der Adresse einen Schluß auf das gesteigerte Interesse der Protestanten an den Angelegenheiten ihrer Kirche zu machen sich

---

*) In dem ersten Artikel muß es S. 476 Z. 4 v. o. statt fünf Laien heißen: zwölf Laien.

berechtigt hielt, nur wenig gekauft, am wenigsten gelesen und beherzigt von denen, von denen sie veranlaßt war, am meisten, fast ausschließlich von denen, welche keiner Beruhigung bedurften, weil sie durch die Maßnahmen des Oberconsistoriums nicht beunruhigt worden waren. Damit soll der Ansprache ihre gesegnete Wirkung auf Befestigung und Stärkung vieler wohlmeinender, aber doch noch schwankender und unsicherer Gemüther unter Geistlichen und Laien nicht in Abrede gestellt werden. Gewiß hat sie diese Wirkung vielfach gehabt, und auch bei uns konnte der Segen nicht ausbleiben, der für ernstere, aber in der Erkenntniß vielleicht weniger befestigte Seelen aus der durch den Widerspruch hervorgerufenen allseitigen Beleuchtung und tiefern Begründung der Wahrheit entspringt. Es ist dies ja im Grunde der einzige Weg, auf welchem ein ächt evangelisches Kirchenregiment auch die heilsamsten Anordnungen zum Eigenthum der Kirche werden lassen kann. Aber auf die große Menge, die man in Bewegung gesetzt hatte, wirkte die Ansprache nicht. Es war daher, richtig verstanden, nicht unwahr, was bald nach dem Erscheinen der Ansprache in öffentlichen Blättern zu lesen war, daß durch dieselbe die Gemüther keineswegs beruhigt worden seyen. Allerdings, diejenige Beruhigung, welche von rationalistischen, lichtfreundlichen Protestanten begehrt wurde, konnte diesen von einer Kirchenbehörde, die nicht Christum und sein Evangelium verleugnen wollte, nimmermehr zu Theil werden. Was dem Oberconsistorium zum Vorwurfe gemacht wurde, gereicht ihm zum Lobe. Die Massen, die man zur Betheiligung in Bewegung gesetzt hatte, wurden also nicht befriedigt. Die Stimmführer sagten es ihnen in den Zeitungen, daß sie nicht befriedigt seyn könnten, und dadurch waren sie der Mühe überhoben, die Ansprache selbst zu lesen. Sistirung war darum die Forderung, welche fort und fort vor dem Bescheid der Allerhöchsten Stelle wiederholt wurde, ohne daß freilich die Fordernden, wenn sie befragt wurden, was denn eigentlich sistirt werden solle, genügende Antwort zu geben gewußt hätten.

Inzwischen waren aber auch die kirchlich Gesinnten in Nürnberg nicht unthätig gewesen. So wenig sie Freunde des Adressewesens waren, und obwohl sie wußten, daß der König dergleichen Petitionen keineswegs wohlgefällig ansehe und aufnehme, so glaubten sie doch nicht völlig schweigen zu können, und das um so weniger, als die Gegner sich herausgenommen hatten, im Namen der gesammten evang.-luth. Einwohner Nürnbergs zu reden; eine Anmaßung, die als berechtigt erschienen wäre, wenn von keiner Seite dagegen Verwahrung eingelegt worden wäre. Als Gegenerklärung mußte daher die Eingabe der kirchlich Gesinnten sich selbst bezeichnen. Sie ist kurz, und Referent will es sich nicht versagen, sie wörtlich mitzutheilen. Sie lautet:

„Mit großem Bedauern haben wir die allerunterthänigstunterzeichneten Glieder der protestantischen Kirchengemeinde hiesiger Stadt aus öffentlichen Blättern ersehen, daß an Eure Königliche Majestät von einer Anzahl unserer Mitbürger, die sich herausnimmt, im Namen sämmtlicher Einwohner Nürnbergs zu sprechen, wegen neuerlicher Verfügungen des Königl. Oberconsistoriums eine Eingabe gemacht worden ist, in welcher Beschwerde wegen Verletzung verfassungsmäßiger und kirchlicher Rechte vor dem Thron Eurer Königlichen Majestät erhoben werden will. Wir beklagen solchen Schritt, wei schon durch die im Wege der möglichst größten Oeffentlichkeit erfolgt Aufforderun; zur Betheiligung an demselben viele Gemüther beun ruhigt und verleitet wurden, ihre theuersten Güter für wirklich ge fährdet zu erachten, wie auch die erwähnte Beschwerdeschrift darzule gen versucht und hiedurch die, zwar keineswegs aller Orten, wie dor behauptet wird, wohl aber leider in unserer Stadt sich zeigende Aufregung noch vermehrt.

Wir befürchten nun freilich nicht, daß Eure Königliche Majestät die erhobene Beschwerde irgend für gegründet erkennen werde, da je die Entschließungen, gegen welche dieselbe gerichtet ist, nichts enthal ten, was unserm theuern evangelischen Glauben und Bewußtseyn oder unserer Kirchenverfassung zuwider wäre, vielmehr vom Königl. Oberconsistorium nur in Ausübung seiner verfassungsmäßigen Rechte und lediglich in Folge der Anträge und Beschlüsse der letzten General Synode als der gesetzmäßigen Vertretung unserer Kirche Eurer Königlichen Majestät zur Genehmigung vorgelegt und von Allerhöchstden selben genehmigt worden, oder aus Allerhöchst genehmigten geflosser sind, da sie ferner alle bloß äußerlichen polizeilichen Mittel auf kirchlichem Gebiete selbst entschieden verwerfen und überhaupt den Gemeinden gegen den Willen ihrer gesetzlichen Organe nichts aufdrin gen wollen, sondern überall den bestehenden Verhältnissen schonend Rücksicht angedeihen lassen.

Ebenso wenig besorgen wir daher auch, daß es den Beschwerdeführern gelingen werde, das Vertrauen Eurer Königlichen Majestät in die Männer, denen Allerhöchst Ihre Weisheit die Leitung der Protestantischen Kirche in Bayern zu übergeben geruht hat, durch di gegen dieselben vorgebrachten Verdächtigungen zu erschüttern, oder wankend zu machen.

Gleichwohl aber müssen wir gegenüber den Beschwerdeführern — und zwar ganz besonders deshalb, weil dieselben im Namen der ganzen evangelisch-lutherischen Einwohnerschaft Nürnberg's, also auch in unserm Namen aufzutreten wagen, ohne doch im Geringsten weder von uns, noch von den vielen dazu ermächtigt zu seyn, die jeden öffentlichen Auftreten abhold, in Ruhe die Entscheidung den competenten Behörden überlassen — es für dringende Pflicht erachten, unsere durchaus abweichende Ueberzeugung vor Eurer Königlichen Majestät allerehrfurchtsvollst und freimüthig dahin auszusprechen, daß wir nicht nur die erhobene Beschwerde für gänzlich unbegründet halten sondern daß wir Eurer Königlichen Majestät den wärmsten Dank schulden für die weise Fürsorge, welche Allerhöchstdieselben der Protestantischen Kirche in Bayern angedeihen lassen, und welche grade auch in der Wahl der ausgezeichneten Männer sich kund gibt, die von Eurer Königlichen Majestät in das Oberconsistorium berufen worden sind. Von dieser unserer obersten Kirchenbehörde aber, die schon so viel zum Heil unserer Kirche gewirkt hat, hegen wir die zuversichtliche Hoffnung, daß sie den Geist ächt evangelischer Milde welcher neben dem unerläßlichen Ernste in ihren Anordnungen sich zeigt, bei dem Vollzuge derselben also walten lassen werde, daß kein wirklich wohlmeinendes Glied unserer Kirche über die Anwendung derselben Klage zu führen gerechte Ursache haben wird."

(Schluß folgt.)

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz. Druck von Trowitzsch und Sohn.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1857. Mittwoch den 24. Juni. № 50.

...r. Martin Luther's sämmtliche Werke. Erlangen, C. Heyder, 1826 bis 1857. Bd. I bis LXVII.

Die erste Ausgabe der Deutschen Schriften D. Martin ...uther's ist noch bei Lebzeiten des Deutschen Kirchenreforma...rs begonnen worden. In der Vorrede dazu mahnt er auf ...s ernstlichste und gewissenhafteste, Gottes Wort und Men...hen Wort wohl zu unterscheiden, wiewohl das Menschen Wort, ihm nur Gottes Wort zum Grunde liege, auch gar nützlich ...d nöthig sey. In Beziehung auf seine eigenen Schriften, die sehr heruntersetzt, weil sie damals überschätzt wurden, spricht eine doppelte Prophezeihung aus, nämlich erstens, „daß mit ...r Zeit meine Bücher werden bleiben im Staube vergessen", ...d zweitens, daß zunächst und am meisten das Gute darin ...erschwiegen werden werde, „sonderlich wo ich etwas Gutes ...rch Gottes Gnade geschrieben habe." Die letzte Voraussage ...t insofern sich erfüllt, als so oft einzelne menschliche Aus...ssungen des großen Mannes, noch dazu außer ihrem Zusam...enhange, besonders hervorgehoben, die gewaltigsten Glaubens...ugnisse hingegen verschwiegen werden oder auf einen engeren ...eis beschränkt bleiben. Dagegen hat es längere Zeit gedauert, ...e die erste Voraussage sich erfüllet oder ihrer Erfüllung sich ...hert. Denn zunächst ist der Wittenberger Ausgabe der ...mmtlichen Werke D. Luthers (1539—1559) die Jenaer ...555—1558), dieser die Altenburger (1661—1664), der ...tenburger die Leipziger (1724—1740), und der Leipziger ...: Hallesche oder Walchsche (1740—1750) nachgefolgt. ...aneben und später sind mancherlei Auszüge veranstaltet, und ...sonders die Postillen und Predigten für sich herausgegeben ...orden. Aber unserm Jahrhundert ist auch die vollständigste ...d korrekteste Ausgabe der sämmtlichen Deutschen Schriften ...Luthers vorbehalten geblieben: und dieß ist die Erlanger. ...ie ist im J. 1826 mit der Hauspostille eröffnet und erst in ...esem Jahre 1857 mit dem vollständigen Register geschlossen ...orden. Aber eben an dieser gründlichen Sammlung, für die ...ir nicht genug danken können, scheint sich auch D. Luthers ...eite Voraussage mehr und mehr zu bestätigen. Darauf deutet ...e sehr geringe Ausstattung, die diesem bedeutenden Werke nur ...t werden können: allein das möchte dem Reformator wohl ...ade recht seyn. Darauf deutet aber auch die geringe Nach...age; der Absatz ist so gering, daß zur Zeit noch nicht einmal die Kosten haben gedeckt werden können. Und dieses Loos trifft in Deutschland selbst die Werke des Mannes, auf den wir Deutsche, wenigstens die Evangelischen, insgemein so stolz sind!

Es ist wohl zu merken, daß uns in dieser Ausgabe nach den ausdrücklichen Ankündigungen vom J. 1826 und 1827 ein revidirter Text nach den ältesten Ausgaben geboten wird, wie wir ihn bis jetzt in keiner Gesammtausgabe besaßen, während so viele Gelehrte seit Jahrhunderten um die Textrevision der alten Klassiker unabläßig sich bemühen. Dagegen sind in dieser neuen Ausgabe alle fremde Schriften, die in früheren Sammlungen Eingang gefunden, streng ausgesondert worden, es sind auch nur die Deutschen Schriften aufgenommen, nicht die aus dem Lateinischen verdeutschten. Historische Einleitungen und literarische Nachweisungen über die einzelnen Schriften und deren bisherige Ausgaben dienen zu mehrerer Verständigung. Die ganze Sammlung zerfällt in vier Abtheilungen, in die 1. homiletisch-katechetischen, 2. reformations-historischen und polemischen, 3. exegetischen, und 4. vermischten Schriften.

Daneben sind von den lateinischen Werken die exegetischen bis jetzt in 23 Bänden erschienen — 1829 bis 1844 —: für dieses Jahr sind wieder zwei Bände in Aussicht gestellt worden: jedenfalls werden noch mehrere Jahre vergehen, ehe die sämmtlichen lateinischen Werke gedruckt seyn werden.

Außerdem ist auch eine für Viele sehr wünschenswerthe Uebersetzung der lateinischen Schriften in Aussicht gestellt, aber, so heißt es in der Ankündigung, „es hängt von einer lebhafteren Theilnahme des Publikums an dem Unternehmen ab."

So gering ist also die Theilnahme geworden, daß Luthers Werke kaum in dem ärmlichsten Gewande sein Andenken unter „seinen lieben Deutschen" erhalten können! Luther spricht so recht eigentlich „zu seinen lieben Deutschen" — (Bd. XXV), zu ihren Obrigkeiten, zu den Deutschen Fürsten und zu dem Adel Deutscher Nation, er wendet sich auch „an die Bürgermeister und Rathsherren aller Städte Deutsches Landes" — (Bd. XXII) — absonderlich aber an die Geistlichen und Pfarrherren, an die Gemeinden und ihre Kirchen. Er hat auch selbst seine Schriften in ein Register gebracht, und auf den Unterschied der späteren von den früheren ausdrücklich aufmerksam gemacht, er hat insbesondere, wie einst Augustinus, der Antilogien und Retractationen sich nicht ge-

schämt, wie sie aus dem Wachsthume in der Erkenntniß von selbst erwachsen — (Bd. LXIII. S. 327) —: aber er hat nicht minder das Ziel vorgehalten, worauf es allein abgesehen sey, nämlich „daß die heilige Schrift und die göttliche Wahrheit an den Tag komme", und Gott in allen Dingen gepreiset werde. Dazu gehört insbesondere die Deutsche Bibel, die wir ihm auch verdanken.

Seit dem Beginne dieser neuen Erlanger Sammlung sind über dreißig Jahre verstrichen: es hat nicht an vielen Schwierigkeiten und Mühen gefehlt, um wenigstens mit den Deutschen Schriften zu einem Abschlusse zu kommen. Nunmehro dürfen wir nicht allein wünschen, sondern auch — schüchtern hoffen, daß endlich die große Bedeutung des Erlanger Unternehmens für die Schriften Luthers mehr und mehr zu der längst verdienten Anerkennung gelangen werde, wenn wir auch weit entfernt sind, die Lutherischen Schriften mit den Lutherischen Kirchenbekenntnissen zu identificiren. Vielleicht ist, so wagen wir zu hoffen, die Zeit nicht mehr fern, daß wenigstens in allen zum allgemeineren Gebrauche bestimmten Bibliotheken, größeren und kleineren, auch in städtischen und kirchlichen nicht allein die deutschen, sondern auch die lateinischen Schriften des Deutschen zu finden seyn werden.

Jetzt müssen wir aber auch dankbar die Männer nennen, welchen seit etlichen dreißig Jahren das Hauptverdienst an der ganzen Unternehmung gebührt: es sind zwei Erlanger Pfarrer bei der Hauptkirche zu Neustadt-Erlangen, welche hintereinander dasselbe geistliche Amt begleitet haben: zuerst D. J. G. Plochmann, dann und zumeist und noch jetzt D. J. K. Irmischer.

In eben dieser Ausgabe finden wir auch von den kirchlichen Bekenntnißschriften die von D. Luther deutsch verfaßten, nämlich die beiden Katechismen vom J. 1529, in ihrer ursprünglichen Gestalt — Bd. XXI — und die Schmalkaldischen Artikel vom J. 1537, wie sie zuerst im J. 1538 zu Wittenberg gedruckt worden sind — Bd. XXV —. Von den 95 Thesen bekommen wir dagegen hier nichts zu lesen, denn sie sind ursprünglich lateinisch verfaßt, und sind daher, will's Gott recht bald, in der Folgeordnung der lateinischen Schriften, und demnächst in den Uebersetzungen der letzteren nebst anderen Werken zu erwarten: dagegen finden wir unter den polemischen Schriften — recht für unsere Zeiten — auch die Zeugnisse wider die Türken sammt der Heerpredigt — XXXI. LXV. —, und unter den vermischten Schriften die deutschen Briefe und die Tischreden, desgleichen Vorreden, Randglossen, Denkblätter, Gebetlein, Grabes- und Trostschriften, auch etliche Geschichten, Gutachten und Bedenken, auch die unvergänglichen geistlichen Lieder, so gewaltig als lieblich, nicht minder — allerlei Fabeln des Aesopius, die zum Theil auf der Wartburg entstanden sind, (LXIV. 324 fl. 349 fl.), in reichster Vollständigkeit mit der Literatur darüber. Dies alles, wie verschiedenartig es sey, gehört wirklich zusammen, um den Mann ganz kennen zu lernen, der die Zeit so mächtig bewegt hat, daß sie davon noch bewegt wird. Es steht zu behaupten, daß wir jetzt von D. Luther mehr besitzen, als die Zeitgenossen, und daß uns au durch die neuesten nur zu wenig anerkannten Bemühungen vo Luthers Nachlasse mehr zugänglich geworden ist, als den u mittelbaren Erben und den früheren Generationen: aber wü digen und benutzen wir's auch, wie diese?

Kurfürst Johann Friedrich von Sachsen, der Groß müthige, las nächst der heil. Schrift hauptsächlich Luthers Schrif ten, und zwar immer von Neuem mit Ernst und Fleiß: e sagte mehr als einmal zu seinem Hofprediger Aurifaber: „L Martin Luthers Bücher herzeten, gingen durch Mark und Bei und hätten rechten Geist in sich. Denn wenn er gleich eine Bogen anderer Schriften läse, und nur ein Blättlein Luthe dagegen halte, so finde er mehr Saft und Kraft, auch me Trost darinnen, denn in einem ganzen Bogen anderer Scribe ten." Des Kurfürsten Sohn, Herzog Johann Wilhelm, h diese Schriften nächst der Bibel achtmal durchgelesen. Kurfü Johann Friedrich war es auch, der dem schon genannten Ho prediger Aurifaber (Goldschmidt) und dem Bibliothekar Ror rius die Sammlung der Lutherischen Schriften zu einer neu Ausgabe auftrug, woraus nach des Kurfürsten Tode die J naer Ausgabe hervorgegangen ist, an die sich die Eisleben Nachträge in mehreren Bänden anschließen. Auch die Geschicd der aufeinanderfolgenden Sammlungen, welche so viele Säc sische Städte berührt, — Wittenberg, Jena und Eisleber Altenburg, Leipzig, Halle und zuletzt Erlangen, — von lehrreicher Bedeutung, und eine Einladung, solchem All weiter nachzudenken und nachzuleben: an den ersten drei Unt nehmungen waren auch Sächsische Fürsten eifrigst und he lichst betheiligt: es hat auch an Gebeten um den Segen Gotte zu solchen Pflanzungen nicht gefehlt, und so ist auch für die neueste Arbeit recht ernstlich um Gottes Segen für unsere Z zu bitten.

In der Vorrede zu dem zweiten Bande der Wittenber Ausgabe, welcher erst nach Luthers Tode erschienen ist, re Luther die Nachkommen selbst an (LXIII. S. 409 fl.), ind er als „vor seinem Abschied" schreibt:

„Ihr, unser Nachkommen, betet auch mit Ernst, u treibet Gottes Wort fleißig, — seyd gewarnt und gerüstet, die alle Stunden gewarten müssen, wo euch der Teufel ei eine Scheiben oder Fenster ausstoße, Thür oder Dach aufre das Licht auszulöschen: denn er schläft und feiert nicht, a stirbt er nicht vor dem jüngsten Tage. — Darum heißet Vigilate! Wachet! denn der Teufel heißet Leo rugiens, ein brüllender Löwe, der umhergehet, und will verschlingen Mit solchen Warnungen hat Luther von den Lesern Absch genommen. Eben dieser Vorrede hat der Herausgeber Ge Rorarius Mehreres hinzugefügt, was auch für die neu Sammlung der Lutherischen Schriften gilt, wenn es unter dern heißt:

„Weil dem wirklich also ist, daß Gott diesen Mann d seinen Geist geführt und regiert, und ihm zu seinem Beruf Amt göttlich Gedeihen und Segen gegeben, und also durch

olch groß Wunderwerk ausgericht, daß die Lehre des Evangelii o kräftig und gewaltig durchdrungen, so viel tausend Seelen em Teufel abgeschlagen, und so breit und weit erschollen ist, — wäre es immer Schade, daß dieses theuern Mannes Bücher, arinn er christliche Lehre gehandelt und an den Tag gegeben at, dazu viel Zeit gehört, ihm auch große Mühe und Arbeit, Fleiß, Sorge mit Beten, in der Schrift forschen, lesen, predi- en, schreiben ꝛc. gekostet, — (wie er zuweilen aufsehend und chreibend pflegte zu sagen: Ach! kein Mensch auf Erden weiß noch kann's wissen, bis an jenen Tag, wie schwer und sauer mir meine Sach worden ist) —, sollten dahinten bleiben, und uch für unsere **Nachkommen** nicht aufgehoben werden." Zu dem Nutzen dieser Schriften wird auch das gerechnet, „daß man daraus sehen mag, was große Mühe und Arbeit es dem eben Mann gekostet habe, **hie** bei den Seinen zu bauen, das st, rechte Lehre zu pflanzen, und **dort** den Rotten und Sekten u wehren", ferner „daß auch Lutheri eigentliche Meinung im echten christlichen Verstande für und für unter den Christen in ischen Gedächtniß bliebe." Dazu kommt, so heißt es ferner, aß schon jetzt etliche Irrlehrer ein Wörtlein herausnehmen und erdrehen: „wie viel mehr werden sie solches thun nun nach einem Abschiede!"

Auch in dieser Beziehung kam das zum Abschlusse der Sammlung neu hinzugefügte vollständige Register von Nutzen eyn, um Luther über denselben Gegenstand mehrmals und im Zusammenhange zu hören. Wie oft hat er z. B. über die Lehre on der Rechtfertigung allein durch den Glauben an die Gnade Gottes in Christo Zeugniß abgelegt! In diesem Artikel rkennt Luther die Kardinallehre der Evangelischen Kirche, wie ie denn auch als die Bedingung des Heils das Prinzip der Kirche wirklich ist und bleibt, wenn sie nur von Wort zu Wort echt verstanden, und in ihrem organischen Zusammenhange mit allen Artikeln des Bekenntnisses, insonderheit mit der Lehre on dem Gesetze und von der Sünde (Röm. 8), so wie von en Sakramenten und dem ewigen Leben aufgefaßt wird, wie amentlich Luther vielfältig und wiederholt darüber Altes und eues gelehrt und gepredigt hat. Hierher gehört auch seine Verantwortung über seine Uebersetzung zu Röm. 3, 28 (LXV. S. 104—123). Hier sey aber nur Luthers Erklärung zu Joh. 6, 47 fl. (XLVII. S. 360 fl. S. 391) und Joh. 6, 52—56 XLVIII. S. 1 fl. 7. 22. 38 fl.) erwähnt, wo das Zeugniß Christi von dem Brode zum ewigen Leben, von seinem Fleische und Blute zwar nicht unmittelbar auf das zu der Zeit noch nicht eingesetzte Sakrament des Abendmahls bezogen, sondern ach V. 47 zunächst auf die Lehre von der Rechtfertigung edeutet, aber auch zugleich der Zusammenhang dieser Kardinal- ehre mit den Sakramenten aus dem Johanneischen Texte erwiesen wird. „Da ist denn das Wort nicht ein bloßer Schall, as Brod nicht schlecht Brod, der Wein nicht schlecht Wein, Taufe nicht allein schlecht, gemein Wasser. Es bleibet wohl Wasser, Brod und Wein, aber nicht allein, sondern es heißt u sein Brod, sein Wort, sein Wasser, sein Fleisch und sein Blut." — „Und ist nirgend kein anderer Gott zu finden, weder im Himmel noch auf Erden, denn in dem Fleische Christi ꝛc." — Und wieder schreibt Luther: „Darum sehe ein Jeglicher zu, daß er den Leib esse. — Das Andere allesampt, so nicht dieses Fleisch und Blut ist, das hilft nicht zum ewigen Leben. Dieser Artikel von der Rechtfertigung ist der höheste, den St. Johannes als ein Meister insonderheit geschrieben hat. — Aber es half nicht viel, man hat ihn im Papstthum nicht behalten; und wird wieder dahin kommen, daß, wenn wir todt seyn werden, alsdann fürwitzige Leute sich erfür thun, — wie zuvor unterm Papstthum geschehn ist: denn, so es Joannes nicht erhalten hat mit seinem mächtigen Evangelio, so werden's unsere Bücher viel weniger erhalten." Diese wichtige Prophezeihung einer künftigen Verkümmerung und Abschwächung der Grundlehre von „Christi Blut und Gerechtigkeit" ist bekanntlich zunächst auf den Majoristischen Synergismus gedeutet worden, aber sie geht auch weiter, sie trifft auch den Spiritualismus aller Kategorieen, auch den christlichen, welcher die Bedeutung des Fleisches, des Leibes und Blutes verkennt, sie trifft die Gelüste des Subjektivismus nach aparter und absonderlicher Weisheit, sie trifft den modernen Romanismus und Romantizismus, sie reicht mithin bis in unsere Zeit hinein. So sollte denn auch im Laufe der Zeit eine Periode kommen, wo der Fundamental-Artikel des evangelischen Bekenntnisses aus dem lebendigen Zusammenhange mit der gesammten Heilslehre, und wieder die Sakramentslehre aus ihrem organischen Verbande mit der Eschatologie abgelöset und abstrakt für sich aufgefaßt wurde. Aus dieser dürren, weil abstrakten, doctrinären Auffassung moderner Theologie, aus der spiritualistischen Oberflächlichkeit unserer Zeit, welche es sich bequem macht, und weder mit dem Verstande, noch mit dem Herzen auf den Grund geht, sondern mit Allem gleich fertig ist, aus den Nachwehen und Nachwirkungen des Rationalismus, der diejenigen, welche den Feind überwunden zu haben glauben, um so gefährlicher beschleicht, je sicherer sie sich dünken, ist in unseren Tagen so viel Mißverständniß, so viel Verdunkelung und Verwirrung hervorgewachsen, daß Luthers Weissagung selbst in kirchlichen Kreisen sich noch einmal erfüllen kann, wenn wir nicht wachen, und auf die frischen Quellen der Deutschen Reformation zurückgehen, wozu nächst den kirchlichen Bekenntnissen auch Luthers Schriften dienen können, nur daß wir sie nicht wie die Flugschriften und Zeitungen des Tages lesen dürfen. Hiermit sey die neue Erlanger Ausgabe der Deutschen Werke Luthers noch einmal empfohlen, und die baldige Vollendung der lateinischen Werke des Reformators in Hoffnung zum Voraus begrüßt. Rorarius schließt seine Vorrede zu der ältesten Ausgabe in Erinnerung an die Dienste der Engel unter den Menschen (Hebr. 1, 14), und des uralten Patrons der Deutschen Kirche mit den Worten: „Michael, der große Fürst, mache sich schier auf, stehe für sein Volk, und helfe gnädiglich in dieser trübseligen Zeit! Amen!" In der Woche Rogate geschrieben.

K. F. Göschel.

Nachrichten.

Die Evangelischen Kirchen und Gesellschaften Frankreichs.

Zweiter Artikel.

Zu den Mittheilungen über die église libre indépendante fügen wir hinsichtlich ihrer Stellung zum Staate noch Folgendes hinzu: Die Verbindung der Kirche mit dem Staate, sagen die Independenten mit Vinet, ist nichts anderes als ein geistlicher Ehebruch, und insofern vor Gott verwerflich und strafbar. Diese Auffassung des Verhältnisses zwischen Kirche und Staat auf alle Weise zu verbreiten, lassen sie sich recht angelegen sein; sogar die Predigt wird dazu benutzt, die Glieder der Staatskirchen vor diesem geistlichen Ehebruch zu warnen und zum Austritt zu veranlassen. Die Erfahrung zeigt, daß diese Declamationen nicht ohne Erfolg geblieben sind. Die Salarirung vom Staat wird als eine Schande angesehen, und sie gefallen sich darin, sich zu rühmen, daß sie ohne Mithülfe des Staats existiren durch die Gemeinde (oder auch durch veranstaltete Sammlungen im In- und Auslande?); und die damit gemachte Speculation auf die faveur publique bleibt nicht ohne gewünschten Erfolg, was man jeden Tag aus dem Munde der Freunde der église libre hört, welche den Unterschied, der zwischen den Staatskirchen und der freien Kirchen bestehe, dahin angeben, daß jene vom Staate unterhalten würden, diese ohne Staatsmittel aus freiwilligen Gaben. Das sey doch viel besser und darum verdienten auch die freien Kirchen den Vorzug. Sonst seien keine wesentlichen Unterschiede und man könne ohne Bedenken in die Predigt beider gehen. — Consequenter Weise werden die beiden Staatskirchen als geistliche Ehebrecherinnen angesehen und als solche bezeichnet, die einer gründlichen Reformation höchst benöthigt seien. Auch in Bezug auf die Lehre hat die freie Kirche, als ihrerseits auf den Principien und Tendenzen der Presbyterialkirche Schottlands und Nordamerika's stehend, Manches auszusetzen an den Staatskirchen; namentlich ist ihr die Lehre von den heil. Sacramenten in der lutherischen Kirche ein großer Dorn im Auge, und sie läßt ihren Unmuth darüber aus durch vornehm mitleidiges Herabsehen, als auf bedauernswerthen Obscurantismus, als auf ein Stück katholischer Finsterniß, Luther'sche Beschränktheit.

Gegenüber den einzelnen Gliedern der Staatskirchen, namentlich der frommen Welt und auch Angesichts der Katholischen suchen sie sich freilich den Schein zu geben, als seien sie Eins mit den Gläubigen der Staatskirchen, um so desto leichter Anerkennung zu finden, ihre Dissidenz zu indifferiren und wo möglich ganz zu verdecken, und es ist wirklich so weit gekommen, daß eine Union, wenn auch keine officielle, in der bekannten alliance évangelique zu Stande gekommen ist, welche sich äußerlich durch die allgemeinen jährlichen Pariser Versammlungen, wie durch besondere Versammlungen und Comité's, und öffentliche Manifestationen, selbst bis auf die kleinen Kinder herab, thätig erweist. In letzter Zeit hat man die Kinder aller protestantischer Schulen, besonders der Sonntagsschulen, woran auch noch nicht schulpflichtige Kinder von 3 und 4 Jahren Theil nehmen, in eine Kirche zu gemeinschaftlicher Andacht zusammengeführt und will das möglichst alle Monat wiederholen, und hofft davon viel für die Solidirung der Union zu gewinnen. Analog der Großartigkeit der Stadt Paris möchte man die kirchlichen und religiösen Angelegenheiten ins Großartige treiben, und hält das Einzelwirken im Stillen kaum der Mühe werth.

Durch die Allianz und ihr gemeinsames Auftreten von Zeit zu Zeit glaubt man sich kräftiger gegen den Katholicismus stellen zu können, allein so blind sind die Katholiken nicht, daß sie nicht sehen sollten, wie die einzelnen Gesellschaften und Kirchen einander heimlich aufreiben durch Streben nach Erweiterung auf Kosten der verbündeten Kirche oder Gesellschaften. Die Union ist zum großen Theile nur eine scheinbare, denn nach beendigten brüderlichen Versammlungen und Sitzungen ist man eifrigst darauf bedacht, sich gegenseitig Abbruch zu thun. Geistliche, die notorisch einander zuwider sind und in ihren Ansichten ganz entgegengesetzt, schütteln sich vor dem Publiko freundlich die Hände, als seien sie die besten Freunde, und nennen sich theure Brüder vor der Versammlung.

Auf diese Weise kann schwerlich die wahre und wünschenswerthe Union zu Stande kommen. Man schweigt möglichst über die Differenzpunkte und lenkt die Aufmerksamkeit auf äußere gemeinschaftliche Anstalten, darin nothwendig so viel Geister herrschen als einzelne Kirchen und Gesellschaften daran Antheil haben.

In einer der letzten Pastoralconferenzen wurde gar ein Antrag gestellt und durch Stimmenmehrheit angenommen, für die nächste Conferenz einen Plan zu einer Hochschule in Paris zu entwerfen, an der auch den Dissidenten aller Gattungen Lehrstühle eingeräumt werden sollten. Den Dissidenten war ein solcher Antrag, gestellt von einem Geistlichen der luther. Kirche, ganz unerwartet, aber sehr will kommen.

Wir kommen noch einmal auf die Chapelle Taitbout oder freie Kirche, um noch eines neuesten Ereignisses zu gedenken, nämlich, daß sie am 11. April die neu errichtete Chapelle Servandoni im Beiseyn eines ziemlich zahlreichen Publikums und Geistlicher aus aller Kirchen (doch nicht aller Geistlicher) eingeweiht hat; so hat sie nun 3 Lokale zu ihren Versammlungen, die Chapelle Taitbout, Ch St. Maur und Ch. Servandoni.

In näherer Beziehung zu der freien Kirche, jedoch unabhängig von ihr, stehen nachfolgende von den Staatskirchen getrennte Gemeindlein, welche incl. der genannten Kirche nach der letzten officiellen Angabe 1700 Seelen zählen, und sich insgesammt bezeichnen als union des églises évangéliques de France:

1. Chapelle de la société évangélique,
2. Autre Chapelle,
3. Église évangélique réformée.

Die beiden letzteren sind entstanden seit dem Austritt Friedrich Monods und Gasparins aus der reformirten Staatskirche 1848 und dienen dem Cultus des Herrn Fr. Monod und seiner Anhänger.

Der Beweggrund des Austrittes beider genannten Männer war ein sehr edler und ehrenwerther, der nämlich, daß man die Annahme eines positiv entschiedenen Glaubensbekenntnisses innerhalb der reformirten Staats-Kirche als verpflichtend verweigerte, so daß sie Gewissens halber nicht mit solchen gemeinschaftlich wirken konnten, welche ungebunden und unbeschränkt in Bekenntniß und Predigt seyn wollten. — Irre ich nicht, so ist es die confessio gallieana, die der Chapelle Monod zu Grunde gelegt ist. Doch neigt Fr. Monod jetzt im Ganzen mehr zur englischen Kirche als zur französischen.

Die bekannte société évangélique de France bildet gleichfalls eine Gemeinde für sich; doch nicht blos in Paris, sondern in ganz Frankreich unterhält sie 14 Stationen, mit ungefähr 40 Lehrern und Lehrerinnen, darunter eine école normale des instituteurs mit c. 30 Zöglingen. In Bezug auf das Bekenntniß und äußre Verfassung ist sie am freisten und namentlich in den heil. Sacramenten ganz willkührlich. — Ein Comité beruft die Geistlichen und Evangelisten, das Evangelium zu verbreiten, wie eben ein Jeder kann!

Es ist nicht zu läugnen, und wir rühmen es öffentlich, daß all diese Independenten einen großen Eifer in der Ausbreitung des Evangeliums und Erweckung eines lebendigen christlichen Sinnes, verbunden mit bedeutenden Geldopfern und Aufopferung von Zeit und Kräften, an den Tag legen, und auch schon manche Seele mit Interesse für das Reich Gottes erfüllt und manchen Katholiken und Evangelischen zur Erkenntniß der evangelischen Wahrheit geholfen haben; nur ist zu bemerken, zum Theil zu beklagen, daß es bei all ihrem Bestreben mehr auf eine christliche Aktivität, als auf die wahre Erbauung in Christo abgesehen ist, und daß auch solche darauf bedacht sind, andre zu bekehren, welche selbst erst gestern bekehrt oder nur halb bekehrt sind. Es ist eine wahre Bekehrungssucht, ein exaltirtes, außergewöhnliches, frommes Treiben, welches keinen Unterschied macht zwischen Erweckung und Heiligung. Wider des Herrn Wort will man das Reich Gottes kommen machen mit äußern Geberden und bedient sich dazu ganzer Fluthen von erbaulichen und erwecklichen Schriften, (besonders englische) Traktate.

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz. Druck von Trowitzsch und Sohn.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1857. Sonnabend den 27. Juni. № 51.

Der tägliche Dienst in den Kirchen.

Aus Veranlassung des, unter obiger Ueberschrift in Nr. 47 dieser Zeitung enthaltenen, Aufsatzes erlaubt sich Einsender, Pastor in einer kleinen Pommerschen Stadt, mitzutheilen, wie die am Schlusse jenes Aufsatzes gewünschte kirchliche Betstunde in seiner Gemeinde bereits Gestalt gewonnen hat.

Schon seit lange war dem Schreiber dieses die Verödung der Evangelischen Kirchen während der sechs Wochentage zu Herzen gegangen. Mit Schaam gedachte er, wie die Katholischen Kirchen den ganzen Tag über geöffnet stehen, und damit den Gläubigen Aufforderung und Raum zu stiller Sammlung vor dem Herrn und zum Gebete gewähren, also daß in Wirklichkeit von den katholischen Betaltären über die ganze Erde hin ohne Unterlaß das Opfer der Lippen zu Gott aufsteigt; mit Wehmuth erinnerte er sich seiner eigenen Jugendzeit, wo er in seiner Vaterstadt die Evangelische Hauptkirche täglich einige Stunden geöffnet gesehen hatte, und, noch als Knabe, nie vorbeigegangen war, ohne vor dem Altar gleich vielen Anderen ein stilles Vaterunser gebetet zu haben.

Oft schon hatte er daran gedacht, auch in seiner Kirche wenigstens eine tägliche kurze Frühandacht einzuführen; die Andeutungen und Anmahnungen, welche auf dem Berliner Kirchentage 1853 gegeben wurden, brachten den Entschluß zur Reife, und bei seiner Heimkehr hatte der Herr bereits den Weg geebnet und einen empfänglichen Boden geschaffen. Die Cholera war in die Gemeinde mit Heftigkeit eingebrochen, und sogleich am nächsten Sonntage wurde angekündigt, daß an jedem Morgen eine kirchliche Betandacht gehalten werden sollte. Die Kirche füllte sich über Verhoffen; die geängsteten Herzen suchten mit Begierde das Angesicht Gottes und stärkten sich durch Gottes Wort, Gesang und Gebet. Nahm auch die Zahl der Theilnehmer mit dem Erlöschen der Seuche ab, so blieb doch ein Häuflein beständig, und nun hat sich bereits seit 3¾ Jahren die Sache so fest gewurzelt und ist so zur Sitte geworden, daß ein Aufhören gewiß schmerzlich würde empfunden werden, und Einsender bekennt, daß ihm diese Morgenandachten zu den liebsten und wichtigsten Amtsthätigkeiten gehören.

Nach und nach haben sich diese Frühgottesdienste nun in folgender Weise fest gestaltet.

Im Sommer um 6¾, im Winter um 7¾ Uhr wird das Zeichen mit der kleinen Glocke gegeben. Die Andächtigen versammeln sich; der Prediger tritt vor den Altar; nach einem kurzen Votum werden zwei Verse eines Morgenliedes oder eines anderen, auf die Zeit des Kirchenjahres oder das nachfolgende Schriftwort bezüglichen, Liedes gesungen, öfters auch die folgenden Verse desselben gelesen, dann ein Abschnitt des lutherischen Katechismus recitirt, hierauf das apostolische Glaubensbekenntniß von allen Anwesenden stehend gesprochen, ein Bibelabschnitt gelesen, endlich knieend ein freies Gebet gehalten und mit dem h. Vaterunser, dem Segen und dem Gesange eines Liederverses geschlossen.

Der Katechismus ist so zerlegt, daß er in jedem Monate einmal durchgenommen wird; desgleichen wird das ganze N. T., mit Ausschluß der Offenbarung Johannis (deren drei erste Kapitel jedoch zuweilen noch Raum finden), innerhalb jedes Jahres durchgelesen, die historischen Bücher in der Festhälfte nach Anleitung des Filder Bibelkalenders, die Briefe in der Trinitatiszeit. Die Lieder werden aus einem beschränkten Kreise gewählt, damit sie durch häufige Wiederholung dem Gedächtnisse sich einprägen, so daß das Vorsprechen, wie es bei einer ziemlichen Anzahl schon jetzt der Fall ist, endlich ganz überflüssig wird.

Wird das Lied ganz zu Ende gelesen oder ist der Schriftabschnitt lang, so fällt das Glaubensbekenntniß fort, damit die Zeitdauer von 20 Minuten nicht überschritten werde; in strenger Winterkälte wird auch das Recitiren des Katechismus unterlassen. Am Montage wird statt des freien Gebetes oft der lutherische Morgensegen in Verbindung mit dem Taufbunde, am Sonnabend das Sündenbekenntniß nach dem kirchlichen Formular gesprochen oder doch mit in das Gebet verflochten.

Der feste Kern der kleinen Betgemeinde besteht aus 15 bis 25 Personen. An diese schließen sich abwechselnd

1. solche, welche an dem Tage ihrer Beichte schon früh sich sammeln und zum Empfange des h. Sakramentes bereiten wollen;
2. solche, welche in besonderen äußeren oder inneren Nöthen, bei Krankheiten der Ihrigen oder eigenem Leiden Trost, Aufrichtung und Hülfe suchen oder Fürbitte begehren;
3. solche, welche nach erlangter Hülfe und Wohlthat dem Herrn in seinem Heiligthum danken wollen;
4. Fremdlinge, welche durchreisen, Landleute, welche frühmorgens zum Ein- und Verkauf in die Stadt kommen, Handelsleute, welche zum Jahrmarkt sich einfinden, und die, durch das Geläute, die offenstehenden Kirchthüren und den

Gesang darinnen einmal angezogen, meistens die Kirche von selbst wieder aufsuchen, so oft ihr Beruf sie von Neuem herführt, so daß ihre Angesichter dem Einsender schon bekannt sind.

Durch solche Gäste steigt die Zahl der zur Morgenandacht Versammelten öfters über 30 und 40, und auch in den kältesten und ungestümsten Wintertagen ist sie nur sehr selten bis auf 10, und fast niemals darunter gefallen.

Der Segen dieser Frühgottesdienste dürfte, abgesehen von der augenblicklichen Erbauung der einzelnen Theilnehmer, sich in Folgendem zusammenfassen:

1. Beständige Mahnung an die ganze Gemeinde, das Tagewerk mit Gebet und Wort Gottes zu weihen.
2. Feste Einprägung der kirchlichen Lehrstücke, so wie einer guten Zahl von Kernliedern sammt ihren Melodieen zur Verpflanzung in Haus und Leben wenigstens derer, die überhaupt das Wort Gottes gern bei sich wohnen lassen.
3. Anleitung und Anregung zum eigenen Hausgottesdienst.
4. Uebung gemeinschaftlicher Fürbitte für Haus und Gemeinde, Schule und Kirche (Confirmanden, Mission), König und Vaterland, so wie die besonderen Angelegenheiten einzelner Klassen oder Glieder der Gemeinde.
5. Verstärkter Ausdruck und erhöhtes Bewußtseyn kirchlicher Gemeinschaft.

Bemerkenswerth ist, daß, während der sonntägliche Kirchenbesuch, die Zahl der Communicanten, die Theilnahme an Missions- und Bibelstunden fortwährend wächst, die Wochenpredigten seit Einrichtung dieser Frühmetten sich fast gänzlich geleert haben, und daß auch die Verlegung derselben auf die Zeit der Abenddämmerung (sie wurden sonst Morgens von 8—9 Uhr gehalten) keine dauernde Besserung gebracht hat: ein Zeichen, daß der kürzere und mannigfaltiger gestaltete Gottesdienst dem Bedürfniß mehr entspricht.

Und so möchte denn Einsender seinen lieben Amtsbrüdern recht dringend empfehlen, in des Herrn Namen es nur getrost auch bei sich mit einer ähnlichen Einrichtung zu versuchen. Es gilt: Anfangen im Glauben, Beharren in Treue, so wird der Erfolg nicht auf sich warten lassen; denn das Wort steht fest: „Wo zwei oder drei versammelt sind in Meinem Namen, da bin Ich mitten unter ihnen." Je geringer aber der Erfolg an dem einzelnen Orte in die Erscheinung tritt, desto wichtiger ist es, daß das Werk an vielen Orten zugleich begonnen werde, auf daß dennoch durch Vieler Bekenntniß und Danksagung Gott reichlich gepriesen werde in der Kirche, die nach seinem Evangelio benannt ist und sich rühmt, eine Kirche des lauteren und lauten Bekenntnisses zu seyn.

C. H.

Nachrichten.

Die diesjährigen Pastoralconferenzen in Paris.

Die Pariser Pastoralconferenzen bestehen seit mehr als zwanzig Jahren und wurden hervorgerufen durch die verschiedenen evangelischen Gesellschaften, welche sich nach der Zeit der Julirevolution gebildet hatten. Einer gemeinschaftlichen Behörde und Communication ermangelnd, fühlten jene Gesellschaften das Bedürfniß gegenseitiger Mittheilung, um Hand in Hand erfolgreicher zu wirken. Vornehmlich lag den dissidentischen Gesellschaften daran, mit den Nationalkirchen in Beziehung zu treten. Die Versammlungszeit wurde von den Geistlichen beiderseits benutzt, mit einander zu conferiren; außer den functionirenden Geistlichen aller Evang. Kirchen und Gesellschaften steht die Betheiligung daran frei allen Theologen des In- und Auslandes, den Kirchenältesten und Consistorialmitgliedern. Die Sitzungen dauern gewöhnlich eine Woche; doch nur Vormittags, weil am Nachmittag und am Abend die allgemeinen Versammlungen in den Kirchen abgehalten werden. (Von diesen Versammlungen ein ander Mal.)

Bezüglich der Conferenzen haben die beiden Nationalkirchen das Vorrecht, die Hälfte der Sitzungszeit für ihre Sonderinteressen verwenden zu können und ist der Zutritt nur deren Mitgliedern gestattet. An den andern Tagen kann kommen und reden, wer da will; weshalb denn auch die Themata an diesen Tagen ganz allgemeiner Art sind.

Die Tendenzen, an sich löblich, sind: die vorhandenen Spaltungen und Risse möglichst zu heilen, die Getrennten einander zu nähern, wo möglich zu vereinigen, etwas Gemeinsames und Bindendes aufzufinden und aufzustellen, die Differenzen auszugleichen, die Gegensätze zu heben, gemeinschaftlich zu handeln gegen die Gegnerin, aber gewöhnlich ist der Erfolg dem entgegengesetzt, wenn auch der Schein ein andrer ist. Die vermeintlichen Verschiedenheiten geben sich kund als unvereinbare Gegensätze, die vereint einander vernichten würden zu beiderseitigem Verderben, während sie nebeneinander sich nützen können. Die gegenseitig aufgedeckten Blößen trennen eher, als daß sie vereinen, und wer auch nicht offenkundig, so doch im Herzen uneins geht man auseinander. Wie könnte es auch anders seyn? Denn es handelt sich nicht um unbedeutende Verschiedenheiten, sondern um entschiedene Gegensätze. Wie kann z. B. Einer, dem die Kirche die Anstalt des dreieinigen Gottes und Inhaberin der objectiven Heilsmittel ist, Gemeinschaft machen mit Einem, der sie nur als ein Zusammentreten von Gläubigen ansieht ohne objektive Bedeutung und Segen? Wie kann man sich einigen mit Solchen, welche die heiligen Sakramente zu leren Ceremonien abschwächen, während sie dem Andern nach der Schrift hochheilige Gnadenmittel sind? Wie können die Hand in Hand gehen welche das Kirchliche Bekenntniß als einen Hemmschuh der wahren Entwicklung des Christenthums ansehen, und die, denen es ein Segen ist und eine kräftige unentbehrliche Stütze zur Reinerhaltung der Lehre oder die, welchen die Inspiration der heiligen Schrift relativ, und welchen sie absolut ist? oder die, welchen die Kindertaufe ein Unsinn und die, welchen sie eine große Gnadenanstalt ist, das Bad der Wiedergeburt? oder die, welche meinen, daß die Kirche durch die Verbindung mit dem Staate sich versündige und sich als eine geistliche Ehebrecherin darstelle, und die, welche darin eine für Kirche und Staat segensreiche und ächt evangelische Einrichtung erkennen? oder die, deren Grundsatz ist, daß es der Mensch hier schon zu einer sittlichen Vollkommenheit bringe und bringen müsse, um selig zu werden, und die

elche bis auf den letzten Augenblick nur als elende, arme Sünder
us Gnade und Barmherzigkeit durch Christi Blut und Gerechtigkeit
llein vollkommen zu werden glauben? oder die, welche in der Chri-
enheit das Volk Gottes erkennen, und die, welche das Volk Gottes
rst machen wollen durch Erweckungen und Bekehrungen, und die
hristlichen Völker als Heiden ansehen und die Kirche als bloßes Mis-
onsfeld? oder gar die, welche die Gottheit Christi läugnen, und die,
elchen Christus wahrhaftiger Gott ist? Alle diese Kirchen sind auf der
ariser Pastoralconferenz vertreten, und die giebt man für Verschie-
enheiten aus, die wohl unter einen Hut gebracht werden könnten
der zu übersehen seyen. Sind das nicht die purſten Gegensätze, die
ereint zerstören und aufreiben?

Die diesjährigen Conferenzen nun, welche vom 20. April an ab-
ehalten sind, sollen unter allen bisherigen am zahlreichsten besucht ge-
esen seyn. Die Zahl der Theilnehmer wird nach der Liste auf 80
ngegeben, was allerdings, in Anbetracht der großen Zerstreuung und
ntfernung der evangelischen Geistlichen in Frankreich, eine bedeutende
nzahl ist. Ein gut Theil war über 100 Meilen weit aus dem Sü-
en und fast ebenso weit aus dem Westen hergekommen, die meisten
us dem Norden. Schon daraus könnte man auf großes Interesse
n der Sache des Reiches Christi in Frankreich schließen, aber noch
estimmter wurde dies aus dem mündlichen Herzenszeugniß Vieler
senkundig, so wie aus der beharrlichen Theilnahme während sieben
itzungen. Daß ein gut Theil meist oder lediglich ihrer Sonderin-
ressen halber erschienen war, mehr freilich zu den Versammlungen
s zu den Conferenzen, war nur zu ersichtlich und naheliegend, denn
ier giebt es Gelegenheit, die von ihnen gestifteten Sondergemeinden
nd Anstalten zur öffentlichen Kenntniß und Anerkennung und Förde-
ung zu bringen. (Es ist beispiellos, wie weit zur Zeit in Frankreich
e Neigung, etwas Apartes zu gründen geht; und auch die Freiheit,
on keiner Behörde abhängen zu wollen und Niemand verantwort-
ch zu seyn. Darüber unten Näheres.*) Die zur Erörterung gestell-
n Themata sind mit großem Eifer und Wortaufwand, darin die
anzosen etwas leisten, durchgesprochen, doch ziemlich oberflächlich und
lgemein, ungeordnet und subjektiv, nur berathend. Die Majorität
tschieden orthodox, aber unklar und kurzsichtig, sonderlich in den
rennpunkten. — Auffallend war die Politesse der unitarischen Partei
gen die frei kirchliche, die doch in ihren Glaubenstendenzen einander
tgegen sind. Jedenfalls geschieht dies beiderseits unbewußt, was
er wohl nicht lange auf demselben Fuße bleiben kann und die posi-
en Elemente in der freien Kirche laufen eher Gefahr als die nega-
en der Unitarier. — Die Vertreter der beiden Nationalkirchen stan-
n und stehen zu einander ziemlich kalt, und verstehen einander gar
cht mehr, sobald die Rede auf Kirche, Sakrament und Bekenntniß
kommt. In letzterem Falle stehen auch die Dissenters der Kirche Augs-
burgischer Confession gegenüber.

Während der drei ersten Tage nun conferirten die Nationalkirch-
lichen allein und zwar am ersten Tage gemeinschaftlich über den
evangelischen Cultus, am 2. und 3. Tage die Reformirten allein
über Synode und Kirchengesang-Verbesserung innerhalb der reformir-
ten Kirche.

Das Thema des ersten Tages: welches ist der evangelische
Cultus? war auf den letzten Conferenzen beantragt worden von Hrn.
Pastor Hosemann (lutherisch), angenommen und einer Commission von
Geistlichen und Laien aus beiden Kirchen zur Behandlung überwiesen.
Die Commission ihrerseits hat es dem Antragsteller überlassen nach
seiner Weise einen Vortrag auszuarbeiten. Hr. Pastor Hosemann hat
sich für diesmal auf einen allgemeinen Umriß beschränkt, gemäß den
obwaltenden Verhältnissen, denn eingehend dies Thema zu behandeln
wäre vor einer weit überwiegenden reformirten Versammlung nicht
am Ort gewesen. Diesen Umriß hat er der Commission vorgelesen,
doch ist er von ihr nicht angenommen; wohl aber hat sie ihre Zustim-
mung zum öffentlichen Vortrag gegeben. Herr P. Hosemann hatte die
Frage vom biblischen, historischen und religiös erbaulichen Standpunkte
beantwortet, und wies nach, wie weit der reformirte und auch der
franz.-luther. Cultus von dem normalen Cultus der heiligen Schrift,
des apostolischen und reformatorischen Zeitalters abgewichen zum gro-
ßen Schaden der Herzenserbauung und der Gemeinschaft zwischen
Geistlichen und Gemeinde, ja der Gemeindeglieder unter einander,
was er aus einer mehr als zwanzigjährigen Amts-Erfahrung bestä-
tigen könne. Durch Gesang und Gebet, Sündenbekenntniß und Glau-
bensbekenntniß, durch einfaches Vorlesen des Gotteswortes, durch
öftere und allgemeine Theilnahme an dem heil. Abendmahl werde die
Gemeinde mehr erbaut, und Pastor und Gemeinde näher verbunden
im Herrn, als durch die bloße Predigt, die dem Subjektivismus so
ausgesetzt sey, so daß eine Gemeinde, deren Gottesdienst auf die
Predigt beschränkt ist, falls sie einen ungläubigen Prediger habe, des
Gottesdienstes verlustig gehe.

Ganz besonders hob er die häufige Feier des heil. Abendmahls
hervor, weil wir dadurch am meisten und reellsten zu Einem Leibe
verbunden werden.

Schließlich theilte er noch einen Entwurf einer Liturgie mit, wie
sie in den unirten Kirchen Preußens abgehalten werde. Nicht, als
wollte er dieselbe hier einführen, sondern nur, um den hiesigen Re-
formirten zu zeigen, wozu die Deutschen Reformirten sich schon ver-
standen hätten. Doch diese schon ziemlich beschnittene Liturgie schien
den hiesigen Reformirten noch sehr bedenklich.

Der Vortrag wurde mit großer und allgemeiner Aufmerksamkeit
angehört, den Meisten eine interessante Neuigkeit, die wegen ihrer
biblischen, historischen und religiösen Begründung einen merklichen Ein-
druck auf sie machte. Etliche bestätigten aus Erfahrung die Wahrheit
des Gesagten und zeihten ihre Ref. Kirche der Unzulänglichkeit und
Leere des öffentlichen Cultus. Es erhob sich keine Stimme direct ge-
gen den Vortrag; nur dagegen erklärte man sich reformirter Seits,
daß die Frage lediglich von einem luth. Geistlichen behandelt sey.
Darum beschloß man zuletzt, daß für das nächste Jahr derselbe Ge-
genstand von einem Reformirten behandelt werden solle und zwar
ganz ausführlich.

Am zweiten Tage ist von den Reformirten (Nationalkirche) allein
conferirt über die Verwirklichung von Synoden, und man hat be-

---

*) Mit Unwillen und Erbitterung gedachten Einige des in Deutsch-
nd noch bestehenden Kirchenregiments und namentlich machte Herr
de Pressensé seinem Independenz liebenden Herzen Luft gegen die
genwärtigen Kirchenregimentlichen Bestrebungen in Deutschland, und
rdammte sie mit ironischen beredten Worten, die ziemlich viel An-
ng fanden, als purſten Klerikalismus. Und in einem relig. Blatt,
igirt von Hr. Athanasius Coquerel fils lesen wir: „Eine zügellose
aktion, Jedermann weiß es, macht sich in Deutschland geltend und
unbt alles zu beseligen durch die Sakramente als eine materielle
ittheilung der Gnade und durch eine excessive Kirchengewalt; wir
ben es bedauert, einige Symptome von Irrthümern dieser Art er-
einen zu sehen inmitten der Kirche augsburgischer Confession in Pa-
s." Die Erwiedrung darauf siehe am Schluß.

schloss:n, Synoden von je 5 Consistorien zu bilden und das Cultusministerium um deren Verwirklichung zu bitten.

Schon seit mehreren Jahren ist das Bedürfniß nach Synoden von Seiten der gläubigen Reformirten gefühlt, um dadurch den Unordnungen in Lehre und Disciplin vorbeugen und sich als organisirtes Ganze zu wissen und darstellen zu können. Der gegenwärtige Zustand hinsichtlich der Organisation ist wirklich bedauernswerth, denn sie ermangeln des gemeinsamen Bandes. Es ist wohl seit einigen Jahren Seitens der Regierung ein Conseil Central, bestehend aus den Notabilitäten, ernannt, doch wird derselbe von den Kirchen nur als consultatives Organ betrachtet. Sonst correspondirt der Präses resp. Inspector jedes einzelnen Consistoriums direkt mit dem Minister des Cultus. Der Consistorien zählt die Ref. Nationalkirche Frankreichs zur Zeit 108 und 522 aktive Geistliche incl. der 108 Präsidenten der Consistorien.

In der dritten Sitzung, darin über Verbesserung des Kirchengesanges in der Reformirten Staatskirche conferirt ist, hat man in allgemeiner Anerkennung der Unzulänglichkeit der Psalmen für den christlichen Kirchengesang das Bedürfniß nach Liedern allgemein ausgesprochen und eine Commission ernannt, die die nöthigen und geeigneten Schritte zur Beschaffung eines Gesangbuches mit christlichen Kernliedern thun soll. In einzelnen Gemeinden wird schon das in der Lutherischen Kirche eingeführte Gesangbuch (von 330 Liedern) gebraucht.

(Die Deutsche Luth. Kirche singt aus dem Würtemb. Gesangbuch, zum Theil aus dem Eisenacher.)

Am vierten Tage begannen die allgemeinen Conferenzen, welche zum ersten Mal auf 4 Sitzungen ausgedehnt werden mußten, weil man mit dem zur Discussion gebrachten Gegenstande nicht fertig wurde.

Das Thema, welches zu vier Sitzungen Stoff gab und worüber sehr lebhaft, theilweise erregt, verhandelt wurde, war die Frage:

„Was ist zu thun, um in Frankreich die theologischen Studien zu beleben?“

Die Frage war in den letztjährigen Conferenzen einer Commission zur Erörterung überwiesen. Herr E. de Préssensé, Mitglied der Commission, las zunächst den von ihm abgefaßten Artikel vor, worin er vornehmlich gegen Vilmar zu Felde zog und zwar wie mit flammendem Schwerdte, mit all' seiner großen Beredtsamkeit. Er hielt gar ein Exemplar von jenem Vilmar'schen Buch in der Hand und brandmarkte die darin gemachten Vorschläge als Obskurantismus. Herr Pr. Hosemann machte ihm einige ernste Entgegnungen, sonderlich wegen seiner Ausfälle gegen eine gewisse Deutsche Theologie als Obskurantismus, womit er die Lutherische Theologie der Jetztzeit meinte.

Im Allgemeinen wurde geklagt, daß der Bericht nicht erschöpfend und übersichtlich genug sey; im Ganzen mehr eine Polemik als eine Lösung der obigen Frage.

Durch sein und noch mehr seiner Collegen entschiedenes Dringen auf das volle Recht der Wissenschaften, nicht nur der theologischen, sondern auch der philosophischen und philologischen, wurde eine lebhafte Opposition von Solchen hervorgerufen, welche zur Belebung der theologischen Studien das gründliche Sprach- und Sachstudium der heiligen Schrift für hinlänglich erklärten. Alles Leben gehe von dem Wort des Lebens aus. Man wies hin auf die Zeit der Reformation, wo das Leben keineswegs durch die weltliche Wissenschaft, sondern durch das Schriftstudium gekommen sey. Es habe vor der Reformation nicht an Gelehrsamkeit gefehlt und doch sey kein Leben in den theol. Studien gewesen.

Sodann griff Herr E. de Préssensé alle abgeschlossenen Formulare und Bekenntnißschriften an als bedeutenden Hemmschuh des Fortschritts der Wahrheit, und man müsse sie deshalb aufgeben und dagegen wirken. Die Zeit vor dem Nicänischen Concil müssen wiederkommen, die Zeit der alexandrinischen Schule, welche das letzte freie Wort gehabt habe. Die Bibel mit zeitgemäßer Entwicklung der Dogmen, nach dem Bedürfnisse einer jeden Zeit, würde der Belebung der theol. Studien förderlich seyn. Darin stimmten ihm die Unitarier kräftig bei. Beide eiferten darum auch gegen die Normalität der Reformation des 16. Jahrh.; sie sey gleichsam nur die erste unvollständige Ausgabe, die immer von Neuem mit bedeutenden Verbesserungen aufgelegt werden müsse und dazu sey besonders das jetzige Zeitalter berufen. Man sieht schon im Geist die ersehnte eglise de l'avenir fertig; vielleicht daß sie noch im Herbst dieses Jahres proclamirt wird?!

Bezüglich der Bekenntnißschriften meinte auch Einer, daß Luther die jetzigen Confessionellen nicht als seine Kinder anerkennen würde, denn Luther habe nur das Wort Gottes als höchsten Richter angesehen wissen wollen. „Aber er hat auch die Augsburg. Confess. als reinsten Abdruck des Wortes Gottes anerkannt und ihre Einführung gutgeheißen und wer daran hält, ist nicht wider das Wort Gottes.“ Diese Entgegnung wurde von Hrn. P. Meyer und Hosemann gemacht. Herr E. de Préssensé sprach während der Diskussion von der unerläßlichen Pflicht, die formulirte kirchliche Lehre als dasjenige, was sich zwischen Gott und uns stelle zu beseitigen und zu verdrängen.

Am weitesten dehnte die unitarische (rationalistische) Partei die Unbeschränktheit in der Lehre aus und versprach sich für die Belebung der theol. Studien viel, wenn jeder die Theologie subjektiv auffasse, würde und predigen, wie er sie aufgefaßt. Es sey gut, so lese wir gar gedruckt, wenn auf derselben Kanzel über die biblische Trinitätslehre und den Unitarismus gepredigt werde (wie es denn leider in Praxi in den Ref. Kirchen schon lange geschieht, ohne daß man dem abhelfen kann), die Gemeinde könne wählen, was ihr gefalle. Zur allgemeinen Genugthuung wurden die Aeußerungen dieser Fraktion von zwei Laien, so wie ihr praktisches Verfahren aller Ernstes gerügt und dagegen feierlich protestirt.

Eine andre Wendung bekam die Diskussion durch die Vorschläge des Hrn. Pastor Mettetal, welcher zur Beförderung der theol. Studien gegründet sehen möchte:

1. eine theologische Vorschule oder eine Facultät der protest. Theologie in Paris.
2. Ein Pensionat für die theologischen Studien.
3. Freistellen zu Gunsten der besten Zöglinge.
4. Theologische Bibliotheken in den größeren Städten zum Gebrauch der unbemittelten Geistlichen.
5. Eine täglich erscheinende protest. Zeitschrift.

Nach vielem Hin- und Herreden wurde schließlich eine Commission ernannt, welche diese Vorschläge für das nächste Jahr in nähere Erwägung ziehen sollte und die Resultate der nächsten Conferenz mittheilen.

Die Commission ist gemischt aus Gliedern von fünf verschiedenen resp. entgegengesetzten Kirchl. Richtungen, so daß im günstigen Falle die Dissenters in Frankreich bald Aussicht haben, einen theologischen Lehrstuhl zu bekommen. Daß ihnen dazu von einem Geistlichen der Kirche der Weg gebahnt wird, ist ihnen gewiß nie in den Sinn gekommen.

Es liegt freilich noch Manches dazwischen.

Es ist in der That merkwürdig, wie leicht man es durch die öffentliche Fraternisirung den Dissenters macht, zur öffentlichen Geltung zu kommen. Hätten wir nicht die sichere Verheißung, daß die Pforten der Hölle seine Kirche nicht überwältigen werden, so könnte man fürchten, sie würde eines schönen Tages von den Dissenters für aufgehoben erklärt werden.

Erwiderung mehrerer lutherischer Geistlicher der Consistorialkirche in Paris gegen die oben erwähnte Note aus dem relig. Blatt von Athanasius Coquerel.

„Wir halten es für unsere Pflicht, die obige Note als eine falsche darzuthun. Es ist vollkommen wahr, daß wir der Lehre unserer Kirche und dem Glauben unsrer Reformatoren fest anhangen; es ist fernerwahr, daß wir das Princip der Ordnung und Autorität in der Kirche als ein wesentliches ansehen; aber wir weisen auch mit aller Entschiedenheit jedes Bestreben und jede Lehre zurück, welche abführen würde von der evangelischen Regel, nach welcher die heilige Schrift, göttlich inspirirt, die höchste Autorität in Glaubenssachen ist.

Wir haben nichts gemein mit den Irrthümern, welche hie und da inmitten der Lutherischen Kirche Deutschlands zum Vorschein kommen und welche so beklagenswerthe Verwüstungen in der Calvinistischen Kirche Englands veranlaßt haben, Excesse, welche hervorgerufen

Beilage zur Evangelischen Kirchen-Zeitung № 51.

urch den Mißbrauch individueller Ansichten. In den Conferenzen aben wir einfach protestiren wollen gegen die rationalistischen und ndividuellen Behauptungen Einzelner in der Versammlung, aber nicht n Entferntesten daran gedacht, antiprotestantischem Clerikalismus oder er röm.-kath. Meinung einer materiellen Mittheilung der Gnade as Wort zu reden. Die Meinung von einer materiellen Mittheilung der Gnade findet sich nirgends in der Lutherischen Kirche, auch icht bei denen, welche am meisten dessen beschuldigt werden."

Hosemann, Pastor. Berger, Pastor. Goguel, Hülfsprediger. Meyer, Pastor.

Aus Bayern.

Die kirchlichen Bewegungen in Bayern.

II.

hre nächsten Wirkungen und Folgen von der Nürnberger Adresse an. (Schluß.)

Diese Gegenadresse, welche bereits am dritten Tage nach dem ufrufe zur Unterzeichnung an ihren Bestimmungsort abgesendet, und i deren Unterzeichnung alle jene Künste, durch welche der ersten dresse so viele Unterschriften zugeführt worden waren, geflissentlich ıd grundsätzlich vermieden wurden, konnte nur bei den entschieden irchlichen Anklang finden. Mit nicht ganz dreihundert Unterschriften ng sie ab; freilich eine kleine Zahl, aber dem nicht auffallend, der denkt, wie zu allen Zeiten das Häuflein der treuen und muthigen ekenner Christi nur ein kleines gewesen ist und seyn wird, und wie mals in Nürnberg wirklich eine mannhafte Entschiedenheit dazu gerte, um sich dem Alles mit fortreißenden Strome entgegen zu stemen. Der Herr wird es nach Matth. 10, 32 den auch in bürgerher Hinsicht geachteten Männern vergelten, daß sie es gewagt haben, r aller Welt sich zu ihm zu bekennen und ihre Namen an die Spitze r Gegenerklärung zu setzen.

Unter dem 27. Nov. wurde der mit Spannung erwartete Bescheid f die Beschwerdeadresse von Sr. Maj. dem Könige erlassen und we- ge Tage darauf veröffentlicht. Er entsprach den sanguinischen Hoffungen der Beschwerdeführer keineswegs. Es wurde darin bemerkt, ß die Begründung der gegen das Oberconsistorium erhobenen Beuldigungen nirgend vermißt worden sey; der Bescheid geht in ausührlicher Weise auf die einzelnen Beschwerdepunkte ein und weist das abegründete derselben nach. Er ist in der That für die Beschwerdehrer ein abschlägiger. Bezeichnend ist die Aeußerung, die einer der auptbetheiligten darüber that, daß man ihn zu wiederholten Malen en müsse, um zu merken, daß er doch nicht so gar ungünstig sey, s es beim ersten Durchlesen scheine. Und daran ist etwas Richtiges züglich eines Punktes, nämlich des über die Liturgie Gesagten. inen der Beschwerdepunkte bildete die Einführung der Liturgie beim aupt- (Sonntags-Vormittags-) Gottesdienste; es war deren Abschafung verlangt worden. Der Allerh. Bescheid wies nun zwar dies erlangen als unbegründet und ungerechtfertigt zurück, ordnete aber ne Untersuchung über die locale Einführung der Liturgie an, woran h mit einigem Rechte von Seiten ihrer Gegner die Hoffnung auf locale eseitigung derselben knüpfte. Dies war denn auch der Punkt, auf elchen zuvörderst in Nürnberg, dann auch an andern Orten die Agitaon sich richtete; man wollte doch nicht ganz umsonst einen so gewalgen Anlauf gemacht haben; da nun bezüglich der übrigen Punkte nichts hoffen war, so warf man sich mit aller Macht auf die Liturgie.

Diesem Streben war nun ganz besonders der Umstand günstig, ß Anfangs Decembers die alle drei Jahre stattfindende Erneuungs- oder Ergänzungswahl der Kirchenvorstände vorgenommen werden mußte. Alle drei Jahre hat nämlich die Hälfte der Kirchenvorsteher auszuscheiden, um sammt einer gleichen Anzahl von Ersatzmännern durch eine neue Wahl ersetzt zu werden. Berechtigt zum Wählen ist nach der Allerh. Verordnung vom 7. Oct. 1850 jedes männliche selbstständige Mitglied der Sprengelgemeinde nach zurückgelegtem 21sten Lebensjahre, das nicht wegen eines Verbrechens oder Vergehens der Fälschung, des Betrugs ꝛc. verurtheilt worden ist. Wählbar in den Kirchenvorstand sind alle wahlstimmberechtigten weltlichen Mitglieder der Kirchengemeinde, welche das 25ste Lebensjahr zurückgelegt haben, einen sittlichen christlichen Wandel führen, und ihre dem Glauben und Bekenntnisse der Kirche entsprechende Gesinnung durch Theilnahme am öffentlichen Gottesdienste und am heil. Abendmahle an den Tag legen. Nun waren in Nürnberg für die fünf Sprengel zusammen 30 Kirchenvorsteher und 30 Ersatzmänner zu wählen. Diese Wahl wurde von den Gegnern des Oberconsistoriums benutzt, um vor Allem die Beseitigung der Liturgie und dann noch Weiteres durchzusetzen. Denn dazu bot die ungeheure Ausdehnung der activen Wahlberechtigung eine günstige Gelegenheit. Es kam nur darauf an, eine möglichst große Anzahl von Wählern, die sonst sich um Kirche, Gottesdienst, Abendmahl ꝛc. gar nichts kümmern, zur Theilnahme an der Wahlhandlung zu bewegen, so war man gewiß, eine große Mehrheit über die kirchlich Gesinnten zu erlangen. Um dies zu erreichen, wurde am 3. Dec. in öffentlichen Blättern auf die bevorstehende Wahl hingewiesen und aufgefordert, „Männer der Intelligenz und des Muths zu wählen, welche im Sinne der eingereichten Adresse durch alle Consequenzen zu handeln entschlossen seyen." Wenige Tage endlich vor der bereits anberaumten Wahl wurden von dem etwas erweiterten Adresse-Comité gedruckte Wahlzettel mit je 12 Namen für jeden der fünf Sprengel in großer Menge vertheilt und den Wählern in die Wohnungen geschickt. Zwar geschah Aehnliches auch von den Kirchlichen, aber bei der herrschenden Stimmung war anzunehmen, daß auch eine große Anzahl Wohlgesinnter der stärkeren Strömung folgen werde. Dabei war das Wahlcomité klug genug, keineswegs Männer von extremer Richtung in Vorschlag zu bringen, so daß viele Wähler, die nicht die Gabe der Geistesprüfung besaßen, in den Vorgeschlagenen nicht Unkirchliche oder Feinde der Kirche zu erblicken vermochten. Das Ergebniß der Wahl war daher keineswegs ein überraschendes; es wurden die von der s. g. liberalen Partei aufgestellten Kandidaten mit einer durchschnittlich fünfmal so großen Stimmenzahl, als diejenige war, die den Kirchlichen zufiel, in die Kirchenvorstände gewählt. Es muß zur Ehre der Gewählten gesagt werden, daß sie durchaus bürgerlich und sittlich unbescholtene Männer, ja daß nicht Wenige unter ihnen sind, mit denen, wenn sie unter andern Umständen gewählt worden wären, gewiß auszukommen gewesen wäre. Aber das Schlimme war der Eindruck, unter dem sie gewählt wurden, die Erwartung, die man von ihnen hegte, und die nicht zu täuschen ihnen zur Ehrensache gemacht wurde. Sie sollten Thaten thun, aber nicht solche, welche zum Bau der Kirche beitrugen, sondern wie sie die s. g. öffentliche Meinung, der in den Ton angebenden Blättern herrschende Liberalismus von ihnen, als den Vertretern der Gemeinde, forderte.

Mit den auf diese Weise zur Hälfte erneuerten Kirchenvorständen, mußte also die im October eingeführte Liturgie einer neuen Berathung unterzogen werden. Dies geschah in den ersten Tagen des Januars d. J. Das Ergebniß dieser Berathungen war keineswegs bei allen Kirchen das nämliche. An der einen Kirche entschied man sich mit einer kleinen Mehrheit für Beibehaltung der Liturgie, an einer zweiten mit Stimmengleichheit für Abkürzung derselben, an zweien für gänzliche Abschaffung und an einer ging man gar nicht auf die Berathung ein. Von vier Kirchen aber wurde in dringender Weise eine Plenar-Versammlung sämmtlicher Kirchenvorstände der Stadt zur Berathung und Beschlußfassung über diese wie über andere gemeinschaftliche Angelegenheiten verlangt. Leider war bei der letzten General-Synode selbst für Städte mit mehreren Kirchsprengeln — zum Zwecke leichterer Verständigung über die Einführung der Liturgie — der Zusammentritt der verschiedenen Sprengel-Kirchenvorstände zu

einer Versammlung beantragt und beschlossen, vom Oberconsistorium — arglos — begutachtet und vom Könige genehmigt worden. Das Oberconsistorium konnte daher dem Verlangen der Nürnberger Kirchenvorstände nicht entgegen treten. Das Decanat wurde beauftragt, sämmtliche Kirchenvorstände der Stadt (60 Weltliche und 15 Geistliche außer dem Decan) zu einer Berathung über die Frage zusammenzurufen, ob die Liturgie in vier Kirchen der Stadt sistirt, dagegen in einer Kirche in ihrem vollen Umfange beibehalten werden solle. Den Freunden der Liturgie unter den Geistlichen war es nicht leicht, für diesen von der Kirchenbehörde selbst gemachten Vorschlag zu sprechen und zu stimmen, aber gleichwohl thaten sie das Erstere mit Selbstverleugnung. Aber der Mehrheit beliebte nicht einmal die im Oberconsistorial-Rescripte gebrauchte Formulirung. Es wurde durch Stimmenmehrheit beschlossen, statt des Ausdrucks Sistirung vielmehr Abschaffung zu setzen, und endlich wurde die Frage: Soll die Liturgie in sämmtlichen fünf Kirchen der Stadt abgeschafft werden? mit 40 gegen 32 Stimmen*) bejaht. Zwar meinten nun gar manche unter den weltlichen Kirchenvorstehern, daß das, was sie beschlossen hatten, auch ohne Zustimmung des Kirchenregiments sofort gültige und die Pfarrer bindende Ordnung sey, und mehrere sollen nicht wenig erstaunt gewesen seyn, daß am darauf folgenden und den weitern Sonntagen noch die Liturgie gebraucht wurde, und in einer Kirche wurde wirklich die eingeführte Liturgie noch vor der Entscheidung der Kirchenbehörde beseitigt. Aber das Oberconsistorium erachtete eine Minorität von 32 gegen 40 oder 4 gegen 5 bei Entscheidung einer kirchlichen Frage nicht für so unbedeutend, daß lediglich der Majoritäts-Beschluß zu gelten habe! In billiger Würdigung des in den 32 Stimmen sich kund gebenden Bedürfnisses ordnete dasselbe durch Entschließung vom 9. März an, daß die Liturgie in vier Kirchen sistirt und die gottesdienstliche Ordnung, wie sie vor dem XXII. p. Trin. v. J. in Uebung war, wieder hergestellt, dagegen in einer Kirche, in der zum Heil. Geist, die sich durch ihre räumlichen Verhältnisse und sonst besonders geeignet erwiesen hatte, die vollständige Liturgie erhalten werde.

Die Gegner der Liturgie waren wohl mit diesem Ausgange der Sache nicht zufrieden und äußerten sich auch in derben Worten darüber; das war aber auch Alles, und weitere Schritte geschahen von ihnen nicht, ja die billigeren unter ihnen erkannten selbst an, daß das Oberconsistorium nicht anders habe handeln können, und daß die Freunde der Liturgie eben so zu berücksichtigen seyen, wie die Gegner derselben. Allerdings konnte hinsichtlich des ganzen Verfahrens in dieser Sache die Frage aufgeworfen werden, ob es nicht besser gewesen wäre, wenn das Oberconsistorium die rite geschehene Einführung der Liturgie als Thatsache angesehen und die Frage ob Liturgie oder nicht? gar nicht zur Berathung zugelassen hätte. Denn es kann doch nicht geläugnet werden, daß einer kirchlichen Oberbehörde nicht zugemuthet werden kann, Einrichtungen, die mit Zustimmung der gesetzlichen Organe der Gemeinde getroffen worden sind, alsbald, weil inzwischen eine Veränderung in den Personen oder ein plötzlicher Umschwung in den Ansichten stattgefunden hat, wieder in Frage stellen zu lassen. Aber zu einem dem entsprechenden Verfahren des Oberconsistoriums wäre vor Allem nöthig gewesen, daß es sich auf die entschieden kundgegebene Liebe wenigstens der Kirchgänger zur eingeführten Liturgie hätte berufen und stützen können; man hätte müssen sagen können, daß nur diejenigen Gemeindeglieder, welche selten oder nie den Gottesdienst besuchen, gegen, hingegen die wirklich fleißigen Besucher des Gotteshauses für die Liturgie seyen. So aber war in der That das Sachverhältniß nicht. Die Zahl der entschiedenen Freunde der Liturgie war in den meisten Kirchsprengeln Nürnbergs eine kleine. Außer ihnen gab es viele, welche sich zwar dieselbe hätten gefallen lassen, die auch sicherlich nach und nach sich mit ihr befreundet und sie liebgewonnen hätten, von denen aber nicht zu erwarten war, daß sie gleich Anfangs sich mit Wärme und und Entschiedenheit derselben annehmen würden. Man kann das beklagen, aber nicht in Abrede stellen; ja, wenn man die liturgische

*) Drei Mitglieder, ein geistliches und zwei weltliche, waren abwesend. Der vorsitzende Decan enthielt sich der Abstimmung.

Vergangenheit Nürnbergs in den letzten 50 Jahren bedenkt, so kann man sich nicht einmal darüber wundern.

Dazu kommt aber noch etwas Anderes, was dem Oberconsistorium ein entschiedenes Vorgehen erschwerte, ja unmöglich machte. Es ist kein Geheimniß, daß von Seite der weltlichen Behörden die übertriebensten Befürchtungen wegen der in Nürnberg herrschenden Aufregung und einer deshalb zu besorgenden Störung der öffentlichen Ruhe gehegt und amtlich an die höhern und höchsten Landesstellen berichtet wurden. In Folge dessen wurde gegen zwei Nürnberger Geistliche auf Befehl des Staats-Ministeriums des Innern für Kirchen- und Schulangelegenheiten specielle Untersuchung verhängt, weil dieselben in ihren am 7. Dec. gehaltenen Predigten die kirchlichen Verhältnisse neuerlich gestört ꝛc. haben sollten, und bei einer Wiederholung solchen Verhaltens von Seite einzelner Geistlichen Störungen der öffentlichen Ruhe zu besorgen stünden. (Nebenbei sey gleich hier bemerkt, daß die angeklagten Geistlichen der gegen sie erhobenen Beschuldigungen nicht schuldig befunden wurden.) Eine weitere Folge war die, daß durch Oberconsistor. Entschließung vom 13. December sämmtlichen Geistlichen die Erörterung der kirchlichen Tagesfrage nachdrücklichst untersagt wurde. Es ist begreiflich, daß dieses Rescript bei der Geistlichkeit große Sensation hervorbrachte, und daß manche meinten, es zeige sich darin eine zu weit gehende Nachgiebigkeit der Kirchenbehörde gegen die Forderungen der Staatsgewalt; es ist nicht zu verwundern, daß Einzelne glaubten, das Oberconsistorium hätte lieber Alles daran setzen und eher seine Entlassung nehmen, als solchem Ansinnen entsprechen sollen. Aber bei ruhigerer Ueberlegung war doch auch zu erwägen, einmal, daß, wenn kirchliche Vorgänge in ein Stadium getreten sind, daß von Seite der Sicherheitspolizei Maßnahmen als geboten erscheinen, die kirchliche Behörde unter allen Umständen eine höchst schwierige Stellung hat, die bei Beurtheilung ihres Handelns nicht außer Acht gelassen werden darf; sodann, daß Harleß nicht das Oberconsistorium, sondern der Präsident des Oberconsisteriums, oder mit andern Worten, daß das Oberconsistorium nicht Ein Mann, sondern ein Collegium ist; endlich daß nach unserem Bayer. Kirchenrecht das Oberconsistorium zwar selbständig, aber dem Staatsministerium des Innern für Kirchen- und Schulangelegenheiten unmittelbar untergeordnet ist und von demselben Weisungen zu empfangen hat. Freilich giebt es eine Linie, über welche eine kirchliche Behörde sich durch keinerlei Rücksichten darf hinausdrängen lassen, wenn sie nicht ihre Pflicht gegen die Kirche verläugnen will. Aber die Entscheidung der Frage, ob in einem bestimmten Falle die Sache bis zu dem Aeußersten gediehen sey, daß schlechthin kein Nachgeben zulässig sey, was für Folgen auch daraus entspringen mögen, ist eine so ernste und schwierige, geht so tief in das innere Heiligthum des Gewissens hinein, daß die größte Behutsamkeit des Urtheils von selbst geboten erscheint, zumal gegenüber einer Behörde, wie das Bayer. Oberconsistorium, und einem Manne, wie Harleß, der durch seine ganze Vergangenheit bewährt ist, und von dem die gewissenhafteste Erwägung seiner Schritte vor dem Angesichte Gottes von vornherein angenommen werden muß.

Aus dem Gesagten wird zur Genüge erhellen, warum das Oberconsistorium die wiederholte Berathung der liturg. Frage in Nürnberg nicht verhindern konnte, wenn es auch gewollt hätte. Ob es aber gesetzt, daß es angegangen wäre, auch nur rathsam gewesen wäre, die Liturgie in allen Kirchen der Stadt zu erhalten, diese Frage getraut sich Referent keineswegs entschieden zu bejahen. Bei der einmal hervorgerufenen Antipathie hätte sicherlich in der Mehrzahl der Kirchen die Gemeinde sich wenig oder gar nicht an derselben betheiligt; wäre auf lange Zeit ein durchaus unprotestantisches Handeln lediglich zwischen Liturgen und Chor in Aussicht gestellt gewesen. Hingegen entsprach die vom Oberconsistorium gegen den Majoritätsbeschluß der Plenar-Versammlung getroffne Anordnung der Beibehaltung der Liturgie in einer Kirche nicht blos dem wirklichen Bedürfnisse der Freunde der Liturgie, sondern ließ auch den Nichtfreunden die Möglichkeit offen, dieselbe kennen zu lernen und sich mit ihr zu befreunden. Je genauer man die Sache prüft, desto mehr wird man sich überzeugen, daß das, was das Oberconsistorium gethan hat, das Beste war, was unter den obwaltenden Umständen geschehen konnte.

Als die liturgische Bewegung in Nürnberg im Zuge war, ver-

reitete sich dieselbe auch auf viele andre Gemeinden. Da, soviel dem Referenten bekannt ist, den andern Städten auf ihre eingereichten Adressen kein besonderer Allerhöchster Bescheid zu Theil wurde, so galt die den Nürnbergern gegebene Antwort als Bescheid für Alle. Und wie die Gegner des Oberconsistoriums in Nürnberg sich nach dem erhaltenen Bescheide hauptsächlich auf die Liturgie warfen, so thaten sie es auch anderwärts. In den meisten Städten und sogar in vielen Landgemeinden setzten sich die Kirchenvorstände in Bewegung oder sie wurden von anderen Gliedern der Gemeinde in Bewegung gesetzt, um die Abschaffung der Liturgie zu bewirken. In ein paar Landgemeinden, deren Angehörige in häufigem Verkehr mit Nürnberg stehen, ist es vorgekommen, daß an einem Sonntage die ganze männliche Zuhörerschaft, welche sich zahlreich und rechtzeitig im Gotteshause eingefunden hatte, mit dem Beginn der Liturgie die Kirche verließ und erst nach dem Ende derselben wieder in die Kirche eintrat. Alle auf Abschaffung der Liturgie abzielenden Berathungen und Beschlüsse der Kirchenvorstände, oft schon die bloßen darauf gerichteten Versuche und Anläufe wurden sorgfältig in den Tagesblättern registrirt und so die Unruhe und Bewegung in den Gemeinden, wenn sie vielleicht beschwichtigt schien, immer wieder angefacht. Es wurde dem Referenten von glaubwürdiger Seite versichert, es seyen von der Redaction eines Nürnberger Tagsblattes, das in der Stadt und auf dem Lande viel gelesen wird, besondere Briefe in den Landgemeinden verbreitet worden, um die Bewegung nicht ins Stocken kommen zu lassen. Referent hat aber einen solchen Brief selbst zu Gesichte bekommen.

Vergleicht man nun aber das Ergebniß und den Erfolg dieser Bestrebungen mit der daran angewandten Mühe, so kann mit Recht behauptet werden, daß nicht einmal auf dem Gebiete der liturgischen Frage von den Unkirchlichen ein nennenswerther Sieg errungen worden sey. Was will es denn besagen, wenn unter den 850 luther. Gemeinden des diesseitigen Bayerns in etlichen Städten und Dörfern die kaum eingeführte Liturgie wieder hat weichen müssen? Referent hat zwar nicht eine amtliche statistische Uebersicht zu seiner Verfügung, auf deren Grund hin er mit Zahlen den Beweis liefern könnte. Aber er lebt inmitten der protest. Bevölkerung Bayerns und hat die neueste Bewegung mit Aufmerksamkeit verfolgt, und glaubt auf Grund der von ihm gemachten Wahrnehmungen sagen zu können, daß die Zahl der Gemeinden, in denen den Gegnern der Liturgie ein augenblicklicher Sieg zu Theil wurde, eine verhältnißmäßig sehr geringe ist. Zur richtigen Würdigung der Sachlage darf nämlich Folgendes nicht vergessen werden. Erstens, daß in vielen, zumal Landgemeinden, die Liturgie ihren wesentlichen Bestandtheilen nach gar nie außer Gebrauch gekommen ist, sondern sich auf Grund der im Nürnberger Gebiete, im Ansbachischen und Bayreuthischen geltenden Nürnberg-Brandenburgischen Kirchenordnung fortwährend erhalten hat. Dazu kommt, daß seit mehreren Jahrzehnten von jüngeren Geistlichen, welche bereits auf der Universität durch die gesegnete Thätigkeit unserer trefflichen theol. Facultät die richtigen liturgischen Principien kennen gelernt hatten, in ihren Gemeinden freilich ohne Sanction des Kirchenregiments — der Liturgie wieder zu ihrem Rechte verholfen wurde, ein Vorgehen, das, wie löblich es auch der ihm zu Grunde liegenden Absicht nach war, doch der kirchenregimentlichen Regelung und Ordnung bedurfte, und von welchem eben hauptsächlich die vom Oberconsistorium der General-Synode im Jahre 1853 gemachten liturgischen Vorlagen veranlaßt und hervorgerufen worden waren. Endlich war die Liturgie, welche zuerst im Jahr 1853 zu facultativem Gebrauch vom Oberconsistorium herausgegeben, dann von der Generalsynode mit ganz unwesentlichen Modificationen angenommen und vom Könige genehmigt worden war, von da an bereits in vielen Gemeinden zur Einführung gekommen. In diesen vielen Gemeinden hatte die im Nov. und Dec. ausgebrochene Bewegung wenig oder gar keinen Erfolg. Sie übte ihren Einfluß hauptsächlich in den Gemeinden, in denen die Liturgie erst kurz oder unmittelbar zuvor eingeführt war oder eben erst eingeführt werden sollte. Es waren alle Künste der Partei, es war namentlich der ausgedehnteste Gebrauch der Presse, die den Unkirchlichen bereitwillig ihre Spalten öffnete, nöthig, um bei den ferner Stehenden, besonders im Auslande, den Schein eines erfochtenen großen Sieges zu bewirken.

Sehen wir noch, wie es in dieser Hinsicht mit den andern Gegenständen stehe, auf welche sich die Bewegung warf, besonders Kirchenzucht und Gesangbuch.

Bezüglich der Kirchenzucht ist schon früher erwähnt worden, daß mit Ausnahme des Rescripts über Sicherstellung des geistlichen Amtes, das einige hieher einschlägige Punkte enthält, es sich eigentlich nicht um sofort zu vollziehende Anordnungen, als um Vorbereitungen für weitere durch die Diöcesan-Synoden und durch die General-Synode vorzunehmende Berathungen handelte. Es muß aber zum Verständniß der Sache noch weiter hinzugefügt werden, daß die Berathung über diesen Gegenstand bei der General-Synode von 1853 kaum anders als eine verfrühte bezeichnet werden kann. Es ist Thatsache, daß über Kirchenzucht der General-Synode keinerlei Vorlage von Seite des Kirchenregiments gemacht worden war. Es würde hier zu weit führen, nachzuweisen, wie es kam, daß der Gegenstand gleichwohl zur Verhandlung kam. Nur das sey hier erwähnt, daß hinter den für die Vorlage des Kirchenregiments und die stehenden Geschäfte der General-Synode nöthigen Ausschüssen noch nachträglich ein besonderer Ausschuß für Kirchenzucht gewählt wurde, daß dieser Ausschuß in sichtlicher Verlegenheit sich befand über die Vorschläge, die er der General-Synode machen sollte, und daß unter wesentlicher Modificirung der vom Ausschusse gestellten Anträge die Beschlüsse nach Inhalt und Formulirung das Product der mündlichen Verhandlung, das Werk des Augenblicks waren. Referent führt das nicht an, um die gefaßten Beschlüsse etwa als übereilte zu bezeichnen; sie waren das nicht im Mindesten, sondern um aus dem einfachen Hergange der Sache die oft wiederholten Beschuldigungen gegen das Kirchenregiment wegen hierarchischer, „kirchenzüchterischer" Tendenzen in ihrem Ungrunde erscheinen zu lassen. Wenn irgend wo, so hatte das Kirchenregiment in dieser Sache gar keine Tendenz. Aus den Beschlüssen, welche überdies ohne Widerspruch oder Bedenken von Seite der weltlichen Abgeordneten gefaßt wurden, ist nachmals der so heftig angegriffene Erlaß des Oberconsistoriums vom 2. Juli 1856, die Wiederherstellung der Kirchenzucht betr., geflossen; diese Beschlüsse fanden, so weit sie dahin einschlugen, fast wörtliche Aufnahme in dem gleichfalls arg angefochtenen Erlasse vom nämlichen Datum, Normen zur Sicherstellung des geistlichen Amtes gegen ungebührliche Zumuthungen betreffend. Nun sollte die Kirchenzucht nach einer schon im vor. Jahre an die Pfarrämter ergangenen Weisung des Oberconsistoriums noch vor der Abhaltung der dießjährigen Diöcesan-Synoden mit den Kirchenvorständen berathen werden. Man hätte nach dem Zeitungslärm meinen sollen, diese Berathung würde zu den lebhaftesten, wo nicht heftigsten Erörterungen Anlaß geben. Aber in Nürnberg wenigstens war dies nicht im Mindesten der Fall. Nachdem das Rescript über Kirchenzucht den Kirchenvorständen, die bis dahin nur aus den Zeitungen davon gehört hatten, vollständig bekannt gemacht worden war, sahen sie wohl ein, daß an demselben nichts auszusetzen und dem Inhalt desselben durchaus nicht beizukommen sey. Es wurde daher auch keinerlei gegen den Inhalt gerichteter Antrag gestellt, oder Beschluß gefaßt. Und da inzwischen das Oberconsistorium selbst, in einer Entschließung vom 17. Jan. d. J. ausgesprochen hatte, „daß es in der Aufgabe der Kirchenvorstände und Diöcesan-Synoden liege, zu erwägen, ob sie auf diese Berathung schon jetzt näher eingehen oder auf Grund vorliegender besonderer Umstände sich für Vertagung aussprechen wollen": so wurde dieser Ausweg von beiden Seiten ergriffen und der Wunsch einer Vertagung meist einstimmig beschlossen. Referent glaubt, daß auch die entschiedensten Freunde der Kirchenzucht nicht wohl anders handeln konnten. Selbst wenn es ihnen möglich gewesen wäre, was kaum anzunehmen ist, positive Bestimmungen über Kirchenzucht bei den Kirchenvorständen durchzusetzen: wie ließe sich denn bei der in Stadtgemeinden gegen die Geistlichen rege gewordenen Stimmung, bei dem Mißtrauen, mit welchem jede Abweichung von der bisherigen Uebung aufgenommen werden würde, der mindeste Segen von der Durchführung so beschlossener Maßregeln erwarten? Wiedereinführung einer Kirchenzucht in den Städten, wenn dieselbe nicht eine rein äußerliche, polizeiliche, sondern eine von der in der Gemeinde herrschenden ernsten Sitte getragene seyn soll, hält Referent für eine unter allen Umständen höchst schwierige, zur Zeit aber

fast geradezu unmögliche Aufgabe. Wohl hauptsächlich von der Rücksicht auf die gegen die Geistlichkeit hervorgerufene Stimmung geleitet, hat das Oberconsistorium in der erwähnten Entschließung vom 17. Jan. d. J. ausgesprochen: „Da über den Erlaß vom 2 Juli v. J., die Sicherstellung des geistlichen Amtes ꝛc. betr., Bedenken und Befürchtungen ausgesprochen worden sind, welche sich nicht sowohl auf die Sache, als den Vollzug beziehen können, so gedenkt das K. Oberconsistorium, um diesen Besorgnissen jede thunliche Berücksichtigung angedeihen zu lassen, zum Behufe nochmaliger Revision des fraglichen Erlasses seiner Zeit weitere Erhebungen anzuordnen. Bis dahin haben sich die Geistlichen auf das in dieser Beziehung bereits Bestehende und in anerkannter Uebung Befindliche zu beschränken ꝛc."

Allerdings ist demnach das praktische Vorgehen auf diesem Gebiete für die nächste Zukunft aufgegeben. Man kann das beklagen, besonders um der Ursache willen, die es nöthig machte. Daß aber das Oberconsistorium seinen Grundsätzen untreu geworden sey, daß es auch nur ein von ihm in seinen Erlassen ausgesprochenes Princip später wieder aufgegeben oder verleugnet habe, wird kein wahrheitsliebender Beurtheiler behaupten wollen. Gott gebe unsern Gemeinden in reichem Maße den Geist der Buße, des Glaubens, der Heiligung und der Zucht, so wird sich das, was man Kirchenzucht nennt, von selbst machen; so lange den Gemeinden das Bewußtseyn fehlt, daß sie das heilige Volk, das auserwählte Geschlecht seyen, bestimmt und verpflichtet, die Tugenden dessen zu verkündigen, der sie berufen hat von der Finsterniß zu seinem wunderbaren Lichte: so lange wird an die Festsetzung und Durchführung allgemein bindender Normen in Bezug auf Kirchenzucht schwerlich gegangen werden können.

Es ist noch in einem Punkte der Folgen der Bewegung Erwähnung zu thun, nämlich hinsichtlich des Gesangbuchs. Zwar bildete das neue Gesangbuch keinen eigentlichen Beschwerdepunkt in der Nürnberger Adresse; es war darinnen desselben nur nebenbei mißfällig wegen seiner „veralteten Sprache" gedacht, kein förmlicher Antrag hinsichtlich desselben gestellt worden. Gleichwohl glaubten die Kirchenvorstände in dem ersten Eifer ihres Wirkens und in der anfänglichen Meinung vieler derselben, daß die von ihnen gefaßten Beschlüsse Gesetze seyen, auch diesem Gegenstande ihre oppositionelle Thätigkeit zuwenden zu müssen. Die Sache wurde in den Kirchenvorstands-Versammlungen zur Sprache gebracht und Anträge gestellt. Aber die Beschlüsse fielen sehr mannigfaltig aus. In mehreren Sprengeln der Stadt und der Vorstädte zwar wurde geradezu die Abschaffung des neuen und Wiedereinführung des alten Gesangbuchs beschlossen. In andern dagegen wollte man sich mit einem Anhange begnügen, der vorzugsweise neuere Lieder enthalten solle. Wieder in einem andern Sprengel hatte man seine Ansprüche noch weiter herabgestimmt und mit geringer Mehrheit die Bitte an das Oberconsistorium gerichtet, eine Commission zu ernennen, die über die erhobenen Bedenken ihr Gutachten abgeben solle. Das Oberconsistorium beschied durch Entschließung vom 30. April d. J. alle diese Anträge abschlägig. Der Bescheid wurde den Kirchenvorständen natürlich eröffnet und hat bis jetzt keine weitern Schritte derselben zur Folge gehabt. Ein ähnliches Schicksal hatte der Antrag der Nürnberger Schulcommission, einer aus Mitgliedern des Magistrats und aus den geistlichen Schulinspectoren zusammengesetzten Localbehörde für die Schulen der Stadt und Vorstädte. Von dieser war die vom Oberconsistorium getroffene Auswahl der in den Werktagsschulen zu lernenden Gesangbuchslieder beanstandet und gewünscht worden, daß an die Stelle von 16 bezeichneten Liedern andere, meist Gellert'sche, gesetzt werden sollten. Auch dieser Antrag erhielt vom Oberconsistorium einen abschlägigen Bescheid, der belehrend auf die Sache eingeht, aber zugleich sehr bestimmt gehalten ist. Ob die Schulcommission sich dabei beruhigen, oder vielleicht noch weiter gehende Anträge stellen wird, läßt sich zur Zeit nicht sagen. Wohl aber ist wahrgenommen worden, daß manche Kirchenvorstände seit dem Einlaufen dieser und noch einiger anderer abschlägiger Entschließungen in den Hoffnungen, die sie von ihrem Wirken hegten, bedeutend herabgestimmt und etwas kleinlaut geworden sind.

In Bezug auf das Gesangbuch hat also die neueste Bewegung bis jetzt gar keines Erfolges sich zu rühmen. Hoffentlich wird auch die bevorstehende Generalsynode Besonnenheit genug haben, um nicht an einem Buche, das bereits in mehr als viermalhundert tausend Exemplaren in Bayern verbreitet ist, zu rütteln und dadurch unabsehbare Verwirrung in der Landeskirche herbeizuführen. Denn Referent hält den Fortbesitz dieses trefflichen Buches für wichtiger, weil für das kirchliche Leben der Gemeinde einflußreicher und für die Bildung des nachwachsenden Geschlechts eingreifender, als die Fragen über Liturgie und Kirchenzucht, so wenig er diesen ihre hohe Wichtigkeit abzusprechen gemeint ist. Der Geist, der bei den jüngsten Bewegungen in Bayern so traurig an den Tag kam, ist hauptsächlich ein Product unseres abgeschafften Gesangbuchs. Durch dieses wurde die Wirkung der evangelischen Predigt, die seit längerer Zeit nicht etwa nur vereinzelt bei uns vernommen wird, fortwährend gehindert und abgeschwächt. Denn der im Gesangbuche herrschende Geist, wird allmälig Eigenthum der Gemeinde; er geht durch den fortgesetzten Gebrauch der Schule und Kirche im Haus und bei allen Begegnissen und Wechselfällen des Lebens in Fleisch und Blut der Gemeinde über. Dieser Geist war aber bei unserm abgeschafften Gesangbuche der rationalistische, d. h. ein Geist, der die Grundwahrheiten des göttlichen Worts nicht kennt, sie verschweigt, verläugnet, beseitigt, und statt gesunder, kräftiger Poesie, die zu schätzen er viel zu schwächlich ist, nur fade, wässerige Reimereien zu bieten weiß. Dagegen vermag eine Landeskirche mit einem guten Gesangbuche, in das sie sich eingelebt hat, vieles Schlimme, das in kirchlicher Hinsicht über sie kommt, selbst unevangelische Predigt, länger Zeit ohne zu großen Schaden zu ertragen und zu überwinden. Darum wird die Ev.-Luth. Kirche Bayerns erkennen, welches Kleinod sie in ihrem neuen Gesangbuche besitzt, und bereit seyn zu einem äußersten Kampfe mit denen, die ihr dasselbe etwa antasten oder rauben wollen. Groß ist die Zahl seiner Gegner besonders in den städtischen Gemeinden; denn dem gegenwärtigen Geschlechte sind von dem langjährigen Genuß der Herlinge die Zähne stumpf geworden, und in ihrem Uebermuthe und Undanke sagen sie über den neu dargebotenen Segen: Uns ekelt über dieser losen Speise. Möge Gottes Barmherzigkeit verhüten, daß solcher schnöde Undank Vieler nicht durch Entziehung des dargebotenen Gutes an der ganzen Landeskirche gestraft werde. Erhält uns der gnädige Gott dieses Gut, so besitzen wir in unserem Gesangbuche einen Segen, den zu erlangen man sich anderwärts seit längerer Zeit ohne Erfolg bemüht hat und vielleicht auch in der nächsten Zukunft — grade in Folge der von Bayern ausgegangenen Bewegung — ohne Erfolg bemühen wird. Darum, wenn auch die Einführung des neuen Gesangbuches auf längere Zeit hinaus die einzige hervorleuchtende That unseres dermaligen Oberconsistoriums und seines Präsidenten von Harleß bliebe: so würden die gläubigen Glieder der Ev.-Luth. Kirche Bayerns nicht Ursache haben, zu klagen, daß nicht mehr geschehen sey oder geschehe, sondern reichen Anlaß zum wärmsten Danke gegen Gott, der in kümmerlichen Zeiten so Großes an uns gethan hat.

Referent schließt hier seinen Bericht, nicht in der Meinung, den Gegenstand auch nur geschichtlich erschöpft zu haben. Er hätte namentlich die Vorgänge in Augsburg gern mit in seine Darstellung hereingezogen. Aber obwohl er dieselben mit theilnehmender Aufmerksamkeit verfolgte, so traute er sich doch keine so zuverlässige Kenntniß derselben zu, um genau darüber berichten zu können. Er beschränkt sich deshalb vorzugsweise auf Nürnberg, einmal, weil er das, was da geschah, genau kennt, sodann, weil von Nürnberg die Bewegung in den Gemeinden vorzüglich ausging, endlich, weil der Geist, von dem man sich treiben ließ, die Mittel, die man anwandte, die Ziele, die man anstrebte, überall dieselben waren und sind, wie in Nürnberg.

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz. Druck von Trowitzsch und Sohn.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Herausgegeben

von

E. W. Hengstenberg,

Dr. der Philosophie und der Theologie, der letzteren ordentlichem Professor an der Universität zu Berlin.

Ein und sechszigster Band.

Juli bis December 1857.

Berlin.

Gustav Schlawitz.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1857. Mittwoch den 1. Juli. № 52.

Berliner Missions-Conferenz.

Die Berliner Missions- und Pastoral-Conferenz hat uns diesem Jahre wichtige drei Tage gebracht. Jene war durch as erste Auftreten des neuen Missionsinspectors Wallmann, ese durch das Interesse der besprochenen Gegenstände von ho- r Bedeutung. Möchten diese Conferenzen für die Brüder, die diesem Jahre besonders zahlreich versammelt waren, auch enso gesegnet seyn.

Voran ging am 8. Juni Abends in der Dreifaltigkeits- che das Jahresfest der Pastoral-Hülfsgesellschaft. uperint. Kober hielt Liturgie, Eingangs- und Schlußgebet, ast. Dressel aus Rohrbeck die Predigt über Sacharja 4, 10: Wer ist, der diese geringen Tage verachte, darinnen man doch ch wird freuen", ein ebenso demüthiges als tröstendes Zeug- iß. Gering sind unsere Tage zu nennen; denn obschon die rbeit unserer christlichen und kirchlichen Vereine nicht ungesegs t ist, manches verlorene Schaf wiedergefunden wird, die Kir- en sich füllen, das christliche Familienleben sich hebt: ist doch genüber dem in Mitten der Christenheit herrschenden neuen eidenthume das Zeugniß der Gläubigen nur kümmerlich im ergleich mit dem der Apostel und der Märtyrer vergangener eiten. Wir fürchten uns vor der Einkehr des h. Geistes und r dem Aufgeben unseres eigenen Willens: darum kein rechtes eten um die Pfingstgabe. Dennoch sind diese geringen Tage cht zu verachten, wir sollen uns vielmehr darinnen freuen, nn der Herr ist mit uns. Ob das Heidenthum auch wächst, ch ist Babel verurtheilt; ob unsere Liebe auch schwach ist, die nade ist mächtiger und ihre fallenden Tropfen weissagen künf- e Ströme. Der Herr — deß dürfen wir gewiß seyn — rd sein Werk vollenden an seiner Stadt und an seinem Tem- l. Sey getrost und arbeite, denn ich bin bei euch in dieser eit und ewiglich."

Am 9. Juni Nachmittags wurde das Jahresfest der esellschaft zur Beförderung des Christenthums un- r den Juden gefeiert. Den Bericht erstattete der Mis- nsprediger Krüger im Anschluß an Jes. 63, 7 ff. Er theilte t, daß seit Begründung der Londoner Judenmissionsgesellschaft, o seit 50 Jahren, 20,000 Juden getauft worden sind. Aus ner eignen treuen Arbeit konnte er mittheilen, daß Seitens e Berliner Gesellschaft im vorigen Jahre 7 Proselyten getauft rden sind — von der Londoner 100. Den Zustand des jüdi- schen Volkes schilderte er als einen solchen, in welchem sich die Vorbedingungen zu Israels Bekehrung immer mehr erfüllen. Der Talmud herrscht nicht mehr unbedingt, das N. T. wird gelesen, seine Sprüche in Predigten angeführt. Aeltern, die selbst noch unentschieden sind, lassen doch ihre Kinder taufen. Das Volk kann sich den Einflüssen christlicher Cultur und Wissenschaft nicht entziehen. Doch ist die Mission unter Israel noch weit von ihrem Ziele entfernt; ihre Arbeit aber, wie mühsam auch im Einzelnen, darf nicht ruhen. Sie nöthiget die Kirche zur größeren Vertiefung in sich selbst, zum Studium des A. T., zum Gebete um Vervollkommnung des kirchlichen Lebens, dessen offenbare Mängel den Juden so anstößig sind. So erstarkt die Kirche innerlich, indem sie ihre Kräfte an der Judenmission übt. Der Sieg ist verheißen. — Hierauf folgte die Festpredigt des Predigers Ayerst aus Egerton bei London, recht ein Thau vom Berge Hermon. Zu Grunde lag Hosea 14, 6: Ich will Israel wie ein Thau seyn, daß er soll blühen wie eine Rose. „Dem stehen entgegen andere Weissagungen, die jetzt bereits ihre traurige Erfüllung gefunden haben. Israel in seiner Zerstreuung bis an der Welt Enden ist zum Sprüchwort geworden. In Rom sind die Juden hart bedrückt, in Norwegen waren sie bis vor Kurzem nicht gelitten, in Deutschland und in der Schweiz ist ihre Lage an vielen Orten nicht viel besser, das Volksgefühl stößt sie von sich. Und doch fühlt Israel nicht minder als wir die Größe und den Ernst Gottes. Man sehe nur, wie sie ihr Versöhnungsfest feiern mit Beten und Fasten, wie eifrig sie das Gesetz studiren, wie willig sie Almosen geben, nach dem Gesetze den fünften Theil ihres Einkommens. Weil sie aber darin ihre eigne Gerechtigkeit suchen, finden sie das Heil nicht. Durch die Mission soll Israel den Heiland erkennen, daß es nach der Verheißung blühe, wie eine Rose. Die Gnade des Herrn will dies bewirken. Sie ist dem Thau zu vergleichen. Der Thau fällt in der Nacht. Nacht lagert über Israel. Es hat die Schrift und versteht sie nicht. Der Thau fällt, man weiß nicht wie und woher. So auch die Gnade von oben. Geringe, von Menschen kaum beobachtete Umstände müssen durch Gottes Segen zur Förderung der Judenmission dienen.*) Der Thau fällt reichlich in

*) Unter den merkwürdigen Zügen, die hier erzählt wurden, sey dieser eine angeführt. Der Dr. Frommann, der später für die Mission so viel gethan, erzählt seine Bekehrung folgendermaßen. Als Talmudschüler lebte er in Berlin, und kam zu einem Schneider, um

unzähligen Tropfen. Reich und wunderbar ist das Werk der Gnade in der Judenmission, ob wir es oft auch übersehen. Der Thau fällt ohne unser Zuthun. So die Erfolge, mit welchen die im Posenschen, in Cairo, in Constantinopel für Judenkinder eingerichteten Schulen gesegnet sind. Im Posenschen allein werden 6000 Kinder in diesen Schulen unterrichtet. Unentbehrlich ist der Thau von oben. So die Gnade des heil. Geistes. Ohne ihr Werk in den Einzelnen wirkt die Erkenntniß Christi nur das Gericht so bei uns wie in Israel, gleichwie im Glanz der natürlichen Sonne die Saaten des Feldes, wenn Thau und Regen sie nicht netzt, nur verdorren und ersterben." Divisionspred. Strauß hielt das Schlußgebet. Wir beten mit dem theuren Gaste aus England, daß der Herr seinen Gnadenthau immer reichlicher auf das Werk der Judenmission wolle fallen lassen; doch meinen wir, daß dies gottgefällige Werk dadurch nicht gefördert werde, wenn die Christenheit ihre Staaten und ihre Volksthümer den Einflüssen jüdischen Geldes und jüdischer Intelligenz widerstandslos preisgiebt. Grade der Umstand, daß im Occidente das jüdische Volksthum in der Auflösung begriffen ist, macht diese Einflüsse, wie uns bedünken will, nur um so gefährlicher. —

Die hierauf stattfindende General-Conferenz der Berliner Gesellschaft zur Beförderung der evangelischen Missionen unter den Heiden wurde nach dem Gesange: Komm, o komm, du Geist des Lebens und einem Gebete des Pastors Schultz vom Diakonissenhause Bethanien eröffnet durch den Präsidenten Dr. Göschel, welcher nach einigen einleitenden Worten den neuen Missionsinspector Wallmann willkommen hieß, und mit dem Wunsche schloß: Dein Eingang sey gesegnet, gesegnet Anfang, Fortgang bis zum Ausgang, zum Heil und Segen beiden, den Christen und den Heiden! Gesegnet beide Mühlmann und Wallmann!

Der Missionsinspektor Wallmann sprach in einfachen, aber nur um so mehr ergreifenden Worten seinen Glauben an die speciellste Aufsicht des Herrn, seine Hoffnung, daß der Herr ihm helfen werde, und seine Bitte an die Brüder aus, daß sie ihm mit ihrer Fürbitte beistehen möchten. Sodann ging er über zu dem ersten Thema des Tages: Die Aufgabe der Afrikanischen Heidenmission mit besonderer Beziehung auf die neueren Entdeckungen der Völkerverhältnisse in Mittelafrika. Wir müssen uns damit begnügen, diesen Vortrag nur in seinen allgemeinen Grundzügen nachzuzeichnen.

Im Süden Afrika's wohnen drei Völkerstippen nebeneinander, westlich die Hottentotten, östlich die Kaffern, in der Mitte die Betschuanen. Die neueren Entdeckungen, welche theils durch einen Englischen Touristen und zwei Schwedische Naturforscher, theils durch die Englischen Missionare Moffat und Livingston vollbracht worden sind, haben gezeigt, wie weit dieselben nach Norden hinaufreichen, die Hottentotten und Kaffern bis zum 18ten, die Betschuanen bis zum 15ten Breitegrade. Eine unmittelbare Berührung derselben mit den Negern im Norden findet nicht statt. Dazwischen liegt eine neu entdeckte, sehr zahlreiche Völkerschicht, beiden nicht verwandt, welche bis jetzt noch keinen gemeinsamen Namen trägt. Gegen diese Schicht dringen die südlichen Völker mit heftigen Angriffen vor und haben sie zum Theil schon unterjocht. Das allgemeine Interesse an Hams Entsündigung, sowie das Verlangen, aus den Schwierigkeiten, mit welchen die Südafrikanische Mission seit 8—10 Jahren zu kämpfen hat, herauszukommen, legt uns die Frage nahe, ob nicht die Afrikanische Mission sich diesen neuentdeckten Völkern zuwenden solle? Die Südafrikanische Mission hat allerdings viel Kreuz erlitten, aber sie soll nicht kreuzflüchtig werden, sondern an ihrer Arbeit bleiben, damit das Wort von bestimmter Operationsbasis aus ohne Sprünge seinen Lauf fortsetze. Die Rheinische Mission unter den Hottentotten ist von harten Schlägen betroffen worden. Ihre Aufgabe ist, wieder zu sammeln, was sich zerstreut hat, und im Westen weiter vorzudringen. Seit 10 Jahren haben ihre Missionare schon Versuche gemacht, unter den neuentdeckten Völkerschaften zu missioniren. Ueber das Erlernen der Sprache sind sie noch nicht hinausgekommen. Die nördliche Betschuanenmission ist in den Händen der Londoner Gesellschaft. Livingston hat fünf Reisen unternommen in nördlicher Richtung, bis er einen geeigneten Platz fand, wo die Londoner Gesellschaft eine Station anzulegen beschlossen hat. Das Unternehmen wird nicht leicht seyn. Der Weg zu Lande vom Kap aus ist zu lang, zu Wasser ungesund, das Unternehmen vom Gelingen einer Mission unter den Matebelen abhängig und sehr kostspielig. Die Summe von 5000 Pfund, welche die Londoner Gesellschaft als Anlagekapital ausgesetzt hat, übersteigt die Jahreseinnahme der Berliner Gesellschaft. Das Arbeitsfeld der letzteren ist im Kaffernlande, wo sich namentlich in der Natalcolonie günstige Verhältnisse darbieten. Das ganze Volk der Zulukaffern, der Fingus ꝛc. liegt vor ihr. Vom Drakenberge aus gehe sie weiter nach Osten. Da hat sie Treue zu beweisen. — Soweit das Referat. Da auf Befragen der Präsidenten sich niemand zum Worte meldete, wurde mit dem Gesange: O daß doch bald dein Feuer brennte, zu dem zweiten Gegenstande der Tagesordnung übergegangen: Ueber die Mittel zur Herbeiführung eines lebendigeren Verhältnisses der Muttergesellschaft zu den Hülfsvereinen. Eine brennende Frage, die auch sonst schon mehrmals besprochen worden und deren Beantwortung diesmal der Missionsinspector Wallmann übernommen hatte. Er erklärte, daß er über diesen Gegenstand nichts Neues zu sagen habe und nur ein kurzes Resume der bereits angewandten Mittel geben könne. „Die Rede ist nicht von einem gegenseitigen Verhältnisse, sondern nur davon, was die Muttergesellschaft an ihrem Theile

---

sich Kleider zu bestellen. Während der Vorbereitungen fing der ehrliche Meister an zu weinen. Frommann fragte ihn erzürnt, was er nur wolle. „Ach, erwiderte der Mann, ich muß wohl weinen, daß ich einen so lieben, thätigen Jüngling dem Verderben entgegengehen sehe." Die Thränen dieses Mannes ließen den Eindruck in Frommanns Seele zurück, der ihn später zum Christenthume führte.

thun hat, um ein lebendigeres Verhältniß zu den Tochtergesellschaften herbeizuführen. In der Aufstellung der Frage liegt ein Bekenntniß, daß das Verhältniß nicht lebendig sei. Die Mittel der Abhülfe sind nicht in irgend welchen menschlichen Operationen und Manipulationen zu suchen; allein die Kräfte des ewigen Lebens, allein die Wirkungen des h. Geistes schaffen ein lebendiges Band. Die Gesellschaft hat sich darauf zu besinnen: Wie bekommen wir Buße zum Leben? Die Muttergesellschaft muß für die Hülfsvereine mütterlich Fürsorge tragen, und auf diese Weise sich eine geistige Autorität über sie, gleichsam eine hegemonistische Stellung unter ihnen erhalten. Solch eine Stellung in Rheinland und Westphalen hatte früher (vor neun Jahren, als der Referent dort hin kam) das Wupperthal und die Barmener Gesellschaft. Das erlitt eine nicht unbedeutende Veränderung, als in den letzten Jahren an dieser geistigen Autorität des Wupperthales stark gerüttelt wurde. Ob die Berliner Gesellschaft eine solche Stellung habe, darüber kann der Referent nicht urtheilen. Ist dies Verhältniß festgestellt, dann lassen sich auch andere untergeordnete Mittel vorschlagen. Der Verkehr, um dessen Belebung es sich handelt, ist theils ein persönlicher, theils ein schriftlicher. Allerdings liegt in der persönlichen Verbindung durch Besuche des Inspektors eine nicht verkennbare Macht; aber man darf von dem Einen nicht zu viel erwarten. Die Missionare selbst sind dazu sehr gut zu gebrauchen, wenn man sie nach längerer Zeit von ihrem Arbeitsfelde zurückruft. Fünf Jahre braucht ein Missionar, um sich in seinem Wirkungskreise zu orientiren; andere fünf Jahre möge er dort arbeiten, aber dann ist er auch müde, und es thut Noth, ihn auf zwei Jahre zurückzurufen, damit er Ein Jahr sich erhole und Ein Jahr die Brüder bereise. Die daraus erwachsenden Kosten kommen, wie die Erfahrung lehrt, reichlich wieder ein, und draußen fehlt dann zwar ein Arbeiter, aber es ist besser den Ausgeruhten mit frischen Kräften wieder ans Werk gehen zu lassen, als den Abgematteten nicht abzulösen, so daß er bei aller Arbeit doch kein Gelingen hat. Was die Reisen des Missionsinspectors betrifft, so ist Referent dazu bereit. Aber der Inspector hat mehr zu thun, und muß um Schonung bitten. Den Inspector zu vertreten hat man in England, in Basel angestellte Agenten, auch Reiseprediger, die zu den Missionsfesten der Tochtergesellschaften gehen. Dies ist dem Nachdenken zu empfehlen. Auch die Kleinen in den Schulen sind anzuregen. Diese aber wollen etwas Apartes haben. Die rheinische Gesellschaft bedient sich eines besonderen Mittels, um das Interesse der Kinder für die Mission zu wecken. Sie schickt von Zeit zu Zeit einen Mann mit einem Kasten aus, der den Kindern in den Schulen allerlei Seltenheiten aus der Heidenwelt unentgeltlich zeigt. Es geht um den rechten Mann dazu. Unter den Mitteln, welche der schriftliche Verkehr bietet, sind zuerst die Briefe der Missionare zu erwähnen Solche umherzuschicken gewährt einen Reiz der Neuheit. Aber da die Missionare auch sonst so viel zu schreiben haben, stellt sich bald Unregelmäßigkeit ein. Insbesondere ist davor zu warnen, daß nicht mit den Briefen der Tochtergesellschaften an die Missionare Gaben und Geschenke verbunden werden. Das hat oft Grund zur Unzufriedenheit gegeben. Die gedruckten Monats- und Jahresberichte werden von vielen und gerade von den Pastoren wenig gelesen; es eignet sich auch nicht Alles für den Druck, was die Tochtergesellschaften wissen müssen. Lithographirte Quartalberichte vertraulicher Art sind sehr zu empfehlen. Die beiden Organe der Berliner Gesellschaft, die Missionsberichte und der Missionsfreund, sind ausreichend; die Brüder werden aber gebeten, auch zu lesen, was gedruckt wird. Um dazu mehr zu bewegen, soll die Redaction in den Missionsblättern den Stoff nicht in Briefen und anderen Mittheilungen zerstückt geben, sondern denselben für den Gebrauch in den Missionsstunden so zubereiten, daß der vielbeschäftigte Geistliche nur noch einer pastoralen Vorbereitung bedarf. Der Missionsfreund soll Missionszeitung sein, so daß die Lebensbilder bleiben aber auch etwas Zeitungsmäßiges hinzukommt. Der Stoff ist aus der deutschen Mission lieber als aus der fremden zu nehmen; denn die deutsche Mission braucht sich gegenüber der Englischen, Holländischen und Amerikanischen nicht zu schämen. Unternehmungen wie das von Harms sind der Art, daß sich in England, Holland und Amerika nichts dergleichen findet. — Man sagt wohl auch, es müsse, um ein lebendigeres Verhältniß der Muttergesellschaft zu den Hülfsvereinen herbeizuführen, den letzteren eine größere Betheiligung an der Leitung eingeräumt werden. In der rheinischen Gesellschaft ist es verfassungsmäßig so. Die Frucht davon aber hat sich dort als eine sehr geringe gezeigt, und man kann sich nur über die Mäßigung der Hülfsvereine freuen, die mit richtigem Tacte von ihrem verfassungsmäßigen Rechte fast niemals Gebrauch machen. Es gehört eine besondere Stellung dazu, um in der Misionssache zu rathen und zu regieren, und man muß denen vertrauen, welche diese Stellung haben. Doch liegt ein Element der Wahrheit in dem Verlangen nach diesem verfassungsmäßigen Mitwirken. Passionirte Missionsfreunde, solche, die es mit ganzer Seele sind, finden sich nur selten in den Hülfsvereinen. Es gehört dazu ein Charisma, und der Herr will darum gebeten sein, daß er solche Charismen austheile. Wenn in einer Tochtergesellschaft auch nur ein oder zwei solche Missionsfreunde sind, die der Muttergesellschaft mit Liebe und Einsicht die Hand bieten, das reicht hin. Dann macht sich das Mitrathen und Mitregieren ganz von selbst. — Nachdem der Vorsitzende das Bekenntniß abgelegt, daß es der Berliner Gesellschaft an einer solchen Autoritätsstellung, wie sie der Referent beschrieben, fehle, eröffnet er die Besprechung, die jedoch wegen mangelnder Zeit sehr abgekürzt werden mußte. Past. Fliegenschmidt klagt, daß er im vorigen Jahre von dem damaligen Missionsinspector, der seinen Besuch zum Missionsfeste zugesacht habe, im Stich gelassen worden sey. Erst am Abend vor dem Feste sey der Absagebrief eingetroffen. Auch äußert er sein Mißfallen darüber, daß von Conflicten in der Muttergesellschaft, welche die allgemeine Theilnahme der Missionsfreunde erregten, den Tochtergesellschaften nichts weiter mitgetheilt werde, als was sie aus öffentlichen Blättern erführen. Der letzteren Klage stimmt der Sup. Henschke bei, und spricht den Wunsch aus, daß zu diesem Zwecke eine Conferenz im engeren Kreise gehalten werden möchte. Der Vorsitzende gibt zu bedenken, daß das Comité über die betreffenden Vorgänge nicht eher berichten könne, bis es selbst darüber zur vollkommenen Klarheit gelangt ist. Präsident Dr. Götze zeigt an, daß nach einem Beschlusse des Comité's eine Conferenz der Deputirten der Tochtergesellschaften nach dieser öffentlichen Versammlung stattfinden werde. Prediger Ayerst theilt Erfahrungen aus den Englischen Missionsgesellschaften mit. Dort ist das Institut der Reisepredigt so organisirt, daß jedem Reiseprediger einige Grafschaften zugetheilt sind, mit welchen er in näherem Verkehre steht, und die Jahresfeste regelmäßig besucht, die eben dadurch auch geregelt werden. Auch in den Englischen Vereinen seyen Berichte mehr privater Art gewünscht worden, allein das Beste werde in den gedruckten Berichten zusammengetragen, und für das, was dann noch übrig bleibe, werde man wenig Dank haben. Die Zurückberufung der Missionare sey

wohl gut, doch habe sie auch ihre Bedenken. Die Missionare fürchteten sich oft mehr zu Hause vor den Brüdern zu reden, als draußen vor den Heiden und vor der Missionsgemeinde. Auch liege eine Gefahr in der Neigung, die sich bei Herren und Damen finde, mit den heimgekehrten Missionaren zu tändeln und zu spielen. Oberpred. Düsterhaupt bittet um mehr Besuch von Berlin mit Hinweisung auf die jetzige Verkehrserleichterung. Superint. Wagner bezieht sich auf eine Aeußerung des Vorsitzenden und erklärt unter allgemeiner Beistimmung: die Mutter habe um Verzeihung gebeten, den Töchtern gezieme es, die eigenen Fehler zu gestehen und der Mutter für ihre treue Arbeit zu danken. Der Vorsitzende zeigt an, daß mit dem Eintritt des Missionsinspectors Wallmann eine neue Geschäftstheilung eingeführt worden sey. Die beiden Inspectoren führen die laufenden Geschäfte in Verbindung mit einem Ausschusse des Comité's, bestehend aus Generalmajor von Höpfner, O. C. R. Cappell und K. G. R. Focke. Die letzte Beschlußnahme bleibt dem ganzen Comité, den Unterricht der Missionszöglinge haben beide Inspectoren, die Verwaltung des Missionshauses führt Insp. Mühlmann, die Correspondenz Insp. Wallmann. Schließlich legt Präs. Göschel sein Amt, welches er seit acht Jahren provisorisch geführt, unter Segenswünschen nieder. Oberpred. Düsterhaupt, ein wohlverdienter Senior unter den Missionsfreunden, spricht Namens seines Tochtervereines Dankesworte gegen Präs. Dr. Göschel aus, worauf der neugewählte Vorsitzende, Präs. Dr. Götze, ihm Namens der ganzen Gesellschaft für seine langjährigen treuen Dienste dankt, und die Versammlung auffordert, durch Aufstehen ihre Anerkennung auszusprechen. Er schließt mit dem in herzlicher Demuth und in der Furcht des Herrn ausgesprochenen Wunsche, daß Gott ihn mit eben solcher Treue segnen wolle, wie seinen Vorgänger. Die Versammlung antwortete mit dem Gesange: Preis und Dank sey dir gegeben.

Die Gesellschaft steht in einem entscheidenden Momente ihrer Entwickelung. Ihren Dank für bisherige göttliche Gnadenerweisungen und ihre Bitte faßte der Generalsup. Dr. Büchsel in dem Schlußgebete zusammen.

Die vlaemisch-evangelische Gemeinde in Brüssel.*)

Wer kennt nicht das schöne Lied Luthers „von den zween Merterern Christi zu Brüssel" und den herrlichen Brief, den er bei dieser Gelegenheit „allen lyben Brüdern inn Christo, so inn Holland, Praband und Flandern sind", schrieb? Wie betrübend und beschämend steht diesem kräftigen Zeugniß der Glaubens- und Stammesverwandschaft zwischen unserem Oberland und Niederland die Losreißung und Entfremdung gegenüber, welche jetzt bei der unendlichen Mehrzahl auch der gebildetern Kreise Deutschlands kaum je die Erinnerung aufkommen läßt, daß über die Hälfte der Bevölkerung Belgiens deutschen Stammes, deutscher Sprache und Art ist, während Belgien nach Außen immer nur als ein Land französischer Sprache und Art auftritt? Wer denkt daran, daß dieser vlaemische Zweig des großen deutschen Stammes, welcher jetzt die Hauptstütze der Römischen Reaktion in Belgien ist, der Deutschen Reformation die ersten Märtyrer lieferte, daß er dann (unter den überwiegenden Einfluß der Französischen Reformation übergegangen) nur mit Feuer, Schwerdt und Kerker und nach zwei Menschenaltern der blutigsten Kämpfe von der Evangelischen und Deutschen Welt losgerissen und der Herrschaft Roms und Romanischer Art und Sprache unterworfen wurde? Und als endlich in unsern Tagen jener in mancher Hinsicht beispiellose Aufschwung Deutschen Geistes und Deutscher Sprache in Belgien eintrat, den man kurzweg als die „vlaemische Bewegung" zu bezeichnen pflegt — wie vorübergehend, schwach, vereinzelt und höchstens auf den Genuß einiger der lieblichen Früchte der jugendlichen vlaemischen Literatur beschränkt zeigte sich die Theilnahme des Deutschen „Publikums", der Deutschen Presse!*) Diese Gleichgültigkeit ist um so weniger zu verantworten, da in jener Bewegung gerade ein lebendiges Bewußtseyn Deutscher Stamm- und Geistesverwandtschaft, ein inniger naiv vertrauender Herzenszug nach Deutschland (und nicht etwa nach Holland!) so charakteristisch hervortrat, der sich wieder in der Verehrung für unsern theuern König und Herrn concentrirte. Und wer könnte bei einigem Nachdenken und einiger Weite und Freiheit des Blicks verkennen, welche große politische Bedeutung unter gewissen, was man auch sagen mag, immer schwebenden Eventualitäten und dem daran sich knüpfenden Beruf und Recht Preußens diese Deutschen und Preußischen Sympathieen in Belgien haben könnten! Das conservative Preußen aber blieb im Ganzen vollkommen verschlossen gegen diese, wie gegen fast alle Seiten der Deutschen Gegenwart und Zukunft; die liberale Presse dagegen suchte jene nationale Wahlverwandtschaft eine Zeit lang in ihrem Sinne auszubeuten. Da aber weder ihr politischer und noch weniger ihr religiöser Geist dort Anklang fand, so ließ sie die Sache bald fallen oder behandelte sie als eine mißliebige. Der Grund zu dieser Mißliebigkeit war nicht zu verkennen: die vlaemische Bewegung zeigte zwar nicht ungetheilt, aber doch überwiegend und in ihren bedeutendsten Vertretern (namentlich z. B. Conscience) und in dem Maaße wie die Aufregung von 1830 sich legte eine monarchische und religiöse Signatur. Die erstere blieb zwar innerhalb des Programms des gemäßigten und in Belgien vollkommenen legitimen, ja conservativen Liberalismus und die zweite, obgleich bona fide römisch, blieb noch bedeutend hinter den Anforderungen der römischen Reaktion zurück.

(Fortsetzung folgt.)

*) Wir empfehlen diese Gemeinde aufs dringendste der thätigen Theilnahme aller unserer Leser, welche ein Herz für die Noth ihrer Brüder haben. Außer Herrn Prof. Dr. Huber in Wernigerode hat sich auch Herr Lic. Bachmann in Berlin, Kommandantenstr. 55, freundlich bereit erklärt, Beiträge anzunehmen. Ein Beitrag von 20 Thlrn. ist bereits zugesichert worden. Anm. der Red.

*) Es sey zur „Ehre der Todten" immerhin vergönnt zu bemerken, daß der „Janus" seiner Zeit der erste und entschiedenste Vertreter der vlaemischen Bewegung in Deutschland war und daß er ein reiches Material zu ihrer Kenntniß lieferte, welches auch jetzt noch Jedem zu empfehlen, der sich über die Sache zu orientiren Beruf findet.

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz. Druck von Trowitzsch und Sohn.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1857. Sonnabend den 4. Juli. № 53.

Berliner Pastoral-Conferenz.

Eröffnet wurde dieselbe am 10. Juni Morgens nach der Verlesung von Jes. VI. und einem daran sich anschließenden Gebete des Gen.-Superint. Dr. Hoffmann durch den einleitenden Vortrag des Vorsitzenden O. C. R. Prof. Dr. Stahl über die Evangelische Allianz, welcher bereits in Nr. 49 dieser Zeitung mitgetheilt worden ist. Dieser Vortrag und die sich daran anschließenden Reden und Gegenreden bilden das Ereigniß der diesjährigen Berliner Pastoral-Conferenz. Es trat für beide Theile insofern unerwartet ein, als selbst der Vorsitzende, wie wir hören, erst kurz vor der Conferenz und nachdem das Programm derselben längst festgesetzt und verschickt worden war, sich entschlossen hat, diesen Gegenstand zur Sprache zu bringen. Wir können das nur billigen. Denn unsere Pastoral-Conferenzen sind immerhin ein wichtiges Element unseres kirchlichen Lebens, und sie müssen doch mehr und mehr ihre Bedeutung verlieren, wenn diejenigen kirchlichen Fragen, welche die Gemüther bewegen, aus falscher Friedensliebe oder irgend welchen schielenden Rücksichten umgangen werden. Nur daß die brüderliche Liebe bewahrt bleibe, und das ist in diesem Falle geschehen. Die Debatte zeigte durchaus eine würdige Haltung und war getragen von dem Geiste der Liebe. Am Schlusse seines Vortrages stellte der Vorsitzende die Frage, ob einer von den Anwesenden sich aufgefordert fände, das Wort gegen ihn zu nehmen. Zuerst sprach G. S. Dr. Hoffmann. Er beabsichtige nicht, dem Gange des so eben gehörten Vortrages zu folgen, doch könne er aus eigener Anschauung über das Entstehen der Ev. Allianz berichten. Sie sey im Jahre 1846 nicht von kirchenfeindlichen Dissenters, sondern aus dem Schooße der Schottischen Presbyterialkirche hervorgegangen. Als ihr Grundgedanke sey von Anfang an ausgesprochen worden: Es läßt sich bei der Gemeinschaft, die zwischen allen Evangelischen Abtheilungen der Christenheit stattfindet, eine äußere Verbindung der Gläubigen darstellen, die nicht in die Eigenthümlichkeit der verschiedenen Landeskirchen eingreife. Die Evang. Allianz ist nicht eine Union von Kirchen mit Kirchen, sondern wir verbinden uns als einzelne Gläubige an das Evangelium mit einzelnen Gläubigen an das Evangelium auf Grund dessen, was ihnen allen von der Reformation her gemeinsam ist. Diese gemeinsame Grundlage sey in den bekannten neun Artikeln ausgesprochen worden. Auch den Katholiken sey der Beitritt nicht versagt worden, wenn sie nur zu den neun Artikeln sich bekennen könnten; wo nicht, so schlössen sie sich selbst aus. Ebenso von evangelischer Seite die Quäker. Von einer Union mit den Englischen Dissenters sey also gar nicht die Rede. Das h. Abendmahl werde nicht im Namen der Ev. Allianz gefeiert, sondern einzig und allein im Namen unseres gekreuzigten Herrn und Heilandes Jesu Christi. In Paris habe man es nicht nach einem neuen gemeinsamen Ritus gefeiert, sondern es sey den Männern aus den neun verschiedenen Gemeinschaften jedem nach dem Ritus seiner Gemeinschaft dargereicht worden. Er könne dies nicht loben, halte es vielmehr für bedenklich, wie denn überhaupt eine solche veranstaltete Abendmahlsfeier ihm nicht gefalle. Eine förmliche Union aber sey damit nicht ausgeführt worden. Worauf es dabei ankomme, sey nur dies, an den Tag zu legen, daß das h. Abendmahl selbst noch etwas anderes sey als die Lehre vom h. Abendmahl. Erschreckt habe ihn die Aeußerung des Vorsitzenden, daß er sich der Katholischen Kirche näher fühle als den evangelischen Dissenters. Er habe ihr Treiben in England gesehen, auch hie und da mit ihnen communizirt. Mancherlei Irrthümer habe er bei ihnen gefunden, trotzdem aber eine solche Macht des Glaubenslebens, daß er sie mit Freudigkeit Brüder nenne. Er wolle dasselbe auch den Katholiken gegenüber thun, nur dürften sie zwischen Christus und die gläubige Seele keine Mittler einschieben. Mit Freuden verbinde er sich mit jedem, der an der Rechtfertigung allein durch den Glauben und an der h. Schrift als Glaubens- und Lebensnorm festhalte, gegen die Römisch-katholische Kirche, das heißt gegen alles, was ihm Jesum aus seiner Stellung als alleinigen Grund der Seligkeit herausrücke. Wenn in diesem Kampfe gegen Rom uns solche undisciplinirte Schaaren wie die Baptisten zur Hülfe kämen, so müßten wir damit zufrieden sein. Im Jahre 1813 seyen wir auch mit den Kosacken und Baschkiren zufrieden gewesen. — Er kenne die meisten Glieder der Evangelischen Allianz und könne bezeugen, daß sie alle Kennzeichen der Kinder Gottes haben. Warum solle er ihnen nicht die Hand zum Bunde bieten? Was die antikirchlichen Tendenzen betreffe, die in der Ev. Allianz hervorgetreten seyen, so liegen dieselben nicht in ihrem Wesen. Die neun Artikel, die auch ihm keineswegs genügten, hätten nicht den Zweck, andere evangelische Bekenntnisse zu verdrängen. Allerdings sey in der Allianz eine antilandeskirchliche Strömung; aber man habe sie auch, so wie sie nur hervorgetreten sey, kräftig zurückgewiesen. Der Primas

von England, der Erzbischof von Canterbury, und ein Dutzend seiner Geistlichen hätten sich freundlich zu der Allianz gestellt, und die Geistlichen der Bischöflichen Kirche von England seyen in diesem Punkte doch viel ängstlicher als wir. Man solle deshalb die evangelische Allianz ganz unbesorgt in Berlin sich versammeln lassen; die Gefahr für unsere Landeskirche sey nicht so groß, wie sie der Vorsitzende dargestellt habe; wohl aber werde man hier sehen, daß jenseits der Berge auch noch Leute wohnen, und daß dem so sey, dessen wollten wir uns freuen. Den Schaden, daß der Unionssinn in unserer Kirche dadurch werde gestärkt werden, beklage er nicht, denn dieser Sinn sey bei uns noch sehr lau und schlaff und bedürfe der Belebung. Ueberdies trage das kirchliche Leben in unseren Gegenden den Charakter großer Passivität und ein Zusatz von Englischer Regsamkeit könne ihm nicht schaden. Er sehe so viel Schönes und Treffliches in der Allianz, daß er gern das Kranke mit trage. Er könne daher nur bitten, daß man sich keinen blinden Schrecken vor der evangelischen Allianz einjagen lasse, sondern es damit halte wie mit anderen Dingen, die man noch nicht kenne. So könne er nur mit Philippus sprechen: Komm und siehe. Wenn es uns nicht gefalle, so könnten wir dann immer noch thun, was wir wollten; schaden könne es uns gewiß nicht.

Pastor Kuntze schloß sich an den Vorredner an. Man habe es von je her schmerzlich empfunden, wenn Christen so fremd an einander vorübergehen, ja oft sogar feindlich gegen einander auftreten, da doch die Bruderliebe ein Grundzug des wahren Christenthums sey. Auch der Apostel Paulus verlange, daß seine Corinthier sich nicht paulisch, apollisch, christisch nennen, sondern in der Liebe einig seyn sollten. Daher sey immer der Versuch gemacht worden, ob nicht die Gläubigen zusammen zu bringen seyen, und mancher Versuch der Art sey mißlungen. Der evangelische Bund sey auch solch ein Versuch; ob er mißlingen werde, sey eben abzuwarten, und man könne nur mit Gamaliel sprechen: Ist die Sache aus Gott, so wird sie bestehen ꝛc. Das Prinzip des Bundes lasse die Landeskirchen wie auch die von ihnen gesonderten christlichen Gemeinschaften in ihrem Bekenntnißstande und Kultus unberührt; es handle sich nur um ein freies Zusammentreten solcher Christen, die sich zu einander hingezogen fühlten. Doch werde eine nähere Gemeinschaft der Kirchen selbst durch den Bund angebahnt. Dazu mahne in der gegenwärtigen Zeit von der einen Seite der gewaltige Angriff, den die Evangelische Kirche von dem Unglauben zu erleiden habe, von der anderen Seite das mächtige Prozediren der römischen Missionen. Die Zeit der letzten großen Schlacht nahe heran. Dazu müsse sich alles, was evangelisch heiße, verbinden. So sey im Jahre 1813 ganz Deutschland gegen den gemeinsamen Feind zusammen gestanden, und man habe nicht gefragt, ob Preuße, Baier oder Oesterreicher. Warum auch sträube man sich gegen den evangelischen Bund? Wenn doch im Himmel Lutheraner, Reformirte und Baptisten sich begegnen würden: könnte man sich denn nicht auch hier vereinigen? —

Nachdem Rede und Gegenrede so weit gehört worden, beabsichtigte der Vorsitzende zur Tagesordnung überzugehen; die Versammlung aber, darüber befragt, entschied mit großer Mehrheit, daß die Discussion fortgesetzt werden sollte.

Pastor Steffann: Im Jahre 1813 seyen die verschiedenen Nationen doch eins gewesen in der gemeinsamen Ueberzeugung von der Nothwendigkeit, das Joch der Fremdherrschaft abzuschütteln; an dieser gemeinsamen Ueberzeugung fehle es in der evangelischen Allianz. Ein hochwichtiges Stück des evangelischen Lehrbegriffes sey das von der Taufe, als dem Bade der Wiedergeburt. Die Evangelische Kirche lehre, daß auch die Kinder durch die Taufe wiedergeboren und Glieder Christi werden, während die Baptisten, die der evangelische Bund in sich aufgenommen habe, die Kindertaufe für eine Lehre Satans erklären. Die Allianz, indem sie aus dem evangelischen Lehrcomplex einzelne Lehren als die wichtigsten hervorhebe, zerreiße die Einheit und den Zusammenhang desselben, und müsse somit eben so kirchenzerstörend wie kirchenbildend wirken. Er als Lutheraner müsse erklären, daß ihm die Lehre von der Taufe, vom Abendmahl, und andere nicht minder wichtig seyen als die neun Artikel der Allianz. In Berlin, wo die Wenigen, die noch am kirchlichen Leben festhielten, von jedem Winde der Lehre hin und her getrieben würden, sey das Auftreten der Allianz besonders gefährlich; die Verwirrung der Begriffe und die Gleichgültigkeit gegen die rechte Lehre könne dadurch nur vermehrt werden.

Pastor Orth zieht den Spruch Col. 3, 3. 4 an: Ihr seyd gestorben, und euer Leben ist verborgen mit Christo in Gott; wenn aber Christus, euer Leben, sich offenbaren wird, dann werdet ihr auch offenbar werden mit ihm in der Herrlichkeit. Im Widerspruche mit diesem apostolischen Worte scheine ihm die Evangelische Allianz nichts anderes zu seyn als ein Versuch, das mit Christo in Gott verborgene Leben der Gläubigen in einer äußerlich organisirten Verbrüderung „der Kinder Gottes“ an das Licht dieser Welt zu stellen. Das sey ihm sehr bedenklich. Wenn ihn dereinst Christus am Tage seiner herrlichen Offenbarung für ein Kind Gottes anerkennen werde, so wolle er das seiner Gnade danken; aber daß er mit andern Gleichgesinnten vor aller Welt sich hinstellen sollte und sprechen: Seht hier bin ich, auch ein Kind Gottes: das könne er nicht. Wenn er aber auch dies Bedenken überwinden könnte, so sey ihm doch die evangelische Allianz einerseits zu eng, andererseits zu weit. Als Herzensverbrüderung der Kinder Gottes sey sie ihm zu engherzig. Es gebe nur Ein Kennzeichen der Kinder Gottes, Gott allein offenbar, das sey rechtschaffene Jesusliebe. Von den Katholiken sey bereits gesagt worden, aber ob es denn nicht auch unter den Nationalisten Kinder Gottes gebe, die Jesum lieb haben, ob es nicht erlaubt sey einen so ehrwürdigen Mann, wie seiner Zeit Semler gewesen, dafür zu halten? Wie dürfe man da also solch einen Zaun von neun Pfählen aufrichten und uns von den Kindern Gottes unter den Nationalisten absperren? Als christlicher Verein aber, bestimmt in Mitten der Christenheit zu wirken, sey ihm die evangelische Allianz zu weit, sofern sie auch die Baptisten einschließe. E

sse nicht, wie er sich zu ihnen stellen solle, wenn er sie in ner Versammlung der evangelischen Allianz fände; halte er ch die Baptisten, wie viele von ihnen Jesum lieb haben, für inder Gottes, so werde er doch von ihnen nicht einmal für nen Christen gehalten, denn er sey nicht getauft*). Auf solche edingungen hin könne er sich mit der evangelischen Allianz nicht nlassen. — Sie würde wohl auch eben so, wie das von Seiten des rchentages geschehe, in Berlin Abendpredigten veranstalten. Er erde, so weit das von ihm abhänge, keinem Baptisten seine anzel öffnen; sonst jedem evangelischen Amtsbruder, jedoch auch m nur unter der Bedingung, daß er sich begnüge, einfach das oangelium zu predigen, von der evangelischen Allianz aber t den Baptisten gänzlich schweige. Im Uebrigen wolle er, nn er irre, sich gern eines Besseren belehren lassen.

Pastor von Tippelskirch hätte gewünscht, daß die Besprechung über diesen Gegenstand gleich nach Anhörung der ersten Reden geschlossen worden wäre; nun müsse jede Fraction Worte kommen. Er nehme das Wort Namens der confessionell unentwickelteren. Er sehe so auf Seiten der Strengen e der Freien Männer, die er innig liebe, und wollte sich weder jenen noch diesen schroff entgegen stellen. Sage man ihm n jener Seite: Ihr müßt nun auch confessionell entwickelt seyn: sey seine Antwort: Ich wünschte es mehr zu seyn, und bemühe mich auch, es zu werden. Könnt ihr uns nicht brauchen, ie wir sind, so treibt uns weg, und ich bin auch nicht böse rüber. Demgemäß sey seine Stellung zur evangelischen Allianz ese. Die Tendenz erkenne er als eine edle an. Alle, die sich Christo lieb haben, dürften das auch äußerlich bekunden. Die nmaßung der ausschließlichen Gotteskindschaft sey allerdings n möglicher Abweg; aber im Wesen der Allianz liege sie nicht. as Glaubensbekenntniß der neun Artikel könne er nicht unterschreiben; es sey theils zu eng, theils zu weit und unbestimmt. ie Veranstaltung eines gemeinsamen Abendmahles könne er ht billigen. Wenn die Abendmahlsgenossen nach verschiedenem tus sich trennten, so sey das eben keine Communion. Die rm Einer Confession könne von den Anderen nicht gebraucht rden, und für die Mitglieder der Allianz eine neue zu erfinn, sey unthunlich. Er stelle sich zur Allianz wie zur Union, wartend, nicht feindlich und sich freuend jedes Zeugnisses der angelischen Wahrheit. So werde er die Versammlungen beschen, aber sich nicht als Mitglied anschließen; er überlasse das erk dem Herrn. Die Allianz sey aus der Unionsströmung hervorgegangen, und wie die Union selbst ein Werk des Herrn.

*) Von diesem Gesichtspunkte aus angesehen, scheint uns sogar s Verhältniß der Evangelischen zu den Quäkern günstiger, als das den Baptisten. Ein Quäker, wenn er uns nur dafür achtet, daß e den h. Geist haben, hält uns doch für getaufte Christen, getauft mlich mit dem h. Geist und Feuer. Es ist daher nicht wohl abgehen, warum die Quäker, die doch auch zu den Ausläufern der formation gehören, von der Ev. Allianz ausgeschlossen worden sind. erden wir im Himmel keinem Quäker begegnen?

Unionsfreund zu seyn, d. h. die wahre Union zu wünschen, sey, wie Nitzsch gesagt habe, ethisches Prinzip. Gefahren seyen allerdings mit der Allianz verbunden, das sey aber bei solchen historischen Entwicklungen unvermeidlich. Die Römische Kirche sey zwar als eine christliche anzuerkennen, doch fordere sie gegenwärtig zu einem Kampfe heraus, zu welchem sich alle evangelischen Denominationen zu verbinden hätten.

Gen.-Sup. Dr. Büchsel will nur wenige Worte sagen. Zwei Motive seyen angeführt worden, die uns zur Theilnahme an der Allianz bewegen sollten, Furcht vor der Römisch-katholischen Kirche und Liebe zu den evangelischen Brüdern. Jene Furcht werde ihn nicht in den evangelischen Bund treiben; sie sey bei ihm nicht eben groß; auch werde Rom sich vor solcher Bundesgenossenschaft nicht sehr fürchten. Wenn die evangelische Kirche nur halte, was sie habe, werde sie die römische Aggression schon abwehren. In der Reformation sey es Ein Mann gewesen, der den Kampf gegen Rom bestanden; komme wieder solch ein großer Entscheidungskampf, so werde Ein Mann auf den Knieen mehr ausrichten, als große Haufen Verbündeter. Die Treue im Kleinen, die sey es, welcher der Sieg verheißen sey. Das andere Motiv betreffend, sey es freilich etwas schwer, gegen die Bruderliebe zu reden; allein nach seinem Auftreten zu urtheilen, scheine die Liebe im evangelischen Bunde nicht sehr groß zu seyn. Die Allianz habe im Hause unseres Königs evangelische Brüder Pharisäer genannt, da doch nach dem Ausspruche des Herrn Hurer und Zöllner eher ins Himmelreich eingehen werden, als die Pharisäer. Der Ausdruck sey also nicht eben sehr zärtlich. Das Gebot der Liebe kenne er wohl auch, hier aber handle es sich nicht um persönliche Attraction, sondern um eine confessionelle Uebereinkunft, der gegenüber wir die uns anvertrauten Heiligthümer unserer Kirche zu wahren hätten. Wohin das Fraternisiren mit den Baptisten führen werde, sey nicht zu sagen. Ob sie uns, wie gesagt worden sey, nicht als Christen anerkennten, wolle er dahingestellt seyn lassen; die Baptistenpropaganda aber sey mehr zu fürchten, als die Jesuitenmission, weil jene verdeckter und schleichender verfahre als diese. Wie es mit dem Abendmahl werden solle, welches die evangelische Allianz veranstalten wolle, das sey ihm völlig undenkbar. Uebrigens halte er nicht viel von Unionen und Allianzen, die durch Unterschriften zu Stande kommen. Zur Gemeinschaft der Liebe unter den evangelischen Parteien gehöre vor allen Dingen Klarheit und Wahrheit. Daran habe es der Union bisher gefehlt, daher die Zwietracht. Die evangelische Allianz drohe ein neues Element der Zwietracht hinein zu bringen. Unser Herr Gott werde einmal Union machen, wenn diejenigen, welche die Schmach des Kreuzes Christi tragen, sich alle zusammenfinden. Das werde dann die rechte Union seyn. Ehe sie nicht diesen Stempel trage, sey Union wie Allianz von geringer Bedeutung. —

Es folgte nunmehr die Schlußrede des Vorsitzenden, O. C. R. Prof. Dr. Stahl, die wir in möglichster Vollständigkeit mittheilen.

Es ist nicht meine Absicht, in längere Erörterungen über die Prinzipien einzugehen. Denn es hat sich in diesen Verhandlungen bestätigt, was ich bei der Eröffnung sagte, daß die Würdigung der Evangelischen Allianz sich nach der Anhänglichkeit an die Lutherische Kirche oder an die Union bestimmt, und diese Frage in der Schlußrede zur Entscheidung zu bringen, kann mir nicht in den Sinn kommen. Sondern ich werde mich hauptsächlich darauf beschränken, ungenaue Auffassungen meiner Aeußerungen und ungenaue Darstellungen der Evangelischen Allianz zu berichtigen, und daran meine Entgegnungen knüpfen.

Herr Generalsup. Hoffmann hat mir dennoch in seiner Entgegnung untergelegt, daß ich den Dissenters und namentlich den Baptisten die Anerkennung als Christen verweigere, indem er das Glaubensleben, das er an ihnen wahrgenommen, mir gegenüber bezeugt. Ich habe aber ausdrücklich und ich meine sehr ausführlich diese Anerkennung ausgesprochen, ja ich habe erklärt, daß selbst den Unitariern nicht die Gotteskindschaft abgesprochen werden kann, die ich doch gewiß den Baptisten nicht gleichsetze. Aber es ist doch etwas ganz anderes, diese Anerkennung gegen die christlichen Bekenner aus andern Gemeinschaften lebendig im Herzen tragen, und sie Person gegen Person in der That bezeugen, und etwas anders sie zu formuliren und zu organisiren, sie zum Gegenstand eines äußern Vereins zu machen. Von vorn herein muß ich dabei jene Berufung des Hrn. Pastor Kuntze auf den so viel angeführten apostolischen Ausspruch, „nicht Apollo, nicht Kephas, sondern Christus", ablehnen. Wenn von diesem Ausspruch solcher Gebrauch gemacht werden dürfte, so hätten die Christen der ersten Jahrhunderte gleichfalls sagen müssen, „nicht Athanasius, nicht Arius, was liegt daran, ob ὁμοούσιος oder ὁμοιος" — denn der Arianer Ulphilas war doch auch wohl ein Christ —; dann aber besäße heute die christliche Kirche gar nicht ihr Bekenntniß zum dreieinigen Gott. Nun will ich die jetzigen Spaltungen keineswegs der damaligen Spaltung gleichstellen. Ja ich stimme dem Prediger Tippelskirch bei, daß der Consensus unter den Evangelischen nicht blos innerlich vorhanden seyn, sondern auch äußerlich sich darstellen soll. Aber solche Darstellung besteht ja bereits. Sie besteht in den unzähligen persönlichen Berührungen, in dem Ausdruck der gegenseitigen Anerkennung im Leben und der Literatur. Warum noch eine Darstellung desselben durch eine organisirte Verbindung, durch Feststellung von Glaubensartikeln, durch gemeinsames Abendmahl? Hierdurch wird die andere Seite unserer christlichen Berufsstellung, die Kirche und das Band zur Kirche, verletzt. Ja es führen deshalb alle diese Unternehmungen der äußerlichen Einigung dahin, die in der Gesinnung vorhandene Einigung weit mehr zu stören, als zu fördern. Denn die, welche ihrer Kirche treu sind, können nicht bloß denselben nicht beitreten, sondern sie müssen diejenigen, denen sie außerdem aufs herzlichste entgegenkämen, als solche ansehen, die ihre Kirche gefährden. So wird das Band des Vertrauens, des Friedens, der Zuneigung g trübt.

Ganz besonders erfordert dasjenige meine Erwiderun was über die Stellung zur Katholischen Kirche gesagt worde ist. Es ist das meine Achillesferse, gegen die Hr. Generalsu Hoffmann seinen Angriff gerichtet hat, und ich habe um mehr Grund, mit dem deckenden Schild bereit zu seyn. Vorer habe ich hierhin zwei Thatsachen zu berichtigen. Hr. Hoffmann legt mir die Aeußerung unter, die ich nie gemacht, daß wir vo den Dissenters weiter abstehen, als von den Katholike Ich habe hierbei nicht von den Dissenters überhaupt gesproche sondern nur von den äußersten Ausläufern der Reformatio also hauptsächlich von den Baptisten, und ich habe auch v diesen nicht gesagt, daß sie noch weiter, sondern nur, daß gleich weit von uns abstehen, als die Katholiken. Das ist au wahr und gewiß. Die baptistische Unterwühlung aller fest Fundamente ist der Lutherischen Kirche ebenso entgegen, als römisch-katholische Starrheit. Die Dimensionen unserer Entfe nung von der einen und von der andern Seite vermag ich ni gegeneinander abzumessen, genug, daß die Lutherische Kirche n der da noch dort in eine Gemeinschaft eintreten kann. Sodan bestreitet Hr. Hoffmann mit Unrecht meine Behauptung, d die Evang. Allianz die Katholiken ausgeschlossen hat. Ich b in der Geschichte der Evangelischen Allianz nicht so bewande um meine Angaben auch der Zeit nach mit Genauigkeit mach zu können. Aber gleich eine der ersten Englischen Versammlu gen, wenn ich nicht irre zu Liverpool, wurde ausgeschriebe in Veranlassung der vom Parlament beschlossenen Zuschüsse f das irländische katholische Seminarium, und mit der ausdrü lichen Erklärung, daß sie gegen das Papstthum gerichtet se und wenn es gleich richtig ist, daß man die Katholiken nic mit Namen ausgeschlossen hat, wie man nach keiner Seite N men von Confessionen gebraucht hat, so hat man eben Glaubensartikel so formulirt, daß die Katholiken nicht Theil n men können. Nach dieser Berichtigung der Thatsachen gehe auf die Grundsätze ein. Hr. Generalsup. Hoffmann räu zwar ein, daß die Katholiken als zur Gemeinschaft der Heili gehörig betrachtet werden müssen, aber er fügt die Clausel hin wenn sie das unmittelbare Heil in Christus, nicht das du Priesterthum und Kirche vermittelte Heil annehmen, das he mit andern Worten, wenn sie keine Katholiken sind. Ich m aber darauf bestehen, daß die wirklichen Katholiken, die fest dem Dogma ihrer Kirche hängen, zur Gemeinschaft der Heili gehören. Wir dürfen uns die geistliche Gemeinschaft mit Größen der Katholischen Kirche alter und neuer Zeit, ein Bernhard von Clairveaux, einem Fenelon, einem S ler, auch in seiner letzten Lebenszeit, da er vollständiger K tholik war, nicht nehmen lassen. Ich lasse mir die geistli Gemeinschaft mit so vielen gläubigen Katholiken meiner pers lichen Bekanntschaft nicht nehmen, und hat Hr. Hoffma eine Anschauung vom Glaubensleben unter Baptisten, so habe

nicht minder eine solche von dem Glaubensleben unter Katholiken. Darum mußte ich Bedenken dagegen erheben, daß man die Evangelische Allianz, während man die Katholiken von ihr ausschließt, dennoch als die Darstellung der Gemeinschaft der Heiligen, also der unsichtbaren Kirche, charakterisirt. Anders ist es, wenn man sie bloß als Darstellung der Evangelischen Kirche, als Band der evangelischen Bekenner bezeichnet. Dann hebt sich jenes Bedenken, aber es bleiben dann die andern von mir bezeichneten Bedenken stehen. Wie immer man aber von der Römisch-Katholischen Kirche denken mag, so kann ich eine Verbindung mit jedweder evangelischen Sekte gegen sie, wie die Herren Hoffmann und Kuntze sie anpreisen, nicht gerechtfertigt finden. Die militärische Vergleichung, daß man auch mit Kosacken und Baschkiren sich gegen Frankreich verbunden, ist nicht zutreffig für das religiöse Gebiet. Hier gilt es nicht mechanische Erfolge, sondern das ungetrübte Zeugniß der Wahrheit, und ist darum solche Bundesgenossenschaft nicht Erhöhung, sondern Schwächung der wahren Kraft. Wenn es nur auf die Gegnerschaft gegen Rom ankäme, so müßte man sich auch mit Robespierre und Mazzini verbinden; denn an dieser Gegnerschaft hat es auch bei ihnen nicht gefehlt. Sondern es ist, wie eben hieraus erhellt, auch für die Verbindung zum Kampf eine innere Gemeinschaft von der breitesten Basis erforderlich, und dafür kann ich jene neun Artikel nicht für hinreichend erkennen. Ich will aber selbst auf jene militärische Vergleichung eingehen, ich will das Gleichniß, das ich nicht gemacht habe, sondern das man an mir entgegengesetzt, annehmen, daß wir uns mit den Baptisten gleich als damals mit den Baschkiren verbinden sollen. Aber dann sage ich: nun gut, so lasse man jeden Theil für sich, abgesondert, nach seiner Weise gegen den Feind kämpfen. Wenn man die Union zwischen der Armee und den undisciplinirten Truppen einführt, wenn man beide untereinander mengt, so ist der Erfolg sicher nicht Sieg, sondern Niederlage. Ich bestreite aber nicht, daß, wie Pastor Kuntze geltend macht, der Katholicismus je mehr und mehr als eine bedrohliche Macht sich gegen unsere Kirche erhebt — wir wissen auch, wo die Hülfe gegen diese Macht zu suchen ist. Aber eben das ist der Fall mit den Baptisten, die man zu Hülfe ruft. Ja die Baptisten sind ein viel gefährlicherer Feind. Mir haben eifrige evangelische Geistliche, z. B. aus Schlesien, versichert, daß ihnen die Jesuitenmission weit weniger Besorgniß mache, als die Baptisten-Propaganda. Ganz natürlich. Jene treten offen auf, man kennt sie schon an der Kleidung, die Missionen sind öffentlich anberaumt nach Ort und Zeit. Der Baptist dagegen kommt als ein Kind Gottes unbemerkt in die Gemeinde, und macht hier die ersten Glieder dem Pastor und der Kirche abspenstig.

Die vorgesetzte gemeinsame Abendmahlsfeier anlangend bin ich umgekehrt über die Thatsache berichtigt worden. Das war mir unbekannt, daß man das Abendmahl in der Art gemeinsam feiern will, daß es jeder Confession oder Denomination nach ihrer Weise dabei gereicht werde. Ich stellte mir allerdings eine durchaus gemeinsame neutrale Abendmalsfeier vor. Das macht aber die Sache kaum besser. Eine solche Feier, daß diese Abtheilungen nebeneinander und miteinander ein besonderes und verschiedenes Abendmahl halten, kann doch nicht einmal den erbaulichen Eindruck einer Gemeinschaft, den man beabsichtigt, machen. Man würde dadurch grade den doppelten Nachtheil haben, daß man dem eigenen Glauben durch die Einigung mit entgegengesetztem vergiebt, und ohne Noth die wirkliche Uneinigkeit zur Schau stellt. Das aber ist mir nicht widerlegt worden, daß so wie die Handlung wirklich gemeinsames Abendmahl seyn soll, damit die Union mit allen diesen Denominationen vollzogen ist. Ich bin weit entfernt, nach Art der Russischen Ukase gebieten zu wollen, daß wenn ein Einzelner das Abendmahl mit den Deutschen Schweizern, den Methodisten und andern Gemeinschaften genommen, er um deßwillen die Union mit allen diesen vollzogen habe. Dagegen wenn ein solches Abendmahl von einem ständigen Vereine feierlich angesetzt wird und grade zu dem Zwecke, die Gemeinschaft unter den Christen aller der Denominationen darzustellen, so ist das Vollzug der Union. Das liegt im Wesen des Abendmahls als der höchsten und vollsten kirchlichen Gemeinschaft, und es liegt in den Grundsätzen unserer Evangelischen Landeskirche. Nicht minder muß ich auch auf der Behauptung bestehen, daß die Evangelische Allianz, so wie sie also eine Feier des Abendmahls ansetzt und es spendet, in das Bereich der Kirche übertritt; und wenn man mir darauf entgegnet hat, es werde nicht im Namen der Evangelischen Allianz, sondern im Namen Christi gespendet, so liegt eben hierin, daß es ohne alle Vermittlung der Kirche und ohne allen Anschluß an sie gespendet wird, eine Auflösung der Kirche.

Endlich wurde noch meine Behauptung bestritten, daß die Tendenz der Evangelischen Allianz die Sprengung der Staats- und Nationalkirchen und die unbegränzte religiöse Freiheit ist. Sie ist aber nichtsdestoweniger richtig. Das wird schon daraus bestätigt, daß eines der bedeutendsten Elemente der Allianz die Baptisten sind. Bei den Baptisten aber ist das ein oberstes Axiom. Die Baptisten sind es hauptsächlich, durch welche in Nordamerika die Trennung von Staat und Kirche bewirkt wurde, ohne sie wäre es kaum dazu gekommen. Aber man lese alle bisherigen Veröffentlichungen der Evangelischen Allianz, man lese nur die amtliche Berichterstattung über die Vorbereitungen der Berliner Zusammenkunft, so wird man sich überzeugen, daß die religiöse Freiheit, natürlich in dem Sinne, wie sie das Pro-

gramm der Allianz ist, nur für die Berliner Zusammenkunft nicht an die Spitze gestellt, aber keineswegs irgendwie aufgegeben werden sollte.

Ziehe ich nun noch das Gesammtergebniß, so täuscht sich Hr. Generalsup. Hoffmann, da er annimmt, daß ich den evangelischen Bund oder seine Zusammenkunft in Berlin für etwas so überaus Gefährliches und Erschreckliches halte, dem gegenüber es einer Beruhigung der Versammlung bedürfte. Zwar was er sich von ihr erwartet, Stärkung des Unionssinnes, das müßte ich allerdings für eine Gefahr ansehen; denn das wäre so viel, als zunehmende Absorbirung der Lutherischen Kirche. Aber ich erwarte das nicht von ihr. Im Gegentheil sie wird das Unionsprincip in seiner vollen Entfaltung und ganzen Consequenz darstellen, und dadurch grade umgekehrt, wie ich hoffe, der Lutherischen Kirche von Nutzen seyn. Ihre eigne Tendenz wird sie gewiß nicht erreichen. Ich bin kein Freund des Krieges unter den Confessionen und kirchlichen Parteien, aber wenn ich es wäre, so hätte ich nicht Grund, mich vor der Evangelischen Allianz zu fürchten, sie wird diesen Krieg so wenig beendigen, als der Friedenscongreß zu Frankfurt den Krieg unter den Europäischen Mächten beendigt hat. Sie wird überhaupt nicht von großer Wirkung seyn. Denn die Gesinnungen in unserm Lande, je nach den verschiedenen Seiten hin, sind so befestigt, daß sie durch sie schwerlich sich werden ändern lassen. Sie wird in Deutschland nur zu einer von den vielen andern Versammlungen werden, wo die Unionsansichten verkündet werden, und die entgegengesetzte Gesinnung nicht vertreten ist. Nur die eine Gefahr enthält sie, daß manche aus Unklarheit oder in der Meinung, zuwartende Stellung einzunehmen, ihr beitreten, während doch, wie die Deutsche Ankündigung bestätigt, die Theilnahme an ihren Verhandlungen als eine Zustimmung zu ihren Tendenzen betrachtet wird, und deshalb eine zuwartende Stellung nicht möglich ist. Der Beweggrund zu dieser meiner Eröffnungsrede war denn auch nicht sowohl die Besorgniß vor der Zusammenkunft, als vielmehr das Bedürfniß, die Gründe unserer eignen Stellung darzulegen, daß wir entgegen sind nicht aus Ueberhebung und nicht aus Mangel an Sinn für das gemeinsame christliche und evangelische Band, sondern nur aus Bedenken gegen die besondere Beschaffenheit des evangelischen Bundes, wie ich sie eben dargelegt habe.

(Fortsetzung folgt.)

Die vlaemisch-evangeliche Gemeinde in Brüssel.

(Fortsetzung.)

Jedenfalls aber trat die vlaemische Bewegung nach diesen beiden Seiten im Gegensatz zum französirenden Liberalismus Belgiens bestimmt genug auf, um dem politischen und religiösen oder antireligiösen Liberalismus auch bei uns die Sache zu verleiden. Wenn nun das conservative und Evangelische Deutschland etwa eben an der Römischen Färbung und Haltung der vlaemischen Bewegung Anstoß genommen hätte, so ließe sich ja immerhin eine solche Auffassung plausibel genug begründen, obgleich die consequente Durchführung gegen und trotz aller Verwandtschaft des Blutes und aller politischen Sympathieen doch sehr weit führen und dem bischen Deutscher Einheit, was überhaupt noch in der Wirklichkeit sich kaum findet, die tiefere sittliche Grundlage des, auch durch die Reformation, Gottlob! nicht zerstörten gemeinsamen Volks-Bewußtseyns vollends entziehen könnte. In der That aber kamen solche Bedenken namentlich in hochconservativen Kreisen wenig in Betracht; man darf wohl annehmen, daß es kaum eine irgend gewichtige Stimme auf unserer Seite geben dürfte, welche die Evangelisirung eines Deutschen Stammes, auch nur außerhalb der politischen Gränzen des Vaterlandes, zur unerläßlichen Bedingung der Anerkennung der Blutsverwandtschaft und ihrer Ansprüche machen möchte. Der Grund, weshalb man sich nicht um die Sache kümmerte war ein anderer und viel weniger zu rechtfertigender, es war der gewöhnliche Grund der meisten conservativen Sünden: Schwerfälligkeit und Verschlossenheit! — Dies ist um so mehr zu beklagen, da dasselbe Hinderniß unter allen Umständen und auch da die Theilnahme ausschließt oder erschwert, wo jedes bestimmte und durch gute oder schlechte Gründe motivirte Bedenken wegfällt. Die beste Gelegenheit uns (in dieser Sache wenigstens) eines übertriebenen Pessimismus zu überführen würde — so sollte man denken — sich von selbst finden, sobald in der vlaemischen Bewegung ein Punkt nachzuweisen wäre, der nicht bloß unsere nationale Sympathie in Anspruch nähme, sondern auch jedes Bedenken entfernte, welches etwa aus kirchlicher Antipathie entspringen könnte und an deren Stelle die positiven Ansprüche kirchlicher Wahlverwandtschaft treten ließe.

Gerade ein solcher Punkt aber ist nun die vlaemisch Evangelische Gemeine in Brüssel. — Sie ist ohne Zweifel derjenige Zweig der vlaemischen Bewegung, der den größten ja unbedingten Anspruch an die Theilnahme des Evangelischen Deutschlands hat. Sie ist nicht nur eine Evangelische ecclesia pressa im strengsten Sinne des Wortes, sondern es vereinigt sich hier mit dem Druck der Römischen Welt und Kirche auf das Evangelische Bekenntniß, auch der Druck der Romanischen auf die Deutsche Nationalität. Wenn wir aber dem Evangelium das Recht der Aussaat in dem Römischen Niederland vindiciren, worin schon das Recht, unter Gottes Segen Frucht zu bringen liegt, so steht das mit nichten im Widerspruch mit der Anerkennung der Stammverwandtschaft auch in dem Fall, daß dieser Samen nicht gesäet werden oder nicht aufgehen sollte. Ja, wir können der Treue des vlaemischen Volkes gegen die Römische Kirche im Gegensatz zu der flachen Freigeisterei der Wallonen volle Anerkennung zuwenden und uns der vielen lieblichen Früchte eines tiefen, innigen, religiösen Gemüthslebens auch unter dieser kirchlichen Form und Zu-

die uns auch durch eigene Anschauung bekannt geworden, von Herzen erfreuen — trotz so mancher daneben liegender oder damit verwachsener Auswüchse Römischen Aberglaubens und ohne deshalb dem heiligen Anrecht des reineren evangelischen Geistes auch auf diesen deutschen Stamm, der schon einmal so gewaltig von ihm ergriffen war, das Geringste zu vergeben. Die Vlaeminge dürfen und müssen uns alleweg lieb und werth seyn, als Deutsche Stammgenossen — sie müssen und dürfen uns so lange sie römisch sind um so lieber und werther seyn, je wahrer und treuer sie sich auch darin erweisen. Aber sie dürfen und müssen uns noch viel lieber und werther werden, wo wir in ihnen auch eine treue Evangelische Glaubensgenossenschaft erkennen. Damit hängt aber noch ein Punkt zusammen, der die ernsteste Erwägung fordert. Wir wissen sehr gut, wie viele evangelische und conservative Bedenken sich oft gegen solche reformatorische Regungen und Pulsationen im kirchlichen und religiösen Leben erheben müssen, die in einem wenigstens äußerlich, und wesentlich auch innerlich ununterbrochen und homogen Römischen und Romanischen Volksorganismus, wohl gar mit Verletzung der bestehenden Landesgesetze, gleichsam durch Einimpfung von Außen und durch die Hand fremder Nationalitäten hervorgebracht werden. Auch wenn und soweit der Impfstoff selbst unbedenklich seyn mag, wird die dadurch hervorgebrachte Alteration der Säfte sehr oft durch schon vorhandene Momente, Verstimmungen und Stimmungen der berührten Organe bedingt und entschieden, welche nur zu oft den Abfall von der Römischen Kirche gar nicht zur Constituirung einer wirklich Evangelischen Kirche oder Gemeine werden lassen. Wer nun jeden Gegensatz, jede Feindseligkeit und Negation gegen die Römische Kirche für Evangelisch oder sonst berechtigt hält, mit dem haben wir hier nicht zu streiten, sondern können hier ohne weiteres voraussetzen, daß unsere Leser die Bedenken, die wir selbst in solchen Fällen haben müssen, vollkommen theilen. Und da wird auch eben die Illegalität solcher Propaganda und die oft notorische Complikation mit politischen Richtungen und Bestrebungen nicht so leicht zu nehmen seyn, wie es oft genug auch Evangelischer Seits geschieht. Daraus folgt keineswegs, daß unter allen mehr oder weniger ähnlichen Umständen die Evangelische Glaubensgenossenschaft gar keinen Anspruch hätte. Namentlich kann eine Intervention Evangelischer Staatsgewalten oder Individuen oder Vereine zum Schutz oder zur Rettung und Unterstützung der betheiligten Personen gegen den oft genug unverantwortlichen, empörenden Mißbrauch des formalen Rechts von Seiten der Römischen Kirche, oder der ihr dienstbaren bürgerlichen Gewalten innerhalb der allgemeinen völkerrechtlichen Gränzen vollkommen berechtigt seyn — zumal in politisch, sittlich, geistig und religiös tief zerrütteten, heruntergekommenen Ländern, in welchen fast allein dergleichen vorkommen kann. Unter allen Umständen aber wird dabei mit aller Evangelischen Weisheit zu verfahren seyn, damit nicht Veranlassung zur Stärkung des Vorurtheils gegeben werde,

welches Rom ohnehin so frech verbreitet und ausbeutet, als wenn die Evangelische Sache nur auf Negation nicht bloß Römischen Irr- und Aberglaubens, sondern auch aller positiven Christlichen Glaubenslehren stehe. Zu all solchen Bedenken ist nun bei der vlaemisch-evangelischen Gemeine in Brüssel nicht der entfernteste Grund. Sie ist wesentlich ganz selbstständig von Innen heraus aus den Tiefen des vlaemischen Volkslebens erwachsen — ein später Nachkeim desselben innigen religiösen Gemüthslebens, welchem auch in der Römischen Trübung und Verhüllung der Evangelische Charakter nicht ganz fehlte. Wie es im 15. Jahrhundert die Brüderschaft des gemeinsamen Lebens, eine der lieblichsten und bedeutendsten Vorzeichen und Vorblüthen der Evangelischen Reformation erzeugte, aus deren Schooß jene wahrhaft katholische und ernsten Christen der alten wie der neuen Kirche gleich werthe „Nachfolge Christi" entsprang — wie es der Reformation die ersten und zahlreichsten Märtyrer zuführte, so wendet es sich ganz von selbst wieder der Evangelischen Wahrheit zu, sobald sie sich ihm eben als ein in seinem eigenen Schooß aufgegangenes Samenkorn darstellt. Hier ist nichts von Außen Eingeimpftes, künstlich Getriebenes; hier ist aber auch nichts Ungesetzliches, Heimliches, sondern es handelt sich um die Ausübung eines allen Bürgern Belgiens gemeinsamen verfassungsmäßigen Rechtes. Es handelt sich um Unterstützung der völlig berechtigten Emancipation eines mit blutiger Gewalt von dem Stamme Evangelisch-Deutschen Volks- und Kirchenlebens losgerissenen kräftigen zukunftreichen Zweiges, der unter dem doppelten Druck der Römischen Reaktion in geistlichen und der Romanischen Nationalität in allen weltlichen Dingen liegt. Ein Bedenken gegen die wärmste, thätigste Evangelisch-deutsche Sympathie kann in diesem Fall nur in solchen Kreisen Raum finden — wenn es deren wirklich giebt —, wo man für die Bluts- und Stammverwandtschaft gar kein Organ hat und die Evangelische Glaubensgenossenschaft nur innerhalb der eigenen kirchenrechtlich bestimmten und begränzten Kirche anerkennt. Gegen solche Verknöcherung, wenn sie je sich mit Erfolg geltend machen könnte, gilt es gerade in dieser Zeit das wahre Wesen der Lutherischen Kirche nicht bloß durch Wort sondern auch durch That auf's entschiedenste zu vindiciren. Je kräftiger, bestimmter und lebendiger eine Evangelische Kirche ihre selbstständige historische Eigenthümlichkeit entwickelt, je fester sie sich auf eigene Füße stellt und in eigener Gestaltung auftritt, desto weiter und freier kann und muß sie den Begriff und Beruf Evangelischer Glaubensgenossenschaft in Thaten hülfreicher Bruderliebe auch, ja gerade auf die im Bekenntniß schwächern, bedürftigern Brüder ausdehnen. Desto entschiedener kann sie dann auch den wohlgemeintesten Zumuthungen entgegentreten, welche selbstzerstörende Erweichung und Verwirrung als Mittel und Bedingung Evangelischer Verbündung und Einheit mit fanatischer Unduldsamkeit aller Besonderheit predigen. Vereinigung selbstständiger, gesunder, bestimmt ausgeprägter und reich entwickelter kirchlicher Individualitäten zu gemeinsamen Werken der

Liebe innerhalb des wirklich Evangelisch gemeinsamen Lebens — das ist die wahre Evangelische Union und Allianz.*) In einer solchen Lutherischen Kirche kann es aber kein Hinderniß jenes Berufs seyn, daß die Brüsseler Gemeine, wenn gleich bona fide auf der Augustana begründet, diesen Glaubensinhalt und das ihm entsprechende kirchliche Leben nicht in streng Lutherischer Weise bis zur Concordienformel u. s. w. entwickelt hat, sondern mehr im Sinn der Union, wenn auch ohne alles dogmatische Bewußtseyn dieser Gegensätze und Analogieen. Wer einen Begriff von der historischen Entwickelung eines großen Kirchenwesens wie das Lutherische hat, der wird begreifen, daß sich das nicht in jeder isolirten, kleinen armen ecclesia pressa machen — überhaupt nicht machen läßt! — Zu einer weiteren Ausführung ist hier nicht der Ort, doch läßt sich aus der Vergangenheit und Gegenwart dieses deutschen Stammes ein eigenthümlich bedeutender evangelischer Beruf für die Zukunft wohl gar erkennen. Die so entschieden römische Frömmigkeit des vlaemischen Volks steht damit nur in scheinbarem Widerspruch. Es käme nur darauf an, diesem religiösen Bedürfniß allgemeiner eine evangelische Befriedigung zu bieten, so würde die innere Wahlverwandtschaft ihm über kurz oder lang entgegen kommen. Diesem Bedürfniß wird aber der calvinische Typus der Reformation nicht entsprechen und von Holland wird eben deshalb die Evangelisirung des vlaemischen Belgiens nimmermehr ausgehn. Den Zweiflern an einer innerlich evangelischen Prädisposition des vlaemischen Volks gegenüber, sey uns gestattet, auf eine Aeußerung des treuen Gründers und Hirten der vlaemisch-evangelischen Gemeine in Brüssel um so größeres Gewicht zu legen jemehr sie vielleicht im Widerspruch zu der innerlichen Milde und Stille seines Wesens — einer wahren „Johannesnatur" — erscheinen konnte. „Wenn wir auf diesen Stein treten und öffentlich dem vlaemischen Volk das Evangelium predigen dürften, (sagte er einst, als wir über den dichtgedrängten Platz vor dem herrlichen alten Rathhaus gingen) so würden sie sich zu Hunderten und Tausenden zur evangelischen Wahrheit bekehren, nach der sie sich sehnen, ohne sie zu kennen!" —

Was nun die äußere Geschichte und die gegenwärtigen Verhältnisse dieser Gemeine, so wie ihren augenblicklichen Nothstand betrifft, so ist darüber nicht viel zu sagen; denn sie ist

*) Es sey gestattet bei dieser Gelegenheit an die Wortführer der specifisch lutherischen Bewegung die Frage zu stellen: ob es wirklich in der Ordnung, für unsere Sache ersprießlich und sonst zu verantworten, daß wir die ganze Arbeit der Unterstützung der evangelischen ecclesiae pressae (mit wenigen Ausnahmen) der im Gustav-Adolf-Verein unbedingt überwiegenden unionistischen Richtung überlassen.

auf die dunkeln Wege der Geringen, Armen und Niedrigen unter dem Volk angewiesen — ja, auf die verworfenen, verlorenen und vernachlässigten Schaafe der römischen Heerde. Sie sucht — wie der Hülferuf besagt, den sie an die deutschen Brüder erließen — nicht der Römischen Kirche Schaden und Schwächung, sondern nur Stärkung und Zuwachs der wahren Evangelischen Kirche. Sie ist — damit ihr kein Anspruch an die Theilnahme und Hülfe des evangelischen Deutschlands fehle! — recht eigentlich eine Kirche und Gemeine der innern Mission. Aber auch an Märtyrerthum fehlt es ihr keineswegs. Nicht nur daß ihr Hirte durch die heißesten Gluthen innerer Seelenkämpfe und äußerer Leiden und Verfolgung gegangen, ehe er aus dem Bann des römischen Priesterthums, dem er angehörte, zur Freiheit des Evangeliums durchgebrochen; sondern auch die meisten Glieder der Gemeine haben als Folge ihres Austritts aus der Römischen Kirche die bitterste Feindschaft der römischen Reaktion zu tragen, die sich im täglichen Leben und Verkehr und allen bürgerlichen Beziehungen und namentlich z. B. an den Nahrungsquellen des kleinen Krämers und Handwerkers u. s. w. so schwer fühlbar zu machen weiß, daß wohl die Frage seyn dürfte: ob zur Beharrlichkeit unter solchen Prüfungen nicht mehr Glaubenstreue gehört als zu mancher leiblichen Qual in dem Augenblick des höchsten Aufschwungs eines öffentlichen Märtyrerthums im gewöhnlichen Sinne? — Uebrigens ist auch nicht zu vergessen, daß derselbe liberale Pöbel, der heute auf die römische Geistlichkeit und ihre Vertreter in den Kammern und in der Presse gehetzt worden, morgen sich auf die evangelische Bewegung werfen würde, wenn diese dem Liberalismus unbequem werden sollte; und dann würde sie leicht zwischen zwei Feuern liberaler und römischer Pöbelfäuste ein sehr unmittelbares und leibliches Märtyrerthum erfahren können.

(Schluß folgt.)

Nachrichten.

Wittenberg.

Auf der am 17. Juni d. J. in Wittenberg stattgehabten Versammlung von Abgeordneten der Lutherischen Vereine in Preußen, so wie von Freunden der Lutherischen Kirche kam auch die Frage zur Sprache, ob es für einen Freund und Bekenner der Lutherischen Wahrheit zulässig sey, an den Bestrebungen und Versammlungen des großen Evangelischen Bundes sich zu betheiligen. Man war einstimmig der Ueberzeugung, daß dies mit der Pflicht, die wir gegen unsere Kirche und das Bekenntniß der Wahrheit haben, nicht vereinbar sey.

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz. Druck von Trowitzsch und Sohn.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1857. Mittwoch den 8. Juli. № 54.

Die vlaemisch-evangeliche Gemeinde in Brüssel.

(Schluß.)

Die Entstehung der Gemeine fällt in das Jahr 1842, wo Saasdyk, nach seinem entscheidenden Bruch mit seiner römischen nd priesterlichen Vergangenheit, in Brüssel etwa 20 vlaemische rbeiter durch die Predigt des Evangeliums um sich sammelte, nen sich allmählig durch individuelle Bekehrungen schon 1844 wa 200 angeschlossen hatten, so daß das Bedürfniß einer festern rchlichen Gestalt und Ordnung sich fühlbar machte. In leben- ger Ueberzeugung der wesentlich durch Gottes Führung selbst- ändig erfaßten evangelischen Wahrheit, aber allerdings unter ner großen Einwirkung deutsch-lutherischer Freunde hinsichtlich er confessionellen Formulirung und kirchlicher Begründung, ge- hah diese, wie gesagt, auf das Augsburgische Bekenntniß, ährend die Ordnung des Gottesdienstes sich in freier Anwen- ung auf die gegebenen Verhältnisse und Bedürfnisse, wesentlich r preußischen Agende anschloß; auch die Lieder sind größten- eils Uebertragungen unserer besten ältern Kirchenlieder. Daß nd in welchem Sinne die Gemeine auf dieser Gründung sich ehr in unionistischer Freiheit als in streng lutherischer Haltung twickelte, haben wir schon angedeutet. Wir wollen nur noch rvorheben, was ohnehin nahe genug liegt, daß die Bedürfnisse ner solchen Gemeine unmöglich nach der Seite scharfer dogma- cher Consequenz und reicher theologischer oder überhaupt rmaler Entwicklung liegen konnten. Hier handelte es sich um e lebendige Einführung und Anwendung der einfachen, gewalti- n, lieblichen und trostreichen mysteriösen Hauptpunkte christ- cher Lehre in die bangen, gedrückten, sehnsüchtigen, auch mit ußerer Noth ringenden Herzen und um den Segen und die tärkung der in kindlichem Glauben aufgenommenen Sacramente. ier waren vor allem Bedürfnisse des Gemüths und Ge- hls zu befriedigen, wie sich denn auch bei verhältnißmäßig eringer dogmatischer Klarheit und Mannigfaltigkeit der Ent- icklung ein um so reicheres und lieblicheres, ächt evangelisches emüthsleben entwickelte, dem auch die Früchte des in der Liebe nd Zucht thätigen Glaubens nicht fehlten. Ja! es sey uns er- ubt aus wiederholter eigener Beobachtung und ohne aß wir uns eines optimistisch trügerischen Einflusses der per- önlichen Freundschaft mit dem treuen Hirten dieser Heerde be- ußt sind, hier zu bezeugen: daß es gewiß wenige Gemeinen irgend welcher Confession und Kirche giebt, bei denen ein wahr- haft evangelischer Geist sich so deutlich an den, wenn auch äußer- lich noch so unscheinbaren, doch höchst lieblichen und gesunden Blüthen und Früchten erkennen ließ, als bei dieser. Damit soll natürlich noch gar mancher Mißton und Flecken als Ausnahme nicht geläugnet werden. Es wird übrigens dies Zeugniß wohl um so glaubwürdiger erscheinen, wenn man den gerade im Kreuz der ecclesia pressa zumal unter diesen besondern Um- ständen liegenden Segen und den Umstand erwägt, daß die Aufnahme in die Gemeine schon an sich eine wahre individuelle Bekehrung und Wiedergeburt (ohne über genaues Maaß und Definition zu streiten!) voraussetzt und dabei kann von äußern Vortheilen nicht die Rede seyn, sondern nur von Nachtheilen und Kreuz mancher Art! Namentlich ist es, wie sich leicht den- ken läßt, das Verhältniß der Gemeine zu dem Hirten, worin sich jener gute Geist besonders bemerklich machen kann. Um davon ein irgend genügend anschauliches Bild zu haben, muß man aber freilich auch die ganze Persönlichkeit Maasdyks und seiner wackern, tüchtigen, einfachen, gemüthlichen, ächt vlaemischen Ehefrau vor Augen haben, worüber wir aber nur bemerken wollen, daß deren praktischer Sinn eine nicht zu entbehrende Ergänzung dafür giebt, wenn der liebe M. für sich selbst und die Seinen recht eigentlich „gar nicht von dieser Welt ist" — soweit dieser Ausdruck auf irgend einen Christenmenschen auf Erden paßt! — In Gemeinesachen aber ist er der rechte Mann und seine Begabung als Seelsorger und Prediger würde, was ächt evangelische Einfalt und Volksthümlichkeit und tiefe Innigkeit des Glaubens und Gemüths betrifft, wohl überall zu den ausgezeichneteren gerechnet werden, wenn sie nicht so durch- aus vlaemischer Art und mit der vlaemischen Sprache ver- wachsen wäre. Uebrigens fehlt es ihm auch nicht an der dort unentbehrlichen Französischen Bildung, aber sein herzlicher Zug und Anschluß ist durchaus an Deutschland, wie er denn auch ziemlich deutsch spricht und so viel davon versteht, daß er der Deutschen Theologie nicht ganz fremd ist, soweit sie seinem durchaus praktischen Bedürfniß entspricht und seinen dürftigen Mitteln zugänglich ist.

Die weitere eigentliche Geschichte der Gemeine ist mit wenig Worten erledigt! Sie zählt jetzt 1400 Seelen, meistens ähnlichen geringen Standes, wie die ersten 20, und aus der Römischen Kirche (dem Namen nach wenigstens) übergetreten; dazu kommen einige wenige wohlhabendere vlaemische und hol-

ländische Fabrikanten und Kaufleute. Die Zahl nimmt immer zu und sind noch am letzten Pfingstfest 30 geborne Römische aufgenommen worden. Die Gemeine hat sich durch Beitritt zur Synode die übrigens rein formale Anerkennung der Regierung erworben und wird durch das synodale comité d'évangélisation in ihrem Schulwesen unterstützt; übrigens hat bekanntlich jener lose kirchliche Nexus durchaus nur äußerliche Dinge zum Gegenstand. Bei der Armuth der meisten Gemeineglieder würde die Befriedigung auch der dringendsten kirchlichen Bedürfnisse nicht möglich seyn, wenn nicht der Gustav-Adolfs-Verein seit mehreren Jahren 400 Thlr. Predigergehalt beitrüge. Aber außerordentliche Ausgaben von einiger Bedeutung zu bestreiten, ist die Gemeine ganz außer Stand, und ein solcher Fall ist eben jetzt eingetreten. Es ist ihr nämlich das Local, was sie seit einigen Jahren zu ihrem Gottesdienst und Predigerwohnung miethweise inne hatte, gekündigt worden und sie muß mit Anfang Octobers ein neues haben, oder sich (gottesdienstlich wenigstens) suspendiren oder auflösen, wovon die verderblichsten Folgen leicht vorherzusehen. Nun ist aber in der ganzen Stadt und Umgegend nur ein Gebäude zu finden, was dem Bedürfniß irgend entspricht und auch zu haben ist. Aber es bedarf eines Um- und Ausbaues, der auf 4000 Thlr. veranschlagt ist und Ende September fertig seyn muß. Woher diese Summe kommen soll, wenn nicht das Evangelische Deutschland sie möglichst weit deckt, das ist nach menschlichem Ermessen nicht abzusehen. Im Vertrauen, nächst Gott, auf diese Evangelische und Deutsche Bruderhand ist der Bau angefangen, und wir können schließlich nur den Herrn bitten, daß er auch unsere schwache Stimme hier zu Anregung solcher brüderlicher Gesinnung und That segnen möge. V. A. H.

Die Gesangbuchssache im Königreich Hannover mit besonderer Beziehung auf das Fürstenthum Osnabrück.

Wenn es vom Königreiche Hannover zwar im Allgemeinen gilt, daß hier die Gesangbuchsnoth weniger groß ist, als in manchen Ländern Deutschlands, so sind doch besonders in Beziehung auf die Provinzen, welche später erst den Besitzungen den Guelphenhauses hinzugefügt wurden, Beschränkungen zu machen, indem in denselben eine Gesangbuchsstürmerei stattgefunden hat, wie sie kaum ärger gedacht werden kann. Zu diesen Provinzen gehört auch das Fürstenthum Osnabrück, welches unter einem besonderen Consistorium steht, das gegenwärtig, um der Gesangbuchsnoth zunächst in der Schule abzuhelfen und die Jugend wieder in das in den alten Kernliedern der Deutschen Reformation ausgeprägte Glaubensleben einzuführen, ein Schulgesangbuch herausgegeben hat, in welchem 200 meistens ältere Lieder in der Hauptsache unverändert abgedruckt sind. Gegen die Einführung dieses Schulgesangbuches ist aber auf eine Weise

agitirt worden, welche zeigt, wie tief der Unglaube in das Vol gedrungen ist.

Ehe wir jedoch näher auf die Agitation selbst eingehen wird es passend seyn, über die Gesangbuchssache in Hannover einige Mittheilungen zu machen, welche dazu dienen können diese Agitation in das rechte Licht zu stellen.

In der Hannoverischen Landeskirche sind gegenwärtig neun Gesangbücher in Gebrauch, von welchen jedoch drei nur an einzelne oder einige Städte beschränkt geblieben sind, so daß mithin vorzugsweise die sechs anderen in Betracht kommen. Unter diesen ist jedenfalls das ausgezeichnetste das Hannoverische, von welchem mit Recht gesagt werden kann, daß es wie eine Insel aus der Sündfluth der Gesangbuchsverwässerung hervorrage. Dasselbe gilt in den Fürstenthümern Calenberg Göttingen, Grubenhagen, der Grafschaft Hohenstein, einem Theile der Grafschaften Hoya und Diepholz und einem Theil des Harzes. Es wurde im Jahre 1646 von J. Gesenius und D. Denike verfaßt und 1659 erweitert; dann 1698—1716 von Abt Molanus revidirt und theilweise verändert, gelangte es endlich 1740 zu dem gegenwärtigen Umfang von 1019 Liedern. Die Lieder sind zwar nicht ganz ohne Aenderungen geblieben indeß sind diese mit schonender Hand vorgenommen. Wo etwas mehr in der Bearbeitung der rauh scheinenden Form geschah ließ man wenigstens das Lied in der ursprünglichen Fassung mit der Ueberschrift: „Sonst singt man's also" folgen. Es sind 8 Lieder, welche so in alter Form und neuer Bearbeitung neben einander stehen, z. B. Wie schön leuchtet der Morgenstern — In dulci jubilo, — Was Lobes solln wir dir — ꝛc. In den späteren Auflagen hat man indeß die ursprüngliche Fassung nicht abgedruckt. 1792 ist ein Anhang von 157 Nummern hinzugekommen, welcher allerdings die Zeit seiner Entstehung nicht verläugnet.

Schon mehr hat das Lüneburgische Gesangbuch von Veränderungen leiden müssen, welches, zuerst für die Hofkirche in Celle ausgearbeitet, 1767 in seiner jetzigen Gestalt mit 1020 Liedern hergestellt ist und 1813 einen Anhang von 156 Liedern erhalten hat. Es gilt im Fürstenthume Lüneburg, in einem Theile der Grafschaften Hoya und Diepholz und im Lande Hadeln. Mit Ausnahme des Anhangs darf auch dieses Gesangbuch, da es vor der Gesangbuchsrevolution entstanden ist, als wenigstens verhältnißmäßig brauchbar angesehen werden.

Wir sehen, in dem größten Theile unseres Königreichs und zwar besonders in den älteren Provinzen, ist man von der Gesangbuchsstürmerei verschont geblieben; nur in den Anhängen ist man der Richtung jener, die alten Glaubenslieder verwüstenden Zeit nachgekommen. Wir halten dies für ein großes Glück denn die Anhänge mit ihren matten Moralliedern können, wo dieses auch meistens factisch geschehen ist, ohne weiteres abgethan werden. Es gab indeß eine Zeit, wo es in Hannover so weit gekommen war, daß man den Anhang zum Gesangbuch besonders binden zu lassen pflegte und allein mit zur Kirche

ahm, weil aus demselben allein gesungen wurde. Jetzt ist indeß as umgekehrte Verhältniß eingetreten.

Die übrigen Provinzen des jetzigen Königreichs Hannover aben dagegen auf das Schwerste unter der Gesangbuchsverüstung leiden müssen. Die Herzogthümer Bremen und Verden verloren 1788 ihr vortreffliches, zuerst als Privatarbeit on zwei Stadtpredigern in Stade herausgegebenes (1682), sehr ald aber in Gebrauch (seit 1690) gekommenes Gesangbuch, um inem andern Platz zu machen, welches unbedenklich zu den chlechtesten gezählt wird. — Im jetzigen Fürstenthume, damalien Hochstift Hildesheim wurde seit 1792 der „Evangelische iederkern" durch ein neues Gesangbuch verdrängt, welches von en Gemeinden mit großem Widerwillen aufgenommen wurde, t in einer ziemlichen Anzahl noch jetzt nicht einmal eingeführt t. In der Stadt Hildesheim ist das besondere eigne ausezeichnete Stadtgesangbuch erst 1820 von dem neuen Stift-Hildesheimischen verdrängt worden. — In der ehemaligen freien Reichsstadt Goslar, welche jetzt zum Fürstenthum Hildesheim ezählt wird, war ein besonderes Gesangbuch „das singende Zion" in Gebrauch, welches durch einen elenden Anhang von 12 Nummern verdrängt wurde. Theilweise Abhülfe ist 1852 ebracht worden, indem man als Anhang zu diesem Anhange as singende Zion im Auszuge wieder neu aufgelegt und mit inigen anderen Gesängen vermehrt hat. — Das Harzer Geangbuch, welches 1756 einer neuen Bearbeitung unterzogen vurde, indeß aber nichts Eigenthümliches außer einigen Bergesängen enthält, sich vielmehr auch in seinen Veränderungen em Hannoverischen Gesangbuche anschloß, hat sogar noch 1835 inem modernisirten Gesangbuche weichen müssen. — Eigenthümich ist man in Ostfriesland, welches früher preußisch war, erfahren. Das ältere Gesangbuch von 1690 hatte 1731 eine eue Bearbeitung erhalten, welche eigentlich nur ein Auszug ar; dieser Auszug wurde 1754 wieder bearbeitet und mit einer Anzahl Liedern vermehrt. Zwar versuchte 1783 die Preußische Regierung, das neue Berliner Gesangbuch einzuführen, fand inß Widerstand, so daß sich die Ausgabe von 1754 bis 1825 rhielt, wo sie in der Weise der Revision unterzogen wurde, aß man eine große Anzahl Lieder entfernte, den beibehaltenen ber, die nicht ganz unverändert blieben, die alten Nummern ieß, und zugleich „eine Auswahl neuer geistlicher Lieder als Anang zum Ostfriesischen Gesangbuche" hinzufügte. So hat also as Ostfriesische Gesangbuch zwei getrennte Abtheilungen, die rste den Ueberrest des alten Gesangbuchs (334 Lieder), die andern den Anhang (322 Lieder) enthaltend. Das alte Gesangbuch hat unter allen Hannoverischen Landesgesangbüchern die meiste Eigenthümlichkeit: es ist nämlich die s. g. pietistische Schule, deren man sich in den übrigen fast ganz erwehrt hat, darin zahlreich vertreten, wogegen der Anhang, was ihn hinreichend charakterisiren wird, unter Nr. 721 auch ein Lied über die Schutzblattern hat.*)

*) Ueber das Nähere vergleiche man das vortreffliche Buch des Past. J. D. Sarnighausen (in Göttingen), „das allgemeine Deutsch-Lutherische Kirchengesangbuch. Vorschlag zur Herstellung desselben aus der Hannoverschen Landeskirche. Mit einer Vergleichung des s. g Eisenacher Entwurfs. Hannover 1855." XX und 614 S. — Es ist dies ein Buch, welches keinem Hannoverschen Geistlichen fehlen sollte.

Wir kommen auf die Provinz Osnabrück, in welcher die Einführung eines unverfälschte Lieder enthaltenden Schulgesangbuchs in mehreren meistens rationalistisch verwilderten Gemeinden hartnäckigen Widerstand gefunden hat. Das jetzige Fürstenthum (ehemalige Hochstift) Osnabrück besaß früher ein zwar manches Eigenthümliche enthaltendes, aber nichts desto weniger ausgezeichnetes Gesangbuch, welches 1780 von dem gegenwärtigen s. g. Landgesangbuch verdrängt wurde. In der Vorrede des letzteren spricht sich so ganz der Geist, welcher jene Zeit beherrschte, aus; man wagt sogar zu behaupten, daß unter der Menge von 1255 Liedern des alten Gesangbuchs viele in den Gedanken und Worten fehlerhafte, manche gar anstößige, und doch in Absicht der Glaubens- und Lebenslehren wenige, worin die Gesinnungen und Empfindungen, welche die christlichen Lehren erwecken sollen, würdig und lebhaft genug dargestellt wären, in Absicht der Pflichten gegen uns selbst und den Nächsten aber fast gar keine oder doch wenig brauchbare vorkämen. Wir sehen, wie man in jener Zeit der Aufklärerei über die aus lebendigem Glauben hervorgegangne Kernlieder unsrer theuren Evangelisch-lutherischen Kirche, welche auch in Osnabrückischen Landen unsere Väter zum Glauben erweckt und in demselben gestärkt haben, dachte! Man wollte nichts Anderes als matte Moral und einen so viel als nur eben möglich verdünnten Glauben, welche beide nur Ekel wirken, und diese waren allerdings nicht in dem alten Gesangbuch zu finden. Deshalb nimmt man man sich heraus zu sagen: „Es wäre also (d. h. weil sich keine matten Morallieder ꝛc., dagegen Lieder, welche die positive Fülle des christlichen Glaubens und Lebens zum Inhalt haben) der ungeänderte Abdruck des Gesangbuchs Undank gegen die göttliche Vorsehung (gegen Gott wagt man nicht zu sagen), die uns mit einem reichen Vorrath von erbaulichen Liedern (d. h. plattverständigen Moralliedern) beschenkt hat, und Verletzung der Ehrerbietigkeit gewesen, die man der Religion, der Kirche Christi und dem jetzigen Zeitalter schuldig ist." Nun, wir denken, die Rücksicht auf das damalige Zeitalter, d. h. auf die vom Glauben abgefallene Aufklärerei, welche bald nachher in dem tollen Tumulte der französischen Revolution in ihrer vollen Nacktheit als reiner Atheismus zur Entwickelung kam, wird die einzige bestimmende Ursache jener Gesangbuchsverwüstung gewesen seyn, unter welcher bis auf einzelne Ausnahmen ganz Deutschland hat leiden müssen. Es ist wahrhaft grauenvoll, wie die alten Kirchenlieder, an welchen sich unsere Lutherische Kirche erbaut hat und die nicht mehr erbaulich seyn sollten, behandelt worden sind. Ja in der Vorrede rühmt man sich sogar dessen, daß nach der ersten Bearbeitung noch viele kleine und große Aenderungen, Weglassungen, Zusätze, Einschaltungen und Versetzungen nöthig gewesen seyen und daß man die Umarbeitung der Lieder von

unbekannteren Melodien zu bekannteren für zuträglich gehalten habe, um sie gemeinnütziger (dieser Ausdruck charakterisirt hinreichend die damalige Richtung) zu machen. Vermeintlich gemeinnützige Gesänge, z. B. für Gesellige (Nicht finster, mürrisch, ungesellig ist, der wer ein Christ zu sein sich freut), Einsame, Reisende, Vornehme, Niedere, Alte, Junge, Herrschaften, Dienstboten, Eltern, Kinder, Jünglinge, Jungfrauen u. s. w. fehlen dann in der That nicht. Wie diese Lieder nicht bloß aller Poesie baar, sondern auch im höchsten Grade geschmacklos sind, kann man schon daraus abnehmen, wenn man eine Jungfrau singen läßt: Schickst du einst einen Freund für mich, so gieb, daß ich ihn wähle! ꝛc. Andere dieser gemeinnützigen Gesänge behandeln alle möglichen Pflichten, wie vorsichtige Leibespflege und Mäßigkeit, Vorsichtigkeit im Umgang mit Andern, den Gebrauch der Sprache, des Gehörs, die Erwerbung und Erhaltung zeitlicher Güter u. s. w. Natürlich mußte man in jener Zeit, wo alle möglichen vermeintlich nützlichen Dinge auf die Kanzel gebracht wurden, nur die Predigt des geoffenbarten Wortes Gottes fehlte, sie auch in Liedern besingen; denn diese sollten ja auf die Predigt vorbereiten. Statt im Hause des Herrn im Liede ihren Glauben zu bekennen, sang also eine Gemeinde, wenn über vorsichtige Leibespflege gepredigt wurde, nach Nr. 396: „Des Leibes warten und ihn nähren, das ist, o Schöpfer, meine Pflicht ꝛc." Für ökonomische, geographische, astronomische ꝛc. Predigten, die bei uns vor nicht gar langer Zeit gehalten worden sind, sind indeß doch selbst in dem Landgesangbuche keine gemeinnützigen Lieder zu finden.

Freilich hat man es in der Periode der Aufklärerei, wo man bestrebt war, durch eine glaubenslose Moral den Weg zum Himmel zur Bequemlichkeit der Sünder recht breit zu machen, doch noch nicht gewagt, die alten Bekenntnißlieder ganz aus den Gesangbüchern zu verdrängen, obwohl dieses beabsichtigt zu seyn scheint, sondern man ließ es fürs erste damit bewenden, den dogmatischen Inhalt abzuschwächen. Wir würden indeß eine lange Kritik unseres Gesangbuchs schreiben müssen, wenn wir dies im Einzelnen nachweisen wollten; inzwischen dürfen wir uns demselben doch nicht ganz entziehen. Es wird aber zweckmäßig seyn, zugleich das Stadtgesangbuch mit zu berücksichtigen.

Das sehr brauchbare frühere Gesangbuch der Stadt Osnabrück wurde im Jahre 1786 durch ein anderes, vom Superintendenten Ringelmann bearbeitetes verdrängt, welches zu den elendesten gehört, die es überhaupt geben möchte. Wenn Sarnighausen sagt: „Es wird sich kaum mehr als ein Dutzend singbarer Lieder darin finden lassen", so ist offenbar die Anzahl noch zu groß angegeben, da wir mit gutem Gewissen auch nicht einmal so viele als singbar bezeichnen können. Wenn man in der Vorrede übrigens ausspricht, daß man nicht im Tone der Vorfahren zu singen habe, sobald man fühle, daß er nicht für unsere Zeiten gestimmt sey: so möchte dies auf die Zeit der faden Aufklärerei seine rechte Anwendung finden. In dem Tone des Glaubens unserer Vorfahren wird die Gemeinde immer singen müssen, da es keinen andern Glauben giebt, als den, dessen Ausdruck die alten Kirchenlieder sind, und der Inhalt dieses Glaubens, die geoffenbarte Lehre des Heils, unwandelbar ist; aber jene nüchterne, nur auf endliche Ziele gerichtete Verstandesaufklärung des vorigen Jahrhunderts war ein Abfall vom Glauben, dessen wir uns jetzt schämen, weshalb es völlig unmöglich, in dem damals angestimmten Ton noch zu singen. Es ist der vollständigste Widerspruch, wenn in der Predigt des göttlichen Wortes und in der Verwaltung de Sacramente der Glaube bekannt wird, und wenn i Liede dazu das Ja und Amen fehlt.

Dieses elende städtische Gesangbuch wird außer der Stad die unter einem eignen Consistorium steht, auch noch in de Dorfschaften gebraucht, welche den verschiedenen Stadtkirche zugewiesen sind, sonst aber unter dem Landconsistorium stehen In der Grafschaft Lingen, welche früher preußisch war, gebrauchen die Lutheraner das in hohem Grade verwässerte Mündensche Gesangbuch, die Reformirten das schon bessere Bremische. Abgesehen von diesen Reformirten, die auch unter den Osnabrückischen Consistorium stehen, sind also in unserem seh kleinen Consistorialbezirk drei verschiedene Kirchengesangbücher i Gebrauch. Es ist dies ein Zustand, der, selbst wenn auch di Gesangbücher besser wären, als sie leider nicht sind, nicht länger fortdauern darf.

Offenbar hat man sich bei der Bearbeitung der beiden Osnabrückischen Gesangbücher bei dem Landgesangbuch noch di meiste Mühe gegeben; sehr leicht haben es sich indeß häufig di Bearbeiter des Stadtgesangbuchs gemacht, indem sie es nich einmal der Mühe werth gehalten hielten, die alten Bekenntnißlieder nach ihren verblaßten und verdünnten dogmatischen Grundsätzen umzuändern, sondern sie statt dessen ohne weiteres weg ließen. Natürlich sind deshalb Lieder des theuren Mannes nach welchem unsere Kirche hier auf Erden zubenannt ist, di lutherische, eben nicht zu finden, und wenn man einem solchen Liede hier begegnet, in welcher entsetzlichen Verstümmelung wird es dann gefunden! Das Lied „Ein' feste Burg ist unser Gott" fängt hier z. B. an: „Ein starker Schutz ist unser Gott, an ihn steht unser Hoffen ꝛc." Wir müssen inzwischen hinzufügen daß man in Osnabrück sich zu schämen angefangen hat, diese arge Verstümmelung noch als Luthers Lied zu singen, weshalb schon früher bei der Feier des Reformationsfestes das Originaldesselben besonders abgedruckt und an den Kirchthüren ausgetheilt worden ist, bis endlich die letzte Auflage das Lied am Ende als eine Zugabe unverändert gebracht hat. Auch andere Lieder, wie: „O Haupt, voll Blut und Wunden", „Jesu, deine tiefen (heilgen) Wunden", „O Welt, sieh hier dein Leben", „Christus, der ist mein Leben", „Schaffet, schaffet Menschenkinder", „Durch Adams Fall", „Du weinest für Jerusalem", „Es ist gewißlich an der Zeit", „Nun lob' mein' Seel den Herren" u. s. w. u. s. w., fehlen hier gänzlich. Ganz so weit mit der Ausscheidung der Gesänge Luthers hat man es bei der Bearbeitung des Landgesangbuchs nicht getrieben, sondern doch 1 beibehalten, welche indeß trotz der Versicherung, daß man sie in ihrer ehrwürdigen Originalität zu erhalten gesucht habe, dennoch arg genug verändert sind. Lieder Luthers, wie: „Aus tiefer Noth", „Dies sind die heilgen", „Es spricht der Unweisen", „Mensch, willt du leben seliglich", „Mitten wir im Leben", „Sie ist mir lieb", „Vater unser im Himmelreich", „Vom Himmel hoch", „Christ unser Herr zum Jordan kam", „Ach Gott vom Himmel sieh darein" ꝛc., finden sich indessen auch hier nicht wie auch sonst, selbst in einer Umarbeitung, gar viele Kernlieder die aber auch dem Stadtgesangbuche fehlen, vergeblich gesucht werden müssen, wie: „Wachet auf, ruft uns die Stimme", „Wie schön leuchtet der Morgenstern", „Schmücke dich, o liebe Seele", „Christus, der uns selig macht", „Herzlich thut mich verlangen", „O Traurigkeit, o Herzeleid" u. s. w. u. s. w.

(Fortsetzung folgt.)

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz. Druck von Trowitzsch und Sohn.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1857. Sonnabend den 11. Juli. № 55.

Die Gesangbuchssache im Königreich Hannover mit besonderer Beziehung auf das Fürstenthum Osnabrück.

(Fortsetzung.)

Es wird nöthig seyn, hier zu zeigen, in welcher Weise man die alten Lieder verstümmelt und dadurch ihres dogmatischen Inhalts zu entleeren versucht hat. Bekanntlich liegt dem Luther'schen Pfingstliede „Komm, heiliger Geist, Herre Gott" ein alter lateinischer Gesang: „Veni sancte spiritus reple", zu Grunde, welcher dem Könige Robert von Frankreich († 1031) zugeschrieben wird. Eine Deutsche Bearbeitung, welche sich im Baseler Evangelienbuch vom J. 1514 unter einem Holzschnitt, die Ausgießung des heiligen Geistes darstellend, schon gedruckt fand, nahm Luther mit in sein Gesangbuch vom J. 1524 nebst zwei andern Strophen, welche er auf Grund der Schrift wahrscheinlich selbst hinzudichtete, auf.*) Es enthält demzufolge dieses Pfingstlied nicht bloß eine herzliche Bitte Luthers, sondern der gesammten christlichen Kirche, daß der heilige Geist die Herzen der Gläubigen erfülle und die rechte Liebe in ihnen entzünde. Land- und Stadtgesangbuch haben sich beide nicht bloß von Luther, sondern von der ganzen christlichen Kirche in der argen Verunstaltung dieses Liedes losgesagt. Der Anfang des Liedes in letzterem lautet: „Komm, heilger Geist, von Gott gesandt, nach deine Kraft auch uns bekannt; erhalt in uns und unsrer Jugend den Trieb zur Wahrheit und zur Tugend ꝛc." Solche leere Reimereien mögen wohl mit einer aufgeklärten Moral in Einklang stehen; aber ein Schriftgrund für dieselben ist nicht aufzuweisen. Wahrlich, die Wirksamkeit des heil. Geistes besteht in etwas anderem, als in uns den Trieb zur Wahrheit und zur Tugend zu erhalten! Wir bekennen vielmehr im dritten Artikel des christlichen Glaubens: „Ich glaube, daß ich nicht aus eigner Vernunft, noch Kraft an Jesum Christum, meinen Herrn, glauben oder zu ihm kommen kann, sondern der heil. Geist hat mich durch das Evangelium berufen, mit seinen Gaben erleuchtet, im rechten Glauben geheiligt und erhalten." Wenn also nach dem Osnabrückischen Stadtgesangbuch der heil. Geist nur in uns den schon vorhandenen Trieb zur Wahrheit und Tugend erhalten soll, so steht dasselbe im Widerspruch mit dem Bekenntniß unserer Kirche, nach welcher die Erleuchtung und Heiligung vom heil. Geiste durch die Heilsmittel im Menschen bewirkt wird; es bekennt sich vielmehr zu der Irrlehre, welche der Mönch Pelagius im Jahre 412 aufgebracht hat. Bekanntlich ist diese Irrlehre, nach welcher die Erbsünde geläugnet und der Mensch nach dem Falle durch seine natürlichen Kräfte (Trieb zur Wahrheit und Tugend) unter Vorhaltung des Gesetzes und der Lehre Christi ohne Wiedergeburt zu Gott kommen kann, auf zwei Kirchenversammlungen widerlegt und verdammt; es liegt deshalb nahe, was mit einem Gesangbuche geschehen muß, welches diese Irrlehre predigt, und zwar nicht bloß an dieser Stelle, sondern genau besehen von Anfang bis zu Ende. Das Landgesangbuch in seiner Umänderung ist zwar nicht so weit gegangen, sagt aber im Grunde dasselbe. Hier heißt es: „Zur Wahrheit führe Herz und Sinnen die Christentugend zu beginnen." Also eine inbrünstige Liebe soll der heilige Geist in der Gläubigen Herz, Muth und Sinn wohl nicht entzünden?! Aus der Pelagianischen Irrlehre, welche beide Gesangbücher im innersten Grunde durchzieht, gehen dann wieder eitle Selbstgerechtigkeit, das Cokettiren mit einer vermeintlichen Tugend, das Sichbreitmachen mit unendlichen vielen guten Vorsätzen, die nimmer aufhörenden Entschließungen zur Uebung aller nur denkbaren Pflichten ꝛc. ꝛc. hervor, ohne daß von der wahren Ordnung des Heils irgendwo die Rede wäre. Da aber in gegenwärtiger Zeit der volle Inhalt des christlichen Glaubens durch die fade Verstandesaufklärung der früheren Zeit bei der großen Menge abhanden gekommen ist, so muß man allerdings leider nur zu oft die Erfahrung machen, daß sogar Viele, die sich schon dem Evangelium wieder zuwenden, doch nicht zur klaren Einsicht in die verderbliche Richtung der modernisirten Gesangbücher kommen können, ja sie sogar um der mitunter härteren Form willen an den alten Glaubensliedern Anstoß nehmen und sich der Einführung derselben widersetzen. Bei der Agitation wider das Schulgesangbuch ist dies auch bei uns in vollem Maaße offenbar geworden.

Mit einer solchen unklaren und unbestimmten allgemeinen Religiosität ist aber dem Reiche Gottes wenig gedient; sie kommt aus der Pelagianischen Irrlehre nicht heraus, und ebendeshalb kann das, was die ganze christliche Kirche und besonders unsre evangelisch-lutherische in ihrem Glauben bekennt, nicht zur Wahrheit werden. **Wenn nun Gesangbücher überall diese Pelagianische Irrlehren hineinzubringen, und solche**

*) Vgl. Hoffmann v. Fallersleben, Gesch. des Deutschen Kirchenliedes bis auf Luthers Zeit. Hann. 1854. S. 200 f.

Gesangbücher in Kirche, Schule und Haus sich in fortwährendem Gebrauch befinden, so wird man sich wohl nicht wundern dürfen, wenn selbst an solchen Orten, wo die lautere Predigt des Evangeliums erschallt, die große Menge dennoch im innersten Grunde jener Irrlehre verfallen ist, zumal da sie dem natürlichen Menschen schmeichelt. Es wird auch dies nicht eher anders werden, als bis man im unverfälschten Liede erst wieder reine Lehre hat.

Indem wir das im höchsten Grade traurige Stadtgesangbuch zu Seite stehen lassen, dürfte es nothwendig seyn, an dem mehr in Betracht kommenden Landgesangbuch diese dasselbe gänzlich durchziehende, oft freilich sich gar sehr versteckende Pelagianische Richtung nachzuweisen. Schon wenn wir nur die Eintheilung ansehen, wird uns dieselbe offenbar. Vom Glauben und der Rechtfertigung durch denselben ist hier gar wenig die Rede, desto mehr aber von Tugend und Glückseligkeit. Die Heilsordnung wird zwar in einer Ueberschrift, aber als gleichbedeutend mit „Weg zur Glückseligkeit" erwähnt, und so erfahren wir auch nichts von der Berufung, Erleuchtung und der Heiligung und Erhaltung im rechten Glauben. Das, was man Tugend zu nennen beliebt, scheint in dem Menschen von vornherein vorhanden zu seyn und nur weiter gefördert werden zu müssen; denn in einer besondern Abtheilung ist von den Beförderungs- und Stärkungsmitteln dieser Tugend die Rede, zu welchen die Abwartung des Gottesdienstes, das Gebet und die Betrachtung des Todes gezählt werden, wogegen in einer andern Abtheilung das Wort Gottes und die Sacramente als Mittel zur Theilnehmung an den Wohlthaten Gottes aufgeführt worden sind. Wir sehen hier, daß man von dem, was der Christ Heilsmittel nennt, indem dadurch das Heil in Christo vermittelt wird, nichts wissen will, da man dessen nicht zu bedürfen scheint, sondern nur den s. g. Trieb zur Tugend stärken will.

Die Provinz Osnabrück hat, wie wir eben gesehen haben, nicht bloß mehrere verschiedene Gesangbücher, sondern die Lieder zugleich arg verwüstet. Diese Gesangbuchsverwüstung theilen mit ihr Bremen-Verden, Hildesheim, der Harz, Ostfriesland. Wenn nun 1854 im Auftrage der obersten Kirchenbehörden der meisten deutschen Staaten durch die Veröffentlichung des s. g. Eisenacher Entwurfs eines evangelischen Kirchengesangbuchs wenigstens ein geringer Anfang gemacht ist, um die Zersplitterung in der Gesangbuchssache zu enden, auf daß das Volk in seinen ursprünglich gemeinsamen, wieder von der Entstellung befreiten Liedern mit einhelliger Zunge auf altem und unvergänglichem Grunde Gott den Herrn lobe und preise: so hat dies zur nothwendigen Voraussetzung, daß auch in den verschiedenen Ländern die Gesangbuchszersplitterung aufhöre, und daß deshalb mit der That der Einigung der Anfang gemacht werde, um so einen alten gemeinsamen, freilich in vielen Landestheilen gar sehr verschütteten Schatz zu heben. In dieser Beziehung ist nun in dem bereits angeführten deutsch-lutherischen Kirchengesangbuch von J. D. Sarnighausen eine so vortreffliche Vorarbeit gegeben,

wie sie nur irgend gewünscht werden kann. Derselbe hat sich nämlich nicht die Mühe verdrießen lassen, sämmtliche Gesangbücher der Hannoverischen Landeskirche mit einander in der Weise zu vergleichen, daß er bei den Provinzen, welche nach Einbruch der Gesangbuchsstürmerei am Ende des vorigen Jahrhunderts mit neuen Gesangbüchern gezüchtigt sind, nicht nur die neuen, sondern auch die alten in den Kreis der Vergleichung gezogen hat. Aus diesen Gesangbüchern sind nun nicht bloß die allen gemeinsamen Lieder, sondern auch diejenigen aufgenommen, welche sich in der Mehrzahl derselben finden, wobei zugleich das Ansehen und die Geltung der verschiedenen Gesangbücher berücksichtigt ist. Von den aufgenommenen Liedern sind die Originaltexte abgedruckt, unter welchen dann die Varianten der verschiedenen Gesangbücher zusammengestellt sind. Als Anhang ist eine sorgfältige Vergleichung des vorgeschlagenen Gesangbuchs mit dem Eisenacher Entwurf hinzugefügt. Im Ganzen sind es 489 Lieder, welche, als von der Hannoverischen Landeskirche bereits seit langen Jahren angenommen, approbirt und erprobt, hier als gemeinsame in ihren Originaltexten und Abweichungen verglichen worden sind. Es ist mithin der geschichtliche Befund ermittelt, welcher das hauptsächlichste Material für ein Gesangbuch der Hannoverischen Landeskirche wird liefern müssen. Die Frage kann nur die seyn, ob man hierbei stehen bleiben darf, oder ob nicht in ähnlicher Weise durch Vergleichung sämmtlicher lutherischer Kirchengesangbücher ein allgemeines Kirchengesangbuch für die ganze Lutherische Kirche Deutschlands zu gewinnen sey. Der Tag dürfte jedoch zu solcher Arbeit noch nicht erschienen seyn; das steht indeß fest, daß die Zerrissenheit in der Gesangbuchssache im Königreiche Hannover nicht länger bestehen darf und daß insbesondere in den Provinzen, welche mit völlig modernisirten Gesangbüchern am Ende des vorigen Jahrhunderts gezüchtigt worden sind, dieser Noth abgeholfen werden muß. Wollte man hier keine Abhülfe leisten, so würde man die Gesangbuchsrevolution für permanent erklären. Es mag nicht unrecht seyn, wenn man ausgesprochen hat, daß die Hannoverische Kirche dem größten Theile nach füglich warten könne; ein Nothbehelf aber darf da nicht fehlen, wo, wie im Fürstenthum Osnabrück, die Noth zu groß ist, bis denn endlich hoffentlich nicht gar zu weiter Ferne die rechte Hülfe kommt.

Als ein solcher Nothbehelf kann das im vorigen Jahr vom Evangelischen Königlichen Consistorium zu Osnabrück herausgegebene „Gesangbuch nach Ordnung des Katechismus, zunächst für Volksschulen" angesehen werden. Dasselbe enthält 200 alte Kirchenlieder, welche geringe Einzelnheiten abgerechnet, unverändert nach den Originalen abgedruckt sind. Von denselben finden sich etwa 40 nicht in dem Kirchengesangbuche von Sarnighausen, weshalb angenommen werden muß, daß sie entweder nur in einzelnen Gesangbüchern oder gar nicht in denselben enthalten sind. Mehrere dieser Lieder, z. B. „Wach auf, du Geist der ersten Zeugen," „Ich habe nun den Grund gefunden" u. a. würden zwar auch wir ungern vermissen; indessen können wir nicht unbemerkt lassen, daß viele dieser Lieder, na-

entlich die von J. Angelus, Zinzendorf, einzelne von Schmolke
ad auch von P. Gerhard u. A. uns eine zu subjective Fär-
ung zu haben scheinen, als daß wir sie gerade für besonders
eeignet für ein Schulgesangbuch halten könnten. Von Luther,
as sehr zu loben ist, sind 28 Lieder aufgenommen; außerdem
aben P. Gerhard und J. Heermann eine größere Anzahl Lie-
er geliefert, wie denn überhaupt alle vorzüglichen Liederdichter
er Lutherischen Kirche in der Auswahl vertreten sind. Es darf
eshalb wohl gesagt werden, daß sich das Liederleben unsrer
irche in diesem Gesangbuche im Kleinen abspiegelt, wie denn
uch darin kein Lied aufgenommen ist, welches irgend etwas
ider deren Bekenntniß enthält. Im L. Gesangbuch finden
ch, selbst ungeändert, nicht einmal 90 dieser Lieder, im St. Ge-
ngbuch noch weit weniger.

Auf eine umfassende Erörterung der Frage, in welcher
orm die Lieder gegenwärtig dem Volke wiederzugeben seyen,
önnen wir hier nicht eingehen; bekanntlich nimmt von Jahr zu
ahr die Anzahl derer zu, welche der Ansicht sind, daß mit den
iedern Aenderungen, auch in der Form, entweder gar nicht
orzunehmen, oder auf ein geringes Maß zu beschränken seyen.
a uns das Letztere das Richtige zu seyn scheint, so wollen
ir die sehr selten umgeänderte Form der Lieder, zumal in einem
chulgesangbuche, nicht vertreten, sondern hätten gewünscht, daß
n dieser Beziehung Milderungen mancher Härten eingetreten
ären. Wir verkennen indeß dabei nicht, daß es im größten
rade schwierig ist, das rechte Maß zu finden, wenn man sich
inmal zu Aenderungen entschließt. Indeß ist man im Fürsten-
um Osnabrück einmal zu sehr der ursprünglichen Form ent-
öhnt, weshalb deren Verständniß fehlt. Für abgeschwächte
Organe kann eine Speise auch zu stark seyn. Warum soll man
uch nicht den Rost des Alterthums abschleifen, wenn dann der
lanke Stahl um so mehr hervorglänzt? Jedenfalls ist der
nste Wille der Behörde anzuerkennen, zunächst der Gesang-
uchsnoth in der Schule abzuhelfen, so daß erwartet werden
arf, es werde dies auch demnächst in der Kirche geschehen.
aß mit der Schule der Anfang gemacht worden ist, müssen
ir als den durchaus richtigen Weg ansehen; denn wenn die
inder die alten Lieder singen und lernen, so werden sie dieselben auch lieb gewinnen und durch sie werden sie auch wieder in
ie Häuser gebracht werden. Milderungen in der Form werden
brigens im Schulgesangbuch leicht vorgenommen werden können,
a sie meistens durch eine geringe Veränderung im Ausdruck
nd auch eine den Sinn nicht berührende Wortfolge bewirkt wer-
en können. Auch würden Elisionen durch Apostrophe zu bezeich-
en seyn, was gerade für ein Schulgesangbuch nothwendig seyn
ürfte. Wie die Ausdrucksweise der älteren besten Lieder oft
ne große Härte hat, so haben nicht selten die Lieder des
8. Jahrhunderts eine zu steif polemische oder eine zu spielend
ystische Färbung, welche nicht mehr zusagt; solche Stellen zu
ildern, ja selbst in einzelnen Fällen ganz weg zu lassen, darf
s keine Verfälschung angesehen werden; es scheint uns vielmehr
adurch der wahre Geist des Liedes frei gemacht und von nach-

theiligen Zeiteinflüssen rein hergestellt zu werden. Inzwischen dürfte der Eisenacher Entwurf, in welchem dies geschehen ist, schon über das nothwendige Maß vielfach hinausgegangen seyn. Wenn im Schulgesangbuch aber nicht nur alle lateinischen Ausdrücke der alten Lieder (z. B. gratiosa coeli rosa in „Wie schön leuchtet", in dulci jubilo in „Wachet auf," consummatum est in „Herzlich thut mich" u. a.) durch die entsprechenden deutschen ersetzt, sondern auch einzelne Milderungen vorgenommen sind (z. B. in „Herr Jesu Gnadensonne" statt: „Tränk mich an deinen Brüsten ꝛc. — „Wollst mich mit Waffen rüsten", in Mache dich mein" statt: „Antreffe" und „beässe" — „erblicke und berücke", in „Wachet auf" statt: „Wir sind Consorten der Engel" — wir stehn im Herrn ꝛc.) so wird man, natürlich ohne daß der dogmatische Inhalt berührt werden dürfte, in solchen Milderungen weiter gehen können, z. B. in „Jesu meine Freude" V. 3 „Erd und Abgrund muß verstummen, ob sie noch brummen", in „Schmücke dich, o liebe Seele", V. 2: „Komm mein Liebster ꝛc.", in „Wie schön leuchtet" du heller Jaspis und Rubein, wo doch „Mein Herz heißt dich ein Lilium" und auch „Zwingt die Saiten in Cithara" ꝛc. nicht beibehalten ist, in „ein Lämmlein" V. 7: „Weg mit dem Gold Arabia, weg Calmus, Myrrhen, Cassia" u. s. w. Ausdrücke wie: Polizeien, studiren, quitt, zuckersüß, liederlich u. a. werden zudem sehr leicht durch andere deutsche oder edlere zu ersetzen seyn. Auch manche metrische Härte kann leicht verwischt werden, z. B. in „das alte Jahr" V. 1: „Daß du uns in so großr Gfahr" durch „daß du in Noth uns und Gefahr" u. s. w. Jedenfalls dürften Zusammenziehungen, wie „eim", „meim" ꝛc. besser mit „ein'm", mein'm" zu vertauschen seyn. Außerdem wollen wir den häufigen Diminutiven, wie „Waiselein", „Jesulein" ꝛc., selbst „Lämmlein" nicht das Wort reden. In der alten Zeit haben sie allerdings auch im Kirchenliede etwas Zartes gehabt, gegenwärtig aber findet man sie spielend. Manchmal möchten auch Abkürzungen der Lieder an der Zeit seyn, zumal wenn Beziehungen auf die Zeit ihrer Entstehung vorkommen. In P. Gerhardts „Zeuch ein zu meinen Thoren" hat man wenigstens die sich auf den dreißigjährigen Krieg beziehenden Verse eingeklammert.

Inzwischen betreffen alle solche Ausstellungen, deren man noch andere wird machen können nur Nebensachen. Auch ist für die zu erwartende zweite Auflage das Schulgesangbuch einer Revision unterzogen worden und zweifeln wir nicht, daß in der Form weitere Milderungen eintreten. Der Hauptsache nach ist gegen das Schulgesangbuch nichts einzuwenden, und ebendeshalb ist die Opposition wider dasselbe eine unberechtigte.

Es wurde schon erwähnt, daß das Schulgesangbuch fast sämmtliche Lieder Luthers enthält. Bekanntlich aber hat Luther überall das gute Alte der vorhergehenden Zeiten bewahrt, so daß wir es ihm besonders zu verdanken haben, daß so viel Treffliches aus der lateinischen Hymnendichtung in das deutsche Kirchenlied übergegangen ist. Auch sonst hat dieselbe mehrfach eine deutsche Bearbeitung gefunden. Sehen wir nun die Lieder des Gesangbuchs näher an, so werden wir aus allen Zeiten der

christlichen Kirche hier Lieder finden. „Herr Gott, dich loben wir" ꝛc. ist ein altgriechischer Abendpsalm, welchen Ambrosius ins Lateinische übertrug und welcher dann durch Luthers Bearbeitung in die deutsche Kirche überging. Die s. g. große Doxologie, welche Decius in „Allein Gott in der Höh'" aufnahm, ist der Morgenpsalm der morgenländischen Kirche. Aus der alten lateinischen Kirche (4. Jahrh.) stammen: „Wir glauben all", ebenso „Nun laßt uns den Leib" von Mich. Weiße bearbeitet, „Verleih' uns Frieden" (6. Jahrh.), „Komm Gott, Schöpfer, heil. Geist", „Gelobet seyst du", „Mitten wir im Leben", „Komm heiliger Geist" (9—11. Jahrh.), ebenso P. Gerhardts „O Haupt voll Blut" ꝛc.; aus der alten deutschen Kirche: „Gott sey gelobet", „Nun bitten wir", „Gott, der Vater, wohn" ꝛc. von der böhmischen Brüdern: „Christus, der uns selig macht"; Die Anführung dieser Lieder des S. Gesangbuchs zeigt, daß sich in ihm auch schon das Glaubensleben der vorreformatorischen Zeit abspiegelt. — Aus der Zeit der Reformation finden wir außer den Liedern Luthers auch die rechten Kernlieder von Eber, Speratus, Graumann, Albrecht von Brandenburg, Spengler, Hermann Bonnus (dem Osnabrückischen Reformator), Decius, Schneesing, Reißner, Hermann und Matthesius, so daß mithin kein bedeutender Name übergangen ist. Ringwaldt, Selnecker, Helmbold, Schalling, Bienemann, Pappus, Nicolai, Herberger treten uns ebenso in ihren vorzüglichsten Liedern aus der Zeit vor dem dreißigjährigen Kriege entgegen, und während desselben: Heermann, Held, Flemming, Rist, Stegmann, Denike, Gesenius, Clausnitzer, Meyfart, Rinckart, Thilo. Wenn nun schon bei den vorgenannten Dichtern das Kirchenlied eine gläubig subjective Färbung annimmt, mithin oft weniger als wirkliches Kirchenlied denn als subjectives Erbauungslied erscheint, so ist doch dies noch weit mehr in der folgenden Zeit der Fall, weshalb wir es nur billigen können, wenn man für dieselbe die Auswahl schon mehr beschränkt hat. P. Gerhardt, in welchem beide Richtungen noch nicht bestimmt auseinander gehen, hat indeß, da er bei seinen subjectiven Empfindungen durchaus auf dem Boden des kirchlichen Bekenntnisses steht, die gebührende Berücksichtigung gefunden, wie auch einige vorzügliche Lieder von J. Frank, Albinus, Schirmer, Neumark, Scheffler, v. Birken, Neander, Luise Henriette v. B., Ludämilie Elis. v. Sch. R., Freylighausen, Crasselius, Bogatzky, Kunth, Mentzer, Rothe, Zinzendorf, Rambach, Löscher, Schmolke u. A. nicht fehlen.

Schon die Anführung der Namen zeugt davon, daß das Schulgesangbuch ein wahres Lebensbild der Kirche ist, da es in der That die vorzüglichsten Lieder enthält, welche dem Herrn während deren Entwickelung in gläubigem Bekenntniß und freudigem Dank, Lob und Preis geweiht sind. Wenn nun aus der folgenden Zeit, wo an die Stelle des Bekenntnisses und Lobes verständige trockne Belehrung und hohle Sentimentalität trat, wenige Ausnahmen abgerechnet, keine Lieder aufgenommen sind, so wird man dies nur billigen können; denn selbst in solchen Liedern, welche noch als die besseren bezeichnet werden müssen, erscheint der Inhalt unseres Bekenntnisses in hohem Grade geschwächt. Die Lieder aber, welche der Jugend einzuprägen sind, müssen aus Gottes Wort geboren seyn. Ueber die Annahme der Lieder, welche eine gläubige Poesie der jüngsten Zeit unserm Volke gebracht hat, hat die Kirche noch nicht entschieden und ebendeshalb kann sie die Schule auch noch nicht aufnehmen.

Wir sehen, das vom Ev. K. Consistorium zu Osnabrück herausgegebene Schulgesangbuch leistet der Hauptsache nach allen billigen Anforderungen Genüge. Das Einzige, was für den Schulgebrauch zu wünschen gewesen seyn möchte, ist, wie bereits vorgehoben wurde, daß die Form — vielleicht an etwa 40 bis 50 Stellen — etwas mehr hätte gemildert werden können. Hierüber hätte indeß leicht eine Verständigung Statt finden können. Auch ist im Ganzen, wie dargethan wurde, an der Auswahl nichts auszusetzen, wenn auch der Eine oder Andere noch besondere Wünsche haben mag. Woher denn nun die Erbitterung gegen ein kleines Buch, das die Lieder der Lutherischen Kirche unverfälscht enthält, und woher der hartnäckige Trotz gegen dessen Einführung, der es zu mancherlei Excessen hat kommen lassen? Wir müssen, um diese widerwärtige Opposition, die uns fast wie ein Traum erscheint, da niemand sie in solcher Weise auch nur geahnt hatte, zu erklären, weiter auf den religiösen und kirchlichen Zustand des Fürstenthums Osnabrück zurückgehen.

Der Rationalismus, dessen treibende Macht im innersten Grunde nichts Anderes als der Unglaube ist, hat im Fürstenthum Osnabrück lange das Regiment geführt. Hiermit wollen wir indeß nicht sagen, daß die geistliche Landesbehörde nicht an Zeugen des Evangeliums zu ihren Mitgliedern gezählt hätte; vielmehr erinnern wir uns noch mit Freude, mit welcher Entschiedenheit sich ein alter Rath in einer Zeit zu dem Herrn bekannte, in welcher das Bekenntniß zu ihm bei der Mehrzahl verloren gegangen zu seyn schien. Auch in späterer Zeit war mehr ein Reinhardscher Supernaturalismus, der aber sehr rationalistisch gefärbt war, als der vulgäre Rationalismus, welcher in die Behörde vorwaltete. Unter den Predigern herrschte dagegen der Rationalismus bis auf geringe Ausnahmen vor, mochte derselbe auch nicht überall in gleich herber Form auftreten. Natürlich mußten bei einem solchen Zustande die Gemeinden rationalistisch verwildern; doch machten sich im Süden des Fürstenthums bessere Einflüsse von außen her geltend, so daß der kirchliche Zustand hier im Ganzen ein günstigerer geblieben ist, als im Norden. Es ist noch nicht lange Zeit verflossen, wo man im Fürstenthum Osnabrück am Feste der Darstellung Christi im Tempel sogar von einem Superintendenten eine Predigt gehört hat über Luc. 2, 29 ff.: Wann man in Frieden fahren, d. i. ruhig sterben könne, nämlich 1) wenn man ein Testament gemacht, und 2) wenn man man zugleich alle nothwendigen Formen beobachtet habe, daß es nicht umgestoßen werden könne. An anderen Orten ist in den Predigten so stark Politik getrieben, daß sogar in einer Abendmahlsrede einmal der Belgier

rieg seiner Zeit erwähnt worden ist. Wir müssen deshalb die
nade Gottes preisen, wenn von dem Geiste des Regens und
ewegens, den der Herr über seine Kirche gesandt hat, auch
s Fürstenthum Osnabrück nicht unberührt geblieben ist. Wie
erall suchte man, als im Anfang der dreißiger Jahre die
aubensfreudige Predigt des Evangeliums in Osnabrück selbst
beiden Kirchen erscholl, die, welche sich zu dem Herrn be-
nnten, als Pietisten zu verdächtigen, und es fehlte nicht
t manchen wenig erbaulichen Auftritten. Indeß der Geist des
egens und Bewegens drang weiter und zwar besonders im
üden, wo der Rationalismus weniger tief in das Volk ge-
ungen war. Es regte sich hier immer mehr eine Sehnsucht
ch dem Worte Gottes, so daß es einen bereiteten Boden fand,
enn es gepredigt wurde. Es war indeß dies nur an einzelnen
rten der Fall.

In ihrer Ruhe wurde die rationalistische Geistlichkeit im
ahre 1842 gestört, als der Pastor Weibezahn, welcher in Os-
brück bei großer Begabung durch sein entschiedenes Bekennt-
ß auf das segensvollste gewirkt hatte, von dem Könige zum
onsistorialrathe ernannt worden war, da man an höchster
telle sehr wohl erkannt hatte, wie andere Kräfte in das Con-
storium zu bringen seyen. Die unbegründetsten Beschuldigun-
n wurden wider denselben auf einer Zusammenkunft in
ramsche erhoben, um diese Ernennung wieder rückgängig zu
achen. Wenn bei irgend einer Gelegenheit, so konnte man
er erkennen, mit welchem Haß der Rationalismus damals
gen den positiven Glauben erfüllt war. Weibezahn's Wirk-
mkeit im Consistorium sollte leider nicht von langer Dauer
yn, da er schon 1844 in seinem vierzigsten Jahre vom Herrn
gerufen wurde. Es ist jedoch dessen Stelle im Consistorium
cht wieder in rationalistischem Sinne besetzt worden.

Auch im Norden des Fürstenthums hatte sich allmälig der
ustand geändert, die Predigt des Evangeliums war hier immer
uter erschollen, hatte aber im Ganzen nicht die Aufnahme ge-
nden, wie im Süden, da mit dem fadesten Rationalismus,
r sich noch dazu als Aufklärung breit macht, sich zugleich eine
aurige materialistische Lebensrichtung verbreitet hatte. Wie
erall gab das Jahr 1848 einen lange nachher noch zu ver-
ürenden Rückschlag. Seit mehreren Jahren hatte sich inzwischen
uch hier, wie es schien, Alles zum Besseren gewandt. Die
ahl der gläubigen Prediger hatte sich bei den vielen eintreten-
n Vacanzen in unerwarteter Weise vermehrt, und in den Ge-
einden nahm nicht bloß die Kirchlichkeit zu, sondern auch der
inn für die Interessen des Reiches Gottes schien auch überall
ehr und mehr rege zu werden. Es hat sich indeß gezeigt,
ie tief der Rationalismus und dessen treibende Macht, der Un-
laube, bei der großen Menge in Fleisch und Blut übergegan-
en ist. Mag auch die Predigt des göttlichen Wortes erschollen
seyn und auch Hörer gefunden haben; sie ist nicht in das Herz
gedrungen, weshalb diese verhärtet geblieben sind. Aber das
Wort Gottes ist ja wie ein Hammer, der Felsen zerschmeißt,
und so wollen wir denn hoffen, daß auch die Zeit kommen wird,
wo dasselbe die steinharten Herzen zerschlägt.

Ganz besonders hat sich der Haß des auf wissenschaftlichem
Gebiete geschlagenen Rationalismns, dem leider noch eine große
Anzahl, wenn auch nicht mehr die Mehrzahl, der Prediger hul-
digt, und der sich in vielen Gemeinden als fade Aufklärung
und hochmüthiger Materialismus breit macht, gegen das Con-
sistorium gewandt, welches im Laufe der letzten Jahre völlig
mit bekenntnißtreuen Mitgliedern besetzt ist. In jeder Beziehung
giebt sich gegenwärtig bei dieser Behörde ein Geist kund, welcher
zeigt, wie sehr ihr die Förderung des Reiches Gottes am Her-
zen liegt und wie dieselbe in der Kirche des reinen Wortes und
Sacraments, welche hier auf Erden die evangelisch-lutherische
zubenannt wird, auch solche Reinheit fördern will. Aus diesem
Grunde ist bereits vom Consistorium 1854 eine mit Sprüchen
und Beispielen versehene Ausgabe des kleinen lutherischen Kate-
chismus eingeführt, um so den mangelhaften, im Osnabrückischen
nur interimistisch und neben dem kleinen Katechismus eingeführ-
ten Hannoverischen Landeskatechismus zu beseitigen. Auch sind
Einleitungen getroffen, sowohl dem öffentlichen Gottesdienste als
auch den verschiedenen Cultushandlungen die volle lutherische
Form, welche meistens verloren gegangen war, wieder zu geben.
Zugleich hat sich das Consistorium auch der Mission der Evan-
gelisch-lutherischen Kirche auf eine erfreuliche Weise angenommen.
Es hat indeß für seine ernste Bestrebungen bis dahin geringen
Dank eingeerntet.

Die Einführung des Schulgesangbuchs, durch welches das
Consistorium der Jugend, wie durch den kl. Katechismus Luthers
reine Lehre, so auch unverfälschtes Lied wiedergeben wollte, und
wodurch dasselbe auf einmal betretenem Wege weiter fortschritt,
scheint der rationalistischen Partei das Signal zu einem Kampfe
wider dasselbe gegeben zu haben. Daß sie das Regiment auf
kirchlichem Gebiete im Fürstenthume Osnabrück vollständig ver-
loren hatte, schien sie nicht verschmerzen zu können, und so
mußte denn, indem alle nur möglichen Hebel in Bewegung ge-
setzt wurden, ein Kampf gegen das Consistorium, wie überhaupt
gegen die im Gegensatz zu dem blaß und kalt gewordenen Ra-
tionalismus sich immer mehr verbreitende bekenntnißtreue Rich-
tung in der Lutherischen Kirche, welche man die neulutherische
zu nennen beliebt, gewagt werden; denn sehr bald ist hervorge-
treten, daß es sich bei der Agitation wider das Schulgesang-
buch nicht bloß um dieses, sondern um ganz andere Dinge
handelte.

Das Schulgesangbuch war bereits im Laufe des Jahres
1856 seit einigen Monaten gedruckt, als dessen Einführung un-

term 26. Oct. vom Königlichen Ministerium der geistlichen und Unterrichts-Angelegenheiten genehmigt wurde. Durch einen Erlaß vom 6. Nov. setzte das Consistorium die Einführung des Buches auf Jahresanfang fest. Schwierigkeiten schien dasselbe um so weniger zu erwarten, da das Buch bereits in mehreren Schulen Eingang gefunden hatte. Indessen nach Bekanntmachung des Erlasses fing sich die Opposition allmälig an zu regen. Aus fünf Kirchspielen, welche als meist ganz dem Rationalismus verfallen bezeichnet werden können, gingen Eingaben wider das Gesangbuch entweder bei dem Consistorium oder bei dem Ministerium ein. Besonders waren es die weltlichen Mitglieder der Schulvorstände, welche übrigens die Schulgemeinden nur in vermögensrechtlicher Beziehung zu vertreten haben, die die Sache in ihre Hand nehmen. Aeußerlich schien noch kein Zusammenhang vorhanden zu seyn. Daß das Consistorium durch Verfügung vom 9. Jan. d. J. die Einführung zu erleichtern versuchte, ja nicht einmal unbedingt die Anschaffung des Buches verlangte, falls nur einige Lieder abgeschrieben würden, hatte keine weiteren Folgen. Selbst ehe noch einmal ein Bescheid auf die Eingaben an das Ministerium erfolgt war, ging man zuerst im Kirchspiel Bramsche im Januar zu offener Widersetzlichkeit über. Die Kinder wurden in großer Anzahl aus der Schule zurückbehalten. Als dies nach gesetzlicher Bestrafung der Schulversäumnisse aufhörte, wurden die Kinder von den Eltern angewiesen, den Anordnungen der Lehrer keine Folge zu leisten. Es wurde deshalb die Verweisung der ungehorsamen Kinder aus dem Schul- und Confirmandenunterricht verfügt, welche Maßregel in den meisten Fällen Erfolg hatte. In Ueffeln kam es indeß sogar zu einer bis zum Hausfriedensbruch gesteigerten Widersetzlichkeit, und zu Rieste (Kirchspiels Bramsche) nahmen es sich die Schulvorsteher heraus, in die Schule zu dringen, um zu sehen, welche Kinder es gewagt hätten, wider ihre Befehle das Schulgesangbuch mit sich zu führen. Die Vorgänge in Bramsche und Ueffeln fanden durch die Zeitungspresse auch in weiteren Kreisen Beachtung.

Sehen wir jedoch auf das ganze Fürstenthum, so war die Einführung des Schulgesangbuchs in den meisten Gemeinden vor sich gegangen, namentlich im Süden, wo überhaupt der Rationalismus ungleich weniger Terrain gewonnen hat, als im Norden. Es ist von dem größten Interesse, sich dieses näher zu vergegenwärtigen, denn es zeigt uns zugleich, in welchen Gemeinden sich wahrhaft kirchliches Leben findet. In den Kirchspielen Dissen, Hilter, Iburg, Achelriede, Schledehausen (zum größten Theile), Belm, Melle (mit Ausnahme einer geringen Schule), Neuenkirchen, Oldendorf (zur größeren Hälfte), Buer (zum größten Theile), Barkhausen, Lintorf, Essen, Arenshorst, Hunteburg, Venen und den Osnabrückischen Stadtkirchspielen (eine Bauerschaft ausgenommen) war bereits im Januar das Schulgesangbuch eingeführt. Anders stand die Sache im Norden. Freilich gab es auch hier Kirchspiele, in welchen die Einführung des Schulgesangbuchs keine Schwierigkeit gefunden hatte, wie in Quakenbrück, Fürstenau, Bippen, Berge, Börstel, Laxten, Bersenbrück, indeß war hier im Ganzen die Betheiligung bei der Opposition weit größer. Während nämlich im Süden nur in dem einzigen Kirchspiele Holte allein das Schulgesangbuch von der Mehrheit der Kinder nicht angeschafft war, fand sich dasselbe im Norden in den Kirchspielen Bramsche, Börden bei der Minderzahl, in Engter bei der Hälfte, Ueffeln bei der Mehrheit und in Badbergen, Gehrde und Menslage nur bei wenigen Kindern. Im Ganzen waren mit dem Buche c. 7000 lesefähige Kinder versehen, dagegen 1952 nicht.

Die Widerstandsmaßregeln, welche bis dahin mehr vereinzelt von den verschiedenen Kirchspielen ausgegangen waren, wurden dann centralisirt und von einem Sachführer in Osnabrück geleitet, auf dessen Veranlassung dann daselbst Zusammenkünfte von Deputirten der Opposition aus allen Theilen des Fürstenthums veranstaltet wurden. Der Bescheid des Königlichen Ministeriums vom 29. Januar, daß die Einführung des Schulgesangbuchs in den meisten Gemeinden vor sich gegangen sei, scheint den Sachführer veranlaßt zu haben, dem weiteren Gebrauche desselben alle möglichen Schwierigkeiten zu bereiten und die weitere Anschaffung zu hemmen. Anscheinend wurde bei einer Zusammenkünfte eine Massenpetition verabredet. Die Folge dieser centralisirten und weiter geleiteten Agitation war, daß eine große Anzahl von Kindern, welche bis dahin das Gesangbuch gebraucht hatten, es nun auf Befehl der Eltern nicht mehr zur Schule brachten. Zurechtweisung der Schulvorstände durch die weltlichen Kirchencommissaire, auch Ausweisung der widerspenstigen Kinder aus der Schule hatte nicht mehr den erwarteten Erfolg, weshalb vom Consistorium Zwangsmaßregeln verfügt wurden. In Folge einer Collectiv-Vorstellung an das Ministerium und an S. K. Majestät trat jedoch ein Stillstand ein, indem die Zwangsmaßregeln wegen Anschaffung des Buches einstweilen aufgehoben wurden, die übrigen Anordnungen aber bestehen blieben.

Daß die Massenpetition nichts Anderes war, als ein Werk systematischer Opposition, geht schon aus dem Mitgetheilten hervor. Besonders waren es die Bauerschafts- und Schulvorsteher, welche es sich angelegen seyn ließen, die Unterschriften zusammen zu bringen, wobei dann alle Mittel in Bewegung gesetzt wurden. Anfangs zeigte sich ein selbstständiges Widerstreben gegen das Schulgesangbuch besonders in den Kirchspielen Bramsche, Badbergen und Menslage. Von Bramsche sei Engter, Vörden, Venen, Heuteburg in den Kreis der Opposition gezogen. Menslage und Badbergen haben wieder auf Gehrde, Torten und Berge eingewirkt. Im Süden hat sich die Opposition von Holte aus nach Achselried, Melle, Buer, Oldendorf, Schledehausen verbreitet; später hat sich auch Essen betheiligt, obwohl dort das Schulgesangbuch bereits ein halbes Jahr in Gebrauch gewesen war. Trotz aller Anstrengungen hat man in 34 Schulgemeinden auch nicht einmal Minoritäten gegen das Schulgesangbuch aufzubringen vermocht, in anderen nur geringe Minoritäten; indeß sind doch von 59 Schulgemeinden Unterschriften erfolgt, während früher nur in 39 Schulen Renitenz vorgekommen waren. An die Spitze der Agitation haben sich meistens Leute von halber oder geringer Bildung gestellt, (Apotheker, Auctionatoren, frühere Vorsteher von demokratischen Vereinen, Schenkwirthe, Kaufleute, einzelne Mitglieder von Kirchen- und Schulvorständen), welche nur zu oft auf kirchlichem Gebiete den fadesten Rationalismus und auf politischem dem flachsten Liberalismus oder bodenlosesten Radicalismus verfallen sind und dann mit ihrer vermeintlichen Aufklärung und Freisinnigkeit Geschäfte zu machen suchen. Zugleich wurde es aber auch offenbar, daß derartige Leute, denen es schmeichelte an der Spitze der Opposition zu stehen, nur vorgeschoben wurden. Persönlichkeiten, die mit einem geistlichen Amte vertraut sind, hatten anscheinend ihre Hände nur zu sehr mit im Spiele, wie denn auch von einer solchen die durch das ganze Fürstenthum verbreitete Unwahrheit, es läge bereits ein Kirchengesangbuch zu 2½ Thlr. fertig, ausgegangen seyn soll. Diese Unwahrheit ist dann vielfältig gebraucht worden, um Unterschriften gegen das Schulgesangbuch zu gewinnen; denn nähme man dasselbe an, so werde das theure Kirchengesangbuch nachfolgen.

Die vorgenannten Petitionen hat man in Bremen druck

assen und in den Gemeinden verbreitet, um die Aufregung unter er Menge zu vergrößern. Dieselben lassen sich zwar auf die Form der Lieder ein, da behauptet wird, die Ausdrucksweise des Schulgesangbuchs sey dem jetzigen Sprachgebrauche nicht angemessen; indeß überall ist zu bemerken, daß es vorzugsweise der Inhalt ist, dessen man sich entledigen will; denn die ganze Bewegung ist aus Unglauben hervorgegangen, mit welchem sich der aus derselben Quelle stammende politische Radicalismus verbunden hat. Geschlagen auf politischem Gebiete, möchte man gern auf kirchlichem das verlorene Terrain wiedergewinnen, weshalb denn auch allen Ernstes der Vorschlag gemacht wird, in gut demokratischer Weise über das Schulgesangbuch abstimmen zu lassen. Der Inhalt desselben soll nicht mehr den gegenwärtigen geläuterten Vorstellungen entsprechen, wie denn behauptet wird, daß die Lehre von einem persönlichen Teufel und ähnlichen damit zusammenhängenden Dingen, die vor Zeiten viel Unglück angerichtet habe, nicht zu denen gehöre, welche als Lehre Christi zu betrachten seyen. Sogar die Existenz der Hölle wird bezweifelt, weshalb Lieder, in welchen hiervon die Rede ist, nicht für den jetzigen Standpunkt der Gemeinde passen sollen. Getadelt wird, daß viele auf Christi Person und Kreuzestod sich beziehende Gesänge vorkommen. Wir sehen, daß man Lieder, welche das, was der ewige Grund unseres Heils ist, zu ihrem Inhalte haben, gern entfernen möchte; statt derselben verlangt man aber Morallieder. Justus Möser, unser hochgefeierter Landsmann, hat indeß seiner Zeit schon die rationalistische Moral eine Habersuppe genannt, welche nur Ekel wirke, und den Wunsch ausgesprochen, daß alle jene süßen Moralprediger, welche den Weg zum Himmel zur Bequemlichkeit der Sünder ebner als die Heerstraßen machen, entweder eingepökelt würden oder für den Unterhalt aller von ihnen verdorbenen Haushaltungen im Zuchthause arbeiten müßten. (Patriot. Phant. I. Nr. 66. II. Nr. 69). Es steht aber gegenwärtig, dem Herrn sey Dank, die Sache besser, als zu Möser's Zeit, wo die aus dem Unglauben geborene aufklärerische, nüchterne Moral predigende Richtung im Vorwärtsschreiten begriffen war; trotz aller Anstrengungen muß sich diese Richtung, welche die Gesangbücher verwüstet hat und sie gegenwärtig in ihrer Verwüstung erhalten möchte, überall zurückziehen, denn jede Kraft ist ihr ausgegangen. Diejenigen, welche ihr huldigen, sind mit lebendigem Leibe dem Tode verfallen, bis der Geist des Regens und Bewegens, welchen der Herr seiner Kirche gesandt, auch in ihnen neues Leben weckt.

Bei dem Unglauben, welchen die Petitionen zur Schau tragen, und bei der großen Unwissenheit in hymnologischen Dingen, die sich hier überall durch völlige Unkenntniß der älteren Sprachformen kund giebt, muß natürlich auf eine Verständigung mit Leuten, welche sich auf solchem Standpunkte befinden, verzichtet werden. Charakteristisch ist, daß man einen reformirten, vor kurzem gestorbenen Bürgermeister, der mit seinem früheren Studium der Theologie gebrochen hatte, als eine Autorität gegen ein lutherisches Schulgesangbuch anführt. Auch auf N. Stier beruft man sich, was Veränderungen in den Kirchenliedern betrifft, vergißt aber, daß derselbe schon 1838 den schlechten Gesangbüchern der Provinz Sachsen, die vielleicht noch besser sind, als die beiden Osnabrück'schen, eine so vernichtende Kritik hat angedeihen lassen, daß man sich derselben zu schämen angefangen hat und der Noth abzuhelfen sucht.

Aus der ganzen Haltung der Petitionen sieht man, daß es sich nicht bloß um die Gesangbuchssache handelt. Offen wird der Haß gegen die lutherische Kirche ausgesprochen, von deren symbolischen Büchern, die man so genannte Bekenntnißschriften nennt, man nichts wissen will, weshalb denn auch nicht mehr die Kirchenlehre das Princip der Kirche seyn soll. Die Kirche soll nicht einen festen Grund haben, sondern man begehrt, nach subjectivem Belieben darüber abzustimmen, was man gelten lassen will. Die Zerstörung der Kirche würde damit von selbst gegeben seyn. Das Consistorium wird dann ausgeschrieen als eine Behörde, welche nicht die Lutherische Kirche, sondern eine Partei in derselben, die Neulutheraner, repräsentire, wogegen diejenigen, welche sich vom Glauben der Lutherischen Kirche abgewandt haben, prätendiren, die rechten Lutheraner zu seyn, und beantragen, es möge gegen die Herrschaft einer scholastisch ausgeprägten Kirchenlehre (d. h. gegen unser gutes lutherisches Bekenntniß) Hülfe gewährt werden, die Besorgnisse einer Erdrückung der evangelischen Freiheit (d. h. des an sich selbst verzweifelnden Unglaubens) seyen weit verbreitet. — Mit der Petition gegen das Schulgesangbuch ist zugleich eine andere gegen den kleinen lutherischen Katechismus und um Beibehaltung des allgemein als mangelhaft erkannten Landeskatechismus verbunden. In welchem Verhältniß die Petenten zu unserer Lutherischen Kirche stehen, kann man schon hieraus hinreichend abnehmen.*)

Wenn schon die ganze Haltung der Petitionen zeigte, wie der Unglaube der bewegende Grund bei der Opposition wider das Schulgesangbuch ist, so ist dies doch noch mehr aus den Schandliedern hervorgegangen, welche man verbreitet hat. Auch zeigen dieselben auf das deutlichste, wie sich mit dem Unglauben der politische Radikalismus verbunden hat. So heißt es z. B. in einem derselben, nachdem gesagt ist, daß der Mensch für Freiheit und Gleichheit erschaffen sey: „doch es griff der Menschheit Zügel herrschend längst die Hierarchie, diese deckt mit ihrem Flügel vorsichtsvoll die Monarchie, und weil die Erfahrung spricht: „Staat und Kirche beißt sich nicht", seht, so hat man auf dem Rücken zwei Gewalten, die uns drücken" ꝛc. „Unbeschränkt wollt ihr befehlen, stets nach Willkür; ist das Recht? Ueber viele tausend Seelen habt ihr Herrschaft euch erfrecht" ꝛc. Ablaß, Bann, Inquisition und Fegefeuer werden zugleich in Bewegung gesetzt, um die Leute gegen die alten Lieder zu fanatisiren und daneben die Existenz des Teufels und der Hölle lächerlich gemacht. (Wäre es wirklich so beschaffen, daß ein Teufel existirt, hat er doch die meisten Pfaffen ohne Zweifel weggeführt ꝛc. — Glaubet ihr wohl selbst daran, daß der schwarze Mummelmann aus der Vorzeit grauen Jahren noch stets schleppet mit Barbaren ꝛc.) In einem anderen Liede werden die Mitglieder des Consistoriums Bösewichter und unverschämte Flegel und die Diener des göttlichen Wortes Trabanten der Hölle, Wölfe in Schafsgewand ꝛc. genannt. Von einem geistlichen Amte, dessen Träger dem Herrn verantwortlich sind und in seinem Namen handeln, hat man gar keinen Begriff; denn in roh demokratischer Weise nennt man die

---

*) In auffallender Weise hat sich bei der Agitation wider das Schulgesangbuch eine Hinneigung zur Reformirten Kirche kund gegeben. Indeß hat doch der Heidelberger Katechismus, den man sich mehrfach kommen ließ, in den rationalistisch verwilderten Gemeinden eben keinen Beifall gefunden. Mag man indeß auch gegenwärtig von einem beabsichtigten Uebertritt zur reformirten Confession nichts mehr vernehmen, so hat man doch einen lutherischen Prediger, welcher nur beiläufig erwähnt hatte, daß die reformirte Prädestinationslehre nicht schriftgemäß sey, bei dem Ministerium der geistlichen Angelegenheiten angeklagt, eine Controverspredigt gegen die Reformirten gehalten zu haben, gleichsam als sey es nicht erlaubt, das Trostreiche in der Lehre unserer Lutherischen Kirche von der Berufung im Gegensatz zur reformirten darzulegen.

Prediger Söldner der Gemeinde und erklärt es für niederträchtig, wenn dieselben für den dargereichten Lohn über sie herrschen, d. h. hier Gottes Ordnung in ihr aufrecht erhalten wollen. Den gläubigen Predigern wird zum Vorwurf gemacht, daß sie die Vernunft vom Throne stürzen, statt aufzuklären, es düster machen, so daß das Lebenslicht entflohen sey ꝛc, weshalb sich in zorngerechter Rache das Gefühl empöre, da des Volkes Wille und Gedanke durch Priesterrache gefesselt werde. — Es existirt sogar ein Schandlied, dessen Inhalt ein offener Aufruf zur Empörung ist. Der Feind schleife sein zweifach schneidend Schwert, lauere wie ein Wolf in Wald und Finsternissen, um das Volk zu morden; noch sey es Zeit, darum solle das Volk aufwachen, um des Teufels Band zu zerreißen ꝛc. — Derartige Schandlieder haben durch Abschriften eine weite Verbreitung gefunden und das Ihrige dazu beitragen, in manchen Gegenden die Masse wider das Schulgesangbuch zu fanatisiren; doch aber auch zugleich vollends den Geist enthüllt, aus welchem die Opposition wider dasselbe geboren ist.

Wenn politische Blätter radicaler Färbung mit der größten Ignoranz die Gesangbuchssache im Sinne der Opposition besprochen haben*), so kann man darüber bei ihrer auch in kirchlicher Beziehung bodenlosen Richtung noch eher hinweg sehen; wundern muß man sich indeß, wie dieselbe Ignoranz in einem Artikel (Nr. 16) des in Berlin erscheinenden von dem bekannten Unglaubensapostel Zittel in Heidelberg redigirten s. g. Erbauungsblattes für Evangelische Christen „der Sonntagabend" zur Schau getragen wird. Der Verfasser desselben, welcher wahrscheinlich in Osnabrück selbst zu suchen seyn möchte, scheint von den älteren deutschen Formen zu gut als gar nichts zu wissen, weshalb ihm deren Verständniß völlig fehlt. So tadelt er unter anderem hart, daß sich „für" auf „Lehr" reimen müsse, wogegen die ältere deutsche Poesie gar nicht den vollkommenen Reim gewollt hat, sondern nur den unvollkommenen, wo entweder nur die Vocale stimmen (z. B. mein und heim, groß und Noth, wodurch häufig die schönste Assonanz entsteht) oder nur die Consonanten (wie hier „für" und „Lehr", oder „Irr" und „sehr"). Solche unvollkommene Reime, die überhaupt alle Volkspoesie hat, können unmöglich stören, geben vielmehr dem Liede nur eine größere Leichtigkeit und Freiheit. Auch der Eisenacher Entwurf hat sie in richtigem Tacte nicht verbessert; es kommt z. B. in demselben im Liede „Von Gott will ich nicht lassen" vor: „mir" und „sehr", „Hulde" und „balde", „vertrauen" und „gereuen", „Herren" und „irren", „Ende" und „kenne", „Geist" und „Preis". Nur die Unwissenheit kann dies für Sprachunziemlichkeiten halten, und schwerlich möchte deshalb das schöne Lied das Gepräge der Geschmacklosigkeit und Rohheit tragen, dem das ganze Zeitalter der kirchlichen Poesie anheimgefallen gewesen seyn soll, wogegen man jetzt aus der seitdem eingetretenen höchsten Blüthenperiode der deutschen Dichtung die vollendetste dichterische Form will kennen gelernt und sich an sie gewöhnt haben. Es gab bekanntlich eine Zeit, wo man derartige Grundsätze auch auf Luthers Prosa anwenden und deshalb seine Bibelübersetzung verdrängen wollte, um die Apostel die Sprache der Aufklärung reden zu lassen.

Wir sehen aber auch in diesem Artikel bald, daß die Form nur ein Vorwand ist, welchen man mit einigen Scheingründen

*) Es darf jedoch hier nicht unerwähnt bleiben, daß unwiderlegt gebliebene Entgegnungen in den Hann. Nachrichten nicht gefehlt haben.

zunächst hervorhebt, um dann um so mehr gegen den Inhal kämpfen zu können. In einem Blatte von Zittel darf uns die kein Wunder nehmen; denn es ist bekannt, wie derselbe in de s. g. Nationalversammlung nicht einmal mit dem §. 11 der ultra demokratischen Grundrechte zufrieden war, sondern völlige Frei heit auch für atheistische Secten forderte und zugleich bei diese Gelegenheit den christlichen Staat für die größte Lüge der Welt geschichte erklärte, die aufgegeben werden müsse. Wie sollte al von einem solchen Unglaubensapostel wohl etwas Anderes er wartet werden können, als daß auch in seinem Blatte gege unverfälschtes Kirchenlied gekämpft würde, da ja durch dieses de Unglaube im höchsten Grade gefährdet wird! Wenn aber ei Blatt, wie der Sontagsabend, welches die Gottheit Christi leug net, die Existenz des Teufels für einen Wahn erklärt, die stell vertretende Genugthuung des Heilandes verwirft, die Inspiratio der heiligen Schrift auf ein unfaßbares Minimum herabdrück jede Rückkehr zum Reichthum des altchristlichen Cultus als rö misch brandmarkt, die Bekenntnißtreue als Pfaffenthum auspo saunt, ehebrecherischen Scheidungen mit großer Emphase da Wort redet, die Sorge für strengere Sonntagsfeier einen Ein griff in die christliche Freiheit schilt u. s. w. (vgl. Volksblatt St. u. L. S. 692), — sich der Osnabrück'schen Gesangbuchs agitation annimmt, so ist sie damit von selbst gerichtet.

Wenn übrigens in den Auslassungen dieses Artikels de Inhalt des Gesangbuchs angegriffen wird, so gilt dieser Angrif zugleich unserem lutherischen Bekenntniß, mit welchem derselbe über einstimmt. „Wer es glaubt, was in jenen Liedern steht, de mag sie singen, und es soll's ihm niemand verwehren; wer e aber nicht glaubt, der soll sie nicht singen, und niemand soll ih dazu zwingen", so läßt man sich aus und fügt hinzu: „der Ge meindegesang ist ganz etwas Anderes als die Predigt; man kan in der Kirche von dem Prediger wohl mancherlei anhören, woz man im Herzen Nein sagt; — — aber was man singt, selbe singt, nicht etwa nur, wie in der Katholischen Kirche, sich vor singen läßt, das muß aussprechen, was man selber denkt und empfindet und nicht anderes, es muß von eignem Herzen kommen, sonst ist es ein Aergerniß und keine Erbauung." — Wo denken, mit diesen Worten hat sich der Unglaube sein eigne Urtheil, ohne es freilich zu wollen, gesprochen. Oben ist gezeig worden, wie das Schulgesangbuch die vorzüglichsten Lieder enthält, welche die Gemeinde des Herrn seit ihrer Entwickelung i gläubigem Bekenntniß und in freudigem Dank, Lob und Prei angestimmt hat; wer zu den großen Thaten Gottes, von welche die aus dem Glauben geborenen unverfälschten Kirchenlied überall ein kräftiges Zeugniß ablegen, nicht Ja und Amen sage kann, der soll sie freilich nicht singen, er würde sie nur entwe hen; aber er gehört auch nicht in die Kirche, die des Herrn i weshalb er sich außerhalb derselben einen Platz suchen ma von der gläubigen Gemeinde aber kann nicht verlangt werde daß sie in der Kirche etwas anderes singe, als was der rei Ausdruck ihres Bekenntnisses ist und eben deshalb muß ihr de unverfälschte Lied wiedergegeben werden. Wahrlich, es wür von dem Kirchengesange bald nichts mehr bleiben, wenn e Jeder darin seinen subjectiven Glauben aussprechen wollte, d als solcher vielfältig verschieden seyn könnte, — und nun vo lends, wenn im Gegensatz der immer weiter erschallenden glä bigen Predigt der Kirchengesang der Ausdruck des Unglaube oder der Irrlehre seyn soll!

(Schluß folgt.)

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz. Druck von Trowitzsch und Sohn.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1857. Mittwoch den 15. Juli. № 56.

Die Gesangbuchssache im Königreich Hannover mit besonderer Beziehung auf das Fürstenthum Osnabrück.

(Schluß.)

Wenn es zum Schluß heißt, daß durch confessionelle Erregungen und künstliche Erregungen des Glaubenseifers das kirchliche Band in der Evangelischen Kirche sich löse, der gebildete Theil dem Unglauben und die große Masse des Volkes einer gänzlichen religiösen und sittlichen Verwahrlosung anheim falle, so daß das Volksleben mehr und mehr ein heidnisches Sündenleben werde: so muß dem geradezu widersprochen werden. Freilich sind die s. g. Gebildeten dem Unglauben und die Masse des Volks ist zum Theil der religiösen und sittlichen Verwahrlosung anheim gefallen; aber wo ist dies der Fall gewesen? Nicht da, wo man treu am Bekenntniß festgehalten hat, wo man auf dem Boden christlichen Glaubens steht; denn hier hat der Glaube auch überall auf das Leben eingewirkt, sondern da, wo man vom Bekenntniß nichts wissen wollte und alle Glaubensregungen als Pietismus verschrie. Im Fürstenthum Osnabrück kann es auf das genaueste aus den statistischen Tabellen nachgewiesen werden, daß die rationalistischen Gemeinden gerade diejenigen sind, welche als der größten sittlichen Verwahrlosung anheimgefallen angesehen werden müssen.

Blicken wir auf die Bewegung im Ganzen zurück, so wird es Niemanden zweifelhaft seyn können, daß derselben im innersten Grunde nichts Anderes, als der vollständigste Radicalismus zu Grunde liegt, der, augenblicklich auf politischem Gebiete unterdrückt, sich auf das kirchliche geworfen hat, um so die Masse in Bewegung zu erhalten. Es ist nur zu bedauern, daß so Viele, welche keineswegs diese Richtung theilen, in die Netze dieser radicalen Agitatoren gezogen sind. Hoffentlich wird die Zeit kommen, wo ihnen über ihre Verblendung die Augen geöffnet werden.

Durch die Entscheidung Seiner Majestät ist gegenwärtig die Gesangbuchssache zum vorläufigen Abschluß gekommen. In dem Königlichen Bescheide, welcher den Beschwerdeführern wider das Consistorium durch das Königl. Ministerium der geistlichen und Unterrichts-Angelegenheiten ertheilt ist, wird gesagt: 1. Anlangend das von dem Königlichen Evangelischen Consistorium zu Osnabrück herausgegebene Schulgesangbuch, haben Seine Königl. Majestät nach reiflicher Erwägung und nach genommener Kenntniß von den Ergebnissen einer neuerdings durch Sachverständige geschehenen Prüfung die Ueberzeugung gewinnen müssen, daß für den Gebrauch in Volksschulen das gedachte Buch der Hauptsache nach allerdings sehr wohl geeignet und insbesondere weit geeigneter ist, als das dortige Kirchengesangbuch. Allerhöchstdieselben lassen es daher bei der von der zuständigen Behörde angeordneten Einführung des Buchs in den Volksschulen verbleiben. Dagegen haben Seine Königl. Majestät die gleichfalls getroffene Anordnung, daß bei Leichenvorsingungen durch die Schulkinder das Schulgesangbuch zu gebrauchen sey, den Verhältnissen nicht entsprechend befunden, vielmehr zu entscheiden geruht, daß bei dieser kirchlichen Handlung, wenn auch bei etwaigem übereinstimmenden Wunsche der Betheiligten der Gebrauch des Schulgesangbuchs nicht unzulässig seyn soll, nach wie vor die Benutzung des Kirchengesangbuchs einzutreten hat.

Indem übrigens schon jetzt eine zweite Auflage des Schulgesangbuchs erforderlich wird, so hat das K. Consistorium bei dieser Gelegenheit dasselbe sowohl hinsichtlich der Auswahl der Lieder, als auch hinsichtlich der Redaction des Textes einer Revision unterzogen und deren Resultat bereits zur weiteren Prüfung vorgelegt. Da hiernach das Buch in der bevorstehenden zweiten Auflage voraussichtlich nicht ohne Aenderungen erscheinen wird, so entspricht es unter diesen Umständen der Allerhöchsten Willensmeinung Sr. Majestät, daß die Anschaffung des Buches für die Schulkinder, so weit solche noch nicht erfolgt ist, bis zum Erscheinen der zweiten Auflage soll unterlassen werden dürfen. Bis dahin ist der Schulgebrauch des Buchs, so weit es noch nicht in den Händen der Schulkinder befindlich ist, durch Dictiren von Versen aus demselben und ähnliche Auskunft zu vermitteln, und des Königs Majestät hegen die ernstliche und landesväterliche Erwartung, daß die den desfallsigen Anweisungen der Lehrer von den Schulkindern zu leistende Folge von keiner Seite werde gestört werden.

2. Was die in der Vorstellung ferner berührte Katechismus-Angelegenheit betrifft, so haben des Königs Majestät davon Kenntniß zu nehmen geruht, daß in Folge einer von dem K. Ev. Consistorium zu Osnabrück im Jahre 1854 getroffenen, die vorwiegende Benutzung des kleinen Katechismus Luthers in den Volksschulen bezielenden Anordnung der Gebrauch des Hann. Landeskatechismus im Fürstenthum Osnabrück nach und nach

sich vermindert hat. Wenn indeß bei Beurtheilung dieser Anordnung des Königl. Consistoriums in Betracht zu ziehen ist, daß der Hannoverische Landeskatechismus im Fürstenthum Osnabrück seiner Zeit nicht durch landesherrliche Vorschrift, sondern nur durch eine Consistorialverfügung interimistisch und neben dem lutherischen Katechismus eingeführt worden, so haben Seine Königliche Majestät zu der von den Beschwerdeführern beantragten Einschreitung gegenwärtig um so weniger Sich bewogen finden können, als Allerhöchstdieselben bei der fühlbar gewordenen Mangelhaftigkeit des Hannoverischen Landeskatechismus bereits Berathungen anzuordnen geruhet haben, welche dessen anderweite Ersetzung für die ganze Lutherische Landeskirche zum Gegenstande haben.

Die ferneren Anordnungen des Königl. Consistoriums zu Osnabrück entsprechen dieser Entscheidung und lassen sich näher darüber aus, in welcher Weise dieselbe in Ausführung zu bringen ist. Da man nicht anders konnte, hat man sich freilich äußerlich gefügt; indeß dauert die Erbitterung noch immer fort, wie man nur zu häufig erfahren muß. Auch sind die Schulvorstände wieder mit Petitionen bei dem Königl. Ministerium der geistlichen und Unterrichts-Angelegenheiten eingekommen. Das vom Königl. Consistorium zu Osnabrück revidirte Schulgesangbuch ist bereits einer Commission, zu welcher dem Vernehmen nach der Generalsuperintendent und Consistorialrath Niemann und der Consistorialassessor Uhlhorn in Hannover, beide geborne Osnabrücker, gehören, zur weiteren Prüfung vorgelegt, so daß der Druck der neuen Auflage bald wird beginnen können. Nach deren Erscheinen wird dann die vollständige Einführung des Schulgesangbuchs mit allen zu Gebote stehenden Mitteln durchgesetzt werden.

Möge der Herr weiter helfen und in seinen Weinberg, der nur zu sehr verwüstet worden ist, treue Arbeiter senden!

Die Lehre vom heiligen Amte.

Karl Lechler, Dr. **der Ph., Diakonus in Wienenden ꝛc., die neutestamentliche Lehre vom heiligen Amte in ihren Grundzügen ꝛc. Stuttgart 1857.**

Es ist vor Kurzem von der theologischen Doktrin mit großer Prätension die Behauptung ausgegangen, wissenschaftliche Aufstellungen in dem Artikel von der Kirche, mithin auch von dem kirchlichen Amte, wohin man im Augenblick so eifrig dränge, müßten so lange als unzeitig und vorschnell erscheinen, als sie nicht anders fundamentirt, als nicht zuvor ein anderer, besserer Gottesbegriff in dem Bewußtseyn der darüber unsicher gewordenen Gemeinde hergestellt sey; man müsse warten. Aber — man scheint die Mahnung überhört zu haben; die Debatte geht fort; das Bedürfniß, der Drang will sich nicht geschweigen lassen. Und dürften wir nicht denken, mit Recht? Ist es jemals der, ihre Lehre fortschreitend bestimmenden Kirche Art gewesen, sich bedingen oder binden zu lassen durch verdunkelten und unsicher gewordenen Glaubensstand? Hat sie gewartet oder zu warten auch auf anderen, auf allen Punkten, bis ein solches abnormes Stadium vorübergegangen ist? Und ist es wirklich nur dies, ein unsicher gewordener Gottesbegriff, was das diese Zeit beherrschende religiöse, vielmehr irreligiöse Bewußtseyn charakterisirt? Gilt es für sie nicht mehr, „wer den Sohn nicht hat, hat auch den Vater nicht?“ Steht dem Glauben an Christum heute der Weg, der Zugang zu Gott minder offen? Und hindert irgend was, oder hindert wirklich irgend welcher Begriff oder Nichtbegriff das Gelangen zum Glauben? „Woher kommt die Bekehrung zu Gott und der Glaube an Jesum?“ Etwa von dem wissenschaftlichen Vermittelungsgeschäft der modernen Doktrin?

Und noch eine andere Erwägung drängt sich uns auf; das obengenannte Buch weist darauf hin. Soll die Kirche wirklich warten, sich über sich selbst und die ihr wesentlichen Funktionen ins Klare zu setzen aus der Schrift, die Lehre der Schrift über diesen Punkt zu heben, bis die theologische Doktrin das ihr fehlende Punktum über einen anderen Artikel gesetzt hat? Ist sie nicht als evangelische immerfort auf die Schrift und auf die ganze Schrift in allen Artikeln gewiesen? Und soll etwa nur darum irgend ein Lehrganzes aus der Schrift nicht wissenschaftlich erhoben werden können, weil sich das Bewußtseyn der Zeit in weitem Umfang wider einen oder alle Fundamental-Artikel gegnerisch und abfällig gesetzt hat? Oder weil auch die befreundetere und auf anderem Wege befindliche Doktrin noch selbst nicht aus dem Widerspruch der Zeit zur Festigkeit und Reinheit der Konstruktion gekommen ist? Will das Bestreben, aus der Schrift Licht zu gewinnen über einen so wichtigen, unabweisbaren Artikel, wie der von Kirche und Amt, nicht grade damit auch auf das Ziel hin, der Gemeinde wieder zum vollen Besitz und Heilsgenuß der ihr entkommenen oder unsicher gewordenen Gnadenschätze zu verhelfen? Hat der Verfasser Unrecht gehabt, die neutestamentliche Lehre vom Amte zu behandeln, weil die Lehre von Gott noch im theologischen und philosophischen Streit liegt?

Wir sagen das nicht, wir danken es ihm; wir freuen uns, hier einem Ansatz zu begegnen, eine für uns so wichtige Lehre auf dem Boden der neutestamentlichen Schrift und Geschichte zu gewinnen. Der Verf. hat einen guten gedeihlichen Weg beschritten; seine Arbeit wird anregend und orientirend wirken. Folgen wir ihm hier an einige Punkte.

Die Lehre vom heiligen Amte war nicht zu behandeln, ohne die Lehre von der Kirche vorauszuschicken. Der Verf. bildet diese vorzugsweise aus den Gleichnißreden des Herrn. Sie sind aus sämmtlichen Stufen des Weltlebens gewählt; und diese Allseitigkeit derselben weist auf eine Allseitigkeit der Kirche hin, ihrem Stufengang entspricht ein Stufengang innerhalb des Reiches Gottes. Lebendig und belehrend ist, wie das der Verf. im Einzelnen verfolgt. Heben wir nur Eines aus.

„Das Bild vom menschlichen Leibe, heißt es S. 36, ist der Angelpunkt sämmtlicher Gleichnißreden — —, die Schrift

dient sich seiner da, wo die Kirche als ein organisches Ganzes rgestellt werden soll. — (S. 41.) Gehen wir nun von dem ild auf das Gegenbild über, so ergeben sich folgende, das Wesen der Kirche betreffende Lehren als die Anschauung des . T. Fürs Erste: die Kirche ist ein Individuum, oder as man sonst so zu nennen pflegt, eine moralische Person, h. eine Einheit von Menschen, welche durch die Gemeinsam- it ihrer Lebensbeziehungen, der geistigen, wie der leiblichen, nter einander verbunden sind. Nicht Geist oder Seele allein, ndern Leib, Seele und Geist macht das Wesen der irche aus. Daß sie nicht ein bloß geistiges Wesen ist, könnte cht deutlicher gesagt werden, als damit, daß die Kirche ein ib genannt wird. Ist sie ein Leib, ein menschlicher, lebendi- r Leib, so ist sie ein Mensch (Eph. 2, 15). Ob Jemand n Mensch ist, sieht man an seinem Leibe, nicht zunächst an inem Geiste. Das Daseyn einer menschlichen Seele, eines enschlichen Geistes versteht sich von selbst, sobald ein mensch- her Leib vorhanden ist. Und die Kirche gleicht nicht bloß inem Leibe, sondern sie ist ein Leib, nämlich der Leib Christi Eph. 4, 13); sie ist, als Leib Christi, ein Mann. Ist sie nun n Leib, so ist sie doch gewiß leiblich von Haus aus; Nichts ihr wesentlicher, als daß sie leiblich sey. Dieser Schluß, sollte an meinen, wäre so nothwendig, als irgend einer. Oder um n Gedanken der Schrift von einer anderen Seite her aufzu- ssen. Allerdings sind die Gläubigen der „Tempel Christi, sein aus u. s. w.“; aber nicht die Gläubigen als Geister, sondern r Geist und Leib, sie als geistleibliche Wesen mit allen Be- ngungen, Verbindungen, Umständen unseres leiblichen Lebens; so mit allem dem, was man so oft schlechtweg unter dem amen der äußerlichen Dinge beseitigt. Wird ja doch grade der ib als die Wohnung des heil. Geistes, die Glieder als die lieder Christi bezeichnet, und deswegen vorzugsweise vor der urerei gewarnt, 1 Kor. 6, 12—20. Das heißt nun aber mit deren Worten gar nichts Anderes, als: „die Kirche ist ein aturwesen, so gewiß und nothwendig, als sie ein geistiges, ttliches Wesen ist“, u. s. w. Diese ganze Erörterung sodann schließend, bemerkt der Verf. S. 54: „Das Wesen der Kirche rd durch zwei Elemente gebildet — — —; diese sind: das persönliche, beziehungsweise das Leibliche, und das Persön- he, beziehungsweise das Geistige. — — Durch jenes wird r Charakter als Anstalt kundgethan. — — Dieses, nämlich laube, Liebe, Erkenntniß, Geistesgaben ꝛc., ist dasjenige, wo- rch jene Einrichtungen, jene unpersönlichen Bestandtheile leben- g gemacht oder wenigstens in ihrer Lebendigkeit offenbar und rksam werden.“

In dieser ausgeprägt realistischen Anschauung geht nun der rf. zu seinem eigentlichen Gegenstand, der Lehre vom Amte, er, bei der wir länger verweilen. Das Amt ist der Kirche einem organischen Weltganzen wesentlich. „So gewiß der mpel nicht ohne Baumeister entsteht, und nach einer anderen eite betrachtet, nicht ohne Säulen und andere Bauglieder be- ht, so gewiß zur Bereitung des Teiges die Hand des Weibes erfordert wird, so gewiß das Fruchtfeld einen Säemann, das Senfkorn den Gärtner, der Weinberg den Winzer voraussetzt, so gewiß zum Auswerfen des Netzes ein Fischer, zum Weiden der Heerde ein Hirte nöthig ist, so gewiß ein menschlicher Leib nicht das Blut allein, sondern auch die wirksamen Organe in sich schließen muß, so gewiß in der Fortpflanzung der Familie die jüngeren Hausväter um den Stammvater sich sammeln, und im Hauswesen die Haushalter den anderen Knechten voran- gehen, im Volksleben die Fürsten der Menge gegenübertreten, im Königreiche endlich die Hauptleute im Namen des Königs ihre Bezirke regieren: so gewiß ist auch das Reich Gottes und ist die Kirche in ihrem besonderen Theile von Anfang an we- sentlich dazu eingerichtet, nach allen ihren Bedürfnissen von ein- zelnen Organen besorgt zu werden.“ Diese werden in der Schrift ebenfalls in Gleichnissen beschrieben, zu deren Betrach- tung und Ausdeutung der Verf. zuerst fortschreitet. Er unter- scheidet a) die Vorbilder des Amtes in der unorganischen Welt; b) im Gebiete des Pflanzen- und Thierlebens; c) im mensch- lichen Leben — des Leibes, der Familie, des Volkes. Heben wir auch hier wieder eine Stelle aus.

„Noch stärker, heißt es S. 61, ist dieser Gedanke ausge- prägt in den beiden Gleichnissen aus der Thierwelt (warum nicht: aus dem Menschenleben? Ref.). Die Arbeit des Fischers ist wenigstens dem Anscheine nach eine weit geringere, als die des Säemanns oder Gärtners, das Gelingen derselben noch weit weniger in seine Hand gegeben, seine Berechnungen in noch weit höherem Grade entzogen. Darum ist denn dies Gleich- niß das Hauptbild von der Missionsthätigkeit. Um so stärker ist aber dann der Gegensatz zu der Aufgabe des Hirten; denn hier besteht der heilige Dienst in der fortwährend erneuerten Zusammenfassung des Ganzen; er begreift in sich eine stetige Sorge um die einzelnen Glieder, wie um das Ganze selbst; er schließt in sich einerseits ein entschiedenes Uebergewicht des Lei- tenden über die Geleiteten, eine Vollmacht, zu sorgen und zu arbeiten in jeder Richtung, welche durch das Wohl des Einzel- nen oder des Ganzen angedeutet wird. Aber sie fordert auch eine, nöthigenfalls bis zum Aeußersten gehende persönliche Hin- gabe. Grade um der letzten Gesichtspunkte willen ist nun das Bild von dem Hirten und der Heerde ein Hauptgleichniß der Schrift für die Leitung der Kirche im Großen, und es thut wohl Noth, die Bedeutung desselben für die Lehre vom heiligen Amte wie gegen jede Uebertreibung, so auch gegen jede Ab- schwächung sorgfältig zu verwahren. Der Begriff des Hirten- amtes schließt nicht Alles ein, was über die Machtvollkommen- heit des geistlichen Amtes gesagt werden könnte. Die Erhaben- heit des letzteren über die Gemeinde ist in dem Gleichnisse von den Sternen, die Abhängigkeit der Gemeinde von ihm in dem Gleichnisse vom Baumeister, Ackermann, Gärtner u. s. w., die Gebundenheit der einzelnen Glieder an die Diener Christi und an den Organismus des Dienstes in dem Gleichnisse vom Leibe bei Weitem stärker ausgedrückt, als dies in dem vorliegenden Gleichnisse geschehen konnte.“ Aber unrecht ist es, zu meinen,

„es sey in der h. Schrift niemals zu einem anderen Zwecke gebraucht, als um den Dienern der Gemeinde ihre Pflichten vorzuhalten, nicht aber, um ihnen damit eine Vollmacht zu übertragen. — — — Es ist eine Erfindung der modernen Zeit und vorzugsweise des modernen Staatskirchenthums, dem geistlichen Amte die wichtigsten Rechte und Vollmachten abzusprechen, und dafür die Last der Pflichten um so größer zu machen. Es mag das zum Theil in der guten Meinung geschehen, den ächt evangelischen Geist des heiligen Amtes um so sicherer zu stellen. Aber das N. T. weiß nichts von solchen Befangenheiten; der h. Geist ist groß im Anvertrauen, wie im Fordern, und Seine Worte müssen unbedingt und nach allen Seiten hin anwendbar seyn, sonst hat jede Sicherheit in der Benutzung des Schriftwortes aufgehört. Nicht darin, daß man den Hirtenamtsbegriff abschwächt, sondern darin, daß man ihn an seinen rechten Ort stellt, liegt die wahre Schranke gegen jede Uebertreibung. Bleiben wir aber innerhalb der Schranken der heil. Schrift, so darf uns auch um der Folgen willen Niemand weiter Mühe machen."

Und in diesen Schranken versucht nun auch unser Buch die besonders viel verhandelte und umstrittene Frage zu beantworten: „ob sich eine göttliche Einsetzung des heiligen Amtes aus den Worten Christi und der Apostel nachweisen lasse?" Zuvor wird zu nöthiger Verständigung darauf hingewiesen, wie es das Wesen des Amtes sey, daß es eine Theilung und Unterscheidung der Arbeit in sich schließe und von bestimmten einzelnen Personen versehen werde; daß man also nicht eigentlich von einem Amte reden könne, das ein Verein, eine Gemeinschaft habe; sondern daß man in dieser Hinsicht die Frage etwa nur so stellen könne: „ob die Gewalt, welche das Amt oder der einzelne Beamte ausübe, ursprünglich ihm als solchem zukomme; oder ob es vielmehr ein ursprüngliches Recht der Gesammtheit und ihm nur zum Zwecke des Dienstes in Sachen der Gemeinschaft übertragen sey?" Sodann wird die Antwort nach kirchlichen Zeugnissen aufgeführt, und dargethan, daß auch in der Evangelischen Kirche eine unmittelbare göttliche Stiftung des Predigtamtes anerkannt sey, und daß sich auch alte Kirchenordnungen ganz unbefangen so ausdrücken. Was dagegen in der neueren Zeit namentlich Höfling in seinem bekannten Schriftchen wider die unmittelbar göttliche Stiftung des Amtes vorbringe, daß es nur eine nothwendige Folge der von Christo gestifteten Predigt und Sakramentsverwaltung sey, das lasse sich aus der Schrift nicht rechtfertigen. Treten wir dieser Partie etwas näher, da gegen die Höfling'sche Lehre in diesen Blättern nur vorübergehend Protest eingelegt worden ist.

Höfling argumentirt in einem bestimmten, in seiner Bedeutung wohl anzuerkennenden Interesse. Wort und Sakrament sollen in ihrer Alles beherrschenden Heilsdignität nicht irgendwie herab-, und Anderes ihnen gleichgesetzt, sondern erhalten werden. Das ist echt protestantisch, und dafür liegt mancherlei Grund vor. Das substantielle Wort und Sakrament sind allerdings, wie nichts Anderes, Grund und Gnadenmittel im Reiche Gottes; und unmittelbar und rein, wie sie aus Christi Hand hervorgegangen, bedürfen sie nur in dieser Einheit erhalten zu werden, um die ihnen eingestiftete Wirkung zu thun. Von Anderen scheinen sie also nicht abhängig, Anderes ihnen nicht ebenbürtig gesetzt werden zu dürfen. Insbesondere sofern es ihre Handhabung betrifft, und wieder, sofern diese Handhabung, als von sündigen Menschen geübt, leicht die Gefahr eines trübenden Einflusses mit sich führt. Das Amt, als von Menschen getragen, darf nicht ebenso als zur Heilsbeschaffung mitwirksam gesetzt werden, wie Wort und Sakrament. Das scheint aber, wenn das Amt auf die gleiche unmittelbare göttliche Stiftung zurückgeführt wird, wie jene. Das Amt, als für Wort und Sakrament und für das durch beide zu beschaffende Heil da, kann auch in seinem Ursprung, in seinem Heraustreten nur so nur als durch Wort und Sakrament und deren Handhabung gefordert, nur als folgerichtig gefordertes betrachtet und so beschrieben werden.

Aber hier hat sich nun schon gleich eine logische Usurpation eingeschlichen. Was im logischen Prozeß da ist, das ist darum noch nicht wesentlich blos so da. Oder anders gesprochen, weil das Amt von Wort und Sakrament gefordert erscheint, darum geht sein ganzes ursprüngliches Daseyn noch nicht in dieser Bestimmtheit auf. Es hat sie nur an sich, nachdem und weil es da; aber es ist nicht durch sie da; jene Bestimmtheit hat keine erzeugende Kraft an und für sich. Das Amt ist keine bloße Evolution von Wort und Sakrament, noch weniger der durch Wort und Sakrament gewordenen Gemeinde. Es mußte gestiftet werden, und konnte nicht erst von der Gemeinde gestiftet, auch nicht einmal der auf Wort und Sakrament gestifteten Gemeinde übertragen werden. Von dieser Uebertragung, und damit beginnt unser Verf. seine Widerlegung der Höfling'schen Theorie — findet sich in der neutestamentlichen Geschichte keine Spur. Es läßt sich nicht sagen, wer und wo die Gemeinde gewesen, auf welche der Apostolat übergegangen seyn, wann sie begonnen, bei welchen Gelegenheiten, durch welche Mittel sie jene Vollmacht übernommen haben soll. Aber ebensowenig läßt sich eine solche Uebertragung aus Stellen der Schrift erweisen. Sie liegt weder in Mt. 18, 18, wo an die ecclesia repraesentativa zu denken ist; noch in Joh. 17, 20, wo nur der späteren Amtsträger nicht besonders gedacht wird, weil auch der Einschluß in die Bewahrung eine Allen gemeinsamer ist; noch in Ap. 8, da außerordentliche Umstände auch außerordentliche Rechte und Verpflichtungen begründen; noch in 2. Kor. 5, 18, ohnehin ein Wort streitiger Auslegung; noch in 1. Kor. 16, 15, da die Stelle nicht deutlich genug ist, und das „sich selbst verordnen" die Genehmigung oder Bestellung durch die Apostel nicht ausschließt; noch in 1. Thess. 5, 11 und Kol. 3, 16, da hier wohl von einer allgemeinen Christenpflicht, aber damit noch nicht von einer Uebertragung eines, zuvor besonderen Amtes die Rede ist; u. s. w.

(Schluß folgt.)

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz. Druck von Trowitzsch und Sohn.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1857. Sonnabend den 18. Juli. № 57.

Die Lehre vom heiligen Amte.

(Schluß.)

Es ist überhaupt der Begriff der Gemeinde, von dem man dabei ausgeht, kein vollziehbarer. Jene Kirche, der, wie sich H. ausdrückt, die Möglichkeit und das Recht sich zu verfassen, göttlich angestiftet war, während sie in Wirklichkeit keine von oben herab gegebene Verfassungsform besaß, ist ein bloßes Gedankending, ein Widerspruch in sich selbst. Wenn die Kirche sich verfassen sollte, so mußte sie bereits verfaßt seyn. Oder, wie wir noch hinzusetzen möchten, die Gemeinde mit der Möglichkeit und dem Rechte sich zu verfassen, schließt ja gar nicht aus, daß sie göttlich verfaßt worden ist. Wieder kann hier der logisch nothwendige Zusammenschluß der Gemeinde und ihrer Verfaßtheit diese letztere nicht zu einem bloßen Accidenz, oder gar zu einem der Gemeinde schon immer anhaftenden Rechte — und wesentlich nichts Anderem — machen. Das Logische ist nicht schon das Thatsächliche in dem Sinn, daß dieses nicht eine That, oder Nichts wesentlich wäre, als das Logische zu seyn. — Und wenn darum in diesem Sinne weiter hat gesagt werden müssen, damit der Theorie ein Genüge geschehe, daß das Apostelamt von allen anderen Kirchenämtern unbedingt abzusondern und als eine ganz außerordentliche Erscheinung mit dem Herrn selbst zusammenzunehmen sey, daß es darum auch gar keine Fortsetzung in den anderen und späteren Kirchenämtern erfahren, daß diese anders denn so abzuleiten seyen: so beseitigt der Verf. das Bedenken, daß der Herr Seinen Aposteln niemals ausdrücklich befohlen, Andere zu senden, wie Er sie gesendet, mit der Bemerkung, daß sich eine Bestellung Anderer an ihrer Statt von selbst verstand, und daß, da die im N. T. den Aposteln zugeschriebenen Rechte und Pflichten noch immer die gleichen für den geringsten unter den Knechten Gottes seyen, auch die Beauftragung keine andersartige, oder anderswoher kommmende seyn könne; und so beist er weiter auf das Diakonenamt (Apg. 6) als auf einen selbstständig gewordenen Theil, einen Ableger des Apostolates, sowie auf die Anordnung des Aeltestenamtes (Apg. 14, 23) durch die Apostel, als auf eine Thatsache hin, die beweise, daß die Apostel auch dies Amt als eine Fortsetzung des eigenen betrachtet. Im anderen Falle hätte wohl der Gemeinde ein ganz anderer Antheil an der Bestellung der Aeltesten eingeräumt werden mögen, als dieser aus der Schrift (vergl. Tit. 1, 5; 2. Tim. 2, 2) sich nachweisen läßt. Dagegen lassen sich, so eigenartig auch die Stellung der Apostel in Einer Beziehung immer bleibt, für einen stetigen Zusammenhang des Apostolats mit allen folgenden Kirchenämtern Schriftgründe genug vorbringen. Der Verf. verweist auf 1. Kor. 12, 26; Eph. 4, 11; Apg. 15, 32; 21, 10; Eph. 2, 20 vgl. mit 3, 5; Off. Joh. 10, 7; 12, 18; 22, 9 (Apostel und Propheten); weiter auf die Zuordnung des Paulus zu den Aposteln, auf Barnabas, Jakobus, die theils den Namen, theils die Stellung von Aposteln behaupten, so daß also eine so bestimmte Umgränzung oder gar Absperrung des Apostolates gar nicht im Sinne des N. T. liegt (vgl. auch Röm. 16, 7). Was von den Aposteln und der göttlichen Stiftung ihres Amtes gilt, das gilt auch von den folgenden, ihren Dienst fortsetzenden Kirchenämtern, soweit sie diesen Dienst fortsetzen. Das heilige Amt ist göttlich gestiftet.

Aber dies rechtfertigt der Verf. nun auch noch in besonderer Betrachtung; und zwar a) aus dem Begriff des neutestamentlichen Gesetzes in seinem Gegensatz zum alttestamentlichen. Die besondere göttliche Stiftung des Amtes ist darum noch keine ceremonialgesetzliche. Ein Gebot, das zu allen Zeiten und unter allen Umständen, wie es mit dem Amte der Fall, anwendbar ist, kann ebendeshalb kein Ceremonialgesetz seyn, es beruht ja auf einer allgemeinen und inneren Nothwendigkeit des geistlichen Gemeindelebens. Auch kommt man mit dem Ausdruck „Gebot" noch nicht gerade in das A. T. zurück; die neutestamentlichen Gebote sind anderer Art als die alttestamentlichen; wenn in beiden Testamenten dasselbe geschieht, ist es doch nicht dasselbe; b) Aber eben darum kann nun dennoch die Begründung des neutestamentlichen Amtes auch im A. T. gesucht werden. Die Ordnung des Heiligthums ist im neuen Bunde nicht aufgelöst, sondern erfüllt. Die Aufhebung desselben in seiner alten Form ist zugleich seine Wiedereinsetzung in einer neuen Form. Das erfordert schon das Gesetz der Stetigkeit. Und wenn der alte Bund mit dem „Schatten" verglichen wird, dessen Bild oder Körper in Christo ist (Hebr. 8, 5; 10, 1; Kol, 2, 17): so ist damit gewiß soviel gesagt, daß die Gestalt, insbesondere auch die Gliederung der neutestamentlichen Gemeinde in allen Hauptzügen mit der der alttestamentlichen zusammentreffen, oder daß der Körper in Fülle und Bestimmtheit haben muß, was der Schatten nur abbildlich darstellt. — c) Aber die Offenbarungsweise des A. T. ist darum nicht

gerade der letzte Grund dieser Einrichtung. Vielmehr indem alle Offenbarung Gottes an die Menschheit auf den natürlichen Grundlagen des von Gott ursprünglich geschaffenen Lebens ruht, so wird sich das Hauptgesetz der göttlichen Welt- (und Wahl-) Ordnung, daß Er weder im Himmel noch auf Erden seinen Willen unmittelbar und so zu sagen in eigener Person vollzieht, sondern sich seiner Werkzeuge und Mittelspersonen bedient, auch in der Kirche wiederholen und dargestellt finden. Gott wird und muß seine besonderen Stellvertreter in der Kirche haben, die als besonders Beauftragte in Seinem Namen und Dienst handeln. Und wie darum das Priesterthum des A. T. anfangend vom allgemeinen Priesterthum des ganzen Volkes sich durch die Stufen der Leviten und Priester zum Hohenpriesterthum erhebt: so stellt auch das neutestamentliche Amt der Versöhnung ein solches gegliedertes Gebäude dar, dessen unterstes Geschoß von dem gesammten christlichen Volke im engeren Sinne gebildet wird, über welchem dann die Stufen des niederen Dienstes an den Heiligen, der Diakonie, des eigentlichen heil. Amtes oder des Presbyterates, und der einheitlichen Zusammenfassung dieses Amtes in einem Oberhirtenamte erschienen. Das heilige Amt ist eine göttliche Stiftung und mit dem Stande der Obrigkeit, wie mit dem der Ehe und des häuslichen Lebens ganz ebenbürtigen Ursprungs. Das ist der Schluß des Verf., und auf Grund dieses Schlusses nimmt er nun auch keinen Anstand, das Amt unter die Gnadenmittel im weiteren Sinne zu rechnen, sofern dazu Alles gehört, wodurch Gott Gnade anbietet und austheilt; und zum Andern von einem besonderen „heiligen Stand" zu reden. Und auch hierin wird man ihm Recht lassen müssen. Denn versteht man unter einem Stande allgemein ein solches Lebensverhältniß, welches nicht bloß eine Seite, sondern das ganze Leben des Menschen umfaßt, und liegt dabei das Hauptgewicht gerade in dem Punkte, der meist übersehen wird, in der Gestalt nämlich, welche unter dem Einfluß der geistigen Lebensbeziehungen das leibliche Leben annimmt (der Beruf wird Nahrungsquelle): so ist auch damit, daß das Evangelium Nahrungsquelle geworden, daß es dem Menschen Speise, Trank, Kleidung, Obdach, Besitz, Ehre und Recht schaffen muß, ein heiliger Stand geschaffen. Die Kirche besitzt nun eine Gesammtheit von Kirchengliedern, welche zum besonderen Dienst am Heiligthum ausgesondert und geheiligt, gleich dem alttestamentlichen Priesterstand, nicht vom eigenen Erwerb oder Vermögen, sondern von ihrem heiligen Dienst leben. Sie unterscheiden sich von den andern Kirchengliedern als die Geistlichen oder Priester, oder der Klerus von den Weltlichen, dem Volk, den Laien. Nicht als ob ihnen an und für sich in Folge ihrer Aussonderung zum heiligen Dienst eine vorzügliche persönliche Heiligkeit oder ein höherer Grad von Angenehmseyn bei Gott zukäme. Sondern nur in der Weise, wie sich der Ruhetag vom Werktag unterscheidet und der Tag des Herrn heißt, da doch alle anderen Tage ebensowohl des Herrn sind und auch der Sonntag in seiner Art ein Werktag ist. Er heißt der geistliche Stand, weil seine geistig-leibliche Lebensaufgabe ist, im Gebiete des geistlichen Lebens zu dienen und so das Geistliche dem Weltlichen gegenüber auch äußerlich sichtbar zu vertreten.

Soweit haben wir unserem Verf. genauer folgen wollen. Was er noch weiter über den Gegensatz des heiligen Amtes, was er im II. Theil über die Stufen und Arten desselben (insbesondere über den Primat Petri), im III. Theil über die Lebensoffenbarung des heiligen Amtes (insbesondere über das Amtsleben im engeren Sinne) sagt, immer aus der Schrift schöpfend, das müssen wir denen, die wir für das Buch interessirt haben, selbst zu verfolgen überlassen. Wir wiederholen nochmals, wenn sich auch hier und da mit dem Verf. rechten läßt — und wir möchten das besonders in Einem Punkte thun — seine Arbeit wird nicht ohne Frucht und Segen bleiben.

Die Juden und die christliche Kirche.

Dritter Artikel.

Wir haben in dem zweiten Artikel das Resultat gewonnen, daß die Kirche auf dem Felsengrunde des Wortes Gottes steht, wenn sie die zukünftige Bekehrung der Juden hofft und von ihr eine tiefgehende Einwirkung auf das Ganze ihres Lebens erwartet. Wir wollen jetzt versuchen, nachzuweisen, daß was über diese Hoffnungen hinausgeht, welche die christliche Kirche mit wenigen Ausnahmen zu allen Zeiten gehegt hat, bei denen sie aber auch ihrer Hauptströmung nach zu allen Zeiten stehen geblieben ist, auf eigne Hand angenommen wird und auf Grund unrichtiger Deutung des Wortes Gottes. Ist unsere Thätigkeit hier eine vorwiegend negative, zerstörende, so ist sie doch, wenn sie anders das Rechte trifft, nicht minder wichtig als die positive, aufbauende. Es heißt in 5. Mos. 4, 2: „Ihr sollt nichts dazu thun, das ich euch gebiete, und sollt auch nicht davon thun, auf daß ihr bewahren möget die Gebote des Herrn unsers Gottes, die ich euch gebiete." Und was hier zunächst in Bezug auf die Gebote Gottes ausgesagt ist, das wird auf die Weissagung ausdrücklich angewandt in Offenb. 22, 18. Die Glieder der Kirche werden dadurch auf das Nachdrücklichste verwarnt, daß sie sich in Bezug auf ihre Zukunftshoffnungen von ihrem eigenen Geiste hüten sollen.

Die Lehre, die wir an dem Worte Gottes zu prüfen haben, ist die: die Juden werden nicht als Einzelne in den Schooß der Christlichen Kirche aufgenommen werden, sondern sie werden sich als eine Nation bekehren, wobei Dr. Baumgarten so weit gegangen ist zu behaupten, alle anderen Nationalitäten werden untergehen, die Jüdische dagegen von neuem herrlich aufblühen; das bekehrte Judenvolk wird nach Canaan zurückkehren und dort sich der reichsten leiblichen Segnungen erfreuen. In dem prächtig hergestellten Jerusalem erhebt sich von Neuem der Tempel mit seinem Opfercultus, als Mittelpunkt für die ganze christliche Welt. Von dem Volksleben Israels, in dem Göttliches und Menschliches, Geistliches und Natürliches sich durchdringt mit dem Tem

in seinem Mittelpunkt, wird Freude und Leben auf alle Völker ausströmen.*) „Dem Volke Israel kommt ein für alle=al die Bestimmung zu, Empfänger und Vermittler der göttlichen Offenbarungen zu seyn. — Wie sich der Priester zum Volke verhält, so verhält sich das Reich Israel zur Menschheit; vermittelt ihre Beziehungen zu Gott. — Seit sie verworfen sind, ist die göttliche Offenbarung verstummt. — Soll daher im tausendjährigen Reiche die Offenbarung wieder beginnen, so muß das bekehrte Israel wieder an die Spitze der Menschheit treten. Was die verklärten Priesterkönige im Himmel sind, das ist dann das Israelitische Priesterkönigthum auf Erden. — Paulus ist der Apostel der Heiden und hat sein ganzes Leben an ihre Bekehrung gesetzt. Dennoch ist ihm die Zeit, wo sie das herrschende Element im Reiche Gottes sind und Israel davon ausgeschlossen ist, ein bloßer Zwischenact in der göttlichen Reichsentwickelung."**)

Wir fragen vor Allem: wie verhält sich das Neue Testament zu diesen eigenthümlichen und in der Christlichen Kirche durch lange Jahrhunderte nicht erhörten Ansichten? Man hat sie allerdings versucht, Zeugnisse dafür aus demselben beizubringen, aber nach unserer Ueberzeugung halten dieselben eine schärfere Prüfung nicht aus.

„Der Herr selbst — sagt Dr. Delitzsch***) — stellt die Wiederherstellung Jerusalems in Aussicht Luc. 21, 24, und als die Jünger ihn fragen, wann er das Reich Israel wieder aufrichten werde, versagt er ihnen die Offenbarung des Zeitpunktes, verheißt aber nicht die Sache, Apost. 1, 6—8."

Es heißt an der ersteren Stelle: „Und Jerusalem wird zertreten seyn von den Heiden, bis die Zeiten der Heiden erfüllet sind." Man wird nicht mit Prof. Auberlen unter den Zeiten der Heiden die Zeit der heidenchristlichen Kirche verstehen dürfen, nach deren Ablauf Jerusalem den bekehrten Juden zufallen soll. Die Heiden können nach dem ganzen Zusammenhange nur die dem Reiche Gottes feindlichen Heidenvölker seyn, nicht die christianisirten. Darauf führt schon das Zertreten und daß der Anfangspunkt die Einnahme Jerusalems durch die heidnischen Römer ist. Die Zeiten der Heiden können nur die Zeiten seyn, welche den Heiden von Gott eben für Zertretung Jerusalems gewährt sind. Sie nehmen ein Ende, wenn die Heiden entweder sich bekehren, nach der Verheißung in Röm. 11, 25, daß die Fülle der Heiden in das Reich Gottes eingehen wird, oder wenn durch das göttliche Gericht der Sturz ihrer Macht erfolgt und die christliche Herrschaft an die Stelle der ihren tritt. Im Vorspiele hat die Zertretung Jerusalems durch die Heiden, zu denen nach biblischer Anschauung auch die Muhamedaner zu rechnen sind, schon zweimal aufgehört, unter Constantinus und im Zeitalter der Kreuzzüge, da

*) Baumgarten, Comm. zum Pent. 2. S. 461.

**) Auberlen, der Prophet Daniel und die Offenb. Johannis, S. 346. 7. 355.

***) Bibl. Proph. Theologie S. 134.

ein christliches Reich zu Jerusalem bestand. Wir erwarten aber auf Grund dieses Ausspruches des Herrn, daß noch definitiv erfolgen wird, was damals nur vorübergehend geschah. Jerusalem wird dereinst noch unter christliche Herrschaft kommen, dieß, was uns durch das Wort Gottes verbürgt wird, zu glauben ist grade jetzt durch die geschichtlichen Verhältnisse näher gelegt als je. Der „kranke Mann" gibt selbst mehr und mehr die Lebenshoffnungen auf, zum Beweise wie schwer und hoffnungslos seine Krankheit ist. Nach dem Zeugnisse unterrichteter Reisenden sind die Türken von dem Gedanken erfüllt, daß ihre Zeit zu Ende geht. Kein Wort aber wird davon gesagt, daß das befreite Jerusalem den bekehrten Juden zufallen, daß es eine centrale Weltstellung erhalten, daß der Tempel dort neu errichtet werden wird. Mit vollem Rechte sagt Bengel, bei dem sich überhaupt schon ganz das richtige Verständniß der Stelle findet: „Es liegt nicht darin, daß der Tempel und der schattenhafte Gottesdienst wiederhergestellt werden soll, aber doch werden alsdann dort viele Christen seyn, wie auch jetzt deren dort sind, und diese werden aus dem Volke Israel seyn." Jerusalem wird allerdings Israel zu Theil werden, aber dem Israel der Christlichen Kirche. *)

In der zweiten von Dr. Delitzsch angeführten Stelle Apgsch. 1, 6—8 fragen die Apostel den Herrn nach seiner Auferstehung: Herr wirst du zu dieser Zeit aufrichten das Reich dem Israel? Er aber sprach: Euch gebühret nicht zu wissen Zeiten oder Stunden, welche der Vater seiner Macht vorbehalten hat, sondern ihr werdet die Kraft des auf euch kommenden heiligen Geistes empfangen und werdet meine Zeugen seyn zu Jerusalem und in ganz Judäa und Samaria und bis an das Ende der Erde." „Der Herr sagt seinen Jüngern bei seinem Scheiden, zuerst die Kirche, dann das Reich," **) aber von den Juden ist mit keinem Worte die Rede. Was die Apostel, die den heiligen Geist noch nicht hatten, unter Israel verstanden, kann uns gleichgültig seyn. Der Herr aber legt jedenfalls den höheren geistlichen Begriff Israels zu Grunde, wie er im N. T. durchgängig herrscht. Israel ist die Christliche Kirche, bestehend aus einem Stamm von Gläubigen aus dem Volke des alten Bundes, in den die Gläubigen aus den Heiden aufgenommen werden, in geistlicher Abhängigkeit von diesem Kerne, aber zu vollem Bürgerrechte. Dieß Israel zu sammeln aus den Juden und aus der gesammten Heidenwelt, das ist die nächste große Aufgabe. Dann wird ihm zu seiner Zeit das Reich zugetheilt werden, das Reich der Herrlichkeit, wie es in Apoc. 21 u. 22 geschildert wird ohne einer Bevorzugung der Juden irgend zu gedenken.

Prof. Auberlen findet auch in Matth. 19, 28 die Hinwei=

*) Dem schwärmerischen Unternehmen Chr. Hoffmanns und Anderer in Würtemberg hätte man nicht mit dem Einwande begegnen sollen, daß der Besitz Jerusalems nur gebornen Juden bestimmt sey. Der Vorzug gesunder Schriftauslegung war hier auf seiner Seite.

**) Auberlen S. 357.

fung „auf ein irdisches Israelitisches aber freilich nicht fleischliches Reich der Herrlichkeit," und gründet auf diese Stelle den Schluß: „Jesus war also wie alle Propheten und Apostel, ein Chiliast."*) Wir haben aber schon früher nachgewiesen, daß die „zwölf Geschlechter Israels" in diesem Ausspruche des Herrn nicht die Juden bezeichnen, sondern die gesammte Christliche Kirche. Ginge also auch der Ausspruch auf das „tausendjährige Reich," so würde er doch jedenfalls keine Beziehung haben auf die Juden, deren in der classischen Stelle über das tausendjährige Reich mit keinem Worte gedacht wird. Man wird aber bei dem Ausspruche des Herrn gar nicht an das tausendjährige Reich denken dürfen. Schon Bengel sagt: „Die Verheißung den Aposteln gegeben sieht weiter." Die Wiedergeburt, die Herstellung in den Zustand, der in 1 Mos. 1 geschildert wird, die völlige Beseitigung der Folgen des Sündenfalls, setzt voraus, daß Tod und Sünde geschwunden sind, die während des tausendjährigen Reiches noch fortbestehen. Sie weist uns hin auf die Zeiten des neuen Jerusalems nach dem tausendjährigen Reiche in Apoc. 21, 22, auf den neuen Himmel und die neue Erde in C. 21, 1, das: siehe ich mache alles neu, in V. 5. Der Erwähnung der zwölf Geschlechter Israels in dem Ausspruche des Herrn, entspricht die in Apoc. C. 21, 12. Offenbar ist ja die Herrlichkeit, die den Aposteln hier verheißen wird eine dauernde, wie sie nur in dem neuen Jerusalem stattfinden kann. Sollen etwa nach Ende der tausend Jahre die Apostel wieder von ihren Stühlen herabsteigen?

Prof. v. Hofmann, Schriftbew. II, 2 S. 76, macht geltend, Jesus nenne ungeachtet der Verwerfung der Juden, und zwar gerade da, wo er von dem Gerichte redet, welches über sein Volk ergehen wird, Jerusalem die heilige Stätte, Luc. 21, 20, vgl. mit Matth. 24, 15. Die Bezeichnung heilige Stätte kommt aber nie anders als von dem Tempel vor, und nur an diesen kann in Matth. 24, 15 nach der Grundst. Dan. 9, 27 gedacht werden. Die Parallelst. des Lucas beweist nichts für Jerusalem: der Herr hat eben ein doppeltes Merkmal der bevorstehenden Zerstörung angegeben, ein inneres, welches Matthäus mittheilt, und ein äußeres, welches Lucas ihn ergänzend hinzufügt. Uebrigens wird mit keinem Worte gesagt, daß der Tempel auch nach der Zerstörung heilig bleiben werde, im Gegentheil, weil der heilige Ort durch Gräuel entweiht worden, muß er zerstört und äußerlich entheiligt werden.

Auch darauf hat man Gewicht gelegt, „daß Matthäus unmittelbar nach dem Berichte von Jesu Kreuzigung Jerusalem die heilige Stadt nennt,"**) Matth. 27, 53. Er thut dieß aber offenbar nicht wegen der zukünftigen Bedeutung, sondern wegen der großen Ereigniffe der Vergangenheit. War Jerusalem doch noch kurz vorher der Schauplatz der erhabensten Thatsachen der Weltgeschichte gewesen! Mit demselben Rechte könnte man aus

*) S. 329. 358.

**) v. Hofmann S. 77.

2 Petr. 1, 18, wo der Berg der Verklärung als der „heilige Berg" bezeichnet wird, auf eine zukünftige Verklärung dieses Berges schließen, oder aus der Erwähnung des Berges Gottes Horeb in 1 Kön. 19, 8, daß Gott sich in Zukunft auf Horeb von Neuem offenbaren werde. Das alte Jerusalem ist die heilige Stadt auch jetzt noch für die, welche den hoffenden Blick einzig und allein auf das neue Jerusalem gerichtet haben.

Petrus soll „die äußere Reichsherrlichkeit Israels" im Auge haben,*) wenn er in Apgsch. 3, 19 — 21 sagt: „So thut nun Buße und bekehret euch, daß eure Sünden vertilgt werden. Auf daß da kommen die Zeiten der Erquickung von dem Angesichte des Herrn, und er sende den, der euch dargeboten ist Jesum Christum. Welcher muß den Himmel einnehmen bis auf die Zeit, da herwiedergebracht werde Alles, was Gott geredet hat durch den Mund aller seiner heiligen Propheten von der Welt an." Die Zeiten der Erquickung und der Herstellung aber sind identisch mit der Wiedergeburt in Matth. 19, 28 und haben ebensowenig wie diese etwas mit dem tausendjährigen Reiche zu schaffen, noch weniger mit der angeblichen „Reichsherrlichkeit Israels." Ihre ausgeführte Schilderung liegt in Apoc. 21. 22 vor, so gewiß als ihr Anbruch mit der Wiedererscheinung Christi gleichzeitig gesetzt wird. Wollte man dieselben dem tausendjährigen Reiche vorangehen lassen, so würde Christus in der „geliebten Stadt" von Gog und Magog belagert werden, Apoc. 20, 9, und man würde eine zweite Passion fingiren müssen. Wenn Petrus das Eintreten der herrlichen Zukunft des Reiches Gottes „von der Buße und Bekehrung Israels abhängig macht", so ist nicht zu übersehen, daß er zu Juden redet. Sie sollen das Ihre thun, daß die selige Erscheinung Christi ermöglicht werde. In Bezug auf die Heiden gilt dasselbe. Auch die Bekehrung der Heiden muß der zweiten Zukunft Christi vorangehen.

Wenn der h. Paulus in Röm. 11, 26 sagt: „Es wird kommen aus Zion, der da erlöse," so soll er damit in Widerspruch treten „gegen diejenigen, welche das leibliche Zion nur für die anfängliche, nicht auch für die schlüßliche Stätte der neutestamentlichen Heilsoffenbarung gehalten wissen wollen."**) Aber wie paßt dazu das: aus Zion? Die Juden sollen ja nach der modernen Theorie erst nach ihrer Bekehrung nach Jerusalem zurückgeführt werden. Danach erst soll Christus in Jerusalem seinen Wohnsitz aufschlagen. Eben daß der Erlöser aus Zion kommen wird, zeigt daß unmöglich das leibliche Zion gemeint seyn kann. Das: aus Zion, ist um so mehr von Bedeutung, da der Apostel durch eine Aenderung, die nach allen Analogien nur als eine absichtliche gedacht werden kann, das aus in das alttestamentliche Citat hineingebracht hat. Die St. Jes. 59, 20, auf die der Apostel sich bezieht, lautet im Grundtexte: und es kommt Zion (oder: für Zion) ein Erlöser, in der Uebersetzung

*) Auberlen S. 355.

**) v. Hofmann S. 77.

er LXX: wegen Zion. Der Apostel wollte den hohen Na- nen Zion den Juden nicht beilegen, zur Herabsetzung der Christ- chen Kirche. Er weist darauf hin, daß das wahrhaftige Zion t allen Zeiten vorhanden ist, auch vor der Bekehrung der Ju- en, und daß eben dorther, von dem in seiner Kirche gegenwär- gen Heiland den Juden das Heil kommen wird.*)

So hat sich uns also das Resultat ergeben, daß sich im . T. auch nicht die leiseste Hindeutung findet auf die angeb- he „zukünftige Reichsherrlichkeit Israels." Dieß Resultat ist n um so größerer Bedeutung, je mannigfacher die Veranlas- ng war ihrer zu gedenken, wenn sie wirklich in Aussicht stand. enn der Herr z. B. so nachdrücklich die Zerstörung des Tem- ls ankündigt, wenn er spricht: „Siehest du wohl allen diesen oßen Bau? Nicht ein Stein wird auf dem anderen bleiben, t nicht zerbrochen werde," so lag es gar nahe auf eine zu- ftige Herstellung hinzudeuten, wenn sie bevorstand. In atth. 22, 39 namentlich muß es befremden, kein Wort von r Wiederaufrichtung des Hauses zu lesen, sondern nur daß sie n Herrn sehen werden. Dasselbe gilt in Bezug auf die An- ndigungen der Zerstörung Jerusalems. Soll das leibliche erusalem in Zukunft noch einmal wieder die Stätte des Heiles r die ganze Erde werden, so läßt sich nicht begreifen, wie erall in diesen Ankündigungen die Hinweisung auf diese zu- nftige Erhöhung Jerusalems fehlen sollte. In Röm. 11 ner, wo der Apostel sich auf das eingehendste mit der Zu- nft der Juden beschäftigt, müssen wir erwarten alle wesentlichen omente derselben vollständig dargelegt zu sehen. Der Apostel ß aber dort nichts von einer neuen Kirche aus den Juden, r Herstellung Jerusalems, Wiederaufbau des Tempels, über- upt von einer Rückkehr der früheren dürftigen Elemente. Von ßer Bedeutung ist noch das Stillschweigen der Apokalypse. ese ist das Buch, wodurch der Herr seine Verheißung in Joh. 13 wahrmacht, daß er seinen Aposteln das Zukünftige ver- den werde. Sie ist die Prophetie des N. T. Wir haben im N. T. kein anderes prophetisches Buch. Sie schreitet in unterbrochener Folge von der Gegenwart des Sehers fort bis zu neuen Jerusalem. Sie richtet den Blick neben den äußeren Schicksalen auch auf die inneren Zustände der Kirche. Je stär- k man die „zukünftige Reichsherrlichkeit Israels" betont, je entschiedener man auf den Glauben an sie dringt, desto unmög- licher erscheint es, daß die Apokalypse von dieser Rückkehr des Endes des Reiches Gottes zu seinem Anfange ganz schweigen sollte. Und doch ist es Thatsache, daß sich in ihr nicht die leiseste Hindeutung darauf findet, daß Vitringa mit vollem Rechte bemerkt: „Es kommt in diesem Buche durchaus keine besondere Erwähnung der Juden- in ihrem Unterschiede von den Heiden- christen vor, und das aus dem klaren und augenfälligen Grunde, daß unter der neuen Oeconomie aller Unterschied der Völker in Sachen der Religion aufgehoben ist. Nirgends in der ganzen Apocalypse kommen Weissagungen vor in Betreff der Juden, sofern dieselben in Sachen der Religion den Heiden entgegengesetzt werden." Was Prof. Auberlen*) gesagt hat zur Erklärung dieses von ihm zugestandenen Stillschweigens der Apokalypse: sie sey für die heidenchristliche Zeit bestimmt, sey das Reisehandbuch für die aus den Heiden gesammelte Gemeinde, Israel habe schon Daniel und die anderen Propheten, reicht gewiß nicht hin. Denn das einzige prophetische Buch des N. T. kann unmöglich von der wichtigsten aller Catastrophen schweigen, und die Prophetie des A. T. kann nicht so ohne weiteres in die Kirche des N. B. herübergenommen werden: sie bedarf der Erläuterung und das Siegel der Bestätigung muß ihr aufgedrückt werden. Das Wort Gottes, welches überhaupt die Leuchte der Kirche auf ihren Wegen ist, durfte sie bei diesem so überaus wichtigen Punkte nicht sich selbst und ihrem eigenen Ermessen überlassen. So wenig aus dem A. T. allein Dogmen abgeleitet werden können, ebenso wenig auch Zukunftshoffnungen. Tritt man aber den Propheten des A. B. näher, so zeigt sich, was man nach dem Stillschweigen des N. T. schon von vornherein erwarten muß, daß auch sie von der „zukünftigen Reichsherrlichkeit Israels" in dem jetzt beliebten Sinne nichts wissen.

Aber wir dürfen uns nicht bloß auf das Stillschweigen des N. T. berufen. Dasselbe bietet vielmehr eine Reihe von ausdrücklichen Zeugnissen gegen die „zukünftige Reichsherrlichkeit Israels" dar.

Von Bedeutung ist hier zuerst, was Jesus zu der Samariterin spricht, da diese von ihm als einem Propheten Aufschluß verlangt über die alte Streitfrage zwischen den Juden und Samaritanern — unsere Väter haben auf diesem Berge angebetet, und ihr saget, zu Jerusalem sey die Stätte, da man anbeten soll: „Weib glaube mir, es kommt die Zeit, daß ihr weder auf diesem Berge, noch zu Jerusalem werdet den Vater anbeten. — — Es kommt die Zeit und ist schon jetzt, daß die wahrhaftigen Anbeter werden den Vater anbeten im Geist und in der Wahrheit, denn der Vater will auch haben, die ihn also anbeten." Mit diesem Ausspruche des Herrn ist die Ansicht von der in Zukunft wiederkehrenden centralen Bedeutung Jerusalems un-

*) So schon Fr. Junius bei Tholuck: Paulus vero jam non dit venturum Sioni, venerat enim, sed pro ratione temporis, venturum ex Sione, i. e. ex ecclesia sua, ut Judaeis benefaciat, u Tholuck bemerkt: „Ist diese Fassung richtig, so würde sich als Paulinischer Gedanke ergeben, daß aus der Heidenkirche selbst die un- te Israel so erfolgreich missionirende Kraft hervorgehen werde."

*) S. 341.

verträglich. Sie beseitigt für die ganze Zeit des N. T. die locale Gebundenheit des Reiches Gottes. Dies erkannte schon Bengel mit vollkommener Klarheit: „Die Samariter wurden nicht nach Jerusalem genöthigt, Apgsch. 8, 14, und wozu waren nachher die Kreuzzüge erforderlich? Wozu dienen die Wallfahrten? Der Unterschied der Orte, auf den die Alten erpicht waren, wird hier völlig aufgehoben. Wenn ein Unterschied bleibt, so deuten diese Worte an, daß überall eher anzubeten ist, als in Jerusalem." Wenn der Heiland hier Samaria und Jerusalem in Bezug auf das Verhältniß zu seiner Kirche völlig gleichstellt, so würde dieser Ausspruch von den Freunden der „zukünftigen Reichsherrlichkeit Israels" gewiß als anstößig betrachtet werden, wenn er aus einem andern Munde hervorgegangen wäre.

Wenn Petrus ferner 1 Petr. 2, 9 zu den Christen spricht: ihr seyd das auserwählte Volk, das königliche Priesterthum, das heilige Volk, das Volk des Eigenthums, wenn er ihnen alle die herrlichen Privilegien zutheilt, welche in 2 Mos. 19, 5. 6 Israel zugesprochen worden, so läßt sich nicht begreifen, wie man es noch wagen kann, auf Grund der letzteren Stelle den Juden der Zukunft die priesterliche Stellung im Reiche Gottes zu vindiciren und sie zu einem geistlichen Adel zu erheben, im Widerspruche auch gegen das A. T., welches den bekehrten Heiden priesterliche Functionen beilegt, Jes. 66, 20, ja ausdrücklich sagt: Auch aus ihnen will ich nehmen zu Levitischen Priestern, V. 21. Prof. Auberlen, der soweit geht, den Unterschied zwischen den bekehrten Juden der Zukunft und den Christen aus den Heiden mit dem von Mann und Weib zu vergleichen, ist diesem Ausspruche des Apostels sicher nicht gerecht geworden. Für solche Erwartung bietet auch die bisherige Erfahrung keinen Anhalt dar. Die Propheten und Apostel, die Männer, welche geredet haben, getrieben von dem heiligen Geiste, wird man nicht ohne Weiteres heranziehen dürfen. Es würde das eine bedenkliche Vermengung der ordentlichen und der außerordentlichen Gaben Gottes seyn. In der nachapostolischen Zeit haben einzelne bekehrte Juden Treffliches in der Kirche geleistet, bis in die Gegenwart hinein, und haben unserer Hoffnung auf ein „Leben von den Todten", welches Paulus an die allgemeinere Judenbekehrung knüpft, eine nicht geringe Stärkung gewährt. Aber nach solchen, hinter denen die erhabenen Gestalten eines Augustinus, Bernhard, Thomas von Aquino, Thomas a Kempis, Luther, Scriver zurücktreten müßten, sehen wir uns doch vergeblich um. Von armen Sterblichen wird nichts Höheres zu erwarten seyn, als was diese Männer im Leben dargestellt haben. „Das Israelitische Priesterkönigthum auf Erden" wird doch auch „mit Erbsünd, Schwachheit, Noth und Tod beladen" seyn, und daneben noch mit so Manchem, was ein lange Jahrhunderte von der Wahrheit abgewandter Volksgeist den Bekehrten in die neue Lebenssphäre mitgibt. Daß diese Jahrhunderte nicht spurlos vorübergegangen sind, daß die Juden sich jetzt nicht in gleichem Zustande befinden, wie in der Apostolischen Zeit, daß sie erst nach und nach durch die reinigenden Einflüsse aus der christlichen Kirche gefördert werden können, das zeigen hinreichend die Erfahrungen, die an der großen Mehrzahl der Proselyten g macht werden müssen. Man würde sich sehr täuschen, wen man erwartete, daß sie sofort nach ihrer Bekehrung als e christliches Mustervolk dastehen würden, als ein priesterliche Geschlecht, geeignet, die Beziehungen der ganzen Kirche zu Go zu vermitteln. Einzelne hervorragende Erscheinungen werde nicht fehlen, einzelne Auserwählte, welche einen tiefen und weit greifenden Einfluß auf die Kirche nicht bloß Eines Landes aus üben, im Ganzen und Großen aber wird das Wort Zephanja wahr werden: „Ich will in dir lassen überbleiben ein arm g ring Volk, die werden auf den Namen des Herrn trauen."

Auch der Ausspruch des Herrn Matth. 21, 43: „Darum sage ich euch: das Reich Gottes wird von euch genommen u einem Volke gegeben werden, das seine Früchte bringt", gi wenig Aussicht für eine neue Israelitische Reichsherrlichkeit. bezeichnet die Zeit, wo die gebornen Heiden nur ein Beiwerk dem Reiche Gottes waren, als ihrem Ablaufe nahe. Er ste ohne Begränzung den Satz auf, daß das Reich Gottes übe gehen soll an die neue Gemeinschaft, in der die wilden Zwei aus dem Heidenthum in den edlen Oelbaum Israels eingepfro sind. Sollte dieß „ein bloßer Zwischenact in der göttlich Reichsentwickelung" seyn, so müßten wir erwarten dieß sch hier angedeutet zu finden, jedenfalls aber müßte es anderwei klar und deutlich ausgesprochen seyn. Beides ist aber nicht d Fall. Die Sentenz stellt sich hier als eine definitive dar, u in Röm. 11 findet sich keine Hindeutung auf einen bloß „Zwischenact." Die Juden werden dort wiedereingepfropft den Oelbaum, aber nur zu gleichen Rechten mit den Heide die im vollen Maaße seiner Wurzel und seines Saftes theil haftig geworden sind.

Gegen eine zukünftige Herstellung des leiblichen Jerusale entscheiden ferner alle Stellen des N. T., in denen Zion u Jerusalem im geistlichen Sinne, als Bezeichnung der Kirche vo kommen. Sie ruhen nicht undeutlich auf der Voraussetzun daß es mit dem leiblichen Jerusalem für immer vorbei ist. sind von um so größerer Bedeutung je fester diese Anschauu ausgeprägt ist, je mehr sie sich durch das ganze N. T. h durchzieht. Röm. 11, 26 haben wir schon früher besproch Gal. 4, 26 stellt der Apostel das Jerusalem das droben ist, Kirche des Neuen Bundes, die ihren eigentlichen Sitz im Hi mel hat, weil ihr Haupt im Himmel ist und dort auch d Bürgerrecht ihrer Glieder, Phil. 3, 20, dem „jetzigen Jeru lem" entgegen. In Hebr. 12, 22 wird gesagt: „Ihr seyd ko men zu dem Berge Zion und zu der Stadt des lebendigen G tes, dem himmlischen Jerusalem." In der Apocalypse ist Jer salem nie Bezeichnung der im vulgären Sinne so genann Stadt, immer Bezeichnung der Kirche, theils in ihrem diesseitig Zustand, C. 20, 9, wo die geliebte Stadt keine andere als rusalem ist, 11, 2, theils in dem Zustande der jenseitigen Ve endung, 3, 12. 14, 1—5. 21, 2. 10. Wie unnatürlich ist wenn man zwischen das geistliche Zion des gegenwärtigen We laufes und das geistliche Zion des zukünftigen, die Stadt,

is dem Himmel herabfährt, zubereitet als eine geschmückte raut ihrem Manne, noch eine Erneuerung des alten leiblichen ion einklemmen will! Es heißt das Zunichtegemachte wieder fbauen, wenn man, nachdem durch das Wort Gottes solche nschauungen in der Christlichen Kirche eingebürgert sind und ef in ihr Wurzel geschlagen haben (man denke z. B. nur an e Lieder: Zion klagt mit Angst und Schmerzen, Fahre fort, ion, fahre fort, und: Jerusalem du hochgebaute Stadt), nun ieder die Blicke auf das irdische Jerusalem richten will, von m und allem, was mit ihm zusammenhing, losgekommen zu yn Gegenstand der Freude und Dankbarkeit seyn sollte.

Ebenso auch wird an eine Herstellung des Tempels nicht dacht werden können, da der Tempel im Neuen Testamente istlichen Character angenommen hat. Die Wiederaufrichtung s Tempels würde hiernach ein Anachronismus seyn und unter n Ausspruch des Apostels fallen: Im Geist habt ihr ange- ngen, wollt ihrs denn nun im Fleische vollenden? Die An- ahnung zu dieser Vergeistigung liegt schon im A. T. vor. tiftshütte und Tempel trugen symbolischen Character. Sie aren das Abbild des Reiches Gottes unter Israel. Darauf hrt schon der Name der Stiftshütte: Zelt der Zusammen- nft, Ort wo Gott mit seinem Volke zusammenkommt, Ge- einschaft pflegt, darauf 3 Mos. 16, 16, wonach alle Kinder sraels geistlich bei dem Herrn wohnen in seinem Zelte, welches mit nichts anderes ist als eine Verkörperung der Kirche. In ner ganzen Reihe von Stellen der Psalmen erscheinen Stifts- ütte und Tempel als die Orte, wo die Gläubigen geistlich bei em Herrn wohnen. Es war dem Tempel wesentlich der einzige t seyn. Nur so war er die äußere Darstellung der Kirche. s gehörte ebenso zur Sache, daß alle Glieder der Gemeinde h jährlich äußerlich im Tempel darstellen mußten. Unter dem . B. nun hat das Bild seine körperliche Hülle abgestreift. er Tempel bedeutet da gradezu die Kirche und jede dieser tellen ist so gut wie eine ausdrückliche Erklärung, daß die Zeit s äußeren Tempels abgelaufen ist. Man vgl. z. B. 1 Tim. 15: „Daß du wissest, wie du wandeln sollst in dem Hause ottes, welches ist die Kirche des lebendigen Gottes", 2 Cor. 16: „Ihr seyd der Tempel des lebendigen Gottes", Apoc. 12: „Wer überwindet, den will ich machen zum Pfeiler in em Tempel meines Gottes, und soll nicht mehr hinausgehen", oh. 2, 19. Mr. 14, 58. 1 Cor. 3, 17. Eph. 2, 21. 22. Thess. 2, 4. Hebr. 3, 6. Apoc. 11, 1. 13, 6.

Die von Manchen in Aussicht gestellte Herstellung des ttestamentlichen Opfercultus wird als undenkbar erscheinen, enn man erwägt, daß nach Hebr. 10, 14 Christus mit Einem pfer in Ewigkeit vollendet hat, die geheiligt werden, und daß r nach Hebr. 9, 26 am Ende der Welt einmal erschienen durch Ein Opfer, die Sünde aufzuheben, vgl. noch Hebr. 0, 10. Das Sündopfer von der Zahl der herzustellenden pfer auszunehmen wird nicht angehen. Denn die Mo- ische Opferordnung bildet einen gegliederten Organismus. udem wird der Sündopfer grade in der Stelle, auf die man die Restitution des Opfercultus besonders gründet, in Ezechiels Schilderung des zweiten Tempels ausdrücklich und wiederholt gedacht, C. 45. Weicht man in Bezug auf das Sündopfer dort vom Buchstaben ab, so verliert man überhaupt den Grund, die Herstellung der leiblichen Opfer zu erwarten. Diese Erwartung läßt sich aber auch außerdem als unhaltbar erweisen. Warum sind in der christlichen Kirche die leiblichen Opfer ohne besondere Vorschrift ganz von selbst weggefallen? Offenbar deshalb, weil in der Kirche Christi das geistliche Leben sich vertieft hat, so daß die materiellen Opfer auch als bloße Darstellungsmittel geistlicher Vorgänge zu grob, zu handgreiflich zu massiv sind. „Die Farren mit Hörnern und Klauen", Ps. 69, 32, würden in einem christlichen Gottesdienste sich gar seltsam ausnehmen. Die Katholische Kirche hat noch jetzt ein materielles Opfer, aber wie zart und fein ist dasselbe im Verhältniß zu den alttestamentlichen! Was die Abschaffung der alttestamentlichen Opfer herbeigeführt hat, das verbietet auch ihre Wiedereinführung. Man sieht nicht ein, wenn sie überhaupt statthaft wären, warum sie nicht gleich hergestellt werden sollten. Sind wir jetzt darauf angewiesen, unsere Leiber darzustellen als ein lebendiges, heiliges, Gott wohlgefälliges Opfer, Röm. 12, 1, zu opfern geistliche Opfer, die Gott wohlgefällig sind durch Jesum Christum, 1 Petr. 2, 5, durch Ihn das Lobopfer Gott allzeit darzubringen, das ist die Frucht der Lippen, die seinen Namen bekennen, und dabei wohlzuthun und mitzutheilen, weil solche Opfer Gott wohlgefallen, Hebr. 13, 15. 16, so werden das auch für alle Zeiten die wahrhaftigen Brandopfer und Dankopfer der christlichen Kirche bleiben und schon der Gedanke an Herstellung des den Anfängen des Reiches Gottes ziemenden materiellen Cultus wird als ein Anachronismus betrachtet werden müssen. Das Opfer des A. T. fällt nach der einen Seite unter den Begriff des Schattenwerkes, Col. 2, 17. Hebr. 2, 1, der schwachen und dürftigen Elemente, Gal. 4, 3. 9 — es hat in Christo seine Wahrheit und somit sein Ende gefunden —, nach der andern ist es eine jetzt unpassend gewordene Form, ein symbolisches Darstellungsmittel, welches seine Macht über die Gemüther verloren hat und welches nicht zur Erbauung, sondern zum Aergerniß gereichen würde. (Fortsetzung folgt.)

Nachrichten.

Die Conferenz der lutherischen Vereine zu Wittenberg.

Am 16. Juni d. J. trafen in Wittenberg die Abgeordneten der lutherischen Vereine in den Provinzen Sachsen, Schlesien, Posen, Mark, Pommern zusammen. Man besprach und vollzog eine Vorstellung an den Oberkirchenrath, worin man mit Bezugnahme auf die jüngst veröffentlichten Protokolle der im November v. J. zu Berlin gehaltenen officiellen evangelischen Conferenz sich zu den Anträgen und Gutachten der an Zahl wie an Gewicht der Namen so bedeutenden Minorität bekannte, und ehrerbietigst bat, die liturgische wie die Gemeindeordnungs-Angelegenheit nicht genereller, sondern provinzieller Behandlung zu übergeben, damit so die Confessionen und die provinziellen Kirchen-

Ordnungen mehr zu ihrem Rechte kommen. Ferner verhandelte man über eine Entgegnung auf die Seitens der Synode der von der Landeskirche sich getrennt haltenden Lutheraner im v. J. erlassene öffentliche Aeußerung über die Lutheraner in der Landeskirche. Diese Entgegnung wird demnächst in der Euenschen lutherischen Monatsschrift erscheinen. Drittens beschloß man in der Evangelischen Kirchenzeitung eine Aeußerung über die in Berlin in Aussicht stehende Versammlung der evangelical alliance abdrucken zu lassen, des Inhalts, daß man es mit der dem lutherischen resp. reformirten Bekenntniß schuldigen Treue unvereinbar halte, sich an diesen Versammlungen und Bestrebungen zu betheiligen. Die Grund-Tendenz dieser exotischen Schlingpflanze sey ja nicht, Liebe zu pflegen zwischen Allen, die den Herrn Jesum lieb haben in allen Confessionen — diese Liebe finde man vielleicht nirgend lebendiger als bei den exclusiven Lutheranern, — sondern alles gesunde confessionelle Gewächs zu erwürgen, alle concrete Gestalt zu zerstören, alle frische Farbe kirchlicher Individualität zu verblassen in ein Grau. Am 17. Juni, dem Tage der öffentlichen Conferenz, welcher außer den Zöglingen des Prediger-Seminars manche andere werthe Gäste aus der Nähe und Ferne beiwohnten (obgleich die zufällige Gleichzeitigkeit eines Missions-, eines Bibelfestes und einer Prediger-Conferenz in der Gegend eine zahlreichere Betheiligung gehindert hatte), hielt P. Zöller aus Trieglaff in Pommern die Morgenandacht im Anschluß an Josua 7, 1—13 (Es ist ein Bann unter dir, Israel, darum kannst du nicht stehen vor deinen Feinden, bis daß ihr den Bann von euch thut.) Danach hielt P. Schmidt aus Samoczyn in Posen einen Vortrag über die eigenthümliche Herrlichkeit der lutherischen Abendmahlsfeier. Der treffliche Vortrag wird demnächst in der lutherischen Monatsschrift und auch besonders abgedruckt werden. Derselbe ist ein Wort zu rechter Zeit, um eben sowohl der eingerissenen Unsitte, die Communionfeier als ein Privatanhängsel an den öffentlichen Hauptgottesdienst zu behandeln, wie den neuesten Bestrebungen von der altchristlichen Idee des Opfers im h. Abendmahl mehr zu conserviren resp. restauriren, als die Reformatoren davon haben stehen lassen, rectificirend entgegenzutreten. Er zeigte, wie im ersten Theil des lutherischen Hauptgottesdienstes die Gemeinde betend und singend zu Gott nahe, wie im zweiten Theil (Predigt) Gott der Herr in seinem Wort zu der Gemeinde nahe; und wie der 3. Theil, die Krone und Spitze des Cultus, die Communionfeier, die Vereinigung und geistliche Vermählung beider sey. Gott der Herr, der Menschgewordene, sey der Sich Mittheilende (Sacramentales), die Gemeinde und ihre Glieder die Empfangenden und zum Dank sich ganz mit Leib und Seele (Röm. 12) Ihm Hingebenden (Sacrificielles). Er zeigte, daß, was von der alt-christlichen Opfer-Idee gesund sey, die Reformation der Hauptsache nach conservirt habe und ging hie und da polemisch ein auf die von Abeken in seinem Gutachten entwickelten Opfer-Ideen. Eine Discussion sollte sich an diesen Vortrag nicht anschließen, man wollte, sich versenkend in den Reichthum des kirchlichen Erbes vergangener Jahrhunderte, sich dieses Reichthums freuen und auch Andre zum Kennenlernen, Mitgebrauchen und Mitgenießen einladen. Dazu lud denn nach Vollendung des Vortrages der Vorsitzende Sup. Meinhold aus Cammin in Pommern, die gegenwärtigen wie die künftigen Amtsträger dringendst ein*) und wies, innerlich ergriffen von der

*) Er lud bei der Gelegenheit dringend ein, aus des fleißigen P. Schenk zu Wollin, Musik-Anhang 1851 und Hand-Agende 1857 diese Schätze kennen zu lernen und sich anzueignen; und seyen beide

gottmenschlichen Herrlichkeit dieses Sacramentes, dessen unwürdige Verwalter (Haushalter über Gottes Geheimnisse) wir sind, darauf hin, wie dies Sacrament nicht allein die Krone des christlichen Cultus, sondern auch Centrum der ganzen geistlichen Amtsführung nach lutherischer Anschauung sey. Unser Jugend- und Confirmanden-Unterricht hat den Zweck, für den rechten Genuß dieses Gnadenmittels die Jugend zuzuziehen. Alle specielle Seelsorge nebst Kirchenzucht hat ihr Centrum in der Beichtordnung, welche ihrerseits nichts anderes ist, als die Thürhüterin zu jenem Allerheiligsten. Alle kirchliche Krankenpflege läuft darauf hinaus, dem Kranken dahin zu helfen, daß er das Sacrament würdiglich empfange und nun getröstet heimgehen könne mit dem Gebet: Herr, nun lässest du deinen Diener in Frieden fahren, denn meine Augen haben deinen Heiland gesehen.

Nach einer kurzen Pause folgte alsdann die Discussion der von Sup. Meinhold gestellten Thesen über die Frage: Kann und muß innerhalb der Preußisch-Evangelischen Landeskirche nur von lutherischer Confession oder auch von Lutherischer Kirche die Rede seyn? Die Thesen behaupten das Letztere, indem sie zuerst nach Art. 7 der Augustana behaupten, daß die Lutherische Kirche so weit reiche, so weit lutherische Wort und Sacrament reicht. Unsere Gemeinden sind noch lutherisch. Gemeinden trotz neuer Agende, welche das lutherische Bekenntniß nicht aufheben will und soll, trotz unbestimmter Ordination, die durch die bestimmtere Institution laut der alten Kirchen-Ordnungen ergänzt wird, trotz Brotbrechens, dessen Bedeutung Unionssymbol zu seyn eben so willkührlich wie den Gemeinden unbekannt ist. Die Prediger an diesen Gemeinden sind zu lutherischem Bekenntniß verpflichtet. Dieser Zusammenhang sucht nicht bloß geistlich durch Wort und Sacramente, sondern noch mehr sichtbar und greifbar sich darzustellen. Die Gemeinden und Prediger einer Diöcese bilden eine Synode, der Synodaleid „reine gesunde Lehre" zu treiben meint die lutherische Lehre; die Synoden sind demnach verpflichtet, auf lutherische Amtsverwaltung ihrer Glieder zu halten. Die Synoden schließen sich weiter zusammen zu dem größeren Ganzen der Provinzialkirche. Deren organische Einheit bezeugt sich: a) in ihren Bekenntnißschriften, dies hat die Union im Preußischen nicht aufgehoben, sondern bestätigt; b) in ihrer Kirchenordnung; die Agenden von 1829 geben sich nur als neue Ausgabe der alten Kirchen-Agenden, und eine Rückkehr von jenen zu diesen gehört nicht in das Gebiet der liturgischen Experimente, welche zu zügeln das Kirchenregiment Pflicht und Recht hat; c) in ihrem Consistorium, dies ist 1808 gefallen; die seit 1815 neu eingerichteten Consistorien, Gen.-Sup., Ober-Kirchen-Rath sind lauter unirte Behörden. Sie zu combinirten Behörden mit confessionell verpflichteten Senaten zu gestalten, fordert das Recht der Confession, dahin ist 1852 ein Schritt vorwärts, 1853 derselbe wieder theilweise zurückgethan. Die Union im Preußischen ist durchgeführt nur im Kirchen-Regiment. So wenig ein katholischer König als summus episcopus einer Lutherischen Landeskirche diese ihrer Existenz beraubt, so wenig die Lutherische Kirche in Preußen ihr unirtes Kirchen-Regiment. Man muß in Preußen von zwei Kirchen, die mit Union behaftet sind, reden, nicht von einer Kirche, die zwei oder drei Confessionen in sich birgt. Aufgabe aller Glieder, Gemeinden, Patronen und Pastoren der Lutherischen Kirche in Preußen ist: a) in Bekenntnisse, Kirchen-Ordnungen und Agenden des 16. Jahrhunderts sich einzuleben; b) für Cultus, Gemeinde- und Synodal-Ordnung zurückzufordern und factisch herzustellen, was rechtlich noch besteht; c) dem Kirchen-Regiment mit Fürbitte, ehrerbietigem und freimüthigem Zeugniß und Bitten dahin zu helfen, daß es immer mehr der Confession beider Evangelischen Kirchen gerecht werde. — Eine Meinungsverschiedenheit über die in diesen Thesen dargelegte Rechtsanschauung trat eigentlich nicht hervor, nur gab die Discussion manchen schmerzlichen Beleg dazu, wie weit das de facto und de jure vielfach auseinander ist, und konnte nur dazu dienen, die Versammelten dahin zu drängen und zu stimmen, daß sie im Schlußgebet einen Nothschrei zu Gott dem Herrn thaten, daß er sich über sein armes lutherisches Zion erbarme und ihrer Ritterschaft ein baldiges Ende setze.

Schriften hiemit auch dem weiten Kreise der Leser dieser Kirchenzeitung dringend empfohlen.

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz. Druck von Trowitzsch und Sohn.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1857. Mittwoch den 22. Juli. № 58.

Die Juden und die christliche Kirche.

Dritter Artikel. (Fortsetzung.)

Das sind die Gründe aus der heiligen Schrift N. T., welche uns verbieten, dem Gedanken von einer zukünftigen Reichsherrlichkeit Israels nachzuhängen. Die Freunde dieser Ansicht meinen aber die stärksten Gründe für dieselbe in den Schriften des A. T. zu entdecken. Prof. Auberlen*) sagt: „Die Lehre von der herrlichen Wiederherstellung Israels in Canaan nach schwerer Züchtigung und Demüthigung ist ein so wesentlicher Grundgedanke aller Prophetie, daß man nicht sowohl in Verlegenheit ist, Stellen dafür zu finden, als vielmehr solche auszuwählen."

Dagegen hat aber schon Dr. Tholuck zu Röm. 11, 25 (Ausg. von 56) bemerkt: „Wie kam es dann, daß der Apostel, welcher von demselben Verständniß ausgegangen seyn soll, statt mit voller Hand zu schöpfen, sich begnügt, zwei zu jener Classe gar nicht gehörige, zweifelhafte Belegstellen beizubringen? Warum hat er, statt die den Juden verschlossene Schrift aufzuschließen, sein Mysterium in der Weise ausgesprochen, wie er es sonst thut, wenn er selbst als Prophet auftritt, die prophetischen Stellen aber nur als Beleg nachgebracht."

Ist es etwa unnatürlich, daß in den Weissagungen der Propheten die Kirche unter dem Namen Zions und Jerusalems erscheint, die so lange Jahrhunderte hindurch der Sitz des Reiches Gottes gewesen waren, unter dem Symbole des Tempels, der dasselbe unter dem A. B. äußerlich darstellte? Wie stark der bildliche Charakter der Prophetie ausgeprägt ist, zeigen Stellen, wie Hos. 12, 11, wo es in der Aufzählung der Wohlthaten, die der Herr seinem Volke seit der Ausführung aus Aegypten erwiesen, heißt: „Und ich mehrete Gesicht und durch die Propheten rede ich in Gleichnissen", Ezech. 17, 2, wo der Prophet den Auftrag erhält: „du Menschenkind räthsele ein Räthsel." Hat man das Recht überall, wo Zion und Jerusalem genannt und, auf dem Buchstaben zu bestehen, wenn es feststeht, daß bei den Propheten das der Erscheinung des Heiles vorangehende Elend des Volkes Gottes sich unter dem Symbole der Wüste darstellt, in der Israel sich in der Urzeit im Elende befunden hatte, Hos. 2, 16. 17. Jer. 31, 2, die Beseitigung der Hindernisse des Heiles als eine erneute Durchführung durch das rothe Meer, Jes. 11, 15. Sach. 10, 11? Wenn man darauf besteht in Jes. 11, 12 könne nur die leibliche Herstellung Israels und seine Zurückführung nach Canaan gemeint seyn, so wird man auch in V. 14 bei dem Buchstaben bleiben müssen: „Und sie fliegen auf die Schulter den Philistern westwärts, plündern zusammen die Söhne des Ostens, Edom und Moab werden ihr Angriff, die Söhne Ammons ihr Gehorsam seyn." Dann aber erhält man einen Widerspruch gegen V. 4. Das Volk eines solchen Königes ist nicht auf die Davidische Weise der Kriegsführung angewiesen. Ferner einen Widerspruch gegen die prophetische Voraussicht, die namentlich bei Jesaias klar vorliegt, daß die genannten Nachbarvölker schon vor dem Erscheinen Christi durch die sich erhebenden Weltmächte zerrieben werden und die Bedeutung völlig verlieren sollen, die sie vor dem Aufkommen dieser Weltmächte hatten. Soll Gott etwa die Philister, Edom u. s. w. vor dem Ende der Tage wiederherstellen, damit die bekehrten Juden sie glücklich bekriegen können, nicht mit dem Schwerte des Geistes, sondern mit dem leiblichen Schwerte. Meyers freilich wird ohne Schwierigkeit diese Frage bejahen. Meint er doch S. 126: „Obgleich die zwölf Stämme vermischt sind, werden sie doch an jenem Tage jeder gesondert vor dem Herrn stehen." Andere aber werden Bedenken tragen, sich so weit zu verirren. — Die Unmöglichkeiten, welche sich bei der realistischen Auffassung des neuen Tempels bei Ezechiel ergeben, liegen klar zu Tage. Man muß z. B. dort, um diese Auffassung durchzusetzen, mit den rationalistischen Auslegern die ausdrücklich genannten Ruthen in Ellen verwandeln. — Liegen doch in der Prophetie Stellen vor, in denen Zion ganz unläugbar im uneigentlichen Sinne steht. So z. B. Sach. 2, 11 (7): Hui Zion, die du wohnest bei der Tochter Babel, entrinne, wo die Anrede an die Mitglieder des Bundesvolkes gerichtet wird, die fern von dem leiblichen Zion sich im Heidenlande befinden, Jes. 40, 9. 49, 14, wo es heißt: Zion spricht, der Herr hat mich verlassen, während in der Zeit, in welche der Prophet im Geiste sich versetzt, das leibliche Zion in Trümmern lag.

Man geräth bei der buchstäblichen Auffassung der Stellen, welche die zukünftige Herrlichkeit Zions und Jerusalems betreffen, auf Abentheuerlichkeiten, welche das gesunde exegetische Gefühl sofort als der heiligen Schrift fremdartig erkennt. So z. B. bei Jes. C. 2, wo nach der buchstäblichen Auslegung der Berg Zion auf die höchsten Berge der Erde gethürmt wird,

*) S. 350.

bei Sach. 14, 10, wonach alle Berge Judäas, die von Jerusalem ausgenommen, in Ebenen verwandelt werden sollen.

Man verwickelt sich bei dieser Auslegung in Widersprüche. So steht z. B. die buchstäblich aufgefaßte Stelle Jes. 66, 23, wonach in der Messianischen Zeit alles Fleisch von Monat zu Monat und von Sabbath zu Sabbath nach Jerusalem kommt, um dort anzubeten (eine Unmöglichkeit, trotz aller Eisenbahnen und Dampfschiffe!), in Widerspruch gegen C. 19, 19. Zeph. 2, 11. Mal. 1, 11: An jedem Orte (1 Tim. 2, 8) wird Rauchwerk dargebracht meinem Namen und reines Speisopfer.

(Schluß folgt.)

Berliner Pastoral-Conferenz.

(Schluß.)

Es ist der Gebrauch unserer Pastoral-Conferenz, daß nach der Ansprache des Vorsitzenden ein theologischer Vortrag den Anfang macht. C. R. Prof. Dr. Lehnerdt hatte sich selbst das Thema gewählt: Ueber die weitere Ausgestaltung des Ev. Lehrbegriffes durch Verwendung Johanneischer Lehrstoffe und Lehrformen. „Das formulirte Bekenntniß unserer Kirche, obgleich aus Gottes Wort entwickelt, ist doch nur Menschenwerk. Der Ap. Paulus hat den Text dazu gegeben, so nämlich, daß seine Lehre von der Rechtfertigung dazu angewendet wurde, das in dem Lehrbegriffe der Römisch-Kathol. Kirche verwirrte Verhältniß der Sünde zur Gnade wieder zurechtzustellen. Aber die Ev. Kirche muß die anderen Ap. auch zu Wort kommen lassen. Bekenntnisse können nur zu Stande kommen zu ihrer Stunde; der Ev. Lehrbegriff aber ist auszugestalten so, daß kein Zeuge der Wahrheit ungehört und unbeachtet bleibt." Nach dieser Einleitung stellte der Redner sein Thema näher so: Die Augsburgische Confession gemessen an dem 1 Br. Johannis. „Der Hauptgedanke des Br. ist ausgesprochen 1 Joh. 5, 13. 4, 9, zu vergleichen mit Joh. 3, 16. Also Zweck des Schreibens, das wir an Jesum den Sohn Gottes glauben und durch ihn das ewige Leben haben. Licht, Leben, Liebe ist das Wesen Gottes, so auch des Logos. Schon vor der Erscheinung Christi giebt es eine relative Gerechtigkeit einiger vor anderen; doch ist die Welt, die gottentfremdete Menschheit, Finsterniß, Tod, Haß, wie ihr Fürst, der Böse, der Erzsünder. Kein Ap. hat die Lehre vom Satan so tief gefaßt wie Johannes. Es ist das Erlösungswerk des Sohnes Gottes, die Kräfte des Lichtes, des Lebens und der Liebe hinüberzutragen in die Welt der Sünde. Die Ausdrücke rechtfertigen und Zurechnung des Glaubens zur Gerechtigkeit, finden sich bei Joh. nicht. Nach ihm wird die Rettung vollzogen durch Lehre, Sühne, Vorbild. Die Summa der Lehre Christi ist das Gebot der Liebe; durch seinen sühnenden Tod fließen der Welt rettende Kräfte zu; sein Vorbild fordert Entscheidung, so entsteht die Krisis, die Scheidung zwischen Gläubigen und Ungläubigen. Die Ungläubigen bleiben in der Finsterniß, im Tode und im Hasse, und haben als Bürger und Kinder des Teufels kein Antheil an der Salbung mit den Kräften Gottes und am ewigen Leben. In den Bekennern erzeugt sich auf dem Grunde der Wahrheit Glaube und Liebe, beide vereint. Der Glaube ist ein Werk des Geistes der Heiligung, der den Menschen mit den Kräften des Lichtes, des Lebens und der Liebe salbt. Die Gesalbten sind aus Gott wiedergeboren, Kinder Gottes, die nicht sündigen, nicht sündigen können. Die Liebe Gottes schließt aus die Liebe der Welt, und äußert sich in der Bruderliebe. Glaube und Liebe sind der Grund der christlichen Gemeinschaft, die bei Joh. eben das ist, was bei Paulus die Kirche. Die Sakramente erwähnt Joh. nicht. Es ist daraus nicht zu schließen, daß er sie verworfen habe, wohl aber, daß ihm der Begriff der Kirche nicht in dem der Sakramentsgemeinschaft aufging." Wegen Kürze der Zeit konnte der Redner nur noch einige Andeutungen geben, wie der 1. und 2. Artikel der Augsburgischen Confession durch Anwendung des Johanneischen Lehrbegriffes auszugestalten sey. Interessant war uns die Bemerkung, daß während Paulus und ihm folgend die Augsb. Confession die Sünde als Erbsünde des gesammten Geschlechts zurückführe auf Adam, Johannes dagegen, bis auf den Anfänger alles Sündigens zurückgreifend nur von dem Zusammenhang der Sünde des Einzelnen mit der Satan rede, und daher auch die Erlösung auffasse als Zerstörung der Werke des Satans.

Das Thema, welches an diesem Vormittage zur Besprechung gestellt war, lautete: Verspricht das Studium der älteren oder der neueren theologischen Literatur mehr Segen für das Amtsleben? Die Einleitung hatte G. C. Dr. Hoffmann übernommen. Seinem Vortrage lagen neun Thesen zu Grunde: 1. Der Geistliche soll in seinem Studium den Zusammenhang mit der alten christlichen Kirche festhalten, indem er die Schriften der K. V. zu lesen nicht unterläßt. 2. Der Geistliche soll mit den edelsten Kräften der Katholischen Kirche vor und außerhalb der Reformation Gemeinschaft pflegen, um die lebendige Wurzel der Gegenwart in der Vergangenheit zu erkennen. 3. Die Reformatoren selbst aber mit den symbolischen Büchern der Kirche sind eine stets erfrischende, quellenhafte Lectüre, die eigentlich gar nicht fehlen darf. 4. Die Schriftauslegung der alten Theologen ist in ihrer bewußten Richtung auf das Predigtamt und ihrem gänzlichen Absehen von kritischen Einflüssen, trotz ihres philologischen Zurückstehens, noch heute für den Geistlichen sehr fruchtbringend. Der Gedanke der „Einen heiligen Schrift A. und N. Testamentes" ist ihnen mehr eigen, als einem großen Theile der neueren. 5. Die kirchliche Geschichtskunde der Geistlichen wird allerdings aus den neueren Werken geschöpft werden müssen und es wird nicht jedem die Zeit bleiben, bis näher an die Quellen hinauf oder gar zu den Quellen selbst zurückzugehen. Dennoch ist auch hier das Lesen einiger älteren Schriftsteller zu empfehlen, weil bei dem einfacheren Gesichtspunkte die kirchlichen Dinge oft klarer und schärfer vor Augen treten, und die Einheit des Reiches Gottes im A. und N. Bunde, sowie i

jedem der beiden Testamente bei aller Einseitigkeit doch kräftiger im Vordergrunde steht. 6. Für die systematische Erkenntniß der christlichen Wahrheit reicht die ältere Literatur durchaus nicht zu; dennoch wird niemand ihre Hauptwerke in diesem Gebiete ohne großen Segen mit Ernst studiren. 7. Für die praktische Theologie wird man sich meist mit dem Gewinne begnügen müssen, der in den schon genannten Gebieten mit abfällt, weil die Scheidung zwischen theoretischer und praktischer Theologie in ihnen nicht mit durchgreifendem Bewußtseyn vollzogen ist. 8. Die Bibliotheken einzelner Kirchen oder Ephorieen könnten hinsichtlich der älteren Literatur noch sehr nützlich gemacht werden. Die Synodal-Conferenzen bieten das Mittel dar, um über Werke derselben, oft auch in Vergleichung mit solchen der neueren Literatur, zu referiren und zum weiteren Lesen derselben anzuregen. 9. Es versteht sich von selbst, daß nicht das Lesen neuerer theologischer Schriften überhaupt, sondern nur das vielfach so zerstückelte und principlose Lesen durch die vorhergehenden Thesen beschränkt werden soll. — Zu den Thesen 1—7 wurde eine reiche Aufzählung von Schriften gegeben und diejenigen besonders charakterisirt und auf sie hingewiesen, die der ev. Geistliche nicht ungelesen lassen dürfe. Eine nähere Besprechung mußte leider unterbleiben, weil die dazu bestimmte Zeit durch die Discussion über die Allianz vorweggenommen war.

Am Nachmittage 5 Uhr wurde in der St. Jocobikirche das Jahresfest der Gesellschaft zur Beförderung ev. Missionen unter den Heiden gefeiert. Die Festpredigt hielt Past. Mühlmann aus Reinswalde in der Niederlausitz über 4 Mos. 21, 4—9, in dem er, was der Text von der Sünde des Volkes, von der Strafe Gottes und von seiner barmherzigen Hülfe sagt, in erwecklicher Weise auf das Verhalten der Christen überhaupt und zur Mission anwandte. Den durch Frische und Einfalt höchst ansprechenden Bericht erstattete der Missionsinspector Wallmann. „Die Kasse der Gesellschaft ist voll. 30,000 Thlr. jährliche Einnahme, aus Berlin allein 6000 Thlr., Bestand 7000 Thlr. Die Gesellschaft beschränkt sich auf Afrika, wo sie mit 12 Missionaren und 3 Gehülfen arbeitet. Die Mission unter den Hottentotten, diesem stolzesten Volke Afrika's, hat, obgleich gedrückt durch den Colonialgeist, der die Eingebornen verdrängt, und unter confessionellen Hader leidend, doch guten Fortgang gehabt. Die Gemeinde in Amalienstein, im vorigen Jahre um 25 Getaufte vermehrt, besteht aus 150 Hottentotten, von welchen die meisten treu und für den Glauben zu leiden bereit sind. Auf der Station Bethanien hat sich aus vertriebenen Betschuanen eine Gemeinde von 120 Mitgliedern gebildet. Die Kaffernmission, welche die Berliner Gesellschaft von ihren Stationen im Britischen Kaffernlande aus betreibt, ist die wichtigste. Das Reich der Zulukaffern bietet ein schreckliches Bild des Verderbens dar. Zum zweiten Mal ist unter ihnen ein Lügenprophet aufgetreten, der ihnen die Auferstehung ihrer Helden und die Vertreibung der Engländer verhieß, wenn sie Buße thäten, d. h. ihre Ochsen, die ihre werthvollste Habe sind, schlachteten. Durch Stimmen, die sie in den Wolken zu hören glaubten, verleitet, haben sie wirklich ihre Ochsen geschlachtet, daß keine Klaue übrig geblieben ist. Als vor dem drohenden Kriege die Weißen flohen, sind die Missionare bei ihren Gemeinden geblieben. Sie besteht aus 84 Gliedern, die zwar den alten Geiz nicht abgelegt haben, und doch betrug bei einem unter ihnen gefeierten Missionsfeste die Collecte 26 Thlr., ein beschämendes Vorbild für Missionsfeste in der Heimath. Nach dem Zulugebiete hin ist eine neue Station angelegt worden, deren Gemeinde bereits 16 Glieder zählt, Wartburg genannt. Da warten und harren die Missionare auf die Gelegenheit, den mörderischen Zulus näher zu kommen. Schon sind auch einige Zweigstationen von da ausgegangen. Unter den Zulukaffern herrscht ein selbst für Afrika entsetzlicher Mordgeist. Moselakazze, ihr Herrscher, hat im vorigen Jahre solch ein Blutbad angerichtet, von welchem ein Fluß roth gefärbt und das Wasser durch die Leichen gestaut wurde. Einige Norwegische Missionare entgingen der Gefahr, indem die Kaffern erklärten, sie wären so gut, daß sie ihnen nichts thun wollten. Später kamen sie selbst nach Port Natal zu den Missionaren und 50 aus ihnen sind getauft worden. Die neueste Station Emmaus am Drakenberge, auf einem dazu von der Regierung geschenkten Grundstücke, verspricht reichen Erfolg. Der blutige Moselakazze hat dem alten Missionar Moffat, nachdem derselbe eine glückliche Kur an ihm vollbracht, auf vieles Bitten gestattet, seinem Volke, das bisher keinen anderen Gott als ihn selbst anerkennen durfte, das Evangelium zu predigen. Ein reiche Erndte ist hier durch des Herrn Segen zu hoffen. —

Der zweite Tag unserer Pastoralconferenz beginnt jedesmal mit einer pastoralen Ansprache. Sup. Wagener aus Ziebingen redete zu uns aus 1 Ptr. 5, 1—4. Wir verzichten darauf, einen Auszug aus dieser tiefernsten Paräneſe zu geben; lieber stehe hier ein Wort aus derselben, das uns besonders angesprochen hat. „Weidet die Heerde Christi!" Es kommt darauf an, daß wir uns gewöhnen, unsere Gemeinen als Christi Heerde anzusehen; denn wenn wir das vergessen, werden wir kaum der Gefahr entgehen, zu verachten, was wir hochhalten, und zu hassen, was wir lieben sollten. Es ist so viel Uebertretung, so viel Gottvergessenheit, so viel Gottesfeindschaft in den Gemeinen, daß, wenn wir nicht wüßten, es ist Christi Heerde, wir viel zu frühe sprechen würden: wer böse seyn will, sey immerhin böse. Sage ich mir aber bei dem Hinblick auf meine Gemeine: es ist Christi Heerde, dann kann ich sie lieben, obgleich ich sie hassen möchte. Ich sehe den Preis an, um welchen sie erkauft ist, ich sehe den an, der da spricht: In die Hände habe ich dich gezeichnet, du bist mein. Das nimmt mir das Herz hin für sie, und ich merke dann auf den Befehl: Weidet die Heerde Christi, die euch befohlen ist. „Die euch befohlen ist", das ist ein Zusatz, der unsere ganze Beachtung verdient. Es ist eben eine Krankheit unserer Zeit, daß man so gern hinausgreift über die Gränzen des bestimmten Berufes und sich mit seiner Thätigkeit ins Allgemeine verliert, anstatt im

Einzelnen, im Kleinen recht treu zu seyn. Auch an Predigern fehlt es nicht, die viel lieber ihr Licht in der Fremde leuchten lassen, als daheim ihrer Heerde warten. Vor dieser Neigung, die viel verderblicher ist, als sie scheint, werden wir gewarnt durch das Wort: „Die euch befohlen ist.“ Es weist uns mit unserer Arbeit und mit unserem Gebete an die bestimmte Gemeine, und erinnert uns zugleich, daß ihr Blut von unseren Händen wird gefordert werden.“ —

Es folgte hierauf eine Besprechung: Ueber die Versagung des ehrlichen Begräbnisses. Die Versammlung war inzwischen sehr zahlreich geworden und es zeigte sich in ihr ein wahrhaft brennendes Interesse am Gegenstande, wie das in solchen Versammlungen von Geistlichen immer der Fall ist, wenn sichs handelt um Thaten und Entschließungen. Die es daran bisher haben fehlen lassen, kommen entweder zu einer Entscheidung oder sie versuchen es noch, sich gegen die Mahnung des Gewissens zu wehren; die anderen alle nehmen an diesem innerlichen Kampfe Theil, und so ist die ganze Versammlung in scharf gespannter Stimmung. So waren es zwar, wie gewöhnlich, auch in diesem Falle verhältnißmäßig nur wenige, die das Wort nahmen, während doch in aller Augen zu lesen war, daß alle Herzen brannten, und jeder zur Sache etwas zu sagen hatte. Der einleitende Vortrag von Past. Orth aus Berlin über diesen Gegenstand wird später in diesen Blättern abgedruckt werden. Bis dahin versparen wir auch den Bericht über die wichtige Besprechung, die sich daran anschloß.

Den Schluß unsrer diesjährigen Pastoralconferenz machten zwei Vorträge: Ueber das Extemporiren der Predigten. Es thut Noth, daß dieser Gegenstand immer wieder zur Sprache gebracht werde. Unter den Fragen, welche bei Gelegenheit der Generalvisitationen von den Geistlichen schriftlich zu beantworten sind, ist auch die wegen des Extemporirens. Da zeigt sich denn in manchen Synoden solch ein Verhältniß, daß nahe an die Hälfte der Geistlichen ihre Predigten nicht concipiren. Und zwar scheinen es vorzugsweise die gläubigen Geistlichen zu sein, bei denen sich die Neigung zeigt, sich von der Feder zu emancipiren. Solche Wahrnehmungen beweisen, daß man sich durch die Trivialität der Frage nicht abhalten lassen darf, sie immer von Neuem anzuregen. Hofpred. Dr. Krummacher aus Potsdam sprach sich mit Entschiedenheit gegen das Extemporiren aus. „Unsere Predigt ist nicht Missionsrede für Juden oder Heiden, auch findet sie keine fertige Gemeine, sondern hat den Unglauben und den Zweifel in der Gemeine zu bekämpfen. Sie soll von der Wahrheit überzeugen, den Willen bestimmen, und darf sich weder mit einem einfach evangelizirenden Aussagen, noch mit einem liturgisch doxologischen Erguß eines frommen Herzens begnügen. Um das Bewußtsein zu haben, daß sie Gottes Wort sei, muß sie aus dem Texte organisch erwachsen, und die specifischen Momente desselben im Zusammenhange mit der gesammten Bibellehre darlegen. Ist die Einheit des Textes gefunden, so gilt es, den Gegenstand in logischer Ordnung anschaulich und energisch durchzuführen, jeden Zweifel zu lösen, jeden Irrthum zu widerlegen. Auch die Sprache bedarf sorgsamer Behandlung, wenn sie nicht durch gewollte Popularität in Trivialität ausarten soll. Diese nothwendigen Erfordernisse zu erfüllen, dazu gehört Meditation, Conception, verbunden mit ernstem Beten. Nur im Falle der höchsten Noth darf man sich ein Reden aus dem Stegreife erlauben. Die Gründe, welche für das Extemporiren angeführt werden, daß die extemporirte Predigt unmittelbarer, wahrer, freier, wärmer sei, halten nicht Stich. Das sind gerade die Vorzüge, welche der unter ernster Geistesarbeit concipirten Predigt eignen, wenn sie nur nicht recitirt, sondern auf der Kanzel frei reproducirt wird.“

Sup. Dr. Sander aus Wittenberg unterschied zwischen einem Extemporiren ohne vorhergehende schriftliche Conception, aber nach ernster Vorbereitung durch Meditation und zwischen dem verwerflichen Extemporiren ohne alle ernstliche Vorbereitung. In treffender Weise beschrieb er die Lage, in welcher der Geistliche in diesem Falle sich gegenüber seinen Zuhörern befindet. „Er betritt die Kanzel im Zustande der Erwartung, wie und durch welche Gedanken er zu dem ihm unbestimmt vorschwebenden Ziele hingelangen soll. Wenn dann verwirrte Vorstellungen ihm durch den Kopf gehen, das strafende Gewissen und das Schamgefühl sich dazu gesellt: so wird sich eine krankhafte Spannung seines Geistes bemächtigen, in der er, wenn der Faden reißt, nach neuen Gedanken hascht. Das Entgegengesetzte tritt beim Hörer ein, Langeweile und Verdruß, der nur durch Mitleid gemildert wird. So büßt der Redner die Herrschaft über die Versammlung ein, und statt daß die Gemeine zu ihm hinaufrufen und sich mit ihm zum Lobe Gottes vereinigen sollte, ruft er ihr aus der Tiefe seines Jammers ein Ayez pitié, ich will es auch nie wieder thun, zu. — Wir dürfen uns nicht scheuen, die Predigt unter die Kategorie der Beredsamkeit zu stellen, und die vier Regeln, welche Cicero, Quintilian u. A. geben, gelten auch für die Predigt. Sie soll sein emendata, frei von grammatischen Verstößen, dilucida, logisch geordnet, apta durch Ausscheidung aller Gedanken, die nicht aus dem Thema erwachsen, ornata, würdig in der Sprache. 1 Cor. 2 streitet dagegen nicht; da redet der Apostel vom Stoff und nicht von der Form. Apollo wird als ein beredter Mann gerühmt und alle heiligen Schriftsteller gehen nur in hochgeschmückter, heiliger Rede voran.“

Diese Vorträge hatten den Grund gelegt zu einer eingehenden Besprechung; es fehlte aber dazu leider an Zeit. Nur einige Bemerkungen wurden hinzugefügt. Eine beistimmende von Past. Orth: Schleiermacher sage in einer seiner Vorreden, die Vollkommenheit einer concipirten Predigt sey eine andere, als die einer frei gesprochenen; wenn man aber seine geschriebenen Predigten aus der ersten Amtszeit mit den frei gesprochenen aus der späteren Zeit vergleiche, so zeige sich, daß selbst Schleiermacher, so hoch er es gebracht, es doch noch höher gebracht haben würde, wenn er in der strengen Zucht der schriftlichen Conception geblieben wäre. Past. Knak wies hin auf die Wichtigkeit des Gebetes. Wenn wir während der Meditation den Herrn abrängen, was wir der Gemeine geben, dann würden unsere Predigten auch mehr Eindruck machen. Paulus fordere Eph. 6, 19 die Gemeine auf, für ihn zu beten, daß ihm gegeben werde das Wort mit freudigem Aufthun seines Mundes; das sollten auch wir thun. —

Ja gewiß das eigne Beten und die Fürbitte der Gemeine sind mächtige Förderungsmittel der ev. Predigt. Auf der anderen Seite treibt auch grade die fleißige schriftliche Arbeit ins Gebet. Die Feder in der Hand, erkennt man erst recht seine Armuth, und das demüthigende Gefühl der Armuth treibt dann solche Gebete hervor, wie die:

Ach du mein Heiland Jesus Christ,
Der du mein Trost und Helfer bist,
Der du mir hilfst in allen Sachen,
Hilf mir doch meine Predigt machen.

Past. Kuntze schloß mit Gebet und Segen.

B. O.

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz. Druck von Trowitzsch und Sohn.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1857. Sonnabend den 25. Juli. № 59.

Die Juden und die christliche Kirche.

Dritter Artikel. (Schluß.)

Man erhält bei der buchstäblichen Auffassung die bedenkliche Folge, daß dann die Erfüllung der meisten Weissagungen ganz in die Zukunft gerückt wird. Diejenige Auslegung der Weissagungen kann unmöglich die richtige seyn, welche sie die achtzehnhundertjährige Vergangenheit der Kirche ignoriren läßt. Es ist das Natürliche, daß die Prophetie zunächst die nähere Zukunft ins Auge faßt. Dies Gesetz finden wir bei der Weissagung, sofern sie sich auf die Zeiten des A. B. bezieht, durchgängig beobachtet. Bei Jesaias z. B. bildet Babel nur den Untergrund, den Vordergrund nimmt Assur ein, die Weltmacht der Gegenwart und näheren Zukunft. Die Geschichte hat gegen die buchstäbliche Auffassung entschieden. Stellt sich in ihr die Auflösung der Kirche von dem äußeren Zion und Jerusalem dar, so kann auch dies nicht in der Weissagung gemeint seyn.

Die meisten Weissagungen, die man für die zukünftige Reichsherrlichkeit Israels geltend macht, gehören den vorexilischen Propheten an. Diese können um so weniger etwas beweisen, da sie eine äußere Erfüllung bereits bei der Rückkehr aus dem Exile gefunden haben. Sie sind in dieser Erfüllung nicht untergangen, aber in der Zeit des N. B. setzt sich die Erfüllung in anderer Form fort. „Nicht die Form des göttlichen Erbes ist es, was der Prophet vor Augen hat, sondern sein Wesen. Die Form ist unter dem N. B., wo die ganze Erde Canaan geworden ist, eine andere, das Wesen bleibt. An der Form aber zu kleben, ist ebenso widersinnig, als wenn jemand, der um Christi Willen Alles verlassen, mit ihm rechten wollte, daß er nicht dem Buchstaben seiner Verheißung gemäß, grade hundert Aecker, Brüder, Schwestern, Mütter u. s. w. wieder empfangen, Mr. 10, 30. Die Worte Gottes, die Geist und Leben sind, wollen mit Geist und Leben aufgefaßt werden."

Die Stellen, welche von einer Rückkehr Israels nach Zion in der Mess. Zeit reden, können schon deshalb nicht buchstäblich aufgefaßt werden, weil Zion in ihnen überall unbedingt als Sitz des Reiches Gottes erscheint. Diese centrale Bedeutung hatte Zion unter dem A. B. nur durch das locale Heiligthum. Daß dieß mit der Erscheinung Christi seine Würde verlieren werde, erklärte schon Jeremias in C. 3, 16. Mit dem Momente der Erscheinung Christi erhielt das Reich Gottes einen andern Mittelpunct, zu ihm verhielt sich der Tempel, wie der Schatten zum Wesen. Dasselbe gilt von den Stellen, wonach die bekehrten Heiden nach Zion ziehen werden, Stellen, deren buchstäbliche Auffassung auch schon deshalb ungereimt ist, weil man nach ihr gegen den Augenschein behaupten muß, daß die Erfüllung rein der Zukunft angehört. Zion erscheint bei Jesaias in C. 2 u. 66, 23, bei Micha und bei Sacharja unbedingt als die Stätte des Heiles für die Heidenwelt, so daß, wer nicht nach Zion zieht, am Heile keinen Antheil hat und dem Fluche verfallen ist, Sach. 14, 17—19, nur von Zion geht Gesetz aus und das Wort des Herrn von Jerusalem, wer es dort nicht holt, ist davon ausgeschlossen, Zion ist die einzige Stätte der Anbetung auf der ganzen Erde, also die einzige Stätte, wo man Gottes theilhaftig werden kann. Diese Consequenzen der buchstäblichen Auffassung muß man sich wohl vergegenwärtigen, ehe man sich zu ihr entschließt. Es handelt sich nicht darum, ob Jerusalem einst den bekehrten Juden zufallen und in dem Sinne eine Bedeutung für die ganze Kirche gewinnen wird, in dem einst Genf sie für die Reformirte Kirche besaß, Wittenberg für die Lutherische. Die Stellen, welche von der zukünftigen Verherrlichung Zions handeln, enthalten, wenn sie überhaupt buchstäblich gefaßt werden, ungleich mehr. Die Frage ist, ob Joh. 4, 21 seine Bedeutung verlieren, die Kirche ihren ökumenischen Character aufgeben wird. Die Vorliebe für die buchstäbliche Auslegung führt zuletzt zu einer Erneuerung ja Ueberbietung des von der Kirche längst überwundenen und ausgestoßenen judenchristlichen Irrthums.

Auch aus der Geschichte der Auslegung ergiebt sich für diese Auffassungsweise kein günstiges Vorurtheil. Wenn sie den Vorzug der größeren Gläubigkeit für sich in Anspruch nimmt, so dürfen wir nicht vergessen, daß sie im Wesentlichen die der Juden ist, mit der die der christlichen Kirche von Anfang an in Gegensatz getreten, daß in Folge dieser Auffassungsweise unser Heiland ans Kreuz geschlagen wurde. Auch der Name von J. D. Michaelis, welcher gegen die kirchliche Theologie diese Weise der Auslegung vertrat, wird ihr nicht zur Empfehlung gereichen. Noch weniger der Vorgang der namhaftesten rationalistischen Exegeten.

Nach diesen allgemeinen Vorbemerkungen wollen wir noch diejenigen alttestamentlichen Stellen, welche man besonders für die Erwartung der zukünftigen Israelitischen Reichsherrlichkeit anführt, einzeln ins Auge fassen.

„Micha — sagt Dr. v. Hofmann*) —, welcher des Tempels Zerstörung und seines Volkes Wegführung nach Babel vorhergesagt, sieht am Ende den Berg Zion über alle Machtsitze der Welt erhöht und sein Volk in das Land der Väter wiedergebracht, C. 4, 1. 7, 14." Wer aber verkennen wollte, daß in der ersteren St.: „Und es geschieht am Ende der Tage, da wird der Berg des Hauses des Herrn festgegründet seyn auf der Spitze der Berge und erhaben vor den Hügeln, und es strömen zu ihm Völker. Und es gehen viele Heiden und sprechen: Kommt, laßt uns emporziehen zu dem Berge des Herrn und zu dem Hause des Gottes Jakobs" u. s. w. das Hinzuströmen der Heiden zu der Kirche geschildert wird, wie es mit der ersten Erscheinung Christi seinen Anfang nahm, würde gegen den Augenschein streiten. Eben weil die Erfüllung hierin klar vorliegt, kann unter dem Berge des Hauses des Herrn nicht das materielle Zion verstanden werden. Die Geschichte hat gegen diese Erklärung entschieden. Aber auch abgesehen von der Erfüllung wird die geistliche Auffassung dadurch nahe gelegt, daß die Berge in der heiligen Schrift so ganz gewöhnlich Symbol der Reiche sind. Nach dieser Symbolik wird der Tempelberg Symbol des Reiches Gottes unter Israel seyn. Für diese geistliche Auffassung des Berges spricht auch, daß die Erhöhung ohne Zweifel uneigentlich zu fassen ist, der Gedanke der: das Reich Gottes wird in Zukunft über alle Weltreiche erhöht werden. Es würde wenig passend seyn, die Erhöhung uneigentlich zu nehmen, unter dem Berge aber den natürlichen Berg zu verstehen.

In der zweiten St. C. 7, 14 heißt es: „Weide dein Volk mit deinem Stabe, die Schaafe deines Erbtheiles, also daß es alleine wohnet, im Walde inmitten des Karmel, beweiden mögen sie Basan und Gilead, wie in den Tagen der Urzeit." Die Unmöglichkeit, die Verheißungen in Cap. 7 auf das bekehrte Judenvolk der Zukunft zu beziehen, die Nothwendigkeit, den Blick auf das Israel der christlichen Kirche zu richten, tritt z. B. in V. 12 klar hervor. Wenn es dort heißt: „Ein Tag ist's, da man kommen wird zu dir von Assur und den Städten Aegyptens, und von Aegypten bis zum Strome, und zu Meer von Meer, und zu Berg von Berg", so ist der Gedanke die zukünftige Weltherrschaft des Volkes Gottes, und vergeblich würde jeder Versuch seyn, einem einzelnen Theile zuzueignen, was so unläugbar dem Ganzen angehört. Nicht genug, daß das Volk Gottes von der Knechtschaft der Welt frei wird, wie im Vorigen angekündigt worden, es wird das Ziel der Sehnsucht der Völker, auch der mächtigsten und feindlichsten, der Magnet, der sie an sich zieht. Aus der Zahl der Heidenvölker werden zuerst Assur und Aegypten namentlich genannt als die beiden Hauptrepräsentanten der Feindschaft gegen das Reich Gottes in der Gegenwart und Vergangenheit, zugleich als die beiden mächtigsten Weltreiche in der Zeit des Propheten. Dann werden durch das: von Meer zu Meer und von Berg zu Berg, s. v. a. von

*) Schriftbew. S. 75.

jedem Meer zu jedem Meere u. s. w. überhaupt alle Schran-ken hinweggenommen. Wenn man die Erfüllung solcher Verheißungen in der Geschichte der Kirche Christi läugnen wollte, wenn man sie rein der Zukunft überwiese, so würde man nicht weit mehr von dem Jüdischen Wahne von einem zukünftigen Messias entfernt seyn. Ebenso deutlich beziehen sich auch V. 15 — 17 auf die großartigen Siege der Kirche des N. T. Es wäre gar seltsam, wenn die bereits vorliegenden Erfolge außer Augen gelassen, seltsam, wenn die „Auswahl", mit den zwölf Aposteln an der Spitze, und was sich an sie anschloß, ignorirt und nur die bis jetzt Verstockten beachtet würden. Man müßte an der Prophetie irre werden, wenn dies geschähe. In solchem Zusammenhange wird die richtige Auffassung von C. 7, 14 die seyn: der Gedanke des sicheren und ungestörten Glückes der Geschütztheit gegen die Weltmacht, welche in den langen und bangen Jahrhunderten vor Christo dem Volke Gottes hart zusetzte, nimmt aus den früheren Verhältnissen Israels Fleisch und Blut an. Der Wald inmitten des Karmel kommt als geschützter Platz in Betracht, Gilead und Basan als weidereiche Gegenden.

„Wenn Obadja oder Joel ihrem Volke Gutes verheißen — wird ferner gesagt*) — nennen sie den Berg Zion und Jerusalem die Stätte, wo die, welche sich dort befinden, vor dem Gerichte über die Völkerwelt sicher geborgen sind."

Die futuristische Auffassung von Ob. V. 17 — 21 scheitert aber schon daran, daß die Edomiter, die Philister, die Kanaaniter schon längst von dem Schauplatze der Geschichte verschwunden sind, für die buchstäbliche Erfüllung also keine Möglichkeit mehr vorliegt. Wenn es in V. 17 heißt: Und auf dem Berge Zion wird Errettetes seyn und er ist heilig und es besitzet das Haus Jakobs ihre (der Heiden) Besitzungen," so ist die Erfüllung in der siegenden Gewalt zu suchen, welche das Reich Gottes durch Christum erhalten hat. Wir haben auch hier den Gegensatz von Reich Gottes und Welt. Juda und Joseph erscheinen nicht als eine einzelne Abtheilung des Volkes Gottes, sondern als das alleinige Gottesvolk. Zion stellt sich als die alleinige Stätte der Errettung und die Weltherrscherin dar. Die buchstäbliche Auffassung würde zur Verläugnung des Artikels von der heiligen allgemeinen Kirche führen. Die Juden stellen sich nach ihr als die Herren der ganzen Welt dar.

Aus Joel kommt die St. C. 3, 5 in Betracht: „Und es geschieht, jeder welcher anruft den Namen des Herrn wird errettet; denn auf dem Berge Zion und zu Jerusalem wird Entronnenes seyn, wie der Herr gesprochen, und unter den Beschonten ist, wen der Herr beruft." Mit vollem Rechte bemerkt hier Chr. B. Michaelis: „auf dem Berge Zion und in der Kirche des N. T." Man kann auch hier bei der buchstäblichen Auffassung von Zion und Jerusalem nicht bleiben ohne den Glauben an eine heilige allgemeine Kirche zu gefährden. Jerusalem stellt sich als die einzige Stätte des Heiles dar. Außerhalb Jerusa-

*) v. Hofmann S. 75.

ms ist nur die dem Reiche Gottes feindliche Welt, welche den Gerichten des Herrn unterliegt. Besonders deutlich aber stellt ch heraus, daß unter Zion und Jerusalem die Kirche zu verehen, wenn wir auf die Gliederung der Weissagung Joels einehen und die einzelne Stelle im Zusammenhang mit dem Ganzen betrachten. Die Strafdrohung für das entartete Israel eht bis C. 2, 17. Daran schließt sich die Heilsverkündung is zu C. 3, 2. Die Begnadigung beginnt damit, daß Gott en Lehrer zur Gerechtigkeit sendet. Es folgt reicher Segen, ls die Spitze desselben die Ausgießung des Geistes. Dann bis m Schluß die Verkündigung der Gerichte über die Feinde der Gemeinde Gottes. Der Prophet gibt zuerst in V. 3 u. 4 e Vorzeichen des großen und furchtbaren Tages des Herrn n. Darauf weist er in unserm V. auf das einzige und unedingt sichere Mittel hin, an diesem Tage zu bestehen. Endlich childert er in C. 4 das Gericht selbst. So gewiß nun als Christus der wahrhaftige Lehrer zur Gerechtigkeit ist, die Verheißung der Ausgießung des Geistes den Anfang ihrer Erfüllung am ersten Pfingstfeste gefunden hat, das Gericht über die Feinde in dieser Begnadigung der Gemeinde ihren Grund hat – ist die Gemeinde des Herrn wieder Gegenstand seines Wohlgefallens geworden, besonders in Folge der Ausgießung seines Geistes über sie, so kann es nicht anders seyn, als daß Er sie gegen die verfolgende Welt schützt und an ihr rächt —: so gewiß auch muß die Bewahrung, von der in V. 5 die Rede, mit dem Anfange der Ausgießung des Geistes beginnen, so gewiß können Zion und Jerusalem, welche als die alleinigen Bergungsstätten erscheinen, nur als Symbol der Kirche in Betracht kommen. Wer dieß läugnet, der müßte auch die Sendung des Lehrers zur Gerechtigkeit und die Ausgießung des Geistes der Zukunft zuweisen.

„Jesaias — wird ferner gesagt — ist dessen gewiß, daß zuletzt ein heiliges Volk in Jerusalem wohnen wird, C. 4, 3." Daß aber in dieser St. Zion und Jerusalem als der Mittelpunkt des Bundesvolkes in der Zeit des Propheten das Ganze desselben repräsentirt, erhellt schon daraus, daß am Schlusse von V. 2, der hier wiederaufgenommen wird, von den Entronnenen Israels die Rede war. Die Erfüllung begann mit der ersten Erscheinung Christi, mit der die Stellung des wahren geistlichen Israels zur Welt wesentlich und fundamental verändert wurde. Die „Heiligen," das war schon eine Art von Eigennamen der Gläubigen des Apostolischen Zeitalters. Die Verheißung würde in der Luft schweben, wenn nicht der Anfang ihrer Erfüllung mit der Gründung der Kirche Christi zusammenfiele, ihre Fortsetzung durch alle Jahrhunderte derselben hindurchginge.

„Jehovas heiliger Berg — wird ferner gesagt —, wohin ein verstreutes Volk aus allen Weltenden wiederkehrt, ist jene Stätte des Friedens, wo unter der Herrschaft des anderen David selbst das wilde Thier kein Leides mehr thut, Jes. 11, 9. 11." „Man wird nicht böse handeln und nicht sündigen auf meinem ganzen heiligen Berge — heißt es in Jes. 11, 9 — denn voll ist die Erde von Erkenntniß des Herrn, wie Wasser das Meer bedeckend. Der sich mit denn anschließende zweite Theil des Verses paßt nur dann zu dem ersten, wenn der Berg Zion geistlich verstanden und als der geistliche Wohnsitz aller Bewohner der Erde gedacht wird. Daß er die Kirche repräsentirt, darauf führt auch das Verhältniß von V. 9 zu V. 6—8. Nach diesen V. soll alles Feindliche und Verderbliche in der unvernünftigen Natur aufhören. Diese Veränderung betrifft, wie schon die Beziehung auf 1 Mos. 1 zeigt, die ganze Erde. Es ist danach unmöglich, daß die Veränderung in der vernünftigen Schöpfung, deren Widerschein diese ist, blos einem einzelnen Punkte angehöre.

So hat sich uns also das Resultat ergeben, daß die Schriftbeweise für die zukünftige „Reichsherrlichkeit Israels" auf unrichtiger Deutung beruhen. Es treten dieser Theorie aber auch noch andere gewichtige Bedenken entgegen.

Man legt ein großes Gewicht darauf, daß Israel als Volk bekehrt werden soll, man erwartet Großes für das Reich Gottes von einer zukünftigen Entwickelung der Nationalität des bekehrten Israel. Das ist die Grundlage von allem Anderen. Dagegen muß aber schon das Bedenken erwecken, daß die Christliche Kirche durch alle Jahrhunderte nicht daran gedacht hat, die bekehrten Juden in besondern Gemeinden zu vereinigen, die Scheidewand zwischen ihnen und den Heidenchristen aufrecht zu erhalten. Wäre jene Theorie richtig, so wäre das ihre heilige Pflicht gewesen und daß sie durch alle Zeiten solcher Pflicht nicht genügt und sie verkannt, ja keine Ahnung von ihr gehabt haben sollte, das ist von vornherein sehr unwahrscheinlich. Was aber noch mehr ist, wir müßten dann erwarten, das das N. T. eine ausdrückliche Anweisung zu solchem Verfahren ertheilte. Eine solche liegt nun aber in keiner Weise vor. Im Gegentheil der h. Paulus lehrt so entschieden und nachdrücklich die völlige Aufhebung des Unterschiedes zwischen Juden und Heiden, daß seine Aussprüche, wenn diese Theorie richtig wäre, zum mindesten dem Vorwurfe der Unvorsichtigkeit unterliegen würden. Durch die bis auf die Apostel zurückgehende Schuld der Christlichen Kirche würde es nun gekommen seyn, daß die Erstlinge des Volkes und seine edelsten Glieder, die von der Apostolischen Zeit an sich zu Christo bekehrten, unterschiedslos unter den Heidenchristen verschwunden, von dem Zusammenhange mit ihrem Volke abgeschnitten und der herrlichen Prärogativen verlustig geworden sind, welche demselben eigenthümlich seyn sollen. Den Spätlingen würde es zum Vortheil gereichen, daß sie so lange im Unglauben geblieben sind. Sie haben dadurch das Jüdische Geblüt rein erhalten und können nun an der Israel zukommenden Königs- und Priesterherrlichkeit theilnehmen. Liegt es da nicht viel näher anzunehmen, daß die Entscheidung der Kirche in ihren besten Zeiten die richtige gewesen und daß die Zukunft der Bekehrten aus Israel nach ihrer Vergangenheit zu beurtheilen sey? Dafür spricht auch die unläugbare Thatsache, daß die Proselyten aus dem Judenthum bis auf den heutigen Tag, trotz jener modernen so vielfach an sie herantretenden und ihrem alten Jüdischen Menschen so angenehmen Theorie, eine entschiedene Abnei-

gung dagegen haben sich untereinander zusammenzuthun, daß in ihnen je ächter ihre Frömmigkeit ist, um so mehr der Trieb vorwaltet sich unterschiedslos in der Christlichen Gemeinschaft zu verlieren und in ihr die Heilung der Schäden zu suchen, welche ihnen aus dem lange Jahrhunderte von einem ungöttlichen Principe beherrschten Gesammtleben erwachsen sind.

Man hat sich aber wohl schwerlich klar gemacht, was es mit der Jüdischen Nationalität auf sich hat. Es war der hohe Vorzug Israels keine Nationalität im gewöhnlichen Sinne zu besitzen. Von seinem Stammvater Abraham an wurzelte seine Nationalität in der wahren Religion, in dem Reiche Gottes. Grade damit das Volk Gottes keine ordinäre Nationalität habe, wurde das Reich Gottes nicht unter einem schon vorhandenen Volke gegründet, wurde Abraham als ein Einiger berufen und dann zu einem Volke gemehrt. Was diesem Volke seinen specifischen Charakter aufprägte waren einzig und allein die großen Thaten Gottes. Eben deshalb war das Ende dieser Nationalität als eines besonderen mit dem Erscheinen Christi gegeben. Da wurde der Typus der Israelitischen Nationalität allen Völkern aufgeprägt, welche in die Kirche Christi eingingen. Dadurch erhielt sie und erhält sie bis auf den heutigen Tag ihre wahre Glorie. Die ungläubigen Juden fielen ab von ihrer wahren Nationalität und bildeten sich eine neue, deren Mittelpunkt der Christushaß ist. Diese letztere muß mit ihrer Bekehrung völlig schwinden, die ursprüngliche aber ist Gemeingut aller Christen geworden. Der Versuch doch noch eine besondere Nationalität für die Juden zu gewinnen würde zur Erneuerung unvollkommner und dürftiger Formen führen, welche die Entwickelung der Christlichen Kirche bereits abgestoßen hat.

Der Herr endlich weist uns an, auf die Zeichen der Zeit zu achten. Diese sind der modernen Theorie nichts weniger als günstig. Nach ihr sollte man erwarten, daß die Jüdische Nationalität mehr und mehr einen kräftigen Aufschwung nähme, das Volk sich mehr und mehr als geschlossenes Ganzes darstellte. Davon liegt aber das grade Gegentheil vor Augen. Es ist unverkennbar, daß das Volk zerbröckelt. Erhielte es völlige bürgerliche Gleichstellung, so würde dies noch rascher erfolgen. Aber auch so geht es unaufhaltsam voran. Das einzige nationale Band, der falsche Glaube, hat an allen Orten, wo die Juden in die Bewegung der Zeit eingegangen sind, die Macht über die Gemüther verloren, und was auf den Märkten des Lebens sich Bahn gemacht, das dringt nach und nach unaufhaltsam auch in die entferntesten Winkel. Unter Umständen, wie die vorliegenden, ist der Gegensatz zwischen der Bekehrung der Nation als solcher und der Bekehrung der Individuen ein unhaltbarer. Mehr und mehr kommt die Sache dahin, daß nur noch Jüdische Individuen vorhanden sind. Mehr und mehr werden die Juden verflochten in die Theilnahme an dem Leben der christlichen Völker, unter denen sie ihren Aufenthalt haben, und wenn man sie unbekehrt oder bekehrt nach Palästina führen wollte, so würde schon jetzt, wo die Zersetzung ihren Lauf noch nicht vollendet hat, ein seltsames Durcheinander von Fragmenten der verschiedensten Nationalitäten die Bildung eines Staates unmöglich machen.

Es bleibt uns jetzt für den letzten Artikel noch übrig, die hier schon berührte gegenwärtige Lage der Juden näher zu betrachten, zu untersuchen, wie sie sich zu den begründeten Hoffnungen der Kirche verhält und was die Kirche zu thun hat, um die Realisirung dieser Hoffnungen herbeizuführen. Es würde dem Verf. aber sehr erwünscht seyn, wenn ein Anderer ihm diesen Theil der Arbeit abnähme, wie es ja überhaupt dringend zu wünschen ist, daß in diesen Blättern sich häufiger die Stimme solcher vernehmen lasse, die ein Herz für diese Reichssache haben und die in ihr aus Erfahrung reden und zeugen können.

Skizzen aus der Neumark.

Wenn man von den lieblichen, gesegneten Gefilden Schlesiens aus die Neumark betritt, wird man noch eine kurze Strecke lang durch Natur und Volk an die verlassenen Gegenden erinnert. Ein schmaler Strich in den Kreisen namentlich von Guben, Sommerfeld, Züllichau bildet gleichsam eine Uebergangsprovinz. Die Höhen, welche hier den vielfach gewundenen Oderstrom meilenweit begränzen, erfreuen das Auge mit dem anmuthigen Bilde ununterbrochener Wein- und Obstpflanzungen; im Munde der Landleute klingt noch die treuherzige, Schlesische Mundart vor; die Kleidung gefällt durch Sauberkeit und einen gewissen anständigen Geschmack; das Benehmen des Volks hat etwas Zutrauliches, Offenes, Herzliches. Hier findet sich, vorzugsweise vor den übrigen Gegenden der Neumark, ein geweckter religiöser Sinn, regsamere Phantasie, nicht ohne einen starken Hang zum Grübeln in Glaubenssachen; und als ein guter Erbtheil der Väter viel kirchliche Sitte, Strenge der Sonntagsfeier, Respect vor dem göttlichen Wort, fleißiger Besuch des heiligen Abendmahls, so daß die Zahl der jährlichen Communicanten in der Regel die Zahl der Seelen erreicht, zuweilen übertrifft. Leicht erwerben hier sectirerische Bewegungen einen kleinen Anhang; gern zeigen sich Winkelprediger, die auf eigene Hand dem Pastor ins Amt pfuschen, sich an die Seelen heranmachen, und nicht selten dem Geistlichen sehr unbequem werden, Streitigkeiten, Trennungen veranlassen; aber bei alledem doch helfen, das religiöse Leben in Fluß und Thätigkeit zu erhalten.

Je tiefer man in die Neumark eindringt, desto entschiedener tritt andere Eigenthümlichkeit des Landes und Volks hervor. Kiefernheiden steigen auf und bedecken in endloser Eintönigkeit den wellenförmigen, mitunter hügligen Boden, nur daß hier und da der klare Spiegel eines kleineren oder größeren Landsees das Auge angenehm überrascht. Die dürftigen Fluren, selten von fruchtbaren Stellen durchzogen, oft in wüste, steppenartige Flächen verlaufend, zeugen von dem mühsamen, kargen Leben ihrer

evölkerung. Von Zeit zu Zeit künden unabsehbare Kartoffelder und ragende, beinahe das ganze Jahr hindurch rauchende chornsteine eine herrschaftliche Brennerei an.

Eine Ausnahme von diesem durchgehenden landschaftlichen haraktер der Neumark macht nur der schmale Strich des Barthe- und Oderbruchs. Hier dehnt sich eine, bis an den Horizont durchsichtige, weder von Hügeln noch massenweisem Gehölz unterbrochene Ebene aus, besäet mehr mit Landhäusern, s mit Dörfern, berühmt durch Fruchtbarkeit und Bodencultur. lles macht hier den Eindruck der Wohlhabenheit, selbst des eichthums; hier steigt auch der Luxus in Kleidung und Hausräth, die Gewohnheit eines behaglicheren Herrenlebens von ahr zu Jahr. Selbst die Abstammung der Einwohner, deren orfahren größtentheils als Colonisten zur Zeit Friedrichs II. s dem südlichern Deutschland hieher verpflanzt sind, trägt mit zu bei, Allem ein, von der eigentlichen Neumark ganz verschiedenes Gepräge aufzudrücken.

In dem Charakter des eigentlichen Neumärkischen Landanns spiegelt sich gleichsam die einförmige, karge Natur seines odens ab. Hier findet sich Nichts von dem zur Musik, zur oesie geneigten Sinn des Schlesiers, Nichts von dessen lebhaftem, für Geschmack und Schönheit, wie für jegliche geistige nregung leicht empfänglichem Gemüth. Er ist durch und durch n Nützlichkeitsmensch; sein Blick ist lediglich auf das Solide, eale, auf den rein materiellen Werth der Dinge gerichtet; die orm an sich hat gar kein Gewicht für ihn. Wenn der ärmste chlesier seine Blumen in einem kleinen Gärtchen vor dem nfe, oder wenigstens, reicht seine Armuth nicht weiter, in ichen Töpfen im Fenster seiner Hütte pflegt; so verachtet der eumärkische Bauer dergleichen als Mühe raubende, Nichts einingende Tändelei. Mit den Granitblöcken, welche vielleicht Sündfluth von den Gebirgen Skandinaviens abhob und auf n Eisbergen der Polargegenden südwärts trieb und hier im ande vergrub, und die er mühsam aus seinem Acker herausäbt, umzäunt er, über ihren Ursprung völlig gleichgültig, seine ecker, bauet die Fundamente seiner Häuser; es wird ja auch e Masse um Nichts brauchbarer, daß er weiß, welchen Erdschütterungen er sie verdankt, welcher Epoche Zeugen sie gewesen sind.

Die Abgeschlossenheit seiner, mehr noch durch die Beschaffenheit der Wege, als durch Entfernung von einander geschiedenen Dörfer; die monotone Natur ringsum; die einförmige, ühsame Arbeit, mit der Jahr aus Jahr ein dem dürftigen oden die nothwendigsten Lebensbedürfnisse entrungen werden: lten seinen Geist in einer gewissen selbstgenügsamen Ruhe. ie Alles, was ihn umgibt, bewegt er sich nicht gern aus dem wohnten Gleise. Daher die Unlust zu Neuerungen jeder Art, es müßte denn durch sichere Erfahrung ein Vortheil dabei herauskommen; dies zähe Festhalten des Erworbenen, seyen es Ansichten oder materielle Güter; der Starrsinn, mit dem er hängt an dem, was er von Kindheit an kennt und wie er es kennt. Und von Außen her tritt kaum irgend woher eine Anregung in sein Leben. Kommt er, Geschäfte halber, in die kleinen, armseligen, schlechtgebauten Städte seines Kreises, so findet er auch hier Alles eng, knapp, spießbürgerlich; weder ein großartiger Handelsverkehr empfängt ihn, noch wird seine Aufmerksamkeit durch prächtige, in erhabener Architectur aufgebaute Kirchen oder großartige Denkmäler der Vorzeit gereizt; er nimmt nicht einen einzigen, Staunen oder Nachdenken erweckenden Eindruck mit in sein einsames Dorf.

An Etwas wenigstens in der reichen Schöpfung Gottes will der Mensch sich erfreuen; diese Freude ist eine rechtmäßige, nur daß sie durch den Geist Gottes geheiliget werde. Bei dem Neumärkischen Bauer concentrirt sich all' diese Freude, beinahe naturgemäß, auf seinen Besitzstand. „Verdienen", sagte einer der gewitzigteren und zugleich der respectabelsten Bauern, „Verdienen sey doch das Hauptwort und müsse überall groß geschrieben werden." Und in der That steht dies Wort, wenn auch nicht über der Hausthür, doch über der Herzensthür des Neumärkischen Landmanns mit großen Buchstaben eingegraben, und wird am schwersten, auch bei dem Erweckten, ausgelöscht. Allerdings macht die Lage des Bauern in der Neumark, dem nicht Niederschlesiens reicher Gartenboden zur Verfügung steht, eine durchgehende Sparsamkeit und bis ins Kleinste gehende Rechenkunst ihm zur unabweislichen Pflicht, wenn er nicht unvermerkt ein liederlicher Wirth werden und verarmen will. Aber diese ursprünglich ehrenwerthe und jedem Christen wohlanständige Sparsamkeit ist grade mit dem durch viele Ursachen in neuerer Zeit steigenden Wohlstand in Geiz ausgeartet. Mit dem zunehmenden Besitz wächst die Sucht, reich zu werden, in furchtbarer Progression. Und die da reich werden wollen, fallen in Versuchung und Stricke, und viel thörichte und schädliche Lüste, welche versenken die Menschen ins Verderben und Verdammniß. Mehr wie vor jeder andern Sünde wird grade vor der Mammonsknechtschaft von dem heiligen Geist des Breiteren und Gründlichen gewarnt. Denn Geiz ist eine Wurzel alles Uebels. Beinahe kein anderes Laster macht das Herz so unangreifbar, so steinern und eisern. Trunksucht ist ein schändliches Ding und trägt mit Recht ihr Kennzeichen an der Stirn; wer in einer Gemeinde gelebt hat, wo die Trunksucht herrschte, oder auch in eine Polnische Bauernwirthschaft gerathen ist, wo allzuhäufig die Liebe zum Branntwein jede bessere Lebensregung verschlingt, und Armuth, Schmutz und allerhand wüstes Wesen nach sich zieht; der kann wohl mit tiefem Grauen vor diesem Laster er-

füllt werden und den Mäßigkeitsvereinen nur allen möglichen Erfolg wünschen. Indeß ein Bedauern muß es doch erwecken, wenn Enthaltsamkeitsleute in ganz unevangelischer Bornirtheit das Heil der Welt von der Abschaffung des Branntweins erhoffen und die Christlichkeit lediglich nach dem Eifer messen, mit dem man sich ihren einseitigen Bestrebungen hingiebt. Leichter allerdings ist es, an einem einzelnen, in seinen Wirkungen so sehr sich selbst strafenden und in seinen traurigen Folgen so leicht zu zeichnenden Laster zum Ritter zu werden: als an der Wiedergeburt des ganzen Menschen zu arbeiten.

Nun ist in der That Trunksucht und Lust zu groben Ausschweifungen nicht gerade ein Zug im natürlichen Character des Neumärkischen Bauern. Aber ist denn damit Alles abgemacht? Grade der stets wachsende Mammonsdienst ist eine viel gefährlichere Sündenknechtschaft: gefährlicher, weil er mit äußerer Zucht, Arbeitsamkeit, Nüchternheit, Gehorsam gegen menschliche Ordnung, gewohnheitsmäßigem Kirchengehen sich nur allzuwohl verträgt und so recht im Stande ist, ein Grab, in dem nur Moder und Todtengebeine liegen, äußerlich schön auszuschmücken. Der Geiz ist darum gefährlicher, weil er sich selber zu belohnen scheint, seinen Mann reicher und damit in den Augen der Leute achtungswerther macht; der Mensch hat von Natur Respect nicht vor einem Trunkenbolde, aber vor dem Reichthum.

So befinden sich genug Landgemeinden in der Neumark, denen man beim ersten Anblick nichts Besonderes vorwerfen kann. Der Kirchenbesuch ist nicht ganz schlecht; der Abendmahlsbesuch zwar nur mittelmäßig, denn die Zahl der Abendmahlsgäste erreicht in der Regel kaum die Hälfte der Seelenzahl, aber das ist in der ganzen Gegend nicht besser und alte Gewohnheit; die Leute sind fleißig und thätig, von ehrbarem, ruhigem, gemessenem Aeußern, und wissen über ihre Sachen, Dank sei dem gehobenen Schulunterricht der Neuzeit und der Kunst des jetzigen Lehrergeschlechts, nicht unverständig zu reden; bei Trauungen und Taufen, Leichenbegängnissen und Erntefeiern sind die unnützen Gastereien allmälig möglichst beschränkt; es lehrt ja auch eine einfache Berechnung, daß daran erspartes Geld viel nützlicher verwendet werden und, anders angelegt, weit bessere Zinsen tragen könne; außerdem sammeln sich bei großen, Tag und Nacht dauernden Festlichkeiten viel unnütze, beschwerliche Gäste aus der ganzen Armuth des Dorfs, die zuletzt das Meiste forttragen und nicht einmal dafür danken, sondern thun, als sei es ein Recht, von dem Tisch des Reicheren die Hand zu füllen. Sectirerische, unruhige Köpfe, welche nur Spaltungen anrichten und in die gewohnte Ruhe und Friedlichkeit des Lebens Störungen hineintragen, giebt es nicht. Zu christlichen Liebeswerken bekommt man, namentlich wenn es geschickt angefangen wird, auch noch einen, wiewohl mäßigen, Beitrag zusammen. Was läßt sich nun Erhebliches gegen das Alles vorbringen? Nichts, als das Eine, was freilich Viele nicht vermissen werden, und was doch bei einem Christen und einer christlichen Gemeinde irgendwie zu spüren seyn müßte, niemals ganz fehlen sollte, nämlich das demüthige Herz, dem Gnade vom Herrn widerfahren ist. Statt dessen entdeckt man ein völlig ungebrochenes, pharisäisches Herz, voller Selbstgerechtigkeit, Härte und Dünkel. Wie so selten ist es doch, daß Einer nach seiner Seelen Seligkeit eine Frage thut; und es ist eine sichere Erfahrung, so lange die Leute in der Gemeinde noch nicht kommen und fragen und horchen, wo sie Etwas der Art hören können, ist es ein Zeichen, daß sie satt und reich sind, und die Decke noch vor ihren Augen hängt. Warum öffnet sich denn ihr Mund, wenn geredet wird von Winter und Sommer, Frost und Hitze, Säen und Ernten, was auch gute und des Gesprächs würdige Sachen sind, aber doch nicht den ganzen innern Menschen ausfüllen dürfen? Warum stockt und schweigt die Zunge, wenn einmal so gelegentlich von Glaubenssachen die Rede ist, gänzlich, oder macht das Alles mit ein paar wohlfeilen Phrasen ab! Wo Nichts im Herzen ist, kann freilich Nichts herauskommen.

Der Schlesier, in dem das Slavische Blut sich nicht verleugnet, wird leicht ein Genußmensch; vor dieser Versuchung bewahrt den Neumärkischen Bauern schon eher seine ruhige, überlegte, berechnende Art, alle Dinge anzusehen; er erwirbt, um zu besitzen, nicht, um zu genießen; aber eben diese Berechnung, in der der Besitz den Maaßstab bildet, drängt sich in alle seine auch die edelsten menschlichen Verhältnisse ein. Man merkt es bei seinen Ehebündnissen. Hier dreht sich Alles um die Frage nach größerer oder geringerer Mitgift; Verlobungen scheitern oft kurz vor ihrem Abschluß, weil eine vortheilhaftere, einträglichere Parthie sich darbietet. Oft gränzt die ganze Verhandlung sehr nahe an ein bloßes Kaufgeschäft, wo von dieser oder jener Seite etwas zugelegt wird, bis die Sache abgeschlossen werden kann. In solcher Lebensauffassung darf man keineswegs einen löblichen und gesunden Gegensatz gegen Sentimentalität finden, d. i. gegen eine Gefühlsweise, der aller Gehalt christlichen Ernstes und christlicher Zucht mangelt; diese Sentimentalität freilich überläßt der Bauer dem halbgebildeten Städter, dem schlechte Romane und eine verschrobene Humanitätstheorie Kopf und Herz verdreht haben: sondern es tritt darin Nichts hervor, als der platte, materielle, durch Erziehung und Gewohnheit verdickte Egoismus. Das ist ja eben ein Zeichen von der angeborenen Krankheit unserer Natur, daß, wo sie nicht von der Gnade angefaßt, durchdrungen, bewegt und erleuchtet worden ist, sie entweder in Sentimentalität oder empfindungslose Härte übergeht, wenn man die äußersten Spitzen der Krankheit bezeichnen will. Man könnte nun meinen, daß bei solcher Art, die Ehe zu schließen, sehr oft ein unglückliches eheliches Leben sich bilden werde. Daß ist aber keineswegs der Fall, selbst nicht, wo auch nur äußerst selten vorkommt, wenn von der einen oder der andern Seite ein falscher Calcul gemacht worden ist. Anträge auf Ehescheidung gehören zu großen Ausnahmen. U

erklärt sich dieß auch eigentlich leicht. Das abgeschlossene
ben des Neumärkischen Bauern hat seine christliche Moralität
r der Untergrabung durch frivole Zeitideen doch insoweit be-
ahrt, daß er es mit einem kirchlichen Gelübde noch zu ernst
mmt, um es leichtsinnig zu brechen; auf Befriedigung beson-
rer Herzensbedürfnisse macht er keinen Anspruch, und für un-
itze, eheliche Zänkereien und Grillen haben Mann und
eib bei ihrer anstrengenden tüchtigen Arbeit nicht Zeit und
cht Lust übrig; in der Hauptsache, zu erwerben, und das Er-
orbene immer zu vermehren, sind beide Theile einig, und
enso in der Scheu, in das Gerede der Leute zu kommen, in
r ganzen Nachbarschaft herumgetragen zu werden; endlich
mmt noch der bedeutende Kostenpunkt hinzu, um deßwillen es
ch doch auch verlohnt, etwas Geduld zu haben. So gehet
nn das häusliche Leben seinen ruhigen, gleichförmigen Gang,
nd der Pfarrer hat keine besondere Veranlassung, seelsorgerisch
sich einzumischen. Allerdings fehlt etwas, aber dieß läßt
ch nicht so gelegentlich hinzuthun, weil das Bedürfniß danach
icht vorhanden ist, einem nicht entgegenkommt. Friede ist da,
ber fleischlicher Friede; und daß dieser verklärt werde durch
en Frieden Gottes, durch die Gemeinschaft im heiligen Geiste:
azu bedarf es einer gänzlichen Verneurung des inwendigen
Menschen.

Dieser fleischliche Friede, der seinen Schwerpunkt in einem
chern, soliden und gleichmäßigen Besitzstand findet, charakterisirt
berhaupt das gesellige Leben des Neumärkischen Bauern; ge-
ade beim Bauer findet man diesen Zug aufs Schärfste ausge-
rägt. Der Bauer hat ein stolzes, selbstgenügsames Bewußt-
eyn. Er wird nicht niedergeschlagen, oder neidisch erbittert durch
ie Vergleichung mit dem begüterten Edelmann; denn er ver-
leicht sich überhaupt nicht mit diesem. Dessen ganze Lebens-
phäre und die seinige trennen sich in seiner Vorstellung gänz-
ch von einander, gleichwie zwei Kreise, die keinen einzigen Punkt
it einander gemeinsam haben. Wo sich der Neid gegen den
Rittergutsbesitzer bei dem Bauer eingebürgert hat, zeugt das
hon von einem verkommenden Bauerthum, wo fremde Lebens-
edürfnisse, Gewohnheiten und Sitten anderer Stände sich ein-
isten, das richtige Verhältniß der Ausgabe und Einnahme
tören, den Genuß über die Arbeit stellen, und die letztere zu
iner verächtlichen Sache machen. Solchem miserabeln Bauer-
hum steht der Neumärker in der Abgeschlossenheit und Gleich-
örmigkeit seines Lebens glücklicherweise noch fern. Ihm gilt es
och für eine Ehre, Bauer zu seyn und zu heißen; der stolz
lingende und doch so nichtssagende Titel: Bauergutsbesitzer, ist
och nicht heimisch geworden. Bei ihm kommt zu dem Bewußt-
eyn ausreichenden Besitzes, der seinen Mann nährt, noch das
Gefühl hinzu, diesen Besitz zu beherrrschen; nicht blos die Wirth-
chaft zu haben, sondern auch zu verstehen, Knechte und Mägde
egieren und ihnen in jeder Arbeit vorangehen zu können. Auf
einem Hofe ist er der Herr, und ein so gewichtiger Herr, als
s nur einen in der Welt geben kann. Er freut sich in vollem

Maaß der Freiheit, von der ein alter berühmter Dichter sagt: „Wohl dem Menschen, dem der Himmel ein Stück Brot bescheert, wofür er keinem Andern als dem Himmel selber zu danken hat.“ In dieser Freiheit fühlt er sich ganz, voll, behaglich. An Allem, was ihn umgiebt, den vollen Scheuern, dem glänzenden Vieh, den gefüllten Laden und Truhen, klebt sein Schweiß, seine Sparsamkeit, sein Verstand, kurz seine ganze bäuerliche Tugend. Darum kann derselbe Mann, der anderwärts blöde, linkisch, ängstlich erscheinen mag, so breit, so sicher, mit solchem Vollgewicht in seinen vier Pfählen dastehen. „Sehen Sie,“ sagte Einer, „ich bin auf meinem Hof, was der erste Graf im ganzen Königreich ist; wenn ich meine Steuern bezahle, und das thue ich, so brauche ich vor keinem Menschen den Hut zu rücken, wenn ich nicht will.“ Darum, bei dieser Sicherheit in sich selber, hat er es noch nicht für nöthig gehalten, seinen wachsenden Wohlstand in besserer Kleidung und Lebensweise zu zeigen. Während bei dem dürftigeren ländlichen Handwerker, zumal in Dörfern, wo ein Dominium mit seinem Anhang von höhern und niedern Beamten und Dienern vorherrscht, vornehmere städtische Mode mit Macht einreißt und Flitterstaat aller Art, namentlich bei den Weibern und Töchtern, die Blöße der Armuth glänzend verdecken soll: lächelt der besonnene Bauer in seinem billigen Rock spöttisch über solche Thorheit. Sein Kleid ist sein Feld, sein Vieh, sein Haus und Hof. Daran mag man sehen, was er für ein Mann sei; wer da lobt, gewinnt ihn. Das ist seine Eitelkeit; und wer es über sich bringen kann, was freilich nicht eines Jeden Sache ist, ihn dabei zu fassen, vermag es auch wohl, zu allerhand christlichen Zwecken ein größer Stück Geld ihm abzudringen, als er nach seinem Herzen gegeben hätte. „Die in Z. haben so viel gethan, und ihr in A., die ihr doch wenigstens eben solche Leute, wenn nicht ganz andere seid, werdet euch doch nicht übertreffen lassen;“ so etwas schlägt leicht. Aber, wie gesagt, es gehört ein eigenthümlicher Sinn dazu, solche Mittel in Bewegung zu setzen. Eine Beschämung der Art hat doch ein ganz anderes Fundament, als die christliche Beschämung, deren der Pfarrer gar wohl sich bedienen kann. Es ist ein Fundament aus Sand, das sich selber verurtheilt.

Das ganze gesellige Zusammenleben solcher soliden, in sich gefestigten Leute, die mit so ruhigem, behaglichen Blick selbstgefällig um sich schauen, und deren ganzer Ideenkreis ziemlich von der kleinen, engen Welt erfüllt wird, die sie beherrschen, die ihr materielles Eigenthum ist: muß naturgemäß den Stempel fleischlichen Friedens tragen, und trägt ihn auch in der Regel. Der ruhige, berechnende Sinn des Bauern vermeidet, so viel es sich thun läßt, alle Störung, die sich da hineindrängen will. Aber da in dieser Welt voll Sünde Störungen nicht ganz ausbleiben, und fleischliche Friedenslust wohl aufflackernde Zwietracht zu vermeiden weiß, aber doch nicht mit einem begnadigten Herzen voller Buße und Liebe das verborgen um sich fressende Gift unschädlich zu machen versteht: so pflegt sich bald

einmal in solch ein pharisäisches Herz allerhand Gehässigkeit, Lust an übler, umherschleichender Nachrede, Sucht zu sarkastischem Spott und witzelnden Reden, Wohlgefallen an heimlicher Denunciation und mancherlei Falschheit gegen den Feind einzunisten. Man zieht es da immer vor, den Gegner heimlich zu kränken; man will ihn nicht ruiniren, denn der eigene gute Ruf käme dabei übel fort; aber er soll nicht ohne Schaden bleiben. Alles das aber kann sehr wohl immer mit einem äußerlich guten Benehmen unter einander bestehen; und dadurch mag ein Unkundiger völlig über den innern Zustand getäuscht werden. Man würde sehr irren, wenn man in idyllischer Thorheit bei dem Bauer, weil ihm die äußere glatte Form höflicher Erziehung fehlt, nur Offenheit, Biederkeit, Wahrhaftigkeit wollte erwarten. Der natürliche Trug des menschlichen unwiedergebornen Herzens kann unter jeder Außenseite verborgen liegen. Derbheit zeugt noch nicht von einer aufrichtigen Seele, so wenig als Höflichkeit von einer falschen. So viel aber ist richtig und kommt hierbei in Betracht, daß keine Sünde schwerer zu heilen ist, als die, welche das Verstecken liebt. Man läuft häufig Gefahr, das Gift noch tiefer hineinzutreiben, wenn man mit Gewalt gut machen will, was sich doch nicht so rasch gut machen läßt. Hier kann nur helfen, wenn der Herr die Herzen zu sich bekehrt und von innen heraus in der Wiedergeburt des ganzen Menschen die verborgenen Schäden ausheilt.

Nun hat aber jeder Mensch außer der Seite seines Lebens, mit der er die täglichen Geschäfte verständig berechnet und damit ordnungsmäßig umgeht, die Ursachen und ihre Wirkungen begreift und beides in der Gewalt hat, oder zu haben vermeint: noch eine andere, mit der es ihn drängt, auf das Geheimnißvolle, Unerklärliche, alle menschliche Gewalt und Einsicht Ueberragende hinzuschauen. Der Christ sieht in der Schöpfung die Allmacht und den Odem Gottes leben und weben, daneben aber auch Alles, was durch die Sünde des Menschen hineingekommen ist von Grauenhaftem, Zerstörendem, Verzerrtem. Er erkennt es wohl, daß die Natur nicht mehr so ist, wie sie aus den Händen des Schöpfers hervorging, und daß durch sie ein ängstliches Sehnen und Warten auf die Offenbarung der Freiheit von dem vergänglichen Wesen hindurchgeht. Aber er erholt sich von dem Allen, womit ihn Solches ängstigt, in der Gemeinschaft mit dem Herrn Jesu, der ihn erlöst hat, und bei dem er immer neue Ruhe findet. Wo aber das Gemüth durch den Glauben noch nicht völlig freigemacht worden, und auch noch unangerührt ist durch die frivole Mechanik und Atomistik der modernen Wissenschaft, die nach dem Ausspruch jenes Französischen Astronomen auch nicht einmal der Hypothese vom Daseyn Gottes mehr bedarf: da sieht es gern, wie das antike Heidenthum, in allem seinem Ursprung nach Dunkelem etwas Zauberhaftes, Dämonisches; und verfällt leicht in Aberglauben. U[m] vom Aberglauben liegt im Neumärkischen Landmann ein starker Zug, der im ganzen Kreise seines Lebens sich geltend mac[ht] Glück und Unglück weissagt er aus dem Flug der Vögel [und] ihrem Geschrei, aus ungewöhnlichen Insectenschwärmen, [aus] dem Zug und der Gestalt der Wolken, aus mancherlei Erscheinungen an den himmlischen Gestirnen. Wird sein Vieh krank, läßt er es gern besprechen, Scharfrichter und kluge Frauen spielen dabei eine große Rolle; er sichert es gegen Hexerei und böse Blick, auch gegen Schaden bringendes Lob zumal neidischer Menschen durch mancherlei mystische Vorkehrungen. Die Urheber von Diebstählen, Feuersbrünsten und andern Verbrechen sucht er durch Gebrauch des Erbschlüssels zu errathen. [Bei] Krankheiten wendet er gern und neben den gewöhnlichen Mitteln noch heimliche sympathetische Kuren an. Er hält sich Amulete, Zauberbriefe, die schuß- und stichfest machen, und sucht sich dieselben bei Gerüchten von Mobilmachungen und drohenden Kriegen mit Eifer zu verschaffen. Bei Hochzeiten, Kindtaufen und Begräbnissen werden unter der Hand allerhand Gebräuche beobachtet, die Glück bringen oder Unheil verhüten sollen. Kurz sein ganzes Leben ist mit solchen ans Heidnische gränzenden Dingen durchwoben. Die kümmerliche, nur auf der Oberfläche hinstreifende Vernunftweisheit wird davon wenig, trotz alles Streitens gegen Aberglauben und Gespensterfurcht, hinwegnehmen; nur die Gnade in Christo Jesu kann die dunkle Seite des menschlichen Gemüths durchleuchten und verklären.

In dem Vorhergehenden ist nun vorzugsweise der freie, selbstständige Bauer ins Auge gefaßt, und ganz mit Recht, da er der eigentliche Träger des ländlichen Charakters ist. Der Zahl nach aber bilden die Hauptmasse unter den Landbewohnern der Neumark die herrschaftlichen Tagelöhner, deren Lage, soweit sie etwas Eigenthümliches hat, wohl betrachtet zu werden verdient, wäre es auch nur, um einen kirchlichen Nothschrei zu erheben. Ihre Lage ist eine klägliche; nicht, äußerlich betrachtet; denn so viel sie nothdürftig an Nahrung und Kleidung brauchen, erwerben sie; sie wohnen in den herrschaftlichen Tagelöhnerhäusern, holen ihr Holz aus den herrschaftlichen Haiden, können ein Schwein mästen, eine Ziege, mit unter eine Kuh halten, und haben es oftmals besser, als die arme hungernde Handwerker in den Städten. Aber ihr Elend läßt sich in dem Wort aussprechen: Sie haben keinen Sonntag!

(Schluß folgt.)

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz. Druck von Trowitzsch und Sohn.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1857. Mittwoch den 29. Juli. № 60.

Skizzen aus der Neumark.

(Schluß.)

Der Mensch lebt nicht von Brot allein, sondern von einem jeglichen Wort, das durch den Mund Gottes gehet; aber es scheint beinahe, als ob diese armen Leute nur auf das irdische, kärgliche Brot zu ihrer Nahrung hingewiesen seyen. Die Alten wissen es nicht anders, und die Jugend sieht und lernt es von Eltern und Müttern nicht anders. Tag für Tag, Sonntag wie Werkeltag, gehet vom Morgen bis zum Abend ihre Arbeit fort; ist es nicht im herrschaftlichen Dienst, so ist es im eigenen; denn was sie für sich selber auf ihrem Stück Kartoffel- oder Gasland zu arbeiten haben, dazu wird ihnen nur am Sonntag Freiheit gegeben; am Sonntag giebt ihnen die Herrschaft die nöthigen Wirthschaftsfuhren, am Sonntag wird ihnen gepflügt, am Sonntag graben sie, pflanzen sie, ernten sie, führen ihre Ernte heim; eine andere Zeit ist ihnen nicht erlaubt. Am Sonntag verkaufen sie das erworbene Getreide in der nächsten Stadt; am Sonntag fahren Händler aller Art durch die herrschaftlichen Dörfer, weil sie an diesem Tage allein mit den Tagelöhnern Geschäfte machen können. Das Schlimmste bei dem Allen ist beinahe das, daß jene armen Leute diesen Aegyptischen Sonntagsfrohndienst, durch Gewohnheit abgestumpft und verhärtet, kaum noch als eine Last empfinden. Könnten sie sich auch einen Sonntag oder einen halben hin und wieder frei machen, so ist das ganze Leben doch schon so irdisch geworden, daß sie die Zeit lieber in kleinlicher, fauler Geschäftigkeit, in einem trägen, verdrossenen Herumlungern verbringen. Vielen fehlt selbst die Lust, am Tage des Herrn sich festlich zu kleiden; man sieht sie häufig zur Kirchzeit in ihrem schmutzigen Werkeltagsanzug müßig im Zimmer oder auf dem Hofe umherstehen. Das träge Hinvegetiren, dies Leben in einer beständigen geistigen Dämmerung ist schon so bei ihnen in Fleisch und Blut und in ihr innerstes Wesen hineinverwachsen, daß es selbst den, allerdings sehr wenigen, Herrschaften, die selber christliches Leben führen und die Kirche nicht bloß mit Worten, sondern mit der That ehren, unglaubliche Mühe macht, ihre Tagelöhner dazu heranzuziehen. Natürlich ist da, wo die Herrschaften an solchen Versuch gar nicht denken, vielmehr selber das Haupthinderniß sind, auf eine wohlthätige Aenderung viel weniger zu hoffen. Ein patriarchalisches Verhältniß, wovon heutzutage mit so großer Vorliebe gesprochen wird, ist bei solchen Umständen nur eine selbstgefällige Phrase; denn den Leib allenfalls satt machen, die Seele aber zum Darben zu verurtheilen, ist ein sehr schlechter Patriarchen-Sinn. Seitdem nun die Güter reine Handelswaare geworden sind, oft auffallend schnell aus einer Hand in die andere übergehen, der zeitweilige Besitzer nur daran denkt, das hineingesteckte Capital so hoch als möglich zu verwerthen: ist es mit dem gedachten Verhältniß eher schlimmer geworden. Viel besser kann es freilich früher auch nicht gewesen seyn, sonst wäre es gar nicht so weit gekommen. Woher nun aber die Hülfe? Denn gleichgültig kann man doch an dem todtkranken Mann nicht vorübergehen. Von den Pastoren ist, so viel läßt sich wohl voraussetzen, gegen jenen Schaden Israels gewiß vielfach geeifert; aber wie man sieht, ohne besondern Nutzen. Manch einer ist auch mit der Zeit müde und matt geworden, und läßt die Sache gehen, wie sie will; unterdeß thut er sein Amt mit Seufzen. Aber weshalb hat denn die Mühe der Pastoren, die doch nicht Alle stumme Hunde (Jes. 56, 10) gewesen sind, die nicht strafen konnten, so wenig oder Nichts gefruchtet? Es liegt wohl darin, daß bei uns die Kirche, als solche, keine Macht mehr ist in dem Gewissen und Bewußtseyn des Volkes. Man hat so lange auf die Vergeistigung der Kirche hingearbeitet, daß sie beinahe Leib und Geist verloren hat; man hat so lange an dem Objectiven darinnen gerüttelt, Alles so sehr subjectivirt, daß der Pastor am Ende in der Meinung der Leute Niemanden mehr repräsentirt, als sich selber; und darum scheint seine Stimme so dünn zu klingen gegen den Ruf der Tausende und aber Tausende, die Anderes begehren, auch oft mehr Ansehen in der Welt haben und ganz andere Geltung und Macht. Ein Polnischer katholischer Knecht oder Tagelöhner im Großherzogthum feiert den Sonntag und außerdem alle möglichen Heiligen- und Apostteltage, wallfahret zu den Jesuiten-Missionspredigten viele Meilen weit; und niemals darf ihn sein Herr daran hindern, und wollte er es: der Knecht weiß, daß er in seiner Frömmigkeit an seiner Kirche einen Schutz findet, den man nicht ungestraft verspotten darf; er kennt seine Kirche als eine reale Macht auf Erden und weiß, daß Gottesdienst vor Herrndienst geht, und nicht umgekehrt. Nun hat unsere Kirche die ganze Macht der reinen evangelischen Lehre; daß diese Lehre wieder eine objective Geltung bekomme für das Gewissen der Pastoren, der Lehrer, der Gemeinden, daß daraus ein lebendiger, kräftiger, kirchlicher Organismus sich herausbilde, dessen Wirksamkeit jeder, der in Kirche steht, hoch oder niedrig, Knecht

oder Herr, zu seinem Heil und Segen, oder auch zu seiner Buße empfinde, das möchte zunächst als die Hauptsache zu erbitten und zu erarbeiten seyn. Dann wird sich manches Andere von selber finden. Seiner Kirche, aber nicht dem Einzelnen, hat der Herr den Sieg über die Macht der Welt und des Fürsten der Finsterniß verheißen. Die Kirche ist aber auch noch mehr, als das pietistische Wirken einzelner, gegen einzelne Schäden gerichteter Vereine, das an sich ganz löblich seyn mag. —

Der eigenthümliche nationale Charakter eines größern Volkstheiles steht ebenso wie das Temperament der einzelnen Person unter der Providenz Gottes, und findet, von den Wirkungen der Gnade durchdrungen und geheiliget im Reich Gottes, seine besondere, grade ihm zukommende, von ihm auszufüllende Stätte. Der Neumärkische Volkscharakter scheint, wo er unter die Herrschaft des Geistes Gottes gestellt wird, für eine gleichförmige, ruhige Entwicklung angelegt. Es wird etwas Stilles, Geduldiges daraus, wie das in den Worten einer gläubigen Bäuerin, die durch Heimsuchung Gottes einen großen Theil ihrer Habe verloren hatte, an der das Herz des Bauern so sehr hängt, etwa sich ausdrückt: „Hat der Herr mir doch noch meine Kinder gelassen", sagte sie, „dafür mußte ich zunächst ihm danken, als der erste Schreck vorüber war. Da bin ich denn hingekniet vor meinem Bett und habe gesagt, wenn es mir heilsam ist, so lege nur immer noch mehr Kreuz auf." Es wird wohl etwas in einem engen Kreise sich Bewegendes, lediglich auf das Praktische Gerichtetes werden, kein Grübeln und Kopfzerbrechen über Dogmen, daher auch keine Geneigtheit zur Separation, sofern sie bloß mit der Lehre zusammenhängt. Das Altlutherthum hat deshalb nur an den Gränzen, wo bereits andere Stimmungen influiren, einigermaßen Wurzel geschlagen; der Baptismus, trotz aller seiner Anstrengungen, darf sich schwerlich viel Aussichten machen.

Dahingegen scheint recht mit dem Neumärkischen Wesen, seiner ganzen Sitte, Gewohnheit, eigenthümlichen Lebensauffassung eine geistliche Einwirkung zu passen, die von einer gewissen Seite her, in nicht mehr ganz unbedeutender Entfaltung, sich geltend macht: nämlich von Seiten der Brüdergemeinde. Ihre Thätigkeit in dieser Gegend datirt seit etwa 60 Jahren, und begann zunächst im Warthebruch unter sinnesverwandten Colonisten. Dann drang sie allmälig in die von den Pastoren der Landeskirche gemachten Breschen still und geräuschlos ein, und hat nachgrade in einer ganzen Reihe von Dörfern kleine Diaspora-Gemeindlein gebildet, die zum Theil dadurch Zuwachs bekommen, daß hin und wieder erweckte, zum Glauben gekommene Leute, da ihnen von geistlicher und weltlicher Obrigkeit verwehrt wurde, untereinander erbauliche Zusammenkünfte zu halten, sich, lediglich anfangs um dazu gesetzliche Freiheit zu haben, an die Brüdergemeinde anschlossen. Anderwärts sind unter ähnlichen äußern Umständen, bei verschiedener Individualität und massenweiserer, nicht so sporadischer Erweckung, allerlei sectirerische Separationen entstanden. Hier herrschte mehr ein pietistischer Drang vor; und einer irgendwie confessionellen Richtung wurde nun durch den Anschluß an die Brüdergemeinde von vornherein jeder Lebensnerv abgeschnitten; denn gegen alle solche Bestrebungen steht die Brüdergemeinde, als die eigentliche Unionsgemeinde, in starkem Gegensatz, so leicht sie auch sonst mit allen möglichen Richtungen in der Kirche sich zu stellen weiß. Das liegt in ihrem rein pietistischen, auf das subjective Erweckungsgefühl der einzelnen Seelen das alleinige Gewicht legenden Sinn.

Somit wurden jene Leute allerdings in der Kirche festhalten und dienten nun leicht für Alles, was in derselben durch diese oder jene Ursach, wenn auch noch so spärlich, erweckt wurde zu einem festen Anschließungspunkt. Häufig fühlen sich nur erweckte, im Zustand geistlicher Kindheit befindliche Seelen, die viele entwachsen diesem Zustand niemals recht, vereinsamt in der großen kirchlichen Gemeinschaft, wo bald der trennende Unterschied der socialen Stellung, bald der große sich breit machende Haufe der Weltkinder, dessen Geschrei den Markt des Lebens erfüllt, bald auch ein ungeistlicher Pastor, und Anderes was vielleicht nur ihrem Geschmacke grade nicht zusagt, sie in ihrer gemüthlichen Weise unangenehm berührt. Hingegen treffen sie im Anschluß an die Brüdergemeinde dort Alles an, was sie begehren.

Hier ist eine kleine, mehr gewählte Zahl, eine gewisse heimelnde Beschränkung des Kreises, die mitunter auch dem frommen Hochmuth gefällt. In den Muttergemeinden sind sie, wenngleich in einer, manche Seiten des naturgemäßen Lebens ausschließenden und pietistisch knappen Form, doch eine solche Gestaltung und Verleiblichung christlichen Lebens, wie sie unsere Kirche keineswegs aufzuweisen hat. Auf unsere Hauptstädte kann man doch Niemanden, als auf die Hütte Gottes bei den Menschen hinzeigen! Aber die Gemeindeorte der Brüderkirche erscheinen den zerstreuten Gliedern als ein, wiewohl unvolles und schwaches, Abbild des himmlischen Jerusalems, der geistlichen Mutter. Hier sind die erwünschten täglichen Morgen- und Abendversammlungen, zur Erbauung, zur Stärkung in der Heiligung, zum Unterricht, zur Belehrung über den Zustand ihrer Brüder in der Welt; und nicht etwa besucht von einem kaum nennenswerthen Bruchtheil der Gemeinde, sondern von möglichst Vielen. Hier sind die äußern Anfechtungen der Welt mit ihrer Lust und ihrem verführerischen Reiz kaum zu spüren, und die innere Weltmacht wird durch die vielfältige Gebetsgemeinschaft und die specielle, von verhältnißmäßig zahlreichen geistlichen Kräften getragene Seelsorge leichter gebrochen. Da häufig Zusammenfluß von Leuten, die unter den entlegensten und entgegengesetztesten Himmelsstrichen, und allerhand Nationen, Völkern und Sprachen das Reich Gottes kennen gelernt oder selber im Weinberg des Herrn gearbeitet haben, und allerlei geistliche wie Weltbildung zu erwerben Gelegenheit hatten. Ist über den ganzen Ort und die ganze Gemeinschaft ein gewisses sauberes, anständiges Wesen ausgegossen, was an allen, auch an den untersten Gliedern hervortritt, keinen Proletarierschmutz, keine Bettlerlumpen, nichts Wüstes, Rohes aufkommen läßt, und worin doch auch eine Wirksamkeit des göttlichen Geistes

Menschen sich offenbart. Alles das zusammen, namentlich aber im Schmuck der Feste angesehen, wird auf jedes christliche Gemüth einen wohlthuenden Einfluß, auf manche Individualität aber einen unwiderstehlichen Reiz ausüben, solcher Gemeinschaft näher anzugehören. „Es ist doch auch", sagte ein schon gebildeter Neumärker, der sich zu der Brüdergemeinde hielt und einige Zeit an einem Gemeindeorte verweilt hatte, „dort Alles ganz anders, als in unserer Kirche. Namentlich gilt das von den Geistlichen. Wie viele giebt es nicht von den Pastoren in der Kirche, die das Wort des Apostels Röm. 12 keineswegs für ihre Person in Anwendung bringen — Stellet euch nicht dieser Welt gleich! — Wie viele nehmen nicht Theil an Gesellschaften rein weltlichen Geistes, sitzen bis in die Nacht am Spieltisch, machen alle und jede Lustbarkeit mit, wodurch sie Vielen ein Aergerniß geben. Wenn sie dann auch Gottes Wort am Sonntag predigen, ist es, als ob ihm die rechte Kraft fehle und es sey nur so hingesprochen." Und so ganz Unrecht scheint der Mann nicht geredet zu haben. Der Pfarrer stellt gleichsam das öffentliche Gewissen der Gemeinde dar, und es wird sein schwarzer Rock von Vielen, aus einem natürlichen Instinct, sehr ungern gesehen; denn er erinnert durch sich selber an mancherlei Dinge, die sehr unbequem für die weltliche Gemüthlichkeit sind. Wenn aber dies öffentliche Gewissen sich in die Form und den Ton der Welt, diesen angenehmen, über alles Ernstere und Tiefere hinwegspielenden, verhüllt; wenn es sich in die ganze Art und Weise der Welt schickt und findet, als sey es ganz Einer Ihresgleichen geworden, nirgends störend auftritt, in einer gewissen aalglatten Weise überall durchschlüpfend: dann ist das Salz dumm geworden! —

Was sich nun in der Neumark an die Brüdergemeinde angeschlossen hat und anschließt, wird in der Gemeinschaft durch die Diasporapflege bewahrt. Der Pfleger besucht die zerstreuten Brüder, bestellt da, wo an einem Ort die Zahl es einigermaßen thunlich erscheinen läßt, einen Stundenhalter, der in den Erbauungsstunden eine Predigt liest und ein Gebet spricht, welches Alle knieend mitbeten. Diese Stundenhalter, aus der Mitte der Landleute genommen, unterliegen nun der specielleren Seelsorge Seitens des Pflegers und werden des Oefteren zu gemeinsamen Besprechungen convocirt, die zugleich als Prüfung über ihren Wandel und ihre Leistungen dienen.

Diese ganze Thätigkeit der Gemeinde ist eigentlich eine missionirende; selbst der Name der Diaspora für ihre zerstreuten Glieder deutet darauf hin, daß sie gedacht werden als das geistliche, in der ungläubigen, von Gott entfremdeten Welt hin und her zersprengt lebende Israel. Diese Anschauung ist auch in der That bei den zerstreut lebenden Brüdern lebendig; sie fühlen sich als Fremdlinge in der kirchlichen Gemeinde, wo sie geboren und erzogen sind, gebunden aber in ihrem Herzen an die Gemeindeorte des herrnhutischen Kirchleins. Der Pfarrer ihres Wohnorts tauft, unterrichtet, confirmirt ihre Kinder, bei ihm

gehen sie zum Tisch des Herrn, er segnet ihre Ehen ein, begräbt ihre Verstorbenen; aber ihr eigentliches Herzensinteresse gehet auf ihre Versammlungsorte, gehet auf die Brüdergemeinde. Der Person ihres Pfarrers gehört ihre Sympathie grade nur so viel oder so wenig, als er selber eine nähere oder fernere Stellung zur Brüdergemeinde einnimmt. Es ist keine äußere, aber in mancher Beziehung innere Separation. Sie nehmen lieber an den Chorfesten der Brüdergemeinde, als an den Festfeiern ihrer Kirche Antheil; dorthin gehen hauptsächlich ihre Liebesgaben, ihre Missionsopfer, nicht ohne den weiteren Grund, daß dorthin nur Kinder Gottes beisteuern, zu den gewöhnlichen kirchlichen Vereinen aber auch allerlei Leute, was nun freilich, wie ja die Sache oft ganz äußerlich getrieben wird, nicht unrichtig ist. Sie lernen die Lieder der Brüdergemeinde, üben ihre sanften Melodieen ein. Mit einem Wort, ihr ganzer Sinn gehört nicht der Landeskirche, sondern jenem Kirchlein der herrnhutischen Gemeinden an.

Bis jetzt ist die Zahl dieser zerstreuten Glieder verhältnißmäßig noch sehr gering, aber unläugbar im raschen Zunehmen begriffen, und wird, je mehr überhaupt erweckteres Leben sich zu zeigen beginnt, um so schneller wachsen.

Man kann sich nach einer Seite wohl darüber freuen, gemäß dem Wort des Apostels: Wenn nur Christus verkündiget wird, so freue ich mich darinnen und will mich auch freuen. Aber zum Nachdenken treibt es doch, was unserer Landeskirche wohl fehlen mag, daß so viele ihrer bessern Glieder keinen rechten Frieden in ihr haben; und wie dem zu helfen sey.

Nachrichten.

Aufruf um Hülfe für die erste Einrichtung eines Diakonissen-Hospitals zu Alexandrien.

Als der Unterzeichnete in diesem verflossenen Winter seiner leidenden Gesundheit wegen zu Cairo in Nord-Afrika war, so wurde er von den General-Consuln Englands und Preußens, im Einverständniß mit dem schwedischen General-Consul gefragt, ob wir ein Diakonissen-Hospital in Alexandrien errichten möchten zur Aufnahme ihrer kranken Matrosen und anderer Kranken, sowohl Protestanten, als von andern Confessionen.

Das Europäische Hospital in Alexandrien, welches ursprünglich nur für 25 Kranke eingerichtet worden, sey so überfüllt, daß gegenwärtig einige 60 Kranke darin lägen. Daher habe der Vorstand desselben in diesen Tagen alle Europäischen Regierungen, die in Alexandrien vertreten sind, aufgefordert, außerordentliche Unterstützungen und Beiträge zu geben zur Erweiterung des Hospitals, oder zu einem Neubau. Nun haben die im Hospital pflegenden Röm.-Katholisch barmherzigen Schwestern sich so mit Proselyten-Macherei abgegeben, daß die Englische Regierung schon seit längerer Zeit keine besonderen Beiträge mehr für's Haus gegeben hat. — Obige General-Consuln wünschten nun, daß ihre Lands- und Glaubens-Genossen auf ihren Kranken- und Sterbebetten liebevoll an Leib und Seele gepflegt, aber nicht mehr mit Proselyten-Macherei gequält würden.

Daher fänden sie es am passendsten, wenn gerade jetzt ein Diakonissen-Hospital neben dem Europäischen entstände. Sie versprächen, bei ihren Regierungen darauf anzutragen, daß eine außerordentliche Unterstützung zur ersten Einrichtung des neuen Hospitals und jährliche Beiträge bewilligt würden. Für die Matrosen werde ohnehin, wie auch im Europäischen Hospital, täglich ein bestimmter Pflegesatz bezahlt werden.

Was sollte ich machen, lieben Freunde? Durfte ich ihre Bitte abschlagen? Sagt! Durfte ich sie abschlagen? Diese Bitte, die uns die Gelegenheit darbot, unsere kranken Religions-Genossen in jener hochwichtigen Stadt Afrika's in ihrem Glauben zu schützen und zu stärken, in jener Stadt, die einen so riesenhaften Aufschwung nimmt, daß sie nicht blos ein Mittelpunkt des Handels im Mittelmeer, sondern auch der Haupt-Verbindungspunkt zwischen Indien, Australien und Europa wird, wohin daher Massen Europäer, auch eine Menge Protestanten jetzt hinströmen, — eine Stadt, wo einst das Christenthum unter einem Clemens, Origenes, Athanasius u. A. so mächtig blühte, daß es von hier aus durch ganz Aegypten, ja bis Abyssinien und Mohrenland hineinleuchtete.

Seit der Eroberung Aegyptens durch die Muhamedaner im achten Jahrhundert wurde die Christliche Kirche in den Staub getreten, die freilich schon längere Zeit durch Mönchthum und krassen Aberglauben verdüstert worden war.

Ein volles Jahrtausend schmachten die 4—5 Millionen Einwohner nun schon unter der Finsterniß des geisttödtenden und herzverdumpfenden Islam. Wie das von Natur begabte Volk verschmachtet, gleich Schlachtschafen, vor Allem das weibliche Geschlecht, das in tiefster Geistes-Unwissenheit, selbst im Religiösen, gehalten wird, habe ich diesen verflossenen Winter 4 Monate lang in Cairo und Alexandrien beobachtet.

Noch ist zwar ein glimmender Docht von dem Licht des Christenthums übrig geblieben, nämlich die Kopten, dieser Rest der alten, eingebornen Christen, 250,000 an der Zahl. Aber ihr Licht brennt so schwach und trüb, durch tausendjährige Menschensatzungen und Accomodation an den Islam verfinstert, daß es dringendst der Reinigung und Erhaltung bedarf.

In Alexandrien wird nun in diesem Herbst durch den Eifer der dortigen Deutschen, Schweizerischen und Holländischen Protestanten, durch die großmüthige Unterstützung Sr. Majestät, unsers theuersten Königs, und durch die Hülfe des Gustav-Adolph-Vereins, und des Berliner Jerusalems-Vereins ein Evangelischer Geistlicher angestellt werden, so daß dort endlich zum ersten Male nach tausendjähriger Nacht ein Doppelleuchter evangelischen Lichts als ein heller Morgenstern leuchten wird. Ein Doppelleuchter, sage ich, weil im vorvorigen Jahr auch eine Englisch-bischöfliche Kirche daselbst eingeweiht worden ist.

Da wird nun unser Diakonissen-Hospital eine treffliche Stütze an dem Deutschen Geistlichen, (der auch Französisch predigt), erhalten; aber auch die Deutsche Gemeinde wird an unserm Hospital eine erwünschte Zuflucht für ihre Kranken und Elenden finden.

Auch der vielen armen Findlinge hoffen unsere Schwestern sich dann erbarmen zu können, deren eine große Zahl dort von gottlosen Müttern ausgesetzt, und nicht selten am Meeresstrand von Hunden angefressen gefunden wird. — Soweit ihre Zeit erlaubt, werden sie auch die koptischen und andre Christen, selbst Muhamedaner, in ihren Wohnungen besuchen, pflegen und mit Arznei bedienen helfen.

So habe ich denn in Gottes Namen diesen Frühling noch während meiner Anwesenheit in Aegypten das Haus eines Türkischen Pascha zu Alexandrien zum Hospital gemiethet für 7500 Piaster (416 Thlr.), im gesundesten Theile der Stadt, im Türken-Viertel gelegen, kaum 50 Schritte vom Meere, mit vielen schönen Zimmern im obern Stock und zwei Höfen.

Dieses Haus bedarf aber nun einer vollständigen Einrichtung vom Keller bis zum Söller, auch noch mancher Reparaturen, was mit der Aufstellung von 30 Betten, und der Errichtung einer Apotheke über 3500 Thaler kosten wird, ganz abgesehen von obiger Miethssumme.

Wenn wir nun auch einen Beitrag zur ersten Einrichtung von obengenannten 3 Regierungen hoffen dürfen, und unsers Königs Majestät wieder großherzig zu einer Unterstützung Aussicht gegeben, so bleibt doch der bei weitem größte Theil der Einrichtungskosten uns zu bezahlen, von den vielen Hundert Thalern für Ausrüstung und Reisekosten von 4 Schwestern, 1 Hülfswärter, und 1 Magd, die noch dazu kommen, gar nicht zu reden.

Woher nun das Geld nehmen? Woher? fragt ängstlich der Kleinglaube. Doch wir verzagen nicht. Unsers Gottes Schatzkammern sind sehr reich, und sein Brünnlein hat Wassers die Fülle, besonders wo es gilt, auch die geistlich Verschmachtenden mit dem Wasser zu tränken, das in das ewige Leben quillt. Und da hat er viele liebe Schatzmeister und Schatzmeisterinnen auf Erden, Hoch und Niedrig, Jung und Alt, die uns noch immer gern aus dem Vermögen, das Er ihnen darreichte, gegeben.

Dies Hospital ist das erste Diakonissen-Haus im vierten Welttheile, in Afrika. Wer die Ausbreitung der Diakonissen-Sache lieb hat, wird sich deß freuen. Denn längst gibt es Hunderte barmherziger Schwestern in diesem Welttheile.

O daß denn der Herr eure Herzen auch für diese Förderung seines Reichs erwärmen und entflammen möge, daß ihr willig und fröhlich werdet, dafür zu geben, wie dort das Volk Israel zum Tempelbau auf Moria! Der heilige Immanuel, der einst als Kindlein mit Maria und Joseph nach Afrika geflohen, und unter Matarieh's Sykomore bei Cairo das süße Wasser des Nils getrunken, und der nachher mit seinem Blute auch den Fluch vom Lande Ham's hinweggethan, und diese Kinder des Lichts zu seinem Lichte bringen will, wird auch euch segnen, wenn ihr sie segnen helfet. Ja helfet, daß seine große Verheißung bald in Erfüllung gehe: „Denn der Herr Zebaoth wird sie segnen, und sprechen: Gesegnet bist du, Aegypten, mein Volk!" (Jes. 19, 25).

Ihm sey Lob und Ehre in Ewigkeit!

Kaiserswerth am Rhein, 1. Juli 1857.

Die Direction der Diakonissen-Anstalt.
Dr. Fliedner, Pfr.

N.S. Wir können nicht blos Geld gebrauchen, sondern auch Leinwand für die Haushaltung, und für die Betten, Baumwollenzeuge zur Kleidung für die Kranken, Arzneistoffe, und Geräthe u. dgl.

Briefe unter Kreuzband, Geldbriefe, und Pakete bis zu 30 Pfd. postäglich, gehen portofrei unter der Rubrik: „An die Direction der Diakonissen-Anstalt zu Kaiserswerth", ohne Nennung eines Namens.

Da unsere Schwestern schon Ende September oder Anfang October c. nach Alexandrien reisen, so werden recht baldige Gaben doppelte Gaben seyn.

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz. Druck von Trowitzsch und Sohn.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1857. Sonnabend den 1. August. № 61.

F. Baumgarten, Dr. u. Prof. d. Theologie in Rostock, Protestantische Warnung und Lehre wider die Gefahr einer Erneuerung alter Irrthümer in unserer Mecklenburgischen Landeskirche. I. u. II. 1857.

Die Evang. K. Z. hatte, in Besprechung einer kleinen Schrift des Prof. Baumgarten über Cl. Harms, Veranlassung genommen, die dort vorgetragenen absonderlichen und ausschreitenden Ansichten und Aeußerungen, insbesondere über Schleiermacher, zu beleuchten und abzuweisen. Darüber ist sie anderwärts angelassen worden; man hat sich so ausgedrückt, als ob es für sie ohne Weiteres in der Ordnung gewesen, den Prof. B. zu „verdammen". Ist das nun auch nicht Grund genug, um noch einmal in besonderer Rede auf die gleichen Dinge zurückzukommen, so mag es doch als eine gelegentliche persönliche Mahnung mehr gelten, die Betrachtung eines Mannes und seiner Doktrinen aufzunehmen, der mit denselben den Anspruch erhebt, nicht bloß innerhalb seiner Mecklenburgischen Landeskirche, sondern für die gesammte Evangelische Kirche Anerkennungen aufzubringen, die an den wichtigsten Orten mit einer völligen Umwälzung drohen. Versuchen wir zuerst, den Lesern darüber einen kurzen Abriß zu geben. Wir denken, daß es dabei auch an heilsamen Anregungen nicht fehlen werde.

Am bequemsten gehen wir dabei vielleicht von dem aus, was Prof. B. von der Heidenkirche vorträgt. Unter dieser versteht er die aus den Heiden gesammelte, gesammte jetzige Kirche, und weist ihr als solcher eine ganz besondere Bestimmung und darum auch Verfassung an. Jene ist eine vorläufige. Die volle, centrale, die Endbestimmung ist bei Israel. Israel ist bestimmt, „für alle Völker das erlösende und heiligende Haupt zu werden." *) Denn „Israel, wenn es in das Reich Gottes eingeht, kommt nicht, wie die Heidenvölker, in einzelnen Personen und Häusern, sondern als Gesammtheit, als Volk, es empfängt seine von den Mächten der Welt Jahrtausende lang zerstörte eigene Volksthümlichkeit durch den Glauben und somit in verklärter Gestalt zurück." **) Es hiezu zu reizen oder dies vorzubereiten ist die allgemeine Bestimmung, „das nächste Ziel", der Heidenkirche. „Israel soll eben dadurch beschämt und zum Eifer gereizt werden, daß es unverkennbar und zweifellos das Wohnen und Walten des lebendigen Gottes unter den Heiden in einer Form und Gestalt anerkennen muß, welche von der seinigen völlig verschieden ist, also ohne Tempel, ohne Priester, ohne Opfer, ohne Sabbath, ohne Gesetz, in der Weise des durch sich selber wirkenden, auf sich selber ruhenden Geistes der Freiheit." *) Und eben hierin besteht auch die Eigenthümlichkeit ihrer Verfaßtheit. „Die Gemeinde des Geistes nimmt keine gegebene und überkommene Ordnung als solche auf, sondern läßt sich bei aller Ordnungsmäßigkeit jedesmal und lediglich vom Geiste her bestimmen." **) Vom Grundstein bis zum Gibel muß alles Material aus dem Grunde des Geistes entnommen und alle Regel und Richtschnur gleichfalls der Urweisheit des göttlichen Geistes abgelauscht werden." ***) Aber das hat die Heidenkirche schon sehr bald vergessen und ist umgekehrt auf Wege des Fleisches gerathen. Insbesondere durch ihre Verbindung mit dem Staat unter Konstantinus. „Die Kirche hat in jener Stunde ihrer Unklarheit und Unbesonnenheit die gegenwärtige Herrlichkeit des christlichen Staates und des Staatskirchenthums für alle zukünftige Herrlichkeit und Göttlichkeit des Reiches Jesu Christi erwählt, und hat in der unerleuchteten Begeisterung ihrer Freude über ihre Machtvollkommenheit in der Welt in hunderttausend Weisen und Gestalten ihren Geist und Hauch in die Vergangenheit und Gegenwart des Europäischen Lebens hineingesetzt und hineingewirkt — — —, aber in demselben Maaße an innerer Kraft und Reinheit verloren." †) Und das ist auch durch die Reformation nicht besser geworden. Auch „sie drang durch das schon früher aufgekommene Hemmniß des Staatskirchenthums nicht hindurch, sondern schloß sich aufs Neue an dieses Staatskirchenthum, als an eine gottgestiftete Ordnung an." ††) Erst in der ganz letzten Zeit ist darin eine entscheidende Wendung zum Rechten gemacht worden. Und zwar durch Schleiermacher. „Während Luther über Kirche und Welt nur tiefe Ahnungen und weittragende Gedanken aussprach, für

*) „Die Nachtgesichte Sacharias. Eine Prophetenstimme ꝛc." 184. I. S. 271.

**) a. a. O. I. S. 219.

*) „Prot. Warnung ꝛc." II. S. 43.

**) „Prot. Warnung ꝛc." II. S. 38.

***) Nachtgesichte ꝛc. II. 53.

†) Nachtgesichte ꝛc. I. 107 u. 108.

††) a. a. O. II. 331.

die Gestaltung der Dinge ihnen aber keine Folge gab, hat Schl., auf demselben Grunde des Glaubens an Jesum und der unantastbaren Freiheit in Gott ruhend, von diesem Grunde aus und in hellem, ungetrübtem Bewußtseyn desselben die heiligen Ordnungen der kirchlichen und menschlichen Gemeinschaft — — in Wort und Schrift ausgestaltet und dargestellt." *) Schl. machte wiederum „das Prinzip der reinen Innerlichkeit geltend, das wir (Prof. B.) als den göttlichen Lebensodem der Heidenkirche von Anfang an erkannt haben." **) Das ist weiter zu verfolgen, und „das Werk, das (hiernach) der Heidenkirche in der Welt zu vollenden auferlegt ist, wird ein dreifaches seyn. Zuvörderst ist der aus den Elementen des Gottesreiches und des Weltreiches zusammenhängende Bestand der gegenwärtigen Verhältnisse aufzulösen; sodann hat die Kirche ihre eigenen Ordnungen aus ihrem Geiste und Wesen herauszubilden und zu gestalten, und endlich ihr Verhältniß zu dem Weltreich neu zu bestimmen und festzusetzen." ***) Die „Form", in welcher die Kirche dies zu thun hat, ist „die der Familie oder des Hauses." †) In dieser Form wird sie dann vor Allem auch eine richtigere Stellung zum Bekenntniß gewinnen. Denn indem sie „ihre Gestalt nicht nach der Form des Hauses, sondern nach der des Reiches ausgebildet hat, so mußte es ihr begegnen, daß sie das Gemeinsame mit Beeinträchtigung des Eigenthümlichen ausgestaltete. Das, was unter dem Namen des kirchlichen Bekenntnisses und des christlichen Wandels gilt, ist eine Summe von Gemeinsamem, welche das Moment einer entsprechenden Eigenthümlichkeit nicht gleichmäßig und daher nicht genugsam ausprägt; es ist daher einem schlotternden Gewande zu vergleichen, in welches sich die verschiedenartigsten Gestalten hüllen können, ohne daß man deren Umrisse oder Gang zu erkennen im Stande wäre. — — Sobald dagegen die Kirche nach der Weise der göttlichen Hausordnung das Eigenthümliche neben dem Gemeinsamen zur vollen Geltung bringt, so ist in der kirchlichen Sprache und Sitte immerfort das Moment der Lebendigkeit und Geistigkeit enthalten, und dadurch jener grundverderblichen Lösung des kirchlichen Bekenntnisses und Werkes von dem Boden des eigentlichen und wirklichen, das will sagen individuellen Lebens von vornherein gewehrt." ††) Aber eine dieser entsprechende Veränderung wird dann weiter auch mit der Predigt vorgehen müssen. Denn „ein zwiefaches Hinderniß ist es, welches sich der rechten Führung und vollen Wirkung des Wortes entgegenstellt, nämlich die Gebundenheit der Predigt an den hergebrachten Formalismus und die Gebundenheit derselben an den Schrifttext." †††) Dadurch kommt die Predigt nicht zu der ihr eigenthümlichen Auswirkung, sofern sie nämlich doch „nichts Anderes seyn kann und darf, als das im Worte Offenbarwerdende der berufenen Persönlichkeit Angesichts der versammelten Gemeinde." *) So ist sie, wie sie ist, im besten Fall „das in ihrer Sprachform der Gegenwart gekleidete Zeugniß der Reformationszeit." **) — Ebenso muß weiter das Sakrament des Abendmahls in den rechten Lebenszusammenhang der Gemeinde hereingestellt werden. Aber indem „das gewaltsame Auseinanderreißen dessen, was der Herr mit seinem heiligen Vorgang und mit seines Geistes Siegel verbunden hat, des Lebens und des Sakramentes, die tiefgreifendste Verderbniß ist, nach deren Befreiung der Altar der Kirche am heftigsten zum Himmel schreit, — — thut der Eifer in unseren Tagen zweierlei, denselbe noch zu verstärken: er stiftet auf eigene Hand Abendmahlsgemeinschaft, ohne darauf zu achten und zu fragen, ob diese durch voraufgehende Herzlichkeit des Verkehrs eingeleitet und vermittelt ist, und andererseits zerreißt er Abendmahlsgemeinschaft, wo die Gemeinschaft des Lebens größer und mächtiger ist, als die in der Einbildung doktrinärer Einseitigkeit jedenfalls übertriebene Verschiedenheit der Lehre." ***) Eine andere entsprechende Klage und Forderung hat endlich Prof. B. in Betreff der Konfirmation. „Für einen unermeßlichen Schaden, sagt er †), muß es gerechnet werden, daß die Kirche da, wo sie zum erstenmal die zum Selbstbewußtseyn erwachte Jugend feierlich anredet, das Ja und das Nein so wenig scharf und bestimmt zu scheiden vermag, — — und diese Noth ist so groß und tief, daß die Kirche ihren Augen keinen Schlaf gönnen darf und ihren Händen keine Rast, als bis sie wieder erreicht und errungen hat, daß die Aufnahme in den innersten Kreis ihrer Gemeinschaft sich frei und öffentlich als einen Akt voller und ungefälschter Wahrheit hinstellen kann."

Hier halten wir einen Augenblick inne. Man sieht, was Prof. B. gegen den jetzigen Bestand der Kirche einzuwenden hat, ist nicht weniger, als — Alles. Die jetzige Kirche ist von Grund aus verkehrt, sie hat vollständig das wahre Bewußtsein über sich verloren. Anstatt, wie es einmal heißt ††), „der Schlange — — — in freudiger Siegesgewißheit auf den Kopf zu treten, hat sie den Kampf nach dem Maaß ihres Kleinglaubens geführt und sich begnügt, mit dem geringeren Gethier und dem weniger giftigen Gewürm anzubinden, und in solcher Kleinschäftigkeit und Vielwerkerei hat sie ihre große und hohe Aufgabe zu erfüllen gemeint." Und dieses Wesen ist, auf einigen anderen Punkte, „innerhalb des Protestantismus nur um schlimmer, als es weit mehr wider besseres Wissen und Gewissen geschieht." †††) Und auch mit dem gläubigen Bekenntniß und der Treue in demselben ist es so wenig gethan, auch die heutzu

*) Nachtgesichte ꝛc. I. 110.
**) Prot. W. ꝛc. II. 135.
***) Nachtgesichte ꝛc. I. 122.
†) a. a. O. I. 148.
††) a. a. O. I. 149. 150.
†††) a. a. O. II. 169.

*) a. a. O. II. 169.
**) a. a. O. II. 160.
***) a. a. O. II. 117. 118.
†) a. a. O. II. 241.
††) a. a. O. I. 229.
†††) a. a. O. I. 223.

der Kirche innerlich wieder Zugethanen sind dem Prof. B. so wenig recht, daß sie vielmehr den bittersten Tadel erfahren. „Achten wir nämlich, sagt er*), auf die gewöhnliche Weise, in der Christus der Herr gelehrt, verkündigt und gepriesen wird, so ist darin das Haften und Hangen an dem Christus nach dem Fleisch gar nicht zu verkennen — — — und was man in der Regel der verachteten rationalistischen Christologie entgegensetzt, ist um Nichts besser, als jene Doktrin, nämlich ebenso gut judaistisch, wie diese, — — — nur mit dem Unterschied, daß die erstere eher in ihrer Irrthümlichkeit und Verkehrtheit erkannt, letztere dagegen schwer zu entlarven ist und daher unter der Gestalt des Lichtes desto sicherer und länger die Werke der Finsterniß verbreitet.**) Oder, wie er ein andermal***) sagt: „Vermöge des doktrinären Standpunktes, der seit lange und sehr allgemein herrschend ist, hat man sich eingebildet, daß das Hauptgebrechen des geistlichen Standes und überall im kirchlichen Leben der Rationalismus sei, und demnach Alles daran liege, dieses Grundübel zu beseitigen. Nachdem man nun alles Mögliche gegen diesen Hauptfeind in Bewegung gesetzt hat, ist es wirklich dahin gekommen, daß dieses Krankheitssymptom aus dem geistlichen Stande so ziemlich verschwunden ist. Aber was ist erreicht worden? Man blicke doch hinein in die Gemeinden der vielen sogenannten gläubigen und bekenntnißtreuen Prediger, so wird man es wahrnehmen, daß durch das s. g. Bekenntniß, auf welches man einen so übertriebenen Werth legt, in den meisten Gemeinden wenig oder nichts ausgerichtet wurde, in nicht ganz wenigen aber mancherlei Verwirrung und Unordnung herbeigeführt worden ist."

Kurz, Prof. B. ist ganz unzufrieden und will eine ganz radikale Umwandelung. Und wie soll die vor sich gehen? Wir werden in seinem Sinne nicht kürzer und bezeichnender antworten können, als: „auf dem Grunde oder aus der Tiefe des Geistes." †) „Gegen Unreinheit, Irrthum und Sünde in der Kirche gibt es keine andere Macht, als den Geist Jesu Christi, welcher, wie Paulus gelehrt und gezeigt hat, der Geist der Freiheit ist." ††) Prüfen wir diese Rede.

Dabei werden wir aber sogleich gestehen müssen, daß es schwer ist, ihr einen scharfen deutlichen Sinn abzugewinnen. Zwar, welcher der Geist Christi nach der Schrift ist, wissen wir, und was die christliche Freiheit bedeutet, wissen wir auch. Aber daß die Berufung auf den Geist und das Verständniß der Freiheit immer nach der Schrift normirt, immer die gesunden seyen: davon ist das Gegentheil nur allzu bekannt; es wird also auf die nähere Ausführung und Anwendung der obigen Rede ankommen. Und hiefür ist vor Allem bezeichnend, daß es das Princip der Innerlichkeit sei, das damit zum Vollzug komme.

*) a. a. O. II. 67.
**) a. a. O. II. 67. 70.
***) a. a. O. II. 368.
†) a. a. O. II. 52 f. 319.
††) Prot. W. ꝛc. II. 62.

Denn dies wird ja wohl gemeint und damit erklärt seyn, wenn es einmal heißt*): „daß Jeder aus seinem innersten Geistesgrunde heraus den gesammten Lebenskreis im häuslichen, geselligen und öffentlichen Gebiete — — gestalte und bilde;" oder wenn ein andermal**) von dem „Lebensgesetz der Gemeinde" geredet und gesagt wird, daß hiernach alle von Christus gegebenen Regeln, vor allen Dingen in die Tiefen des Geistes zurückzunehmen seien, um demnächst aus der jedesmaligen Erkenntniß der Wirklichkeit in der Tiefe des Geistes zu ihrer wahren Anwendung zu gelangen." Es wird das vom Geist bewegte eigene Innere des christlichen Subjektes seyn, auf das Prof. B. den Ton will gelegt haben, und das er in den Vordergrund stellt. Und wenn dann auch der Geist, als „der unsichtbar innewohnende und innewaltende Lebensgrund"***), der Geist Gottes, der h. Geist ist, so ist es doch nicht dieser, sofern und wie er in bestimmten fixirten Thatsachen offenbar ist, sondern sofern und wie er „in Allen lebet und wirket" †), also in der von ihm bewegten subjektiven Innerlichkeit. Und das schließt noch ein Anderes ein. Der Geist wird für diese Innerlichkeit als der bewegende vorausgesetzt, aber ob er es auch wirklich, oder ob er es nur pur und lauter ist, das ist damit begreiflicher Weise noch gar nicht ohne Weiteres bewiesen. Ja, sofern die Innerlichkeit immer schon etwas für sich ist, ehe sie vom Geiste bewegt wird, und immer etwas für sich zu sein aus der Selbstsucht des alten Menschen den nie ganz erlöschenden Trieb hat, so wird sie immer eines, vor und außer ihr vorhandenen, Korrektivs, einer an dem gottgewirkten Mittel geordneten Führung bedürfen. Aber so ist es bei Prof. B. offenbar nicht gemeint; das wird klar, wenn er u. A. einmal ††) sagt: „Aber hochgepriesen sei das allmächtige Wirken und Walten des Geistes Christi, daß es auch immer noch starke Seelen gibt, welche sich durch die Mißleitung auch noch so hoher und gefeierter Auctoritäten nicht verlocken lassen, den Nothschrei ihres innersten Wesens zu überhören, welche daher in der Zucht des Geistes ausharren, bis sie den gefunden, den sie gesucht und geliebt haben. Da kann es aber wohl solchen Seelen bei ihrem unabläßsigen Suchen begegnen, daß sie einen gar einsamen und beschwerlichen Weg geführt werden, einen Weg, auf dem sie Niemand begleiten kann, einen Weg, dessen geheimnißvolle Windungen, Tiefen und Höhen nur ihnen selbst bekannt werden. Es ist der Weg, den der Geist selber ohne Mittel eines Menschen oder Dinges die Seele führt, um sie von der drückenden Herrschaft der Menschen und Dinge zu erlösen und sie in den göttlichen Grund dessen zu versenken und zu verschließen, der allein Freiheit gewährt. — — — Allerdings muß dieser Weg immer für etwas außer der kirchlichen Ordnung Lie-

*) Nachgesichte ꝛc. I. 43 f.
**) a. a. O. II. 319.
***) a. a. O. II. 20.
†) Prot. W. ꝛc. II. 81.
††) Nachtgesichte ꝛc. II. 79.

gendes angesehen werden. — — — Allein wenn — — innerhalb der kirchlichen Thätigkeit der Geist gedämpft und Christus nicht sowohl nach seinem verklärten und himmlischen Geistsein, als nach seiner irdischen, fleischlichen Beschränktheit gelehrt und verkündigt wird, so beruht jener dunkele Seitenpfad — — auf dem souveränen Vorbehalt, vermöge dessen der Geist des Vaters und des Sohnes, der ein ursprüngliches Verhältniß zu jeder Menschenseele hat, auch ohne die Mittel und Ordnungen, welche durch das Verderben des Fleisches verdunkelt und geschwächt worden sind, mit den Seelen in ihrem tiefsten Lebensgrund zu verkehren das Recht und die Macht hat." Prof. B. kennt also, auf Grund eines von ihm gelehrten „ursprünglichen" Verhältnisses des Geistes zu jeder Menschenseele, eine von demselben unmittelbar ohne Mittel bewegte Innerlichkeit, und wenn er dies auch eine „ausnahmsweise Führung" nennt, so wird doch klar, ein wie nur verhältnißmäßiger Werth für die Innerlichkeit auf den geordneten Mitteln liegt, wie selbstständig die Innerlichkeit diesen gegenüber sein und sich gestalten kann. Und dann diese Stellung der Innerlichkeit kommt auch zum Vorschein gegenüber und an den Ordnungen, die aufgerichtet sind und aufgerichtet werden sollen. „Damit, heißt es einmal*), ist jegliche äußerliche Macht der amtlichen Auktorität in der Kirche gefallen und gerichtet, und Jeder, der vermöge seines Amtes etwas ist oder wirkt, ist darauf angewiesen und heilig verbunden, vermittelst seiner Persönlichkeit an dem Gewissen der Gläubigen, was er ist und thut, zu bewähren, und somit die Geltung und Wirkung seines Amtes lediglich und allein auf die Macht des heiligen Geistes zu gründen, der in Allen lebt und wirket. Es können demnach auch kirchliche Ordnungen allein auf diesem Wege des in Allem wirksamen und zeugenden Geistes richtig zu Stande kommen." Die Innerlichkeit des Subjekts ist die überall dominirende Instanz, und zwar so sehr, daß, was nicht aus ihr entspringt oder sich vor ihr ausweisen kann, auch nicht für Etwas soll gelten wollen. Und das geht bei Prof. B. so weit, daß er wider Nichts mehr eifert, als wider Recht und Ordnung in der Kirche, sofern ihnen auch über und vor ihrer Bestätigung in und durch die Innerlichkeit Werth und Wirkung beigelegt werden solle, und daß er, um einen ganz konkreten Fall anzuführen, einmal**) behauptet, „Pastor Brauer (mit dem er streitet) habe nicht einmal das Recht, von seiner eigenen Frau, von seiner eigenen Magd zu verlangen, daß sie am Sonntag vom Stricken und Nähen abstehen sollten, falls sie es nicht aus freien Stücken unterlassen wollten." Wie sehr also hier die Innerlichkeit vor aller Ordnung und allem objektiven Recht auf den Thron gehoben ist, liegt auf der Hand, und wie gewiß damit Ordnung und Recht zugleich auf den Sand des subjektiven Beliebens und der Willkür gesetzt sind, das braucht man einem nüchternen Menschen nicht zu beweisen. Die Innerlichkeit des Subjekts, des Einzelnen, wie der Gemeinde, ist eben keine, weder reine und ausschließliche, noch beständige und unausgesetzte Werkstätte des h. Geistes. Der h. Geist ist nicht so bleibend und seßhaft incarnirt in dem Inneren des Subjektes, daß Er immer, und niemals ein anderer Geist aus demselben heraus handeln müßte. Das ist aber die Annahme. Und die wohl auch ausdrücklich in der Bemerkung ausgesprochen ist, daß „die volle Menschheit, mithin auch die volle Einwohnung Gottes in jedem Einzelmenschen enthalten sey."*) Aber die mit Nichts sonst bewiesen ist. Die Grundlage der gesammten Argumentation des Prof. B. ist eine bloße Position; man kann nirgends Etwas von Beweis dafür entdecken, daß der h. Geist dies bestimmte Verhältniß zu dem Inneren des Subjekts, und darum die Innerlichkeit diese dominirende Stellung habe. Wie aber, wenn er sich einmal auf beweisende oder widerlegende Argumentation einläßt, Prof. B. dabei verfährt, daran wollen wir ein in das obige Kapitel einschlagendes Beispiel anführen. Kliefoth hatte (8 Bücher von der Kirche, S. 378) gesagt, „daß die Kirche wegen der Sünde in ihr die Nothwendigkeit rechtlicher und gesetzlicher Gestalt habe, und „daß Recht und Gesetz in der Kirche keine andere Bedeutung hätten, als sonst im menschlichen Leben überhaupt." Diese Behauptung nennt B. grundfalsch.**) Denn, argumentirt er, „könnte Recht und Gesetz Sünde überwinden, dann wäre — der Heiland der Welt nicht ein Gekreuzigter". Frappant, aber über das Ziel hinausschießend. Also darum, weil, was dem Gekreuzigten wider die Sünde zu thun allein aufbehalten war, weil Recht und Gesetz das nicht können, nun, nachdem Er es gethan, dem damit in gleichen Heils-Zusammenhang stehenden Recht und Gesetz gar keine Wirksamkeit wider die Sünde einräumen: das sollte nicht heißen, das Kind mit dem Bade ausschütten? Von einer solchen relativen Wirksamkeit handelt sich's aber nur.

(Schluß folgt.)

*) Prot. W. ꝛc. II. 81.

**) a. a. O. II. 180.

*) Nachtgesichte ꝛc. I. 136.

**) Prot. W. ꝛc. II. 63.

Nachrichten.

Die zwanzigste allgemeine Conferenz des evangelisch-lutherischen Provinzial-Vereins zu Gnadenberg den 7. und 8. Juli.

Die Tageslosung Ps. 145, 9: „Der Herr ist Allen gütig und erbarmt sich aller Seiner Werke" ward mit dem Lehrtext: 1 Petr. 4, 19 „Welche da leiden nach Gottes Willen, die sollen Ihm ihre Seelen befehlen, als dem treuen Schöpfer in guten Werken" eine neue Mahnung zu freudiger Zuversicht auf den Herrn Seiner Kirche auch in den bösen Tagen. Als solche stellte Spiecker nach dem einleitenden Gesange „Auf, ihr noch verbundnen Jesusherzen" und einem innigen Gebete die beiden Worte des HErrn aus dem A. und N. T.

n, indem er die großen Thaten, die der HErr an uns gethan, als sache großer Freude und Dankes und als Gewähr für die Zukunft nstellte, ohne zu verschweigen, wie sehr unser Verein an Trägheit, ulbheit, Menschengefälligkeit und Menschenfurcht leide und wie drin- nd er daher neuer Kraft aus der Höhe bedürfe.

Auf dem Programm stand nun als erster Gegenstand der Tages- nung die Berichterstattung über die Externa des Vereins nebst chnungslegung von S. S. Weiß, allein dieser Punkt konnte we- gr Abwesenheit des Referenten, der zum ersten Male auf der Con- enz fehlte, nicht erledigt werden, und ward deshalb sofort zu dem genden: dem Bericht über die Interna des Vereins von Frühbuß ergegangen. Die strafenden Worte, welche Spieker geredet hatte, stätigte Frühbuß durch Anführung mehrerer Beispiele aus dem Ver- sleben des vorigen Jahres, legte ein an ihn selbst persönlich, und ch ein an den Verein gerichtetes Antwortschreiben unsers theuern eneral-Superintendenten auf die in der Herbst-Conferenz v. J. an iselben eingereichte Addresse in Bezug auf die Berliner November- Conferenz vor, berichtete über unser Verhältniß zu dem Central-Vor- nde und über die Art und Weise unserer Verbindung mit ihm und chte endlich einige specielle Punkte in Bezug auf die innere Vereins- rganisation zur Diskussion, in welcher u. A. die Vorstands- und sschußwahl dahin ausfiel, daß der bisherige Vorstand und Ausschuß i seinen Funktionen bleibt. Schließlich kam noch die Angelegenheit gen des „Kirchen- und Schulblattes" zur Sprache. Der bisherige dacteur, S. S. Weiß, der das Blatt eine Reihe von Jahren, zuerst i Verbindung mit Andern, seit mehr als einem Jahre eigentlich allein t großer Aufopferung redigirt, hatte plötzlich in der letzten Nr. des en Semesters d. J. angezeigt, daß das Blatt fortan nicht mehr eheinen werde und auf der Gnadenberger Conferenz nähere Auf- schüsse darüber verheißen, welche aber nicht erfolgten, da er auf der Conferenz gar nicht erschienen war. Die allgemeine Stimme ging n dahin, daß das Blatt als Organ des Provinzial-Vereins durch- as nicht aufhören dürfe, denn es sey ein unbedingt nothwendiges Mittel zur Erfrischung und Belebung des provinziell-gemeinsamen Confessionsgeistes. Nähere Besprechungen ergaben, daß für die äußer- en Bedingungen der Existenz des Blattes hinreichend gesorgt sey. o bedurfte es nur einer geeigneten Persönlichkeit, die die Redaktion i Zukunft übernehme. Pastor Lang in Stonsdorf bei Hirschberg rd dazu gewählt und nahm im Namen des HErrn die Redaction, nt Rücksicht auf die localen Schwierigkeiten seines Wohnortes vor- fig, an. Mit dem innigsten Dank gegen den bisherigen Redakteur f seine Treue und Mühe sprach die Conferenz zugleich das Bedauern as, daß er ohne Weiteres das Blatt hatte fallen lassen, so daß das- se der nöthigen Vorbereitungen wegen erst zu Michaeli wieder er- heinen kann.

Nun folgte ein Referat des Sup. Stiller aus Koischwitz über die Berliner kirchliche Conferenz. Er gab nicht eine Uebersicht der statt- gehabten Verhandlungen, weil diese ja bereits ausführlich veröffentlicht rden seyen, sondern hob nur einzelne bedeutungsvolle Momente vor, namentlich solche, welche für die Lutherische Kirche und darum ch für den Verein von Wichtigkeit waren.

Mit Gesang und Gebet ward die Verhandlung des Vormittags geschlossen, mit Gesang und Gebet des Nachmittags wieder aufgenom- men. Zuerst berichtete nun Frühbuß über die Wittenberger Confe- renz, daß dieselbe 1) eine Eingabe an den Hochw. Ober-Kirchenrath abgefaßt habe, in welcher die Form der Naugardter Proposition: „Un- sere Stellung zu den Beschlüssen der Kirchen-Conferenz zu Berlin" als falsch anerkannt, aber das Recht, darüber zu reden, entschieden in An- spruch genommen wird, weil ja jede Zeitung ihr Urtheil darüber ab- geben dürfe, und in welcher selbst in Bezug auf einige Beschlüsse der Berliner Conferenz Bedenken erhoben wurden; 2) daß an die sepa- rirten Brüder eine Antwort beschlossen sey, die in der Monatsschrift soll veröffentlicht werden und 3) daß der Central-Vorstand derselbe bleibe.

In Hinsicht auf das köstliche Zeugniß für die Confession, welches unser General-Superintendent in der Berliner Conferenz abgelegt, so wie sein sonstiges treues Bekenntniß zur Confession in derselben ward eine Dank-Addresse an ihn unterzeichnet; desgleichen fühlte sich die Conferenz gedrungen, dem Manne, der mit aller Entschiedenheit und Klarheit die Unzulänglichkeit aller Concessionen und die Nothwendig- keit der Anerkennung der Rechte der Kirche behauptet hat, dem Prä- sidenten Dr. Götze ihren innigsten Dank und ihre vollste Zustimmung auszusprechen.

Daran schloß sich die Besprechung einer zunächst rein provinziellen Angelegenheit, nämlich der von unserm Consistorio unter dem 3. Juni c. gegebenen Synodal-Ordnung für Schlesien und wurde namentlich §. 2 ins Auge gefaßt, in welchem am Schlusse des jedesmaligen Got- tesdienstes bei dem Synodal-Convent die gemeinsame Feier des heili- gen Abendmahls „in der Regel" angeordnet ist. Die Fragen, um welche es sich hier hauptsächlich handelte, waren die: darf ein Luthe- rischer Geistlicher an diesem gemeinsamen Abendmahl Theil nehmen, wenn es nach unirtem Ritus verwaltet wird? und: darf er daran Theil nehmen, wenn es nach Lutherischem Ritus verwaltet wird? Ein Zwang zur Theilnahme ist unbedingt in der Verordnung des Consistoriums nicht enthalten.

Es folgte nun das Referat von Frühbuß über die Form der Vo- kationen. Es bestand in kurzen, zusammenfassenden Worten, gestützt auf die bereits im Kirchen- und Schulblatt mitgetheilte ausführliche Erörterung, worin er schließlich hervorhob, daß es mit zu der Auf- gabe des Vereins gehöre, gerade in diesem Stücke etwas zu thun, weil es eine Angelegenheit der Kirche, nicht des einzelnen Geistlichen sey. Zu einer würdigen und kirchlich angemessenen Fassung einer Vokation gehörten vornehmlich 3 Stücke, 1) daß sie beginne im Na- men der heiligen Dreieinigkeit, 2) daß in derselben die in der Provinz nachweislich gültigen Bekenntnißschriften namentlich aufgeführt werden und 3) daß darin bezeuget werde, wie solche Berufung geschehe mit dem consensus ecclesiae d. h. unter Zustimmung der Gemeinde. Nach einer kurzen Diskussion ward beschlossen, das Hochw. Consisto- rium um Abhülfe der vielfach in dieser Beziehung hervorgetretenen Uebelstände im Interesse der Kirche zu bitten. — Damit waren die Verhandlungen des ersten Tages beendigt; nach Gesang und Gebet gingen die Versammelten auseinander, um bald darauf gemeinsam der liturgischen Andacht der Brüdergemeinde beizuwohnen.

Am andern Tage legte Frühbuß, nachdem wir zuvor zu dem

HErrn Herz und Sinn erhoben und Seinen Beistand in Lied und Gebet erfleht hatten, ein so eben eingelaufenes Schreiben des Central-Vorstandes vor, in welchem namentlich die in Wittenberg berathene Eingabe an den Hochw. Ober-Kirchenrath in Abschrift mitgetheilt wurde. Dann ward im Anschluß an die Verhandlungen des vorigen Tages von einem Lutherischen Patron, der unserer Conferenz beiwohnte, der Wortlaut einer Vocations-Urkunde verlesen, durch welche derselbe einen Pastor in ein jetzt gerade vakantes Pfarramt seines Patronats zu berufen beabsichtigt.

Dann ging man zu der letzten auf der Tagesordnung noch stehenden Proposition: „Von der heiligen Taufe und ihrem Verhältniß zur Confession" über. Helmkampf aus Royn als Referent wies auf seine bereits in der vorjährigen Gnadenberger Conferenz vorgelegten Thesen und seinen auch im Kirchen- und Schulblatt erschienenen Aufsatz hin und behandelte nun das wichtige Thema nach seiner theoretischen und nach seiner praktischen Seite. In Bezug auf die erstere stellte er 3 Fragen als Grundlage der Diskussion hin:

I. ist es wahr, daß in der Art und Weise, wie eine Confessionskirche sich in den 2 Sakramenten die Vereinigung mit Gott und Christo denkt, der eigentliche bestimmte Charakter der Kirche sich ausprägt?

II. ist es wahr, daß diese verschiedenen Charakte in den 3 Hauptkirchen, der Katholischen, Lutherischen und Reformirten, in der verschiedenen Stellung der Objektivität und Subjektivität ihren Ausdruck finden?

III. ist es wahr, daß die heilige Taufe zum heiligen Abendmahl sich verhält, wie der Keim znr Blüthe, daß beide Sakramente im organischen Zusammenhang stehen und zieht sich dieser organische Zusammenhang durch das Ganze der Lehre der Kirche so hindurch, daß die Lehre von den Sakramenten zu den Haupt- und Grundlehren der Kirche gehört.

Die Taufe ist, fügte er zur Erläuterung, sich anschließend an Martensen, hinzu, die Taufe ist die substantielle Schöpfung des neuen Menschen, der in dem neuen Himmel und Erde seine Vollendung findet. Davon ist noch zu unterscheiden die persönliche Wiedergeburt und wenn diese zu jener hinzutritt, so ist dies die volle Wiedergeburt. Durch das Sakrament wird der Mensch in eine Wesensgemeinschaft mit Christo gesetzt, nach Leib und Seele, diese Wesensgemeinschaft muß in die Lebensgemeinschaft übergehen durch das Wort Gottes: die in dem Sakrament gegebene Flamme wird durch das Wort angezündet. Die Taufe sichert das Bestehen der Kirche, das Abendmahl ist der Mittelpunkt einer bestimmten Kirche.

Die praktische Seite der Sache ist die Frage: Was haben die Diener der Kirche zu thun, um die volle Wichtigkeit und Heiligkeit der Taufe den Gemeinden wieder zum Bewußtseyn zu bringen? Zuerst ist festzuhalten, daß die Kirche nicht die Aufgabe hat, zu mahnen: „Trachtet und ringet danach, daß ihr selig werdet" sondern „Ringet danach, zu befestigen, zu bewahren und auszubilden, was euch gegeben ist" und solches soll der Grundgedanke jeder Predigt und jedes Religionsunterrichtes seyn, der aber an bestimmten Sonntagen, z. B. Sonnt. nach Neuj., Quasimodog., Trin., 6 p. Trin. näher auseinander zu legen und hervorzuheben ist durch eingehende Betrachtung der Kraft der heiligen Taufe. Desgleichen soll auf die Gnade der heil. Taufe Gewicht gelegt werden bei Kinderbegräbnissen, bei Votis ꝛc. Die Taufhandlung selbst muß durch ein klares, kräftiges Taufformular und durch die persönliche Haltung des Geistlichen, in welcher sich die tiefste Ehrfurcht vor dem Mysterium, das er verwaltet, ausdrücke, g hoben werden. Zur Abwehr von Störungen der bedeutsamen Au fassung des heiligen Sakraments ist besonders auf die Gevatterbrie und auf die Wahl der Pathen ein aufmerksames Auge zu richten.

Durch mittelbare Einwirkung kann die Kirche zur Hebung d Taufe viel beitragen in Bezug auf Haus, Schule und Staat. D Eltern sollen Alles von dem Kinde abhalten, wodurch es seinen Tau bund zu brechen verleitet werden kann, vielmehr durch Hausgotte dienste die Taufgnade sichern und bewahren und neben dem Geburt tage den Tauftag feiern. Die Schule soll nicht als Missionsansta sondern als Baumschule betrachtet werden und soll darum auch hi das Bewußtseyn des Kindes geweckt werden, daß all' sein Lernen u Arbeiten um des HErrn Willen geschehen müsse. Der Staat endli hat darauf zu halten, daß den Kindern nicht durch den Unglauben d Eltern die Gnade der heil. Taufe vorenthalten werde und Alles a zuwehren, wodurch die Kindertaufe herabgesetzt wird in Ehegesetzg bung, den Gesetzen über Sabbathheiligung ꝛc.

Dem überaus anregenden Vortrage folgte die Conferenz mit gr ßem Interesse; die Discussion über den theoretischen Theil ward k Kürze der Zeit wegen aufgegeben und auch die einzelnen Punkte d praktischen Theiles konnten nicht gründlich besprochen werden weg der großen Reichhaltigkeit des gebotenen Stoffes.

Mit inbrünstigem Dank gegen den HErrn der Kirche, der u in diesen beiden Tagen so reichlich gesegnet und die Herzen zu recht Einigkeit in Ihm verbunden hat, ward die Conferenz gegen Mitt mit Gesang und Gebet geschlossen.

England.

Aus dem Saturday-Review theilt die Neue Pr. Z. folgend Artikel über die Evangel. Allianz mit:

„Die Führer des Evangel. Bundes sind in Lambeth-Pala (dem uralten Sitz des Erzbischofs von Canterbury, auf der Südse Londons) gewesen und haben unter Vorsitz des Primas der Englisch Kirche getagt. Man sollte glauben, die Berichterstatter hätten ein Schnitzer gemacht und sich bei Aufzählung der Personen des Dram geirrt; aber es hat Alles seine Richtigkeit. Der Erzbischof von Ca terbury hat wirklich mit dem Baptisten Dr. Steane und dem We leyaner Bunting fraternisirt, und der Koryphäe alles Dissenterthun Sir Culling Eardley, ist, wie sich von selbst versteht, mit von d Partie gewesen. Der Bischof von St. David's und der Bischof v London nahmen anglikanischerseits an der Versammlung Theil. V fragen zunächst, sind diese Prälaten Mitglieder des Evangel. Bundes Wann traten sie demselben bei? Welche Gründe hatten sie für so bedeutsamen Schritt?

Mit wachsender Ueberraschung verfolgt man den Bericht über Versammlung und die Vorgänge in Lambeth-Palace. Der Erzbis erklärt, daß er hören möchte, „was die Brüder ihm mitzutheil hätten." Dann folgen in der That Mittheilungen vom Rev. Gl und dem Dr. Steane, und nachdem Rev. Bunting, der Wesleyan das Gebet gesprochen, ertheilt der Erzbischof den Segen. Was das Alles? Was hat es auf sich mit dieser Berliner Mission? w will diese seltsame Versammlung in Lambeth-Palace? Dr. Ste und Mr. Bunting stehen außerhalb der Englischen Kirche, ihr G wissen und ihre Ueberzeugung weisen beiden eine andere Stelle a

noch werden sie nach Lambeth geladen und leisten Beide dieser Ladung Folge. Wir verstehen das nicht. Noch weniger verstehen r, daß der Primas von England einen Anglikanischen Bischof und ien Wesleyaner auffordert, gleichzeitig vor ihm zu funktioniren. eide sind gleich in seinen Augen, kein Unterschied zwischen dem Bi- of von London und Mr. Bunting. Es mag so seyn, aber es ist enigstens neu. Allem Anschein nach ist Lambeth ins Lager der ptisten und Wesleyaner übergegangen. Auch das mag recht seyn, er es ist neu. Es bildet einen Präcedenzfall, dessen Gewicht und edeutung nicht recht erkannt zu werden scheint, am wenigsten vom rzbischof selbst. Wenn Dr. Steane und Mr. Bunting das sind, wo- e der Erzbischof sie zu nehmen scheint, so ist er selber ein Fehler, ie Ungehörigkeit. Lambeth ist ein Irrthum. Zu welchem Zweck nn die jährlichen 15,000 Lstr.? Dr. Sumner (der Erzbischof) und . Bickersteth (der Bischof von London) sind nicht billig. Wenn les gleich ist, wenn kein Unterschied ist zwischen einem anglikanischen ischof und einem Wesleyaner, zu welchem Behuf dann die großen ummen, wo kleine Summen dasselbe thäten? Es kann kein Zwei- seyn, daß Lambeth den ersten Schritt gethan hat, den Charakter r Englischen Kirche zu verwischen. Einige werden das billigen, ndere nicht. Wir unsererseits weisen nur auf das hin, was geschehen.

Was sich zunächst allem Volke aufdrängen muß, ist die Frage: Lambeth-Palace der Ort und der Erzbischof von Canterbury die eignete Person ist, diesen Staatsstreich zu vollziehen? Gewiß nicht. eder wird er bezahlt für diese Art von Amtsverwaltung, noch ist er r Mann, der es wagen dürfte, eine Revolution auf seine Schultern nehmen. Er ist alt, gebrochen, und seine Fähigkeiten sind immer zweifelt worden. Wenn er auf seine Laufbahn zurückblickt, so wird einer Reihe bedenklicher Irrthümer begegnen. Ist dies der Mann, r angethan wäre, den Reformer zu spielen? Er irrt sich, wenn er f Sympathieen beim Volke zählt. Die alten Church of England- en werden dastehen wie Gespenster, wenn sie von diesen Vorgängen ren; die Hochkirchenmänner werden neue Nahrung für ihre Unzu- iedenheit daraus saugen, und das gewöhnliche Volk, das wenigstens onsequenz und Principien verlangt, wird sich schwerlich erbauen an eser Verschwommenheit. So geht es auch uns, Rom sey om, Dissent sey Dissent und die Kirche von England sey irche von England.

Wir wollen nicht bestreiten, daß es unter Umständen einem Pri- as von England geziemen könnte, die alten Wege seiner Kirche auf- geben und neue einzuschlagen. Bietet die Berliner Conferenz eine lche Gelegenheit? Erzbischof Wake, zu Anfang des vorigen Jahr- underts, ging eine Correspondenz mit Preußischen Geistlichen ein, nd es dürfte sich für Erzbischof Sumner empfehlen, die Resultate r mit Jablonski gewechselten Briefe zu studiren. Was aber die ritz-Bunsen-Secte*) angeht, so ist dieselbe wirklich nicht erth, um ihretwegen die Kirche von England aufzugeben. ier sind wir bei dem rechten Namen angelangt. Wir sollen Rich- ungen bekämpfen helfen, die Herrn Bunsen unbequem nd. Ist ein Primas von England die geeignete Persönlichkeit für lche Bedienten-Leistung (Swiss-service)? Bis diesen Augenblick

*) Fritz Bunsen, ein Sohn des früheren Preußischen Gesandten n Englischen Hofe, scheint hiernach die Zwecke des „Evangelischen undes" bei dem Erzbischof von Canterbury in gewichtiger Weise rtreten zu haben.

wissen wir officiell von der Berliner Conferenz weiter nichts, als daß der hundertste Psalm gleichzeitig in drei Sprachen gesungen werden soll. Um dieses psalmodischen Vorgangs willen hat der Erzbischof von Canterbury einen Schritt gethan, von dessen Bedeutung er nicht die geringste Vorstellung zu haben scheint. Dieser Schritt hat der Kirche von England mehr geschadet, als irgend ein anderer jener Fehlgriffe, an denen die schlechtberathene Herrschaft Seiner Gnaden so reich gewesen ist. Es wird Zeit, daß die kräftigen und fähigen Glieder der Kirche dagegen protestiren und dem Experimentiren, der Geistesschwäche und Unwissenheit ein Ende machen, wodurch die Englische Kirche in ihren höchsten Regionen allein noch ausgezeichnet ist."

Die Evangelischen Kirchen und Gesellschaften Frankreichs.

Dritter Artikel.

Die Calvinische und Lutherische Kirche sind die sogenannten Evangelischen Nationalkirchen Frankreichs. Beide existiren als solche seit dem Germinal an X, d. i. seit dem Traktat, welchen Napoleon I. im zehnten Jahr nach der Revolution sowohl mit den Katholiken als mit den Protestanten machte.

Die gegenwärtige Statistik beider Kirchen ist:

1. Reformirte Kirche: 601 Pastoren, eingerechnet die Adjunkten, Hülfsprediger, Vikare. 742 Kirchen und 59 Kapellen. 1069 Schulen, darunter 603 Communalschulen.
2. Lutherische Kirche: 269 Pastoren, Adjunkten, Vikare. 347 Kirchen und 33 Kapellen. 576 Schulen, darunter 507 Communalschulen.

In Paris sind die Zahlen ziemlich gleich. Billig reden wir weiter zuerst von der Reformirten Kirche. Ihre frühere Geschichte von ihrem Ursprung bis zu ihrer Erhebung zur Nationalkirche ist bekannt und wir beginnen daher mit dem Anfang dieses Jahrhunderts, von wo an sie eben als Nationalkirche existirt. Zunächst von der Kirche in Paris.

Nach Abschluß des gedachten Traktats räumte die Stadt Paris den Reformirten die église de l'Oratoire du Louvre (früher dem Orden der Oratorianer gehörig) zum öffentlichen Gottesdienst ein. (Bekanntlich war seit 1658 der Gottesdienst im Geheimen gehalten). Ferner die sogen. église Sainte Marie, nahe der Bastille; und unter Louis Philipp die église Pentemont (Faubourg St. Germain.) Das sind die 3 Kirchen, welche die Ref. Nationalkirche noch heute inne hat. Weil Eigenthum der Stadt, werden sie auch von der Stadt unterhalten. Zur Verschönerung der erstern hat man vor 2 Jahren mehr als 100,000 Frcs. verwendet, und dazu baut man zur Zeit noch ein Pfarrhaus, dessen Kosten jene Summe weit übersteigen. Auch bezahlt die Stadt die Wohnungen der 5 Titular-Pastoren. Gleicherweise sorgt sie für die Communalschulen, deren Utensilien und Lehrer. Besoldet werden die Pastoren zum Theil von der Regierung. Das Budjet für beide Nationalkirchen im ganzen Lande beläuft sich für dieses Jahr auf 1,360,436 Franken, welche folgendermaßen vertheilt sind:

a. Gehalt der Pastoren (Ref. Kirche).

5	Stellen à 3000 Fr.	à Paris . . .	15,000		
49	" à 2000 "	à " . . .	98,000		
92	" à 1800 "	à " . . .	165,000	842,600 Fr.	
375	" à 1500 "	à " . . .	562,500		
	1 Adj. à 1500 "	à " . . .	1,500		

	Uebertrag	842,600 Fr.
b. Gehalt der Pastoren (Luth. Kirche).		
5 Stellen à 3000 Fr. à Paris . . .	15,000	
25 " à 2000 " à " . . .	50,000	
16 " à 1800 " à " . . .	28,000	398,250 "
202 " à 1500 " à " . . .	303,000	
2 Adj. à 700 " à " . . .	1,400	
Zur Gründung neuer Stellen	15,000	"
	1,235,850 Fr.	
Ertrag von Kirchengütern abgerechnet	106,414	"
	1,149,436 Fr.	
Pensionen für Pastoren und deren Wittwen . . .	40,000	"
Entschädigung für außerordentliche Dienste	25,000	"
Freistellen der Seminare	24,000	"
Verwaltung des Seminars in Montauban	6,000	"
Für Bauten	84,000	"
Das Directorium des Ober-Consist. in Straßburg .	32,000	"
	1,360,000 Fr.	

Wir glaubten dies Budjet einreihen zu müssen als einen Beleg gegen die in letzter Zeit vielfach erhobene Klage über systematische Verfolgung und Hemmung der Protestantischen Kirchen- und Schulangelegenheiten Seitens der Regierung. Wie überall, dauert es freilich oft gar lange, ehe die nöthigen und erwünschten Maßregeln Seitens der Regierungen zu Stande kommen. Eigentliche Erschwerungen und manchmal große werden nur bei Gründung neuer Kirchen gemacht; namentlich an solchen Orten, wo bisher noch keine Protestantische Kirche gewesen, wo denn wohl begreiflich Seitens der Katholiken allerlei Einwendungen und Bedenklichkeiten veranlaßt werden; doch kann auch da, wenn sich die Bedürfnisse dem Gesetz gemäß herausgestellt haben, die Gründung neuer Kirchen nicht absolut verhindert werden, vorausgesetzt, daß die Tendenzen der neuen Gemeinde dem Wohl des Staats nicht zuwider laufen.

Allerdings ist es, um das an dieser Stelle gleich mit zu berichten, in der letzten Zeit öfter vorgekommen, daß trotz gesetzlichen Verfahrens Seitens der Protestanten und trotz gesetzlich erwiesener Bedürfnisse, öffentliche Versammlungen und Schulen aufgehoben und für die Folge untersagt worden sind aus ersonnenen Gründen, deren Untersuchung gar nicht oder lässig betrieben ist. Doch hat dieß weniger die Staatskirchlichen betroffen als die Independenten und die Evangelische Gesellschaft, deren Tendenzen der Regierung nicht hinlänglich bekannt oder falsch angegeben seyn mögen und welchen sie deshalb weniger geneigt ist.

Von dem Regiment der Kirche haben wir schon in Nr. 51. S. 583 geredet. Zur Verwirklichung einer mit bedeutenderen Vollmachten versehenen allgemeinen Behörde, deren die Ref. Kirche jetzt ermangelt, wünschen wir ihr im Interesse christlicher und kirchenregimentlicher Ordnung einen baldigen guten Erfolg. Am meisten möchten wir das darum, weil es ohne eine solche entscheidende Behörde nicht wohl möglich ist, gegen die ungläubigen, antievangelischen Prediger innerhalb der Kirche einzuschreiten oder ihnen das Predigen ganz zu untersagen. Für die Pariser Ref. Kirche wäre es gut und gewiß den Wünschen ihrer orthodoxen Prediger und gläubigen Laien angemessen, wenn eingeschritten werden könnte gegen einen oder etliche vom amerikanischen Unitarismus eingenommene Prediger. Das Consistorium hat wohl den einen vorgeladen und ihm ernste Verweise, wie man sagt, gegeben; doch ist davon bis jetzt nichts vor die Oeffentlichkeit gekommen, und der Unitarismus wird noch ebenso unverholen unter die Leute gebracht, offener noch als auf der Kanzel in den religiösen Journalen der Unitarier. Als Gehülfen stehen ihnen mehrere bedeutende Schriftsteller der Jetztzeit, katholische namentlich, zur Seite, welche mit Begeisterung und Gewandtheit den amerikanischen Propheten Channing anpreisen und die Orthodoxie in Verdacht und Mißkredit zu bringen suchen; und wirklich haben die orthodoxen Prediger große Mühe die Mitglieder ihrer Kirche bei den Grundwahrheiten des Christenthums

zu erhalten. Wenn, wie es leider der Fall ist, die rationalistische Prediger mehr Anklang finden, so ist das ganz begreiflich, denn von jeher hat sich ja die menschliche Vernunft gegen das reine Wort Gottes aufgelehnt, sonderlich gegen das Wort vom Kreuz, welches den Weisen dieser Welt stets eine Thorheit bleiben wird. Die Lehre von der Sünde und Buße widersteht dem natürlichen Hochmuth des menschlichen Herzens. Man dünkt sich viel zu erhaben und zu weise, um in kindlicher Weise das Wort anzunehmen, das uns die unaussprechliche, unbegreifliche aber dem Gläubigen so überaus selige Erniedrigung des Sohnes Gottes zu erkennen giebt.

Herr Martin Paschond, Pastor an der Kirche de l'Oratoire, hat in seinem Journal „le disciple de Jesus Christ“ (?!) ein Bekenntniß veröffentlicht, welches die Arianischen und Socinianischen Irrthümer erneuert. Der Unitarismus ist aber nicht der einzige Feind der Reformirten Nationalkirche. Wie dieser in der Lehre entgegen ist, so droht der Kirche als solcher der Independentismus, in welchen sich das erweckte Publikum der Reformirten Kirche zum Theil gefällig angezogen durch die begeisterten und begeisternden Predigten des Hrn. E. de Pressensé, und durch die größere Freiheit im innern und äußern Organismus der Chapelle Taitbout, welche, beiläufig bemerkt, nach einigen Publikationen der letzten Tage zu schließen, von Chapelle zur église Taitbout erhoben ist.

Die Berufung zum geistlichen Amt erfolgt meist durch Connexionen. Die geistliche Weihe kann in Genehmigung des lokalen Consistoriums ein Pastor dem andern ertheilen im Beisein von noch sieben, und wird der Candidat auf das Wort Gottes verpflichtet. In den letzten Jahren hat man einige Hauptlehren, doch in jedem Consistorio anders gestellt, hervorgehoben, welche dem Candidaten vorgelesen werden; vornehmlich: die Lehre von der Erbsünde, von der Gottheit Christi, Rechtfertigung durch den Glauben, Wiedergeburt, in welcher seine Lehrthätigkeit sich bewegen soll. Von den Sakramenten ist bei der Ordination keine Rede. Weil sie eben weniger als Sakramente, denn als Ceremonie gehalten und verwaltet werden. Ebenwird der Lehre von der Kirche dabei nicht gedacht, weil eben unter den Reformirten eine zu große Indifferenz gegen sie herrscht.

Endlich noch ein Wort über den öffentlichen Cultus. Der Gottesdienst beginnt mit Gesang eines Psalms, darauf werden die zehn Gebote verlesen und noch ein Abschnitt aus der H. Schrift, welchem sich das Sündenbekenntniß (abgefaßt von Theodor Beza, tief und ergreifend) anschließt. Dem folgt wieder Gesang eines Psalms. Dann die Predigt mit Gebet zuvor und allgemeinem Kirchengebet nachher, Vaterunser, Glaube, Gesang, Segen. Das heil. Abendmahl wird 6 Mal gefeiert im Jahre. In der Hauptkirche 8 Mal und zwar an den Festtagen, an dem darauf folgenden Sonntag und am ersten Sonntag im September. Jeden Donnerstag vor dem Abendmahlstage findet ein Vorbereitungsgottesdienst statt, ohne formelle Beichte und Absolution. Der Abend vor den Festtagen wird kirchlich gefeiert. Gewöhnlich ist nur ein Gottesdienst, der um Mittag abgehalten wird. Vormittags werden die Kinder unterwiesen im Catechismus und in der biblischen Geschichte und ein Kindergottesdienst findet statt. In zwei Kirchen, St. Marie und Pentemont, wird Abends 8 Uhr eine Erbauungsstunde allwöchentlich gehalten.

Einiges Nähere über den Stand der Nationalkirche in den Provinzen vielleicht ein anderes Mal.

Jetzt noch einige Berichtigungen zum 2. Artikel. Nr. 50 S. 57 sind die Chapelle St. Maur und Ch. Servandoni als zur Chapelle Taitbout gehörig aufgeführt; die erstere aber gehört der société evangelique.

2) Die Autre Chapelle sollte nicht besonders numerirt seyn, denn sie dient nur dem Cultus des Hrn. Fr. Monod und gehört den Engländern (eig. Chapelle congrégationaliste). Sonst hat Hr. Fr. Monod noch eine eigene Chapelle. Sein Gemeindle nennt sich: église évangélique réformé.

3) ist in dem Satz: Doch neigt Fr. Monod jetzt im Ganzen mehr zur Englischen Kirche ꝛc. unter Engl. Kirche nicht die Staatskirche zu verstehen, sondern die Englisch-Independentische Kirche.

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz. Druck von Trowitzsch und Sohn.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1857. Mittwoch den 5. August. № 62.

D. Baumgarten, Dr. u. Prof. d. Theologie in Rostock, Protestantische Warnung und Lehre wider die Gefahr einer Erneuerung alter Irrthümer in unserer Mecklenburgischen Landeskirche. I. u. II. 1857.

(Schluß.)

Prof. B. macht sich einer zwiefachen verhängnißvollen Verwechselung schuldig. Weil mit Recht die Forderung besteht, daß, was durch die Heilsmittel an Heilswirkung in der Kirche ausgeht, seine entsprechende Stätte in der Innerlichkeit des Subjektes finde, verwandelt es dies nothwendige Postulat in ein überall vorhandenes fertiges Vermögen, und setzt diese, als allezeit fertiges Vermögen gedachte, von dem h. Geist geschaffene und bewegte Innerlichkeit an die Stelle des h. Geistes selbst. Der neue Mensch ist dem Prof. B. für sich der h. Geist. Und nicht bloß für sich, um das eigene Thun, und auch die Ordnung dieses eigenen subjektiven Thuns, sondern alle Ordnung für Alle, auch die kirchliche Ordnung, das kirchliche Recht zu schaffen und auszubilden. Kein Wunder, daß dann nun auch Prof. B. ein unbegränztes Vertrauen auf die Herrschaft dieses Principes der Innerlichkeit setzt und Dinge von ihm erwartet, bei denen es einem besonnenen Menschen ein wenig schwindelt. „Sobald nur, meint er einmal, der Kirche die großen Sünden und Missethaten der Völker und Länder von dem Geiste im Gewissen gestellt werden und sie nicht länger wird ausweichen können, wird sie in allen Gliedern Buße für ihre Theilnahme und Mitwirkung an diesen großen Schäden thun.“ *) Prof. B. erwartet das goldene, noch nie dagewesene Zeitalter der Kirche von seinem Princip. So schwarz es heute aussieht, so hell und licht wird es dann seyn.

Prof. B. ist ein Ideolog. Diesen Ausdruck werden uns sein Freunde erlauben müssen. Aber seine Ideologie ist keine ungefährliche. Sie hängt tiefer zusammen, und führt weiter so. Wer so auf die Innerlichkeit provocirt, wie er das thut, wer dem eigenen Inneren des christlichen Subjektes ein solches Thun und Gestalten, ein solches Prärogativ wider alle anders geltende Ordnung einräumt und davon das Heil erwartet: bei dem kann es auch im Punkt der Anthropologie nicht recht bestellt seyn, und der hat jedenfalls die Sache auf eine Präsumtion und in eine Region gestellt, in der sie unaufhaltsam in die rationalistische Verherrlichung des Subjektes ausläuft. Der Rationalismus wird die B.'sche Theologie mit Akklamation aufnehmen.

Und nicht mit Unrecht. Prof. B. greift auch sonst in Folge seines Grundprincips zerstörend und auflösend in die, doch sonst von ihm an- und aufgenommene Lehre der Kirche. Wir wollen nur auf Einiges näher hinweisen. Wer die subjektive Innerlichkeit so betont und darstellt, wie das Prof. B. thut, bei Wem sie so all-handelnd und bestimmend auftritt, daß sie eigentlich in dem ganzen Heilsprozeß Seitens des Menschen als das alleinige Organ erscheint, für den muß dann nothwendig auch der Glaube eine dem entsprechende Bestimmtheit annehmen. Er muß, da sonst keine Stelle für ihn ist, mit der Innerlichkeit so ziemlich in Eins zusammenfallen. Und so wird er hier beschrieben. „Der christliche Glaube ist — heißt es *) — die gegenwärtige Macht des Geistes, die sittlichen Verhältnisse in ihrem göttlichen Grunde zu erfassen, und durch pflichtgemäßes Verhalten zu erfüllen.“ Oder, mit anderen Worten, der Glaube ist die Energie der Innerlichkeit. Und wenn dann anderswo **) gesagt wird, „der Glaube sey nicht ein bloßes ὄργανον ληπτικόν, sondern die menschliche Totalität als reine und schlechthinige Receptivität, und ferner nicht etwa nur irgend welches Innere im Menschen, sondern die vollständige Zurückbezogenheit des Menschen aus der gesammten Weltsphäre in die schlechthinige Innerlichkeit und Empfänglichkeit dem göttlichen Wirken gegenüber“: so ist dies dieselbe, auf die Innerlichkeit bezogene Beschreibung des Glaubens, nur nach einer anderen Richtung, wie dort die nach außen thätig, so hier die nach innen empfänglich wirkende Energie der Innerlichkeit. Aber daß dies nicht der Glaube der Kirche ist, würde man auch dann bemerken, wenn es nicht ausdrücklich gesagt wäre. Es liegt hier der Ton schlechthin auf der Innerlichkeit. Der für den Glauben gesetzte Inhalt, wie er in cognitio, assensus und fiducia (Erkenntniß, Beifall, Zuversicht) erscheint, verschwindet ganz. Es ist nicht die Innerlichkeit, geschaffen und bestimmt durch den Glauben

*) Nachtgesichte ꝛc. I. 177 f.

*) Nachtgesichte ꝛc. I. 139 f.

**) Prot. W. ꝛc. II. 30.

und durch den, im Glauben für sie gesetzten Inhalt, sondern die Innerlichkeit in ihrer eigenen Energie. Das natürlich oder ursprünglich Menschliche ist das Ueberwiegende, eigentlich Bestimmende. Und dieses, weil oder indem für Baumgarten auch das Reine. Das gibt er vielfach zu erkennen. Er spricht nicht bloß, etwas unklar, von dem innersten Gewissen der Kirche, welches unbestechlich und untrüglich sey, weil es in dem selbstständigen Gottesgeiste selber ruhe*), sondern auch von unseres Volkes innerstem und untrüglichstem Gefühle, an dem es merken und erfahren werde, daß die Kirche die reine und heilige Heroldin Gottes sey**), er kennt einen Tadel, der sich ebenso gut aus dem Geist der Wissenschaft, wie aus dem Geist der Kirche herleiten lasse***) u. s. w. Indem aber B. dabei doch das specifische Christenthum festhält, ist es eigentlich die Humanisirung des Christenthums in anderem Sinne, die hier versucht wird. Das mag wohl, soweit sie überhaupt möglich ist, die bestimmteste Bezeichnung der B.'schen Theologie seyn. Darauf führt auch, was sich Christologisches in den hier angezogenen Schriften findet. Zuerst, was über den „Christus in uns und für uns" gesagt wird.†) Denn, wenn es hier heißt, „das ist es, was sie in ihrem innersten Leben und Wesen fühlen, daß das Fürsichseyn Christi nimmermehr ein Fürunsseyn wäre oder werden könnte, wenn nicht der außer uns seyende Christus die Macht und den Willen hätte, in uns Sünder eintreten zu wollen; es ist ihnen die ausschließliche Majestät Christi eine vernichtende Gewalt, eine bloße, ihnen entweder fremd oder feindlich gegenüberstehende Aeußerlichkeit, wenn diese Aeußerlichkeit sich nicht bis zu ihrem innersten Grunde hinab aufthut und sich selber ganz und gar mittheilt und verinnerlicht, wenn nicht das Fleisch gewordene Wort ebenso sehr und ebenso gewiß Geist seyn und als solcher erkannt und angeeignet seyn will": so ist hier deutlich gelehrt, Einmal, daß der „Christus für uns" so lange „fremd und feindlich gegenübersteht", als er nicht der „Christus in uns" ist, daß also jener seine erlösende Fähigkeit erst empfängt von diesem, und zum Anderen, daß das „Innunsseyn" Christi, als des Fleisch gewordenen Wortes, eine „Verinnerlichung", oder ein „angeeignetes Geistseyn" ist. Und was für ein Sinn und Bedeutung hierin liegt, ist leicht zu ersehen. Es ist nicht so, daß der Christus für uns zugleich der Christus in uns, und in diesem als der eigentlich wirksame aufbehalten bleibt, daß der Christus in uns nur etwas ist als der Christus für uns — das wäre keine „Verinnerlichung" oder nur eine schlechte —, sondern der Christus für uns wird in und von der Innerlichkeit „ganz und gar" absorbirt, Er als das Wort setzt sich um in die, es als „Geist" aneignende Innerlichkeit. Der Christus für uns ist mit dem Inneren völlig vermählt, darin humanisirt. (Es ist eine andere, spirituelle Transsubstantiation.) Darauf läuft weiter hinaus, wenn B. die Kirchenlehre tadelt*), daß sie „die göttlichen Prädikate nicht sofort als eigenthümliche Bestimmtheiten dieses menschheitlichen Seins und Wirkens behaupte und erweise, sondern als neben und außer (?) diesem menschlichen Seyn und Wirken vorhanden", womit er zugleich seinen bestimmten Gegensatz gegen die Kirchenlehre andeutet. Ja, das sagt er so gut wie ausdrücklich, wenn er behauptet**), „die heilige Humanität sey für den Glauben, aber auch für das Leben, und solle in den Grund des Glaubens (die Innerlichkeit) aufgenommen und wiederum in die Aeußerlichkeit des Lebens hinausgesetzt werden." Denn wenn auch die heilige Humanität beschrieben wird, als „die durch Gottes Geist und Geist gewirkte Wiederherstellung der ursprünglichen, in den Fragmenten der natürlichen Humanität noch erkennbaren Menschlichkeit": so ist das ja denn dasjenige, was wir als Humanisirung des Christenthums bezeichnet haben, als das im Behuf der Humanität vorhandene, in der Humanität — in Innerlichkeit — sein eigentliches Daseyn habende Christenthum; und daß jene Humanität schon immer „da ist", auch „für das Leben", hat ja B. selber gesagt.***)

Das ist die Basis der gesammten, aus den B.'schen Schriften uns entgegentretenden Doktrin, und aus der sich alle seine Besonderlichkeiten in Klagen und Forderungen erklären lassen. Die auf die Schrift gebaute Behauptung in Betreff des Volkes Israel und damit zusammenhängend der Heidenkirche und ihrer Bestimmung ist nur der zufällige Hintergrund hiefür. Welchen Werth daher sowohl die „Prophetenstimme", als die vorliegende „Warnung und Lehre" für die Kirche hat, ist darnach leicht zu bemessen. Gar keinen. Sie kann nur irreführen. Und sie wäre am meisten zu beklagen für den nächsten Wirkungskreis des Verfassers, die Mecklenburgische Landeskirche. Hier werden ganz gewiß alle irgend negativen und abfälligen Elemente in Prof. B. einen willkommenen Bannerträger begrüßen. Ob er selbst, dessen Gaben und Eifer wir gar nicht verkennen, die Augen darüber aufgehen werden, das steht dahin. Wir bezweifeln es. Wer so von sich selbst redet, wie das B. thut, der sich so mit seinen eigenen subjektiven Erfahrungen, um sein Ausdruck zu gebrauchen, „zusammengeschlossen" hat, der hat sich damit in ein Gebiet vertieft, aus dem schwer herauszukommen ist. Zumal, wenn, wie hier, von Wahrnehmungen ausgegangen wird, die wir gar nicht zu läugnen Grund haben. Aber nur, wenn wir diese Consequenzen nicht damit verbinden. Daß verleiteter Anlaß vorhanden ist, auf Ordnung und Recht in der Kirche

*) Nachtgesichte ꝛc. I. 132.
**) a. a. O. I. 168.
***) a. a. O. II. 169.
†) a. a. O. II. 71.

*) a. a. O. I. 238.
**) a. a. O. I. 237.
***) Wir könnten hier auch noch als Beleg anführen, was B. über das hohepriesterliche Amt Christi lehrt; indeß begnügen wir uns mit der Bemerkung, daß er hier ganz auf den Spuren Hofmanns einhergeht, wohl zeigt, daß Christus der sündigen Welt gegenüber, aber nicht, daß er Gott und dem Gesetz genug gethan hat.

diesem Augenblick einen übertriebenen Ton zu legen, davon mehr zu erwarten, als sie leisten können, das wird schwerlich von Jemand in Abrede gestellt werden; aber dagegen werden auch die Verständigen allenthalben auf der Hut seyn; den Unverständigen auf diesem Gebiet aber wird mit der Baumgarten'schen Doktrin gewiß nicht geholfen seyn. Man treibt keinen bösen Geist durch Beelzebub aus. Außerdem aber ist in der Wirklichkeit unseres kirchlichen Lebens noch so viel Unordnung und Unrecht, in der Wirklichkeit auch unserer übrigen Verhältnisse und Anschauungen so viel Widergesetzliches und Zuchtloses, so viel Impietät und Libertinität, daß zu irgend welch' ernstlicher Reaktion gegen den Zug der Minorität zu Zucht und Recht auch nicht ein wenig Anlaß vorliegt. Uns kommt ein Unternehmen, wie das des Prof. B., fast wie ein Hohn vor auf die Noth unserer Lage. Und wir reden aus Erfahrung mitten aus dem Volk heraus.

Ueber die Eintheilung und Gliederung der zehn Gebote.

Unser Thema ist ein unscheinbares, aber doch wichtiges. Es gilt das tiefere Eindringen in den Organismus einer der wichtigsten Grundlagen der Kirche, die ungeachtet ihrer schlichten Einfachheit, je schärfer man sie betrachtet, desto mehr sich als ein wunderbares Erzeugniß der göttlichen Weisheit kundgibt. Die Theologie kann von der Naturforschung Manches lernen. Die dieser eigenthümliche Freude an der mikroskopischen Beobachtung, die erst den rechten Einblick in das Buch der Werke, in das: du hast sie alle weislich geordnet, gewährt, sollte auch auf die Theologie übergehen. Auch einer Kirchenzeitung steht es wohl an, solchen Weg zu betreten. Sie soll ihre Leser stets von Neuem darauf hinweisen, daß das stille Forschen in dem Worte Gottes zu den wesentlichen Merkmalen der wahrhaftigen Glieder der Kirche gehört, sie soll ihre Leser einladen, daß sie in der Hitze des in der streitenden Kirche unvermeidlichen Streites sich stets von Neuem an den grünen Auen und frischen Wassern des Wortes Gottes erquicken, das nicht bloß für das Gemüth vorhanden ist, das auch der Gegenstand des verständigen Sinnens und Betrachtens seyn soll, wie einfach daraus erhellt, daß die Herrlichkeiten des Wortes, die sich nur diesem erschließen, nicht umsonst vorhanden seyn können.

Zum großen Nachtheile der Behandlung der vorliegenden Frage hat sich das confessionelle Interesse in sie eingemengt. Wir bemerken zum voraus, daß wir es nicht mit den zehn Geboten im Katechismus, daß wir es nur mit den zehn Geboten in der heiligen Schrift zu thun haben. Wir können in keiner Weise Dr. Geffken beistimmen, wenn er sagt: „Wollen wir die zehn Gebote als Grundlage des Religionsunterrichtes behalten, so müssen wir sie einmal vollständig mittheilen und zweitens richtig eintheilen“ *), und wenn er die Frage aufwirft: „Soll eine Eintheilung in unserm Katechismus beibehalten werden, die nicht einmal mehr einen Vertheidiger findet?“ **), und es als sich von selbst verstehend betrachtet, daß diese Frage nur verneinend beantwortet werden könne. Ebenso wenig dem Past. Wittkopf ***), wenn er fürchtet, daß das Aufgeben der in der Lutherischen Kirche gangbar gewordenen Eintheilung der zehn Gebote zur Verwirrung des Lutherischen Volkes gereichen und dem Ansehen des Katechismus nachtheilig werden würde. Man mißt hier die Lutherische Kirche mit einem Maaßstabe, der nur für die Reformirte gilt. Der Heidelberger Katechismus theilt die zehn Gebote wörtlich in ihrer ursprünglichen Gestalt mit. Dagegen der Lutherische weicht grundsätzlich von derselben ab. Er läßt die Einleitung weg: „ich bin der Herr dein Gott, der dich aus Aegyptenland geführt“; ebenso das Verbot des Bilderdienstes; statt des ganzen Sabbathsgebotes setzt er bloß die Worte: „du sollst den Feiertag heiligen“; beim vierten Gebote läßt er die Verheißung weg: „daß du lange lebest im Lande, das dir der Herr dein Gott gibt.“ Es kann keinem Zweifel unterworfen seyn, daß das Recht hier auf der Seite der Lutherischen Kirche ist. Die zehn Gebote verhalten sich zu der übrigen Mosaischen Gesetzgebung nicht etwa so, daß sie das allgemeine Moralgesetz geben, was dem Buchstaben nach grade so für die Kirche des N. B. gilt, wie für die Gemeinde des A. B. Sie sind vielmehr die kurze Summe des Gesetzes nach der alttestamentlichen Fassung, welcher die ganze übrige Mosaische Gesetzgebung als Commentar und Ausführung dient. Bei den zehn Geboten nicht minder wie bei dieser muß die theologische Auslegung eintreten, deren Aufgabe die ist, den ewigen Gehalt zu sondern von der zeitlichen Umhüllung. Obgleich das specifisch Alttestamentliche in den zehn Geboten allerdings nicht so stark hervortritt, wie in den übrigen Gesetzen, eben weil sie das Allgemeinste geben, die obersten Grundsätze des Gesetzes zunächst für das Volk des A. B., so ist es doch noch immer sehr bedeutend, bedeutender als es auf den ersten Anblick scheinen möchte. Ganz alttestamentlich ist sogleich der Eingang: „Ich bin der Herr dein Gott, der ich dich aus Aegyptenland, aus dem Diensthause geführt habe.“ Die verpflichtende Kraft der Gebote wird hier auf eine Thatsache gegründet, die speciell dem Volke des A. B. angehörte, deren zukünftiges Zurücktreten schon unter dem A. B. selbst geweissagt wird Jerem. 23, 7, die von der Erlösung durch Christum ganz in den Schatten gestellt worden ist. Ebenso einen specifisch alttestamentlichen Charakter trägt das Verbot des Bilderdienstes. Dr. Geffken selbst muß gestehen †): „Freilich wird das Verbot des Bilderdienstes in protestantischen Gemeinden nicht sehr vermißt.“ Unter dem A. B.

---

*) Die verschiedene Eintheilung des Decalogus S. 234.

**) S. 275.

***) Die Lutherische Fassung des Decaloges, in Guerike's Zeitschrift 1856 S. 487.

†) S. 27.

war der Bilderdienst eine der gefährlichsten Klippen. Es war das damals eine der Hauptformen, in denen die Religion der Welt auftrat. Unter dem N. B. hat diese Versuchung großentheils aufgehört. Wenn man das Verbot richtig auffaßt und nicht nach dem Vorgange der Reformirten Kirche darin die Berechtigung zu einer Polemik gegen die religiöse Kunst findet, so ist sein practischer Gebrauch ein sehr beschränkter. Nach seinem Wortlaute kann man es nur auf den Bilderdienst in der Katholischen Kirche anwenden, wie er vieler Orten im Schwange ist. Das hat für die meisten unserer Gemeinden nur wenige Bedeutung, sicher nicht eine solche, daß dadurch eine Aufnahme unter die Grundgebote gerechtfertigt würde. Die weiteren Anwendungen, die man unter Anwendung der theologischen Auslegung von dem Gebote machen kann (vgl. Ev. K. Z. 1851 S. 474) gehen weit über die Sphäre der Einfältigen hinaus, für welche der Katechismus bestimmt ist. Mag ursprünglich das Gebot des Gelüstens nur eins seyn, mag es sich völlig als wissenschaftlich verwerflich darstellen, es in zwei zu zerspalten, für den Katechismus ist dies offenbar fruchtbarer und es ist nicht sine numine geschehen, daß die Kirche es gethan hat. Der Katechismus darf keine Antiquitäten erhalten, nichts was nicht ohne weiteres anwendbar ist, was es erst durch Vermittelung der den Einfältigen unzugänglichen theologischen Interpretation wird. Sollte einmal die ursprüngliche und durch das Alterthum geheiligte Zehnzahl beibehalten werden, und wollte man die bezeichnete Klippe vermeiden, so war die Zweitheilung des letzten Gebotes der einzige Ausweg. — Doch wir fahren fort in der Nachweisung, daß die zehn Gebote specifisch Israelitisches enthalten, daß sie also nicht in ihrer ursprünglichen Gestalt in den Katechismus gehören. Einen alttestamentlichen Charakter trägt auch das Sabbathsgebot. Die wenigen Worte, welche Luther dafür setzt, enthalten wirklich den ganzen ewigen Kern, die auch für die Kirche des N. T. gültige Substanz. An die Stelle des Sabbaths ist unter dem N. T. der Sonntag getreten. Die unter dem A. T. den Vordergrund bildende Beziehung auf die Schöpfung und die Befreiung aus Aegypten (5 Mos. 5, 15) tritt unter dem N. T. zurück hinter der Erlösung durch Christum. Specifisch alttestamentlich ist auch die einseitige Hervorhebung der Ruhe. — Einen speciell alttestamentlichen Charakter trägt auch die Verheißung bei dem Gebote: „du sollst deinen Vater und deine Mutter ehren — auf daß du lange lebest in dem Lande, das dir der Herr dein Gott gibt." Angeredet wird nicht der einzelne Israelit, sondern Israel als ideale Person. Der Besitz des Landes soll ihm nur so lange verbleiben, als die Pietät unter ihm grünt und blüht. Erstirbt sie, so soll das Land seine Bewohner ausspeien. Endlich, der

Nächste ist nach dem feststehenden Sprachgebrauche der Bücher Mose's nicht der Mitmensch, sondern der Mitisraelit, so daß also auch die letzten Gebote ein specifisch alttestamentliches Element enthalten. — Wie die zehn Gebote in Luthers Katechismus anzusehen sind, das zeigt schon ihre Ueberschrift: „die zehn Gebote, wie sie ein Hausvater seinem Gesinde einfältig fürhalten soll." Danach wird ganz darauf verzichtet, sie in ihrer ursprünglichen Form mitzutheilen. Sie sollen in der Fassung gegeben werden, in der sie den Einfältigen zugänglich sind, mit Abstreifung alles dessen, was eine theologische Auslegung nöthig macht und die unmittelbare Anwendbarkeit hindert. Alles ist euer, das gilt auch von den zehn Geboten. Die Kirche hat große Vollmachten. Sie ist durch keinen Buchstaben als solchen gebunden, auch durch den ehrwürdigsten nicht. Sie darf und soll in andere Formen gießen, was in der ursprünglichen für den vorliegenden Zweck nicht paßt. Bei den zehn Geboten darf sie in dieser Beziehung um so weniger bedenklich seyn, da grade bei ihnen sich in den Büchern Mose's selbst (in 5 Mos. 5) neben dem Haupttexte, wie er auf dem Sinai promulgirt und auf die steinernen Tafeln geschrieben wurde, ein Nebentext mit manchen Variationen vorfindet. Deutlicher konnte nicht gesagt seyn, daß zwar Niemand sich erfrechen darf, den ursprünglichen Text als solchen zu ändern, daß dieser aber zunächst nur in seinen geschichtlichen Zusammenhang gehört, und daß nach Umständen derselbe wesentliche Inhalt auch in anderen Formen reproducirt werden kann.

Haben wir auf diese Weise die Brücke abgebrochen zwischen den ursprünglichen Zehngeboten und den Zehngeboten des Katechismus, so müssen wir nun auch verlangen, daß das confessionelle Interesse bei der Untersuchung über Eintheilung und Gliederung der ersteren ganz aus dem Spiele bleibe. Hat es sich früher mannigfach geltend gemacht, aus keinem andern Grunde, als weil man für den Katechismus besorgt war, so sollte man jetzt sich durch jene Zwangskünste warnen lassen, statt in gleiche Verirrung sich einzulassen. Die confessionellen Uebertreibungen, die Einmischungen des Confessionellen in Dinge, wohin es nicht gehört, sind der guten Sache schädlicher, wie die Angriffe. Es ist ein Mitzweck unserer Arbeit, die zunächst und hauptsächlich zur tieferen Ergründung des Wortes Gottes dienen soll, vor solchen Verirrungen zu warnen.

Geben wir nun zuerst einen Ueberblick über die Geschichte der Eintheilung der zehn Gebote, unter Verweisung auf die ausführliche und gründliche Darstellung in der nach dieser Seite trefflichen Schrift von Dr. Geffken.

(Fortsetzung folgt)

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz. Druck von Trowitzsch und Sohn.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1857. Sonnabend den 8. August. № 63.

Ueber die Eintheilung und Gliederung der zehn Gebote.

(Fortsetzung.)

Die ältesten Gewährsmänner für die unter den Juden übliche Eintheilung sind Josephus und Philo, beide aus dem ersten christlichen Jahrhundert. Der erstere sagt in B. 3 der jüdischen Alterthümer C. 5 §. 5: „Es lehrt uns das erste Gebot, daß Gott Einer ist und daß man diesen allein ehren muß; das zweite befiehlt keines lebendigen Wesens Bild zu machen und anzubeten; das dritte nicht in schlechten Sachen bei Gott zu schwören; das vierte den Sabbath zu halten; das fünfte die Eltern zu ehren; das sechste sich des Mordes zu enthalten; das siebente keinen Ehebruch zu begehen; das achte nicht zu stehlen; das neunte kein falsches Zeugniß zu reden; das zehnte nach keinem fremden Gute Begierde zu tragen.“ Auf jeder der beiden Tafeln standen nach Josephus fünf Gebote; das Gebot, die Eltern zu ehren, gehörte somit der ersten Tafel an. Ganz in Uebereinstimmung mit Josephus, dem Palästinenser, spricht sich Philo, der Alexandriner, aus, und eben diese Uebereinstimmung zeigt, daß beide nicht ihre eignen Fündlein vortragen, sondern die nationale Ansicht. Nach Philo*) tritt Moses im ersten Gebote der polytheistischen Meinung entgegen, lehrend, daß die Welt monarchisch regiert wird. Das zweite Gebot handelt davon, daß man keine Götter bilden soll, das dritte von dem Namen des Herrn, das vierte von dem Sabbath, das fünfte gebietet die Eltern zu ehren. In der Schrift von den Zehngeboten §. 12 sagt er, die bessere Fünfzahl der Gebote enthalte die Gebote von der Monarchie, durch welche die Welt regiert werde: der Anfang dieser Tafel Gott der Schöpfer aller Dinge, das Ende die Eltern, die ihm ähnlich. Dies Gebot, sagt Philo, ist in die Gränze gestellt der Fünfzahl, welche auf die Pietät abzielt, und derjenigen, welche die Abmahnung enthält von Ungerechtigkeiten gegen die Gleichen.“ In vier wichtigen Punkten stimmen Philo und Josephus, die ältesten Zeugen für die unter den Juden übliche Eintheilung, überein. 1. Beide theilen die Zehn durch die fünf. 2. Beide trennen das Verbot der Bilder von dem Verbote der Abgötterei. 3. Beide weisen das Gebot, die Eltern zu ehren, der ersten Tafel zu. 4. Beide nehmen nur ein Gebot des Gelüstens an.

In der Christlichen Kirche der ersten Jahrhunderte blieb man der von den Juden empfangenen Tradition insofern treu, daß man das Verbot des Bilderdienstes von dem der Abgötterei trennte und nur ein Gebot des Begehrens anerkannte. Darin aber wich man ab, daß man meinte, das Gebot, die Eltern zu ehren, der zweiten Tafel zuweisen zu müssen und diese eine Abweichung hatte zur Folge, daß man den richtigen Weg ganz verlor. Wenn die Frage wirklich so stände, wie Augustinus*) sie nach dem, was er vorfand, glaubte stellen zu müssen: ob 4 und 6 oder 3 und 7, so müßte man sich unbedingt für das letztere entscheiden. Darin hatte Augustinus einen richtigen Tact. Wenn der Heidelberger Katechismus in der Antwort auf die 93. Frage: Wie werden diese Gebote eingetheilt? sagt: „In zwei Tafeln, deren die erste in vier Geboten lehrt, wie wir uns gegen Gott halten sollen, die andere in sechs Geboten, was wir unserem Nächsten schuldig sind“, so wird die Unmöglichkeit solcher Eintheilung jedem von vornherein gewiß seyn, der irgend in Bezug auf den Gebrauch der heiligen Zahlen in der Schrift orientirt ist. Die Zehnzahl, die Signatur der Vollständigkeit, kommt da, wo ihre Setzung aus Ueberlegung hervorgeht, ein Fall, der hier offenbar vorliegt, da die Zehnzahl der Gebote in den Büchern Mose's selbst als bedeutsam hervorgehoben wird, 2 Mos. 34, 28. 5 Mos. 4, 13. 10, 4, nie anders vor in der Schrift als also, daß ihre Zerlegung auch eine bedeutsame ist. Sie erfolgt in doppelter Weise, entweder durch die doppelte fünf, die Signatur der ergänzungsbedürftigen Unvollständigkeit, oder durch die 3 und 7, welche letztere dann wieder durch die 3 und 4 getheilt seyn muß. Augustinus würde freilich besser gethan haben, wenn er den eingedrungenen Irrthum in Bezug auf das Gebot, die Eltern zu ehren, beseitigt hätte. Da er dies aber nicht vermochte und mit Recht die 4 und 6 unerträglich fand, so mußte er die 3 und 7 erzwingen. Er that dies also, daß er das Verbot der Bilder zum ersten Gebote zog und dafür zwei Verbote des Begehrens annahm. Seine Auctorität reichte hin, dieser Neuerung in der Kirche ein weites Gebiet zu verschaffen. Doch blieb die Griechische Kirche bei der früheren Eintheilung stehen, ohne sich um die Neuerung zu kümmern. Procopius von Gaza z. B. im 6. Jahrh. sagt, das erste Gebot

*) Quis rerum divinarum haeres Magey 1 p. 496. Pfeiffer V. S. 74.

*) Quaest. 71 in Exod.

handele von den körperlosen Geistern, die einige ohne Idole anbeten, das zweite von den Idolen oder Abbildungen. Auch in der Lateinischen Kirche gelangte die Augustinische Eintheilung nicht zu unbedingtem Ansehen. Die ältere wird z. B. noch von Rupert von Deutz im 12. Jahrh. vorgetragen. Doch war da die Abweichung nur Ausnahme. Die Deutschen Reformatoren nahmen die Augustinische Eintheilung mit herüber, nicht aber aus selbstständiger Ueberzeugung, sondern im Anschlusse an das kirchliche Herkommen, welches ohne Noth zu verletzen, besonders in Dingen, welche die Einfältigen angehen, sie mit Recht zarte Scheu trugen. Luther und Melanchthon sagen Nichts zur Rechtfertigung dieser Eintheilung. Auch die späteren Lutherischen Theologen sprechen sich sehr gemäßigt in dieser Sache aus und man sieht deutlich, sie würden gar nicht daran gedacht haben, einen confessionellen Accent darauf zu legen, wenn ihnen nur klar geworden wäre, daß die Eintheilung der Mosaischen Zehngebote nicht zusammenfällt mit der der Zehngebote im Katechismus, für den sie allein besorgt sind. So Gerhard z. B.*) sagt: „Die Hauptgründe, weshalb wir jene Zählung, von der die Gegner so viel Wesens machen, nicht annehmen, sind die, daß jene an sich gleichgültige Veränderung, die von den Gegnern der Wahrheit vorgenommen wird, die christliche Freiheit mit einem sclavischen Joche belastet, den Gebrauch der Bilder einfach für verboten erachtet und gegen unsern Katechismus den Vorwurf der Verstümmelung erhebt.“ Ganz ähnlich erklärt sich Quenstedt: „Die Eintheilung der zehn Gebote hat kein maaßgebendes Ansehen, sondern ist eine offene Frage“, res media et indifferens. Walch**) sagt: „Es ist bekannt, daß, da die zehn Gebote in zwei Tafeln eingetheilt werden, wir zu der ersten drei, zu der andern aber sieben Gebote rechnen; die Reformirten hingegen ziehen zu der ersten Tafel vier, zu der andern sechs Gebote. — An der Sache selbst ist nicht viel gelegen und kann man einem jeden Theile freilassen, welche Eintheilung er erwählen will.“

In unserm Jahrhundert schien die Lutherische Eintheilung eine Zeit lang fast allgemein aufgegeben zu seyn. Der Badische Kirchenrath Sonntag stand mit seiner im J. 36 erschienenen Vertheidigung derselben (in den Studien und Critiken) ganz isolirt da, und wurde von allen Seiten bekämpft. Jetzt aber mehrt sich wieder die Zahl der Vertheidiger. Generalsup. Sartorius, in der Lehre von der heiligen Liebe, C. R. Otto, Past. Wittkopf u. A. sind für sie aufgetreten. Daß aber die Vertreter der Lutherischen Eintheilung besser gethan haben möchten, sich auf die Vertheidigung der zehn Gebote im Lutherischen Katechismus zu beschränken, und daß ihre Behandlung der Mosaischen zehn Gebote nicht frei geblieben ist von dem Einflusse eines außerhalb der Sache liegenden Interesses, das erhellt schon daraus, daß sie so völlig auseinandergehen in dem Gebrauche der Mittel zur Vertheidigung. Man sieht das namentlich an den

*) L. th. V. p. 249.

**) Religionsstreitigkeiten außerhalb, 3. S. 405. 6.

Versuchen, die Zweitheilung bei dem Verbote des Gelüstens zu rechtfertigen. Jeder geht hier seinen eignen Weg und nicht zu stimmen zusammen.

Daß die Reformirte Kirche von Anfang an sich freimach von einigen Mängeln der herkömmlichen Eintheilung liegt b gründet in der freieren Stellung, die sie zu der Tradition ei nahm. Sie hat aber keinen Grund, auf die Lutherische Kirch herabzusehen, die überall eine zarte Scheu trug, das arme ei fältige Volk zu verwirren. Auch von dieser eine Kirche ziere den pädagogischen Rücksicht abzusehen, ist der Vorzug noch im mer auf Seiten der Lutherischen Kirche. Die unrichtige refo mirte Auffassung des Gebotes: du sollst dir kein Bildniß mache hat in den Reformirten Ländern die Wurzeln der christlich Kunst zerstört. Die Meinung ferner, es sey eine strafbare Ve stümmelung der Mosaischen zehn Gebote, wenn sie nicht wör lich in den Katechismus aufgenommen würden, ist ein nicht g ringer theologischer Irrthum. Endlich, auch in der Reformirte Kirche wurde der eigentliche Ausgangspunkt der ganzen Ve irrung, die Meinung, daß das Gebot, die Eltern zu ehren, d zweiten Tafel angehöre, nicht unter die rechte Beleuchtung g stellt und so konnte auch hier die richtige Einsicht in die Gli derung der Mosaischen zehn Gebote nicht gewonnen werden.

Wir wollen nun nach diesem geschichtlichen Ueberblick zu erst unsere Anschauung von der Gliederung der zehn Gebo darlegen, welche in allen Punkten mit der ältesten Ueberliefern übereinstimmt, und dann dieselbe gegen die Einwendungen un anderweitigen Eintheilungen vertheidigen.

Die Zehnzahl der Gebote wird durch die doppelte fün getheilt. Den Theilungsgrund hat im Wesentlichen, nach dem Vorgange von Philo, Josephus, Irenäus, Thomas von Aquino richtig bestimmt, obgleich er inconsequent nachher dennoch das Gebot, die Eltern zu ehren, zur zweiten Tafel zieht*): „Dazu daß einer sich gut betrage in irgend einer Gemeinschaft, wir ein Doppeltes erfordert, zuerst daß er sich wohl verhalte gege Den, welcher der Gemeinschaft vorgesetzt ist, dann daß er sic wohlverhalte gegen die Mitgenossen der Gemeinschaft.“ I neuerer Zeit wurde diese uralte Eintheilung zuerst wieder i Hengstenbergs Beiträgen zur Einleitung ins A. T., Bd. 3, em pfohlen. Dann hat sich Ewald zu ihr bekannt. „Nach de Fingern der rechten Hand — sagt er**) — ist zuerst eine Reih von fünf Geboten aneinandergefügt, welche die Verhältnisse de Pflicht des Unteren und Abhängigen gegen das Obere und Ur sprüngliche, oder das, was die Lateiner Pietät nennen würden nach den einzelnen dahinfallenden nothwendigsten Forderunge zu erschöpfen suchten, ausgehend von dem Höchsten in diesen

*) Summa, 1, 2 qu. 100 art. 5: Ad hoc quod bene con versetur aliquis in aliqua communitate, duo requiruntur, scil ut se bene habeat ad eum, qui praeest communitati, aliud au tem est ut homo bene se habeat ad alios communitatis con socios et conparticipes.

**) Gesch. Israels 2 S. 151.

eise oder vom Verhältniß zwischen Jahve und dem Menschen, ließend mit dem auf Erden entsprechenden Verhältniß zwischen ltern und Kindern." Die erste Tafel stellt die Pflichten auf gen die Oberen, die zweite gegen die Gleichen, die erste leitet zur Pietät, die zweite zu der Liebe, wie sie unter Gleichen ttfindet, oder auch: die erste gebietet zu ehren, die zweite lieben.

Die Gliederung der Gebote auf jeder einzelnen Tafel wird stimmt durch die Trilogie von That, Wort und Gedanke. Diese tritt uns auch sonst in der Schrift vielfach entgegen, so aß wir von vornherein nicht abgeneigt seyn dürfen, sie in den hn Geboten anzuerkennen, um so weniger, da sie an einigen stellen mit bestimmter Beziehung auf die zehn Gebote ange= andt wird. In Sprchw. 6, 17 heißt es: „Ein Gräuel vor Gott sind hohe Augen, eine Zunge, welche Lügen redet, ände, welche unschuldig Blut vergießen." Das Herz wird ier durch die Augen repräsentirt, als den Spiegel des Herzens. Hohe Augen sind die äußere Erscheinung des Hochmuthes. Die Poesie liebt es zu malen. Deshalb konnte dieser nicht irect genannt werden. Die Frage, „wer wird besteigen den Berg des Herrn und wer wird bestehen an seinem heiligen Orte?" wird in Ps. 24, 4 also beantwortet: „Der unschuldige Hände hat und reines Herzens ist, welcher nicht hinträgt dem Luge seine Seele und nicht schwöret zum Truge." Die Worte spielen unverkennbar an auf das Gebot: „nicht hintragen sollst du dem Luge den Namen des Herrn", d. h. du sollst ihn mit dem Lug und Trug unvermengt lassen, ihn nicht aussprechen, um zu betrügen. Sie führen den in den zehn Geboten verbotenen Meineid zurück auf seine Quelle im Herzen: wer nicht Lust hat um Lug und Trug, und demzufolge gegen das Gebot Gottes betrüglich schwört. So wie der Sänger in dieser Darlegung er Kennzeichen des wahrhaftigen Israeliten, das noch jetzt als Grüfstein dient für die wahren Glieder der Kirche, im ersten Gliede von den Händen aufsteigt zum Herzen, so steigt er im weiten Gliede von dem Herzen herab zur Zunge. Er verlangt, daß der Gläubige die Sünde meide in Gedanken, Worten und Werken. Das Herz ist in den Mittelpunkt gestellt, um darauf hinzuweisen, daß auf dasselbe zuletzt Alles ankommt, daß die Reinheit der Hände und der Zunge in der Reinheit des Her= zens wurzelt und nur insofern Bedeutung hat, als sie darin wurzelt. Dieselbe Dreitheilung von That, Wort und Gedanke findet sich auch in Ps. 15, 2. 3. Im N. T. in Matth. 5, 21. 22: „Ihr habt gehört, daß zu den Alten gesagt ist: du sollst nicht tödten; wer aber tödtet, der soll des Gerichtes schul= dig seyn. Ich aber sage euch: wer seinem Bruder zürnet, der ist des Gerichtes schuldig, wer aber zu seinem Bruder sagt, Racha" u. s. w. Auf die That bezieht sich das Tödten, auf das Wort das Racha und du Narr sagen, auf den Affect das Zürnen. Im Gegensatze gegen die falsche Pharisäische Deutung der zehn Gebote weist der Herr darauf hin, daß sie nicht bloß die Hand regieren sollen, sondern auch den Mund und das Herz. Auch in V. 27 und 28 wird in der Ausdeutung der

zehn Gebote von der That zum Herzen aufgestiegen, dort aber mit Uebergehung des mittleren Gebietes der Zunge.

Bei der zweiten Tafel nun liegt ganz offen zu Tage, daß sie von der Trilogie von That, Wort und Gedanke oder Affect beherrscht wird, und man muß die Augen absichtlich verschließen, um es zu verkennen. Die Gliederung ist die: du sollst deinen Nächsten nicht verletzen 1. durch die That und zwar a) nicht an seinem Leben, b) nicht an seinem theuersten Eigenthum sei= nem Weibe — der Ehemann heißt eig. der Besitzer, die Ver= heirathete wird als eine solche bezeichnet, die einen Besitzer hat (2 Mos. 21, 3. 1 Mos. 20, 3. 5 Mos. 22, 22), c) nicht an seinem Eigenthum überhaupt; 2. durch Worte: du sollst kein falsches Zeugniß reden wider deinen Nächsten; diejenigen, welche verkennen, daß das Princip der Gliederung ein subjectives ist, wollen, daß dies Gebot bestimmt sey, die Ehre des Nächsten zu wahren, als ob alle falschen Zeugnisse in Injurienprocessen abgelegt würden, Leben und Besitz kommen viel mehr in Be= tracht; 3. durch den Affect des Herzens: laß dich nicht gelüsten.

Gegen diese Gliederung ist von Gefken, Otto u. A. fol= gender Einwand erhoben worden. „Wollen wir nur einen gei= stigen Sinn im letzten Gebote erblicken, so müssen wir entweder aufgeben, die früheren Gebote schon geistig zu erklären, oder wir müssen auch eingestehen, daß im letzten Gebote nichts ent= halten sey, was nicht schon in den früheren Geboten enthalten war." Daß jedes Gebot sich vielmehr auf den ganzen Men= schen beziehe, zeige die Auslegung des Gebotes: du sollst nicht tödten, und des Gebotes: du sollst nicht ehebrechen, durch den Herrn, wonach durch diese Gebote nicht bloß die That, sondern auch der Affect des Herzens verurtheilt wird, zeige ebenso auch Mr. 10, 19, wo das Verbot des Gelüstens durch: du sollst nicht entfremden, wiedergegeben und also auf betrügerische Un= ternehmungen bezogen werde. Der Herr gebe dadurch eine sehr bestimmte Andeutung, wie er das Schlußgebot verstanden wissen will, nämlich nicht als Vorschrift für die Innerlichkeit mit Aus= schließung des Werkes, sondern mit Einschuß desselben. Er mache uns auf diese Weise gewiß, daß in dem: laß dich nicht gelüsten, ein entsprechendes äußerliches Thun mit gemeint sey. Diese äußere Beziehung habe Luther völlig richtig getroffen, wenn er das Gebot von betrügerischen Unternehmungen verstehe.

Der Grundfehler dieser ganzen Argumentation scheint uns der zu seyn, daß sie nicht unterscheidet zwischen buchstäblicher und theologischer Interpretation. Nach der ersteren, welche fragt, was gesagt wird, bezieht sich das Gebot: du sollst nicht tödten, du sollst nicht stehlen, du sollst nicht ehebrechen aus= schließlich auf die That, ebenso das Gebot: laß dich nicht ge= lüsten ausschließlich auf das Herz. Dagegen nach der theologi= schen Auslegung, welche nicht blos fragt was, sondern auch warum etwas gesagt wird, bezieht sich jedes Gebot auf den ganzen Menschen. Das Gebot: du sollst nicht tödten z. B. ver= bietet zugleich den Zorn. Denn warum soll der Nächste nicht getödtet werden? Weil die Liebe uns verpflichtet sein Leben als sein edelstes Gut heilig zu halten. Da aber der Zorn ein kei=

mendes Attentat gegen das Leben ist, da schon ein zorniger Blick dies Leben verbittern und also seines Namens unwürdig machen kann, so sind wir schuldig den Zorn zu meiden. Die theologische Interpretation zeigt weiter, daß wir nicht dabei stehen bleiben dürfen dem Leben des Nächsten keine Störungen zu bereiten, daß wir verpflichtet sind, es nach Kräften zu fördern. Das Gebot: laß dich nicht gelüsten, ist nach theologischer Auslegung zugleich gegen jede Betrügerei, auch gegen den Diebstahl gerichtet. Warum soll schon das Gelüste gemieden werden? Weil es der Anfang eines innerlichen Processes ist, der zuletzt dahin führen kann, daß man sich auch thätlich an dem Eigenthum des Nächsten vergreift. Ist schon das Gelüste sündlich, wie vielmehr muß es dann das Product desselben, das thatsächliche Eingreifen in fremdes Eigenthum seyn? Die letztere Seite kehrt der Herr in dem Verkehre mit dem Jünglinge hervor, aus ähnlichem Grunde, weßhalb er gegen ihn nur die Gebote der zweiten Tafel geltend macht. Das Innerliche war für ihn zu fein. Da lag es nach seinem Standpunkte gar nahe, daß er sich Illusionen überließ. Wenn aber der Herr nach theologischer Auslegung in dem Verbote des Mordes zugleich das Verbot des Zornes findet, in dem Verbote des Gelüstens das Verbot des Betrügens, so ist damit nicht im entferntesten gesagt, daß nicht nach der buchstäblichen Auslegung sich das erstere ausschließlich auf die That, das letztere ausschließlich auf den Affect bezieht. Es war aber von großer Bedeutung, daß in dem Gesetze Gottes das Gebiet des Herzens von dem des Mundes und der Hand geschieden wurde. Wäre nicht neben dem Gebote: du sollst nicht tödten, du sollst nicht stehlen, du sollst nicht ehebrechen, das Gebot: du sollst nicht begehren, vorhanden, so würde es an jeder handgreiflichen Ueberführung fehlen für den dem natürlichen Menschen so tief einwohnenden Trieb, den Begriff der Sünde zu veräußerlichen und sie blos in das Gebiet der That zu verweisen. Mit der theologischen Auslegung würde man sich leicht abgefunden haben. Man würde sie als willkührlichen Rigorismus verdächtigen. Auf der anderen Seite, bliebe das Gesetz blos bei dem: du sollst nicht begehren, stehen, so würden die Gränzen der drei wohl zu unterscheidenden Gebiete, der That, der Rede und des Affectes nicht klar und scharf hervortreten, der wichtige Unterschied von Sünden und Verbrechen dem Bewußtseyn der Gemeinde nicht gründlich eingeprägt werden. Es ist von nicht geringer Bedeutung, daß der Geistliche in dem Religionsunterrichte sich in dieser Beziehung streng an die Norm des göttlichen Wortes hält, daß er zwar das Gebot: laß dich nicht gelüsten, durch alle hindurchzieht, daß er aber doch bei den Geboten: du sollst nicht tödten, du sollst nicht ehebrechen, du sollst nicht stehlen den Hauptaccent durchaus auf Mord, Ehebruch, Diebstahl legt, und das Eingehen auf das Feinere auf die Erklärung des Gebotes: laß dich nicht gelüsten, aufspart. Geht man zu direct auf das Herz los, so kann der „bürgerliche Gebrauch des Gesetzes" gar leicht Schaden leiden und der tiefe Abscheu vor Beschädigung der drei Hauptpfeiler,

auf denen die bürgerliche Gesellschaft ruht, wird an seiner Ausbildung gehindert werden. Uebrigens liegt am Tage, daß diejenigen, welche sich im Interesse der Beziehung aller Gebote auf den ganzen Menschen bemühen, dem: laß dich nicht gelüsten seine Beziehung auf das Herz zu rauben und es in das Gebiet des Aeußerlichen zu ziehen, ihrem eignen Zwecke entgegenhandeln. Sobald verkannt wird, daß das letzte Gebot dem Buchstaben nach auf das Herz geht, entzieht man der theologischen Auslegung bei den vorhergehenden Geboten die handgreifliche Grundlage. Auf Luther hat man sich bei diesen Versuchen dem Gebote: laß dich nicht gelüsten, die Beziehung auf das Herz zu rauben, nicht mit vollem Rechte berufen. Er scheidet freilich nicht streng zwischen dem, was dieß Gebot nach buchstäblicher und was es nach theologischer Auslegung aussagt, aber er bemerkt doch ausdrücklich, daß Gott in ihm „vornehmlich das Herz rein haben will," „daß es sonderlich wider die Abgunst und den leidigen Geiz gestellt sey, auf daß Gott die Ursache und Wurzel aus dem Wege räume, daher Alles entspringt, damit man dem Nächsten Schaden thut."

Ein entscheidender Grund aber dafür, daß das Gebot: laß dich nicht gelüsten, sich dem Wortsinne nach nur auf das Herz bezieht, ist der, daß das Gelüsten und Begehren immer in der heiligen Schrift nur von dem Affecte des Herzens vorkommt. In 5 Mos. 7, 25 z. B.: „die Bilder ihrer Götter sollt ihr verbrennen, du sollst nicht begehren Silber und Gold an ihnen und es dir nehmen," erscheint das Begehren als von dem Nehmen verschieden und der Quell desselben. Ebenso in Jos. 7, 21: „Und ich sah unter der Beute u. s. w. und ich begehrete sie und ich nahm sie", Micha, 2, 2: „und sie begehren Felder und rauben sie und Häuser und nehmen sie." Das Begehren, was überall von der Thatsünde unterschieden ist, wird ausdrücklich dem Herzen beigelegt in Spchw. 6, 25: „nicht begehre ihrer Schöne in deinem Herzen." Am schärfsten wird die Scheidung zwischen dem Gelüsten und der Thatsünde gezogen in Jac. 1, 14, 15: „Ein jeder wird versucht, wenn er von seiner eignen Lust gereizet und gelockt wird. Danach, wenn die Lust empfangen hat, gebiert sie die Sünde; die Sünde aber, wenn sie vollendet ist, gebiert sie den Tod." Die Sünde ist hier die Thatsünde. „Nicht ist aber deshalb — sagt Bengel — die Lust selbst nicht Sünde. Wer einen Menschen erzeugt, ist Mensch."

Auch das entscheidet noch gegen die äußerliche Deutung des Gebotes: laß dich nicht gelüsten, daß es unmöglich erscheint es abzugränzen gegen die Gebote: du sollst nicht ehebrechen, du sollst nicht stehlen, wenn man verkennt, daß es dem Wortsinne nach allein gegen den Affect des Herzens gerichtet ist, und daß man somit eine leere Tautologie enthält, die gar schlecht zu dem Lapidarstyle der 10 Gebote paßt, in dem kein Wort überflüssig gesetzt wird. Die Objecte sind dieselben, das Weib und das übrige Eigenthum und es würde ganz willkührlich seyn, das Gelüsten, wenn man es einmal auf das Gebiet der That herüber-

zi[en will, auf einen einzelnen Theil desselben zu beschränken, s]o[daß es sich mit Ehebruch und Diebstahl nicht berührte. Wo li]e[denn irgend die Berechtigung zu der Annahme, es werde m]ein solches Begehren verboten, „was nicht in offenbarem R[aube hervorbricht, sondern nur mit List dem Nächsten nach s]e[inem Erbe oder Hause steht, oder es mit einem Scheine des R]e[chtes an sich zu bringen trachtet.“

Daß die Lust nicht nach allen ihren Aeußerungen bezeich[net wird, der dem Nächsten feindliche Affect des Herzens nicht nach n]a[llen seinen Erscheinungsformen gebrandmarkt wird (wie z. B. da]s[Zürnen fehlt), sondern nur nach einigen, die am häufig]s[ten vorkommen und die tiefsten Zerrüttungen in der menschlichen G]e[sellschaft anrichten, erklärt sich aus dem individualisirenden C]h[aracter, den die Zehngebote überhaupt tragen und tragen m]u[ßten, wenn sie recht eindringlich seyn sollten, aus gleichem G]r[unde, aus dem es sich erklärt, daß statt der Respects- und O]b[erpersonen überhaupt die Eltern genannt werden, statt der F]e[iertage der Sabbath, statt der Verunehrungen Gottes durch da]s[Wort überhaupt der Meineid, statt der Beschädigungen des N]ä[chsten durch das Wort das falsche Zeugniß. Wer diesen in]d[ividualisirenden Character erkennt, der wird einsehen, daß der Sa]t[ze nach z. B. 3 Mos. 19, 17: „Du sollst deinen Nächsten n]i[cht hassen in deinem Herzen,“ unter dem Gebote: laß dich n]i[cht gelüsten, begriffen ist.

Erkennt man, daß die zweite Tafel von der Trilogie von H[and, Mund und Herz beherrscht wird, so hat man den Vor]t[heil, daß dieselbe Eintheilung nach der Schwere der Sünde sich n]u[n wieder innerhalb der drei Gebote bemerken läßt, welche die V]e[rletzung des Nächsten durch die That verbieten. Wie von d]e[r That herabgestiegen wird zu dem Worte, von diesem zu dem A]k[te, so von dem Morde zum Ehebruch von diesem zum D]i[ebstahl. Dieser Parallelismus wurde schon von Thomas von A]q[uino bemerkt: „Bei den übrigen Geboten (denen der zweiten T]a[fel) tritt ebenfalls die Ordnung nach der Schwere der Sün]d[e hervor. Denn es ist schwerer und mehr der Vernunft wi]d[ersprechend zu sündigen durch die That als mit dem Munde, u]n[d mit dem Munde als mit dem Herzen. Und unter den T]a[tsünden ist schwerer der Mord als der Ehebruch, und der E]h[ebruch schwerer als der Diebstahl.“ Luther in dem gr. Ca]t[echismus sagt von den Geboten, welche die That betreffen: „U]n[d aber fein ordentlich gestellt, zum ersten auf seine eigne P]e[rson, danach fortgefahren auf die nächste Person oder das n]ä[chste Gut nach seinem Leibe, nämlich sein ehelich Ge]m[ahl, welches mit ihm ein Fleisch und Blut ist, also daß m]a[n ihm an keinem Gute höher Schaden thun kann. — — N]ä[chst deiner Person und ehelichem Gemahl ist zeitlich Gut das N]ä[chste.“

Liegt nun bei der zweiten Tafel die Dreitheilung nach That, Wort und Gedanke klar vor Augen, so müssen wir von vornherein erwarten, daß sie auch die erste Tafel beherrschen wird, und das um so mehr, da das Verbot des Meineides auf der ersten Tafel so unverkennbar dem Verbote des falschen Zeugnisses auf der zweiten Tafel correspondirt: geht das in der Mitte stehende Gebot auch bei der ersten Tafel unverkennbar auf das Wort, so müssen wir erwarten, daß vorher und nachher Herz und Hand ins Auge gefaßt seyn werden oder umgekehrt.

Eine solche Dreitheilung hat bei der ersten Tafel auch schon Thomas von Aquino angenommen. Nachdem er die Dreitheilung bei der zweiten Tafel nachgewiesen, sagt er: Und nach diesem Unterschiede können auch die drei Gebote eingetheilt werden, welche das Verhältniß gegen Gott ordnen, deren erstes sich auf das Werk bezieht, weshalb dort gesagt wird: du sollst kein Bildniß machen, das zweite auf den Mund, das dritte aber auf das Herz, weil in der Heiligung des Sabbaths die Ruhe des Herzens in Gott vorgeschrieben wird.“

Aber gegen solche Abstufung erheben sich gegründete Bedenken. Das Sabbathsgebot bezieht sich positiv und negativ auf das Werk. Nach der letzteren Seite verbietet es die Arbeit: Du sollst keine Arbeit thun, nach der ersteren Seite ordnet es nach der Ausführung, die es schon in den Büchern Mose's selbst erhält, den Cultus an, schreibt vor, wie Gott zu dienen ist, durch Opfer und heilige Versammlung, 3 Mos. 23. 4 Mos. 28. Dagegen aber bei dem ersten und zweiten Gebote: du sollst keine andere Götter haben neben mir, und: du sollst dir kein Bildniß machen, kann die Beziehung auf das Herz nicht verkannt werden, wenn sie auch in den Geboten selbst nicht ausdrücklich ausgesprochen wird. Daß der Sinn der ist: „Ich bin allein dein Gott und Herr, kein Götter sollst du haben mehr, du sollst mir ganz vertrauen dich, von Herzensgrunde lieben mich“, daß die Erfüllung und die Verletzung dieser Gebote ihre Wurzel im Herzen hat, zeigen Stellen wie 5 Mos. 11, 16: „Hütet euch, daß sich euer Herz nicht überreden lasse, daß ihr abtretet und dienet andern Göttern,“ Jos. 24, 23: „Und jetzt entfernt die fremden Götter, die in eurer Mitte sind und neiget euer Herz zu Jehova dem Gotte Israels,“ Hi. 31, 26. 27: „Wenn weil das Licht ich glänzen und den Mond ich herrlich wandeln sah, mein Herz sich im Geheimen bethören ließ, also daß ich ihnen Küsse zuwarf.“ Treffliche Bemerkungen über die Beziehung des ersten Gebotes auf das Herz finden sich bei Luther in dem gr. Cat. Er sagt dort u. A.: „Einen Gott haben ist nichts Anderes, denn ihm von Herzen trauen und glauben, wie ich oft gesagt habe, daß allein das Trauen und Glauben des Herzens macht beide Gott und Abgott. Darum ist die

Meinung dieses Gebotes, daß es fordert rechten Glauben und Zuversicht des Herzens, welche den rechten einigen Gott treffe und allein an ihm hange." Und will soviel gesagt haben: „Ich, ich will dir genug geben und aus aller Noth helfen, laß nur dein Herz an keinem andern hangen noch ruhen. — Also verstehest du nun leichtlich, was und wieviel dies Gebot fordert, nämlich das ganze Herz des Menschen, und alle Zuversicht auf Gott allein und Niemand anders. — Siehe, da hast du nun, was die rechte Ehre und Gottesdienst ist, so Gott gefällt, welchen er auch gebeut bei ewigem Zorn: nämlich, daß das Herz keinen anderen Trost noch Zuversicht wisse, denn zu ihm, lasse sich auch nicht davon reißen, sondern darüber wage und hintansetze Alles, was auf Erden ist." In dem „Beschluß der zehn Gebote" gibt Luther den Sinn des ersten Gebotes also an: Du sollst mich als deinen einigen rechten Gott fürchten, lieben und mir vertrauen, und vergleicht damit Ps. 147, 11: „Der Herr hat Gefallen an denen, die ihn fürchten und auf seine Güte trauen." Zu dem Gebote: du sollst den Namen Gottes nicht vergeblich führen, bemerkt er: „Gleichwie das erste Gebot das Herz unterweiset und den Glauben gelehrt hat: also führt uns dies Gebot heraus und richtet den Mund und die Zunge gegen Gott. Denn das Erste, so aus dem Herzen bricht, sind die Worte." Im Einklange mit Luther sagt Jo. Gerhard: „das erste Gebot verbietet andere Götter zu haben, den wahren Gott aber gebietet es über Alles zu fürchten, zu lieben und ihm alleine zu vertrauen." Moses selbst ist in dieser Ausdeutung vorangegangen. Denn wenn er in einer Reihe von Stellen des fünften Buches die Summe der ersten Tafel also angibt: „Du sollst lieben Gott deinen Herrn von ganzem Herzen, von ganzer Seele und aus allen deinen Kräften," so kann sich dies vorzugsweise nur auf die beiden ersten Gebote beziehen, da das dritte Gebot sich nur auf den Mund bezieht, das vierte die Vorschrift in Bezug auf das Thun gibt, und da von der Herzensstellung im Verhältniß zu Gott, von Haß und von Liebe in der den beiden ersten Geboten angeschlossenen Begründung, 2 Mos. 20, 5. 5 ausdrücklich die Rede ist.

Hienach nun wird sich uns folgende Gliederung ergeben. Die beiden Tafeln verhalten sich antistrophisch zu einander. Die erste beginnt mit dem Herzen und schreitet von da fort zu Zunge und Hand, die zweite beginnt mit der That und geht von da durch die Mittelstufe des Mundes zum Herzen über. Das Herz wird auf diese Weise im Einklange mit dem Worte des Heilandes: aus dem Herzen kommen böse Gedanken u. s. w., als das A und O bezeichnet, als dasjenige, wovon Alles ausgeht und worauf Alles ankommt.

Die Fünf, die Signatur der Unvollständigkeit und Ergänzungsbedürftigkeit, welche beiden Tafeln aufgeprägt ist, weist darauf hin, daß sie zwei zusammengehörige Hälften bilden. Wahre Gottesliebe ist nur vorhanden, wo wahre Nächstenliebe und umgekehrt. Die Fünfzahl der Gebote der ersten Tafel ruft jedem, welcher bei einem harten Herzen gegen die Brüder meint seinen Pflichten gegen Gott zu genügen zu: „Wenn Jeman seinen Bruder nicht liebt, den er siehet, wie kann der Gott lie ben, den er nicht siehet?"

Das erste und das zweite Gebot stellen die Vorschrift au Du sollst dein Herz a) nicht an andere Götter, b) nicht a Bilder hängen, was, so gut es sich auch ausschmücken, so leb haft es auch betheuern mag, daß man in den Bildern nur der wahren Gott verehren wolle, immer doch Götzendienst ist. Die hinter der Negation verborgene und sie hervortreibende Positio lautet: Du sollst lieben den Herrn deinen Gott u. s. w. Den warum sollen wir keine anderen Götter haben neben Gott Weil wir ihn und ihn allein haben und mit dem ganzen ung theilten Affecte des Herzens ihm anhängen sollen.

Das dritte Gebot lautet wörtlich: nicht hintragen sollst d dem Truge den Namen des Herrn*), d. h. du sollst ihn n dem Truge unvermengt lassen, ihn nicht zur Beförderung de Truges aussprechen. Dem Buchstaben nach bezieht sich die Gebot nur auf den Meineid, im Einklange mit 3 Mos. 19, 12 „ihr sollt nicht falsch schwören bei meinem Namen, sonst en weihest du den Namen des Herrn deines Gottes." Die älte Uebersetzung, die des Onkelos, gibt es richtig wieder durch: d sollst bei dem Namen des Herrn nicht falsch schwören. J Matth. 5, 33 wird als die nationale Auffassung, wie sie in de Zeit Christi bestand, die angegeben: du sollst keinen falschen E thun. Ja schon in Ps. 139, 20 findet sich dieselbe Ausdeu tung: „die dich nennen zum Verbrechen, hintragen zum Tru als deine Widersacher." Dem Hintragen zum Truge geht dor das: Nennen zum Verbrechen, zur Beförderung eines solche parallel. In der zweiten Tafel correspondirt das Verbot des vor Gericht abgelegten falschen Zeugnisses. So wie dort nach theologischer Auslegung, welche das Besondere auf das Allge meine zurückführt, der Grundgedanke der ist, daß wir mit de Zunge dem Nächsten nichts zu Leide thun, vielmehr ihm übera Liebe beweisen sollen, so ist hier der Hintergrund und Quel punkt die Heiligung Gottes im Worte, zu der wir dadurch ver pflichtet sind, daß er einen Namen hat, daß er sich als Go herrlich kundgegeben, worin zugleich liegt, daß die Uebertretun des Gebotes unausbleiblich die Strafe trifft: „denn der He dein Gott wird den nicht ungestraft lassen, der seinen Nam zu dem Truge hinträgt." Mit den namenlosen Göttern, welc das Werk der Gedanken und Hände der Menschen sind, kan man spielen, der wahrhaftige Gott, der Gott der Offenbarun und der Thaten, läßt sich nicht spotten.

Das vierte Gebot schreibt vor, daß und wie man Go dienen soll.

---

*) Gegen den Sprachgebrauch will C. R. Otto übersetzen: d sollst den Namen deines Gottes nicht hintragen oder beziehen a Eitles. שוא ist immer Trug — in Hi. 7, 3 sind Monde d Truges, Monde, welche die auf sie gesetzte Hoffnung täuschen —, n Nichtigkeit, nie auch Bosheit.

Das fünfte Gebot bestimmt das Verhalten gegen die Repräsentanten Gottes auf Erden. Das allgemeine: ehre Vater und Mutter, erhält aus der vorhergehenden Dreitheilung von Herz, Mund und Hand, die ebenso auch die zweite Tafel beherrscht, die Ausfüllung: „mit Herzen, Mund und Händen." Auch abgesehen aber von dieser sich aus dem Zusammenhang ergebenden Ausfüllung würde es nicht zulässig seyn mit Dr. v. Hofmann*) dies Gebot blos auf die That zu beziehen. Daß man auch mit der That ehren kann, beweisen die von H. angeführten Stellen Spchr. 3, 9: ehre den Herrn von deinem Vermögen, Jes. 43, 23. Matth. 15, 5. Aber wo das Ehren ganz im Allgemeinen gesetzt wird, da muß die Beschränkung auf ein einzelnes Gebiet als unberechtigt erscheinen. — Hand in Hand damit daß die Eltern hier als die Repräsentanten der Oberpersonen erscheinen, geht der ausgedehnte uneigentliche Gebrauch des Vaternamens in der heiligen Schrift, darauf beruhend, daß die Vaterschaft die ursprünglichste Form des Respectsverhältnisses ist. Den Vaternamen führen die geistlichen Obern und Lehrer, Jes. 43, 7. 2 Kön. 2, 12. 13, 14. Gal. 4, 19, die Alten 1 Tim. 5, 1. Daß auch die Handwerksmeister so genannt werden, dafür führt Jo. Gerhard 1 Mos. 4, 22 an. — Die Verheißung, welche an dies Gebot angeschlossen wird, dient zur Abrundung und bildet den passenden Schluß der ersten Tafel. Sie gehört der Sache nach dieser ganzen Tafel an. Denn in der Pietät gegen die Oberpersonen gibt sich das ganze Verhältniß zu Gott zu erkennen. Diese Verheißung zum Schlusse der ersten Tafel correspondirt der Begründung bei den zusammengehörigen ersten beiden Geboten derselben, V. 5. 6. Wie zu Anfang die hohe Bedeutung der Gottesfurcht hervorgehoben wird, so wird zu Ende die Pietät als die unerläßliche Bedingung der Wohlfahrt hingestellt.

Wir haben nach diesem Ueberblicke zur Beseitigung abweichender Auffassungen und zugleich zu tieferer Einführung in die Sache noch einige Punkte näher zu beleuchten.

Zuerst stellen wir die Frage zur Erörterung: Werden die Zehn Gebote durch die doppelte fünf getheilt oder durch die drei und sieben? Daß eine von diesen beiden Eintheilungen nothwendig stattfinden muß, erhellt aus dem früher Bemerkten.

Von vornherein wird man der Eintheilung durch die doppelte Fünf geneigt seyn müssen. Diese hat das in einer solchen Sache nicht unbedeutende Gewicht der Tradition für sich, als deren Zeugen Josephus, Philo und Irenäus (II, 42.) auftreten. Gegen die Eintheilung durch die 7 und 3 spricht, daß überall, wo die 7 vorkommt, diese als eine getheilte sich darstellt, entweder durch die 3 und 4 oder durch die 5 und 2, während hier eine solche Theilung nicht vollzogen werden kann. Die Theilung durch die doppelte Fünf hat den großen Vorzug, daß sie auf die Zusammengehörigkeit der beiden Tafeln, die Ergänzungsbedürftigkeit jeder einzelnen hinweist und namentlich der schweren

*) Schriftbew. II. 2. S. 364.

und in der heiligen Schrift so nachdrücklich und angelegentlich bekämpften Verirrung derjenigen entgegentritt, welche meinen fromm seyn zu können, ohne die rechte Herzensstellung gegen den Nächsten zu haben. Die Eintheilung durch die doppelte Fünf ferner ist die zunächst liegende, populäre und deshalb trefflich geeignet für denjenigen Theil des Mosaischen Gesetzes, der am meisten von allen für alle Glieder, auch die Einfältigen, bestimmt war, den die Väter vor allen anderen ihren Kindern schärfen sollten. Diese Eintheilung hat ihr Vorbild am menschlichen Körper, wobei zu beachten ist, daß die Gebote Gottes im A. T. ausdrücklich zu der Hand und den Fingern in Beziehung gesetzt werden, welche durch sie geleitet werden sollen. Binde sie zum Zeichen auf deine Hand, heißt es in 5 Mos. 6, 8. 11, 18; binde sie auf deine Finger, Spchw. 7, 2.

Von entscheidender Bedeutung aber ist, daß die drei und sieben auf keine Weise gewonnen werden können, auch dann nicht, wenn es angehen sollte, die beiden Gebote: du sollst keine anderen Götter haben neben mir, und: du sollst dir kein Bildniß machen, in eins zusammenzuziehen, das Gebot des Begehrens in zwei zu zerlegen, was sich später als unthunlich herausstellen wird. Man gewinnt unter dieser Voraussetzung die Dreizahl für die erste, die Siebenzahl für die zweite Tafel nur also, daß man das Gebot, die Eltern zu ehren, der zweiten Tafel zuweist. Daß dies nicht angeht, wollen wir eingehend nachweisen, da die Sache, auch abgesehen von der Gliederung der Zehn Gebote, von großer Bedeutung ist.

Wir sprechen zuerst unsere Verwunderung darüber aus, daß auch solche vielfach der Zuweisung des Gebotes an die zweite Tafel das Wort geredet haben, deren ganze Auffassung dieses Gebotes damit im entschiedenen Widerspruche steht, eine Thatsache, die sich wohl nur daraus erklärt, daß sie sich in dieser Beziehung von der Tradition nicht zu emancipiren vermochten, daß sie das „ehre Vater und Mutter" auch auf dieses Gebiet übertrugen, wo sie doch besser gethan hätten, zu Vater und Mutter (der kirchlichen Tradition) zu sprechen: ich sehe sie nicht, 5 Mos. 33, 9. Aus der älteren Zeit weisen wir beispielsweise auf Luther hin. Dieser beginnt die Erörterungen über das Gebot, die Eltern zu ehren, mit den Worten: „Bisher haben wir die drei ersten Gebote gelernt, die da gegen Gott gerichtet sind. — — Folgen nun die anderen sieben gegen unsern Nächsten gestellt, unter welchen das erste und vornehmste ist: Du sollst Deinen Vater u. s. w." Der Gesichtspunkt aber, unter den er im gleich Folgenden dies Gebot stellt, steht im grellen Widerspruche gegen diese Einordnung unter die Nächstenpflichten: „Diesem Vater- und Mutterstande hat Gott sonderlich den Preis gegeben vor allen Ständen, die unter ihm sind, daß er nicht schlechts gebeut, die Eltern lieb zu haben, sondern zu ehren. Denn gegen Brüder, Schwestern, und den Nächsten insgemein befiehlt er nichts Höheres, denn sie zu lieben, also daß er Vater und Mutter scheidet und auszeucht für alle anderen Personen auf Erden und neben sich setzet. Denn es

ist ein viel höher Ding, ehren, denn lieben, als das nicht allein die Liebe begreift, sondern eine Zucht, Demuth und Scheu als gegen eine Majestät allda verborgen. — — Also, daß man dem jungen Volke einbilde, ihre Eltern an Gottes Statt für Augen zu halten. — — Gott hat diesen Stand obenan gesetzt, ja an seine Statt auf Erden gestellt. — — In dies Gebot gehört auch weiter zu sagen von allerlei Personen gegen Oberpersonen, die zu gebieten und zu regieren haben. Denn aus der Eltern Oberkeit fleußt und breitet sich aus alles andere. — — Daher sie auch nach der Schrift Alle Väter heißen, als die in ihrem Regimente das Vateramt treiben und väterlich Herz gegen die Ihren tragen sollen. — — Also haben wir in diesem Gebote zweierlei Väter fürgestellet, des Geblütes und des Amtes oder der Sorge, im Hause und im Lande. Darüber sind auch noch geistliche Väter. — — Wir haben nun ausgerichtet beide geistlich und weltlich Regiment, das ist göttliche und väterliche Oberkeit und Gehorsam. Hier aber gehen wir nun aus unserem Hause unter die Nachbarn, zu lernen, wie wir unter einander leben sollen." (Mit diesen Worten beginnt Luther die Auslegung des Gebotes: du sollst nicht tödten.) Aus unserer Zeit weisen wir auf Dr. Sartorius hin, in dessen Lehre von der heiligen Liebe die Erörterung des Gebotes die Eltern zu ehren, den Glanzpunkt des dritten Theiles bildet. Keiner unter den Neueren hat dies Gebot so trefflich herausgestrichen. Auch bei ihm scheint mit der Ueberweisung des Gebotes an die zweite Tafel die Auslegung desselben im Widerspruche zu stehen. Man fasse nur Aeußerungen in's Auge wie die: „Je mehr der renommistische Uebermuth einer revolutionären Zeit nur die Gleichheit und Brüderlichkeit der Menschen ausgerufen, um ihre Obrigkeit herabzusetzen, desto mehr thut es Noth, jene von Gott geordnete Ungleichheit und Väterlichkeit hervorzuheben, welche die Wurzel ist aller Autorität auf Erden. — — Als vorherrschender socialer oder antisocialer Charakter der neueren Zeit während der drei letzten Menschenalter ist eben die steigende Antithese gegen die Thesis des vierten Gebotes in der ganzen Weite seines Gebietes zu betrachten. — — Das Unrecht gegen das vierte Gebot ist in weit höherem Grade als das, was gegen die Brüder geschieht, ehrenrührig und beleidigend, weil es eben ein Unrecht ist, eine Injurie gegen eine Oberperson, eine Auctorität oder Majorität."

Wir wollen jetzt die Gründe darlegen, welche dafür sprechen, daß das Gebot die Eltern zu ehren nicht den Anfang der zweiten, sondern den Schluß der ersten Tafel bildet.

Man wird das Verhältniß der beiden Tafeln zu einander nicht mit Mehreren so auffassen dürfen, die erste handele von den Pflichten gegen Gott, die zweite von den Pflichten gegen die Menschen *), auch nicht so, die erste handele von der unmittelbaren Gottesverehrung, die zweite von der mittelbaren Gottesverehrung (Jo. Gerhard), noch auch so, die erste Tafel richte den Blick des Menschen nach oben auf Gott hin, die zweite nach unten, auf die von Gott geordneten, von ihm aufrecht zu erhaltenden irdischen Verhältnisse (Kurtz). Das sind alles nur Versuche, sich aus der Verlegenheit zu ziehen. Die erste Tafel handelt einfach von dem Verhalten gegen Gott, die zweite von dem Verhalten gegen den Nächsten. Nur diese zwei Gebote erkennt der Herr an in Matth. 22, 34—40. Er sagt in V. 39 ausdrücklich: in diesen zweien Geboten hängt das ganze Gesetz und die Propheten, verbietet also statt des Begriffes des Nächsten einen anderen umfassenderen zu setzen, was der Sache nach nichts anders ist, als drei Gebote anzunehmen, welche die Summe des Gesetzes bilden. Nur diese zwei Gebote stellt das Mosaische Gesetz selbst auf. Es summirt Alles, was der Mensch zu leisten hat, auf der einen Seite in dem: du sollst lieben den Herrn deinen Gott u. s. w., auf der andern Seite in dem: du sollst deinen Nächsten lieben wie dich, 3 Mos. 19, 18. Ein drittes kennt es nicht. Danach wird man nicht umhin können, das Gebot, die Eltern zu ehren, entweder auf die Seite Gottes zu stellen oder auf die Seite des Nächsten. Am wenigsten sollte man von „irdischen Verhältnissen" reden. Die zehn Gebote haben es überall nicht mit Verhältnissen zu thun, sondern mit Personen. Wenn sie z. B. den Ehebruch verbieten, so wird dabei nicht die Versündigung gegen die göttliche Ordnung der Ehe ins Auge gefaßt, wie schon daraus erhellt, daß in dem ganzen Mosaischen Gesetze nie die Versündigung gegen die eigne Frau berührt wird, sondern immer nur die Versündigung gegen den Nächsten. Dies wird gradezu gesagt in 3 Mos. 20, 10: „Ein Mann, welcher Ehebruch treibt mit dem Weibe jemandes, welcher Ehebruch treibt mit dem Weibe seines Nächsten, soll getödtet werden." Da wird die Todeswürdigkeit des Verbrechens ausdrücklich in die Verletzung des Nächsten gesetzt. Wir ersehen daraus, daß die Nichterwähnung des Nächsten in dem Gebote: „du sollst nicht ehebrechen", ihren Grund einzig und allein in der angestrebten höchsten Kürze hat. — Noch spricht gegen alle diese Annahmen Folgendes. Die zweite Tafel würde nach ihr die Pflichten gegen eine doppelte Klasse wesentlich verschiedener Personen oder Verhältnisse enthalten. Dann müßten wir aber erwarten, daß der Uebergang von der einen zur andern scharf bezeichnet würde. Den Eltern müßte gleich bei dem Gebote: du sollst nicht tödten, der Nächste gegenübertreten. So ist es aber nicht. Dies Gebot und ebenso die beiden folgenden: du sollst nicht ehebrechen, du sollst nicht stehlen, lassen den Träger des Rechtes ganz unerwähnt. Erst bei den beiden letzten Geboten: du sollst nicht falsches Zeugniß reden, und: laß dich nicht gelüsten, tritt als solcher der Nächste hervor. Diese Thatsachen erklären sich nur daraus, daß die ganze Tafel nichts weiter enthielt, als die Pflichten gegen den Nächsten. Dann galt die dreifache Erwähnung desselben am Schlusse zugleich für das Ganze. Dann konnte der Gesetzgeber bei den drei ersten Geboten dem Zwecke nachgehen, durch blitzartige Kürze einen tiefen Eindruck auf die Gemüther zu machen. Denn daraus allein ist die Weglassung des Nächsten bei diesen Geboten zu erklären.

(Fortsetzung folgt.)

*) Hofmann, Schriftbew. II. 2. S. 364.

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz. Druck von Trowitzsch und Sohn.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1857. Mittwoch den 12. August. № 64.

Ueber die Eintheilung und Gliederung der zehn Gebote.

(Fortsetzung)

Das also steht fest: das Gebot, die Eltern zu ehren, ge-
ört entweder zu den Geboten, welche das Verhältniß zu Gott,
der zu den Geboten, welche das Verhältniß zu dem Nächsten
treffen. Bei weitem die meisten unter denen, welche Bedenken
gen, dies Gebot der ersten Tafel zuzuweisen, haben sich auch
diese Alternative gefunden. C. R. Otto z. B. sagt ohne
denken: „Mit dem vierten Gebote betreten wir das Gebiet
r Nächstenpflichten", „die Kindespflicht ist die erste Form der
ächstenliebe", „die Elternliebe ist die erste und vornehmste Näch-
tenliebe." Daß es aber doch etwas sehr Revoltirendes haben
uß, Vater und Mutter unter den Begriff des Nächsten zu
llen, das erhellt schon aus den mannigfachen Versuchen, der
eiten Tafel einen weiteren Umfang zuzuweisen. Schon die
hatsache, daß im Gesetze und ebenso im ganzen übrigen A. T.
(B. Ps. 122, 8) der Nächste so oft mit dem Bruder zusam-
ngestellt wird und abwechselt, wie ja auch der Herr in Matth.
22 die Gebote der zweiten Tafel, statt auf den Nächsten,
die Brüder bezieht, zeigt, daß zum Begriff des Nächsten
enso wesentlich die Gleichstellung gehört, wie die Ungleichheit
Wesen des Verhältnisses zwischen Eltern und Kindern.
r Nächste ist nach alttestamentlichem Begriffe jeder, der durch
eilnahme an der Volksgemeinschaft mit dem anderen zu glei-
n Rechten verbunden ist. Dies zeigt z. B. 2 Mos. 2, 13:
nd er ging am zweiten Tage aus und siehe zwei Ebräische
änner rauften sich, und er sprach zu dem Bösen: warum
lägst du deinen Nächsten? 3 Mos. 19, 16: du sollst nicht
Verläumder einhergehen unter deinen Landsleuten, du
lst nicht stehen gegen das Blut deines Nächsten, V. 18:
u sollst nicht rachgierig und nachtragend seyn gegen die Söhne
eines Volkes, du sollst lieben deinen Nächsten gleich dir
lbst." *) Für die Nächstenpflichten ist es wesentlich, daß sie gegenseitige sind, daß bei ihnen genau dasselbe gegeben und empfangen wird. Für sie gilt das Wort: „was ihr wollt, daß euch die Leute thun, das thut ihr ihnen auch." Das paßt nicht auf das Gebot, die Eltern zu ehren. Völlig fremdartig für das Verhältniß zu dem Nächsten ist es auch, daß geboten wird, Vater und Mutter zu ehren, nicht aber sie zu lieben. Die zweite Tafel verlangt überall die brüderliche Liebe, die erste die ehrfurchtsvolle.

Wir wollen aber jetzt nachweisen, daß in der Schrift A. und N. T. durchgängig die Betrachtungsweise herrscht, nach der die Eltern und überhaupt die Oberpersonen (denn daß die Aeltern überhaupt diese repräsentiren zeigt außer dem ausgedehnten uneigentlichen Gebrauch des Vaternamens im A. T. Mal. 1, 6: „Ein Sohn soll seinen Vater ehren und ein Knecht seinen Herrn") als Stellvertreter Gottes betrachtet werden. Ist diese Betrachtungsweise nachweisbar die der heiligen Schrift, so kann

---

*) Diese St. entscheiden gegen Dr. Sartorius, welcher III. 2. 165 annimmt, in jedem Gebote erhalte der Begriff des Nächsten
e andere Modification, im 9ten nach Luth. Zählung sey es der
chbar und Mitbürger, im 10ten der Freund. Der Begriff des
chsten ist im Gesetze ein fest ausgeprägter unwandelbarer. Ebenso
h entscheiden diese St. gegen die Annahme, durch den Nächsten werde der Mitmensch bezeichnet. Der Nächste ist überall der Mitisraelit, und als solcher der Theilnehmer und Genosse der Wohlthaten, die Gott dem Volke des A. B. erwiesen, der hohen Würde, die er ihm ertheilt hat. Zwar heißt es in 3 Mos. 19, 33: „Du sollst den Fremdling lieben als dich selbst", aber nie wird der Fremdling als Nächster bezeichnet. Das folgt allerdings aus jener Stelle, daß die Einschränkung des Nächstenthums nicht im Interesse des Hasses vorgenommen worden ist, um einen Freibrief zu geben zu einem abstoßenden Verhältnisse gegen die Heidenwelt, sondern im Interesse der Liebe, um auf die innigeren Bande hinzuweisen, durch welche die Genossen der vorbildlichen Erlösung miteinander verbunden sind, wie unter dem N. B. die Christen als solche sich einander lieben sollen, Joh. 13, 34. 1 Joh. 4, 11. Nach grammatisch-historischer Auslegung ist der Nächste der Mitisraelit. Nach theologischer dehnt sich was zunächst von dem Mitisraeliten gesagt ist, auch auf den Mitmenschen aus. Warum soll der Mitisraelit, der Mitchrist geliebt werden? Weil Gott ihn geliebt und zum Mitgenossen seiner Erlösung gemacht hat. Der gleiche Grund spricht auch für den Mitmenschen als den Mitgenossen der Wohlthaten der Schöpfung und Erhaltung, den Mittheilnehmer an der Gabe des göttlichen Ebenbildes. Von diesem Standpunkte aus, nicht in buchstäblicher, sondern in theologischer Auslegung des Gebotes der Nächstenliebe, tritt der Herr demjenigen entgegen, der den Begriff des Nächsten möglichst enge fassen wollte, um sich selbst zu rechtfertigen, Luc. 10, 29, weil er sich Vieles vorzuwerfen hatte, wenn der Begriff des Nächsten in schriftmäßiger Weite gefaßt wurde.

über die Zugehörigkeit des Gebotes zur ersten Tafel kein Zweifel seyn.

Gott hat seine Majestät sich nicht neidisch vorbehalten, er ist mit ihr mitten in die irdischen Verhältnisse getreten, er hat Menschen mit ihr belehnt und wie man sich zu dieser sichtbaren und greifbaren Majestät stellt, danach wird das Verhältniß zu der unsichtbaren bemessen. Zu Moses, dem geistlichen Vater Israels, der als solcher sich schon durch die Correspondenz seines Segens in 5 Mos. 33 mit dem Segen des leiblichen Vaters Jakob in 1 Mos. 49 zu erkennen gibt, spricht Gott in 2 Mos. 4, 16: Aharon soll dir Mund seyn und du sollst ihm Gott seyn, und in 7, 1: Siehe ich mache dich zu Gott im Verhältniß zu Pharao. Er setzt ihn also feierlich als seinen Repräsentanten für Aharon und für Pharao ein, als Den, in dem Gott geschaut, aus dessen Munde Gottes Wort vernommen werden sollte. „Mache uns einen Gott — sprechen die Kinder Israel zu Aharon in 2 Mos. 32, 1 — welcher vor uns einhergehe, denn dieser Mose, der Mann, welcher uns herausgeführt aus dem Lande Aegypten, wir wissen nicht, was aus ihm geworden." Auf die Abwesenheit Mose's gründen sie ihr Verlangen einer sichtbaren Darstellung Gottes. Bis dahin hatte Er den unsichtbaren Gott seinem Volke nahegebracht, im schwachen Vorbilde und Vorspiele der Erscheinung Gottes in Christo.

Nach 2 Mos. 22, 27 soll man in den Regenten, den Vätern des Vaterlandes, den Abglanz der Majestät Gottes erkennen: „Gott sollst du nicht fluchen und den Fürsten in deinem Volke nicht verwünschen", s. v. a. du sollst deinen Fürsten nicht verwünschen (oder in irgend einer andern Beziehung verunehren), denn er trägt Gottes Bild, und jedes Verbrechen gegen einen sichtbaren Stellvertreter Gottes in seinem Reiche ist ein Verbrechen gegen Gott, in ihm wird Gott selbst geehrt und verunehrt, hinter dem irdischen Könige sitzt Gott auf dem Throne, wie in 1 Chron. 29, 23 gesagt wird: „und Salomo saß auf dem Throne Jehovas." Moses leitet sein Volk geflissentlich dazu an, hinter dem niederen menschlichen Vordergrunde des Gerichtes, welches durch die Väter des Volkes geübt wurde, den erhabenen göttlichen Hintergrund zu erblicken. Das Gericht ist Gottes, 5 Mos. 1, 17, wer vor dasselbe gebracht wird, tritt vor Gott, 2 Mos. 21, 6. 22, 7. Nicht Menschen richtet ihr, sondern dem Herrn, und er ist bei euch in Sachen des Gerichtes, spricht Josaphat in 2 Chron. 19, 6. 7 zu den Richtern, die er aussendet. Daß die Obrigkeit an Gottes statt ist, bildet die Grundanschauung von Ps. 82, der unter Beistimmung des Herrn in Joh. 10, 35 so weit geht, diejenigen Götter zu nennen, welche die menschlichen Repräsentanten der Herrschaft Gottes sind. In 3 Mos. 19, 32 erscheint die Ehrfurcht gegen die Greise, in deren Bilde der „Alte der Tage" Dan. 7, 13 geschaut wird, als unmittelbarer Ausfluß der Ehrfurcht gegen Gott: „vor einem grauen Haupte sollst du aufstehen und die Alten ehren, und dich (also) fürchten vor Gott."

Dieselben Anschauungen ziehen sich auch durch das N. T. hindurch. Wenn der Herr in Luc. 18, 20 (Mr. 10, 19. Matth. 19, 19) zu dem Jüngling spricht: „Du kennest die Gebote: du sollst nicht ehebrechen, du sollst nicht tödten, du sollst nicht stehlen, du sollst nicht falsch Zeugniß reden, du sollst deinen Vater und deine Mutter ehren", so bietet sich die Frage dar: gehört das Gebot, die Eltern zu ehren, der zweiten Tafel an, warum wird es dann hier entrückt von seiner Stelle zu Anfang und an das Ende gesetzt, und zwar bei allen Evangelisten gleichmäßig? Dies zeigt deutlich, daß es einer andern Ordnung angehört. Den Grund, weshalb die Gebote der zweiten Tafel mehr hieher gehörten, wie die der ersten, gibt richtig Bengel an: „die Pflichten der zweiten Tafel sind handgreiflicher" wie ja auch in den Psalmen mehrfach einseitig die Gebote der zweiten Tafel hervorgehoben werden, weil hier die Selbsttäuschung nicht einen so weiten Spielraum hat, die Ueberführung leichter ist. Diesen Charakter aber theilt mit der zweiten Tafel das letzte Gebot der ersten. So wird es nach den Geboten der zweiten Tafel noch hinzugefügt. Den Schluß bildete nach Matthäus noch das: du sollst lieben deinen Nächsten als dich selbst, um den Jüngling darauf hinzuweisen, daß er bei der Untersuchung seines Verhältnisses zu diesen Geboten, namentlich gegen die Hauptmasse derselben, nicht bei der Oberfläche stehen bleiben soll.

Unter den Apostolischen Aussprüchen ist der entscheidende Epheſ. 3, 14. 15: „deshalb beuge ich meine Kniee gegen den Vater unseres Herrn Jesu Christi, von dem jede Vaterschaft im Himmel und auf der Erde benannt wird." Vaterschaft ist nach dem Sprachgebrauche eine Gemeinschaft, die einen Vater zum Haupte hat, wie im Hebräischen die Familien Vaterhäuser hießen. Daß der Apostel nicht bloß die Väter im eigentlichen, sondern auch die im uneigentlichen Sinne im Auge hat, erhellt aus dem: im Himmel. Da gibt es keine natürlichen Väter, wohl aber Abstufungen in der Würde, „Obrigkeiten, Gewalten, Herrschaften." Alle diese Vaterschaften nun sind nach dem Apostel ein Abglanz und Ausfluß der Vaterschaft Gottes, welcher nach Eph. 1, 17 der Vater der Herrlichkeit ist, der herrliche Vater, welcher, wie Theodoret sagt, „wahrhaftig Vater ist, der nicht von einem Anderen empfangen, sondern selbst den Anderen mitgetheilt hat." Daß mit dieser Apostolischen Anschauung die Einordnung des Gebotes, die Eltern zu ehren, auf die zweite Tafel im Gegensatze steht, wird keiner weiteren Nachweisung bedürfen.

In Röm. 13, 9 sagt der Apostel: „Denn das da geschrieben ist: du sollst nicht ehebrechen, du sollst nicht tödten, du sollst nicht stehlen (du sollst nicht falsch Zeugniß geben), dich sollst nicht gelüsten, und so ein ander Gebot mehr ist, das wird in diesem Worte verfasset: du sollst deinen Nächsten lieben als dich selbst." Das Gebot, die Eltern zu ehren, fehlt in dieser Aufzählung der Gebote, welche das Verhältniß zu dem Nächsten betreffen, zum Beweise, daß es in ihre Zahl nicht gehört. Man muß sich wundern, daß Ausleger wie Bengel und Philippi meinen konnten, es sey unter dem: und so ein ander Gebot mehr ist, verborgen. „Das erste Gebot, das Verheißung hat", dürf-

denn es überhaupt dahin gehörte, nicht in der Aufzählung im Einzelnen ausgelassen, auch nicht seiner gebührenden Stelle im Anfange beraubt werden. Die „anderen Gebote" sind die weiteren Ausführungen der Grundgebote in dem Mosaischen Gesetze.

Es kann aber um so weniger daran gedacht werden, daß das Gebot, die Eltern zu ehren, mit in den Bereich von V. 9 gehöre, da der Apostel über dies Gebot sich schon in V. 1—7 verbreitet hatte, da das Verlangen der Liebe für die Gleichgestellten hier den Gegensatz bildet zu dem: Ehre dem die Ehre gebührt dort. Schon Bengel bemerkt: „Von den Pflichten gegen die Obrigkeit geht er in V. 8 über zu den allgemeinen, gegenseitigen Pflichten." Die Pflichten gegen die Obrigkeit aber leitet der Apostel daraus ab, daß die Obrigkeit von Gott ist, von ihm eingesetzt, seine Dienerin, was der nothwendigen Grundlage entbehrt, wenn das Gebot, die Eltern zu ehren, der zweiten Tafel zugewiesen wird.

Einen Commentar über das Gebot, die Eltern zu ehren, haben wir auch in Col. 3, 18 — 4, 1. Das Mosaische Gebot wird hier zu beiden Seiten eingefaßt von solchem, das auf gleicher Linie liegt: die Weiber sollen den Männern gehorchen, die Kinder den Eltern, die Knechte den Herrn. Der Grundgedanke ist: ihr dienet dem Herrn Christo. Die Oberpersonen auf Erden erscheinen als Repräsentanten des „Herrn im Himmel", der in ihnen geehrt und verunehrt wird.

Parallel dieser St. ist Ephes. 5, 21 — 6, 9. Die Oberpersonen finden sich dort in gleicher Ordnung, die im Mosaischen Gebote ausdrücklich genannten stehen auch dort in der Mitte. Das Allgemeine wird zu Anfang ausgesprochen: seyd auch untereinander unterthan in der Furcht Christi. Dann zuerst die Unterordnung des Weibes unter den Mann, darauf der Kinder unter die Eltern, zuletzt der Knechte unter die Herren. Die Begründung ruht auch hier auf der Voraussetzung, daß das Mosaische Gebot der ersten Tafel angehört: die Knechte sollen gehorchen als Knechte Christi, C. 6, 6, als dem Herrn und nicht Menschen, V. 7.

Der heil. Petrus sagt: „Seyd unterthan aller menschlichen Ordnung um des Herrn willen, es sey dem Könige als dem Obersten. Oder den Hauptleuten als den Gesandten von ihm. Thut Ehre jedermann, habt die Brüder lieb, fürchtet Gott, ehret den König." Auch ihm ist hinter den Oberpersonen der Herr verborgen. Die Ordnung würde in den letzten Worten seyn: liebet die Brüder, ehret den König, fürchtet Gott, wenn nicht der Sinn der wäre; bewähret eure Gottesfurcht dadurch, daß ihr den König ehret, denn wer den König nicht ehret, den er siehet, wie kann der Gott ehren, den er nicht siehet.

So hat sich uns also das Resultat ergeben, daß die Schrift A. und N. T. die Zugehörigkeit des Gebotes, die Eltern zu ehren, zur ersten Tafel bezeugt.*) Steht dies fest, so auch zu-

*) Auch das ist noch zu beachten, daß in dem Nebentexte in 5 Mos. alle Gebote, die sich auf den Nächsten beziehen, durch und mit ein-

gleich, daß die Einwendungen, die man dagegen erhoben hat, unbegründet seyn müssen. Dies zeigt auch sogleich eine nähere Betrachtung derselben. Jo. Gerhard macht gegen die Zugehörigkeit zur ersten Tafel Apgsch. 5, 29: man muß Gott mehr gehorchen als den Menschen, und Luc. 14, 26 geltend. E. Meier*) meint: „Wie nahe auch die Analogie liegt, die Eltern als Stellvertreter Gottes zu betrachten, so hätte es doch fast als Gotteslästerung erscheinen können, wenn jemand auf solche Art die Eltern in eine Reihe mit Gott selbst stellen wollen", wozu es schlecht paßt, wenn er gleich darauf selbst sagt: „Sie sind der sichtbare Gott für das Kind." Kurtz**) wendet ein: „Steht das Gebot, die Eltern zu ehren, auf der ersten Tafel, so ist der Elterndienst dem Gottesdienste coordinirt; eine solche Coordination mußte aber dem Gesetze als Abgötterei erscheinen, denn das erste Gebot gebietet, du sollst keine anderen Götter haben neben mir." Wären aber solche Einwendungen begründet, so würden sie auch alle die anderen vorhin schon angeführten Stellen treffen, in denen die Oberpersonen als Repräsentanten Gottes erscheinen, z. B. Ps. 82. Röm. 13. Von einer Coordination der Oberpersonen und Gottes kann nicht die Rede seyn; die ersteren haben nur geliehene übertragene Gewalt und Ehre. Eben deshalb kann auch von einem Conflicte mit Apgsch. 5, 29. Luc. 14, 26 nicht die Rede seyn. Im Gegentheil, sind die Oberpersonen nichts anderes als Diener und Repräsentanten Gottes, so folgt, wie auf der einen Seite, daß Gott strafend gegen sie einschreitet, wenn sie ihr hohes Amt mißbrauchen und in dem von Gottes Gnaden nur einen Quell der Rechte, nicht einen Quell der Pflichten erbicken wollen, ein Gedanke, welcher die Seele von Ps. 82 bildet, der mit den Worten beginnt: Gott steht in der Gemeinde Gottes, inmitten der Götter, der Oberpersonen, welche die von ihm übertragene Würde mißbrauchen, richtet er, vgl. Eph. 6, 9, so auf der andern Seite, daß man Gott mehr gehorchen muß als den Menschen, daß man unter Umständen Vater und Mutter hassen muß. Steht der Befehl der Oberpersonen im Widerspruch mit dem klar und deutlich vorliegenden Willen Gottes, so kann gar kein Zweifel obwalten, daß man dem letzteren zu gehorchen hat. Soll man Vater und Mutter um Gottes Willen gehorchen, so wäre es widersinnig, ihnen zu gehorchen, wo sie wider Gott sind. Die Eltern und Oberpersonen sind nicht (in dem Sinne „Stellvertreter Gottes" und „der sichtbare Gott" für die Untergebenen, daß diese in keiner unmittelbaren Beziehung zu dem höchsten Gotte ständen. Es gehen vier Gebote vorher, welche das Verhältniß zu diesem feststellen. Darin liegt das: „Dem Vater und der Mutter dein, sollst du nach mir gehorsam seyn", begründet. Und wir haben so wenig das

ander verbunden sind, von du sollst nicht tödten an, um auf ihre Zusammengehörigkeit hinzuweisen. Das Gebot, die Eltern zu ehren, ist durch keine solche Brücke mit dem Folg. verbunden.

*) Die urspgl. Form des Decaloges S. 48.

**) Gesch. des A. B. 2. S. 291.

Wort Gottes bloß aus dem Munde der Oberpersonen zu entnehmen, daß vielmehr ein ganzes Buch vorliegt, aus dem alle ohne Unterschied, auch die Kleinen, es schöpfen sollen. Wo dies Wort Gottes mit dem der Oberpersonen in offenbarem Widerspruch steht, da hört ihre Vollmacht auf. Sie ist ihnen nur ertheilt gegen den Eigenwillen der Untergebenen. Wehe diesen, wenn sie diesen Eigenwillen gegen die Oberpersonen geltend machen wollen, dreimal wehe, wenn sie heuchlerisch ihren Eigenwillen mit dem falsch gedeuteten Willen Gottes zu beschönigen suchen, wehe ihnen aber auch, wenn sie bei wirklich vorhandenem Widerstreite zwischen der Auctorität Gottes und der der Oberpersonen der letzteren folgen, der sie zwar keine Gewalt entgegensetzen, der sie aber auch ebenso wenig in ihren Handlungen folgen dürfen.

Dürfen wir es als festgestellt ansehen, daß das Gebot, die Eltern zu ehren, der ersten Tafel angehört, so ist die Eintheilung der Gebote durch die 3 und die 7 abgeschnitten. Die erste Tafel enthält dann mindestens vier Gebote und da die Eintheilung durch die 4 und 6 unmöglich ist, so werden wir von vornherein geneigt seyn müssen uns denjenigen anzuschließen, welche jeder der beiden Tafeln fünf Gebote zuweisen. Zur Vollendung unserer Untersuchung gehört aber noch die Nachweisung 1) daß das Verbot des Bilderdienstes ein Gebot für sich bildet, 2) daß es nur ein Verbot des Begehrens gibt. Ist diese doppelte Nachweisung gegeben, so liegt die doppelte Fünfzahl klar vor.

Das Verbot des Bilderdienstes lautet: „Du sollst Dir nicht machen ein Bild und alle Gestalt, welche im Himmel oben und welche auf der Erde unten und welche im Wasser unter der Erde." Das Gebot erhält seine nähere Begränzung aus dem Zusammenhange. Nach V. 3 kann nur an ein solches Bildmachen gedacht werden, welches mit dem Götzendienst auf einer Linie liegt. Nach V. 5 kann es sich nur um Bilder handeln, welche angebetet werden sollen. Bild*) und alle Gestalt ist nach den Parallelst. (5 Mos. 4, 16. 23. 25) s. v. a. Bilder aller Gestalten. Es ist nicht speciell die Rede von Götzenbildern. Es wird überhaupt verboten Bilder zum Zwecke der Anbetung zu machen, auch solche Jehovas, es wird überhaupt der Gedanke ausgesprochen, daß das Sichtbare kein adäquates Darstellungsmittel für das Göttliche ist. Auch Jehova wird zum Götzen, wenn man ihn in einem adäquaten Bild zu haben wähnt.

Es liegt, wenn das Gebot richtig gefaßt wird, am Tage, daß dasselbe durch eine feste Gränze von dem Gebote: du sollst keine anderen Götter haben neben mir, geschieden ist. Man kann dies nur läugnen, wenn man das erstere ohne allen Grund nur auf die Götzenbilder beschränkt, und nun mit C. R. Otto**) behauptet: „Das zweite Glied des ersten Gebotes beschreibt un wie diese anderen Götter zu Stande kommen. — Die andere Götter, von denen im ersten Gliede die Rede war, sind hie erklärt als die von Menschen gemachten bildlichen Darstellunge geschaffener Kräfte und Dinge und es wird verboten diese an zubeten und ihnen zu dienen." Dann aber verwickelt man sich in die bedenklichsten Folgen. Wenn V. 4 sich mit V. 3 deckt, so fällt das Verbot des bildlosen Götzendienstes weg un dieser ist außer Schuld gestellt. Und doch war dieser bildlos Götzendienst, die Verehrung von Sonne, Mond und Sterne unter dem A. T. und schon unter Moses (er ist nach der Natur der Sache und nach den geschichtlichen Zeugnissen eine de ältesten Formen der Abgötterei) von sehr versuchlicher Bedeutung. In 5 Mos. 4, 19 wird gewarnt vor der Verehrung vo Sonne und Mond, in 5 Mos. 17, 3 wird vorgeschrieben, wa zu thun ist, wenn ein Mann oder ein Weib „gehet und diene anderen Göttern und sie anbetet, die Sonne oder den Mon und das ganze Heer des Himmels." In Hi. 31, 26—28 heiß es in malerischer Schilderung der Genesis dieser Form der Abgötterei: „Wenn weil die Sonne ich glänzen und den Mond ich herrlich wandeln sah, mein Herz sich im Geheimen bethören ließ, so daß ich ihnen Küsse zuwarf. Auch das ist schwere Missethat. Denn verläugnet hätte ich Gott in der Höhe." Diese schwere Missethat, diese Verläugnung Gottes in der Höhe, die nach Deut. 17 durch Ausrottung zu bestrafen war, würde nach dieser Auffassung in dem Grundgebote völlig außer Acht gelassen seyn. Die Abgötterei würde nach ihr auf den Bilderdienst eingeschränkt, wie C. R. Otto selbst paraphrasirt*): „Du sollst keine anderen Götter haben neben mir, das heißt, du sollst die selbst gemachten Bilder, die doch weiter nichts sind als sinnliche Darstellungen geschöpflicher Kräfte, in keinerlei Weise als Götter anbeten und ihnen dienen." Den Bedenken, welche die willkührliche Beschränkung von V. 3 zur Folge hat, treten diejenigen an die Seite, welche sich einstellen, wenn man V. 4 ebenso willkührlich auf die Götzenbilder beschränkt, um beide Gebote in eins zusammenzuzwängen. V. 4 ist nach der einen Seite enger wie V. 3, der zugleich die bildlosen Götter umfaßt, nach der andern Seite weiter, er zeigt, daß alle Bilder Götzen, auch die Jehovabilder. Wenn man dieß Gebot auf die Götzenbilder einschränkt, und es ausleert von dem in ihm ausgesprochenen Gedanken: daß alle Bilder, wenn sie auch Jehova darstellen sollen, Götzen sind, weil Jehova eben dadurch, daß er in einem vermeintlich adäquaten Bilde dargestellt werden soll, ein anderer wird, so verliert man jede feste gesetzliche Basis für den Kampf gegen eine der schwersten Versuchungen, welche dem Volke des A. B. zusetzten, der der Verehrung Jehovas unter Bildern.

(Schluß folgt.)

*) Das Hebr. Wort heißt ursprünglich Schnitzbild, im Sprachgebrauche aber kommt es von Bildern überhaupt, auch von gegossenen Bildern vor, Jes. 40, 19. 45, 10 u. a. St.

**) S. 67.

*) S. 69.

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz. Druck von Trowitzsch und Sohn.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1857. Sonnabend den 15. August. № 65.

Ueber die Eintheilung und Gliederung der zehn Gebote.

(Schluß.)

Das goldne Kalb in der Wüste war ein Bild Je-
vas. E. N. Otto streitet gegen den Augenschein, wenn er
eß läugnet, wenn er behauptet das goldne Kalb sey der Aegyp-
sche Apis. Die Kinder Israel verlangten, daß ihr Gott Ge-
alt gewinne, weil sie aus der Mitte eines Volkes heraus ka-
en, das in Bezug auf seine Götter dem crassesten Materialis-
us huldigte. Dieß ist dein Gott Israel, welcher dich geführt
s dem Lande Aegypten, spricht Aharon in 2 Mos. 32, 4
gl. Neh. 9, 18. Ein Fest dem Jehova ist morgen, sagt er
32, 5. Die Art wie Moses gegen diese Verirrung auftritt,
igt daß das Volk gegen ein ausdrückliches Gebot gefehlt hatte.
ußerdem wäre belehrende Zurechtweisung an der Stelle gewe-
n, nicht schonungslose Strenge. Moses hätte nicht so ohne
Weiteres sprechen dürfen: „Dies Volk hat große Sünde ge-
an und haben sich gemacht einen Gott von Gold.“ Auch der
ilderdienst des Micha und der Daniten, über welchen in dem
nhange des Buches der Richter berichtet wird, wäre dann kein
fenbares Vergehen gewesen. Wir finden da bei allen bethei-
ten Personen, Micha und seiner Mutter, dem Leviten, den
aniten, Jehova und nichts als Jehova und von Götzendienst
keine Spur. Daß in dem Zehnstämmereich Jehova unter
m Bilde der Kälber verehrt wurde und daß an offenbaren
bfall nicht gedacht werden kann, ist längst erwiesen. Wäre die
ttosche Deutung richtig, so wären die Propheten nicht berech-
gt gewesen den Bilderdienst ohne weiteres für Götzendienst zu
klären, wie z. B. Ahijjah thut in 1 Kön. 14, 9, wo er zu
erobeam spricht: „Und du hast schlechter gethan als alle die
or dir waren und du gingest und machtest dir andere Götter
nd Gußbilder mich zu erzürnen, und mich warfest du hinter
einen Rücken.“ Daß Gußbilder und wenn sie auch Jehova
rstellen sollen, andere Götter sind, das steht nur dann von
rnherein fest, wenn das: du sollst dir kein Bildniß machen
f. w. auf alle materiellen Darstellungen des Uebersinnlichen
zogen wird. Nur nachdem 2 Mos. 20, 4 vorangegangen, wo
ller Bilderdienst als Abgötterei verboten wird, war E. 20,
9. 20 klar: „ihr habt gesehen, daß ich von dem Himmel gere-
t habe. Ihr sollt euch nicht machen neben mir silberne Göt-
r und goldene Götter.“ Nur aus der richtig gedeuteten Grundstelle erhielt das neben mir seine nähere Bestimmung, erhellte, daß auch die Darstellungen Jehovas darunter begriffen waren.

Für die erste Tafel haben wir somit eine Fünfzahl von Geboten gewonnen. Bei der zweiten liegt sie sofort vor, wenn erkannt wird, daß sie nur ein Verbot des Begehrens enthält. Dieß müssen wir noch gegen diejenigen erweisen, welche eine Zweiheit von Verboten des Begehrens annehmen.

Diese haben nicht nur die Autorität der durch Philo und Josephus bezeugten Tradition, sie haben auch das N. T. gegen sich. Der Herr spricht Mr. 10, 19 zu dem Jüngling: „du sollst nicht ehebrechen, du sollst nicht tödten, du sollst nicht stehlen, du sollst nicht falsches Zeugniß reden, du sollst nicht entfremden.“ Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß die letzteren Worte dem Mosaischen: laß dich nicht gelüsten, entsprechen. Alle übrigen Gebote der zweiten Tafel werden ausdrücklich genannt. Bei dieser Vollständigkeit der Aufführung führt das: du sollst nicht entfremden, darauf, daß der Herr nur Ein Gebot des Gelüstens anerkannte. Ebenso weiß auch Paulus in Röm. 7, 8. 13, 9 nur von Einem Verbote des Gelüstens. Indem er die Objecte ganz wegläßt, bezeichnet er dieselben nicht undeutlich als eine zufällige Individualisirung. Und indem er statt des doppelten: laß dich nicht gelüsten, und du sollst nicht begehren, in dem Texte der Gebote in dem 5 Buche Mosis nur das einfache: laß dich nicht gelüsten setzt, schneidet er denen den Weg ab, welche in dieser Verschiedenheit der Verba einen Grund für die Verschiedenheit der Gebote auffinden wollen.

Treten wir nun dem Gebote selbst näher, so wird vor Allem das Verhältniß erörtert werden müssen, in welchem die Gestalt in der es in 2 Mos. 20 auftritt, zu derjenigen steht, welche es in 5 Mos. 5 hat. Daß der erstere der ursprüngliche ist, derjenige, der auf den steinernen Tafeln stand, der andere ein bloßer Nebentext, eine Variation, wie dergleichen bedeutsame Variationen überall vorkommen, wo die Schrift das Gleiche wiederholt — die Herübernahme ist nie eine mechanische, immer eine geistreiche, steht stets unter dem Einflusse derselben Inspiration, welche den ursprünglichen Text hervorgerufen — daran kann gar kein Zweifel seyn. Schon die doppelte ausdrückliche Verweisung auf den Text in 2 Mos.: „wie dir der Herr dein Gott geboten hat“ (5 Mos. 5, 12. 16), genügt um es zu beweisen. Der Text nun in 2 Mos. lautet: „du sollst nicht begehren das Haus deines Nächsten. Du sollst nicht begehren

das Weib deines Nächsten, und seinen Knecht und seine Magd, und seinen Ochsen und seinen Esel, und Alles was sein," der Text in 5 Mos. 5, 18: „Und nicht sollst du begehren das Weib deines Nächsten. Und nicht sollst du verlangen das Haus deines Nächsten, sein Feld, und seinen Knecht und seine Magd, seinen Stier und seinen Esel, und Alles, was sein." In 2 Mos. kommt das Haus als das Alles umfassende in Betracht — das Allgemeine steht zu Anfang und zu Ende, in der Mitte dasjenige, was innerhalb des Hauses des Nächsten und von demjenigen „was sein" am Gewöhnlichsten als Object des Begehrens vorkommt —, in 5 Mos. steht das Haus als Gebäude. Deshalb geht in 5 Mos. das Weib voran, während es in 2 Mos. nachsteht. In 2 Mos. werden sieben Gegenstände überhaupt genannt. In 5 Mos. sieben Gegenstände außer dem Weibe, die durch diese Sonderstellung aus dem Kreise des Uebrigen hervorgehoben und ausgezeichnet, das Gelüste nach ihr somit als besonders strafbar qualificirt werden soll. Um die Siebenzahl der Gegenstände außer dem Weibe zu gewinnen, wird in 5 Mos. das Feld eingeschoben. Um die Sonderstellung des Weibes zu marquiren, tritt bei dem Hause u. s. w. ein anderes Verbum ein, was jedoch in der Bedeutung von dem zuerst gesetzten nicht verschieden ist, wie schon daraus erhellt, daß in dem Grundtexte eben nur eins steht, dann auch aus dem Sprachgebrauche.

Wäre nun blos der eine dieser beiden Texte vorhanden, so würde die Zertrennung in zwei Gebote nicht schlechthin unmöglich seyn, obgleich immer doch das Bedenken bliebe, daß bei der scharf ausgeprägten Systematik der Zehngebote und dem principiellen Character aller übrigen hier der Theilungsgrund ein äußerlicher und in diesem Zusammenhange unzulänglicher wäre. Wäre bloß der Text in 2 Mos. vorhanden, so könnte man mit Wittkopf annehmen, im 9 Gebote werde das Ganze genannt, im 10 die einzelnen Theile desselben, und den Zweck der Zweitheilung darin setzen, die Wichtigkeit des Gebotes hervorzuheben. Wäre blos der Text in 5 Mose vorhanden, so könnte man mit Prof. Kurtz annehmen, das 9 Gebot verbiete jedes Verlangen nach den ehelichen Rechten des Nächsten, und das 10 jedes Verlangen nach den Eigenthumsrechten desselben, oder schärfer ausgedrückt das 9 Gebot verbietet das Verlangen nach dem edelsten Eigenthum des Nächsten, das 10 nach allem Uebrigen. Man könnte sich dann darauf berufen, daß ja auch bei den Verboten, welche die Verletzung des Nächsten durch die That betreffen, der Ehebruch von dem Diebstahl unterschieden wird. Nicht aber dürfte man, wie nach dem Vorgange des Catechismus Romanus Kurtz thut, Gewicht darauf legen, daß die Begierde in dem einen und dem anderen Fall verschiedenen Charakter trägt, bei dem angeblichen 9 Gebote den der Wollust, bei dem 10 den der Habsucht. Denn diese Differenz ist für die vorliegende Sache ohne Bedeutung. Kann ja einer auch des Weibes des Nächsten begehren um eine reiche Frau zu gewinnen! Der ganze Accent liegt darauf, daß das Weib das des Nächsten ist, wie ja auch bei den Thatsünden nicht die Hurerei ins Auge gefaßt wird, sondern einzig und allein der Ehebruch. In allen Stellen der Bücher Mose's, welche sich auf diese Verhältnisse beziehen, ist der Gesichtspunkt immer der der Verletzung des Nächsten in seinem edelsten Eigenthum. So trifft nach 5 Mos. 22, 24 die Todesstrafe, nicht minder wie den Ehebrecher auch den, welcher sich mit einer Verlobten verging, „weil er geschändet das Weib seines Nächsten."

Aber alle solche Gedanken sinken in nichts zusammen, wenn man die beiden Texte, den Grundtext und den Nebentext mit einander vergleicht, und es kann kaum zweifelhaft seyn, daß sie recht eigentlich dazu da sind, um solche Gedanken zu zerstören. Wollte man die Trennung nach den Objecten vornehmen, so würde man zu dem unmöglichen Resultate gelangen, daß das 9 und 10 Gebot in 2 Mos. von dem in 5 Mos. verschieden sei. Daß das Haus in 5. Mos. unter dem übrigen Eigenthum steht, zeigt daß das Nichtbegehren des Hauses in 2 Mos. nicht ein besonderes Gebot seyn kann. Daß das Weib in 2 Mos. als nach dem Hause folgt, zeigt daß das Nichtbegehren des Weibes in 5 Mos. nicht ein besonderes Gebot bilden kann, wenn gleichwohl immer noch das bestehen bleibt, daß das Voranstellen des Weibes in 5 Mos. eine gewisse Rangordnung innerhalb desselben Gebotes einführt.

Das freie Verfahren, welches der Nebentext in Bezug auf die Objecte anwendet, die Umstellung von Weib und Haus, die Einschaltung des Feldes, erklärt sich nur auf eine Weise, daß aus, daß die Objecte nur beispielsweise genannt werden, woran denn unmittelbar folgt, daß in ihrer Verschiedenheit kein Theilungsgrund für ein 9 und 10 Gebot gesucht werden kann.

Ebenso aber auch erweist sich die Trennung nach den Affecten aus der Vergleichung beider Texte mit einander sofort als unzulässig. Die Lutherischen Dogmatiker von Jo. Gerhard an beziehen das 9 Gebot auf die wirkliche böse Lust, das 10 auf die erbliche. Diese auf den Text in 5 Mos. gegründete Annahme erweist sich schon blos auf diesen gesehen als unzulässig. Es läßt sich aus dem Sprachgebrauch auch nicht das Geringste für solchen Unterschied der beiden dort gebrauchten Verben beibringen. Und was schon für sich allein zur Entscheidung hinreicht, mit der erblichen bösen Lust können die Zehngebote direct gar nicht zu thun haben. C. R. Otto hat sich das Verdienst erworben, dies gründlich nachgewiesen zu haben. Die Zehn Gebote sind für Sünder gegeben, sie haben es überhaupt nicht mit einem unabänderlich gegebenen Zustande zu thun, sie sollen vielmehr das Thun regeln, vgl. 3 Mos. 18, 5. Röm. 10, 5. Gal. 3, 12. Sie sprechen zu dem Menschen: „an der Thür liegt die Sünde und auf dich geht ihr Verlangen und du sollst herrschen über sie," 1 Mos. 4, 7. Sie mahnen die Gemeinde Gottes: „wandelt im Geiste und vollbringet nicht die Lüste des Fleisches", lasset ihnen nicht den Zügel, sondern setzet ihnen in der Kraft des Herrn den Fuß auf den Hals. „Was vor uns gethan ist und als Erbe, als Zuständlichkeit sich in unserer Natur vorfindet, das kann uns weder geboten noch verboten werden. Das Gesetz gebietet, was geschehen soll, dann

kannt werde, was bereits geschehen ist; es verbietet die irkliche Sünde, auf daß man nach vergeblichem Kampfe die ewalt der widerstrebenden erblichen Sünde erkennen möge." *) Bliebe aber noch irgend ein Zweifel übrig, so würde er doch adurch beseitigt werden, daß in dem Grundtexte in 2 Mos. sich ner Wechsel der Verba gar nicht findet. Danach kann er in em Nebentexte nicht eine solche durchgreifende, sondern nur ine untergeordnete Bedeutung haben, die bereits früher nachwiesene.

Der erste Psalm preist denjenigen glücklich, der an dem Gesetze des Herrn seine Lust hat und darüber nachsinnet Tag nd Nacht. Diese Meditation trägt zunächst practischen Charcter. Sie bewegt sich um die großen Fragen: Was will Gott von uns? Wie verhalten sich Herz und Leben zu dem Gewollten? Wie soll ich Vergebung erhalten für meine Sünn? Wie Kraft zum neuen Gehorsam. „Die Gbot all uns egeben sind, daß du dein Sünd o Menschenkind! erkennen sollst nd lernen wohl, wie man vor Gott leben soll." Aber neben ieser Meditation besteht noch eine andere, die auch eine nicht eringe erbauliche Bedeutung hat. „Du hast sie alle weislich eordnet," das gilt, wie von dem Buche der Werke, auch von er heiligen Schrift und es ist ein seliges Geschäft den Spuren ieser Weisheit Gottes nachzugehen. Es für unnütz erklären, ürde nicht minder beschränkt seyn, als wenn man meinte es y genug daß die Frucht des Baumes lieblich zu essen sey, das Gras zum Futter diene, und es verlohne sich nicht, den Spuen der Schöpfergröße Gottes betrachtend nachzugehen, welche ie edle Frucht und der unscheinbare Grashalm darbieten. Nöge der Herr der Kirche auch nach dieser Seite hin ihr mehr nd mehr die Augen öffnen, daß sie sehe die Wunder in seinem Gesetze, Ps. 119, 18.

Wahrheit und Liebe.

Nach Gottesordnung sollen nimmer von einander getrennt erden Wahrheit und Liebe, und der Mensch soll nicht scheiden, as Gott vereinigt hat. Die Liebe ist nicht die ächte, wenn sie on der Wahrheit verlassen wird, und die Wahrheit ist nicht ie ächte, wenn sie ohne die Liebe ist. Die Liebe ohne die Wahrheit ist wie der Glaube, der von der Buße nichts wissen will. Wie dieser todte Christen macht, so ist jene mit der Falschheit erwandt. Die Wahrheit ohne die Liebe ist wie die Buße ohne en Glauben, erzeugt nur eitel Angst, giebt aber nicht den seligen Frieden. Darum ist die Liebe ein Zeugniß von der Wahrheit, und die Wahrheit zeugt von der That der Liebe. Die lugheit der Kinder dieser Welt trennt Wahrheit und Liebe von nander, und täuscht sich damit selbst, und betrügt andere damit. Die Höflichkeit, die Menschengefälligkeit, die Eitelkeit, die Selbstsucht, die Augendienerei weiß listig das Kleid der Liebe

*) Otto S. 123

zu tragen, wenn auch das Herz die Wahrheit verleugnet. Im Reiche Gottes muß die Liebe schweigen, wenn die Wahrheit nicht mitredet, und die Wahrheit muß schweigen, wenn sie von der Liebe verlassen wird. Wenn die Kinder Gottes mit einander verhandeln, so dürfen Wahrheit und Liebe nicht von einander getrennt werden. — Es ist nicht zu verkennen, daß der Herr unter allerlei Secten und in den verschiedenen Kirchen seine Auserwählten hat, und daß unter allerlei Namen sich die Leute zu Gott bekehren. Auch ein geringes Maaß von Wahrheit ist kräftig genug, den Teufel und die Welt zu überwinden. Es hängt alles ab von dem Maaß der Treue. Wer in dem Wenigen treu ist, das ihm anvertrauet ist, kann seine Seele retten. Deshalb aber darf Niemand, dem ein größeres Maaß von Wahrheit zu Theil geworden ist, denken, die Irrthümer schaden nicht. Nach Gottes Gnade sind sie da weniger gefährlich, wo sie nicht erkannt werden. Wer aber die Wahrheit kennt, und sie um des falschen Friedens willen verschweigt oder nicht zur vollen Geltung bringt, begeht die Sünde der Verleugnung, über welche der Herr das Wehe ausgerufen hat. Wenn auch der irrende Bruder durch Gottes Gnade kann gerettet werden, so leidet doch der Schaden an seiner Seele, der ihn im Irrthum ließ, und seine vermeintliche Liebe ist eitel Lieblosigkeit. — Es giebt auch falsche Münzen, die den ächten ähnlich sehen, aber doch ohne Werth sind, und sie werden gebraucht, damit ein Mensch den andern damit betrüge. Wenn die Liebe ohne das edle und geläuterte Gold der Wahrheit den Mund aufthut, so betrügen sich die Leute damit unter einander.

Sind nun die Differenzen zwischen Lutherischer Kirche und allerlei Secten, als da sind Baptisten und Methodisten u. dergl., wirklich so ganz unbedeutend? Und sind die Irrthümer dieser Secten so ganz ohne Gefahr? Wenn du das nun nicht behaupten kannst, so bringe die Baptisten von ihren Irrthümern zurück, oder sage es ihnen deutlich und unverhohlen, daß sie gefährliche Irrthümer lehren, wenn es wirklich wahr ist, daß du die Baptisten lieb hast. Jene 9 Punkte sind künstlich und klüglich ersonnen und aufgestellt, nicht um die Wahrheit zu bekennen, sondern um die falsche Lehre zu verschweigen, und ihr eine gewisse Anerkennung zu geben. Die Liebe hat nicht die 9 Punkte aufgestellt, sondern die Verleugnung der vollen Wahrheit. Ist das auch Liebe, daß man sich nicht scheut, Verdächtigungen und Anschuldigungen gegen die aufzubringen, mit denen man so lange in einem Hause gewohnt hat, und von denen man weiß, daß sie das Bekenntniß zur ganzen und vollen Wahrheit lieben, bloß aus dem Grunde, um mit den Sectirern zu liebäugeln, und sie zu überreden, daß ihre Irrthümer nicht seelengefährlich wären.

Die Union, die doch eine gewisse Wahrheit hat, hat große Verwirrungen angerichtet, weil sie keine Klarheit in der Wahrheit hat. Wir trauern und seufzen darüber, daß die Union die brüderliche Liebe verwundet hat. Ist es denn daran noch nicht genug, soll die Wunde noch tiefer gemacht werden, und soll noch Scheidewasser, das da ätzet und brennet, hineingegossen werden?

Ach sehet zu, daß Ihr nicht wider die Liebe sündigt. Wenn Ihr mit den Baptisten und Sectirern fraternisirt, so befestigt und stärkt Ihr sie in ihren Irrthümern, und das ist auch wahrhaftig gegen die Liebe. Willst du mit Ihnen in der Wahrheit verkehren, und sie wirklich lieben, so mache den Versuch, sie von ihren Irrthümern zu bekehren. Petrus und Paulus liebten sich auch, als Petrus aber in Antiochien mit den Irrlehrern fraternisiren wollte, da geriethen sie hart aneinander. Das war die Liebe, mit der St. Paulus St. Petrum liebte.

Wehe dem, der Friede ruft, da doch kein Friede ist, und wehe dem, der Gottes Wort mißbraucht. Das Reich Gottes ist nur da, wo Gottes Wort lauter und rein gelehret wird. Solltet Ihr denn wirklich das hohepriesterliche Gebet des Herrn nicht besser verstehen, als Ihr Euch anstellt? Und ist es wohl recht, daß Ihr die Worte des Herrn gebraucht, um einen falschen Frieden damit zuzudecken? Oder thut Ihr es nur, um die kurzsichtige und unwissende Menge zu bethören mit glänzenden Worten und schönklingenden Phrasen? Wisset Ihr nicht, daß wenn der Herr bittet, daß die Seinen eins seyn sollen in der Liebe, daß er auch bittet, daß sie erhalten werden in der Wahrheit? Und der Apostel ermahnt uns, daß wir uns nicht lieben sollen mit Worten, sondern mit der That und mit der Wahrheit.

Sehet Euch vor, daß Ihr nicht den schmalen Weg breit macht, und der glaubensarmen Welt nicht Gelegenheit gebet, zu sagen: auf die reine Lehre kommt es gar nicht an. Wir bitten Euch, daß Ihr nicht auf die schmähet, und die verdächtigt, die doch wirklich die Schmach der Welt tragen. Sehet Ihr nicht, wie Ihr von oben geschützt und von unten gelobt werdet. Das pflegt der Wahrheit nicht zu begegnen. Sie pflegt vielmehr unter dem Druck und dem Widerspruch einherzugehen. Darum redet nicht verächtlich und lieblos von denen, die das Bekenntniß lieb haben, und gerne das theuer erworbene Erbtheil der Väter den Kindern unverletzt hinterlassen möchten. Es geht ein großer Schmerz durch unsere Seele, daß Ihr die Baptisten mehr liebt als uns, und um der Baptisten willen uns aufgebet, und uns nicht mehr kennen wollt. Sind wir denn wirklich schlechter als jene, und ist unsere Treue wirklich weniger werth als jener Irrthümer? Sie haben immer die Lutherische Kirche gehaßt, und immer gesucht ihr zu schaden, wir aber haben sie immer gerne lieben wollen, und wenn wir nach Eurer Meinung darin zu viel gethan haben, und wenn Ihr stärker seyd, so dürft Ihr doch die Liebe gegen die Schwachen nicht aufgeben. Habt Ihr uns doch so oft gesagt, daß Ihr auch das Bekenntniß unserer Kirche lieb habt, und wenn wir Euch das gerne geglaubt haben, so thut es uns in der Seele wehe, daß wir uns nun überzeugen sollen, daß wir uns darin getäuscht haben.

Es ist uns freilich oft schon so erschienen, als ob wir Euch längst lästig wären, und als ob Ihr eine Gelegenheit suchtet, Euch gänzlich von uns zu scheiden. Jetzt habt Ihr eine Gelegenheit gefunden, den Riß zwischen uns und Euch noch größer zu machen, und könnt dazu noch die Gunst von Oben und Unten erndten. Ihr habt der Versuchung nicht widerstanden, wir aber sind in unserm Gewissen gebunden, die Wahrheit zu lieben, wenn wir auch darüber gerichtet werden.

Wir leugnen es nicht, daß für die zerrissene und vielfach gespaltene Christenheit in England der evangelische Bund immerhin mag seine Bedeutung haben, für unsere Verhältnisse aber hat er keine Bedeutung, und kann nur dazu dienen, neue Verwirrungen unter uns anzurichten. Die 9 Punkte sind dazu für uns wirklich viel zu dürftig und kümmerlich, und wir sind uns bewußt, daß wir auch mit denen, die den Begriff der Union anders fassen als wir, eine viel größere Einigkeit haben, als den Inhalt dieser 9 Punkte. Es ist aber sehr gefährlich, sich dazu zu bekennen, weil sie so gemeint sind, daß alle Irrthümer, die neben und mit ihnen bestehen können, gering und gleichgültig wären; und es ist nach unserer Meinung eine Sünde gegen die wahre Liebe, die wir unsern Freunden und Gegnern schuldig sind, wenn wir uns dazu bekennen wollten. Wir wollen deshalb fortfahren, für unsere Evangelische Landeskirche der wahren Union nachzustreben, in der die Liebe mit der Wahrheit im Frieden wohnt.

Ueber die Versagung des ehrlichen Begräbnisses.

Vortrag, gehalten auf der Berliner Pastoralconferenz von P. Orth.

Als auf unserer vorjährigen Pastoral-Conferenz die Lehre von der Wiederbringung aller Dinge besprochen wurde, ergab sich uns als eine Frucht derselben die große, grundstürzende Zeitlüge, nach welcher nicht der Tod des Versöhners sondern der eigne Tod des Sünders die Sühne ist für seine Sünde und zum Seligwerden nichts weiter gehört, als daß ein Mensch nur eben sterbe. Es wurde geltend gemacht, die allein wirksame Waffe gegen diesen verderblichen Irrthum sey mit dem Zeugniß des göttlichen Wortes das Thatzeugniß der Versagung des ehrlichen Begräbnisses in den von der Kirchenordnung vorgesehenen Fällen. Hierbei verweilte unsere Besprechung mit besonderem Interesse, ohne daß der Sache doch in dieser bloß gelegentlichen Weise ein Genüge geschehen konnte. Das ist der Grund, weshalb die Versagung des ehrlichen Begräbnisses auf unsere heutige Tagesordnung gesetzt worden ist.

Wer in dieser Sache das Wort nimmt, darf sich im Voraus sagen, daß er damit den Haß der Welt auf sich lenkt; aber unsere Pastoral-Conferenz hat auch die Gnade von Gott, den Schild, mit welchem wir alle feurigen Pfeile des Bösewichts auslöschen mögen, als Wappenschild zu führen. Eins jedes dürfen wir mit Recht verlangen. Vor drei Jahren als wir uns hier über das Verhalten des Geistlichen in Hinsicht auf

diaphora besprachen, ist es uns begegnet, daß Berichterstatter öffentlichen Blättern uns allerlei wirkliche Betisen in den und gelegt haben, zur Belustigung ihres Publikums. Das nicht in der Ordnung. Unsere Pastoral-Conferenzen sind cht in dem Sinne öffentliche Versammlungen, daß nicht jeder, m es verstattet wird, hier mit uns zu singen und zu beten, h auch als Mitglied der Conferenz anzusehen hätte. Darum, nn etwa, was wohl möglich wäre, die Feder von damals h in diesem Augenblicke wieder spitzen sollte: so bitten und nahnen wir ganz freundlich brüderlich: Leget die Lügen ab d redet die Wahrheit ein jeglicher mit seinem Nächsten, sinte- ahl wir unter einander Glieder sind — heute wenigstens Glie- r einer Pastoral-Conferenz auf eine Stunde.

Die Fragen, um welche es sich handelt, möchten etwa diese yn: Was gehört zum ehrlichen Begräbnisse, nach elchem leitenden Grundsatze ist es zu versagen, em ist es zu versagen.

Zum ehrlichen Begräbnisse gehört vor allem anderen das rab in geweihter Erde sammt Sarg, Bahre, Leichentuch und rägern; sodann die jedes Ortes üblichen Ceremonien, die man sammenfaßt in dem Ausdrucke Sang und Klang, nämlich lockengeläut und Prozession, Begleitung der Schule, Beglei- ng des Geistlichen; endlich die geistliche Handlung: Lection, ebet, Parentation, Leichenpredigt; nach der Bestattung aber die ankfagung im nächstfolgenden öffentlichen Gemeindegottesdienste, s Tragen von Trauerkleidern Seitens der Leidtragenden, und s durch Errichtung von Denkmalen auf den Gräbern und ist geschieht, um das Andenken eines Verstorbenen zu ehren. ist ein Unterschied unter diesen mancherlei Handlungen. nige sind, welche die Kirche durch ihren Diener allein aus- rt; andere, welche allein von der Familie und von der Ge- inde ausgeführt werden; noch andere, zu welchen beide, Kirche d Gemeinde, zusammen wirken. Die Frage ist, welche von sen Handlungen die eigentliche Substanz des ehrlichen Be- äbnisses ausmachen, durch deren Versagung es zum nicht ehr- hen wird. —

Ich muß Sie bitten, mir zu erlauben, daß ich den gesetz- hen Stand der Sache darlege, so weit mir, als einem Nicht- risten, dies möglich ist. Wir dürfen uns das nicht verdrießen ssen, weil es für einen Geistlichen doch immer eine mißliche ache ist, mit den Gerichten in Collision zu gerathen.

Die frühere Zeit kannte eine sepultura canina vel asi- na. Sie geschah durch den Scharfrichter an der Stätte, wo todten Thiere verscharrt werden, oder auf einem Kreuzwege. er Sächsische Jurist Benedict Carpzov*) und der Pom- mer v. Balthasar*), jener im Anfang, dieser um die Mitte des vorigen Jahrhunderts, kannten sie noch. Ihren Namen hatte sie nach Jeremia 22, 19: Er soll wie ein Esel begraben werden, zerschleift und hinausgeworfen vor die Thore Jerusa- lems, in welcher Stelle doch nur von einem göttlichen Straf- gerichte die Rede ist, nicht daß Menschen geboten würde, das einem Menschen anzuthun. Die sepultura asinina ist daher mit Recht abgeschafft. Menschen gebührt eine sepultura hu- mana; man soll sie nicht anders als menschlich beerdigen. Die Rohheit unserer Zeiten ist daran, etwas Aehnliches wiedereinzu- führen. Wenn einer unserer Alten wieder aufstände, und sähe in unseren großen Städten die Leichen hinausfahren und sähe in den nachfolgenden Kutschen die zigarrenrauchende Leichenbe- gleitung, ein solcher müßte wahrlich denken, das sey eine beson- dere Art von sepultura asinina. Das ist es denn leider auch, nur freilich nicht passiwisch in Beziehung auf die, welche begra- ben werden.

Eine weitere Stufe der sepultura ignominiosa galt schon für human. Der Leichnam eines mit dem Tode bestraften Ver- brechers wurde, wenn das Verbrechen ein infamirendes ge- wesen, an der Gerichtsstelle vom Scharfrichter verscharrt. Das neue Preußische Strafgesetz vom Jahre 1851 hat diese gesetzliche Bestimmung aufgehoben. Es überläßt den Leich- nam des Hingerichteten seinen Angehörigen auf ihr Verlangen, und verbietet bloß, bei der Beerdigung Feierlichkeiten irgend welcher Art vorzunehmen (§. 9). Nach dem allgemeinen Land- rechte sollten Selbstmörder nach ihrem Tode zwar nicht be- schimpft werden, aber alles dessen, womit sonst das Absterben und Andenken anderer Leute von ihrem Stande geehrt zu wer- den pflegt, verlustig seyn**); solche aber, die sich selbst das Leben nehmen, um sich einer infamirenden Strafe zu entziehen, sollten nach Befinden des Gerichtes auf dem Richtplatze verscharrt werden.***) Auch diese Bestimmungen sind in das neue Straf- gesetz nicht übergegangen. Damit hat denn auch die Bestimmung des A. L. R., nach welcher ohne Erkenntniß des Staates Nie- manden das ehrliche Begräbniß auf dem öffentlichen Kirchhofe versagt werden soll †), ihre Erledigung gefunden. Ein unehr- liches Begräbniß im Sinne des bürgerlichen Strafgesetzes, mit Cicero zu reden eine sepultura insepulta, giebt es bei uns nicht mehr, und die Kirche hat keinen Beruf und eben darum auch keine Macht, sie auf eigne Hand wieder herzustellen.

*) Jurisprudentia ecclesiastica. Leipzig 1708. S. 576.

*) Jus ecclesiasticum pastorale. Rostock und Greifswald 1760. I. 444.

**) A. Pr. L. R. II. 20. §. 803.

***) Ebendaselbst §. 804. 805.

†) Ebendaselbst II. 11. §. 188.

Aber Begriff und Sache kehrt uns von einer andern Seite wieder. Wie nämlich, wenn nun die Beerdigung zwar auf dem öffentlichen Kirchhofe geschieht, aber an der Mauer, nach alter Sitte an der Nordseite des Kirchhofes? Das geschieht bei uns vieler Orten, und sofern es in kirchenordnungsmäßiger Weise geschieht, ist nichts dagegen zu sagen. Die Königliche Regierung zu Potsdam hat im Jahre 1852 mit Bezugnahme auf das neue Strafrecht verordnet, wenn an einzelnen Orten die Beerdigung der Selbstmörder in der Reihe Anstoß erregen, und deshalb vom Kirchenvorstande und den Geistlichen die Anweisung einer besonderen Stelle des Begräbnißplatzes für dieselben beschlossen werden sollte, so sey dieserhalb an das Königliche Consistorium zu berichten. Im Sinne des bürgerlichen Strafrechtes ist das immer noch ein ehrliches Begräbniß. Ists auch ein ehrliches Begräbniß im Sinne der Kirchenordnung? Das wird Niemand behaupten wollen.

Oder wenn die Beerdigung zwar in der Reihe, aber ohne Sang und Klang geschieht? Daß dergleichen stille Begräbnisse auch sonst leider häufig im Gebrauche sind, thut nichts zur Sache. Worauf es ankommt, ist die kirchenordnungsmäßige Gewährung oder Versagung. Hören wir Carpzov. Er sagt: Etsi vero sepultura quandoque absque ceremoniis peragitur, inde tamen non statim redditur ignominiosa, quia sufficit ad honestam sepulturam, vel quod ritus ac ceremonias solemnes adhiberi permissum sit ...., vel quod in coemeterio, aliove loco honesto cadaver terrae inferatur a vespillone non carnifice.*) Woraus im umgekehrten Satze folgt, daß das Begräbniß allein durch die Stelle, wo es geschieht, und durch die Personen, die es ausführen, noch nicht zu einem ehrlichen wird im kirchlichen Sinne: diese Eigenschaft wird ihm auch schon durch die Versagung der jedes Ortes üblichen Gebräuche entzogen.

Es ergeben sich also zwei Arten eines Begräbnisses, welches nach kirchlicher Schätzung für nicht ehrlich zu halten ist, sofern in beiden Fällen eine Versagung eintritt: das Begräbniß ohne Sang und Klang an der Kirchhofsmauer und das Begräbniß ohne Sang und Klang in der Reihe. Im ersten Fall ist es mit einem bleibenden Makel behaftet; denn Sang und Klang geht vorüber, wer aber einmal im Winkel begraben ist, der behält daselbst seine Stelle.

Es entsteht aber die Frage, ob vielleicht nach oben hin noch mehrere Abstufungen eines nicht vollen kirchlichen Begräbnisses zu gewinnen wären, je nachdem von den kirchlichen Feierlichkeiten mehr oder weniger versagt wird. Das Entscheidende ist immer das Geleit des Geistlichen. Wo der Geistliche seine Begleitung versagt, wo also das Wort Gottes schweigt, da verstummt billig auch die Stimme der Glocken und des Gesanges; wohl aber könnte man sich denken, daß Glockengeläute und Begleitung der Schule versagt würde, der Geistliche aber ginge mit. So ist dann eben die Frage, was er denn am Grabe thun und was er unterlassen soll, um die Beerdigung als eine nicht voll kirchliche zu bezeichnen. Drei liturgische Handlungen sind, durch welche die Kirche beim Begräbniß ihrer Verstorbenen sich zu ihnen bekennt: das Gebet für die Verstorbenen, die symbolische Beerdigung durch das dreimalige Erdestreuen und die Einsegnung der Leiche. Kliefoth in seinen liturgischen Abhandlungen verwirft das Gebet für den Verstorbenen, er empfiehlt dagegen solch ein Gebet mit dem Verstorbenen, in welchem die Gemeinde, die auf Erden ist, sich mit dem in die obere Gemeine aufgenommenen zu gemeinschaftlicher Anbetung vor dem Angesichte Gottes vereinige. Ein schöner Gedanke, aber wer es versuchen wollte, solch ein Gebet liturgisch zu formuliren, der würde, meine ich, bald finden, daß der Gedanke praktisch unausführbar ist. Wir üben aber auch das Gebet für die Verstorbenen mit gutem Rechte. Die Augustana gestattet es, unsere Evangelischen Kirchenväter haben es geübt. Nur daß der alte Aberglaube fern bleibe, als ob die Kirche durch ihre Dienste den Verstorbenen helfen könne. Es sey nun aber ein Gebet mit dem Verstorbenen oder für ihn: immer liegt solchem Gebete die Voraussetzung zu Grunde, daß der Verstorbene in die obere Gemeine aufgenommen sey. Da kann es denn ein Gegenstand pastoraler Erwägung seyn, in welcher Weise des Verstorbenen in der Leichenrede und im Gebete zu gedenken sey; das alles scheint unzweifelhaft: eine besondere Stufe mehr oder weniger solenner Beerdigung läßt sich dadurch nicht constituiren.

Das Einsegnen der Leiche, ein erst seit etlichen Jahrzehnten in Uebung gekommener Gebrauch, ist, wie Kliefoth überzeugend nachgewiesen hat, überhaupt von Uebel, mindestens sehr erheblichen Bedenken unterworfen. Es bleibt also nur das dreimalige Erdestreuen mit den solennen Begräbnißworten. Das ist nun nicht zu leugnen, es macht einen Unterschied, ob der Geistliche zum Grabe tritt und in unausgesprochener und doch verständlicher Zurückbeziehung auf die erste Wassertaufe dem Verstorbenen diese letzte Erdtaufe ertheilt, oder ob er vom Grabe sich zurückhält und sich etwa mit einem bloßen Vaterunser begnügt. Allein ich frage: Weshalb bist du hieher gekommen? Die anderen alle sind gekommen, um des Verstorbenen willen ihm die letzte Ehre zu erweisen. Sie treten wohl auch, wo das üblich ist, Mann für Mann hinzu und streuen Erde. Du allein willst dich ausschließen, als ob du es bloß mit den Lebenden zu thun hättest, der Verstorbene aber dich nichts anginge? Geht er dich nichts an, so frage ich eben: wozu bist du hierher gekommen? Nein, entweder thue dein Amt, oder, wenn du das

*) A. a. O. S. 576.

Denn wenn auch das Begräbniß zuweilen ohne Ceremonieen geschieht, so wird es doch dadurch noch nicht gleich zu einem unehrlichen, weil zu einem ehrlichen Begräbniß hinreicht einerseits, daß es erlaubt sey, die gewöhnlichen Gebräuche und Ceremonieen anzuwenden, andererseits, daß der Leichnam auf dem Kirchhofe oder einem anderen ehrlichen Orte beerdiget werde, und zwar vom Todtengräber und nicht vom Scharfrichter.

ht darfst, so bleib überall davon. Ueberdies verfehlt dies rfahren seines Zweckes. Der Geistliche will sich jeder Hand- ng enthalten, durch welche er sich Namens der Kirche zu dem erstorbenen bekennen würde, da doch schon die bloße passive sistenz eben dies Bekenntniß in sich schließt.

So bleiben uns nur die beiden Stufen der Versagung chlicher Begräbnißehren: ohne Sang und Klang an der Kirch- fsmauer und ohne Sang und Klang in der Reihe. Die neue findung einer mehr oder weniger passiven Assistenz des Geist- hen würde allerdings eine dritte oder gar eine vierte Stufe rstellen; wir wissen sie aber in keiner Weise zu rechtfertigen. o viel indeß steht fest, nachdem unser neues Strafgesetz das bürgerlichen Sinne unehrliche Begräbniß abgeschafft hat und se unterste Stufe der sepultura ignominiosa bei uns nicht hr besteht, kann die Kirche sich dem nicht entziehen, ihre cala ebenmäßig höher zu stimmen; nur daß sie darin keine ünste suche, sondern in Einfalt und Treue thue, was vor ott recht ist.

Die Frage ist nunmehr: Nach welchem Grundsatze t die Kirche ihr ehrliches Begräbniß zu versagen?

Dieser Grundsatz ergiebt sich einfach aus der Idee des ristlichen Begräbnisses. Die christliche Kirche hat zur Zeit ihrer eformation ein- für allemal dem alten Wahn entsagt, durch r Begräbniß und durch irgend welche mit demselben verbun- ne oder demselben nachfolgende gottesdienstliche Acte den ab- schiedenen Seelen der Verstorbenen helfen zu können. Dem- emäß hat sie ihre Begräbnißordnung reformirt. Nach evan- lischen Grundsätzen ist das Begräbniß nichts weiter als eine ebespflicht, durch deren Erfüllung die Kirche sich zu den Ver- rbenen als ihren Gliedern und Angehörigen bekennt. Wie die milie dem Verstorbenen „die letzte Ehre" erweist und eben durch bekennt, daß er ihr angehört habe nach dem Fleische: auch die Kirche. Sie bestattet ihre Entschlafenen, sie erweist nen die letzte Ehre, öffentlich zu bezeugen, daß sie ihr ange- rt haben nach dem Geiste, der da lebendig macht. Daraus gt, daß wer seinerseits wissend und wollend sich von der rche geschieden und wen sie ihrerseits ausdrücklich von sich sgeschieden hat, für den kann auch das ehrliche Begräbniß r Kirche nicht beansprucht werden. Die Kirche, indem sie es rsagt, maßt sich kein Urtheil über Seligkeit oder Verdammniß nes Verstorbenen an; denn ein Mensch wird nicht dadurch lig, daß er der Kirche angehört, sondern dadurch, daß er dem errn angehört. Die Kirche, indem sie ihr ehrliches Begräbniß rsagt, nimmt damit zu dem Verstorbenen lediglich die Stellung n, nicht zu lügen, nicht als wahr zu bezeugen, was offenkun- ge Thatsachen als unwahr bezeugen. So ergiebt sich der rundsatz: Quibus non communicavimus vivis, iis on communicare debemus defunctis. (Mit wem ir keine Kirchengemeinschaft gehalten haben, als er noch lebte, it dem dürfen wir auch keine Kirchengemeinschaft halten, wenn gestorben ist.) Dieser Grunsatz des kanonischen Rechtes ist

in die Evangelischen Kirchenordnungen übergegangen. Uns interessirt hier besonders die Brandenburgische Kirchenordnung vom Jahre 1540*), und die Brandenburgische Visitations- und Consistorialordnung vom Jahre 1573**). Die erstere enthält nichts über Versagung des ehrliches Begräbnisses; es ist aber aus ihrem Stillschweigen nicht zu schließen, daß sie den Grundsatz des kanonischen Rechtes nicht anerkenne. Geht sie doch im Conserviren des Bestehenden so weit, daß sie selbst die Todtenmesse, obgleich sie dieselbe dogmatisch verwirft, dennoch rituell bestehen läßt, wenn auch in vorsichtig modificirter Weise. Johann Georgs Visitations- und Consistorialordnung aber erkennt den Grundsatz ausdrücklich an. Die betreffende Stelle lautet:

Den Pfarrern und Predigern gebührt auch, die Gottlose, Faule, Trege, unachtsame Leute, so Gottswort und die predigt verseumen, oder sonst indes jhrer arbeit und handthierung. gewarten, Auch von dem gebrauch des hochwirdigen Sakraments des Altars sich etliche Jar eußern, deßgleichen die in Unzucht, Ehebruch, Hurerei, Fullsaufen, Spielen, Wucher, und anderen öffentlichen Gotteslesterungen leben, damit berüchtig, oder verdechtig sein, trewlich zuvermahnen, sich zubessern und von Sünden abzustehen.

Mit angeheffter verwarnung und bedrawung, da jemands also in verachtung Göttlichs Worts, vnd rohem Leben fortfahren, und nicht bei zeite zur Busse schreiten würde, das der oder dieselben zu Gefatterschafften, vnd anderen Christlichen versammlungen vnnd hendel, nicht sollen zugelassen, Vielweniger da sie verstorben, auff die Kirchhöfe als Christen begraben, Sondern ohne einiche Christliche verordente Gesänge, als die vnuernünfftigen Thiere, anders wohin sollen begraben werden, vnd da sie durch solch schrecken oder gütlich vermahnen, sich auch nicht wollen aus dem unbußfertigen leben begeben, Sollen die Pfarrer dieselben selbst davon nicht halten, oder ausschließen, Sondern solchs zum vberflus an unser Consistorium gelangen, dann in solchen und dergleichen Sachen ein Fiscal verordnet, welcher widder solche Verbrecher, mit Processen gebührlichen zuuerfahren, beuelch hat.***)

Diese Bestimmungen sind bei uns dermaßen in Vergessenheit gerathen, daß neuere, für den Gebrauch der Pfarrer bestimmte Repertorien es nicht einmal für nöthig halten, ihrer auch nur zu erwähnen. Die polizeilichen Obliegenheiten der Pfarrer werden genau registrirt. Sie haben dafür Sorge zu tragen, daß kein lebendiger für todt begraben werde; Todte für lebendig zu begraben, das ist ihnen verstattet. Aber sehen wir billig. Johann Georgs Visitations- und Consistorialordnung, inwiefern sie nicht durch spätere Gesetze aufgehoben ist, besteht allerdings

*) Richters ev. Kirchenordnungen des sechzehnten Jahrhunderts. I. 323.

**) Ebendaselbst II. 358.

***) A. a. O. S. 364.

bei uns noch immer ihrem ganzen Umfange nach zu Recht; allein Zeiten und Menschen haben sich seit Johann Georg in der Weise verändert, daß wir wohl zu erwägen haben, inwieweit ihre Bestimmungen jetzt noch Anwendung finden.

Damit beschreiten wir unsere dritte Frage: Wem ist das ehrliche Begräbniß zu versagen? Meine Brüder, treues Festhalten am evangelischen Glauben und Eifer in der Disciplin gehen immer Hand in Hand. Es ist daher von den Mitgliedern dieser unserer Pastoralconferenz vorauszusetzen, daß sie im Allgemeinen zur Anwendung eines strengen Verfahrens geneigt sind. Es bedarf in dieser Hinsicht des Stachels nicht, eher dessen, daß wir uns unter einander zu einer weisen, christlichen Mäßigung ermahnen. Aurelius Victor*) erzählt von einem gewissen Lucretius, der den Leichnam des erschlagenen Gracchus in die Tiber gestoßen und dadurch des Begräbnisses beraubt hatte, er und seine Nachkommen seyen deshalb vespillo, Todtengräber, genannt worden, spöttischer Weise. Uns ziemt es mehr, den Tobias nachzuahmen, als den Lucretius.

Der allgemeine Grundsatz steht fest: Quibus non communicavimus vivis, iis non communicare debemus defunctis. Aber kehren wir den Satz um! Dann lautet er so: Wem die Kirche nicht ausdrücklich und durch einen individuellen Act ihre Gemeinschaft aufgesagt hat, dem dürfen wir auch das ehrliche Begräbniß nicht versagen. Denn bei uns hat jedes Mitglied einer Kirchengesellschaft das gesetzlich verbürgte Recht, sich der Anstalten der Gesellschaft zu seinen Religionshandlungen zu bedienen.**) So sagt das A. L. R. Sie erkennen es gleich an seiner Sprache.

Das betrifft nun zuerst die Verächter des göttlichen Wortes und des heiligen Sakramentes. Sie leben hin bei uns ohne je zu dem Bewußtseyn zu kommen, daß sie ihrer Kirchenrechte verlustig seyen. Will man etwa an den Todten nachholen, was an den Lebenden, und zwar nicht ohne unsere Mitschuld, versäumt worden ist? Das wäre vom juristischen Standpunkte aus betrachtet ganz richtig, denn von jedem Mitgliede einer Gesellschaft ist zu fordern, daß es die Gesetze der Gesellschaft kenne; wer dagegen fehlt, trägt den Schaden. Aber wir Geistlichen sind eben keine Juristen, und wenn wir so handeln wollten, würden wir mit Recht vespillones genannt. Wie also ist der Sache zu helfen? Soll etwa das Königl. Consistorium eine Circularverfügung erlassen des Inhalts: „Es wird hiermit die Bestimmung der Visitations- und Consistorialordnung vom Jahre 1573 in Erinnerung gebracht. Wer so und so lange Kirche und Sakrament versäumt hat, ist des ehrlichen Begräbnisses verlustig. Geistliche, die solchen ein ehrliches Begräbniß gewähren, sollen disciplinarisch bestraft werden. Diese Verfügung ist alle Vierteljahre von den Kanzeln zu verlesen"? Welch ein Sturm des Liberalismus wurde sich dagegen erheben! Das zwar wäre das Wenigste; denn Sturm ist auch nur Wind, und steht geschrieben: Ich habe dich wider dies Volk zur festen, ehe nen Mauer gemacht. Jer. 13, 20. Harleß wird durch d Wind, der sich jetzt wider ihn erhoben hat, keinen Schaden l den, mindestens nicht an seinem Nachruhme. Was aber n Recht dagegen zu sagen ist, ist dies: „die Väter sind es, n nicht die Zuchtmeister, durch welche die Gemeine erbauet wird So lange die Väter noch nicht ihre Aufgabe gelöst haben, lange der Riß, den unser Kirchenbau unter der Herrschaft d todten Orthodoxie erlitten hat, den der Pietismus nicht gebesse hat und auch niemals bessern wird, und der durch den Rati nalismus zu einer weiten, wüsten Bresche geworden ist — lange nicht durch treue evangelische Glaubenspredigt und tre väterliche evangelische Seelsorge dieser alte Riß von Grund a wieder ausgebaut ist: so lange dürfen wir nicht denken, d unseren Schäden durch irgend welche gesetzliche Zucht zu helf sey. Das Kurfürstlich Sächsische Consistorium supremum resc birte unter dem 30. März 1610 an den Diakonus zu Bischoff werder wegen etlicher Personen, so sich der Communion ei lange Zeit enthalten:

> Ihr wollet mit Zuziehung des Schössers zu Stolpen — ve muthlich eine Gerichtsperson — gedachte Personen förderlich vor euch erfordern, ihnen solche ihre Verachtung in Ern verweisen, und bei harter Gefängnißstrafe auferlegen, daß s innerhalb Monatsfrist auf vorgehende wahre Reue und Bu das heilige Abendmahl empfangen sollen.

Benedict Carpzov*), hundert Jahre später, rechtfertigt dies Ve fahren. Balthasar**) verwirft es, meint dann aber doch, d Obrigkeit könne solche beharrliche Verächter zur Verkaufung ihr Güter und Emigration nöthigen, „welches alles ohne den ern haften Gewissenszwang bestehen kann." Carpzov und Balthas in Ehren, aber sie helfen uns nicht. Uns hilft allein der Glaub der durch die Liebe thätig ist. Und dann, meine Brüder, e wägen Sie auch dies. Eine Consistorialverfügung, wie ich s vorhin angegeben habe, müßte auch einen Passus enthalte durch welchen wir Geistliche angewiesen würden, den Sakra mentsverächtern Vorstellungen zu machen, zuerst privatim, dan mit Zuziehung achtbarer Gemeineglieder, u. s. w. die gradu admonitionis hinauf. Aber dazu bedarf es nicht erst einer solchen Ci cularverfügung. Ein Geistlicher, der in seiner Gemeine väte lich waltet im Geist und Glauben, mit Sanftmuth und Gedul und dem es durch Gottes Gnade gelungen ist, den Geist d Glaubens und der Zucht in seiner Gemeine zu wecken, wer der gegen einen Verächter Gottes so verfährt, wird es ihm nic fehlen, daß er nicht schließlich von dem Consistorium ein Urth ausbringen sollte, durch welches dem Verächter die Kirchengemeinschaft förmlich aufgesagt wird. Wenn dann ein solcher oh Buße stirbt, so wird er ohne Sang und Klang begraben v Rechts wegen. Welcher Geistliche das kann, so kann, daß d Gemeine daraus eine heilsame Frucht der Buße erwachse, d wollen wir loben, und sagen, er sey ein rechter Mann. Ab man soll diejenigen nicht richten, die es nicht können, denen d Herr das Amt gegeben hat, den Samen seines Wortes zu streu auf den Fels, ob nicht vielleicht dabei auch etwas nebenhin fal in ein gut Land. Wir warten besserer Zeiten; Gott gebe, da unsere Kinder sie sehen. (Fortsetzung folgt.)

*) De vir. illustr. 64.
**) A. L. R. II. 11. 108.

*) A. a. O. S. 452. Richter, Geschichte der ev. Kirchenverfa sung in Deutschland. Leipzig 1851. S. 213.
**) A. a. O. I. 422. 423.

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz. Druck von Trowitzsch und Sohn.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1857. Mittwoch den 19. August. № 66.

Ueber die Versagung des ehrlichen Begräbnisses.

(Fortsetzung.)

Dasselbe gilt nun auch mutatis mutandis von „den rohen Leuten", die in offenbaren Sünden und Lastern leben. Zu sagen, daß solche ipso facto ihre Kirchenrechte verwirken, ist hart juristisch geredet. Wenn sie das nun doch nicht wissen, so wenn die Kirche sie nun doch in solcher Unwissenheit leben und sterben läßt. Sie übe an ihnen ihre Zucht, nicht sittenrichterlich, gesetzlich, in Calvinischer Weise, sondern seelsorgerisch, väterlich, in Weise unserer Deutschen Evangelischen Kirche. Wo es nicht verfängt, treibe sie es bis zu einem Spruche, der ihm aber auch dem Sünder persönlich zu insinuiren ist. Wo sie das nicht zuvor gethan hat, darf sie ihm auch das ehrliche Begräbniß nicht versagen.

In beiden Fällen aber ist der Unterschied zwischen Stadt und Land nicht außer Acht zu lassen. In kleinen, geschlossenen Gemeinen ist unkirchliches und sittlich-anstößiges Leben ein Gegenstand allgemeiner Beachtung; ebendaselbst ist das Begräbniß ein Ereigniß, an welchem Alle theilnehmen; die Glocken verkünden es laut. Da wird denn auch durch jedes ehrliche Begräbniß unbußfertig verstorbener Personen die Verhärtung der Gewissen befördert. Anders ist dies in großen Städten. Da ist auch das Offenbare nur relativ offenbar; so gilt da auch der Grundsatz: De occultis non iudicat ecclesia. Nur daß sie dann auch wirklich sich des Judizirens enthalte. Hat die Kirche an den Lebenden nicht Zucht geübt, nicht Zucht üben können, wie sie sollte: an den Todten ein Exempel zu statuiren durch Strafreden, am Grabe gehalten, das ist doch sehr bedenklich. Es heißt das in der That nichts anderes als den Nominalelenchus anwenden auf die Todten, da er selbst auf die Lebenden angewendet nur selten heilsam wirkt. Dies nur steht fest: wo wir Anstand nehmen am Grabe zu tadeln, was in sittlicher Hinsicht zu tadeln ist, da dürfen wir auch nicht loben, was etwa in sittlicher Hinsicht zu loben wäre. Hüten wir uns, daß uns nicht, wenn wir vom Kirchhofe gehen, das alte Märkisch-Pommersche Sprichwort nachgerufen werde: Liechenpredigten, Lügenpredigten.*)

*) Balthasar II. 427.

Ich übergehe die Fälle, die für uns von minderer Wichtigkeit sind. Ungetaufte Kinder werden bei uns wohl mit seltenen Ausnahmen nur still beerdigt. Häretiker, wenn sie ihren Austritt aus der Kirche gerichtlich erklärt haben, gehen uns nichts an; wo nicht, sind sie ähnlich zu behandeln wie die Sakramentsverächter.

Nun aber diejenigen Fälle, in welchen die Todesart selbst die Ursache ist, weshalb die Kirche einem Verstorbenen ihr ehrliches Begräbniß zu versagen hat.

Das betrifft zuerst die Selbstmörder. Die Kirche vor und nach ihrer Reformation hat ihnen das ehrliche Begräbniß versagt. Bei uns wurde 1728 dies Urtheil sogar auf diejenigen ausgedehnt, die sich im unzurechnungsfähigen Zustande entleibt hätten. Sie sollten anderen zum Abscheu vom Scharfrichter begraben werden. Welches Urtheil dann 1747 dahin modificirt wurde, daß solche zwar ehrlich, aber in aller Stille begraben werden sollten.*) In unseren Landgemeinen sieht die Sache auch jetzt noch so, daß nicht leicht ein Geistlicher es wagen dürfte, einen Selbstmörder zu begraben. Er würde sich dadurch bei allen achtbaren Leuten um seine Reputation bringen. In den Städten aber, und zwar nicht bloß in den großen, sondern hin und wieder auch in den kleinen Städten, finden sich die Geistlichen, die es thun; und die es nicht thun, gelten für harte Köpfe. Was soll man dazu sagen? Wir halten uns nicht für berechtigt, denen, die durch ihren Wandel Anstoß gegeben haben, das ehrliche Begräbniß zu versagen, es sey denn, daß ihnen vorher die Kirchengemeinschaft aufgesagt sey. Folgt daraus, daß es auch den Selbstmördern gewährt werden dürfe? Keinesweges! In jenem Falle sagt die Kirche durch ihr Begräbniß: Ich weiß zwar, wie dieser Mensch gelebt hat, aber ich weiß nicht, wie er gestorben ist. In diesem Falle wissen wir, wie er gestorben ist, und die Kirche, indem sie ihn ehrlich bestattet, befleckt sich mit der Sünde, in welcher er gestorben ist. Zu sagen, der Geistliche habe doch das Amt, zu trösten, ist eine ganz leere Ausrede. Dazu ist der seelsorgerische Besuch im Hause. Es ist auch denen, die das von uns fordern, wahrlich nicht zu thun um unsern Trost, sondern um unsern Talar, um die Ehre. Daß der Geistliche am Grabe fungire, aber sich der eigentlichen

*) Corp. Const. March. II. III. 147.

Begräbnißhandlung enthalte, ist nichts; die Befleckung wird dadurch nicht vermieden. Daß der Geistliche am Grabe fungire, aber ein verwerfendes Urtheil ausspreche über die That, ist vollends nichts, eine falsche Milde verbunden mit übermäßiger Härte. Denn der Selbstmord hat einmal etwas Infamirendes, und dem Geistlichen gebührt nicht, das Urtheil der Infamie auszusprechen über einen Menschen, der vor dem Gerichte Gottes steht. Und die Befleckung wird auch dadurch nicht vermieden, sondern erst recht offenbar.

Welch eine Aegyptische Finsterniß in Hinsicht auf die sittliche Beurtheilung des Selbstmordes bei uns herrschend ist — und leider müssen wir sagen, nicht ohne Mitschuld der Kirche und der Geistlichkeit — davon zeugen schaudererregende Thatsachen. Davon will ich gar nicht sagen, daß in manchen öffentlichen Blättern schon gar nicht mehr von „Selbstmord" geredet wird. Mortem voluntariam nennt es der Heide, nennt es Tacitus. Grade so fängt man jetzt bei uns an, nur noch zu reden von „freiwilligem Tode." Aber das ist das Geringste. Hören Sie! In einer unserer großen Städte — ich will den Namen lieber nicht nennen — ist vor etlichen Jahren ein junger Mann gestorben — die Leiche wurde im Wasser gefunden — dessen Grab mit einem eisernen Denkmal bezeichnet ist. Die Inschrift lautet:

Die Liebe macht glücklich, macht selig,
Die Liebe macht arm und macht reich,
Die Liebe macht Bettler zum König,
Die Liebe macht alles gleich.

Vier Jahre nach ihm hat sein Bruder sich erschossen, und liegt neben ihm begraben. Sein Grabdenkmal — zum Troste kann ich den Brüdern sagen, daß es doch mindestens nicht die Gestalt des Kreuzes hat — es trägt die Inschrift:

Muthig konnt er sterben,
Freudig gab er sich den Tod,
Den schönsten Lorbeer zu ererben,
Erlöst ist er von aller Noth. — —

Entsetzlich! Ueber alle Maßen schaudervoll! Dahin, dieweil wir schliefen, ist es mit uns gekommen! Was soll man thun? Etwas muß geschehen. So kann es doch nicht bleiben. Es werde den Geistlichen bei Strafe untersagt, sich an der Beerdigung der Selbstmörder zu betheiligen anders als mit Genehmigung der geistlichen Oberen. Wo die Unzurechnungsfähigkeit behauptet wird, werde ein auf positive Thatsachen gegründeter Nachweis gefordert. Die Beerdigung geschehe vor Sonnenaufgang, ganz in der Stille. Und keinerlei Mahlzeichen ferner auf den Gräbern der Selbstmörder! Wo es Sitte ist, sie an der Kirchhofsmauer zu begraben, werde die Sitte sorgsam conservirt. Die Sitte wieder einzuführen da, wo die Gemeine dem widerstrebt, das hat seine Bedenken. Nehmen sie keinen Anstoß daran, daß die Selbstmörder zu ihren Todten gelegt werden, haben sie vergessen, was Hermann singt:

Dem Leib ein Räumlein gönn'
Bei frommer Christen Grab:

so mögen wir es auch zufrieden seyn. Wir sind nicht Herr über ihre Gewissen, vielweniger Polizeibeamte.

Endlich: Duellanten. Wie soll es mit den im Duell Getödteten gehalten werden? Bekannt ist das Edict des großen Kurfürsten vom Jahre 1688: Wenn Jemand im Duell bleibt, so soll, wenn es ein Adliger ist, dessen Körper am Ort des Duells oder sonst in loco inhonesto vom Schinder eingescharrt, wofern es aber keiner von Adel, anderen zum Abscheu und Exempel aufgehangen werden.*) Das war zu hart. Die Strafe der Infamie kann den nicht treffen, der nach gegenseitiger Uebereinkunft, während er das Leben des anderen gefährdet, sein eigenes Leben in Gefahr giebt. Es liegt auch nicht in der Macht der Obrigkeit, die Zustimmung der öffentlichen Meinung zu einem solchen Urtheile zu erzwingen.**) Ja, wenn sie könnte ein Gesetz geben, das da lebendig macht. Das kann sie nicht: so bleiben auch für die geistlichtodten immer Ehrenkränkungen übrig, für welche die Obrigkeit durch ihr Strafgesetz dem Beleidigten keine Genugthuung verschaffen kann. Wie soll es denn also werden? Ja, wie soll es werden! Schaffet, daß das adlige Blut geistlich geadelt werde durch das Blut Christi; schaffet, daß die wehrhaften Ritter des Königes wehrhafte Knechte Christi werden; und schaffet auch, daß die akademische Jugend in die Schule der Liebe Jesu gehe: sonst ist der Sache nicht zu helfen. Wie Schleiermacher sagt in den Gelegentliche Gedanken über Universitäten***) — und das betrifft die andere beiden Stände auch —: das Duell ist eine höchst natürliche und unvermeidliche Sache. Nämlich unter unbekehrten Leuten. Zinzendorf, Pfeil, Bogatzki waren auch Edelleute, doch wäre das Duell für sie eine höchst unnatürliche, eine durch Gottes Gnade ganz unmögliche Sache gewesen. Bogatzki schreibt†): Daß du sagest, du könnest es nicht überwinden, das zeigt an, daß du noch nicht gläubig und wiedergeboren bist, und Christum nicht im Herzen hast, dabei du aber auch nicht kannst ins Reich Gottes eingehen. Wäre also Christus nur erst im Herzen, so würde er wohl in dir mächtiger seyn als Satan; denn dazu ist er erschienen, daß er die Werke des Teufels zerstöre." Nicht als ob wir meinten, daß durch Einzelbekehrung dem Schaden im Ganzen geholfen werden könne — das giebt wohl Märtyrer der Wahrheit, aber keine Reformation — sondern da-

*) Mylii C. C. M. II. III. 24. 25. 48.
**) Rothe, theologische Ethik. III. 334.
***) S. 614 ff. Rothe a. a. O. S. 337.
†) Bogatzki, Tägliches Hausbuch II. 1039.

r Geist des Herrn ausgegossen werde über das bleichende odtengebein, und einen christlichen Adel, einen christlichen Wehr- nd und — eine christliche Burschenschaft erwecke, lebendige rgana Gottes, durch die Salbung von oben geheiliget zu kor- rativer Selbstzucht. Pia desideria! — Was kann die Kirche zu thun? Sie hat das Wort und das Sakrament. Diese ihr wertrauten Mittel soll sie brauchen. Da tritt ein Mann zum ltare. Das Herz schlägt ihm. Er hat sich duellirt und der eist straft ihn um die Sünde. Aber seine Sünde ist weit und eit bekannt; er weiß, dort am Altare der fungirende Geistliche eiß es auch. Der aber ignorirt es, absolvirt ihn und spendet n das Sakrament. Der Mann geht vom Tisch des Herrn d das Herz schlägt ihm nicht mehr. Durch die Spendung s heiligen Sakramentes hat man ihm sein Gewissen verstockt. Wann werden wir hören von einem Geistlichen — wenn auch nur erst Einer wäre — der den Duellanten die Be- ngung stellte, daß sie geloben, hinfort nicht mehr zu sündigen, n einem Geistlichen — wenns auch nur Einer wäre — der n solch Gelübde weigernden Duellanten das heilige Sakra- nt verweigerte! Wo ist der Simson, der dem Löwen in die ähne griffe, der hinabstiege in die Höhle der säugenden Lö- n, und ihre Jungen von ihren Zitzen raubte? Denn wie ein we herrscht der stolze Duellwahn, und mit Löwenmilch nährt e Duellsünde ihre Kinder. Noch hat sich der Simson nicht funden in unserer Geistlichkeit, der es wagte, der Sünde so it der That entgegenzutreten. Die Herren finden es bequemer, ese Dinge nicht anders als mit Glacéhandschuhen anzufassen; nige haben es sogar in der rücksichtsvoll schielenden Beurthei- ng der Sache so weit gebracht, daß sie es offen aussprechen, Mann, der auf Befehl seiner Oberen sich duellire, thue da- t nur eben so seine Pflicht, wie ein Mann, der auf Befehl er Oberen in die Schlacht gehe.

Wie nun also, wenn ein im Duell Getödteter begraben rden soll? Die Kirche nach ihrem alten Rechte gewährt den torneamentis illicitis Gefallenen kein ehrliches Begräbniß. lein die Geistlichkeit hat den Unglücklichen in dem Wahn ge- sen, er thue recht. Darf eine solche Geistlichkeit ihm das eliche Begräbniß versagen? Hier soll die Kirche eintreten. ie kann dem Duellanten nicht wohl das Begräbniß in der eihe verweigern, aber sie soll ihren Geistlichen verbie- n, sich daran zu betheiligen, sie soll ihnen nicht gestat- n, die Duellsünde Namens ihrer zu sanktioniren, sie soll dem tyrannisch herrschenden Vorurtheile als eine feste erne Mauer entgegenstellen, sie soll beweisen, daß sie auch Gewissen hat und daß innerhalb ihrer heiligen Gränzen h der Grundsatz gilt: Man soll Gott mehr gehorchen als n Menschen.

Dies ist es, hochgeehrte Herren und Brüder, was ich über Verweigerung des ehrlichen Begräbnisses zu sagen hatte. Es ist ein trister Gegenstand. Denn die Kirche ist nicht aufs Gesetz gegründet, sondern auf den Glauben; sie kann ihre Aufgabe niemals in der strikten Geltendmachung ihrer Rechts- ordnungen suchen, sondern darin allein, daß sie den Mühseligen und Beladenen Gnade predige, Gnade spende. Aber eben zu diesem Zwecke hat der Herr sie mitten in dieser Welt hingestellt als eine Gnadenanstalt, als ein Asyl für bußfertige Sünder. Ihr anstaltliches Bestehen in dieser Welt ist bedingt durchs Recht. So hat auch die Ehe ihr Wesen in der Liebe, und die Innerlichkeit ihres Wesens ist schon für verletzt zu erachten, so oft es nothwendig wird, ihre Rechtsnormen geltend zu machen.*) Dennoch, was bleibt von der Ehe, wenn ihr der Rechtsboden entzogen wird? Nichts als ein Concubinat. Gott verhüte, daß es mit unserer Evangelischen Kirche jemals dahin komme. Halten wir ob dem Rechte. Serva ordinem et ordo servabit te.

So weit der Vortrag. Die sich daran anschließende Debatte war eine sehr angeregte und anregende, und betheiligten sich an derselben zwölf der anwesenden Brüder. Wir halten es in diesem Falle für zweckmäßig, die gehaltenen Reden nicht in ihrer Reihefolge wiederzugeben, sondern über die ausgesprochenen Urtheile nach Gesichtspunkten zu referiren. Die erste Frage: Was gehört zum ehrlichen Begräbnisse, wurde in der Verhandlung nicht weiter berührt. Der Unterschied zwischen einem ehrlichen Begräbnisse im bürgerlichen und im kirchlichen Sinne, wie ihn der Ref. festzustellen versucht hatte, wurde also als feststehend angenommen. Dies ist von großer Wichtigkeit; denn wenn dieser Unterschied feststeht, so ist darin der Grund gegeben, auf welchem die Kirche, unbeirrt durch eine entgegenstehende bürgerliche Gesetzgebung, ihren eigenen Grundsätzen gemäß handeln kann. Bei uns hat in der That weder die Kirche, noch auch ihre Geistlichen irgend eine Veranlassung, zu sagen: Ich wollte wohl, aber ich darf ja nicht. Thun sie selbst bei solcher Freiheit und in so gesicherter Stellung dennoch nicht, was vor Gott recht ist, so bleibt ihnen nur übrig, sich zu schämen. — Die andere Frage wegen des allgemeinen Grundsatzes war von dem Ref. dahin beantwortet worden, daß die Kirche ihr ehrliches Begräbniß nur dem verweigern dürfe, welchem sie zuvor ihre Gemeinschaft ausdrücklich aufgesagt hat. Dem wurde von mehreren Seiten widersprochen. Sup. Dr. Sander führte aus, die Kirche habe sich in allen ihren Handlungen als Kirche darzustellen, bekleidet mit der Macht, nach Gottes Wort über Recht und Unrecht ein Urtheil zu sprechen. Die Geistlichkeit bedürfe viel mehr eines stimulus

*) Meier, Kirchenrecht. Göttingen 1856. Vorrede S. XIII.

als der Ermahnung, ihren Eifer zu mäßigen; denn eine falsche Moderation sey eben Charakter der Zeit. (In der That waren so eben zur nicht geringen Ueberraschung der Versammlung von Seiten zweier Brüder Ansichten ausgesprochen worden, die solch ein Urtheil zu rechtfertigen schienen, wovon hernach.) Wo ein Mensch sich notorisch von der Kirche losgerissen und zu erkennen gegeben habe, daß er ihrer nicht bedürfe, könne die Kirche mit ihm auch keine Gemeinschaft halten im Tode. Reden würden leicht vergessen, die That der Versagung des ehrlichen Begräbnisses bleibe. Doch sey die Stärke des Feindes nicht zu unterschätzen; der Sturm des Zeitgeistes, der sich gegen eine solche Haltung der Geistlichkeit erheben werde, sey wohl nur Wind, aber er zerbreche auch die Zedern Libanons. Darauf müßten wir gefaßt seyn, denn alles, was Zucht heißt, fordere von uns Opfer. — In demselben Sinne sprach auch Past. Wünsche aus Schwanebeck. — Gen.-Sup. Dr. Büchsel entgegnete, daß die Versagung des ehrlichen Begräbnisses allerdings nicht bloß auf die Fälle von Selbstmord und Duell zu beschränken sey, sondern sich auch auf solche Personen beziehe, die sich von der Kirche getrennt halten, oder in öffentlichen Aergernissen leben; doch müsse die Kirche, wenn sie an den Todten Disciplin üben wolle, vorher an den Lebenden treue Seelsorge geübt haben. Der Geistliche dürfe nicht warten, bis die der Kirche entfremdeten kommen, sondern er müsse sie suchen. Wenn der Geistliche das Seinige treulich gethan habe, dann sey die Frage nicht schwer zu beantworten, was die Kirche zu thun habe. In Beziehung auf einen Fall, der mit den grellsten Farben ausgemalt worden war, in welchem eine Gemeine sich sehr renitent gezeigt hatte, der Geistliche aber seiner Meinung nach von seinen Oberen nicht gehörig unterstützt worden war, äußerte Gen.-Sup. Büchsel, es finde sich in den Gemeinen noch ein gesundes Urtheil, und es scheine in diesem Falle eine Gereiztheit in der Gemeine geweckt worden zu seyn. Fleisch und Blut dürfe bei der Kirchenzucht nicht mitreden. Die Frage wegen Zaum und Stachel sey so zu theilen, daß manche Geistliche allerdings zur Mäßigung, andere dagegen zum Eifer zu ermahnen seyen. Wozu der Sup. Sander seine Beistimmung erklärte mit dem Bemerken, er habe nicht gesagt: nur frisch hinein, sondern mit Weisheit und Bescheidenheit sey vorzugehen; dann würden auch die Behörden den Geistlichen nicht stecken lassen. — Der Ref. kam in seinem Resume auf den Satz zurück, die Kirche dürfe an den Todten nicht nachholen wollen, was sie an den Lebenden versäumt habe. Doch war seine Meinung nicht, daß sie in keinem Falle ohne vorhergehende ausdrückliche Aufsagung der Gemeinschaft ihr ehrlicher Begräbniß verweigern dürfe, n daß sie keinem Menschen Unrecht thun soll. Besteht in eine Gemeine in dieser Beziehung eine feste kirchliche Sitte, so da jeder, der von der Kirche getrennt oder in öffentlichen Aerger nissen lebt, auch ohne vorhergehende förmliche Ankündigung si selbst sagen muß, was ihm bevorsteht: so geschieht ihm au kein Unrecht, wenn ihm das ehrliche Begräbniß versagt wird vielmehr der Geistliche thut großes Unrecht, wenn er es ge währt. Und doch wird selbst in solchem Falle der Geistlich sich in seinem Gewissen geschlagen fühlen, wenn er schuldiger maßen einem Verstorbenen das ehrliche Begräbniß verweiger von welchem er sich doch sagen muß, daß die Seelsorge ih niemals nahe genug getreten sey, um es mit ihm zu eine Entscheidung zu bringen. Wie aber da, wo eine solche kirch liche Sitte nicht besteht, ehe ihre Widerherstellung angebahn worden, mit Disciplin gegen die Verstorbenen vorgeschritte werden soll, wie man z. B. einem, den man noch kurz zuvo als Pathen zugelassen hat, das ehrliche Begräbniß versage will: das vermögen wir nicht einzusehen. Es wurden auch a der Pastoralconferenz selbst von keiner Seite thatsächliche Mit theilungen gemacht über die Erfahrungen von Geistlichen, d wirklich so gehandelt. — Ob und wie in solchem Falle de elenchus nominalis in der Leichenrede zu üben sey, darübe kam in der Debatte nichts vor, was die überaus schwierig Frage ihrer Entscheidung näher gebracht hätte. Uns schein auch nach dem, was darüber gesagt worden, die Sache imme noch so zu liegen, daß, wo der Geistliche sich verpflichtet hä über den Lebenswandel eines Verstorbenen ein Urtheil der Ver werfung auszusprechen, er besser thäte, gar nicht hinzugehen Doch ist nicht zu leugnen, es kann Umstände geben, die es dem Geistlichen nicht zulassen, seine Betheiligung zu versagen und dann geräth er in große Gewissensnoth, wenn er schwei gen soll. Aus diesen Schwierigkeiten hilft uns nur ein Disci plinarverfahren, durch welches die Scheidung zwischen de wirklichen Gemeinegliedern, und denen, die nicht mehr dafür z halten sind, klar ans Licht tritt. Wie weit sind wir noch da von entfernt! Für jetzt bleibt nichts anderes übrig, als da jeder Geistliche in jedem solchen Falle sich Raths erhole vi dem Angesichte seines Herrn.

(Schluß folgt.)

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz. Druck von Trowitzsch und Sohn.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1857. Sonnabend den 22. August. № 67.

Ueber die Versagung des ehrlichen Begräbnisses.

(Schluß.)

Die dritte Frage: In welchen Fällen die Kirche ihr rliches Begräbniß zu versagen habe, wurde sehr leb- ft discutirt. Nach dem, was so eben berichtet worden, bleibt r die Besprechung über die Beerdigung der Selbstmörder d der Duellanten übrig. In Beziehung auf jene ereignete h auf der diesjährigen Berliner Pastoralconferenz etwas erkwürdiges. Es traten zwei Geistliche auf mit dem Be- untniß, daß sie sich bei der Beerdigung von Selbstmördern theiliget hätten. Aus den Mittheilungen des einen ging nicht nz klar hervor, ob ihm das jetzt leid sey; der andere aber otivirte sein Verfahren durch den zur Zeit gesunkenen Zustand r Gemeinen, und stellte den Satz auf, der Geistliche sey Die- er der Gemeine und müsse dem Selbstmörder folgen, wenn er zu gefordert werde. Er habe am Grabe ein Zeugniß abzu- gen gegen die Sünde, Sang und Klang aber müsse unter- iben. Er selbst habe in einem näher beschriebenen Falle sich ar nicht aufgedrängt (das fehlte auch nur noch!), er sey aber Aufforderung gefolgt. Nur wenige Personen hätten sich ihm geschlossen. Woraus erlaubt ist, den Schluß zu ziehen, daß der betreffenden Gemeine wohl noch ein gesunder Sinn erscht. Daß solche mit der Kirchenordnung und aller christ- hen Sitte im Widerspruche stehende Ansichten und eine dem mäße Praxis bei unseren Geistlichen noch hie und da gefun- n werden, ist leider bekannt genug; daß sie aber auf der Ver- ner Pastoralconferenz vertreten worden sind, das war aller- ngs merkwürdig. Wir wollen daraus noch nicht gleich schlie- n, daß unsere Conferenz die bisher eingenommene Stellung, welcher sie so manches Gute gewirkt, zu verlieren anfange; ber nehmen wir an, daß Ansichten, welche bisher die Berliner onferenz geflohen, das Bedürfniß fühlen, sich mit ihr zu ver- indigen. Die Besprechung selbst hat wohl dazu dienen kön- n, die Brüder, welche solchen Ansichten huldigen, auf den chten Weg zu leiten. Alle, die das Wort nahmen, machten horus dagegen. Gen.-Sup. Büchsel, Sup. Sander ver- ten mit Entschiedenheit die Kirchenordnung. Mann für Mann iten die Brüder auf und widersprachen unter Anführung von Thatsachen. Past. Behrendt aus Prötzel erwiderte: nicht die Gemeine, sondern nur die Familie des Selbstmörders verlange die Begleitung des Geistlichen und zwar lediglich um der Ehre willen. „Wir haben allerdings der Gemeine zu dienen, aber doch nur in dem Sinne, daß wir ihnen zur rechten Erkenntniß der Wahrheit zu helfen haben.“ Er führte einen Fall an, in welchem die Gemeine sich geweigert hatte, selbst die Bahre, mit welcher ein Selbstmörder beerdiget worden, weiter zu brauchen. Da die Kirche für Selbstmörder doch keine besondere Bahre halten könne, bleibe nichts übrig, als sie auf Stangen hinzu- tragen. Sup. Henschke aus Sachsendorf i. d. N.M. berichtete von einem Geistlichen, der sich die Mißbilligung seiner Gemeine dadurch zugezogen, daß er einer Person, die sich im Wahnsinn entleibt hatte, das Geleit gegeben, obgleich ohne Sang und Klang. In einer anderen Gemeine wurde ein Selbstmörder mit dem Eselsfuhrwerk des herrschaftlichen Hofes fortgeschafft, weil niemand sich dazu hergeben wollte, ihn zu tragen. Eine sepultura asinina eigenthümlicher Art. In einem Falle, den der Past. Hoyoll mittheilte, hatte der Todtengräber zu der Beer- digung eines Selbstmörders seinen Dienst verweigert, die Ge- meinde hatte die Bahre nicht hergeben, auch nicht zugeben wollen, daß die Leiche anders als durch die Hinterpforte auf den Kirchhof gebracht werde. Selbst die Seile, mit welchen der Sarg ins Grab gelassen wird, hatte man verweigert, und die Angehörigen des Selbstmörders hatten neue dazu anschaffen müssen. Aehnliches berichteten die Past. Rust und Wünsche. Past. Orth resumirte und zog aus diesen erfrischenden Zeug- nissen den Schluß, daß es im Großen und Ganzen in unseren Gemeinen noch viel besser steht, als es uns in unserem Klein- muthe oft erscheinen will. „Der Herr hat noch sein Volk bei uns. In unseren Städten, den kleinen wie den großen, herr- schen allerdings meist Gesinnungen anderer Art, doch darf kein Geistlicher sich entschuldigen und sagen, daß er solchen Gesin- nungen sich unterwerfen müsse. Was in Berlin möglich ist, das wird wohl auch anderswo möglich seyn. Das Odium des Libe- ralismus soll uns nicht bewegen, sondern wir sollen den Herrn allein fürchten, seinem Gebote die Ehre geben, und thun, was vor Gott recht ist.“ Wohl! aber welch eine Situation ists, in der wir uns befinden! Auf der einen Seite ein fester Stamm von Christengemeinen, welche die löbliche kirchliche Sitte auf- recht zu erhalten beflissen sind bis zur Härte. Auf der anderen

Seite ein unter der Herrschaft des Nationalismus verkommener, zuchtloser Haufe von Gebildeten und Halbgebildeten, der die kirchlichen Ehren für seine Selbstmörder fordert, und Geistliche, die kein Bedenken tragen, ihr heiliges Amt solcher Zuchtlosigkeit zur Disposition zu stellen. In der Mitte zwischen beiden die Kirche in rathlos schwankender Haltung. Sie mißbilliget es nicht, wenn ihre Ordnung an den Selbstmördern aufrecht erhalten wird; aber sie thut auch nichts, um das Odium auf sich zu nehmen, welches ihre Diener deshalb trifft. Sie billiget es nicht, wenn ihre Ordnung gebrochen wird; aber die sie brechen, läßt sie in solcher Weise frei gewähren, daß die Meinung entstehen muß und in der That weit verbreitet ist, sie selbst habe ihre Ordnung als längst veraltet aufgegeben, und der Eifer derjenigen unter ihren Dienern, die noch dafür einstehen, werde nur bis auf Weiteres von ihr geduldet, während die Gegner aller kirchlichen Ordnung nichts weiter darin sehen, als einen bloß subjectiver Neigung folgenden Zelotismus reactionärer Starrköpfe. Das ist eine Stellung, die sich nicht immer wird halten lassen. Wir an unserem Theile werden mit Gottes Hülfe bei unserem bisherigen Verfahren beharren; so dürfen wir auch mit Sicherheit annehmen, daß früher oder später die Kirche sich ermannen und dieser ihren Lebenspunkt, ihre Ehre betreffenden Sache sich mit Ernst annehmen wird.

Die Frage wegen der Beerdigung der im Duell Getödteten nahm zuerst auf Sup. Dr. Sander. Er stimmte dem Ref. bei. Wenn derselbe aber gesagt habe, das bürgerliche Gesetz könne einem an seiner Ehre Gekränkten nicht immer Satisfaction geben, so sey ihm nicht klar geworden, wie das zu verstehen sey.*) Wir hätten das Duell in allen Fällen zu verwerfen. Die Kirche könne nicht in aller Welt das Duell abschaffen, sie dürfe aber mit ihrem Handeln nicht so lange warten, bis „das adlige Blut geistlich geadelt sey", sondern habe ihr bestimmtes Urtheil auszusprechen durch die Predigt des Wortes, durch die Verwaltung der Sakramente und durch Uebung der Zucht. Er führte auch einen in Erlangen vorgekommenen Fall an, in welchem ein dortiger Geistlicher einen im Duell Gebliebenen begleitet, ohne jedoch diese Handlungsweise als ein nachzuahmendes Beispiel aufzustellen. Hofprediger Dr. Krummacher äußerte seine Verwunderung darüber, daß alle Versammelten darin einig zu seyn schienen, den Tod im Duell und den Selbstmord in eine Kategorie zu setzen. Selbstmord sey ein Werk des Unglaubens und der Entfremdung vom Reiche Gottes; das Duell aber fände seine Vertheidiger unter Männern, die als eine Zierde der Gemeine anzusehen seyen, und denen das Vaterland viel verdanke. Wenn ein solcher Mann im Duell falle, ob man ihm das ehrliche Begräbniß versagen wolle? Ueberdies gelte es als ein ungeschriebenes Ge-

*) Anm. des Ref. Gewiß nicht so, als ob in solchem Falle das Duell für gerechtfertiget zu halten sey.

setz, daß, wenn ein Offizier seinen König schmähen höre, u[nd] nicht fordere, er für einen Schurken gehalten werde. Wenn e[r] solcher im Duell bleibe, ob denn auch dem das ehrliche Begrä[b]niß verweigert werden solle? Auf diese Frage fordere er A[n]wort. Gen.-Sup. Dr. Büchsel bezog sich auf die alten K[ir]chenordnungen. Nach denselben könne es zweifelhaft seyn, [ob] einem Selbstmörder ein ehrliches Begräbniß zu gewähren [sey] oder nicht, weil die Gränze zwischen Zurechnungsfähigkeit u[nd] Unzurechnungsfähigkeit sich nicht immer mit Sicherheit bestimm[en] lasse; daher in England über jeden solchen Fall von einer ric[h]terlichen Behörde ein Urtheil gesprochen und demgemäß d[as] ehrliche Begräbniß gewährt oder versagt werde. In Beziehu[ng] auf die im Duell Getödteten könne ein solcher Zweifel nic[ht] stattfinden, und die von Dr. Krummacher aufgestellte Frage [sei] in den alten Kirchenordnungen entschieden beantwortet. Es [sei] auch nicht jeder ein Schurke, der von Menschen dafür gehalt[en] werde. Worauf Kr. erwiderte, seine Frage sey unbeantwort[et] geblieben. — Past. Orth in seinem Schlußworte ging auf d[en] Erlanger Fall zurück und nannte den betreffenden Geistliche[n], dessen Grabrede seiner Zeit im Druck erschienen ist. Er wer[de] von uns allen hochgeehrt, aber er stehe unter Gottes Wo[rt]. Was er denn auch durch seine Grabrede gewirkt habe, ob etw[a] das Duell in Erlangen danach aufgehört habe? Nein, ein vi[el] stärkeres Zeugniß sey eben die Versagung der kirchlichen Ehre[n]. Was ein theologischer Professor in solchem Falle den Studente[n] zu sagen habe, das könne er ihnen viel besser in der Aula [sa]gen.*) In Betreff der Krummacherschen Frage bemerkte [er] auch er könne Namen nennen, die unter Christen und Patrio[ten] einen guten Klang haben; wenn solche Männer dennoch das Duell vertheidigten, oder gar selbst sich duellirten, so werde die Sünde eben durch die Autorität ihres Namens sehr gestärkt. Wir könnten nur bitten, daß der Herr sie erleuchten und völlig bekehren wolle; wenn sie dann in der Duellfrage sich unter das Wo[rt] Gottes und unter das einmüthige Urtheil der Kirche demüthig[en] ten, so würden sie damit ihren Verdiensten um die Kirche un[d] um das Vaterland die Krone aufsetzen. Doch sey vielleicht e[in] Unterschied zu machen zwischen Duell und Zweikampf. In de[m] Maße, als die freie Bethätigung der obrigkeitlichen Mac[ht] suspendirt sey, trete ein Kriegszustand ein, in welchem da[s] Duell möglicherweise zum rechtmäßigen Zweikampfe werde[n] könne. So im Jahre 1848 hätten christliche Studenten, sonst entschiedene Gegner des Duells, erklärt, sie würden nicht leide[n], daß der König geschmäht werde, und hätten in diesem Fal[le] das Duell angenommen. Hätte er damals einen Sohn a[n]

*) Nach Mittheilungen in öffentlichen Blättern ha[t] vor Kurzem die Greifswalder Geistlichkeit ihre Mitwir[k]ung bei dem Begräbniß eines im Duell getödteten Stu[-]denten versagt, und damit der Geistlichkeit in andere[n] Universitätsstädten ein nachahmungswürdiges Beispie[l] gegeben.

niversitäten gehabt, so würde er ihm zwar nicht gesagt haben: chlage Dich, er würde ihn auch nicht darum gelobt haben, enn er es gethan; doch könne er nicht leugnen, daß es ihn ch sehr gefreut haben würde, zu hören: Dein Sohn hat sich r den König geschlagen. Wenn das eine Schwachheit sey, so olle er sich deshalb willig strafen lassen. —

Es ist bemerkt worden, die Krummachersche Frage sey also ch schließlich unbeantwortet geblieben. Das möchten wir nicht geben. Seine Frage war eine zwiefache, erstlich: ob man ankannt christlich gesinnten Männern, die im Duell sterben, das rliche Begräbniß versagen wolle? Das versteht sich von selbst, d war die bejahende Antwort entschieden genug ausgesprochen allem vorher und nachher Gesagten. Wenn ein Mann als bertreter des fünften Gebotes in der Duellsünde stirbt, so nn es doch keinen Unterschied machen, wie er bis dahin gelebt t. Sonst müßte die Kirche auch Selbstmördern das ehrliche egräbniß gewähren, wenn dieselben bis dahin unanstößig gest haben und in dem Wahne gestorben sind, Selbstmord sey ne Sünde. Womit wir jedoch nicht sagen wollen, das Duell nichts weiter als eine Abart des Selbstmordes. Die andere rage: ob man einem Manne, der in der Vertheidigung der hre seines Königes gestorben sey, das ehrliche Begräbniß vergen wolle, ist allerdings schwieriger zu beantworten. Eine sehr stimmte Antwort aber lag doch in dem, was der Gen.-Sup. üchsel gesagt: Nicht jeder sey „ein Schurke", den Menschen afür halten, und was der Ref. gesagt über den Zweikampf n Kriegszustande. Es kommt nämlich, wie uns scheint, in llem Falle darauf an, vom Standpunkte einer streng evangeschen Moral aus und mit gewissenhafter Erwägung der Umände und der Präcedentien eines Mannes zu untersuchen und n Urtheil darüber zu fällen, ob ein solcher Mann wirkch als Krieger gestorben sey für die Ehre seines Königes oder bloß als ordinairer Duellant, bloß um cht „für einen Schurken" zu gelten. Im ersten Falle ürde ihm ein ehrliches Begräbniß unseres Erachtens nicht vergt werden dürfen, wohl aber im anderen Falle. Die Unterchung aber könnte nur geführt und das Urtheil nur gesprochen erden von einem solchen wirklich christlichen Sittengechte, welches das Duell grundsätzlich verwürfe; dagegen der usspruch irgend welches Ehrengerichtes, dessen Rechtscodex cht aus dem Worte Gottes genommen wäre, nicht den Prinpien der christlichen Moral entspräche, könnte nimmermehr als ndend für die christliche Kirche anerkannt werden. Wir fraen aber, wohin soll es überall führen, wenn die so nfache Frage wegen des Duells auf das Gebiet ner häckeligen Casuistik hinübergespielt wird. Wir d zwar bereit und scheuen uns nicht, auch dahin zu folgen, lein nur unter Bedingung. Zuerst sey das Prinzip festgestellt, erst werde die Frage beantwortet, ob das vor Gott recht sey, uellsünder zu absolviren und ihnen das heil. Sakrament zu enden ohne das vorhergehende Gelübde, daß sie hinfort nicht

mehr sündigen wollen. Ist diese Frage beantwortet und zwar practisch durch die That und durch willige Uebernahme der Leiden, die solcher That folgen würden: ja dann sind wir auch willig und bereit, in alle Irrgänge casuistischer Moral- und Pastoraltheologie zu folgen, und alle Fragen zu beantworten, die uns wegen der sittlichen Beurtheilung des Duells im einzelnen Falle und wegen der Beerdigung der im Duell Getödteten vorgelegt werden möchten. Die Duellfrage, wie all die großen und brennenden Fragen, welche aus dem Gewissen kommen, werden nur beantwortet durch die That. Unseren Reden trotzt die Welt; vor Thaten, in Gott gethan, weicht Satan zurück.

B. O.

Hermann von Kappenberg.

Ein Lebensbild aus der Geschichte der Judenbekehrungen im Mittelalter.

Durch das göttliche Strafgericht der Zerstörung Jerusalems heimathlos geworden, hatten sich die Juden während der Wirrnisse der Völkerwanderung in den einzelnen abendländischen Staaten zahlreich ausgebreitet. War gleich ihre rechtliche Stellung im Mittelalter zumal in dem heil. römischen Reiche deutscher Nation, dessen Verfassung die mit dem Lehnssystem unvereinbare Juden-Kaste unter besonderen oberherrlichen Schutz stellte, hinlänglich verbürgt, so mußten sie doch nicht selten Kränkungen und gewaltsame Verfolgungen von der Habgier und dem unverständigen Eifern vieler Namenchristen sich gefallen lassen. Die Geltendmachung des ihnen eignenden Speculationsgeistes brachte sie in den Besitz großer Reichthümer; als Unterhändler im Dienst der Fürsten und in deren Privatangelegenheiten eingeweiht, erlangten sie oft nicht geringen Einfluß; ihre ausgedehnten maßlosen Wuchergeschäfte waren für die dabei Betheiligten eine drückende Last; ihre krankhaft-verdrießliche Engherzigkeit und ihr entschiedener Haß gegen alles nicht-jüdische Wesen entfremdete sie den Christen und hinderte die Anknüpfung inniger Beziehungen mit denselben; vielmehr ward leider nur zu oft dem Haß auf der einen Seite mit Verachtung und Verabscheuung auf der andern Seite begegnet. Insonderheit in den Zeiten der Kreuzzüge entbrannte an vielen Orten des Volkes ungezügelte Wuth gegen die Juden, als die einheimischen Widersacher des Kreuzes Christi. Die Chronisten von Deutschland, Frankreich und England liefern der Beispiele des Fanatismus eine große Zahl. Anschuldigungen, wie z. B. daß um die Zeit des Passahfestes Christenkinder von den Juden geraubt, gemordet, ihr Blut genossen und ihre Eingeweide zu zauberischen Zwecken benutzt würden, fanden bei den erregten Massen leicht Glauben; Landplagen, Erderschütterungen und Brunnenvergiftungen war man häufig gehässig genug, lediglich auf die Rechnung der Juden zu schreiben. Während des ersten Kreuzzuges wurden die israeliti-

schen Bewohner zumeist der Rhein- und Donau-Städte von entsetzlichen Martern betroffen. Auf erzwungene Bekehrungsversuche und Erbeutung der reichen Habe an Geld und Gut war das Absehen gerichtet. In Schaaren trieb man zuweilen die Juden in die Kirchen und stellte ihnen die Wahl, entweder sich taufen zu lassen oder aber gewaltsamen Todes zu sterben. Ein schwärmerischer Mönch, Namens Rudolph, der durch den tiefen Eindruck, den seine Reden machten, in der Mainzer Diöcese das Christenvolk für die Unternehmung des zweiten Kreuzzuges zu begeistern vermochte, organisirte förmlich zu gleicher Zeit das Niedermetzeln der wehrlosen Juden Seitens der Kreuzfahrer vor ihrem Aufbruch nach dem heiligen Lande. Kein Wunder drum, wenn uns der Geist des Ingrimms und der Rache in den auf die Verfolgungen der Jahre 1096 und 1147 bezüglichen jüdischen Klageliedern begegnet.

Aber den eben berührten Ausbrüchen eines unchristlichen Fanatismus haben einerseits Kaiser, wie der dritte Konrad und Friedrich Barbarossa, nach Kräften einen Damm zu setzen gestrebt, und andrerseits haben ihnen gegenüber hervorragende Lehrer der Kirche auch im Mittelalter ihre Stimme erhoben und lautes Zeugniß abgelegt für die rechte evangelische Art der Stellung eines Christenmenschen dem Judenthum gegenüber. So, um Ein Beispiel aus der Zahl praktisch-theologischer Größen anzuführen, der heilige Bernhard von Clairvaux. Dieser forderte während der Zurüstungen zum zweiten Kreuzzug die Deutschen brieflich und nachdrücklich auf, die Geisterprüfung nicht zu verabsäumen und schwärmerische Gelüste zu meiden; sein Ansehen und seine ermahnenden Vorstellungen bewirkten selbst bei dem erwähnten Mönche Rudolph die reuige Erkenntniß des von ihm begangenen Unrechtes. Der französische Abt erblickte vermittelst der Leuchte des göttlichen Wortes in den unter allen Völkern zerstreuten Juden lebendige Denkmäler des Leidens unsers Herrn Christus und des göttlichen Gerichtes. Festhaltend an der Verheißung ihrer einstigen allgemeinen Bekehrung (Röm. 11,26), erachtete er füglich den Sieg der Kirche über die Juden, welcher durch allmälige liebevolle Ueberführung von ihren Irrthümern vermittelt wird, für einen reichern, als denjenigen, welcher durch einmalige Vertilgung mit dem Schwerte sich gewinnen ließe. — Auch die Päpste haben zu wiederholten Malen für die Wahrung der den Juden gesetzlich eingeräumten Rechte ihre Autorität geltend gemacht und sie gegen willkürliche Bedrückungen in Schutz genommen. Besonders die Nöthigung zur Taufe ist von mehreren unter denselben in aller Strenge verpönt worden. Es genügt hier der Hinweis auf eine in diesen Betracht einschlägige Verordnung Innocenz' des Dritten vom Jahr 1199. Der Papst leugnet nicht, daß der Juden Unglauben gar sehr tadelnswerth sey; doch sie müssen nach seinem Dafürhalten, weil der christliche Glaube durch sie wahrhaft bestätigt werde, von den Gläubigen keine schweren Bedrückungen erleiden. „Niemand solle — so gebietet Innocenz — die Juden mit Gewalt zur Taufe zwingen; nur wer zu erkennen gebe, daß er aus freiem Antri Christ werde, dürfe am Empfang der Taufe nicht gehinde werden; denn ein wahrhaft Gläubiger könne nimmer werde wer gezwungen zur christlichen Taufe komme. Der Besitz ihr Güter und die Ausübung ihrer Gewohnheiten solle den Jud ungefährdet bleiben, ihre Feste von Niemandem in tumu tuarischer Weise gestört und ihre Gottesäcker nicht verwüst werden."

Zudem ist die erquickliche, weil dem Geist des Evangeliums gemäße, Erscheinung nicht außer Acht zu lassen, daß namentlic im 12ten und 13ten Jahrhundert gar manche fromme, theolo gisch-gebildete Welt- und Ordensgeistliche durch ihre barmhe zige Liebe zu den vom Testament der Verheißungen fern gebli benen Juden getrieben wurden, in friedlichen Unterredungen m den letztern den gründlichen Nachweis von der Göttlichkeit d Christenthums zu liefern, und daß sie sich bemühten, die g machten Einwendungen durch das Schwert des Geistes zu Schweigen zu bringen, um so aufrichtige Conversionen herbe zuführen. Es sind einige derartige Dialoge und Disputation zwischen Christen und Juden aufgezeichnet und auf unsere Ze ten gekommen. Daraus ersehen wir, daß die christlichen Grun lehren von der Person des Gottmenschen und von den tiefinne lichen Wechselbeziehungen des Alten und Neuen Bundes eine seits, aber auch — was leicht erklärlich — die seit dem dritte Jahrhundert je länger je mehr verbreitete Heiligen-Verehrun und der damit später verknüpfte Bilderdienst andererseits vor nehmlich von den Juden in Anspruch genommen wurden.

Nicht ohne reich gesegnete Erfolge ist diese apologetisch-missionirende Thätigkeit geblieben; das Christenthum hat si auch in seiner mittelalterlich-kirchlichen Ausprägung trotz d mannigfachen seinem Wesen fremden Elemente, die sich an da selbe angesetzt, als überwindende und beseligende Gotteskraft a vielen Judenherzen erweisen müssen. — In diesem Betracht i von hervorragender Bedeutsamkeit die Bekehrungsgeschichte de Mönchs Hermann aus dem Prämonstratenser-Kloster Kappen berg in Westphalen, eines Zeitgenossen des heil. Bernhard Sein Vorgang hat eine große Zahl seiner früheren jüdische Glaubensgenossen angeregt, zum Christenthum überzutreten Nachdem er in die gliedliche Gemeinschaft der Kirche aufgenom men, faßte er auf den dringenden Wunsch christlicher Brüd und Schwestern eine kleine Schrift ab, in welcher er den Ver lauf seiner nicht plötzlich, sondern nach schweren innern un äußern Anfechtungen und Kämpfen erfolgten Conversion dar stellte*), zum Preise Dessen, der durch seine überschwängliche Gnade ihn aus der Finsterniß zum Licht gerufen. Einen gleich Endzweck haben wir vor Augen, wenn wir in historisch-praktische Interesse jene autobiographischen Mittheilungen, die in manch Punkten durch zeitgenössische Quellenschriften des 12ten Jahr hunderts ergänzt werden können, ihrem wesentlichen Inhalt na und oft mit Hermann's eigenen Worten in dem nachstehend en worfenen Lebensbilde getreu wiedergeben.

*) Hermanni Judaei de sua conversione Opusculum, als An hang zu Raymundi Martini Pugio Fidei vom gelehrten Leipzig Theologen Joh. Benedict Carpzov im Jahr 1687 aus einer Han schrift der Pauliner Bibliothek herausgegeben. Auch in v. Steinen Geschichte der Klöster Kappenberg und Scheda.

(Schluß folgt.)

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz. Druck von Trowitzsch und Sohn.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1857. Mittwoch den 26. August. № 68.

Hermann von Kappenberg.

(Schluß.)

Hermann stammte aus einer angesehenen und begüterten [j]elitischen Familie, die in Köln ansässig war. Geboren im [J]hr 1108, erhielt er bei der Beschneidung den Namen „Judas", [a]dessen Stelle er erst beim Empfange der heiligen Taufe — [w]ir wir unten sehen werden — den andern annahm, unter wel[ch]en er in der Kirchengeschichte bekannt ist. Sein Vater David [b]estimmte ihn schon früh für den Handelsstand, versäumte aber [n]icht, ihm das übliche Bildungsmittel, das geist- und herzlose [r]abbinische Wissen, beibringen zu lassen. Fleischlich-krämerische [G]esinnungsart kennzeichnete nicht bloß die Mitglieder des elterlichen [H]auses, sondern alle Glaubensgenossen, mit welchen der Jüng[li]ng in Berührung kam. In seinem zwanzigsten Lebensjahre [f]ührten ihn kaufmännische Angelegenheiten nach Mainz. Dort [w]eilte dazumal König Lothar der Sachse (1125—1137) zum [B]ehuf der Investirung des Bischofs Alexander von Lüttich. Am [H]oflager befand sich auch Lothar's einflußreicher Rath Ekbert, [d]er im Jahr zuvor, 1127, von der Kölner Domdechantenstelle [z]u Bischof von Münster befördert war. Die Regierungsge[sch]äfte nöthigten den letztern, über sein anfängliches Vornehmen [hi]naus in Mainz sich aufzuhalten, und um der Erschöpfung [se]iner Kasse willen mußte er bei dem jungen Kölner Handels[ju]den eine Geldanleihe machen. Dieser nahm, während sonst [v]on seines Gleichen eine den Werth der geliehenen Summe um [m]ehr als das Doppelte übersteigende Bürgschaft gefordert zu [w]erden pflegte, von Ekbert aus ehrfurchtsvoller Scheu gar kein [Pf]and an. Darum erhielt er bei seiner Rückkehr daheim von [Ei]tern und Verwandten strenge Verweise seines Leichtsinns, und [di]e nachdrückliche Aufforderung, den Bischof wieder aufzusuchen [u]nd demselben so lange anzuliegen, bis er die Anleihe vollstän[di]g erstattet. Aus Furcht, Hermann könnte sich christlichen Ein[flü]ssen hingeben und den jüdischen Satzungen entfremdet werden, [gab] ihm die Seinen als Reisebegleiter und Wächter einen [alt]en Israeliten, Namens Baruch, bei. Mit ihm machte sich [de]nn Hermann nach Münster auf und ersuchte Ekbert um Til[gu]ng der Schuld, weil er nicht früher seine Eltern wiedersehen [dü]rfte. Der Bischof, zur Zeit zahlungsunfähig, war gezwun[ge]n, seinen jugendlichen Gläubiger fast zwanzig Wochen lang von [Ta]ge zum andern auf Befriedigung warten zu lassen und [zu] in seiner Umgebung zu behalten. Diese unfreiwillige Muße verwandte Hermann anfangs lediglich aus Neugier zu häufigem Besuch der Kirchen, vor welchen er bis dahin wie vor Götzentempeln tiefen Abscheu gehegt. Ekbert's Predigten erregten seine Aufmerksamkeit; manche von jenem vorgetragene Erklärung von Stellen des Gesetzes gefiel ihm; mit großer Spannung hörte er an, was der Bischof über das den Juden eignende sinnlich-buchstäbliche und über das erst den Christen erschlossene allegorisch-geistliche Verständniß der beiden Testamente sagte. Durch seine wiederholte Theilnahme an den gottesdienstlichen Versammlungen richtete er natürlich bald den Blick des Christenvolkes auf sich. Einige der Gläubigen knüpften mit ihm gelegentlich, von herzlichem Mitleid gedrungen, Gespräche über dogmatische Fragen an, schilderten ihm ihren Jesus als den allerbarmherzigsten, welcher keinen, der zu Ihm käme, zurückweise, und stellten die Bekehrung des großen Heidenapostels, der aus einem pharisäischen Gesetzeseiferer und Christenverfolger ein gewaltiger Verkündiger des Evangeliums, aus einem Wolf ein Schaf, aus einem Saulus ein Paulus geworden, als ein sprechendes Zeugniß für die wunderbare Macht und den Reichthum der göttlichen Gnade dar. Solche Unterredungen konnten nicht umhin (trotz der warnenden und drohenden Zurechtweisungen des argwöhnischen Baruch), in Hermann das Verlangen zu erwecken, eine gründliche Einsicht in den wesentlichen Charakter der christlichen Lehren und Gebräuche sich zu verschaffen, weshalb er auch in den Schulen der Geistlichen aus- und einging. Neben vielen günstigen Eindrücken aber, welche in seiner Seele haften blieben, konnte er einen lebhaften Widerwillen gegen die Kunstwerke des Meißels und der Malerei, mit denen die Kirchen reich geschmückt waren, nicht überwinden. Zumal die Christusbilder wurden für seine kahle Verstandesrichtung ein Stein des Anstoßes; die Verehrung, die das Volk denselben zollte, schien ihm auf heidnischem Wahn zu beruhen.

Es fügte sich, daß Hermann während seines mehrmonatlichen Aufenthaltes in Münster den unter den Vertretern der mystischen Theologie im Mittelalter hervorragenden Abt Rupert von Deutz persönlich kennen lernte. Der hohe Ruf, in welchem Letzterer wegen seiner Gelehrsamkeit und Rednergabe stand, gab dem zweifelsüchtigen Juden Anlaß, ihn zu einer Disputation einzuladen. Rupert schlug sie nicht aus, erklärte sich vielmehr bereit, durch Schrift- und Vernunftgründe die Sache des christlichen Glaubens allen Einwürfen gegenüber verfechten zu wollen. Das Streitgespräch fand demnächst zu der verabredeten Zeit

statt. Hermann nahm seinen Ausgangspunkt davon, daß er den Haß vieler Christen gegen die Juden, welche doch von Gott seit Alters zum Volk des Eigenthums erwählt wären, als vorurtheilsvoll und unberechtigt rügte. Sodann berief er sich auf die Worte 5 Mos. 27, 26: „Verflucht sey, wer nicht alle Worte dieses Gesetzes erfüllet, daß er darnach thue", und argumentirte auf Grund derselben zu Gunsten der jüdisch-gesetzlichen Gerechtigkeit.*) „Ihr Christen — sagt er — seyd nicht Thäter des Gesetzes, sondern machet euch zu Kritikern desselben, sofern ihr ganz nach subjectiver Willkür manche Bestandtheile annehmt, andere aber entweder als abergläubisch verwerfet oder aber mystisch erklärt und verdreht. Sicher ist's eine thörichte Vermessenheit, daß Menschen verbessern wollen, was ihnen Gott unter fürchterlichem Fluch zu beobachten und zu halten geboten hat. Es genügt Ein Beispiel der Gesetzesübertretung von Eurer Seite anzuführen. Das ist der Bilderdienst. Mit eigenen Augen habe ich gesehen, wie in euern Tempeln große Gemälde zur Anbetung hingestellt sind; ja ihr treibt dies verderbliche Unwesen dadurch auf die Spitze, daß ihr gar dem Bildniß eines gekreuzigten Menschen Verehrung zollt. Denn wenn nach der Schrift ebensowohl verflucht ist, wer an dem Holz hängt, als wer auf Menschen sich verläßt und Fleisch zu seinem Arm macht, so verfallt ihr Christen einem sehr schweren Fluch, weil ihr den am Holz Hängenden anbetet, auf den Gekreuzigten eure Zuversicht und Hoffnung setzet." Schließlich forderte Hermann seinen Gegner auf, entweder die verdammliche Gesetzwidrigkeit dieses Kultes mit Erröthen einzugestehen, oder ihn durch klare Gründe zu rechtfertigen. — Rupert hob in seiner Antwort hervor, wie grade die heiligen Schriften des A. T. den Christen die Waffen zur Vertheidigung der Wahrheit ihrer Religion und zur Widerlegung der jüdischen Einwürfe darböten. Die Anschuldigung der Idololatrie wies er im Namen seiner Glaubensgenossen als der Verehrer des Einigen Gottes mit Entrüstung zurück. Ohne der praktischen Mißbräuche Erwähnung zu thun, bemerkte er hinsichtlich der bildlichen Darstellungen des Gekreuzigten, daß dieselben uns lediglich an die Liebe zu Dem mahnen sollen, welcher selbst für uns am Stamme des Kreuzes zum Fluch geworden, um uns vom Fluch des Gesetzes zu erlösen. Die Christusbilder ersetzen überdies nach Rupert's Ausführung dem einfachen Volk, welches die Leidensgeschichte seines Herrn und Heilandes in den Evangelien nicht nachzulesen vermag, eben diese schriftlichen Aufzeichnungen. Aber auch eine alttestamentliche Analogie ward von ihm angezogen, nämlich jener Altar, welchen die Rubeniter, Gaditer und der halbe Stamm Manasse nach dem 22. Capitel des Buchs Josua am Jordan baueten, nicht zur Darbringung von Opfern, sondern zum Zeugen zwischen ihnen und den übrigen Stämmen. „In ähnlicher Weise — sagt Rupert — halten wir das Kreuz Christi um Dessentwillen, der an ihm hängt, in hohen Ehren; man fertigt bei uns Crucifixe an zum Zeugniß dafür, daß wir eben nur durch das Kreuz, an welchem der Preis unserer Erlösung sich unsern Blicken darbietet, zur Gemeinschaft der Heiligen und zum ewigen Erbe des himmlischen Jerusalem gelangen können." — So weit reicht der eigene Bericht Hermann's über sein Streitgespräch mit Rupert, dessen Mystik eine Verständigung mit der talmudischen Dialektik seines Gegners nicht ermöglicht zu haben scheint.

Von weit größerm Einfluß auf H.'s Annäherung an das Christenthum ist eine andere Persönlichkeit geworden, mit der er zu Münster in Verbindung trat. Ein frommer Geistlicher näm lich, Namens Richmar, Ekbert's Hausverwalter, eingedenk d apostolischen Wortes Jakob. 5, 20, suchte auf das Herz d jungen Juden durch häufige aufmunternde Zusprachen zu wi ken und ihn für Christum zu gewinnen. Als ihm eines Tag der Bischof von der Tafel ein kostbares Gericht zuschickte, b gnügte er sich, an ein streng ascetisches Leben gewohnt, m bloßem Brod und Wasser und setzte jene Speisen seinem G Hermann vor. Solch' eine liebevolle Aufmerksamkeit war diese an einem Christen befremdlich und verfehlte nicht, wohlthuend Eindruck auf ihn zu machen. Aber seine Herzenshärtigkeit bli noch zum großen Theil unerweicht. Richmar in der Meinun es finde hier St. Pauli Ausspruch: „Sintemal die Juden Z chen fordern" (1 Cor. 1, 22) Anwendung, hoffte endlich, i durch das Gottesurtheil des glühenden Eisens zur Entsagu seines Unglaubens und zur Annahme der heil. Taufe bestimm zu können. In der That versprach der zweifel- und wund süchtige Jude, den Uebertritt zum Christenthum sofort vollzieh zu wollen, falls bei der anzustellenden Probe keine Brandspu in des Hausverwalters Hand zurückgeblieben wären; alsda glaubte er sich der Bestätigung von Oben vergewissert. Ri mar bat darum den Bischof um die übliche Exorcisirung d Eisens, dessen er sich für den erwähnten Zweck zu bedienen dachte.*) Allein Ekbert schlug ihm diese Bitte ab; zwar lob er seine Glaubenszuversicht, rügte aber an seinem Eifern Gott, daß es mit Unverstand geschähe. „Man muß — sag er zu seinem Verwalter — Gott nicht auf solche Art versuch wollen, vielmehr Ihn bitten, daß Er, welcher will daß a Menschen selig würden und zur Erkenntniß der Wahrheit k men, wann und wie es Ihm gefiele, durch Sein Erbarm den in den Banden des Irrthums und Unglaubens Befangen daraus erlöse und zum Jünger der Wahrheit mache. Aber m muß deshalb von Gott kein Wunderzeichen erbitten, auch ni einmal nach einem solchen ein besonderes Verlangen in sich tr gen; denn Seiner Allmacht ist's ein Leichtes, ohne Wunde lediglich durch den geheimen Zug Seiner Gnade, wen Er wi zu bekehren; und überdies bleibt ein äußerlich sichtbares Zeich vergeblich, wenn Er nicht durch die Gnade im Herzen d Menschen auf unsichtbare Weise wirkt. Viele sind ohne Wun bekehrt worden, Unzählige, auch nachdem sie Wunder gesehe ungläubig geblieben. Der durch Wunder hervorgerufene Glau hat gar kein oder aber nur ein sehr geringes Verdienst bei G wogegen der aus einfaltiger Frömmigkeit hervorgegangene Glau zumeist Ihm wolgefällig ist. Das bezeugt der Herr in Sein Evangelium dem Königischen (Joh. 4, 48), dem Hauptmo (Mtth. 8, 10) und Thomas (Joh. 20, 25) gegenüber." Du das Gewicht solcher Gründe ward Richmar bewogen, von nem Vorhaben hinsichtlich des Gottesurtheils abzustehen. Mit der Erzählung dieses Vorgangs verknüpft Hermann gende beherzigenswerthe Ermahnung: „Mögen die Leser die meines Werkchens, wie am Bischof das Vorbild christlicher sonnenheit und Weisheit, so an seinem Hausverwalter das v zügliche Beispiel glaubensvoller Liebe nachahmen, daß sie nic wie Manche zu thun pflegen, die Juden verachte

*) Es war dies ein landläufiges Argument, wie aus der Disputatio Judaei cum Christiano de fide christiana des Abtes Gislebert von Westmünster (abgedr. in der Benedicter Ausg. von Anselm's Werken fol. 513) ersichtlich.

*) Seit die heidnischen Gottesurtheile, für welche man sich u auch auf das Eifergesetz in 4 Mos. 5 berief, sogar in Karl's Großen Rechtsverfassung übergegangen waren, erachtete es die Kir für ihre Pflicht, dieselben unter ihre Ueberwachung zu nehmen durch beschränkende Vorschriften wenigstens groben Mißbräuchen steuern. Es hat aber selbst an solchen einflußreichen Kirchenfürsten Mittelalter niemals gefehlt, die mit Entschiedenheit die Ordalien kämpften und gänzlich verwarfen. So der Bischof Agobard von Lyo Papst Nikolaus der Erste u. A.

ondern als wahre Christen, d. h. als Nachfolger Christi, der für die, so Ihn kreuzigten, betete, ihnen mit brüderlicher Liebe entgegenkommen. Denn weil, wie der Heiland sagt (Joh. 4, 22), das Heil von den Juden kommt, und weil, wie sein Apostel Paulus (Röm. 11, 11) bezeugt, aus ihrem Fall den Heiden das Heil widerfahren ist, so ist's eine würdige und Gott wohlgefällige Vergeltung, wenn die Christen nach ihrem Vermögen für die Beseligung derer thätig sind, von welchen sie den Urheber des ewigen Heils, Jesum Christum, empfangen haben. Und wenn ihnen das Gebot gilt, ihre Liebe auch auf diejenigen auszudehnen, von denen sie Unrecht erdulden, um wie viel mehr sind sie dieselbe denen zu erweisen verbunden, durch welche ihnen das höchste Gut Aller zugekommen ist. Mögen sie denn, so viel sie vermögen, ihre Liebe an ihnen bewähren, indem sie ihnen in Nöthen wohlthun und als Muster der Frömmigkeit sich erweisen, um durch das Beispiel die zu gewinnen, welche sie durch das Wort nicht gewinnen können; denn das Beispiel wirkt in Wahrheit besser als das Wort zur Ueberzeugung. Mögen sie auch unfaltige und inbrünstige Gebete zum Vater der Barmherzigkeit emporsenden, ob ihnen Gott, wie der Apostel (2 Tim. 2, 25) sagt, dermaleinst Buße gäbe, die Wahrheit zu erkennen und aus den Schlingen des Teufels herauszukommen."

Bevor Hermann Münster verließ, geschah es, daß er mit dem Bischof Ekbert, den er auf seinen diöcesanen Inspectionsreisen schon mehrere Male begleitet hatte, auch nach dem westphälischen Kloster Kappenberg kam. Es war dieses Kloster in den ersten zwanziger Jahren des zwölften Jahrhunderts auf Anregung Norbert's, jenes gewaltigen Bußpredigers und Begründers der Prämonstratenser-Congregation, von zwei edeln Brüdern, den Grafen Gottfried*) und Otto, gestiftet, mit reichen Gütern dotirt und unter ihrer Obhut bald eine brüdergemeindliche Zufluchtstätte für viele ernste Kleriker geworden, die mit dem sittenlosen Zustand der damaligen Weltgeistlichkeit unzufrieden, auf dieselbe durch strenge Beobachtung der Regel des heil. Augustin reformatorisch einzuwirken suchten. Als Hermann diese Kappenberger Mönche, Gelehrte und Ungelehrte, Vornehme und Geringe, durch denselben demüthigen Gehorsam gegen ihren Propst, durch dieselben Entsagungen, Gebete und Nachtwachen aufs innigste verbunden fand, so regte sich in ihm vorerst das Gefühl des Mitleids, vergleichbar dem, das man empfindet, wenn man einen Menschen, der zu einem bestimmten Ziel gelangen will, zwar schnell aber auf falschem, verkehrtem Wege laufen sieht, also daß er grade um der Schnelligkeit seines Laufens willen sich mehr und mehr vom Ziel entfernt. Ganz vergebens schienen H. die Klosterbrüder in diesem Erdenleben sich abzumühen, da sie die königliche Straße der jüdisch-gesetzlichen Observanzen nicht einhielten; nach seinem Dafürhalten konnten sie als ungläubige Nicht-Juden droben bei dem richtenden Gott für die Entsagungen im Diesseits nicht nur keinen Trost und Lohn erhalten, sondern mußten des Urtheilsspruches der ewigen Verdammniß gewiß seyn. Aus Herzensgrund seufzte er über ihr vermeintliches Elend und bat Gott, ihnen, an welchen er die demüthige Selbstverleugnung bewunderte, nach Seiner Gnade und Barmherzigkeit den Weg der Wahrheit nicht länger zu verbergen. Aber gar bald stiegen in seiner Seele Zweifel auf, ob nicht vielleicht grade die Christen in Gottes Geboten und Wegen wandelten, die Juden aber im Irrthum verstrickt sich befänden; worin er noch mehr bestärkt ward, als er dessen gedachte, daß seine Glaubensgenossen, aus ihrem Vaterland vertrieben und über den ganzen Erdkreis zerstreut, ein kümmerliches Daseyn fristeten, während die Kirche je länger je mehr sich ausbreitete und alle Hemmnisse siegreich überwand. Hinzu kamen die Erinnerungen an das, was ihm christlicher Seits über St. Pauli Bekehrung erzählt war. In dieser seiner geistigen Zerrissenheit nahm er unter heißen Thränen zu Gott seine Zuflucht und flehte Ihn an, Er möge, falls der Christenglaube von Ihm herrühre, entweder durch innere Erleuchtung oder durch ein Traumgesicht oder endlich — was er damals für das Wirksamste hielt — durch ein sichtbares Wunderzeichen ihn davon überzeugen. Er, welcher Paulum, trotzdem daß derselbe vermessen wider den Stachel löckte, dennoch zum Schafstall Seiner Kirche geführt, werde gewiß ihn, den demüthig Bittenden, erhören. — Mit großen Gnaden sollte Hermann aus der Höhle, da ihn der Kummer plagte, gerückt werden und die Sonne der schönsten Freude schauen; aber ehe sein Gebet völlige Erhörung fand, hatte er noch durch mancherlei Trübsal hindurchzugehen.

Um die Osterzeit des Jahres 1129 kehrte er, nachdem ihm Ekbert die geliehene Summe bezahlt, in seine Vaterstadt Köln zurück. Sein Aufseher Baruch verfehlte nicht, ihn bei Eltern und Verwandten wegen des mit Christenleuten gepflogenen vertrauten Umganges anzuschwärzen; aber schon wenige Wochen darauf starb derselbe in Folge einer schweren Fieberkrankheit, und so blieb denn H. vor fernerweiten gehässigen Verleumdungen von dieser Seite bewahrt. Nun bauete er auf dem zu Münster und Kappenberg gelegten Grunde fort. Dem Beispiel des Propheten Daniel folgend, verbrachte er einst drei Tage unter strengem Fasten und anhaltendem Gebet*) um Erleuchtung durch ein Traumgesicht; legte er sich des Abends zur Ruhe nieder, so empfand er eine unaussprechliche Sehnsucht nach der göttlichen Heimsuchung in der Nacht. Aber es ward ihm nicht zu Theil, wonach seine Seele verlangte. Als er beim Sonnenaufgang des vierten Tages erwachte, da erfüllte ihn unbeschreiblicher Schmerz darüber, daß die goldene Sonne der Gerechtigkeit ihn noch nicht beschienen. Dies und Anfechtungen von Seiten der Juden, welche seine auffällige Enthaltsamkeit falsch deuteten, machten ihn anfangs kleinmüthig; doch er richtete sich wieder auf durch den tröstlichen Gedanken, daß der barmherzige Gott die menschliche Geduld und Ausdauer im Gebet vielen Prüfungen unterwirft, ehe Er seinen ganzen Gnadenreichthum mittheilt; drum nahte er immer von Neuem dem himmlischen Vater und klopfte an der Thür Seiner Liebe an, indem er mit David sprach: „Herr zeige mir Deine Wege und lehre mich Deine Steige. Leite mich in Deiner Wahrheit und lehre mich." (Ps. 25, 4. 5.) — Außer diesem Herzensverkehr mit Gott, knüpfte er Beziehungen mit theologisch-gebildeten Geistlichen Kölns an, zumal solchen, welche das Studium der alttestamentlichen Bücher gründlich betrieben. Er disputirte viel mit ihnen über messianische Stellen des Gesetzes und der Propheten; einzelne Beweisführungen sagten ihm sehr wohl zu; meist aber setzte er der kirchlichen Auslegung die Zweifel seines noch unerleuchteten Verstandes hartnäckig entgegen, und verschloß sich bei derartigen Unterredungen aus selbstsüchtiger Eitelkeit den Zutritt der Wahrheit, mit welcher die Schule des Gebetes ihn viel vertrauter gemacht.

Inzwischen waren seine Glaubensgenossen über seine schiefe Stellung zum Judenthum recht sehr bedenklich geworden, und

*) S. die Vita Godefridi Comitis Capenbergensis in dem im vorigen Jahr erschienenen zwölften Band d. Scriptor. d. Monum. Germaniae histor. ed. Pertz. S. 513 flg.

*) Vgl. „Züge aus dem Leben und Wirken des seligen Johann Peter Goldberg, Missionar unter Israel. Herausg. v. s. Schwiegers. J. Aug. Hausmeister. Basel 1848" S. 28 flg.

hegten in hohem Grade den nicht unbegründeten Argwohn, bald würde sein Abfall zum Christenthum erfolgen, falls sie nicht Gegenanstalten träfen. Die Entscheidung führte Einer aus ihrer Mitte, Alexander, herbei. Dieser drang nämlich in Hermann, seine ihm vor längerer Zeit verlobte Tochter nunmehr zu ehelichen; und als der von Sorgen und Aengsten um seiner Seelen Seligkeit gemarterte Jüngling die Verheirathung vorläufig aufgeschoben wissen wollte, klagte ihn Alexander als treubrüchig und der Apostasie verdächtig bei der jüdischen Rathsversammlung an. Letztere stellte dem Angeklagten nach gehaltenem Verhör feierlich die Wahl, entweder Alexander's Tochter sofort zu ehelichen oder aber aus der synagogalen Gemeinschaft ausgestoßen zu werden. H., der noch nicht den Schild des Glaubens ergriffen und in seinem Suchen nach Wahrheit den Einigen Grund noch nicht gefunden, ließ sich durch jenen Urtelspruch einschüchtern; er gab dem allgemeinen Verlangen seiner Glaubensgenossen ohne weiteres Zögern nach; die Hochzeitsfeier ward vollzogen; ein falscher Friede bemächtigte sich seines Herzens; das eheliche Band verscheuchte eine Zeit lang ganz und gar sein früheres Fragen und Forschen nach göttlichen Dingen. Doch nach drei Monaten erwachte er durch Gottes Gnade aus diesem krankhaften Schlaf fleischlicher Sicherheit und Zufriedenheit, und er empfand heftigen Schmerz über das Elend, in welches er sich eigenwillig gestürzt. Die ehemaligen Bedenken über den Widerstreit des alt- und neutestamentlichen Offenbarungsstandpunktes, deren Lösung und Beseitigung sein Verstand ersehnte, veranlaßten ihn wiederum, den Umgang mit christlichen Gottesgelehrten zu suchen und mit ihnen über Aussprüche, zumal christologische, der heiligen Schriften zu verhandeln. Eines Tages disputirte er lange mit einem angesehenen Lehrer der Theologie in Gegenwart vieler Geistlichen, ohne durch das Gewicht der Gründe, welche dieser beibrachte, zur Aufgabe seiner Zweifel bestimmt zu werden; er schlug immer von Neuem den alten verkehrten Weg ein, indem er durch's Erkennen zum Glauben gelangen wollte, statt vorerst auf Reinigung des Herzens durch den Glauben bedacht zu seyn. Endlich sagte Einer der anwesenden Kleriker zu dem mit Hermann unverdrossen disputirenden Theologen: „Warum mühst du dich, Meister, vergebens ab? Warum sprichst du deine Worte in den Wind und streuest die Samenkörner auf sandigen Boden. Du weißt ja, wie der Apostel Paulus (2 Kor. 3, 15) bezeugt, daß bis auf den heutigen Tag, wenn die Juden Mosem lesen, eine Decke vor ihren Herzen hängt." Dieses Wort machte auf H. einen nachhaltigen Eindruck; er erinnerte sich an Jesaias 6, 10, und ungewiß, ob denn in Wirklichkeit eine solche Hülle ihm das Verständniß des Gesetzes und der Propheten verschlöße, flehte er Gott mit Thränen an, in diesem Fall ihn nach Oeffnung des geistlichen Auges das helle Licht der Wahrheit schauen zu lassen. Es folgte eine lange Reihe schwerer Seelenkämpfe, in welchen Satan ihn immer wieder an das Judenthum fesseln wollte; aber schon war die Rechte der göttlichen Majestät ausgestreckt, um ihn aus der Finsterniß und des Todes Schatten hinauszuführen. — Christen hatten ihm oft von der Kraft der Fürbitte erzählt; dessen eingedenk, machte er sich zu zwei frommen gottseligen Klausnerinnen, Berta und Gliznut, in der Nähe von Köln auf, erzählte ihnen seine Anfechtungen und empfahl sich ihren Gebeten zum Gnadenstuhl für seine Erleuchtung. Und nicht lange darauf kehrte der wahre Friede, der höher ist denn alle Vernunft, in sein Herz ein; die Blendwerke des Zweifels schwanden. Er, den nicht rationelle Beweisführungen und gelehrte Dispüte hatten überzeugen können, glaubte der demüthigen Fürbitte jener einfaltigen Nonnen diese seine entschiedene Hinkehr zum Christenthum zu verdanken.

Gleich dem Kaufmann im Evangelium (Mtth. 13, 45 flg.), begann nun H., nachdem er die Eine köstliche Perle des Christenglaubens gefunden, aus Liebe zu ihr alles Zeitliche hintanzusetzen. Ohne zurückzublicken, legte er die Hand an den Pflug. Fleißig besuchte er die Kirchen und hörte die Auslegung des Gotteswortes in der Predigt mit Andacht an. Seine Sehnsucht nach dem Bad der Wiedergeburt war groß. Da er einen siebenjährigen Bruder von väterlicher, nicht mütterlicher Seite in Mainz hatte, den er gleichfalls durch die heilige Taufe der geistlichen Mutterpflege der Kirche anvertrauen wollte, so beschloß er dorthin zu reisen. Auf die Kunde hiervon schrieben die über H.'s Abfall empörten Kölner Juden an ihre Mainzer Glaubensgenossen einen Brief mit der dringenden Aufforderung, den Apostaten festzunehmen und nach der Strenge des Gesetzes zu bestrafen. Volkuin, der Hofkapellan der Königin Richinza, übernahm es, das Schreiben, dessen Wortlaut und Tendenz ihm völlig unbekannt waren, in Mainz, wohin ihn grade sein Weg führte, gehörigen Orts abzugeben. Auf Veranstaltung von Oben geschah es aber, daß er auf seiner Reise mit H., der dieselbe Straße einherzog, bekannt ward und gesprächsweise jenes Briefes Erwähnung that. H., welcher Verdacht schöpfte, erlangte von Volkuin die Herausgabe des Schreibens, dessen ihm gefahrdrohenden Inhalt er dem Priester verdollmetschte, und das er dann mit des Ueberbringers Zustimmung ins Feuer warf. Von herzlichem Dank über diese gnädige Errettung erfüllt, sang er mit dem Psalmisten (124, 7): „Unsere Seele ist entronnen wie ein Vogel dem Strick des Voglers; der Strick ist zerrissen und wir sind los."

In Worms, wo er auf seiner Durchreise sich mehrere Tage bei seinem leiblichen Bruder Samuel aufhielt, legte er an einem Sabbath in der Synagoge ohne Furcht das freudige Bekenntniß ab, daß Christus Gottes Kraft und Weisheit sey. Die Juden staunten, als sie hörten, wie er die christliche Auffassung des A. T. der talmudischen gegenüber geltend machte, und wie er ihre Lästerungen gegen Christus und Seine Kirche durch biblische Gegenbeweise zum Schweigen brachte. Unbekannt mit seiner Herzensstellung zum Christenthum, schalten und verspotteten sie ihn wohl als einen halben Christen (semichristianus), der sich durch schlaue Ueberredungskünste von Gliedern der Kirche habe täuschen lassen. Um Nachstellungen von ihrer Seite zu entgehen, brach H. sein Gespräch mit ihnen ab, und — ohne von seinem bevorstehenden förmlichen Uebertritt zu sprechen — beschwichtigte er ihre Unruhe durch die Bemerkung, aus Disputationen mit Christen habe er die Art ihrer Beweisführungen kennen gelernt und letztere in der Synagoge vorgetragen, damit die Juden in Streitgesprächen mit ihren Gegnern die nöthige Um- und Vorsicht bewahren könnten. — So ließen ihn denn die Wormser ruhig weiterziehen; und es gelang ihm, als er in Mainz angekommen, nach Ueberwindung mancher Hemmnisse, seinen jugendlichen Bruder aus der Stadt zu entführen und der Obhut eines benachbarten Klosters anzuvertrauen. Er selbst begab sich nach dem vier Meilen westlich von Bingen an der Mosel gelegenen Kloster Ravengirsburg, genoß von den dortigen Mönchen den üblichen Katechumenenunterricht, und wurde dann in der Kölner St. Peterskirche, nachdem er von ganzem Herzen den Glauben an die heilige Dreieinigkeit bekannt, feierlich getauft. Wie er hier den alten Menschen auszog, so nahm er auch statt seines früheren Namens „Judas" den Namen „Hermann" an.

Das erwähnte Prämonstratenser-Kloster Kappenberg, das auf des Täuflings innern Entwicklungsgang von bestimmendem Einfluß gewesen und in dem er die ersten Gebetserfahrungen gemacht, sollte ihm für die übrigen Tage seines Erdenlebens ein Hafen der Ruhe werden. Mit großer Emsigkeit erlernte er die lateinische Sprache; einige Jahre nach seiner Bekehrung empfing er die Priesterweihe.

„Freuet euch und jubelt mit mir — ruft Hermann den Lesern seiner Bekehrungsgeschichte schließlich zu —, denn ich war todt und bin wieder lebendig geworden, ich war verloren und bin wiedergefunden. Preiset und erhebet mit mir den Herrn Welcher lebet und regieret in Ewigkeit. Amen."

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz. Druck von Trowitzsch und Sohn.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1857. Sonnabend den 29. August. № 69.

Die gegenwärtigen kirchlichen Zustände in Hamburg.

Erster Artikel.

Während man überall im Deutschen Vaterlande beschäftigt , die kirchlichen Verhältnisse einer Revision zu unterziehen und ößere oder geringere Umgestaltungen vorzunehmen, bleibt es i Hamburg nicht blos unverändert beim Alten, sondern es findet ch keine Prüfung des vorhandenen Bestandes statt. Hamburg hört bekanntlich auch zu jener Minorität Deutscher Landes- chen, die sich an der Eisenacher Conferenz nicht betheiligt. s könnte in dieser Erscheinung das Urtheil zu liegen scheinen, ß es für seine Kirche keiner Neugestaltung bedürfe, daß über- upt Alles in einem der Besserung nicht bedürftigen Zustande) befinde. Die gegenwärtige Betrachtung hat den Zweck, zur ntscheidung zu helfen, ob ein solches Urtheil vor dem Richt- hl evangelischer Wahrheit würde bestehen können.

Bekanntlich ist in Hamburg die Verbindung zwischen irche und Staat so weit durchgeführt, wie wohl in keiner deren Landeskirche. Das tritt uns schon in den beiden Fac- en, welche das Regiment bilden, entgegen. Sie sind für rche und Staat dieselben. Der sogenannte lange Receß n 1529 stellt für die Kirche als die Bildner ihrer Verfassung mer zusammen „E. E. Rath" und „die gemeinen Bürger." ie letzteren aber haben „auf Vollbordt E. E. Raths den ver- ordneten Bürgern als Vorstehern der gemeinen Kasten der vier rchspiele und ihren Nachfolgern vollkommenen Befehl und Voll- acht geben, daß ꝛc." (Bartels, einige Abhandl. über Gegen- inde der Hamb. Verfassung 1835 p. 243). Demnach erschei- n schon von jener Zeit her die jetzigen sogenannten Sechsziger s perpetui mandatarii civium in ecclesiasticis.*) Und so- ch ruht factisch das Kirchenregiment in den Händen des Raths nd der Sechsziger, welche Letztere die Bürgerschaft vertreten. ieser Zustand konnte natürlich nur einen Sinn haben, so lange wohl der Rath als auch die Bürgerschaft nur aus lutherischen Gliedern bestand. Als aber in den ersteren auch Reformirte gewählt wurden und die Bürgerschaft zuletzt auch Juden in ihre Mitte bekam, mußte die Einrichtung getroffen werden, daß in kirchlichen Angelegenheiten nicht das Plenum entschied, sondern die nicht-lutherischen Glieder sich ihrer Stimme enthielten. Demnach erscheint es jetzt bei der Wahl eines Rathmannes nicht mehr als Haupterforderniß, daß er der Lutherischen Kirche angehöre. Ist er Lutheraner, so kann er die kirchlichen Angelegenheiten mitverwalten; ist er es nicht, so ist doch seine Qualification zum Rathsmitgliede dadurch nicht behindert. War also früher das Kirchenregiment bei dem Plenum des Rathes, wie es gegenwärtig noch der eine Factor der legislativen Staatsgewalt ist, so kann es jetzt nur zufällig seyn; es wäre ebenso gut möglich, daß für das Kirchenregiment nur ein kleiner Bruchtheil des Rathes vorhanden wäre.*) Bei den Sechszigern — dem andern Factor — ist das Verhältniß zwar ein anderes. Hier müssen beide Stellungen sich decken. Es kann kein Mitglied dieses Körpers geben, das für die Verwaltung der Kirchen-Angelegenheiten ausgeschlossen wäre. Sie wurden einst mit Rücksicht auf die Kirche gewählt — und waren nun in Folge dieser Wahl Mitglieder des bürgerlichen Collegiums. So ist es geblieben. Die Wahl eines Subdiaconus (— aus den Subdiaconen aber gehen hernach die Diaconen oder Sechsziger hervor —) geschieht noch jetzt in dem kirchlichen Gebäude, wenn man zur Besorgung kirchlicher Geschäfte bei einander ist. Die Erfahrung aber lehrt, daß dies bloße Form sey. Es ist nicht eine Hauptrücksicht, daß man einen kirchlichen Mann wähle. Man faßt vielmehr ins Auge, was er in Folge dieser Wahl für den Staat seyn werde. Mit Rücksicht hierauf nimmt man Bedacht, daß ein guter Börsen- oder Geschäftsmann, ein Mann von patriotischer Gesinnung gewählt werde. Um seine kirchliche Stellung küm-

*) Die Sechsziger heißen in ihrer Stellung zur Kirche Dia- nen und führen jenen ersteren Namen nur als bürgerliches Colle- um. Da es nun keinen Sechsziger giebt, der nicht Diaconus wäre, e sogenannten Subdiaconen aber, wie später erwähnt werden rd, auf kirchlichem Wege erwählt werden und durch diese Wahl erst ne bürgerliche Stellung bekommen, so wird unser Urtheil über die estaltung des Kirchenregiments nicht im Mindesten verändert, ob ch das Mandat anders erklärt würde, als „von den gemeinen ürgern" gegeben.

*) Als man die Wahlfähigkeit eines Rathmannes in der angegebenen Weise erweiterte und dabei doch noch festhielt, daß die Lutherische Kirche die Staatskirche bleibe, ist nicht — wie es billig hätte geschehen sollen — festgesetzt worden, daß eine gewisse Anzahl von Rathsmitgliedern der Lutherischen Kirche angehören müsse (s. Bartels a. a. O. p. 313). Daher kann der erwähnte Fall sehr wohl eintreten. Derselbe Rath- und Bürgerschluß, der Nicht-Lutheraner zum Senate wahlfähig machte (vom 20. Oct. 1814) öffnete denselben auch mehrere Ehrenämter, die bis dahin nur von Lutheranern bekleidet wurden. So können nun auch Katholiken und Reformirte in die Verwaltung solcher Stiftungen gelangen, bei denen Prediger angestellt sind. Bei der Wahl dieser Prediger concurriren denn auch jene Nicht-Lutheraner mit, wenn sie nicht selbst die Ungehörigkeit und Unbilligkeit eines solchen Verfahrens einsehen und freiwillig zurücktreten.

mert man sich nicht; es können Männer gewählt werden unbeschadet ihrer Theilnahme an freigemeindlichen Bestrebungen und ihrer ausgesprochenen Aversion gegen die Lehre der Kirche und ihre Ordnungen. Mit dem Klingelbeutel sammeln, die Gelder der Kirche verwalten, Prediger wählen — darin sieht man die Gesammtheit der kirchlichen Functionen und zu diesen wird ja ohne Weiteres tüchtig seyn, wem man die Tüchtigkeit zur Theilnahme an der Staatsverwaltung zuerkennt. Es leuchtet ein, wie diese Art der Verbindung zwischen Staat und Kirche unter dem Einfluß des gegenwärtigen Zeitgeistes nur zum Ruin der letzteren gereichen kann. Die Kirche muß es sich gefallen lassen, daß die Börse oder eine politische Macht durch ihre Aemter diejenigen hindurchführt, welche sie zu ihren Vertretern in den Staatsgewalten haben möchte. Insofern ist grade diejenige Kirche, die als Staatskirche die bevorzugte seyn soll, vor allen anderen die am Meisten geknechtete.

Das Kirchenregiment ist in Hamburg gänzlich in Laienhänden; kein Geistlicher sitzt in der obersten Kirchenbehörde, keiner in den Vorständen der einzelnen Kirchen. Nur bei Einem Acte wird von den Letzteren ein Geistlicher hinzugezogen, nämlich bei der Predigerwahl. Sonst aber haben die Prediger weder Theil an der Verwaltung des Kirchengutes noch irgend welches Recht bei der Erwählung und Beaufsichtigung der meisten kirchlichen Beamten u. dgl. Dem Kirchenregiment und den einzelnen Kirchspielsbehörden gegenüber erscheinen die Prediger als Personen, denen in diesem Kirchspiele die Concession zu taufen, copuliren u. dgl. gegeben ist und die in bestimmten Stunden sich eines festen Platzes in der Kirche, der Kanzel oder des Beichtstuhls, bedienen dürfen. Eine eigentliche Verbindung zwischen den Vertretern der Gemeinde und den Predigern findet nicht statt, ja in sehr vielen Fällen werden jene den letzteren weder von Angesicht noch dem Namen nach bekannt seyn.

Bei wichtigeren Maaßnahmen wendet das Kirchenregiment sich an das Ministerium, d. i. die gesammte Geistlichkeit der Stadt, welcher ein berathendes Votum zusteht. Die Entscheidung über die Wichtigkeit und Bedeutung der Angelegenheit steht aber beim Kirchenregimente und die Tragweite der Ministerial-Entscheidung ist eben die eines guten Rathes. Wie steht es aber um diesen Consulenten? Das Ministerium ist ein Körper, dem jedes neue Glied bei seinem Eintritte Gehorsam und Ehrerbietung geloben muß, eine Gemeinschaft, die sich insofern in völligster Freiheit bewegt, als es eine Ministerial-Ordnung, eine gesetzliche Bestimmung der Verpflichtungen und Befugnisse des Ministeriums, eine Anweisung für den Geschäftsgang durchaus nicht gibt, eine Verbindung, die jährlich ein-, zwei- oder dreimal zusammentritt, je nachdem das Oberhaupt, der Senior, es für nothwendig erachtet. Beschlußnahmen des Ministeriums erhalten nur dann eine gesetzliche Kraft, wenn sie der Kirchenbehörde zur Bestätigung unterbreitet werden. Wo dies nicht geschieht, geht es mit solchen Beschlußnahmen — wie die Erfahrung oftmals gelehrt hat — nach der Willkür; es richtet sich nach ihnen, wer da will. Bei der Einführung von Büchern zu kirchlichem Gebrauche, Festgebeten u. s. w. pflegt der Senat sich meistentheils der Hülfe des Ministeriums zu bedienen. Gesetzlich steht aber auch über diese Mitwirkung des Ministeriums nichts fest. So konnte es z. B. kommen, daß 1730 bei der Jubelfeier der Reformation der Rath mit einem Kirchengebete hervortrat und das Ministerium desgleichen, was einen Streit verursachte, aus welchem beide Theile als Sieger hervorgingen, indem das Ministerialgebet erst die Censur des Rathes sich gefallen lassen mußte und dann von den Stadtkanzeln verlesen ward, während das Senatsgebet im Städtchen Bergedorf und in den Vierlanden gebraucht wurde (s. Zimmermann, zur Feier des dritten Jubelfestes ꝛc. Hamb. 1830). Aehnlich war es bei der Anfertigung des vorigen Gesangbuches, dessen Gestalt wesentlich unter der Scheere eines Rathsabgeordneten erhielt (s. Geffcken, die Hamb. Niedersächsische Gesangbücher. Hamb. 1857). — Die hauptsächliche Bedeutung, welche ein Geistlicher durch den Eintritt in das Ministerium erlangt, besteht darin, daß er Mitglied der Prediger-Wittwen-Kasse wird.

Die Stadt ist in fünf Kirchspiele eingetheilt. Diese Eintheilung gilt für den Staat sowohl wie für die Kirche; und gerade in dieser auf beide Theile sich erstreckenden Eintheilung liegt ein unberechenbarer Schaden für den letzteren Theil. In der Bürgerschaft nämlich wird nicht nach der Gesammtheit der Virilstimmen gezählt, sondern es handelt sich darum, ob in einer Sache die Majorität der Kirchspiele für sie sei, wodurch bei der Ungleichheit der Kirchspiele nicht selten die Minorität zur Sieger in wird. Für diesen Modus ist aber eine ungleiche Zahl der Kirchspiele nothwendig. Die vorhandenen um zwei oder vier zu vermehren, kann man vorzüglich um deßwillen sich nicht entschließen, weil dann der Schwerpunkt der Bürgerschaft nicht mehr bei den drei kleineren hauptsächlich von der Kaufmannschaft bewohnten Kirchspielen bleiben würde. Bei der engen Verbindung aber zwischen Staat und Kirche muß die letztere sich nun gefallen lassen, daß sie Kirchspiele hat, deren Ungleichheit am Besten in die Augen fallen wird, wenn wir die im Jahre 1856 vollzogenen Taufen zusammenstellen. Von denselben kommen auf St. Petri 318, St. Nicolai 194, St. Catharinen 547, St. Jacobi 889, St. Michaelis 1566. Die Arbeitskräfte sind aber — mit Ausnahme des kleinsten Kirchspiels St. Nicolai — sich vollständig gleich. Eine Gemeinde von 4800 Seelen wie eine von 9000 hat einen Pastor und drei Diaconen, ja die erstere — St. Michaelis-Gemeinde — welche in thesi vier Diaconen hat, führt seit Jahrzehnden das vierte Diaconat als vacant im Staatskalender auf*). Da St. Nicolai und St. Michaelis Kirchspiel an einander gränzen, so wäre, als das erstere seine Kirche durch die große Feuersbrunst verlor und ein Neubau nöthig wurde, mit leichter Mühe eine Ausgleichung des Mißverhältnisses möglich gewesen, — aber die damals laut gewordenen Stimmen, namentlich die verdienstlichen Nachweise des Herrn Dr. Geffcken blieben unberücksichtigt. Noch mehr aber wirkt diese Ungleichheit der Kirchspiele bei Gleichheit der Arbeitskräfte zum Ruin des kirchlichen Lebens durch die Durchführung dessen, was man in Hamburg für kirchliche Ordnung hält. Zu dieser gehört nämlich wesentlich die Uebereinstimmung in allen Gebräuchen und Einrichtungen. Mag z. B. in dem Einen Kirchspiel diejenige Gottesdienststunde, die in dem Andern zweckmäßig ist, wegen seiner Bewohnerschaft eine gänzlich unpassende seyn, sie muß der Conformität wegen inne gehalten werden; und bei der Weise, in welcher die kirchlichen Handlungen in den Häusern vollzogen werden, der eine Prediger an Einem Sonntage eben soviel zu taufen und zu copuliren haben, als ein anderer in der anderen Gemeinde in einem halben oder wohl gar in einem ganzen Jahre, — daß dadurch die Handlung selber beeinträchtigt wird, das Amt, das kirchliche Leben leidet, schadet nicht; es herrscht doch Uebereinstimmung in den Gemeinden. Würde jedes Kirchspiel sich nach seinen Bedürfnissen richten, so würde die Ordnung gestört werden. — Grade an diesem Conformitäts-Streben ist in Hamburg schon mancher Besserungsversuch

*) So geschieht es seit 44 Jahren. Wenn also die Nicolai-Gemeinde sich trösten will, daß sie nur interimistisch zwei Prediger habe statt drei, so läßt sich aus dem Erwähnten abnehmen, wie lange möglicherweise ein solches Interim in Hamburg dauern kann.

scheitert. Dasselbe hängt aber gewiß damit zusammen, daß man die Kirche gar nicht anders als in Verbindung mit den bürgerlichen und staatlichen Verhältnissen zu betrachten gewohnt ist.

Die Geistlichen werden gewählt von den Kirchenvorständen und zwar nach einem Modus, der seit drei Jahren ein anderer ist als früher. Früher machte ein kleines Collegium, die s. g. Beede, den weiten, ein größeres, das kleine Kirchen-Collegium, den engen Aufsatz, und das große Kirchen-Collegium mit Einschluß der eingepfarrten Rathsmitglieder wählte. Durch diesen Weg fühlte sich das letztere beschränkt; es wollte sich einen Vorschlag machen lassen, sondern ihn sich selber machen. So ist es nun derselbe Körper, der den Act durch alle drei Stadien hindurchführt, ein Verfahren, bei welchem der frühere logische Fortschritt gänzlich fehlt, und das offenbar eine Frucht jenes Strebens ist, auch in der Kirche die Majoritätenherrschaft zur Geltung zu bringen. Das theologische Urtheil über die präsentirten Candidaten gibt, wenn ein Pastor gewählt werden soll, der Senior des Ministeriums, bei der Wahl eines Diaconus der Pastor der Pfarrkirche, der zuletzt bei der Wahl eine entscheidende Stimme hat. Sobald der Wahlaufsatz angefertigt ist, wird er dem Ministerium zum Scrutinium vorgelegt. Dieses, wodurch erklärt werden soll, ob einer der Ministerialen gegen Lehre und Leben dieses oder jenes präsentirten Candidaten etwas einzuwenden habe, wird dem Herkommen nach schriftlich gehalten; wobei die Majorität der Stimmen entscheidet. Wenn also einer der Präsentirten etwas wirklich Gravirendes wider sich hätte, das aber den Zwanzig zuerst Votirenden unbekannt und erst dem Einundzwanzigsten bekannt wäre, so würde er nichts desto weniger durch dies Scrutinium zugelassen werden. Der Gewählte bedarf dann noch der Bestätigung des Senats, und eben in dieser liegt seine Vocation. Curios nimmt sich nun das Colloquium aus, das mit dem Neuerwählten, nachdem er bereits vom Rathe bestätigt ist, gehalten wird. Es soll die kirchliche und theologische Tüchtigkeit ermitteln. Dieselbe mag gleich Null seyn — durch das Colloquium ist an dem Resultat der bisherigen Schritte nichts mehr zu ändern. Dem Erwählten aber legt es die Pflicht auf, die Gedanken an die zu beginnende Amtsführung in den Hintergrund zu drängen, dagegen Muret, Erasmus und andere neuere Latteiner ihrer Sprache wegen, soweit es in den wenigen Wochen geschehen kann, zu studiren, um praestanda prästiren zu können. Wäre es wirklich die Hauptsache, die Tüchtigkeit zum geistlichen Amte zu ermitteln, so würde man diese Form des Colloquiums längst beseitigt haben. Aber nun läßt sich Manches mit Ungeschicklichkeit und Undeutlichkeit im Ausdruck entschuldigen. So sehr wir dem Latein das Wort reden für das Examen der Candidaten, so sehr wir es beklagen, daß die jetzige Art Theologie zu studiren mit allzu großer Vernachlässigung classischer Bildung verbunden ist, ebenso sehr schmerzt es uns, wenn die Latinität zu einen Dienst gestellt wird, der für die Gegenwart nur ein Dienst der Lüge ist. Das Colloquium ist seiner Idee nach die Einleitung zu der mit ihm verbundenen Unterschrift der symbolischen Bücher. In praxi aber ist die letztere ein Anhang zu dem ersteren, der sich ihm ohne gehörige Motivirung verbindet. Die Hamburgische Kirche ist ein deutlicher Beweis, wie wenig auch die unbedingte Symbolverpflichtung zum Schutz der Kirche gegen Irrlehre hinreiche. Die Symbole sind unterschrieben worden pure et nude von Solchen, die gegen dieselben Schriften aufgetreten sind und unmittelbar nach einer Predigt, in welcher sich der Ordinandus unumwunden gegen die Symbole ausspricht, nimmt man am Altare seine eidliche Zusage entgegen, mit welcher er sich zu dem Abschnittt der formula committendi bekennt, in welchem es heißt: „Die Gemeine, zu der Sie berufen sind, erwartet mit Recht von Ihnen, daß Sie Ihren Unterricht nach der unveränderten Augsburgischen Confession und den übrigen öffentlichen Bekenntnißbüchern unserer Evangelischen Kirche und dieser Stadt abfassen, und nicht durch Abweichungen von denselben, Verwirrung und Aergerniß unter ihren Zuhörern oder Uneinigkeit unter den übrigen Lehrern anrichten. Alle Lehren, zu welchen wir uns öffentlich bekennen, müssen auch von Ihnen freimüthig bekannt und nie aus Menschengefälligkeit oder Menschenfurcht verheimlicht, verdrehet oder gar verleugnet werden." Der Eine sagt, es heiße „die Gemeine erwartet ꝛc.," seine Gemeine aber, die ihn gewählt habe, erwarte es nicht, daß er sich nach den Symbolen richte; der Andere erklärt, sie gälten ihm als Erklärung gegen die Katholische Kirche; der Dritte meint, so gut wie dieser oder jener Vorgänger und College könne er sie auch unterschreiben, — und bei den Empfängern der Unterschrift heißt es: Ueber den Sinn, in welchem sie stattfindet, haben wir nicht zu entscheiden. Eigenthümlich würde die Situation seyn, wenn ein Geistlicher nach seiner Wahl und bereits empfangener Vocation und Bestätigung durch das Kirchenregiment die Unterschrift der symbolischen Bücher verweigern würde und doch die Ansprüche auf die Pfarre, zu welcher er berufen ist, nicht aufgeben wollte. Was dann geschehen würde, ist nicht abzusehen; doch hat noch Keiner, der zum geistlichen Amte in der Stadt erwählt war, bei dieser Unterschrift solche Gewissensbedenken gehabt, die nicht wären zu beseitigen gewesen! — Außer den in der angegebenen Weise zum Amt gelangten Geistlichen haben nur die Candidaten des Hamburgischen Ministeriums das Recht, die Kanzeln der Stadt zu betreten. Früher ist im Interesse der Orthodoxie die Anordnung getroffen, daß fremden Geistlichen erst nach besonderer Erlaubniß durch den Rath und das Collegium der Sechsziger auf Antrag des Ministeriums die Kanzel zu einer Predigt anvertraut werde. Ueber diese Anordnung wird sorgfältig gewacht; trotzdem daß der Amtskräfte so wenige, und daß eine ziemliche Anzahl fremder Candidaten und emeritirter Prediger sich in Hamburg aufhält, deren Hülfe leicht zu erlangen und gewiß nicht zu verachten wäre — wird, jetzt aber wohl weniger im Interesse der Orthodoxie, darauf gehalten, daß dieselben sich erst einem Hamburgischen Examen unterwerfen — und zwar, nachdem ein volles Jahr seit der Anmeldung verflossen ist. In den Landgemeinden dagegen — unweit der Stadtthore — können blos mit Genehmigung des betreffenden Pastors alle fremden Pastoren und Candidaten, ja selbst Hamburgische Gymnasiasten und Primaner des Johanneums predigen. — Candidaten des Ministeriums gibt es gegenwärtig reichlich im Verhältniß zu den zu besetzenden Stellen. Ihre Hauptbeschäftigung und ihr Nahrungszweig ist das Stundengeben. In Hauslehrerstellen finden sich vorzugsweise fremde Candidaten ein. Die Kirche hat keine Verpflichtungen gegen ihre Candidaten; Anciennität begründet keine Vorrechte — sonst würden Manche dieselben reichlich aufzuweisen haben, da es Candidaten gibt, die eine zwanzig-, dreißigjährige Candidatur hinter sich haben. Geht Einer nach Amerika und kehrt, nachdem er dort der Kirche in einem beschwerlichen Amte gedient hat, in die Heimath zurück, so wird er, der in Landeskirchen mit Consistorialverwaltung dadurch die Anwartschaft auf baldige Beförderung erhalten haben würde, in der Candidaten-Liste wieder der Jüngste. Ueber die Fortentwicklung der theologischen Bildung hat der Hamburgische Candidat keinerlei Rechenschaft abzulegen. Mit dem ersten Examen ist Alles absolvirt. Dieses wird von den Pastoren der fünf Hauptkirchen nach einem bestimmten Turnus gehalten. Daraus läßt sich abnehmen, ob es seiner Bedeutung nach den Prüfungen

gleichstehen könne, welche von anders componirten Examinations-Commissionen anderer Landeskirchen gehalten werden. Es ist die Frage, ob es nicht viel zweckmäßiger wäre, diese Examina denjenigen Universitäten zuzuweisen, welche die Candidaten vorher zuletzt besucht haben, oder ob es nicht im Interesse der Hamburgischen Kirche und der Candidaten selber wäre, wenn man mit einer benachbarten Landeskirche eine Convention abschlösse, derzufolge die besondere Hamburgische Candidatur zu seyn aufhörte. Auf bürgerlichem Gebiete würde es hiefür genug Analoga geben, die der praktische Sinn der Hamburger hervorgerufen hat. Wenn der Hamburgische Candidat nicht dazu gelangt Stadt- oder Landprediger zu werden, und sein ganzes Leben nicht im Candidatenstande zubringen will, so wird er Katechet oder Oberküster, wobei er dem Ziele, das er bis dahin vor Augen hatte, am Nächsten bleibt, sofern er in diesen Stellungen die Verpflichtung zum Predigen hat, oder er geht in's Schulfach entweder so, daß er eine Anstellung bei den Staatsanstalten übernimmt, oder so, daß er selbstständig eine Privatschule begründet, wobei er dann entweder wie diejenigen Candidaten, die ganz in bürgerliche Geschäftskreise eintreten, sich aus der Candidatenliste tilgen läßt, oder sich das Recht des Predigens und der Beförderung zum geistlichen Amte reservirt. Einige, aber wenige finden auch wohl im Auslande, was sie in der Vaterstadt vergeblich zu erreichen suchten. Dieß Alles würde nicht nöthig seyn, wenn, wozu in den Verhältnissen wohl genugsam Aufforderung vorhanden ist, die Kirche sich ein geistliches Helferamt bildete, wie es anderswo im Vicariate sich findet.

Zum Ministerio gehören außer den Predigern der Hauptkirchen die vier Pastoren der beiden Vorstädte und die von einigen öffentlichen Anstalten, der des Waisenhauses, der des Werk- und Armen- und der des Krankenhauses. Früher, als die Stadt noch von bedeutend kleinerem Umfange war, gab es solcher Predigerstellen, die den sogenannten Nebenkirchen angehörten, mehrere. Einige sind gänzlich eingegangen, andere in Katechetenstellen umgewandelt. Manche von den Arbeiten, die sonst besonderen Predigern oblagen, werden jetzt von denen der Hauptkirchen mitverwaltet oder durch Candidaten versehen. Die eine der eingeäscherten Kirchen dient mit ihrem Capital nur noch als Unterstützungs-Anstalt für die Pfarrkirche, in deren Sprengel sie lag, sie hilft die Prediger um ihrer früher geleisteten und nicht geleisteten Dienste willen besolden. — Es bedürfte also vorläufig gar nicht so sehr der Gründung neuer, als vielmehr blos der Wiederaufnahme früher schon vorhandener geistlicher Stellen, um die kirchlichen Arbeitskräfte zu vermehren.

Wenden wir uns jetzt einen Augenblick von der Stadt zum Lande. Hamburg hat in der Nähe der Stadt sieben, am Ausflusse der Elbe vier *) eigene Landgemeinden und an die ersteren angränzend sechs, welche einen mit Lübeck gemeinsamen Besitz bilden, einzelne im Hannoverschen oder in Holstein gelegene Enclaven sind bei den nächstgelegenen Kirchen eingepfarrt. Die höchsten kirchlichen Instanzen sind resp. der Rath von Hamburg und die Senate dieser und der genannten Schwesterstadt. Im Namen dieser wird das Regiment verwaltet in dem privativen Gebiete resp. von den Landesherren der Guestlande, denen der Marschlande und dem Amtmann von Ritzebüttel, welche alle Mitglieder des Rathes sind, und in dem beiderstädtischen Gebiete von dem durch beide Städte constituirten Amtsverwalter zu Bergedorf und der ihm vorgesetzten Visitationsbehörde, bestehend aus Rathsmitgliedern beider Städte. Stehen diese Gebietstheile in bürgerlicher Hinsicht zur Stadt, wie einst die Römischen Provinzen unter ihren Prätoren zu Rom, so stehen in den meisten die genannten Vorgesetzten als Patrone der betreffenden Kirchen da. Manche der Patronatsrechte sind freilich in neuester Zeit verloren gegangen; bis 1835 gehörte zu denselben für die Landherrnschaften auch die Predigerwahl. Jetzt geschieht dieselbe entweder durch den Senat oder durch die Landherren in Verbindung mit den Kirchgeschwornen der betreffenden Gemeinde. In dem beiderstädtischen Gebiete findet sie, was die zur Wahl zu präsentirenden Candidaten anlangt, abwechselnd statt, bald von Hamburg, bald von Lübeck. Auch hier sind die Vertreter der Gemeinde bei dem Wahlacte mitbetheiligt. Bei allen diesen Wahlen aber concurrirt der Senior entweder mit berathender oder mit entscheidender Stimme. Diese Landgeistlichkeit bildet officiell nur in Einer Hinsicht eine Corporation, nämlich bei der Land-Prediger-Wittwen-Casse. Sie wird aber auch durch eine Conferenz vereinigt, an welcher sich nur nicht die Prediger des Amtes Ritzebüttel — diese aus localen Gründen — sonst aber mit unbedeutenden Ausnahmen alle betheiligen. Da in dieser Conferenz ein echt brüderlicher Sinn vorhanden ist und bei mancherlei theologischen Verschiedenheiten eine lebendige Einheit in Christo, dem alleinigen Oberhaupt der Kirche, sich geltend macht, auch die Versammlungen in theoretischer und praktischer Hinsicht, ihre segensreiche Ausbeute gewähren, so haben sich manche Stadtgeistliche, die unter sich einer solchen Vereinigung leider entbehren, jener Conferenz angeschlossen. Wenngleich die erste Entstehung derselben schon in frühere Zeiten fällt, so gehört sie in ihrer gegenwärtigen Gestalt doch in die Zeit der Errungenschaften. — Zu dem Ministerio hat die Landgeistlichkeit keine andere Stellung als alle anderen Glieder der Hamburgischen Landeskirche. Jenes führt aber auch keine andere geistliche Aufsicht über diese, als über alle anderen Glieder. Früher war es sogar eine Sitte, über welche die Stadtgeistlichkeit mit Eifersucht wachte, daß der Landprediger im vollen Ornat in die Stadt zu kommen sich nicht erdreiste. Es sind erst wenige Jahre her, daß Landprediger bei öffentlichen Gelegenheiten es sich herausnahmen und dadurch über ein lächerliche Kluft hinwegsprangen. Die Beaufsichtigung jener Geistlichen und ihrer Gemeinden wird von den schon genannten aus Laien bestehenden Behörden geübt. Die sogenannten Kirchenvisitationen aber bestehen de facto in nichts Anderem, als in einer Durchsicht der Kirchenbücher und einer Abhaltung von Schul-Examinibus. Dennoch tritt hierbei ein wesentlicher Unterschied zwischen Stadt und Land hervor. Haben in der Stadt die Geistlichen mit den äußeren Angelegenheiten der Kirche nicht zu thun, so sind die der Landgemeinden an der Verwaltung derselben mitbetheiligt und führen in ihren Kirchenvorständen den Vorsitz. Ebenso ist auch das Band zwischen Kirche und Schule ein viel engeres als in der Stadt. Ueberdieß ist wegen der Geschlossenheit der Gemeinden die Stellung des Predigers zu den Gliedern derselben eine viel engere und gesetzlich geordnete. Was übrigens das Verhältniß anlangt, in welchem die Gemeinden auch in kirchlicher Hinsicht zu Denjenigen stehen, die wir vorhin den Römischen Prätoren verglichen, so läßt sich nicht leugnen, daß unter Umständen sich die nachtheiligen Folgen des Territorialismus geltend machen können und wirklich geltend gemacht haben; und der Umstand, daß jene die höchste Instanz noch nicht bilden, reicht nicht immer hin, solche Folgen zu beseitigen. Dennoch hat unter Mitwirkung anderer Factoren kirchliche Ordnung und kirchliches Leben sich in den Landgemeinden besser als in den städtischen bisher aufrecht erhalten lassen.

*) Eine dieser vier — das Kirchspiel Altenwalde — gehört zugleich der Hannoverschen kirchlichen Jurisdiction an. Der Prediger wird von Hamburg erwählt, aber vom Consistorium zu Stade ordinirt und eingeführt. Daher wird auch abwechselnd das Hamburgische und das Hannoversche Kirchengebet beim Gottesdienste gebraucht.

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz. Druck von Trowitzsch und Sohn.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1857. Mittwoch den 2. September. № 70.

Böhmen und Mähren im Zeitalter der Reformation von Anton Gindely. Erster Band. Geschichte der Böhmischen Brüder. Erster Band. — Auch unter dem Titel:

Geschichte der Böhmischen Brüder von Anton Gindely. Erster Band (1450—1564). Pkag. Carl Bellmanns Verlag. 1857. 8.

Die Böhmischen Brüder sind eine kirchenhistorisch zu bedeutende Erscheinung, als daß eine Monographie, die deren Geschichte behandelt, nicht in aller Weise willkommen genannt werden müßte. Schon die kleineren hier einschlagenden, vor mehreren Jahren erschienenen Arbeiten von Lochner waren höchst interessant. Hier aber liegt uns eine Arbeit vor, welche aus der Fülle der Quellen und mit vollständigster Kenntniß derselben, auch der böhmisch geschriebenen, grade wichtigsten und doch meist wegen Unkenntniß der Sprache ganz hintangesetzten, entstanden ist. Schon das würde einen außerordentlichen Vorzug dieser Arbeit bilden — es kömmt aber noch ein höherer Vorzug hinzu. Der Verfasser besitzt in seltenem Grade wahrhaft historischen Sinn. Ohne Zweifel für seine Person Katholik, bezeichnet sich der Verfasser doch nur in leisen Linien als solcher, oder vielmehr als einer, der die Gebrechen und Ausartungen dieser Sectenbildung der Böhmischen Brüder klar erkennt und ein Eintreten für diese Ueberzeugungen von sich fern hält — aber übrigens sucht er diese Erscheinungen aus ihnen selbst zu begreifen, und beweist in seiner Objectivität Personen wie Dingen eine wahrhaft christliche Liebe. Es ist ein Buch reicher Belehrung und vortrefflichster Form.

Unsere Anzeige soll natürlich Niemandem, der ein Interesse für diese Partieen der Kirchengeschichte hat, die Lecture des Buches unnöthig machen. Wir beschränken uns daher auf ziemlich allgemeine Uebersichten und wollen auch diese nur bis zum J. 1500 ausdehnen, d. h. bis auf den Tod des ersten Bischofs der Brüdergemeinden, des Mathias von Kunheim. Es ist das die Zeit der Bildung und ersten Grundlegung dieser eigenthümlichen Erscheinung. Die Hussitischen Bewegungen und wie sie namentlich in den späteren Zeiten der Hussitenkriege und kurz nach denselben einer großen Zahl einzelner wunderlicher Secten das Daseyn gaben, sind im Allgemeinen bekannt genug. Die Folge dieses Zerfahrens in kleine, durch die subjective Auffassung religiöser Gedanken nach dem Belieben und Verstande Einzelner bemessener Secten, war allmälig die Herabsetzung des geistlichen Standes. Noch die Taboriten hatten äußerst wenige Priester gehabt, die nicht wenigstens von einem seinerseits ordentlich geweihten Priester ihre Weihe empfangen gehabt hätten. „Allein unter diesen (späteren) Schwärmern hatten sich die meisten entweder eigenmächtig zu Priestern aufgeworfen, oder waren von Laien dazu gewählt und geweiht worden. Daß Schuster und Schneider, Nadler und Bräuer, Müller und Böttcher die christlichen Mysterien celebrirten, war nun nichts ungewöhnliches. Ja, wenn eigentliche Priester in diese Verbindungen traten, so nöthigte sie eine gewisse Eifersucht der Menge, ihrem priesterlichen Charakter zu entsagen und, wie man sagte, den Priesterstand abzulegen.“ — In diesem Treiben ging den Leuten, wie wieder in neuester Zeit uns Protestanten größtentheils in dem modernen, subjectiv-religiösen Treiben, der Begriff der Kirche ganz verloren. Sie sehen in der Kirche nichts weiter mehr als eine allgemeinere Anstalt zu subjectiver Erbauung; die rechte Braut Christi ging verloren und an ihre Stelle trat ein Wesen, was der persönlichen Bildung und Neigung und dem subjectiven Bedürfnisse und Wohlgefallen des Einzelnen, der herablassend genug war, sich erbauen zu wollen, dienen sollte. Es war diesem Zustande ganz analog, daß man sich hauptsächlich um einzelne Männer auch in den Kreisen schaarte, wo man übrigens den Priesterstand und die Weihe zu demselben noch festhielt, daß also bis auf einen gewissen Grad auch die utraquistischen Kreise von jener subjectiven Zerfahrenheit angesteckt wurden, wie man in neuester Zeit, seit der Begriff der Kirche den Leuten aus den Köpfen verschwunden ist, sich um einzelne Lehrer — etwa Schleiermacher, Neander u. s. w. oder in kleineren Kreisen um apart gefallende Prediger zusammenthut. „Rokycana (spr. Rokyzana), obgleich das Haupt der Utraquisten (die Böhmen hatten ihn 1435 zum Erzbischof gewählt), trat doch zu seinen nächsten Anhängern in das Verhältniß eines Meisters zu seinen Schülern. Eine besondere Intimität kann dasselbe vor dem J. 1452 nicht erlangt haben, denn so lange war doch stets Hoffnung für ihn vorhanden, das geistliche Haupt der ganzen Nation zu werden. Aber dieses Jahr wurde für ihn zu einer Epoche.“ — „Während er die alte Kirche zu zerstören sich unterfing, schwebte ihm nicht etwa als Musterbild der Zustand der ersten Gemeinden vor. Für einen machtlosen Bischof wußte er sich nicht zu enthusiasmiren; aber er wollte eine neue Kirche gegründet sehen, in der die Gewalt des

Pontificates, die ihm so hinderlich gewesen, vernichtet wäre." Wir brauchen nun für unsere Zwecke den Schwankungen dieses Mannes, in dem einzelne gute Momente mit Schwächen der verschiedensten Art, und namentlich mit einem brennenden Ehrgeize rangen, nicht im Einzelnen nachzugehen. Einen wesentlichen Einfluß hatte natürlich auf einen solchen Mann die Haltung des weltlichen Regimentes, und so setzte er nach König Ladislavs Tode längere Zeit große Hoffnungen auf Georg Podiebrad. Auf einen größeren, aber äußerlich bis dahin wenig hervortretenden Kreis hatte in der nächst vorhergehenden Zeit durch Wort und Schrift ein Mann, den wir wohl am Besten als einen Stillen im Lande bezeichnen, ein gewisser Peter von Chelczic (spr. Cheltschiz) tiefen Einfluß gewonnen. Seine Lebensumstände sind sehr dunkel — wahrscheinlich war er ein kirchlicher Präbendat, doch kein Geistlicher — mit Unrecht haben ihn einige zu einem Schuster machen wollen. Er wendete seinen religiösen Eifer besonders den gesellschaftlichen Zuständen zu und war von einem großen Hasse sowohl gegen jede Art Priesterstand als gegen den Adel erfüllt. Es scheint ihm ein Zustand brüderlicher Gemeinschaft der Menschen als Chimäre vorgeschwebt zu haben. In geistigen und geistlichen Dingen sollte keine Art Zwang gelten und die Bibel die einzige Autorität seyn — natürlich nach subjectiver Auslegung, obgleich er wie alle subjectiven Geister dann doch seine Auslegung mit besonderen Gewichten geltend machte. Vermögen, Rang und Stand sollten unter den wahrhaft Gläubigen nicht sichtbar werden; der Eid sey eine verruchte Erfindung; von anders Denkenden müsse man Alles dulden, sich wie ein Lamm zur Schlachtbank schleppen lassen, nur nicht den Glauben aufgeben; leiden, nur nicht verfolgen. Der Krieg um jedes Zweckes willen sey gleich verflucht. Clerus und Adel griff er aber mit furchtbarer Bitterkeit an: — „Durch die Vereinigung dieser Schandmenschen werde die Kirche Christi belagert, ja! vernichtet." — Dieser Mann entging, weil seine Bitterkeit nur in Gesprächen mit leidlich gleichgesinnten und in unter der Hand verbreiteten Schriften ausbrach, allen härteren persönlichen Verfolgungen, und seit 1452, wo Rokycana alle Hoffnung auf eine Ausgleichung mit der Römischen Kirche aufgab, sehen wir ihn mit Rokycana in Verbindung, und Rokycana voll Achtung vor Peter, den er sogar selbst besuchte, und eine Vereinigung, mit welchem wohl nur dessen subjective Auffassung der Abendmahlslehre und dessen durchgreifender Unabhängigkeitssinn und subjectiv-geistiger Trotz hinderte. Unter Rokycana's Anhängern war aber auch ein Sohn seiner älteren, an einen Böhmischen Rittersmann verheiratheten Schwester, fast in gleichem Alter mit Rokycana, Namens Gregor, der früher Barfüßermönch gewesen, aber durch die Hussitischen Stürme aus seinem Klosterleben aufgescheucht worden war. Als nun Rokycana von Neuem nach Ladislavs Tode von ehrgeizigen Planen bewegt ward, und die Freunde, die sich vorher um ihn gesammelt hatten, und die nicht auf diesen Wechsel der Gesinnung einzugehen vermochten, zum Theil hart anließ, schlossen sich diese zurückgestoßenen enger an den Anhang des damals eben gestorbenen Peter von Chelczic an; nur mißfie ihnen die geduldige, nicht offen mit andersglaubenden brechend Gesinnung der Freunde Peters und Rokycana interessirte sic noch soweit für sie, daß er ihnen die Möglichkeit verschaffte, sic in Kunwald, einem Dorfe der dem Könige Georg Podiebra gehörigen Herrschaft Senfftenberg, gemeinschaftlich niederzulassen Der Pfarrer Michael von Senfftenberg, zeither Taborit, schloß sich ihnen an, und so bildeten sie unter Gregors und Michaels Leitung hier eine eigne kleine Secte. Auch viele Taborite schlossen sich der neuen Secte an, brachten aber dadurch in letztere heftige Streitigkeiten hinein, indem die ersten Gründer de Secte noch an der utraquistischen, also im Wesentlichen katholischen Abendmahlslehre hingen; diese Taboriten aber ihre tabo ritische Lehre, der zu Folge Brod und Wein nur Zeichen wo ren, geltend zu machen suchten. Wirklich trat Gregor der Lehr des Peter von Chelczic, die zwar nicht ganz taboritisch wa aber Brod und Wein doch bloß in geistiger Weise für Leib un Blut erklärte, bei und verschaffte ihr im J. 1459 bei der ga zen Secte Eingang. In Folge davon änderte Michael au anderes am zeither hauptsächlich in katholischen Formen gehalt nen Gottesdienste. Diese neue Sectenbildung fand immer gri ßeren Anhang und endlich mußte König Georg nothgedrunge von ihr Notiz nehmen. Der König unterschied überdies nic ganz klar diese Secte von anderen tolleren Schwärmereien un beschloß sie am Ende alle zu unterdrücken. Rokycana zog nu seine Hand ganz von seinem Neffen Gregor und dessen Anhan ab und Gregor ward 1461 bei einer Anwesenheit in Prag neb zwei anderen Gliedern der Secte gefangen, gefoltert und eben wie die anderen beiden zum Widerruf der chelczicischen Abend mahlslehre gebracht. Auch Michael war von Kunwald weg in Gefängniß geführt worden. Sie hatten nun ihren Glauben die Transsubstantiation, überhaupt an die sieben Sacramen der Kirche, an die heilige Jungfrau und an die Fürbitte d Heiligen bekannt, und da bis jetzt die taboritische Lehre sie bl von dem ersten Punkte abgeführt hatte, blieben sie nun bei d sen Grundsätzen; einige, die die Transsubstantiation nicht wie annahmen, wurden hingerichtet. Die Verfolgung hatte aber übrigen inniger verbündet; sie gaben sich den Namen: d Brüder, und die Utraquisten betrachteten diese Brüder eine friedliche Vereinigung, die mit ihnen auf demselben wese lichen Ueberzeugungsgrunde stehe. Die meisten der Brüder delten sich in den Reichenauer Bergen an und bildeten hier i Gemeinschaft fester aus — die Grundlage der Brüderunität w daß, ohne daß Gütergemeinschaft eingeführt worden wäre, d jeder Bruder sein Gut nur für die Brüder besaß. An i Spitze stellten die Brüder einen engeren Rath, der sie lei und regierte, ungeachtet sie noch die utraquistischen Priester a als die ihrigen anerkannten; — als die Verfolgung aber f ging und während einzelne angesehene Utraquisten sie begünst ten, sie im Allgemeinen als geistlich verdächtig behandelt ihnen die Sakramente verweigert wurden, kamen sie mehr mehr zu dem Beschlusse, auch ein eignes Kirchenwesen für

herzustellen. Gregor berief 1467 die in Böhmen und Mähren zerstreuten Brüder zu einer Synode nach Lhota bei Reichenau; auch Michael kam zu dieser Versammlung, auf welcher er als Priester eines überwiegenden Ansehens genoß. Hier wählten sich die Brüder drei Priester ihrer Secte durchs Loos aus neun vorher gewählten Candidaten. Das Loos traf den Mathias von Kunheim, den Thomas von Przeloucz und den Elias von Chrzenowic — man erkannte sie durch Handauflegung der Brüder als die ihnen von Gott bestimmten geistlichen Vorsteher an und überließ ihnen zuzusehen, wie sie irgendwo die ordnungsmäßigen Weihen erlangen möchten, denn fest hielt man noch an der Succession der Charismata. Zwei Bauern und ein mittelmäßig gebildeter Ortsschreiber waren so an die Spitze gekommen. Wie sie die Succession der Weihen an sich gebracht, ist nicht ganz klar; doch stellt der Verf. als das Wahrscheinlichste hin, daß Michael, der bereits die Priesterweihe erhalten hatte, zu den Oestreichischen Waldensern, die sich einer wahren Succession ihrer Bischöfe rühmten, gesandt und vom Bischof der Waldenser, Stephan, zum Bischof geweiht worden sey. Dieser, als er zurückkehrte, weihete dann Mathias von Kunheim zum Bischofe und die beiden anderen Vorsteher zu Priestern. Michael aber trat nun zurück. Als Rokycana von diesen Schritten hörte, ward er aufs Heftigste aufgebracht, und König Georg veranlaßte 1468 auf dem Landtage zu Beneschau den Beschluß, die Brüder sollten überall aufgegriffen und zum Zurücktritt zur utraquistischen Kirche gezwungen oder hart gestraft werden. Diese Verfolgung veranlaßte eine sehr große Zahl apologetischer Schriften der Brüder, die sich gedruckt oder in Abschriften verbreiteten. So wie sich nun die Lehre in diesen Kreisen der Brüder bestimmt hatte, schloß sie sich meist an Peter von Chelczic an — die sieben Sakramente wurden beibehalten, aber jeder in die Brüderunität tretende ward, wie vorher schon die Brüder, wieder getauft und die Abendmahlslehre wie die anderen Sakramente verloren ihren objectiven Charakter, Brod und Wein waren nur geistig Leib und Blut und die Wirksamkeit hing nicht nur von der subjectiven Seelenbeschaffenheit des das Sakrament Empfangenden ab, sondern auch von der des Spendenden. Die Brüder verwarfen alle Einmischung der weltlichen Gewalt in Kirchensachen. Es war natürlich, daß diese Lehren die Verfolgung herausforderten und zwar sowohl der utraquistischen Clerisei (da durch dieselben die Charismata der Kirche alle objective Bedeutung verloren) als des Königes und der Gutsherrschaften. „Es gab keine friedsameren Menschen als die Brüder, und doch erschienen sie in keinem anderen Lichte als jeder Aufrührer; es gab keine gehorsameren Unterthanen, und doch mochten sie jedem Herrn gefährlich bedünken“ — und man kann nicht sagen, daß der Widerwille gegen sie ungegründet gewesen wäre, denn wer den kirchlichen Sakramenten die objective Bedeutung raubt, schlägt im Grunde trotz aller Friedsamkeit die Kirche in Trümmer und macht sie zu einer von jedem Winde bewegten Privaterbauungsanstalt — raubt ihr selbst allen objectiven Charakter und alle pädagogische Macht zu Erziehung der Völker und Bildung fester Sitten. Nur in kleinen, durch Verfolgung in sich comprimirten Kreisen läßt sich dann noch allenfalls eine festere Haltung bewahren, die erschlafft so wie die Verfolgung aufhört.

(Fortsetzung folgt.)

Nachrichten.

Pastoral-Conferenz zu Neudietendorf in Thüringen am 16. 17. 18. Juni 1857.

Unsere arme Conferenz, an sich schon durch die Sonderung des Erfurter Regierungsbezirks und durch die ärmlichen Lebensverhältnisse seiner Geistlichen gegen ihre größere Schwester in Gnadau zurückgestellt, hat noch außerdem in den letzten Jahren ihre Anfechtungen gehabt. Auch für dieses Jahr gestalteten sich die Aussichten nicht günstig. Die im vorigen Jahre erwählten Thesensteller waren theils durch Krankheit, theils innerlich gebunden, dem übernommenen Werke zu dienen, und so waren wir genöthigt, die früher bestimmte Ordnung fallen zu lassen und den Brüdern, welche sich freiwillig stellten, die Wahl des Gegenstandes frei zu geben. So ist das Sakrament der heil. Taufe durch Br. Mitzschke in Naumburg und die Gesangbuchsnoth, speciell die Gesangbuchsnoth in Thüringen, auf das Programm gekommen durch Br. Gerlach in Stolberg a. H. Als nun endlich alles geordnet schien, wurde der Ordner Sonntags vor der Conferenz von dem hiesigen Kreisgerichte aufgefordert, am 17. Juni an der Statt des auf Schulvisitationen abwesenden C. R. Bieck einen zum Tode verurtheilten Mörder zum Richtplatze zu begleiten und dadurch dessen Gegenwart bei der Conferenz in Frage gestellt.

Dennoch wußte der treue Herr alle eingetretenen Hindernisse gnädig zu wenden. Das lieblichste Frühlingswetter begünstigte die ergangenen Einladungen, und so hatten sich denn schon am Abend des 16ten manche Brüder auch aus der Ferne in dem lieben Neudietendorf zur Andacht der Gemeinde eingefunden, wo sie von Br. Rotteck aus Hohenmalsen aufs herzlichste willkommen geheißen wurden. Er sprach über Hohes Lied 6, 12. Der Reigen zu Mahanaim, den das Volk um das goldene Kalk zu tanzen gewohnt sey, müsse zu einem wahren und klaren Hochzeitreigen werden vor dem Lamm.

Am andern Morgen begann die eigentliche Besprechung, nachdem zuvor das Lied „Komm heiliger Geist, Herre Gott“ von den nach Verhältniß zahlreich versammelten Brüdern — es waren etwa 80 Geistliche erschienen — mit bewegtem Herzen gesungen worden war. Der Ordner mußte diesmal, da er schon von 4—6½ Uhr Morgens im Gefängnisse und am Fuße des Schaffots einen besonders schweren Dienst geübt hatte, in großer Schwachheit sein Amt verwalten. Er leitete die Berathung mit einer erbaulichen Ansprache über Joh. 8, 31, 32 ein. Er geht von dem bunten Farbentone, in welchem grade die Thüringersche Pastoralconferenz spiele, deren Glieder aus vieler Herren Ländern und also auch aus mancherlei Landeskirchen kommen, aus, um desto schärfer die Einigkeit im Geiste zu betonen, die eben hier sich in einer eben so schönen und gewissen Einigkeit des Bekenntnisses zu offenbaren habe. Es gelte eben zu bleiben an der Rede des Herrn. Sein klares, helles, deutliches Wort ist allein das Testa-

ment, da man nichts abthun und nichts dazu thun dürfe, nachdem es bestätigt worden mit dem Siegel seines Blutes und eröffnet in seiner siegreichen Auferstehung von den Todten. Sonst überall ist eine Unruhe in der Welt, ein Drängen und Treiben nach vorwärts, das sich nicht meine genug thun zu können und weder Schlaf noch Rast gönnen wolle. Hier heißt's immer und ewig wieder: verläugne dich selbst, und nimm mein Kreuz auf dich und folge mir nach! Nicht eine eigne Weisheit von innen oder draußen ist etwas, noch weniger gibt's eine Gerechtigkeit ohne Ihn, es hilft hier kein schielen und gucken, sondern wir müssen gradehin sehen auf den eingebornen Sohn Gottes allein; Er hat Leben und volle Genüge. Sonst wollen in der Weisheit der Welt wohl die Jünger auf ihrer Meister Grund bauen und daher den Anfang und Ausgang nehmen, übrigens aber ausbauen und das Werk weiter führen, und Schmuck und Zier geben nach eigner Meinung; hier ist Er allein der Ausgang und Eingang, das A und O, der Anfänger und Vollender unseres Glaubens. Sonst sehen wir überall ein Forschen, Wägen, Vergleichen und Verbinden, ein Suchen und Sorgen um die Wahrheit; Er aber forscht nicht und wägt nicht und sucht nicht und begründet nicht, Er hat auch nicht allein die Wahrheit, Er ist der Weg, die Wahrheit und das Leben. Darum sollen wir nur darnach trachten, daß wir Sein Wort haben und daran bleiben. Das bewahrt seine wunderbare Macht und Kraft und bewährt sie auch an den rohesten Gemüthern. Der Mörder, dessen Haupt vor wenigen Stunden durch das Henkerbeil fiel, war, weil er sich bis auf den letzten Augenblick für unschuldig hielt und dies noch in gleichbleibender Beharrlichkeit vor dem Richtplatze glaubte wiederholen zu müssen, in ungewöhnlicher Aufregung und für das ernsteste Wort der Mahnung unzugänglich und verschlossen, aber über der einfachen Erzählung der biblischen Geschichte wurde er weich und geduldig wie ein Lamm und nahm — man denke sich den Seelenzustand eines seiner bestimmtesten Behauptung nach unschuldig Verurtheilten! — das härteste Gericht des Herrn als eben aus der Hand des Herrn, bei aller Bewegung gegen die Menschen, willig hin. Er lauschte, gab Beifall, beugte sich, weinte und betete selbst für die Seele des andern Verurtheilten, dessen vermeintlicher Trotz ihn verderbe! Die Rede des Herrn ist wie der Blitz, der das harte kalte Erz im Augenblick trifft und zerschmilzt! So war sie, so ist sie, so wird sie seyn, so lange Menschenherzen schlagen, für die Gottlosen ein Hammer, der Felsen zerschmeißt, für die Frommen ein säuselndes Lüftchen, das Frieden fächelt. Hier darfst du weder mäkeln noch deuteln, weder küren noch wählen, weder voraneilen noch zurückgehen, sondern **bleiben!**

Als es nun zur Besprechung der Thesen über das heil. Sakrament der Taufe gehen sollte, werden zuerst die Thesen 1—6 gelesen, welche besonders das Wesen der Taufe behandeln.

Die Discussion legt sich zuerst an die 2te These an, wo Eyle die Worte: „das Innere ist der heil. Geist, der in, mit und unter dem Wasser thätig ist", als unkirchlich und nur der Lehre vom Sakrament des Altars nachgebildet verwerfen will und auch in These 4 und 5 einen Widerspruch findet, insofern jene der Taufe Kraft und Wirksamkeit zuschreibt ohne Rücksicht auf die Beschaffenheit des Täuflings, diese Kraft und Wirksamkeit an die rechte Beschaffenheit des Täuflings gebunden seyn läßt. Dieser Einwand wird nun zunächst von Mitzschke dahin widerlegt und das Verhältniß der beiden Aussprüche dahin erläutert, daß die Taufe (§. 4) objektiv ein Siegel aufdrücke, aber (§. 5) daß die also versiegelte Gabe des heil. Geistes wirke nach Maßgabe der Beschaffenheit des Täuflings zum Segen oder Unsegen, wozu noch auf Joh. 3 (Brauns) verwiesen und der Taufe eine in ihr selbst gegründete sakramentliche Kraft nach den Worten des Herrn entschieden zugesprochen wird als einem Bade der Wiedergeburt. Da Neuenhaus besonders darauf bringt, daß man sich klar werden müsse, ob die Taufe wirklich — ganz analog dem heil. Abendmahle — Segen oder Verderben bringe, und wenn dies — Mitzschke — behauptet wird, obwohl die Schrift darüber nichts ausdrücklich festsetze, so behauptet er dagegen, daß weder die Schrift noch die Symbole sagen, die Taufe wirke eben so wie Segen auch Verderben. Nur das erstere sagen sie aus, nicht das letztere. Dem kann nun nicht grabezu widersprochen werden, aber — Tümpel — aus der Natur des Sakramentes ihre wirksame Macht folgerichtig abgeleitet. Auch das Wort wirke allezeit und überall nach Jes. 55, 10. 11 und das könne gar nicht anders gedacht werden, als zum Segen oder zum Unsegen, und so müsse doch das Sakrament nothwendig und zum mindesten auch wirken, weil doch gewiß das Wort dabei sey; denn das Wasser ist ein gnadenreiches Wasser des Lebens, wie die Bekenntnisse sagen, und mit dem Worte und h. Geiste, oder, wie die Dogmatiker sich ausdrücken, mit der Trinität verbunden, so daß auch der in der These gebrauchte Ausdruck „in, mit und unter" als einfache Entwickelung dessen, was die Bekenntnisse lehren, stehen bleiben kann. Nachdem nun Neuenhaus gegen die Analogie des Wortes und seiner wirksamen Kraft gesprochen hatte, da dieses gepredigt worden, und der Hörer dagegen reagiren könne, während in der Taufe etwas an dem Menschen geschehe und er sich dabei ganz passiv verhalte, von Riemann aber auf Mrc. 16 verwiesen war zum Zeugniß, daß die Taufe nur seyn könne dem einen ein Geruch des Lebens zum Leben, dem andern ein Geruch des Todes zum Tode, so suchte der Ordner zu vermitteln. Wir müssen bei Beurtheilung der Frage auf die ursprünglichen Worte des Herrn Mtth. 28, 19 zurückgehen, wo es heißt *βαπτίζοντες εἰς τὸ ὄνομα κ. λ.* nicht, wie die Uebersetzung und dem gemäße Taufformel schließen heißt, *ἐν τῷ ὀνόματι*. Es ist daher an der constante Gebrauch zu sagen *βαπτισθῆναι εἰς τὸ ὄνομα* 1 Cor. 1, 13. Apgsch. 19, 5 oder auch kurz *εἰς Χριστόν* Gal. 3, 27. Apgsch. 8, 16 oder *εἰς τὸν θάνατον αὐτοῦ* Röm. 6, 3. 4. Es wird also der Getaufte allerdings ins Wasser getauft oder eingetaucht seyn, aber nicht in ein bloßes schlechtes, sondern in ein mit dem Namen des dreieinigen Gottes wesentlich durchzogenes, verbundenes Wasser, und es wird also der Täufling, indem das Wasser als das bloß vermittelnde und insofern an sich unbedeutende Element in der Vorstellung und folglich auch für den Glauben gänzlich zurücktritt, recht eigentlich in den Namen des Vaters, Sohnes und heil. Geistes eingetaucht oder getauft.

(Fortsetzung folgt.)

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz. Druck von Trowitzsch und Sohn.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1857. Sonnabend den 5. September. № 71.

Die Evangelische Allianz.

Die große Septemberversammlung zu Berlin ist herangenaht. Es sey noch ein kurzes Wort über sie erlaubt.

Wohl selten sind so großartige Anstalten getroffen worden, um eine kirchliche Versammlung zu Stande zu bringen, als hier. Zahlreiche Adressen sind durch die Lande verbreitet worden, in denen theils zu der Versammlung eingeladen, theils dieselbe freudig begrüßt worden ist. Diese Adressen sind mit zahlreichen Unterschriften bedeckt worden. Namentlich England ist darin sehr rührig gewesen.*) Zahlreiche Meetings zu Gunsten dieser Versammlung sind in England gehalten worden und die Blätter der Allianz heben es als einen erfreulichen Fortschritt hervor, daß an vielen Orten bei dieser Gelegenheit zum ersten Male der Geistliche der Kirche mit dem Baptisten- und Methodisten- und Independentenprediger desselben Ortes in brüderlicher Einigkeit auf derselben Platform gesessen haben. Der Erzbischof von Canterbury, der Primas der Engl. Kirche, hat im Verein mit 14 anderen Bischöfen eine wohlwollende Zuschrift erlassen. Ja, der Erzbischof hat — etwas Unerhörtes in den Annalen der Engl. Kirche — ein Meeting in seinem Palast zu Lambeth gehalten, in dem eine nach Deuschland gesandte, aus Mitgliedern mehrerer Denominationen bestehende Deputation Bericht erstattet und ein Methodistenprediger nebst einem Baptistenprediger das Gebet gehalten hat. — Wir hören ferner von den großartigen Anstrengungen, die in Deutschland zu Gunsten dieser Versammlung gemacht werden. Comité's aller Arten werden aller Orten gebildet. Unabläßig ist man bemüht, möglichst viele angesehene Leute zu gewinnen, möglichst viele in Kirche und Wissenschaft berühmte Namen als Protectoren der Versammlung in die Sache hineinzuziehen. Zahlreiche oder vielmehr zahllose Annoncen füllen die öffentlichen Bläter, in denen mit riesengroßen Buchstaben theils Brochüren über die Allianz angepriesen, theils Vorträge angekündigt werden, die in der Hauptstadt dem ausländischen, zu uns zu verpflanzenden Gewächs einen fruchtbaren Boden bereiten sollen. Und um endlich sich gegen die Möglichkeit sicher zu stellen, daß die Versammlung hinter den großen von ihr gehegten Erwartungen zurückbleiben werde, hat man bedeutende Geldmittel aufgetrieben, von denen man unter Anderen den Gebrauch machen wird, mittellosen, aber hervorragenden Freunden der Allianz aus verschiedenen Ländern in großer Anzahl die Reise nach Berlin zu ermöglichen.

Und so wird die Versammlung zu Berlin sehr glänzend werden.

Fragen wir nun nach dem Zweck, zu dem diese glänzende Versammlung gehalten werden soll, so erhalten wir die Antwort, daß der Hauptzweck der seyn solle, „der Welt, namentlich dem Unglauben und dem Papstthum, durch eine Thatsache zu zeigen, daß die Einheit der Evangelischen Christenheit trotz der zahllosen Secten, in die sich ein Theil der Kirche aufgelöst hat, keine Chimäre sey." — Wir müssen hier vorläufig das leise Bedenken hegen, daß dieser Zweck doch vielleicht allen den großen Zurüstungen zum Trotz nur sehr unvollkommen erfüllt werden wird. Wir fragen weiter, ob man nicht auf die Erreichung anderer etwas handgreiflicherer Zwecke mit größerer Sicherheit wird rechnen können, — man verweist uns auf das Programm, — verschiedene Herren werden Berichte über das kirchliche Leben in ihren resp. Ländern vorlesen, — es werden einige Themata durch Referenten eingeleitet und zur Besprechung gebracht werden. Doch so schön das Alles ist, muß man nicht fürchten, daß die Abstattung dieser Berichte, die möglicherweise etwas monoton und ermüdend werden kann, — und daß die Besprechung dieser Themata, die scheinbar wenig anregende Seiten

*) Wir müssen noch einmal die auch in diesen Blättern schon besprochene Betheiligung der Engl. Geistlichkeit berühren. Nachdem die zweite Liste der Unterschriften zu der Adresse an die Deutschen Brüder veröffentlicht ist, zählen wir im Ganzen c. 700 Anglikanische Geistliche. Wir finden unter ihnen die höhere Geistlichkeit sehr schwach vertreten, und finden sehr wenig Namen, die in der Kirche Englands von Gewicht sind. Wie ganz anders finden wir die Engl. Geistlichkeit repräsentirt in der Adresse gegen das neue Ehescheidungsgesetz und gegen die Wiedertrauung Geschiedener, die am 9. August 9000 Unterschriften zählte, darunter in imposanter Fülle die Namen der hohen Geistlichkeit, die Namen, die in Kirche und Wissenschaft berühmt sind. Wir müssen noch hinzusetzen, daß wir von vielen dieser wenigen Unterzeichner — wir könnten die Namen nennen — mit Sicherheit wissen, daß sie ihre Unterschrift nur gegeben haben in der Absicht, dadurch ihre liebende Theilnahme mit den Deutschen Brüdern an den Tag zu legen, daß sie aber von den jetzt offen zu Tage liegenden Absichten dieser Versammlung, einerseits Propaganda der Secten zu machen, andererseits einen Vernichtungskrieg gegen die als „Pharisäismus" bezeichnete kirchliche Richtung zu führen, auch nicht die geringste Ahnung gehabt haben, im Gegentheil dieselbe perhorresciren.

für den ins Amtsleben zurückkehrenden Geistlichen darbieten, doch im Ganzen als ein etwas kleinlicher Zweck dastehen für ein so prunkvoll vorbereitetes Meeting? — So bleibt denn als handgreiflicher Zweck der Zusammenkunft der, daß im September das Te deum laudamus und Veni creator spiritus von Deutschen, Engländern, Franzosen, Russen u. s. w. gemeinsam lateinisch, der 100ste Psalm aber nach einer gemeinsamen Melodie in drei verschiedenen Sprachen zugleich gesungen werden soll. Der Zweck mag wieder recht schön seyn, aber so großen Zurüstungen entspricht er doch nicht. Es läßt sich sogar fürchten, daß dieses Experiment, — denn so muß man doch am Ende diesen musikalischen Theil der Feier nennen, — möglicherweise mißglücken und dann der gemeinsamen Andacht eher schaden als nützen kann.

Wir finden demnach keinen Zweck bei der Versammlung, der den großartigen Zurüstungen einigermaßen entspricht. Ein Englisches Blatt, die Saturday review, dem man es zutrauen kann, daß es, als keiner kirchlichen Partei zugethan, fern von kirchlichem Parteihaß steht, — sagt von der Allianz, daß „sie als eine Corporation in den 12 Jahren ihres Bestehens buchstäblich Nichts gethan hat." Dies Blatt fährt fort, bei Besprechung des Meetings zu Lambeth von der dort berichtenden Commission zu sagen: „Der Bericht, den die drei Gesandten abgegeben hätten, sey absolut gehaltlos gewesen. Geschichten hätten sie nicht zu erzählen, von Fortschritten hätten sie Nichts zu berichten gehabt, außer daß sie zu einem Diner eingeladen worden wären." Und muß man nicht mit der Saturday review auch von der Versammlung, der die Deputation vorangegangen, fürchten, daß wenn die Allianz seit 12 Jahren buchstäblich Nichts gethan hat, so auch auf dieser Versammlung derselben viel geredet — aber Nichts gethan werden wird? —

Aber die Frage ist damit nicht gelöst. Es ist nicht denkbar, daß man so gewaltige Zurüstungen trifft, um mit Engländern ꝛc. zu hören, zu reden und zu singen. Es muß ein anderer wichtigerer Zweck mit dem Meeting verbunden seyn. Er ist damit verbunden. Wir lassen noch einmal die Saturday review darüber reden, die mit großer Ruhe und ächt Englischem Common-sense die Sache behandelt. Sie geht davon aus, daß es doch nicht denkbar sey, daß der Erzbischof eine solche Versammlung von Dissenters in seinem Palaste dulden und dadurch „hinterlistigen Verrath, backstairs treason," an seiner Kirche üben werde, — wenn er keine weitere Veranlassung dazu hätte, als seine Mithülfe zu dem „Hochgenuß metrischer Psalmodie, dem Gesang des 100sten Psalms in drei Sprachen zu geben." Und dann geht sie weiter und sagt, daß „man in Deutschland von der Allianz Gebrauch mache wie von einer Karte, die Trumpf sey und die man ausspiele, um damit das Spielchen zu gewinnen. Man hoffe durch diese Versammlung zu Berlin gewisse Ansichten zu unterdrücken, die Herrn Bunsen's Geschmack ganz besonders zuwider seyen." „Man habe des Erzbischofs Hülfe gebraucht, um eine besondere Schule hochkirchlicher Theologie in Deuschland zu unterdrücken." Die Saturday review fügt hinzu, „es sey ein häßliches Ding für einen Erzbischof, sich zu solchen Dienstleistungen herzugeben und daß weder die Allianz noch die Bunsensche Secte es werth seyen, um ihretwillen die Kirche Englands aufzugeben."

Wollte Gott, diese Angaben wären falsch und aus der Luft gegriffen! Aber man kann es nicht vergessen, daß von der besprochenen Deputation ihre Gegner an einer Stelle, wo man doch wohl sich vorher genau überlegt, was man zu sagen hat, „Pharisäer" genannt worden sind. Und ist nicht in diesen Pharisäern jene in der Saturday review bezeichnete hochkirchliche Partei gemeint, die allerdings es für ihre Pflicht gehalten hat, von Anfang an gegen die Allianz aufzutreten? Und liegt nicht in dem einen Wort „Pharisäer" eine Bestätigung des ganzen Raisonnements der Saturday review. Bin ich von dem „Pharisäismus" eines Einzelnen oder einer Kirche in meinem Gewissen überzeugt, dann bin ich allerdings in meinem Gewissen verpflichtet, so gut wie mein Heiland gegen die Pharisäer vor 18 Jahrhunderten gegen diese neuen Pharisäer einen Kampf auf Tod und Leben zu führen.

Noch eine Bestätigung des Urtheils der Saturday review. In einem der neuesten Hefte des Evangelical Christendom, des Engl. Organs der Allianz, finden wir einen Artikel, dessen Quintessenz wir in möglichster Kürze geben. Im „Evangelischen Verein zu Berlin" seyen seit mehreren Jahren von bedeutenden Männern christlich-wissenschaftliche Vorträge gehalten worden. Nachdem der Segen hervorgehoben worden, der dem gebildeten Publikum Berlins durch diese Vorträge zu Theil geworden, — wird dann aber fortgefahren! Leider sey durch die unglückliche Wahl einiger Redner in den früheren Jahren dieser Segen noch getrübt gewesen. Denn auch Dr. Stahl und Dr. Hengstenberg z. B. hätten hier Gelegenheit gehabt, ihre hochkirchlichen u. s. w. Grundsätze zu verbreiten, Dr. Stahl z. B. das über Intoleranz Gesagte hier gesagt. Dadurch sey denn immer dem wahren Christenthum geschadet worden. Ein erfreulicher Fortschritt der Zeit sey es, daß dgl. Namen in diesem Jahre aus der Liste der Vortragenden ausgemerzt gewesen seyen. Ein etwas hochkirchlicher Redner, Dr. Wiese, sey wohl noch gewesen und man habe seine Richtung auch in dem sonst schönen Vortrage erkannt an der Weise, wie er den Pietismus, den Subjektivismus getadelt habe, — sonst seyen aber alle Vorträge davon frei gewesen. Und damit nach dem Tadel das Lob nicht fehle, bringt der Artikel des Lobes die Fülle den Vorträgen, die grade durch die Hervorhebung der in der Allianz beliebtesten Lehren sich hervorgethan, und —, um das, was zwischen den Zeilen nur zu deutlich zu lesen ist, auszusprechen, dem Unionismus ihre Huldigungen dargebracht haben. — So hat nach diesem Artikel die Saturday review doch Recht. Das ist das Ziel der alliirten Bestrebungen, daß die hochkirchliche Richtung in Deutschland, die Confessionellen, die Feinde des wahren Christenthums ganz verstummen müssen und die Unionisten, die Freunde der Engl. Niedrigkirchlichen, die Freunde der Methodisten, Independenter und Baptisten, die wahrhaft evangelische Richtung, das wahre

Christenthum den Sieg erhalten und zur Alleinherrschaft gelang. Die einflußreiche Gunst, die den Freunden der Allianz zu Theil geworden ist, hat ja in der That schon Viele dahin gebracht, daß sie in ihrem Gewissen sich für gebunden halten, die marktschreierischen Empfehlungen der Allianz gegenüber zu schweigen und ihren Gegnern ohne Widerstand das Feld einzuräumen.*)

Und hiermit ist die Frage nach dem „Wozu" dieser großartigen Vorbereitungen zu der Versammlung im September gelöst. — Wir haben sie gelöst nicht durch eigenes Raisonnement, sondern haben sie gelöst durch die Worte eines unparteiischen Engl. Blattes und durch die Reden, die aus dem Schooße der Allianz selbst gekommen sind.

Wenn man auch auf der einen Seite seinen tiefen Schmerz über dies ganze Treiben nicht verhehlen kann, so muß man doch dankbar seyn dafür, daß bereits vor Beginn der Versammlung die eigentlichen Zwecke derselben mit so großer Klarheit ausgesprochen sind.

Denjenigen, die so zu sagen die Neugierde trieb, hinzugehen, denjenigen, die erst einmal hingehen und hören und dann nach dem Grundsatz verfahren wollten, „Prüfet Alles, das Beste behaltet", ist jetzt nach diesen klar zu Tage liegenden Thatsachen ihr Standpunkt vollständig geraubt. Ja diejenigen, die hingehen und sich zu dem Guten in der Versammlung bekennen und durch Protest den möglichen Schaden, den sie thun kann, abwehren wollen, — ist ihr Standpunkt auch geraubt. Denn es ist, wie man vernimmt, Grundsatz der Versammlung, daß jeder, der hinkommt, eo ipso als ein den Grundsätzen der Allianz Zugethaner betrachtet wird. Wir berufen uns dabei auf die Aeußerung des Dr. Krummacher, dem man doch gewiß nach seiner Stellung, die er in dieser Sache eingenommen hat, eine genaue Kenntniß der Grundsätze zutrauen darf. Es bleibt nur die Frage, ob man kirchlich oder antikirchlich seyn, seine Kirche mit all' ihren von Gott gegebenen und erhaltenen Gnadengütern lieb haben, — oder wie Erzbischof Sumner dazu das Vorbild gegeben, die Allianz mit ihren Feinden suchen will. Ein Drittes gibt es nicht in einer Zeit, die auf Entscheidung drängt, ein Drittes nicht bei einer Versammlung, die selbst solche Entschiedenheit an den Tag gelegt hat.... Ueber diese Frage uns zu verbreiten, ist nicht unsere Absicht. Sie hat jeder nach seinem eigenen Gewissen zu beantworten.

Die Ev. K. Z., die schon oft unter schwierigen Verhältnissen einem offenen Bekenntniß Raum gegeben hat, wird auch für diesen geringen Beitrag ihre Spalten, wie wir hoffen, nicht verschließen. Es ist uns dieser Kampf schwer geworden. Nicht etwa deßhalb, weil die Ev. Allianz sich bei Hoch und Niedrig allgemein großer Gunst erfreut und wir daher wider einen starken Strom schwimmen müssen, sondern weil wir in ihren Reihen Viele wissen, deren christlichen Glauben und Bekenntniß wir ehren, die wir als Gnadenwerkzeuge in des Herrn Hand kennen, für die zu schreiben uns wohl leichter wäre, als wider sie zu zeugen. — Vielleicht gibt es aber unter unsern Gegnern solche, die noch nicht mit dem Urtheile des „Pharisäismus" über uns fertig sind und daher wohl erkennen werden, daß nicht fleischlicher Eifer uns getrieben hat, sondern der Schmerz, daß Viele so wenig der Treue gedenken, die sie der ihnen zu treuen Händen anvertrauten Kirche mit all' ihren Gnadengütern schuldig sind und sich in ein Bündniß mit den Feinden dieser Kirche einlassen. — Die Treue gegen unsere theure Kirche ist's, die uns als Kämpfer für die theuren, in ihr uns anvertrauten Güter hat auftreten lassen. Darum sind wir getrost. Denn St. Paulus sagt: Nun sucht man nicht mehr an den Haushaltern, denn daß sie treu erfunden werden, — und die Treue erhält doch zuletzt den Sieg, in dieser und in der zukünftigen Welt.

*) Wer sich über diese Stellung und Haltung der Allianz weiter belehren will, den verweisen wir auf die mit großer Ruhe und Besonnenheit geschriebene und eben in Stuttgart erschienene Schrift des Hrn. Pfarrers Otto Herrmann zu Freudenthal über die Allianz. — Siehe besonders S. 41, wo der Verf. von seinem Standpunkt aus die Frage aufwirft: „Wird man's namentlich in Alt-England eines Gentleman's würdig finden, wenn die Allianz gegenüber von gebundenen Gegnern tagt?"

Nachrichten.

Pastoral-Conferenz zu Neudietendorf in Thüringen am 16. 17. 18. Juni 1857.

(Fortsetzung.)

In Gottes unseres Heilandes, vgl. Luc. 1, 47. 1. Tim. 2, 3. Tit. 1, 4. 2, 10. 3, 4. Jud. 25, Namen und wirksame Gemeinschaft kann aber nur die erlösungsbedürftige Menschheit und keine andere Creatur aufgenommen, es kann aber dieser Gemeinschaft widerstrebt oder nachgegeben werden, und daraus folgt, und also aus dem Verhalten des Menschen gegen das göttliche Gnadengut und nicht etwa aus diesem selbst, der etwaige Unsegen; die Taufe wird ihm ja nicht zum Unsegen gegeben und dargereicht, sondern von ihm dazu gemacht, gleichwie der ungläubige Communikant auch nicht den Leib des Herrn dargereicht erhält zum Verderben, sondern er isset und trinket ihm selber das Gericht, darum daß er nicht unterscheidet den Leib des Herrn. Es wird also der Anfang des neuen Lebens — Potel, die Wiedergeburt — nicht blos versprochen sondern gegeben, aber die Entwicklung kann eben eine ganz zerstörende Macht haben, obgleich der Keim, eben weil er ein göttlicher Keim ist, nicht beim Leben des damit begnadigten Menschen jemals ganz ersterben kann, wie auch der verkommenste Mensch niemals aufhört ein Mensch zu sein. Insofern kann auch, was Neuenhaus noch klar hören wollte, gesagt werden, daß die Taufe einen character indelebilis gebe und an keine weitere Bedingung geknüpft ist, als daß der Täufling eben ein sündiger oder erlösungsbedürftiger Mensch — Potel, ein armer Sünder, — sei. Wenn Neuenhaus noch einwirft, Luther lasse die Taufe nicht wirken ohne den Glauben, so wurde ihm auch darin entgegnet, daß er nur das Wasser nicht wirken lasse ohne das Wort, dieses Wort aber nicht als das Wort der nachfolgenden Lehre sondern als das Wort zu fassen sei, das mit und bei dem Wasser ist, das Wort der Taufformel, mit

welchem das Wasser eben ein gesegnetes oder die Taufe selbst ein gnadenreich Wasser des Lebens und ein Bad der Wiedergeburt werde im heiligen Geist. Neuenhaus legte dagegen auf Potels Antrag den reformirten Begriff der Taufe dahin vor, Zwingli halte dafür, das Sakrament stehe nur äußerlich da um ein Geistliches als daseiend zu bezeichnen und abzubilden, zwischen dem Aeußerlichen und Geistlichen aber gebe es kein organisches Band; es sei indessen diese Anschauung nur an wenigen Orten als kirchliche Lehre anerkannt und angenommen worden. Calvin nimmt nun wohl nicht, wie die Lutherische Kirche, eine effectio oder collatio aber doch eine oblatio und applicatio an: die geistliche Gabe wird wesentlich und vollständig und wahrhaftig dargeboten und applicirt. Namentlich dem Begriff der applicatio — Brauns: applicatio muß ja doch nothwendig efficax sein — als reformirten Begriffe der Taufe wird von mehreren Seiten widersprochen, und die von Neuenhaus beigebrachten Zeugnisse reden auch in der That nur von einer obsignatio, von einer versiegelten Verheißung und nicht von wirklicher Mittheilung, so daß wir über das unterpfändliche Bundeszeichen nicht hinauskommen: so gewiß die Geistestaufe, als du die Wassertaufe empfangen hast!

Ueber die Kindertaufe — Thes. 7—11. — regte Neuenhaus die Diskussion an durch seine Erklärung, die Wiedergeburt sei wohl und entschieden nothwendig aber nicht eben so auch die Taufe, und Gott der Herr sei in seinen Gnadenwegen nicht also gebunden, daß er nicht auf andere Weise die Kinder retten und gewinnen könne. Die Kirche halte außerdem stets fest, daß nicht die Taufe allein den Glauben wirke, sondern ihr der Unterricht im Worte nothwendig folgen müsse. Außerdem erwähne die Schrift nur der Taufe der Erwachsenen und nicht der Kinder, genau genommen sei also die Kindertaufe unbiblisch. Reinthaler weist dagegen auf den Grundtext, das μαθητεύειν hin, und der Ordner führt dabei näher aus, daß darin gesagt sei: machet alle Heidenvölker zu Völkern Gottes oder zu Völkern des N. T. im Glauben an mich, in meiner Jüngerschaft. Wenn aber im A. T. das Volk Israel zum Bundesvolke gemacht wurde durch die Beschneidung, die Beschneidung aber zugleich die Kinder mit einschloß und ausdrücklich festgestellt war, daß das Kind am achten Tage beschnitten würde, so ist offenbar der Taufbefehl des Herrn für die Apostel gar nicht anders zu verstehen gewesen, als daß auch die Kinder mit getauft, weil mit in das Volk Gottes aufgenommen würden, da zumal die Familie (1 Cor. 7) ein Ganzes ist (Brauns), und die Kinder an allen Gnadengütern der Familie Antheil haben. Eben wegen ihrer Zugehörigkeit zum Hause aber kann es gar nicht auffallen, daß ihrer Taufe nirgends gedacht ist insonderheit. Das erste Verlangen nach der Taufe konnte von ihnen nicht ausgehen, und so können sie bei der Taufe eines Hauses nicht im Vordergrunde stehen; daß sie aber ausgeschlossen wären, müßte erst besonders erwiesen werden. Nun aber heißt's noch außerdem: Lasset die Kindlein zu mir kommen ꝛc. und: Es sey denn, daß jemand von Neuem geboren werde, so kann er nicht in das Reich Gottes kommen, und von diesen Sprüchen ist noch jüngst ein ehrlicher Zweifler mächtig überwunden worden (Fleischhauer). Dazu kommt — Eyle —, daß doch eigentlich die Taufe der Grund unseres ganzen amtlichen Lebens ist im Trösten, Strafen und Ermahnen, wie denn auch Gott der Herr die Taufe an so vielen Kindern reich gesegnet hat. Während nun Neuenhaus darauf hinweist, es sey doch fraglich, ob dieser Segen nicht vornehmlich aus dem Worte Gottes, d. i. der nachfolgenden Lehre, gekommen sey, und das Wort Gottes habe doch gleich große Verheißung, so hebt Tümpel besonders hervor, daß man nicht vergessen dürfe, wie manche Lehre, z. B. von der Dreieinigkeit, ebenfalls nicht buchstäb in der Schrift stehe, aber dennoch sicher darin begründet sey. Nun aber — Bonsac — nicht zu läugnen, daß ja Gott auch ohne die Tau wohl begnadigen und selig machen könne, denn der reuige Schäc sey ja gewiß selig geworden, obwohl nicht getauft, aber gleichwohl s wir in dem geordneten Ganzen der Kirche an das von dem He der Kirche gegebene Gnadenmittel der Taufe gebunden.

These 12 — 20 behandeln besonders das Verhältniß des Gla bens zur Taufe. Eine Empfänglichkeit ist da, wie auch Joh. 8, der Annahme oder dem Hören des göttlichen Wortes ein von G seyn vorausgeht, aber diese Empfänglichkeit ist noch nicht Glau ja es setzt der Glaube, insofern er nur im Menschen der Offen rung Gottes gegenüber steht und die Offenbarung annimmt, die v angehende Thätigkeit Gottes voraus. Es kann Niemand an Jes Christum glauben, der zu ihm komme, ohne durch den heiligen G (3. Art. vgl. mit 1 Cor. 12, 3), und diese Empfänglichkeit für weitere Offenbarung des Wortes wirkt oder vielmehr belebt, ind sie durch die Erbsünde in todesähnlichen Schlaf gelegt, innerlich gle sam erstarret ist, die Taufe in dem Kinde. Es wird das Geheim dieses Kinderglaubens von Tümpel so entwickelt: Das Kind ist Flei Durch die Erbsünde ist die Natur vergiftet, und somit hat das Ki denn das gehört wesentlich zum Menschen, wohl die Fähigkeit, Gott hinzugeben, aber im Zustande der Gebundenheit. Die Ta tritt an das Kind heran, und die bis dahin gebundene Fähigkeit de ben wird frei. Nun wird der Mensch aufgefordert, seine Seligkeit schaffen mit Furcht und Zittern. Aus eigenen Kräften kann er nic wirken, und also nur in Kraft des heil. Geistes, der ihm gegeben Sobald nun im Menschen durch die Taufe das Wollen und V bringen gewirkt ist, so ergeht dann die Forderung an ihn, seine S ligkeit zu schaffen. Aehnlich spricht auch Neuenhaus. Von Seiten Menschen ist keine Heilsthätigkeit möglich, als in Kraft des heil. G stes. Der Mensch ist aber jedenfalls Subject der Thätigkeit, inde er die göttlichen Kräfte gebraucht. Der neue Mensch, der aus G geboren ist, wirkt allerdings aber freilich nur zu Folge der ihm Theil gewordenen Gnade Gottes. So wird Christus in den M schen wirklich hineingesetzt und bleibt ihm nicht blos äußerlich; in ihn hineinscheinende Gnadensonne macht ihn lebendig. Diese st dem entgegen: Wenn man sagt, der Mensch sey im Gauben gar n thätig, so widerspricht das der Natur des Menschen, indem es s Persönlichkeit gradezu aufzuheben scheint, gleicherweise wie dem griffe des Glaubens. Der Mensch ist allerdings im Glauben t tig: der Gläubige streckt der darreichenden Gnade seine Hand en gen, der Ungläubige nicht. Wenn nun dies freilich eine strafbare Tr heit ist, so ist jenes noch kein Verdienst, der Bettler, der die Hand a gestreckt und die Gabe in Empfang genommen hat, kann sich de doch wahrlich nicht rühmen als einer verdienstlichen That. Wer e streckt doch die Hand aus? Immer ich selbst. Das mag hochmü klingen, aber die Selbstthätigkeit kann doch nicht geläugnet wer Es ruht also im Menschen etwas vom göttlichen Ebenbilde auch dem Falle, vgl. Gen. 9, 6. Jac. 3, 9. Dies wird durch die gött Gnade erweckt und zwar ganz allein durch die Gnade; und Got alles in allem, indem er uns im Sündenstande nicht gänzlich un gehen ließ. Reinthaler erinnert dabei an das schöne Wort: Wie die Blumen sich entfalten Und der Sonne stille halten.

(Schluß folgt.)

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz. Druck von Trowitzsch und Sohn.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1857. Mittwoch den 9. September. № 72.

Böhmen und Mähren im Zeitalter der Reformation von Anton Gindely. Erster Band. Geschichte der Böhmischen Brüder. Erster Band. — Auch unter dem Titel:

Geschichte der Böhmischen Brüder von Anton Gindely. Erster Band (1450—1564). Prag. Carl Bellmanns Verlag. 1857. 8.

(Fortsetzung.)

Den gegen sie fortgesetzten Verfolgungen haben es die Brüder auch vor allem unter diesen Umständen zu danken gehabt, daß sie in einer festen sittlichen Haltung blieben. Als Lokycana und König Georg 1471 starben, wirkte die kurze aber heftige vorangegangene Verfolgung in den Seelen der Generation, die sie erfahren hatte, noch nach — in der Noth hatten sie gelernt, sich ein festes Regiment (aus den subjectiven Ansichten, die in ihren Kreisen galten, und die dadurch für diese Kreise wieder eine Art Objectivität gewannen, heraus) gefallen zu lassen. König Wladislaw behandelte die Kirchensachen sehr lässig und die Brüder erfreuten sich zunächst einer sehr milden Behandlung. Man gestund ihnen nun sogar 1473 ein öffentliches Colloquium zu, auf welchem die Deputirten der Brüder, Michael und Hieronymus, die reale Gegenwart Christi im Abendmahl leugneten und den Grund der Seligkeit als in einem tugendhaften Leben zu suchen behaupteten. Aber eben in diesen Entwickelungen starb Gregor, der der Brüderunität früher ihren Character aufgedrückt hatte, und dessen Tod 1473, da nun schon lange die Gesellschaftsverfassung geordnet, ein Bischof und ein von diesem bestellter engerer Rath an der Spitze stund, keinerlei Aenderung mehr hervorbrachte. Ein zweites Colloquium, was den Brüdern 1479 in Prag gestattet ward, und wo sie durch drei Mitglieder ihres engeren Rathes, durch Michael, Johann von Chelczic und Prokop vertreten wurden, brachte auch unmittelbar keine Aenderung und ein sogleich nachher abgehaltener Landtag überließ es dem Könige ganz, in Beziehung auf die Secten zu thun, was ihm gut scheine. Er aber ließ die Dinge hängen wie früher. Inzwischen scheint doch dies Colloquium, wo wahrscheinlich wieder vom Grunde der Seligkeit die Rede gewesen war, nachher den Anlaß gegeben zu haben, daß man unter den Brüdern die Frage aufwarf: „wenn wir selbst durch tugendhaftes Leben die Rechtfertigung uns erwerben müssen, welche Bedeutung hat denn der Tod Christi? Heißt es nicht diesem jede Verdienstlichkeit absprechen, wenn wir selbst gerecht seyn wollen? Der Glaube muß doch wohl etwas bedeuten?" — Man konnte sich dieser Fragen nicht erwehren, aber von dem Augenblicke an, wo man den Glauben wieder als den wesentlichen Grund der Seligkeit zu erkennen anfing, ward das subjective Wesen, die mehr als puritanische Strenge der Brüder gebrochen und dadurch ward es möglich, daß auch vornehmere, an schönere und bequemere Formen des Lebens gewöhnte sich ihnen anschließen konnten. Unter den Brüdern blieb nun freilich eine mit dieser Wendung der Dinge schwer unzufriedene Partei, die sehnsüchtig in der Welt herumschaute, wo sie etwa in fernen Gegenden eine ihren eignen Wünschen entsprechendere religiöse Entwickelung finden möchten. Diese Partei fing an Reisen zu machen. Ein Theil wanderte eine Zeitlang nach der Moldau aus, ging aber theils hier zu Grunde, theils kehrte er später wieder heim. In der Brüdergemeinde selbst setzte sich diese Streitigkeit über den Grund der Seligkeit auf das lebhafteste fort. Seit 1480 war Lukas von Prag, der eine gelehrte Bildung erhalten hatte, der Brüderunität beigetreten, hatte Achtung, durch seine Begeisterung Zutrauen erworben, und riß bald die Mehrzahl der Brüder mit sich fort. Man erörterte von Neuem die Frage im engern Rathe, wodurch eigentlich der Mensch seine Rechtfertigung erlange. Die eignen Verdienste einerseits, die Gnade Christi andererseits fanden entschiedene Vertreter; die ganze Brüderunität ward von Neuem heftig von diesem Streite bewegt. Da trat Prokop mit einer mittleren Ansicht hervor: nächst der Gnade Christi gehöre auch der gute Wille im Menschen selbst dazu, die Rechtfertigung zu wirken. „Inzwischen wurde (1490) eine Synode zu Brandeis an der Adler angesagt. Hier lebte Prokop als Vorstand der Gemeinde. In richtiger Voraussicht der sich ergebenden Handlungen hatte er einen Commentar über die göttliche Bergpredigt Christi, über diesen schönsten Trost, der auf die Verstoßenen, Verachteten und Verfolgten herniederträufelte, abgefaßt und hier in der Frage von der weltlichen Macht und vom Reichthum zu Gunsten derjenigen entschieden, die mit Beidem ausgestattet in die Unität eintreten oder in ihr befindlich ein weltliches Amt annehmen sollten. Gehörig vorbereitet auf alle möglichen Einwände, legte er die Schrift den Anwesenden vor." Das Resultat der Synode war ein Compromiß zwischen beiden Parteien. In der Strenge

sollte nachgelassen, dieser Grundsatz aber nicht offen ausgesprochen sondern nur den geistlichen Vorstehern der Gemeinden mitgetheilt werden, daß sie in einzelnen Fällen sich danach richteten. Die Zulassung Reicher und Hochgestellter in die Unität, ohne daß sie Reichthum und hohe Stellung aufzugeben brauchten, war damit von der höchsten Behörde der Unität anerkannt. Die Gegner des letzten Beschlusses in der Gemeinde waren aber kaum von der Synode heimgekehrt, als sie laut gegen den im Ganzen doch eigentlich geheim zu haltenden Beschluß predigten und so wiederum alles mit Unruhe erfüllten. Mathias von Kunwald berief in dieser Lage eine neue Synode, gab sich hier ganz der strengeren Ansicht (d. h. in diesem Falle der mehr pelagianischen) hin, stieß alle gemäßigtern aus dem engeren Rathe und wollte so auf die Zustände zurückgreifen, wie sie zu Gregors Lebzeiten gewesen waren. Von Neuem, wie früher, erwuchs unter den Brüdern die Sehnsucht irgend wo in entfernten Gegenden Christengemeinden in einem Zustande zu finden, wie sie ihn für den rechten und reinen hielten und am Ende wurden vier Männer, unter ihnen Lucas von Prag, ausgesandt auf Forschung, sogar nach dem Priester Johannes von Indien. Soweit nun allerdings kam keiner der vier. Der eine, Martin Kabatnick, ein Bürger aus Leitomischl, kam über Konstantinopel und Damascus nach Jerusalem, dann nach Aegypten und über Jerusalem wieder nach Hause. Lucas hatte nur die Türkei und Griechenland bereist; ebenso ein dritter; der vierte war nach Rußland gegangen. Keiner brachte den Brüdern eine einladende Kunde.

Inzwischen aber war Mathias von Kunwald, selbst eigentlich ein gemäßigterer Mann, dadurch, daß er die Partei der Strengen ergriffen hatte, in sich auf's härteste herumgerissen worden. Es hielt schwer unter den inzwischen ganz veränderten Verhältnissen das alte Leben herzustellen, innere Gewaltsamkeit ergab sich auf Gewaltsamkeit bis er den Entschluß faßte, von Neuem eine Synode zu berufen und zwar aller Gemeindevorstände und diese entscheiden zu lassen. Die Synode kam 1494 in Reichenau zusammen, sehr zahlreich, und sie entschied sich für die gemäßigtere Ansicht. Der engere Rath ward neu geordnet, dem Bischof in der Person Prokops ein Oberrichter zur Seite gestellt und den einzelnen Kreisen wurden neue Vorsteher zugeordnet. Diese Wendung aber brachte ein Schisma in die Unität, indem Amos an der Spitze eines Anhanges diesen Schritten entgegentrat. Diese strengere Partei nannte man Amositer, die anderen Bunzlauer Brüder. Die Amositer sonderten sich seit der Zusammenkunft in Chlumec (Pfingsten 1496) völlig ab und bildeten eine kleine Partei, die nach etwa 46 Jahren ganz ausgestorben erscheint und über deren Leben und Treiben von 1496 an nur sehr wenig bekannt ist.

(Schluß folgt.)

Nachrichten.

Pastoral-Conferenz zu Neudietendorf in Thüringen am 16. 17. 18. Juni 1857.

(Schluß.)

Thes. 21—30 behandeln nunmehr die Praxis oder das eigentli Werk der Taufhandlung.

Zunächst wird daran erinnert, daß im christlichen Volke die U wissenheit über das Wesen der Taufe viel größer sey als über d Wesen des h. Abendmahls. Dies kommt z. Th. davon her, daß Taufe in der Kirche weniger geflissentlich behandelt wird. Zwar ursprünglich in der abendländischen Kirche Ostern, in der morgenl dischen der vierte Advent und die Epiphanienzeit — der Sonntag n Neujahr ist Tag der Taufe Christi mit dem Ev. Matth. 3, 13—17 die eigentlich festliche Zeit der heil. Taufe gewesen, aber wie sel wird derselben gedacht oder etwa darüber gepredigt?

Was nun den Exorcismus anlangt, so ist er allerdings von Entsagung zu unterscheiden. Es waren aber in der alten Kirche n die aus der Heidenwelt zum Christenthum Herzutretenden dem Ex cismus unterworfen, nicht die aus der Christenheit zur Taufe Ko menden. Die Kinder christlicher Eltern hatten nicht einmal die a renuntiatio nöthig, nur die Erwachsenen bedurften ihrer. Die L therische Kirche hat ihn in ihrem conservativen Charakter wohl bei halten, aber eigentlich nicht als wesentlich betrachtet und daher in d symbolischen Büchern nichts darüber bestimmt. Später ist er mehr ein Gebot übergegangen. Deshalb aber ist er — Mitzschke — ni als indifferent anzusehen, denn die Sünde ist ohne die Lehre vom Te fel nicht zu begreifen. Dennoch aber ist — Neuenhaus — ein Unte schied zwischen einem Stehen im Reiche der Finsterniß, einem G haltenseyn von bösen finsteren Mächten und einem Besessenseyn vo Teufel zu unterscheiden, welches die ganze Materie umfaßt, und üb haupt ist stets die Taufe in Verbindung mit dem Worte oder i Lehre zu fassen, eins unterstützt oder ergänzt, vervollständigt das d dere. Hierauf ist nun zu sagen (Tümpel), daß die Taufe eben Sakrament in sich selbst vollkommen ist und keiner Vervollständigu bedarf. Ebenso verstehen die Dogmatiker unter dem Exorcismus ni eine Handlung, welche eine körperliche Besessenheit voraussetzt, u er könne daher wohl unterbleiben, aber nicht die abrenuntiatio. hat denn auch — Bonsac — die Lutherische Kirche nicht bloß d katholischen Begriff des Exorcismus, sondern später auch die Handlu fallen lassen, da er überhaupt nur eine erklärende Bedeutung ha nicht eine wirkende. Auch der Behauptung von Neuenhaus, daß Lutherische Kirche der Taufe keinen character indelebilis beile muß widersprochen werden, indem sie ausdrücklich sagt: sie dauert u bleibt. Zu These 28 bemerkt der Ordner noch, daß die Taufe zu jetzt ordnungsmäßig auf das Apostolische Glaubensbekenntniß verrich werde, daß dies aber nicht wesentliches Erforderniß der Taufe s sondern nur der Name des dreieinigen Gottes mittelst der Tauff mel, wie es ja bei der Nothtaufe oft geschehe, die darum gleichw nicht ungültig werde, insofern auch das apostolicum nur Erkläru der Taufformel ist.

Zuletzt will ich noch eines Gedankens erwähnen, der schon früher sichtlich des zur Taufe erforderlichen Glaubens angedeutet, aber t eben weiter verfolgt wurde. Wenn nämlich Luther in der Frage r die Wirksamkeit der Taufe neben dem Worte Gottes, so mit o bei dem Wasser ist, dem Glauben eine Macht zuschreibt, der sol- m Worte Gottes im Wasser trauet, so ist wohl nicht nothwendig den Glauben des Täuflings, sondern der Kirche zu denken, welche Taufe vollzieht. Es ist nämlich nach der Lehre der Kirche im kramente ein Geschenk Gottes dargereicht, dessen Werth und Kraft der von dem Täufer noch von dem Täufling abhängig seyn darf, h von irgend welcher menschlichen Persönlichkeit, z. B. auch nicht n den Taufpathen, wenn nicht das Geschenk selbst darin zweifelhaft macht und der daraus zu schöpfende Trost der Gewissen verkümmert den soll. Gleichwohl wird ein jedes Geschenk erst fest durch An- me. Diese aber ist durch die symbolischen Bestimmungen der Kirche eben. Die Kirche hat das Geschenk angenommen, und sie ist also ihrem Innern wesentlich von dem Gnadenodem dieses göttlichen schenkes durchzogen und belebt, und jedes ihrer Glieder, das sie in Taufe in ihre Gemeinschaft aufnimmt, wie sie in den sie selbst räsentirenden Taufpathen bezeugt, nimmt an dieser Gnadengabe theil, wird von nun an lebendig von diesem Gnadenhauch berührt. hin weist unstreitig auch 1 Cor. 7, 14, und so löst sich aller Zwei- an der Rechtmäßigkeit und Zweckmäßigkeit der Kindertaufe leicht d gleichsam von selbst. Mag nun der Priester ungläubig seyn und ganze Gemeinde, an der er steht, und die Taufpathen auch, das cht die Handlung nicht unkräftig, so lange die Kirche selbst nicht ndsätzlich aufgelöst und zerfallen ist. Indem aber die Pathen Va- stelle an dem Kinde vertreten, seine Mitväter, Gevattern, parrains, d im Namen der Kirche, müssen sie auch nothwendig der Kirchen- meinschaft angehören, die sie vertreten sollen.

Die Abendandacht wurde von Br. Reinhard über Röm. 8, 29—39 einer so innig demüthigen und dabei gar lieblichen und ansprechen- n Weise gehalten, daß sie nicht wenig dazu beitrug, dem viel be- ten und in Gottes Gnade gestellten Tage seinen gesegneten Ein- uck zu bewahren.

Am 18. Juni begann die Conferenz früh 7 Uhr mit dem Gebet s Ordners, welchem sich dann der Vortrag des Br. Gerlach s Stolberg über die Gesangbuchsnoth, besonders in Thüringen, schloß.

Er geht darin von dem Gedanken aus, daß die Gesangbuchsnoth t Stiers Buche bereits ihre Geschichte habe, daß es aber auch wahr- ftig und besonders für den einfältigen Christenmenschen aus dem olke, welchem sein Gesangbuch seine zweite Bibel geworden, eine oße Noth sey. In Thüringen, das im 16ten, 17ten und 18ten ahrhundert so viele Lieder und Liederdichter erzeugt habe von den ürsten und Fürstinnen an bis zu den Handwerkern hinab, werde s besonders schmerzlich empfunden. Und die Versammlung empfand wirklich mit, als sie in der sinnigen Zusammenstellung von diesem eichthum überrascht wurde! Er führte uns zuerst in die Kirche, elcher der Geist aus Gott und zumal ihr schönes volles Bekenntniß handen gekommen sey in den verwässerten Gesängen, die sich an e Stelle des alten kernigen und gläubigen Wortes in Sonntagslie- rn, im Sakramente und am Grabe breit machen. Es wurde dies schlagenden und grellen Beispielen recht deutlich gemacht. Im

Hause ist die Noth gleich groß, da auch gewöhnliche Leute lebendig fühlen und es aussprechen: die alte Kraft ist fort und der alte Segen der Hausandachten, die alte feste Stütze der ohnmächtigen Seele in Noth und Gefahr, in Versuchung und Anfechtung, in Lebensfreuden und Sterbensläuften ist zerbrochen. In der Schule hat man aus übel verstandenem Bestreben den Kindern, was sie lernen sollten, ja recht verständlich zu machen und ihrem Bedürfniß anzupassen, fast lauter gereimte Prosa zur Geltung gebracht und die schönsten Lieder vom Tode und ewigen Leben als den Kindern doch zu fern liegend ausgetrieben. Zwar haben in den Preußischen Landen die Regulative mit ihren entschiedenen Anordnungen bereits tüchtig ausgefegt; aber woher und wie soll gelernt werden? Soll die Schule anders singen als die Kirche und auf diese Weise von Menschen geschieden werden, was Gott der Herr zusammengefügt hat? Allerdings ist bereits von einzelnen Geistlichen, besonders auf dem Lande, muthig vorwärts gegangen, und die 80 Lieder der Regulative sind auch in die Kirche nach der guten alten Form eingeführt worden. Aber einmal ist das immer nur ein Nothbehelf, und dann ist's nicht einmal allen Geistlichen möglich, auf diesem Wege ihren kühnen Brüdern nachzugehen. Gute Gesangbücher einführen und die schlechten abthun! ist nun allerdings die Losung. Das ist aber leichter gesagt als ausgeführt, und wir werden noch gar manches Jahr wohl hoffen und harren müssen, ehe wir dahin kommen. Inzwischen ist

A. nach der Frage, was zu thun sey?

1. der größte Fleiß auf die Wahl der zu singenden Lieder zu wenden, doch darf dabei die Auswahl auch nicht auf einen zu engen Kreis beschränkt werden. Ausgeschlossen müssen bleiben die Lieder, die vom Kreuzesstamme schweigen und eitlen Tugendkram predigen, ebenso die zu subjektiven Lieder, die nur besonderen Stimmungen und Verhältnissen des Lebens entsprechen. Lob- und Danklieder müssen wieder in den Vordergrund!

2. In den Predigten, Betstunden und Bibelstunden sind gute Lieder und Liederverse öfter, als geschieht, zu gebrauchen, auch wohl der Gemeinde vorzusagen und nachzusingen.

3. Es ist ein Anhang anzuschaffen, der aber je kürzer und wohlfeiler desto besser seyn wird, weil sonst die Gemeinden sich gar gern dabei beruhigen und nicht zum vollen Besitz und Genuß unseres großen Liederschatzes gelangen.

B. Wann sollen wir Hand anlegen?

1. Der bedächtige Ruf ergeht: jetzt noch nicht! Es ist noch unsere Zeit und unser Volk nicht reif dazu, und wir werden zumal in den Städten auf unbezwingbaren Widerstand treffen! Indessen das wird nicht besser, sondern schlimmer werden. Jetzt leben noch viele, denen das alte Gesangbuch noch lieb ist: sollen wir die erst absterben lassen?

2. Sollen wir alte Gesangbücher ohne weiteres abdrucken lassen und nicht vielmehr warten, bis ein gutes neues zusammengestellt ist? Allerdings sind neben dem guten Kerne z. Th. starke Auswüchse, namentlich in den Jesusliedern, die wir ausschneiden sollen, so daß die laufende Nummer beibehalten und nur das Lied weggelassen wird, wie in Suhl bereits geschehen.

3. Im alten Gesangbuche stehen die dem Volke lieb gewordenen neuen Lieder nicht. Dürfen wir sie ihm ohne weiteres entziehen? Es kann ein Anhang der guten neuen Lieder dazu gegeben werden.

4. Woher sollen wir das Geld nehmen? Hier ist die Losung durch den bekannten schönen Aufruf zur Betheiligung an dem neu gegründeten Gesangbuchsverein für die Provinz Sachsen gegeben. Hier ist eine Union im Werke, an welche wir uns alle von ganzem Herzen anschließen mögen. Nach §. 2 soll die Einführung neuer Gesangbücher sich möglichst an das Herkommen früherer Zeiten anschließen, und nur in besonderen Fällen soll die Einführung guter neuer Gesangbücher befördert werden. Offenbar soll die Eigenthümlichkeit der Landschaften geschont werden, und anderentheils ist es sehr zweifelhaft, ob auch die besten neuen gleich tüchtig sind wie die alten. Alle alten Gesangbücher wieder neu zu drucken, möchte wohl nicht angehen; unter den alten ist das vortreffliche Langensalzasche in Mühlhausen bei Rode wieder gedruckt; auch ist das Minden-Ravensberger in schonender Behandlung des alten Liedes anerkennenswerth, in welchem nur abgestorbene Zweige weggenommen sind. Vielleicht sollten wir für Thüringen selbst eins zusammenstellen; wie es aber auch geschehe, nur also, daß, während wir selbst immerhin verschiedene Landesfarben tragen, das Gesangbuch doch nur eine Herzensfarbe trage, nämlich des Blutes unseres einigen Herrn, mit dem wir erlöset sind! Das walte Gott!

An diesen Vortrag knüpfte der Ordner die Bemerkung: Die Noth ist groß und anerkannt; darüber kann keine Discussion, weil kein Zweifel seyn. Oft hört man die schönsten und tiefsinnigsten Lieder in einer Form, daß sie nicht mehr kenntlich sind. In der eigenen früheren Gemeinde forderten die Kranken und Sterbenden nur Trost aus dem alten Gesangbuche von 1737. Dem Magdeburger Verein macht man schon gern — ich habe es von hochgestellten und nicht unkirchlichen Männern gehört — den Vorwurf, er wolle die ursprüngliche Form der Lieder wieder herstellen; das gehe gar nicht, schon bei Luthers Liedern sey dieselbe festzustellen unmöglich. Es ist wahr, Luther bleibt seiner eigenen Vorschrift der Jugend und dem Volke, was sie lernen sollen, stets in einerlei Weise darzubieten, nicht treu; indeß gibt es, wenn auch nicht mit diplomatischer Treue aufgestellt, doch einen textus receptus, zu dem man zurückkehren muß. Die Pietät verlangt's, und wo ist die Pietät mehr an ihrer Stelle als in kirchlichen Dingen? Verbesserungen der Bibelübersetzung sind gewiß an sich unverwerflich, aber wer wollte sie in die kirchlich recipirte Textgestalt zulassen? So ist's auch mit dem Gesangbuche, es muß darin die Pietät gegen das Lied der Väter walten und zugleich die Continuität des Bekenntnisses bewahrt werden wie im Katechismus, aus welchem ebenso wie aus dem Gesangbuche das Christenthum unserer Gemeinde vornehmlich stammt. Hiernach sind auch die Aenderungen im Minden-Ravensberger Buche schon zu weit greifend; statt dessen ist das Cromesche zu wählen.

Die Regulativlieder halten sich an den Text, und das ist gut uns den Weg zu weisen. Potel in Ufstrungen hat sie bereits in der Kirche wie in der Schule, bedauert aber, daß doch auch darin schon zu viel neuere sind statt der schöneren und schmerzlich vermißten alten. Der Ordner hat in der Seminarschule ohne Schwierigkeit die Sammlung von Eyle eingeführt, welche noch eine Partie schöner alter Lieder mehr als die 80 enthält, außerdem den Lutherschen Katechismus mit der Haustafel, die Summarien von Justus Mering und eine Sprüchwörtersammlung nach Caspari. Diese Sammlung in Octavform gedruckt würde einen vortrefflichen Anhang bilden, wenn zumal — Brauns — noch die sonntäglichen Antiphonien angedruckt würden, die der Gemeinde zu wissen so nützlich und lieb sind. Da nun aber auch in dem Abdrucke der Regulativlieder — Lincke — bereits der Text geändert ist und zum Theil manche Verse ganz weggelassen worden, so wäre eine bestimmte Ausgabe als authentisch etwa von dem Gesangbuchsvereine festzustellen — Reinhard — und darin der textus receptus beizubehalten. Jacobi will das Schulgesangbuch durchaus wie das kirchliche haben, es würde sonst ein ganz verschiedener Kirchengesang entstehen. Oder wie soll den Weimaranern geholfen werden, welche die Regulative nicht haben? Die Kirche ist eine singende, durch die Reformation durch ihre Lieder eingeführt worden; man wünscht überall mitsingen zu können, und wäre daher wohl die Eisenacher Sammlung vorzuschlagen. Doch wird allgemein den Regulativliedern der Vorzug gegeben, weil sie schon vielfach Eingang gefunden haben, während die Eisenacher Sammlung viel weniger Beifall gefunden hat. Man benutze die alten Lieder und lasse sie in der Nachmittagskirche von den Schulkindern auf dem Lande am Altare, etwa nach den Hauptstücken des Katechismus, beten — Potel — das macht guten Eindruck, und benutze sie im Confirmandenunterrichte, wähle mit großer Sorgfalt und lasse eher ein neueres flaches Lied singen als ein altes verwässertes. Zugleich darf — in Filialdörfern — den Lehrern nicht zu große Freiheit in Auswahl der Lieder gelassen werden, welche oft die allerdümmsten geflissentlich aussuchen und die kernigen unbeachtet lassen. Sehr zweckmäßig ist zugleich über die Kirchenlieder, der mindestens 40 in der Schule gelernt werden müssen, Nachmittags katechisiren, Schmidt. —

Auf diese Weise kann nun wohl die Sehnsucht nach einem deren Gesangbuche und die Empfänglichkeit dafür angebahnt und geweckt werden. Wie aber sollen wir in der That dazu kommen? Sie dem Magdeburger Verein empfohlen und er gebeten werden, ein Gesangbuch für die ganze Provinz zusammenzustellen? Soll diese Arbeit einer Commission oder einem einzelnen anerkannten Hymnologen gewiesen werden? Für unser Thüringen wird Br. Eyle, der sich schon bewährt habe, dazu ermahnt und aufgefordert. Darin aber werden zuletzt alle einig, dem Königl. Consistorium für Seinen Eifer und Seine Wärme, womit es den Magdeburger Verein unterstütze und empfehle, von Herzen zu danken und unsere einstimmige Freude auszusprechen, und es wird der Ordner damit beauftragt. Von da werde denn schon weitere Anregung kommen und alles in sichere Bahnen geleitet werden.

Zum Schluß faßt der Ordner alle Verhandlungen und deren Resultate in ein kurzes Resumé zusammen, dankt den Thesenstellern und der Gemeinde und vor allen dem Herrn, der sich so liebreich zu uns bekannt und unsere Schwachheit getragen, worein alle knieend einstimmen. Darauf schließen alle knieend einen Kreis und singen „Die wir uns allhier beisammen finden", und empfangen von dem das kirchliche Amt verwaltenden Geistlichen noch eine herzliche Ansprache und den kirchlichen Segen.

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz. Druck von Trowitzsch und Sohn.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1857. Sonnabend den 12. September. № 73.

Böhmen und Mähren im Zeitalter der Reformation von Anton Gindely. Erster Band. Geschichte der Böhmischen Brüder. Erster Band. — Auch unter dem Titel:

Geschichte der Böhmischen Brüder von Anton Gindely. Erster Band (1450—1564). Prag. Carl Bellmanns Verlag. 1857. 8.

(Schluß.)

Die Gliederung des Restes der Brüderunität zwischen 1496 und 1500 war nun so, daß die allgemeinen Synoden die Träger gewissermaßen der kirchlichen Souveränetät in der ganzen Brüdergemeinde waren. Sie traten nun ziemlich alle Jahre einmal zusammen. Die fortwährende Leitung aber hatte der engere Rath. Die allgemeine Synode bestund aus den Gliedern des engeren Rathes und aus allen geistlichen Vorstehern der Gemeinden. Der enge Rath bestund in dieser Zeit aus 13 Personen. Die Wahl desselben hatte bei Ergänzungen durch die Gemeinden statt und diese Wahl konnte Geistliche und Laien treffen; doch waren die ersteren gleich Anfangs überwiegend und bald wurden nur Geistliche gewählt. An der Spitze des engeren Rathes stund der Bischof als erster Senior oder Ordinator; 1496 noch Mathias von Kunheim und bis an seinen Tod. Das Priesteramt galt übrigens der geistlichen Machtfülle nach dem bischöflichen gleich, und nur durch die ihm besonders übertragenen Geschäfte als Ordinator und an der Spitze des engeren Rathes trat der Bischof hervor. Daneben gab es Diaconen. Zu den Priesterstellen empfahlen die schon vorhandenen Priester, und der Ordinator nahm den Empfohlenen an oder verwarf ihn, nachdem er dessen Kenntnisse und Lebenswandel geprüft hatte. Die Priester hatten den Unterricht der Katechumenen und die Verwaltung des Beicht- und Bußsacramentes und folglich die Ausschließung und Zulassung in Beziehung auf das Abendmahl. Der Priester predigte, wenn er es vermochte; sonst las er Predigten anderer. Auch taufte er und verwaltete die übrigen Sacramente, nur daß auch die Diaconen in Nothfällen taufen durften. Die Seelsorge war sorgfältig geordnet. Kein Priester durfte Arzt seyn, ein weltliches Amt haben oder Handel treiben; dagegen waren ihm Landwirthschaft und Handwerk gestattet. Wegen Mein und Dein durfte er sich ohne Bewilligung des engen Rathes an kein weltliches Gericht wenden und durfte nie bei Abfassung eines Testamentes gegenwärtig seyn. Nur verheirathet geweihte durften auch verheirathet das ganze Priesteramt verwalten; in ledigem Stande geweihte bedurften zur Heirath der Einwilligung des engen Rathes, die selten gegeben ward und sie erlitten sodann eine Beschränkung ihrer priesterlichen Functionen (eine theilweise suspensio a divinis). Priester, die sich offenkundig vergingen, wurden abgesetzt und nur nach Buße wieder eingesetzt. Niemand durfte von einem als sündhaft erkannten Priester ein Sacrament verrichten lassen. Die Priesterweihe hatte nur durch den Ordinator statt unter großen Feierlichkeiten, Fasten und Beten durch Handauflegung. Der Diacon machte Anfangs in den Versammlungen den Kirchendiener und hatte Antheil an der Armenpflege; auch er mußte ein Examen vor der Weihe bestehen und auch ihn weihte der Ordinator durch Handauflegen. Den Priestern und Diaconen zur Seite stund in jeder Gemeinde ein Ausschuß, dessen Glieder Senioren oder Richter hießen. Sie waren bei der Verwaltung des Kirchenvermögens und des Armenwesens beschäftigt. Die Armenkasse ward durch Sammlungen zu Weihnachten und zu Johannis bedacht und drei Senioren verwalteten sie, d. h. einer hatte die Kasse, einer den Schlüssel dazu und einer führte die Rechnung. Streitigkeiten unter den Gemeindegliedern schlichtete der Ausschuß, von dem eine Berufung an den geistlichen Vorsteher, von diesem an den engen Rath, von diesem an die Synode stattfinden konnte. Keiner der Brüder durfte sich ohne besondere Erlaubniß, und bei Streitigkeiten mit einem Bruder nie an ein weltliches Gericht wenden.

Neben dem männlichen Ausschusse bestund ein weiblicher aus bejahrten Wittwen und bejahrten Jungfrauen. Aus diesem wurden die Wirthschafterinnen der unverheiratheten Priester gewählt, und dieser Ausschuß führte die Aufsicht über die Frauensleute in Dienstverhältnissen und über die jungen Wittwen, überhaupt über die Sitten der Gemeinde, über das Betragen der Frauen, deren Kirchenbesuch und über die Behandlung der Dienstboten. Männliche und weibliche Ausschußmitglieder wurden durch den Priester mittest Handschlag verpflichtet. Der enge Rath hielt sich bei Kirchenvisitationen hauptsächlich an das Zeugniß der beiden Ausschüsse. Die Sittenreglements waren sehr streng und gewisse Gewerbe, wie die des Malers, Musikers, Würfelschneiders, Kartenmalers, der Zauberei, Hurerei und des Großhandels durfte kein Bruder und keine Schwester treiben.

Für Richter, Advocaten, Kriegsleute und kleine Kaufleute, deren Gewerbe gestattet waren, aber doch als seelengefährlich betrachtet wurden, gab es schwere sittliche Beschränkungen.

Der Hausvater sollte seines Hauses geistlicher Wohlthäter, seines Gesindes Sorger und eigentlich geistlicher Diener seyn. Er sollte seine Frau nicht zu sehr mit Arbeiten beschweren und in ihren Wochenbetten wohl für sie sorgen; sollte sich wegen seiner Kinder nicht mit den Nachbarn streiten und nie erwachsene Kinder und Dienstboten verschiedenen Geschlechtes auf dieselbe Weide schicken; keine Gelage in seinem Hause dulden, und wenn seine Frau durchaus Gäste haben wolle, solle er sie zwar einladen lassen, aber sich während der Mahlzeit wo möglich entfernen. Das Gesinde sollte dienstfertig, nicht klatschsüchtig, nicht diebisch seyn und sich keusch halten. — Die Ehe ward im Ganzen wie in der Katholischen Kirche behandelt, doch deren Trennung in den Fällen gestattet, wo die Griechische Kirche sie zuläßt. Verlöbnisse aber hatten gar keine Kraft; erst die Beiwohnung schloß die Ehe. Männer durften sich im 14ten, Frauen im 12ten Jahre verheirathen.

Der erste Ordinator, Mathias von Kunwald, hatte, wie wir sahen, die bischöfliche Weihe erhalten und ertheilte sie nachher, damit die Brüderschaft bei seinem Tode nicht ohne Bischof wäre, dem Thomas von Przeloucz und dem Elias mit. Drei Bischöfe saßen also eine Zeitlang im engen Rathe; dazu ein oberster Richter Prokop, der in allen Streitsachen entschied, die an den engen Rath gebracht wurden, wenn dieser, dessen Mitglieder meist zerstreut lebten, nicht versammelt werden konnte. Außerdem hatte der enge Rath noch neun Beisitzer. Mathias von Kunheim starb im Jahre 1500 zu Leipnik.

Wir brechen hier unsere Auszüge ab, um nicht zu weitläuftig zu werden. Man wird auch aus dem von uns gegebenen die große Unparteilichkeit des Verf.'s bei Darstellung dieser Geschichten durchscheinen sehen. — Uebrigens haben wir in Beziehung auf die Böhmischen Brüder im Ganzen eine Bemerkung zu machen, die fast bei allen kleineren Secten die gleiche Anwendung findet. Fast alle solche Gesellschaften haben in ihrem Kreise Erfahrungen durchzumachen, die die Kirche im Großen längst hinter sich hat und aus denen sie ihre traditionelle Haltung erhalten und gestärkt hat. Es liegt deshalb in kleinen Secten immer ein subjectiver Dünkel, der die Welt von Neuem anfangen möchte, und in der Regel fahren sie sich auf diesem Wege an irgend einer Ecke fest und ihre Begeisterung macht an diesem Festfahren Banqueroute — dann werden sie todte Nester für irgend einen Niederschlag von traditionellen Wunderlichkeiten und an die Stelle ihres eigenthümlichen Geistes, der entflohen ist, setzt sich irgend eine Oberflächlichkeit oder Trivialität fest.

H. Leo.

Ueber den rhythmischen Choralgesang und seine Einführung in den Gemeindegottesdienst.

Um Ihrem gütigen Wunsche zu genügen, schicke ich mir an, für die Leser der Evang. Kirchenzeitung einen einfachen thatsächlichen Bericht über das von mir beobachtete Verfahren zur Einführung des rhythmischen Choralgesanges in meinen Gemeinden zu erstatten, das bisher erreichte Ziel zu bezeichnen, das Bemerkenswertheste über die hierbei gemachten Erfahrungen hervorzuheben, und endlich meine Gedanken über Wert und Bedeutung des rhythmischen Gesanges zur Hebung des christlichen und kirchlichen Lebens und seine allgemeine Einführbarkeit kürzlich anzudeuten.

1. Als ich im J. 1831 in das hiesige Pfarramt eintrat, fand ich den kirchlichen Gesang in der traurigsten Lage. Je schwächer das innere Leben war, je lauter erscholl der Gesang. Es war kaum zu ertragen, wenn irgend ein Gesang angestimmt wurde, der innere Empfindungen ausdrückt, und nun einige hundert, an nichts weniger als den Inhalt der Lieder denkend, Kehlen mit barbarischer Gewalt einander zu überschreien suchten. In der größeren Muttergemeinde (von 700 Seelen) hatte der Küster diejenigen besonders ausgezeichnet, welche in dem allgemeinen Geschrei („protestantisch Gebrüll," wie es A. Knapp irgendwo nennt) sich noch bemerklich zu machen wußten; in der kleinen Filialkirche wirkten die unvergleichlich grellen Stimmen der pfälzischen Kolonisten um so empörender, als man jede einzelne Stimme in der Versammlung von kaum 100 Seelen unterscheiden konnte. Man denke sich das „Schmücke dich, o liebe Seele," „O Lamm Gottes unschuldig" und ähnliche Lieder in solcher Weise gesungen, und man wird sich die Marter des empörten Gefühls vergegenwärtigen können, mit der ein solcher Gesang ertragen werden mußte.

Eine Milderung dieses Mißstandes erreichte ich in der Mutterkirche bereits nach wenigen Jahren, theils durch eindringliche Predigt des göttlichen Wortes an die allmälig erweichten Herzen, theils durch unabläßige Einwirkung auf den Lehrer und die Schule. Schon nach etwa zehn Jahren erschien der Gemeindegesang verhältnißmäßig gut, und der Küster erlangte deshalb die Auszeichnung des Kantortitels. Es war hierzu von meiner Seite nur erforderlich gewesen, dem Vorsänger sonntäglich eine kurze Andeutung über Ton und Charakter der Lieder zu geben, nach dem Gottesdienst ein Wort zur Anerkennung oder Berichtigung zu sagen, überhaupt auf Sinn und Gefühl des Lehrers in musikalischer Hinsicht einzuwirken, dem Gesangunterricht in der Schule besondere Aufmerksamkeit zu widmen, den Schülern ebenso mit ihrem frohen Sinn entsprechenden Volksliedern zu Hülfe zu kommen, als mit freundlicher Ansprache zum sanften frommen, sinngemäßen Ausdruck der geistlichen Gesänge, die sie bald zweistimmig, dreistimmig und mit Hülfe des Lehrers, der kein Seminar besuchte, auch vierstimmig einübten.

In der Filialkirche dagegen schlugen alle Bemühungen fehl. T Lehrer, welcher den Gottesdienst dreimal im Monat selbst b rgt, erwies sich als ganz unvermögend, dem unbändigen S om des Gesanges Maß und Ufer zu geben. Obschon selbst e ig um den Gesang bemüht, und mit lebhafter, fast über- schwänglicher Empfindung singend, brachte er den Gemeindege- sa g nicht einen Schritt weiter. Es blieb dieser ein in ungezü- g er Ausartung einherfahrender, barbarischer Ungesang.

Inzwischen wurde Einf. allmälig mit dem rhythmischen Coralgesang bekannt. Sein musikalisches Verständniß reichte n t so weit, um die überschwänglichen Anpreisungen seiner Z züge, denen man hin und wieder begegnete, anerkennen oder g hörig würdigen zu können. Aber das war mir von vorn h ein unzweifelhaft, daß der Kirchengesang doch auch „Gesang" s i, daß er den allgemeinen musikalischen Normen unterworfen s ben müsse, daß deshalb die unrhythmische Formlosigkeit un- r glich eine Eigenthümlichkeit des Kirchengesanges seyn könne. F nd sich nun, daß die meisten unsrer Choralmelodieen ursprüng- l als Volksmelodieen, oder auch als kirchliche Komposition r thmisch gewesen: so war mir der Vorzug des rhythmischen v dem unrhythmischen Gesange in musikalischer Hinsicht e schieden, und so trug ich kein Bedenken, alsbald mit Herstel- l g des ersteren vorzugehen. Es war eine musikalische R form, die ich zunächst beabsichtigte: die Herstellung des Ge- s ges anstatt des Ungesanges, des an sein ursprüngliches, mu- s alisches Maß gebundenen, in seiner natur- und kunstgemäßen S römung frisch und fröhlich einhergehenden Gesanges anstatt d schleppenden, in träger Ruhe sich ausbreitenden, unmusika- l hen Geschreies. Und diese Reform gelang über Er- w rten schnell; viel schneller natürlich, als die Reform der s genden Gemeinde zu einem vom heil. Geist bewegten Glau- b sleben in frommer Liebe, Zucht und Selbstverläugnung zu g angen war.

Vor allem gab ich den Lehrern Layritz treffliche Hülfs- l chlein*), machte sie mit Eigenthümlichkeit und Vorzug des r thmischen Gesanges bekannt, suchte ihre Lust daran zu er- w cken, und leitete dann sofort die ersten Versuche ein. Einige I r einfachsten und schönsten rhythmischen Melodien waren bin- n wenigen Wochen Eigenthum der Schule, die Kinder sangen s mit Lust zu Hause und auf den Straßen, und bald ward d Gemeinde durch die Jugend mit den rhythmischen Gesängen b kannt.

Nun legte ich den kirchlichen Zeiten angepaßte Verse in den l rgischen Gesang des Chors ein, und sobald die Gemeinde d selben 2 — 3 mal gehört, ließ ich am nächsten Sonntag das

*) Geistl. Melodieen, meist aus dem 16. und 17. Jahrh. in e en ursprünglichen Tönen und Rhythmen. Zum Gebrauch für Schule u d Haus zweistimmig gesetzt. Erlangen bei Bläsing. Ueber 200 Me- l dieen zum Preise von 12½ Sgr. für 2 gebundene Heftchen.

Lied als Hauptlied der Liturgie folgen, indem ich die Gemeinde am Schluß derselben bat, noch eben einige Verse des folgenden Liedes in seiner ursprünglichen schönen Melodie still anzuhören und dann getrost allmälig einzustimmen. Später zeigte sich bald, daß diese Vorsicht nicht weiter nöthig war. Sobald der Lehrer mit dem Schülerchor den Gesang frei beherrschte, durften wir bald auch mit den schwersten, kunstvollen Rhythmen ohne weiteres in der Gemeinde vorgehen (z. B.: Wir glauben all' an einen Gott, Gegrüßet seyst du meine Kron, und ähnliche); dieselbe, im allgemeinen mit der Reform bekannt und für diese gewonnen (denn um nichts anderes handelt es sich, als um die Herstellung der ursprünglichen Gestalt und Lebensform des Gesanges), nahm augenblicklich wahr, wenn das Lied in einer ihr noch nicht geläufigen Form auftrat, achtete still auf den Verlauf der ersten Verse, und schloß sich bald genug dem Gesange an, der ihr bei den leichteren Rhythmen (Wer ist wohl, wie du; Nun freut euch, lieben Christen gemein; O Welt, sieh hier dein Leben; O, daß ich tausend Zungen hätte u. dgl.) oft an den ersten kirchlichen Tagen am besten gelang*). Es war deshalb nach Jahr und Tag in der Regel nur noch nöthig, das neu einzuführende Lied durch paßliche Einlegung eines Verses in den liturgischen Theil des Gottesdienstes der Gemeinde einigemal zu hören zu geben, worauf das Lied ohne Bedenken in den Gemeindegesang eingeführt werden konnte. Nur versäumte ich nicht, gelegener Zeit um Geduld und Nachsicht zu bitten, wenn anfangs eine Melodie nicht sogleich ohne Schwierigkeit und mit voller Kraft gesungen werden könnte.

Indem so im Durchschnitt monatlich eine Melodie in der Schule neu eingeübt wurde, wozu die Schüler der ersten Klasse (etwa 70) das Lied auswendig lernten, damit der Sängerchor der Regel nach frei ohne Hülfe des Gesangbuchs zu singen vermag, und die durch die Schule den Familien bereits bekannt gewordenen Lieder auch möglichst in den kirchlichen Gemeindegesang eingeführt wurden, gelangten wir nach Verlauf von 6 bis 8 Jahren dahin, fast nur noch rhythmische zu singen. Das in dem früheren schleppenden Ungesange verloren gegangene rhythmische Gefühl kehrte wieder, und auch diejenigen Melodieen, welche eines bestimmten Rhythmus entbehren, (Liebster Jesu, wir sind hier; Vom Himmel hoch, da komm' ich her; Wunderbarer König u. s. f.) wurden nun nicht blos lebendiger gesungen, sondern auch taktgemäß aufgefaßt, und so nicht unrhythmisch vorgetragen. Manche Lieder, die unter Herrschaft des barbari-

*) Das überraschend leichte Gelingen der recht angegriffenen rhythmischen Reform darf nicht befremden, da einerseits das Naturgemäße überhaupt (und das ist auch das wahrhaft Kunstgemäße) das Leichtere ist, andererseits die Rhythmen unter sich ebensoviel Verwandtes haben, als leicht in den melodischen Fortschreitungen wahrzunehmen ist, so daß der Singende oft nach einigen Tönen bereits die Ahnung hat, wie der Gesang weiterhin melodisch fortschreiten und rhythmisch sich bewegen werde.

schen Ungesanges völlig unsingbar geworden (Wer nur den lieben Gott läßt walten; Mir nach, spricht Christus, unser Held — die in einer ganz unerträglichen Weise gemißhandelt wurden), wurden wieder singbar und kehrten in einer ganz neuen Gestalt wieder. Kurz es kehrten die verlaufenen wilden Wasser wieder in ihr natürliches Strombett zurück, der Gesang fand seine gesunde, erquickliche musikalische Form und Gestalt wieder. Die Schule kam bald dahin, daß die Kinder von 10 — 14 Jahren einige funfzig Melodieen frei beherrschten, so daß sie dieselben einzeln und gemeinsam ohne Hülfe anstimmen und meist frisch und fehlerfrei durchführen können, und es wird nicht fehlen, daß auch die ganze Gemeinde, die an dem Gesange der Schule den lebhaftesten Antheil nimmt, vollständig in die musikalische Reform des Gesanges eingeht, sofern sie noch eine Zeitlang in gleicher Weise geleitet wird.

Schon gegenwärtig und seit mehreren Jahren hat sowohl der Gemeindegesang als der der Schuljugend bei Visitationen und ähnlichen Angelegenheiten die freudigste Anerkennung gefunden; wir haben es getrost wagen können, bei Missionsfesten mit den rhythmischen Gesängen unter einer Menge ungeübter Gäste vorzugehen, von denen manche oft kaum gewahr geworden sind, wie sie aus der gewohnten unnatürlichen Stockung in die naturgemäße Strömung des Gesanges geleitet wurden. Es kam im vorigen Sommer einigemal vor, daß Männer aus entlegenen Gegenden dem Gottesdienst beiwohnten, die, obwohl sie im kirchlichen Gesange viel mehr noch, als *musikalisches* Leben suchten, augenblicklich von tiefer Bewegung durch den Eindruck des Gesanges ergriffen wurden.*)

Man wird vielleicht der Meinung seyn, daß dieser Erfolg durch ein besonderes Geschick des Kantors erreicht sey und unter anderen Umständen nicht zu erwarten stehe. Und gewiß ist, daß von der unmittelbaren Leitung des Lehrers und Vorsängers vieles, und gewissermaßen alles abhängt. Dessen bin ich zunächst schmerzlich genug auf dem Filial inne geworden, wo es lange genug gewährt hat, um ein einigermaßen befriedigendes Ziel zu erreichen. Hier schwankte der Lehrer fast immer bei der Wahl des Tempo. Hatte er auch den Rhythmus erträglich eingeübt, so nahm er das eine Mal das Maß desselben so kurz, daß die Gemeinde unmöglich der schnellen Bewegung folgen konnte, und er wieder einlenken mußte, und nicht selten dann

*) Es war ein ernster, ostfriesischer Landmann, der bei dem schönen Eingangslied: „Auf, hinauf zu deiner Freude, meine Seele, Herz und Sinn!“ sich der tiefen Bewegung nicht erwehren konnte, und nachher äußerte: „Es ist unmöglich, von dem Gesange nicht fortgerissen zu werden, man kann nicht widerstehen“; ebenso erging es bald nachher einem süddeutschen Geistlichen.

ebenso langsam aufhörte, als er übereilt angefangen; das ant[e] Mal, um die Charybdis der Uebereilung zu vermeiden, ger[ie]t er gleich anfangs in den Strudel der Scylla, so daß der rhy[th]mische Gesang nun von dem unrhythmischen kaum zu unterscheiden war. Selbst die taktgemäße Einübung des Rhythmus wu[rde] dem unmethodischen, sonst so trefflichen Manne schwer, und [es] blieb mir hier nichts übrig, als ihn anzuleiten, die Lieder [zu] für sich einzuüben, daß er in seinem Zimmer gleichmäßig [mu]ziere, so daß er für jeden Schritt ein ganzes Maß [in] nehme, und demnächst zwei halbe Maße auf einen Sch[ritt] vertheile u. s. f.

Hierdurch erreichte ich für die gleichmäßige Bewegung [des] Rhythmus mein Ziel, aber natürlich konnte ich dem ängstlich[en] Manne den natürlichen Instinkt für die Wahl des richti[gen] Tempo nicht einflößen. Dennoch ist aber auch der Gesang [in] dieser Gemeinde um vieles besser geworden; die leichten Rhy[th]men werden ziemlich gut gesungen, und der Gesang dieser w[ird] bessernd auf die übrigen zurück. Auch würde ich nicht zweifelhaft seyn, daß ich auch mit diesem Vorsänger ein befriedigendes Ziel erreichen würde, wenn ich ihn nicht stets nach je ein[em] Sonntage für mehrere folgende sich selbst überlassen müßte.

In der Muttergemeinde dagegen trat vor 6 — 7 Jah[ren] ein Wechsel des Vorsängers ein. Nachdem ich mit dem ers[ten] den rhythmischen Gesang ziemlich durchgeführt, trat ein ande[rer] ein, der wenig Tactsinn zeigte, welches für die Durchführu[ng] eines lebendigen Rhythmus vor allem wichtig ist. Hierzu zei[gte] er sich für meine Mitwirkung und Erinnerungen wenig zugä[ng]lich, und ich mußte mit der äußersten Vorsicht verfahren, [um] meinen Einfluß auf die Hebung des Gesanges nicht gar [zu] verlieren. Bald aber zeigte sich nun ein bedeutendes metho[di]sches Geschick des Mannes, so daß er von Stufe zu St[ufe] weiter schritt, keinen Rückschritt duldete, und bei nicht bem[er]kenswerthen musikalischen Gaben mir ein Ziel erreichen h[alf], was in musikalischer Hinsicht fast befriedigend genannt w[er]den kann.

Ebenso kann aber auch Eins. sich nicht vergönnen, in H[in]sicht des erreichten Zieles eine besondere Bevorzugung sich b[ei]legen zu lassen, oder ihn besonderer persönlicher Bemühung[en] zu rühmen. Vielmehr ist alles, was Eins. gethan, ganz ge[ra]dentlich geschehen, mehr auf Einwirkung auf Sinn und V[er]ständniß der Schule zu beziehen, welche, wenn sie auch du[rch] eine Reihe von Jahren hin sich wohl meist wöchentlich irge[nd] eine kleine Gelegenheit gesucht, doch kaum eine nennenswer[the] Mühe, und vielmehr Freude, als Opfer an Zeit und Kra[ft] gekostet.

(Fortsetzung folgt.)

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz. Druck von Trowitzsch und Sohn.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1857. Mittwoch den 16. September. № 74.

Ueber den rhythmischen Choralgesang und seine Einführung in den Gemeindegottesdienst.

(Fortsetzung.)

2. Wenn ich nun im Obigen bereits das erreichte Ziel musikalischer Hinsicht ziemlich vor Augen gelegt, so sey es ich erlaubt, dasselbe noch einmal für sich ins Auge zu fassen.

So lieb und werth das erreichte Ziel auch Einf. ist, so redet er sich doch in keiner Hinsicht, damit am Ende zu seyn. Selbst in musikalischer Hinsicht nicht. Nicht selten zwar begt mich der schöne Gesang so, daß er mir fast zu mächtig red, und das Gefühl tief ergreift. Sehr oft löscht er mir natlich den sonst dem einsamen Landpfarrer wohl verzeihlichen unsch fast aus, auch wohl zuweilen einmal vollkommnere kirchh musikalische Leistungen hören zu können, indem es mir eint, es könnten wenigstens „bloß musikalische" Leistungen cht einmal das gewähren, was hier schon dargeboten wird. d doch, wie viel bleibt immer und immer zu thun, um nur nn und Gefühl der Schule beim Gesang zu wecken, um die türliche Wildheit hierbei zu zähmen, die rauhen Kehlen zu tten und zu mildern, die an platte Aussprache gewöhnten pen für den Gesang umzubilden — besonders wenn es dem rer an Sinn und Verständniß hierfür fehlt, und er mit Herllung der formalen Richtigkeit im Vortrag des Rhythmus, Melodie und Harmonie, alles geleistet zu haben glaubt!

Wenn aber schon in jener Hinsicht noch vieles fehlt, wie ht es dann, sofern doch der Gesang nichts anderes ist und n soll, als gesungenes Gebet, als Ausdruck des bewegten eistes- und Seelenlebens, wie steht es in dieser Hinsicht, und e verhält sich jenes äußerlich erreichte zu dem letzten, freilich ch auf ganz anderen Wegen anzustrebenden, Ziel des kirchhen Gesanges? Nun der auch musikalisch wohlgeordnete Gesng einer aus eitel gläubigen, lebendigen Christen bestehenden emeinde würde freilich sich noch wesentlich anders darstellen. erselbe würde die schöne Form als durchaus von ihrem Wesen erfüllt zeigen. Der in frischem, fröhlichem Rhythmus einhergehende, melodisch und harmonisch korrekte Gesang würde als ein schönes Gefäß ganz und gar von dem goldnen Wein des Glaubenslebens erfüllt erscheinen; der Wind des Geistes würde in die Segel des Rhythmus blasen; die von der Lust am Herrn erfüllten, vom Schmerz der Buße, von der Inbrunst der Liebe, von dem Ernst der Hingebung bewegten Herzen würden der Stimme eine Süßigkeit und einen Adel, der Bewegung einen Schwung, der Melodie eine Innigkeit, der Harmonie eine Verschmelzung verleihen, wie sie hier nur in leisen Anfängen vorhanden ist. Doch ein solcher Gesang wird sich, weil es an solchen singenden Gemeinden fehlt, überhaupt in der streitenden Kirche kaum irgendwo, und überall nur annähernd, finden!

Nach dem Maße er sich findet, würde nun aber der Bewegung von außen nach innen die Gegenbewegung von innen nach außen entgegenkommen, das Wesen würde seine Form suchen und schaffen, und was dem Gesang seinen höchsten Werth und wahre Schönheit verleiht, würde nun aus der inneren Geburtsstätte alles Guten und Schönen, aus dem singenden Herzen hervorströmen, und die formale und musikalische Schönheit des Gesanges wesentlich erfüllen. In dieser Hinsicht wird, die musikalisch wohlgeordnete Leitung derselben vorausgesetzt, jede Gemeinde auf derjenigen Stufe des guten kirchlichen Gesanges stehen, welche der Stufe ihres Glaubenslebens überhaupt entspricht. Denn also kann die Gemeinde nicht besser singen, als sie glaubt, liebt, hofft, duldet, des Glaubens Kämpfe kämpft und in Christo ist.

3. Es wird sich nun die Frage leicht beantworten, welchen Werth und Bedeutung man demnach dem rhythmischen Gesange zur Hebung des christlichen Lebens beilegen dürfe?

Es kann dies keine andere seyn, als diejenige, welche dem Kultus überhaupt, und namentlich dessen liturgischem Theile beizulegen ist, natürlich an seinem Theile. Jede dem wahren Bedürfniß der christlichen Gemeinde entsprechende Liturgie geht nach Form und Inhalt noch über das Glaubensbewußtseyn derer hinaus, die ihr noch nicht in vollem Maße angehören. Soweit dies der Fall ist, bleibt ihr das Liturgische fremd, leer, äußerlich. Dennoch kann es ihr, sofern sie nicht der Wahrheit überhaupt abgewendet, zur Erweckung und Erbauung dienen, und wird es nach dem Maß, als die Gemeinde sonst lebendig ist, und die schwächeren Glieder von den stärkeren in den Strom des göttlichen Lebens gezogen werden können, auch nach dem Maß, als das Liturgische in edler, herzgewinnender Form sich darstellt.

Dieselbe Wechselwirkung findet zwischen dem schönen rhythmischen Gesang und dem Glaubensleben der Gemeinde statt. Daß der schöne rhythmische Gesang anziehender, erhebender,

erbaulicher wirke, als das schleppende, unmusikalische Geschrei, wird man ohne weiteres zugeben. Aber man kann ebenso gern einräumen, daß der zur Ehre Gottes musikalisch wohlgeleitete Gesang auch positiv zur Erhebung und Erbauung der Gemeinde wirken werde. Er wird dem irgend gebildeten Gefühl der Lebendigen Genüge thun; er wird auf die schwächeren belebend und bildend wirken, er wird die Unentschiedenen anziehen und selbst den Feindseligen eine Waffe aus der Hand nehmen, auch wohl manchen versöhnlicher stimmen. Er wird jedenfalls an seinem Theil dazu dienen, die kirchlichen Versammlungen zu stärken, und so der Wirksamkeit theils der Lieder und des Liturgischen selbst, theils der Predigt des göttlichen Wortes Raum zu machen.

Man kann in dieser Hinsicht dem guten rhythmischen Gesange eine bedeutende Wirkung zuschreiben, sofern er die Gemeinde unwillkürlich fortreißt, in frischer fröhlicher Bewegung die Glaubenslieder unserer heiligen Kirche zu singen; fehlt aber nicht alles Leben in der Gemeinde, so wird dies ein sehr wirksames Belebungsmittel mehr seyn, was nur recht benutzt zu werden braucht, um seinen Werth klar zu machen.

Daß dagegen eine todte Gemeinde, zumal wenn der Lehrer und Vorsänger, vielleicht auch der Prediger, zu den Todten gehört, die Gesänge nicht lebendig singen werde, ist an sich selbst klar; ihr im besten Fall vortrefflich musikalisch geleiteter Gesang wird ja eben selbst eine todte, leere Form, ein fast eitler Sinnengenuß seyn; es muß erst der Rhythmus der Buße und Bekehrung, das Wehen des Geistes, der Friede Gottes hinzukommen, ehe der Gesang selbst lebendig werden, und so wiederum lebenweckend wirken kann.

In Summa ist der Werth und die Bedeutung des guten rhythmischen Gesanges zwar nicht diese, daß derselbe an sich selbst Leben anstatt des Todes zu setzen vermögte, wohl aber, daß durch denselben im einzelnen das irgend Lebendige in der Gemeinde genährt, erquickt und gestärkt, das irgend Lebensfähige geweckt und angezogen werde, daß er im ganzen die Gemeinde auf Grund ihres heiligsten Glaubens miterbauen, und sie in schöner lieblicher Gottesdienstordnung darstellen helfe.

4. Es bleibt mir nur noch übrig, einige der bemerkenswerthesten Erfahrungen anzudeuten, die ich unter meinen geringen Bemühungen für diesen Gegenstand seit etwa einem Jahrzehnt machen konnte, und das Ganze mit einigen Bemerkungen über eine weitere Einführbarkeit des rhythmischen Choralgesanges zu beschließen.

Bei den ersten Anfängen der Einführung des rhythmischen Gesanges fehlte es auch in der hiesigen Gemeinde nicht an Stimmen, welchen derselbe als weltförmig anstößig war. Es waren dies grade Stimmen recht weltförmiger Leute, die Leben und Bewegung überall, nur grade nicht in der Kirche, lieben. Dies trat namentlich eines Abends bei einer Hochzeit hervor, wo ich das „Nun danket alle Gott" rhythmisch hatte singen lassen. Diese Stimmen verstummten jedoch bald, da sie kein Gehör finden konnten, und ich zweifle nicht, daß der rhythmische Gesang endlich auch bei den welt lichen Gliedern der Gemeinde Gnade gefunden haben werde denn was „lieblich ist und wohllautet" findet doch endlich meh Wohlgefallen, als das Formlose und Herabgekommene. E ist also auf dergleichen Bedenklichkeiten nicht zu viel Gewich zu legen.

Eine andere Wahrnehmung, die in den ersten Jahren z zu machen war, besteht darin, daß die Gemeinde ein neu ei geführtes Lied in den ersten Wochen besser sang, als späterhi Anfangs fühlte sie sich unsicher, lauschte auf die Führung de Chors, wurde dann aber bald allzusicher, und so griff sie en weder zu den angeerbten bösen Gewohnheiten einer breiten un formlosen Bewegung zurück, oder sie zerstörte die Einheit de Rhythmus durch fehlerhafte Abweichung. Aber auch dies leg sich dann wieder, wenn die Führung mit Ruhe und Festigke fortging, und der Vorsänger mit Hülfe des Chors*) den falsche Bewegungen der Gemeinde oder eines Theils derselben kräft entgegenwirkte. Es währte nicht so lange, so war alles wied in guter Ordnung, da man im Allgemeinen Vertrauen zu de Sache und ihren Führern hatte, so daß auch die Stimme einiger Böswilligen fruchtlos blieben. Seit einer Reihe vo Jahren kommt es fast nie mehr vor, daß eine falsche Bew gung durchdringt, und geschähe es, so wird sie augenblickli durch die wohlgeleitete Gemeinde selbst überwunden.

Zuweilen fehlte es jedoch nicht an der Wahrnehmung, da bei nachlassender Führung der Gesang alsbald sein geuferte Strombett verlassen, und sich wieder im Schlamme und Sam des Blachfeldes verlieren würde. Dies zu verhüten waren jede zeit ein paar wache Augen und Ohren nöthig; diesen aber ge lang es auch ohne eigentliche Mühe, nicht rückwärts, sonder vielmehr vorwärts zu gehen, so daß bisher eine fortgehend Verbesserung noch immer wahrzunehmen gewesen. Denn d ganze Reform erweist sich in formeller Hinsicht zunächst als ei musikalische, deren Schwierigkeiten auch bei ganz mäßige Hülfsmitteln von gar keiner besonderen Bedeutung sind.

Hier dürfte der Ort seyn, noch die Bemerkung einzusch ten, daß in den Kirchen des hiesigen Pfarramtes eine Org nicht vorhanden ist. Von Anfang war es mir unzwe felhaft, daß der vorgefundene schlechte Gesang nic leicht zu verbessern seyn würde, wenn das unförm liche Geschrei der Gemeinde durch Orgeltöne zug deckt würde. Dadurch mochten die Mißtöne jenes, weil mi der fühlbar, erträglicher werden; die Mißtöne selbst aber hätt sich so leicht noch breiter ausgelegt, mindestens noch wilder ge tend gemacht. Als es nach einigen Jahren gelungen war, zue den Vorsänger, dann die Schule und die Gemeinde in ei bessere Bahn zu leiten, verschwand das Bedürfniß einer Org immer mehr, und als endlich der rhythmische Gesang eingefüh

*) Bei kleineren Gemeinden sind einige wenige, rhythmisch sich eingeübte Stimmen hinreichend, die ganze Gemeinde durch theilwe Irrungen friedlich hindurch zu leiten.

ar, hätte die Orgel jedenfalls nur bei ausgezeichneter Füh-
ung noch zur Hebung des Gesanges beitragen können. So be-
ält der Vorsänger freie Hand, durch die lebendige Orgel, die
ox humana seiner Schüler, den Gesang der Gemeinde, zu
iten, wie er es, wenn er zugleich Organist war, nimmer ge-
nnt, und auch mit Hülfe eines besonderen Organisten nur in
em seltenen Fall eines ausgezeichneten Einverständnisses ver-
ocht haben würde. Gewiß soll hiermit dem frommen, kunst-
erechten und doch lediglich zum Dienst der Gott singenden
erzen geleiteten Gebrauch der Orgel kein Abbruch geschehen;
ur wollte ich theils den eigenthümlichen Vorzug bezeichnen, den
r nicht ganz untaugliche Vorsänger genießt, wenn er ohne
ebrauch der Orgel zur Einführung des rhythmischen Gesanges
hreitet, theils auch dies nicht verhehlen, daß die Orgel nicht
hlechthin als nothwendig zur Herstellung und Pflege eines gu-
n Kirchengesanges betrachtet werden kann, dem sie in vielen
ällen sich eher hinderlich als förderlich erweisen möchte.

(Schluß folgt.)

Nachrichten.

Die Gesangbücher des Herzogthums S. Coburg.

I.

Im Herzogthum S. Coburg mit seinen vierundvierzig Kirchge-
einden stehen gegenwärtig drei verschiedene Gesangbücher in kirch-
hem Gebrauch, das alte Coburger, das Hildburghäuser und
as neue Coburger. Das alte Coburger wurde im Jahre 1774
der Hofgemeinde und bald darauf im ganzen Lande eingeführt.
as Hildburghäuser findet sich in den Landestheilen, welche erst
826 durch die Thüringische Ländertheilung coburgisch wurden. Das
eue Coburger wurde im J. 1833 eingeführt, jedoch nur in den
emeinden, die bis dahin das alte gehabt hatten, und auch unter
esen wurde es mehreren erlaubt, das alte zu behalten, wenigstens
r's Erste, bis sie im Stande seyn würden, die Kosten zu bestreiten,
elche die Einführung des neuen verursachte.

Wir wollen es unternehmen, diese drei Gesangbücher hier zu be-
achten, weil sich uns jetzt eine bestimmte Veranlassung dazu bietet.
as neue Coburger Gesangbuch war vergriffen. Unser Kirchen-
giment hat es von Neuem drucken lassen, und so eben ist von ihm
e Verordnung ausgegangen, daß es nunmehr auch in den Gemein-
en eingeführt werden soll, welche bis jetzt noch das alte Coburger
der das Hildburghäuser im Gebrauch hatten. In einer Zeit,
o sich das Urtheil über die Anforderungen, die an ein Kirchenge-
ngbuch gestellt werden müssen, so ziemlich festgestellt hat, würde uns
ne solche Maßregel auf das Aeußerste befremden, wenn wir nicht
allen kirchlichen Dingen noch so weit zurückständen,
ß schwerlich eine der Evangelisch-Lutherischen Landes-
rchen noch weiter zurückstehen kann. Wird diese Maßregel
rchgeführt, so sind wir wieder auf Jahrzehende hinaus um die Hoff-
ng gebracht, ein Gesangbuch zu erhalten, wie wir es wünschen
üssen und verlangen dürfen, und unser armes Volk muß sich auch
ner nicht bloß von der großen Mehrzahl seiner Prediger, sondern
ch durch die Gesänge, die es in seinen Gottesdiensten zu singen

bekommt, auf die dürren Steppen der Vernunftschwärmerei führen lassen. Die Gemeinden, welche bisher das Hildburghäuser Gesangbuch hatten, würden nur ein jämmerliches Machwerk mit dem andern vertauschen, wenn sie das neue Coburger annehmen müßten. Die Gemeinden aber, welche bis jetzt das alte Coburger hatten, müßten ein entschieden besseres hingeben, wenn sie das neue annähmen. Den Beweis dafür gedenken wir zu liefern durch eine Beleuchtung dieser drei Bücher, und die Dringlichkeit der Sache zwingt mit dem neuen Coburger Gesangbuch zu beginnen.

Ueber folgende fünf Anforderungen an ein Kirchengesangbuch kann unter Allen, die von kirchlichem Wesen einen Begriff haben, kein Zweifel seyn. 1. Ein Kirchengesangbuch muß ein Gemeindegesangbuch seyn, seine Lieder müssen in den Mund einer versammelten Gemeinde passen. 2. Ein Kirchengesangbuch muß populär seyn. Auch der schlichte Landmann muß beim Singen sogleich die Sprache desselben verstehen. 3. Ein Kirchengesangbuch muß Lieder von wahrem poetischen Werth umfassen. Dieser ist nicht in der geglätteten Form zu suchen, sondern darin, daß man es den Liedern anfühlt, daß sie aus den Tiefen des gläubigen Herzens gequollen sind. In Betreff der Form kann das Urtheil derer gar nicht in Betracht kommen, welchen die Sprache der heil. Schrift „orientalische Phraseologie" ist (wie dem Weimar. Kirchen- und Schulblatt) oder das Semitische, das erst ins Japhetische übersetzt werden müsse. 4. Ein Kirchengesangbuch muß seine Lieder aus dem Schatze kirchlicher Lieder nehmen, den unsere Kirche durch Gottes Gnade hat, und muß diese Lieder unverfälscht enthalten. Für ein neues Gesangbuch sich nach neuen, noch ungedruckten Liedern umsehen, oder gar für diesen Zweck deren dichten, beweist nur, daß der Unternehmer eines solchen Werks keinen Begriff von seiner Aufgabe hat. 5. Ein Kirchengesangbuch muß — und das ist der wichtigste Punkt — schriftgemäß oder, was dasselbe ist, bekenntnißgemäß seyn. So wie der Prediger nichts Anderes zu verkündigen hat als Gottes Wort, so hat auch die Gemeinde nichts Anderes zu singen, als was mit der göttlichen Wahrheit übereinstimmt und aus ihr gequollen ist.

Nach diesen fünf Punkten wollen wir das neue Coburger Gesangbuch betrachten.

1.

Das neue Coburger Gesangbuch (1833) ist das Gothaische, ein Werk Bretschneider's, womit für den Kundigen schon Alles gesagt ist, mit einem Coburgischen Anhang. Es zählt ohne den Anhang 1001, mit dem Anhang 1117 Lieder.

Ein Kirchengesangbuch soll ein Gemeindegesangbuch seyn. Ob das unsere sich als solches charakterisirt, mag man nach folgenden Proben entscheiden. Sogleich im ersten Liede wird mit Thieß die Religion angerufen: „Religion, von Gott gegeben, sey ewig meinem Herzen werth! ꝛc." Das Lied des lieben sel. Hey: „O Christenthum! ꝛc." ist ein recht hübsches, gut gemeintes Gedicht, aber, wenn es eine Gemeinde gern singt, so thut sie es gewiß nicht im Gemeindebewußtseyn, sondern wegen der schönen Melodie. Die Ausrufungen: „O Christenthum! O Christensinn! O Christentreu! O Christenglück!" in den einzelnen Versen passen nicht in den Mund einer versammelten Gemeinde. Man gehe aus diesem Gesichtspunkt folgende Abschnitte durch: „Von Gott, seinem Wesen und Daseyn überhaupt", „von den Eigenschaften Gottes", „Schöpfung und Erhaltung" u. s. w. und man wird gestehen müssen, daß eine Gemeinde dergleichen nicht singen kann.

Ein Kirchengesangbuch soll **populär** seyn. Da finden wir denn in unserem Gesangbuch alte und neue Lieder so verändert, daß das Volk sie nicht mehr versteht. Daher die Thatsache, daß in den Gemeinden unseres Landes, in denen das neue Gesangbuch eingeführt ist, zur häuslichen Erbauung (wo solche sich noch findet) das alte oder ein anderes älteres Gesangbuch gebraucht, und wenn nach Kindtaufen und bei Hochzeiten im Hause von der Festversammlung ein Lied gesungen wird, nicht selten dem Seelsorger der Wunsch ausgesprochen zu werden pflegt: „Nach dem alten, Herr Pfarrer! nach dem alten!"

Wo von Christo die Rede seyn sollte, wird von einer bloßen Wahrheit geredet, die dem einfachen Menschen viel zu abstract ist:

„Sie kommt, sie kommt, die heil'ge Wahrheit;
Sie bringt mir Licht, die holde Lehrerin." (Nr. 12, V. 3.)

Oder sind solche Sätze populär: „Verborgen war in Gott das Licht", — „ungeordnet war die Erde" —?

„Es löst der Schmerz
Von den Erziehungsbanden
Der Sinnlichkeit mein Herz." (Nr. 129, V. 7.)

Ein Kirchengesangbuch soll **Lieder von wahrem poetischen Werth** bieten. Die meisten der Dichterlinge, von denen die neueren Lieder in unserem Gesangbuch stammen, haben sentimentales, nebeliges und wässeriges Wesen für Poesie gehalten. In diesem Sinn sind auch unsere alten Kernlieder verändert. Auch die mattesten Reimereien sind aufgenommen.

Im Liede 113 heißt es:

„Der Wallfisch und der Wurm,
Der Blüthenduft und Sturm
Zeugt vom Schöpfer. — — —
Der vergänglich Gras bekleidet,
Die Fische nährt, die Lämmer weidet,
Der Schöpfer wacht auch über mich."

Das nennt man Reimerei. Was soll man aber zu Folgendem sagen:

„Eine Blume läßt die andre
An Gestalt und Glanz zurück,
Und der Wurm erscheint als Riese
Vor der Made trübem Blick —!" (Nr. 119.)

Oder: „Vernunft und Freiheit und Verstand
Empfing ich, Herr, aus deiner Hand." (Nr. 124.)

„Wie biegsam, wie gelenkvoll schließt,
Den Thoren zu verdammen,
Der leugnet, daß ein Schöpfer ist,
Sich Glied an Glied zusammen." (Nr. 125.)

„Durch die freie Seele
Denk' ich, wenn ich wähle;
Und durch den Verstand
Ueb' ich meine Kräfte
Beim Berufsgeschäfte,
Beim Gebrauch der Hand." (Nr. 126.)

Das Lied 127 singt von den fünf Sinnen, V. 2 vom Gesicht, V. 3 vom Gehör, V. 4 vom Geschmack, Geruch und Gefühl. (V. 5 „Wie glücklich macht mich jeder Sinn!")

Ein Kirchengesang soll Lieder enthalten **aus dem reichen Schatz unserer Kirche** und soll dieselben **unverfälscht** wiedergeben. Unser neues Coburger Gesangbuch hat, wenn man das alphabetische Verzeichniß der Lieder ansieht, viele der besten Gesänge alter und neuerer Zeit. Sieht man aber die Lieder selbst an, so ist nur eine ganz kleine Zahl unverändert, eine sehr große Zahl so verändert, daß ein Studium dazu gehört, um zu entdecken, aus welchen Liedern sie entstanden. Unter den ersten 300 Liedern finden sich — außer den

von den neuesten Dichterlingen herrührenden — nur **drei** unverä
derte Lieder: „Christe, du Lamm Gottes ꝛc." und die beiden vo
Gellert: „Dies ist der Tag, den Gott gemacht ꝛc." und „Jesu
lebt, mit ihm auch ich ꝛc." — Zweiundzwanzig Male findet sich i
Verzeichniß: „Bretschneider." — Wenn der Raum es gestattete,
theilten wir gern unsern Lesern die Lieder: Eine feste Burg ist uns
Gott, und: O Haupt voll Blut und Wunden, in der Jammergesta
mit, in der sie in diesem Coburger Gesangbuch sich darstellen. W
mit seinem Herzen dem Dichter das Salve caput cruentatum un
dem theuern P. Gerhard so fern steht, daß er sich in ihren Gedan
kenflug nicht ein wenig hineinzudenken vermag, der sollte doch we
nigstens so viel Bescheidenheit haben, daß er seine Hand nicht an d
edelsten Erzeugnisse christlichen Geistes legte. **Schrecklich, daß ei
Mensch, dem christliche Erkenntniß abgeht, auf Jahrzehend
hinaus den Gemeinden eines ganzen Landes rauben dar
woran sich ihre Herzen erbauen und erquicken könnten!**

Ueber die Verfälschungen in Betreff der **Lehre** müssen wir nach
her noch besonders sprechen. Hier aber ist der Ort, von dem An
hang des vorliegenden Gesangbuchs zu reden. Wir haben denselbe
oben einen Coburgischen Anhang genannt. Er wurde nämlich in Co
burg dem Gothaischen Gesangbuch hinzugefügt, als dies auf herzog
lichen Befehl in unserem Lande eingeführt werden mußte. Bei de
Jämmerlichkeit des Gesangbuchs muß man den Zusammenstellern de
Anhangs allerdings Dank wissen, aber dieser Dank würde weit größe
seyn, wenn sie sich noch weniger als Kinder ihrer Zeit bewiesen hätte
Sie hätten uns da alle **die Kernlieder** geben können, welche ma
im Gesangbuch selbst schmerzlich vermißt oder mit Unwillen verun
staltet wiederfindet. Das haben sie nicht gethan, sondern sie gebe
uns 1) 66 Lieder aus dem alten Coburger Gesangbuch, 2) 20—3
Lieder, welche das Werk neuerer vaterländischer (Coburger, Hildburg
häuser, Meininger, Altenburger) Dichter sind, oder von diesen au
älteren guten Liedern gemacht wurden, 3) einige andere, größtentheil
neuere Lieder. — Betrachten wir diese drei Klassen näher, so finde
wir unter der **ersten** viele Lieder aus dem alten Gesangbuch, die e
nicht verdienten, wieder aufgenommen zu werden, z. B. „Schön i
die Tugend, mein Verlangen ꝛc." (**Cramer**), „Wenn zur Vollfüh
rung deiner Pflicht ꝛc." (**Gellert**), „Herr! lehre mich, wenn ich d
Tugend diene ꝛc." (unbek.); sodann aber auch eine Reihe **sehr** gu
ter Lieder, z. B. „Weicht, ihr Berge, fallt, ihr Hügel ꝛc." (Ber
Schmolck), „Mein Gott und Vater! steh mir bei ꝛc." (unbek.), „Go
sorgt für mich ꝛc." (Wetzel), „Sey zufrieden, mein Gemüthe ꝛc
(Benj. Schmolck), „Halt im Gedächtniß Jesum Christ ꝛc." (Cyriac
Günther), „Mein Jesu! für dein Herz ꝛc." (unbek.), „O Welt! sie
hier dein Leben ꝛc." (P. Gerhard), „Schütze die Deinen, die na
dir sich nennen ꝛc." (Matthäus Apelles v. Löwenstern), „Ich bi
getauft auf deinen Namen ꝛc." (J. J. Rambach), „O Ewigke
du Freudenwort ꝛc." (Hunnisch), „O Gott, du frommer Gott ꝛc
(Joh. Heermann), wofür „O Gott, du **guter** Gott ꝛc." steht; „Seel
du mußt munter werden ꝛc." (v. Canitz), „**Verzage nicht,
frommer Christ** ꝛc." (Nic. Heermann). Für diese muß man i
Hinblick auf das Gesangbuch selbst sehr dankbar seyn, aber — leid
sind auch diese größtentheils in veränderter Gestalt gegeben, wie
eben schon im alten Gesangbuch stehen, z. B. das kostbare: „Mein
Lebens beste Freude ꝛc." **Und die besten unserer Kirchenlied
sind uns damit doch nicht gegeben worden.** (Forts. folg

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz. Druck von Trowitzsch und Sohn.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1857. Sonnabend den 19. September. № 75.

Über den rhythmischen Choralgesang und seine Einführung in den Gemeindegottesdienst.

(Schluß.)

Was endlich die Einführbarkeit des rhythmischen Gesanges betrifft, so halte ich dieselbe unter allen Umständen in formeller Hinsicht für unbedenklich, sobald nur die den Umständen nach erforderlichen, geringen Hülfsmittel irgend vorhanden sind.

Bei kleineren Gemeinden sind die Erfordernisse gar nicht anzuschlagen. Ein Vorsänger, der, was er ohnehin muß, Melodieen richtig zu führen weiß, der nächstdem nicht gar Taktsinn verlassen ist und so viel Methode hat, einen kleinen oder größeren Schülerchor im Gesang der rhythmischen Lieder einüben zu können, was jedenfalls leichter, als die irgend befriedigende Darstellung der unrhythmischen Lieder, darf damit, nach gelegentlicher Verständigung der Gemeinde durch den Pfarrer getrost vorgehen. Daß auch bei großen Landgemeinden und kleineren städtischen mit wenigem fast viel erreicht werden könne, dürfte vielleicht aus obigem Bericht schon entnommen werden können.

Im Allgemeinen werden erklärlich, wie bei allen kirchlichen Formen, so auch bei dieser, die Schwierigkeiten in größeren Stadtgemeinden größer seyn. Einf. bescheidet sich auch gern, sie in Hinsicht dieser zu verbreiten, und würde sich sehr freuen, wenn durch seine Mittheilungen andere veranlaßt werden, sich zu äußern, die auf diesem Gebiete weiter gehende, wohl begründete Erfahrungen gemacht haben.

Nur dies scheint mir unzweifelhaft zu seyn, daß eben auf diesem Gebiete die Schwierigkeiten verhältnißmäßig noch am ehesten zu überwinden seyn müßten. Zunächst werden dem Pfarrer an größeren Gemeinden auch ungleich größere Hülfsmittel zur Leitung des Gesanges zu Gebote stehen, die nur gewählt zu benutzen seyn werden, um im wesentlichen ein gleiches, und unter günstigen Umständen ein herrliches Ziel zu erreichen. Vor allem wird freilich nöthig seyn, daß der Pfarrer bereits das Vertrauen des besseren Theils der Gemeinde hat. Dann mag er in Wochen- und Nebengottesdiensten den Anfang machen, hier auf im Hauptgottesdienst passende Einlagen schöner rhythmischer Choräle durch den liturgischen Chor der Gemeinde zu hören geben, und endlich sie auch der Lust der Gemeinde zum Selbstsingen hingeben, wobei es ganz zweckmäßig seyn könnte, anfangs die Orgel schweigen zu lassen.

Kehre ich dagegen zu den Verhältnissen kleinerer oder größerer Landgemeinden, und denjenigen kleinerer Stadtgemeinden zurück, so würde ich folgenden Weg zu gehen anrathen.

Zuvörderst verständige sich der Pfarrer mit dem Küster, Kantor oder Organisten über Geschichte, Zweck und Wesen des rhythmischen Gesanges und erforsche vor allem ihren rhythmischen Sinn, der sich vor den höheren musikalischen Elementen in den meisten Fällen zureichend vorfindet. Nöthigenfalls leite er sie, direkt oder indirekt, zu dem Erforderlichen an, singe mit ihnen, wenn es nöthig erscheint, zuweilen einen Rhythmus auf Spaziergängen, indem er den Takt des Wandelns zum Grunde legt, und ganz einfach das Maß eines Schrittes dem Rhythmus als Einheit zum Grunde legt, z. B. Wer ist | wohl | wie | Du | Jesu | süße | Ruh | ; unter | vielen | auserkoren |, Leben | derer | die verloren — und die beiden letzten Zeilen wie die ersten, so daß der Rhythmus in 32 Schritten vollendet wird.

Nun lasse er den Vorsänger getrost in der Schule oder mit der Bildung des Sängerchors vorgehen, wobei nur die allgemeinen methodischen Regeln der sorgfältigen Grundlegung und des stufenweisen Fortschrittes vom Leichteren zum Schwereren zu beobachten sind. Sobald die Kinder ein Dutzend der leichtesten und ansprechendsten Rhythmen mit den zugehörigen Liedern ganz sicher gelernt (Fehler des Anfanges wiegen und hemmen viel schwerer, als spätere Versehen), ermuntre sie der Pfarrer freundlich, die Lieder fleißig zu Hause, auf dem Felde und wo sonst hören zu lassen, wodurch es nicht fehlen wird, daß eine Lust und vorläufige Bekanntschaft an und mit denselben erweckt wird.

Jetzt aber kann auch in der bereits oben angedeuteten Weise vorgegangen werden, wobei besonders ein sicheres Gelingen des Anfanges durch sorgfältige Vorbereitung, und demnächst durch den Aufblick gläubigen Vertrauens zu Ihm, dessen Preis

und Ehre durch den kirchlichen Gesang gesucht wird, von Bedeutung ist.

Auf einen glücklichen Griff in der Wahl des ersten einzuführenden Liedes kommt begreiflich viel an. Sind nur erst einige Lieder mit herzlichem Wohlgefallen von der Gemeinde aufgenommen, so ist die Bahn gebrochen, und ein weiteres Gelingen kaum zweifelhaft.

Nachstehende Reihenfolge dürfte sich als besonders zweckmäßig und ausführbar erweisen, bei deren Aufstellung ich die Lieder mit den Nummern der Layritzschen Sammlung bezeichnen will. Die Rhythmen derselben sind fast alle gleich ansprechend, bei den letzteren erst tritt eine geringe Schwierigkeit ein, die, soweit gekommen, kaum noch empfunden wird, und welche zugleich den Weg bahnt, nun getrost zu den schwereren überzugehen. Diejenigen, welche in der hiesigen Gemeinde von Anfang mit besonderer Lust gesungen wurden, sind noch durch gesperrte Schrift ausgezeichnet:

„Seelenbräutigam," Nr. 81. „Mein Herzens Jesu," Nr. 55. „Herr Jesu Christ, dich zu uns wend," Nr. 36. „Ach bleib mit deiner Gnade," Nr. 10. „Valet will ich dir geben," Nr. 87. „Aus tiefer Noth," Nr. 12 der Lieder des R. Hauses. „O, daß ich tausend Zungen hätte," Nr. 68. „Auf, hinauf zu deiner Freude," Nr. 108. „Mit Ernst, ihr Menschenkinder," Nr. 9. „Mir nach, spricht Christus," Nr. 54. „O Welt, sieh hier dein Leben," Nr. 78. „Herzliebster Jesu, was," Nr. 147. „Fröhlich soll mein Herze springen," Nr. 25. „Dir, dir, Jehovah will ich singen," Nr. 18. „Wer nur den lieben Gott läßt," Nr. 204 (dieses Lied war vor Einführung des rhythmischen Gesanges völlig unsingbar und unerträglich). „Freu dich sehr, o meine Seele," Nr. 24. „O Haupt voll Blut," Nr. 146. „O Heilger Geist, kehr bei," Nr. 97. „Wachet auf, ruft uns die," Nr. 90. „Gegrüßet seist du, meine Kron," Nr. 7.

Es wird indeß auch der schwächere Vorsänger nicht nöthig haben, die vorbezeichnete Reihe der Gesänge vollständig durchzumachen, um sich bereits selbstständig in der ferneren Wahl der Melodien zu bewegen. Mit den angezeigten 20 Melodien wird man aber bereits im Stande sein, über hundert der schönsten Lieder zu singen, an die sich von selbst eine fast eben so große Zahl von Liedern schließt, die eines bestimmteren Rhythmus entbehren, und bei denen es nur darauf ankommt, die einzelnen Noten taktgemäß an einander zu reihen, um auch sie jetzt in einem höheren rhythmischen Schwunge vorzutragen (z. B. „Vom Himmel hoch, da komm ich her," und viele).

Möge dieses Wenige den Lesern der Ev. K. Z. nicht ganz ohne Nutzen seyn, und zugleich andren sachkundigen Stimmen Gelegenheit dadurch gegeben werden, sich weiter zu äußern, und die weitere Durchführung der Reform des Kirchengesanges zu erleichtern.

Wn. F. Lt.

Nachrichten.

Die Gesangbücher des Herzogthums S. Coburg.

(Fortsetzung.)

Die zweite Klasse gibt uns Lieder der neuen Zeit. Die N[amen], die uns da begegnen, sind besonders: Hohnbaum (Roda), Langguth (Harras bei Eisfeld), Wagner (Hildburghausen), Dem[el] (Altenburg), v. Thümmel (Coburg). Ihre Lieder sind zum T[eil] vielleicht recht hübsche Gedichte, aber Kirchenlieder sind es ni[cht]. Wie hätten sich denn sonst die nämlichen Männer unterstehen k[ön]nen, an den edelsten Erzeugnissen unserer hymnologischen Litera[tur] zu meistern und zu ändern! Auch die von ihnen gefertigten Ver[-] derungen guter alter und schlechterer neuerer Lieder werden uns [im] Anhang geboten. Diese Pietät gegen vaterländische Männer würde [zu] loben seyn, wenn das, was sie uns geliefert haben, kirchliches [Ge]präge hätte. Wollte man den Anhang des Gesangbuchs benutzen, [um] eine derartige Pflicht der Pietät zu erfüllen, warum that man's n[icht] gegen die, welche auf diesem Gebiete wirklich etwas geleistet hab[en], das nicht vergessen werden sollte? Es fragt sich, ob es viele St[ädt]e und Ländchen gibt, welche in der eigentlichen Blüthezeit der hym[no]logischen Literatur so viele kirchliche Dichter aufzuweisen hatten, [als] Coburg. Unser ist Johann Friedrich der Großmüthige [mit] seinem „Wie's Gott gefällt, so g'fällt mir's auch ꝛc." Unser ist J[o]stus Jonas (Hofprediger und Superintendent zu Coburg, 1551 [bis] 1553): „Wo Gott der Herr nicht bei uns hält ꝛc." und Zusatz [zu] Luther's: „Erhalt uns, Herr, bei deinem Wort ꝛc." Unser sind [auch] Joh. Matth. Meyfart (von Walwinkel in Thüringen, Direc[tor] Gymnasii Casimiriani zu Coburg, geb. 1590, gest. 1642): „Je[ru]salem, du hochgebaute Stadt ꝛc." „Sag, was hilft alle W[elt] mit ihrem Gut und Geld ꝛc." M. Caspar Friedrich Nachtenhöf[er] (Diaconus und Subsenior zu Coburg, geb. 1624, gest. 168[8]. „Kommst du nun, Jesu, vom Himmel ꝛc." „Dies ist d[ie] Nacht, da mir erschienen ꝛc." „So gehst du nun, me[in] Jesu, hin ꝛc." — Michael Franck (aus Schleusingen, 12 Ja[hre] Bäcker, dann Schulcollege in Coburg, geb. 1609, gest. 1667): „S[ei] Gott getreu ꝛc." „Ach, wie flüchtig, ach, wie nichtig [ist]." „Kein Stündlein geht dahin ꝛc." „Herr Gott, mein Jammer hat [ein] End' ꝛc." Dr. Melchior Bischoff (seit 1599 Generalsup. zu Cobu[rg], gest. 1614): „Gott Vater uns sein'n Sohn vorstellt ꝛc." (wovon [der] zweite Vers wohlbekannt ist: „Auf dein Zukunft, Herr Jesu Christ ꝛc[.]") Dr. Andreas Keßler (aus Coburg, gest. 1643 als Generalsup. [zu] selbst): „Keinen hat Gott verlassen, der ihm vertraut allzeit ꝛc." „H[err] Jesu Christ, du weißt gar wohl ꝛc." (ein Bußlied). „Das alte J[ahr] vergangen ist, was willst du mir, Herr Jesu Christ ꝛc." Joh. Mich[ael] Dilherr (aus Themar, geb. 1604, gest. 1669): „Ermuntre dich, H[erz], Muth und Sinn ꝛc." „Mein Sach' hab' ich Gott heimgestellt [in]." „O du betrübte Seele mein ꝛc." Heinrich Hartmann, Cantor [in] Coburg, soll der Uebersetzer des Liedes: Mihi sacellum coelieu[m] seyn: „Mir ist ein geistlich Kirchelein erbauet in dem Herzen mein ꝛc[.]" — Ich sage nicht, daß diese alle in einem Coburgischen Gesangb[uch] stehen sollten, sondern behaupte nur, daß sie eher, als jene neuen Gedichte, in den Anhang aufzunehmen gewesen wären. Von die[sen] Coburger Liederdichtern finden sich nur drei Lieder im Gesangbu[ch], das unvergleichliche Meyfart'sche (Nr. 428), das köstliche Nachte[n]höfer'sche „Kommst du nun, Jesu ꝛc." und das Lied „Sey Gott [getreu]

treu ꝛc." von Michael Franck. Was würden aber diese Dichter sagen, wenn sie die Lieder, die unter ihrem Namen eingeführt werden, für die ihrigen anerkennen sollten? Sie sind alle ihrer Eigenthümlichkeit und Schönheit entkleidet, besonders aber ist das Meyfart'sche seiner klaren, ächt poetischen Anschauungen und des Ausdrucks eines freudigen, handfesten Glaubens gänzlich beraubt. — Unter den neueren Liedern vaterländischer Dichter findet sich ein Kirchweihlied von Wagner, dessen Geschichte folgende ist. Geh. Rath Wagner zu Hildburghausen pflegte mit seiner poetischen Gabe die Hoffeste seines Herzogs zu verherrlichen. So erfuhr er einst, daß die herzogliche Familie dem ländlichen Kirchweihfest auf dem Jagdschlosse im Dorfe Seidingstadt beiwohnen werde. Dieses Fest ist in unseren Gegenden ein ganz weltliches Fest geworden, bei welchem mehrere jugendliche Paare im Freien um einen Baum zu tanzen pflegen. An lautem Jubel fehlt es da am allerwenigsten. „Juch!" und „Juchhe!" lautet der gewöhnliche Jubelruf der jungen Bursche, besonders der Tänzer. Für diese dichtete nun Wagner bei jener Gelegenheit ein Lied, dessen Verse den Refrain „Juchhe!" hatten, und wozu eine fröhliche, weltliche Weise componirt wurde. Bei der Aufführung fand die damalige Herzogin von Hildburghausen das Lied so vortrefflich, daß sie es beklagte, wenn das Lied nicht aufbehalten und in weiteren Kreisen bekannt würde. Um ihren Wünschen entgegenzukommen, wurde das „Juchhe!" weggestrichen, eine passende Kirchenmelodie zu dem Liede gesucht und dasselbe in das Gesangbuch aufgenommen, welches derselbe Wagner eben damals für das Herzogthum Hildburghausen zusammenzustellen hatte. Aus diesem ist es in den Anhang unseres Gesangbuchs übergegangen. So ist das Lied: „Die Kirchweih — Gott sey Dank und Preis! — die Kirchweih kam heut' wieder! ꝛc." ein — Kirchenlied geworden (Mel. Ich dank dir schon durch deinen Sohn ꝛc.) — — —

Die dritte Klasse der Lieder des Anhangs enthält eine kleine Anzahl neuerer Lieder, besonders von Cramer, und ein einziges, für das wir den Sammlern Dank sagen müssen. Es ist das von Benj. Schmolck: „Ich sage: Wie Gott will ꝛc." Für das herrliche P. Gerhard'sche: „Was Gott gefällt, mein frommes Kind ꝛc.", welches auch aufgenommen ist, können wir leider nicht danken, denn es ist zu sehr entstellt, und die schönsten Verse sind weggelassen.

Was würde uns aber auch der beste Anhang helfen, so lange das Gesangbuch selbst in der entschiedenen Mehrheit seiner Lieder die Lehre des göttlichen Wortes verfälscht oder doch vertuscht und verwischt.

Wir kommen zum fünften und letzten, zum Haupttheil unserer Betrachtung. Ein Kirchengesangbuch soll schriftgemäß oder, was dasselbe ist, bekenntnißgemäß seyn. Der Standpunkt, der uns aus unserem neuen Coburger Gesangbuch allenthalben entgegentritt, ist der der verblaßten Moral, nach welchem ein frommer Jude, Heide, Türke, ein „Tugendfreund" und ein guter Christ eins und dasselbe ist. Unbestreitbare Lehren der heil. Schrift sind aus den Liedern hinausgestrichen oder doch so verwischt, daß sich die betreffenden Stellen auch anders deuten lassen. Viele Lieder sind aufgenommen, die grade schriftwidrige Lehren enthalten oder von Juden und Türken als Volkslieder auf die Tugend und Sittlichkeit auch gesungen werden können. Der Standpunkt, welchen unser Gesangbuch einnimmt, erweist sich schon aus den Abschnitten, in welche es zerfällt. Es sind folgende: Ein einleitender Abschnitt: Von der Religion überhaupt. Drei Haupttheile: I. Die Glaubenslehre, II. Die christliche Sittenlehre, III. Lieder bei besonderen Gelegenheiten. — Der einleitende Abschnitt zählt 47 Lieder unter 3 Abtheilungen: Werth der Religion und das Glück eines religiösen Gemüths, — vom Worte Gottes in heiliger Schrift, — öffentliche und gemeinschaftliche Gottesverehrung. — Der erste Haupttheil enthält 390 Lieder in 2 Abtheilungen: Von Gott, seinem Daseyn und Wesen überhaupt, — und der christl. Glaube an Vater, Sohn und Geist überhaupt — und dann drei Unterabtheilungen nach den 3 Glaubensartikeln. — Es wird also hier, in einem christlichen Gesangbuch, das „allgemein Menschliche" vom Christlichen immer geschieden! — Unter den drei Unterabtheilungen finden sich nun wieder viele kleinere Abtheilungen z. B. beim ersten Artikel: Schöpfung und Erhaltung der Welt — Engel — Erde — Thiere (!). Der zweite Haupttheil enthält 407 Lieder unter 2 Abtheilungen: Von der Sittlichkeit überhaupt — Pflichtenlehre, beide mit Unterabtheilungen, letztere mit folgenden fünf: 1. Pflichten gegen Gott, 2. pflichtmäßige Gesinnung gegen Jesum (!), 3. Pflichten des Menschen gegen sich selbst, 4. Pflichten gegen andere Menschen, 5. Pflichten in besonderen Verhältnissen. — Diese Unterabtheilungen haben wieder viele kleinere Abtheilungen. Unter „Pflichtmäßige Gesinnung gegen Jesum und Anerkennung seiner Verdienste" finden wir „Glaube an Jesum." Daraus ist schon klar, was für ein Begriff vom Glauben an Jesum hier zu finden seyn wird. Er ist Pflicht gegen Jesum, nicht das, was allein vor Gott rechtfertigt. — Der dritte Haupttheil enthält 157 Lieder unter 2 Abtheilungen: Lieder bei besonderen kirchlichen Dingen und Handlungen (z. B. bei der Einführung eines Schullehrers, bei Trauungen u. s. w. Taufe und Abendmahl indessen finden sich unter dem 3. Artikel) — Lieder bei besonderen Zeiten und Umständen, beide mit vielen Unterabtheilungen.

Wir lesen unter der Rubrik: Werth der Religion und das Glück eines religiösen Gemüths, im 12. Liede V. 2: „Wozu ward mir Vernunft gegeben, die Sittlichkeit und Tugend mir geheut?" — — Wir antworten darauf schriftgemäß mit Christian Knorr von Rosenroth (Der Gnadenbrunn fleußt noch ꝛc.): „Vernunft geht, wie sie will, der Satan kann sie drehn; hilft Gottes Geist dir nicht, so ist's um dich geschehn."

In dem Liede: „Ist Gott für mich, so trete ꝛc." singt

P. Gerhard:	Dagegen unser Gesangbuch:
3. Der Grund, da ich mich gründe,	3. Wenn ich aus Schwachheit
Ist Christus und sein Blut;	fehle,
Das machet, daß ich finde	Und nur aus Vorsatz nicht;
Das ewge wahre Gut.	So stärket meine Seele
An mir und meinem Leben	Die hohe Zuversicht:
Ist nichts auf dieser Erd:	Den, Herr, der deinen
Was Christus mir gegeben,	Willen,
Das ist der Liebe werth.	So gut er immer kann,
	Bemüht ist, zu erfüllen,
	Siehst du erbarmend an.

Man sieht an dieser Probe, in welchem Interesse geändert ist. Es ist die Correctur, die der Unglaube machen muß, weil ihm die Lehren von der Versöhnung und Rechtfertigung ein Aergerniß sind. Da zwingt denn der Elende die Gemeinden, ihm seine schlaffe Moral nachzusingen.

Die 2. Unterabtheilung des 1. Abschnitts handelt „vom Worte Gottes in heiliger Schrift." Das Wort Gottes lehrt Pflichten, erhellt den Geist, verscheucht den Irrthum. Das sind die vorherr-

schenden Gedanken jener Lieder. Auch hier ist auf Kosten der Lehre geändert Nur zwei Beispiele!

In dem Liede: „Soll dein verderbtes Herz zur Heiligung genesen ꝛc." singt

Gellert:	aber unser Gesangbuch:
Verehre stets die Schrift;	Verehre stets die Schrift;
Und siehst du Dunkelheiten,	Und triffst du Dunkelheiten,
So laß dich Gottes Geist	So laß durch einen Freund,
Zu dem Verständniß leiten.	Der heller sieht, dich leiten.
Ein suchender Verstand,	Ein forschender Verstand,
Der sich der Schrift geweiht,	Der sich der Wahrheit freut,
Ein angefochtnes Herz	Ein schon geprüftes Herz
Hebt manche Dunkelheit.	Hebt manche Dunkelheit.

Wir wenden uns zum I. Haupttheil: Die Glaubenslehre: 1. Unterabtheilung: Von Gott, seinem Wesen und Daseyn überhaupt. Hier ist nichts zu finden von einem dreieinigen Gott, nichts von Gott dem Sohne, nichts von Gott dem heiligen Geiste.

2. Unterabtheilung: Eigenschaften Gottes. Viel unkirchliche Schöpfungsschwärmerei, nur einmal ein Anklang an die Lehre vom dreieinigen Gott: Nr. 85. V. 1. Heilig ist der Herr der Welten ꝛc. 2. V. Heilig war sein Sohn auf Erden ꝛc. 3. V. Heilig ist der Geist der Gnaden ꝛc. — Der Anfang des 2. V. erinnert an die bei vielen Rationalisten beliebte Redensart: „Christus ist Gottes Sohn gewesen."

Heilig war sein Sohn auf Erden!
Ihm täglich ähnlicher zu werden,
Ist unser heiliger Beruf.

Es folgt III. „Der christliche Glaube an Vater, Sohn und Geist überhaupt." Hier wird Christus „Gottes Sohn" oder „der Eingeborene" genannt, wo aber die alten Lieder noch deutlicher die Dreieinigkeit Gottes bekennen, sind sie verändert. Den deutlichsten Beweis gibt der 3. Vers des „kleinen Glaubens":

Ursprünglich:	in unserem Gesangbuch:
Wir glauben an den heilgen Geist,	Wir glauben an den heil'gen Geist,
Der von Beiden gehet aus,	Der die Christenheit regiert
Der uns Trost und Beistand leist	Und uns den Weg im Worte weist,
Wider alle Furcht und Graus.	Der zum ew'gen Leben führt.
Heilige Dreifaltigkeit!	Gott, für Zeit und Ewigkeit
Sey gepreist zu aller Zeit.	Segne deine Christenheit!

Es folgt: I. Der christl. Glaube: 1. Artikel, mit den Unterabtheilungen: Schöpfung und Erhaltung der Welt. Engel. Die Erde. Die Thiere. Der Mensch und dessen Bestimmung u. s. w. Das ist nun der rechte Tummelplatz der Schwärmerei. Es ist ja bekannt, wie der Rationalismus auf diesem Gebiete gewöhnlich seine sentimentale Seite hervorkehrt. So finden wir sogleich Nr. 116 V. 7 von den „höheren Wesen" gesungen: „Frei werd' ich einst mit ihnen mich von Welt zu Welten schwingen", das bekannte Menschenfündlein!

Daß die Menschenwürde sich breit macht, versteht sich nach dem bisher Erwähnten von selbst. „Wie ist's so wohl dem Herzen nach jeder Edelthat! wenn ich den Kummer stillte, eh mich der Dulder bat." „Nein, dies zarte Herz fühl nur der Unschuld Freuden, nie, nie der Reue Schmerz." „Daß der Mensch vom Himmel stamme, daß du ganz sein Vater seyst, davon zeugt die Gottesflamme, davon zeuget laut sein Geist." — Röm. 8, 14. Gal. 3, 26.

Es folgt: II. Der christl. Glaube: 2. Artikel: Von der Sünde und deren Folgen. Von der Erlösung durch Jesum ꝛc. Sünde, die unter Gottes Gericht fällt, ist hier nur grobe Sünde, Laster und Verbrechen. Von tiefem Fall und verderbtem Sinn ist wohl einmal die Rede, aber nicht von Schuld vor Gott und verdienter Strafe. Gott will, „uns zu heilen, Kräfte ertheilen, durch Christum schon auf Erden ihm gleichgesinnt zu werden." „Schenke Kraft zur Tugend mir!"

Der Erlöser heißt „ein Dulder der Beschwerden, doch immer fromm gesinnt." Wovon hat er uns erlöst? „Er hat ein allbelebend Feuer in unsern Herzen angefacht." „Nun flieht die Sünde aus dem Herzen." Wodurch hat er uns erlöst? Das tritt nirgends klar hervor. „Auch wenn die Sünden mich verklagen, darf ich nicht rettungslos verzagen; ich weiß, was du für mich gethan." „Er hört uns, er, der Liebe Gott! wir sind mit ihm versöhnt." Nur einmal heißt's von Christo: Er „ward Mensch und starb der Sünder Tod."

In den beiden Abschnitten vom Leiden und Tod Jesu und von der Auferstehung Jesu findet sich nirgends eine klare Anschauung von der Bedeutung dieser Thatsachen. Von der unverantwortlichen Behandlung, welche das Lied „O Haupt voll Blut und Wunden ꝛc." erfahren hat, ist schon oben die Rede gewesen. In dem Liede „O Lamm Gottes, unschuldig ꝛc." heißt's: „Du trugst der Sünder Plagen" anstatt des ursprünglichen: „all Sünd hast du getragen."

Von dem Auferstandenen heißt es: „Wer stets, wie er, für Andre lebt, so fromm und duldend, den erhebt Gott auch, wie ihn." Die Lehre von der Auferstehung des Fleisches wird möglichst verwischt. „Aus dem Schooß gesprengter Hügel schwingt sich, auf des Lichtes Flügel, zu der Engel heil'gem Chor, neu verjüngt der Geist empor." Also der Geist im Schooße der Hügel! Die sentimentale, unbiblische Ansicht vom Widersehen, welcher der Wahn von der Seligkeit aller Menschen zu Grunde liegt, findet sich auch: „Alle Lieben find' ich wieder, dort vereint um Gottes Thron."

Später findet sich noch ein Abschnitt: Tod, Auferstehung und Ewigkeit, aber auch da ist Alles verwaschen. Das Lied „Jesus meine Zuversicht ꝛc." redet in seiner veränderten Gestalt wohl noch vom verklärten Leibe, aber nicht deutlich von der Auferstehung des Fleisches. Desto mehr schwärmen andere Lieder von einer nebelhaften Unsterblichkeit. Von dem Liede „Ich sterb' im Tode nicht ꝛc." haben wir schon oben bemerkt, daß es die menschlichen Gründe aufzählt. Wir fügen hinzu: Unter diesen Gründen sind manche sonderbar genug, und die wirklichen, stichhaltigen Gründe, d. h. die, welche uns die Offenbarung gibt, fehlen ganz, — ein rechtes Heidenlied!

Das ist nun das Gesangbuch, mit welchem unser armes Volk zum größeren Theile seit beinahe 24 Jahren genährt worden ist, und nun sollen es auch noch die Gemeinden annehmen, welche es bis jetzt nicht hatten, gleich als ob der Unglaube noch nicht tief genug unter uns Wurzel gefaßt hätte.

O, möchten doch denen, die hier zu rathen und zu entscheiden haben, die Augen aufgehen, daß sie erkennen, daß unser neues Coburger Gesangbuch grade das am wenigsten bietet, was unserem armen Volke noth thut! Möchten sie Sorge tragen, daß bald unser ganzes Land ein Gesangbuch erhalte, aus dem Christen singen können und das der Erbauung dient! Es gilt wahrlich auch hier das Wort: So saget der Herr: Ich gebiete dir, daß du meinen Sohn ziehen lassest, daß er mir diene. (Fortsetzung folgt.)

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz. Druck von Trowitzsch und Sohn.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1857. Mittwoch den 23. September. № 76.

Die gegenwärtigen kirchlichen Zustände in Hamburg.

Zweiter Artikel.

In jeder Stadtparochie steht an der Spitze der Geistlich- t der Pastor; zu ihm gehören zwei oder drei Prediger oder aconen. Das Eigenthümliche bei dieser Benennung ist, daß dem Prediger das Predigen die Nebensache, insofern ihm diesen Zweck die Nebengottesdienste zugewiesen sind, und ß der Pastor mit Allem außer der Seelsorge zu thun hat. er Pastor hat die Hauptpredigt an Sonn- und Festtagen und en Wochengottesdienst zu halten, er hat die Inspection der chulen seines Kirchspiels und gemeinschaftlich mit den anderen astoren nimmt er Theil an der Beaufsichtigung des Gymna- lwesens der Stadt. Mit der letzteren ist verbunden, daß er — tsam zu sagen — zu dem Vorstande des botanischen Gartens d der Sternwarte gehört. Diesen Thätigkeiten und der gründ- heren Beschäftigung mit der wissenschaftlichen Theologie, deren rtreter er seyn soll, weil er zugleich Examinator für die Can- daten und Verwalter des Colloquiums ist, hat sich der Pastor widmen. Die Sakramente dagegen hat er nicht zu verwal- t, Beichte und Confirmation sammt dem Unterricht zu der- ben gehen ihn nichts an. Nur in seltenen Fällen wird ihm e Copulation übertragen. Diese Umstände haben bisweilen hl schon einen Prediger oder Diaconus bewogen, die auf ihn fallene Wahl zum Pastorate abzulehnen, weil das neue Amt m die Gelegenheit zur Seelsorge nicht bieten würde, und er anche namentlich durch das Beichtverhältniß geknüpfte seelsor- rische Beziehungen aufgeben müßte. Wenn man nun gemei- glich Ausländer zu Pastoren wählt, die nicht schon früher sich enntniß der localen kirchlichen Bedürfnisse und Verhältnisse rschaffen konnten, so läßt es sich denken, daß es denselben wer werden muß, wirklich in die Gemeinde sich hinein zu fin- n. — Den Diaconen oder Predigern liegt dagegen die erwaltung der Sakramente ob; sie haben den Beichtstuhl inne; haben den Confirmanden-Unterricht und die Confirmation, e Copulationen und die Besorgung der Nebengottesdienste. ie Hauptpredigt wird, falls der Pastor nicht selbst sie hält, n Candidaten gehalten. Warum in diesem Falle nicht der iaconus den Pastor vertrete, ist eigentlich nicht einzusehen; möchte aber der Grund wohl darin liegen, daß die Diaco- en die von ihnen gehaltenen Gottesdienste nicht gern als Ne- bengottesdienste und sich selbst in einem Abhängigkeitsverhält- nisse wollen erscheinen lassen. Man sagt, die Ordnung werde dadurch gestört. Beiläufig mag erwähnt werden, daß, seitdem der Name des Diaconus*) aus dem täglichen Gebrauche ver- schwunden ist und nun auch ein solcher den Titel Pastor führt, die eigentlichen Pastoren sich Hauptpastoren zu nennen pflegen, eine vox hibrida, die im officiellen Verkehr eben so wenig gilt, als die erwähnte Verwechselung.

Wir begleiten nun das Pfarramt durch seine einzelnen Functionen; dabei fällt unser erster Blick auf den kirchlichen Gottesdienst. — Lokalitäten, die zu demselben gebraucht wer- den und zu gebrauchen sind, sind nur wenige. Außer den vier großen Hauptkirchen der Stadt und den beiden kleineren Pa- rochialkirchen der Vorstädte sind für den öffentlichen Gottesdienst nur noch die kleinere Waisenhauskirche, in welcher die ihrer Kirche noch entbehrende St. Nicolai-Gemeinde ihre Andachten hält, und etliche Betsäle vorhanden. Bei einem nur mittelmä- ßigen Kirchenbesuche müßten diese Räumlichkeiten — wenn man den Umfang der Stadt, für welche sie da sind, ins Auge faßt — in allen Gottesdiensten überfüllt seyn. Sieht man aber auf die Benutzung, wie sie stattfindet, so wäre das Bedürfniß eines Kirchenbaues nicht im Mindesten vorhanden. Die Kirchen sind — mit Ausnahme weniger Gottesdienste — leer. Es mögen, wenn man auch die Versammlungen der Secten und Separatisten-Gemeinden hinzunimmt, nach einer oberfläch- lichen Veranschlagung, die uns unlängst zu Gesichte kam, an einem gewöhnlichen Sonntage im Winter (— wenn es aber nicht zu kalt ist —) höchstens 6000 Menschen alle Kirchen besuchen. Etwas mag dazu das Unzweckmäßige der Kirchenge- bäude beitragen. Denn daß es wenig zur Erbauung beitrage, wenn eine kleine Anzahl von Leuten sich in der großen, weiten, kalten Kirche verliere, wie es bei den meisten Nebengottesdien- sten der Fall ist, wird Jedermann zugeben. Für diese, für Jahresfeiern von Vereinen, für Bibelstunden und Abendgottes- dienste fehlt es in Hamburg an geeigneten Lokalitäten. Manche derselben müssen sich in Räumlichkeiten flüchten, die zu anderen Zeiten rein weltlichen Zwecken dienen. Daher war es gewiß kein unweiser Rath, der nach dem Untergange zweier großen Kirchen durch die Feuersbrunst gegeben wurde, anstatt dieser

*) Officiell ist der Name Diaconus für den Prediger erst in neuerer Zeit geworden; früher hieß er Capellan.

mehrere kleinere zu erbauen. Er ist nicht gehört worden. Statt dessen war man bemüht, weil es Hamburg auch an schönen Bauwerken fehlt, mehr dem künstlerischen, als dem kirchlichen Bedürfniß Rechnung zu tragen; und baut — unter der durch jeden Sonn- und Festtag bestätigten Erfahrung, daß es an großen Kirchen nicht fehle — ein Gotteshaus, für dessen Kostenaufwand in viel kürzerer Zeit eine Reihe kleinerer Gotteshäuser herzustellen gewesen wäre. Für die Vorstadt St. Georg hat ein besonderer Verein eine kleine Kapelle erbaut, die aber dem Parochialverbande nicht angehört; und eine ähnliche für die Stadt ist gleichfalls von einem Vereine projectirt. Solchen Unternehmungen liegt die rechte Erkenntniß des Nothstandes zum Grunde, wenngleich wir uns nicht verbergen können, daß mit der Art ihrer Ausführung mancherlei Mißliches verbunden ist. — Was nun die gottesdienstlichen Zeiten anlangt, so gibt es ihrer in den Hauptkirchen im Sommer sonntäglich vier, im Winter drei. Wir bedienen uns für diese Gottesdienste der gewöhnlichen Benennungen; sie heißen Frühpredigt, Hauptpredigt, Mittagspredigt, Nachmittagspredigt.*) Der erstere Gottesdienst beginnt zwischen 6½ und 7; der zweite zwischen 8¼ und 8¾; der dritte 11¾ oder 12, der vierte um 1½ Uhr; die Anfänge sind nämlich theils nach den Jahreszeiten, theils nach den Kirchen verschieden. Ist der Hauptgottesdienst der eigentlich für die ganze Gemeinde bestimmte, so sollte der Frühgottesdienst für die Armen seyn und für Leute, die im Laufe des Tages zur Kirche zu kommen verhindert wären, die Mittagspredigt sollte zwar für die ganze Gemeinde, doch vorzugsweise für die Kinder eingerichtet und daher Katechismus-Predigt seyn, und Nachmittags sollten die Dienstboten nach vollbrachter Hausarbeit zur Kirche gehen. Das war die ursprüngliche Bedeutung dieser Gottesdienste. Man hat sie im Laufe der Zeit aus dem Auge gesetzt; die Tagesordnung ist auch eine ganz andere geworden; dennoch sind mit geringen Aenderungen die gottesdienstlichen Zeiten dieselben geblieben. Den Dienstboten ist es jetzt, wo um 4 oder 5 Uhr gegessen wird, nicht möglich, von 1½ bis 3 Uhr in der Kirche zu seyn. Die Mittagspredigt ist weder den Wohlhabenderen, die um 12 Uhr frühstücken, noch dem sogenannten kleinen Mann und dem Mittelstande, der um dieselbe Zeit sein Mittagsmahl hält, gelegen. Dagegen stellt es sich heraus, daß einer großen Anzahl von Gemeindegliedern der Abend convenirt. Nichtsdestoweniger wird an der alten Ordnung mit Zähigkeit festgehalten; die vor 10 und 20 Leuten in der Frühstunde, Mittags oder Nachmittags predigen, ziehen dies der Abendpredigt vor, die, wie der Verein für innere Mission mit dem von ihm eingerichteten Abendgottesdienste beweist, viel größere Theilnahme findet. Der Tag ist ein ganz anderer geworden, als früher; die jetzigen Tageszeiten sind ganz andere als die sonstigen; der Kaufmann weiß das; Eisenbahnen, Theat[er] berücksichtigen das — nur die Kirche nicht. In Alle[m] macht man dem Zeitgeiste Concessionen; da aber, wo es oh[ne] Schaden geschehen könnte, thut man es nicht, sondern erklär[t] das ist einmal immer so gewesen — oder redet auch von fa[l]scher Nachgiebigkeit. Ja, es ist als eine unwürdige Co[n]currenz mit den Vergnügungsörtern bezeichnet wer[den], wenn man Abends Gottesdienste halten würd[e], daher schließt man alsdann die Kirchthüren zu, wie sie übe[r]haupt — zur Vermeidung alles Unfugs — mit Ausnahm[e] weniger Gottesdienststunden die ganze Woche hi[n]durch geschlossen sind.*) — In der Woche finden Wochen[-]gottesdienste statt an verschiedenen Tagen, am Donnersta[g] in allen Kirchen Betstunde. Aus der letzteren ist aber au[ch] schon lange ein Predigtgottesdienst geworden. Der Besuch die[ser] Gottesdienste ist durchschnittlich ein höchst erbärmlicher, und f[ür] viele derselben genügt die Anzeige in den Tagesblättern, um de[n] Prediger die Mühe zu ersparen, daß er in die Kirche geh[e]. Ein nicht ganz zu verwerfender Grund dieses schlechten Besuch[s] liegt aber wohl in der höchst unpassenden Zeit, in welch[er] sie gehalten werden. Frauen, die für ihren Hausstand zu so[r]gen haben, Männer, die in ihrem Geschäfte sind, Kinder, welc[he] die Schule besuchen, können sich unmöglich von 9 — 10 U[hr] Morgens zum Kirchenbesuche abmüßigen. Dennoch würden manc[he] derselben gewiß gern benutzen, was jetzt nur den weniger B[e]schäftigten geboten wird, wenn für jene Gottesdienste eine passe[n]dere Zeit ausgewählt würde. Auch hier ist's der Abend, welch[er] dem Bedürfnisse im weiteren Umfange entspricht. Die in kl[ei]neren Lokalitäten gehaltenen Bibelstunden beweisen das. Nicht[s]destoweniger bleibt man bei der Morgenstunde und tröstet si[ch] über die unerfreulichen Wahrnehmungen, so gut man kann.

(Fortsetzung folgt.)

*) Als solche werden sie Sonnabends in den Blättern angezeigt mit Angabe des äußersten Termines, wann der Kirchgänger da seyn müsse. Der Anfang des Gottesdienstes wird nicht angegeben.

Nachrichten.

Die Gesangbücher des Herzogthums S. Coburg.

(Fortsetzung.)

2.

Neben dem „neuen Coburger" Gesangbuch findet sich in unserm Lande, und zwar in den beiden ehemals Hildburghäusischen Aemtern Sonnefeld und Königsberg, das Hildburghäuser, welches im Anfang dieses Jahrhunderts (1804 oder 1806) von dem auf anderen Gebieten verdienten Geh. Rath Joh. Christian Wagner auf Befehl des Herzogs von Hildburghausen für das Herzogthum herausgegeben wurde. Es unterscheidet sich von dem neuen Coburger durch die kleinere Anzahl von Liedern, deren es nur 879 zählt, und dann durch ein anderes Verhältniß zu dem Liederschatz unserer Kirche. Das neue Coburger enthält nämlich eine große Anzahl der besten Kernlieder, wiewohl entstellt, oft bis zur Unkenntlichkeit. Das Hildburghäuser [hat]

*) Nur die einzige Petrikirche macht eine Ausnahme.

gen enthält solcher alten, entstellten Lieder nur eine ganz kleine Zahl, gegen eine Menge neuer, wie eigens für diesen Zweck gedichteter Gesänge, wie es scheint, zum größten Theil vom Herausgeber selbst.

Die Eintheilung ist der des neuen Coburger ähnlich. Das Ganze fällt in zwei Abtheilungen: Von Gott und von dem Menschen. Die erste zerfällt in drei Unterabtheilungen: I. Von Gott überhaupt, dessen Daseyn, Wesen und Eigenschaften (53 Lieder). II. Von Gott, Vater, Sohn und Geist (8 L.). III. Von den Werken und Wohlthaten Gottes (275 L.), nämlich: Schöpfung (54 L.): hier sind sogar die einzelnen Seelenkräfte mit besondern Liedern bedacht, und eine Fabrik heißt: „Zweckmäßiger Bau des Leibes und der Sinne"; — Versehung, Erhaltung und Regierung (31 L.), Erlösung (111 L., dabei die Festlieder), Heiligung (78 L., dabei Festlieder und die Sakramente). Die zweite Abtheilung zerfällt ebenfalls in drei Unterabtheilungen: I. Von dem sittlichen Zustande des Menschen (68 L.): Würde und Bestimmung (zur Weisheit und Tugend, zur ewigen Glückseligkeit 13 L.), Mangelhafte Einsicht und Fehlerhaftigkeit (13 L.), Verderbung des sittlichen Zustandes (42 L.). II. Von den Pflichten des Menschen (437 L.): Pflichten „in Hinsicht auf Gott und Jesum" (19 L.), — des Menschen gegen sich selbst (57 L., z. B. „vernünftige Selbstliebe", „Körperpflege", „Gesundheit", „vernünftige Ehrliebe") — gegen Andere (49 L.) — im gesellschaftlichen Leben (54 L. „Häusliche Gesellschaft", „bürgerliche Gesellschaft", „kirchliche Gesellschaft" [„Religionslehrer und Zuhörer", „Dank für Schulen" u. s. w.]) — zu besondern Zeiten (108 L. Tageszeiten, z. B. unterm gestirnten Himmel, — Jahreszeiten, Saat- und Aerntezeiten, Jahreswechsel, Kirchenjahr, Kirchenvisitation, Schulprüfung, Reformationsfest, Religionsfriedensfest, Kirchweih, Brandtag der Stadt Hildburghausen, Lebensalter, z. B. Verhalten gegen alte Personen) — in besondern Umständen (59 L.), z. B. Theurung, Krankheit, Reise, Tod, am Grabe des „edlen und verdienstvollen Mannes", bei der Beerdigung „eines gemeintlichen Sünders", — Verhalten in Ansehung der Thiere und Bäume (2 L.) III. Von der Glückseligkeit der Frommen (25 L. Glückseligkeit im gegenwärtigen Leben, Glückseligkeit im zukünftigen Leben). Der unkirchliche Charakter dieses Buchs, so wie die darin herrschende falsche und seichte Anschauung von Sünde und Gnade ergibt sich schon aus diesen Rubriken, ihren Benennungen und ihrem numerischen Verhältniß. Es folgt noch ein Anhang: „Einige unverfälschte (!) alte Gesänge", deren leider nur 12 sind: Gott, der da reich ist von Barmherzigkeit. Komm, heiliger Geist! erfüll. Schaffe in mir, Gott, ein reines Herz. Christe, du Lamm Gottes. Jesu, wahres Brod des Lebens (letzter Vers von: Schmücke dich, o liebe Seele). Gott sey uns gnädig und barmherzig. Herr Gott, dich loben wir. Wohl dem Menschen, der nicht wandelt. Warum sollt ich mich denn grämen. Ach, Gott, verlaß mich nicht. Herzlich lieb hab ich dich, o Herr! Verleih uns Frieden gnädiglich.

Von diesem Anhang absehend, wollen wir nun das Buch nach sich selben fünf Gesichtspunkten betrachten, nach denen wir im ersten Artikel das „neue Coburger" betrachtet haben.

1. Ein Kirchengesangbuch soll der gemeinsamen kirchlichen Erbauung dienen. Es muß sich daher ein Gemeindebewußtseyn darin aussprechen. Daß dies dem vorliegenden Buche abgeht, beweist schon die eben angeführte Eintheilung. In dem Liede: „Laßt uns den Herren erheben 2c." soll die Christengemeinde singen: „Wer fühlt sie ganz, die Würde, Mensch zu seyn, und kann nicht Gottes sich lobsinnend freun?" — Oder gehören denn in ein kirchliches Gesangbuch

Lieder, welche das Daseyn Gottes erst beweisen wollen? Die Gemeinde singt: „Es ist ein Gott! Verstumme, Herz 2c. Ich weiß, daß Gott ist, er hat mich erschaffen 2c. Wie könnt' ich zweifeln, daß du bist 2c. Gott! wie schön ist deine Welt! Herrlich ist die Pracht, die von Höhen, die vom Feld mir entgegenlacht! Kein Ohngefähr, spräche jeder Heide hier, Werk der Götter sehen wir rings um uns her. — Ach! und dieses Wohlgefühl hätten Heiden nur? Ganz des blinden Zufalls Spiel wäre die Natur? Schweigt, Lästrer! Lieber wollt' ich Heide seyn, als mich deiner nicht erfreun, du Herrlicher. Ueberall sind ich Verstand, Zweck und weisen Plan; bei der Milb, im Moos, im Sand treff ich Wunder an. Laß, Thor, den Spott! Regen, Sonnenschein und Luft, Gras und Baum und Staude ruft: Es ist ein Gott! 2c. Zu dir erhebt mein Glaube mich, Gott, vom niedern Staube. Wohl mir! ich kann dich finden, dein Daseyn froh empfinden 2c." Die versammelte Gemeinde soll die Flachheit singen können: „Es lebt ein Gott, der Menschen liebt! Ich sehs zu meinem Glücke am Nebel, der den Himmel trübt, wie an dem Sonnenblicke 2c." oder: „Fleuß, Freudenthräne, und erzähle, wie viel, wie viel der Herr an mir gethan 2c."

2. Ein Kirchengesangbuch muß in gemeinverständlichem Tone reden. Unpopulär und schief zugleich ist folgende Stelle: „Wenn wir den Geist zu ihm erheben vom Irdischen, wo er sich oft vergißt, hinauf in reinem Wohllaut schweben, wo ewiges Heil, das Licht der Wahrheit ist, dann schwindet jeder eitle Traum der Zeit, wir athmen Wonne seiner Ewigkeit." Was soll der schlichte Christ sich denken, wenn er singt: „Erwach in's Seelenleben, o Mensch! Gott lehrte deinen Geist mit Muth nach Allem streben, was wahr und groß und edel heißt 2c."

3. Ein Kirchengesangbuch soll die unverfälschten Kernlieder unserer Kirche uns bieten. Wenige Lieder aus dem Schatz der Kirche sind hier aufgenommen und diese wenigen alle verändert. Selbst die neueren sind verändert, und zum Theil nicht unbedeutend. Das Lied von Rambach: „Anbetungswürdger Gott 2c." ist verändert, daneben selbst das von Cramer: „Der Herr ist Gott und keiner mehr 2c." Auf eine empörende Weise verändert sind die Lieder: „Allein Gott in der Höh' 2c." und der „große und kleine Glaube."

Zur Charakterisirung des Geistes, in dem diese Veränderungen unternommen worden sind, wird es genügen, wenn wir die Hildburghäuser Gestaltung des Liedes: Erhalt uns Herr bei deinem Wort, hier vorführen.

1) Erhalt uns deiner Wahrheit Wort und treibe Wahn und Irrthum fort. Bewahre vor Gewissenszwang, Gott, deine Kinder lebenslang.

2) Wehr Jedem, der mit Macht und List den, der nicht seines Glaubens ist, verfolget, ziehn will vor Gericht, und führ ihn zu der Liebe Pflicht.

3) Der Zepter übe Billigkeit, verbiete nicht der Gründe Streit! Wer friedsam ist, nicht Böses lehrt, des Freiheit bleibe ungestört!

4) Zerbrich des Zwanges hartes Joch, die freie Wahrheit sieget doch. Sie mach uns ganz von Irrthum frei, uns frei von Sünd und Heuchelei!

4. Ein Kirchengesangbuch soll Lieder von poetischem Werthe bieten. Folgendes sind hier Festgedanken für Weihnachten: Nr. 178 V. 2. „Wer wollte noch der Sinnlichkeit, wer noch dem Laster dienen? Ist nicht in ihm die Göttlichkeit der Tugend uns erschienen? O laßt uns wahre Menschen seyn, uns dankbar unsrer Würde freun,

des Himmels schon auf Erden! Er wies uns dahin die Bahn, ging als Beispiel uns voran; laßt uns ihm ähnlich werden!" — Und Nr. 179 V. 2 u. 3. „Der Mensch soll von der Sinnlichkeit die Freiheit sich erringen und, von der Sünde Macht befreit, zum höhern Leben dringen, gutthätig seyn, wie Gott, erfreun, und stets zufrieden leben. Dazu verschafft der Herr auch Kraft, den Gott uns hat gegeben."

5. Ein Kirchengesangbuch muß uns in seinen Liedern die reine, lautere Lehre des göttlichen Wortes bieten. Hier ist überall die Sünde gleichbedeutend mit Laster. Reue ist volle Sühne für die Sünde. Das Ziel des Menschen ist — die Tugend. Nach der soll er streben um des Lohnes willen. Eine einzige Stelle ist uns aufgestoßen, wo es heißt, man müsse die Tugend lieben, auch wenn kein Lohn zu erwarten sey. Gott und Christus sind die erreichbaren Vorbilder der Tugend.

Worin besteht die Erlösung? „Die Sterblichen erkannten nun ihre Würd und Pflicht, erkannten hocherfreut den Vater auf dem Throne, in dir, dem ewgen Sohne, der Tugend Göttlichkeit." — „Uns Ruh und Trost zu geben, und frei von Sündenschuld zu Gott uns zu erheben, littst du, Herr, mit Geduld." — „Wie selig macht dein Licht! Dich lieben, dich verehren, treu üben deine Lehren, sey stets mir heilge Pflicht!"

Was ist Christenthum? „Immer sich bestreben, zu erfüllen seine Pflicht, fromm und gut zu leben, bis das Auge sterbend bricht, dies nur ist nach Jesu Lehre wahre Weisheit, Tugend, Christenehre."

Wozu ist Christus erschienen? „Auf Erden Wahrheit auszubreiten, die reine Wahrheit, die vom Himmel stammt, und die, zum Himmel uns zu leiten, für Gott und Tugend unser Herz entflammt, dazu erschienst du, Jesu, in der Welt, und freudig sehn wir ihre Nacht erhellt."

Bei solcher Verkennung des Evangeliums ist natürlich auch das Vorbild unseres Heilandes nur ganz flach und seicht aufgefaßt. Er heißt das „Bild der Tugend", das „Muster jeder Pflicht" (!). Die Gemeinde verspricht, „der Tugend Weg dir nachzugehen", — „Jesu Christ, der du durch freie Herzensgüte der Welt ein Vorbild worden bist" (Nr. 194 V. 1). —

Das Buch enthält vier Taufslieder, welche sämmtlich beweisen, daß die Dichter nicht wußten, was die heilige Taufe ist. Zum Beweis theilen wir das zweite mit:

1. „Sey, liebes Kind, sey feierlich der Gottheit übergeben! Wir weihen, kleine Unschuld, dich hier ein zum Seelenleben. Der dir das erste Leben gab, schau liebevoll auf dich herab und bilde dich zur Tugend."

2. „Empfang im Reich der Sittlichkeit, empfang auf Jesu Wegen, du Zögling der Unsterblichkeit, der Menschheit frommen Segen! O sind in ihr auf deinem Pfad getreue Liebe, Trost und Rath und Lehre bis ans Ende!"

Auch die Lieder vom heiligen Abendmahl zeigen auf eine wahrhaft niederschlagende Weise, daß deren Verfasser von der Bedeutung und Herrlichkeit dieses Sakraments nicht eine Ahnung hatten. Wir hören da stets von „der Tugend Bund" und dem „Bund der Liebe." Das heilige Abendmahl wird genannt das „Denkmal der höchsten Lieb'", „ein Pfand von Gottes Gnade", der Abendmahlstag „ein Tag der Besserung" — „bei dem Gedächtniß des Heiligen schwöret, dem

hohen Tugendbund getreu zu seyn!" Der Zweck dieses Sakraments wird bezeichnet: „Zu der Tugend höhern Werken, zu der Liebe jede Herz zu stärken, dazu ward dieses Mahl geweiht." Tiefer wird d Gemeinde auch nicht mit einer Zeile geführt. Welch eine Qual mu es für den Geistlichen seyn, solch ein Gesangbuch bei der Feie des Höchsten, das der Herr seiner Kirche gelassen hat, brauchen z müssen! —

Wir haben oben gesehen, daß den Gemeinden, welche dies Ge sangbuch brauchen müssen, nun schon seit länger denn funfzig Jahre die eigentlichen Kernlieder unserer Kirche entrissen sind, da die beste ganz fehlen, die in zweiter Linie stehenden bis zur Unkenntlichkeit ent stellt sind. Wir müssen aber zum Schluß ergänzend bemerken, da diesen beklagenswerthen Gemeinden doch eins unserer Kernlieder gar und gar unverändert bewahrt worden ist (nicht im Anhang, sonder in der Reihe der andern). Es ist das Lied: „Ein' feste Burg ꝛc. Dies haben sie behalten auf folgende ganz eigenthümliche Weise.

Unter der Ueberschrift: „Am Gedächtnißtage der Reformation un des Westphälischen Friedens" ist Folgendes zu finden:

Mel. Lob, Ehr und Preis ꝛc.

766. Vor dir, Herr, denken wir erfreut
An unsrer Väter Glauben!
Der Feind erhob sich kühn zum Streit,
Dein Wort der Welt zu rauben;
Sie aber kämpften ritterlich,
Gestärkt, Allmächtiger, durch dich;
Sie kämpften und sie siegten.

2. Dein Wort war ihnen Schwert und Schild,
Schutz, Heereskraft und Bogen.
Lang war's in Dunkel eingehüllt,
Der Christenwelt entzogen;
Sie brachten's wieder an das Licht
Und achteten Gefahren nicht;
Sie sangen heldenmüthig:

Eigene Melodie."

Und nun folgt als Verse: 3—6, das Lied „Ein' feste Burg ꝛc." ganz unverändert. Dann weiter:

„Mel. Nun danket alle Gott ꝛc.

7. So sangen sie und weit
Erschollen ihre Lieder,
Die Völker kehrten froh
Zum freien Glauben wieder.
Der Aberglaube floh,
Es wich die düstre Nacht,
Das Evangelium
Ward an das Licht gebracht.

8. Triumph! die Wahrheit siegt!
Gott war mit ihren Streitern!
Gott ist und bleibt mit ihr;
Er wird ihr Reich erweitern.
Auf, die ihr sie erkennt
Und dankbar sie verehrt,
Auf, haltet fest an ihr!
Sie sey uns ewig werth!"

Möchte sie Vielen in jenen Gemeinden so werth werden, daß sie solch ein Gesangbuch nicht mehr tragen können und mit heißem Ver langen ein solches begehren, in welchem sich das Bekenntniß ihr Kirche rein und unverkürzt ausspricht, und welches sie singen lehr wie die Väter sangen!

(Schluß folgt.)

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz. Druck von Trowitzsch und Sohn.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1857. Sonnabend den 26. September. № 77.

Die gegenwärtigen kirchlichen Zustände in Hamburg.

Zweiter Artikel. (Fortsetzung.)

Um uns über die Gestalt des Hauptgottesdienstes kurz zu fassen, verweisen wir auf die Schrift: Der Hauptgottesdienst in Hamburg sonst und jetzt, von H. Sengelmann. Hamb. 1855, in welcher tabellarisch zusammengestellt sind die Gestalten desselben nach der Bugenhagenschen, nach der Kirchenordnung von 1699, nach der Agende von 1788 und nach dem jetzigen Gebrauch. Der Gottesdienst ist wohl nirgends so wie in Hamburg ganz in der Gewalt der Subjectivität. Die Reste einer schönen alten Liturgie, die noch vorhanden sind, bestehen in den Liedern: Komm heiliger Geist und Allein Gott in der Höh, in dem Kirchengebet und der Abendmahlsliturgie. Die ersteren beiden Lieder werden aber nur von den Chorknaben gesungen, da die Kirchgänger sich meistentheils in dem sogenannten Hauptgesange und den letzten Versen einfinden. Die Predigt, welche mindestens drei Viertel Stunden dauern muß, ist die Hauptsache. Sie hat ihren festen Zuschnitt. Sie muß eine Einleitung haben, weil nach Verlesung des Textes ein Vers gesungen und ein stilles Vaterunser gebetet wird. Früher wurde die Hauptpredigt nur über das Evangelium gehalten; später wurde mit der Epistel gewechselt. Jetzt sind eine neue evangelische und eine epistolische Perikopenreihe hinzugefügt. Bei dieser Erweiterung des Textgebietes wäre es wahrlich nicht nöthig gewesen, wie es geschehen ist, an den alten Perikopen die verbessernde Hand zu legen. Früher wurden die Predigten gedruckt und vor dem Gottesdienste ausgegeben, so daß die Zuhörer sie nachlesen konnten; was beim Umschlagen oft ein Geräusch verursachte, das die dünne Stimme manches Pastors übertönte. Jetzt ist die Sitte, die Predigt drucken zu lassen, abgekommen; nur in zwei Gottesdiensten finden sie sich noch. Hier aber ist der sogenannte Text nicht eher als beim Ausgang aus der Kirche zu haben. Bei dem früheren Gebrauche soll es vorgekommen seyn, daß dieselbe Predigt gleichzeitig in Landgemeinden gehalten ward. — Während der Predigt wird — nicht grade zur Vermehrung der Erbauung — der Klingelbeutel durch die Kirche getragen. Nach derselben folgen das Kirchengebet und mancherlei Fürbitten; und Vaterunser und Segen bilden den Schluß. Während der wenigen Verse, die dann gesungen werden, und am Schluß derselben verlassen die Zuhörer — denn eine Gemeinde würde auch beim Abendmahle bleiben — das Gotteshaus. Wer aber sind die Zuhörer? Sie gehören größtentheils den Häusern der höheren Stände und des besseren Mittelstandes an. Arme findet man wenig. Von dem sogenannten Arbeiterstande findet man Männer fast gar nicht, Frauen nur selten in der Kirche. Dies gilt wie von dem Hauptgottesdienste, so auch von allen anderen, den einzigen Abendgottesdienst ausgenommen. Der letztere hat, wie die Erfahrung lehrt, Manche in die Kirche geführt, die auch den Sonntag über in ihrem Berufe beschäftigt sind. — Die Art und Gestalt der Predigt ist in allen Gottesdiensten dieselbe geworden, seitdem man die besondere Bedeutung der einzelnen hat fallen lassen. Fast jeder Diaconus hat seinen größeren oder kleineren Zuhörerkreis, der ihn durch die verschiedenen Predigtstunden begleitet. Und da der Hauptgottesdienst seine liturgischen Bestandtheile verloren hat, seinen Namen auch nur noch von der gelegeneren Zeit und von der zufälligen Verbindung mit dem Abendmahle und auch darum führt, weil der Hauptpastor in ihm predigt, so ist zwischen ihm und den anderen Gottesdiensten kein wesentlicher Unterschied vorhanden. Der einzige Gottesdienst mit einem liturgischen Bruchtheil ist der nachmittägige, in welchem Antiphonie, Collecte und Segen gesungen werden. Bei dieser Gestalt des Gottesdienstes konnte es natürlich dem Rationalismus sehr leicht werden, die Gemeinde immer mehr leer zu machen ihrer heiligsten Güter. Die Subjectivität dessen, der auf der Kanzel stand, beherrschte den Cultus; es war nichts, was an den Zusammenhang mit der großen Kirche, an den Glauben der Väter erinnerte. Das verlesene Gotteswort war oft nur ein Aushängeschild oder eine Coulisse, hinter welcher der Schauspieler sich einen Augenblick verbarg.

Wir werden auf den Gottesdienst noch zurückkommen, wenn wir von den kirchlichen Büchern und Formularen werden zu reden haben. Begleiten wir den Prediger zunächst weiter bei seinen Functionen. Wir nehmen die zuerst, bei denen wir ihn noch im Gotteshause sehen. Hier sind zu nennen das Abend-

mahl, die Beichte, die Confirmation. — Die Abendmahlsfeier selbst ist bisher von der Aenderungssucht noch wenig angetastet. Doch soll die Spendeformel (der Leib Jesu Christi — das Blut Jesu Christi — stärke und erhalte Dich [Euch — Sie!] im wahren Glauben zum ewigen Leben) hier und da wohl mit Bibelsprüchen vertauscht seyn. — Was aber die Communicanten ihrer Zahl nach anlangt, so ist dieselbe in einer solchen Abnahme begriffen, daß beim Fortgange derselben Progression eine gänzliche Verödung des Altars zu befürchten steht. Während 1818 die Anzahl der Communicanten sich auf 37,388 belief, betrug sie im vorigen Jahre 25,482.*) Hält man die Zahlen der Confirmirten in einzelnen Kirchspielen mit denen der Communicanten zusammen, so muß man entweder annehmen, daß außer diesen, wenn sie auch nur von Einem begleitet würden, wenig Andere zur Communion sich einstellen, oder daß, wenn überwiegend andere Communicanten seyn sollen, die Confirmirten zum großen Theile ungeleitet erscheinen oder auch manche derselben — wofür Belege genug zu geben seyn werden — sich gar nicht am Altare einfinden, — und daß die Confirmirten früherer Jahre, die doch nicht alle Hamburg verlassen, nur sehr spärlich wiederkehren. Eine Erscheinung nicht minder beklagenswerth als die andere! Dem heil. Abendmahl geht die Beichte voran. Sie ist entweder Privat- oder allgemeine Beichte. Die erstere führt ihren Namen mit Unrecht, wenn man bei demselben an eine Beichte denkt, die mit Einzelnen gehalten wird. Es gehen in den Beichtstuhl entweder einzelne Familien oder so viele verschiedene Personen, als sich grade zusammenfinden. Das Gedränge an den Beichtstuhlsthüren in der Osterzeit gereicht gewiß wenig zur Erbauung. Ob das, was nach dem Eintritte folgt, mehr dazu diene — ist wohl eine Frage. Denn wenn in jener Zeit oft mehr denn 12 Beichtreden hinter einander gehalten werden müssen, so läßt sich wohl nicht mit Sicherheit behaupten, ob stets das zur Erbauung Gereichende in hinreichendem Maaße sich finde. Sowie der Prediger sich erhebt, um bei der Absolution die Handauflegung zu vollziehen, greifen die Confitenten in die Tasche, um das Beichtgeld hervorzuholen, das beim Ausgange dem Prediger in die Hand gedrückt wird. In einzelnen Kirchspielen werden diese Beichten nicht mehr in den Beichtstühlen, sondern in den Predigerhäusern gehalten, wo dann bei der Vereinigung größerer Confitentenzahlen kein Unterschied mehr ist zwischen Privat- und allgemeiner Beichte. Hier und dort steht an der Stelle der Absolution irgend ein Glückwunsch, der über die Versammelten ausgesprochen wird, welche auch durchaus nichts gebeichtet haben. Die Thätigkeit

*) Zwar hat auch auf dem Landgebiete die Zahl der Communicanten abgenommen, doch nicht in dem Maaße, wie in der Stadt. Im Verhältniß zu dem Zustande vor 25 Jahren fehlt auf dem Lande jetzt der fünfte, in der Stadt der dritte Theil von damals.

der Confitenten ist eine verschiedene, meistentheils besteht sie dem Hineingehen in den Beichtstuhl und dem Zuhören; d wird anderswo auch noch ein Beichtformular von Einem o von Allen oder auch von dem Prediger gesprochen; in dem l teren Falle eignen die Confitenten es sich stillschweigend an o durch ein Ja, zu dem sie aufgefordert werden. Diese Beic wird Sonnabends Vormittags und Nachmittags während d Vesper gehalten. Die Letztere besteht in der Absingung m rerer Gesänge, zwischen denen Evangelium und Epistel von d Vorsänger verlesen werden und die mit der Absingung ei Collecte und des Segens endigt. — Die allgemeine Beic ist noch ein junges Institut. Sie hat in verschiedenen Kir spielen verschiedenen Beifall gefunden, der aber auch in ä ßeren Verhältnissen mitbegründet seyn mag. Bei ihr vereinig sich die Confitenten am Altare. Nach einem gemeinsamen G sange wird eine Ansprache gehalten. Nach derselben erfolgt Vorlesung eines Beichtformulars, zu welchem die Confitent sich durch ihr Ja bekennen. Absolution, Vaterunser, Seg und Gesang bilden den ferneren Verlauf. Schließen wir h gleich, obgleich diese Handlung nicht eine Funktion des Gei lichen im Gotteshause ist, die Krankencommunion an. S ist eine so seltene, daß ein Prediger dem andere den er vertrat, dafür dankte, durch diesen eine G legenheit zu solcher Amtsthätigkeit erhalten zu h ben. In den Häusern des modernen Christenthums kommt nicht vor, überwiegend nur bei Armen und Alten. Ueberdi sind wohl noch nicht einmal die in diesen wenigen Fällen g machten Erfahrungen lauter erfreuliche. — Die Confirm tion wurde bis vor wenigen Jahren in den Häusern — me stens den Predigerhäusern vorgenommen. Jetzt geschieht sie der Woche vor Palmarum öffentlich in der Kirche, und jed Prediger confirmirt selbst die Kinder, welche er vorbereitet h Diese Vorbereitung beginnt im October des dem Confirm tionstage vorangehenden Jahres. Sie kann namentlich da, sich mehrere Hunderte bei einem Prediger melden, nur e mangelhafte seyn. Einzelne Abtheilungen von me denn hundert Kindern erhalten wöchentlich eine Co firmationsstunde. Die aus den besseren*) Schulen u Häusern werden im Hause in einem warmen Zimmer, die d deren in einem kalten Kirchenlokale unterrichtet. Es fällt w manchem Prediger schwer, die genügende Zeit zu finden, u sie so vielfach zu theilen, daß er die einzelnen Abtheilungen sein Haus nehmen und gehörig übersehen kann. Es kann über den Einfluß des Confirmanden-Unterrichtes nicht entschied werden, aber der Eindruck, den man an den Confirmationstag gewöhnlich zu empfangen pflegt, ist wohl nicht immer der e freulichsten Art. — Dem Confirmationsunterrichte verwandt

*) Ein guter Mann heißt in Hamburg ein Mann, der z lungsfähig ist.

s sogenannte Examen, das wöchentlich in den Kirchen ge-
lten zu werden pflegt. Es ist eine Katechisation mit Kirchen-
üllern, die entweder in wöchentlichem oder vierteljährlichem
urnus von den Geistlichen besorgt wird. Sie ist ohne alle
edeutung, und macht mehr den Eindruck eines Privatunter-
hts als den, welchen sie machen sollte. Es sollte in diesen
atechisationen das Band zwischen Kirche und Schule zum Vor-
ein kommen. Was aber nicht mehr da ist, kann auch nicht
ehr zum Vorschein kommen.

(Schluß folgt.)

Nachrichten.

Die Gesangbücher des Herzogthums S. Coburg.

(Schluß.)

3.

Nach denselben fünf Gesichtspunkten wollen wir nun auch das
oburger Gesangbuch von 1774 und 1781 betrachten, welches wir
lechtweg als „das alte" bezeichnen, weil es nur noch wenigen Ge-
einden geblieben ist, als 1833 das mit einem Anhang versehene
retschneider'sche eingeführt wurde. Schon die Anordnung der Lieder
ßt Besseres erwarten, als in den beiden andern in Frage stehenden
esangbüchern.

Wir finden da zuerst Sonntagslieder, sodann Lieder auf die kirch-
hen Feste und Festzeiten der Reihe nach. Dabei schließen sich an
e Neujahrslieder „Wochenlieder" an, als: „So ist die Woche nun
schlossen ꝛc." Nach den Liedern: „Von der Sendung des heiligen
eistes" folgen Lieder: „Von dem dreieinigen Gott und dessen Wesen
id Eigenschaften." Auch die Marienfeste, das Johannisfest und das
ichaelisfest sind durch bestimmte Rubriken vertreten. Sodann folgen
e Lieder: Von der Schöpfung, von der Vorsehung Gottes, vom
enschlichen Elende und Verderben, von der Person und dem Erlö-
ngswerke Christi, vom göttlichen Worte und der christlichen Kirche,
m Glauben, Rechtfertigung und deren Frucht, von dem Gebete,
n der heiligen Taufe und Wiedergeburt, von der Buße und Be-
hrung, vom heiligen Abendmahl, vom wahren Christenthum insge-
ein, um Verleihung göttlicher Gnade, von der Weisheit und Er-
nntniß Gottes. Sodann neun Abtheilungen von christlichen Tugen-
n, als: von der Furcht Gottes, von der Liebe zu Gott, vom Hoffen
id Vertrauen auf Gott, von der Geduld und Zufriedenheit mit
ott, von der Demuth, von der Liebe des Nächsten, von der Gerech-
keit, von der Aufrichtigkeit und Wahrheit, von der Sanftmuth und
ersöhnlichkeit. Sodann folgen Lieder von der Verläugnung der Welt
id Christi Nachfolge, vom rechten Gebrauch des Lebens, von der
orge für die Seele, von der Sorge für den Leib, von der Selbst-
üfung und Wachsamkeit, von der Treue und Beharrung im Guten.
arauf eine neue Reihe: Lob- und Danklieder, Morgenlieder, Tisch-
der, Abendlieder, Kreuz- und Trostlieder. Dann Lieder für einzelne
älle und Stände: Um Abwendung allgemeiner Landplagen, um Ge-
ihen der Feldfrüchte und Abwendung schädlicher Witterung, zur Zeit

der Theurung und Hungersnoth, zur Kriegszeit, Friedensdanklieder,
zur Zeit der Pestilenz und ansteckender Seuchen, Standes- und Be-
rufslieder, für den Haus- und Ehestand, Reiselieder. Endlich die letz-
ten Dinge: Vom jüngsten Gericht, von der Ewigkeit, Himmel und
Hölle. Daran schließt sich noch ein „Anhang einiger nachgesammelter
Lieder." Im Ganzen sind es 1055 Lieder, von denen 38 auf den
Anhang kommen. Schon aus den Ueberschriften ergibt sich der bessere
Geist, aus dem dies Gesangbuch noch hervorgegangen ist. Hier ist
noch die Rechtfertigung aus dem Glauben. Hier ist der Glaube an
den Dreieinigen, der sich auch sehr lieblich darin kund gibt, daß die
Lieder, die wir jetzt Jesuslieder zu nennen pflegen, sich in der Ab-
theilung „von der Liebe zu Gott" vorfinden. Hier ist noch „jüngstes
Gericht" und „Hölle" besonders vertreten. Der bessere Geist dieses
Gesangbuchs ergibt sich auch aus dem Zahlenverhältniß der Glau-
benslieder und der Tugendlieder. Sonntags- und Festlieder sind 249,
und 35 Lieder handeln „vom Glauben, Rechtfertigung und deren
Frucht." Tugendlieder finden sich in den oben angeführten neun Ab-
theilungen 91, wobei die meisten von der Liebe zu Gott (darunter die
Jesuslieder), vom Hoffen und Vertrauen auf Gott und von der Ge-
duld und Zufriedenheit mit Gott handeln. Rechnen wir aber die
folgenden sechs Abtheilungen dazu, unter denen die „von der Verläug-
nung der Welt und Christi Nachfolge" allein 26 Lieder zählt, so ge-
winnen wir als Lieder vom christlichen Leben, wie wir sie bezeichnen
dürfen, 145. Das Verhältniß ist also ungefähr dasselbe, welches sich
in der ganzen hymnologischen Literatur unserer Kirche während ihrer
besten Zeit herausstellt. Dasselbe zeigt sich denn auch in den Abtheil-
lungen: Morgenlieder, Tischlieder, Abendlieder, Kreuz- und Trostlieder.
Es sind 27 Morgenlieder, 13 Tischlieder, 25 Abendlieder und 30 Kreuz-
und Trostlieder. An letzteren hat ja unsere Kirche, bezeichnend genug,
wie bekannt, einen so großen Reichthum. Der Anhang könnte ent-
behrt werden. Es sind darunter nur drei bedeutendere Lieder: „Er-
hebt den Herrn, ihr Frommen" (Adventslied von M. Schirmer).
„Heiland! deine Menschenliebe" (J. J. Rambach) und „Wie treu mein
guter Hirte" (M. Gottlob Adolf).

Wenn wir nun 1. fragen: Spricht sich in den Liedern dieses
Gesangbuchs ein Gemeindebewußtseyn aus? kann eine versammelte
Gemeinde sie singen? so läßt sich schon nach dem bisher Bemerkten
nur eine bejahende Antwort erwarten. In der That verhält es sich
so mit der überwiegenden Mehrzahl der Lieder. Nur einige neuere
machen davon eine Ausnahme. Es sey dabei bemerkt, daß dies Buch
auch zum häuslichen Gebrauch durch eine Anzahl unserer schönsten
Morgen-, Tisch- und Abendlieder auffordert. Da finden wir neben
den bekannten classischen (z. B. Aus meines Herzens Grunde. Brich
an, du schönes Morgenlicht. Nun laßt uns Gott, dem Herren. Christe,
der du bist Tag und Licht. Hirte deiner Schafe. Nun ruhen alle
Wälder) auch manches köstliche, doch weniger bekannte, als z. B. Das
walt Gott! die Morgenröthe. Herr! ich danke deiner Gnaden. Ich
danke dir, mein Gott, von Herzen. Lässet sich der Morgen blicken. —
Gelobt sey Gott, der uns das Brod. Großer Gott! wir armen Sün-
der. Lobt und erhöht des großen Gottes Güte. — Der Tag ist nun
vergangen mit seiner Sorgenlast. Die Augen schließ ich jetzt in Gottes
Namen zu. Die Woche geht zum Ende, nicht aber Gottes Treu.
Gott Lob! mein Herz ist wieder frei (am Abend nach empfan-
gener Absolution). Herr! es ist von meinem Leben. Treuer Jesu!
wache du.

Fragen wir 2. nach dem populären Ton der aufgenommenen Lieder, so läßt sich da wohl schwerlich eine Ausstellung machen, obgleich viele Lieder nur in veränderter Gestalt aufgenommen sind.

Fragen wir: 3. Sind hier die Kernlieder unserer Kirche zu finden und zwar in unveränderter Gestalt? so treffen wir hier die starke, aber auch zugleich die schwache Seite des Gesangbuchs. Wir finden hier die herrlichsten Lieder aus allen Zeiten der Kirche, aber leider nur die wenigsten unverändert, wenn schon, was sogleich bemerkt werden mag, nur selten dem poetischen Werthe etwas genommen, und, so viel wir bemerkt haben, nirgends Irrlehre an die Stelle der schriftgemäßen Wahrheit gesetzt ist. — Die Lieder Dr. M. Luthers sind, mit Ausnahme von acht Liedern, sämmtlich aufgenommen. Ganz unverändert ist da wohl nur: „Ein' feste Burg", und die stärksten Veränderungen mag erfahren haben: „Dies sind die heil'gen zehn Gebot." — Der Lieder P. Gerhard's sind 53 (von seinen 120), worunter „O Haupt voll Blut und Wunden" und „Warum sollt' ich mich denn grämen" die wenigsten Veränderungen erlitten haben. Außerdem finden wir die besten Dichter der besten Zeit vertreten, als z. B. Justus Jonas, Joh. Matthesius, Nic. Hermann und Joh. Heermann, Nic. Selnecker und die Frank (Salomo, Michael und Johann), Laz. Spengler, Nic. Decius, Jos. Stegemann, Casp. Neumann, Heinrich Müller, Erdm. Neumeister, Ang. Silesius, Heinr. Albert, Nachtenhöfer, Andr. Keßler, Keymann, Simon Dach, Paul Flemming, und die Frauen: Louise Henriette, Ludämilie Elisabeth, Aemilie Juliane, Anna Sophie ꝛc. ꝛc. Auffallender Weise fehlt unter den Coburgern Johann Matthäus Meyfart. Neben den vielen veränderten Liedern finden sich doch auch viele ganz unverändert mit allen ihren Härten. — In der Vorrede heißt es: „Wir halten es für schädlich, aus einem Gesangbuch, das besonders zum Gebrauch bei dem öffentlichen Gottesdienste bekannt ist, alle alte Lieder auszumerzen, und lauter neue an deren Stelle zu setzen: Denn der gemeine Mann ist an solche Lieder gewöhnt, und er würde, wenn er seine alten und bekannten Lieder alle vermißte, denken, er habe seinen alten Glauben verloren." Neben den alten Dichtern sind aber die neueren in großer, ja in allzu großer Zahl vertreten. Von Klopstock sind acht Lieder aufgenommen, von Cramer siebzehn, mehrere von Uz, Eschenburg und Diterich, und von Gellert alle, mit Ausnahme des einzigen: „Der Wollust Reiz zu widerstreben ꝛc." — Daneben darf nicht vergessen werden, daß in diesem Buche Lieder zu finden sind, die in vielen Gesangbüchern älterer und neuerer Zeit selten stehen und die doch zu unseren schönsten und besten gehören. Besonders reich an solchen sind die Abtheilungen: Passionslieder, von Buße und Bekehrung, von Glauben, Rechtfertigung und deren Frucht und Kreuz- und Trostlieder. Wir nennen aus den Passionsliedern nur: Auf, Seele, nimm die Glaubensflügel. Frommes Lamm, durch dessen Wunden. Hier liegt mein Heiland in dem Garten (Scherer?). Meine Liebe hängt am Kreuz. O Lamm, das meine Schuldenlast getragen (Freylinghausen), von den Bußliedern: Auf! auf! an diesem Morgen. Brunnquell aller Gütigkeit (nach Luc. 15, 11 ff.). Es weinet um Jerusalem mein Jesus heiße Zähre

Lebt nicht so sicher in der Welt. Wie oft hab ich den Bund gebroche — unter den Liedern vom Glauben: Freu dich, ängstliches Gewisse Geht, ihr traurigen Gedanken. Jesu! komm mit deinem Vater (Jo 14, 23). So hab ich nun den Fels erreichet. Was beweget mich, z trauern, — von den Kreuz- und Trostliedern: Gott! du bleibest do mein Gott. Jesu! hast du mein vergessen (Matth. 15, 21—28), — und das Abendmahlslied von Herzog Ulrich von Braunschweig: Her der du mich nebst Andern ausersehen.

Unsere vierte Frage, die nach dem poetischen Werth der aufg nommenen Lieder, erledigt sich nach dem Vorigen von selbst. De poetische Werth unserer alten Kernlieder ist bekannt. Man wird abe nicht erwarten dürfen, daß durch die Aenderungen in dieser Hinsic ein Gewinn gemacht worden ist. Im Gegentheil wird da manche Seichte und Todte an die Stelle des Tiefen und Lebendigen ge treten seyn.

Was unsere letzte Frage anlangt, die Frage nach der Lehre, i ist unser Gesangbuch grade darin merkwürdig, daß bei allen vorge nommenen Aenderungen doch niemals eine schriftwidrige Lehre in di Lieder hineingetragen worden ist. Nur die neuesten unter den auf genommenen Liedern zeigen rationalistische Färbung, wiewohl selten und bei den Aenderungen zeigt sich der Einfluß des Rationalismu nur etwa darin, daß das kalte, unpoetische und unbiblische Wor „Pflicht" erscheint, wo es ursprünglich nicht steht. Dies findet sic auf eine störende Weise in einigen Liedern, am störendsten in den Liede Dr. M. Luthers: „Dies sind die heil'gen zehn Gebot." De vierte Vers lautet ursprünglich:

Du sollt heilgen den siebent Tag,
Daß du und dein Haus ruhen mag,
Du sollt von deim Thun lassen ab,
Daß Gott sein Werk in dir hab.

Dafür unser Gesangbuch:

Der Sabbath sey ein Tag der Ruh,
Bring ihn in frommer Andacht zu;
Komm dankend vor mein Angesicht,
Und stärke dich in deiner Pflicht.

Nach dem Allen ist wohl nicht zu bestreiten, daß das „alte Co burger Gesangbuch" keineswegs zu den besten gehört, daß es abe gleichwohl unter den dreien, die in unserm Lande im Gebrauche ste hen, weitaus das beste ist. Wir können darum nichts Anderes wün schen, als daß man den Gemeinden, die bis jetzt noch dies Gesang buch brauchen, es auch lasse, wenn anders die Zeit noch nicht gekom men ist, ihnen und dem ganzen Lande ein wirklich besseres zu geben Daß wir ein solches aber bald empfangen mögen, dazu erleucht der Herr die, in deren Hand es liegt, uns ein solche zu geben.

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz. Druck von Trowitzsch und Sohn.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1857. Mittwoch den 30. September. № 78.

Die gegenwärtigen kirchlichen Zustände in Hamburg.

Zweiter Artikel. (Schluß.)

Bei den übrigen Amtsfunctionen begleiten wir den Geistlichen in die Häuser. Manche sprechen wohl den Vorwurf aus, daß der Geistliche zu wenig in seiner Amtstracht auf den Straßen gesehen werde. Allerdings ging früherhin kein Prediger jemals in Civilkleidung, sondern zu Gesellschaften, im Theater, auf Spaziergängen fanden sie sich im Summar ein. Die den Wegfall dieser Sitte beklagen, meinen, daß dadurch eine kräftige Erinnerung der Gemeinde an das geistliche Amt abhanden gekommen sey. Wir lassen es dahingestellt, ob es von wesentlichem Nutzen seyn würde, wenn die alte Sitte wieder aufgenommen würde. Jedenfalls aber kann man den Predigern der großen Gemeinden nicht den Vorwurf machen, daß sie in ihrer Amtstracht seltene Erscheinungen auf den Straßen seyen; da wohl selten ein Tag vergeht, wo sie nicht in vollem Ornate in die Häuser wandern müssen. Es werden nämlich sämmtliche Taufen und Copulationen in den Häusern der Gemeindeglieder vollzogen. Es ist ein unberechenbares Unheil, das dadurch in das kirchliche Leben kommt. Da nämlich den meisten Leuten nur der Sonntag convenirt, so hat der Geistliche in den großen Gemeinden bisweilen an Einem Tage zwanzig Amtsgeschäfte und darüber in verschiedenen, vielleicht einander sehr fern gelegenen Häusern zu verrichten. So kann er für die Handlung mit Einschluß der Unterredung und des Weges nur eine Viertel-, höchstens eine halbe Stunde ansetzen. Man nehme nun zusammen die körperliche und geistige Abspannung, die schon die häufige Wiederholung des V. U. und des Credo verursachen muß, den Charakter, der dadurch den Taufreden, welche man erwartet, aufgeprägt wird, die Hast, welche sich nothwendig geltend machen muß — und frage sich, ob Leute, denen vielfach dies die einzige Gelegenheit ist, mit dem geistlichen Amte in Berührung zu kommen, von solchem Auftreten desselben wirklich Segen haben können, oder ob nicht Amt und Kirche und kirchliches Leben bei ihnen jedesmal dadurch einen neuen Stoß bekommen. Wenn Geistliche kleinerer Gemeinden für die Haustaufen die seelsorgerische Einwirkung, die Gemüthlichkeit und was dergleichen mehr ist, geltend machen — wie sie es vielleicht (?) in ihren Sprengeln bei solchen Geschäften haben können, so sollten sie — um des sehr precären Segens willen, welcher bei der erstgenannten Art mit der Mehrzahl der Amtshandlungen verbunden ist — gern ihre Lieblingsideen zum Opfer bringen. Dahin hat es aber bis jetzt noch nicht kommen können, selbst für den Fall nicht, daß die Haustaufe für die Wochentage in Kraft bleiben und nur der Sonntag ausschließlich für die Taufe in der Kirche bestimmt werden sollte. Es läßt sich allerdings nicht läugnen, daß im Laufe der Zeit sich bei unsern Taufen Manches eingefunden hat, das bei der Kirchentaufe noch mehr als bei der häuslichen die Erbauung stören würde. Dahin rechnen wir namentlich das Alter der meisten Täuflinge und das, was dadurch hervorgerufen wird. Es gibt nämlich keinen Tauftermin *), und daher kommt es vor, daß die Eltern Monate, ja Jahre lang ihre Kinder ungetauft liegen lassen. Man hätte wenigstens für die unehelichen Kinder längst einen Tauftermin einführen sollen. Da aber auch dieses nicht der Fall ist, so lassen sehr häufig Leute, die in wilder Ehe leben, ihre Kinder ungetauft, bis daß sie einmal copulirt werden, wo dann gleichzeitig drei, vier Kinder die Taufe empfangen, die nun per subsequens matrimonium eheliche sind und einen Taufschein in bester Form erhalten. Ein Prediger, der 1856 nahe an 600 Kinder taufte, hatte darunter 64, die über ein Jahr alt waren, von diesen waren 31 über 2, 24 über 3 Jahr. — Was die Taufhandlung anlangt, so hat die Agende ein Formular für dieselbe. Die Ansprache desselben wird meistens durch eine freie Rede ersetzt. Was aber das apostolische Glaubensbekenntniß betrifft, so heißt es in den Gemeinden, daß es nicht von allen Predigern gebraucht werde; ja selbst die Taufformel soll mancherlei Modulationen unterworfen seyn. — Wie gar Vieles dem Geistlichen die Taufe schwer macht, so veranlaßt die Copulation nicht minder betrübende Betrachtungen.**) Ein Prediger, der im vorigen Jahre 175 Paare

*) Aus Bremen wird uns geschrieben: Hier war ein Termin von 6 Wochen in der Civilstandsordnung von 1814 festgestellt; derselbe ist aber auf Vorstellung Venerandi Ministerii, daß eine Wohlthat nicht obtrudirt werden dürfe, zurückgenommen (!).

**) Seit einigen Jahren besteht die Mischehe zwischen Juden und Christen. Sie wird weder von der einen, noch von der anderen Seite eingesegnet. Ihre Schließung ist ein Civilact, über welchen ein Civilregister geführt wird. Die aus solchen Ehen hervorgehenden Kinder werden meist alle getauft. Bei diesen Taufen, aber auch bei anderen in Häusern, wo die Eltern mit Judenfamilien in Verbindung stehen,

copulirte, hatte unter 157 Bräuten, die noch nicht verehelicht gewesen waren, 61, die bereits geboren hatten und von den übrigen 96 stand eine nicht geringe Zahl der Stunde ihrer Niederkunft sichtbar mehr oder wenig nahe. Die Copulations-Erlaubniß-Zettel weisen in vielen, vielen Fällen für Braut und Bräutigam dieselbe Wohnung nach. So tritt er denn — doch gilt dies vorzugsweise von den niederen Ständen — vor Brautpaare, denen er den Hochzeitstag als einen Ehrentag zu bezeichnen nicht im Stande ist. Dennoch muß er sich freuen, daß es noch zu diesem Tage kam; weil ihrer viele gar nicht das Bedürfniß haben, eine andere als eine wilde Ehe zu führen, was von polizeilicher Seite ruhig geduldet wird.*) — Außer zu diesen Handlungen kommt der Hamburgische Geistliche wenig in die Häuser der Gemeindeglieder. Doch ist in neuerer Zeit der speziellen Seelsorge wohl mehr als früher Aufmerksamkeit zugewandt; und es gibt doch, Gottlob, Seelsorger, die mit denen, welche sich zu ihrem Beichtstuhle halten, näheren Umgang zu unterhalten bemüht sind, soweit es die Größe und der Umfang der Verhältnisse zulassen.

Haben wir so nun den Prediger in die Kirche und in die Häuser der Gemeindeglieder begleitet, so könnte man jetzt noch nach einem dritten Orte fragen, wo ein großer Theil der Christenheit ihn sonst noch zu sehen gewohnt ist. Wir denken an den Gottesacker. Dort aber hat der Hamburgische Geistliche weder Rechte noch Pflichten. Hört man ihn dort einmal an einer Gruft, so hört man ihn als Freund des Hauses, den aber jeder andere Bekannte auch vertreten könnte. Ein Mitglied des Vereins hanseatischer Kampfgenossen ist uns bekannt, das gewiß viel öfter auf den Hamburgischen Gottesäckern gesprochen hat, als die meisten — wenn nicht gar öfter als alle Prediger. Die Beerdigung geschieht, ohne daß das geistliche Amt sich betheiligt; und die Furcht, daß zu solcher Betheiligung die vorhandenen Kräfte doch nicht ausreichen würden, läßt die Geistlichen schweigen beim Anblick einer so tief betrübenden Erscheinung, wie das kahle, öde und trostlose Begräbniß der lutherischen Christen zu Hamburg eine ist. Für die Stätten, wo es stattfindet, paßt denn allerdings auch viel besser als der Name Gottesacker, Friedhof oder Kirchhof der jetzt allein gebräuchliche „Begräbnißplatz."

Bei den genannten Handlungen, die der Prediger in den Familien zu vollziehen hat, ist noch Eins zu erwähnen. Confirmation und Beichte sind nicht an den Sprengel gebunden, wohl aber die Taufe und die Copulation. Seitdem nun die Zahl der Familien eine sehr geringe geworden, die noch einen bestimmten Beichtvater haben, kommt es nicht selten vor, daß der Eine Prediger copulirt, der andere in demselben Hause tauft und ein dritter confirmirt. Folgt z. B. auf die Trauung allzubald die Taufe, so ziehen Manche es vor, für beide Handlungen zwei verschiedene Prediger zu nehmen. In Lüneburg, wo kein Parochialzwang herrscht, wählt die Familie sich ihren Prediger, muß denselben aber für alle kirchlichen Funktionen so lange behalten, bis sie sich etwa für einen andern entscheidet. Dieser aber nimmt sie nicht eher an, als bis ihm ein Dimissoriale von dem vorigen Seelsorger eingehändigt wird. — So wird die Freiheit nicht zur Willkür, und es kann doch eine Bekanntschaft zwischen dem Geistlichen und den Gemeindegliedern ermöglicht werden.

---

wird gar nicht selten das Verlangen um Zulassung jüdischer Gevattern ausgesprochen. Das kann durchaus nicht befremden bei der Unwissenheit, welche über die Bedeutung der Taufzeugen allgemein verbreitet ist. Charakteristisch für die letztere ist ein Fall, der in einer keineswegs ungebildeten Familie vorkam, wo man dem verstorbenen Großvater die Gevatterschaft zugedacht hatte. — Als Trauzeugen, die aber auch nicht als kirchliche Personen fungiren und deshalb auch nicht in die kirchlichen Register eingetragen werden, sieht man Juden bisweilen da stehen. Nur ist es ein eigenthümlicher Contrast, wenn in einem jüdischen Hause, wo die Dienstboten gewöhnlich aus Christen bestehen, die Dienstmagd und ihr Bräutigam in Gegenwart der jüdischen Herrschaft, die fast alle ihre Angehörigen versammelt hat, mit den Worten der Agende aufgefordert werden, vor Gott und der christlichen Versammlung sich das Versprechen ehelicher Lieb und Treue zu geben.

*) Was das Verhältniß der unehelichen Geburten zu den ehelichen anlangt, so läßt es sich für die Stadt zwar nicht mit Genauigkeit bestimmen, weil nur die Taufangabe vorliegt und viele Kinder vor der Taufe versterben. Doch stellt es sich in anderen Städten wohl noch ungünstiger heraus. 1853 waren unter 4887 Getauften und 265 Geborenen der Mennoniten, Baptisten, Juden — 659 uneheliche Kinder. Auf dem Landgebiete waren in demselben Jahre unter 1448 Geborenen 115 uneheliche. Aus einer Gemeinde des letzteren liegt uns die charakteristische Notiz vor: Vom 6. Juli 1650 bis zum 16. August 1669, also in 20 Jahren kein uneheliches Kind; von 1750 bis 1760 wurden deren 8 getauft, während die Bevölkerung sich nur um das Doppelte vermehrt hatte; von 1840 bis 1849 wurden bei einer gegen 1650 nur vierfach vermehrten Einwohnerschaft 73 getauft.

Die nachhomerische Theologie des Griechischen Volksglaubens bis auf Alexander, dargestellt von Dr. Karl Friedr. Nägelsbach. Nürnberg 1857. 8.

Der Gedanke, den ein Volk von Gott und von dem Verhältnisse des Menschen zu Gott hat — dieser ist es, der im innersten Grunde sein übriges Denken und all sein Thun, sein Wirken und Wohnen, sein Wandern und Bleiben, seine Kräfte und seine Kriege, seine Siege und seine Niederlagen — mit Einem Worte sein ganzes Schicksal bestimmt — ja! er ist es, der ein Volk zum Volke macht. Die Juden sind heute noch ein Volk, ohne allen Staat — und die Schweizer sind heute noch kein Volk, trotz ihrer Masse von Staat. Die innerste Wurzel, aus der eine eigene Nationalität erwächst, ist die Religion — ja! sogar die Sprache erhält aus dem Gottesbewußtseyn d

Menschen ihr schärfstes Gepräge. — Natürlich aber ist das, as so mächtig die Völker und in den Völkern wirkt, nicht die eligion in der Weise, wie sie besonders hochgebildete Einzelne flegen, oder wie sie ein gelehrtes Studium faßt, sondern die eligion in ihrer wirklichen, lebendigen Geltung im Volke, und er uns diesen lebendig wirksamen Gottesgedanken eines Volkes gegebener Zeit darstellt, löst uns eigentlich die höchste Auf=abe, welche die Geschichtswissenschaft zu stellen hat. Es wäre at, wir hätten eine ähnliche Darstellung unseres lebendig orhandenen und lebendig wirkenden Gottesglaubens, wie sie Professor Nägelsbach uns in dem Werke, dessen Titel über un=rem Artikel steht, für eine begränzte Zeit des Griechischen ebens gegeben hat. Wir würden eine weit tiefere Einsicht ge=innen in die Schäden unserer Zeit; besonders wenn dieser Darstellung auch ein ähnliches Schlußkapitel über die auflösen=en Elemente in unserem geistigen Leben beigegeben wäre. Gar ancher der Heroen unserer Literatur, der jetzt durch seine Werke och fort und fort mächtigen Einfluß übt, würde in ganz an=erer Beleuchtung uns entgegentreten. Die Bücher, die Gedan=nrichtungen, die das Volk wirklich ergreifen und bewegen, die ne populare Wirksamkeit haben, sind ebenso wie die Ansichten nd der Glaube des Volkes von göttlichen Dingen zum großen Theil eine wenig wahrgenommene, unterirdisch strömende Fluth, ie man nur gewahr wird, wenn die von ihr unterhöhlte Decke instürzt — und eine höhere, wissenschaftlich, vielleicht gar auf holastisirenden Stelzen einhergehende Theologie (die es ja im=er ist, welche am Ersten von philosophischen Systemen und nderen Seiten des höheren geistigen Gesellschaftslebens ange=gt und herumgerissen wird) kann in hohem Flore stehen und on sehr hohen Dingen träumen, während in den Tiefen des olkslebens alles Denken von Gott und über Gott zerfährt nd zerfasert und in voller Auflösung begriffen ist, wie umge=hrt auch oft wieder neu sich erwärmende Gotteskräfte in einem olke an scheinbar unbedeutenden, vernachlässigten Theilen des ottesdienstes Kräfte saugen zu frischem Leben, während die issenschaftliche Theologie breitmäulig daneben her fährt ohne le andere Wirkung — als die auf die satten Geister, auf die hnehin nichts zu wirken ist, weil sie sich doch Alles wieder ach ihrer bequemen Verdauung zurecht machen.

Wir haben es in dem Buche, dessen Inhalt wir nach dem Maaße, welches diese Blätter an die Hand geben, eben be=rechen wollen, mit einem geistig mächtigen Heidenthum zu un, welches ein hochbegeistertes Volk beseelt, es zu großen, rrlichen Thaten geschickt gemacht und endlich doch dasselbe os gehabt hat, wie Alles, was nicht in der rechten Wahrheit Gott wurzelt, seine Widerlegung nämlich und seine Vernich=ng aus sich selbst entwickeln zu müssen. Nicht in der rechten ahrheit in Gott wurzelt aber jede Religion, die Er, der ewige err, nicht aus sich selbst offenbart, die im Gegentheil die Men=hen aus eignen Kräften entweder gemacht oder wesentlich mit gnen Kräften zurecht gemacht haben. Der Mensch ist unsicht=r wie Gott; wie der Keim der Schnecke und Muschel deren Haus, der Keim der Pflanze den ganzen Bau derselben, so ent=wickelt die unsichtbare Seele des Menschen dessen Körper, dessen Züge, Bewegungen, alles Thun desselben aus sich heraus; dies Alles, was so entwickelt wird, ist aber nicht der Mensch, son=dern nur die Fußtapfe, die er hinter sich zurückläßt, die Haut, die die Schlange abstreift. Der Mensch ist unsichtbar wie Gott. Da sucht der geistbegabtere Mensch natürlich auch hinter allen anderen Sichtbarkeiten unsichtbare Geistigkeiten, die jene ent=wickeln und bewegen; und sobald er dazu kömmt, sich die Sicht=barkeiten in mächtigen Massen, deren Feindseligkeiten er noch nicht als tiefere Harmonie begreift, zusammen geordnet zu ha=ben — sucht er mehrere mächtige Geistigkeiten, die sich ihm nach der Analogie des eignen Daseyns als persönliche Geister darstellen müssen, weil er sie als handelnd und auf einander wirkend sonst nicht fassen könnte, so lange das abstracte Denken mit seinen Negationen noch nicht in ihm überwiegt, und allen Inhalt seines Denkens zu hohlen Schemen macht. Die Folge der Auffassung der hinter der sichtbaren Welt stehenden Geistig=keiten als geschiedener Personen ist aber weiter dann die Noth=wendigkeit, doch wieder etwas Höheres über ihnen zu denken, dessen bestimmtere Entwickelung sofort mehr und mehr die zeit=herige persönliche Götterwelt als eine unmächtige, unwahre Göt=terwelt auch zu Schatten und Schemen macht, bis endlich jene angeblich höhere Macht der μοιρα (im Germanischen Heidenthum höher gefaßt, wie es scheint, als das innere Maaß aller Dinge, als meotud, metod, miötuds) sich vor dem Gedanken als bloße Schicksalsabstraction offenbaren muß und den lebendigen, wirk=lichen Mächten des Lebens gegenüber wieder zur gehaltlosen τυχη zusammenschrumpft. Das ist in rasch hingeworfenem Um=risse der Ursprung, Fortgang und die Vernichtung alles poly=theistischen Heidenthums, wenn es überall nur seinen eigenen Kräften überlassen ist. Es ist auch das Schicksal des popu=lären Griechischen Heidenthumes, wie es sich in dem vorliegen=den Werke darstellt.

Daß der Verfasser bei dem Standpunkte, den er zu seinem Objecte genommen, sich nicht in die endlose Varietät der unter dem Volke in dessen verschiedenen Zweigen und Niederlassungen umlaufenden Götterfagen versenkt, sich auf die Mythologie im engeren Sinne nicht eingelassen, sondern die sittliche Wirkung hauptsächlich dieses geistigen Stromes im Auge behalten und uns gezeigt hat, welche geistig=sittliche Entwickelung bei solcher Fassung des Gottesgedankens gedeihen konnte und welche nicht, müssen wir ihm Dank wissen. Seine eigentliche Aufgabe wäre durch ein anderes Verhalten nur mit einem das Auge verwir=renden, störenden Schleier überzogen worden. Doch werden die Leser wohlthun, sich dies klar vor Augen zu halten, daß es so geschehen ist; sie könnten sonst leicht in den Irrthum verfallen, der Verfasser wolle die Griechische Religion — die er haupt=sächlich nur betrachtet, inwiefern sie ein Werk des Griechi=schen Volkes ist — auch in ihren Anfängen und Grundlagen als ein lediglich Griechisches Werk darstellen. Was ihm schwer=lich in den Sinn gekommen seyn wird. So z. B. heißt es

S. 99: „Wer ist Prometheus? Er ist der Erfinder alles dessen, was den Menschen zum Menschen macht. — Er ist's, der das Menschengeschlecht aus thierischer Dumpfheit und aus dem Troglodyten-Leben befreit und dessen Beziehungen zu den Göttern ordnet. Er wendet sich mit seiner Mutter Γαῖα den neuen Göttern zu; — seinen Rathschlägen folgsam stürzt Zeus den besiegten Kronos sammt dessen Mitstreitern in den Tartarus; er endlich ist's, der die Wirkungskreise und Ehrenrechte der neuen Götter bestimmt und regelt. Dies Alles thut wesentlich der zum Bewußtseyn seiner selbst gekommene, in seiner Ganzheit als eine Urmacht göttlich gedachte Menschengeist. Dieser ist, wie jetzt wohl allgemein erkannt wird, in Prometheus zur Person geworden." Fassen wir zu dieser Stelle eine zweite S. 424 hinzu, welche von den Fortschritten handelt, die die religiöse Weltanschauung seit Homer gemacht hat: „Der Götterdynastieen aber gibt es jetzt drei, dabei hat Uranus den Oceanus aus der Würde, Urvater aller zu seyn, verdrängt. Zur zweiten, der Titanendynastie, ist nunmehr auch die bedeutende Gestalt des Prometheus gekommen, und mit ihr eine neue Lehre vom ursprünglichen Verhältnisse der Menschheit zu den Göttern." — Fassen wir, wie gesagt, diese und einige ähnliche Stellen zusammen, so kann es leicht erscheinen, als sey Prometheus überhaupt eine Erfindung des Griechischen Geistes, während er so gut an älteres, an den mâtariçvan, den Räuber (prâmathayus), der das Feuer vom Himmel bringt, anknüpft als Uranus an Varuna. Sprünge im religiösen Denken und Fassen der Menschen sind überhaupt selten, und wo sie sich finden, sind wohl die Mittelglieder nur nicht mehr nachweisbar, wie bei Prometheus, der allerdings erst in der späteren, vollendeten Auffassung der Griechen nachweisbar ist, aber dessen Gestalt im Keime die Griechen doch aus dem älteren Stammleben, aus dem sie selbst herausgeboren sind, mitgebracht haben, so gut wie alle ihre Göttergestalten, so weit es Gestalten und nicht Abstractionen sind. Daß wir bei Homer keine Spur von ihm finden, bildet gar keinen Einwand, da ja auch z. B. der Menschenopfer in Griechenland Homer nicht gedenkt, die doch zur Zeit der Homerischen Gedichte längst bestanden haben müssen.

Diese Menschenopfer, von denen der Verf. S. 196 ff. handelt, rücken uns eine Bemerkung nahe, der zu Folge wir Hrn. Nägelsbach noch ganz besonders zu Danke verpflichtet sind. Gewöhnlich werden die bösen Seiten des antiken Lebens viel zu sehr umgangen — aber freilich auch die besten Seiten und die so tief das ganze Griechische Leben und zwar dasselbe in seinem alltäglichsten Verlaufe und zwar dasselbe von urältester Zeit an bis auf die Zeiten des völligen sittlichen Verfalles durchdrangen, wie z. B. die Ueberzeugung, daß Alles mit der

Gottheit, mit Gebet und Opfern begonnen werden müsse. Me macht tausendfach aus dem Alterthum nur ein ideales Spiege bild des verkommenden Aufklärichtes der neueren Zeit und g gen diese Carricatur der Alterthumsstudien, gegen den Sim der diese Gattung Alterthumsstudien entwickelt hat, nicht gege diese Studien selbst hätte man ein Recht gehabt, zu eifer Diese Carricatur ist es, die ihre Liebe der hochmüthigen Tugen und trotzigen Mannhaftigkeit vorzugsweise zuwendet, die si in diesen Heidenzeiten allerdings auch, aber überall nur als ei Aeußerung des Uebermuthes oder des (wenn auch philosophis aufgeputzten) Verfalles, des sittlichen Gespreiztseyns, findet. A diese Weise kann man denn freilich aus dem Alterthum ei ganze Sammlung von Charakteren, die durch Abstractionen ze zerrt sind, als s. g. Muster männlicher Tugend gewinnen, m soll man diese Carricaturen nicht für das eigentliche Wesen an tiker Sittlichkeit ausgeben. Grade diese Seite — nicht der klass schen Studien, sondern vieler den Mund heroisch voll nehmer der, aber die Faust in der Tasche machender Schulmänner — hat in den modernen Zeiten so viel republikanischen und got losen Unsinn groß gezogen und gegen solches Wesen, nicht g gen die Klassiker wäre wohl zu streiten gewesen — währen die Wendung des Streites, als eines gegen die Klassiker un deren Rolle in der Erziehung geführten Streites, diesen Leute die sich nun mit denselben decken konnten, vielmehr das Fahr wasser frei macht.

Unser Verfasser nun, wie er die bösen Seiten des Alte thumes nirgends verhüllt oder beschönigt, feiert auch recht eigen lich die guten und besten Seiten des antiken Lebens. Er zei in bewundernswerth klarer Weise (nur daß er uns in zu we tem Maaße auch zumuthet, das Material seiner Belegstell mit ihm durchzugehen, was doch wohl zweckmäßiger großenthei aus dem Text in Noten zu verweisen gewesen seyn möchte) — er zeigt, wie die σωφροσυνη den Menschen ganz nahe an d christliche Sittlichkeit heranführe, wie ihr aber doch noch gra das fehle, was der christlichen Sittlichkeit grade den Stem des unvergänglichen, auch aus geistigen, dialectischen Proces sich immer neu und verjüngt gebährenden aufdrückt, das Mo der Gottesliebe (sowohl activ als passiv), und somit Alle Die Griechische Sittlichkeit in all ihrer Schönheit ist aus d sem Grunde doch immer nur im Verhältnisse zur christlich Sittlichkeit wie das Bild im Spiegel im Verhältnisse zum wi lichen Menschen — ein Schattenriß, der der auftretenden Per vorauseilt. Das einzusehen, zu fassen und die Mittel, es an anderen wieder faßbar zu machen, zu gewähren, sind Näge bachs religions-historische Arbeiten unvergleichliche Hülfsmitte

H. Leo.

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz. Druck von Trowitzsch und Sohn.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1857. Sonnabend den 3. October. № 79.

Claudius, der Wandsbecker Bote.

Matthias Claudius, der Wandsbecker Bote. Von W. Herbst. Gotha 1857.)

Alles Predigen, alles Seelsorgen, alles Nachdenken, wodurch wir uns selbst zurecht zu setzen versuchen, wird Täuscherei und Formenspiel seyn, sobald der innere, uns allen als Kindern dieser Zeit einwohnende Widerspruch gegen Religion überhaupt, dabei unbeachtet, uneingestanden und ungeschlagen bleibt. Die Zeiten sind vorbei, wo es nur galt, die christliche Religion gegen andere, falsche Religionen zu vertheidigen: die Zeiten der Alten Kirche, in denen es zwar an religionsloser Aufklärung keineswegs fehlte, so jedoch, daß das Leben der Menschen im Allgemeinen immer noch in das Geheimniß der Religion getaucht war, und es also nur darauf ankam, dem noch vorhandenen religiösen Leben die Richtung auf den wahren in Christo geoffenbarten Gott zu zeigen. Auch die Zeiten sind vorbei, wo es nur galt, das religiöse Leben aus der Qual unfruchtbarer Werkgerechtigkeit durch den Trost der Glaubensgerechtigkeit zu befreien: die Zeiten der Reformation, in welchen zwar ebenfalls die religionslose Aufklärung sich schon breit genug machte, doch aber immer noch das Leben im Ganzen durch die Frage nach Gott und nach Vergebung der Sünden bedingt war. Alle diese Zeiten sind vorbei; wir leben längst in den letzten Zeiten, wo der Unglaube an allem Ueberweltlichen als eine Fluth einherrauscht, über welcher selbst die Auserwählten nur durch stetigen Kampf sich so weit emporhalten, daß sie nicht versinken; erschrockene Gewissen sind Ausnahmen, selbst unter den fleißigen Kirchgängern, selbst unter denen, die sich viel für christliche Zwecke und Vereine und etwas auch für Sakrament und Privatbeichte beeifern; und was uns von den Geheimnissen des Glaubens noch zu Herzen gehen soll, das kann es nur dadurch, daß immer erst wieder von Neuem an den letzten Rest von Ahnung des Ueberweltlichen angeknüpft, der Funke zum Flämmlein immer erst wieder angefacht wird.

In dieser Hinsicht besonders lehrreich, ja vorbildlich ist Matthias Claudius, der Wandsbecker Bote. Vorbildlich vor Allem in der unbestechlichen Ehrlichkeit, mit welcher er nie, weder bei sich, noch bei denen, an welche er sich wendet, eine schon gewonnene sichere Grundlage christlicher Einsicht oder christlichen Lebens voraussetzt, sondern sich jedem zugänglich erhält, und dadurch sich jeden zugänglich macht, der nur noch nicht ganz über der Beschäftigung mit den Dingen dieser Welt sich abgestumpft hat gegen die Frage: was bedeutet das alles? was und wer offenbart sich in dem allen? was ist der Verstand, Sinn und Zweck in dem allen?

So ist er das geworden, was von ihm am Schlusse der obengenannten Lebensbeschreibung sehr schön gesagt wird: „Er war ein Bote der alten frohen Botschaft und den Verirrungen der Zeit gegenüber ein treuer Beobachter, Wecker, Mahner — das gute Deutsche Gewissen. Wie ein Vorhof und Heiligthum zugleich erscheinen uns seine Schriften; auf der kleinen Dorfkapelle, in der die helle reine Glocke seiner Lieder klingt und lockt zum freien Gottesdienst, erhebt sich weithin sichtbar das Kreuz. So ging er als Bote der vergessenen und verachteten Wahrheit unter die einseitigen Anbeter der schönen Literatur; aber nicht minder hielt er der legalen Orthodoxie die Lehre und das Beispiel persönlicher Frömmigkeit, die da Liebe und Freiheit wirkt, als einen Spiegel vor; als Bote trug er das Wort vom Kreuz in das Lager der neumodischen Theologie und suchte unter der blendenden Zeitaufklärung die muthlosen und verschämten Armen im Geiste auf. Aber auch an den weltscheuen Pietismus enthielt sein Leben eine aufmunternde Botschaft; und endlich war er ein Friedensbote in dem Hader der Kirchen und Confessionen."

Sehr richtig ist die Bezeichnung: seine Schriften sind Vorhof und Heiligthum zugleich. Sie fordern keinen schon eingeweihten Leser, sondern nur einen, der sich dem allgemein menschlichen Bedürfnisse nach der übermenschlichen Wahrheit nicht verschließt. Daß Religion überhaupt — nicht bloß christliche Religion — ihre unantastbare Stelle im Leben habe, ja daß erst dadurch das Leben Grund und Bedeutung gewinne, weiß er immer von Neuem ins Licht zu setzen, und durch diesen Vorhof hindurch führt er, wie unabsichtlich und unvermerkt, in das Heiligthum der christlichen Religion hinüber.

Es hängt dieser Vorzug allerdings auch wieder mit einer Schwäche zusammen, die wir hiebei nicht übersehen dürfen. Claudius ist zu sehr damit beschäftigt, der Aufklärung gegenüber alles, was überhaupt Religion heißt, zu vertreten und willkommen zu heißen — als daß er nicht die Gränze zwischen wahrer und falscher Religion zuweilen verwischen sollte. Alle Religionen sind ihm heilig, ehrwürdig, in einer Weise, daß man den Eindruck nicht ganz abweisen kann: als wäre das Christenthum nur eine der Formen, in welchen sich das religiöse Leben

der Menschen je nach Gewohnheit und Ueberlieferung jedes Volkes von seinen Vätern her, gestalten mag, und als hätten auch die andern Formen, da, wo sie von den Vätern her überliefert sind, ungefähr den gleichen Anspruch auf Bewahrung und Heilighaltung, wie das Christenthum für uns. — Doch, diese Schwäche, ebenso wie jener Vorzug, ist durch den ganzen Gang der Entwickelung, welchen Claudius genommen hat, wesentlich bedingt. Wir versuchen, hievon ein Bild in Kürze zu entwerfen.

Daß Matthias Claudius, stammend aus einer „ächten und rechten Pfarrfamilie" in Schleswig-Holstein — „hinter ihm eine lange, in altersgraue Zeit verschwimmende Reihe von treuen Dienern am Wort, von denen einer dem andern unter göttlichem Beistande die Fackel reicht, die heller oder matter brennt; die Familie selbst in ihren Erinnerungen, wie in ihrem geistigen Bestande ein Erzeugniß gleichsam der Kirchenreformation" — daß der junge Claudius das in Jena bereits begonnene Studium der Theologie eines Brustleidens wegen mit juristischen Studien vertauscht hat, berichtet sein Lebensbeschreiber mit nachstehendem Zusatze. „Möglich indeß, daß auch Geist und Herz damals nicht so ganz bei der Theologie waren, und daß er nach seiner inneren Wahrhaftigkeit und Ehrlichkeit nicht mit halbem Herzen die wichtige Sache treiben mochte. Auch konnte die damals in Jena vorherrschende theologische Richtung die bereits durch Pietismus und Wolfische Philosophie abgeschwächte lutherische Orthodoxie ihm, der Brot und nicht Steine suchte, unmöglich zusagen. Man kann wohl sagen, nach menschlicher An- und Einsicht verfehlte Claudius mit dem Abschied von der Theologie seinen wahren Beruf. — — Und doch, wenn ihm auch das Glück eines das innere Leben befriedigenden Amtes versagt blieb, zu wie ungleich größerem ward er bestimmt in der freieren Stellung zur Kirche, durch sein so viel unbefangeneres, laut tönendes Laienzeugniß."

Claudius wurde, da er auch die Pandecten ohne innere Betheiligung hörte, ein Schöngeist. Als „der teutschen Gesellschaft zu Jena ordentliches Mitglied" hielt er seinem daselbst im Jahre 1760 verstorbenen Bruder eine Grabrede über die Frage: ob und in wie weit Gott den Tod der Menschen bestimme. Er kommt darin zu dem Schlusse: daß nur der natürliche Tod der Greise als von Gott bestimmt gelten könne; das sey ein solcher Tod, „als man von einem gütigen liebreichen Vater erwarten kann." Daß hingegen Gott die Ursachen auch des vorzeitigen Todes bestimme, lasse sich „von dem weisesten Wesen nicht denken." Dies gelte auch von dem nicht gewaltsamen, nicht unmittelbar durch Menschenhand zugefügten Tode. „Hängt gleich (bei einem solchen Tode) die nächste Ursache nicht von dem Willen des Menschen ab, so sind doch die entfernten darin gegründet, die diese unwiderruflich bestimmen."

Unser Berichterstatter gibt dieser Studentenrede ein sehr ungünstiges Zeugniß. Doch setzt er hinzu: „Hier und da wird die schulmäßige Manier von einem durchblitzenden wahren Gefühl unterbrochen, und man sieht, wie schon den jungen Geist das ernste Thema seines ganzen Mannes- und Greisenalters die Betrachtung des Todes, mit besonderer Macht beweg Und dieser Grundton der Rede ist es, die uns, wenn wir di Schulform abstreifen, vor Allem hier von Werth ist." — Wen wir aber die Inhaltsangabe über jene Rede richtig auffasse so dürfen wir vielleicht noch mehr sagen. Was nachmals de Wandsbecker Boten so angelegentlich beschäftigt hat, ist ja nich der Tod allein, sondern der Tod und die Sünde, und de Zusammenhang beider. Und dies beides bringt er schon hie am Grabe des Bruders in ursächliche Verbindung. Daß er e aus tief wurzelnder Ueberzeugung thut, geht daraus hervor, da grade die Stimmung des Augenblicks ihm ganz andere Gedan ken nahe legen mußte. Er selbst war durch kaum überstanden Brustleiden an die Möglichkeit eigenen vorzeitigen Todes erin nert; seinen vorzeitig hingeschiedenen Bruder persönlich anzukl gen, lag ihm sicherlich fern; ihn im Geiste der aufgeklärten Tu gendlehre seiner Zeit als engelreinen Dulder zu verherrliche war die beste Gelegenheit; der ehrliche Claudius aber spricht e aus — wenn schon in andern als schriftmäßigen Worten — der Tod ist der Sünde Sold. Nur freilich, genauer angesehen ist doch diese Erkenntniß auch wieder eine höchst verstümmelte Er halbirt zwischen göttlicher und menschlicher Verursachung Daß in dem, was der Mensch durch seine Sünde verursach gleichzeitig Gott der strafende Verursacher ist — diese schrift und erfahrungsmäßige Wahrheit läßt er sich entgehen. So we er die menschliche Ursache anerkennt, nämlich für den vorzeitige Tod, läßt er die göttliche Ursache ganz außer Acht; so weit Gott als Ursache gelten läßt, nämlich für den natürlichen To im reifen Alter, läßt er sich eine Verursachung durch des Men schen Sünde nicht beifallen. In dieser Hinsicht steckt er noc ganz in dem Pelagianismus der Aufklärung, welcher das Ge heimniß des Ineinander von göttlicher Bestimmung und mensch licher Freiheit nicht hinnehmen mag, wie es sich gibt, sonde es zu begreifen meint, wenn er zwischen beiden halbirt. (E Irrthum übrigens, welchen er mit sehr vielen theilt, die große Anspruch machen, über allen Pelagianismus und über alle Au klärerei hinweg zu seyn, und die doch auch, statt dies Grundg heimniß aller Religion einfach stehen zu lassen, sich auf ei oder die andere Weise durch Halbiren zwischen Gott und de Geschöpfe helfen, und dann noch — seltsamerweise — die ei fache Anerkennung des Geheimnisses als ein Klügeln über Go tes Geheimnisse verwerfen.)

Claudius hatte die Schöngeisterei zu seinem Lebensberu gemacht; aber man sieht: sein innerer Beruf trieb ihn, na Wahrheit zu suchen. Daß er, diesem Triebe zuwider, im Jahr 1763 ein Bändchen „Tändeleien" drucken ließ, die eben deshal gänzlich verunglückt waren, können wir hier übergehen. Au den hiernächst gefolgten Gang seiner Schriftstellerei wollen w nicht schrittweise begleiten, sondern sogleich das Jahr 1775, welchem der Wandsbecker Bote eine erste Sammlung sein bis dahin ausgegebenen Leistungen veranstaltete, als den Pun erwählen, von welchem aus wir rückblickend diesen ersten A

nitt seines Wirkens betrachten. Auf dem Gebiete der schönen eister war grade in dieser Zwischenzeit etwas Bedeutsames rgegangen. Die sogenannte Sturm- und Drangzeit war ein- reten. Weshalb und wohin stürmte man? Offenbar war es entsetzliche Dürre der Aufklärung, welche diesen Sturm her- rvorrief, man sehnte sich nach einem verlorenen Geheimniß; Dichter und schönen Geister thaten sich zusammen, um eine elt des Schönen herbeizuzaubern, in welcher man einen Ersatz tte für die übersinnliche Wahrheit, die von der Aufklärung weggezaubert wurde. Was man in der Kirche nicht mehr nd, (oder nicht mehr da suchen mochte), das sollte das Theater währen. Statt des heiligen Geistes producirten sich die Brause- nde und Feuerwerke der Genies. Schönheit — zum Theil ne alle Wahrheit, und insoweit auch nur scheinbar schön, oft derlich unschön; vielfach so arm an Inhalt, daß sie nichts ußte, als sich selbst besingen: in Bardenliedern über das Bar- nthum, in genialen Einfällen über das Genie, in Begeiste- ng über die Begeisterung, in Thränen über Thränen. Frei n solchem inhaltlosen Dichten und Reden ist auch Claudius dem, was er bis 1775 gesammelt hat, noch keineswegs. och, in dieser reinen Inhaltlosigkeit ging der Sturm und rang glücklicherweise nicht auf. Es war, wenn auch nicht „der ichtung Schleier in der Hand der Wahrheit", so doch etwa er Wahrheit Schleppe in der Hand der Dichtung." Von Klop- ock, einem der Chorführer jener Sturm- und Drangzeit, sagt nser Lebensbeschreiber sehr richtig: „war in ihm beim Beginn r Messiasdichtung auch nicht alles durchaus Gestalt und Le- n, vieles bloß aus der Phantasie geboren und dem Bereich r „christlichen Kunst" entstammt, so war der mitwirkende actor doch auch eine fromme, dem Göttlichen zugewandte Ge- nnung, die auf unverschlossene Geister nicht ohne Wirkung leiben kann; und seit dem Tode seiner ersten Gattin Meta (1758) wurde auch hierin mehr und mehr Wahrheit, was frü- er mehr Dichtung gewesen." Und „auch hierin kann Klopstock nd seine Dichtung nicht ohne Einfluß auf Claudius geblieben ehn." So war auch, was den Claudius an Lessing damals och fesselte, und ihn zum bewundernden Lobredner Lessings, es Dichters, machte, zunächst die innere Wahrheit in dessen Zeichnungen. Lessing that in solchen Lebensbildern, wie „Minna on Barnhelm" und „Emilia Galotti" Blicke in das Innere es Seelenlebens, die zwar in die Tiefe des Geheimnisses zwi- chen der Seele und ihrem Gotte nicht reichen, aber in dem, as sie berühren, unläugbar viel tiefer eindringen, als dies in ausend aufgeklärten Moralpredigten jener Zeit der Fall war. Das war es, woran Claudius seine Freude hatte; daher er seine kritik über Emilia Galotti auch mit den aus dem Trauerspiele elbst entlehnten Worten gibt: „Der Künstler scheint mit dem Auge gemalt zu haben, weil so wenig auf dem langen Wege us dem Auge durch den Arm in den Pinsel verloren gegan- gen ist; alles wie aus dem Spiegel gestohlen u. s. w." Doch, hätte dies Lob innerer Wahrheit nur der Form der Darstellung zegolten, so hätte es wenig zu bedeuten. Aber vielmehr hängt dieser Vorzug der Form mit dem Gehalte zusammen: die innere sittliche Welt bewährt sich in jenen Lessingschen Dichtungen als eine Macht; Vaterland, Pflicht, Ehre, Unschuld stehen da vor Augen als vorhandene, nicht erst von Menschen zu machende, und, auch wo sie mit Füßen getreten werden, doch das Leben beherrschende Heiligthümer; da ist also doch etwas für den Glauben, da ist Religion — wenn auch kein lebendiger Gott; und das ist es, was den Wandsbecker Boten erquickte, man kann dies sehr deutlich zwischen den Zeilen seiner Anzeigen lesen. Hieraus erklärt sich auch, warum der junge Göthe, welcher eben damals (1774) mit seinen „Werthers Leiden" auf die Bahn trat, trotz aller Natürlichkeit und Wahrheit in der Form der Darstellung, dem Claudius nur einen sehr kopfschüttelnden Beifall abgewann, der noch dazu alsbald in einen, sehr berechtigten, Spott überging.*) In der Anzeige selbst ermahnt Claudius: wenn man sich an Werthers Grabe über die menschliche Schwachheit ausgeweint habe, dann sollte man „den Kopf fröhlich aufheben und die Hand in die Seite stemmen, denn es gibt Tugend, die, wie die Liebe, auch durch Leib und Leben geht, und in jeder Ader zuckt und stört. Sie soll, dem Vernehmen nach, nur mit viel Ernst und Streben errungen werden, und deswegen nicht sehr bekannt und beliebt seyn, aber wer sie hat, dem soll sie auch dafür reichlich lohnen, bei Sonnenschein und Frost und Regen, und wenn Freund Hain mit der Hippe kommt."

Etwas der Art hätte nun freilich ein Prediger der aufgeklärten Moral auch sagen können. Gewiß. Und gerade dies müssen wir nun mit allem Nachdrucke hervorheben. Claudius ist in dieser Hinsicht mit einer Treuherzigkeit, wie fast kein anderer, auf die Schlagwörter, auf die alles bestimmenden Gesichtspunkte der damaligen Aufklärung eingegangen. War er doch in Hamburg, wo damals die kirchlichen Gegensätze ihren Ausdruck in dem altgläubigen Göze und in dem neugläubigen Alberti gefunden hatten, der erklärte Freund des letzteren — ganz verschieden hierin von Lessing, der an Albertis gebildeten Predigten keinen Geschmack fand und hingegen dem Hauptpastor Göze Besuche machte. Als Albertis „Gespräch zur Anleitung über die Religion" durch Göze von der Kanzel herab verurtheilt wurde, vornehmlich wegen der gänzlichen Uebergehung der Lehre vom Teufel, machte sich Claudius in dem heftig entbrannten Streite einen Namen durch ein in der Form ergötzliches, aber dem Inhalte nach jedenfalls nur dürftiges Flugblatt.**) Alberti wird, mit mehr gutem Glauben als mit Wahrheit, vertheidigt, als habe er die Lehre vom Teufel nicht beseitigen sondern nur

*) In dem Epigramm von „Fritze", der nicht mehr leben mag, weil „Sie" dem Franze Kuchen gegeben, ihm aber nicht; und in der „Geschichte von Sir Robert."

**) Wenn Herbst (S. 92) günstiger urtheilt, so legt er dazu wohl noch nicht ganz denselben Maaßstab an, den er im Fortgange seiner Lebensbeschreibung mehr und mehr zur Geltung bringt.

zurückstellen wollen, um die Jugend lieber durch Vorstellung der Liebe Gottes zur Gegenliebe zu erziehen, und „gar nicht einmal die Idee einer knechtischen Furcht in ihre Herzen kommen zu lassen." Die Hauptsache aber ist dem Claudius: zum friedlichen leidenschaftlosen selbstverleugnenden Suchen der Wahrheit zu ermahnen, denn die Wahrheit sei die Tochter des friedlichen Himmels, und „der Geist der Religion wohnt nicht in den Schalen der Dogmatik, hat sein Wesen nicht in den Kindern des Unglaubens noch in den ungerathenen Söhnen und übertünchten Gräbern des Glaubens."

Dies wäre nun Toleranzpredigt, und zwar, ganz wie die Aufklärung es macht, sogleich mit Intoleranz gegen den, der die Wahrheit unglücklicherweise in den Schalen der Dogmatik gefunden hätte. Doch, hier ist nun auch die Stelle, wo wir den Standpunkt, welchen Claudius damals einnahm, in seinem bezüglichen und auch für uns noch bedeutsamen Werthe anerkennen müssen. Claudius, der wohlerzogene Pfarrerssohn, sieht sich inmitten der Hamburgischen Freigeister und Aufklärer von einer Welt umgeben, deren Denken und Dichten auf ganz anderen Voraussetzungen beruht, als sein Katechismus und das Glaubensleben, aus welchem der Katechismus hervorgegangen war. Dies neue Denken und Dichten war sein eigenes, er stand als homme de lettres recht in der Mitte desselben. Der Katechismus aber war sein eigen — nur etwa noch wie die Heimath dem jungen Menschen, der in die Welt hinausgegangen ist, und von Hause nur noch Briefe und Wechsel bekommt, Wechsel, die überdem Wünschen und den Ansprüchen die er an sich machen läßt, nicht genügen wollen. Es kam darauf an, die anerzogene christliche Wahrheit sich erst wieder zu eigen zu machen — vielmehr: sie erst jetzt zum wirklichen Eigenthum zu erwerben. Denn das erlebte er jetzt — und das erlebt jeder, das erlebt auch jede Zeit von neuem: daß das Annehmen des von den Vätern im Kampfe ihres Lebens errungenen Glaubens, wenn das Annehmen auch noch so herzlich und ehrlich geschieht, kein Besitzen ist, sondern daß der Glaube erst, von den eigenen Lebenserfahrungen neu errungen, wahres Eigenthum des Ringenden werden kann. In diesem Sinne ist wirklich jede Dogmatik, mag sie vom Katheder oder aus dem Katechismus in der Dorfschule dargeboten werden, nur Schale eines Kerns, der erst wieder von neuem keimen und Gestalt gewinnen muß — die neu gewonnene Gestalt wird *alsdann*, wenn die Entwickelung die richtige war, allerdings wieder mit dem, was sich in den Vätern entwickelte, übereinstimmen, und wird also nachträglich den besten Beweis liefern, daß jene vermeintliche Schale nicht taube Schale, sondern kernhafte Frucht war; aber eben *nur* so kann dieser Beweis für den einzelnen und für jede nachfolgende Zeit mit Aufrichtigkeit geführt und der Uebelstand vermieden werden, daß die Nachkommenden von den Früchten, an denen sich die Vorgänger erqu- ten, wirklich nur Schalen in Händen behielten.

So stand Claudius, so stand seine Zeit, so steht auch un- Zeit zu der alten Dogmatik. Doch ist hiermit die Hauptfra- noch nicht erledigt. Nämlich: was ist denn nun der Kern, d neue Gestalt zu gewinnen hat? Und waren denn etwa jene B griffe von Tugend, Freiheit, Unsterblichkeit, von der Wahrh die in Selbstverleugnung und Frieden gesucht werden soll diese Begriffe, von welchen wir den Claudius, gleich seiner ga zen aufgeklärten Mitwelt, ausgehen sehen — waren das et die Keime, aus denen jemals sich die alte Wahrheit in neu aber eben darum wesentlich mit dem Alten übereinstimmend Gestalt entwickeln konnte? Wir sagen: ja. Wir lassen uns v dieser Bejahung nicht abschrecken dadurch, daß das Gerede d Aufklärungszeit über Tugend, Freiheit, Unsterblichkeit, Wahrh und Duldung jedem, der etwas von den Kräften des alt Glaubens geschmeckt hat, mit Recht als ein kraftloses und tro loses erscheint. Der Keim, *wenn* er nicht keimt, ist ja freil das allertrostloseste Ding; noch viel trostloser als die Scha *wenn* sie keinen Kern hat. Aber wie man der alten Dogma Unrecht that, sie als Schale zu verurtheilen, ohne zu fragen, sie denn nicht Schale eines Kerns sey: so kann man auch jen Schlagwörtern der Aufklärungszeit Unrecht thun, wenn man belacht, nicht blos insofern, als sie Schlagwörter ohne keimend Wahrheitstrieb blieben, sondern auch so weit, als in ihnen d zu Grabe getragene alte Glaube keimartig schlummerte. In weit sind sie keineswegs zu verachten, sondern sorgfältig pflegen. Mitten in der materialistischen, auf jedes Jenseitig Ueberdringliche, Geistige, Sittliche, mit Füßen tretenden Au klärung, erhebt sich diejenige Aufklärung, die wir etwa als d moralisirende bezeichnen könnten und die sich in eben jenen a geführten Schlagwörtern kennzeichnet, als eine Welt von Keim für wieder erwachendes Leben im alten Glauben. Wie Claudius sich aus diesen Keimen der alte Glaube frisch gestalte das zeigen seine Schriften, das ist an ihnen das eigentlich leh reiche — denn gerade das zu lernen thut uns noch heute not damit wir in Theologie, Predigt, Seelsorge und überhaupt allem kirchlichen Thun, diese Keime pflegen und ihnen Lu machen, statt am unrechten Orte auf sie los und sie todt schlagen. Was wir sagen, werden diejenigen verstehen, die sich ernstlich haben angelegen seyn lassen, sich selbst und ande Kindern dieser glaubenslosen Zeit eine Gemeinschaft mit de Glaubensleben der Väter zu erringen, nicht blos sich und ande in das Mitgehen mit einer vorhandenen kirchlichen Richtu hinein zu ziehen.

(Fortsetzung folgt.)

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz. Druck von Trowitzsch und Sohn.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1857. Mittwoch den 7. October. № 80.

Der Kirchentag in Stuttgart.

Gewiß gern hatte der Lübecker Kirchentag die Einladung angenommen, welche so freundlich von Stuttgart aus an ihn gerichtet war, seinen Sitz einmal wieder in der Stadt zu nehmen, wo er bereits im J. 1850 getagt hatte. Zu lebendig war vielen Mitgliedern des Kirchentages die Erinnerung an die dort erfahrene christliche Gastfreundschaft und an den dort empfangenen Segen, als daß man nicht ein gleiches auch für diese Zusammenkunft vom Herrn und von den Menschen hätte hoffen und erwarten sollen. Nachdem bereits am Montage, dem 21. September, sich eine große Zahl von Theilnehmern eingefunden hatte, wurden am Nachmittage einige freie Conferenzen abgehalten, von denen unten die Rede seyn wird. Am Abend vereinigten sich die Theilnehmer in einem öffentlichen Lokale zu gegenseitiger Begrüßung. Nachdem man ein Lied gesungen, begrüßte Albert Knapp im Namen der hiesigen christlichen Gemeinde die Anwesenden, wünschte den christlichen Familien Stuttgarts den Segen, welchen der Apostel mit den Worten ausdrücke: Gastfrei zu seyn vergesset nicht, u. s. w. (Hebr. 13, 2) und ermahnte, daß ein jeder Theilnehmer nicht unterlasse, sich täglich vor dem Herrn zu demüthigen, auf daß Sein Segen auf den Verhandlungen ruhe.

Den Verhandlungen des ersten Tages, 22. Sept., ging voran ein Gottesdienst in der Stiftskirche. Die Predigt hielt Prälat v. Kapff über 1 Cor. 3, 16: „Wisset ihr nicht, daß ihr Gottes Tempel seyd und der Geist Gottes in euch wohnet?" Der Prediger stellte die Frage: Was muß in und durch uns geschehen, damit wir eingefügt werden in den Tempel Gottes? und zeigte dann, wie der heil. Geist den Tempel Gottes baue 1) in der Kirche, 2) im Kämmerlein, 3) in der Gemeinschaft der Heiligen, 4) im Himmel oder der Vollendung des Reiches Gottes. Die hervortretendsten Gedanken der Predigt waren etwa diese:

1. An eine Gemeinde voller Mängel, wie man aus dem ersten Corintherbriefe sehe, schreibt Paulus: Wisset ihr nicht ꝛc.? Einen ähnlichen Begriff der Kirche stellt die Confess. August. auf. Die Kirche schafft die Bausteine zum Tempel Gottes. Unser Leben ist verborgen mit Christo in Gott. Das Unkraut darf uns nicht abschrecken; man soll darum aus der Kirche nicht ausgehen als aus einem Babel. Aber das äußere Kirchenthum kann nichts helfen gegen die Philister und Cananiter. Nicht schon die Ordination gibt eine Amtsgnade. Es gilt nicht den Amtsbegriff hervorzuheben. Dem Engel der Gemeinde zu Sardes ist gesagt: „Du hast den Namen, daß du lebest, und bist todt." Es gilt vielmehr: „Es sey denn, daß jemand von neuem geboren werde, kann er das Reich Gottes nicht sehen."

2. Das Kämmerlein ist der Weg aus der äußeren Kirche zur Gemeinschaft der Heiligen, die Geburtsstätte wiedergeborener Herzen. Die terrores conscientiae, wie unsere Reformatoren es nennen, bezeichnen die neue Geburt. Da geschieht das größte Wunder, das Sterben des alten Menschen, das Auferstehen des neuen. Wir wollen in diesen Tagen über der großen Kirche des Kämmerleins nicht vergessen, wo sich jeder niederwerfen muß und Buße thun. Streiten, schreiben, reden ist viel leichter, als in dies Bußkämmerlein gehen.

3. Solche bauen sich zum geistlichen Hause. Ihnen gilt: „Wer mich liebet, der wird mein Wort halten — und wir werden zu ihm kommen u. s. w." Wir müssen ohne Geräusch und Streit uns zusammenfügen zum Tempel Gottes. Woher nehmen wir das feuerbeständige Baumaterial? Aus dem Kämmerlein. Die Bausteine haben nicht einerlei Farbe. Mannigfaltigkeit ist nicht Widerstreit. Die Liebe muß ausgleichen, was im Glauben noch auseinander geht. Damit soll der Glaubensmengerei jedoch nicht das Wort geredet seyn. Aber die Kirche verwechsele sich nicht mit der Wissenschaft. Es gibt fundamentale Artikel und nicht fundamentale. Im Allerheiligsten verstummen die Streitigkeiten. Heilig sind nur die Unionen über dem Grabe des alten Menschen. Concordia soll die Losung des Kirchentages seyn, daß es von ihm heißen könne: „Siehe da, eine Hütte Gottes bei den Menschen."

4. Alle Scheidewände der Kirchen sollen einmal noch fallen nach Gottes Verheißung. Alle Völker werden Ihm noch einträchtiglich dienen, zu der Zeit die Gott weiß. Aber große Gerichte werden noch vorher gehen. Wir müssen oft hinauf schauen zur triumphirenden Gemeinde. Möge dieser Kirchentag gesegnet werden wie die äußere Natur dieses Jahr. —

Nach dem Gottesdienste begab sich die Versammlung in die Hospitalkirche, wo Stadtdecan Mehl das Gebet hielt.

Präsident v. Bethmann-Hollweg: Der Kirchentag kehrt zum ersten Male zurück zu seinem Anfange. Der Muth könnte uns entfallen, einen Kirchentag zu halten in einer Zeit des Streites und der Trennung. Aber dennoch sehen wir den Segen des Herrn. Die Verhandlungen des vorigen Kirchentages

sind gedruckt und auch den höchsten Kirchenbehörden zugesandt, und von ihnen anerkennende Erwiderungen erfolgt, selbst von jenseit des Meeres. Die Berufung eines neuen Kirchentages habe eigentlich erst nach zwei Jahren stattfinden sollen; aber die Versammlung in Lübeck habe nicht darauf eingehen wollen. Es sey also der Beurtheilung des engeren Ausschusses anheimgestellt. Als nun aber die Einladung von Stuttgart kam, da mochten wir nicht länger widerstehen. In der Reihefolge der zur Besprechung vorliegenden Gegenstände ward eine Aenderung vorgenommen. — Der engere Ausschluß empfängt das Vertrauensvotum, daß die Leitung auch jetzt wieder in seine Hände gelegt werde. Prälat v. Kapff wird dem Präsidium zugestellt. Hiernach wird der neunte Evang. Kirchentag für eröffnet erklärt.

Schriftliche Begrüßungen aus Genf, auch von der dortigen evang. Gesellschaft; von verschiedenen Kirchengemeinschaften in Nordamerika, namentlich von der Generalsynode der dortigen Evang.-Luth. Kirche, welche unter andern wünscht, daß den Auswanderern ein kirchliches Zeugniß aus der alten Heimath mitgegeben werden möge.

Pfr. Valette aus Paris: Gruß von dem Consistorium Augsb. Conf. und der Deutschen Mission in Paris. Deutschland sorgt dafür, daß immer neue Deutsche nach Paris kommen. Indem wir für diese sorgen, sorgen wir auch für uns. Denn diese Deutschen wirken auf uns günstig oder ungünstig. Für die, welche dem Evangelio fern stehen, ist eine Deutsche Mission nöthig. Diese Deutschen kehren zum Theil zurück und bringen mit, was ihnen in Frankreich eingeimpft ist. Sie müssen es erfahren, daß es da Deutsche Gnadenmittel gibt. Es gilt Christo in pauperibus (Germanis). — Nach dieser naiven und herzlichen Ansprache

Superint. Göthe aus Victoria in Australien: Ich komme aus einer terra incognita, welche manche bloß für eine Verbrecher-Colonie oder eine Wüste halten. Aber es ist ein schönes Land und die geselligen Verhältnisse lassen bei uns nicht mehr zu wünschen übrig als die in Europa. Vor Auffindung des Goldes waren bei uns nur ein Paar Colonieen, jetzt ein ganz neues geordnetes Reich unter britischem Scepter. Auch dahin sind seit 1838 Deutsche ausgewandert, namentlich separirte Lutheraner; Deutsche Dörfer sind gegründet. Sächsische Luth. Missionare nahmen sich ihrer an und gründeten Deutsch-Lutherische Gemeinden, welche 1851 in kirchl. Gemeinschaft traten, sich aber später in zwei Synoden getrennt haben, die gleichwohl beide am Concordienbuche festhalten, auch Kirchenzucht üben. Alle Deutschen Prediger reichten nicht aus, als die reichen Goldfelder geöffnet wurden. In Victoria allein gibt es 25000 Deutsche, aus Würtemberg, Schlesien, der Lausitz, Pommern ꝛc. In und bei Victoria wirken sieben evang. Prediger und vier evang. Schullehrer. 1856 ward die erste Synode von Victoria gegründet die fest an der Luth. Kirche und ihren Bekenntnissen hält. Zur Gründung dieser vielen Gemeinden haben auch Laien mitgewirkt, und religiöse Schriften aus dem Rauhen Hause. Die Synode hat mich mit Grüßen hieher gesandt. Auch bei uns werden die Verhandlungen des Kirchentages gelesen. Wir wollen einander auch in der Fürbitte gedenken.

Der Präsident verspricht dies im Namen der Versammlung.

v. Schwebs aus Reval grüßt als Director der Ehstländischen Bibelgesellschaft. Ebenso

Pfr. Schiller aus der Pfalz: Wir Pfälzer stehen nicht im besten Geruche, und verdienen es auch nicht besser. Die Generalsynode von 1818 hat alle Bekenntnisse abgeschafft und nur das N. T., aber vernünftig aufgefaßt, stehen lassen. Mit dem bekannten Lichtenbergischen Messer ohne Griff und Klinge haben wir uns einen neuen Christus geschnitzt. Geistliche bei uns waren oft Vortänzer auf Bällen, kamen betrunken auf die Kanzel ꝛc. Gott hat sich erbarmt, es ist anders geworden. Seit vier Jahren stehen wir wieder auf dem Bekenntniß unserer Väter, haben wieder einen evang. Katechismus. In der Pfalz steht der Taufstein des evang. Bekenntnisses; von Speier datirt der Name Protestanten. Da steht eine baufällige Kirche; man wünscht eine bessere hinzusetzen. — Der Redner verliest einen poetischen Aufruf dazu.

Prälat v. Kapff hat im Auftrage des Ausschusses eine Adresse an die Evangelischen in Oestreich verfaßt, welche einer solchen Ansprache bedürftig schienen. Die Abfassung war nicht leicht. Es ist ein ganzes Büchlein daraus geworden, welches Kapff, damit die Versammlung darin ihren Sinn erkennen möge, von Anfang bis zu Ende vorliest. Die Versammlung ertheilt der Adresse ihre Zustimmung.

Verhandlung über die Heidenmission, vom Standpunkte der heimathlichen Kirche betrachtet.

Das Referat des Generalsuperint. Hoffmann, welcher persönlich zu erscheinen verhindert war, verliest an seiner Statt Hr. Christ-Sarasin aus Basel: Die Mission unter alle Nichtgläubigen ist der Hauptzweck der Christl. Kirche. Diese besitzt allen Segen nur unter der Bedingung, daß sie nicht ruht, bis die ganze Menschheit ein Haus Gottes geworden ist. Viele Kirchenregimente sind lebendig geworden, auch viele Geistliche; aber noch nirgend sind diese die Ueberzahl. Darum kann die Kirche nur erst in ihren lebendigen Gliedern, noch nicht in ihrem äußern Bestande das Missionswerk führen; wollte sie es jetzt, sie würde es damit tödten. Aber das soll nicht so bleiben. Die ganze Kirche soll missioniren. Die Bekehrung der heidnischen Nationalkirchen erfordert künftig eine solche Fülle von Kräften, wie sie nur der Kirche als solcher inne wohnt.

Wie bleibt nun die Mission kirchlich, auch wenn sie nicht von der Geistlichkeit geleitet wird? Am sichersten, wenn sich die Geistlichen daran so viel als möglich betheiligen. Die Missions-Gesellschaften empfangen ihre Nahrung aus der heimathlichen Kirche. Zu Predigern vorbereitete junge Männer bieten sich dar zu Lehrern an Missions-Seminarien. Die Predigt vornehmlich ist Production der Heimathskirche. In so weit ist die Mission eine kirchliche. Die Frage ist aber, ob das, was die Mis-

ion zu pflanzen hat, das Resultat einer bestimmten geschicht-
chen Kirche oder nur der apostolischen Kirche ist. Man ver-
ngt, die Missionskirche solle mehr auf die Reformation hinge-
iesen werden: sie solle entweder lutherisch oder reformirt seyn.
Müssen wir das? Ich sage Nein. In den Missionsanstalten
oll der Unterricht an die Katechismen als norma docendi ge-
nüpft werden. So ist es in Basel wie in Leipzig. — — —
Ich beklage die Verschiedenheit nicht; nach Ziegenbalg's Vor-
ang wird in der ganzen Welt missionirt. In Calcutta besteht
ine jährliche Conferenz von Missionaren aus wenigstens zehn
Parteien. Hier könnte die Evang. Kirche lernen, daß es noch
ine große gemeinschaftliche Evang. Kirche gibt. Soll aber den-
noch auf die Symbole zurückgegangen werden, so ist das wich-
igste darin die kindliche Anerkennung der heil. Schrift als ein-
iger Quelle der Wahrheit. Symbole sind brüderliche Erken-
nungszeichen. Sie sind nicht alle gleich geeignet, in der Heiden-
welt Anknüpfungspunkte zu werden: die Augustana und der
Luth. Katechismus verdienen den Vorzug. Aber man kann die
heolog. Differenzen z. B. den Indiern nicht beibringen. Ge-
wiß bedarf die Indische Kirche oder die Chinesische neuer Sym-
bole gegen die grade dort herrschenden Irrthümer. Man lasse
Deutsches Glaubensleben in seiner Fülle und Kraft überall
hinwirken. Aber weder ein zweites England noch Schottland
wird je am Yantsekiang oder Ganges herrschen. Die feinen
Lehrbestimmungen und die liturgischen Formen werden dort kei-
nen Anklang finden.

(Fortsetzung folgt.)

Nachrichten.

Berlin. Ein Tagebuch.*)

Erster Tag, 10. September 1857.

Herr Dr. Krummacher stand schon auf dem Katheder als ich in die Kirche trat. Er gestikulirte sehr eifrig. Es kam ihm sichtlich alles von Herzen. Sicher hat er sich so lange mit den Angelegenheiten dieser Alliance beschäftigt bis er in einen vollkommenen Enthusiasmus gerathen ist. Einen Augenblick glaubte ich mich im Theater zu befinden; als nämlich bei einer Effectstelle der Krummacherschen Rede die ganze Kirche vom Aufgang zum Niedergang von Bravos erdröhnte. Das tadelnde und temperirende Zischen einiger stillen Seelen verhallte ganz unvernommen und die hohen grauen Säulen sahen traurig darein. Sie haben wohl schon manches erlebt; solch profanes Getöse aber schwerlich bis heute, und was war die Ursach davon? Nichts geringeres als folgende Worte, die der geehrte Redner mit entsprechender Kraft seinen Zuhörern mittheilte: „Gebt uns Italiener von Eurer Märtyrerfreudigkeit! Ihr Independenten von Eurer Weitherzigkeit; Ihr Engländer von Eurer energischen Thatkraft; Ihr Baptisten von Eurer Kirchenzucht!" — Es hat mich seltsam berührt, daß Herrn Krummachers Rede nicht gegen den Romanismus Front machte, sondern gegen die Confessionen; obzwar keineswegs boshaft und bitter. Auffallend war es ferner, daß der geehrte Herr nichts anderes vorbrachte als Vertheidigungen der Alliance gegen mancherlei Vorwürfe. Am meisten gegen den, als würde diese Versammlung des Bundes keine praktischen Folgen haben. Man sah deutlich, daß dieser Vorwurf gegründet war. Sonst würde der Redner sich nicht so ängstlich und mit einem so großen Aufwande von Worten dagegen gewehrt haben. Nun folgte das Englische Resumé über Krummachers Vortrag. Es war ungefähr mit demselben Rechte ein Resumé desselben zu nennen, als das: God save the Queen ein Resumé aus Nathan dem Weisen. Der Dollmetsch hatte des theueren Mannes Rede auf eine ebenso abentheuerliche als beklagenswerthe Weise falsch aufgefaßt. Mr. W., den ich späterhin um Auskunft über dies Phänomen bat, meinte, daß das eine absichtliche Veränderung gewesen sey.

Nun betrat Herr von Bethmann die Tribune. Er war erst fünf Minuten vorher dazu veranlaßt worden, wie man allgemein sagte. Er kämpfte mit der Sprache und gerieth oft mit ein paar Bleistiftnotizen in Conflict, die er in der Hand hielt. Er redete minder gut als gewöhnlich. Nun traten die Fremden auf, Amerikaner und Schotten; lauter Sectirer. Sie sprachen englisch, sehr frisch und voll Feuer. Aus jeder Silbe ihrer Ansprachen, aus jedem Accent ihrer beweglichen Zunge, aus jeder Fiber ihrer zuckenden und erregten Gesichter sprach Triumph und sprach Jubel.

„Die Lutherische Kirche ist auch nur eine Secte, eine Denomination neben Denominationen. Jetzt habt ihrs durch ein Fakt anerkannt! Wir haben genau so viel Wahrheit als die Hochtorys euerer Hauptstadt. Die evangelische Wahrheit ist nirgend, es sey denn in dem Conglomerat von hundert Häresen!" das war der Refrain ihres Liedes. Der Stolz, jetzt, jetzt endlich das Adelsdiplom evangelischer Othodoxie der Lutherischen Kirche aus den zitternden Händen gerissen zu haben — das war's, was sie trunken vor Siegeslust machte. O diese Independenten und Anabaptisten! die wissen nur zu gut, was sie wollen. Sie wollen uns ebenbürtig seyn, sie wollen von den schwachmüthigen Epigonen erlangen, was sie von unseren Vätern mit dem stolzen Panier — den Reformatoren nicht haben erlangen können. Sie wollen uns unsere Vergangenheit rauben und uns zu der Rolle entwürdigen, die sie seither spielten. — Und diese armen Deutschen, diese Träumer mit dem Utopien ihrer schriftwidrigen Phantasieen wissen gar nicht, in wessen Diensten sie arbeiten und deklamiren. Sie lassen sich von ein paar Stichworten blenden und hernach pflücken jene die Früchte. —

Nun trat einer auf, der alle Lorgnons und Operngläser im Nu zu sich sammelte, Beifallklatschen empfing ihn:

---

*) Die Berliner Verhandlungen der Evangelischen Alliance sind dem bloßen Materiale nach durch die Berichte in den politischen Zeitungen zur Genüge bekannt geworden. Indem wir uns vorbehalten, nächstens einen prüfenden Rückblick auf sie zu werfen, theilen wir hier vorläufig Auszüge mit aus einem ursprünglich nicht für den Druck bestimmten Tagebuche, welches in lebendiger Weise die Eindrücke darlegt, die in einem frischen, kräftigen und für die Sache der Kirche erwärmten Gemüthe hervorgerufen wurden. Obgleich wir nicht grade alles Einzelne in dieser Mittheilung unbedingt vertreten können, so glauben wir sie doch unseren Lesern nicht vorenthalten zu dürfen, weil sie in der Hauptsache recht mitten in die Sache hineinführt. Tiefersblickende werden nicht verkennen, daß hinter dem humoristischen Tone, der nicht ganz verwischt werden konnte, ohne die Seele der Mittheilung zu gefährden, ein tiefer Ernst verborgen liegt.

Anm. der Red.

Sir Culling Eardley, president of the English alliance, ein kleiner Mann, wohl frisirt und sehr zierlich. Er stellte sich ruhig hin, legte den rechten Arm auf das Pult und sprach in kurzen, wohldurchdachten, geschickt pointirten und glänzenden Sätzen, deren jeder einzeln ins Deutsche verdollmetscht ward, ehe er fortfuhr. Er sagte ganz einfach, was er für den Zweck der Alliance hielt: die politische Einigung Deutschlands und Englands. Vom Herrn Jesus war gar nicht die Rede. Desto öfter von: her majesty prince William, princess royal, the king of Prussia. Er rechnete mit seinen Pointen so gut, daß sie jedesmal einschlugen: „Ludwig der Vierzehnte, der größeste Monarch seiner Zeit, sagte, als er sich Spanien zu unterwerfen gedachte: keine Pyrenäen mehr! ich sage im Angesichte dieser ehrwürdigen und hohen Versammlung: no more german ocean." Der Dollmetsch übersetzte: es gibt keinen Deutschen Ocean mehr, aber gedankenschnell korrigirte Sir C. Eardley, damit auch nicht ein Atom des Effectes verloren ginge, — „keine Nordsee mehr."

Bravo! Bravo! Bravo! Und so ging es fort bis ans Ende, wo denn der ehrenwerthe Baronet unter starkem Applaus abtrat. Es ist vielleicht unbillig, diese Society einschließlich der Lorgnetten, der Damen mit ihren großen schwarzen Operngläsern und des ab- und zulaufenden Publikums mit einem Theater in Vergleichung zu bringen. Keinesfalls hart aber ist es, wenn ich sage, daß sie genau den Eindruck einer Sitzung des Englischen Unterhauses machte. Die Mitglieder gingen und kamen; sprachen und lasen; kurz waren ganz ungenirt. Ebenso auch die Zuschauer oben.

Daß alle membres of alliance sich in Uebereinstimmung mit den neuen Artikeln befinden, ist eine irrige Voraussetzung. Ein Berliner, den ich um seine Stellung dazu befragte, erwiderte mir: „die neun Artikel hätte er zwar nicht gelesen, sie wären aber gewiß sehr freisinnig, da die Ev. K. Z. dagegen wäre." „Und — fügte er mit einem schlauen Lächeln hinzu — wissen Sie, wir hätten uns alle nicht unterschrieben. Aber deshalb, weil die Kreuzzeitung dagegen redet und Leo's Blatt, da haben wir einen Trumph drauf gesetzt. Wir wollen ihnen schon sagen, daß wir och noch da sind." Die Sache ist einfach die, daß der Lieberalismus diese Gelegenheit eifrig ergreift, um sich breit zu machen und Lärm anzustimmen. In der Politik hat man ihnen das Handwerk gelegt; so ist ihnen nun die Veranlassung ganz egal; wenn sie nur zeigen können, „daß sie auch noch da sind." Ganz ähnlich ging es vor 1848 in den Provinzen zu. In Politik ruhten die Geschäfte. Da mußte die Religion herhalten. Auf das Object kommt es den Herrn gar nicht an. Damals stifteten sie die freien Gemeinden. Kaum aber hatte der Pöbel von Paris im Februar 48 die Tuilerien gestürmt, hui! da ließen sie Johannes Ronge, allgemeine Menschenliebe, Herrn Dr. Rupp und Erbauungskränzchen im Stiche und flüchteten in den Stall ihrer Arbeiterklubs. Unbekümmert darum, daß Herrn Uhlichs Monologe auf eine höchst jammervolle Weise verhallten, und daß des Prediger Ender Sermonen aus Mangel an Abnehmern das Schicksal Horazischer Manuscripte — nonum prematur in annum — sehr unfreiwillig zu theilen genöthigt waren.

Von dem heutigen Vormittag ist weiter nichts zu erwähnen.

Höchstens mag ich noch eines australischen Deutschen gedenken, dessen humorvolle Mittheilung häufiges Gelächter und widerspruchslose Bravo hervorlockte. — Der allgemeine Eindruck, den die Versammlung hervorbrachte, war der: Es sind viel treue Herzen da; viel Träumer und Idealisten, die dem lieben Gott gern in's Handwerk pfuschen möchten. Auch viel Sectirer, die klüger als jene sind und die folglich den Nutzen der ganzen Sache davon tragen werden. Das Gros aber besteht aus dem Contingent, welches die Leitartikel der Vossischen und der Spenerschen Zeitung zusammentrompeten, und das Gros ist es, welches den Hauptlärm hervorbringt. Recht deutlich war das bei einer Stelle der Rede von Sir Culling Eardley. Er sagte so: „Es ist eine bedauernswerthe Spaltung zwischen England und Deutschland seit 300 Jahren." — Pause. — „Ich will nicht untersuchen, auf welcher Seite die Schuld liegt." — Pause. — „Vielleicht ist sie gleichermaßen hervorgerufen durch den kirchlichen Hochmuth der Tudors", — Pause — „und gleichermaßen durch das eitle dogmatische Streiten, von dem die Deutschen nicht lassen konnten." — Starker Applaus.

Eitles dogmatisches Streiten, orthodoxe Verblendung, Anmaßung der Confessionalisten, — das waren die Schlagwörter, die einen ganz sichern Beifall ausnahmlos nach sich zogen.

Nachmittag.

Herr Professor Jacobi verglich die Alliance mit den Concilien der alten Kirche. Er sprach außerordentlich viel. Die Zeitungen werden genug davon bringen. Mich hat es sehr stark gestoßen. Denn ich weiß zwar, daß man sehr wohl ein Federmesser mit einer Zwetsche vergleichen kann; eben sowohl habe ich es aber gefühlt, wie hart bei Parallelen der Art die geschichtliche Wahrheit zu Schaden kommt.

Ich bin ein ungelehrter und einfacher Mann, aber wenn ich über das Thema hätte sprechen sollen, über das dieser Professor gesprochen hat, ich hätte gesagt: die Aehnlichkeit der alten Concilien und der neuen Alliance besteht darin, daß die ökumenischen Synoden die Kirche gerettet haben, indem sie die Häresien hinauswarfen; die Alliance giebt die Kirche ihren Erbfeinden Preis, indem sie die Häresie hereinschleppt.

Hernach sprach Merle d'Aubigné, ein edler und würdiger Mann; Gottes Liebe in den innigen Augen, warm, mild und versöhnlich; sogar die Feinde der Alliance schloß er in sein Gebet; seine Art machte den Eindruck völliger Einfalt und Herzlichkeit. Abends hatte ich noch Gelegenheit mit verschiedenen Gliedern des Bundes zu reden. Einige ausländische gestanden ganz offen, daß sie von der Idee nicht viel hielten. Inzwischen sey es doch schön, so viel Fremde und liebe Menschen auf einmal zu sehen und zu sprechen. Andere wiederum waren von der Comitée hergerufen, d. h. man hatte ihnen Geld zur Reise geschickt, um eine recht glänzende Repräsentation zu haben.

(Schluß folgt.)

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz. Druck von Trowitzsch und Sohn.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1857. Sonnabend den 10. October. № 81.

Der Kirchentag in Stuttgart.

(Fortsetzung.)

Zurück zur heimathlichen Kirche. Diese empfängt vielleicht ehr Segen zurück als sie ausströmt. Das beweist der Name innere Mission. — — Was soll das Siegel unseres Zeitters seyn? Daß, so wenig als ohne Hingabe des Herzens er Einzelne Christo angehört, eben so wenig die Kirche im Ganzen ohne diese Bedingung Christo angehört: also Union nd Mission. Der nächste Zeitraum wird dann das Siegel aben: Christokratie in allen Ständen. — Bei der Mission agt sich's nicht, ob man Lust habe, sich daran zu betheiligen: ls evang. Christ muß man es.

Mit welchen Mitteln muß nun die Mission gefördert wer=en? 1. Durch das Gebet, das öffentliche liturgische. Was ich ber bete, das muß ich thun. 2. Durch Sendung der Boten, amentlich auch Candidaten etwa auf zehn Jahre. Wie ängstet ch aber die Kirchenbehörde, wenn es gilt, einen Missionar in er Heimath als Pfarrer anzustellen! — Deutschland ist die Mutter der gesunden Mission (Halle). Daher sind die Männer er Glaubenskraft gekommen, welche nach Grönland und Ost=ndien gingen. Deutsche versuchten ganze Nationen zu gewinnen. Mußten sie auch scheitern, so ist doch ihr kühner Muth nicht erloren. Das evang. Deutschland mag sich darauf rüsten, daß s einst seine Arme weit öffnen muß, um die Hunderte von Millionen Heiden ans Herz zu nehmen. — Hierauf stellt Ref. olgende Thesen:

1. Die Kirche stirbt, wenn sie nicht missionirt.
2. Die Kirche muß diese Aufgabe zur Zeit noch freien Gesellschaften überlassen.
3. Die Verschiedenheiten der Missionsgesellschaften ist kein Schade für die heidenchristliche Kirche.
4. Das kirchliche Bekenntniß muß bei der Mission wirken, aber nicht mit Verpflichtung.
5. Die Deutsch=Evang. Mission muß nur die apostolische Urkirche pflanzen wollen.
6. Die künftigen Heidenkirchen werden nicht bloße Abbilder der bei uns bestehenden, sondern neue Kirchen werden.
9. Die Kirchenregimente thun noch nicht genug für die Sache.

(Wir erlauben uns dagegen nur die Fragen: Wo gegenwärtig die apostolische Urkirche zu finden sey? Ob Luther oder Calvin u. s. w. etwas anderes als eine Zurückbildung der Römisch=Kath. Kirche zur apostolischen, so weit es überhaupt möglich war, beabsichtigt haben? Ob derjenige z. B. ein Lutheraner sey, welcher in der Lehre der Luth. Kirche starke Abweichungen von der apostolischen Lehre findet?)

Pfr. Barth aus Calw: Thesis 3 und 5 scheinen einander zu widersprechen. Wenn die Missionsgesellschaften jede ihre eigenthümlichen Lehren verbreiten wollen, so wird das Ideal der Apostol. Kirche dort nicht verwirklicht werden. Es ist behauptet, draußen sey von Differenzen wenig die Rede. Das ist nicht ganz wahr. Auch die Einigkeit der Missionare ist nicht ganz so vorhanden. Die Verweigerung der Abendmahlsgemeinschaft unter ihnen beweist das Gegentheil; ebenso die Verweigerung der Kanzel an Dissenters. Eine Missionsgesellschaft stellt den Grundsatz auf, man müsse die Kaste in Indien toleriren, die andere das Gegentheil; das muß unter den Heiden nachtheilig wirken. Zweitens ist behauptet: jeder, der nicht an der Mission arbeitet, ist hinter seiner Zeit zurückgeblieben. Manche werden sagen, sie seyen für das Missioniren, aber sie billigen die Art und Weise nicht, wie es geschehe. Denen sage ich: Ihr seyd mit uns überzeugt, daß missionirt werden soll. Aber ihr missionirt nicht. So thut es doch auf eure Weise. Seyd ihr zu wenig dazu, so schließt euch an den großen Haufen an. Oder fangt als ein kleines Häuflein an, wenn ihr Glauben habt. Auch die Apostel waren nur zwölf. — Drittens: Namentlich die Geistlichen sollen mitwirken an der Missionssache, nicht bloß durch Missionsfeste, sondern auch durch Haltung von Missionsstunden, alle vier Wochen oder vierzehn Tage. Die lebendigen Glieder der Gemeinden sollen dazu gesammelt werden, daß sie für die Mission nicht nur durch Geld, sondern auch auf den Knieen arbeiten. Wir können nicht zurück. Denn wo wir zurückweichen, da tritt die Römische Kirche in unsere Fußstapfen. Wir müssen unser Gebiet erweitern, denn die Römische Kirche hat mehr Mittel, Opferwilligkeit und fordert weniger zum Christwerden. Daher müssen wir, um nicht erdrückt zu werden, sondern zu wachsen, Mission treiben.

D. Sander aus Wittenberg: Das endliche Ziel aller christlichen Kirchenentwickelungen ist gewiß eine Zeit, wo es anders aussieht als jetzt. Aber folgt daraus, daß wir das, was uns durch die Jahrhunderte überliefert ist, jetzt hingeben? Das Missionswerk ruht auf der Kirche. Darum ist es nicht einerlei, ob das oder das gelehrt wird. Jeder wird doch sagen: Ich halte meine Confession für den adäquatesten (wenn auch

nicht schlechthin adäquaten) Ausdruck der biblischen Wahrheit. Das muß man auch den Heiden wünschen. Wenn alle Heiden kommen und anbeten, dann werden sie, jedes Volk in seiner eigenen Gestalt erscheinen. Aber eine geheiligte Natur werden sie ins Reich Gottes hinein bringen. Jedoch kann das schon heute sein? Werden die kirchlichen Fragen schon heute sich bei ihnen in neuer Gestalt darstellen? Wir dürfen unsern jetzigen provisorischen Zustand nicht noch provisorischer machen. Es ist hier behauptet worden, die Rechtfertigung durch den Glauben werde nicht mehr Losung der Evangel. Kirche seyn. Aber das Wort vom Kreuze muß ewig unser Symbol bleiben. Dann werden wir auch apostolische Weitherzigkeit bekommen, nach dem Worte Pauli: „Wenn nur Christus geprediget wird ꝛc." Aber unsere Confessions-Streitigkeiten erbärmlich zu nennen, dagegen muß auf's ernstlichste protestirt werden.

O.-C.-R. Nitzsch: Aus zu großer Zeitigung der Vereinigung zwischen der Kirche und den Missions-Gesellschaften käme manches Uebel, z. B. die Ansicht, es sey nicht der richtige Weg, einzelne Seelen zu fangen, man müsse im großen arbeiten. Dabei verläugnet man ein großes historisches Gesetz. Der erste Deutsche Missionar sagte beim Abgange nach Trankebar: Wenn ich nur Eine Seele bekehre, so ist mein Weg nicht umsonst. Man findet Gebildete und Ungebildete, die keine deutliche Kenntniß vom Missionswesen haben. Darum sollten wir in der Evangel. Kirche das Epiphaniasfest (6. Januar) als ein allgemeines Missionsfest feiern. — Wir könnten schon etwas dafür schöpfen aus dem Evangel. Kalender. Unsere Alten hatten für jeden Tag einen Namen, aber es sind meist todte Namen für uns. Es muß Gemeinden in den Gemeinden geben; solche entstehen vermöge eines Lebensgesetzes. Das wird auch noch lange so bleiben müssen. Also ist die kirchliche Behandlung der Mission jetzt noch unzeitig.

D. Ostertag, Abgeordneter des Baseler Missionsvereins: Mit Recht ist behauptet: die Kirchenbehörden sollten noch mehr für die Mission thun. Im Würtembergischen werden uns Candidaten des Predigamtes willig zu Missionaren und Lehrern abgetreten. Aber die mit gebrochener Kraft zurückkehrenden fallen auf die Missionsgesellschaften. Sollen diese, die alles geopfert haben, von den beschränkten Mitteln einer Missions-Gesellschaft allein abhangen? Auch hier hat die Würtemb. Kirchenbehörde etwas gethan. Aber es werden mehrere kommen. Eine Schwierigkeit für die Anstellung zurückkehrender Missionare im Pfarramte liegt allerdings in der mangelhaften theologischen Bildung der meisten. Aber ist die Laufbahn der Missionare nicht auch eine hohe Schule? Wenn die Kirchenbehörden so das Missionswerk mit stützen, so wird die Zuversicht der Missionare wachsen.

(Fortsetzung folgt.)

Nachrichten.

Berlin. Ein Tagebuch.

(Schluß.)

Zweiter Tag.

Heute früh soll Herr Hoffmann aus Würtemberg in der H[ei]ligen Geistkirche eine Mittheilung gemacht haben, wie man dem z[u]künftigen Zorne entrinnen könne. Man schildert ihn als einen schwar[z]haarigen, ernsten und einfachen Mann. Er spreche kurz, distinkt, sch[ön] und lediglich in apokalyptischen Bildern. Er habe zum Kampfe au[f]gefordert gegen die babylonische Hure, die er auf Rom deutete, u[nd] gegen das Thier. Gegen das Thier müsse mit Buße gekämpft we[r]den. Gegen die babylonische Hure kämpfe schon die Alliance. I[m] engsten Zusammenhange damit stehe der Wiederaufbau des Reich[s] Gottes in Jerusalem. Die Hauptsache ist für ihn sicher die Temp[el]-Idee. Die Empfehlung der Alliance, die er hie und da eingeflochte[n] soll wie vom Zaune gebrochen gewesen seyn und es habe geschiene[n] als käme sie nicht recht von Herzen.

Die Sitzung in der Garnison-Kirche begann erst nach 10 Uh[r]. Prof. Moll aus Halle sprach „über die Einheit und die Verschiede[n]heit der Kinder Gottes." Er holte sehr weit aus. Eine halbe Stun[de] lang polemisirte er gegen Hegelsche und platonische Philosophie; he[r] nach gab er uns seine eigene. Zuletzt kam er seinem Thema do[ch] näher: „Die Gleichheit des Glaubens ist zwischen uns da; nur U[n]gleichheit in den Formeln. Die Glaubens-Bestimmtheit dieselbe; [die] Confessions-Bestimmtheit verschieden. Die Confession ist ein mensch[-]liches Werk. Man hüte sich, ihr inspirative Dignität beizulegen." Dann folgten die unumgänglichen Beispiele von Jacobus und Paulus und endlich das Ende.

Inzwischen will ich nicht läugnen, daß die Haltung des Redne[rs] durchaus ruhig und würdig war. Von Effecthascherei keine Spu[r] ebensowenig von gehässiger Leidenschaftlichkeit oder Feindseligkeit.

Nun kam Pastor Krummacher aus Duisburg. Gleich an [der] Spitze stellt er: den Kampf gegen eine Partei, die „die erbärmlich[en] orthodoxistischen Zänkereien repristiniren will, sie ist arrogant, — exklusiv; glaubt die Wahrheit gepachtet zu haben; — sie ist so unv[er]schämt, die Offenbarung mit ihren willkührlichen Interpretationen zu fälschen, sie liebäugelt mit der papistischen Kirche, ja läuft ihr gerade[zu] wegs in die Arme." Nicht wahr, das ist stark? Aber es kam n[och] viel besser: Diese rücksichtslosen Menschen hassen uns, aber sie woll[en] selbst nur die Macht in die Hände bekommen. Der Nebelthau [des] confessionellen Haders ist nur das Netz, mit dem sie uns umstrick[en]. Es sind stolze, herrschsüchtige Menschen. Ich hatte einigen Zweif[el] hinsichtlich der Bemerkung, die der Herr Bruder da machte. — D[er] Brutus sagt: daß sie voll Herrschsucht sind, und Brutus ist ein ehr[en]werther Mann. Der Schluß dieser Exposition war ihres Exordium[s] nicht unwerth: „Ja, es ist eine Anmaßung dieser Confessionelle[n], ihre Meinungen als untrügliches Interpretationsregular der Schr[ift] festzustellen. — Darum sey heftig dein Haß gegen alle, die die ne[un] Artikel nicht unterschreiben; aber mild deine Liebe und weither[zig] gegen alle, die in den Umkreis dieses Bundes beschlossen sind." [Er] könnte noch acht bis zehn Kraftstellen dieser Art anführen, zumal [er] befürchte, daß die stenographischen Berichte einige Aenderung dar[in] werden eintreten lassen. „Das Kennzeichen der Kindschaft ist der h[ei]

Geist! nicht wie ihr wähnt, ihr Widersacher, Eure vertrakte Doktrin und Dogmatik.“ — — — „„Das heil. Abendmahl ist durch des Satans List zu den liebloseſten Verketzerungen und Schilderhebungen in unserer Zeit gerade benutzt worden.““ — — „„Ueber die reine Lehre entscheidet der Herzensglaube allein.““ (sic.)

Es ist sehr bemerkenswerth: sie predigen die Liebe und indem sie über die Lieblosigkeit urtheilen, urtheilen sie so lieblos wie die lieblosesten Weltmenschen. Es kommt mir nicht in den Sinn, über Herrn Krummacher den Stab zu brechen, mag er seine Worte vor seinem Gott und vor seinem Gewissen verantworten. Das aber sage ich: Wenn eine große Alliance unter dem Banner der Liebe zusammenkommt und macht solcherlei Angriffe, dann ist sie damit gerichtet.

Diesen bösen und harten Eindruck konnte auch die sehr milde und versöhnliche Ansprache eines Herrn Wünsche von der berlinischen Brüder-Gemeinde nicht völlig verwischen. Indeß that seine herzliche und wahrhaft evangelische Weise sehr wohl nach der Expektoration, die wir eben hatten anhören müssen. Er sprach mild, langsam und freundlich. Er blieb streng bei der Sache, er redete ganz ohne Polemik und Heftigkeit. Von dem Inhalt seiner Mittheilung Nachricht zu geben, ist überflüssig. Die politischen Blätter orientiren darüber zur Genüge.

Dinirt hatte die Alliance regelmäßig bei Mäder und es laufen hier mancherlei seltsame Berichte davon.

Independenten und Baptisten haben da das Kreuzfeuer ihrer Batterien gegen arme Deutsche eröffnet, es sind nicht wenige ihren Bekehrungs-Versuchen ausgesetzt gewesen, wie ich vernehme, besonders die Fremden.

Dritter Tag.

Herrn Dr. Nitzschens würdige Rede hatte ein aufmerksames Auditorium gefunden; während der Rede des Pastor Könnig aus Wolkwitz indessen befand sich die ganze Versammlung in einem Zustand vollkommener Nonchalance. Einige plauderten, einige lachten, einige schlugen zu den auf- und absteigenden Tonarten des Herrn König in regelmäßigem Tempo den Takt. Endlich riß den Mitgliedern die Geduld. „Schluß, Schluß“ rief man von allen Seiten. Der Redner blickte erstaunt auf und war still. Dann sah er den Vorsitzenden zu seiner Linken an, der ihn aber mit einem wohlwollenden Kopfnicken fortzufahren ermuthigte. Kaum aber hatte er seine Perioden wieder in Bewegung gesetzt, als ein sehr starker Tumult ihn unterbrach. „Amen, Amen!“ „Schluß, Schluß“ lärmte es von einer Seite zur andern. Die Damen lachten, die Regenschirme und Stöcke setzten sich in Bewegung: Herr König brach mitten im Worte ab und ging fort.

Nun kam die Debatte. Zuerst trat Herr Sack auf (Ober-Consistorial-Rath aus Magdeburg). Er sprach mild, einfach und gut, obwohl ohne eingehende Würdigung der Frage, die mir die hauptsächliche zu sein schien; der Frage nach dem Verhältniß des Amtsbegriffs zu dem des allgemeinen Priesterthums. Nach seiner Darstellung konnte von einer göttlichen Einsetzung des Amtes an Wort und Sakrament noch nur im uneigentlichen Sinne geredet werden. Dann sprach Herr von Kapff, sehr würtembergisch, sowohl dem Dialekt nach, als auch hinsichtlich der Gesinnung. Er sagte: d. allgemeine Priesterthum an sich sei ein leerer Name; es müsse real werden. Es gebe aber nur ein Mittel dazu: die collegia pietatis von Spener. Das Conventikel-Wesen sei die äußere Erscheinung des allgemeinen Priesterthums. Wo die fehle, da sei der Tod; denn da sei die dogmatische Orthodoxie. Und „solch Zeug“ können wir nicht brauchen. —

Gott segne unsere arme Kirche, wenn von da ihr das Heil kommen soll! Dann kam Dr. Barth aus Calw. Er sprach runde zwei Minuten und schloß mit einer Anekdote unter dem Gelächter der ganzen Versammlung. „In Nordamerika predigte ein Presbyterianer vom allgemeinen Priesterthum und bemerkte dazu, daß wir nach der Schrift alle gleich gut wären. „O und einige sogar noch besser“ fiel ihm ein irländischer Gentleman in die Rede.“ Endlich trat ein Franzose auf, der den Satz ausführte: „die evangelische Alliance ist eine Darstellung der unsichtbaren Kirche.“ Seine Ausführung wurde sehr beifällig aufgenommen; natürlich, denn was konnte dem Hochmuth mehr schmeichelhaft sein, als diese Annahme? Schade, daß es Unsinn ist, von einer sichtbaren Darstellung der unsichtbaren Kirche zu reden, bevor der Herr seiner Kirche die Schafe zur rechten und die Böcke zur linken gestellt hat. — Das war das Ende. — Hernach waren wir Fremde zum Essen zusammen; und da ließ sich der Eindruck, den wir von diesen drei Tagen erhalten hatten, in die Frage zusammenfassen, auf die wir keine Antwort zu geben wußten: warum sind wir denn hier? Man war durchaus nicht befriedigt. Die theoretischen Expositionen, die sich hatten vernehmen lassen, hätte man auch von anderswo herholen können. Ich fühlte manchen von ihnen deutlich die Besorgniß ab, die sie bewegte: um eines Zweckes willen nach Berlin gekommen zu sein, der ihnen fremd war, und der sich erst jetzt dekouvrirte. Die schönen Worte der Einladung klingen aus der Entfernung recht gut; je länger aber dieser Bund tagt, desto deutlicher wird's, was er will oder vielmehr was er nicht will. Nach Tische hörte ich Herrn Pastor Grand-Pierre aus Paris einen sehr anziehenden Bericht über die pariser Verhältnisse abstatten. Er sprach sehr gehalten und würdig, nur gegen das Journal Univers war er erbittert. Er begoß selbiges mit einer tüchtigen Lauge französischen Witzes. Was die andern Berichte aus fremden Ländern betrifft (Herr Kind, Herr Fisch, Herr Mora aus Spanien) so waren sie meistens viel zu vortreich um fesseln zu können. Dieses unselige Princip der Alliance: die Ostentation riß mit sich fort, was sich mitreißen ließ. Es verführte dazu, „sich mehr hören zu lassen,“ als von der Noth und den Zuständen daheim einfach und schlicht zu erzählen.

Vierter Tag.

Das wichtigste Ereigniß des Tages, ja vielleicht der ganzen Woche war die Abendversammlung bei Maeder, in der über Eph. 2 u. 4 sollte verhandelt werden. Jedermann hatte Zutritt, in Folge welcher Bestimmung sich allerlei seltsame Gestalten eingefunden hatten. Inzwischen bewahrte die Versammlung doch eine ruhige und gleichmäßige Haltung. Zuerst trat ein Pfarrer auf, der die eigentliche Exegese zu zu geben hatte. Sein Vortrag kann nicht besser charakterisirt werden, als mit Schlottmanns Worten, die sich bald darauf hören ließen: „unser lieber Bruder hat sehr viel erbauliches über seinen Text mitgetheilt, indeß hat er sich weniger mit den eigenen Worten des Apostels beschäftigt.“

Dann kam ein Intermezzo, das von der allerhöchsten Bedeutung war. „Ehe ich vom vorliegenden Texte zu Euch rede, habe ich Euch einen Auftrag auszurichten — so begann der Lic. Krummacher — einen Auftrag von einem theuren Gottesmanne, den wir alle gleich sehr lieben und achten, von Merle d'Aubigné. Als wir Freitag in Potsdam zusammen waren, kam der Ritter Bunsen auf Merle d'Aubigné zu; sie umarmten und küßten sich. Dies hat mir unaussprechlich wehgethan. Ich selbst habe früher Bunsen um

seiner schönen Gaben willen geachtet. Seit er sich aber durch seine zwei letzten Bücher „Zeichen der Zeit“ und „Gott in der Weltgeschichte“ so entschieden auf die Seite des Unglaubens gestellt, kann ich ihn zwar bedauren, mag aber keinerlei Gemeinschaft mit ihm. Denn so weitherzig sind wir von der Alliance nicht, daß wir auch die Ungläubigen darin willkommen heißen, so faltenreich ist der Mantel unserer Liebe nicht, daß wir damit auch den Rationalismus bedecken. Wer nicht die 9 Artikel unterschreibt, den weisen wir weit von uns, der gehört nicht zu uns, der ist ein Romanist oder ein Rationalist. Und wir haben gegen beide zu streiten. — Darum drehte sich mir das Herz im Leibe um, als ich Merle d'Aubigné und Herrn Bunsen sich umarmen sah, und ich konnte nicht anders, ich mußte den theueren Mann, als wir allein waren, darüber zu Rede stellen. Und er sagte mir folgendes und bat mich selbiges unter den Brüdern so weit es mir möglich sei, zu verbreiten. Er — Merle d'Aubigné — habe früher zu Bunsen in sehr naher Beziehung gestanden, sie seien innige Freunde gewesen. Hernach, als Bunsen in den Rationalismus gerieth, habe er sich von ihm losreißen müssen, um seiner Irrthümer willen. Nun, als sie sich wieder gesehen, seien die alten Bande wieder mächtig geworden. Indeß sei wohl zu bedenken, und darauf mache er — Merle d'Aubigné — noch ausdrücklich aufmerksam, daß nicht er Bunsen umarmt, sondern Bunsen sei auf ihn zugekommen und habe ihn zu sich gezerrt. Dazu komme noch, daß er Bunsen während der kurzen Unterhaltung, die sie mitsammen gehabt, auf seine Fehltritte und Irrthümer hingewiesen und ihn umzustimmen versucht habe. Dies ist der Sachverhalt, meine Freunde, so fuhr der Lic. Krummacher fort, und ihr freut euch gewiß alle mit mir, daß dieses so fremdliche Mißverständniß sich so freundlich gelöst hat. Denn auf dem einen Grunde stehen wir ja alle: Die 9 Artikel sind das Fundament. Von da aus treten wir dem Romanismus wie dem Rationalismus kühnlich entgegen.“ Das etwa waren die Worte von Krummacher, die von der Versammlung mit sprachlosem Erstaunen entgegen genommen wurden. Auf der Stelle erhob sich Herr Schlottmann. „Wenn einer die 9 Artikel läugnet, so schadet das gar nichts und er kann doch in der Alliance sein. Origines hat von den Ebjoniten gesagt, daß sie noch eine unentwickeltere Vorstellung von Christo hätten, aber er hat sie darum noch nicht für Ketzer erklärt. So ist es mit Bunsen. Bei Bunsen ist gewiß manches mangelhaft gelernt und schief ausgedrückt. Aber er steht auf demselben Boden wie wir, und wir haben kein Recht ihn zu verdammen. Der geehrte Vorredner hat lieblos über Bunsen geurtheilt und hat von der Alliance einen ganz falschen Begriff, wenn er glaubt, daß sie Männer der freien Wissenschaft ausschließt und verdammt.“

Herrn Schlottmanns Rede wurde durch häufige Bravos unterbrochen. Das war ganz aus der Seele des liberalen Haufens gesprochen; da hatte man schon eine breitere Grundlage, als die von Herrn Krummacher, damit war unermeßlich viel gewonnen. — So ist denn der große Schritt wirklich geschehen. Es ist öffentlich ausgesprochen, daß die 9 Artikel nicht bindende Kraft haben. Von diesem Augenblick an klafft ein Riß durch die Alliance, und daran wird sie zu Grunde gehen. Wie weiland das Rad de la grande revolution die Girondins unter seinen Speichen zertrümmerte, so wird die Alliance die Männer vom Centrum — ihre wohlmeinenden Freunde unter die Füße treten und über deren Leiber weg zu ihrem Ziele gehen. Die Triebkraft dieses Bundes ist der Liberalismus. In diesem Augenblicke latent. Aber schau! da bricht er und brandet er schon über sein Ufer — Die 9 Artikel — dieser elende Nothbehelf — ist ein Machwerk von Menschen. Da, wie es wankt, es hält auch nicht lange. Wahrlich es verfließt nicht viel Zeit, da ist es spurlos verschwunden. Das Principium der imaginären Union war noch gestern so sicher, heut ist es dahin. Nun wird man wohl „den Herrn Christus so ganz im allgemeinen an seine Stelle setzen. Späterhin vielleicht das Forschen nach Wahrheit oder die „Freiheit von Menschensatzung.“ Dann ist dieser Bund bald da, wohin man ihn haben will. Und die Stunde kommt, da werden 100 Männer der Garnisonkirche jammern und sagen: warum haben wir nicht voraus gewußt, daß es so kommen würde. Aber dann wird man ihnen antworten: ihr hattet Moses und die Propheten. Die konntet ihr hören. Wahrlich! Stimmen genug hat Gott ihnen ertönen lassen und genug Abmahnung in Ernst und in Liebe. Aber — sie haben nicht gewollt.

Nachdem Herr Schlottmann Herrn Bunsen hinreichend Weihrauch gestreut, hielt es Herr C.-R. Bressler für passend auf das Katheder zu treten und einige artige Geschichten zu erzählen, welche darauf hinausliefen, ihn als einen außerordentlichen Gelehrten und Seelsorger hinzustellen. Er verstand es, in seine Schilderungen und Selbstbekenntnisse soviel Pointe für die Menge mit hinein zu verweben, daß selbige nicht nur die Anekdoten behaglich verdaute, sondern an der betreffenden locis propositis sogar applaudirte. Der Verfasser der Charactères sagt ganz richtig, sowie eine große Versammlung zusammen berath, entsteht Pöbel. In der That, nichts kann wahrer sein. —

„Wenn die Kunst fällt, fällt sie durch die Künstler — ruft Herr Breßler pathetisch — und wenn die Kirche fällt, fällt sie durch die Geistlichen.“ — Allgemeiner Applaus. Und mit solch billigen Phrasen ließ sich eine zahlreiche und intelligente Versammlung so arg verblenden, daß sie nicht einmal den dünnen Schleier durchschauten, den Herrn B.'s Selbstgefühl über seine Geschichten gebreitet hatte.

Der Nachfolger von Herrn Breßler im Besitz der Tribune war „Bruder Simon.“ Bruder Simon theilte einfach mit, er könne die 9 Artikel nicht unterzeichnen und sei doch Glied der Alliance. Auf die sein Verhältniß wandte er sehr unpassend, wie es mir schien, die Schrift stelle an: Nicht daß ich es ergriffen habe, aber ich ringe darnach. hierauf theilte er einen Brief von Schleiermacher mit, geschrieben an den Bischof Reichel der Brüdergemeinde a. 1831, gefunden zu Neudietendorf und noch ungedruckt. Er handelte von der Einheit im Glauben, hielt aber daneben den Satz sehr fest: „ein Theologus wird nur durch den Zweifel.“ Was der Brief hier eigentlich sollte, sah ich nicht recht ein, außer der Herr Simon wollte die Skepsis als das principle of union hinzustellen. Endlich theilte noch ein Waldenser à propos zu Breßler seine italienischen Erfahrungen mit. Am allerschlechtesten in der ganzen Debatte ist sicher die Stelle der h. Schrift fortgekommen, die ihr ursprünglich zu Grunde lag.

Applaudirt wurden außer den Effectstellen auch alle Namen von liberalem altbegründetem Klang: Schleiermacher, Bunsen u. a. welche alle ohne Zweifel mehrere lichtvolle Leitartikel der Vossische Zeitung veranlassen werden. Ich kann nicht sagen, daß diese Sonntags Versammlung erbaulich war. Es war doch im Ganzen eine sehr profane Gesellschaft.

Fünfter Tag.

Heut hat man über die Frage verhandelt: „wozu fordert die Wahrnehmung auf, daß sich trotz der Rückkehr der Theologie zu

kirchlichen Bekenntniß so wenig geistliches Leben in den Gemeinden zeige?" Da sind gar große Differenzen unter den Herren aufgetaucht. Herr C.-R. Breßler hat gemeint, daß geistliche Leben werde durch eine höhere Cultur philosophischer Studien hervorgebracht werden; andere haben die collegia pietatis wiederum aufs Tapet gebracht. Noch andere eine allgemeine Bekehrung und Buße. Dann ist einer gewesen, der hat die Beschränkung der Wissenschaft als bestes Mittel empfohlen, wieder einige haben gemeint, die Alliance reiche durch ihr bloßes Dasein schon hin, geistliches Leben in reichster Fülle zu produciren. —

Daß durch solche Debatten das Leben in den Gemeinden nicht wirklich gefördert wird, liegt auf der Hand. Wenn die Herren, die hier beisammen sind, zu Hause geblieben wären und hätten in ihrer Kirche mit Treue geschafft, ich glaube sie würden mehr Segen gehabt haben. Jetzo aber empfiehlt jeder seine Weise als die allein seligmachende; unangesehen der Denominationen (beiläufig: ein sehr bequemer Ausdruck, um das gehässige: Sekten zu umgehen!), welche ich freun und sich abermals freun, daß sie der Kirche die einige Wahrheit aus den Händen gewunden haben und haben sie unter sich getheilt wie einen Raub. Als ob es 48 evangelische Wahrheiten geben könnte, oder gar eine getheilte, von der jede Häresie ein ganz kleines Stückchen in der Rocktasche führte. —

O wie weit sind wir aus den Spuren der alten Kirche gewichen! Wo sind die Bischöfe, wohlbefestigt in den Traditionen der Apostel und ihrer Nachfolger, wo die Mandatarien der Gemeinden in einer Versammlung, von der die Hälfte, wie sie selber bekennt, ganz ohne Auftrag ihrer Ortskirchen, proprio marte hier steht und sich gerirt, als sei jetzt der Tag angebrochen, da der Herr der Heerde seine Schafe versammelt. Was ist das für eine Gemeinde der Heiligen, welche die theuersten Güter ihrer Voreltern, die reine Lehre und die rechte Verwaltung der Sakramente für Spreu achtet; die den Häretikern ihre Hand reicht, nicht um sie mit erbarmender Liebe zu retten, sondern um sie aufzublähen und nur jede Schranke und jede Schutzmauer zwischen ihnen und der evangelischen Wahrheit mit Füßen zu treten. — Aber, sagt uns Herr Schlottmann, auch Origines hat mit den Ebjoniten Gemeinschaft gehalten, hat ihnen kein böses Wort gesagt, hat sie nur für unentwickelte Brüder ausgegeben. Indeß, ohne der Gelehrsamkeit Herrn Schlottmanns zu nahe zu treten, fürchten wir, daß der Herr Professor Origines contra Celsum v. 61—65 nicht gründlich verglichen hat, oder es ist ihm diese Stelle im Augenblick der Begeisterung abhanden gekommen. Allwoselbst pater Origines (den die Vossische Zeitung in ihrer hinreichend bekannten lichtvollen Art als einen Kirchenfürsten bezeichnet) allwoselbst also dieser Vater die Ebjoniten doppelter Art unter die Häretiker rechnete. Wenn man aber in der alten Kirche einen unter die Ketzer zählte, so konnte man ihn immerhin als einen im Irrthum verstrickten Bruder bezeichnen, man hielt mit ihm aber keine Kirchengemeinschaft, man excommunicirte ihn. Das ist die Sache. Während heutzutage das umgekehrte Verfahren mit den Häretikern Platz gegriffen zu haben scheint: man incommunicirt sie.

Sechster Tag.

Wie haben sich die evangelischen Christen bei dem aggressiven Verfahren der Römisch-Katholischen Kirche zu verhalten? darüber sprach heut Herr Schenkel. — Herrn Schenkels Plaidoyer war die Erfüllung meiner Ahnung von neulich. Von den 9 Artikeln war auch nicht im entferntesten mehr die Rede, desto mehr von dem „Princip des Protestantismus." Dies sey die gemeinsame Basis des Bundes. Das Princip des Protestantismus sey aber aufs engste verschwistert mit der Civilisation. Beider Fortschritt sey von einander untrennbar (heftige Bravos). Positiv sey das Princip selber aber: das Forschen nach Wahrheit. Freilich habe man selbiges in der letzten Zeit wieder mit Menschensatzungen zu ersticken gesucht, indeß — umsonst. Die Reformation müsse fortgesetzt werden (Bravo, Bravo) und zwar durch die Alliance; sie werde den Dogmatismus brechen helfen, und das wahre Schriftthum wiederherstellen. Es müsse eine allgemeine Freiheit der Forschung angebahnt werden. Das sey das große Banner, um das er sich schaare (sic). — Da haben wir's, der evangelische Bund ist in sein zweites Stadium getreten. In diesem Augenblick hat er die 9 Artikel-Männer weit hinter sich gelassen. Eine neue Basis ist da, angenommen durch die Acclamation des Volkes. So geht Gottes Verhängniß seiner Erfüllung entgegen. Sie stürzen vorwärts, vorwärts in Eile, und niemand ist, der da Halt ruft. Der Herr Lic. Krummacher machte noch Front gegen den Rationalismus. Heut erhält derselbe Rationalismus den rauschenden Applaus der Alliance. — Da stand er da, dieser Dr. Schenkel, und kein Dr. Stahl war in dieser Versammlung, der ihn mitsammt seinem positiven (!) Princip zu Boden geblitzt hätte. Nein, nein, hier weht ein Geist, der ist nicht von oben; und je länger es währt, desto mehr Kräfte der Finsterniß werden entkettet. „Civilisation, freie Forschung, Abthun des Aberglaubens", da haben die Herren von der Spenerschen Zeitung ihre sämmtlichen Schlagwörter. Der Liberalismus thut wahrhaftig nichts halb. Vorwärts, immer vorwärts, die Zäume verhängt! Wenn ihr einmal im Laufen seyd, dann lauft wenigstens schnell. — Schenkels Plaidoyer war von Anfang bis zum Ende auf den Effect berechnet. Bei den entsprechenden Stellen erhob er sich hoch, streckte den rechten Arm aus und rief überlaut. Es war eine fortgehende Spekulation auf den Beifall des Liberalismus vom ersten Wort bis zum letzten. Natürlich hat er dankbare Herzen gefunden. „„Euch, ihr Katholisirenden, die ihr euch mit erborgtem Purpur schmückt, wird die Katholische Kirche zurufen: Popanz komm doch herüber! bei uns hast du das alles viel besser."" Bravo, Bravo! Alle seine Witze wurden belacht, selbst die allerschwächsten, so der vom Gift und dem Apotheker und die ganze Serie. Sie sind mir Gott sey Dank schon meist aus dem Gedächtniß entschwunden. Und dann diese fortwährenden Bitten um die Entschuldigung der Versammlung: er stelle ganz anheim, ob er fortfahren solle. „„Er wolle durchaus nicht ermüden, oder das Gehör des Bundes ungebührlich lange in Anspruch nehmen (Bravo! Bravo! von allen Seiten — fortfahren!), aber die Gewalt seines Themas sey sogar groß, daß sie ihn mit sich fortreiße!"" Und dabei las dieser Mann sein Manuscript Seite für Seite vor. Es war, als wollte er die ganze Litanei seiner drei Bände Protestantismus zum besten geben. — Genug davon, genug und übergenug. — —

In der Wirklichkeit war es freilich noch bei Weitem nicht genug, denn kaum hatte Herr Schenkel seine Rede fertig und die Palme

gewonnen, als Herr Heppe auftrat und ganz dasselbe noch einmal vorbrachte, nur mit etwas weniger Talent und Gewandtheit. Ich übergehe diese Rede mit Stillschweigen. Eines nur will ich erwähnen: Wäre Herr Heppe ein Neun-Artikel-Mann gewesen, wie es Herr König aus Wolkwitz war, das Schlußrufen hätte ihn sicher vom Katheder gebracht, noch ehe er die Hälfte seiner tönenden Worte hätte hersagen können. So aber waren die Herren von der Linken vollkommen zufrieden, oder hielten wenigstens die Schwachheit der Form der Gesinnungstüchtigkeit des Inhalts zu Gute. —

So sind nun die sechs ersten Tage des Bundes vorüber. Allgemach beginnt sich die Gruppirung dieser Versammlung vor meinen Augen klarer und in festeren Umrissen zu gestalten.

Der Grundzug, der sie treibt und bewegt, ist, wie ich schon neulich erwähnte, der Liberalismus. Er erscheint unter der Form der Opposition gegen die Confessionellen; während ihm im Wesentlichen das Object seiner Rebellion völlig gleich gilt. Sey es der Staat oder (im Nothfall) die Kirche, durch die Gunst der Umstände hat er den Schein der Legitimität an sich gerissen und ist stolz darauf; durch selbigen glaubt er sich nämlich gegen den Vorwurf der Revolutionirung geschützt. — Und doch ist er prononcirt revolutionär. Er will verneinen und niederreißen; aufbauen kann er weder, noch hat er irgend die Absicht. Erst zerreißt er die symbolischen Bücher und substituirt dafür 9 Artikel, von denen er die Seligkeit glaubt abhängig machen zu können. Aber ein Hui und das selbstgebaute Idol ist zerschmettert. Seine Fetzen flattern zerstreut durch die Luft. Man lächelt heut schon, wenn noch einige mit ihren Artikeln den Rationalismus von der Barre der Alliance jagen möchten. Es ist zu spät, ihr Herren, ich sage Euch, es ist zu spät. Warum habt ihr Euch nicht von den treuen Wächtern erwecken lassen, da es noch Zeit war. Jetzt ist der Feind in den Thoren, seine Wagen rollen auf den Gassen und rasseln auf den Straßen, wie der Prophet sagt: sehe jeder zu, wo er bleibe. — Indeß darf man doch nicht den ganzen Haufen zusammen betrachten und mit einem einzigen Namen bezeichnen. Es sind mancherlei Geister da und mancherlei Herzen; die Einen wissen fest, was sie wollen, und die werden siegen, wie die Jacobiner von St. Antoine gesiegt haben. Das sind die Secten und die rein Liberalen. Daneben stehen treue Seelen, bei denen einem das Herz weh thut, daß sie da sind. Männer von Einsicht und Namen; Männer, die einst noch recht traurig seyn werden, daß sie hier waren. Wahrhafte Kinder Gottes, die sich durch den Schein haben beirren lassen, und die jetzt schon anfangen heller und klarer zu sehen.

Um Ordnung in die Sache zu bringen, will ich die verschiedenen Schattirungen der Reihe nach aufzählen, die sich in diesem vielfarbigen Regenbogen vorzugsweise bemerklich gemacht haben.

1. Zuerst sind da die Männer von England, Sir Culling Eardley an ihrer Spitze, die ausgesprochenermaßen nichts wollen, als eine Annäherung zwischen England und Preußen. Ihre Motive sind gewiß edel und tadelfrei. Nur kommt die beabsichtigte Assimilation der zwei Länder einer Englisirung unserer Heimath sehr nahe.

2. Da sind ferner die Secten. Ihr Zweck ist eine faktische Gleichstellung mit der Kirche. Das Fakt, daß sie hier als Glieder einer Gemeinschaft mit Lutherschen tagen, ist ihr erster und wahrlich kein kleiner Sieg. Nun wollen sie durch die Forderung einer sogenannten Gewissensfreiheit ihre Proselytenmacherei legalisiren. Sie sind es, welche den Begriff der evangelischen Wahrheit verrücken, welche die Gewissen confus machen, welche unter dem Scheine christlicher Liebe ihre selbstsüchtigen Zwecke verfolgen.

3. Nun kommt eine sehr unschädliche Klasse von Leuten, die nichts thut, als die Kopfzahl der Alliance-men zu vermehren. Es sind solche, die diese Gelegenheit „nicht umhin gekonnt haben" zu ergreifen, um Berlin und daneben interessante Menschen aus der Fremde kennen zu lernen. Die Hauptfrage ist ihnen gleichgültig, sie kümmern sich weder um die Baptisten noch um ein Princip, sondern glauben ihre Indifferenz hinreichend durch hohe Namen und durch die schönen Reden von christlicher Liebe bemäntelt.

4. Giebt es aber auch eine große Anzahl wahrhaftiger Kinder Gottes, treuer Herzen, welche die Liebe zu den Brüdern aus der Heimath getrieben. Männer, die denken, daß sie ihres Heilandes Gebot erfüllen und den Evangelischen draußen mit Rath und That nützen können; — die andrerseits freilich zu wenig klar sehen, um den Grundschaden des Bundes zu erkennen und ernstlich vor ihrem Gott zu erwägen.

5. Und nun, ihr Idealisten und Schwärmer. Männer — in der Politik nannte man euch Männer von Gotha; — ihr wollt eine Große Evangelische Kirche der imposanten Katholischen zum Widerspiel setzen. Ihr habt euch eine wunderhübsche Schablone gemacht und nun macht ihr euch an die Arbeit, um die Wirklichkeit darnach zu malen. Das soll so eine Art constitutionelles Kirchenthum sein, mit einer permanenten Alliance und wohlzugerichteter Comité. Fügen wir das Gesetz über die Verantwortlichkeit der zu wählenden Minister hinzu, so ist die Sache in Ordnung, und ein wahres Wunder wäre es, wenn das Uhrwerk nicht ginge. — Wie außerordentlich schön! Nicht nur ein einiges Deutschland, sondern sogar eine einige Welt. Großer Gedanke! Geht, geht und schreibt einen Artikel für die Vossische Zeitung!

6. Die sechste Kategorie ist eine sehr traurige. Wir wollen nicht viel von ihr sagen. Es sind Herren, die vollkommen zufrieden sind, wenn sie eine Rede in der Alliance halten können. „Ganz unvorbereitet," wie Herr B. sagte, als er seine Quartblätter entfaltete, diese Leute sind überall, wo sie Zuhörer finden. Hernach steht es ja auch in der Zeitung.

7. Nun kommt aber der magnus grex, der den Ausschlag giebt. Es sind die Liberalen, von reinem Wasser, die ganz einfach darum membres of Alliance geworden sind, weil sie damit eine Demonstration machen konnten. Sie sind kenntlich an der Art, wie sie die Stichworte aufnehmen: Knechtung, Civilisation, Gewissensfreiheit; dieselben Gesichter haben sich anno 1848 überall eingefunden, wo sie „ihrer sittlichen Entrüstung" Luft machen konnten. Einer sagte mir heute: Der Bund wäre noch in der Kindheit; es sey noch zu viel orthodoxer Krimskrams dabei. Aber es würde sich machen. Jedenfalls sey es der einzige Weg, auf dem sich eine segensreiche Bewegung zum Fortschritt bemerken lasse. Man müsse durch ihn die allgemeine Denkfreiheit anbahnen. Das sey die Sache. — Dieser populus liberalis wirkt durch die Zahl seiner Stimmen, durch seine Erfahrung wie durch den Lärm, den er hervorbringt. Er wird im Verein mit dem theologischen Rationalismus eine Macht bilden, die jeden Grad positiven Gehaltes aus der Alliance jagen wird.

8. Neun-Artikel-Männer; alle Achtung vor euch! Aber erlaubt, daß ich mit euch Mitleid empfinde. Also eine doppelte Front wollt ihr, eine gegen den Romanismus und eine gegen den Rationalismus? Ihr bildet ein starkes Quarré. Eine Weile schien es sogar als dur-

ihr sagen: l'alliance c'est moi! — Aber jetzt? Wer erkennt euch
ch wieder? Eure 9 Artikel sind zu Boden geschlagen. Eure Mit-
eder haben sich hie und da davon losgesagt. Tritt Ritter Bunsen
th ein, so ist das Todesurtheil für euch damit besiegelt. Ihr wer-
das Schicksal aller Männer vom Centrum haben: Der Riß klafft
f; euer Rechtsboden bekommt ein großes Loch und ihr fallt oder
eitet hindurch.

Das Schiff der Alliance bläht seine Segel und fährt weiter. Euch
t es unter seinen Bügen weit, weit in der See.

9. Und wem gehört denn die allernächste Zukunft des Bundes?
Der neunten Klasse, das ist: den theologischen Rationalisten, den
rren Schenkel und Heppe. Denn sie werden von den Sympathien
s populus liberalis getragen. Ihre Expectorationen haben es jetzt
i Bewußtsein des Gros' völlig festgestellt, daß von 9 Artikeln hin-
ro nicht mehr die Rede ist, sondern von der einfachen Negation.
an reißt simpel nieder. Zuerst stand auf der Standarte: „Wider
manismus und Rationalismus," dann: „Wider Romanismus;
vant die 9 Artikel, unser Schiboleth; wer die nicht unterschreibt,
ist wider uns." — Jetzo steht auf der Fahne: „vivat das Prin-
des Protestantismus nach Schenkel, das ist: Civilisation, Gewissens-
iheit, freie Forschung, Abthun des Aberglaubens ꝛc." Wer die Be-
ündung davon will, der lese Dr. Schenkels „Protestantismus." „Vi-
t negatio, vivat rationalismus!" Nicht der Rationalismus —
t die Vossische Zeitung, den unsere Zeit mit Recht durch den Na-
n einer verflachenden Aufklärung brandmarkt, sondern der Ratio-
lismus unserer großen Denker, eines Kant und eines Lessing.

Hört ihr's, Neun-Artikel-men? Hört ihr's? oder seid ihr ganz
ab. Hört, hört, sage ich euch und laßt von dieser Alliance. Sie
nichts als eine mésalliance zwischen euch und dem Unglauben.

10. Nun kommt die letzte Schattirung. Lauter Männer aus
sem Lande, das den Bund diesmal so gastfrei beherbergt hat; die,
für die Union der Bekenntnisse streiten. Leute, welche die „klei-
n Uebelstände" gering achten und die ganze Alliance zu den Zwecken
utzen, die sie durch ihr ganzes Leben verfechten. Sie erwarten
m Bunde eine entschiedene Stärkung der Unionsgesinnung und der
ionspartei. — Einer Union; aber von wem? — Ja freilich wird
Unionsgesinnung in den Theilnehmern erstarken. Aber ihr wer-
mehr haben als die Union. Das ist die Fusion, vorbehaltlich einer
ünftigen, ganz heillosen Confusion.

Gott gebe, daß ihr Meister der Menge bleibt. Ich befürchte,
s wird nicht geschehen. Man wird euch das Heft aus den Händen
ißen, und Andere werden da ärndten, wo ihr gesäet. Und da man
ind säete, werdet ihr Sturm ärndten.

Achter Tag.

Das war heut der letzte Tag. Ich will der Ordnung nach sa-
n, wie sich alles begeben und was ich von diesen Schlußversamm-
ngen für einen Eindruck empfangen habe. Die Tagesordnung war
geändert worden, um die Fremden zu Worte kommen zu lassen,
wegen der Vorstellung bei Sr. Majestät nicht hatten gehört wer-
n können.

Zuerst kam freilich eine Rede des Herrn Cairns aus Berwick
on Tweed. Dieselbe die für heute schon früher war angekündigt
rden. Sie erregte allgemeines Interesse. — Von Herrn Schen-
Als Antwort darauf kann man das weniger sagen. Er begann gleich
t der wiederholten Versicherung, daß er ganz unvorbereitet spreche;
er bei einer so ergreifenden Gelegenheit da müsse man auch ganz

unvorbereitet reden. Ich halte es für überflüssig, seine Worte zu wiederholen. Der Correspondent der Spenerschen Zeitung hat sie auf der Stelle stenographirt. Glücklicherweise entging mir die Hälfte und mir ist nichts erinnerlich als der pathetische Schluß „Gott segne den Bruderbund zwischen der deutschen Theologie und der englischn Kirche." In diesen paar Worten liegt Herrn Schenkels Prätention, wie seine ganze Idee. Einen Kommentar dazu brauche ich nicht zu schreiben. Dann trat Merle d'Aubigné auf. Der Mann mit dem weißen Haar und den buschigen Brauen, voll Feuer wie immer und von einer bewundernswerthen Schlichtheit und Einfachheit. Er beantragte eine populaire Edition der etwa auf ein Drittheil reducirten stenographischen Bundesverhandlungen. Seine Proposition wurde durch Handaufheben allsogleich acceptirt. Hiernächst folgte die Mittheilung des Konsistorial-Assessors Berckholz aus Riga über die Evangelischen im Russischen Reiche. Er theilte mit, daß die meisten seiner evangelischen Brüder in den Ostseeprovinzen aus konfessionellen Gründen alliancefeindlich gesinnt sind. Er rühmte die hohe Toleranz, die den Evangelischen überall dort zu Theil wird. Er erzählte, daß sie auch in Petersburg zu den höchsten Staatsämtern gelangen könnten. Er verglich die Duldung, die seit dem berühmten Edikt Peters des Großen von allen Czaaren in Rußland geübt worden ist, mit den Bedrückungen der Protestanten, die in Oesterreich noch bis auf den heutigen Tag dauern. Während dieser einfachen, ruhigen und sehr trefflichen Exposition wurde die liberale Menge unruhig und versuchte: Schluß, Schluß zu schreien. Rechts und links wurde gemurrt. Vielerlei höhnische Bemerkungen ließen sich hören. Ja späterhin — beim Hinausgehen, war ein Urtheil das herrschende: diese Deutschen in den Ostseeprovinzen sind noch ärgere Finsterlinge als die Stockrussen selbst. Natürlich! die Alliance ist ja eine aufgeklärte Versammlung. Und Rußland, das Land des Aberglaubens und des Despotism. Wie kann eine erleuchtete Society anders als empört sein, wenn man allen liberalen Traditionen so offen ins Angesicht schlägt.

Glücklicherweise drangen die ersten Versuche der Tumultuanten nicht durch und zu ferneren kam es nicht, da der Herr Berckholz vom Präsidenten erinnert wurde, seine Mittheilung abzukürzen, weil die Zeit dränge. So schloß er denn und trat ab. Sollte er auch wohl eine Stärkung des Unionsbewußtseins mit nach Hause genommen haben?

Auffallend war es, daß sowohl Herr Berckholz als einer der Redner, die nach ihm von ihrer Heimath erzählten, nicht das geringste Interesse für sich haben gewinnen können. Bei dem Ungarschen Theologen, der von den Bedrückungen der Evangelischen in Oesterreich Mittheilung machte, mochte wohl der Grund darin zu suchen sein, daß er so dringend um Geld bat. Nach dem Doctor aus Pesth betrat ein Professor aus Lausanne die Tribüne und hielt eine französische Rede, die zu charakteristisch für das gegenwärtige Stadium der Alliance ist, als daß ich sie übergehen dürfte.

„Die Ostentation der Alliance (sofern sie ein Fakt ist) ist viel mehr werth als die Reden. Es mag hier viel gutes gesagt sein, viele Principien sind da auch entwickelt worden. Aber die Hauptsache, das Hauptgewicht der Bewegung liegt ganz wo anders. Darin nämlich, daß es keine Secten mehr giebt; daß Alle gleichberechtigt sind und gleichen Theil an der Wahrheit haben." (Der Mann ist natürlich selbst ein Sectirer) „ja alle Denominationen haben die Wahrheit, haben das große evangelische Princip; allein ausgenommen die Männer des halbkatholischen Wesens." (vortrefflich.) „Und noch eins, meine Brüder,

vergessen wir nie das große und allgemein zugestandene Axiom (ich war sicher, daß jetzt eine große Täuschung zum Vorschein kommen werde) die unsichtbare Kirche, die Gemeine der Heiligen wird schwächer und schwächer, je weniger sie sich äußerlich darstellt. Wir, meine Freunde, wir sind die Gemeine der Heiligen. Voila die unsichtbare Kirche, welche sichtbar geworden ist, es ist die Repräsentation, die communio Sanctorum.

Hiernächst bat der Prediger Meyer eindringlich und rührend um Hülfe für seine arme Lyoner Gemeinde. Er bat so herzlich und bezog alles so passend auf die Vergangenheit seiner Stadt, daß man unwillkürlich davon bewegt wurde. „Von den Gräbern des Attalus und der Blandina komm' ich her, so begann er, von der Kirche der Katakomben, da Irenäus geprebigt, da die treuen Zeugen Jesu Christi ihr Blut für seine Kirche vergossen, ihr habt eine Pflicht des Dankes gegen diese Stadt zu erfüllen...." Ob etwas für sie geschehen ist, kann ich nicht sagen.

Nach dieser Ansprache, die — beiläufig — deutsch war gehalten worden, trat der Deputirte des englischen Comité auf und unterbreitete zwei Sendschreiben der Zustimmung der Versammlung, die von den Engländern entworfen und an die Waldenser und die freie Kirche in Piemont gerichtet waren. Es waren gelungene, wenn auch etwas breite Nachahmungen apostolischer Briefe. Sie sollten zur Einigkeit im Geist und zum Frieden ermahnen, und wurden durch die Acclamation mit der Autorität der Alliance bekleidet. Hierauf sprach der Herr le Grand aus Basel, ein einfacher, herzlicher alter Mann, einfache und herzliche Worte. Er ist sehr klein und äußerst originell, macht aber einen durchaus wohlthuenden Eindruck. Er bat auch für Ungarn, so aber, daß er vorher den dort herrschenden Rationalismus aufs ernsteste geißelte. — Das ist nun so ein Kind Gottes, dem es fast an der Stirne geschrieben steht; ein Israelit, in dem kein Falsch ist. — Le Grand schloß mit einer Wendung, die eben so überraschend als lieblich war. Er erzählte, wie er im Mausoleum von Charlottenburg gewesen wäre, beschrieb den Eindruck kürzlich, den er dort erhalten, und knüpfte daran den Segenswunsch, der Geist seiner Ahnen möge über dem Haus Hohenzollern ruhen. Ich stimmte mit voller Seele ein in das Gebet. Nun redeten nur noch zwei Männer, ein bärtiger Professor aus Amerika, den ich leider anzuhören verhindert war, und ein Herr Scheler aus Brüssel. Dieser Mann redete außerordentlich viel von sich selbst; erzählte, wie er die practische Union bei sich habe; er selbst (glaub' ich, sagte er) sei lutherisch, seine Frau eine Reformirte und sein Busenfreund ein Baptist. Das Alles brachte er mit einer so leichten Art vor, daß die Versammlung in seine Heiterkeit einstimmte; dann habe er noch, erzählte er weiter, eine gute Methode, um den Unions-Ideen weiteren Einfluß zu geben. Das seien nämlich Unions-Thee's alias Alliance-Thee's. Da kämen nämlich Glieder der verschiedensten Denominationen zusammen und dann würde auf gemeinschaftliche Kosten Thee angeschafft und man sei sehr vergnügt. Er empfehle diese Propaganda zur Nachahmung, sie sei sehr praktisch.

Und das nannte er Bericht über die kirchlichen Zustände in Brüssel. Zustände waren es sicher; sonst aber weder kirchlich, noch nachahmungswerth.

Das war das Ende der Vormittags-Versammlung. Von der feierlichen Schlußsitzung war besonders bemerkenswerth, wie schlau die Baptisten auf die Angriffe des Lic. Krummacher und des Herr C. R. Sieffert aus Königsberg i. Pr. sich verantwortet habe Es ist nicht zu verkennen, daß das Terrain für diese ein se ungünstiges war. Wenn die Alliance einmal den Boden der Kirc verlassen hatte, wenn sie in demselben Momente die Lehre von d Sacramenten für ein ganz beiläufiges und unwesentliches Stück Leh erklärte, wie könnte da von einer ernstlichen Auseinandersetzung m den Baptisten die Rede seyn? da hatten sie gar leichtes Spiel. W der Krummachers ernste Ermahnung, noch Herrn Dr. Sieffer ehrlicher und entschiedener Angriff, konnten irgend von Folgen sey Sie sind mit ein paar leeren Versprechungen abgespeist worden, u dann war alles zu Ende. Weiter ist von der Alliance nichts zu gen. Das Te Deum am Ende fiel aus. Das: Nun danket a Gott! ist mit Orgelbegleitung von den Mitgliedern angestimmt wo den. — Nachträglich kommt mir noch eine Erklärung Merle d'Aubigné in die Hände, die derselbe in der Voßischen Zeitung veröffentlicht h Sie wirft auf das Verhältniß zwischen Bunsen und Merle d'Aubig ein eigenthümliches Licht.

Seltsam! Die meisten der Mitglieder von Berlin stellen sich dieser Sache auf Bunsens Seite. Anstoß hat es freilich genug de halb gegeben und es wird so seyn wie ich sage; „dieser Sonntag Abe in dem Mäderschen Saale ist der Wendepunkt. Von da an klafft d Riß. Stopft ihn immer zu mit Stroh und mit Leinwand. Er wi doch immer breiter." Daß da der faule Fleck sitzt, kann man nun au schon an der allgemeinen Erbitterung wahrnehmen, die über d Alliance-Leute kommt, sobald man an die Merle d'Aubigné—Bunsen Affaire erinnert.

Was aber die Kinder Gottes betrifft, die mit bei der Allian sind, treue Herzen aus aller Herren Länder — so bitte ich den Her der Kirche, daß er sie bald wolle zurückführen. Denn über sie w wird getreten, das werden sie sehen. Es ist nur die Frage, ob leicht und bald zur Erkenntniß kommen, oder ob sie zu innig an ihr Irrthümern hängen. Je länger sie in diesem Scheinbruderbund au harren, desto schmerzlicher wird hernach ihre Betrübniß seyn.

Es ist schon Unheil und Verwirrung genug in der Kirche. Wah was ihr habt, ihr Herren, und greift dem Herrn der Heerschaaren ni in sein Regiment. Dieser Bund ist nicht sein Werk, und er wi nicht bestehen. Unsere Urenkel aber, welche die Geschichte unserer Z lesen, werden über die armen Phantasten lächeln, die da glaubten, a einer mes-alliance mit dem Unglauben werde der neue Heiland boren werden.

So liegt denn die Berliner Bundes-Versammlung dahinten; sie ist ein Stückchen Geschichte. Mit welchen Empfindungen ich a hineinkam, das sah ich bald, daß sie auf einer vollendeten Verwirru aller Wahrheit beruhte. Weiß Gott, ob man sich unter den Begriffe „Kirche, unsichtbare Kirche, communio Sanctorum," mit denen m sich wechselsweise beschenkt hat, einen wirklichen Gegenstand vorste Fast befürchte ich, daß dem Bund nicht nur die Sachen, sondern a die Begriffe abhanden gekommen sind.

Ich stehe sinnend davor, und es ist mir beinahe, als ob Gott d Herr das Alles darum so zuläßt, damit sein Volk den Geist der B führung selbst unter der dichtesten Maske erkennen lerne, und dar seine Kirche von den Schlacken der weltlichen Liebe geläutert werde

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz. Druck von Trowitzsch und Sohn.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1857. Mittwoch den 14. October. № 82.

Der Kirchentag in Stuttgart.

(Fortsetzung.)

C. R. Dorner: Die Einwendungen von Sander erledi- en sich leicht, wenn die von Barth beseitigt sind. Letzterer ndet einen Widerspruch zwischen Th. 3. und 5. Aber Th. 3. eint wohl, daß die Confessionen der alten Welt aus ihrem lauben heraus missioniren. Th. 5. aber, daß diese Differen- n nicht das Kreuz Christi verhüllen dürfen. Der Herzpunkt angelischen Glaubens muß auch im Heidenlande bleiben. ber mit der confessionellen Treue der Einzelnen ist sehr wohl ereinbar, daß sie nicht aggressiv verfahren. Auch kann es ort nicht darauf ankommen, die confessionellen Spitzen, wie ander wünscht, hervorzuheben. Ich empfehle die Annahme er Thesen.

Missionar Müller aus Indien bestätigt, daß nicht die Differenzen über Lehrpunkte es sind, was die Herzen der eiden fesselt, sondern die einfache Lehre vom Kreuze. Wo an sich auf Lehrstreitigkeiten legt, ist die Arbeit eine ge- hwächte.

Christ-Sarasin findet den Kern der Thesen in der chsten.

Der Präsident empfiehlt Abstimmung über die Thesen. Dagegen macht Prof. Hengstenberg auf die Wichtigkeit der Sache aufmerksam, auf der einen Seite: Gottes Wort und utheri Lehr vergehen nun und nimmermehr, auf der andern Seite die Dogmen Product der Zeiten und der Nationalitäten, andelbar, im steten Flusse begriffen. Eine gemischte und un- orbereitete Versammlung verkenne ihre Stellung, wenn sie über inen solchen Gegenstand abstimmen wolle. Ueberhaupt aber eyen in Glaubenssachen Abstimmungen bedenklich, Majoritäten hne Bedeutung.

O. C. R. Stahl schließt sich dieser Ansicht an: Leider äuft bei dem Referenten alles auf den Gegensatz zwischen Con- ession und Union hinaus. Wir glauben, daß das Lutherthum er beste Schritt zur Apostol. Kirche ist. Der Kirchentag be- uht eben darauf, daß beide Parteien, die confessionelle und die nionsfreundliche sich gegenseitig bestehen lassen.

Die Versammlung erklärt sich gegen die Abstimmung.

Am Abende dieses Tages ward das Oratorium „Israel in Aegypten" von Händel durch den Verein für classische Kirchen- musik unter Leitung des rühmlich bekannten Musikdirectors D. Faißt aufgeführt. Darnach, wie gewöhnlich, freie Vereini- gung in einem öffentlichen Locale.

Mittwoch, 23. September.

Gesang und Gebet, vom Pastor Ball gesprochen.

Präsident O. C. R. Stahl.

G. S. Wiesmann verließt eine Erklärung, wonach die Versammlung ihre lebhaftesten und herzlichsten Sympathien für die Heidenmission ausspricht, welche zwar von der Kirche durch ihre geordnete Organe befördert werden sollte, doch einstweilen noch den freien Vereinen zu überlassen sey. Diese Erklärung wird einstimmig angenommen.

Judenmissionar Hausmeister bringt einen Gruß von der Londoner Judenmissions-Gesellschaft, welche nächstens ihr fünf- zigstes Jahresfest feiert, und den Erzb. v. Canterbury nebst einer Anzahl Bischöfe an ihrer Spitze hat. Ich sehe, sagte H., oft das Münster in Straßburg vor mir, und mache die Be- merkung, daß keiner der alten Dome ganz vollendet ist. Das ist mir ein Symbol, daß die Heidenkirchen nicht eher vollendet sind, als bis Israel eingegangen ist.

v. Bethmann-Hollweg erstattet das Referat über evan- gelische Katholicität: Wie haben wir die Einheit und Allge- meinheit der Kirche uns zu denken? Wie müssen wir sie för- dern? Mein Vortrag ist nur eine Stimme aus der Gemeinde, welche Fragen richtet an das hier versammelte Lehramt. Wie stark war vor vierzig Jahren der Gemeinschaftstrieb! Kein Gegensatz der kirchl. Stellung konnte ihn hemmen. Man reiste Meilen weit, um einen Christen zu besuchen. Viele kamen aus England hierher. Auch unsere jungen Theologen zogen nach England, Schottland, der Schweiz. Als 1818 die Kunde von wunderbaren Erweckungen im kathol. Süddeutschland kam, zogen junge Theologen, um zuzusehen, ob das Gottes Werk sey. Sie durften die Freude dieses Volkes in Oesterreich schauen. Man pflegt jetzt kirchlich vornehm auf jene Zeit subjectiver Gefühls- frömmigkeit herabzusehen. Es war das heil. Feuer jener Liebe, welche mit dem Zeugniß persönlich empfangener Gnade dem Herrn Jünger gewann, wie dort Andreas und Philippus. Jetzt herrscht das Evangelium in weiteren Kreisen, aber man klagt über die Seltenheit tieferer Erweckungen. Es war damals nicht blos Liebesgefühl, sondern auch practische Bethätigung in der Mission. Sollten wir nicht eine neue Ausgießung des Liebes- geistes erbitten, damit das heil. allgemeine Band alle Abtheilun- gen der Kirche durchziehe und sie mit ihrem Haupte verbinde?

Damals erschien uns die amtliche Kirche in ihrem zeitlichen Verfalle als eine Mumie der Gemeinde Gottes. Die Unterscheidung von ecclesia und ecclesiolae war unser Symbolum. In England und Schottland bildete sich der Independentismus, der sich von da nach Frankreich und der französ. Schweiz verbreitet, und zur Trennung von der Nationalkirche geführt hat. Seitdem sind die gläubigen Christen zur ecclesia zurückgekehrt; selbst die Werke freier Liebe gehen den kirchlichen Weg. Wo ist die Grenzscheide evangelischer Katholicität gegenüber dem Independentismus? Wir halten fest an dem Worte des Herrn: „Wo zwei oder drei versammelt sind ꝛc." Aber wir bedürfen keine Ausscheidung von der öffentlichen Kirche, da diese durch unsere Reformatoren von seelenverderblichen Irrthümern gereinigt ist. Wir gloriiren nicht mit der Herrlichkeit unsrer Kirche. Der Unglaube, die Zuchtlosigkeit in ihr ist uns nicht verborgen. Aber sie besitzt Gottes heil. Wort, die reine Auslegung desselben und den stiftungsmäßigen Gebrauch der Sacramente. Unsere Liebe zu der unsichtbaren Gemeinde der Erwählten übertragen wir auf die sichtbare, der wir angehören, weil wir jene nicht greifen, unsere Liebe zu ihr nur hier bethätigen können. Wie wir selbst durch den Glauben geheiligt, und doch dem Leben nach noch nicht heilig sind, so ist es auch mit der Kirche in ihrer empirischen Erscheinung. Hat sie nicht manchen Schritt vorwärts gethan seit vierzig Jahren? Wir warnen vor dem Hochmuthe, dem diese Kirche zu schlecht ist, vor der idealistischen Weite, die in die Enge der Secte führt, vor dem falschen Freiheitsgelüste. Die Römischen Gegner spotten unserer Zersplitterung. Freilich die Katholicität der Kirche des Gesetzes können wir nicht wollen. Die Evangel. Kirche kann ihre wesentliche Einheit nur im Zusammenhang mit ihrem Haupte finden, und muß Selbstständigkeit in ihren Gliedern zulassen. Unsere reformatorischen Bekenntnisse fordern zur Einigkeit der Kirche nicht die Gleichheit der Verfassung. Selbst mit der Kirchenzucht will es nicht recht vorwärts. Eben so wenig bedarf es der Gleichheit der Cultusform. Daß wir nur verschont bleiben mit einem neuen Ceremonialgesetze! Wesentlich ist nur die reine Verkündigung des Wortes und Verwaltung der Sacramente. So dachte Luther im Verhältnisse zu Calvin; beide ehrten sich. In späterer Zeit änderte sich das. Von neuem ist die Evangel. Freiheit durch das Gesetzthum der Lehre, und die Evangel. Einheit durch Erneuerung alter tiefgehender Spaltungen bedroht. Möge nur in dem Kampfe der Grundsatz der Form. Conc., daß die Symbole nur Zeugnisse, allein das göttliche Wort Quell und Norm sey, aufrecht erhalten werden; dann dürfen wir auf Erhaltung der wesentlichen Einheit unserer Evangel. Kirche hoffen. Wenn nur kirchliche Spaltung vermieden wird, die sich in Versagung der Abendmahls-Gemeinschaft zeigt. Ob nicht zwischen der Luther. und Reform. Kirche eine hinreichende Lehrübereinstimmung stattfindet, um diese Gemeinschaft zu begründen? Ist es vor Gott recht, den bußfertigen und gläubigen Reformirten vorher einen Uebertritt zur Luther. Kirche abzufordern? — Als unwesentlich betrachten

unsere Bekenntnisse auch die Einheit des Kirchenregimente Der Kirchentag von 1848 hat eine Conföderation der Kirchenregimente empfohlen: ein echt katholischer Gedanke. Die Deu schen Landeskirchen haben seitdem eine Einheit gewonnen, d Eisenacher Conferenz, welche dies Jahr zum vierten Male tagt Wir wollen ihr ein Wort des Dankes zurufen, daß sie in diese Jahr das Heiligthum der Familie durch Abschaffung schriftwidrig Ehescheidung geschützt und die Einführung der Evangel. Kirche zucht beantragt hat. Aber alles dieß ist nur ein Anfang. G fehlt noch die liturgische Fürbitte für die ganze Evangel. Kirch in Deutschland. Die Spielhöllen bestehen immer noch, tro unserer Bemühungen beim Deutschen Bunde. Noch liege Kirchen und Schulen in Schleswig wüste durch Entziehung d Kirchensprache. Der erste Kirchentag war so kühn, eine Verbin dung der Deutschen Evang. Kirche mit allen Evang. Kirche zu empfehlen. Seyen wir nicht schwächer! Eine Collecte fü die Evangel. Kirche in Amerika, eine kirchliche Entlassung d Auswanderer ist von der Eisenacher Conferenz angeordne Preußen erhält Evangel. Diaspora-Gemeinden in Italien, Po tugal, Brasilien, im Orient. — Mit der Orientalischen un der Römischen Kirche selbst können wir nicht in Gemeinscha treten; und doch muß echte Evangel. Katholicität alle Exclus vität vermeiden. Wir haben auch mit diesen Kirchen das Wo Gottes und die ökumenischen Symbole gemein. Worin kann unse Gemeinschaft mit ihnen sich bethätigen? Nicht durch Verleu nung unseres Evangel. Standpunctes; sondern wir sollen ihne unsere Wahrheit bezeugen, am Gemeinsamen anknüpfend, un das Erstorbene in ihnen zu beleben suchen. Gobats Wir samkeit auf die Griechische und Abyssinische Kirche kann dari zum Vorbilde dienen. Wir dürfen nicht positiv hinein mission ren, haben auch im Kampfe mit ihnen eine mittheilende Ge meinschaft zu bewähren. Viel hat die Römische Kirche vo uns empfangen, man vergleiche nur den Bildungsstand des geis lichen Standes in Deutschland und Italien. Dagegen habe wir z. B. in der Wohlthätigkeit viel von ihr zu lernen. Zweie lei liegt mir besonders am Herzen: 1) die praktische Bethät gung kirchlicher Katholicität, besonders in Bezug auf Abendmahl Gemeinschaft; Förderung der Conföderation; und gegenüb der Römischen Kirche 2) die persönliche Gemeinschaft d Heiligen.

Decan Lechler drückt seine innige Zustimmung zu de Referate aus: Wir müssen uns auch nach dem Norden wende und dem Allianztage die Bruderhand reichen. Der Würtembe gische Boden ist dafür der rechte; unsere Landeskirche trägt eine solchen weitherzigen Charakter schon seit Herzog Christoph, de für alle evang. Christen ein weites Herz hatte. Außer ihm tri dies besonders in vier Männern hervor: Joh. Brenz, Ja Andreae, Joh. Val. Andreae und J. A. Bengel, welch sich nicht nur durch aufrichtige Frömmigkeit, Geist und Wisse schaft, sondern auch durch evang. Weitherzigkeit ausgezeichn haben. Brenz hat mit Calvin vertrauten Verkehr gepfloge Jac. Andreae war nicht sowohl ein Mann des Streites a

es Friedens. J. V. Andreae eignete seiner Heimathkirche an, as er in Genf Gutes gesehen hatte. Bengel war als prak- scher Kirchenmann voll Duldsamkeit. „Gedenket an eure ehrer ꝛc.“ Etwas von diesem Geiste lebt noch unter uns. Wir nd im Durchschnitt zu irgend einer Hochkirchlichkeit nicht orga- sirt. Wir sind einverstanden mit der Britischen Adresse an den ontinent: daß keine sichtbare Kirche im Stande ist, dem Chri- en einen Platz im Reiche Gottes zu sichern. Wir sind hier ücklicherweise der Kämpfe für und wider die Union überhoben, ber denen die beste Kraft verloren geht. Aber Gottes Wort acht uns evangelische Katholicität zur Pflicht. Die Jünger aren auf dem Wege zur unevangelischen Katholicität, als sie e Austreibung des Teufels verwehrten, Marc. 9, 38. Was gte der Herr? „Ihr sollet es ihm nicht verbieten; wer nicht ider uns ist, der ist für uns.“ Von sich aber sagt Er: „Wer icht mit mir ist, der ist wider mich.“ Wir halten es nicht mit enen, welche sagen: „Lieber sollen die Hindus Heiden bleiben, ls daß sie Anglicaner werden; Einheit der Kirche ist ihr höch- es Gut.“ Wie sind doch die Apostel so einig gewesen auf dem nen Grunde, und doch wie mannigfaltig!

Christoph Hoffmann: Die Einheit ist nur ein hohes iel, eine Aufgabe, die noch unerfüllt ist. 1. Die Mittel dazu. Gottes Reich ist nicht ein Reich der Gewalt. Nicht etwa die Wiederauffrischung frommer Gefühle früherer Zeiten kann un- erer Kirche Macht verschaffen über die Menschen. Das Be- ürfniß der Emporhebung der Menschen aus geistiger und leib- icher Unterdrückung liegt vor. 2. Was hindert uns: a) daß ir uns den falschen Trost zusprechen, daß trotz des augenschein- chen Verfalles unsere Kirche dennoch des Herrn Tempel sey;) daß wir uns einreden, es sey nicht die Aufgabe des Chri- enthums, unsere socialen Zustände umzuwandeln. Daher der elehrte Kram und das Werthlegen auf Formen.

Pf. Bräm aus Neukirchen: Bei unseren Gemeinden ist nter allen Schichten dasselbe wie bei den Gelehrten; dieselben Mängel des Dogmatismus, Pharisäismus, Starrheit ꝛc. Ein lement von Doctrinarismus ist noch über uns ausgegossen, uch unter den Gemeinden. Wir müssen uns und die Unsern mmer tiefer ins Wort Gottes führen, daß wir die vielen fal- chen Ideen corrigiren, biblisch denken lernen u. s. w.

Pf. Liebetrut: Soll sich die Evang. Kirche darstellen ls ein Blatt an dem Baume der una sancta? Nein, sondern ls ihr Mittelpunkt, ihr Herzblatt. Die Reformatoren haben icht eine akatholische Secte der Kath. Kirche entgegengestellt; ondern der Deformation der Kirche ihre Reformation. Hätten ie etwas anderes gethan, dann hätte die Römische Kirche Recht, enn sie uns als böse schädliche Secte bezeichnet. Hüten wir ns, daß wir uns nicht in confessionsflüchtige Parteien, Schulen nd Secten auflösen, durch Unionen und Conföderationen. Sonst wird eine neue Deformation daraus hervorgehen, die vor er Macht der Römischen Kirche nicht besteht.

Prof. Piper aus Berlin: Es ist ein Unterschied zwischen er Katholicität des Evangelii und der der Evang. Kirche. Die

erste hat sich schon erfüllt. Mit der zweiten ist es anders. Es ist hingewiesen auf den Unterschied zwischen der ecclesia und den ecclesiolis. Wir werden unterscheiden müssen zwischen einer gekommenen und einer werdenden Erscheinung. Man hat drei Zeitalter der Kirche unterschieden: das petrinische, paulinische und johanneische. In Succession erscheint, was zusammen seyn sollte. Die späteren Zeiten sollen das der früheren Zeitalter zusammen nehmen. Wie steht die Kath. Kirche zu diesem Ziele? In ihr sind noch Reste großer Herrlichkeit; dennoch ist sie un- fähig, an der letzten großen Aufgabe mitzuarbeiten: 1. weil sie decisiv zurückgefallen ist auf einen jüdischen und heidnischen Standpunkt; weil sie die monarchische Gestalt mehr und mehr in sich ausgebildet hat vermittelst des Jesuitismus; 2. durch das Zurückgehen auf den Heiligen-Cultus. — Wie die Sprachen sich austauschen, so wird auch die Einheit der Kirche mehr her- vortreten.

Propst Nitzsch: Die Frage, ob es für die beiden Abthei- lungen der reformatorischen Kirche recht sey, die Glieder der andern zum Abendmahle zuzulassen, beantworte ich mit dem entschiedensten Ja! Es gibt keine Separation, die nicht der größeren Kirche etwas zu sagen hätte, was noth und gut sey. Wie viel weniger können so nahe verwandte Parteien glauben, daß sie einander nicht noch etwas mitzutheilen hätten. Zu sei- ner Zeit hielt Spener die Sache noch nicht für möglich. Aber unsere Zeit kann die Erfahrung gemacht haben, daß das nicht in unseren Bekenntnißschriften liegt, als ob der Glaube an diese oder jene Ansicht von der Gegenwart Christi im Abendmahl entscheidend sey. — Eine solche Abendmahlsgemeinschaft ist schon rechtlich vorhanden. Aber wo sie es auch noch nicht ist, da ist es doch unrecht vor Gott, einen evang. Bekenner Christi mit erbaulichem Wandel zurückzuweisen! — Die Eisenacher Confe- renz sollte der Fürbitte, dem Herzen der evang. Christen nahe gebracht werden. Schon sind gesegnete Berathungen von ihr ausgegangen. Sie hat sich dem kirchlichen Liberalismus ent- gegengestellt; ein rein evangelisches Disciplinar-Princip vorge- schlagen; in der Ehescheidungssache nachgewiesen, daß eine laxe Praxis sehr geschadet hat.

D. Sander: Mit Freuden versetze ich mich mit dem Re- ferenten in die Zeit der ersten Liebe. So ist es nicht geblieben. Die Einigkeit würde weniger gestört worden seyn, wenn nicht menschliche Hand hineingegriffen hätte, die die Sache bureau- kratisch erzwingen wollte. Wir wollen nichts erzwingen durch menschliche Macht, menschliche Surrogate, die den heil. Geist vertreten sollen und nicht können; keine menschliche Voreiligkeit. Den Blick auf den Herrn gerichtet, werden wir uns davor hü- ten; wir bleiben bei der Conföderation. Die Kirche hat auch eine äußere Seite des Rechtes, das muß man heilig halten. Es sollten gemeinsame Zeugnisse abgelegt werden gegen die Spielhöllen, für das Ehegesetz, für Schleswig-Holstein. Das vornehme Herabsehen auf die Zeit der ersten Liebe sollte nicht stattfinden. — Was die gemeinschaftliche Abendmahlsfeier be- trifft, so habe ich viele Reformirte zugelassen; aber um so mehr

ist zu bedenken, ob man solches unter eine äußere Formel bringen solle. — Es ist ferner vorgeschlagen, der Allianz die Hand zu reichen. Ich will gegen keinen der theuern Männer seyn, die in Berlin getagt haben. Aber in unserer Augsb. Conf. steht doch: Damnamus, d. i. wir verwerfen — die Anabaptisten. — Was die Katholicität betrifft, so hat schon Marheinecke darauf aufmerksam gemacht, daß die alten Lutheraner ihre Römischen Widersacher nicht katholisch, sondern Päpstler genannt haben.

Nach einer halbstündigen Pause erklärte Prälat v. Kapff unter Zustimmung der Versammlung dem Hrn. v. Bethmann-Hollweg seinen Dank. Zugleich spricht er sich tadelnd über die von Chr. Hoffmann geäußerten Ansichten aus.

v. Bethmann-Hollweg stellt folgende Anträge:

1. Der Kirchentag bezeugt der Eisenacher Conferenz seinen Dank für ihr Verfahren in der Ehescheidungs- und der Kirchenzuchtssache.

2. Derselbe wünscht, daß ins sonntägliche Kirchengebet die Fürbitte für alle evangelische Kirchen aufgenommen werde.

3. Er drückt nochmals sein Bedauern aus über die Schleswig-Holsteinischen Zustände und die Verdrängung der deutschen Sprache.

4. Er erneuert seinen Protest gegen die Zulassung der Spielhöllen und des Lottos.

D. Stahl resumirt als Präsident: Der Gegensatz, der wirklich besteht, ist in der Verhandlung noch gar nicht herausgestellt worden und meine Ueberzeugung ist noch gar nicht vertreten. Ich werde den Gegensatz, aber auch den Punkt unserer Einheit aufzeigen. Was man hier unter Katholicität versteht, war den Reformatoren fremd. Sie setzten die Katholicität in die Einheit und Allgemeinheit der wahren Lehre. Hier dagegen fordert man eine Katholicität, die über die confessionelle Kirche, also über die wahre Lehre hinausreichen soll. Solche Vorstellung von Katholicität kann eine Förderung zur Herstellung der Einheit der Kirche seyn, sie enthält aber auch eine große Gefahr der Zerstörung. Es stehen sich entgegen Katholicität im Sinne der Evangelischen, das ist unser Standpunkt, und Katholicität unter den Evangelischen, das ist der Standpunkt der evangelischen Allianz. Nach letzterem beruht die Katholicität auf dem Consensus der Lehre unter allen evangelischen Denominationen. Was außer diesem Consensus ist, ist nicht fundamental, ohne Einfluß auf die Seligkeit. Dem widersprechen wir Lutheraner. Man hat uns deshalb heute lutherisches Hochkirchenthum, Doktrinarismus und Pharisäismus vorgeworfen. Aber wir haben nie das Seelenheil auf die Angehörigkeit an die Lutherische Kirche statt auf die Wiedergeburt gebaut. Wir haben keinen Eifer für die Urkunden oder die Begriffsbestimmungen unserer Bekenntnisse, sondern für die Heiligthümer, die sie enthalten. Die Unterscheidung fundamentaler und nicht-fundamentaler Lehren ist eine Scholastik, gradeso wie die katholische Unterscheidung zwischen Todsünden und läßlichen

Sünden. Katholischer Semipelagianismus und Prädestination sieben Sakramente und Verwerfung der Kindertaufe, warum soll das eine fundamental seyn und das andere nicht? D Katholicität der evangelischen Allianz beruht auf einem Volte schlagen zwischen sichtbarer und unsichtbarer Kirche. Auf Grun der Gotteskindschaft, die der unsichtbaren Kirche angehört, be gnügt man sich mit den ungenügenden neun Artikeln, und a Grund der reinen Lehre, die der sichtbaren Kirche angehör schließt man die Katholiken aus. Das ist nicht Katholicitä sondern evangelische Parteigenossenschaft. Wenn wir uns m den Extremen der Reformation verbrüdern, so wird der gan Protestantismus zu einem Extrem gegen das Extrem des Kathc licismus. Luther hat nicht bloß einen Anfang der Reformatio gemacht und die Kirchenstifter nach ihm sie vollendet. Er ho sie vielleicht eher in manchen Stücken schon zu weit getriebe Darum müssen wir die Abweichungen der evangelischen Denc minationen ebenso sehr abwehren, als die katholischen.

Hier ward der Vorsitzende von reformirter Seite, der sic auch mehrere Stimmen von Würtembergern anschlossen, vo dem Rufe unterbrochen: er falle aus der Rolle des Präsidente in die des Redners. Ein Tumult entstand. D. Stahl bestan auf dem Rechte, welches er als Präsident habe, beim Resum seine persönliche Ueberzeugung auszusprechen. Endlich schien die der Versammlung einzuleuchten; und auf den vielfachen Zuruf er möge fortfahren, redete Stahl weiter:

Der confessionelle Standpunkt hindert uns nicht, die Ka tholicität anzuerkennen. Wir gründen sie erstens auf die Got teskindschaft, die sich unter den Gläubigen aller Confessio nen, der Katholiken wie der evangelischen Denominationen finde Wir gründen sie zweitens auf das apostolische Symbolum un die Taufe; wo diese sind, da ist christliche Religion ungeachte aller Verschiedenheit der Confession, und da ist ein Band z Christus und Wirksamkeit des heil. Geistes. Wir gründen si drittens auf die Vertheilung der Gnadengaben unter de verschiedenen Confessionen. Die Lutherische Kirche ist die Kirch der wahren Lehre, aber manche Gnadengaben finden sich i andern Kirchen reicher als in ihr. In den ersten Jahrhunderte war die Fülle der Gnadengaben bei der rechtgläubigen Kirch Jetzt kann das keine der Kirchen von sich behaupten. Desha kann auch keine derselben als die una sancta catholica gelte Diese Katholicität ist ganz verschieden von Unio und von evangelischer Allianz. Sie erstrebt nic äußere Vereinigung, sondern nur innere Anerke nung. Sie gründet sich nicht auf das Negative, daß man d göttlichen Wahrheiten, welche die andere Confession läugnet, g ringer anschlägt, sondern auf das Positive, daß man die Gn dengaben der andern Confession hochanschlägt. Wir glaube an keine Katholicität der Lehre, die über die wah Confession hinausreicht, aber an eine Katholicit der Wirksamkeit des h. Geistes, die durch alle Cor fessionen geht. Rechte Katholicität besteht deshalb jetzt g nicht, da Irrthümer die Kirche theilen. Wir können sie au nicht dadurch herstellen, daß wir Wahrheit und Irrthum f unwesentlich erklären. Wir können nur darauf harren, daß G sie herstelle.

(Fortsetzung folgt.)

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz. Druck von Trowitzsch und Sohn.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1857. Sonnabend den 17. October. № 83.

Der Kirchentag in Stuttgart.

(Fortsetzung.)

Die vier Anträge, welche v. Bethmann-Hollweg gestellt, werden sämmtlich von der Versammlung angenommen.

Für den dritten auf der Tagesordnung stehenden Gegenstand: „Die Fortschritte des Gesangbuchwesens in den Deutschen Landeskirchen seit 1852", blieben nicht einmal 1½ Stunden übrig, so daß er nicht zu seinem vollen Rechte kam.

Oberhofprediger D. v. Grüneisen als Referent besprach drei Punkte: 1. was im Gesangbuchwesen seit 1852 geschehen sey; 2. kurze Charakteristik dieser neuen Erscheinungen; 3. einige dahin gehörige Anträge.

1. Seit 1852 ist eine nicht geringe Zahl von deutsch-evang. Gesangbüchern theils eingeführt, theils als Entwurf bekannt gemacht, unter andern auch drei in der Schweiz. Für die evang. Gemeinden Oesterreichs steht ein neues Gesangbuch in Aussicht, vielleicht das neue Würtemberger. Nur noch über einem Theile von Deutschland liegt traurige Stille.

2. Die in Deutschland erschienenen neuen Gesangbücher sind durchaus kirchlicher, besser als ihre Vorgänger. Auch in der Textesbehandlung halten die Preußischen sich an das kirchlich recipirte. Die 150 Lieder des Eisenacher Entwurfes sollten in allen neueren Büchern aufgenommen seyn, und zwar in der dort festgestellten Recension. Leider ist auf diese Vereinbarung wenig oder gar keine Rücksicht genommen. Der Widerwille gegen die alten Lieder ist schon vielfach zurückgetreten. Das Bayerische Gesangbuch wird sich gewiß behaupten, auch das Osnabrückische nach der bevorstehenden Revision. Mit der Zeit bildet sich der Sinn für die ungewohnten Formen wieder.

3. Antrag, die Versammlung wolle

a) ihre Genugthuung über den Stand der Sache zu erkennen geben;

b) die hohen Regierungen bitten, die Sache auf dem Herzen zu tragen, namentlich für allgemeine Aufnahme der 150 Lieder zu wirken;

c) die evang. Christen sollen die Sache auch für Unbemittelte fördern, wie in Würtemberg, theilweise auch in Preußen geschehen.

Oberlehrer Scholz aus Gütersloh als Correferent, beleuchtete zuerst einige der neuesten Erscheinungen auf diesem Gebiete genauer, charakterisirte die bisher in Bayern und im Osnabrückischen gebrauchten Gesangbücher, zum Beweise, mit welchem Rechte die dortigen kirchlichen Oberbehörden auf Beseitigung derselben gedacht hätten, beurtheilte dann die neuen dort ganz oder theilweise eingeführten Bücher, nebst verschiedenen anderen, unter welchen er dem neuen Elberfelder Gesangbuch bei weitem den Vorzug gab. Er zeigte, wie der Evang. Kirche die Objectivität abhanden gekommen sey, wie diese sich in der Auswahl der Kirchenlieder und besonders in der Textesbehandlung zeigen müsse. Man müsse überall auf die kirchlich bis etwa 1750 recipirten Texte zurückgehen; mit dem Aendern sey es ein höchst mißliches Ding, das nothwendig übel gerathen müsse. Nur durch Aufgeben der Subjectivität könne man zur Liedereintracht zurückkehren, mit welcher überhaupt die Einheit der Evang. Kirche innig zusammenhange. Das deutsche wie das christliche Volk sey dabei in hohem Grade interessirt.

Da die Zeit schon so weit vorgerückt war, konnte der Vortrag nur in sehr abgekürzter Gestalt gehalten werden; ebenso wenig blieb für eine Discussion Zeit. Die von v. Grüneisen gestellten Anträge wurden sämmtlich angenommen. In Bezug auf den engeren und weiteren Ausschuß ward die Bestätigung der bisherigen Glieder desselben beantragt und angenommen.

Für den nächsten Kirchentag brachte Pastor Mönckeberg aus Hamburg eine freundliche Einladung nach dieser Stadt, welche von der Versammlung dankbar angenommen ward. Mit einem Liede und einem Gebete des Präl. v. Kapff schloß die Verhandlung des Tages.

Donnerstag, den 24. September.

Erste Hauptversammlung des Congresses für innere Mission. Das Gebet sprach Pf. Blumhardt. Vorsitzender: Prälat v. Kapff.

In einem anziehend naiven Vortrage begrüßte die Versammlung der rühmlich bekannte D. Capadose aus dem Haag: Das Christenthum in Holland ist in den letzteren Jahren gefördert. Aber in der Kirche ist schwarze Nacht. Drei Viertel der Gemeinden sind nicht verklärt durch das Evangelium, sondern tragen die chamäleontische Farbe des Rationalismus. Wir haben eine zügellose Freiheit der Lehre, daher Verläugnung der Gottheit unseres Herrn Jesu, der heil. Dreieinigkeit. Unsere Universitäten sind in betrübtem Zustande; eine derselben ist orthodox, aber ohne Leben. Die Ursache liegt darin, daß ein eitles Wissen die Stelle des Glaubens vertritt. Man fragt nicht nach dem Herzenszustande bei den jungen Leuten: Wissenschaft

ist das Idol. Aber durch Gottes Gnade kommen aus solchen Universitäten jedes Jahr etliche, die Glauben haben. Auch inmitten des Volkes ist noch Leben. Gläubige Candidaten werden immer gleich angestellt. Mancherlei christliche Wirksamkeit äußert sich, aber ohne kirchliche Verbindung. Ich vertrete hier auch das jüdische Volk, als meine Brüder nach dem Fleische. Auch dafür geschieht in Holland etwas. Das will ich euch ans Herz legen. Die Betstunden für Israel wirken auf die Juden sehr heilsam, schon dadurch, daß diese sehen: die Christen kommen zusammen mit dem Zwecke, für uns zu beten. Dadurch wird die Kenntniß der Weissagungen befördert, die noch darnieder liegt. Vergessen Sie die Juden nicht.

Das Referat des O. C. R. D. Wichern schloß sich erläuternd an 12 Thesen, betreffend die innere Mission als Aufgabe der Kirche innerhalb der Christenheit: Die Thesen gehen von der Voraussetzung aus, daß inmitten der großen Christenheit das Judenthum und Heidenthum nicht überwunden oder vielfach wieder zu einer Macht geworden ist. Schon der Eingang der Völker war meist so, daß das Heidenthum mit hineingezogen ist. Welches Volk hätte eine ausgeborene christliche Nationalität dargestellt? Wie vielfach ist die Wissenschaft Gegnerin des Evangelii geworden! Ebenso die Kunst, selbst die Musik!

Was ist die Grundstimmung der Nationen in unseren Tagen? Die Quellen des Heidenthums fließen in starken Strömungen. Die Unzucht ist wie sie Paulus an die Epheser schildert. Viele meinen, daß an ihr unser Volk nicht zu Grunde gehen werde, sondern bereits zu Grunde gegangen sey. Gehen wir durch Stadt und Land: wir finden es so: Zerrüttung im Familienleben, der Jugend, bei Dienstboten, Ohnmacht der Regierenden in Staat und Kirche. — Dieser Voraussetzung des Heiden- und Judenthums unter uns stehen wir gegenüber. Wie sich die Christenheit zu verhalten hat dem auswärtigen Heidenthum gegenüber, wissen wir. Th. 4 ist gesagt, welche Stellung zum Heiden- und Judenthum in der Kirche der Christ einzunehmen hat. Das setzt voraus, daß inmitten der Christenheit sich eine Gemeinschaft solcher findet, die in Gottes Hand das Werkzeug solcher erbarmenden Liebe seyn können. Der Geist des Glaubens, der Buße und Heiligung muß in solchen ein Ernst geworden seyn. Sonst ist die J. M. Lüge und Heuchelei. Sie ist keine bloße Humanitätsbestrebung: Christus überall Grund und Ziel ihrer Arbeit. Nach Th. 5 ist ein wesentlicher Unterschied festzuhalten zwischen dem Reiche Gottes und der Kirche als äußerer Institution. Unsere Evang. Kirche selbst ist ein großer Act der J. M. Alle J. M., welche Losreißung, Sectirerei herbeiführt, hat mit der wahren J. M. nichts zu thun. Es liegt im Geiste dieser Arbeit der Kirche selbst, daß sie ein anderes zu unterlassen hat, den Zwist der Brüder unter einander. Kampf muß seyn, aber ein Kampf im Frieden, worin wir uns als Brüder lieben. — (Th. 7.) Die Englische Auffassung der Sache hat sich auch bei uns einzubürgern versucht, wonach nur die nächste Heimath das eigentliche Object ist. Aber wenn auch die Heimath das nächste Ziel ist, so liegt doch in dem Princip der Sache, daß unsere Herzen weiter werden, d wir uns von unserm territorialen Wesen losmachen. — D J. M. kann nicht ein neues Volk schaffen. In den letzten zeh Jahren hat sich der christlichen Kreise vielfach eine Unruhe b mächtigt. Wer sich unter die Zucht des Geistes stellt, wi schon wissen, wohin ihn Gott weist. — Th. 9 eine Hinweisun auf das allgemeine Priesterthum der Christen. Der Hausvat ist Hauspriester. Die ganze Evang. Kirche ist selbst eine Pri sterin von Anfang gewesen. Sie hat schon eine Rückwirkun auf die Römische Kirche geübt. Ich habe mich bemüht, rec viele Glieder dieser Kirche kennen zu lernen. Unter Privatle ten, Geistlichen, Ordensleuten habe ich eine große Zahl v Brüdern und Schwestern gefunden. Was für Wahrheiten sind, die uns aus solchen entgegen leuchten? Nichts anders a die evang. Wahrheiten. — (Th. 10.) Es herrscht die Besor niß, daß die Ordnungen der Kirche durch die J. M. gestö werden. Gott hat das Predigtamt gegründet, das soll geeh werden. Aber damit hat das Amt auch die heilige Verpflic tung, in christlichen Liebeswerken voranzugehen, die Kräfte daf zu wecken und zu sammeln. — (Th. 11.) Das Arbeitsfeld i so groß, daß die Diener des Wortes nicht ausreichen. E bauet sich auch eine Technik heraus, die zu ihrem Rechte kon men muß. Es bedarf besonderer Personen, des apostol. Diak nates unter dem geistlichen Amte u. s. w.

Hierauf legte der Vorsitzende zwei dringende Anträge d Pastors Ball in Kreuznach vor, des Inhalts:

1) daß die hohen Kirchenregimente den Epiphanias-Ta (6. Jan.) seiner ursprünglichen Bedeutung zurückgeben, ein Fe der Heidenmission zu seyn;

2) daß bewährte Missionare, welche in ihr Vaterland zu rückkehren, zur Anstellung im geistlichen Amte bestens empfo len werden.

Beide Anträge wurden fast einstimmig angenommen.

C.-R. Dr. Dorner: Ich freue mich von Herzen d wachsenden Klarheit in Betreff der J. M. Namentlich ist d Irrthum beseitigt, als ob dadurch das Ansehen des geistlich Amtes geschwächt werde. Vielfach ist noch der Irrthum ve breitet, als ob das geistliche Lehramt eben das Amt der Kirc wäre. In der Evangelischen Kirche sind alle Aemter allmähli zusammengeschrumpft in ein einziges Amt (?) zur Schwächun seines Einflusses. Das N. T. spricht nicht so vom Lehramt dieses hat nicht das Recht allein das Amt zu seyn. M schiebt alles aufs geistliche Amt, das soll für alles sorgen. Nic erwähnt ist in den Thesen der Einwurf: „Die J. M. hat etw künstliches, gemachtes. Die Hülfe muß nicht so kommen, so dern allein von Gott.“ Es kann uns nicht zu thun seyn u ein Werk, das nur Menschenwerk ist. Das Licht scheint nic bloß durch Predigen und Worte, sondern auch durch Thu Nicht machen, aber thun: συνεργοὶ θεοῦ nach 1 Cor. 3. soll die Christen seyn. Will denn der dreieinige Gott unmittelb wirken? Schon die Bekehrung ist von Gott der menschlich Arbeit anvertraut. Ruft nicht die Noth? Keine Mission

Kunstwerke wollen wir; aber mit der wachsenden Noth muß auch die Hülfe wachsen.

Dr. med. Joos von Schaffhausen begann einen Vortrag vorzulesen, in welchem einmal über das andere von Glaubens- und Cultusfreiheit, Fortschritt, Kosmopolitismus, der hier verbeten werden müsse, die Rede war. Auf die Ermahnung, kurz und mündlich anzugeben, worauf der Vortrag hinauslaufe, stellte der Redner den Antrag, der Kirchentag wolle an die drei großen Monarchen, welche hier zusammen kämen, durch eine Deputation die Bitte stellen, daß der Grundsatz der Glaubens- und Cultusfreiheit zu einem Grundsatze des Völkerrechts erhoben werde. — Ueber diesen Antrag ward, wie natürlich, mit Stillschweigen hinweg gegangen.

Nach einer Ansprache des Dr. Scheeler aus Brüssel

Decan Weizel von Kirchheim: Nicht die von Dr. Wichern hervorgehobenen Bedenken sind es, welche in Süddeutschland die J. M. hindern, es fehlt vielmehr bei uns an Leuten, welche Geschick und Kenntniß dafür haben. Ein andres Bedenken ist, daß hier etwas gemacht werde. Möchten doch ernstere Christen hier diese Bedenken aussprechen, damit sie hier gelöset würden.

Pred. Reichel aus Herrnhut: Gruß von der evang. Brüder-Unität, die herzlich Theil nimmt an dem, was hier geschieht. Evangelische Katholicität streben unsere Gemeinen besonders an: die Einheit in der Mannigfaltigkeit zu bewahren, die Unterschiede stehen zu lassen, weil wir auf dem gemeinsamen Grunde stehen, daß wir durch nichts anders selig werden können als durch Jesu blutiges Verdienst. Wir würdigen die hohen Gnadengüter, die der Herr andern Kirchengemeinschaften gegeben hat. Man hat der Brüderkirche den Vorwurf gemacht, als thäte sie nichts für die J. M. Aber wir treiben das Werk der Mission in Ländern, wo das Christenthum längst gepflanzt ist. Allerdings haben wir viel unterlassen, haben oft gedacht; Was gehen uns andre Kirchen an? Aber es ist anders geworden; wir haben erfahren, daß unser Werk nicht in Streit kommt mit der J. M.

Pf. Blumhardt von Boll: Das Schmerzlichste in unsrer Zeit ist, daß mehr und mehr Stimmen laut werden, die alles aufgeben. Wir hören überall Christliches, haben Kirche und Gottesdienste. Soll davon nichts übrig geblieben seyn? Nur ein todter Leichnam, den man nicht zum Leben aufrütteln könne? Lernen Sie mit „dem Gefangenen" Mitleid haben. Ich habe in dieser Richtung viele schöne Erfahrungen gemacht. Oft nimmt man bei weltlich Gesinnten das Seufzen des edleren Menschen wahr, der nach Erlösung verlangt. Der Allmacht Gottes dürfen wir alles zutrauen.

Prof. Ehrenfeuchter aus Göttingen: Aus der Erfahrung des Jahres 1848 ist die J. M. erwachsen; sie ist die Fortsetzung der Thätigkeit eines J. V. Andreä, Spener, Francke ꝛc., aber in einer neuen Art, daß der Blick auf das Ganze der Kirche gerichtet wird. Es ist die Frage nach Auseinandersetzung zwischen Kirche und J. M., welche die Gemüther

beschäftigt. Die J. M. muß heute noch manches in die Hand nehmen, was künftig der kirchl. Diakonie anheimfällt. Aber gegen die Epidemie der Massensünde wird stets die rettende Liebe nothwendig seyn. Es handelt sich um die evangelische Verklärung jener mittelalterlichen religiösen Genossenschaften.

Helfer Burk von Stuttgart: Es ist das Schöne unserer Tage, daß wir wissen, die Kirche steht so, daß sie freundlich die Laien willkommen heißt in dem Werke des Herrn. Den verschiedenen Aemtern müßte ein gewisses Recht zuerkannt werden auch in Beziehung auf die Lehre. Die niederen Diakonen, welche Bücher verbreiten, sollen sie nicht auch lehren dürfen?

Pf. Zeller von Döffingen: J. M. ist die Thätigkeit der lebendigen Gemeine in der Gemeine. Das ist mir wichtig, damit wir nicht in Trägheit verfallen. Der Name J. M. nimmt unsrer Trägheit die Ausrede, womit wir uns beschönigen möchten, wenn die Aemter nichts thun.

Pf. Bräm aus Neukirchen: Bei unserm Streben nach Rettung und Heilung müssen wir die von Gott gegebene natürliche Hülfe nicht aus den Augen lassen. Ich habe mich sehr gefreut über das Hervorheben der Nationalitäten. Die Kirche als Tempel hat zwei Kreise: 1) das Heiligthum der eigentlichen Gläubigen. 2) den Vorhof, die Welt. Wir dürfen uns dem Volksleben nicht mehr entziehen. Gott hat sich über tausend Jahr lang mit einem Volksleben abgegeben. Grade diese Erkenntniß bewahrt am gründlichsten vor Sectirerei und Separatismus.

v. Bethmann-Hollweg: 1) zur Ablehnung eines Mißverständnisses, als wenn wir uns mit der J. M. identificirten. 2) Gegen den Vorwurf, daß die J. M. ein gemachtes sey, das Reich Gottes machen wolle. Was ist gemacht? Was selbsterwählt ist, was wir nicht in Gehorsam gegen Gott und seinen Christus thun. Ein Befehl Christi ist es, das Verlorne zu suchen. So lange sein Wort noch gilt: „Du hast den Namen, daß du lebest, und bist todt," gilt auch das andere: „Sey wacker und stärke das andere, das sterben will." (Offenb. 3, 2.) Wie soll das Werk getrieben werden? Nach der alten Regel: Ora et labora. Soll immer nur einer arbeiten? Soll man sich nicht zusammen thun, wie der Herr zween und zween sandte? Freilich, wenn über der Vielgeschäftigkeit uns der Athem des Geistes ausgehen will, dann strafet uns, aber lästert nicht das Werk Christi.

Pf. Heldring aus Hemmen in Holland: Warum hört man kein öffentliches Zeugniß gegen die größte Sünde der Zeit, die bald alles hinweg reißt? — Eine merkwürdige Geschichte kann ich hier mittheilen, von 30000 wiedergefundenen Christen auf den Sangir-Inseln. Ein unbestimmtes Gerücht sagte, auf einigen Inseln oberhalb Celebes wären drei Bibeln und Leute, die daran hingen. Die niederländische Missionsgesellschaft sandte hin und entdeckte diese Gemeinen. Die Schuljugend schrieb auf Baumrinde die schönsten Sprüche der Heil. Schrift. Es standen dort noch zwanzig Kirchen und Schulen, aber ohne Sacramente. Der Missionar hat bald 3000 getauft, sie kannten den

Heidelberger Katechismus. Goßner hat vier fromme Männer hergegeben als Missionare dahin. — Ueber Holland kann ich kein schweres Urtheil fällen. Der Kirchentag ist dort bekannt und beliebt.

Cand. Quistorp, Vorsteher des Brüderhauses in Züllchow bei Stettin: Möchte doch das apostolische Diakonat bald in allen Landeskirchen wieder eingerichtet werden! Ueberall in Deutschland blühen die Diakonissenhäuser, aber der Diakonenhäuser sind nur sehr wenige. Woher kommt das? Weil die Arbeit der Diakonissen den Theil der heimischen Mission betrifft, der auch die Herzen der großen Menge trifft. Lassen Sie sich die Diakonenhäuser empfohlen seyn.

Dr. Ostertag aus Basel: Zwei Puncte aus dem Referate sind mir besonders wichtig. 1) Mir ist es im Laufe meiner Erfahrungen zur tiefsten Ueberzeugung geworden, daß durch unser ganzes Volk hin noch eine unzerbrochene Macht des Heidenthums herrscht. Das Achten auf Vorzeichen, Tage ꝛc. ist nichts als ein Versenktseyn in den Naturdienst. Ehe wir das nicht erkennen, haben wir keinen rechten Antrieb, J. M. zu treiben. 2) Dieser Macht gegenüber gibt es nur Ein Heilmittel, den Namen Jesu. Ich heiße jede Art des J. M.-Dienstes tausendmal willkommen, wenn darüber der Name Jesu steht, wenn die Wurzel, das Ziel Jesus ist.

Pf. Krafft von Elberfeld: Wo ist das Heidenthum? Zunächst nicht im niederen Volke. Unter mehr als hunderttausend Schulkindern, die ich auf General-Visitationen mit visitirt habe, ist keines gewesen, das nicht von seinen Eltern zu Tische und sonst beten gelernt hat. Ein Volk, das noch betet, ist doch kein heidnisches. Man redet viel von Proletariern. In verschiedenen Hauptstädten von Europa habe ich die Proletarier im gewöhnlichen Sinne bisher nicht gefunden. Auch die Gassenkehrer von Paris sind es nicht, sie nähren sich redlich von ihrer Hände Arbeit. Das Heidenthum befindet sich in den höheren Ständen, in der falschen Bildung der Zeit. An den Tafeln der Könige wird nicht gebetet! Das Heidenthum der Aesthetik, der Literatur finden wir bei denen, welchen man jetzt Statuen errichtet; (der Redner citirt Schillers Dithyrambe: „Nimmer, das glaubt mir, erscheinen die Götter, nimmer allein. Kaum daß ich Bacchus, den Lustigen, habe, kommt auch schon Amor, der lächelnde Knabe"; und was einmal Göthe an Herder schrieb: „Es leben die πόρναι.") In den höheren Schulen unseres Vaterlandes kommen die Propheten nicht zum Worte vor dem Geklapper der Griechischen Trimeter und Tetrameter. Schon alte Philosophen zeugen wider die unsauberen Götter Homers. Hat das Wort Gottes nicht unendlich mehr Bildungskraft in sich als alle Bücher der Welt?

(Schluß folgt.)

Claudius, der Wandsbecker Bote.

(Matthias Claudius, der Wandsbecker Bote. Von W. Herbst Gotha 1857.)

(Fortsetzung.)

Wir haben es hier noch mit dem Claudius von (oder bis 1775 zu thun. Der Ausgangspunkt, auf den er sich stellt, i also freilich zunächst nur der Gegensatz gegen jene materi listische, allem Geistigen feindliche Aufklärung; oder gegen jen skeptische, die allen Glauben an vorhandene Wahrheit verhöhn kurz gegen die nackte „Freigeisterei und Zweifelsucht" der d maligen Englischen und Französischen Schriftstellerei. Aber au Voltaire's Deismus gehört ihm untrennbar und recht eigentli zu diesem Gegensatze, überhaupt die „Herren Deisten und Ch nesischen Spitzköpfe." Bei Voltaire, könnte man sagen, wä es nur die Verspottung der Bibel, und daß Voltaire dem Gott den er nicht leugnen mag, durch seine ganze übrige Art Hoh spricht — was ihn dem Claudius verhaßt macht. Doch, ernsi licher sogar als dem Französischen Spötter, tritt Claudius der ernsthaften Deutschen Magister entgegen, der damaligen Deut schen Schulphilosophie, welche dem Christenthume weder m Spott, noch mit absichtlicher Feindschaft entgegentrat, vielmeh in dem guten Glauben war, mit den beiden Sätzen: des W derspruches und des zureichenden Grundes, alle Wahrheit i Himmel und auf Erden, nebst Gott und Christenthum, fi immer festmachen zu können. Gegen sie richtete Claudius unte andern die bekannte „Chria, darin ich von meinem akademische Leben und Wandel Nachricht gebe" — nämlich von jener Vor lesung, in der der Magister bewies 1) daß ein Student kei Rhinoceros, sondern ein Student sey, und 2) daß jeder Spinne fäden ein anderes Etwas im Hintertheil der Spinne, und jedes Ding seinen zureichenden Grund voraussetze. Kurz, in d Verspottung grade dieser Art von Aufklärung lebt Claudi recht eigentlich. Und doch liegt nach dem vorhin Besprochen die Frage nahe: was denn er damals so Großes und Wese liches vor diesem Standpunkte voraus gehabt habe? Versuch wir, hierauf zu antworten. Zunächst ließe sich sagen: man k kämpft vielfach eben das am angelegentlichsten, was man a in sich selbst noch nicht ganz überwunden hat. Aber wir müss zugleich sagen: man bekämpft vorzugsweise die Entstellung und Zerrbilder von dem, was man als an sich Wahres an kennt und festzuhalten gemeint ist. Auf den Satz des Wid spruches und auf den Satz vom zureichenden Grunde hat gra Claudius nachmals sehr eifrig gehalten. Es ist eine Eigenthü lichkeit der Claudiusschen Schreibweise: wenn er recht vielsage von irgend einem Gegenstande reden möchte, grade dann g nichts von ihm zu sagen als: daß er das sey und nichts a deres. Dies Dringen darauf, jedes zu nehmen wie es ist, nic zu vermischen, nichts zu verflüchtigen, kurz dies: A ist A u nicht Nicht A, ist wirklich einer der Angelpunkte in des Claud

Beilag

anzem Denken — und einer der Quellpunkte grade der reli-iösen Richtung seines Denkens. Wollen wir aber einen zwei-en, oder vielmehr den zweiten Quellpunkt für diese seine Rich-ung suchen — so ist das der Satz vom zureichenden Grunde; on diesem macht er sogleich noch in der erwähnten Chrie, wo e so eben den Magister mit seinem Spinnfaden verspottet hat, Gebrauch, wenn er sagt: „mir kann kein Mensch mit Grund er Wahrheit nachsagen, daß ich ein Philosoph sey, aber ich ehe niemals durch den Wald, daß mir nicht einfiele, wer doch ie Bäume wohl wachsen mache, und dann ahndet mich so von erne und leise etwas von einem Unbekannten u. s. w."

Auch hat er sehr wohl daran gethan, bei diesen Sätzen ehen zu bleiben; es bleibt auch uns gar nichts übrig, als auf e zurückzukommen, um die Verwüstungen wieder gut zu machen, elche im Denken unserer Zeit durch die Identitätsphilosophie, . h. durch die Vermischung von A und NichtA, und durch die amit zusammenhängende Läugnung des zureichenden Grundes, urch die Construction des Seyns aus dem Nichts, oder der Welt aus der Materie, gestiftet worden sind.

Allerdings aber war nun das, was jener krause Magister ocirte, nur ein Zerrbild der beiden Grundsätze, auf die es an-kam. Die damalige aufgeklärte Philosophie mochte noch so ernst-ich beweisen: daß ein Student kein Rhinoceros sey: sie machte on dieser mühsam demonstrirten Wahrheit selbst keinen Ge-rauch, sah nun doch jedes Ding, sey es Student oder Rhi-oceros, nicht darauf an, was es eigentlich ist, sondern nur arauf, was es mit andern gemein hat, und behielt statt der irklichen Gegenstände des Wahrnehmens und sittlichen Erfah-ens nur abgezogene Allgemeinheiten in den Händen. Auch ochte sie noch so umständlich beweisen, daß kein Faden ohne Hintertheil, kein Ding ohne zureichenden Grund ist — sie machte uch davon selbst keinen Gebrauch, denn die Gründe, die sie un zur Erklärung der Dinge und Erfahrungen beibrachten, aren keine zureichenden, waren metaphysische Begriffe und Dingespinnste, und oben an der Spitze ein bloß gedachter Gott, er kaum zureichte, um sich selbst die Existenz zu sichern, wenn hm nicht die Philosophen mit Stützen und Stangen zu Hülfe amen, und der noch weniger zureichte, eine Welt zu schaffen, u regieren und aus ihrem Jammer zu retten.

Im Widerspruche gegen diese beiden Verzerrungen hielt un Claudius jene beiden Sätze in ihrer Aechtheit fest; und atte damit die Bedingungen aller Wahrheitserkenntniß: ein-aches Annehmen und Anerkennen der Dinge und Erfahrungen, nd unverblendetes Herauslesen dessen, was sie uns zu sagen aben, der überdinglichen und über alle unmittelbare Erfahrung inaus liegenden Hintergründe, aus denen und um deren willen ie Dinge gestellt sind, als eine Schrift, die uns jene offenbaren oll. Dadurch war er das, als was wir ihn kennen: ein Mensch, der überall Licht sieht, und doch überall Geheimniß; im hellen Lichte lauter Geheimniß, dafür aber auch im abgründlichsten Geheimnisse lauter Licht. Daß er hierbei nicht von Anfang an diese aus der Welt und Weltgeschichte redende Sprache fehler-frei gelesen, besonders nicht sogleich mit richtiger Betonung und Abwägung — das ist nicht zu verwundern in einer Zeit, wo es galt, nur erst überhaupt das Recht der Religion zu retten, nicht sowohl zu sagen: was geoffenbart werde, sondern: daß durch Welt und Weltgeschichte etwas geoffenbart werde. Clau-dius macht ganz treuherzig in gewisser Weise das ganze Hei-denthum durch; er ist nahe daran, den Mond anzubeten*), und sein guter Freund Hein wird ihm doch auch einmal, in einem Klopstockisch echauffirten Augenblick, zu einer Gottheit, der er opfern und flehen will, damit sie ja seines Freundes S. noch lange verschone. Das sind nun zwar Redensarten, die nicht allzu ernstlich zu nehmen sind; aber doch nur darum nicht, weil christliche Sitte und Erziehung Stimmungen der Art in des Claudius Seele nicht zur Herrschaft kommen ließen. Wie dem sey, und bei aller Verehrung, die aus dem klassischen Heiden-thum besonders dem Socrates gewidmet wird — ihm will Claudius die Seligkeit nicht streitig machen lassen, denn „es sey freilich eine übertriebene Toleranzgrille, die alten Philosophen ohne Unterschied zu Christen machen zu wollen, weil sie eine hohe Moral gepredigt haben, aber auf der andern Seite sey zu Socrates Zeiten drei und eins so gut vier gewesen als jetzt, Wasser habe damals schon Feuer gelöscht und so auch Selbst-verläugnung ihre guten Folgen haben müssen" — so greift doch durch alle diese unbestimmte Mondscheinreligion das Christen-thum siegreich hindurch; wiewohl Claudius mehr nur noch sich darstellt als einer, der in der Bibel und in den Worten des Herrn die Bestätigung seiner allgemeinen, aus den Sternen und aus allem, was je in der Welt als heilig und geheimnißvoll galt, zusammengelesenen Religion sucht und findet. „Ich habe von Jugend auf gern in der Bibel gelesen ... stehen solche schöne Gleichniß und Räthsel darin ... am liebsten im St. Johannes, in ihm ist so etwas ganz Wunderbares — Däm-merung und Nacht, und durch sie hin der schnelle zuckende Blitz, sanftes Abendgewölk und hinter dem Gewölk der große volle

*) In dem „Wiegenlied bei Mondschein zu singen" heißt es:

Da sprach sie: Mond, o scheine,
Ich hab sie lieb,
Schein Glück für meine Kleine!
Ihr Auge blieb
Noch lang am Monde kleben
Und flehte mehr;
Der Mond fing an zu beben,
Als hörte er.

Mond leibhaftig u. s. w.*) Und von Christo: „Wie alles, was Er sagt und thut, so wohlthätig und sinnreich ist, klein und stille, daß mans kaum glaubt, und zugleich so über alles groß und herrlich, daß einem das Kniebeugen ankommt.“ Dafür hat sich Claudius auch „einen hellen schönen Stern am Himmel ausgesucht, wo er sich in Gedanken vorstellt, daß Er da sein Wesen mit seinen Jüngern treibt.“**)

Kurz, was sein Standpunkt damals war, das hat er selbst am besten bezeichnet. Er nennt sich einen „eklektischen Mystiker.“ Wohl zu beachten aber ist, daß er diesen Ausdruck braucht, gewissermaßen um sich dadurch ein tieferes Schöpfen aus der Schrift, und im Zusammenhange mit ihr auch aus allen von ihr abzuleitenden Quellen, vorzubehalten und als sein Recht zu fordern. Er thut dies, nicht bloß der flachen Aufklärung gegenüber, sondern Herdern entgegen, welcher, wiewohl sein innigster Freund und eben durch den gemeinsamen Gegensatz gegen die Aufklärung ihm befreundet, ihm doch schon nicht mehr genügen kann, weil derselbe zu schnell fertig ist mit dem Lesen in den Geheimnissen der Offenbarung — und weil er weniger herausliest als er vielmehr hineinliest. Es ist in der Anzeige der Herderschen Schrift: „Aelteste Urkunde des Menschengeschlechts“ die Ehrenrettung der Mosaischen Schöpfungsgeschichte gegen das Heer von Zweifeln, welches die damaligen „Herren Deisten“ (um mit Claudius zu reden) aus Aristoteles Organon, Graf Wellings Salzlehre, Descartes Mathematik, Gerikens Luftpumpenlehre u. s. w.“ entlehnten, hatte Herder, wie bekannt, dadurch versucht, daß er die Richtigkeit in der Aufeinanderfolge der Schöpfungen dahingestellt ließ, indem er vielmehr das Ganze als dichterische Einkleidung des Lehrsatzes von der Schöpfung in das Gewand eines allmäligen Tagwerdens und demgemäß fortschreitenden Sichtbarwerdens der Welt behandelte. Der Vertheilung auf sechs Tage legte er ebenfalls die Rücksicht auf das menschliche Sechstagewerk als Grund unter, wie er denn überhaupt dies, und noch mancherlei anderes aus andern Religionen, als lauter hieroglyphische von des Menschen Gestalt und Lebensordnung hergenommene Bildnerei zu erklären wußte. Claudius bemerkt nun hierzu: „Die Aehnlichkeiten in den verschiedenen alten Religions-Fragmenten, der gute Geruch der Zahl Sieben u. s. w. sind ohne Zweifel kein Spiel des Zufalls und haben eine Ursache. Wo die aber zu suchen sey, da, wo unser Verfasser sie gefunden, oder im Schematismus des Universi und in den vestigiis creaturae a creatore impressis? das läßt der Recensent (Claudius) dahingestellt. Er gehört überhaupt zu einer gewissen Klasse eklektischer Mystiker, die immer an den heiligen Parabeln und Hieroglyphen des Alterthums käuen und wiederkäuen, und mit einer Emulsion, die sich sogar leicht ergibt, ex officio nicht befriedigt seyn dürfen.“ Die Sache ist also kurz die: Herder erklärt — zwar nicht die Welt selbst, wohl aber die alten Lehren von der Welt aus dem, was am Menschen ist, den Makrokosmus zwar nicht als We des Mikrokosmus, wie das nachmals in der Fichteschen u gewissermaßen schon in der Kantischen Philosophie geschah – aber doch als Bild des Mikrokosmus; Claudius erinnert b scheidentlich, ob nicht das Verhältniß vielmehr umzukehren sey. – Ein ähnlicher Gegensatz zwischen Herder und Claudius tritt des letzteren Anzeige von Herders „Abhandlung über den U sprung der Sprache“ hervor.

(Fortsetzung folgt.)

*) In der Anzeige von: Paraphrasis evangelii Johannis.

**) Brief an Andres.

Nachrichten.

Die N. Pr. Zeitung theilt folgenden Correspondenz-Artikel: „A Süddeutschland, 28. Sept.“ mit: Wenn Sie auch ohne Zweifel sch genaue Berichte über die Verhandlungen des so eben gehaltenen Ki chentags erhalten haben, so wird Ihnen doch vielleicht noch ei Stimme aus Süddeutschland willkommen seyn, welche die allgemein Eindrücke wiedergibt, welche diese Verhandlungen auf viele Theilne mer gemacht haben. Dieser Eindruck war an den beiden letzten, in besondere der innern Mission bestimmten Tagen ein ungemein befri digender; sowohl die allgemeinen Verhandlungen, als auch die Sp cial-Conferenzen brachten des Anregenden, Belehrenden und Erhebe den ein reiches und überfließendes Maaß. Von den öffentlichen Ve handlungen der beiden ersten Tage kann solches jedoch nur in b schränktem Maaße gerühmt werden. Es wurde nämlich von viel Rednern ein Fehler begangen, welchen der Kirchentag, wenn er sein Zweck erreichen will, am allermeisten zu vermeiden hat. Der Kirche tag hat keine gesetzgebende Gewalt, seine ganze Macht beruht auf d Autorität, auf dem imponirenden Eindrucke, welchen er auf Regieru gen und Volk macht. Eine einmüthige nachdrückliche Erklärung vo mehr als 1000 aus dem ganzen deutschen Vaterlande und dem Aus lande versammelten Männern, unter welchen so viele Namen sin welche weithin einen guten Klang haben, kann nicht verfehlen, ein solchen Eindruck zu machen. Daher sind z. B. das einmüthige B kenntniß zur Augsburgischen Confession, die einstimmige Erklärun wider die Spielhöllen und Lotterieen, wider die Bedrückung d Schleswig'schen Gemeinden, wider schlechte Katechismen, Gesangbüch und Kirchenverfassungen, für Anbahnung der Kirchenzucht u. dgl. v der größten Bedeutung gewesen. Wenn aber Gegenstände, wel zwischen den Theilnehmern des Kirchentages selbst noch strittig sin wenn unentschiedene Principien-Fragen zur Sprache gebracht werde und wenn vollends über dieselben auf eine Weise gesprochen wi welche die Mäßigung und selbst die Gerechtigkeit vermissen läßt, bringt der Kirchentag sich selbst um sein Ansehen, macht sich vor d Papisten und den Ungläubigen zum Gespötte und begeht gewissermaß einen Selbstmord. Dieser Fehler ist auf dem letzten Kirchentage vi fach begangen worden; es haben nämlich nicht wenige Redner uni nistischer und pietistischer Richtung die gebotene Gelegenheit benu um gegen ihre Brüder von streng lutherischer Richtung harte Wo zu reden; sie haben damit ihr Müthchen gekühlt, aber dem Kirche tage haben sie einen schlimmen Dienst geleistet. Diese Fehden müss auch ausgekämpft werden; daß die Geister auf einander platzen, gewiß besser als ein fauler Friede, aber dieser Kampf muß in d Wissenschaft und im Leben entschieden werden, der Kirchentag ist d

allerungeeignetste Ort dazu. Schon das Gefühl für Schicklichkeit hätte von solchem Vorgehen abmahnen müssen, denn es waren ja nicht blos Unionisten und Pietisten zum Kirchentage geladen, sondern die strengen Lutheraner nicht minder; es hätte also Alles, was diese verletzen konnte, ausdrücklich vermieden werden müssen. Was würden die Würtemberger sagen, wenn auf einem in Norddeutschland gehaltenen Kirchentage die Extravaganzen des Pietismus, von welchen sich doch eine hübsche Blumenlese zusammenbringen ließe, das stehende Thema wären? Dazu haben aber unsere Norddeutschen Brüder viel zu viel Tact und Gefühl für Schicklichkeit; in dieser Beziehung können wir Süddeutsche noch Manches lernen. Besondere Anerkennung verdient es, daß von lutherischer Seite durchaus nicht in gleichem Tone erwiedert, daß auch von Dr. Stahl, dessen gewaltige Ueberlegenheit über die Angreifer freilich sichtbar zu Tage trat, die Grenze der Schicklichkeit, Gerechtigkeit und Wahrheit mit keinem Worte überschritten wurde. Das ist aber bei jenen an sich schon ungeziemenden Angriffen das Bedauerlichste, daß durch sie nicht allein die Bruderliebe, sondern auch die Wahrheit vielfach verletzt wurde. Ist es denn wahr, daß gelehrt werde, die Taufe sey zur Seligkeit ausreichend, und es bedürfe nach ihr keiner Bekehrung mehr? oder: wenn nur die geistliche Amtswürde hergestellt wäre, so sey damit allen Schäden der Kirche abgeholfen! Die an Gold und Edelsteinen so reiche Eröffnungs-Predigt hätte wahrlich durch das Wegfallen dieser dürren Stoppeln einer karikirenden Polemik nur gewonnen. Ist es ferner wahr, daß je gelehrt wurde: die äußere Zugehörigkeit zur Lutherischen Kirche bedinge die Seligkeit? und war es schön, auf diese Unterstellung hin zu äußern: die Würtemberger hätten Gott Lob zur Hochkirchlichkeit keine Anlage? War es schön, das, was unseren Brüdern wichtig und werth ist, als Erbärmlichkeiten zu bezeichnen? War es vollends wahr, was gesagt wurde: die strenglutherischen Principien führten zum Pharisäismus oder nach Rom? Waren Brenz und die beiden Andreä, waren Arnd, Müller und Paul Gerhard, waren selbst Bengel, Spener und Franke nicht ganze und entschiedene Lutheraner? und wer hat die Stirn, diese Männer, oder selbst einen Löscher und Calow Pharisäer oder Römlinge zu schelten? und wenn sie es nicht waren, wie sollen diejenigen es seyn, welche ihre Strenge und Entschiedenheit noch lange nicht erreicht haben? — Solche Reden waren weder schön, noch vor Gott recht, und der Kirchentag möge ähnliche Mißgriffe in Zukunft vermeiden. Erfreulich ist dabei, daß die große Mehrheit der Versammlung sich solchem Treiben durchaus nicht einverstanden zeigte, indem sie auf Dr. Stahl's Anträge entschieden einging und, als die Angreifer auf sehr unparlamentarische Weise demselben das Wort zur Vertheidigung abschneiden wollten, solches nicht zugab.

Die Evangelischen Kirchen und Gesellschaften Frankreichs.

Vierter Artikel.

Die Kirche Augsburgischer Confession oder die Lutherische Kirche in Paris.

Die Kirche Augsburgischer Confession in Frankreich ist, wie bereits im dritten Artikel erwähnt, Nationalkirche seit dem Germinal an X, zugleich und gleich anerkannt mit der Reformirten Kirche. Die luth. Kirche in Paris, so wie sie heutzutage ist, bestand damals noch nicht, sondern wurde erst im Jahre 1809 eröffnet in der Kirche der Straße Billettes, ganz in der Nähe des Stadthauses (Hôtel de ville). Diese Kirche, früher einem Mönchsorden gehörig, wurde ihr von der Stadt zum öffentlichen Gottesdienste eingeräumt. Doch wurde ein Gottesdienst nach ihrem Ritus schon viel früher hier gefeiert, nämlich seit 1626 in der Schwedischen Gesandtschaftskapelle, an welcher von 1679 an beständig ein Geistlicher angestellt war. Auch die Dänische Regierung gab im Jahre 1747 ihrer Gesandtschaft zu Paris einen Geistlichen bei, dessen Thätigkeit erst mit der Eröffnung der Consistorial-Kirche Augsburgischer Confession (1809) aufgehört hat. Das von der Regierung im letztgenannten Jahre errichtete Consistorium erhielt Befugnisse für das Departement der Seine und die benachbarten Departements. Ein Kaiserliches Dekret vom 10. Nov. 1852 dehnte dieselben aus über alle Bekenner der Augsburgischen Confession im Innern von Frankreich und das Consistorium übt über sie, wie auch über etliche Gemeinden und Prediger in Algerien eine Inspektion aus.

Anfangs waren nur zwei Prediger und eine Kirche ohne Schule. Jetzt ist die Zahl der Prediger bis auf Neun gestiegen, 5 Pastoren, 3 Hülfspastoren (darunter 1 Deutscher) und 1 Vikar; die beiden Franz. Hülfspastoren sind in der s. g. Banlieue beschäftigt. Für die Deutschen Bekenner der Augsburgischen Confession, so wie für die Deutschen überhaupt sind von der Deutschen Mission drei Prediger angestellt, deren Thätigkeiten das Consistorium kennt und billigt. Schulen sind seitdem in Paris 9 eröffnet, in der Banlieue 6; und 1844 ist in Paris auch noch eine zweite Kirche von der Stadt hinzugethan. Nach dieser Zeit sind noch 2 Kirchen in der Umgebung der Stadt gebaut worden und zwar aus gesammelten Geldern.

Der öffentliche Cultus, nach dem im Elsaß üblichen eingerichtet, trägt im Ganzen das Gepräge des reformirten Cultus, und sein Gang ist kurz der: Gesang, Altardienst d. h. Vorlesung des apostolischen Grußes, Sünden- und Glaubensbekenntnisses, des Evangeliums oder sonst eines Abschnittes der H. Schrift — Hauptlied — Predigt — Allgemeines Kirchengebet, Vaterunser, Schlußvers — Segen — Ausgang. Responsorien finden gar nicht Statt. (Für den Elsaß hat das Ober-Consistorium eine Agende und Liturgie ausarbeiten lassen, welche provisorisch hie und da eingeführt wird.) Das heil. Abendmahl wird seit 2 Jahren allmonatlich, und besonders an den hohen Festtagen gefeiert und von den Geistlichen in der Billettes und einer ziemlichen Anzahl Gemeindeglieder möglichst jedesmal genommen. Die allgemeine Beichte, welche verbunden mit einem Abschnitt über die Bedeutung des heil. A. und Vermahnung zur Prüfung und Buße vorgelesen wird, hat ihre Stellung unmittelbar vor dem heil. Abendmahl.

Die Verwaltung und Lehre des heiligen Abendmahls ist der Augsb. Confession gemäß, mit Beibehaltnng der Hostie und darauf geprägtem Christus (Crucifix). Leib und Blut Christi wird an je Zwei ausgetheilt. Während der Austheilung wird das Lied gesungen: Schmücke Dich, o liebe Seele. Neuerdings ist ein gutes französisches Gesangbuch hergerichtet.

Außer den Hauptgottesdiensten, die um Mittag stattfinden, werden noch in den Abendstunden sowohl am Sonntag als auch in der Woche Bibel- und Andachtstunden gehalten in französischer und deutscher Sprache, namentlich auch an den Vorabenden der hohen Festtage, welche ziemlich besucht werden.

Wie der öffentliche Cultus hat sich auch das geistliche Leben der Lutherischen Kirche mehr oder weniger nach der Richtung der franzö-

fischen Reformation gestaltet, besonders seit der Zeit der letzten Erweckung, welche weniger Gewicht legt auf die großen Thaten Gottes in Christo Jesu für uns, als auf das, was der Mensch Gott thut; das verborgene Leben mit Christo in Gott wird von ihr wenig geachtet; wer nicht außerordentliche Werke zeigen, zur Parade stellen und aufzählen kann, sich nicht an Versammlungen, Comites, menschenfreundlichen Stiftungen betheiligt oder selbst unternimmt, der ist im Verdacht, kein lebendiger Christ zu seyn, und man glaubt seinen herzlichen Worten, seinem einfältigen Bekenntniß nicht und gibt wenig darauf, daß er sich in seinen nächsten Verhältnissen bewährt, in ihnen Liebe übt und demüthig wandelt vor seinem Gott. Hinsichtlich der Stellung zur Katholischen Kirche stimmt man großentheils dem radikalen und agressiven Verfahren zu, und ist in Gefahr in diesen und anderen Beziehungen sich vom eigenen Geist mehr, denn vom Geist und der Weisheit Gottes leiten zu lassen.

Die Lektüre bilden meistens erweckliche Schriften aus dem Englischen übersetzt, Bekehrungsgeschichten; man hört am liebsten unterhaltende Predigten über die äußere Ausbreitung des Reiches Gottes und Wohlthätigkeitszwecke, von Bußkämpfen; Belehrung und Herzenserbauung tritt zurück. Kurz die ganze Richtung ist nicht aus dem Geist Gottes, nicht der Geist der Lutherischen Kirche, dessen Eigenthümlichkeit es ist vor Allem die Lebensgemeinschaft mit dem Dreieinigen zu pflegen durch lautres Wort und Sakrament, das Evangelium, diese alleinige Gotteskraft zur Seligkeit, recht zu theilen ohne Zuthun subjektiver Weisheit; die geistlichen Schätze höher zu achten und fleißiger und reichlicher auszubeuten zum Nutz der geistlich Armen als die irdischen Schätze zum Nutz der leiblich Armen; sich lieber an den göttlichen Stiftungen des Sohnes Gottes zu betheiligen, und die Leute dafür zu interessiren als an menschlichen Stiftungen. Die Geschichte bezeugt indeß auch, daß die Lutherische Kirche daneben äußerlich nicht unthätig gewesen ist und Gott weiß noch mehr, die stillen Handreichungen und leiblichen Erquickungen an den bedürftigen Mitchristen. Der Lutherischen Kirche ist unbestreitbar, doch Gott allein die Ehre, die ganze Wahrheit, die Fülle des göttlichen Worts und Sakraments, mitgetheilt und darum ist es die Aufgabe derselben, dieses hochheilige und theure Pfund zu wahren, daß nichts daran verloren noch vergeudet noch veruntreut noch verunreinigt werde durch menschliches Zuthun, durch Irrlehren menschlicher Weisheit. Das aber würde geschehen, sobald sie umginge, wie Paulus sagt, mit Werken und das Wort und Sakrament blos subjektiv behandeln würde und sie hat sich deshalb vor der Gemeinschaft derer zu hüten, die Solches thun. Sie darf sich aber auch nicht in eine Conkurrenz, vor dem Publikum einen Schein haben zu wollen, mit den andern Kirchen einlassen, und darauf arbeiten leider Manche jetzt hin, denn dann müßte sie die Weisheit Gottes und den Glauben an den gekreuzigten Gottessohn, den objektiven Werth des Worts und Sakraments dahinten lassen oder aufgeben, weil diese Schätze auf dem allgemeinen großen Markt nichts gelten. Die Lutherische Kirche hat eine bedeutende Stellung in der Welt eingenommen bisher, aber das darf sie nie wollen oder darauf anlegen, sonst verliert sie sich. Die Geschichte ist auch darin Zeugin. Unverrückt und allein auf das Lamm Gottes, das der Welt Sünde trägt, und welches der Eckstein ihres Baues ist, zu schauen und ohne Geräusch ein entschiedenes, lautres Bekenntniß zur Ehre desselben abzulegen, die heiligen Sakramente der Schrift gemäß zu verwalten und zu gebrauchen, das ist die Hauptaufgabe der Lutherischen Kirche und des Lutherischen Christen. Was die draußen machen, darf sie nicht irren noch verleiten zum Mitmachen, sonst ist es um sie geschehen. Der treue Herr und Schutzherr Seiner Kirche, Seiner erwählten Braut, wolle sie in Gnaden vor gänzlicher, ja vor aller Verirrung bewahren und ihr beistehen im Kampfe gegen den Zeitgeist und Werberei, ihr Sein Angesicht allezeit leuchten lassen; ihren Blick auf Sein Kreuz richten und sie herrlich machen vor Seinem himmlischen Vater und allen Engeln.

Die Stellung der beiden Kirchen zu einander ist trotz der mancherlei Gemeinsamkeiten doch im Grunde rivalisirend. Die Kluft zwischen Luther und Calvin ist noch nicht ausgefüllt. Der Lutherische Glaubensgeist und der Calvinische Verstandesgeist weht noch in beiden Kirchen, wenn auch nicht eben scharf, und diese beiden Geister sind wider einander. Eine Union könnte nur statthaben durch totales Verleugnen des bisherigen Geistes der einen oder andern Kirche. Das zu thun, wäre nicht an den Bekennern der Augsb. Confession.

Zum Schluß noch einige Worte über das Kirchenregiment der Lutherischen Kirche Frankreichs, so wie über die Lutherische Kirche im Elsaß.

Wie man wohl schon weiß, besteht ein Ober-Consistorium, zusammengesetzt aus dem Präs. des Direktoriums, Prof. des Semin., 2 Laien aus d. Direkt. von der Reg. ernannt, den Inspektoren und 2 Laien jeder Inspektion (deren es sieben giebt), welche sich jährlich einmal in Straßburg versammeln. Aus diesen ist ein Direktorium von 5 Mitgliedern (geistlichen und weltlichen), 2 von der Reg. und 3 vom Ober-Consist. ernannt, gebildet, welches neuerlich große Vollmachten erhalten hat. Es setzt die Geistlichen ein und ab. — Die Consistorien werden zur Hälfte auf 3 Jahre gewählt und bestehen zumeist aus 12 geistlichen und weltlichen Gliedern.

Ueber die Kirche im Elsaß hat der Univers jüngst drei Artikel erscheinen lassen, darin er sie in drei Parteien scheidet, in eine streng lutherische, pietistische und rationalistische. Die Urtheile sind begreiflich nicht durchgängig richtig, doch darin hat er Recht, daß die letzte Partei noch eine große Macht besitzt, besonders auf der Universität, die Deutschland, Gott Lob, schon längst überwunden hat. Ueberhaupt ist zu bemerken, daß die elsassische Kirche der deutschen so ziemlich nachgeht, doch langsam und immer etwas verspätet. Es steht also zu erwarten, daß auch die Augsb. Confession wieder ihre gelehrten, erleuchteten, vom Fanatismus freien Vertheidiger haben wird und nicht lange mehr als etwas Veraltetes und als papierner Papst traktirt werden wird, sondern ihre Macht ausüben wird auf Katheder, Kanzel und Herz zur Ehre Gottes und Seiner Kirche.

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz. Druck von Trowitzsch und Sohn.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1857. Mittwoch den 21. October. № 84.

Claudius, der Wandsbecker Bote.

(Fortsetzung.)

Was Claudius an dem Freunde, in dem gemeinsamen Kampfe gegen die Aufklärung, vermißt, ist, mit einem Worte, die Selbstverläugnung; sie um deren willen er den Socrates so vorzugsweise verehrt und selig preist; sie deren Fehlen ihm doch eigentlich das Grundgebrechen aller Aufklärung scheint. Unter den Zeitgenossen hat er nur einen, den er somit ohne Vorbehalt als wirklichen Bekämpfer der Aufklärung begrüßen kann: Hamann. Schon bei Anzeige eines keineswegs Hamannschen Buches (der neuen Apologie des Socrates) erwähnt er Hamann und dessen 1759 erschienene „Socratische Denkwürdigkeiten", und daß die Aufklärer den Verfasser dafür in die Arbeits- und Raspelhäuser verwiesen, daß aber Hamann hierauf gebührend geantwortet „und allen Menschen die Freiheit gegeben, an den Hirschhörnern ihrer Vorurtheile und Schoßneigungen ungestört fortzuraspeln." Bald danach zeigte er Hamanns „neue Apologie des Buchstabens H." an, als eine siegreiche Antwort gegen jeden, „der den Johanniswurm der allgemeinen Vernunft, statt ihn auf der Erde seiner Heimath fortkriechen und glänzen zu lassen, über die Religion aufsteigen heißt, wie die Knaben ihren Drachen."

Seinen ganzen Stand und Zustand auf dem Punkte der Entwickelung, zu dem er sich bis 1775 hingearbeitet hat, drückt Claudius selbst vielleicht am besten aus in dem „Impetus philosophicus": „Einem jeglichen Menschen ist Arbeit aufgelegt nach seinem Maße, aber das Herz kann nicht dran bleiben, das trachtet immer zurück nach Eden... Und der Psyche ward ein Schleier vor die Augen gebunden und sie ausgeleitet zum Blindekuhspiel. Sie horcht unterm Schleier hin, hüpft auf jeden Laut zu und breitet die Arme — ich beschwöre euch, ihr Töchter Jerusalems: findet ihr meinen Freund, so sagt ihm, daß ich vor Liebe krank liege."

Den dritten Theil seiner sämmtlichen Werke ließ Claudius schon 1777 folgen. Viel äußere, noch mehr innere Geschichte des Boten lag in dieser Zwischenzeit: seine sonderbare Thätigkeit als Mitglied der sonderbaren Oberlandcommission in Darmstadt, seine tödtliche Krankheit, seine Rückkehr nicht ohne Beschämung und Enttäuschung, Rückkehr vorläufig nicht „nach Eden", sondern nach Wandsbeck, aber mit einem Herzen, das noch tiefere Erfahrung von dem „Blindekuhspiel in dieser Welt gemacht" und „nicht dran bleiben kann", sondern den „Freund" sucht. Dieser dritte Theil schließt mit dem Troste am offenen Sarge am Weihnachtstage: Christus ist heute geboren (wie die beiden ersten mit dem Troste der Auferweckung durch Christum, am Grabe des Vaters). Religion — so wird mit Bezug auf die damalige Aufregung durch die Wolfenbüttler Fragmente bemerkt (in der Audienz beim Kaiser von Japan): Religion ist „eine Arznei" — „ein einziger Patient, der gesund worden wäre, würde mehr beweisen und schaffen, als hundert Siege" der Zweifler über die Vertheidiger. Doch, ein Unterschied zwischen christlicher und z. B. Japanischer Religion wird dabei nicht gemacht; die für den Kaiser von Japan aus der ganzen Haltung des Gesprächs zu gewinnende Nutzanwendung ist durchaus nur die, daß jedes Volk auf seine heilige Religion, gegen seine Aufklärer zu halten habe. Die Japanesischen Jammabos und die Pilger, die bei ihnen Sündenvergebung suchen, werden auch noch besonders (in der „Vorlesung") und mit besonderer Rührung geschildert. „Gott höre jeden, der auf dem Fusi klingelt und vor der Gitterthür zu Jisje seine Stirn auf die Erde legt, Und das thut auch Gott, glaub ich, denn ist er nicht auch der Japaneser Gott?" — Was der Bote in diesem Theile über das Vater Unser sagt, läßt sich ohne bewußte Beziehung auf das Mittleramt Christi annehmen; ist übrigens an hellen Schlaglichtern reich, die über das Geheimniß des Verkehrs zwischen dem Schöpfer und dem Geschöpfe verbreitet werden. „Ob nun das Gebet einer bewegten Seele etwas vermag und wirken kann, oder ob der nexus rerum dergleichen nicht gestattet, wie einige Gelehrte meinen, darüber lasse ich mich in keinen Streit ein. Ich hab allen Respect für den nexus rerum, kann aber doch nicht umhin, dabei an Simson zu denken, der den nexus der Thorflügel unbeschädigt ließ und bekanntlich das ganze Thor auf den Berg trug."*) — Aber in der „Correspondenz, angehend die Orthodoxie und Religionsverbesserungen", kommt er doch auf das Christenthum in seiner unübertragbaren Eigenthüm-

*) Die tiefsinnigste Abweisung derer, die da meinen, Gebetserhörung und göttliche und geschöpfliche Freiheit nicht anders retten zu können, als durch eine Gebietstheilung zwischen der Freiheit und dem ewigen Rathschlusse.

lichkeit zu reden. „Daß das Christenthum alle Höhen erniedrigen, alle eigene Gestalt und Schöne, nicht wie die Tugend mäßigen und ins Geleis bringen, sondern wie die Verwesung gar dahin nehmen soll, auf daß ein Neues daraus werde, das will der Vernunft nicht ein.“ — Hier tritt er denn mit dem Christenthume in bewußten Gegensatz gegen die bloße Tugendmoral — anders als in den früher erwähnten Worten, die er auf Anlaß von Werthers Leiden schrieb. Nicht Tugend, sondern Sterben und neu Geborenwerden. — Uebrigens war nun schon seit einigen Jahren grade die Frage über das Verhältniß der Religionen zu einander insofern angeregt, als man nach dem Gange der Erziehung des menschlichen Geschlechtes, oder wie man es nennen mochte, sich umthat. Hier ist, für des Claudius Ansicht von dem Verhältnisse der alt- und neutestamentlichen Offenbarung zu andern Religionen, von Wichtigkeit das Bedenken, das er schon etwas früher gegen Herders Philosophie der Geschichte ausgesprochen hatte und jetzt in den dritten Theil der „Werke“ nicht ohne Bedeutsamkeit aufnahm: „Vielleicht ist der Plan Gottes nicht der Länge, sondern der Queere nach zu suchen. Es ist nämlich die Wahrheit zu aller Zeit in der Welt gewesen, so oder anders gekleidet.“

Es folgte im J. 1782 der vierte Theil der Werke. Hier trägt nun schon der Wandsbecker Bote nicht mehr bloß Zettel und Briefe, wie es ihm durch den oder jenen Anstoß gegeben wird; es ist, bei aller bruchstückweisen Schriftstellung, über die er nun einmal nicht hinauskam, doch Plan, Vorbereitung, Anknüpfung an das Vorbereitete. Die Erzählung „Paul Erdmanns Fest“, einem Platonischen Gespräche nicht unähnlich, enthält eine Art von Ueberschau der ganzen sittlichen Welt: die gesellschaftliche, staatliche, kirchliche Frage wird mit Beziehung auf die gleichmäßig an allen drei Gebieten rüttelnden Zeitmeinungen beleuchtet. Auffallend ist, daß ein Vertreter der Kirche ganz fehlt; kein Geistlicher erscheint bei dem Feste, das doch von einer vorzugsweise dem alten frommen Wesen treu gebliebenen Gutsherrschaft und Bauerschaft gefeiert wird. Es scheint: grade jetzt, mitten in der Vertheidigung der großen Ordnungen der sittlichen Welt, ist dem Claudius das eigentlich religiöse Leben ein zu innerliches, als daß er es durch den pastor loci versichtbaren möchte. Statt dessen dient die damals viel besprochene Klosterfrage, um den Asmus zu Bemerkungen zu veranlassen, wie: daß „eine Gesellschaft von Menschen, die ihre Ruhe und ihr Glück in dieser Welt nicht finden und es deswegen in einer andern suchen, doch sehr respectabel sey u. s. w.“ Claudius übersetzte damals das Buch von St. Martin: „des erreurs et de la vérité“; diese wie ein Meteor in das bereits über der Welt sich zusammenziehende Wetter der Revolution leuchtende Erscheinung hatte dem Wandsbecker Boten, wie man merkt, tief in die Räthsel des eigenen Innern neues Licht hineingegeben. Das Buch „predigte Verläugnung eigenen Willens und Glauben an die Wahrheit“ und daß „der Mensch, sich selbst gelassen ohne die Leitung der allgemeinen thätigen und verständigen Ursache, eitel Irrthum und Thorheit mache.“ Darum übersetzte es Claudius, und predigte selbst in ähnlicher Weise fort; die ganze zweite Hälfte dieses vierten Theils ist eine solche Predigt. Zuerst: „über einige Sprüche Salomos — alles ist eitel — alles hat seine Zeit — fürchte Gott. Dazu ein „Lied für Schwindsüchtige“ und das wehmüthige kurze Gedicht, „der Mensch“; dann ein Passetems, worin über Schwärmerei gehandelt wird, oder vielmehr darüber: daß es nicht Schwärmerei ist, außer dem Innern des Menschen, welches man mit Augen sehen kann, ein anderes eigentlich Inneres anzuerkennen, und daß, so schön die Sterne auch sind, doch das Schönste und Beste unsichtbar ist — „wir sind nicht groß, und unser Glück ist, daß wir an etwas Größeres und Besseres glauben können.“ — Dann der Besuch in St. Hiob, mit der angehängten Betrachtung über das Wort: Verflucht sey der Acker um deinetwillen. Hier ist der Punkt, wo Claudius den Irrthum jener Studentenrede zurücknimmt, in welcher er wie früher erwähnt nicht den Tod überhaupt, nicht den sogenannten natürlichen Tod, sondern nur den vorzeitigen, als durch des Menschen Sünde verursachten, hatte erkennen wollen. Jetzt macht er einen solchen Unterschied nicht mehr; ja, wie das Leben selbst seit dem Sündenfalle Tod ist, weiß er ergreifend darzustellen. Und da, wie als hätte dazu nur dieser dunkle Hintergrund bisher noch gefehlt, wird dann plötzlich auch ein viel klareres Bild „von unserm Herrn Christus“ entworfen (in den Briefen an Andres): nun ist er der „Erretter aus aller Noth, von allem Uebel, ein Erlöser vom Bösen“; jeder andere Helfer, auch aus Todesgefahr, gewährt keine Hülfe, sondern nur „ein Palliativ“; denn schrieb er dem, der ihn einmal von der Gefahr des Ertrinkens gerettet hatte: „was damals ohne dich das Wasser würde gethan haben, das werden nun die andern Elemente noch thun und du wirst mich nicht retten.“ Christus aber ist „Erretter aus aller Noth“, weil „Erlöser vom Bösen.“ Wie? das „ist freilich ein Geheimniß.“ Doch findet Claudius im zweiten Briefe eine Antwort in den Worten Christi: „gebt ... Gotte was Gottes ist“ — nämlich das Ebenbild Gottes im Menschen. Diese Worte „enthalten“ nach ihm „den einzigen Rath aus aller Noth zu kommen, denn außer der Herstellung des Ebenbildes Gottes“ im Menschen ist „alles übrige löcherichte Brunnen.“

Die innerliche Entscheidung, die wir in diesen Aeußerungen des vierten Theils seiner Werke durchfühlen, spiegelte sich auch in den umgebenden Verhältnissen des Mannes ab. In die sieben Jahre bis zur Erscheinung des fünften Theiles fallen die großen Umänderungen für ihn, denen sein Lebensbeschreiber einen eigenen Abschnitt widmet unter der Ueberschrift: „Gebrochene Verhältnisse, alte und neue Freunde.“ Sein genauester Freund, Voß, der Genosse seines Schäferlebens in Wandsbeck, erklärte (1785): „Claudius versinkt immer tiefer in den grundlosen Morast, der ihm ein Paradies scheint.“ In dem Weimarschen Kreise, also im Mittelpunkte der ganzen schöngeistigen Bewegung, in welche er doch einst, als wäre da alles Heil, mit Herz und Leben eingetreten war, fühlte er sich, bei

nem Besuche (1784), „wie ein Vertriebener" — auch in der
acht, wo er mit Göthe, Herder, Jacobi von Jena nach Wei-
ar zurückfuhr und die Gesellschaft durch Göthe über den Zu-
and der Seele nach dem Tode unterhalten wurde. Auch Göthe
achte in dieser Zeit einen großen Umschwung durch, aber es
ar das klassische Alterthum, in das er sich rettete, und den
laudius nannte er jetzt „einen Narren, der voll Einfaltsprä-
nsionen stecke." Gegen Herder kam es zu Erklärungen über
essen (seit 1784 erscheinende) Ideen zur Ph. der Geschichte;
ndem Herders Richtung noch merklicher, als dies schon früher
ur Sprache gekommen, dahin ging, alle Stufenfolge in der
Geschichte der Menschheit nicht nur, sondern auch in den Ueber-
ängen der niederen Schöpfung bis zum Menschen, als Fort-
ntwickelungen der Schöpfung gleichsam in eigener Macht, zu
egreifen. Nach einigen Erörterungen folgte zwischen Herder
nd Claudius ein langes tiefes Schweigen. Zu allen diesen
Aenderungen kamen auch die, welche des Claudius treuester
Freund, nämlich „Freund Hain", bewirkte: Lessing war 1781
estorben; Hamann starb 1788. Endlich trat auch für die Welt
m Großen der lange vorbereitete Umschwung ein: die Fran-
zösische Revolution.

Im J. 1789 gab Claudius einen fünften Theil seiner
Werke heraus. Briefe (oder Reden) über die Unsterblichkeit er-
öffnen ihn. Die Natur zeigt nicht — man sieht, wie den
Claudius der Gegensatz gegen Herder beschäftigt — eine Ent-
wickelung höherer Arten aus den niedern; sie ist unbeweglich in
der Durchführung der ein- für allemal als Modele mitgegebe-
nen Arten. Der Mensch allein ist beweglich, in ihm ist also
etwas über die Natur. Der Tod, der ja nur ein in der Na-
tur durch Naturkräfte hervorgebrachtes ist, kann dies „etwas
andere" nicht treffen; dies höhere, jetzt von der niederen Staub
leckenden Kraft gebundene — ein Mond im Erdschatten — ist
Keim der Unsterblichkeit. Ein beziehungsweises Hervortreten des
Keims ist erfahrbar an den „Tugendhaften", die sich selbst über-
winden; solche Menschen — auch Confucius wird als Beispiel
genannt — „fühlen sich unsterblich an." Doch, die eigentliche Erfah-
rung, daß der Keim nicht bloß möglicherweise Wurzel, Halm und
Aehre trägt, liegt anderswo. Auch dieser Unsterblichkeitsbeweis
liegt nur „vor der Thür der Wahrheit" — — die Wahrheit
selbst, das will Claudius offenbar sagen, liegt im Christenthume
und in der Thatsache der Auferstehung. — Aber vor der Thür
dieser Wahrheit zu fegen, macht sich Cl. nun auch weiter noch
zur Aufgabe. Die „Gespräche, die Freiheit betreffend," zeigen
noch deutlicher, was unter jener, die Unsterblichkeit verbürgenden
Selbstüberwindung gemeint ist: jede gute Handlung ist Unter-
drückung einer uns fesselnden Anhänglichkeit, wenn nun schon
darauf „ein so wohlthuendes Bewußtseyn folgt, was meinst du,
was der Friede seyn müsse, von dem man in jenem Bewußt-
seyn nur den ersten Anbiß hat, wenn nämlich nicht mehr von
Unterdrücken die Rede ist, sondern die Ketten wirklich abgenom-
men werden. — Den in diesen Gesprächen beispielsweise ange-
zogenen Männern: „Johann Huß und Spinoza" wird dann
des Claudius alter Freund, Socrates, durch vollständige Ueber-
setzung seiner Apologie angereiht. — Zu dem „Fegen vor der
Thür der Wahrheit" gehört dann auch, was „in Sachen der
Herren Lessing, Mendelssohn und Jacobi" ausgeführt wird:
Mendelssohn selber erkenne an, daß er über der Beweisfüh-
rung eine Kraft nöthig habe, um sich bei Widersprüchen in der
Beweisführung zu „orientiren"; damit strecke er, der Aufklärer,
vor dem, was er und seines Gleichen Schwärmerei nennen,
selbst die Waffen. Von „droben" empfängt der „glückliche Bauer"
alles Gute, aber die Menschen haben, so wird in einer Parabel
gezeigt, nachdem Osiris den Ackerbau gelehrt, mit den Worten,
„das müßt ihr thun, das übrige thun die Einflüsse des Him-
mels" — zu ihrer Bequemlichkeit den Acker überwölbt, und dann
wohl durch einen ans Gewölbe gemalten Himmel nachgeholfen,
ackern indeß nun vergeblich hin und her, oder lassen es ganz,
spotten über die Mühe, „und am Ende auch über den Osiris
und sein Geheimniß." — Um aber nicht ganz „vor der Thür"
stehen zu bleiben, hat Claudius an den Schluß dieses Theils
eine Weihnachts-Cantilene und einen Brief über Johannes den
Täufer gestellt. Des Täufers Größe findet er in eben dem,
weshalb er vorhin Huß, Spinoza, Socrates als Beispiele auf-
geführt hat, darin: „daß er so klein war, und daß die mensch-
liche Natur sich in ihm so gar nicht rührte." Aber — und da-
mit macht Claudius alle genannte Beispiele von selbstüber-
windender Tugend und von selbstüberwindendem Wahrheitsstre-
ben zu dem, was sie sind: zu Wegweisern auf Christum —
„er sollte vor dem Herrn hergehen, daß er seinen Weg bereite.
Mehr sollte und mehr konnte er freilich nicht..... Da
steckt das Geheimniß, und da muß, das Nichts ist, Etwas wer-
den, und zu nichte werden, was etwas ist. Denn die Wahr-
heit hat Alles, und es fehlt ihr nichts als eine Herberge, als
Platz und Raum für ihre Herrlichkeit.

Als im J. 1797 Claudius seinen sechsten Theil erscheinen
ließ, war die Französische Revolution in vollem Zuge, ihre
Reise um die Welt zu machen. Die politischen Ansichten des
Wandsbecker Boten sollen hier unerörtert bleiben. Er war con-
servativ aus Religion, nicht, wie es sonst wohl vorkommt, reli-
giös aus Conservativismus. In dem „Rencontre", wo Asmus
gegen die Herren v. Püster, Rath Mäußler, Myrthenzweig,
Dr. Hüthenthüt und Gebrüder Backenzahn sich der Kreuze an-
nimmt, zieht zuletzt der Herr von Pfeil den Vertheidiger der
Kreuze in sein Vertrauen und versichert: „ich bin Ihrer Mei-
nung .... es gibt Flecke, wo die Justiz und Polizei nicht hin-
können, und da muß die Religion helfen..... Aber, glauben
Sie im Ernst, daß außer dem noch etwas Wahres im Chri-
stenthum sey?" „Im Ernst, Herr von Pfeil", ist die Antwort.
— Hiemit war aber Claudius von der Politik zurück auf sein
eigentliches Gebiet gewiesen: die Aufklärung zu bekämpfen nicht
sowohl in der Gestalt, wie sie durch die Französische Revolu-
tion thatsächlich zu vollziehen versucht wurde, sondern wie sie
auf dem Gebiete des Denkens die Geister bewegte. Die Kanti-

sche Philosophie, in den achtziger Jahren zur Welt gekommen, hielt ihren Umzug durch die Welt, wie die Französische Revolution, im letzten Jahrzehend des Jahrhunderts der Aufklärung. Diese Philosophie als eine Ausgeburt, als eine Vollziehung der Aufklärung zu betrachten, ist — einseitig zwar, aber durchaus wahr von dieser Seite aus. Claudius studirte die Kantische Philosophie seit 1791 durch Jacobi's Vermittelung; sehr bezeichnend schildern die darüber an Jacobi geschriebenen Briefe, die uns sein Lebensbeschreiber mittheilt, die innerliche Stellung, welche Claudius zu der neuen Weisheit einnahm. Ob „Kant sein System im Ernst selbst glaube? Ich kann es bisweilen kaum meinen. Bei andern ... geht das Treiben immer von Nichts zu Etwas ... Kant treibt grade umgekehrt von Etwas zu Nichts. Er verriegelt und verrammelt sich mit unsäglicher Mühe gegen alle Sache, um auf der weißen Wand seines reinen Bewußtseyns der Laterna magica obzuliegen und sich an Bildern zu weiden, die ... mit nichts in der Welt Aehnlichkeit haben, als mit sich selbst." Die Kantischen Kategorieen und Schemata kommen dem Claudius vor wie „leere Bouteillen in einem Weinkeller, wie Marktschuhe ... dazu die Füße gesucht werden." Nur scheinbar aber wird a priori etwas herausoperirt, da man „bei näherer Untersuchung in und unter dem Keller Ingredienzen schon finden wird." Oder wie die Töne, die eine Reihe von Glasglocken haben; „aber damit haben wir noch nichts als ein — altum silentium. Höchstens reine analytische Grundsätze, aber keine synthetische. Diese fordern etwas Positives, einen Schlag an die Glocke, und wie der in der Theologie nur von der Offenbarung herkommt, so kann er" in der Naturlehre „nur von der Erfahrung herkommen, und das ist nicht a priori." — Erfahrung und Offenbarung als die beiden einzigen Quellen wirklichen Wissens gegen alles vermeintlich aus sich selbst geschöpfte Wissen der aufgeklärten, oder wie es jetzt hieß, der reinen Vernunft zu setzen, das ist nun — oder nun mit noch bestimmterem Bewußtseyn als früher — bei Claudius das Ein und Alles. Und — was wir hier beiläufig bemerken — er hat damit der Kantischen Philosophie, die er von ihrer einen Seite her mit Recht als die volle Ausgeburt der Aufklärung bekämpft, auch nach der andern Seite hin, wonach sie als eine Gegenbewegung gegen die Aufklärerei gelten kann, nicht Unrecht gethan, sondern vielmehr diese Gegenbewegung gefördert. Im Grunde ist ja eben das schon bei Kant selber das Ergebniß: daß alle Kategorien und Antinomien der Vernunft kein Wissen sind und keines gewähren — nur daß Kant uns dabei verläßt, und daß dann seine Schüler zum Theil, um doch ein Wissen zu haben, so redeten, als wäre das Herzählen jener Schubfächer der Vernunft ein Wissen, und zwar ein höheres und höchstes. Das waren denn die „mittelmäßigen Gesellen", die Claudius in der „Correspondenz" von jener Philosophie abzuhalten mahnt. „Denn sie bleiben doch nur darin hängen wie die Lerchen im Netz, und das treibt das Geblüte zu Kopf" und „ist doch eine unbequeme Art zu existiren. Und da lobe ich mir die Philosophen, die sich setzen, wie die allerneuesten thun." Dies angehängte Lob der Fichteschen Philosophie, des „Ich bin Ich, und setze mich selbst" ist nun freilich ironisch gemeint und bringt vielmehr nur jenen Tadel an die eigentliche Adresse, der in „Urians Nachricht von der neuen Aufklärung" schon ausgesprochen war:

„Vernunft, was man nie läugnen mußte,
„War je und je ein nützlich Licht.
„Indeß was sonsten sie nicht wußte,
„Das wußte sie doch sonsten nicht,
„Nun sitzt sie breit auf ihrem ....
„Und weiß nun auch, was sie nicht weiß."

Doch mag es immerhin uns auch auf jene Seite der Kantischen und Fichteschen Philosophie aufmerksam machen, worin, bei rechter Benutzung, durch beide eine Umkehr aus der Leere des reinen Denkens gegeben war. Das einzige Inhaltvolle nämlich, wodurch Kant und Fichte aus dem Höhenrauch des reinen Denkens wieder zu einem Surrogate wenigstens, für die verlorene Wirklichkeit, gelangten — war bei jenem der kategorische Imperativ, bei diesem: das Ich als That. Damit hatte jener zwar noch kein als Gott gegebenes Gutes, aber doch ein Sollen, was dem aufrichtig danach Ringenden schon von selbst zu einem geglaubten göttlichen Seyn werden muß; wie denn in der That dieser (Fichte) bereits daraus eine moralische Weltordnung, und später auch einen, wenn auch noch sehr nebelhaften, Gott gemacht hat. Aber eben hier ist es Claudius, der ja diesen wirklich einzig richtigen Anknüpfungspunkt längst herausgefühlt hatte und daran auch immerfort wieder anknüpfte. Von dem moralischen Tugendstreben war auch er schrittweise zu bestimmterem Glauben vorgeschritten an das Gute, das wir nicht machen können, sondern als Gott und Erlöser glauben müssen. Schon früher einmal hatte er den Spruch hervorgehoben: So jemand will des Willen thun, der wird inne werden, ob diese Lehre von Gott sey. Hieran hält er auch jetzt fest. „Wir fühlen wohl alle", sagt er in jener „Correspondenz", „die großen Schwierigkeiten der Abschaffung aller Imperative und der Verwandlung der Moralität in Heiligkeit. Wir haben die Idee der Sache. Die Tradition sagt: sie ist wahr, und ist geschehen; und uns alle in unserm Innersten verlangt und dürstet danach. Daß du es nicht begreifen kannst, das hat nichts zu sagen u. s. w."

(Schluß folgt.)

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz. Druck von Trowitzsch und Sohn.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1857. Sonnabend den 24. October. № 85.

Claudius, der Wandsbecker Bote.

(Schluß.)

Erfahrung und Offenbarung, als die beiden einzigen Quellen wirklichen Wissens, hält Claudius der kritischen, wie einst der unkritischen Aufklärung entgegen. Für Baco von Verulam, den Philosophen der Erfahrung, hatte er schon von seinem frühesten Auftreten an besondere Zuneigung bewiesen. Denselben, nebst den ihm Aehnlichen, stellt er auch jetzt der neuen Weisheit gegenüber. Wenn die Vernunft auch „aller Welt Geheimnisse rathen könnte, so liegt doch das Geheimniß der Religion sehr sicher. . . . Deswegen blieben auch sonst die größten Weltweisen, wie z. E. Neuton, Baco, Bäle, wenn sie Geheimnisse der Natur oder der Kunst gerathen hatten, vor diesem mit Bescheidenheit und Respect stehen. Wenn das in neuerer Zeit nicht geschieht, so ist es nicht weil die neuen Neutons besser und mehr wüßten, warum sie weiter gehen, denn das fällt ihnen selbst wohl nicht ein; sondern weil sie nicht mehr wissen und verlernt haben, warum sie stehen bleiben sollten u. s. w."

Ob freilich die Baconische Philosophie so durchaus nur in dieser vortheilhaften Weise, als Gegensatz der späteren Aufklärerei — ob sie nicht anderseits als deren Ausgangspunkt zu betrachten sey? das zu fragen hatte Claudius keine Veranlassung. Der Fehler bei Baco war, daß er Erfahrung und Offenbarung, die er richtig als einzige Quellen des Wissens erkannt hatte, völlig von einander trennte — oder doch (denn er selbst führte den Vorschlag nicht durch) zu trennen empfahl. Die Philosophie, und diese war ihm eins mit der Naturwissenschaft, sollte ganz unabhängig von Religion und Theologie im Wege der Induction sich neu gestalten; die Theologie wiederum sollte aus der Erfahrung nicht, sondern aus der heiligen Schrift schöpfen. Als wäre nicht die heilige Schrift eine Ueberlieferung von lauter Thatsache und Erfahrung, und als wäre nicht anderseits alles, was sich sonst erfahren läßt, auch Offenbarung, und nur zu verstehen, wenn sie als solche verstanden wird. Daß nun Baco wirklich, durch dieses Auseinanderreißen und dadurch, daß er ein von der Offenbarung unabhängiges, standpunktloses Erfahren forderte, ein Bahnbrecher der neueren Aufklärung geworden ist, davon ist schon früher einmal in diesen Blättern (in einem Aufsatze über Empirismus und Materialismus) die Rede gewesen. Reißt man das eine große Buch der Erfahrung, das uns, durch Erfahren, Gottes Werk offenbaren soll, dergestalt in Welt und Schrift auseinander, daß man in der Welt (oder wie man es nennt, in der Natur) bloß buchstabiren (experimentiren und induciren) will, die Schrift hingegen so verstehen will, als hätte sie mit der Erfahrung nichts zu thun: so ist freilich eine gott- und geistlose Naturansicht und eine Ansicht von der Schrift als einer Mährchenwelt nothwendige Folge — weil im Grunde schon Voraussetzung. Baco selbst, wie gesagt, vollzog die von ihm geforderte Trennung noch nicht. Hieran hielt sich Claudius, bei Baco wie überhaupt bei den großen Männern der Erfahrung, einem Bayle und Newton. Die gewichtigen Zeugnisse solcher Männer für die Wahrheit und Thatsächlichkeit des Geoffenbarten mitzutheilen, hat nun Claudius in dem (1802 erschienenen) siebenten Theile seiner Werke sich zur besonderen Aufgabe gestellt. Doch genügte ihm dies nicht. Eine gewisse Entzweiung, eine Art Doppelsichtigkeit in der Betrachtung des Erfahrenen und des Geoffenbarten, der Welt der Wahrnehmung und der des Glaubens, haftete ja freilich diesen allen an — es hatte sich dies nun einmal in der Zeit festgesetzt; es liegt in den Lehren des Cartesius und Leibniz ebenfalls, und bildete die unbesehene und unbewußte Voraussetzung im Denken und Reden der Zeit. Hier bot sich nun dem Claudius ein für sein Bedürfniß willkommenes Gegengewicht dar in der Theosophie, in der Mystik. Die damals in Gang gekommenen Forschungen über Indische und Persische Religion beschäftigten ihn anhaltend, und den Ertrag seines Nachdenkens hierüber legte er ebenfalls in dem siebenten Theile seiner Werke nieder. Er zeigte sich damit, auf der Neige seines Wirkens, als das, was er schon im Anfange von sich erklärt hatte: als „eklektischer Mystiker." Daß er hierbei das Heidenthum ausschließlich von der Seite, wonach es Schatten und Ahnung der Wahrheit ist, nicht von der, wonach es sich als Entstellung der Wahrheit zeigt, betrachtete, dies erklärt sich aus seiner ganzen Richtung sowohl, wie aus der Aufgabe, die ihm geworden, und nebenher auch aus dem Sinne, in welchem überall damals jene Forschungen betrieben wurden. In diesem Sinne steht auch mitten unter allen diesen Mittheilungen, in der Reihe der Sprüche, die er „an seinen Sohn Johannes" richtete, das Wort: „Verachte keine Religion, denn sie ist dem Geiste gemeint, und du weißt nicht, was unter unansehnlichen Bildern verborgen seyn könne." Voran geht jedoch der Spruch: „Bleibe der Religion deiner Väter getreu und hasse die theologischen Kannengießer." Daß durch solche Sätze Claudius hier doch noch einmal, wie in früheren Tagen,

einer gewissen Gleichgültigkeit gegen die Frage: welche Religion die rechte sey, Raum gibt, mag nicht verkannt werden. Wie er indeß persönlich in die christliche Religion, nicht bloß weil sie die Religion seiner Väter, sondern weil sie die Wahrheit ist, sich hinein gelebt hat: davon gibt er in dem „einfältigen Hausvater-Bericht über die christliche Religion" getreue Rechenschaft.

Doch, zweierlei ist ja das allerdings: persönlich Christum als den einigen Mittler erleben und glauben, und: in bewußter Weise nach allen Folgerungen hin der Einzigkeit des Heils in Christo dergestalt gerecht werden, daß klar erhelle, wie es noch nicht damit gethan ist, Religion überhaupt zu haben, sondern wie es darauf ankommt, welche Religion? Die klarste und eingehendste Antwort, die Claudius hierauf überhaupt zu geben hat, gibt er nun im letzten, achten Theile seiner Werke, welchen der 72jährige Greis, zwei Jahre vor seinem Abscheiden, veröffentlichte. Darin steht das „Morgengespräch zwischen A und dem Candidaten Bertram" — eine Art Gesammtbild seiner Weltansicht, Naturphilosophie und Theologie umfassend. Sich gegenüber stellt er zuerst die Weltansicht der Aufklärung. „Wie die Ebbe und Fluth an den Küsten des Meeres und in den Mündungen der Flüsse, aufs gerathewohl, Inseln und Sandbänke von verschiedener Gestalt und Größe bildet, und wieder zerstört; so bildet die große allgemeine Weltebbe und Fluth die Körper der Geschöpfe in verschiedener Gestalt und Größe, und zerstört sie auch wieder." Dem entgegen stellt Claudius zunächst*): daß doch „in allen körperlichen Wesen ein innerliches Princip sey, ein lebendiges, ein Geist, der eigentlich kein Geist ist, den wir aber, um kürzer sprechen zu können, Geist nennen wollen." Die Meinung aber, als „machte der Körper den Geist", ist „etwas unnatürlich"; es ist vielmehr zu denken: „daß der Geist den Körper mache." „Die Geister gehen nur in ihren Körper." Dabei können sie „keine Absichten haben", aber „Gott kann Absichten haben und sie durch die Geister erfüllen lassen." Welche Absichten aber? „Wir sehen, daß alles Wesen in seinen Ursprung zurückkehrt, ein jedes nach seiner Art. Die Bäche und Ströme laufen und rennen, bis sie wieder in dem Ocean sind, aus dem sie entstehen. Die Geister der Pflanzen und Thiere ... sind in beständiger Arbeit ... bis sie des Joches wieder los und wieder in ihren Ocean eingegangen sind. Und der Mensch, der aus Gott entsprungen ist, „sehnet und ängstet sich immerdar, und findet und hat keine Ruhe als in Gott." Jener Kreislauf der andern Geschöpfe ist nun dazu da, damit der Mensch, der „aus dem väterlichen Hause in dies fremde Land verbannt", „in eine sinnliche Natur gehüllt" ist und „Gottes Wesen in der ungetheilten Vollkommenheit nicht fassen kann" durch die Himmel u. s. w. sich Gottes Ehre verkündigen lasse. „Himmel und Erde eine Schrift, alle Geschöpfe Buchstaben dieser Schrift." „Der Mensch ist der erste und wichtigste Buchstabe." „In der physischen Natur spiegeln sich einzelne Kräfte, im Menschen spiegelt sich die Gottheit selbst." „Nur in uns, so wie wir hier sind, ist der Spiegel verborgen und unrein. Durch Reaction, wenn z. E. große tugendhafte Menschen, in denen sich Gott weniger trübe spiegelt, auf dich reagiren, wird dies Bild bewegt. Und neben einem vollkommen reinen und heiligen Spiegel tritt es deutlicher hervor. Der Spiegel aber ist in Christus (Hebr. 1, 3. Joh. 14, 9)." „Und darum ist für den sinnlich gewordenen Menschen der sichtbare Christus so unentbehrlich." „In Christus sieht der Mensch, wozu er berufen ist und was er werden kann. Aber er ist es mit dem Sehen noch nicht. Der sichtbare Christus ward ... geopfert. Er mußte gekreuzigt werden und sterben, damit der Unsichtbare wieder zu ihnen käme, der Tröster, der sie trösten, sie in alle Wahrheit leiten, und in ihnen bleiben sollte ewiglich."

Hier hätten wir denn des Wandsbecker Boten christliche Weltansicht in ihrer gereiften Ausbildung. Ueber den Tiefsinn, der darin herrscht — besonders viel grade in dieser Arbeit verdankt übrigens Claudius seinem längst vorangegangenen Freunde Hamann — enthalten wir uns der rühmenden Worte; was wir aber darin vermissen, darüber wollen wir uns, nicht um zu mäkeln, sondern um die Aufgabe Späterer zu verstehen, noch schließlich Rechenschaft geben. Die Frage nach dem eigentlichen Zwecke des Todes Jesu Christi wird nicht gelöst. „Er mußte sterben, um unsichtbar bei uns und in uns zu seyn" — das ist keine Antwort, denn dazu bedürfte es ja keines Sterbens, sondern etwa nur einer Himmelfahrt, am wenigsten eines Opfertodes am Kreuze. Ja, wir müssen mehr sagen: war der Zweck des Todes Jesu nur der, unsichtbar bei uns zu seyn, so ist der Zweck seines Sichtbarwerdens selbst in Frage gestellt. Und in der That, auch die Frage nach dem Zwecke des Sichtbarwerdens Christi bleibt ungelöst, besonders, wenn näher darauf gedrungen wird: warum denn ein Sichtbarwerden in der Knechtsgestalt? Die hat Christus getragen, nicht um sich sehen zu lassen, nicht um bei und in uns zu seyn, sondern um für uns Fluch und Gerechtigkeit zu werden. Hierin besteht die Geschichte des Menschen Jesus Christus; hierin allein liegt die Unersetzlichkeit des geschichtlichen Christus durch irgend etwas anderes, was die nicht christlichen Religionen als Vermittelung zwischen Gott und Mensch darbieten; erst wenn Claudius auch hierauf eingegangen wäre, würde er zu einer bestimmteren Rechenschaft gelangt seyn über das Verhältniß des Christenthums zu andern Religionen, ja — um auch dies schließlich zu erwähnen — zugleich über das Verhältniß des evangelischen Christenthums zum Römischen Katholicismus. Wie Claudius mit dem Münsterschen Kreise frommer Katholiken schon seit den letzten achtziger Jahren in Berührung und geistigen Austausch getreten war, wie er mit Fritz Stolberg innig befreundet war und es auch nach dessen Uebertritte blieb, wie er mit der Fürstin Gallitzin „die gleiche Geistesnahrung und Erbauung neben der heil. Schrift in Augustinus Werken, Taulers Predigten, Thomas von Kempen, in Fenelon und Pascal und andern gleichsam neutralen Schriften fand" hat unser Lebensbeschreiber mehrfach erwähnt. Wenn di

*) Der Form nach wohl vorzugsweise an Baco sich anschließend.

damaligen Aufgeklärten, und wenn im J. 1839 die Münchener historisch-politischen Blätter deshalb behauptet haben, Claudius neige selbst zum Römischen Katholicismus, so können auch wir dies nur für einen völligen Irrthum halten. Doch möchten wir uns so nicht ausdrücken: „wie durchdrungen Claudius von der Grundwahrheit der Reformation war, lehre jede gewissenhafte Kenntnißnahme seiner Schriften.“ Claudius hat gewiß nie Versuchung gefühlt, um Fenelons willen seinen Luther zu vergessen; auch bot ihm die Reformation — von Huß an — so vorzugsweise geschätzte Muster des selbstverläugnenden Wahrheitsstrebens, daß er darüber schwerlich hinweg gekommen wäre, selbst wenn es sonst Anziehungspunkte für ihn auf jener Seite gegeben hätte; und endlich war der äußere Glanz, der andere hinüber zog, für ihn keine Verlockung, da er lieber auf der Seite blieb, wo die demüthigere Gestalt war. Aber von Seiten der Erkenntniß hat ihn das, was die Reformation als ihren eigenthümlichen Glaubenssatz gegen die Römische Kirche hervorhob, nicht beschäftigt. Hierin hielt er sich, wie auch der Lebensbeschreiber selbst bemerkt, auf dem neutralen Gebiete, er zeigte sich als „eklektischen Mystiker.“ Freilich, bei andern seiner Zeitgenossen war es grade diese Neutralität eines eklektischen Mysticismus, was sie in die Katholische Kirche trieb; ja, wenn man auf die Gestalt achtet, welche der Katholicismus in vielen Gemüthern auch heute hat, so ist es im Grunde nur ein eklektischer Mysticismus, dem es nur auf Religion überhaupt, wenn nicht gar nur auf conservative Principien überhaupt, ankommt, und der deshalb, eben weil diesem ganz unbestimmten Dinge jede Verkörperung fehlt, nach derjenigen Verkörperung greift, die sich am handgreiflichsten darbietet. Davor aber bewahrte den Claudius, wie gesagt, sein persönliches Einleben in die Schrift und in Christum.

Nachrichten.

Duisburg. Thatsächliche Berichtigung.*)

Der Unterzeichnete hofft zuversichtlich, daß ihm zu der folgenden thatsächlichen Berichtigung in der Ev. Kirchenzeitung der Raum vergönnt werden wird. Zuvörderst muß ich darauf aufmerksam machen, daß mein Referat über die Einheit und Verschiedenheit der Kinder Gottes, welches ich am Freitage den 14. September vor der Versammlung des Evangel. Bundes gehalten habe, in solcher Weise von dem Berichterstatter in Nr. 81 der Kirchenzeitung S. 884 wiedergegeben worden ist, daß jeder Leser desselben*) bei einer flüchtigen Vergleichung dessen was ich gesagt habe mit dem, was ich gesagt haben soll, sofort einsehen wird, daß mir verschiedene Worte in den Mund gelegt sind, die ich durchaus nicht gebraucht habe. Auch bin ich mir vor Gott bewußt, daß ich bei allem entschiedenen Festhalten meiner Ueberzeugung, die ich als reformirter Theologe hege, den Brüdern, welche einer andern Evangel. Confession angehören, von ganzem Herzen die Bruderhand reiche, obwohl ich es tief beklage, das seit langer Zeit von Seiten mancher Lutherischer Brüder durch harte Urtheile und Begegnungen diese Liebe gegen uns Reformirte vielfach verletzt worden ist.

Die zweite Berichtigung, um deren Aufnahme ich bitten muß, ist die folgende: Es wird S. 887 gesagt, ich hätte im Mäder'schen Saale behauptet, Merle d'Aubigné habe sich von Bunsen seines Rationalismus wegen losreißen müssen. Ich habe davon kein Wort gesagt, habe vielmehr, gemäß dem mir gewordenen Auftrage, ausdrücklich hervorgehoben, er, Merle d'Aubigné, sey auch jetzt noch Bunsens Freund, er lasse seine Freunde so schnell nicht fahren, er sagte, Bunsen werde wieder mit ihm einstimmig werden. Und dann habe ich allerdings berührt, wie der theologische Dissensus beider Männer gegenwärtig trotz der persönlichen Befreundung ein sehr starker sey, wie das ja auch von Hrn. Merle d'Aubigné in dessen veröffentlichter Erklärung durchaus nicht verhehlt worden ist.

Duisburg, 11. October 1857.

Lic. E. W. Krummacher.

*) Wir können eine solche in dem unten stehenden nicht erkennen. Für ein Tagebuch gilt ein anderer Maaßstab als für einen stenographischen Bericht. Es hält sich nicht sowohl an die einzelnen Worte als an den Sinn und daß in Bezug auf diesen gefehlt sey, hat Herr Lic. Krummacher selbst nicht behauptet, und die Vergleichung aller anderweitigen Referate beweist das Gegentheil. Wir freuen uns aber, daß der geehrte Mann, dem es nicht gegeben ist, immer die Worte genau abzuwägen, vor sich selbst und seinen unbrüderlichen Uebertreibungen erschrickt und gern von ihnen los seyn möchte, was freilich in dieser Weise nicht geschehen kann. Anm. der Red.

Bitte um Mithülfe zum Bau einer Evangelischen Kirche zu Alexandrien in Aegypten.

Durch die Fürsorge Sr. Maj. des Königs ist die Gründung des evangel. Pfarramts zu Alexandrien bereits zum Abschluß gekommen, und wird die Abordnung des ersten Dieners der Evangel. Kirche dorthin so eben stattfinden.

Demnächst haben Sr. Maj. allergnädigst genehmigt, daß die Sammlung des Unterzeichneten ausschließlich zum Bau einer Kapelle für die Evangelischen daselbst verwendet werde, wovon die ersten 900 Thaler heut an den Hohen Ober-Kirchenrath abgesendet worden.

Es wird nun darauf ankommen, daß noch vieler Herzen bewogen werden, zur würdigen Herstellung des ersten kirchlichen Gebäudes der vaterländischen Kirche in Aegypten, bald und freudig! beizusteuern, da die Kosten des Baues in jenem Lande weit über diejenigen hinausgehen, welche derselbe im Vaterlande erfordern würde.

Sonach rufe ich nochmals „die Lebendigen in der Evangelischen Kirche auf zu einer ernstlichen Bezeugung der Liebe zu ihren vereinsamten Brüdern in Aegypten, zur Pflanzung einer geordneten Gemeinde als eines lebendigen Zweiges am Baume unserer Kirche,“ und zwar jetzt insonderheit zur Herstellung eines würdigen kirchlichen Gebäudes: so der HErr will, als eines Malsteines des HErrn an den Gränzen, **welcher Zeichen und Zeugniß sey des Herrn Zebaoth in Aegyptenland.** Jes. 19.

*) Ich kann die Versicherung geben, daß mein Referat buchstäblich so abgedruckt ist, wie ich es gehalten habe.

Sehet nun, lieben Brüder und Schwestern! auf den HErrn und fraget, nun dieses Werk der Liebe im Glauben bereits so weit gediehen ist, ob es Euch nicht eine Lust seyn sollte, noch einen Baustein demselben zu verschaffen.

Nicht wenige haben bereits reichlich beigesteuert, einige auch regelmäßige Jahresbeiträge zugesichert. Vielleicht finden diese sich bereit, da es der letzteren nicht bedürfen möchte, statt ihrer noch eine einmalige Summe zu dem gestifteten Baufonds beizusteuern.

Vielen ist der schon in der 24. Trinitatis-Woche v. J. erlassene Aufruf des Unterzeichneten nicht zu Gesicht gekommen. Möchten diese sich durch obige Andeutungen bewogen finden, Hand und Herz für dieses Werk der Ehre unsers HErrn und seiner Kirche zu öffnen.

Zur Empfangnahme weiterer Beiträge und zu etwa erwünschten weiteren Mittheilungen stehe ich bereit.

Der HErr aber, dessen Namen es gilt, wolle dieses Werk unserer Hände fördern.

Wittbrietzen bei Beelitz, Mark Brandenburg.

A. F. Liebetrut, Pfarrer.

Provinz Sachsen.

In der Herbstversammlung des Lutherischen Vereins der Provinz Sachsen und seiner Gäste, zu Guadau am 5. und 6. October, war es diesmal, wie natürlich, der Erlaß des Hochw. Ober-Kirchenraths vom 7. Juli 1857, betreffend die Parallel-Formulare zur Agende, der auf der Tagesordnung die erste Stelle einnahm. Im Unterschiede von andern Provinzen, ist den Geistlichen der Provinz Sachsen der Erlaß selbst in seiner ganzen Ausdehnung vom Hochw. Consistorio mitgetheilt worden, und es hatte daher die Besprechung desto bestimmtere Anlehnungspunkte. Der Präses, Oberpfarrer Stöckert aus Calbe a. S., hatte den Vortrag übernommen, dessen Resultat er nachher in folgende Sätze zusammengefaßt hat:

„Das Resultat meiner in dem gehaltenen Vortrage dargelegten Auffassung des Erlasses des Evangel. Ober-Kirchenraths vom 7. Juli 1857 ist in folgenden Sätzen enthalten:

I. Ich freue mich, daß der Unionscharakter, welcher nach der Cabinetsordre vom 6. März 1852 dem Kirchenregiment anhaftet, nicht der Evangelischen Landeskirche in ihrer Gesammtheit beigelegt wird, indem ausdrücklich auch solche Gemeinden unter demselben Kirchenregimente anerkannt werden, welche der Union nicht beigetreten sind.

II. Deshalb bin ich auch der Zuversicht, daß, wie der Union nicht beigetretene Gemeinden in der Evangelischen Landeskirche zu Recht bestehen, auch solche Geistliche als gleichberechtigt gelten müssen, selbst wenn sie an der Union beigetretenen Gemeinden stehen, und daß ihre Berechtigung nur dann erst in Zweifel gezogen werden könnte, wenn durch ihre antiunionistische Stellung in solchen Gemeinden unlösbare Conflicte herbeigeführt würden.

III. Ich freue mich, daß zwischen der Union beigetretenen und nicht beigetretenen Gemeinden, was das Bekenntniß und den bekenntnißmäßigen Cultus betrifft, keinerlei Unterschied gemacht und ihnen der historisch-confessionelle Name und Charakter von neuem gewahrt ist, und daß also die confessionelle Entwicklung des kirchlichen Lebens in beiderlei Gemeinden nicht mehr als durch die Union beeinträchtigt gelten darf.

IV. Ich freue mich, daß die Union officiell auf ihr geringstes Maaß, nemlich auf eine gegenseitige Abendmahlsgemeinschaft zurückgeführt ist, welche nicht als eine durch ein äußerliches Kirchengesetz gebotene, sondern als eine „freie", und nicht als eine von Rechts wegen zu fordernde, sondern als eine „aus gegenseitiger Liebe gewährte" bezeichnet ist. Die Zugehörigkeit zu demselben Kirchenregiment und die Zugehörigkeit zur Union sind (nach Satz I) nicht als zwei sich deckende Größen anzusehen und die Zugehörigkeit zum ersten bestimmt nicht zugleich die Zugehörigkeit zur zweiten.

V. Ich freue mich, daß diejenigen Gemeinden, wo eine sogenannte Localunion stattgefunden hat, nicht mehr als „eigentlich unirte, aus lutherischen und reformirten zusammengeschmolzene, wirkliche Consensus-Gemeinden," sondern als „combinirte, aus lutherischen und reformirten Bestandtheilen zusammengesetzte" bezeichnet und diese zwei Theile derselben als noch vorhanden angesehen werden.

VI. Ich bin der guten Zuversicht, daß die durch diesen Erlaß möglich gewordene, freie und ungehinderte, nur an die um der Ordnung willen nothwendigen Bedingungen gebundene Entwicklung der „in der Evangelischen Landeskirche mit enthaltenen Lutherischen Kirche" auch auf das Kirchenregiment zurückwirken und zunächst insbesondere der in der Cabinetsordre vom 6. März 1852 geordneten itio in partes zu größerer Bedeutung verhelfen wird."

Offenbar ist dies die argloseste und freundlichste Auffassung des Erlasses, die seinen Inhalt so günstig wie möglich für die Lutherische Confession deutet. Dies springt vor Allem aus Satz IV in die Augen, wie daselbst der Passus des Erlasses verstanden ist, der von der Bedeutung der Union als „der **freien, aus gegenseitiger Liebe gewährten** Gemeinschaft der Lutheraner und der Reformirten im Genusse des heiligen Abendmahls" redet. Der Vortragende zog aus dieser Fassung des Erlasses den Schluß, daß die Abendmahlsgemeinschaft in der Union nun nicht mehr eine durch ein äußeres Gesetz gebotene und also von Rechts wegen zu fordernde sey, wie bisher der Fall gewesen.

Ganz im geraden Gegensatze dazu verstand der erste Bruder, der nun das Wort nahm, obigen Passus in dem Sinne, daß die Union sich damit wesentlich auf den Standpunkt von 1817 stellen wolle. Sie erkläre hiermit ausdrücklich, daß sie das festhalten wolle, was sie von Anfang an gesetzt habe, nämlich die Abendmahlsgemeinschaft.

Der folgende Sprecher sagte: er finde in den beiden vorher ausgesprochenen Ansichten eine genaue Bestätigung dessen, was er hierum als seine Ueberzeugung ausspreche, nämlich daß der fragliche Passus so — und so interpretirt werden könne. Aber freilich könne er sich des Mißtrauens nicht erwehren, daß diese zweifelhafte Fassung mit Absicht gewählt sey, um nach Umständen die Lutherischen sicher zu machen, oder, mit Hinweis auf die im Pfarr-Archiv niedergelegte Urkunde, zu fesseln.

Von diesem Gefühl der Ungewißheit und des theilweisen Mißtrauens war die ganze folgende Discussion durchzogen; und der Vortragende blieb mit seiner Ansicht ziemlich allein, mußte auch die collective Fassung, die er seinen Sätzen gegeben hatte: „Wir freuen uns — in die individuelle umändern: „Ich freue mich", eben um seiner in Satz IV niedergelegten und festgehaltenen Ansicht willen. Die Versammlung als Ganzes kam zu keinem Resultat, wie der fragliche Passus im Erlaß zu fassen sey, und es blieb dem Gewissen jedes Einzelnen anheimgestellt, wie er sich dazu zu stellen habe.

Berichterstatter muß hier etwas hinzufügen, was mit ein Licht auf die Sache wirft. C.-R. Jul. Müller hat im Jahre 1854 das Buch geschrieben: „Die Evangelische Union, ihr Wesen und göttliches Recht.“ Man lese in demselben besonders Cap. VI.: „Die Union und die Evangelische Kirche Preußens“ aufmerksam durch, und man wird sich überzeugen, daß der Verfasser folgende beide Punkte in ein genaues Verhältniß zu einander setzt: confessionelle Distributionsformel — und: Feststellung und klares Ausgesprochenseyn des Unionscharakters der Landeskirche: nämlich so: erstere sey unbedenklich, wenn letzteres stattfinde. Offenbar ist nun der Erlaß des Hochw. O.-K.-Raths in dem Sinne verfaßt, der Müllers Buch erfüllt. Daran hat keinen Zweifel wer die Persönlichkeiten auf beiden Seiten und ihre bisherigen Aeußerungen kennt. Kann es darnach noch zweifelhaft bleiben, nachdem der Erlaß die confessionelle Formel anerkennt, in welchem Sinne er hernach die Erklärung von dem was die Union bedeute, gibt? ob er eine freie Zulassung, oder eine ausdrückliche Feststellung der Union beabsichtige? — Vertrauen ist gut, aber es muß sich auf objectiv erwogene Thatsachen, nicht auf subjective Wünsche und Hoffnungen stützen; es muß sich nicht an einen einzelnen auf verschiedene Weise zu deutenden Satz, sondern an den Zusammenhang einer ganzen Entwickelungsreihe von Gedanken und Thatsachen anlehnen dürfen. Berichterstatter würde es für eine Verletzung der Pietät halten, wenn man den Sinn der kirchlichen Oberbehörde nicht auf diese in ihre Richtung eingehende Weise zu verstehen suchte. Gewiß, wenn ein gut Lutherisches Kirchenregiment den Erlaß verfaßt hätte, würde man den Passus von der Union als einer freien aus gegenseitiger Liebe gewährten Gemeinschaft im Sinne des Vortragenden verstehen können, vielleicht müssen. Da aber kein gut Lutherisches Kirchenregiment ihn verfaßt hat — ?

In vollkommener Uebereinstimmung wußte sich aber die Versammlung mit den Thesen, die derselbe Br. Stöckert gestellt hatte über Abendmahlsgemeinschaft zwischen Lutheranern und Reformirten:

Thesen über Abendmahlsgemeinschaft zwischen Lutheranern und Reformirten.

I. Die Lutherische Kirche als solche kann mit der Reformirten Kirche als solcher eine Abendmahlsgemeinschaft nicht eingehen, denn das wäre eine absolute Verleugnung ihres Lutherischen Bekenntnisses.

II. Eben so wenig kann sie ihren Pastoren grundsätzlich gestatten oder gar anbefehlen, jeden einzelnen Reformirten ohne weitere Bedingungen, als daß er sich den äußerlichen Gebräuchen unterwirft, zum Lutherischen Abendmahl zuzulassen.

III. Wohl aber kann sie ihren Pastoren das Recht geben, die äußerliche Angehörigkeit zur Reformirten Kirche unter gewissen Bedingungen nicht als Grund der Zurückweisung vom heil. Abendmahl gelten zu lassen.

IV. Dabei wird vorausgesetzt, daß in der Lutherischen Verwaltung des heil. Abendmahls, sowie in der vorhergehenden Beichte keinerlei Veränderung und confessionelle Abschwächung oder Verdunkelung begehrt oder gewährt wird.

V. Die Zulassung selbst wird einestheils nur in Fällen der Noth, z. B. in der Diaspora, oder in besonderen, der Beurtheilung des Pastors unterliegenden Verhältnissen statt finden können, so daß der Charakter der bloß gastweisen Theilnahme bestimmt hervortritt, anderntheils aber nicht blos von der allgemeinen Gläubigkeit und Bußfertigkeit des Reformirten, sondern nothwendig auch von einer solchen Stellung desselben zur Lutherischen Lehre abhängig zu machen seyn, daß er ohne eine innere Unsittlichkeit an Lutherischer Beichte und Lutherischem Abendmahl Theil nehmen kann.

VI. Dieses Verhältniß zu den einzelnen Reformirten hat mit der Union, in ihrem historischen Sinne, nichts gemein, und ergiebt sich lediglich aus dem Bekenntniß der Lutherischen Kirche und insbesondere aus der Katholicität ihres Kirchenbegriffs.

Es sey hier nur bemerkt, daß These I es natürlich ist, deren Bejahung den Erlaß des Hochw. O.-K.-Raths so wichtig, ja drohend für das Einzelgewissen macht; daher es auch diese These war, auf deren Grund sich die ganze Discussion über den Erlaß erhob.

Von den Vorträgen, die demnächst gehalten wurden, war der erste der des Sup. Buchholtz: Ueber Lutherische Amtsführung, mit besonderer Beziehung auf die Vorwürfe: wir sollten unsere confessionellen Spitzen nicht hervorheben und unsere Gemeinden nicht in confessionelle Streitigkeiten verwickeln. Er bewegte sich etwa auf folgenden Linien. Aus Eph. 4 vergl. mit Eph. 1 geht hervor, daß der mit der menschlichen Natur unzertrennlich geeinigte *Λόγος*, der jetzt erhöhete Gottmensch es ist, von dem das Amt kommt, denn Er ist das Haupt der Kirche. Gleichwie Gott der Schöpfer noch wirket und ist nicht hinter die Kräfte und Ordnungen Seiner Schöpfung zurückgetreten; so ist auch der Gottmensch Jesus nicht hinter die Kräfte und Ordnungen Seines Heiligen Geistes, den Er hinterlassen, in eine ruhige Ferne zurückgegangen, sondern Er selbst regiert Seine Kirche in persönlicher Gegenwart und Thätigkeit. Der H. Geist ist also nur der Amtsverleiher und Amtsträger, durch welchen der Gottmensch Seine geistlichen Beamten gesetzt hat; und das Amt entsteht in keiner Weise von unten aus der Gemeinde, weil doch etwa in der Gemeinde auch der H. Geist sey. Darum hat der Pastor Alles, was er thut, nicht im Namen, Auftrag, Vollmacht der Gemeinde, sondern nur des HErrn Jesu zu thun. Er hat zu predigen, nicht was die Gemeinde verlangt, sondern was der HErr gibt, als Mund Jesu. Jesus gibt aber nur sich selber, und zwar als den lebendigen, von Advent bis zum letzten Sonntage des Kirchenjahrs mit Seiner Kirche wandernden Gottmenschen, der zu den verschiedenen Zeiten des Kirchenjahrs verschieden erscheint, und doch immer derselbe ist. Die Absolution hat der Pastor nicht zu verkündigen, sondern zu ertheilen, und die allgemeine Beichte als einzige Beichtform muß fort. Das ist aber nicht durch Petitionen zu erreichen, sondern durch Lutherisches Leben. Beim H. Abendmahl muß der Pastor, wie jetzt die Sachen stehen, so lange der Heidelberger Katechismus die Gegenwart Christi nach Seiner Menschheit und also die volle Gott-

menschheit Christi leugnet, und da die agendarische Spendeformel eine Vereinigungsformel seyn soll mit denen, die die volle Gottmenschheit Christi leugnen — weder die agendarische Spendeformel brauchen, noch die Reformirten prinzipiell zum H. A. zulassen. Diese Spitzen müssen wir herauskehren, denn in ihnen gipfelt und blühet das Leben der Kirche. Die Gemeinden müssen wir nicht hineinziehen in den Streit, ja mehr beten und Christum predigen; aber wie stände es jetzt mit der Lutherischen Kirche unseres Landes, wenn wir armen Leute nicht gezeugt hätten?

Der andere Vortrag war der des Br. Potel, über dasselbe Thema. Sein Inhalt bestand etwa in folgenden Sätzen. Eine unirte Amtsführung ist eine contradictio in adjecto, sondern es giebt nur eine Lutherische, eine Reformirte, eine Lutherisch-Reformirte, eine Reformirt-Lutherische. Der Zween-Herrendienst hat sich als eine moralische Unwahrheit herausgestellt. Darum muß schon die Ordination wieder eine Lutherische werden. Die Apologie der Augsb. Conf. vindicirt ihr einen sacramentalen Character. Aber Stern und Kern der ganzen Amtsführung ist das Sacrament selbst. Die Taufe ist den Reformirten ein bloßes Angeld auf die Wiedergeburt, macht die Wiedergeburt nur möglich, welche sich hernach dann durch verschiedene Stadien erst wirklich vollzieht. Die Reformirte Kirche ist mehr Polizei-Anstalt, nämlich das zu erhalten, was zur Seligkeit prädestinirt ist. Auch die Katholische Kirche ist mehr Polizei-Anstalt, nämlich das zu erhalten, was ihr als Fertiges übergeben ist. Die Lutherische Kirche ist Heils-Anstalt. Die Taufe als wirklicher Geburtsact ist wieder in ihre ganze Würde und Feier einzusetzen. Dahin gehören Exorcismus, Westerhemdchen, Pathenbriefe, Aufnahme der Taufe selbst in den Gottesdienst ꝛc. Die Schule ist zu pflegen, weniger durch Aufsicht, als durch eigenes Unterrichten von Seiten des Pastors. Gesangfertigkeit zu üben, Chorknaben anzustellen. Die ganze Confirmation, wie sie jetzt ist, ist unlutherisch. Sie soll nichts sein, als eine amtliche Bevollmächtigung, zur ersten Beichte und Abendmahl zu gehen, kraft der empfangenen Taufe. Die Privatbeichte ist wiederherzustellen. Das Hauptmittel dazu ist, daß der Pastor erst selbst wieder ein rechtes Beichtkind werde, sonst kann er kein Beichtvater werden. Im Uebrigen ist das Bedürfniß dazu bei den Confirmanden und an den Krankenbetten zu wecken. Die Absolution muß unbedingt sein. Dazu ist aber erforderlich ein rechtschaffenes Beichtverhör und der Bindeschlüssel neben dem Löseschlüssel. Die Predigt ist anzusehen, als ein Act, auf welchen das H. Abendmahl folgt. Dessen Segen soll sie vorbereiten. Beim H. Abendmahl selbst ist alle unlutherische Hebung zu vermeiden, z. B. seine abendliche und nächtliche Feier; aber alle Lutherische Hebung wohl anzuwenden. Der Pastor soll selbst recht fleißig gehen, und es muß zu sehen sein, daß es ihm helfe. Die Altaristen sind wiederherzustellen. Die Frauen sollen sich des Altars wieder durch Schmückung und Bekleidung annehmen. Niederknieen beim Empfang, so wie Altargesang, wieder einzurichten. Ueberhaupt muß der ganze Hauptgottesdienst wieder ein vollständiger und Lutherischer werden, sonst ist doch das H. Abendmahl ein unlutherisches. Eine besondere Seelsorge ist nicht weiter zu erwähnen. Sie besteht in der rechten Verwaltung des Amts der Schlüssel. Ueberhaupt ist alle sogenannte freie Thätigkeit in der Amtsführung (Bibelstunden ꝛc.) unlutherisch. Wenn die gesammte Amtsführung erst wieder ächt Lutherisch hergestellt wird (Horen, Metten, Vespern, Erntebetstunden ꝛc.) so liegt dergleichen alles mit drin. Die sogenannte innere Mission will sich jetzt vielfach an die

Stelle Lutherischer Amtsführung setzen, und es muß Alles, was von daher kommt, stets mit Vorsicht angesehen werden. Dergleichen ist nur durch die Nothstände der jetzigen Zeit zu rechtfertigen.

Ueber beide Vorträge wurde nicht discutirt. Es fehlte an Zeit. Es wäre aber, besonders um des zweiten willen, sehr zu wünschen gewesen; denn schwerlich war die Versammlung mit Allem, was er enthielt ganz einverstanden. Ueberhaupt besteht der Segen solcher Conferenzen sehr wesentlich in der Discussion, zumal wenn sie von solchem Geiste der Glaubenseinheit, Bruderliebe, Besonnenheit und Ruhe getragen wird, wie in diesen Conferenzen weht. Denn das muß Referent gestehen, der zum ersten Male und noch dazu nur als Gast denselben beiwohnte, aber die frischen Eindrücke des Stuttgarter Kirchentags noch in sich trug: daß in Gnaden unter den Lutherischen (die Versammlungen des Centralvereins kennt er nicht) eine Hütte Gottes bei den Menschen steht. Der Kirchentag ist alt und überjahrt. Er tritt stark in den Arm der Ev. Alliance. Was aus dem Verein für positive Union werden wird, den die Anhänger derselben in der Provinz auf eine bedeutsam vorsichtige, fast verstohlene Weise betreiben, ist ungewiß. Nur das ist gewiß, daß er die traurige Arbeit übernehmen muß, sich die negative Union, wie eine Wespe, auf Tritt und Schritt vom Halse zu wehren, und daß er doch selbst an der Auszehrung hinsiechen wird, wenn ihm dieses gelingt. Der Tod auf beiden Seiten! Leben nur noch in dem, was historisches, nicht doctrinaires Leben hat. Auch die Lutherischen Vereine gehen einer Zeit entgegen, wo sie überflüssig werden, und sie werden sich darüber selbst am meisten freuen. Stehen doch schon jetzt eine bedeutende Anzahl tüchtiger Lutherischer Kräfte nur neben ihnen, nicht in ihnen. Wird der Erlaß des Hochw. O.-K.-Raths, trotz seiner sehr bedenklichen Punkte, ernstlich in allen Gemeinden ins Leben gesetzt, so ist schon jetzt jede Diöces und eigentlich die ganze Provinzial-Kirche ein Lutherischer Verein. Möglich, daß daraus in der Wirklichkeit noch nichts wird, ja daß die Luther. Vereine wieder ein wahres Asyl werden, wenn man ihnen dann nicht ganz die Existenz abschneidet. Aber Gott sitzt im Regiment und machet Alles wohl.

Geschrieben am 15. October. S.

Kirchliches aus Nassau.

Die kirchlichen Bewegungen jener Zeit, da man bereits den Friedenstein zum Schlosse für die künftige Reichssynode ausersehen hatte, trieben sich bei uns fast durchgängig in einem Kreise herum — auf allen Dekanatssynoden nämlich, welche damals und seitdem nicht wieder gehalten wurden, war es nur allein die Frage nach der Kirchenverfassung, welche in oberflächlicher oft sehr roher Weise verhandelt wurde. Unglaubliche Dinge wurden gewünscht und vorgeschlagen — gänzlich bloß legen wollte man „den Pflanzengarten des Evangelischen Christenthums," nicht nur „die Regierungs-, sondern auch die Bischofs- und Dekanatsmauer" sollte fallen, den wilden und zahmen Säuen zu Gefallen;*) solche und ähnliche Hallucinaden des rothen Deliriums waren

*) Merkwürdiger Weise hat sich der Antragsteller doch bald selbst als Quadratstein in die Dekanatsmauer einsetzen lassen.

ie Tagesordnung unserer Kreissynoden anno 48. Damals wurde in eien und gebotenen Dingen viel „getagt" — mit viel Gebraus im Burf und Gegenwurf, wie denn die lieben Deutschen niemals närr- scher sind, als wenn sie „Tage" halten und „tagen." — Das Krause t nun wieder schlicht geworden, aber zur Klärung war der Sturm öthig; nur läßt sich leider auch bei uns von Vielen sagen: sie haben ichts gelernt und nichts vergessen; viele Gewissen sind wieder ein- eschlafen und gedenken nicht mehr der Sünden wider die Hütte Gottes ei den Menschen.

Im Jahre 1851 lenkte bei uns die Bewegung auf dem kirchlichen Gebiete wieder in einen gesetzlichen Gang ein — aus der Willkür der Vereine und Versammlungen kam Rath und That wieder zu Händen er Behörden. Aber auch in diesen höheren Regionen sind die do- minirenden Gedanken heute ganz andere als damals. Suchte man or Jahren, von der Zeit gedrängt, die Schäden am Dache, so besieht an jetzt das Fundament — 1851/2 handelte es sich um Verfassung, 857 möchte man einen neuen Katechismus haben. So haben uns enn nun bereits vier Unionskatechismi vorgelegen, von Dr. Ebrard n Speier, von unsern Pfarrern Dr. Köster, Burghardy, Stök- icht. Jetzt ist nun der neue Badensche Katechismus der Geistlichkeit ur Begutachtung vorgelegt. Von diesen fünf Katechismen ist der von Dr. Ebrard zu gelehrt; der einfältigste ist der von Pfarrer Burg- hardy in Nassau, welcher auch noch verhältnißmäßig am richtigsten in Unionskatechismus genannt werden kann. Vom pädagogischen Standpunkt möchten selbst die Katechismen von Köster und Stök- icht noch Vorzüge vor dem Badenschen haben; wenn letzterer aller- ings das reformirte Bekenntniß nicht so stark betont, als jene zwei, o ist und bleibt er doch immerhin ein reformirter Katechismus, er einer aus zwei Dritteln lutherischen Gemeinden bestehenden Kirche hne Unrecht nicht zugemuthet werden darf, daneben ist er halb Be- nntniß halb Commentar, also in einer Hinsicht zu lang, in anderer n kurz, angefüllt mit vielen Tautologieen, zu verschroben und zusam- engewürfelt in Gedanken und Worten, für das kindliche Gemüth aher indifferent, dazu unklar und verworren in der Heilsordnung in pecie, wie in dem ganzen Lehrsystem überhaupt. Dem Lutherischen Glauben ist es unmöglich, nach diesem Buche zu unterrichten; Pa- oren freilich, die weiter nichts wollen, als keine Ra- ionalisten sein, mögen sich leicht genügen lassen. Man ierkt's dem Badenschen Katechismus an, 1) daß ihn ein Professor emacht hat, 2) daß er nicht nach Principien, sondern nach Tendenzen earbeitet ist, 3) daß sein Verfasser einen unüberwindlichen Widerwillen egen das Lutherische Princip, namentlich gegen die Abendmahlslehre at. Ueber das größte Unrecht, daß er sich Unionskatechismus nennt, ährend er doch ein reformirter Katechismus ist, wird man in diesen Blättern keinen weitern Nachweis hinzuzufügen brauchen. Man sagt, ie es ist, so kann es nicht bleiben; die Katechismusnoth ist groß; ber die Hülfe in dieser Noth ist geboten. Die alten Katechismen sind e besten.

Im Allgemeinen liebt das Volk die ausgeprägte feste kirchliche Sitte weit mehr als jene Unordnung, die aus dem Belieben auf- eklärter Pastoren hervorging. Altväterbrauch, Lebensgestaltungen, aran Niemand rütteln darf, sind im Kirchlichen dem Volke er- ünscht — auch Unkirchliche werden dann oft lebendig, wenn Etwas nders gemacht werden soll, als es zu der Altväter Zeiten war.

Dieser kirchlich-konservative Zug ist nun zwar in unserm Völkchen ziem- lich todt bureaukratisirt; aus vieler Herren Länder allmählig zusam- mengewürfelt, hat es seine Lebensformen oft wechseln müssen und ein enges Centralisationssystem hat die Lust zum Eigenthümlichen sehr abgeschwächt, und der Zeitgeist hat denn gar aufgeräumt und planirt; wie der Staat den Städten die alten Thore und Thürme nahm, so dieser irreligiöse Zeitgeist den Kirchen selbst ihren Schmuck und den Filialen ihre Kapellen. Trotzdem finden sich auch in unserer Landes- kirche noch Sympathien für altkirchliches Herkommen. Einf. hat in einer der unchristlichsten Gegenden des Herzogthums durchaus keine Schwierigkeit bei Einführung längst eingegangener kirchlicher Sitten gefunden, bei der Prüfung der Confirmanden freuten sich die Alten die „alte Lehre" wieder zu hören, auch die Einführung der Kirchenbuße wäre Vielen erwünscht, Kirchenvorsteher beschwerten sich, daß Personen, die uneheliche Kinder gehabt, nicht zuletzt, sondern mitten in der Reihe mit ehrbaren Frauen bei der Communion zum Altare träten. Ohne Zweifel hat bei uns das Einführen der Union mehr geschadet, als z. B. in Preußen, weil man sich dabei zugleich direct per Rescript an so mancher kirchlichen Sitte vergriff und so mit dem Glauben unmit- telbar Leben und Gewohnheit verstörte. Das hat viele mit Recht irre gemacht. Jene Reste des kirchlich-konservativen Sinnes kommen nun den ernsten confessionellen Bestrebungen treuer Geistlichen ohne Ver- abredung entgegen. Auf die Katechismusfrage also zurückkommend, so möchte zu sagen sein: wenn man den Gemeinden drei Katechismen vorlegte, den jetzigen Landeskatechismus, einen frisch gemachten und die alten confessionellen, und man bemerkte bei den letztern, „das ist der, welchen eure Vorfahren bis zur Union gehabt haben" — so wür- den die meisten Gemeinden in der Majorität ihrer Glieder zu den alten greifen.*)

Ueber die sonstigen Zustände hiesiger Landeskirche hat sich W. F. in Nr. 69 flgde. der „Darmst. Kirchenzeitung" von 1853 aus- führlich ausgelassen. Wir wollen hier nur Einiges zu seinen Erör- terungen über Unionsbildung, Gesangbuch, Agende, Kate- chismus und Verfassung bemerken. Hinsichtlich der letztern wün- schen auch wir mit Herrn W. F. von ganzem Herzen, daß die Ober- leitung unserer Kirche eine selbstständigere Stellung bekommen möchte, verwahren uns dagegen vor den Synoden „des allgemeinen Prieste- thums" unserer Tage, welches die zehn Gebote und das Apostolicum nicht kennt; diese Forderung des kirchlichen Liberalismus würde nur, wenn sie erfüllt würde, eine Gelegenheit mehr zu Rotten, Ehrgeiz und menschlicher Macherei abgeben, und das Laienpresbyterat, welches zur Synodalverfassung gehört, hat noch Niemand, auch Dr. Hundeshagen nicht in seiner Ansprache vom 7. Juni 1854, aus Schrift und Kirche als berechtigt nachweisen können. — Von unserm hiesigen Gesang- buche meint Herr W. F., daß es eine große Anzahl von Kern- und Bekenntnißliedern enthalte. Unverändert hat aber das Nassauische evangelische Gesangbuch kein einziges altes Kern- und Bekenntnißlied aufgenommen, und auch die andern alten Lieder, die nicht gerade Kern- und Bekenntnißlieder sind, treten mit vier bis fünf Ausnahmen in

*) Ich rede natürlich nur nach den Erfahrungen, die ich gemacht habe — mögen Andere andere gemacht haben, Manche haben aber diese Erfahrungen gewiß deßhalb nicht gemacht, weil sie selbst sie nicht machen konnten oder weil sie durchaus andere machen wollten.

veränderter Gestalt auf. Das Gesangbuch ist laut Vorrede unter Aufsicht und Mitwirkung der Landesbischöfe Müller und Heydenreich gesammelt, da beider Glaube sich contradictorisch verhielt, so läßt sich denken, wie die Sammlung ausgefallen seyn wird. Während unter dem Titel „Gottentfremdung und Zerrüttung durch die Sünde" Lieder vorkommen, welche die angeborne Geneigtheit zum Bösen bekennen, wenn es selbst einmal heißt: „Tiefes Elend, Schuld und Sünde, Herr Herr drücken mein Gemüth," so wird dagegen in der unmittelbar der „Gottentfremdung" vorhergehenden „Gottverwandtschaft" der lächerlichste Panegyrikus auf den alten Adam angestimmt, es ertönt das bekannte „Es werde Gott von Dir erhoben Du seines Odems Hauch mein Geist" und „O welch ein unschätzbares Gut ist doch ein gut Gewissen;" in Nr. 331 wird gerühmt der Wille des Menschen im Vergleich mit andern Creaturen, Sonne, Mond, Sterne, „denn ohne Willen nur, gehorchet die Natur" — aber „Freiheit hat Dir Gott gegeben, sie reicht Dir Flügel aufzuschweben und Kraft dem Bessern Dich zu weih'n" — dagegen wird in Nr. 557 „vom Gehorsam gegen Gott," die Natur gar sehr gelobt, denn „in tiefer Stille hört die Schöpfung Dein Gebot — Dir gehorcht mit Freud' und Wonne, aller Deiner Welten Heer" — der Mensch aber wird hart angelassen, daß er's gar nicht für seine Pflicht hält, Gott zu gehorchen, „stolz empört sich seine Seele" u. s. w. Wo sind nun die Flügel der Freiheit! Und solchen Mischmasch findet man durch alle Rubriken. Das Buch enthält 243 Lieder von Verfassern, die vor 1750 gestorben sind, 13 von Luther, 16 von Rambach, 16 von Benj. Schmolke, 18 von P. Gerhard, 6 von Heermann, 5 von Rist, 5 von Scheffler u. s. w. Diejenigen dieser alten Lieder, welche Stücke des ersten Artikels bekennen, z. B. die Gerhard'schen Lieder vom Vertrauen und vom Preise der göttlichen Vorsehung, sind weniger verändert; die andern desto stärker, da haben die Lichtgestalten der Plastik der alten Sänger, der „Weisheit Tugend Pflicht" und namentlich dem „Muth und Kraft, Muth im Tod" und andern Abstractionen, die Wahrheit hat dem Bombast, die Poesie der Sentimentalität und der hausbackenen Utilitätsmoral weichen müssen. Sind hier und da in einem Kernliede ursprüngliche Gedanken geblieben, so stehen denselben doch solche Novitäten zur Seiten, daß das Bekenntniß der einen Strophe das der andern Lüge straft, und wenn ja einmal etwas vom Alten abgethan ist, was man als „Manier" wohl entbehren mag, so ist sicherlich dreimal so viel von böser moderner Manier an die Stelle getreten. Dazu kommen dann 557 Lieder von ganz modernem Schlage, 24 von Lavater, 41 von Gellert, 20 von Niemeier, 16 von Döring, 12 von Schlegel, 10 von Hippel, 19 von Klopstock, 21 von Sturm, 35 von Cramer, 43 von Münter, 45 gar von Dieterich. Man weiß also nicht, wo man die große Anzahl von „Bekenntniß- und Kernliedern" finden soll.*)

*) Unter den neuern sind die meisten von Dr. Heydenreich, nämlich 57, es sind das aber meistens nur Umarbeitungen. Ueberhaupt finden sich auch neuere Lieder, die auf's Neueste umgearbeitet sind, Lieder von Hiller (starb 1769) umgearbeitet von Dieterich (starb 1797); andere sind mehrere Male umgearbeitet; eins von Luther ist durch 4 Häutungen gegangen!

Von der Agende wird bekannt, daß sie durchaus biblisch und dem kirchlichen Lehrbegriffe (welchem?) angemessen sey, dem Tone nach im Ganzen würdig und kräftig, doch nicht selten schleppend, oft verwickelt in der Satzbildung. Mir will es nun allerdings schwer werden, in diese Lobeluft des Herrn W. F. mich zu schicken, aber was ist zu loben an „einer im Ganzen würdig und kräftig gehaltenen im Tone nicht selten schleppenden und in der Satzbildung oft verwickelten Agende!" Die Rede sticht sich selbst den Staar! Es sind drei oder vier alte gute liturgische Fragmente in der Agende, im Uebrigen sind die Gebete, namentlich die Festtagsgebete, für den Glauben, so wie sie dastehn, nicht zu beten; zu klagen ist über mißverstandene Schrift und verschwiegene Wahrheit, die meisten Gebete sehen Glossen und Scholien ähnlich und an den langgedehnten Anmahnungen geht einem der Athem aus, die Taktlosigkeit erreicht ihren Gipfel in den Formularen, bis zu dem Grade, daß in dem gewöhnlichen Taufformulare den Baptisten Exegese vorgetragen, „hat er auch die Taufe dieser Unmündigen nicht ausdrücklich geboten, so dürfen wir doch nicht zweifeln, daß sie seinem Sinne gemäß", in einem besondern Taufformulare für die unehelichen Kinder mit der Mutter specielle Seelsorge getrieben und in dem Abendmahlsformulare lutherische und reformirte Bekenntnißsätze so durcheinander gemischt werden daß das Eine das Andere wieder aufhebt. Die Agende ist das Bild einer unirten Kirche, welche ihre disjecta membra wahrnimmt und alle mögliche Griffe thut, sie zu einer Kirche zusammenzufassen. — Den Landeskatechismus will Hr. W. F. nicht unbedingt in Schutz nehmen, also doch noch unter Bedingungen in Schutz nehmen, obwohl er sehr wesentliche Mängel daran wahrnimmt. Damit ist nun freilich genug gesagt — denn sobald man an einem solchen Buche wesentliche Mängel, sehr wesentliche Mängel wahrnimmt, kann doch wahrlich nicht einmal mehr von einer bedingten Beschützung die Rede seyn; denn sind es wesentliche, sehr wesentliche Mängel, so werden sie doch auch wohl am Bekenntniß zu finden seyn und falsch Bekenntniß ist unter aller Bedingung. Der Landeskatechismus hatte zur Zeit der Ausarbeitung für seine Zeit des Positiven zu viel in sich aufgenommen, es kam eine höhere Feder darüber und strich, nun aber kann man doch nicht sagen, daß der Katechismus als ein Product seiner Zeit „kein so hartes Urtheil verdiene", welches, meine ich, eben als ein Product der Zeit und nicht dieser oder jener Persönlichkeit verdient *)

(Schluß folgt.)

*) Wenn Hr. W. F. bemerkt, daß die alten konfessionellen Catechismen schon deshalb nicht wieder eingeführt werden konnten, weil ein großer Theil der Gemeinden aus lutherischen und reformirten Gemeinden zusammengebildet sey, so muß darauf erwidert werden daß unter den c. 200 evangel. Gemeinden des Landes kaum ein Dutzend in dieser Lage ist.

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz. Druck von Trowitzsch und Sohn.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1857. Mittwoch den 28. October. № 86.

Der Kirchentag in Stuttgart.

(Fortsetzung.)

Schlußwort des Referenten Wichern: Wegen des Heidenthums muß ich mich noch näher erklären. Meine Meinung ist nicht, daß das Heidenthum Roms und Griechenlands uns gefährlich sey. Ohne Griechenland und Rom kann die Evang. Kirche die Schätze nicht heben. Wir müssen Gott danken für die classische Bildung. Ebenso denke ich über die Kunst, eine Gabe Gottes selbst, und die Philosophie. Es gibt eine Philosophie, die dem Worte Gottes nicht entgegen ist. Daß von den jüngeren Theologen sie nicht mehr geübt wird, wie vor dreißig Jahren, ist zu bedauern. — Der Redner gibt Notizen über die Entstehung des Namens: Innere Mission, und legt schließlich besonderes Gewicht auf die evangelische Verklärung der mittelalterlichen Genossenschaften, die er zum Gelingen des Werkes ganz nöthig findet.

Der Vorsitzende v. Kapff mißbilligt eine Stelle in dem Vortrage des Past. Krafft. Vier Thesen, in denen v. Bethmann-Hollweg den Inhalt der ausführlicheren zwölf kurz zusammengefaßt hatte, werden vorgelesen und einstimmig angenommen.

Mit Gesang und einem Gebete, gesprochen von Hrn. Christ-Sarasin, schloß dieser Tag, welcher, weil es sich vorwiegend um den Begriff und die Gränzen der J. M. handelte, des Erbaulichen weniger als die übrigen Tage hatte.

Freitag.

Nach einem innigen Gebete, gesprochen von Past. Volkening, Begrüßung der Versammlung von Revd. Jones aus England, in englischer Sprache, von einem Dolmetscher sehr ungenau wiedergegeben. Der Redner gedenkt besonders der Straßenpredigt, für welche er wirksam gewesen.

Kaplan Schlienz von der Krischona bei Basel: Wie in England, so sollte auch in Deutschland etwas in Bezug auf Straßenpredigt gethan werden. Jones hat darüber viel von der Polizei gelitten. Jetzt schließen unter den gelehrtesten Männern sich manche an. Gegen 4000 Menschen waren neulich in London auf der Straße versammelt, welche sehr andächtig zuhörten und sangen. Dies ist in Deutschland noch nöthiger, weil hier der Sonntag noch weit mehr als dort zum Vergnügen gebraucht wird, am Sonntage keine Abendgottesdienste sind. Christus war nicht an die Kanzel gebunden, überall predigte er.

Past. Krafft zur Berichtigung eines Mißverständnisses: Eine Stelle in meinem gestrigen Vortrage ist so mißverstanden, als habe ich damit die Ehrerbietung gegen die gekrönten Häupter verletzt. Aber die Ehrerbietung vor den höchsten Trägern der Gewalt ist mir eine tief innerliche Angelegenheit: das glaube ich in der Zeit der Revolution durch die That bewiesen zu haben.

Es folgte die Verhandlung über die socialen Schäden der ländlichen Bevölkerung und deren Abhülfe, worüber gedruckte Thesen ausgegeben waren.

Referent Stadtpfarrer Leube aus Friedrichshafen, aus dessen inhaltreichem Vortrage hier nur die Hauptgedanken wiedergegeben werden können: Unsere Zustände sind um vieles besser geworden. Schon der äußere Nothstand hat sich theilweise in Wohlstand verwandelt. Ein gehobener äußerer Zustand bleibt nicht ohne Einfluß aufs Innere. Nur noch die Hälfte der Gefangenen gegen das vorige Jahr. Vier Sitzungen der Geschworenen-Gerichte konnten dies Jahr ausfallen u. s. w. Aber ist darum die Zeit des Glückes schon angebrochen? 1. Die socialen Schäden. Die tägliche Beschäftigung mit der Natur, die Zurückgezogenheit des Lebens der Landleute hat ihre schöne Seite. Aber grade diese Entfernung hat die nachtheilige Folge, daß auch die guten Bestrebungen dort weniger Eingang finden. Die Einfachheit des Lebens ist gut, aber wenn sie zu Mißtrauen führt gegen Gebildete, Höherstehende, zur Schlauheit, so ist das ein socialer Schade. Die Genügsamkeit der Landleute führt oft zu einer körperlichen und geistigen Stagnation; ihr Conservatismus zum Widerspruch gegen wohlthätige Verbesserungen. Selbstliebe und Liebe zum eignen Heerde artet oft in Eigennutz und Engherzigkeit aus, so daß Uneigennützigkeit fast unbekannt ist. Die Religiösität artet zuweilen in blinden Köhlerglauben oder reine Aeußerlichkeit aus. Auch in den vollen Kirchstühlen sitzen viele Laue, Träge oder hochmüthig Richtende. Viele davon versammeln sich des Nachts um Geisterseher oder Schatzgräber. Aberglaube umgibt die Wiege und den Sarg des Bauern. In den Familien herrscht oft Unreinlichkeit. Die Kinderzucht ist mangelhaft. Die Bildung bleibt der Schule überlassen. Kindliche Liebe und Ehrfurcht wird nicht gepflegt; den Eltern wird oft im Alter übel vergolten. Wenn in den Städten Mangel an Wohnungen ist, so noch mehr auf dem Lande. Man findet vier Familien in einer Stube. Da sind die dunkeln Höhlen der Laster. Das Herkommen hat unzüchtigen Umgang fast zur Sitte gemacht. 2. Mittel der Abhülfe. Freie Thätigkeit kann hier

nur dann etwas leisten, wenn sie das Amt im Rücken hat. Wohlthätige Anstalten sind wenige auf dem Lande. Thue die Kirche das Ihre. Kein Dorf sey ohne Kirche, oder wenigstens ohne Reiseprediger; kein Haus ohne Bibel. Hausbesuche. Die Kirche bleibe eine Mutter für alle von der Wiege bis zum Grabe. Sie lasse die confirmirte Jugend nicht aus den Augen. Kirchliche Einsegnung der Ehe. Traubibeln. Geleit zum Grabe. Der Priester des Ortes ist dafür gesetzt, er ist die Seele der Wohlthätigkeit auf dem Lande. Es fehlt nicht an guten Gesetzen, aber an Männern, die sie exequiren, die nicht selbst anrüchige Subjekte, Trunkenbolde ꝛc. sind. — Bleibt der innern Mission nichts zu thun übrig? Doch wohl. Die religiösen Stunden, Feste an Rettungsanstalten, die Presse kann wirken. Der Bettel wird mit Recht verboten; aber es gibt kein Verbot des Bettels ohne Zwang der Unterstützungspflicht. Der Bauer hat kein Geld für Wohlthätigkeitsvereine, aber er theilt lieber mit dem Armen, den er kennt, sein Brot. Der Bettel der Kinder und Vagabunden muß unterdrückt werden, aber ein geregeltes Sammeln von Almosen ist zu gestatten. Es gibt Bezirks-Rettungshäuser, warum nicht auch Districts-Armenhäuser?

Dekan Ninck aus Hachenburg in Nassau, als Correferent: Dem Landvolke muß zuerst religiös, dann sittlich, endlich geistig geholfen werden, nicht umgekehrt.

I. Die Schäden sind Entchristlichung, einreißende Unkirchlichkeit, Zerrüttung des Familienlebens, Laxheit in Betreff des Eigenthums, Fleischessünden ꝛc. Zu den Quellen des Uebels müssen wir noch zählen: 1. das Aufkommen des Rationalismus auf dem Lande. Es geht mit dem religiösen Leben wie mit den Moden; es dringt von oben nach unten. Ist der Unglaube ins Landvolk gedrungen, dann ist dieses ohne Halt, ohne das Surrogat der Bildung, Philosophie, des Cultus des Genius. Aber der Rationalismus haftet da auch am kürzesten. Darum ist hier die Heilung leichter als in den Städten. 2. Die Gesetzgebung hat hier verderblich gewirkt, besonders seit 1848. (Zehntablösungsgesetz, Armengesetz.) Das Strafgesetzbuch mehrt die Verbrechen, z. B. die Bestimmung, daß ein Verbrecher unter 17 Jahren mit einem bloßen Verweise zu entlassen sey. 3. Die Unkirchlichkeit der Beamten, worunter die Achtung vor dem Gesetze selbst leidet. 4. Die Verweltlichung des geistlichen Standes, die Erstorbenheit der kirchlichen Vorstände. Nicht nur ist der Geistliche oft zum weltlichen Oekonomen und selbstherrschenden Despoten geworden. Er hat sich auch von der lebendigen Einwirkung auf die Einzelnen zurückgezogen. Die Mängel des Schulwesens haben dazu beigetragen, wo man ein Christenthum ohne Christus hat: die Vervielfachung der Lehrgegenstände, die Schulversäumnisse; freisinnige Lehrer, welche Raisonneure sind. 5. Desgleichen Aerzte und allerlei Emissäre des Unglaubens oder des Sectengeistes, beurlaubte Soldaten, zurückkehrende Dienstboten und Landgänger. 6. Die Leselust und Zeitblätter, wornach die Landleute lüstern sind, meist giftige Früchte. Die verderblichsten Flugblätter werden da empfohlen. Materialistische Schriften sind massenweise in Nassau verbreitet. 7. Die Eisenbahnen, und dadurch leichteres Reisen in die Städte. Bald werden wir kein eigentliches Landvolk mehr haben, wenn alles von Eisenbahnen umgarnt seyn wird, zumal wenn Fabriken aufs Land kommen. 8. Die verderblichste Industrie herrscht in der Seelenverkäuferei. Kinder und Mädchen werden gedungen zum Betteln oder zur Unzucht nach London ꝛc., von wo sie nie zurückkehren, oder an Leib und Seele verwüstet. 9. Die Wirthshausvermehrung. Spinnstuben im Norden, welche Kammern der Unzucht sind. Oder Singvereine, welche Trinkvereine sind. Das Wirthshausgehen findet sich selbst bei der Jugend. Selbst bei Taufen, Copulationen, ja bei Krankencommunionen hat man Branntwein gebraucht; er ist schon kleinen Kindern gegeben worden.

II. Die Heilung. Zunächst wird der Geistliche ins Auge gefaßt, er soll das Factotum der Gemeine sein. Wenn nur Christus in ihm lebt! Er muß den Lehrer, Bürgermeister ꝛc. mit sich vereinigen, ein Kern der Gemeine muß sich bilden. Die Kirche ist auf dem Lande noch meist der Mittelpunkt des Gemeindelebens, der Hausgottesdienst noch nicht verschwunden, auch das Gebet noch da. Da ist noch ein Lebenskeim vorhanden. Chalmers sagt: Ohne hausbesuchende Geistliche keine kirchenbesuchende Gemeine. Die Kirchenältesten müssen durch die Geistlichen reformirt werden: sie sind gewöhnlich noch die achtbarsten Gemeineglieder, aber sie müssen wieder geistliche Gehilfen werden. Die Kirchenvorstands-Versammlungen müssen mit Gebet und Gottes Wort geweihet werden. Die Kirchenvorsteher sollen zu christlicher Kinderzucht, zur Hausandacht anleiten. Christliche Vereine zu bestimmter Thätigkeit; Mitthätigkeit am christlichen Werke. Vereine für äußere Mission sind das beste Mittel für die innere Mission. Selbst Armenvereine müssen eine christliche Grundlage haben. Der Stand der Lehrer muß herangezogen werden. Sie können uns sehr viel helfen; aber sie sind zum Theil ganz unthätig oder sie wirken uns entgegen. — Von großer Wichtigkeit ist die Benutzung der Literatur, namentlich des Kalenders, der ganz in den Händen der Behörden ist; auch der Landzeitungen und Amtsblätter. Tractate sind zu verbreiten aber nur solche, die man zuvor selbst gelesen hat. Durch die Kinder kann viel an die Alten gebracht werden. Orts-, nicht Bezirks-Bibliotheken sind wichtig, vom Geistlichen und Lehrer geleitet. Gemeine-Lesecirkel haben sich practisch erwiesen; gemeinsame Leseabende. Dabei ist die sorgfältigste Auswahl zu treffen doch nicht bloß rein-religiöse Schriften aufzunehmen. — Zu viel Industrie auf dem Lande zerstört den Landbau. — Die Familienbande sind hier weniger gelockert, Ehebruch ist selten. Dabei werden die Ehen mehr als ein Handel betrachtet; die Kinder als junges Arbeitsvieh. Beschränkung der Eheerlaubniß doch nicht zu weit getrieben, wegen der wilden Ehen. Viel kann hier die christliche Belehrung thun, namentlich gegen die Civilehe. Muttervereine. Sonntagsschulen junger Mädchen. Man verbessere die Bildung des weiblichen Geschlechts. — Das Gesindewesen verdient die angelegentlichste Berücksichtigung. Das Gesinde ist auf dem Lande verkommen, doch nicht wie in der Stadt

da es mehr als zur Familie gehörig betrachtet wird. Durch gute sittliche Gesindeordnung muß der Staat helfen. Der Hausvater muß auch des Gesindes Vater seyn, es in die Hausandachten hineinziehen. (Uli der Knecht sehr lesenswerth.) — Von Armen- und Krankenhäusern auf dem Lande verspreche ich mir nicht viel. — Wie ist der Kinderbettel abzuschaffen? Praktisch erfunden sind Kinderspeisungs-Anstalten, indem Frauen abwechselnd für sie kochen, sie im Schulzimmer essen lassen. — Nach diesem reichen und gediegenen Vortrage

Kirchenrath Finsler aus Zürich: Die Welt sagt: Hilf dir selbst, so hilft dir Gott. Das ist christlich übersetzt: Wir sind Gottes Mitarbeiter. Daran fehlt es in der Schweiz. Man hofft bei uns alles von den Gesetzen. Allerdings werden bei uns die Gesetze geachtet, weil wir sie uns selbst geben. Aber es ist zu viel Verlaß darauf. Die Betheiligung der höheren und besseren Klassen auf dem Lande wird dadurch gehindert, daß da eine pharisäische Selbstgerechtigkeit vorhanden ist. Sie sehen vornehm herab, als sey nicht in ihnen dieselbe Sünde, nur daß sie Gott bewahrt hat. Gewiß hat der Rationalismus viel verschuldet. Aber Rationalismus und Confessionalismus haben eine Aehnlichkeit darin, daß sie beide das Christenthum nur in der Lehre suchen. Man sollte das Christenthum mehr als Leben verkündigen; die Quelle des Heils in alle Bächlein hinleiten.

Als zweiter Correferent trat auf Hofcaplan Schlosser aus Schönberg im Großherzogth. Hessen, ein junger Mann, in einem überaus ansprechendem Vortrage: Der größerre Theil unseres Volkes ist noch kirchlich: es findet sich noch die fides historica, selbst bei rationalistischen Predigern; noch Gebet, Andachtsbücher. Aber es ist oft nur ein schöner Sarg mit einer Mumie. Im J. 1848 ist dies schöne Gebäude oft plötzlich zusammengestürzt; in 14 Tagen war der Kirchenbesuch mancher Orten fast auf Null reducirt. Wir befinden uns auf einer abschüssigen Bahn. Es ist nicht gerade schwer, Seelen zu wecken, aber sehr schwer, sie zu erhalten. Es kommt selten zu einem christlichen Leben. So auch das sittliche Leben liegt darnieder, namentlich an der Ehe hat Fleischeslust und Mammon gebohrt. Es fehlt das Bewußtsein, daß das sechste Gebot auch für Unverheirathete gegeben ist. Es ist kaum noch eine Schande, einen Fall gethan zu haben. Die Sünden hören nicht einmal mit dem Eheschlusse auf. Nur die Aermeren sind reichlicher mit Kindern gesegnet, die Reicheren haben gewöhnlich nur zwei; Verbrechen wirken dazu von oben herab bis unten hin. — Die alte Redlichkeit ist dahin: unser Volk ist falsch geworden. Hat sich doch unter den Bauern eine Compagnie gebildet, um Meineide für Geld zu leisten. Ein Drittel aller Verbrechen sind falsche Eide, welches von Quartal zu Quartal zunimmt. Hundert Mal wird der Geistliche mit Redensarten hinters Licht geführt. Ebenso in Handel und Wandel muß man sich vor dem Landvolke hüten. Der Sonntag Morgen wird zum Handel mit den Juden benutzt, die dadurch großen Einfluß aufs Landvolk gewonnen haben. Die Juden sind vielfach große Grundbesitzer. — Wohlhabender sind nur die geworden, welche schon ziemlich viel hatten; die andern aber

sind noch mehr verarmt. Der Riß ist durchgedrungen bis in die Fundamente des Volkes. Unsere wohlhabenden Bauern sind eine bedenkliche Erscheinung; sie sind durch Versicherungen vom lieben Gotte emancipirt, vielfach des Satans Mastvieh geworden. Sie lesen Vogt über Köhlerglauben, Eugen Sue. Dieser Wohlstand steht daher auf schwachen Füßen; solche verspielen oft ihr Vermögen in zwei, drei Jahren, daß sie Bettler werden. Die Armen sind vielfach in Muthlosigkeit und Schlaffheit versunken, weil keine Ausgleichung da ist zwischen Lebensmittel-Preisen und Arbeitslöhnen. Kleinere Industriezweige sind diesen Armen wenig zu empfehlen, weil der Absatz fehlt. Daher bei den Armen die Ruhe auf Sterbebetten.

Die Predigt des Evangeliums ist bei uns noch jung, bis vor zehn Jahren war wenig davon vorhanden. Auch jetzt predigt nur ein Fünftheil der Geistlichen das Evangelium. Es geht damit nach den Worten in unserm Gesangbuche: Wer friedsam ist, nicht Laster lehrt, Des Freiheit bleibe unverwehrt. Die meisten Orte, wo gläubige Geistliche stehen, haben Volksbibliotheken, wiewohl dadurch die Bauern leicht Leser werden. Andachtsbücher finden Absatz. Drei Rettungshäuser in unsern drei Provinzen. Missionsfeste sind hie und da schon Volksfeste geworden. Junge Bursche haben Posaunenmusik-Vereine gegründet, um bei Missionsfesten aufzutreten. Das was wir haben, möge nur mehr werden. Es wächst ja die feste Eiche nur langsam, das Gras schnell. Aber auch äußere Dinge können dazu helfen, wenn z. B. am Sonntag keine Extrafahrten auf den Eisenbahnen wären, der Judenschacher am Sonntag verboten wäre, keine gerichtliche Vorladungen und Zwangsversteigerungen Statt fänden. Das schwerste sind die oben angedeuteten Schäden: Mangel an Schutz in Glaubenssachen gegen Lehrwillkür. Aber das wird auch anders werden.

Pfr. Bräm aus Neukirch als dritter Correferent: das Mißtrauen in der ländlichen Bevölkerung gegen die Städte hat seinen Grund. Die höheren Stände haben den Beruf, erziehend auf die anderen einzuwirken. Aber wie haben sie gegen den Bauern gehandelt? Der Landmann hat ein dunkles Gefühl davon, daß wir ihm eine Cultur aufheften wollen, die nicht für ihn paßt. Wir müssen den Landmann in seiner Eigenthümlichkeit verstehen und lieben lernen. Wir müssen überall, auch in der Predigt, eingehend mit ihnen von dem reden, was Gottes Wort von ihrem Leben sagt. Vor Gottes Wort haben sie Respect. Wir müssen uns bessern, die höheren Stände. Wer hat dem Egoismus, dem Aberglauben so oft das Beispiel gegeben? Wir müssen anfangen mit Einfachheit des Lebens, christlichen Hauswesens, zeigen, daß die Bildung in sanftem, wahrem, treuem Wesen besteht. — Es muß einem innig weh thun zu sehen, wie der Bauer die Herrlichkeit seines Standes nicht mehr erkennt und anfängt sich selbst zu verachten. Die hereinbrechende Cultur wird machen, daß er seine Herrlichkeit verkauft für das Linsengericht eines modernen Wesens. Man muß ihm auf und unter der Kanzel zeigen, was er hat. — Wo eine arme Fabrikbevölkerung ist, da muß gesorgt werden, daß der Arme wieder ein Stück Landes bekommt. „Wehe denen die ein Haus an das

andere ziehen und einen Acker zum andern bringen ꝛc." (Jes. 5, 8.) So sind Gemeine und Gegenden verarmt. Möge nicht die Drohung hereinbrechen über diese Sünde; mögen wir die Zeit erkennen und benutzen!

(Schluß folgt.)

Nachrichten.

Kirchliches aus Nassau.

(Schluß.)

Hinsichtlich des Zustandekommens der Union bemerkt der Referent, sie sey aus dem Wunsche hervorgegangen, einen lange bestandenen, oft verderblichen Zwiespalt zwischen den Genossen der beiden Confessionen aufzuheben — gesteht aber selbst zu, daß damals das confessionelle Bewußtseyn schon abgeschwächt gewesen sey; so wäre denn ja auch keine Union nöthig gewesen, um Zwiespalt zu verhüten; wie denn auch die Unionsacten von 1817 bezeugen, „daß im Grunde die Aufgeklärten jeder Partei sich längst vereinigt haben und der fortschreitende bessere Geist unserer Zeit auch endlich das Volk fähiger gemacht zu haben scheine, dasjenige zu vergessen, was früher für wichtig geachtet ward, da schon viele Jahre selbst im Aeußern brüderliche Eintracht keine Störung erlitt." Ob Hr. W. F. größeres Recht hat, zu sagen, „zwei Confessionen im Wesentlichen eins" oder Luther mit seinem „Ihr habt einen andern Geist als wir" bleibt hier billig als über Thatsachen weit hinausgreifend an seinen Ort gestellt, wenn aber außer jenem Grunde, lange bestandenen verderblichen Zwiespalt aufzuheben, als zweiter Grund der Unionsbildung „jenes instinktive Gefühl, daß die Gegensätze überwunden werden könnten und sollten", angegeben wird, so ist wohl mit Recht zu sagen, daß selbst die Gegner der Union noch niemals eine so geringfügige Ansicht von der Union, die auf diesem Wege alles spirituellen Inhalts sich entäußert und in das Bereich des Instinkts herabsteigt, gehabt haben, wir halten es aber auch für ein Zeichen der Zeit und Omen, daß selbst dieser geistreiche Vertheidiger der Union bei der Bildung derselben nichts von göttlichem Geist, Wort und Werk, sondern nur menschliches Meinen, Wünschen, Wollen nebst dem Instinkt entdeckt hat. Da mag die Union beten: Behüte mich vor meinen Freunden!

Was die sonstigen kirchlichen Erscheinungen in unserm Lande betrifft, so geht der Gustav-Adolphs-Verein seinen gewöhnlichen Gang, er sammelt die betreffenden Gelder und bringt jährlich eine Festpredigt zur Welt. Das wäre nun schon gut, aber seine Feste wurden durch einen kommerschartigen Charakter oft anstößig. In den letzten zwei Jahren war etwas mehr Zucht hineingekommen, in diesem Jahre aber hat er im Bade Ems mit seiner Festpredigt wider alles Erwarten wieder einmal eine ganz glaubensfeindliche Gastrolle gegeben. Werden sich da die Preußischen Geistlichen aus Coblenz wohl heimisch gefühlt haben? — Von neuerem Datum ist der „evangelische Verein." In dem Nr. 186 der Allgem. K. Z. von 1854 anscheinend von einem Mitgliede vorkommenden Referate über denselben heißt es also: Bei der Bildung des evang. Vereins ist dreierlei zu fürchten und einerlei zu hoffen gewesen; zu fürchten 1. Angriff von den Rationalisten, 2. Angriff von der kleinen, aber sehr rührigen Partei der streng Confessionellen, 3. Fernbleiben vieler aus weltlichen Rücksichten, die doch innerlich mit der Tendenz des Vereins harmoniren; zu hoffen das Eine, daß der Verein bald zur Erkenntniß kommen werde, über das zu große Feld, welches er sich für seine Wirksamkeit gesteckt habe. Es wird behauptet, alle diese vier Erfahrungen habe der Verein auch bereits gemacht. Der evang. Verein sey eigentlich ein Verein für innere Mission, nur sey seine Aufgabe eine größere, als bei andern Vereinen dieser Art und man läßt merken, daß der Verein doch eigentlich sein Feld nicht schmälern, sondern das Eine und das Andere nur für jetzt auf die Seite stellen wolle. Was der Verein bis jetzt geleistet hat, Unterhaltung eines Rettungshauses und Verbreitung religiöser Schriften, das möchte auf innere Mission herauskommen. Als der allgemeine Zweck des Vereins ist angegeben: „die Evang. Kirche auf dem Gebiete des kirchlichen Lebens zu schützen und zu fördern in ihrem Bekenntniß, in ihrem Rechte gegenüber dem Staate und ihren Dienern u. s. w." Der Verein gibt damit zu, der Staat ist so gesinnt, daß die Kirche eine gerüstete Stellung gegen ihn einnehmen muß; da die Kirche als solche das nicht thut, so thun wir es, der evang. Verein. Der Verein hat aber in seiner Entstehung und Bildung einen solchen Verlauf gehabt, daß er dieser seiner Aufgabe nicht nachkommen kann; er will gegen Staat und Kirchendiener das Bekenntniß in Schutz nehmen und hat doch in seinem Schooße Glieder des verschiedensten Bekenntnisses, auch solche, gegen welche selbst das Bekenntniß zu schützen ist. Denn wenn der Verein in seinen Statuten die Augustana als Bekenntniß aufgestellt hat, so ist das in praxi von keiner größern Tragweite geworden, als etwa das Recht, dieses Bekenntniß in den Luth. Landeskirchen zur Zeit des herrschenden Rationalismus. Deshalb ist der Verein ganz außer Stand, etwa in Beschlüssen der Generalversammlungen, in bestimmter Art dem Bekenntniß zu gut auf die Kirche zu influenciren. Es macht daher einen fast humoristischen Eindruck, wenn die Reden der Herren Will und Dietz dem Vereine die Schmach des Kreuzes Christi anzudichten unternehmen. In der That weiß auch hier zu Lande Niemand etwas davon, daß der Verein unter der Last dieses Kreuzes seufzt — die Rationalisten sehen ja ihre eignen Leute mit am Netze des Vereins ziehen — und kaum vernimmt man noch etliches Ziehen. Noch gemüthlicher wird der Eindruck jener Reden, wenn sie klagen, daß so viele aus weltlichen Rücksichten und weil sie nicht Farbe bekennen wollen, von dem Vereine fern bleiben, denn die Farbe schillert aus den verschiedensten Nüancen, und in weltlicher Rücksicht hat man beim Eintritt in den Verein doch auch eben nicht viel zu wagen und dranzugeben, da der Verein in höhern Regionen nicht übel angesehen ist und seine Mitglieder zu einer strengen Ascese nicht verpflichtet. Das Bad austragen muß im genannten Referate natürlich die „kleine aber rührige Partei der streng Confessionellen." Darunter können nur unser acht bis zehn verstanden seyn, welche früher die Kirberger Conferenzen hielten, die aber ja zum Theil selbst in den Verein eingetreten sind. Gegen „die schlecht verhehlte Schadenfreude" brauchen wir uns übrigens durchaus nicht zu verwahren, da die Thaten des Vereins dazu durchaus keine Veranlassung geben; was der Verein auf dem Gebiete der innern Mission thut, davon sind und haben wir uns nicht ausgeschlossen, auf dem eigentlichen kirchlichen Gebiete aber hat er bis jetzt nichts gethan. In welchen Fesseln der Verein liegt, wenn Jemand in ihm für die Kirche auftritt, das wurde auf der letzten Generalversammlung offenbar. Als nämlich Pfarrer Bode (welcher, wie schon früher zwei lutherisch gesinnte Mitglieder, kürzlich ausgetreten ist) den Antrag stellte, der Verein wolle bei dem Evangelischen Kirchensenate um Einführung der 150 Eisenacher Lieder petitioniren, erklärte das Präsidium diesen Antrag für ein aggressives Verfahren und drohte mit Austreten, wenn dieser Antrag zur Diskussion komme. Ist denn das wohl geeignet, bei kirchlich gesinnten Männern Lust zum Anschluß zu erwecken? Will der evang. Verein, muß er das Feld behalten, wie Referent in jener Nr. 186 rühmt, so muß er sich selbst erst auf einem ganz andern Grunde und mit ganz anderm Zeug aufbauen.

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz. Druck von Trowitzsch und Sohn.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1857. Sonnabend den 31. October. № 87.

Der Kirchentag in Stuttgart.

(Schluß.)

D. Wichern: Ich möchte zu den Thesen die Bemerkung machen, daß das Thema eigentlich zu viel umfassend ist. Es herrscht in Deutschland eine sehr große Mannigfaltigkeit der bäuerlichen Verhältnisse. Im Nordosten, z. B. in Litthauen, auch in Oberschlesien ist eine Hauptsünde das Paschen. Dagegen giebt es einen großen Theil der ländlichen Bevölkerung ohne soziale Schäden. Demnach ist auch die Hilfe verschieden zu erwarten. Es gibt mehrere ähnlich gesegnete Gemeinen wie Hermannsburg; z. B. Schönbruch in Ostpreußen. Auch in Westphalen existirt noch ein gottseliger und zugleich wohlhäbiger Bauernstand. Es ward bemerkt, die Schulschwestern üben großen Einfluß auf die ländliche Bevölkerung aus. Dies ist von großer Bedeutung. Da existirt im Badischen Lande eine Arbeitsstelle in Nonnenweiher, von wo Hunderte von Frauen ausgegangen sind, namentlich aufs Land zur Pflege der kleinen Kinder. Im Norden fehlt das ganz.

Director Strebel aus Stuttgart: Ich habe unter den mancherlei Feinden unsers Volkslebens einen nicht erwähnt gefunden. Es ist ein kleiner Feind, kaum Fingers lang, der mancherlei Connexionen hat. Er heißt Cigarre. Diese steht in ziemlich naher Beziehung zu andern Schäden. Ein altes Sprichwort sagt: in bello nihil oportere contemni. Deutschland verraucht jährlich allermindestens 30—40 Mill. Gulden, Stuttgart allein über 60000 fl. In Frankreich können, wenn es so fortgeht, in dreißig Jahren sämmtliche Einnahmen aus dem Tabaksverbrauche gedeckt werden. Die Sache wird gewöhnlich in der Jugend begonnen, und das ist der Hauptpunkt. Wie kommt unsere Jugend dazu? Es ist der Vorgang der Alten. — —

Der Angriff schien der Versammlung im ganzen nicht zu behagen, und auf die Bitte um Abkürzung erwähnte der Redner nur noch, daß in diesen Tagen eine kleine Schrift über den Gegenstand von ihm ausgehen werde, welche er der Beachtung empfehle.

Nachdem der Vorsitzende v. Bethmann-Hollweg eine Resolution vorgeschlagen, die allgemein angenommen ward, folgte kurzer Bericht

über die Special-Conferenzen.

Decan Lechler berichtet über die Bibel-Conferenz: Die Sache ist in ihren ersten Anfängen. Der Gedanke ist, daß die verschiedenen Deutschen Bibelgesellschaften in eine einheitliche Verbindung mit einander treten. Denn es ist sehr wünschenswerth, daß unsere luther. Bibel von den Bibelgesellschaften in Einer und derselben Gestalt verbreitet werde.

Pfr. Mann aus Baden über Sonntagsheiligung: Diese Special-Conferenz war sehr besucht. Hauptsächlich ward geklagt über die Fabriken und Eisenbahnen, die an Sonntagen sogar Extrazüge haben. Milchhandel am Sonntag Vormittag. Aehnliche Entheiligung auf vielen Kanzleien, durch Jagden, Kriegsübungen. Die Anwendung der bestehenden Gesetze ist sehr wirksam gewesen, namentlich in England. Selbst in Rheinbayern ist an einem Orte durch einen katholischen Bürgermeister großes geleistet. Die Zurückweisung der Sabbathsschänder vom heiligen Abendmahle hat großen Eindruck gemacht. Denn Worte wirken weniger als Thaten. Auch die Presse ist zu benutzen. Wir selbst haben uns und unsere Häuser darin als Vorbilder darzustellen. Die Anregung vom Jahre 1850 beginnt wieder zu erlahmen. Es ist die Bitte an die Regierungen zu erneuern, daß die alten Gesetze so ausgeführt werden, daß Niemand wider Willen den Sonntag entheiligen müsse.

Pfr. Bögehold aus Berlin über das Gefängnißwesen. Es wurden etwa folgende Thesen vorgetragen:

1. Es ist hohe Zeit, daß die Kirche in der Reform des Gefängnißwesens nicht zurückbleibe. 2. Wie überall nur durch das Wort Gottes Rettung geschafft wird, so auch in den Gefängnissen. 3. Die Collectivhaft ist eine Hochschule des Lasters. 4. Die Einzelhaft öffnet dem heil. Geiste die Herzen. 5. Die Isolirung der Gefangenen fordert ihre Verbindung mit christlicher Pflege. 6. Dieselbe ist evangelischen Corporationen zu übergeben. 7. Wie die Kirche es als heilige Pflicht erkannt hat, unter die Heiden Arbeiter zu senden, so muß sie es auch hier. 8. Eine confessionelle Sonderung der Gefängnisse ist nothwendig. 9. Isolirung auch bei den Untersuchungsgefangenen. 10. Uebergangsstufe zu gemeinschaftlicher Haft. 11. Die christliche Gemeinde hat sich der Gefangenen anzunehmen. 12. Das gesammte Personal an Gefängnissen muß von christlichem Geiste beseelt seyn. 13. Bei den gewöhnlichen Anstalten ist wenigstens auf nächtliche Isolirung zu dringen. 14. Die christliche Gemeinde hat sich der Angehörigen von Gefangenen anzunehmen. 15. Wann wird die Kirche in der kirchlichen Fürbitte der Gebundenen gedenken?

Prof. Gelzer über Asyle für Gefallene. Nicht zur öffentlichen Mittheilung geeignet.

Past. Straube über kirchliche Sitte und Unsitte bei Verlöbnissen, Trauungen und Taufen.

D. Barth über die Conferenz der Freunde Israels: Prof. Auberlen suchte zu beweisen, daß die Wiederherstellung Israels als eine reale Wiederherstellung Israels als Volkes zu fassen sey. Ein Theil der Exegeten gebe das Land auf und halte das Volk, ein anderer Theil umgekehrt. Es sey für den Missionar unter den Juden wichtig, diese biblische Wahrheit festzuhalten.

v. Bethmann-Hollweg über die Specialberathung über christliche Kunst: Diese Versammlung war so zahlreich besucht, daß eine Besprechung nicht möglich war. In dem einleitenden Vortrage ward auf das wachsende Interesse an dieser Sache hingewiesen. Ein Verein für religiöse Kunst ist 1851 gegründet, ein zweiter jetzt in Stuttgart. Ueberhaupt ist in der jetzigen Kunst eine entschiedene Rückkehr zum Christlichen sichtbar. Wie verhalten sich Christenthum und bildende Kunst? Der Trieb zur letzteren muß durch das Christenthum zu einem Werkzeuge des Geistes gemacht werden. Das ist auch in der modernen Kunst zu bemerken, die in der Creatur den Schöpfer ahnden läßt. Besonders ist das große Bilderwerk Schnorr's, eines christlichen Mannes, zu empfehlen. — Zum Schlusse erhielt noch das Wort

Pfr. Tretzel aus Nürnberg: Liegt nicht unsern confessionellen Streitigkeiten manchmal Streitsucht zu Grunde? Die Aeltesten in der Apocal. warfen ihre Kronen vor den Herrn hin. Das ist auch uns gesagt. Eine jede Confession, Arbeit ꝛc. hat ihre Krone. Aber nichts ist der innern Mission schädlicher, nichts der Einheit der Kinder Gottes, als dieser Sinn, wenn sie sich zanken, wer der größte unter ihnen sey. Die Noth ist so groß, daß wir nach einer geordneten Diakonie verlangen sollten. Aber man fürchtet die Herabsetzung des geistlichen Amtes.

Nachdem Prof. Lange versucht hatte, den ganzen Kirchentag noch einmal kurz zusammen zu fassen, dankt

Präs. v. Bethmann-Hollweg im Namen der Versammlung der Obrigkeit dieses Landes, der kirchl. Behörde, der Centralleitung der Wohlthätigkeit in Würtemberg, der Geistlichkeit und der ganzen Bürgerschaft der Stadt, und gibt die Zahl der Theilnehmer am Kirchentage so an:

Ausländer	420
Würtemberger aus Stuttgart	265
= = außerhalb Stuttgart	725

Schließlich sagte der Stadtschultheiß Gutbrod im Namen sämmtlicher Collegien dieser Stadt den abreisenden Fremden ein herzliches Lebenwohl.

Mit dem Gesange zweier Verse und einem Gebete, gesprochen von Pf. Werner aus Fellbach, schloß dieser Tag, nach seinem reichen Inhalte und seiner erbauenden, durch nichts getrübten Wirkung wohl der gesegnetste des diesmaligen Kirchentages.

Die Ausländer konnten diesmal wieder, wie schon vor sieben Jahren, die Bemerkung machen, wie doch auf diesem

Würtemberg und speciell seiner Hauptstadt ein so besonderer Segen des Herrn ruhe. Die übervollen Kirchen bei den Abendgottesdiensten und die unverkennbare Andacht der Anwesenden, ferner die Theilnahme und durchaus würdige Haltung des Publikums bei den Versammlungen, endlich die große Freundlichkeit der Bürgerschaft in jeder Beziehung, alles dies bewies uns, daß der Herr in einem Maße, wie wohl sonst nirgend in Deutschland, ein großes Volk in Würtemberg hat. Dagegen vermögen wir die dort so verbreitete confessionelle Gleichgültigkeit nicht zu den Vorzügen zu rechnen, um welche wir Norddeutschen jenes Brudervolk zu beneiden hätten. Gewiß hat die vom Herrn zu neuem Leben erweckte Kirche sich zu hüten, daß dieses Leben nicht wieder, wie vor 200 Jahren, in todten Orthodoxismus und Hadertheologie erstarre. Aber ein Dringen und Halten auf reine Lehre, eine anhängliche Vertheidigung der Schätze, welche die Kirche der Vorzeit uns hinterlassen, gegen die, welche unter dem Scheine der Brüderschaft sie uns aus den Händen winden möchten, ist doch noch weit entfernt von Buchstabendienst und todtem Formenwesen. Was soll man dazu sagen, wenn zahlreiche Würtemberger Prediger ganz offen der Lehre von der Wiederbringung aller Dinge zugethan sind, einer Irrlehre, welche mehr als irgend eine andere das ganze Christenthum wurmstichig macht und namentlich der Wirksamkeit des geistlichen Amtes den eigentlichen Nerv abschneidet? Oder wenn auf einem Katheder, von welchem alle Würtembergischen Theologen ihre Vorbereitung zum geistlichen Amte holen, ein Mann steht und allgemeinste Anerkennung genießt, welcher gänzlich unbekümmert um die Kirche, welche St. Paulus einen Pfeiler und Grundfeste der Wahrheit nennt, die historische Kirche nicht für ein Babel, sondern für weniger, für ein reines Nichts achtet, und lediglich das Neue Testament, aber wohlgemerkt nach seiner Auslegung, d. i. de facto sich selbst, seine individuelle Person, als Quell aller religiösen Erkenntniß gelten läßt? Diese confessionelle Gleichgültigkeit, welche augenscheinlich die große Mehrzahl der Würtembergischen Mitglieder beseelte, gab dem ganzen diesjährigen Kirchentage eine Haltung, die ihn der heurigen Allianz-Versammlung stellenweise nur allzu nahe brachte. Daraus erwächst dem Kirchentage der Nachtheil, daß die meisten, welche nicht bloß Lutheraner sind, sondern auch wissen, warum sie es sind, und Gott in Demuth danken, daß sie es sind, sich von Zusammenkünften zurückhalten, wo ihre theuersten Sympathieen so oft verletzt werden. Andere scheuen sich wohl auch vor der Hast, welche bei der Kürze der Zeit unvermeidlich ist und eine gewisse Ueberstürzung herbeiführt, vor dem unruhigen Treiben und Drängen, welches der Erbauung und Sammlung allerdings Eintrag thut, oder sie halten es nicht für schicklich, gewisse Dinge vor aller Welt zur Sprache zu bringen. Daß einzelne Uebelstände von dem Kirchentage seiner ganzen Einrichtung nach unzertrennlich sind und eine Schattenseite seiner sonst gesegneten Wirksamkeit darbieten, ist wohl nicht zu läugnen. Gleichwohl ist noch jeder Kirchentag, und so auch der diesjährige, eine schöne That der Kirche gewesen, und hat gute

und lebenskräftige Samenkörner ausgestreut, denen der Herr der Kirche einen guten Boden und Gedeihen in Gnaden schenken wolle.

Nachrichten.

Versammlung des kirchlichen Centralvereins für die Provinz Sachsen.

Die diesjährige Herbstversammlung unseres Vereins, welche die befreundeten Brüder in ansehnlicher Zahl am 6. und 7. October d. J. wieder in dem lieben Gnadau zusammenführte, hatte von einem zwiefältigen Drucke etwas zu leiden, indem der lutherische Verein seine Mitglieder, die ja meistens die lebendigsten und treusten Theilnehmer unserer Conferenzen sind, bis kurz vor dem Anfang unserer Besprechungen zurückhielt, und der Missionsverein in Magdeburg, der sein Missionsfest auf die frühe Nachmittagsstunde des folgenden Tages angesetzt hatte, Veranlassung wurde, daß man allzusehr zum Schluß eilte. Es war bedauerlich, daß wir so um den ruhigen gemeinschaftlichen Nachgenuß der guten Gaben kamen, welche der treue Herr auch dies Mal in reicher Fülle über unser brüderliches Beisammensein ausgeschüttet hat.

Der Vorsitzende, Sup. Westermeier, eröffnete die Versammlung am 6. d. M. mit einer brüderlichen Ansprache über Philipp. 2, V. 1—4. Der Apostel stütze seine Ermahnung zur brüderlichen Liebe und Einigkeit auf einen viersachen Grund. Ist bei euch Ermahnung in Christo. Da stellt er den Herrn Jesus selbst in der ganzen Majestät seines Wesens vor uns hin, und sagt: Gilt der euch etwas, so thut's. Zum andern: Ist Trost der Liebe, παραμύθιον ἀγάπης, si qua sunt amoris blandimenta; was kann es für ein süßeres blandimentum amoris geben, als wenn Er sagt: Ich will es haben! Ist Gemeinschaft des Geistes. Wer Christi Geist nicht hat, ist nicht Sein. Wollt ihr Theil haben an Seinem Geiste, in welchem Er beschlossen ist sammt Allem, was er euch erworben und verdient, so thut es auch darum! — Endlich: Ist herzliche Liebe und Barmherzigkeit. Da greift der Apostel uns in die σπλάγχνα hinein und alles, was von Liebe und Erbarmen in uns ist, holt er heraus, daß wir doch thun möchten, was er von uns haben will. So setzt er gleichsam den einen Hebel in den Himmel, den andern auf die Erde in unser Herz, um diesen Schutz zu haben, und ringet nun nach Worten, um sein Gewicht recht zu beschreiben, denn er sagt in heiliger Tautologie: So erfüllet meine Freude, daß ihr Eines Sinnes seyd, gleiche Liebe habt, einmüthig und einhellig seyd. Er sagt: ἵνα τὸ αὐτὸ φρονῆτε und nachher kommt noch einmal τὸ ἓν φρονοῦντες. Von einem φρονεῖν redet er, von einer Gesinnung. Der Gesinnung liegt eine Erkenntniß allerdings zum Grunde, aber das Vorwaltende ist die Richtung des Gemüths und Herzens. Diese soll auf das τὸ ἓν gerichtet sein. Der Herr sagt auch: Eines ist noth. Der Apostel bezeichnet dieses Eine in seinem Briefe sehr deutlich: im Gegensatze gegen die Hunde, die bösen Arbeiter, die Zerschneidung (K. 3, 2), und ihre Gerechtigkeit aus dem Gesetz, den lebendigen Glauben an Jesum Christum, um des willen er alles für Schaden achtet, daß er Ihn gewinne und in Ihm erfunden werde, daß er nicht habe seine Gerechtigkeit, die aus dem Gesetz, sondern die durch den Glauben an Christum kommt (K. 3, 7—9);

und im Gegensatz gegen die Feinde des Kreuzes Christi, die irdisch gesinnt sind, (K. 3, 17—19) den aus dem lebendigen Glauben entspringenden himmlischen Sinn und Wandel, indem er spricht: Unser Wandel ist im Himmel ꝛc. (K. 3. 20. 21.) Das ist das große Eine, wonach das φρόνημα, Herz, Muth und Sinn gerichtet sein soll, und darin sollen alle σύμψυχοι unanimes sein, Ein Herz und Eine Seele, sollen gleiche Liebe haben, alle Liebe soll nur diesen Einen Gegenstand wissen, alle nur Eine Passion, wie Graf Zinzendorf sagt, und das ist Er! Das ist die große Sache, der große Schatz, den der Apostel haben will mit seinen starken, Himmel und Erde bewegenden Gründen.

Die ganze Geschichte der christlichen Kirche seit der apostolischen Zeit ist aber der augenfälligste Beweis davon, daß es solcher Gründe bedurfte; denn sie ist fast nur eine Geschichte der Spaltungen, welche in der apostolischen Zeit bereits ihren Anfang genommen. Die meiste Einigkeit war noch in den Jahrhunderten, wo die gemeinsame Noth der Verfolgung die Herzen zusammentrieb. Dann kamen die Lehrstreitigkeiten, welche zwar einen guten Gewinn der Lehre gebracht, aber um den theuren Preis eines tiefen Risses durch die ganze Christenheit. Die riesenmäßigen Kämpfe des Papstthums um die Einheit der Kirche waren keine Kämpfe um die Einigkeit, welche der Apostel Freude ist, daher sie ganz natürlich eine Reaction hervorriefen, welche leider nur damit geendet hat, daß die Christenheit jetzt in drei Hauptkirchen gespalten ist, welche nicht allein selbst einander befehden, sondern in sich wieder unsäglich zerklüftet und zerrissen sind, besonders die evangelische. Woher diese traurige Erscheinung? Was wollen wir anders sagen, als daß der Grund ist, der Abfall von dem Einen, in dem Alle Eines sein sollten und könnten? Nun aber behauptet eine jede der gespaltenen Partheien, die andere sey die mehr oder weniger abgefallene. Am stärksten spricht dies die römische Kirche aus, welche behauptet, die Eine katholische zu sein, außer der kein Heil. Neben dieser hat jede andere Kirche, ja jede Secte ihr Bekenntniß formulirt, und glaubt es der Wahrheit und dem Gewissen schuldig zu seyn, dies Bekenntniß gegen das entgegenstehende zu behaupten und dieses auszuschließen. Wie soll nun da die Einigkeit herauskommen, welche als unnachlässige apostolische Forderung vor uns steht? Etwa so, daß alle Kirchen und Partheien sofort die Schranken niederreißen und ihre Bekenntnisse fahren lassen? Dagegen haben die angesehensten Kirchenlehrer aller Zeiten auf das ernstlichste protestirt, und ein jeder Versuch dieser Art ist wie eine Seifenblase zerplatzt. Das Bekenntniß gründet sich auf das Gewissen, und es ist ein Zeichen von Gewissenlosigkeit, wenn man ohne Weiteres die anerkannte göttliche Wahrheit Preis gibt. Es war eine Zeit, wo man sich sehr für eine solche Union begeisterte, und jetzt fehlt es auch nicht an Solchen, welche sagen: Wir glauben all' an Einen Gott, was aber so viel heißt als: Wir glauben all' an keinen Gott. Was soll aber geschehen? Ich antworte: Wir sollen der apostolischen Ermahnung gehorsam sein. Ein Gegensatz läßt sich nicht vermitteln; er ist der zwischen Werkgerechtigkeit und Glauben, zwischen irdischem und himmlischem Sinn und Wandel. Die aber in den verschiedenen Bekenntnissen an Christum von Herzen glauben und Ihm im himmlischen Sinn und Wandel nachfolgen, sollen dies Eine vor allem im Auge haben und allen Ernstes danach streben, daß sie dieser höheren Einheit sich bewußt bleiben und fleißig seyn, diese Einigkeit im Geiste zu halten und zu bewahren durch das Band des Friedens. Das ist die große Union aller Kinder Gottes in allen Confessionen, die Gemeinde der Heiligen. Es thut zu dieser Zeit noth, daß wir dies beherzigen. Auf die Zeit des Indifferentis-

mus ist sehr natürlich eine Zeit des Confessionalismus gefolgt. Dieser hat zwar seine volle Berechtigung jenem gegenüber, aber auch seine Gefahr. Die Gemeinde, in der wir herbergen, hat die Gefahr glücklich vermieden, dadurch, daß sie bei der schuldigen Achtung vor dem Sonderbekenntniß, das Eine Nothwendige vor Allem im Auge behalten und das Bild einer Einigkeit im Geiste dargestellt hat, welches der apostolischen Forderung ganz nahe kommt. Unser Verein hat Herberge und Wohnung in dieser Gemeinde gesucht, und nun schon seit mehr als dreißig Jahren gehabt, weil er dieselben Tendenzen verfolgt. Seine Statuten sind noch nicht abgeändert. Ohne dem Sonderbekenntniß seiner Mitglieder irgendwie Eintrag thun zu wollen, steht er auf der breiten Grundlage des formalen und materialen Princips und erstrebt durch lebendigen Austausch der vorhandenen Differenzen, die er achtet, die Erfüllung der apostolischen Forderung in ihrem ganzen Umfange. Es ist neuerlich das Bestreben hervorgetreten, dem Vereine eine andere Stellung zu geben, und es ist öffentlich ausgesprochen werden, der strenge Confessionalismus, der unter uns herrsche, schrecke Andersgesinnte von jeder Theilnahme zurück. Obwohl dies eine üble Nachrede ist, welche wenigstens in dem Verhalten der confessionellen Mitglieder keinen Grund hat, so wollen wir doch unser Ziel uns nicht verrücken lassen, damit der Segen uns nicht geraubt werde, dessen wir von der Hand des Herrn bisher genossen haben, und mit Sorgsamkeit den Weg betreten, welchen der Apostel uns zeigt, damit wir seine große Forderung erfüllen und die Einigkeit im Geist bewahren können. Es ist zuerst die Friedfertigkeit, zu der er ermahnt, indem er spricht: „Nichts thut durch Zank oder eitle Ehre. Er redet hier von der κενοδοξία. Wir denken manch Mal, eine Meinung, die wir hegen, sei tief begründet, und machen einen Ruhm daraus. Und doch müssen wir oft nachher erfahren, daß dieser Ruhm ein eitler war. Diese Erfahrung mögen wir dazu benutzen, daß wir mäßiglich von uns halten, und bescheiden in der Behauptung unserer Meinungen seyen, so wird die Einigkeit und der Friede durch Zank nicht so leicht gestört werden. Dann ermahnt der Apostel zur Demuth, indem er spricht: Sondern durch Demuth achtet euch unter einander einer den andern höher, denn sich selbst. Jeder wahrhaft gläubige Mensch weiß, daß er keinen größern Feind hat, als den Hochmuth. So leicht kommt man davon nicht los, daß man sich für besser hält, als den andern. Das erweckt den Widerspruch des andern, und wenn man vielen Streitigkeiten in der Kirche auf den Grund geht, so ist wenigstens die Erbitterung, mit der sie geführt sind, nur veranlaßt durch diese sündliche Erhebung des einen über den andern. Wer wahre Buße gethan hat, weiß von sich selbst viel mehr Böses, als von dem andern, und wenn wir so den andern immer höher achteten, als uns selbst, so würde ein großer Schritt zur Bewahrung der Einigkeit geschehen seyn. Endlich ermahnt der Apostel zu einer heiligen Unpartheilichkeit, indem er sagt: „Und ein Jeglicher sehe nicht auf das Seine, sondern auf das, das des andern ist. Aus dem natürlichen Hochmuth kommt es auch, daß wir immer nur auf das Unsere sehen und kein Auge haben für das Gute, was bei dem andern sich findet. Das ist es, was wir vornämlich an der römischen Kirche auszusetzen haben; sie kennt nur sich selbst und verwirft schlechtweg, was andere Confessionen haben. Wenn wir aber derselben Gesinnung sind, so sind wir ihr gleich und Uebertreter des apostolischen Gebots. Es ist damit nicht gesagt, daß wir unseres Glaubens nicht gewiß sein, oder Zugeständnisse machen sollten, die unser Gewissen nicht erlaubt, aber wir sollen Gott bitten, daß wir nicht blind eingenommen seyen für die menschliche Fassung des Glaubensinhalts, der wir anhangen, sondern daß wir ein offenes Auge und einen offenen Sinn behalten für das Gute, das bei den Gegnern sich findet. Diese heilige Unpartheilichkeit gibt freilich nur der Sinn, der auf das Eine Nothwendige vor Allem gerichtet ist, sie ist aber auch der sicherste Weg, daß jeder unnöthige Streit vermieden, die Annäherungspunkte mit Ernst und Eifer gesucht, der Friede erhalten und die Erfüllung der apostolischen Freude immer näher in der ganzen Kirche gerückt werde, daß wir Eines Sinnes sind, gleiche Liebe haben, einmüthig und einhellig sind.

Nach einem gemeinschaftlich gesungenen Verse leitete der Vorsitzende die auf der Tagesordnung stehende Besprechung über Angelegenheiten der innern Mission mit kurzem Worte ein, und Pastor John aus Neinstedt hielt einen längeren Vortrag, wie die Kirche das heutige Industrie- und Fabrikwesen zu behandeln und zu durchdringen habe. Wir wünschen, daß wir unsern Lesern diesen tief durchdachten, aus der unmittelbarsten Erfahrung geschöpften, höchst lehrreichen Vortrag vollständig mittheilen könnten und bedauern, daß der Raum nur die Verzeichnung der Grundzüge desselben gestattet. Ref. bemerkte zuvor, daß unsere Aufgabe eine ziemlich hoffnungs- und trostlose sei, da das Industrie- und Fabrikwesen zur Zeit uns schon so über den Kopf gewachsen sei, daß wir die schädlichen Einflüsse desselben mit den gewöhnlichen Mitteln gar nicht bewältigen könnten. Die klare und lebendige Erkenntniß des Schadens sey aber der erste Schritt zur Besserung. In dieser Beziehung schildert Ref. zuerst, wie das heutige Industrie- und Fabrikwesen die Person zerrütte an Leib und Seele. Der Aufenthalt so vieler Arbeiter in engen, mit vielerlei Dünsten angefüllten Räumen, die plötzliche Abwechselung von Hitze und Kälte, die Verkehrung der gewöhnlichen Lebensordnung in aller Beziehung, der Mangel an Reinlichkeit, der häufige Genuß des Branntweins untergraben die Gesundheit und verderben ganze Generationen. Noch gefährlicher sey das heutige Fabrikwesen der Seele, indem es den Einzelnen den Verbänden entziehe, in denen er seinen sittlichen Halt fände, und ihn isolire, durch das erniedrigende Gefühl, daß er nur ein Ersatz sey für eine noch fehlende Maschine, nur Mittel des Gelderwerbs, ihn verschlechtere, durch das beständige Zusammenleben mit rohen Menschenmassen ihn verderbe, besonders wenn er am Fabrikorte selbst nicht wohne, weil ihn da die Scheu vor den Angehörigen von keiner Schlechtigkeit mehr zurückhalte. Das heutige Fabrikwesen zerrütte auch die Familie, indem es die einzelnen Glieder derselben dem Hause entziehe, die nöthige Kinderpflege und Kinderzucht von Seiten der Eltern unmöglich mache, den Gehorsam der Kinder beeinträchtige, welche durch den reichen Lohn, den sie sehr früh erlangen, den Eltern bald selbständig entgegentreten, welchen sie nicht selten im frühesten Alter schon für den Aufenthalt im Hause ordentliches Kostgeld bezahlten; indem es das Wirthshausleben und damit jede Art von Liederlichkeit begünstige, bei dem Zusammenlauf von allerlei Volk aus aller Herrn Ländern die Entdeckung von Concubinaten schwierig und die Beseitigung derselben noch schwieriger mache. Besonders ausführlich und ergreifend schilderte Ref., wie die in gewissen Gegenden fast in jedem Dorfe angelegten Zuckerfabriken das sonst so einfache, gemessene ländliche Familienleben durch den überstürzenden Drang der Arbeit Sommer und Winter, Alltag und Sonntag täglich mehr zerrütten, wovon di

gen gar nicht abzusehen seyen. Ebenso verwüsten diese Fabri- die ganze Gemeinde: es gebe Dorfgemeinden, in denen die briken schon sämmtliche Bauerngüter verschlungen, der wohlgegliederte ganismus der Landgemeinden höre auf, es gebe nur noch den brikherrn und seine Arbeiter. Von allen Seiten dringe Sitten- gkeit ein; die Bauern, welche von ihren verpachteten Gütern oft e jährliche Einnahme von vielen Tausenden haben (in der Nähe v Magdeburg werden 40 Thlr. jährliche Pacht für 1 Morgen Acker hlt), ergeben sich dem Müßiggange und all' den Lastern, die er giert, und indem sie ohne wahre Bildung allen Genüssen der Ge- beten sich hingeben, und nicht selten Reisen nach Paris und London chen, gerathen sie in eine so unnatürliche Stellung, daß es für sie u ihre Kinder und die ganze Umgebung die verderblichsten Folgen h Dazu werden ihre verpachteten Güter ruinirt, und wenn sie die- sen wieder an sich nehmen müßten, sei die Herstellung nicht allein w den größten Kosten verbunden, sondern sie selbst und ihre Söhne u Töchter könnten nicht mehr wirthschaften; haben sie ihre Güter a gar verkauft, so gehe das Kapital verloren, und die Armuth breche h ein wie ein gewappneter Mann. Eben so überzeugend wies Ref. dauf hin, wie ungeachtet des guten Verdienstes, welchen die ärmere sse durch die Fabriken habe, gerade sie leiblich und geistig am mei- st zurückkomme, und die Gemeinden mit fremden Armen so über- bet würden, daß es kaum noch zu tragen sei. Schon dadurch, daß u heutige Fabrik- und Industriewesen die Grundelemente des Staats, Person, Familie und Gemeinde verderbe, zerrütte es auch den, aber auch dadurch, daß es diesen zum Wuchergeist und Mam- nsdienst verführe, den gewissen Vorzeichen endlichen Verderbens, wies Ref. noch eine besonders ergreifende Schilderung von dem Ver- fall des Adels durch diesen Mammonsdienst machte; er zerstöre allen Pietismus, indem er den Grundbesitz immer mehr in Geldbesitz wandle, der keine wahre Anhänglichkeit an das Vaterland gebe, u die Masse der Besitzlosen vermehre, welche stets zu Revolutionen d Zunder seyen. Besonders wies Ref. auch noch darauf hin, wie in Folge der entnervenden Fabrikarbeit auch die Heereskraft des Lan- des gebrochen werde. Am nachtheiligsten sey das Fabrikwesen aber für das kirchliche Leben. Dasselbe raube dem armen Volke den Sontag, denn wenn die Fabrikarbeit an diesem Tage auch ruhe, wo aber im ganzen Umfange nie der Fall sey, so müsse dasselbe am Sontag die in der Woche versäumte eigne Arbeit nachholen. Ein örtlicher Abschluß der Gemeinden, besonders auf dem Lande, und da mit eine geordnete Seelsorge sey gar nicht mehr möglich. Die Ge- meinde werde wie ein Taubenschlag, die Bevölkerung eine vagabon- dirende. Wohnen die Fabrikarbeiter in eignen Häusern zusammen, so habe solche neuerbaute Arbeitercolonie sehr bezeichnend von den Dorf- bewohnern einst den Namen der Bastion Ruchlos empfangen. Solch ein gottloser und sittenloser Haufe mitten in der Gemeinde sey ein wie fressender Krebs in derselben, da mehren sich Kirchenverachtung, Sel, Trunk, Unzucht aller Art und die daraus hervorgehenden Ver- brechen täglich, die confirmirte Jugend verwildert, die Schulkinder werden der Schule entzogen, und der Pastor steht in seiner eignen Gemeinde als ein Unbekannter unter dem Haufen Unbekannter, und sieht sein Wirken von allen Seiten gelähmt. Und ihm selbst droht von der reicheren Einnahme, welche die vortheilhaftere Verpachtung seiner Aecker ihm bringt, eine nicht zu verachtende Gefahr der Verweltlichung, so daß der Schade überall sichtbar sey, am meisten freilich auf dem Lande und in kleinen Städten.

Nachdem der Referent in so umfassender Weise den Schaden des heutigen Industrie- und Fabrikwesens aufgewiesen, stellte er in einigen Thesen die Pflicht der Kirche dar. Diese müsse zunächst in ihren gläubigen Gliedern Zeugniß ablegen wider jenes Wesen, in dem sich der baarste Mammonsdienst ausprage, namentlich habe dies jeder Pfarrer von der Kanzel herab zu thun, da, wo noch keine Fabrik sey, aber zu entstehen drohe. Wo ihr Aufkommen nicht mehr zu hindern sey, habe der Pfarrer dahin zu sehen, daß die Bauern des Orts sie selbst anlegten. Wo eine Fabrik bereits bestehe, wohnen die Arbeiter am besten zusammen, nicht zerstreut im Orte. Die weltliche Obrigkeit sey um Verordnung anzugehen, daß hier die Geschlechter getrennt werden, daß die neu anziehenden Fabrikarbeiter sich beim Ortspfarrer melden, namentlich resp. ihren Taufschein vorweisen, daß die Schulkinder mit den Erwachsenen nicht zusammen arbeiten, daß die Fabrik Sonnabend Abend um 6 Uhr geschlossen, daß auch in den Salinen und Bergwerken die Sonntagsarbeit eingestellt werde, die Auslohnung der Fabrikarbeiter am Sonntag unterbleibe, an diesem Tage auch die Lustbarkeiten beschränkt werden. Der Pfarrer habe mit dem Fabrikherrn ein freundliches Verhältniß zu unterhalten, so lange es gehe, auf ihn zu wirken, daß er fleißig in die Kirche komme und seinen Arbeitern einen täglichen Morgen- und Abendgottesdienst einrichte, die ganze Campagne mit einem Gottesdienst eröffnen lasse und leide, daß der Pfarrer öfter eine Andacht auf der Fabrik halte. Die Hauptsache sey des Pfarrers fürbittendes Gebet für die seufzenden und jammernden Herzen.

Bei der an diesen tief ergreifenden Vortrag sich anschließenden Besprechung entstand zuerst ein Principienstreit. Da Ref. gefordert hatte, der Pfarrer solle Zeugniß ablegen gegen das Entstehen einer Fabrik im Orte, so ward gefragt, ob denn das Fabrikwesen überhaupt ein Uebel sei, scharf gefaßt, ob es von Gott oder dem Teufel sei. Das Letztere wagte man denn doch nicht zu behaupten, da unter gewissen Umständen eine Fabrik auch ein Segen für eine Gemeinde werden könne, aber des heutigen Fabrikwesens habe der Teufel sich allerdings vielfältig bemächtigt, um die Saat des Verderbens auszustreuen; darauf müsse der Pfarrer allerdings hinweisen, und etwa so sagen: Ihr meint, großen Segen von einer Fabrik zu haben, aber ihr seht ja, wie es dabei hergeht, so wird es auch hier kommen. Auch darüber waren die Meinungen getheilt, ob der Pfarrer dahin zu wirken habe, daß die Bauern selbst die Fabrik anlegten, indem für sie große Gefahren daraus entständen, die ein Fremder vielleicht zu vermeiden wisse, es komme eben auf die Verhältnisse an. Man stimmte ferner wohl bei, daß der Pfarrer mit dem Fabrikherrn in gutem Vernehmen zu bleiben suchen müsse, aber er dürfe keinen Falls sein Gewissen diesem Streben zum Opfer bringen, und müsse sein Vertrauen allein auf Gott setzen. Bei dem gegenwärtigen Sinne der meisten Fabrikherrn sei selten ein gutes Verhältniß möglich. Ganz einverstanden war

man darin, daß die Obrigkeit anzugehen sei, die von dem Ref. in Vorschlag gebrachten Anordnungen zu treffen, besonders die Arbeiten in den Königl. Salinen oder Bergwerken am Sonntage ganz einzustellen, weil man sich auf ihren Vorgang stets berufe, und schlechterdings müsse baldigst Vorkehrung getroffen werden, daß der Pfarrer wenigstens von dem Anzuge neuer Fabrikarbeiter benachrichtigt und diese womöglich auch veranlaßt würden, sich vor ihm auch zu gestellen. Es sollte deshalb auch eine Petition an die betreffenden Behörden eingereicht werden, wozu es leider nicht gekommen ist. Es sollten aber Diöcesanconferenzen die Sache in ernste Ueberlegung nehmen und den geeigneten Vorstellungen an die zuständigen Behörden stets wiederholen.

Auf diese Besprechung folgte ein Vortrag des Superintendenten Schultze aus Ziesar über die Vorbildung der Volksschullehrer. Ref. ging davon aus, daß der Zweck der Schule sei Erziehung der Jugend für das Reich Gottes, daß die Schulinspection in den Händen der Geistlichen liege, gebe der Schule noch keinen kirchlichen Charakter. Sollte die Schule anders werden, so müssen die die Lehrer anders werden. Die jetzigen Schullehrerseminare seien bei aller Anerkennung der Personen, die sie leiten und daran arbeiten, vermöge ihrer Einrichtung nicht im Stande, „Zöglinge des h. Geistes für die Kirchschulen vorzubereiten, weil sie nur Lehranstalten sind, sein können und sein sollen." Statt der Seminare müssen Convicte ins Leben gerufen werden, in welchem die künftigen Lehrer zwar auch unterrichtet, aber vornämlich geistlich gebildet und erzogen werden, um hernach die Jugend auch zum Reiche Gottes erziehen zu können. In diese Convicte dürfen nur gläubige Leute aufgenommen werden. Director Georgi in Düsselthal sei auf dem richtigen Wege. Er habe eine ganze Schaar gläubiger junger Leute zum Dienst in dem Rettungshause verwandt, um sie so vorzubereiten zum künftigen Schuldienst. Jedes Rettungshaus könne einen Schulmeisterconvict neben sich haben, worin die größte Einfachheit herrschen müsse — trocknes Brot, kalte Schlafstätten, dürftige Betten, viel anstrengende Arbeit. Die Kirche allein habe die Aufgabe, solche Convicte herzustellen, sie habe die Schulmeister aufzusuchen, geistlich zu führen und vorzubereiten bis zum Eintritt in die Convicte, wozu jeder gläubige Pastor tüchtig sei. Bei den Anforderungen, welche jetzt zum Eintritt in das Seminar an die jungen Leute gemacht worden, erlahme die Hand jedes Pastors bei der Vorbildung junger Leute zum Lehrerberuf. Die Currenden oder sogenannten Chorschulen seyen die naturgemäßen und urwüchsigen Vorbereitungsanstalten für die Schulmeister. Die Kirche müsse die Pfarrer beauftragen, solche Anstalten zu gründen, welche wenig Geld kosten. Man werde die jungen Leute in Bürgerhäuser aufnehmen, als Erzieher der Kinder, als Vorsänger an den Abenden, als Vorbeter bei Tische und beim Anfange und Schlusse des Tages. Sie werden die Stadtmissionare, die rechte Hand der Geistlichen, die Allmosenspender, die Lectoren an den Krankenbetten, die Aushelfer der Schullehrer, die Moderatoren und Helfer der Mitschüler, die Chorsänger in den Kirchen seyn. An die Seite der Chorschulen treten die Jünglingsvereine, welche mit ihnen Hand in Hand gehen. Jede Diöcese müsse eine solche Anstalt haben. Zwischen den Lehrern müsse eine tiefer gehende Scheidung gemacht werden, das Land fordere andere Schullehrer als die Stadt, hienach sei die Classificirung zu ordnen. Zuletzt behauptete Ref., daß die Regulative nur Leben gewinnen

können durch Herstellung eines in obiger Weise völlig ungewandelte Lehrerpersonals.

Es ließ sich wohl nicht anders erwarten, als daß gegen diese neue Anschauungen sich mannigfacher Widerspruch erheben würde, besonder von Seiten solcher Brüder, welche an den Seminarien arbeiteten Daher nahm vor allen das Wort ein mitanwesender verehrter Se minardirector und wies nach, daß die Sorge für die künftigen Schul lehrer nicht bloß Sache der Kirche, sondern auch der Familie und de Staats sei, den Luther selbst für die Schule so stark in Anspruch g nommen habe. Wenn Ref. nur gläubige Leute im Schulunterrich haben wolle, so stehe dies in keines Menschen, sondern allein in de Herrn Hand. In den Seminarien werden freilich wohl Mißgrif gemacht, sie seien aber keineswegs bloß Lehranstalten, sie machen si auch die Erziehung der jungen Leute für das Reich Gottes zur Au gabe. Bei aller Achtung vor den Anstalten in Düsselthal müsse d Bewährung noch erst abgewartet werden, da der Weg noch neu s Die Hand der Geistlichen brauche noch nicht zu erlahmen bei der Vor bereitung der jungen Leute zum Schuldienst; wenn diese nur irger tüchtig seien, werde auf sie eine besondere Rücksicht genommen. E anderer mitanwesender ehemaliger Seminardirector bestätigte es, d in den Seminarien jetzt nicht zu viel gelehrt und die jungen Leu vornämlich zu ernster Frömmigkeit erzogen werden. Die frühere Seminare seien nur ein Bild der Zeit gewesen. Convicte seien de selben Gefahren ausgesetzt, wie die Seminare. Wenn nur gläubi junge Leute darin aufgenommen werden sollen: wer solle sie prüfe woher seien sie zu nehmen? Und wie sei es möglich, in jetziger Ze solche Chorschulen herzustellen, wie sie Ref. wünsche? Wenn man mi den jetzigen Lehrern nicht zufrieden sei, so sei es vornämlich an de Geistlichen, sich ihrer anzunehmen und sie christlich zu bilden. Die Aeußerungen wurden auch noch von anderer Seite bestätigt, wiewo es auch nicht an Zeugnissen fehlte, welche das Wahre in den Au stellungen des Ref. anerkannten und namentlich darauf hinwiese welche segensreiche Früchte die Ausbildung der jungen Leute i Düsselthal schon gebracht habe. Ref. nahm noch einmal das Wor um darzuthun, daß größtenheils nichts wider ihn gesagt sei, er ane kenne ja auch, daß in den Seminarien ein Fortschritt zum Besse gemacht sei, erwarte jedoch mehr von der Einrichtung der von ih empfohlenen Convicte. Zuletzt wurde den Geistlichen noch dringe ans Herz gelegt, bei dem gegenwärtigen Mangel an Schullehrern i Augenmerk darauf zu richten, geeignete junge Leute für das Schulf zu gewinnen, sie tüchtig vorzubereiten, und wenn die jungen Lehr in das neue Amt treten, ihnen rathend und helfend treulich zur Se zu stehen, wovon die Kirche den meisten Segen haben werde.

Der Abend vereinigte uns wieder mit der Gemeinde zu gemei schaftlicher Andacht, bei welcher wir von Pastor Schlunk aus Ei leben einen sehr erbaulichen Vortrag über Luc. 7, 36—50. hörten.

Nachdem am folgenden Morgen 7 Uhr die Versammlung m Gesang und Gebet eröffnet war, hörten wir einen schon in der vorig Conferenz erwarteten Vortrag des Superintendenten Müller a Altenhausen über das Amtsbewußtsein der Geistlichen. A diesen gehaltvollen Vortrag wünschten wir, wenn es möglich, g wiedergeben zu können, zumal da die Ausdrucksweise des Ref. eigenthümlich und frappant war. Nachdem Ref. über den Beg das Nöthige beigebracht, gab er zunächst die Kennzeichen des rech Amtsbewußtseins in einigen kurzen Sätzen an. Ist der Geistliche

bewußt, daß sein Amt ein heiliges sei, so wird er nicht nur die Geschäfte desselben mit sichtlicher Erhebung verrichten, sondern auch überall der Heiligung nachjagen, wodurch dann von selbst für ihn die Adiaphora gerichtet sind. Ist er sich bewußt, daß es ein öffentliches sei, so wird er jedem Gemeindegliede stets zugänglich und dienstwillig sein. Ist er sich bewußt, daß es ein von Gott eingesetztes sei, so wird er in allen Stücken sich so halten, daß er seinem Herrn niemals Schande mache. Sieht er sein Amt als das gerade ihm, dem bestimmten Menschen, befohlene an, so wird er die Last desselben nicht auf andere Schultern legen, und als ein Nasir Christi dafür sorgen, daß ihm die Kraft nicht geschwächt werde. Ist ihm das Amt als einem tauglichen anvertraut, so wird er die Gabe fleißig erwecken, die ihm bei der Amtsübertragung durch der Aeltesten Handauflegung mitgetheilt ist, indem er jeden Theil seines Berufes fröhlich und zuversichtlich übt, weil Gott ja in den Schwachen mächtig ist. Ist das Amt ihm durch ordentliche Berufung anvertraut, so wird er laut seiner Vokation und Kirchenordnung getrost, fest und beständig sein, und genügsam und stille warten, bis der Herr ihn abruft. Weiß er, daß ihm Gott sonderliche Machtvollkommenheit verliehen hat, so wird er zwar bedenken, daß nicht er es ist, sondern der Herr, er wird aber auch muthig dem Teufel und der Welt entgegentreten und sich nicht irren lassen. Ist er sich bewußt, daß seines Amtes vornehmste Aufgabe ist, das Evangelium zu predigen, so wird er der lautern Predigt desselben sonder Schmuck und Zuthat sich befleißigen und in dem Worte Gottes sammt der Väter Auslegung fleißig forschen, damit von seinem Leibe Ströme lebendigen Wassers fließen. Weiß er, daß er ein Haushalter über Gottes Geheimnisse ist, welche sind des Herrn Sacramente, so wird man es ihm wohl anmerken, wenn er dieselben verwaltet, daß er weiß, was er austheilt, wird dafür sorgen, daß alles ehrlich und ordentlich dabei zugehe, und selbst bemüht sein, ein reines Gefäß der Gnade zu bleiben. Soll er Kirchenzucht üben, so wird der Eifer um des Herrn Haus mit der erbarmenden Liebe Hand in Hand gehen, er wird sich mehr freuen über Einen Sünder, der Buße thut, denn über 99 Gerechte, die der Buße nicht bedürfen, geschweige denn über 99 Gottlose, die er unter Gottes Zorn stellen muß. Daheim aber wird er gute Zucht an sich und seinem eignen Hause üben, damit er den Namen des Herrn nicht lästern mache. Weiß er, daß er sein Amt zu Gottes Ehre hat, so wird er sein Amt so führen, daß man merkt, er suche nicht seine Ehre, und wird keine Gelegenheit vorbei lassen, wo er etwas zur Verherrlichung des Namens Jesu thun kann. Weiß er endlich, daß er dazu gesetzt ist, das Heil der Menschenseelen zu fördern, so wird er in der Seelsorge höchst sorgfältig sein und danach trachten, durch Wort und Wandel Seelen zu gewinnen. — Um dieses heilige Amtsbewußtsein desto mehr zu empfehlen, redete Ref. hierauf von dem Nutzen desselben für dem Amtsträger und die Gemeinde. Es mache den Mann zu einem ganzen Mann im Amte, daß er nicht bloß so lange Pastor sei, als er das Priesterkleid anhabe; es gebe den Amtshandlungen die rechte Weihe und Würde; es bewahre den Geistlichen davor, außer dem Amte durch seinen Wandel niederzureißen, was er im Amte gebauet; es flöße der Gemeinde eine von der Person unabhängige Achtung vor dem Amte ein, mit welcher das Vertrauen zu demselben auch wachse, so daß die Leute das Amt suchen, wodurch dem Geistlichen die Quellen der reinsten Freude geöffnet werden. Es erspare dem Geistlichen viele Bitterkeiten, welche ihm aus Fehlgriffen, Tactlosigkeit und größern oder kleinern Amtssünden erwachsen, mache ihn zufrieden auch mit einem schmalen Bissen und lasse ihn der Verheißung nie vergessen, daß die Lehrer werden leuchten, wie des Himmels Glanz. — Dem Genusse dieser Segnungen des rechten Amtsbewußtseins treten freilich viele Hindernisse entgegen. Dahin gehöre zuerst die Trägheit der Geistlichen, die es selbst ihnen nicht zulasse, die Pastoralbriefe, ihre Vokation und Kirchenordnung zu studiren, um so den rechten Begriff von ihres Amtes Obliegenheiten und Rechten zu erlangen, viel weniger durch treue Erfüllung ihrer mannigfaltigen Berufspflichten sich im Amte zu stärken. Es gebe auch fleißige Geistliche, aber sie verwenden mehr Fleiß auf ihre Nebenbeschäftigungen, als ihren eigentlichen Beruf. Andere lähmen ihre Kraft durch den Umgang mit Menschen, welche nur die Zucht ihres Wortes treffen sollte. Dabei wachen sie nicht mit Ernst über sich selbst und bekämpfen nicht den Feind, der in ihrem Herzen täglich arbeitet, daß sie ihres heiligen Berufes vergessen. Ein Weib, das einer Delila gleiche, die Wollust und Fleischeslust sammt dem Geldgeiz und Ehrgeiz, das unzeitige Lob der Obern, die falsche Ansicht der Gemeinden von dem Amte, die an uns herantreten, das alles seien starke Hindernisse, das rechte Amtsbewußtsein zu bewahren. Dagegen gebe es aber Gott Lob! auch kräftige Förderungsmittel. Vor allem fleißiges Studium der h. Schrift, besonders der Pastoralbriefe und der Kirchenordnungen, in welchen die Obliegenheiten und Rechte des Amts beschrieben sind; wiederholte Prüfung nnd Erwägung der Vokation vor dem Herrn, besonders an wichtigen Tagen, etwa am Reformationsfest oder am Schlusse des Jahres; das tägliche Gebet; der Aufblick zu dem Wandel der Heiligen, (lies fleißig vitas patrum!) der Umgang mit bewährten Amtsbrüdern, der Besuch von echten Pastoralconferenzen, und was uns sonst von Hilfe kommt durch unsere Obern und aus den Gemeinden, selbst das Amtskleid nicht zu vergessen, was uns überall erinnert des Dienstes, in welchem wir stehen, nicht aber Presbytern, denn man habe noch nicht gehört, daß die Mutterliebe dadurch gestärkt sei, daß noch eine oder zwei Ammen neben ihr bestellt wurden, noch daß die Könige ihrer Macht sich besser bewußt geworden dadurch, daß sie ihr Reich und Regiment getheilt haben.

Der Vorsitzende mußte dem theuren Bruder im Namen aller den wärmsten Dank aussprechen für die Kräftigung, welche wir durch seinen tief greifenden Vortrag empfangen; er stimme auch allem bei, was sein beredter Mund gesagt, nur nicht dem letzten Wort. Aus eigner Erfahrung wisse er, was ein geistlich gesinnter, treuer Gemeinde-Kirchenrath dem Pastor durch seinen Rath, durch sein Zeugniß, durch seine Mitwirkung für ein Trost und Hilfe im Amte werden könne, und er könne die Brüder nur bitten, die Orts- und Kirchvorstände nebst etlichen frommen Gemeindegliedern heranzuziehen, und durch Wort und Gebet sie sich zur Hilfe im Amte zuzubereiten. Sodann bat er die Brüder, besonders zu beherzigen, was der Vortragende von der Trägheit im Amte gesagt, und wie die gegenwärtigen Zeitumstände, welche bei dem herrschenden Mammonsdienst die Leute der Kirche immer mehr entfremdeten, besonderen Fleiß in der Seelsorge von den Geistlichen forderten. Unabläßige Hausbesuche thun noth, und er konnte zur Ermunterung der Brüder mittheilen, wie ein von ihm angestellter Versuch, in den Häusern der Gemeinde Abendandachten zu halten mit Gesang, Gebet, Auslegung des Wortes und Gespräch darüber im Ganzen einen guten Eingang gefunden. An einem Pfarrhause stehen die bedeutungsvollen Worte: **Ministrare necesse est, non vivere.** Das thut's!

Schon bei der vorigen Versammlung war beschlossen worden, die damals schon angefangene Besprechung über die Beichte wieder aufzunehmen. Superint. Grabe aus Barby hatte den einleitenden Vortrag dazu übernommen und zugleich Thesen gestellt, welche nach einander besprochen wurden. Bereits am Dienstag Nachmittag hatten diese Verhandlungen begonnen und wurden gleich nach dem Vortrage des Superintendenten Müller fortgesetzt. Die Thesen waren folgende:

„I. Die Beichte als kirchliche Handlung, welche die Aneignung der Sündenvergebung an den einzelnen Gläubigen vermitteln will, umfaßt die Confession oder das Bekenntniß der Sünde und die Absolution oder die Vergebung der Sünden.

II. Dieselbe hat an sich, wie in ihrer Verbindung mit dem heil. Abendmahle, in der Schrift keine ausdrückliche Einsetzung (C. A. art. XXI.) und in der alten Kirche keinen bestimmten Vorgang, aber im A. T. ihren Schattenriß (3 Mos. 1, 4; 2 Sam. 12, 13 u. a.); in dem innersten Bedürfniß des wahrhaft bußfertigen Herzens ihre Quelle (Ps. 32, 2—5; 51, 5—6); in der Mahnung zur Selbstprüfung (1 Cor. 11, 28) und zum Bekenntniß der Sünde (1 Joh. 1, 8—9) ihren Halt; in dem Wesen des heil. Abendmahls (Matth. 26, 28 und 1 Cor. 11, 29) ihre Bedeutung; in der Fürsorge der Kirche für das Heil ihrer Glieder (1 Tim. 5, 22) ihr Recht, und in der historischen Entwickelung der Kirche ihre feste Begründung.

III. Wenn die Kath. Kirche aus ihrer Ohrenbeichte ein Gesetzeswerk gemacht hat, das Unmögliches fordert und durch zu starke Betonung der Sünden das Wesen der Sünde verkennt; die Reformirte Kirche durch ihre Auffassung der Beichte als bloßer Vorbereitung und durch den Mangel der Absolution die tiefe Bedeutung der Beichte, wie des Sacraments abschwächt, so hält die Luth. Kirche in ihrer Privatbeichte die rechte Mitte zwischen beiden.

IV. Hat sich auch in den Aeußerungen der Reformatoren die Lehre über die Beichte nur erst allmälig consolidirt, so hat doch die Luth. Kirche in der Privatbeichte sofort und durchgängig ihr kirchliches Beicht-Institut gehabt. Cf. C. A. art. XI u. XXV; Apol. De confessione et satisfactione p. 181: quare impium esset, ex ecclesia privatam absolutionem tollere; Art. Schm. VIII: Nequaquam in ecclesia confessio et absolutio abolenda est; Cat. min.; Form. Conc. p. 808: Retinemus etiam privatam absolutionem.

V. Die in verschiedenen Zeiten dawider erhobenen Bedenken sind theils doktrinärer, theils praktischer Art; jene beruhen auf irrthümlichen Anschauungen, diese haben meist nur in dem ermatteten Glaubensleben der Kirche ihren Grund oder in äußerlichen Verhältnissen ihre Veranlassung.

VI. Da die eingeführte allgemeine Beichte den wesentlichen Forderungen der Beichte nur theilweise entspricht; durch die Weglassung des feierlichen Absolutionsactes bei dem Mangel des persönlichen Sündenbekenntnisses die Beichte ihren reichen Trost verliert; die freie Vertrauensbeichte nach Jac. 5, 16. Matth. 5, 23. 24 bei all ihrer Bedeutung der Kirche nicht die nöthige Sicherheit gibt: so wird die Kirche sich ihrer ursprünglichen Form wieder zuzuwenden haben.

VII. Das rechte Beichtwesen ist aber die Blüthe und Frucht des christlichen Lebens in Buße und Glauben. Demnach kann die allgemeine Wiedereinführung der Privatbeichte nicht von kirchlichen Behörden befohlen und ihre Belebung nicht gemacht werden; nur die lebendige Entfaltung des christlichen Lebens wird ihr — zunächst neben der allgemeinen Beichte — den Weg bahnen können.

VIII. Die kirchliche Behörde hat nun bereits durch die Anordnung der persönlichen Meldung und mehr noch durch die Parallelformulare vom 7. Juli d. J. zu erkennen gegeben, daß dem Beichtwesen eine Aufhülfe noth thue und dazu vorbereitende Schritte gethan.

IX. Um derselben Wege zur weitern Aufhülfe zu bahnen, möchten folgende Winke und Vorschläge zu beachten seyn:

1. Im Allgemeinen.

a) Wachsender Ernst in Behandlung der allgemeinen Beichte, insonderheit der Beichtreden und wiederholte Belehrung über das Wesen, die Forderungen und den Segen der Beichte und Absolution im Confirmandenunterrichte, in Predigten und Katechisationen. Der Abschnitt im Katechismus „Wie man die Einfältigen soll lehren beichten" sollte in keiner Ausgabe fehlen.

b) Sorgfältige Pflege etwaiger Ueberreste der Privatbeichte, die noch in einzelnen Gemeinden sich vorfinden.

c) Verlegung der Beichte auf den Tag vor dem heil. Abendmahle, wie dies die altkirchliche Ordnung fordert, und als Bedingung bei Gestattung der allgemeinen Beichte gestellt ist. Rescr. vom 16. Nov. 1698.

d) Aufhebung geschlossener Communionszeiten und Austheilung des heil. Abendmahles an jedem Sonntage und Festtage.

e) Bestimmtere und betontere Einladung an die Beichtenden, die eines besonderen Trostes und Rathes bedürfen, wie dies die Preußische Agende vorschreibt, und zwar nicht bloß zum Schlusse der Beichte, sondern bereits bei der Abkündigung derselben.

2. Im Besonderen.

a) Das allgemeine Beichtgebet würde, von einem der Confitenten oder von allen gemeinsam gesprochen, die größere Selbstthätigkeit derben vorbereiten.

b) Um ein bestimmteres Bekenntniß seiner Sünde und seines Glaubens Seitens des einzelnen Beichtenden zu erlangen, sind die in dem Parallelformular gegebenen drei Fragen dem allgemeinen Sündenbekenntniß in der Weise anzuschließen, daß nach C. A. art. XII die Fragen 2 und 3 mit leiser Aenderung umgestellt werden. Jemehr das Sündenbekenntniß zu einer confessio singularis wird, desto mehr wird auch die absolutio singularis zu vollerem Rechte kommen.

c) Da die Absolution „das Hauptstück und das Vornehmste in der Beichte" ist, C. A. XXV, so würde diese unter Auflegung der Hand dem Einzelnen vor dem Altare in einer bestimmten, nicht bloß declaratorischen, sondern nach der von dem Herrn seiner Kirche auf Erden gegebenen Schlüsselgewalt effectiv zu fassenden Formel zu ertheilen seyn.

d) Während die Privatbeichte bei den Neuconfirmirten einzuführen ist, gilt es, einzelne geförderte christliche Familien dafür zu gewinnen und dieselbe bei Krankencommunionen sorgfältig zu handhaben.

e) Gemeindeglieder, welche durch offenbare Sünden Aergerniß geben, sind bei fortdauernder Unbußfertigkeit nach der in der Kirche normirten Weise von der Absolution auszuschließen. —

Es versteht sich von selbst, daß mit diesen Winken nur Wege gewiesen werden, die zu einem vielleicht noch fernen Ziele führen, und daß diese nur im Aufblicke zu dem einzuschlagen sind, der seinen Dienern verheißt: „Ich will euch Mund und Weisheit geben." Luc. 21, 15."

(Schluß folgt.)

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz. Druck von Trowitzsch und Sohn.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1857. Mittwoch den 4. November. № 88.

Die gegenwärtigen kirchlichen Zustände in Hamburg.

Dritter Artikel.

Wir werfen jetzt noch einen Blick in die der Hamburgischen Kirche eigenthümlichen Bücher. Dem Alter nach steht voran die jetzt gebräuchliche Agende von 1788. Sie enthält 1. Stücke, die officiell abgeschafft sind, 2. solche, die durch das Herkommen geändert wurden und 3. solche, an die noch jetzt Jeder nach Belieben die corrigirende Hand legt. Von einer bindenden Kraft derselben kann eigentlich nicht die Rede seyn. Zwar haben die Verfasser der Agende an den Formularen der älteren von 1700 mehr oder minder geändert, dennoch haben die Ermahnung an die Communicanten, das Gebet in den Betstunden und das sonntägliche Kirchengebet so viel Kern und Kraft des Bekenntnisses behalten, daß sie rationalistischen Predigern ein Kreuz sind, welches sie durch allerlei Künste sich müssen zu erleichtern suchen. Beim Betstunden-Gebete wird es schwer; das müßte schon von Anfang bis zu Ende durchgestrichen werden. Beim Kirchengebete ist es am Schlusse das Bekenntniß zu der Gottheit Christi, das seine mehr oder weniger scharfsinnigen Correcturen erfahren muß. Der Passus lautet: „Verleihe uns solches aus Gnaden durch das bittere Leiden und Sterben deines lieben Sohnes, unsers Herrn und Heilandes Jesu Christi, welcher mit dir und dem heiligen Geiste lebet und regieret, wahrer Gott in alle Ewigkeit. Amen." Er muß entweder durch einen ganz neuen ersetzt oder vor dem „wahrer Gott" muß „o du" eingeschaltet oder durch ein schnelles Herjagen der ersteren und ein pathetisches Hervorheben der letzten Worte muß angedeutet werden, daß hier ja kein Appositionsverhältniß stattfinden soll. Da das jährliche Bußtags-Gebet durch solche Aenderungen nicht mundgerecht zu machen war, so verfaßte das Ministerium ein neues. Welcher Prediger aber nicht schon während des Bußtagsgottesdienstes etwas vollbringen will, wofür er ernstliche Buße zu thun hat, der kann diesen pharisäischen Sauerteig der Gemeinde nicht darbieten. Das Tauf- und Trauformular stehen wohl auf biblischem Grunde, aber die Sprache jener Zeit, in welcher sie entstanden, ist nicht die nüchterne, kernichte und bündige der heiligen Schrift. Besonders wird das bei den Gebeten fühlbar. Was soll man zu einem Passus sagen, wie der folgende aus dem Gebet vor der Taufe ist: „Beschämt bekennen wir vor dir, daß es (das Kind) bei allen Vorzügen, die es als ein vernünftiger Mensch besitzt, in einem höchst beklagenswerthen Zustande seyn würde, wenn es der Sünde dienen und nicht vielmehr von der Gewalt des Verderbens, welches in seiner Natur wohnt, durch deine Gnade befreit werden sollte." Oder hört es sich nicht seltsam an, wenn das Trauformular den Bräutigam ermahnt, als Mann der rechtschaffenste und zärtlichste Freund seiner Frau zu seyn und vor allen Dingen durch Vernunft und Christenthum sich selbst zu beherrschen, und die Frau, daß sie durch einen sittsamen Lebenswandel als durch eine Frucht der Religion Jesu Christi auch Andere zur ehrerbietigen Hochachtung gegen diese Religion erwecke. — Besonders aber vermißt man die kirchliche und biblische Sprache, so wie das rechte liturgische Verständniß in den Zuthaten zu der Agende aus der neueren Zeit, z. B. in den Collecten und Gebeten für das Dankfest des 18. Octobers.

Auf die Agende folgen dem Alter nach die beiden Landeskatechismen. Der kleinere führt den Titel: Inbegriff der christlichen Lehre in Fragen und Antworten, der größere: Lehrbuch der christlichen Religion. Beide stammen aus dem Jahre 1818. Ihrem Geiste nach sind sie wenig verschieden; er ist der des kahlen und kühlen rationalistischen Supranaturalismus; nur daß sich vielleicht der Unterschied geltend macht: Im Inbegriff ist rationalistischer Supranaturalismus, im Lehrbuch supranaturalistischer Rationalismus. Die katechetische Form des ersteren ist eine überaus dürftige. Zur Charakteristik jener Bücher genüge die Auslegung von Joh. 8, 12. Dieser Vers heißt in beiden: „Ich bin der Lehrer der Menschen. Wer mir nachfolget, der wird nicht wandeln in Unwissenheit; sondern wird die beglückende Erkenntniß haben." Der Inbegriff hat vor dem Lehrbuche den Vorzug, daß er den kleinen Katechismus Lutheri an seinem Anfange hat, womit sich denn auch die meisten Lehrer, denen es um evangelische Wahrheit zu thun ist, bei ihrem Unterrichte begnügen.

Das neueste und letzte Buch, dessen wir gedenken, ist das im Jahre 1842 erschienene Gesangbuch. Im Verhältniß zu dem vorher gebräuchlichen hat es einen entschiedenen Vorzug, im Vergleich mit manchen anderen Gesangbüchern der neuesten Zeit tritt es in den Hintergrund. Wir bitten aber den, der es ganz verurtheilen möchte, alles das zu bedenken, was bisher über die kirchlichen Zustände in Hamburg gesagt worden ist.

Uns hat es bei seinem Erscheinen freudig überrascht, weil selbst das, was zu Tage kam, nach den obwaltenden Verhältnissen kaum erwartet werden konnte. Es sind die alten Lieder der Kirche zwar mehr verändert worden, als es zu Zeiten nöthig zu seyn scheint, es sind der Sentimentalität der neueren Zeit zu große Concessionen gemacht, es ist auch hier die Ansicht von der Gleichberechtigung der Parteien die herrschende gewesen — das läßt sich nicht läugnen. Aber für die Hamburgische Kirche, wie sie dermalen ist, ist dies Gesangbuch, möchten wir sagen, gut genug.

Wir sind, nachdem wir auch jene Schriften betrachtet haben, in welchen die Hamburgische Kirche ihr Bekenntniß niedergelegt hat und durch welche das kirchliche Leben gebildet und gefördert werden soll, dem Ende unserer Betrachtung nahe gekommen. Es sind uns Zustände entgegengetreten, von denen wir wünschen müssen, daß die Kirche erst recht zum Bewußtseyn über dieselben gelange, damit ihr diejenige Buße möglich werde, welche die Grundbedingung einer neuen Lebensentwickelung ist. Aber sind denn keine ihrer Glieder zu diesem Bewußtseyn bisher gekommen? Müßten wir das sagen, so wäre damit ja eine Todesbescheinigung ausgestellt. Doch dazu sind wir, Gottlob, nicht berechtigt. Es hat in den letzteren Zeiten nicht an Gliedern gefehlt, denen ein Bewußtseyn über unsere Noth aufgegangen. Was haben sie gethan? Was ist die Folge davon gewesen, daß sie zur Erkenntniß der Schäden gelangten? Hier treten uns zwei Wege entgegen. Den einen verfolgten diejenigen, welche innerhalb der Kirche blieben und hier in ihrer Mitte Vorkehrungen trafen, dem einen oder anderen Nothstande abzuhelfen. Auf diesem Wege entstanden die mancherlei Vereine, die Hamburg schon hatte, ehe der Name der inneren Mission entstanden war. Besuchsverein, Sonntagsschulverein, Jünglingsverein sind Unternehmungen des christlichen Glaubens und der christlichen Liebe, die schon im dritten Jahrzehend dieses Jahrhunderts zu Bollwerken wider den um sich greifenden unkirchlichen Sinn errichtet wurden. Das Rauhe Haus ist in engster Verbindung mit jenen entstanden und daß der Gründer desselben seinen weitgreifenden Einfluß von hier ausgehen ließ, ist gewiß als ein Segen des Herrn für die Hamburgische Kirche zu rühmen, wenngleich — was die amtlichen Organe derselben und seine Einwirkung auf diese anlangt — sich das Wort wieder bestätigte: Ein Prophet gilt nirgends weniger, als in seinem Vaterlande. Durch den Verein für innere Mission hat das Amt der Gemeinde Helfer bekommen in den sogenannten Stadtmissionaren. Mag die Stellung derselben außer dem kirchlichen Organismus immerhin etwas Bedenkliches haben, mag der Stadtmissionar selbst in einer mißlichen Lage seyn, wenn er nach seiner Befugniß gefragt, sich weder auf sein Amt, noch — sofern er besoldet ist — auf das Recht des allgemeinen Priesterthums berufen kann: so muß doch bei den gegenwärtigen Zuständen dem Diener des Wortes jede derartige Hülfe willkommen seyn; und daher finden wir auch, daß zwischen denjenigen Predigern, welchen es um Weckung und Förderung des kirchlichen Lebens zu thun ist, und jenen vom Verein für innere Mission bestellten Helfern eine brüderliche Handreichung stattfindet. Der andere Weg ist der der Separation. Auch er ist von manchen rechtschaffenen Christen eingeschlagen. Die Richtung, welche sie nach dem Austritte einschlugen, wurde dadurch, worin die Einzelnen den Hauptschaden der Kirche gesehen hatten, bedingt. Gewiß aber hat die Meisten nicht der Blick auf unsere Lutherische Kirche im Allgemeinen oder in ihrer Idee, sondern grade die Rücksicht auf die speciellen Hamburgischen Zustände zur Separation getrieben. Die hauptsächlichsten Secten und Separationen sind die Baptisten, die Altlutheraner und die s. g. evangelische Gemeinde. Die letztere wird ohne besondere Confession bloß durch das Gemeinschaftsbedürfniß zusammengehalten und durch die Person ihres Geistlichen. Dieser, von England als Judenmissionar nach Hamburg geschickt, machte die Erfahrung aller seiner Vorgänger, nämlich, daß für diese Arbeit in Hamburg ein wenig ergiebiger Boden sey; es trat an die Stelle der nöthigen Resignation das Verlangen der Gemeindebildung; und dieses fand seine Befriedigung in dem Zusammentreten vieler suchender und durch die Kräfte der Staatskirche geweckter Seelen, die sich in dem großen Ganzen so vereinsamt erschienen. Die Altlutheraner theilen sich in drei Fractionen, von denen zwei ihre Gottesdienste öffentlich halten, die Zionsgemeinde und die zum Kripplein Christi. Diese einzelnen Fractionen stehen einander fast noch schroffer gegenüber, als ihre gemeinsame Stellung zur Staatskirche ist. Die Zionsgemeinde hat einen ordinirten Geistlichen und steht in Ordinations- und Sakramentsgemeinschaft mit den unter dem Breslauer Consistorium stehenden separirten Lutheranern in Preußen. Es wird von dieser Seite zugegeben, daß zwischen dieser Separation und einzelnen Predigern der Staatskirche eine Lehrverschiedenheit nicht stattfinde; dagegen wird die Kirchendisciplin als Trennungsgrund bezeichnet. — Die Ausscheidung der Baptisten ruht vorzugsweise auf dem donatistischen Princip. In dieser Gemeinde finden sich mehr diejenigen zusammen, die dem Subjectivismus huldigen, während die, welchen Objectivität die Hauptsache ist, sich der vorher genannten Separation zuwenden. Die erstgenannte evangelische Gemeinde und die der Baptisten oder Taufgesinnten sind geistesverwandt. Zu dieser Seite kann man auch wohl die Methodisten rechnen, die es aber noch nicht zu mehr als Einer Klasse gebracht haben sollen. Ueberhaupt sind alle jene Separationen, der Zahl nach, nur von sehr geringem Umfange. Wie die genannten, so auch die Irvingianer, die bei ihrem ersten Auftreten das Unglück hatten, für gefährliche Demokraten gehalten zu werden, wegen des ausgestoßenen Fürsten dieser Welt, von dem in ihrer Versammlung geredet wurde. — Anderer nicht-lutherischen oder von der Staatskirche separirten kirchlichen Gemeinschaften zu gedenken, liegt nicht im Bereich unserer Betrachtung; dieser aber mußte Erwähnung geschehen, weil sie ihre Glieder fast ausschließlich aus der Lutherischen Kirche ziehen und die gegen-

ärtigen Verhältnisse derselben hierzu grade die Veranlassung eben. Eine Zeit lang haben die traurigen Zustände unserer irche den Einen und den Andern auch in die Katholische irche hinübergetrieben; doch ist gegenwärtig von solchen Uebertitten weniger die Rede. Im Gegentheil kommen jetzt schon – und es wird wahrscheinlich in der Folgezeit noch mehr gehen — häufigere Uebertritte aus dem Katholicismus zur Luerischen Kirche vor, besonders in Folge der strengeren Praxis, elche von dem geistlichen Amte des ersteren bei der Copulaon gemischter Brautpaare inne gehalten wird; doch um derrtige Acquisitionen ist unsere Kirche weniger zu beneiden.

(Schluß folgt.)

Nachrichten.

Versammlung des kirchlichen Centralvereins für die Provinz Sachsen.

(Schluß.)

Der Thesensteller schilderte zunächst die hohe Wichtigkeit des in ede stehenden Gegenstandes. Bei der Beichte reichen sich gleichsam as A. und N. T. die Hand. Mit der Beichte treten wir an die eburtsstätte der Evang. Kirche, denn in der Absolution erfuhr Luer zuerst die Kraft des Evangeliums. Darum wurde in der Luth. irche das Beichtinstitut von Anfang an hoch gehalten. Luther beuge, er wolle lieber tausend Welten verlieren gegen die Beichte. Melanchthon sage: Absolutio privata sie necessaria est, ut baptisus. Löhe: Das Centrum der Seelsorge ist der Beichtstuhl. Aber ich zwei gewichtige Stimmen von unirter Seite sprechen: Eine owerere Wunde konnte der Kirche nicht geschlagen werden, als durch e Abschaffung der Privatbeichte. Mit der Privatbeichte ist die letzte pur der Kirchenzucht verschwunden (Tholuck). Selbst Calvin äure, er habe nichts dawider, daß sich die Schafe dem Hirten darellen, ehe sie zum heiligen Abendmahl gehen. Daher sey der Werth er Privatbeichte nicht bloß von lutherischer, sondern auch von allen eiten anerkannt, und sie stehe in einer Alliance, welche wohl dauernr seyn werde, als die eben beendete.

Zu Thes. I. bemerkte Ref., die Beichte werde hier nur als kirchhe Handlung bezeichnet, theils um sie von dem freundschaftlichen ekenntniß vor dem Bruder zu unterscheiden, theils zu erklären, daß kein Sakrament sey. Zwar werde sie selbst von Melanchthon noch akrament genannt, von anderer Seite werde behauptet, jede Person der Gottheit habe ein Sakrament, der heil. Geist die Taufe, der ohn das Abendmahl und so gehöre die Beichte dem Vater zu. lein es fehle derselben das äußere Element, die Handauflegung sey nigstens nicht von dem Herrn geordnet. Uebrigens stehe die Beichte ischen Taufe und Abendmahl und wolle das nach der Taufe durch Sünde gestörte Verhältniß zu Gott wieder herstellen, sie werde her reditus ad remissionem baptismi genannt. Nach diesen Erterungen fand man bei der Thesis nichts zu erinnern, nur wünschte an in dem Satze: „welche die Aneignung der Sündenvergebung den einzelnen Gläubigen vermitteln will" das Wort „Aneigung" als überflüssig und mißverständlich hinweg.

Thes. II. erläuterte Ref. dahin, daß die Kath. Kirche sich zwar Mühe gegeben habe, die directe göttliche Einsetzung der Beichte aus der Schrift zu beweisen; einige lutherische Theologen haben dasselbe versucht, einer habe diese Einsetzung in der Frage Gottes: „Adam, wo bist du?" ein anderer in der Frage der Jünger: „Herr, bin ichs?" gefunden; aber die Wahrheit sey, ein bestimmter göttlicher Befehl, wie bei der Taufe und dem Abendmahl lasse sich für die Beichte in der Schrift nicht nachweisen, wohl aber sey sie durch alle die in der These genannten Stücke für hinlänglich in der Schrift begründet zu erachten. Dagegen wollte nun ein Bruder behaupten, die Beichte habe ihr specielles Mandat in dem Worte des Herrn: Welchen ihr die Sünde erlasset, denen sind sie erlassen, und welchen ihr sie behaltet, denen sind sie behalten; ein anderer aber: in der Fußwaschung. Diese gehe dem Abendmahl vorher, reinige die Jünger zuvor und mache sie so würdig zum Genusse des Leibes und Blutes des Herrn. Die Beichte sey nichts anderes als eine Waschung und Reinigung, und zwar der Getauften, die alle Mal dem Genusse des Sakraments vorhergehen müsse. Hierauf wurde indeß bemerkt, daß in der Fußwaschung wohl ein Typus der Beichte zu finden sey, aber keine göttliche Einsetzung. Ein anderes bedeutungsvolles Vorbild der Beichte fand ein anderer Bruder in der Johannistaufe. Diese sey oft mit der christlichen Taufe identificirt, was aber ausdrücklich gegen Act. 19, überdies auch gefährlich sey, weil man consequent dann zur Wiedertaufe komme. Vielmehr stehe die Johannistaufe zwischen dem A. und dem N. T. wie die Beichte zwischen Taufe und Abendmahl; das Volk der alttest. Beschneidung bekannte seine Sünde, um der Gnade des N. T. theilhaftig zu werden; wir, Getaufte, bekennen in der Beichte auch unsere Sünden, um in dem Abendmahl, dem rechten Gnadenmahl des N. T., das ganze Heil zu erlangen. Auch indem Christus als der zweite Adam unsere Sünden auf sich nimmt und in den Jordan trägt, erscheint die Johannistaufe als Typus der Beichte. Wie bei der Fußwaschung ist auch hier das Wasser Bild der Reinigung, die wir in der Beichte erlangen.

Zu Thes. III. bemerkte Ref. nur, daß ein tiefes Sündenbewußtseyn in dem Menschen sich vorfinden könne, ohne daß er die einzelnen Sünden zu nennen wisse; und werde, wie in der katholischen Ohrenbeichte, die Vergebung abhängig gemacht von dem Bekenntniß dieser einzelnen Sünden, so werde etwas Schriftwidriges gesetzt, woraus natürlich nichts Gutes, entweder Leichtsinn oder Verzweiflung hervorgehe. Die Reformirte Kirche habe eigentlich gar keine Beichte, weil die Absolution ihr fehle, sie kenne nur eine Vorbereitung zum heil. Abendmahl, weil sie in diesem nicht das mysterium tremendum scheue.

Bei Thes. V. wies Ref. nur darauf hin, wie auf der einen Seite eine dürftige und laxe Glaubensstellung die Beichte und Absolution für überflüssig erachte; Uhlich habe gesagt: Eine Thräne der Reue ist die beste Buße. Ein anderer: Das Erkennen der Sünde schließe das Bekenntniß schon in sich. Anders spreche sich freilich Pascal aus, indem er sage, daß das Erkennen der Sünde vor Gott auch das Bekennen derselben vor Menschen mit sich führen müsse. Dagegen sey es bekannt, welche Bedenken Caspar Schade gegen die Privatbeichte gehabt und sein Spruch: Beichtstuhl Satansstuhl, Höllenpfuhl! Er sah es, wie die Absolution gemißbraucht wurde, das nahm ihn gegen die Privatbeichte ein. Was die pract. Bedenken gegen dieselbe betrifft, so erinnerte Ref. an die Inconvenienzen, welche aus der Anhäufung der Communicanten zu gewissen Zeiten, wie sie

jetzt allgemein gefunden werde, hervorgehen; ein Bruder theilte auch mit, daß Löhe seine Beichtverhöre schon am Donnerstag beginne, aber nun auch bereits so erschöpft sey, daß er sein Amt schwerlich noch lange werde führen können.

Die folgenden Thesen haben weder eine ausführliche Erläuterung noch Besprechung mehr gefunden, indem die ganze Versammlung in lebendigster Weise durch die Frage in Anspruch genommen wurde, ob bei der jetzt bestehenden allgemeinen Beichte eine unbedingte oder eine bedingte Absolution zu ertheilen sey, wobei denn noch im Einzelnen manches Verwandte zur Sprache kam. So zuerst die durch den Erlaß des Ev. Oberkirchenraths vom 7. Juni c. der Geistlichkeit dargebotenen Parallelformulare. In Bezug auf die überlassenen drei Beichtfragen war man allgemein einverstanden, daß die Stellung derselben den Fehler nicht vermeide, den man an der frühern Beichtfrage und dem Schluß der Beichte getadelt. In der ersten und zweiten Frage werde nach der Erkenntniß der Sünde, der Reue und dem Vorsatz der Besserung gefragt, und in der dritten erst nach dem Glauben, während der Glaube doch der Besserung vorangehen müsse. Es sollte die Bitte an den Ev. Oberkirchenrath auch ausgesprochen werden, eine solche Umstellung der Fragen zu veranlassen, es ist aber nicht dazu gekommen. Man anerkannte wohl, daß die Vorlegung der drei Fragen, das dreimalige Ja, was die Beichtenden darauf zu sprechen hätten, ganz geeignet wäre, dieselben zum ernstern Nachdenken über die heilige Handlung zu bringen: aber das mußte man doch zugeben, daß sie das Beichtverhör in der Privatbeichte nicht ersetzten. Ein Theil der Brüder meinte nun, wenn die unbedingte Absolution immer nur auf das specielle Beichtverhör und die specielle Beichte ertheilt worden sey, ja wenn sämmtliche alte Agenden in ihren Beichtformularen die unbedingte Absolution durchaus nur in Verbindung mit der Privatbeichte hätten: so sey es selbst unhistorisch und also nicht einmal kirchenrechtlich begründet, jene ohne diese anzuwenden, weshalb auch mit vollem Rechte der Erlaß vom 7. Juni in allen dargebotenen Formularen gleich der Agende nur die bedingte Absolution angewendet wissen wolle. Ueberdies liege es auf der Hand, wie sehr die Anwendung der unbedingten Absolution dem Mißbrauch ausgesetzt sey und wie sehr geeignet, den unbekehrten Haufen in seiner fleischlichen Sicherheit zu bestärken. Es seyen jetzt die Formulare für die sogenannte offene Schuld ohne Weiteres zu adoptiren, da die Bedingungen für diese durchaus vorhanden seyen; auch werde mit vollem Rechte in dem Formular unserer Agende nur die Vergebung der Sünden verkündiget, und wenn in dem Erlaß vom 7ten die Formel dargeboten werde: Ich spreche dir die Vergebung ꝛc., so sey dies doch wesentlich nichts anderes, und sprachlich wohl kaum zu rechtfertigen. Werfe man dieser ganzen Absolution Halbheit vor, so könne man dies zugeben; diese Halbheit liege aber eben in den ungeordneten kirchlichen Zuständen, auf deren Besserung man zu hoffen habe. Wenn dabei eine Stimme sich vernehmen ließ, man könne überhaupt nur die Vergebung der Sünden verkündigen, Gott allein ertheile die Vergebung, so fand dies in der Versammlung keine Zustimmung, da Gott ausdrücklich der Kirche die Macht gegeben, im heiligen Geiste die Sünden zu erlassen und zu behalten (Joh. 20). Man war auch darüber einverstanden, daß die Einführung der Privatbeichte anzubahnen sey, zum ersten bei den Confirmanden, dann auch, wie von der gewichtigen Stimme eines hochgestellten Laien bemerkt wurde, bei solchen, welche Verlangen nach der Privatbeicht hätten, dem man mit rechter Sorgsamkeit entgegenkommen müsse endlich auch unter den Geistlichen selbst, wenn sie einander das Abendmahl reichten, damit ihr Beispiel die andern zur Nachfolge reizte Aber ein großer Theil der Brüder konnte sich nicht überzeugen, daß auch unter den gegenwärtigen Umständen die unbedingte Absolution zu verlassen sey. Eine bedingte Lossprechung sey eine contradictio in adjecto; man habe den göttlichen Befehl, auf das Bekenntniß der Sünden diese zu erlassen; sey dieses erfolgt, so habe man diesem Befehl einfach nachzukommen; auch bei der Privatbeichte sey keine Sicherheit gegeben, daß das Bekenntniß ein aufrichtiges gewesen, man solle um der Heuchler willen den armen bußfertigen Sündern den vollen Trost der Vergebung nicht entziehen, alle Heilsgüter seyen dem Mißbrauche ausgesetzt; wenn man Bedenken trage, die Absolution ohne Bedingung auszusprechen, so müsse man ebenso großes Bedenken haben, ohne Bedingung auch zum Abendmahl zuzulassen. Wenn von einer Seite noch bemerkt wurde, in Hermannsburg, dieser bewährten christl. Gemeinde, werde auf die allgemeine Beichte die unbedingte Absolution unter Handauflegung den Einzelnen sogar ertheilt, so wurde freilich dagegen erinnert, daß der allgemeinen Beichte eine sehr genaue Besprechung mit den einzelnen Communicanten vorhergehe. Dessenungeachtet blieb eine Differenz in diesem Punkte, was aber der brüderlichen Liebe nicht den geringsten Eintrag that, denn die ganze Besprechung, obwohl sie lebhaft und anregend war, trug den Charakter des vollen brüderlichen Vertrauens, und wenn diejenigen welche unsern Verein der Unduldsamkeit beschuldigt haben, gegenwärtig gewesen, so hätten sie sich davon überzeugen können, daß keine Partei die andere zurückgeschreckt habe.

Als bei der statutenmäßig erneuerten Wahl des Vorstandes des Vereins das Vertrauen der Brüder dem Vorsitzenden wieder die Leitung des Vereins übertragen hatte, sprach er in Bezug auf die letzte Discussion es aus, daß, wie different zur Zeit auch noch unsere Ansichten über die Absolutionsformel sich gezeigt, wir doch darin einig seyn würden, daß wir bei der gegenwärtigen Lage des Beichtwesens um so größern Fleiß durch die treueste Seelsorge anzuwenden hätten den Tisch des Herrn rein zu halten von unwürdigen Gästen, und zurücksehend auf das Eingangswort bat er noch einmal, daß wir der Vereine seine Grundlage lassen, und bei aller Achtung vor dem Bekenntniß, auf welches das Gewissen jeden einzelnen unter uns gestellt doch alle das Eine, was noth, vor allem im Auge behalten, und in dem lebendigen Glauben an den einigen Heiland und Seligmacher und dem daraus hervorgehenden himmlischen Sinn und Wandel die brüderliche Einigkeit finden und bewahren möchten, die unser Gnadal nun so viele Jahre hindurch schon zu einer Segensstätte gemacht hätte, an der wir immer neuen Trost, neue Stärke und Kraft für unsern großen, aber schweren Beruf durch des Herrn Gnade empfangen hätten.

Dies trugen wir dem Herrn in einem brünstigen Gebete noch einmal vor, fügten die Hände in einander zum neuen Bruderbund und sangen: Die wir uns allhier zusammenfinden ꝛc.

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz. Druck von Trowitzsch und Sohn.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1857. Sonnabend den 7. November. № 89.

Die Irvingianische Lehre in ihrer Beziehung zur Römischen Kirche.

Wenn schon beim Hinblick auf den seit mehr als einem Jahrhundert immer weiter sich verbreitenden, und durch den Rationalismus in die evangelische Kirche selbst eingedrungenen Unglauben und auf das widerchristliche Wesen überhaupt in Vielen der Wunsch nach einer neuen und in die Augen fallenden Offenbarung des Geistes in der Kirche rege werden mußte, so wurde derselbe noch gesteigert durch die immer tiefer greifende Zerspaltung der Kirche in sich selbst, durch die verneinenden Gegensätze der Parteien in der evangelischen Kirche; und die Sehnsucht nach einer Auctorität, welche der Verwirrung ein Ende machen, die Getrennten vereinigen, die Zweifelnden zuversichtlich machen könnte, konnte wohl bei Manchen bis zur krankhaften Ueberspannung sich steigern, zumal wenn sie vereint war mit der Ueberzeugung, daß nahe herbeigekommen sey die Zeit, wo der Herr zum Gericht erscheinen werde. Es konnte in der Drangsal der Zeit wohl Manchem scheinen, als ob der Evangelische Grundsatz, daß die heil. Schrift die einzige Quelle unseres Glaubens und der sein Wort begleitende heil. Geist die höchste Bürgschaft der Wahrheit, nicht hinreichend sey, um uns zu retten aus den Wirren der Parteiungen, welche, sich gleich sehr auf jenen Grundsatz berufend, nicht geschützt waren gegen das verderbliche Walten einer in inneren Gegensätzen zerfahrenen, zuchtlosen Schriftauslegung, — und als ob, bei der Machtlosigkeit bloßer urkundlicher Bekenntnisse als Auctorität gegenüber dem Unglauben, uns aus solchem Irrsal nichts retten könne als die lebendige, gegenwärtige Auctorität von Gott unmittelbar berufener und bekundeter persönlicher Organe seiner Offenbarung. Flüchteten auch Manche in ihrer angstvollen Sehnsucht nach Auctorität in die sicheren Ringmauern der Römischen Kirche und erkauften das Gefühl der Sicherheit durch Verdammung der evangelischen Wahrheit, so erfüllte dieser Verzweiflungsschritt doch nicht die Sehnsucht nach Einheit der Kirche, und man suchte ja auch gerade für die reine evangelische Wahrheit Schutz und Wehr. Sollte es nicht, so fragte Mancher, auch ohne jene Verdammung, durch welche die Spaltung der Kirche nur tiefer gemacht wurde, und auf Grund der heiligen Schrift selbst eine solche persönliche Auctorität geben können, an welche die schwankende Kirche sich halten könnte, — durch welche nicht bloß dem Einzelnen die Sehnsucht nach Ruhe und Sicherheit erfüllt, sondern zugleich das Mittel gefunden wäre, das tiefe, auch von jedem wahren Protestanten schmerzlich empfundene Leiden der Kirche zu heilen, die Zerspaltung in feindselige, einander schlechthin ausschließende Sonderkirchen? Hätte der tiefe Riß, welchen die Reformation in die abendländische Kirche machte, entstehen können, wenn eine lebendige, höhere Auctorität gewesen wäre, welche die brennenden Fragen hätte entscheiden, der Schrift die wahre Auslegung, der Ueberlieferung die wahre Geltung hätte verschaffen können, und vor welcher sich ebenso der Papst, als das Haupt der thatsächlich kranken und verderbten Kirche, wie Luther, Zwingli und Calvin hätten beugen müssen, und durch welche eine Reformation, aber ohne Zerspaltung der Kirche hätte durchgeführt werden können? Es gefiel aber Gott nicht, damals diese Auctorität zu schaffen, und dadurch dem von den Reformatoren erfaßten Schriftprincip die rechte Sicherheit zu geben, — daraus folgt aber nicht, sagte man sich, daß Gott eine solche Auctorität überhaupt nicht geben wolle. Hat nicht die erste Kirche sie gehabt in den Aposteln? und wenn nachher ob der Sünden der Christen dieß heilige Amt verloren ging, ist nicht zu erwarten, daß der Herr, dem seine Gaben nicht gereuen, wenigstens zur Zeit seiner nahenden Wiederkunft auch das Apostelamt mit seinen hohen Gaben wieder erwecken wird? Wenn dieß aber geschieht, so muß es sich auch zweifellos bekunden durch mitfolgende Zeichen, durch die Offenbarung der Geistesgaben der ersten Apostel; und nicht in ungeregelter, tumultuarischer Weise wird der Herr sich dann bezeugen, sondern in den ursprünglichen, von Christo selbst eingesetzten und geordneten Aemtern, welche die rechtmäßigen, die verschiedenen Geistesgaben darstellenden Vermittler der in seiner Kirche waltenden Thätigkeit Christi sind. Auf Grund solcher Betrachtung entstand die Secte der Irvingianer; sie fanden bald in Wirklichkeit, was sie ersehnten; die persönliche Auctorität der die ersten Geistesgaben wieder bekundenden Propheten, Apostel u. s. w. trat auf; vor Schwärmerei hielten sie sich gesichert durch die biblische Begründung und durch den in Zungenreden und Wunderheilungen gegebenen Beweis des unmittelbaren Waltens des heiligen Geistes.*)

Die Irvingianer haben zu der übrigen Kirche eine wesentlich andere Stellung als alle anderen Secten. Während die letztern größtentheils eine Loslösung des einzelnen Subjectes

*) Siehe Evangel. Kirchen-Zeitung Nr. 49 ff.

von der Auctorität der geschichtlich entwickelten Wirklichkeit der Kirche bekunden, sey es auf Grund einer subjectiven Auffassung der heil. Schrift oder Tradition, sey es auf Grund einer vermeintlichen unmittelbaren Offenbarung, — haben die Irvingianer grundsätzlich das Streben, die subjective Willkür des einzelnen Christen zu binden durch eine höhere, göttliche, objective Auctorität. Da ist nicht eine allgemeine und gleiche Geisteserfüllung aller Gläubigen, wie bei den Protestanten, — sondern die höhere Stufe der vollkommenen Geisteserfüllung wird nur besonders Erwählten zu Theil; — nicht eine zufällige, sporadische Inspiration einzelner Gläubigen, wie bei den Quäkern, — sondern eine berufsmäßig geordnete der durch das Amt dazu Berufenen; — nicht eine nur auf dem Amt ruhende Auctorität, zu welchem die Personen durch Menschen berufen werden, sondern eine solche, zu welcher die bestimmte Person von Gott selbst in das von Christo eingesetzte Amt berufen wird; Amt und Person gehen hier gleichmäßig von dem Herrn der Kirche unmittelbar aus; Wahl und Vocation der kirchlichen Leiter ist allein dessen Sache, der die besonderen, für jedes Amt bestimmt geordneten Geistesgaben verleiht. Während die meisten andern Secten die einseitige Ausbildung und Ausschreitung des Laienthums sind, im Gegensatz zu der priesterlichen Kirche, und daher von der Römischen Kirche ohne weiteres zu den Protestanten gezählt werden, ist die Irvingianische Lehre eine Ueberspannung der Priester-Idee der Römischen Kirche, der Idee der ausschließlichen Vermittlung der Heilsgnade durch bestimmte mit specifischen Gnadengaben ausgerüstete Personen. Während endlich die übrigen Secten entweder eine revolutionäre Durchbrechung der geschichtlichen Entwickelung oder ein ausgearteter Seitenschößling einer bestehenden Kirche sind, also mehr oder weniger das Bewußtseyn haben, der übrigen Kirche gegenüber oder neben ihr zu stehen, will die Irvingianische Partei grade die wahre geschichtliche Wirksamkeit wiederherstellen, welche in den bestehenden Kirchen krankhaft entartet sey, knüpft also an die älteste Wirklichkeit der Kirche an, und ist sich bewußt, über allen einzelnen Kirchen zu stehen, die ja nur Verkümmerungen der einen wahren, jetzt wieder durch eine großartige Restauration herzustellenden Kirche, also eigentlich selbst die Secten sind. Die Kirche, die „unter der Leitung der Apostel des Herrn" steht, kann nicht neben den übrigen stehen, wie etwa die Reformirte neben der Lutherischen, das widerspräche schlechterdings ihrem Wesen und ihrer Würde; aber sie steht ihnen auch nicht eigentlich gegenüber, wie die Evangelische der Römischen, sondern sie sammelt sie unter sich, wie eine Henne ihre Küchlein sammelt unter ihre Flügel, wenn sie den Falken in den Lüften kreisen sieht. Sie erkennt alle als theilweise die Wahrheit besitzend an, als provisorische Stätten des Heils in der Zeit der allgemeinen Verderbniß, — aber sie müssen nun auch Buße thun, und sich zu der in der neuen Offenbarung eröffneten Einheit sammeln und ihre Unwahrheit ablegen; sie haben alle die Wahrheit, wie die Glieder eines Leibes sämmtlich das Fleisch und Blut desselben an sich tragen; aber sie sind eben nur die zerstückten, losgelösten Glieder, denen Kopf und Herz fehlt, nämlich das wahre kirchliche Amt; aber der Auferstehungsmorgen ist angebrochen, und den zerstreuten Gebeinen ertönt der Ruf des Herrn: stehet auf und lebet. Daher die höchst eigenthümliche Erscheinung, daß die einzelnen Mitglieder dieser Gemeinden aus ihren betreffenden Kirchen nicht ausscheiden wollen und es auch nicht sollen, selbst wenn sie deren Geistlichen wären. Sie haben nur den Gedanken aufzugeben, daß ihre Sonderkirche die einzig wahre und vollkommene sey, sie sollen nur, indem sie an diesem einzelnen Gliede der allgemeinen Kirche, wenigstens vorläufig, bleiben, noch das bis dahin fehlende Haupt des gesammten kirchlichen Leibes anerkennen, die wohl organisirte apostolische Hierarchie; es ist dann wohl zu erwarten, daß in der weiteren Entwickelung die einzelnen Kirchen ihre falschen Eigenthümlichkeiten von selbst abstreifen und in die eine apostolische Kirche aufgehen werden. Aus dieser Auffassung entspringt auch der eigenthümliche jesuitische Character in dem praktischen kirchlichen Leben dieser Partei, wie man ihn sonst bei schwärmerischen Secten am allerwenigsten findet; ein Geheimthun mit Kultus und kirchlichen Dingen überhaupt, ein Verschweigen und Ableugnen der Zugehörigkeit zu der Secte, selbst in der äußerst fruchtbaren literarischen Thätigkeit ein schlaues Verhüllen des eigentlichen Zweckes und Wesens, eine Neigung, lieber zum Dach einzusteigen als durch die Thür einzugehen, sogar das Vermeiden eines bestimmten Namens der Gemeinschaft, dieß sind Erscheinungen, an die wir auf evangelischem Boden nicht gewöhnt sind, und welche das Ganze von vornherein als etwas Ungesundes kennzeichnen; und die Sympathieen für solches Verfahren können nicht bei uns, sondern nur in einem Theile der Römischen Kirche gesucht werden.

Die Irvingianische Bewegung entsprang in demjenigen Gebiet der Evangelischen Kirche, in welchem bei großer Glaubensinnigkeit zugleich die der reformirten Auffassung eignende Abwendung von aller objectiven Gestaltung des Kultus und des kirchlichen Lebens überhaupt auf die Spitze getrieben ist; sie ist eine wohlbegreifliche Reaction gegen solche Uebertreibung, schreitet aber in dem Streben nach einer äußerlich sichtbaren Wirklichkeit aller Heilsvermittlung und Heilsoffenbarung weit über die Auffassung derjenigen Kirche hinaus, in welcher die gleiche Idee geschichtlich wirklich geworden ist. Und gerade in dieser kühnen Selbsthilfe, in diesem ohne alle Rücksicht auf die geschichtliche Entwickelung der Gesammtkirche unternommenen Aufbau einer neuen kirchlichen Gemeinschaft rein aus der Theorie heraus zeigt sich doch wieder der Geist der Reformirten Kirche, gegen deren wirkliche Erscheinung die ganze Bewegung zunächst ankämpft. Die aus dem begründeten Schmerz über die Zerfahrenheit der Kirche hervorgegangene Irvingianische Bewegung mußte naturgemäß da am meisten Anklang finden, wo ein neu erwachtes Glaubensleben inmitten der in Parteiungen zerrissenen oder durch den Rationalismus verödeten Protestantischen Kirche sich zeigte, also besonders in England und Norddeutschland; — ihr

eigenthümlicher Charakter aber bietet im Unterschiede von allen anderen in den letzten drei Jahrhunderten aufgetretenen Secten solche Seiten dar, welche auch innerhalb der Römischen Kirche Anklang finden können; und man kann wohl sagen, daß gerade die tiefsten Grundgedanken der letzteren, welche durch die geschichtliche Entwicklung eine sehr bestimmte Umgränzung erfahren haben, in der Irvingianischen Lehre in reinster theoretischer Consequenz, in idealistischer, von keiner geschichtlichen Wirklichkeit irgendwie beengter Entfaltung sich wiederfinden. Die unmittelbar von Christo eingesetzte Auctorität und persönliche Vermittlung der Heilsgnade für die gläubige Gemeinde durch besonders berufene und dazu mit besonderer specifischen Gnadengabe ausgerüstete und ausschließlich bevollmächtigte Personen, durch priesterliche, zu hierarchischem Aufbau sich gliedernde Aemter, welche die Gnadengaben Gottes an die Gemeinde und die Opfergaben der Gemeinde an Gott vermitteln und darbringen, dieß ist ein in beiden Lehren zu Grunde liegender Gedanke. Die höchste Auctorität und das höchste Amt der Heilsvermittlung hatten aber in der ersten Kirche unbestritten die Apostel. Wenn nun auch in der Römischen Kirche Petrus seine besondere höhere Würde über den andern Aposteln an die in ununterbrochener Reihe sich folgenden römischen Bischöfe übertrug, so liegt darin doch eine durch die geschichtliche Gestaltung bedingte Beschränkung der Consequenz. Denn theils ist nach dieser Auffassung nur Petri Bischofswürde, aber nicht sein Apostelamt auf seine Nachfolger übergegangen; letzteres aber ist entschieden das Höhere, und die Quelle aller anderen Aemter, theils entbehren die übrigen elf Apostel ihrer bestimmten Nachfolger, denn die Bischöfe überhaupt können es nicht seyn, weil ja schon zu der Apostel Zeit Bischöfe waren, und diese eine viel geringere geistliche Macht hatten als die Apostel. Der Papst mag also wohl der rechtmäßige Nachfolger Petri seyn, aber er ist es nur als Bischof; und allein die Apostel waren die wahren Stellvertreter Christi in der ersten Kirche. Da nun das Apostolat, so schließen die Irvingianer, die Vollkommenheit der ersten Kirche begründete und wesentlich bedingte, und es gewiß der Wille des Herrn ist, daß seine Kirche an Vollkommenheit nicht ärmer werde, so kann es nicht die wahre, gesunde Entwickelung der Kirche gewesen seyn, wenn thatsächlich das Apostelamt aufhörte, sondern es kann dieß nur eine Strafe für die Sünden der christlichen Gemeinden seyn. Zu ihrer Wahrheit gelangt die Kirche nicht eher wieder, als bis ihr das verlorne Amt wiedergegeben wird. Dieß kann aber natürlich, wie das erste Apostelamt, nur durch den Herrn unmittelbar wieder erneuert werden, indem er durch den heiligen Geist Propheten erweckt, welche seinen Willen und seine Wahl verkündigen. So erscheint die Irvingianische Lehre consequenter als die Römische. — Aber sie will auch innerhalb der Römischen Kirche eine rechtmäßige Stelle behaupten, und die ihr huldigenden Katholiken sollen nicht aus ihrer Kirche ausscheiden. Dieser Gedanke hat Manches für sich. Wenn der Herr wirklich seiner Kirche die Apostel wiedergegeben hat, — und in seiner Macht liegt dieß unzweifelhaft,

— so sind diese allerdings die höhere Macht über dem Papst und allen Bischöfen. Aber der Inhaber des apostolischen Stuhls hat ja auch nie den Anspruch erhoben, selbst ein Apostel zu seyn, und da er der Nachfolger Petri in dessen Bischofsamt ist, so werden ihn auch die Apostel als solchen anerkennen, wie sie ihrerseits beanspruchen müssen, vom Papst als Apostel anerkannt zu werden. Dadurch, daß der Herr seine Kirche durch Entziehung der Apostelwürde strafte, hört der römische Primat nicht auf, ein durchaus rechtmäßiger zu seyn, er hat vielmehr bis zur Erneuerung des Apostolats den Auftrag, im Namen Gottes seine Kirche auf Erden zu regieren. Es wird also, so scheint es, ein römischer Priester seiner Kirche nicht untreu, wenn er die neuen Apostel anerkennt, so wenig wie ein Unterthan seinem zunächst über ihm stehenden Herrn untreu wird, wenn er dem höchsten Landesfürsten huldigt. Ja, selbst dann, wenn der Papst die neu erstandenen Apostel nicht anerkennen wollte, sondern sie mit dem Anathem belegte, wäre der von der Wahrheit des neuen Apostolats überzeugte Katholik noch in seinem Rechte, sich für ein treues Glied seiner Kirche zu halten, denn mag auch der Papst in Sachen der Lehre unfehlbar seyn, so ist er es doch nicht im Gebiete der Thatsachen; und die Frage, ob das Apostolat wieder erstanden sey oder nicht, hat es schlechterdings nur mit der Thatsache zu thun.

In solcher Weise könnte ein Katholik sich wohl überreden, in seinem Rechte zu seyn, wenn er als Katholik zugleich der Irvingianischen Lehre huldigt; — und es liegen gegenwärtig merkwürdige Belege hierzu vor; aber es bleibt bei alledem mindestens sehr harmlos, wenn solche Katholiken, — und es sind Priester darunter, — glauben, daß die Kirche ihrerseits diesen ihren Anspruch anerkennen werde. Die Römische Kirche hat allerdings Grund, auf die Irvingianischen Bewegungen mit Wohlgefallen hinzublicken, da sie hoffen kann, daß die Anfangs hochgehenden Gewässer desselben sich später großentheils in das Becken der Römischen Kirche verlaufen werden, — aber sie kann, ohne sich selbst aufzugeben, unmöglich dulden, daß jene Lehre auf ihrem eigenen Boden Wurzel fasse; denn:

1. Jene Selbstconstituirung des Apostolats ist als eine rein subjective Handlung in völligem Gegensatz gegen den Grundsatz der Römischen Kirche, daß alle Macht und alles Recht in der Kirche von der geordneten Kirche selbst ausgehe, also ein rein revolutionärer Act. Die Kirche kann sich nicht einmal auf eine materielle Prüfung der von den neuen Propheten und Aposteln ausgehenden Behauptungen einlassen, denn dieß würde schon einen Zweifel über das Recht voraussetzen. Sie kann gar nicht erst die Frage aufwerfen: „ist eure Lehre Wahrheit?“ sondern nur die: „habt ihr Beruf und Auftrag von der Kirche?“

2. Die Anerkennung der Irvingianischen Aemter ist an sich und unmittelbar die Verleugnung der Römischen Kirche, denn diese ist die unfehlbare Trägerin der vollen christlichen Wahrheit; und sie hat als solche jederzeit den Papst als das für alle Zeit geltende höchste irdische Haupt, und sich selbst mit entschie-

dener Verwerfung aller andern Kirchen als die wahre anerkannt, und hat nie zugegeben, daß das Papstthum nur eine provisorische Anstalt sey für die Zeit der Untreue, und daß sie selbst einst aufgehen müsse in eine außer ihr entstandene, welche die häretischen Kirchen ebenso aufnimmt wie die Römische.

3. Da außer der Kirche, und nur die Römische ist die wahre, kein Heil ist, so ist auch außer ihr keine wirkliche göttliche Inspiration möglich; seiner Kirche hat der Herr den Geist verheißen, der sie in alle Wahrheit führt, aber nicht den häretischen Secten. Ein katholischer Christ, der also auf angebliche Inspirationen außerhalb der katholischen Kirche achtet, ja sie auch nur für möglich hält, hat damit schon seine Kirche verleugnet, auf deren Ausspruch allein er in allen Dingen des Glaubens und des Kultus zu hören hat.

So ungefähr muß die Römische Kirche den etwa in ihrem Gebiet auftretenden Sympathien mit der Irvingianischen Lehre antworten; und sie hat auch mit richtigem Takt so entschieden. Es wäre zu wünschen, daß sich auch die Evangelische Kirche überall so klar bewußt wäre, was ihr förderlich ist oder widerstreitet. — Nachdem die Römische Kirche Deutschlands, gegen die Evangelische fest zusammenhaltend, sich lange Zeit von aller Sectirerei frei gehalten, hat sie es in neuester Zeit erleben müssen, daß angesehene Geistliche in ihr der Irvingianischen Lehre huldigten; in Baiern wurden aus diesem Grunde in dem letzten Jahre mehrere, zum Theil hochstehende Geistliche abgesetzt und mit dem großen Bann belegt. Das Eigenthümliche hierbei ist, daß dieselben meinen, sie seyen vollkommen in ihrem Rechte, wenn sie den Irvingianischen Lehren trotz ihres römischen Priesteramtes huldigten. Das Aufsehn, welches die Sache bald anfangs machte, wurde noch gesteigert, als die meisten der Verurtheilten nun die über sie geführten Verhandlungen veröffentlichten, und die angefochtene Lehre vertheidigten. Wir wollen die betreffenden Schriften einzeln betrachten.

1. Gottes Werk in unserer Zeit, dargelegt vor dem Hochwürdigsten Domkapitel des Bisthums Augsburg in der Untersuchungssache des J. E. G. Lutz, ehem. Pfarrers und Dekanes in Oberroth*); von ihm selbst herausgegeben. Ulm, 1857.

Diese Schrift wird viel dazu beitragen, über das Wesen des Irvingianismus und sein Verhältniß zur Römischen Lehre aufzuklären. Lutz, aufgefordert, sich wegen seiner gemuthmaßten Hinneigung zur Irvingianischen Lehre zu rechtfertigen, stellte es entschieden in Abrede, daß er derselben angehöre, obgleich er sie für eine der Römischen Kirche ersprießliche Erscheinung halte, und unterschrieb auf Aufforderung des Domkapitels das Tridentinische Glaubensbekenntniß. Da er sich aber weigerte, die Irvingianische Lehre ausdrücklich zu verwerfen, und ihre Unverträglichkeit mit der katholischen anzuerkennen, wurde er suspendirt und später durch die größere Excommunication aus der Römisch-Katholischen Kirche ausgeschlossen. Nach der Darstellung des Verf. war hierbei die Frage durchaus nicht die: ob er irgend eine römische Lehre nicht glaube, sondern vielmehr, ob Jemand, welcher alle Lehren der Römischen Kirche glaubt, nicht noch einige andere dazu glauben könne. Es handelt sich also nur um die Frage, ob diese andern Lehren mit der römischen verträglich seyen oder nicht. Lutz erklärt wiederholt und ausdrücklich: „Ich glaube Alles, was die Katholische Kirche glaubt und lehrt, und glaube es jetzt — nach meiner Excommunication mit derselben vollen Zuversicht meines ganzen Wesens und mit derselben Lebensfrische und Wärme, wie vor derselben, und in diesem katholischen Glauben werde ich mit Gottes Gnade auch fortan unerschütterlich verharren; denn ich weiß außer demselben kein Heil" (S. 67); — gewiß ein Bekenntniß, welches im Munde eines wegen Häresie Excommunicirten nicht erwartet wird. Bei dieser Voraussetzung mußte seine Vertheidigung nachzuweisen suchen, theils daß die Lehre der Irvingianer, deren Verdammung er verweigert, auf Gründe sich stütze, die nicht von vornherein zurückzuweisen, sondern wohl zu beachten seyen, theils daß sie in wesentlicher Uebereinstimmung mit der Lehre der Kirche seyen, also für dieselbe ersprießlich wirkend. — Zunächst der erste Punkt. Der Gedanke, welcher für die Irvingianische Bewegung überhaupt Veranlassung und treibende Kraft war, die bestimmte Erwartung der in allernächster Zeit erfolgenden Wiederkunft des Herrn zum Gericht, unterscheidet sich von der kirchlichen Lehre augenscheinlich nur darin, daß hier als bald eintretend erwartet wird, was die Kirche in eine unbestimmte Zeit setzt. Dieß wäre kein Widerspruch gegen die kirchliche Lehre, sondern höchstens ein Irrthum über das Wann; es sind aber, meint der Verf., so viele thatsächliche Zeichen der nahenden Wiederkunft Christi vorhanden, daß die bestimmtere Erwartung dessen, was die Kirche unbestimmter läßt, wohl begründet erscheint, eine Verdammung solcher Erwartung also von der katholischen Rechtgläubigkeit nicht gefordert werden kann, zumal diese Erwartung ja auch nicht Tag und Stunde bestimmt, sondern nur im Allgemeinen die Nähe dieser Erscheinung annimmt (S. 136 ff., 204. 284). Wenn ferner behauptet wird, daß die von Paulus Eph. 4, 8—16 (vgl. 1 Kor. 12) erwähnten vier Aemter der Apostel, Propheten, Evangelisten, und Hirten und Lehrer „die ordentlichen, für die Leitung der Kirche für alle Zeit bestimmten Kirchenämter" seyen, so ist dieß freilich nicht die Lehre der Römischen Kirche, aber auch nicht ausdrücklich von derselben verworfen; nun hat aber jene Behauptung guten Grund, denn der Zweck, zu welchem der Herr jene vier gleichzeitig bestehenden Aemter einsetzte, die Erbauung des Leibes Christi, dauert noch fort, und ihre Nothwendigkeit für alle

*) Es ist derselbe Lutz, welcher früher als Pfarrer in Carlshuld wegen seiner evangelischen Richtung abgesetzt wurde und sich dann mit Verläugnung seiner evangelischen Ueberzeugungen mit seiner Kirche wieder aussöhnte. Verhältnisse, die seiner Zeit eingehend in der Ev. K. Z. besprochen wurden.

Zeit liegt also in der Natur der Sache (S. 100 ff. 311). Der Verf. läßt dabei unbeachtet, daß wenn diese Erklärung richtig wäre, die gesammte Kirche nach der apostolischen Zeit als eine von ihrer ursprünglichen Wahrheit abgefallene betrachtet werden müßte, was der kirchlichen Lehre doch schlechterdings widerspricht, daß es also unmöglich ist, gleichzeitig alle Lehren der Katholischen Kirche zu glauben und die der Irvingianer anzuerkennen. Der Verf. gibt es auch später zu, daß mit dem unrechtmäßigen Verschwinden des Apostel- und Prophetenamtes auch die der Kirche für alle Zeit verheißenen Geistesgaben nur noch sehr sparsam und selten zum Vorschein kommen (S. 213). Damit hat er aber offenbar das Wesen der Römischen Kirche verleugnet. — Nun behaupten aber die Anhänger der neuen Lehre, die Apostel und Propheten seyen wiedererstanden; und diese Behauptung darf, meint Lutz, nicht ohne weiteres zurückgewiesen werden. Allerdings ruhe die göttliche Sendung ordentlicher Weise auf dem in ununterbrochener Reihenfolge von den Aposteln abstammenden Episcopat, es seyen also via ordinaria nur die Bischöfe der Katholischen Kirche göttlich berufen und gesendet; aber Gott habe zu verschiedenen Zeiten auch via extraordinaria Männer berufen und gesendet, so die Propheten des alten Bundes, Johannes den Täufer, Paulus, Barnabas; in Zeiten des Unglaubens und der Sittenlosigkeit seyen heilige Männer und Frauen von Gott erweckt und mit hohen Geistesgaben ausgerüstet worden, wie Franz von Assisi u. s. w., und die außerordentlichen Geistesgaben der Weissagung, der Sprachen, der Krankenheilung, seyen in der Kirche, obwohl in geringem Maaße, doch immer vorhanden gewesen. Was Gott nun früher gethan, das könne Er auch in unsern Tagen thun; man dürfe also jenen Männern wohl das Creditiv ihrer Sendung als Apostel abverlangen, aber sie nicht ohne weiteres zurückweisen (S. 106 ff. 155 f.) — Daß die Römische Kirche diese Schlußweise des Verf. unmöglich zugeben kann, bedarf keines Beweises; — und selbst wenn sie alles zugäbe, so müßte sie den Gedanken schlechterdings zurückweisen, daß solche außerordentliche Berufung zu den höchsten Aemtern der wahren Kirche in häretischen Gemeinschaften erfolgen könne. Der Verf. aber geht weiter, und findet das „Creditiv" der neuen Apostel und Propheten hinreichend beglaubigt und beglaubigend. Ihre Lehre nämlich stimme genau mit der Lehre der heiligen Schrift und der apostolischen Tradition überein, in ihren Gemeinden herrsche wahre Gottesfurcht, ihr ganzer Kultus trage einen entschiedenen und ganz katholischen Charakter, und Gott habe sich wirklich auf außerordentliche Weise dazu bekannt; in ihren Schriften sey durchaus nichts Schwärmerisches und Phantastisches, ihre Schrifterklärung sey ungezwungen und nüchtern; es sey also unmöglich, daß solche Männer Betrüger oder Betrogene seyen (S. 109. 213 ff.) Die den neuen Propheten und Aposteln zu Theil gewordenen Wundergaben erkennt der Verf. als verbürgte Thatsache an (S. 227 ff.), und findet darin die volle Bestätigung ihrer göttlichen Berufung; und er ist durch dieß alles zu der Ueberzeugung gelangt, „daß in der Sache eine positiv göttliche Wirksamkeit statt habe, daß der heilige Geist diese Christen aus allen Irrthümern heraus und zur Erkenntniß der Wahrheit geführt habe" (S. 241 ff.). „Ich glaube von ganzem Herzen, sagt derselbe, daß die in Frage stehende Sache wirklich ein positiv von Gott gewolltes, von Ihm hervorgerufenes und geordnetes Werk sey; ich glaube also, daß es Gott in Seiner Gnade und Barmherzigkeit gefallen habe, Seiner Kirche wieder wie am Anfange Apostel und Propheten im eigentlichen und vollen Sinne des Wortes zu geben; daß sie von Gott, wie Paulus und Barnabas und die Propheten des Alten Bundes, unmittelbar berufen, gesendet und bevollmächtiget seyen. Dieselben Beweise, welche Paulus (2 Cor. 12, 12—13; Röm. 15, 18—19) für sein Apostolat aufgewiesen hat, weisen auch sie auf. Das Evangelium nach seinem ganzen großen Inhalte . . . welches diese Männer verkündigen, ist genau dasselbe, das Paulus und die andern Apostel verkündiget haben. . . . Ich glaube von ganzem Herzen, daß dieses Werk dieselbe Aufgabe an die Christenheit habe, die Noah zu seiner Zeit an die damalige Welt, und Johannes der Täufer zur Zeit der ersten Ankunft des Herrn an das Volk Israel hatte; ich glaube, daß die zweite Ankunft des Herrn nahe und dieses Werk das unmittelbare Werk der Vorbereitung auf dieselbe sey; ich glaube von ganzem Herzen, daß Gott durch dasselbe der ganzen Christenheit im Orient und Occident ohne Ausnahme irgend einer Confession oder Partei Hülfe und Rettung anbiete, und wenn sie ohne Sünden des Abfalls, der Spaltung u. s. w. bekennt, und darob Buße thut und glaubt, ihr dieselbe auch gewähre" u. s. w. (S. 249 ff.) — Wenn bei solcher Ueberzeugung der Verf. nun doch vor seiner Behörde entschieden erklärt, daß er nicht dem Irvingianismus angehöre, und nicht Irvingianer sey, und „weder ganzer noch theilweiser Anhänger specifisch Irvingianischer Lehren" (S. 12. 110), — so können wir dieß in der That nicht verstehen.

Das Zweite, was der Verf. zu zeigen sucht, ist die wesentliche Uebereinstimmung der neuen Lehre mit der der Römischen Kirche, — für uns ohne Zweifel der interessanteste Punkt. Die neu erweckten Apostel bilden kein neues, neben und außerhalb der Katholischen Kirche stehendes Apostolat, die von ihnen begründeten Gemeinden seyen ebensowenig als die des Paulus und Barnabas, eine Secte, es verstoße also dieses Werk nicht im Mindesten gegen das Dogma von der Einheit und Apostolicität der Kirche und gegen den Glaubenssatz: extra ecclesiam nulla salus (S. 250); die neue Bewegung sey vielmehr „eine einfache Rückkehr zu den alten Ordnungen der Ka-

tholischen Kirche", ein Werk Gottes, durch welches der lange verlorene Sohn des Protestantismus wieder in den Schooß der alleinseligmachenden Römischen Kirche zurückgeführt werde (S. 149. 239. 242). Was in der neuen Lehre etwa abzuweichen scheine von der geltenden Römischen, das widerspreche derselben nicht, sondern sey früher in der Kirche schon gelehrt worden und nur später mehr in den Hintergrund getreten (S. 110); dagegen seyen die wesentlichen Lehren derselben im Gegensatz zum Protestantismus in vollem Einklang mit der Römischen Kirche; nämlich

1. „Die besagten Männer nehmen zur Regel all ihres Glaubens und als Grundlage ihrer ganzen Hoffnung die heiligen Schriften des A. und des N. Bundes und die apostolische Tradition an, nur mit der ausdrücklichen Erklärung: nullam admittimus traditionem contra scripturam" (S. 111. 215), was natürlich auch die Römische Kirche anerkennt.

2. „Sie anerkennen und lehren, daß in der Kirche nicht bloß ein allgemeines, — allen ihren Gliedern zukommendes Priesterthum bestehe; sondern daß Christus in ihr ein besonderes Priesterthum, — einen Priesterstand eingesetzt habe;" und daß das in der Griechischen und Römischen Kirche bestehende das wahre, von Christo durch die Apostel abstammende sey, die Bischöfe der Katholischen Kirche also auch die rechtmäßigen Nachfolger der von den Aposteln eingesetzten und ordinirten Bischöfe seyen, und deren Gewalt also nach dem Tode der Apostel die höchste und einzig rechtmäßige kirchliche Gewalt auf Erden" (S. 216 f.).

3. Ihr gesammter Gottesdienst „trägt im Ganzen und in den einzelnen Theilen einen entschieden katholischen Charakter;" alle Gebete, Fürbitten und Danksagungen werden von einem ordinirten Priester Gott dargebracht; die verschiedenen täglichen Gottesdienste beobachten die in der Römischen Kirche angenommenen Zeiten, stellen die Matutin, Non, Vesper und Complet dar; bei dem heiligen Opfer werden priesterliche Gewande getragen, dieselben wie in der Römischen Kirche, und Weihrauch und Lichter gebraucht; kirchliche Benedictionen sind in Uebung, und die Sacramentalien der Römischen Kirche (Weihwasser, Fußwaschung u. s. w.) werden von ihnen als „Vehicula göttlicher Segensspendung" anerkannt (S. 219—222).

4. „Sie anerkennen und gebrauchen sämmtliche Sacramente der Katholischen Kirche, — — und sie haben von den einzelnen die wahre katholische Lehre;" insbesondere lehren sie, daß die heilige Eucharistie nicht bloß ein Abendmahl, sondern „ein wahres und fortwährendes Opfer sey, welches man Gott unblutiger Weise darbringe", um Ihm unsere Anbetung und unsern Dank zu bezeugen. Das heilige Bußsacrament wird fortwährend administrirt, und dabei das specielle Sündenbekenntniß gefordert. Das Sacrament der Oelung wird allen Gläubigen, die bedenklich erkranken, sogleich beim Beginn der Krankheit ertheilt, und schon viele Kranke sind dadurch ohne ärztliche Hülfe geheilt worden; auch die Ehe ist ihnen ein Sacrament (S. 218—222).

5. Sie verehren mit der Römischen Kirche die Jungfrau Maria und die andern Heiligen; ihre Liturgie enthält „Commemoration der Heiligen, mit besonderer Rücksicht auf die seligste Jungfrau Maria, und ein inhaltreiches Officium für das Allerheiligenfest" (S. 219).

Daher sey unzweifelhaft zu behaupten: „das Princip, auf welches diese Gemeinden gegründet sind, die Lehre, welche sie bekennen, der Kultus, den sie üben, die Hierarchie, die das Ganze leitet, trägt ganz den Charakter, das Gepräge der Katholicität." (S. 224.) Weit entfernt also, daß dies Werk die Römische Kirche beeinträchtige, sey es vielmehr das Mittel, die der wahren Kirche entfremdeten Protestanten ihr wieder zuzuführen. „Die Reformation des sechszehnten Jahrhunderts hat den Altar des Neuen Bundes unter mehr als siebenzig Millionen Gläubigen gestürzt und dadurch das Innerste des Heiligthums gebrochen, — — hier aber ist der Altar wieder unter ihnen errichtet. Die Reformation hat das heilige Opfer der Eucharistie für einen verdammungswürdigen Götzendienst erklärt: hier aber wird es wieder mit Glaubensfülle und Ehrfurcht gefeiert. Sie hat durch ihr Princip dem Unglauben und der Verneinung die Thüre geöffnet: hier ist die göttliche Auctorität wieder hergestellt." (S. 246.)

Wenn nicht leicht Jemand von uns dem Verf. zugestehen wird, daß er in seinem Rechte sey, wenn er mit seinen Anschauungen zugleich ein Priester der Römischen Kirche bleiben will, — so werden wir ihm doch darin beistimmen müssen, daß die neue Bewegung für die Römische Kirche ersprießlich sey. Wo die Schwärmerei durchaus subjectiven Charakter behält, wie bei den Quäkern, da vermag sie sich auch länger zu halten, wo sie aber sich zu einer wirklich objectiven Gestaltung organisirt und, so zu sagen, Fleisch und Blut annimmt, da trägt sie den Grund zu frühzeitiger Ernüchterung in sich selbst. Wenn schon nach kurzer Wirksamkeit einer der Apostel sein Amt niederlegte, weil er sich von seiner göttlichen Berufung nicht überzeugen könne, so ist dies ohne Zweifel der Vorläufer ähnlicher Thatsachen, denen gegenüber auch der willigste Glaube endlich bedenklich werden muß. Wohin sollen aber dann die Enttäuschten sich wenden? Ihre kirchlichen Anschauungen und ihr Kultus zeigen entschieden die Stimmung nach dem Römischen Kotholicismus hin; und in dem Grade, als die Gemüther nüchterner werden, muß auch die Hinneigung zu derjenigen Kirche zunehmen, in welcher die persönliche, unfehlbare Auctorität und das Priesterthum mit seinem Opferkult so scharf ausgeprägt vorhanden ist, und auf fester geschichtlicher Grundlage ruht.

Die gegenwärtigen kirchlichen Zustände in Hamburg.

Dritter Artikel. (Schluß.)

Das Referat ist zu seinem Schlusse gekommen. Da jedoch eben die Rede war von zwei Wegen, auf welche ernstere Christen geleitet wurden durch die Erkenntniß, welche ihnen über unsere kirchlichen Nothstände aufging: so darf der Referent die Meinung wohl nicht zurückhalten, die er selbst über die Zukunft der Hamburgischen Kirche hat. Es ist ihm unzweifelhaft, daß das Innehalten der bisherigen Bahnen immer mehr zum Ruin des kirchlichen Lebens ausschlagen muß. Aber sollte derselbe nicht aufgehalten oder verhindert werden, wenn z. B. mehr geistliche Arbeitskräfte gewonnen, der Gottesdienst lebensvoller gestaltet, einzelne Unsitten in der kirchlichen Praxis abgestellt werden? Wir brauchen uns auf die Beantwortung dieser Fragen nicht einzulassen; es genügt zu wissen, daß diejenigen Körper, von denen solche Umgestaltungen und durchgreifende Maßregeln ausgehen müßten, bisher noch keine Beweise abgelegt haben, daß man sie von ihnen erwarten darf. Der Grundschaden, dessen Beseitigung allen anderen Hülfen vorangehen muß, besteht in derjenigen Verbindung, die gegenwärtig zwischen Kirche und Staat in Hamburg stattfindet. Durch diese Verbindung grade ist die Lüge, die Ohnmacht und die Unfreiheit, die auf kirchlichem Gebiete so häufig zum Vorschein kommt, veranlaßt. Erst wenn die Repräsentation der Bürgerschaft in bürgerlichen Angelegenheiten und die der Kirche sich nicht mehr zu decken brauchen, kann die Kirche sich wahr, frei und kräftig entwickeln und gestalten. Vor einigen Jahren war schon einmal von solcher Auseinandersetzung die Rede. Man fürchtete, daß, wenn die gegenwärtigen Kirchenvorstände nicht mehr zugleich Vertreter der Bürgerschaft blieben, sondern man zu diesen Neuwahlen vornehmen, jene aber in ihrer kirchlichen Stellung belassen würde, doch Alles beim Alten bliebe. Wir theilen diese Furcht nicht. Wir nehmen an, daß wenn die Kirchenämter nicht mehr die einzelnen Stadien seyn werden, die Jemand für den Staat durchgehen muß, diejenigen, welchen es nur um bürgerlichen Einfluß zu thun ist, sehr bald für Kirchenämter sich bedanken werden. Es werden nur diejenigen die Wahl annehmen, die ein Interesse für die Kirche haben. Dies Interesse kann freilich verschiedener Art seyn. Einige werden darauf ausgehen, die alten kirchlichen Institutionen zur Geltung zu bringen, Andere werden den Kampf wider sie aufnehmen und an ihre Stelle Machwerke neuer Weisheit oder alten Unglaubens setzen wollen. Wer den Sieg davon tragen wird, läßt sich wohl nicht sagen, — und doch. Die Kirche wird siegen, auch in dem Falle, daß die letztere Richtung die Oberhand gewinnen wird. Dann nämlich, wenn die bis dahin zu Recht bestehenden Bekenntnisse der Kirche und diejenigen Gefäße, in welchen kirchliche Sitte und kirchliches Leben noch bewahrt werden konnten, officiell werden beseitigt werden, dann wird — was bis jetzt noch nicht der Fall ist — Grund und Ursache zum Ausscheiden aus solcher Gemeinschaft seyn. Die aber dann nicht aus eigener Willkür ausscheiden, sondern von den Feinden der Kirche, die in ihr das Regiment führen, hinausgeworfen werden, haben nicht die Zukunft einer separatistischen Secte vor sich, sondern eine andere, für deren Herrlichkeit der Herr der Kirche schon sorgen wird. Es kommt uns nicht in den Sinn, den letzteren Verlauf herbeizuwünschen; aber wir wollen unser Vertrauen und guten Muth festhalten für den Fall, daß er eintreten wird. Jedenfalls soll die Besorgniß, welche Viele im Blicke auf die fernere Entwickelung hegen, uns nicht abhalten, mit Wort und Schrift und Gebet dahin zu arbeiten, daß über kurz oder lang an das Grundübel die Hand gelegt werde. Mit Rücksicht auf den zuletzt genannten Arbeitsweg hat die ganze Betrachtung der Hamburgischen kirchlichen Zustände in diesem Blatte ihren Platz erhalten. Die Glieder anderer Landeskirchen sollen dieselbe nicht lesen, um zu richten, sondern um mit desto treuerer Fürbitte eines kranken Gliedes an dem Leibe Christi vor dem Haupt und Herrn der Kirche zu gedenken. Er aber, der in diesen unsern Tagen sich zu manchem Häuflein gewandt hat, in welchem der Tod herrschte, wolle auch an Hamburgs Kirche seine Verheißung erfüllen: „Ich will mich aufmachen und mich meiner Heerde selbst annehmen!“ Amen.

Nachrichten.

Die Bildung eines Fonds zur Begründung des evangelisch-kirchlichen Vikariats in der Provinz Schlesien.

Die Evangelische Kirchenprovinz Schlesien mit fast 1,600,000 Einwohnern wird jetzt in c. 730 Pfarrgemeinden von ungefähr 840 ordinirten Geistlichen versorgt. Unter den Parochieen finden sich mehrere mit 6 bis 14,000 Seelen, andere mit 2 bis 3,000, welche in 40 bis 120 Ortschaften zerstreut unter fremden Confessions-Verwandten wohnen. Das Bedürfniß der Vermehrung geistlicher Kräfte und der Gründung neuer Kirchen ist daher längst gefühlt worden und insbesondere ist bei der im Jahre 1844 abgehaltenen schlesischen Provinzial-Synode die Bildung des Vikariats, zur Unterstützung überbürdeter und zur Vertretung alternder oder erkrankter Geistlichen, ein Gegenstand eingehender Verhandlungen gewesen. Seit dem Jahre 1843 ist auch durch die Fürsorge der kirchlichen Behörden auf die Befriedigung des Bedürfnisses an einzelnen Orten, wo es am dringendsten hervortrat, durch Anstellung ordinirter Vikare Bedacht genommen worden und zwar nach und nach in solchem Umfange, daß jetzt 32 Hülfsgeistliche in allen Theilen der Provinz wirksam sind, welche theils aus dem Ertrage außerordentlicher Collecten, theils aus Privat- und anderen Mitteln remunerirt werden.

Dieses Institut erweist sich zugleich als eine heilsame Bildungsschule, in welcher junge Theologen, indem ihre Kräfte für den Dienst der Kirche verwendet werden, die erforderliche Vorbildung und Uebung für das geistliche Amt gewinnen, und je länger je mehr begründet sich die Ueberzeugung, daß es allen Jünglingen, welche diesem heiligen

Berufe sich widmen, eben so wie der Kirche, welcher sie dienen wollen, vortheilhaft seyn würde, wenn sie ohne Ausnahme vor ihrer definitiven Anstellung durch diese Vorschule hindurch gehen könnten.

In Erwägung dessen hat der Unterzeichnete seit seiner Berufung in das Amt eines General-Superintendenten im Jahre 1843 im Stillen einen Fonds zur Begründung des Vikariats für die seiner Aufsicht anvertraute Kirchenprovinz gesammelt und damit bei der ersten von ihm am 7. April des genannten Jahres vollzogenen Ordination den Anfang gemacht, indem er, gleich seinem Herrn Vorgänger, auf die üblichen Gebühren für seine Person verzichtend, von jedem der Ordinanden sich einen kleinen Beitrag zu dem bezeichneten Zwecke erbat. Auf diese Weise ist bis jetzt ein kleines Kapital gesammelt worden, welches seit dem vorigen Jahre auf seinen Wunsch von der Instituten-Haupt-Kasse der hiesigen Königlichen Regierung und zwar, wie dankbar anzuerkennen ist, ganz unentgeltlich verwaltet wird. Dieses Grund-Kapital soll, wenn Gott das Unternehmen segnet, in der bezeichneten Weise und, wie zuversichtlich gehofft wird, durch Beiträge und Geschenke frommer Freunde der Kirche, welche der Herr mit irdischen Gütern gesegnet hat, so lange wachsen, bis der Zinsenertrag, wenn auch erst nach dem Ablaufe mehrerer Menschenalter, die Aufnahme aller wahlfähigen, würdigen und wohlbegabten Candidaten des evangelischen Predigtamts in das Institut möglich machen wird, so daß zuletzt in jeder Diöces der Kirchenprovinz wenigstens Ein Vikar angestellt werden kann.

Es ist der Wunsch des Unterzeichneten, daß, sobald das Kapital die erforderliche Höhe erreicht haben wird, der erste, aus den Zinsen desselben zu remunerirende, Hülfsgeistliche berufen und dem Königlichen Consistorium in Gemeinschaft mit dem General-Superintendenten als General-Vikar zur Disposition gestellt werde, damit augenblickliche, durch Tod oder Erkrankung eines Geistlichen eintretende Bedürfnisse bis zur Ermittelung anderweiter Hülfe durch denselben befriedigt werden können. Wenn sodann das Stiftungs-Kapital wieder um das doppelte gewachsen seyn sollte, wird ein zweiter Vikar zu gleichem Zwecke zu bestellen seyn, da nach den Erfahrungen besonders im letzten Jahrzehnt Ein General-Vikar bei den steigenden geistlichen Bedürfnissen der nicht blos äußerlich wachsenden Gemeinden des großen Sprengels in dieser herrlichen, viel geprüften, aber auch reich gesegneten Provinz den Ansprüchen an die Behörde kaum genügen möchte.

Die weitere stiftungsmäßige Verwendung des im Laufe der Zeit unter Gottes Segen höher steigenden Fonds ist dem Ermessen der Kirchenbehörde eben so zu überlassen, wie die Sorge für die Mehrung desselben und die Sicherstellung der Stiftung. Ein Vermögen von 200,000 Rthlr. würde die erforderlichen Mittel zur Begründung und Erhaltung des Vikariats in dem oben bezeichneten Umfange darbieten.

Der nach vorstehenden Andeutungen von dem Unterzeichneten am 5. Februar d. J. entworfenen Stiftungs-Urkunde haben Sr. Majestät der Königliche Schirmherr der Kirche mittels Allerhöchster Ordre vom 3. Juli d. J. die landesherrliche Genehmigung und Corporationsrechte, so weit sie deren zur Erwerbung von Grundstücken und Capitalien bedarf, zu ertheilen geruht, und auf Grund der dadurch ertheilten Ermächtigung hat sie des Herrn Ministers von Raumer Excellenz unter dem 11. v. M. bestätigt.

Viele gesegnete Anstalten ruhen auf einem Grunde, welchen die christliche Liebe mit geringen Mitteln legte. Diese Liebe ist reich, wenn sie aus dem Glauben kommt, und daß sie in unserer Kirche noch lebe, das bekunden viele herrliche Werke auch in jüngster Zeit.

Darum wende ich mich nun zunächst an meine theuren Amtsbrüder, deren Vertreter im Jahre 1844 ihre Mitwirkung mit Freuden zugesagt haben, zugleich aber auch an alle wahren Freunde der Kirche mit der vertrauensvollen Bitte, durch Wort und That zur Förderung des Werkes, welches jetzt noch einem Senfkorn gleicht, mitwirken zu wollen. Fröhliche Geber hat der Herr lieb und ihre Namen stehen unauslöschlich geschrieben im Buche des Lebens. Auch das geringste Scherflein verachtet Er nicht. **„So Ihr nun solches wisset, selig seyd Ihr, so Ihr's thut."** Breslau, den 27. September 1857.

Der General-Superintendent der Provinz Schlesien.
(gez.) Dr. Hahn.

Zur Hymnologie.

Den meisten Hymnologen ist es wohl bekannt, daß das Sterbejahr des trefflichen Liederdichters, Johann Heinrich Schröder (nicht Schröter), des Verfassers der beiden köstlichen Lieder: „Jesu hilf siegen" und „Eins ist Noth, ach Herr dies Eine" sehr verschieden angegeben wird. So heißt es in Knapp's evangelischem Liederschatz für Kirche und Haus, Bd. 2, Stuttgart und Tübingen 1837, S. 866: „Ums Jahr 1700 Pfarrer in Möseberg (richtig Meseberg) bei Magdeburg (richtiger zwischen Neuhaldensleben und Wolmirstedt), starb nach Einigen 1699, nach Anderen 1714, nach den neuesten Untersuchungen erst 1728." Dies letztere ist sehr verführerisch und man könnte sich nicht wundern, wenn jeder nun glaubte, die Akten wären damit geschlossen, und 1728 als das Sterbejahr des geliebten Dichters festgesetzt. Ja der Geistliche Liederschatz, Berlin bei Samuel Elsner, scheint es so gemacht zu haben. Denn in seiner ersten Auflage 1832 berichtet er noch S. 913: „und starb, nach Karstens Nachrichten von den Liederdichtern des Züllichau'schen Gesangbuchs, Berlin 1824, im Jahre 1699, nach Andern 1714, und nach der Allgemeinen Kirchenzeitung, Maiheft 1829, im J. 1728." Dagegen steht in der 2. Auflage, Berlin 1840, einfach: „gestorben 1728." — K. v. Raumer hat in seiner Sammlung geistlicher Lieder, Basel, Spittler 1831 sich weislich auf die sichere Angabe: „wurde 1696 Pastor in Meseberg im Magdeburgischen" beschränkt, und Pauli ist ihm in seinem „Gesangbuch für die evangelisch-reformirte Gemeinde zu Lübeck, Lübeck 1832" darin gefolgt. Ob neuere Ausgaben dieser beiden trefflichen Sammlungen sich auch noch späterhin einen Fehler bei Schröders Sterbetag angeeignet haben, dem Berliner Geistlichen Liederschatz oder dem Knapp'schen Liederschatze folgend, weiß ich nicht. So weit meine geringen hymnologischen Schätze reichen, finde ich nur in dem „Evangelisch-Lutherischen Gesangbuch, herausgegeben von dem Ministerium der freien Hansestadt Lübeck, Lübeck 1839", das leider noch nicht in Gebrauch gesetzt ist, sondern unter Riegel und Schloß liegt, und wovon ich nur durch besonderes Wohlwollen des Herrn Bürgermeisters Frister in Lübeck ein Exemplar besitze, richtige einfache Nachrichten über Schröders Leben, denn es heißt darin S. XX über ihn: „geboren zu Hallerspringe im Fürstenthum Calenberg 1666, gestorben 1699, Pastor zu Meseberg im Magdeburgischen, seit 1696."

Daß aber Schröder weder 1714 noch 1728, sondern schon 1699, nach einer dreijährigen Amtsthätigkeit, in Meseberg gestorben ist, erhellet aus dem Meseberger Kirchenbuche, aus welchem Folgendes wörtlich entlehnt ist:

„Im Jahre 1699 den 30. Junius, also acht Tage nach Johannis, ist der treue Knecht Gottes, Herr Pastor Schröder, gestorben, und vom Herrn Dr. Meurerio begraben worden."

Für Hymnologen von Fach bemerke ich noch, daß ich gestern, da ich als Vakanzprediger in Meseberg beschäftigt war, aus ehrenwerther Quelle die Nachricht erhielt, daß im Dorfe die Sage sey, die selige Frau Pastor Schröder habe, wie ihr Mann, Lieder gedichtet, und es sey noch fraglich, ob die ihrem Manne zugeschriebenen Lieder nicht theils von ihr stammten, und in dieser Beziehung setze ich hier noch her, was Schröder selbst über den Tod seiner vor ihm vollendeten Gattin im Kirchenbuche bemerkt hat: „Im Jahre 1697 den 29. April ist meine, Johann Heinrich Schröders, Pastoris allhier, herzlich geliebte Ehefrau, Frau Tranquilla Sophia Wolffen, weiland des Herren Lic. Joachim Wolffs, kurfürstl. Brandenburg. Consistorialraths zu Halle selige nachgelassene Tochter, nachdem sie drei Tage in schweren Kindesnöthen gearbeitet und Tages vorher von einer jungen Tochter entbunden, auf ihren Erlöser J. Chr. sanft und selig entschlafen; Alter 30 J., 12 Wochen, 3 Tage; liegt begraben in der Kirche vor dem Chor." Geschrieben den 7. Septbr. 1857.

D. W. Harnisch in Elbei.

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz. Druck von Trowitzsch und Sohn.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1857. Mittwoch den 11. November. № 90.

Sonst und Jetzt.

In den Tagen unserer Väter galt die Treue gegen die Kirche des reinen Wortes Gottes als eine heilige Pflicht, der Eifer gegen die Irrlehre als eine Tugend, die Gleichgültigkeit auch gegen das scheinbar Kleine auf dem Gebiete der Lehre als der Ansatz zu einer schweren Krankheit, als der Anfang des Abfalls. Das war die Anschauung nicht etwa bloß der „todten Orthodoxie", sondern auch der Männer voll Geist und Leben, aus deren Schriften noch fortwährend Ströme lebendigen Wassers auf die Kirche fließen. Der gottselige Scriver, dessen Namen Niemand, der seine Schriften näher kennt, ohne Dankbarkeit nennen oder hören kann, möge sie uns repräsentiren. Er sagt in seinem „Seelenschatz" Bd. 2 S. 216 der Ausg. des Evang. Büchervereines: „Prüft euch weiter und forscht, wie euer Herz steht gegen die Irrigen und Verführten in der werthen Christenheit, welche durch falsche Lehrer von der einfältigen Wahrheit in Christo zur Abgötterei, Menschentand, selbsterwählten Gottesdienst, Eigendünkel, Vernunftschlüssen und allerlei anderen seelenverderblichen Irrthum verleitet sind? Ihr seyd durch Gottes Gnade in der rechtgläubigen Evangelischen Lutherischen Kirche geboren, auferzogen in den Worten des Glaubens und der guten Lehre, bei welcher ihr immerdar gewesen seyd, 1 Tim. 4, 6. Es hat euch die Evangelische Kirche, als eine liebreiche Mutter, alsbald in eurer Kindheit die Brüste gereicht und euch mit der lauteren Milch des seligmachenden Wortes Gottes getränkt und aufgebracht; ihr lebt in einer Kirche, welche keinen Mangel hat an irgend einem Guten; sie hat das lautere unverfälschte seligmachende Wort Gottes, dem sie genau und fest anhängt und sich im Glauben, Leben, Leiden und Sterben danach richtet; sie ist nicht auf Treibsand gebaut, nicht auf Menschensatzungen und Eigendünkel, sondern auf den bewährten Grund und Eckstein Christum Jesum, welcher der ganzen Schrift Mittelpunkt und Kern ist. — Seht, zur Gemeinschaft einer solchen Kirche hat euch Gott berufen! Habt ihr aber auch die Gnade Gottes bisher erkannt, und ihm mit eifriger Andacht für solche Wohlthat gedankt? Habt ihr auch mit gebührendem Ernst und Fleiß darnach getrachtet, daß ihr in der Gemeinde der Heiligen heilig und gottselig leben, und die heilsame Lehre mit einem gewissenhaften Wandel zieren möchtet? Achtet ihr auch die reine Lehre für eine theure Beilage und ein unvergleichliches Kleinod eures Herzens? Habt ihr auch einen gottseligen Eifer, dieselbe zu bewahren, auf die Nachkömmlinge zu bringen, und bei anderen, die sie nicht haben, fortzupflanzen? Wo ist euer Verlangen und Begierde, alles mit dem Evangelio Christi zu erfüllen? Wo ist euer Eifer wider die falsche Lehre und alles, was der himmlischen Wahrheit entgegen ist? Was habt ihr bisher gethan und beigetragen zur Erhaltung des Gottesdienstes? Und wodurch habt ihr eure eifrige Liebe zu dem Herrn Jesu und seinem h. Worte und hochwürdigen Sacramenten bezeugt? Vielleicht sind eurer Viele, die von diesem Allen wenig oder gar nichts wissen? Vielleicht habt ihr noch nie Gott von Herzen dafür gedankt, daß ihr in der rechtgläubigen Kirche geboren und erzogen seyd? Vielleicht achtet ihr eine Religion, wie die andere, und habt soviel mit irdischen und weltlichen Dingen zu thun, daß ihr an die geistlichen und himmlischen selten gedenkt? Vielleicht könnte es euch gleich viel thun, ob ihr in der Papisten, Calvinisten, Socinianer, Wiedertäufer und anderer Irrigen und Verführten, oder in der Lutherischen rechtgläubigen Kirche Gemeinschaft lebt, wenn ihr nur Gelds genug haben, dem Bauche dienen und der Welt nach aller Lust geruhig genießen möget? Vielleicht habt ihr noch nie für die Irrigen und Verführten gebetet, daß sie Gott erleuchten und zurecht bringen wolle? Vielleicht habt ihr nie euch bemüht, eine irrige Seele von dem Irrthum ihres Weges zu bekehren? Ich wollte wünschen, daß ich in dieser Untersuchung und Prüfung niemand treffen möchte, und daß in unserer rechtgläubigen Kirche niemand möchte zu finden seyn, der solcher Kalt- und Leichtsinnigkeit könnte überzeugt werden; allein die Erfahrung hat michs leider! gelehrt, daß bei Hohen und Niedrigen der Wahn einreißt, als habe es mit dem Religionsstreit nicht groß zu bedeuten, es sey nur ein unnöthiges Gezänk der Gelehrten. Wir, sprechen sie, glauben alle an einen Gott, der wird uns selig machen. Viele große Leute haben noch heutiges Tages Pilati Sinn, der zu dem Herrn Jesu, dem treuen und wahrhaftigen Zeugen, als er ihm von der Wahrheit sagte, sprach: Was ist Wahrheit? Joh. 18, 38. Welche Kaltsinnigkeit des Satans Vorbereitungsarzenei mit allem Rechte mag genannt werden, wodurch er die Herzen zur Atheisterei und dem Unglauben fertig macht. — Wenn es

gleichviel wäre, mit welchem Haufen wir es hielten, warum hätte uns der Geist Gottes so ernstlich vor falschen Propheten und dem Sauerteig falscher Lehre gewarnt? Warum hätten so viel geistreicher und gottseliger Leute von Anfang der Kirche her den Ketzern und verführerischen Lehrern mit großem Eifer bis in den Tod widerstanden? Oder haben solche heilige Männer, welche ihre Seelen täglich in den Händen trugen, und um des Namens Jesu willen zu sterben bereit waren, um liederliche Dinge gezankt? Oder gilt es gleich, ob der Mensch an einem Orte lebt, da die Luft gesund ist und man von keiner ansteckenden Seuche weiß, oder da sie vergiftet ist und man die Körper häufig sieht zu Grabe tragen? Ist es gleich, ob eine Blume in einem reinen und feinen Boden, oder ob sie mitten unter dem Unkraut, Dornen und Disteln steht? — So verwahrt euch denn aufs beste vor falscher Lehre und unrechtem Gottesdienst! Bemüht euch so viel als möglich ist, und euer Beruf mitbringt, die irrigen und verleiteten Schäflein wieder zurecht zu bringen, betet täglich mit größerem Ernste als ihr vielleicht bisher gethan habt, aus der Litanei: Alle Irrige und Verführte wiederbringen, allen Rotten und Aergernissen wehren, deinen Geist und Kraft zum Worte geben, erhör uns lieber Herre Gott!"

Die Folge dieses Ernstes und dieser Treue, dieser Solidität auf dem Gebiete der Lehre war die, daß die Wahrheiten in der Seele Kraft gewannen, daß der Glaube sich an ihnen emporrankte, daß mit dem Glauben auch die Liebe mehr und mehr erstarkte.

Selbst da noch stellt sich die Liebe zur Wahrheit und die lebendige Ueberzeugung von ihrer Erreichbarkeit und hohen Bedeutung als ehrwürdig und heilbringend dar, wo im Resultate theilweise das Ziel verfehlt worden ist. Der ächte treuherzige Reformirte mit seinem dürftigen Abendmahlsbegriff und seiner schroffen Prädestinationslehre wird, wenn die Platzregen fallen und die Winde wehen und ans Haus stoßen, sich ganz anders bewähren, als unsere reformirten Epigonen, mit ihrer überströmenden Bereitwilligkeit im Interesse der Liebe das „theologische Ciselirwerk an der Goldstufe des Dogma" preiszugeben. Der Mariendienst der Römischen Kirche, so schriftwidrig und bedenklich er auch seyn mag, ist dem geistlichen Leben bei weitem nicht so gefährlich, als ein Anstreifen an die Richtung, aus der des Pilatus Wort: was ist Wahrheit, hervorging. Der alte Scaliger hat gesagt: „ich fürchte den Mann Eines Buches", nicht den Vielleser, bei dem nichts haften bleibt, der nichts mit fester Hand erfassen kann. Aehnliches gilt auch hier: ich achte den Mann Einer Religion, nicht den farb- und charakterlosen Eklektiker, nicht den, der dem Affen in der Fabel gleicht, der freudig und eifrig seines Herrn Güter eins nach dem andern zum Fenster hinauswarf, ohne von ihrem Werthe eine Ahndung zu haben.

Es wird sich nicht läugnen lassen, daß die rechtgläubigen Lehrer der älteren Zeit mannigfach in dem Eifer, das ihnen zu treuen Händen Anvertraute zu vertheidigen, zu weit gegangen

sind, daß sie nicht selten wegen der Wahrheit die Bruderlieb verletzt haben, daß sie es oft nicht verstanden, die Wahrhe und das Werk aus Gott zu erkennen, welches hinter dem Irr thum und dem Menschenwerke verborgen war. Wir wollen ihne darin nicht nachfolgen, vielmehr sorgsam auf der Warte stehen daß uns nicht Gleiches begegne. Aber das ist zuerst klar: jed Zeit soll besonders auf ihrer Hut seyn vor den Krankheiten, di in ihr in der Luft liegen, und zu diesen gehört in der unsrige diese Krankheit im Allgemeinen nicht, wir sind mit ganz ander Uebeln heimgesucht und man muß es als eine traurige Ver irrung, ja als eine Verführung des Satans betrachten, wen diese in der Hauptsache bloß eingebildete Gefahr so in den Vor dergrund gestellt wird. Und das ist ferner klar: wenn einma wovor Gott uns bewahren möge, nach einer Seite ausgeschrit ten werden soll, so ist es besser auszuschreiten nach der de Eifers für die Wahrheit, als nach der der Lauigkeit und de Indifferentismus. Die Weitherzigkeit ist gut, aber wir lebe doch zuletzt nicht von der Weitherzigkeit, sondern von der Treue Die „Evangelische Katholicität" ist eine herrliche Idee, aber de Weg zur seligen Ewigkeit wird dadurch nicht eröffnet. Da Tiefste und Höchste, das Leben in Gott wird durch die Schroff heit weniger gefährdet, als durch die Gleichgültigkeit und falsch Weitherzigkeit, die zuletzt nichts anderes ist, als eine inner Auflösung und Erschlaffung, der Zustand eines solchen, de untüchtig ist zum Glauben, 2 Tim. 3, 8. Derselbe Philipp Nicolai, der in dem Vorberichte seines Werkes voni ewigen Le ben schreiben konnte: „Der leidige Satan mit seinem großen Anhang und alle bösen Geister mißgönnen uns die ewige Se ligkeit, und sind dem Evangelio spinnefeind, erwecken und erre gen dawider allerlei Schwarmgeister und verführerische Rotten wie in vorigen Zeiten die Arianer, Manichäer, Donatisten, Pe lagianer, Nestorianer, Eutychäer, Papisten und Mahometisten also heutiges Tages die Antitrinitarier, Schwenkfelder, Calvi nisten, Wiedertäufer und was dergleichen Packs und Gesindlein mehr gefunden wird. Denn alle Secten, falsche Lehrer und Irrgeister werden von allen treuen Evangelischen Seelenhirten und Verwaltern der göttlichen Geheimnisse darum verstringir und gestraft, daß sie besondere Gänge und Holzwege zur Höll und ewigen Verdammniß haben, darauf sie wandern, und locke viel tausend unschuldiger Seelen an sich, daß sie von dem rech ten Wege des ewigen Lebens abweichen, und sich zu ihnen ge sellen, mit blindwilliger Annehmung und Betrachtung der schäd lichen Irrstraßen, bis sie von den höllischen Wölfen, Drachen und Löwen ganz erhaschet und verschlungen werden." — Der selbe Mann ist Verfasser der göttinnigen und aus der leben digsten Gemeinschaft mit Christo hervorgegangenen Lieder: Wie schön leucht uns der Morgenstern, und: Wachet auf, ruft uns die Stimme. Solche Beweise einer wahrhaftigen Gottesgemein schaft kann unsere moderne zerflossene Weitherzigkeit, unsere Zer streutheit, welche unfähig ist, die Glaubenshand fest in Christum zu legen, nicht aufweisen. Wo solche Energie des Glaubens

vorhanden ist, da kann auch die Liebe nicht fehlen. Wenn es darauf ankam, nicht mit Worten zu lieben, an denen unsere Zeit freilich gar reich ist, die aber auch gar wohlfeil sind, sondern mit der That und Wahrheit, so hatte ein „Calvinist" und „Wiedertäufer" gewiß bei einem Nicolai mehr Barmherzigkeit zu erwarten, als bei einem Lutheraner modernen Schlages, der das: darum keine Feindschaft, stets im Munde führt. Ich gestehe, ich will von einem solchen Manne lieber gescholten und unter das „Pack und Gesindlein" geworfen, als von den Rhetorikern der Weitherzigkeit umarmt werden. Weiß ich doch, wie ich mit ihm daran bin, und daß wir in dem Herzen Jesu, also auf die wahrhaftigste und realste Weise verbunden sind, wenn er mich auch zunächst von sich stößt. Und darf ich doch hoffen, wahrhaftig von ihm geliebt zu werden, wenn es mir gelingt, den Zugang zu seinem Herzen voll Liebe zu erlangen. Gelingt das in der Zeit nicht, so doch jedenfalls in der Ewigkeit.

Auch das ist nicht zu übersehen, daß in der Zeit der zarten Gewissenhaftigkeit gegen die Wahrheit, wenn die Liebe gegen die außer der kirchlichen Gemeinschaft stehenden Vieles zu wünschen übrig ließ, dagegen auch die Liebesverhältnisse zwischen den Gliedern derselben weit innigere waren. Sie schaarten sich Alle um Einen Glauben, Eine Taufe. Fand man es draußen oft kalt, im Hause war es warm und gemüthlich. Die inneren Verhältnisse aber sind bei weitem wichtiger als die äußeren. Die meisten Mitglieder der kirchlichen Gemeinschaften kommen mit den außer ihnen stehenden gar nicht in nähere Lebensbeziehungen. Es sind nur wenige, die über Land und Meer reisen, um dort mit Fremden die Hand zu schütteln. Es ist ein schlechter Handel, wenn man durch Unionen und Allianzen die Liebesbande im eignen Hause auflöst, um mit denen, die draußen sind und die man vielleicht Zeitlebens nicht erblickt, besser fraternisiren zu können. Es kommt vor Allem darauf an, den Bruder zu lieben, den man siehet. Das hat Moses schon erkannt. Wenn er im Namen Gottes vorschreibt: du sollst deinen Nächsten lieben wie dich selbst, so ist nach richtiger Auslegung der Nächste zunächst der Mitisraelit.

Die Reformation nahm den Eifer für die Wahrheit und die Gewissenhaftigkeit in Bewahrung derselben als ein edles Erbe mit aus der älteren Kirche herüber. Die Reformatoren waren ganz davon durchdrungen, daß die Treue auch im Kleinen hier wie überall nicht eine Schwäche, sondern eine edle Tugend ist, daß auch das Große bald verloren geht, wenn man mit dem Kleinen leichtsinnig verfährt. Luther hat das namentlich im Streite mit den Reformirten gezeigt. Wie gerne hätte er mit ihnen brüderliche Gemeinschaft gehalten, aber der Preis des hochheiligen Sacramentes war ihm zu hoch. Er erkannte, daß um der Wahrheit willen die Liebe durchbrochen werden mußte, welche nur in der Wahrheit ihre Wurzel hat. Einen anderen Weg betrat zuerst der Pietismus. In seinem Eifer gegen todte Orthodoxie und für „thätiges Christenthum", dessen Unvorsichtigkeit ein milderes Gericht finden wird, als eine gleiche in unsern Tagen, weil ihm noch nicht die Erfahrungen vorlagen, welche wir vor Augen haben, war er gleich bereit für indifferent zu erklären, was nicht auf den ersten Blick einen Vortheil für die Praxis darbot, ohne darauf zu achten, daß alle Theile der Wahrheit durch oft sehr feine und schwer erkennbare Zusammenhänge mit einander verbunden sind und daß es zunächst darauf ankommt zu erkennen, ob etwas wahr ist oder nicht. Als ein pietistisches Grundübel bezeichnet Löscher in dem Timotheus Verinus „den frommscheinenden Indifferentismus, da vornehmlich die geoffenbarten Lehr- und Glaubenspunkte, hernach die zur Erhaltung der Religion dienenden Subsidia, als die Kirchenverfassung, symbolische Bücher, Elenchus, genaue Lehrart, Kirchenordnungen, ja zuletzt die Religion selbst gleichgültig, gering oder gar verdächtig und verwerflich gemacht werden." „Es ist ja bekannt — sagt er anderwärts — wie man hin und wieder an wichtigen Orten die bisherige Lehre der Evangelischen Theologen deswegen hat verdächtig und verächtlich gemacht, als diene und treibe sie zur Pietät nicht genugsam, wie man das Verhältniß der Frömmigkeit zur Religion, dem Heile, dem Christenthum immer höher getrieben, also daß es das Ansehen hat, es solle Alles von der Pietät abhängen und werde endlich fast von derselben absorbirt werden. — Sieht man denn nicht, daß, wo der habitus pietatis so hoch gespannt wird, sie Religion, Christenthum, Gottes Wort, reine Lehre, Wahrheit, Evangelium und übrige Mittel der Seligkeit gleichsam verschlucke? — Gleichwie in der Natur alles Schwere sinkt, also fällt auch dieser schwere Irrthum, wenn Gott nicht wunderbarlich wehret, immer tiefer." Die Belege gibt Löscher in reicher Fülle. Selbst bei dem vorsichtigen Spener, den wir als einen Mann Gottes von Herzen verehren, fehlt es nicht an Ansätzen zu einem solchen Indifferentismus. So sagt er z. B. in den letzten Bedenken Th. 3 S. 240: „Daß jemand unter uns einige Gedanken von der Präexistenz der Seelen habe, bin ich nicht in Abrede u. s. w. So ist's ohne das vielmehr eine philosophische als theologische Frage. Lasset uns vielmehr sorgfältig trachten, unsere Seele zu verwahren, daß sie zu Gott komme." So äußerte sich Spener über eine Lehre, deren nothwendige Consequenz die Verwerfung der schriftgemäßen Lehre von der Erbsünde ist, die in ziemlich offenem Wiederstreit gegen Ps. 51 und Joh. 3 steht. Der unvorsichtige und unbedachtsame Joach. Lange, der uns trotz seiner Schwachheiten immer doch als Verf. des Liedes: O Jesu, süßes Licht, lieb und werth bleiben muß, das uns einen Blick in das Innerste seines Herzens eröffnet, fährt gradezu mit dem Satze hinaus: „Die Lehrsätze gehören nicht zum rechtschaffenen Wesen." Die „Schulorthodoxen" vergleicht er mit zwei Malern, die beide eine Stadt gemalt hätten und hernach darüber zankten, welcher sie am besten gemalt hätte, und sagt dann ferner: „Wenn einer unter diesen schriee: o ihr lieben Leute, wenn ihr dereinst wollt Herren über die schöne Stadt werden, so hütet euch wohl vor jenes Malers Arbeit, sondern meine Arbeit laßt

euch befohlen seyn, denn ich, ich, und nicht jener, habe die wahre Stadt. So würde ja ein bescheidner Bauer so viel Witz haben, daß er sagte: diese zwei Maler sind Narren, es hat einer so wenig von der wahren Stadt als der andere, der rechte Herr der Stadt wird endlich beide müssen ins Tollhaus legen. Sehet solch ein elend Wesen ist es um das Religionsgezänke von Gott, von Christo, vom Glauben."

Dem „heiligen" Indifferentismus folgte der ordinäre. An die Stelle des Pietismus, auf den wir uns ja hüten müssen, hochmüthig herabzusehen, der bei allen seinen Schwächen und Einseitigkeiten doch das große Verdienst um die Kirche hat, eins ihrer unentbehrlichsten Lebensmomente kräftig accentuirt zu haben, trat in unmerklichen Uebergängen der Rationalismus, dem sein Vorgänger in der mannigfachsten Beziehung den Weg bereitet hatte. Er hatte die Dogmen in Mißachtung gebracht, die Theologie verkommen lassen, dem Verfall des äußeren Kirchenwesens ruhig zugesehen, ja denselben durch seine Theorie und Praxis mit herbeigeführt. Er hatte kein Herz für die Kirche, sondern nur für die Kirchlein in der Kirche. Die Frömmigkeit blühte bald ab, weil sie selbst in guter Meinung aber gar kurzsichtig den Boden zerstört hatte, aus dem sie ihre Nahrung ziehen muß. Der Rationalismus war nichts anderes als der salzlos gewordene Pietismus, oder der Pietismus, der sein Positives eingebüßt hatte und dem nur seine Negationen geblieben waren. Man erkennt das recht deutlich, wenn man die „Lebensbeschreibungen von Predigern", Stendal 1786, durchliest. Bei einer ganzen Anzahl dieser Prediger weiß man gar nicht, ob man sie den Pietisten oder den Rationalisten zuzählen soll, wie ja auch noch jetzt in Würtemberg Pietismus und Rationalismus vielfach in unmerklichen Uebergängen in einander übergehen, wie sie bei der Opposition gegen die Stahlsche Rede ein merkwürdiges Ineinander darboten. Dem Rationalismus nun, als dem in Verwesung übergegangenen Pietismus und dem werdenden Materialismus war alles Höhere und Geistige ungewiß. Er war nur in der diesseitigen Welt zu Hause. Mit dem Ersterben des Gebetes wurde die Brücke zu dem jenseitigen Daseyn abgebrochen. Anfangs begeisterte man sich noch für Gott und Unsterblichkeit, aber daß diese Begeisterung nicht auf dem eignen Boden des Rationalismus gewachsen, daß sie nur das Abendroth war, das von einer entschwundenen Sonne herrührte, das zeigte sich darin, daß in der zweiten Generation diese Begeisterung völlig aufhörte. Es war natürlich, daß man auf solchem Standpunkte lächelnd herabsah auf die früheren „theologischen Zänkereien." Sie erschienen als Streitigkeiten um des Kaisers Bart.

Ein neues Glaubensleben erwachte seit den Freiheitskriegen, aber man würde sehr irren, wenn man meinte, daß dies den Rationalismus vollständig oder auch nur in der Hauptsache jetzt schon besiegt habe. Er ist noch immer der Geist, der in der Luft herrscht. Das wahrhaftig zu erkennen, nicht bloß mit dem Verstande, sondern auch mit bußfertigem Herzen, ist eine der Grundbedingungen der Heilung unserer Schäden. Es ist verkehrt und verderblich, wenn die Betrachtung unseres Elendes bloß auf das allgemein Menschliche gerichtet wird, sie muß stets zugleich die specielle Gestaltung ins Auge fassen, in der das Verderben grade in unserer Zeit erscheint, deren Kinder wir in weit höherem Grade sind, als Manche dies wähnen. Zu den bösartigen Influenzen des Rationalismus gehört auch die Fortdauer des Indifferentismus, der jetzt freilich schon darauf bedacht seyn muß, sich in ein ehrbares Gewand zu hüllen, dessen Wurzel aber noch immer dieselbe bleibt, der Mangel an Plerophorie des Glaubens, das Ersterben der Gluth der Andacht, das Zurücktreten der Versenkung in die himmlischen Dinge. Leute, die um wenige Thaler oder um ein Bischen weltlicher Ehre einen bitteren Hader anfangen würden, dünken sich recht groß, wenn sie von den Unterscheidungslehren der Confessionen recht geringschätzig sprechen und am Rhein sieht man mitleidig auf die östlichen Provinzen mit ihren confessionellen Zänkereien herab: „bei uns sind wir über dergleichen hinweg." Mit Phrasen wie die: „der Schriftbeweis wird verketzert" begrüßt man einen Streit, der sich um eins der wichtigsten Mysterien des christlichen Glaubens bewegt, der ziemlich unmittelbar unseren einigen Trost im Leben und im Sterben angeht. Als ob die Vorzeit viel Lärmens um nichts, um bloße Bagatellen gemacht hätte, ruft man triumphirend aus: „hundertjährige Schranken sind gewichen, die Bruderliebe, die aus Gott stammt, schleuderte die alten rostigen Fesseln von sich", proclamirt man wie im Namen der Kirche, deren Vollmacht man doch in keiner Weise besitzt, vielmehr sie nur usurpirt: „Unser Verhältniß zu unsern baptistischen Brüdern wird fortan ein anderes seyn", spricht man die Hoffnung aus, die Evangelische Allianz werde „die Luft reinigen und den kirchlichen Horizont frei machen", und daß „aller Dogmatismus und Sectengeist demnächst fallen werde." Wahrlich, auf solchem Gebahren kann der Segen dessen nicht ruhen, der uns sein Wort zu unsers Fußes Leuchte gegeben hat. Wir meinen, man sollte recht Ernst mit den Worten machen: „so jemand mit dir rechten will und deinen Rock nehmen, dem laß auch den Mantel", „lasset uns nicht eitler Ehre geizig seyn" u. s. w., wir sollen uns recht liberal zeigen, in allem, was unser armes Ich betrifft, aber was Gott und seinen Dienst und sein Wort und die reine Lehre betrifft, da sollen wir es gar genau nehmen.

(Schluß folgt.)

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz. Druck von Trowitzsch und Sohn.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1857. Sonnabend den 14. November. № 91.

Sonst und Jetzt.

(Schluß.)

Wir sind weit entfernt, der Engherzigkeit, dem Haß und Hader zwischen den in Christo verbundenen das Wort reden zu wollen. Wir meinen, daß jeder Ansatz dazu in unserer Zeit besonders verantwortlich ist. Dieser ist der rechte Maaßstab zur Würdigung der Differenzen dargeboten, indem der antichristliche Irrthum sich in ihr unverhüllt und in seiner vollen Consequenz der christlichen Wahrheit entgegengestellt hat. Sie hat die Aufgabe, Ernst zu machen mit dem, was die Christlichen Kirchen factisch anerkannt haben, mit Einschluß auch der katholischen, indem sie gegenseitig die Taufe respectiren, mit der Anerkennung eines gemeinsamen Grundes, durch den die verschiedenen Abtheilungen der Christlichen Kirche miteinander verbunden sind. Aber wenn wir auch dadurch heilig verpflichtet sind, Alles, was noch an Christo festhält, liebend anzuerkennen, so werden wir doch dadurch nicht berechtigt, irgend einen Theil der Wahrheit gering zu achten, im Gegentheil grade der Anblick des vollendeten Abfalls soll uns antreiben, recht treulich alles zu bewahren, was uns anvertraut ist, damit wir dem Feinde keine Handhabe geben. Grade in einer solchen Zeit ist es äußerst gefährlich, den Anfängen nicht zu widerstehen, Allianzen zu schließen und Tage zu halten, wo einseitig die Liebe und Weitherzigkeit proclamirt und das Licht der Wahrheit theilweise unter den Scheffel gestellt wird, wo man im Rausche der Begeisterung für die „Einheit der Kinder Gottes" nur leicht der schuldigen Treue gegen die Wahrheit vergißt, verächtlich zu reden von dem „Gezänke theologischer Schulen und Parteien", von dem „langen Register subtilst formulirter Schuldoctrinen", welches angeblich die Confessionellen darbieten allen, während in Wahrheit der ganze Kampf der Zeit sich um die Wahrheiten bewegt, welche der kleine Katechismus darbietet. Gibst du dem Teufel den Finger, so wird er die ganze Hand ergreifen. In einer Zeit, deren Grundton die Frage des Pilatus ist: was ist Wahrheit? die dem schlimmsten unter allen Irrthümern, der gefährlichsten unter allen Ketzereien anheimgefallen ist, dem Wahne, daß es überhaupt kein Dogma gebe, für das man leben und sterben könne, deren unter die Mörder gefallener Glaube sich in die dunklen Regionen des Gefühles flüchtet, um dort ein Scheindaseyn zu fristen, die Krämpfe bekommen möchte, sobald ihr etwas von der alten Zuversicht in Festhaltung der reinen Lehre entgegentritt, ist die heilige Engherzigkeit, welche auch bei dem scheinbar Kleinen das Wort im Herzen bewegt: verdirb es nicht, es ist ein Segen darin, eine der ersten Tugenden. Erneuerten sich die Zeiten des Martyriums (und sie werden dereinst wiederkehren), so würde es nur unter diesen Engherzigen seine Candidaten finden. Wer überhaupt in Sachen des Glaubens mit sich handeln läßt, für den besteht die Gränze nur so lange, als das Bekenntniß keine ernstliche Gefahr bedingt.

Der Satan bedient sich einer Menge von Kunstgriffen, um die wahre Gestalt der Sache zu verhüllen und das tiefste Gebrechen der Zeit mit einem glänzenden Nimbus zu umgeben und in den Mantel der Tugend zu hüllen. Er bringt das Leben in Christo und das Dogma in Gegensatz, wohl wissend, daß, wenn es ihm nur gelingt, das letztere in Verruf zu bringen und die Seelen dagegen gleichgültig zu machen, das Leben von selbst schwinden muß. Er hat seit dem letzten Viertel des vorigen Jahrhunderts die Behauptung in Gang gebracht, es finde ein großer Unterschied statt zwischen apostolischem Christenthum und kirchlichem Christenthum, indem er wohl weiß, daß wenn es ihm nur gelingt, die Gemüther mit Verdacht gegen das letztere zu erfüllen, auch die apostolische Lehre mit fallen muß. Denn in der That und Wahrheit, was enthält der kleine Katechismus Luthers, was die Augsburgische Confession anders, als die wiederhergestellte reine Apostolische Lehre? Er predigt von Fundamentalem, in dem man streng seyn möge, und von nicht Fundamentalem, in dem man sich liberal bezeigen müsse, indem er wohl weiß, daß es kein sichereres Mittel gibt, das Fundamentale zu untergraben, als den Leichtsinn in Bezug auf das vermeintlich oder wirklich nicht Fundamentale. Wer den Heller nicht ehrt, ist den Thaler nicht werth. Wer Gottes Wahrheit im Kleinen nicht achtet, den gibt Gott dahin in verkehrten Sinn, daß er auch das Große nicht ferner erkennen und festhalten kann. Der Satan ist es auch, der die Gleichgültigkeit gegen die Wahrheit und die Ohnmacht, sie zu erfassen, als christliche Weitherzigkeit ausstaffirt, den Eifer für die Wahrheit als Engherzigkeit und Streitsucht brandmarkt.

Wir bitten Gott, daß er das Herz der Väter bekehre zu den Kindern und das Herz der Kinder zu ihren Vätern, daß

er uns recht weite Herzen gebe, die Alles umfassen, was aus ihm geboren ist und was aus ihm stammt, und es auch durch die seltsamste Verhüllung hindurch zu erkennen vermögen, aber auch zugleich und vor Allem enge Gewissen, die vor jeder Verwahrlosung von dem heiligen Depositum, daß der Herr seiner Kirche anvertraut hat, ein Grauen tragen. Wir bitten Gott, daß er den heiligen Indifferentismus, der die Güter und Ehren dieser Welt für nichts achtet, in uns mehren, dagegen aber jene gleißnerische Gleichgültigkeit gegen die von ihm stammende Wahrheit von Grund aus zerstören, daß er uns dankbar machen möge gegen die unverdiente Gnade seiner Wahrheit, die er uns anvertraut hat, und treu in ihrer Bewahrung nicht bloß im Großen, sondern auch im Kleinen und im Kleinsten, bis zu den Jotas und Strichleins.

Skizzen aus dem Fürstenthum Minden und Grafschaft Ravensberg.

Es wäre gewiß dankenswerth, wenn die Evangel. Kirchenzeitung aus den verschiedenen Theilen des Vaterlandes, die doch eben verschieden sind, öfters Berichte über die kirchlichen Zustände bringen könnte, die jeder soweit als möglich erschöpfend seyn müßten. Wir würden dadurch ein Gesammtbild von dem Tode und dem Leben in der Kirche, von ihren Schatten- und Licht-Seiten, von den angewandten oder anzuwendenden Heilmitteln erhalten, das für alle anderen Kreise ohne Zweifel seine Bedeutung hätte. Lesen wir doch aus allen Theilen der Welt und nicht selten die Details; was aber im eigenen Hause vorgeht oder in der Nachbarschaft bleibt oft unbekannt. Abgesehen von jedem Nutzen: es giebt ein heiliges Interesse (wenn man will eine heilige Neugierde) an dem Zustand der eng verbundenen Glieder, das seine Befriedigung verlangt.

Längst haben wir das gefühlt, doch scheuten wir uns den Anfang zu machen. Der Gründe dieser Scheu waren mehrere: dieser vor allen, daß wir Manches mitzutheilen haben, wodurch wir Veranlassung geben könnten, den Vorwurf des Rühmens uns zuzuziehen. Indessen liegt das Rühmen da fern, wo nur Wahrheit und Wirklichkeit zu geben die Absicht ist. Auch gibt es ein heiliges Rühmen über das, was der Herr gethan hat. Angenehmer ist es ja freilich, in der Stille und Verborgenheit zu bleiben, doch ist das nicht mehr erlaubt und auch nicht mehr möglich.

Die Skizzen aus der Neumark haben einen Anfang gemacht und geben zugleich die Aufforderung zur Fortsetzung des Angefangenen. Darum auch die Ueberschrift: Skizzen. Andere mögen folgen und im Licht der Wahrheit Licht und Schatten nicht verschweigen.

Skizzen aus Minden und Ravensberg soll das Folgende liefern. Es ist das mit Bedacht geschrieben, nicht etwa Westfalen oder gar Rheinland und Westfalen, die westlichen Provinzen. Der Hofprediger Krummacher hat außer anderen Vorträgen vor nicht langer Zeit auch einen Vortrag über die kirchlichen Zustände der östlichen und westlichen Provinzen unseres Vaterlandes gehalten. Was er da sagt, mag immerhin seine Wahrheit für Rheinland und den westlichen Theil Westfalens haben, für Minden und Ravensberg trifft es nicht zu. Dies ist ein eigenthümliches, in sich bestehendes Ganze und sehr verschieden von den andern protestantischen Theilen beider Provinzen, zu bedeutend auch, um ignorirt zu werden, wenn von Westfalen die Rede ist. Ein Zusammenwerfen mit jenen Theilen geht darum nicht an, schließt eine Ungerechtigkeit oder im besseren Fall ein unverdientes Lob in sich. Dieselbe ganz unbegründete Meinung, gegen die hiesige Landeskinder Fremden gegenüber in dem bösen Jahre auf politischem Gebiet zu Felde liegen mußten, als sey Rheinland und Westfalen etwas Identisches, scheint auch auf dem kirchlichen Gebiet noch zu herrschen. Viele mögen das wünschen und diesem Wunsche gemäß sehen, für jetzt ist eben noch ein durchgreifender Unterschied vorhanden, nicht allein in politischen und socialen Dingen, auch in den kirchlichen, zwischen Westfalen und Rheinland und zwischen Ravensberg und dem übrigen Westfalen, trotzdem daß Westfalen eine Provinzial-Synode hat.

Nach dem Vorgang der Skizzen aus der Neumark scheint es vergönnt zu seyn, über Land und Leute, d. h. über die natürliche Unterlage, auf der die kirchlichen Dinge wachsen, etwas beizubringen. Es ist das wirklich auch zum vollständigen Verständniß der kirchlichen Erscheinungen durchaus nöthig. Es gibt wohl Pflanzen, die auf jedem Boden gedeihen, aber immer doch verschieden an Größe und Ueppigkeit, an Pracht der Farben und Blätter — nach dem verschiedenen Boden. Die Nichtbeachtung der durch Natur und Geschichte gegebenen Eigenthümlichkeit der einzelnen Volkskreise ist ein charakteristisches Merkmal mancher heutigen Parteien und Bestrebungen. Auf dem politischen Gebiet hat diese Richtung bankerott gemacht, sie hat auf eine Weise verstummen müssen, die alle Erwartungen übertraf. Jetzt zieht man in der Kirche die verlassene Straße mit einem Aufwand von Getön, der an übele Jahre erinnert. Die Eigenthümlichkeit des Volkes, wie sie in Natur-Anlagen, geschichtlichen Verhältnissen, sozialen Bedingungen gegeben ist, erfordert eine scharfe Berücksichtigung und eine zarte Rücksicht. Es wäre wahrlich gut, um nur eins zu sagen, daß manche Leute den Tagelöhnerstand in den östlichen Provinzen, in Meklenburg besser kennten als sie ihn kennen. Der Geistliche, der in Wahrheit das Volk kennt, in dem er lebt, hat einen großen Vorzug, keine Gelehrsamkeit und keine Rednergabe kann ihn aufwiegen. —

Verstattet ist es darum nicht bloß, es ist eigentlich geboten, auch von Land und Leuten bei kirchlichen Mittheilungen zu schreiben. Hoffentlich wird uns einiger Raum dazu vergönnt. Mit inniger Freude würde sofort damit angefangen werden, es wird aber ebenso gut seyn, im Verlauf der Mittheilungen auf diesen Punkt zu kommen. Von einzelnen Erscheinungen des

kirchlichen Lebens, die besonders zu Tage liegen, werden wir zu ihm uns wenden. Gehen wir zuerst mitten ins Leben hinein in die Erscheinungen, die es hervorgetrieben hat, und beginnen wir mit dem diesen Wochen am Nächsten Liegenden. Da es noch frisch im Gedächtniß ist, möchte jetzt noch die günstigste Zeit seyn davon zu schreiben.

Am 28. Juli wurde das jährliche große Missionsfest für Minden-Ravensberg in der kleinen Stadt Bünde gefeiert. In der herrlichen, von der Sage umgebenen Kirche zu Herford auf dem Berge, deren edler Bau schon lange auf die Hand eines Künstlers wartet, damit sie in voller Schönheit dastehe, wurde es im Jahre 1841 zum ersten Mal gefeiert; von dem Berge ist das Fest in die Ebene hinabgestiegen und umhergewandert, nach Bünde, in den Münster zu Herford, nach Bielefeld und wieder nach Bünde. Hier hat es sich seit einigen Jahren festgesetzt und Bünde wird wohl der feststehende Ort für immer bleiben. Es war hier so viel Segen ausgeströmt über Tausende, daß man sich von dem Orte nicht trennen konnte. Liegt es doch auch in der Natur lebendiger Dinge, daß sie nach dem Fluß zur Ruhe kommen, zum festen Bestand und zur Concentration. Unbemerkt, unabsichtlich macht sich das, man weiß selbst nicht wie. So ist es mit den großen Dingen und so ist es mit den kleinen.

Es würde vergebliche Mühe seyn, darstellen zu wollen, was alles an diesem Tage sich regt und bewegt. Wer mag die Fülle des Lebens überhaupt zur Darstellung bringen. Nur ein Scherflein zu geben von dem Reichthum sey verstattet. Der Morgen ist schön, aber der Weg weit, drei Stunden braucht der Fußgänger, der den alten Fußpfad des Wittekind einschlägt und um 9 Uhr beginnt bereits die Feier. Es ist 5 Uhr und schon ziehen einzelne Wanderer im festlichen Anzuge am Fenster vorüber. Wer mit den Trachten des Landes vertraut ist, erkennt leicht an den blauen Kopfbedeckungen der Frauen, woher diese Festgenossen kommen. Sie sind bereits anderthalb Meilen gewandert; das Königreich Hannover ist ihre Heimath. In vergangenen Jahren empfingen sie aus dem Preußischen das Wort des Lebens und haben bis auf diese Stunde ihre geistliche Heimath nicht so ganz vergessen können, daß es sie nicht an solchem Tage herüberziehen sollte, trotzdem daß ihre Geistlichkeit sich von den in der Union gehaltenen preußischen Brüdern ziemlich ganz geschieden hat.

Wir folgen ihnen auf dem stillen Pfade, der durch Feld und Wald und Wiesen, an Höfen der Bauern vorüber einem einst berühmten Städtchen uns zuführt. Die Gegend ist überaus lieblich; der wellenförmige Boden wechselt mit Feld und Wald ab; in dieser Abwechselung besteht der eigenthümliche Reiz des grünen Landes; es ist nicht die Monotonie der Haiden und Moore, welche die Seele stumm macht durch das ewige Einerlei, es ist nicht das Groteske der Felsengegend, welche die Seele durch ihre Uebermacht nicht zur Ruhe kommen läßt; ein inniges Behagen ergreift den Menschen beim Anblick des grünen Bildes, dessen Grundformen der Herr selbst geschaffen, wie einst Eden, dessen Bebauung und Ausschmückung er selbst, der Mensch, übernommen hat bis ins Einzelne. An jeder Stelle erkennt man die verschönernde Hand des Menschenkindes. Zwischen grünen Bäumen blicken versteckt die langen, reinlichen Bauernhäuser hervor: „wo der Quell, oder der Hain und Hügel lockte," nach des alten Tacitus Bericht, sind sie erbaut. Abwärts von den großen Straßen liegen sie in traulicher Einsamkeit. Wohlthuend ist die Abwechselung, die die Landschaft bietet, für das Auge und für das Herz. Es ist nöthig, später noch einmal darauf zurückzukommen. Eine blaue, sanftgeschnittene Bergkette schließt die ganze Landschaft ein. —

Geschlossene Dörfer liegen hier nicht, aber viele Christenhäuser, hier und dort zerstreut, deren Glieder zum Fest wallen. Von den Pfaden, die rechts und links auf die größere Straße laufen, kommen sie in ihrem Festanzuge, bald ziehen wir inmitten eines großen Haufens. Selbst Knaben und Mägdlein laufen an der Hand des Vaters oder der Mutter mit; sie kennen die Lieder bereits nach Text und Melodie, die ein Häuflein Voranziehender eben anstimmt und summen sie mit. Es sind die schönen Lieder: „Schönster Herr Jesu, Herrscher aller Erden;" „Ich hab von ferne, Herr, deinen Thron erblickt." „Laß mich gehen, laß mich gehen, daß ich Jesum möge sehen;" „Wo findet die Seele die Heimat, die Ruh;" „Wo ist Jesus, mein Verlangen" u. s. w.; Lieder, die zuerst durch die Missionsharfe ein Eigenthum des Volkes geworden sind und nun schon beim Spinnrad und von dem Hirtenknaben am Rain gesungen werden. Es thut der Seele wohl unter dem Volke zu wandeln, das hinaufzieht nach Zion.

Bei dem Städtchen, das die Alten Angrivarium nannten, verändert sich die Scene. Die breite Kunststraße nimmt von allen Seiten die Züge der Festgenossen auf. Lange Leiterwagen, mit 20 — 30 Personen besetzt, neben denen der Fuhrmann bedächtig einhergeht, zweirädrige Karren und Chaisen bedecken die Straße, an den Seitenwegen ziehen in langen Zügen die Fußgänger; einzelne finden auf den dichtbesetzten Wagen noch eine leere Stelle und werden freundlich aufgenommen. Je näher der Stadt, um so dichter wird die Menge, um so reicher die verschiedenen Trachten; ein Geistlicher fährt vorüber, von allen Seiten wird er freundlich und ehrerbietig begrüßt. —

Jetzt sind wir da. Die Erndte ist im vollen Gange, die Arbeiter selten in diesem Jahre, man hatte geglaubt, die Kirche würde dies Mal die Festgenossen aufnehmen können. Sie faßt zur Noth an 3000 Menschen. Es ist wahr, so groß sind die Züge nicht wie im vorigen Jahr, aber die Rechnung war doch falsch gewesen. Die Kirche ist gepreßt voll, d. h. die Stühle sind doppelt besetzt, in den Gängen kein Stehplatz mehr zu finden, bis an die Stufen des Altars und auf denselben steht oder sitzt die Menge. — Ein großer, mit Bäumen bepflanzter Kirchhof umgiebt das Gotteshaus; vor dem Pfarrhause ist eine Kanzel erbaut und auch hier wartet eine Versammlung so zahlreich, daß noch eine Kirche nöthig seyn würde sie zu fassen. Welch ein Anblick! Für das Auge, das noch Freude hat und Blick

für das Volk und seine Eigenthümlichkeit, ein reicher Genuß. Die altgermanische Besonderheit der Gemeinde tritt klar hervor. So viel Gemeinden vertreten sind, so viel Trachten und Sprachen. Ein buntes Bild: die flatternden Bänder, die großen schneeweißen Leinwandkragen, die gestickten Mützen, der Glanz der Farben, der Reichthum und die Bescheidenheit der Gewänder. Wer sollte sich nicht daran freuen, der die Eigenheit seines Volkes lieb hat, zumal sie anfängt abzusterben!

Davon zu schreiben, ist an dieser Stelle wohl nicht erlaubt, doch wohl von etwas Anderem, an dem das Auge des Christen sich erfreut. Da kommt eine kleine Schaar angezogen: Männer und Frauen: es sind Heuerlinge eines Bauern (Tagelöhner würde man in den östlichen Provinzen sagen, obgleich beide Bezeichnungen durchaus nicht gleichbedeutend sind, wie später gesagt werden soll), geringe Leute. Wie kommen sie hierher? Der Bauer hat sie am Abend vorher auf den Morgen bestellt, wie sie denn zu jeder Zeit, wenn sie zur Arbeit auf dem Hofe bestellt werden, kommen müssen. Er hat aber sagen lassen, sie sollten in ihren Sonntagskleidern kommen. Da sind sie gekommen, und der Bauer hat gesagt: „eigentlich solltet ihr heute bei mir arbeiten, da aber Missionsfest ist, so könnt ihr gehen, wohin ich auch gehe und damit ihr nicht zu kurz kommt, ist hier der Tagelohn für den heutigen Tag." Und damit hat er ihnen den Lohn ausbezahlt für diesen Tag und sie sind fröhlich hergekommen. Da lehnt ein alter Mann mit langem, silberweißen Haar an der Kirchhofsmauer; er sieht die große Versammlung an. Was in seinem Herzen vorgehen mag?! Vor 30 Jahren mußte er 6 Meilen weit gehen, um die lautre Predigt des Wortes zu hören. Nach der harten Arbeit des Sonnabends brach er auf, ein Stück Brod in der Tasche und ging die lange Nacht durch, Meile auf Meile, den Sonntag über erquickte er seine Seele und die Nacht hindurch vom Sonntag auf den Montag pilgerte er wieder heimwärts, um am Montag sein Tagewerk beginnen zu können, einsam unter dem verkehrten Geschlecht. Was er denkt und sagt? Es wäre vergebliche Mühe, in voller Wahrheit und Schönheit wiedergeben zu wollen, was seine plastische Mundart in unnachahmlicher Naivetät ausdrückt. Denn das sey hier beiläufig und vielleicht vorläufig bemerkt, unsre abstrakte, glatte und kalte Ausdrucksweise muß verstummen, wo seine Sprache in ursprünglicher Reinheit und herzbewegender Wärme und Kindlichkeit sich hören läßt. — Viele der Männer und Frauen sind mir bekannt; eine reiche Geschichte könnte über einen Jeden geschrieben werden, doch steht sie im Himmel besser geschrieben als in menschlicher Rede. Sonst drängte es wohl, dies und jenes mitzutheilen. Es sey genug an diesen wenigen Andeutungen, vielleicht ahnt der Leser, wie viel Liebes und Schönes hier zur Erscheinung kommt oder verborgen bleibt.

Was hier zu sehen ist, ist viel im Vergleich mit anderen Stellen der Erde, das kann getrost gesagt werden, wenig genug im Vergleich mit dem, was seyn könnte und sollte, wenn die Herzenshärtigkeit nicht wäre. Die erste Predigt, die in der

Kirche gehalten wurde, hatte zum Text: Christi Einzug in Jerusalem. „Wenn wir wüßten, sagte der Prediger gleich im Anfang, die Menge des Volkes ansehend, was das für ein Herr ist, der seinen Einzug hält und auch hier ist, dann würde es keinem einfallen zu rühmen von der großen Zahl der Festgenossen. Wo *sind denn die Neune?*" Es ist ein charakteristisches Merkmal der hiesigen Predigtweise, daß der Ruf zur Buße immer sich hören läßt.

Am Morgen wurden drei Predigten in der Kirche gehalten und drei auf dem Kirchhofe und am Nachmittag wurde wieder drei Mal in der Kirche gepredigt. Sie war auch dann noch so angefüllt, daß man bei gutem Willen und bei starken Armen sich doch nicht mehr hineindrängen konnte. Sechs Predigten an einem Tage zu hören, mag Manchem zu viel erscheinen; doch ist es wirklich so: je mehr man hört, um so größer wird die Lust weiter zu hören trotz Hitze und Gedränge. Werden wir doch auch im Himmel ewig hören müssen und nicht übersättigt werden und sollen wir doch auch reden von dem Gesetz des Herrn Tag und Nacht. Und außerdem ist ja Missionsfest das lange Jahr nur ein Mal! Da ist etwas Außergewöhnliches wohl erlaubt.

Der Abzug der Festgenossen ist fast noch interessanter anzusehen, als ihr Einzug. Zusammen strömen sie aus dem Städtchen heraus, die Wagen bilden im Anfang eine ununterbrochene Reihe; ununterbrochen ziehen die Fußgänger und sprechen von den Predigten, die sie gehört. Hier zieht ein Haufe links, dort rechts ab, ein Waldweg nimmt sie auf oder ein Wiesenpfad, der zu ihren Häusern und Hütten führt. Da müssen sie den Daheimgebliebenen erzählen, was sie gesehen und gehört, wer gepredigt habe und was gepredigt sei. So wird an vielen hundert Stellen die Nachfeier gehalten.

Die Festcollekte betrug in diesem Jahre 590 Thlr. Unter den Festgenossen war auch der neu ernannte General-Superintendent der Provinz. Wir führen dies deshalb an, weil, so viel uns bekannt, dies das erste Mal ist, daß die Spitze der kirchlichen Behörde an solch einem Feste in diesem Theil der Provinz Theil genommen hat. Darüber kann man sich nur von Herzen freuen. Die Dinge sehen in der Wirklichkeit oft anders aus als auf dem Papier, in der Nähe anders als aus der Ferne. Das Leben hat ein Recht, daß es mitgelebt wird. Es giebt denn auch seinen Segen. Wie viele Gemeinden giebt es, die kaum davon wissen, daß es einen General-Superintendenten giebt, weil er niemals in ihre Nähe kam, und wenn sie von ihm wußten, so doch nicht davon, daß er sich um sie kümmere. Es ist dem Staat wie der Kirche zum Schaden gewesen, daß die Behörden so wenig persönlich sich haben bemerklich gemacht, daß sie ihre persönliche Theilnahme an dem Leben, den Freuden und Leiden der Untergebenen nur selten durch persönliches Erscheinen gezeigt haben. Darum müssen wir uns von Herzen freuen, daß es anders wird und es vergönnt ist, ein Angesicht zu sehen, statt eines Stückes Papier.

Beilage.

Beilage zur Evangelischen Kirchen-Zeitung № 91.

Das sey genug von diesem Hauptfeste, an dem nicht Einzelne, sondern das christliche Volk sich betheiligt. Vielleicht erkennt man daraus ein wenig, welche Bedeutung die Missionssache hier gewonnen hat. Um das recht zu zeigen, würde es freilich nöthig seyn, von den kleineren, den sogenannten Lokalfesten zu schreiben. Sie waren eher da als dies große Fest. Aus den kleinen ist das große hervorgewachsen. Nicht als ob die vielen durch das eine aufgehoben wären, im Gegentheil sie sind zahlreicher geworden. Eine Gemeinde nach der anderen ist gekommen und hat um einen Missionstag gebeten und wenn die Gemeinde nicht darum gebeten hat, hat der Geistliche selbst ihn eingerichtet. Viele Gemeinden feiern jährlich jede für sich das Missionsfest, meist am Morgen, bisweilen auch am Nachmittag, oder mehrere haben sich verbunden und wechseln mit der Feier ab. Diese kleineren Feste sind oft sehr lieblich und segensreich. Der Tag in Bünde ist fast zu großartig, der Freunde aus der Nähe und Ferne sind zu viele, als daß man zur rechten Stille käme. Am Liebsten möchte man oft unerkannt aus einer Ecke es ansehen. Auf diesen kleineren Festen ist mehr Stille und Beisammensein, wenn sie nämlich kleine bleiben. Das ist — leider hätten wir beinah geschrieben — aber nicht immer der Fall. Es kommt nicht allein die Gemeinde, in deren Kirche der Gottesdienst gehalten wird, sondern zahlreiche Theilnehmer kommen aus den Nachbargemeinden. 2000—4000 Menschen sind meist versammelt. Auch da begnügt man sich nicht immer mit dem Morgen; der Nachmittag wird dazu genommen. Es ist Vielen ein segensreicher Gang gewesen, der Gang nach diesen kleineren Festen. Könnte man die ganze Lieblichkeit zur Darstellung bringen! Wohl wäre es der Mühe werth, die Leser hinzuführen nach jener einsam in einer Berglandschaft liegenden Kirche, zu der ein großes Volk des Herrn gehört. Wie die Leute da von den Bergpfaden in den Thalkessel auf allen Seiten hinabsteigen trotz der drohenden Wolken und die Kirche füllen und ihre luth. Lieder und Weisen singen, daß es eine Lust ist, und wie trotz des strömenden Regens am Nachmittag das Gotteshaus wieder gefüllt ist und am Abend das ganz einsam liegende Pfarrhaus eine große Schaar Gäste beherbergt, denen das Unwetter die Heimkehr verwehrt und die nun doch daheim sich fühlen und innig verbunden, weil sie am Heerde eines Christenhauses sitzen, wo die Last und Mühe an solch' einem Tage lieber noch als sonst getragen wird. Es muß unterbleiben, auch nur kleine Züge aus einem reichen Bilde mitzutheilen. Es sollte nur gesagt werden, daß die Zahl der Feste von Jahr zu Jahr zugenommen und die Theilnahme an ihnen wenigstens nicht abgenommen hat. Soll von den Festgaben etwas gesagt werden, so haben auch sie sich vermehrt. An manchen Lokalfesten übersteigt die Summe 100 Thaler.

Hier und dort haben einzelne kleine Landstriche sich noch fern gehalten; der Grund lag und liegt an den Pastoren oder an den Gemeinden, aber immer mehr werden sie eingeengt. Schon ist fast das ganze Land wie mit einem Netze von Missionsfesten bedeckt; bald wird es ganz damit bedeckt seyn. Nicht als ob der Widerspruch verstummt wäre oder die Majorität des Volkes dafür wäre. Wo ist das auf Erden? Aber soviel ist gewiß: die Mission ist eine Macht geworden, eine große Thatsache, die man nicht ignoriren kann, der Manche, wenn auch innerlich widerstrebend, sich beugen müssen.

Den Entwickelungsgang derselben müssen wir mit wenigen Worten anführen. Ist er doch sehr lehrreich und zum Dank gegen den Herrn bewegend!

Es sind nun 30 Jahre verflossen, da zogen eines Tages ein paar alte Frauen in das Pfarrhaus einer kleinen Stadt, die in den letzten Jahren öfters genannt ist. Still setzten sie sich nieder, der Geistliche kam, ein Lied wurde gesungen, ein Bibelabschnitt betrachtet und das von der Missionssache erzählt, was der Pastor selbst davon wußte. Es war eben nicht viel. Still wie sie gekommen war, ging die kleine, arme Versammlung auseinander. Das ist die erste Missionsstunde, die in diesem Lande gehalten wurde. Unmerklich wie sie begonnen, wurde sie fortgesetzt. Die gesammte Geistlichkeit schlief den Todesschlaf, die Gemeinden mit ihnen. Wo etwas von der Sache bekannt wurde, blieb der Spott nicht aus. Die Christen jener Zeit haben in anderer Weise als die von gestern und heute die Steine fühlen müssen, welche die Welt auf die lebendigen Christen nach dem Reichsgesetz werfen muß. — Aber das Senfkorn ließ sich nicht todt werfen oder todt treten und spotten. Es fing an zu keimen und zu wachsen. Bald, im October 1827, wurde die erste öffentliche Missionsstunde gehalten. Die Sache kam unter die Leute, daß sie fragten, was hat das zu bedeuten. Es kamen nicht mehr allein die armen, alten Frauen, andere schlossen sich an. Nach wenigen Jahren, 1830, wurde ein förmlicher Missions-Hilfs-Verein gegründet, monatlich Missionsstunden gehalten und jährlich am zweiten Pfingst-Nachmittag ein kirchliches Jahresfest gefeiert, zu dem die Stillen im Lande, die damals noch Wenigen, aus weiter Ferne im Schweiß ihres Angesichts kamen. Das war nun freilich kein Fest wie die heutigen Feste. Es gab ja, um nur eins zu sagen, keine Prediger, die gekommen wären und gepredigt hätten oder hätten predigen können, höchstens Einer. Es war eben ein Anfang, ein Werden. Vor einiger Zeit feierte eine Gemeinde in der Stille das Jahresfest eines Vereins für innere Mission. Der Pastor kam im Laufe seiner Predigt auf jene Zeit, wie klein damals alles gewesen, wie sehr noch im Keim und im Werden; „als ich das

erste Missionsfest feierte, wußte ich eigentlich selbst nicht recht, was es zu bedeuten hatte und was es sollte." Ein alter Mann mit zitterndem Haupt, der gegenüber saß, und jene Zeit erlebt hatte, nickte dazu und ein Lächeln zog über sein Angesicht. Er verstand besser wie wir das, was etwas paradox lautete, aber nur für uns paradox, die wir in der Fülle leben und im helleren Licht. Es war ein Anfang, aber ein Anfang, der die Verheißung des Herrn hat. Die Schmach war reichlich da, die Zahl klein, aber unvermischt mit der Welt, lebendige Glieder am Leibe Christi, darum nicht bloß Gaben, sondern auch viel Gebet! —

Es würde mehr als interessant, es würde erbaulich seyn, die weitere Entwickelung der Missionssache im Einzelnen zu verfolgen und mitzutheilen. Hier waren es einzelne Prediger, dort waren es Glieder der Gemeinde, die sie in die Hand nahmen. Bald tauchte hier, bald dort ein neuer Verein auf. Der Geist des Herrn war über die Kirche gekommen, auch durch das Mittel der Mission, die gläubigen Prediger mehrten sich und sie konnten wahrlich mit den andern sich messen an Geist und Begabung. Was vereinzelt bisher betrieben wurde zu vereinigen, dazu drängte der Lauf der Dinge. Man verband sich zu einem großen Verein und feierte das erste allgemeine Jahresfest am 1. Juli 1841. Ein großer Tag, dessen Viele sich noch mit Freude und Dank erinnern; als die Menge des Volkes aus Minden und Ravensberg, aus dem Lippischen und Hannöverschen den Berg bei Herford hinaufzog, als die Glocken von dem schönen gothischen Gotteshause erklangen und die Menge sich in die Kirche drängte, daß es wunderbar rauschte und brauste und der tausendstimmige Gesang an die Gewölbe schlug, wo war da die Zeit, als die ersten armen Frauen in das arme Pfarrhaus schlichen und nur Einer war, der ihnen predigte?

Ein Geistlicher auf dem Chor (einer der Ersten, die den Namen Jesum verkündigten) sagte, indem er das Brausen und Rauschen hörte: „das klingt mir fast wie das Brausen am Pfingstfest." Und an dem Pfingstsegen hat es nicht gefehlt. Von da ab ist die Missionssache eine Macht geworden und hat von Jahr zu Jahr wenigstens an äußerer Ausdehnung zugenommen.

Vor etlichen Monaten erzählte ein Geistlicher auf einem Missionsfeste, daß, als die Missionare im Heidenlande einen hölzernen Götzen umgehauen hätten, aus dem zertrümmerten Götzenbilde allerlei Kostbarkeiten, Gold und Edelsteine gefallen seyen. „Dies, sagte er, ist ein schönes Bild. Indem die Christenleute hier im Lande sich daran gemacht haben, die heidnischen Götzen umzuwerfen, sind ihnen viele Kostbarkeiten zu Theil geworden. Aus dem Umwerfen der todten Götter hat der lebendige Gott den Arbeitern reichen Segen hervorgehen lassen." Das ist wirklich so, in einer Weise, daß es vergeblich seyn würde, der Wirklichkeit gemäß davon zu schreiben. Die Zahl derer ist groß, denen die Tage der Missionsfeste zu Tagen ihrer Bekehrung wurden. Der Grundton der Predigten ist auch hier: thue Buße und glaube an den Herrn Jesum Christum. Durch die Missions-Predigten, -Blätter, -Lieder ist eine Fülle von Segen ausgeströmt. Die Sache ist mit dem Christenleben ganz verwachsen. Die Kinder wissen davon. Vor etlichen Wochen lag ein Bauernknabe auf dem Sterbebett. Er bat seine Mutter noch um eine Liebe: sie möchte dem Pastor einen Thaler geben für die Heiden. Der Pastor kam und sprach mit dem Knaben, der furchtbar zu leiden hatte. Als er aus der Thür ging, neigte sich das gemarterte Kind zu der Mutter und flüsterte: „Mutter, Mutter, der Thaler für die Heiden!" Das nur als ein Beleg. Christenthum und Missionssache ist nicht mehr zu trennen, beides ist innig verbunden. Auch die Welt weiß davon und muß davon hören. Wer nicht ganz entschieden feindlich in einer Gemeinde stehen will, ist gezwungen, an dem Feste Theil zu nehmen, wenn es in seiner Gemeinde gefeiert wird. Natürlich ist das nicht so an allen Orten, aber da doch, wo längere Zeit gläubige Prediger gewirkt haben. In der Mission glaubt man vor allen Dingen dem Herrn Jesus dienen zu können und dienen zu müssen. Darum bringt man für die Mission die Gaben, wenn der Herr die Erndte gesegnet, eine Krankheit geheilt hat, darum gedenken ihrer die Sterbenden in ihrem letzten Willen. Eines Bauern Sohn war sehr krank; da bat der Vater um Genesung und gelobte ihm 50 Thlr. für die Mission. Das auch nur als ein Beleg unter sehr vielen. Er brachte sie, um das noch anzuführen und da er längere Zeit darüber hatte hingehen lassen, eine Anzahl Thaler mehr. „Wofür denn dies Geld?" fragte sein Pastor. „Das sind die Zinsen für den Herrn Jesus."

Die Mission war die Veranlassung, daß vor ungefähr 12 Jahren das evang. Monatsblatt für Minden-Ravensberg begründet wurde. Man kann nicht sagen, daß das Blatt sich durch eine heute verlangte interessante Weise der Darstellung und durch Mittheilung eines pikanten Vielerlei auszeichnet. Im Gegentheil: es ist recht einfach und nüchtern gehalten; eine Predigt, Erklärung biblischer Abschnitte, irgend eine Lebensbeschreibung, das macht den Inhalt aus; man könnte oft wohl etwas mehr verlangen, wenigstens den Christen, die bei dem Geistlichen auch das Interessante suchen und verlangen, würde es nicht genügen. Im Großen und Ganzen sind die hiesigen Geistlichen keine Schreiber; die Gemeinden sind meist sehr große und an vielseitiger anderer Arbeit fehlt es nicht. Da hat denn die Feder mehr Ruhe als anderswo. Erst in neuerer und neuester Zeit zwingt die Noth, auch hier die Kräfte zu versuchen und es lohnt sich wirklich der Mühe, sie anzustrengen. Denn das Evang. Monatsblatt, so einfache Nahrung es auch gibt, hat doch einen Leserkreis, wie ihn vielleicht kaum ein anderes kirchliches Blatt in Deutschland aufzuweisen hat. Es wird in ungefähr 7000 Exemplaren abgesetzt, in monatlichen Heften von je 32 Seiten. Da es, einzelne Stellen ausgenommen, innerhalb Minden-Ravensberg und dem Lippischen bleibt, so erhellt daraus, wie groß die Verbreitung in den hiesigen Gemeinden

yn muß. In den Stuben der großen Bauernhäuser und in r Hütte des Spinners ist es zu finden. Es gibt Dörfer, in nen es in 100 oder 200, ja in 300 Exemplaren gelesen wird. ie Leute können ohne das bekannte blaue Heft nicht seyn; an n Sonntagen, wo es ausgegeben wird, steht manches Pfarrhaus gedrängt voller Leute. Daß solch' eine Macht aus dem der Stille begonnenen Blatte werden würde, hat Niemand ahnt und begreift auch bis jetzt eigentlich Niemand. Eine Macht über das Volk aber ist wirklich dadurch gewonnen: je ehr dieselben Grundwahrheiten dem Volke mitgetheilt werden, n so mehr prägen sie sich in ihm ab; unmerklich gehen sie die ganze Anschauungsweise über. Da die Leser wissen, wer as Blatt leitet und sie ein unbedingtes Vertrauen zu den Leirn desselben haben, so nehmen sie auch an, was da geschrieen wird, und so hat man eine kräftige Waffe zum Angriff nd zur Abwehr, die an vielen 1000 Stellen trifft. Doch ist won noch nicht viel Gebrauch gemacht, es hat eigentlich das latt zur Erbauung im engeren Sinne gedient. Und da ist es on großem Segen gewesen: in den Gemeinden, wo nicht das utere Evangelium gepredigt wird, haben seine Predigten gepredigt und die Herzen erquickt; die, welche nicht zur Kirche hen können, nehmen es zur Hand; an den Sonntag-Nachittagen wird es in den Häusern vorgelesen und das Gelesene rchgesprochen.

Der Segen des Herrn ruht auf der Sache und dieser Sen ist durch die Mission vermittelt worden. *)

Es würde zu weit führen, im Einzelnen auszuführen, wie underbar das Wort der Schrift sich erfüllt hat: schicke Dein rod übers Meer, so wirst Du es wiederfinden zu seiner Zeit. lle die herrlichen Gnadenerweisungen des Herrn, die sichtbar worden sind auch dem blöden Auge, würden ein Buch zur ufzeichnung erfordern, ein Buch wäre erforderlich, wollte man e lieblichen Züge christlichen Lebens, die hier zu Tage gekom-

*) Die Wichtigkeit eines solchen Blattes ist sehr groß. Jeder gesondert stehende Kreis sollte nicht ohne den Besitz desselben seyn. ielleicht gibt das von dem Evang. Monatsblatt Mitgetheilte hier d dort Muth und Lust, etwas Aehnliches zu beginnen. Die Weise r Verbreitung ist dabei wohl zu berücksichtigen. Die Post- oder chhändlerische Bestellung ist den Landleuten unbequem. Hier gieht die Verbreitung so: der Buchdrucker sendet die bei dem Pastor n den Gemeindegliedern bestellten Exemplare an diesen direct ab. ind sie angekommen, am ersten oder zweiten Sonntag in jedem onat, so wird dies von der Kanzel bekannt gemacht und die Leute len sie aus dem Pfarrhause oder sie werden auch wohl durch die chulkinder den Eltern mitgebracht. Das ist die billigste und bemste Weise. Wenn eine Anzahl Geistlicher in einem Landstrich die ache in die Hand nehmen, und verständlich schreiben, so ist sie leicht macht. Hier wenigstens. Die Leute verwachsen bald mit dem latt, und lassen es nicht leicht fahren. Der Segen aber ist groß. an denke darüber doch nach und fange an, wenn auch erst sehr Kleinen.

men sind, zusammenstellen. Das Opferbecken mit dem Goldstück des Bauern und dem Pfennig des Heuerlingkindes und den Ohrringen oder dem Fingerreif der Weberfrau hat seine Geschichte.

Wunderbar ist doch der Gang der Dinge im Reiche Gottes. Verfolgen kann man ihn nicht, er trägt ein unsichtbares Moment an sich, daß jeder Betrachtung sich entzieht; nur die Resultate können wir fixiren. Unter Hohn und Spott der Christenheit begann eine Sache, die doch den Befehl des Herrn der Kirche für sich hat. Die Behörden waren wider sie, die Geistlichkeit war wider sie, wider sie waren alle, die überhaupt es noch zu einem Widerspruch bringen. Ein Geistlicher und ein paar vor der Welt niedrige Laien standen wider jene Macht. Niemand verstand sie, alle haßten sie, mit Fingern wurde auf sie gewiesen. Die Oeffentlichkeit war ihnen versagt, die Abgeschlossenheit des Privathauses ihnen genug. Mittel hatten sie nicht, keinen Plan für die Zukunft; in der Stille dem Befehl des Herrn nachzukommen und unbemerkt das Scherflein der Wittwe darzubringen, ihre Absicht. Und siehe, das kleine Feuer wollte nicht verlöschen, die Funken flogen von dem Heerde auf, den der Herr selbst entzündet hatte und es fing hier an zu brennen und dort. Vergebens suchte man sich des Brandes zu erwehren, der Bewegung Meister zu werden, unaufhaltsam ging sie vorwärts: die schönsten Kirchen des Landes mußten sich dem Andrang öffnen; Hand in Hand ging die christliche Erweckung und der Aufschwung der Mission: die Gemeinden traten durch sie in eine segensreiche Wechselwirkung, die christlichen Pastoren erhielten durch sie eine allgemeinere Bedeutung, eine weitgreifende Wirksamkeit: sie blieben nicht auf ihren engen Kreis beschränkt: das ganze Land wurde ihre Gemeinde. Die festlose Zeit des Kirchenjahres wurde erfüllt mit Festen, denen der Herr den Festsegen nicht fehlen ließ. Dahin ist es gekommen, daß eine Gemeinde nach der andern ihren Missionstag haben will. Man muß daran denken, die Zahl der Feste zu beschränken. Selbst ein jetzt berühmt gewordener Badeort hat es sich nicht erwehren können, daß nicht dies Jahr unter den grünen Bäumen in der Nähe der Promenaden, ein zahlreich besuchtes Fest gefeiert wurde. Aus der kleinen Wolke am ehernen Himmel zur Zeit Elias ist eine Wolke geworden, die das Land überschüttet. Das ist der wunderreiche Gang der Mission und des Herrn der Mission durch dies Land.

Wir müssen hiermit schließen, aber nur ungern nimmt man Abschied von solchem Gegenstande. Man fühlt, wie wenig das wirkliche Leben durch den todten Buchstaben zu seinem Recht gekommen ist; der Schreiber faßt eine Seite oder Spitze der Sache in Worte, aber nur um gleich zu fühlen, wie wenig er die ganze Realität erschöpft. Man möchte nachholen, aber das ist nicht erlaubt. Nur dies sei noch gesagt: wir wüßten keine andere Sache, zu der der Herr sich in gleicher Weise bekannt, die er so gesegnet und durch die er wiederum so reichlichen Segen ausgegossen hätte. Diese Thatsache sollte ein für alle Mal jene Redensarten zum Schweigen bringen, die hier und

dort sich noch hören lassen, daß die angewandten Kräfte an Zeit und Geld besser für das eigene, schwer beschädigte Haus Verwendung fänden, als für die fernen Heidenländer. Nicht ein Verlust ist der Heimath durch die Mission zugefügt, sondern im wahrsten Sinn ist ihr ein Reichthum zugeflossen, der hundertfach uns zu Gute kommt. Der Herr selbst hat sein Siegel aufgedrückt: jetzt noch dagegen seyn, heißt seine Feindschaft wider den Herrn bekunden. So ist es wenigstens hier. — Es liegt nahe, nach der inneren Stellung derer, die an der Missionssache sich betheiligen, zu fragen. Es sind nicht Tausende, es sind Zehntausende, die jährlich auf den verschiedenen Festen zusammenkommen. Sind sie alle, oder zum großen Theil lebendige Christen? Das erstere ist nicht der Fall, das zweite auch wohl nicht. In früheren Jahren war es anders; da lag die Missionssache bei weitem mehr unter der Schmach, als jetzt; es gehörte ein christlicher Muth dazu, sich zu betheiligen. Da trieb allein die Liebe Christi. Jetzt ist das anders. Viele gehen zu den Festen aus Neugierde, andere aus Gewohnheit, wieder andere aus Furcht, den Namen guter Christen zu verlieren, wenn sie wegbleiben würden. Die Meinung aber herrscht nicht, als wenn die Theilnahme das Recht auf den Namen eines lebendigen Christen in sich schlösse. Von Illusionen in dieser Hinsicht sind am wenigsten die Geistlichen befangen, wie es denn überhaupt merkwürdig ist, daß sie die Dinge der Gegenwart und Zukunft nicht im rosigen Licht sehen, sondern das grade Gegentheil. In den Missionspredigten selbst werden auf das Entschiedendste alle falschen Einbildungen, die sich bilden können und müssen, wie die Sachen einmal liegen, über den Haufen geworfen. Als aber kürzlich über diesen Punkt gesprochen wurde und Jemand hervorhob, wie doch so Viele nur mitliefen, sprach einer der ernstesten Prediger, der eben von einem Lokalfeste kam: „ja, aber das habe ich gestern wieder auf der Kanzel und unter der Kanzel gespürt: ein großes Volk des Herrn ist doch da.“ Und das ist in der That so. Das spürt jeder: man ist unter Christenleuten, man gehört zusammen, es ist ein christliches Fest, das gefeiert wird, wo man Gemeinschaft haben kann untereinander und mit dem Vater und mit seinem Sohne Jesu Christo, diesen Charakter festzuhalten, das ist die Aufgabe, wenn dann auch viele kommen, die noch unbekehrten Herzens sind, wer kann dafür? Und ist es nicht am Ende noch besser, daß die Leute kommen, als wenn sie gar nicht kommen?!

Eine Nutzanwendung möchte schließlich noch ihre Stelle finden. Man hat an vielen Stellen unseres Vaterlandes versucht, Missionsfeste zu feiern und auch wirklich gefeiert, ohne daß die Berechtigung hierzu aus einer christlichen Entwickelung neuerwachten Lebens hervorgegangen wäre. Man hat es gethan, um doch nicht zurückzustehen oder in der sehr guten Absicht, dadurch in der Gemeinde selbst Leben zu wecken. Das erste ist verkehrt und das zweite nicht richtig; eine künstlich Blume ist keine natürliche, lebendige. In dieser Behandlun der Sache liegt etwas Unwahres, und der Segen, den ma grade als Zweck gesetzt hat, kann vom Herrn nicht gegebe werden. In seinem eigenen Wesen besteht jedes Ding und auc seine Macht. Die Mission hat ihren eigenen Zweck und erfor dert lebendige Christen. Wo die Grundlage nicht ist, darf nich gebaut werden, Scheingestalten haben nur in der Welt Werth Nach dem, was da ist, muß man sich richten; blinde Christe können die blinden Heiden nicht führen. Summa: wo ein gläu biger Pastor in einer Gemeinde steht und ein paar arme abe gläubige Frauen mit ihm, der treibe um des Herrn willen mi ihnen Mission, und was aus ihm und den armen Frauen wer den soll, das überlasse er dem Herrn. So bleibt die Sache rei und lauter, und der Herr wird nicht gehindert, sich zu dem z bekennen, zu welchem er sich bekennen möchte.

Schließen wir hier gleich kurz an, was über die s. g. inner Mission zu sagen ist.

Wie in anderen Gegenden, so war auch hier vor 30 Jah ren von diesen Bestrebungen nichts zu spüren. Doch möchte da wohl nicht ganz richtig ausgedrückt seyn. Wie man die christ liche Liebesthätigkeit der neuesten Zeit überschätz hat, so hat man die vergangener Jahre unterschätzt Einmal waren damals die socialen Zustände nicht so verzwei felt: die Bande der Sitte waren noch fester und nöthigten zu manchen Dingen, für welche jetzt besondere Veranstaltungen müßten getroffen werden. Vor mir liegt ein dickes Heft, das auf einem Bauernhofe seit vielen Jahren verwahrt wird. Eins brannte der Hof total ab: aus der ganzen Umgegend kame die Leute und brachten wieder, was verbrannt war. Ein lah mer Sohn des Hofes, ein Mensch, dessen Geschichte zu erzähle sich der Mühe verlohnte, schrieb die Gaben an; der Eine ha ein Pferd gebracht, der Andere eine Kuh, der Dritte einen Eich baum. Ein Collectant ist damals nicht von Nöthe gewesen. Dann aber ist über jeden Heller, der gegeben, übe jedes Kind, das der Verwahrlosung entrissen worden, damal nicht gedruckt worden. In der Stille ist oft mehr gesche hen, als wir meinen, und der Einzelne hat oft meh gethan, als jetzt ein Verein thut. Von einer gemeinsa men Vereinigung aber ist allerdings nicht die Rede gewesen Diese fing auch dort an, wo die erste Missionsstunde gehalte wurde. Es war die Rettungsanstalt Düsselthal unter dem Gra fen von der Recke, die den Anstoß gab. Für sie arbeitete ei kleiner Kreis, die Arbeit mit der eigenen Erbauung verbinden In dem eigenen Lande etwas Selbstständiges zu gründen, dara wurde nicht gedacht, dazu waren die Kräfte auch viel zu schwach Selbst als diese wuchsen, begnügte man sich damit, fremde Instituten die Gaben zuzuwenden: Düsselthal, Kaiserswerth dem Rauhen Hause. (Schluß folgt.)

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz. Druck von Trowitzsch und Sohn.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1857. Mittwoch den 18. November. № 92.

Skizzen aus dem Fürstenthum Minden und der Grafschaft Ravensberg.

(Schluß.)

Was schon einige Jahre vorher in den Herzen und Gesprächen Einzelner erwogen war, das brachte das Jahr 1848 zur Ausführung. In kurzer Zeit entstanden drei bedeutende Rettungshäuser und ein christliches Gymnasium. Es waren die Jahre, in welchen diese Anstalten entstanden, schwere Jahre; der Verdienst der Leute gering, oft kaum zu dem Allernothdürftigsten hinreichend, und auf den ärmeren Klassen der Bevölkerung beruht zum großen Theil die Existenz christlicher Institute. Doch ist des Herrn Segen auch hier reichlich sichtbar gewesen. Im Vergleich mit vielen anderen Landstrichen wird die christliche Liebe hier sehr in Anspruch genommen: alljährlich kommen die Collectanten aus Kaiserswerth, Duisburg, Düsselthal, Höxter und machen ihre Reisen durch die Gemeinden, an anderen Collecten fehlt es nicht, die Mission will unterhalten seyn: da möchte man bisweilen bange werden. Doch ist es eine Wahrheit, daß die öftere Gewöhnung zum Geben das Geben leicht macht. In einer Gemeinde war ein Collectant an einigen Häusern, die nur klein waren, vorübergegangen, weil er glaubte, er würde dort doch nichts erhalten. Darüber waren die Leute traurig oder unwillig geworden: sie brachten dem Pastor ihre Gaben.

Den gleichen geistlichen Segen für das innere Leben wie die äußere Mission hat, so weit menschliche Augen sehen, die innere Mission nicht gehabt. Es wird das wahrscheinlich eine allgemeine Erfahrung seyn. Kommt doch auch hier die Predigt und geistliche Erbauung weniger in Anwendung. Außerdem muß gesagt werden, daß in der ganzen Weise, wie die innere Mission betrieben wird, etwas Unhaltbares liegt, das immer mehr zum Bewußtseyn kommt. Es ist eine unklare Vermischung von Weltlichem und Christlichem. Da die innere Mission an der Tagesordnung ist, so finden alle die, welche christlich seyn wollen, in ihr eine bequeme Gelegenheit, mit dem Christenthum sich abzufinden — auf eine bequeme und — wohl noch gar Ehre einbringenden Weise. Mit dem Geben, Berichtemachen, Zusammenkommen begnügt man sich, an das Gebet wird wenig gedacht. Die Grundlage ist zu breit. Jedermann wird in Anspruch genommen, er mag rechts oder links stehen. Es ist eine bekannte Geschichte, daß ein Mal ein Collectant von einem reichen Mann zur Thür hinausgeworfen wurde und wiederkam bis zum dritten Mal und den harten Mann überwand. Das ist sehr rührend und groß, mag in einem einzelnen Fall auch wohl angehen. Aber im Allgemeinen möchte das doch wohl kein richtiger Weg seyn. Die Sache des Herrn hat auch ihre Ehre, die nicht geschändet werden darf. Es gibt einen Stolz der Christen, der darin besteht, daß er nicht betteln mag für den Herrn bei denen, die selbst Lumpen sind. Wir könnten uns niemals dazu hergeben, auch nur ein Wort der Bitte bei denen anzubringen, von denen wir wissen, daß sie feindlich stehen, und gar harte Worte fallen lassen. Solche Leute lasse man aus dem Spiel. Den Stolz wird man rechtfertigen können. Wo würden auch die Apostel und der Herr selbst so verfahren seyn? Er verflucht den Feigenbaum am Wege. Hat das Volk im Großen und Ganzen keine Kraft mehr, die Institute zu halten, welche zum Heil des Ganzen bestehen, dann lasse man es verfaulen. So wie jetzt das Collectenwesen betrieben wird, möchte es wohl nicht haltbar und der Segen nicht reichlich seyn. Man beschränke sich, baue nicht so groß, wenn es nicht anders geht, aber der Welt enthalte man sich. Der Herr ist ein Herr über alles Gold und er kann das wenige Brod segnen. Kürzlich predigte ein Geistlicher, daß der Herr Jesus noch immer ein armes Kind sey, auch in der Heidenmission; sie sey arm, ja die Barmer Gesellschaft habe Schulden; da müßten die Christen kommen und sie bezahlen. In wenigen Tagen hatten die Leute ihm an 70 Thlr. extra ins Haus gebracht. Das ist eine ganz andere Weise. Aber zu Menschen zu gehen, mit denen ich sonst nicht umgehen mag und kann, zu Hurern und Ehebrechern und Geizigen und dem Herrn Widerstrebenden, um für des Herrn Sache zu betteln, das verunehrt den Herrn. Aber hier liegt eben der Punkt, daß die innere Mission so wenig als Sache des Herrn Jesu angesehen wird, von vielen nur als Sache der Humanität, der socialen Politik u. s. w. — Im Allgemeinen wird man immer mehr davon zurückkommen, so viel Aufhebens von der inneren Mission zu machen, als es geschehen ist. Die Resultate, d. h. die wesenhaften Resultate all' des Aufwandes an Zeit und Geld und Reden und Congressen werden bei Licht besehen doch sehr mäßig seyn. So bedeutend auch in dieser Gegend die Mittel

sind, welche angewandt werden, so ist doch die Grundanschauung diese, daß der Tropfen auf dem heißen Stein nicht viel zu bedeuten hat, daß die innere Mission nur solch' ein Tropfen ist. Mehr und mehr wenden sich die Augen zu der von Gott selbst gegebenen Institution. „Was wir an Geld und Kräften bei uns anwenden zum Bau des Reiches Gottes, sagte in einer Predigt kürzlich ein Geistlicher, *das ist alles im Grunde doch nichts*; wir fangen erst an uns zu besinnen; es muß noch ganz anders kommen." Das soll sagen, daß man durchaus nicht Willens ist, matt zu werden und daß man von der Eitelkeit nicht verblendet ist. Nur liegt dies ganze Gebiet noch im Unklaren, es ist noch im Fluß und sucht, von dem inneren Drange der Nothwendigkeit getrieben, nach einer festen Form. Verstehen wir den geheimen Zug der Dinge, so wird in der Kirche und ihren Institutionen die Bewegung, wenn nicht zur Ruhe, das wäre schade, aber doch zu einer geordneten, fest bestimmten Bewegung kommen. Wie das geschehen mag, weiß der Herr: es rückt sich am Ende unter seiner Leitung alles an seine Stelle. Schon ist nach langem Kampf das kirchliche Armen-Vermögen der Kirche wiedergegeben, die Nothwendigkeit wird zwingen, sich klar zu werden über die Art und Weise, wie es zu verwenden seyn wird. Im Kleinen zeigt sich hier bereits ein lebensfähiger Anfang. So wird es mit den anderen Dingen auch werden — wenn nur erst die Kirchenfrage im Klaren wäre!

Mr. Spurgeon.

Schon lange war ich begierig gewesen, Mr. Spurgeon einmal selbst zu hören. Wo man nur hinkam, in London sowohl wie im ganzen Lande, brauchte man nur seinen Namen zu nennen und der Erzählungen von ihm war kein Ende. Und es mochte erzählt werden, was da wollte, und die Urtheile mochten noch so verschieden seyn, eins schien doch festzustehen, daß es ein außerordentlicher Mann seyn mußte, der allsonntäglich solchen Zulauf haben konnte. Zehntausend Zuhörer jeden Sonntag will etwas sagen, selbst in London! Und was für Zuhörer. Jeden Sonntag ist die hohe Aristokratie dort glänzend vertreten. Von einer Herzogin aus einer der ersten Familien des Landes, die selbst zur Schottischen Kirche gehört, wird erzählt, daß sie jeden Sonntag Vormittag zu Mr. Spurgeon und dann am Nachmittag zum Kathedral-Gottesdienste nach Westminster-Abtey fährt. Jeden Montag erzählen uns die Zeitungen von den 12 oder 15 oder 20 M. P.'s (Parlamentsmitgliedern), die Hrn. Spurgeon gehört haben, — Lord Palmerston selbst, der sonst ein nicht zu eifriger Kirchgänger seyn soll, ist schon mehrere Male in Surrey-Music-Hall gesehen worden. Aus dem vornehmen Richter- und Advokatenstand soll Mr. Spurgeon ein außerordentlich zahlreiches Publikum haben. Ja selbst Geistliche der Engl. Kirche besuchen seine Predigten, und wenn auch jene Geistlichen einer Provinzialstadt, die ihn am Sonntag Abend in der Methodistenkapelle des Orts

predigen hörten, wenige Nachahmung möchten gefunden haben, und wenn auch überhaupt ein Geistlicher schwerlich sein stehender Zuhörer seyn möchte, so beeilt sich doch die Geistlichkeit aller Parteien, ihn einmal wenigstens zu hören, wenn er an einem Alltage predigt. — Wir sehen, er hat ein außerordentliches Publikum, nicht etwa bloß aus dem Volke, sondern er hat seine regelmäßigen Zuhörer in all' den Ständen, die die Bildung, die feine Bildung vertreten.

Es ist Sonnabend. Morgen wollen wir hingehen. Es handelt sich darum, ein Billet zu bekommen. Ein Billet zur Kirche? Wir müssen den Leser dieser Täuschung entreißen, als sollten wir Mr. Spurgeon in einer Kirche hören. Unter den vielen Dissenter-Kapellen, die sich Mr. Spurgeon (er ist Baptist) wohl willig öffnen würden, wäre keine, die auch annähernd nur sein Publikum fassen könnte. Deshalb hat Mr. Spurgeon Surrey-Music-Hall, das größte Lokal Londons für Concerte, Feuerwerke u. dgl. Vergnügungen für die Sonntage gemiethet. Für einzelne Predigten werden keine Billets abgegeben, man muß eins für vier Vorstellungen — ich wollte sagen Predigten — hintereinander nehmen. Da bleibt die Wahl zwischen einem zu 5 Schillingen oder zu 1 Schilling. Für 5 Schillinge gibt's einen numerirten Sitz im ersten Range, für 1 Schilling wird man eine Stunde früher als die billetlos harrende Menge ins Gebäude eingelassen und kann sich seinen Platz suchen, wo man will. Das Billet war bald gefunden. Wir gingen auf's gradewohl Oxfordstreet auf und ab und hinein in den ersten Buchladen, wo wir statt der Carricaturen und Spottschriften auf Mr. Spurgeon, die in den andern Läden reichlich aushingen, sein Bildniß und seine Predigten am Schaufenster fanden. Wir hatten uns nicht getäuscht. Es war ein baptistischer Buchhändler mit einem Billetverkauf für die Music-Hall.

So geht's nun am Sonntag früh aus. Der drei Meilen lange Weg ist nicht ohne Interesse. London, die Stadt der grellsten Contraste, tritt uns vor Augen. Wir schneiden Oxfordstreet und Strand, die beiden Pulsadern Londons, — ohne Ausnahme sind die Läden geschlossen, leer sind die Trottoirs, auf denen es an den Alltagen schwer ist, sich durch die wogende Masse hindurchzuwinden und selbst die Zahl der Omnibus und Cabs ist augenscheinlich geringer als an Alltagen. Herren, Damen und Kinder mit Bibeln und Praherbooks begegnen uns, namentlich in der Nähe der Kirchen und Schulen, wir erkennen, — es ist noch über eine Stunde vor Anfang des Gottesdienstes, — in ihnen die Lehrer und Schüler der Sonntagsschulen. Wie ist Alles so verändert, als wir die Waterloobrücke passirt haben. Ein Bild von Sonntagsentheiligung tritt uns entgegen, so schrecklich, wie wir es schwerlich irgendwo auch auf dem Continente wiederfinden können. Offen, weit offen stehen die Schnapspaläste, zu Hunderten umsteht sie bis weit auf die Straße hinaus schon am frühen Morgen lachend und lärmend die Bevölkerung der dunklen Gassen, durch die man des Nachts nicht wohl gehen kann. Schmutzig ihr Anzug, schmutzig die ganzen Menschen, — sie haben sich auch für ihre Art der Sonntags-

eier passend zu schmücken gewußt, — und den wilden, rohen, um Theil hochgerötheten Gesichtern sieht man nur zu deutlich ie Andacht an, mit der sie ihre Sonntagsfeier begehen. Alle äden sind offen, — Pfandleihen, Kleiderläden und Trödler- uden, — letztere ihren Inhalt bis weit auf die Straße aus- tellend, — ziehen die Meisten an. Auch nur ein offener Laden nit alten schmutzigen Kleidern, die über die Straße dahinhän- en, auch nur eine offene Trödlerbude mit dem wüsten Durch- inander gewesener Herrlichkeiten ist im Stande, einem den Eindruck, daß es Sonntag ist, für eine ganze Straße zu rau- en. — Endlich sind wir durch diese Straßen hindurch, und ähern uns dem Ziele unserer Morgenreise. Das Fragen ist icht mehr nöthig. Der Strom der sonntäglich gekleideten Fuß- änger, die gefüllten Cabs, Omnibus, Equipagen, die alle in iner Richtung sich bewegen, lassen uns leicht unser Ziel er- ennen. Vor uns liegt das große Gebäude inmitten seiner Gär- en, Constabler umschwärmen es, — ticket Sir? — this way, ir, — und ich bin in dem Strom, der sich zum Eingange be- egt. Was soll nun in Beziehung auf das Benehmen entschei- end seyn, das Vergnügungslokal oder die darin erwartete Pre- igt und der Sonntag Vormittag? das ist die Frage! Vielen t in ihrem hastigen Suchen nach Plätzen Trepp' auf, Trepp' b die Frage noch gar nicht einmal entgegengetreten; Viele ha- en sie zu Gunsten des Vergnügungslokales gelöst, den Hut uf dem Kopf behalten, sich in lebhafte Unterhaltung begeben, der den Lorgnetten ihr in diesem Lokale gewiß unbestreitbares echt gegeben; — andere Wenigere, denen man die entschiede- en Verehrer, vielleicht Sectengenossen des erwarteten Predigers nsah, nahmen den Hut beim Eintreten ab, beteten und ver- eften sich dann in ihre Hymnenbücher, hatten also ob des Sonntags und der Predigt das Lokal vergessen, — wenn ihm uch immerhin durch ein wenig Unterhaltung sein Recht ward. Endlich hat sich das große Gebäude bis auf die letzten Steh- lätze der obersten, dritten Gallerie gefüllt. Alles schaut begie- g nach der Orchestertribüne, in deren Mitte eine Kanzel auf- erichtet ist. Ein gedrungener junger Mann mit etwas plum- n Zügen und frischem Aussehen in Frack und weißer Binde steigt sie, während die letzten Bänke des Orchesters sich mit m Sängerchor füllen — und — die ganzen Umgebungen drän- en uns den Gedanken auf — es tritt der Moment der Stille n, der dem Anfange des Concerts vorangeht, wenn der Diri- nt bereits mit dem Tactstocke geklopft hat. Sey es hier er- ubt, noch ein Wort über das Publikum zu bemerken. Von m Augenblicke an, wo Mr. Spurgeon die Kanzel betrat, bis m Schluß war kein Hut auf dem Kopfe eines Herrn, — ward n Wort der Unterhaltung gehört, — ja mehr als das, bei m Gesange, bei dem man stets in Engl. Kirchen und Ka- llen steht, blieb auch hier kein Mensch sitzen und beim Ge- te hab' ich es beobachtet, wie durchgängig ein ernster Zug f den Gesichtern lag und man auch äußerlich irgend welche ebetsstellung angenommen hatte. Man konnte deutlich wahr- hmen, wie tief doch in den Engländern nicht bloß als Ein- zelner, sondern als einem Volke die Ehrfurcht vor allem Heili- gen und vor Gottes Wort und Gottes Dienst gewurzelt ist. — Man setze den Fall, daß einmal sich eine Art Deutscher Mr. Spurgeon in einem der größeren Berliner Vergnügungslokale vor c. 5000 Berlinern hören ließe, würden wir nicht etwa an- dere Scenen erleben? — Doch zu Mr. Spurgeon zurück. — Mr. Spurgeon erhebt sich und spricht ein kurzes Gebet. Hier- auf zeigt er die zu singende Hymne an, liest sie im Zusammen- hange, und spricht außerdem vor Beginn jedes Verses denselben vor. Wir haben hier schon Gelegenheit, seine starke und sonore Stimme zu bemerken, die durch alle Theile des Gebäudes deutlich zu verstehen ist, die gewaltig wird, als er bei einem Verse bemerkt, dieser sey sehr freudigen Inhalts und die Versamm- lung müsse daher ihre Freudigkeit zum Lobe Gottes durch eine entsprechende Hebung der Stimme an den Tag legen und dies fortissimo selbst beim Vorsprechen zu Wege bringt. Aber den herrlichsten Sieg erficht seine Stimme über einen Gewitterregen, der während der Predigt rauschend und prasselnd auf Gärten und Dach sich ergießt und dennoch Mr. Spurgeon nicht zum Schweigen bringt und keins seiner Worte unverstanden ver- hallen läßt. — Und nun folgt die Schriftvorlesung. (Die Ord- nung des Gottesdienstes ist die gewöhnliche der reformirten Secten: Gesang, Schriftabschnitt, freies Gebet, Gesang, Pre- digt.) Das Gleichniß vom barmherzigen Samariter ward ge- lesen und die Vorlesung mit Randglossen begleitet. Zuerst Be- merkungen über Orthodoxie des Kopfes und Heteredoxie des Herzens und umgekehrt in verschiedenen Variationen. Diese ein- leitenden Bemerkungen wären beinahe geistreich ausgefallen, wurden auch gewiß von allen Verehrern Hrn. Spurgeon's da- für gehalten, aber trotzdem müssen wir gestehen, daß sie über die Maaßen trivial waren. Und nun kommt der Priester und Levit. Die waren Wasser auf des Redners Mühle. Der Mann in seinem Blute ging die beiden ja Nichts an, warum sollten sie sich bei ihm aufhalten. Und wenn er sie etwas angegangen hätte, — sie hatten ja viel wichtigere Dinge zu thun, im Tem- pel Opfer zu thun, Gebete zu lesen, Liturgie zu halten und mit Fingern zeigte Hr. Spurgeon hin auf die hochkirchliche Geistlichkeit der bischöflichen Kirche, suchte ihre Bestrebungen, den Gottesdienst durch schöne Kirchen, Musik ꝛc. zu heben, zu brandmarken, suchte sie darzustellen als Menschen, die ob dieser Bestrebungen der Armen und Elenden vergäßen und nicht achte- ten auf ihr Schreien. Es gehört ein kühner Muth dazu, solche Unwahrheiten mit Donnerstimme in die Menge hineinzurufen. Denn es kann Hrn. Spurgeon doch nicht verborgen seyn, mit welch' rastlosem Eifer Geistliche der Kirche in den versunkensten Theilen Londons (Whitechapel, Mile end) Kirchen und Schu- len bauen, mit welch' rastlosem Eifer namentlich jüngere, hoch- kirchliche Geistliche sich des Seelenwohls einer Bevölkerung an- nimmt, die im Laster und Elend fast ertrunken ist. Und was hat wohl Mr. Spurgeon aufzuweisen, was er dem an die Seite setzen kann? Wir kennen Hrn. Spurgeon wenig, aber können uns ihn kaum als einen Liebhaber von solcher Samariter-Arbeit

in den Hütten des Elends denken. Denn Mr. Spurgeon kommt uns doch gar eitel vor und da möchte ihm es vielleicht als dem Helden des Tages in Surrey-Music-Hall oder in den Salons seiner Verehrer besser gefallen.

Das folgende Gebet war der würdige Schluß dieser Bemerkungen über Priester und Leviten. Da rief Mr. Spurgeon den lieben Gott mindestens fünf Minuten lang an, daß er doch den seelenverderblichen Irrthum von dem Unterschiede zwischen Bischöfen und Presbytern aus der Welt schaffen und die Zeit nahen lassen möge, wo alle Prediger als Bischöfe anerkannt würden. Und damit war die Polemik gegen die bischöfl. Kirche für diesmal geschlossen.

Nun folgte die Predigt. Der Text war: Du sollst deinen Nächsten lieben als dich selbst. Die Predigt war wohl disponirt und die Disposition wohl durchgeführt. 1. Du sollst lieben, 2. du sollst deinen Nächsten lieben, 3. du sollst deinen Nächsten lieben als dich selbst. Die Predigt war den Grundsätzen christlicher Glaubens- und Sittenlehre entsprechend, der Glaubenslehre durch Hinweisung auf Gottes Liebe in der Sendung des Heilandes u. s. w., der Sittenlehre durch Beantwortung der Fragen, wer ist mein Nächster ꝛc., durch Hinweisung auf die Feindesliebe. Wir wollen uns hierbei nicht aufhalten. Es kommt uns nicht darauf an, das aus der Predigt zu berichten, was ebenso gut wie Hr. Spurgeon jeder Andere in Predigt oder Schulunterricht sagen würde. Es kommt uns darauf an, Mr. Spurgeon's besondere Weise zu schildern. Und da wird jedem zuerst entgegentreten, daß seine Predigten aus dem Leben gegriffen sind. Er hat eine sehr scharfe Beobachtungsgabe sowohl der gesellschaftlichen Zustände im Allgemeinen, als auch einzelner Individualitäten, — und er hat, was eine große Hauptsache für einen populären Kanzelredner namentlich in England ist, — eine Gabe der Schilderung, die wirklich bewunderungswürdig ist, — und die einem die geschilderten Zustände und Personen, als ob sie leibten und lebten, vor Augen führt. Ich wollte, ich könnte die Schilderung wiedergeben, wo die Exclusivität der verschiedenen Stände gegeneinander, — der Gegensatz der christlichen Liebe, — uns abgemalt wurde. Da der hohe Adel, der verächtlich auf den niederen Adel herabblickt, da die ganze Aristokratie, die naserümpfend die Geldaristokratie anblickt, da der vornehme Kaufmann in seinem Verhältniß zum niederen Kaufmann. Ganz ergötzlich wird die Scene, als der Brodneid der small shopkeepers (Kleinkrämer) aufs Tapet kommt. (Man deute das „ergötzlich" nicht übel. Die Sache hat sicherlich ihre sehr ernste Seite, aber das mag einem Anderen möglich seyn, bei Hrn. Spurgeon's drastischer Komik die Seite herauszufinden; ich kann es nicht.) Ein anderes Bild, — dessen Moral die Geißelung der unter dem Gewande christlicher Liebe verkleideten Selbstsucht und Lieblosigkeit seyn soll! Hier wird Spurgeon ganz dramatisch. Er beschreibt uns zuerst die Scene. Ein elendes Stübchen, die Wohnung einer durch unverschuldetes Elend herabgekommenen Familie. Die Frau ist zu Hause. Es tritt auf, — enter würde es bei Shakspeare heißen, eine Dame die der Mode gefolgt und district visitor, — „innere Missionsdame" geworden ist. Mit den verbis ipsissimis wird dieser Dame Ansprache mitgetheilt, in der sie Reinlichkeit, Sparsamkeit ꝛc. empfiehlt und endlich einen Tractat über Trunkenheit für den abwesenden Mann überreicht, (der natürlich nie getrunken hat). Die Lady tritt ab mit dem Bewußtseyn, ungeheure christliche Liebe an den Tag gelegt zu haben. Zweite Scene: Der Prediger des armen Weibes tritt auf. „O Herr, so lieblos hat sie zu mir geredet, wie einen Hund hat sie mich behandelt ꝛc."

Mr. Spurgeon geht noch weiter in seinem Dramatisiren. Mit der ganzen Fülle seiner Beredtsamkeit hat er in einer gelungenen Klimax — anfangend von den leichtesten und bis zu den erhabendsten hinaufsteigend — die ganze Reihe der Forderungen wahrhaft christlicher Nächstenliebe dargelegt. — „Hol' mich der Henker, wenn ich das Alles thun soll" (hang me, if I can do that), führt er plötzlich mit veränderter Stimme die Worte eines fingirten Gegners an. Dreimal kamen während der Predigt ähnliche Kraftausdrücke vor, die ich glücklicherweise jetzt vergessen habe. Aber nicht allein auf diesem Gebiete übt er seine dramatische Kunst. Die bibl. Personen müssen auch heran, ja unser Herr selbst. Ein Bekannter erzählte mir, bei Hrn. Spurgeon habe der Herr zu Nicodemus gesagt: „Das ist dir zu schwer, du dummer Kerl, ich will dir noch ganz andere Nüsse zu knacken geben!"

Ich glaube, die angeführten Proben werden hinreichen, um Hrn. Spurgeon's Predigtweise zu charakterisiren; ich glaube, sie werden den Leser in den Stand setzen, ein Urtheil über diesen Londoner Mann des Tages zu fällen. Es ist durchaus nicht zu verkennen, daß sich etwas Gutes in seinen Predigten findet. Daß 10,000 Menschen hier sonntäglich christliche Wahrheiten hören, ist unläugbar und wahrlich nicht gering zu achten. Daß offen und rückhaltlos und mit großer Derbheit die Schäden der Gesellschaft und die Gebrechen der Einzelnen aufgedeckt werden, ist doch nichts Schlimmes. Im Gegentheil kann das nicht genug geschehen. Daß endlich Mr. Spurgeon dramatisirt, ist eher für ihn als wider ihn anzuführen. Nichts kann Predigten belebter machen, nichts das Wort so den Leuten nahe bringen, als die dramatische Einführung der Personen, als die mit der eigensten Worten eingeführte Rede des Gegners. Ist doch die so einfache Erzählungsweise der heil. Schrift unter Anderen dadurch so ergreifend und so unübertrefflich schön, daß sie stets in dramatischer Form erzählt.

(Schluß folgt.)

Redakteur Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz. Druck von Trowitzsch und Sohn.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1857. Sonnabend den 21. November. № 93.

Mr. Spurgeon.

(Schluß.)

Aber christliche Wahrheiten finden nur dann den Weg zum erzen, — die vor unseren Augen bloßgelegten Schäden der esellschaft und die eigenen Gebrechen werden nur dann uns it dem Schmerz erfüllen, der zum Suchen nach Heilung ängt, — und die dramatische Redeweise wird nur dann den htigen Zweck erreichen, — wenn ein heiliger Ernst den Red- r selbst durchdringt, wenn er eine vom heil. Geiste durch- hte Persönlichkeit ist. — Das fehlt unserm Redner. Was elleicht schon die oben gegebenen Skizzen vermuthen lassen, s wird durch den persönlichen Eindruck zur Gewißheit, daß tt eines heiligen Ernstes eine gewisse innere Rohheit in ihm rscht. Es verräth sicherlich eine Rohheit, wenn ein Redner t sichtlichem Wohlbehagen traurige Gebrechen ausmalt, z. B. die Lady visitor), — oder wenn er im Stande ist, tten in eine zum Theil aus 1 Cor. 13 entnommene Schil- ung der Liebe solche „unnütze Worte" hineinwerfen zu können. — as damit zusammenhängt, ist, daß der Redner wohl eine unde lang über Liebe reden kann, man dabei aber sich des druckes kaum erwehren kann, daß er keine Liebe hat zu sei- n großen Auditorium, — daß es ihn nicht jammert des gro- Volks, das zerstreut ist, weil sie keinen Hirten haben, resp. n Hirten weggelaufen sind, daß er nur einen vorwaltenden anken hat, — sich selbst. Man sehe den kleinen Mann rundem Gesicht nur an, wie er eine seiner beliebten Kraft- en zum Besten gibt und zur Erhöhung des Effectes die ge- te Faust den Zuhörern entgegenstreckt — wir zittern nicht seinem heil. Zorn, wir lesen in seinen Gedanken das Triumph- ende: Seht einmal, so wie ich können's eure Prediger doch geben — not everybody could do that! Ist es aber also, daß ein Redner mit weniger Redegabe, dem man anmerkt, daß seine Worte aus einem von Liebe zu der örer Seelen erfüllten Herzen kommen, ganz andere Hoff- nungen auf guten Erfolg hat.

Man wird vielleicht einwenden, daß allerdings der Vor- wurf der inneren Rohheit und des Mangels an Liebe zu den Seelen der Zuhörer nicht ganz unbegründet sey, aber daß es nicht vorurtheilsfrei sey, um dieser Dinge willen die guten Sei- tes des Redners zu sehr hintanzusetzen und ihm eine gesegnete Wirksamkeit so sehr abzusprechen. Wir erwidern, daß wir allerdings nicht vorurtheilsfrei seyn können. Wir hatten den Vorsatz, es zu seyn, als wir hingingen, — trotz des Lokals und der Religionspartei, der Mr. Spurgeon angehört. — Mr. Spurgeon hatte selbst noch vor Beginn der Predigt durch seine Bemerkungen über den Leviten u. s. w. uns den unparteiischen Standpunkt geraubt. Denn diese Bemerkungen konnten nur Unheil anrichten. Die anwesenden Dissenters mußten sich dadurch so selbstselig in ihrem Getrenntseyn von diesem Babel fühlen, das ja einmal trotz aller Betheuerungen des Gegentheils ein Cardinalpunkt für sie ist, daß das Herz für das Andere unempfänglich ward, — die anwesenden Glieder der Kirche wurden verlockt zur Sünde Ham's, sich über ihre Mutter die Kirche lustig zu machen. Was soll aller gute Saame des Worts Gottes helfen, wenn er mit diesem Unkraut zusammen ausgestreut wird?

Daß Mr. Spurgeon einen ungeheuren Zulauf hat, wundert uns nicht. Freilich kann man sich nicht denken, daß viele hungrige und durstige Seelen da sind, die nach der erquickenden Speise des Worts Gottes verlangen, — und wenn sie einmal dagewesen sind, werden sie schwerlich wiederkehren. Aber der Anderen gibt's desto mehr. Schon das in England besonders große Zauberwort: „er ist Mode", verschafft ihm sicherlich viele Zuhörer, und grade die Vornehmsten. Aber warum ist er Mode? Es kommt Mr. Spurgeon gewiß zu Statten, daß es keine öffentlichen Vergnügungen, Theater, Concerte ꝛc. in London des Sonntags gibt. Die unzähligen Verehrer derselben sehen sich an den Sonntagen der unerträglichsten Langenweile Preis gegeben. Mr. Spurgeon leuchtet wie ein Stern in dieser Nacht. Er gewährt Genüsse, die denen des Theaters nicht viel nachgeben. Das Leben wird ja so treu und naturwahr geschildert, es kommen ja so viele piquante Stellen vor! Man findet den Stand, zu dem man selbst gehört, man findet sich selbst sogar mit all' seinen Sünden wieder, — aber wie auf dem Theater auch die verschiedenen Stände und Menschen sich in ihren Sünden schauen können und doch dafür gesorgt ist, daß sie, statt in sich zu gehen, sich darüber amüsiren, so ist das nach den vorher besprochenen Eigenschaften Mr. Spurgeon's auch hier der Fall. Und dazu bietet der Besuch Mr. Spurgeon's noch einen ganz besonderen Vortheil dar. Ginge man ganz offen den Lustbarkeiten nach am Tage des Herrn, so wäre

namentlich in England immer noch im Hintergrunde — das Gewissen. Aber hier? Man hat das volle Amüsement und dabei das sanfte Ruhekissen für's Gewissen, eigentlich doch in der Kirche gewesen zu seyn. Denn die Predigt war doch, — außerdem daß sie so amüsant war, immer noch eine Predigt über einen Bibelspruch, — ein Capitel wurde ja auch gelesen und Hymnen gesungen und gebetet. Was kann man mehr verlangen? Das heißt doch gewiß das Angenehme mit dem Nützlichen vereinigt zu haben.

Haben wir damit alle Zuhörer charakterisirt? Die Frage fällt mit einer anderen zusammen. Ist Mr. Spurgeon allein an seiner Popularität Schuld? Hat er nicht doch viel Zuhörer, die nicht in Vergnügungslokale gehen würden, auch wenn sie offen wären, — die einen anderen Gottesdienst besuchen würden, wenn sie die Music-Hall nicht besuchten? Lockt Mr. Spurgeon nicht viele seiner Zuhörer anderen Predigern weg? Ganz gewiß. Und in dieser Beziehung steht die gefüllte Music-Hall gewiß als eine fortdauernde Anklage gegen die Predigtweise in der Engl. Kirche da. Daß diese an großen Schäden und Gebrechen leidet, wird in England allgemein zugegeben. Die Schäden werden in kirchlichen und politischen Blättern mit der größten Offenheit besprochen. Man wird uns daher es nicht verargen, dies auch zu erwähnen. Daß Schäden da sind, kann man schon ahnen, wenn man auch, ohne der Sprache recht mächtig zu seyn und also die Predigt recht zu verstehen, die Kirchen durchwandert. Fast allgemein ein Prediger, der monoton ein Manuscript abliest, fast allgemein eine Gemeinde, der die Theilnahmlosigkeit auf dem Gesichte geschrieben steht. Ist man erst der Sprache mächtig, so kann man allerdings, abgesehen von dem Ablesen, auch den Inhalt vieler Predigten als eine Entschuldigung für die Theilnahmlosigkeit der Gemeinde anführen. Man kann nicht sagen, daß die Predigten eigentlich „jämmerliche Machwerke" sind, im Gegentheil möchte man z. B. in Berlin zum Theil Gelegenheit haben, viel jämmerlichere Machwerke zu hören, als irgendwo in London. Der fast durchgängige Charakter der Predigten in der Engl. Kirche ist der, daß sie dogmatische, ethische und exegetische Abhandlungen sind. Geistvolle und theologisch gebildete Männer können in diesen Abhandlungen natürlich etwas Geistvolles liefern, und sie werden auch immer unter ihren Zuhörern wenigstens einige aufmerksame finden. Aber wenn die, denen sowohl der Geist, wie die theologische Gelehrsamkeit etwas abgeht, sich für verpflichtet halten, eine derartige Abhandlung zu liefern, so muß man wohl von vornherein die Theilnahmlosigkeit der Gemeinden in Etwas entschuldigen. Man begreift aber kaum, daß die Engl. Geistlichen, denen doch die Theilnahmlosigkeit der Gemeinden und die theilweise Wirkungslosigkeit ihrer Predigten nicht unbekannt seyn kann, trotzdem im Großen und Ganzen an dieser Predigtweise mit so großer Consequenz festhalten. Man kennt beinahe die praktischen Engländer auf diesem Gebiete nicht wieder. Sollte man von denen nicht am allerehesten erwarten, daß sie, statt sich in unfruchtbaren Abhandlungen zu ergehen, für's Leben predigten, daß sie den Stoff zu ihren Predigten nicht alleine in der Studirstube, sondern bei ihren Hausbesuchen, in den Hütten der Armen, an den Krankenbetten suchten, daß sie den Stoff zu Predigten für's Leben der Gemeinde aus dem Leben der Gemeinde schöpften? Aber trotzdem, daß anerkanntermaßen die Geistlichen in London in der Seelsorge außerordentlich treu sind, ist es grade London, wo man am seltensten in einer Kirche Predigten aus dem Leben für's Leben hören kann. Man möchte beinahe geneigt seyn zu glauben, daß grade hier dem Engländer, namentlich der höheren Stände, seine sonst gerühmte Charakterfestigkeit nachtheilig wird. Sie artet in Steifheit aus. Dieselbe verhindert ihn sich in die Verhältnisse Anderer hineinzuleben, auf Anderer Anschauungsweise einzugehen, — und also im Stande zu seyn sie dann wiederzugeben, trotzdem daß er Gelegenheit hat, täglich diese Verhältnisse kennen zu lernen, täglich sich mit den Ideenkreise, in dem sich seine Gemeindeglieder bewegen, vertraut zu machen.

Wenn in dieser Beziehung eine Aenderung in der Predigtweise der Engl. Geistlichen einträte, so würde ein Mangel, der mit dem eben erwähnten gewiß in enger Verbindung steht, zum großen Theil beseitigt werden. Das ist die Kälte der Predigten. Es fehlt einem bei den meisten Predigten der Eindruck, daß sie aus dem innersten Herzensgrunde kommen, — es hat den Schein als ob den Redner die Liebe Christi nicht so recht dringe — und darum können auch die Predigten wohl so selten den Weg bis ins Herz hinein finden. Sobald sich die Geistlichen, deren doch gewiß eine große Zahl ist, die ein inniges Glaubensleben führen, entschließen könnten, von den bloßen Abhandlungen abzulassen und mit ihren Predigten ins Leben einzudringen, so wäre es ja keine Frage, daß alsbald die Liebe zu den Seelen, die sie dem Herrn zuführen und im Glauben stärken sollen, dem Engländer allerdings eigene kalte Außenseite durchbräche und eine größere Innigkeit und Herzlichkeit in den Predigt herbeiführen würde. —

Wir glauben nicht, daß wir die Predigtweise in der Engl. Kirche mit Deutschem Vorurtheil und ohne Verständniß der Anforderungen, die der vom Deutschen verschiedene Engl. Nationalcharakter an die Predigt macht, charakterisirt haben. Das möchte der Fall seyn, wenn's gar keine Ausnahmen gäbe. Aber es gibt's und nicht ganz selten. Man kann, namentlich auf dem Lande, Predigten hören, die aus sorgfältiger Beobachtung des Lebens der Gemeinde geflossen sind und mitten ins Leben mit all' seinen Beziehungen hineinführen, man kann Predigten hören, die aus einem von der Liebe Christi durchwärmten Herzen kommen und mit unwiderstehlicher Gewalt den Weg ins Herz hinein finden. Und grade während solcher Predigten kann man Gemeinden sehen, die mit der allerinnigsten Andacht den Worten des Predigers lauschen. An einem dieser Orte erzählte man, daß in der kurzen Zeit, die der Prediger da sey, die Dissenters allen Grund und Boden in der Gemeinde verloren hätten und die letzten derselben sich schon zur Kirche hielten.

Wenn doch das allgemein würde. Wenn doch das jetzt rege kirchliche Leben in der Engl. Kirche, das schon dem Dissent so viel Abbruch gethan hat, auch in einer Reformation der Predigt sich geltend machte. So würden die Dissenterprediger, die jetzt allerdings noch wegen ansprechenderer Predigten viel Zulauf haben, so würde namentlich eine so unangenehme Erscheinung, wie Mr. Spurgeon in seinem Concertsaal, der jetzt noch Manchen der Kirche entlockt, immer mehr zur Unbedeutendheit herabsinken.

Ein treffliches Weihnachtsbild und Transparent.

Der von uns schon lange gehegte, in befreundeten Kreisen gelegentlich besprochene und ohne Zweifel auch in viel weitern Kreisen bewußt oder unbewußt (als Bedürfniß) vorhandene Wunsch, die Weihnachtsfeier für Kinder in Haus und Schule durch Aufstellung einer, dem evangelischen Bewußtseyn entsprechenden bildlichen Darstellung zu erhöhen, findet ganz unverhofft seine Erfüllung in der erfreulichsten Weise durch ein Transparentbild (wer einen deutschen Ausdruck weiß, ist sehr willkommen!), die Anbetung der Hirten darstellend, welches der Maler Hr. Ed. Tiemann (Ritterstraße 28 in Berlin) zu dem sehr billigen Preise von 2 Thlrn. (durch Buch- oder Kunsthandel 2 Thlr. 10 Sgr.) liefert. Das Bild ist in einer Größe von 2′ auf 1¾′ nach einer Composition von O. Pletsch (den Freunden der Bilderbibel des Evang. Büchervereins bestens bekannt) auf feinem Cattun in Farbe so ausgeführt, daß es nur auf einen leichten Rahmen aufgezogen und in einem schwarzen, nach hinten zu sich etwas erweiternden Kasten (oder wie man das denn nennen oder machen will) aufgestellt zu werden braucht, um mit gehöriger Beleuchtung dahinter den lieblichsten Anblick zu gewähren. Mit Begleitung von passenden Weihnachtsliedern, Gebet und allenfalls Ansprache gewährt ein solches Bild eine Festfeier, wie sie bisher nur in sehr seltenen Fällen und besonders günstigen Verhältnissen in wohlhabenden und kunstfertigen Häusern möglich war; und auch die (oft zu sehr in Spielerei fallenden) Krippen können dies nicht ersetzen. Der Preis ist für das Bild an sich so gering, daß eine wahre und fromme Liebe zur Sache — d. h. zum Heiland und seiner Kinderwelt — dazu gehörte, um für solchen Lohn solche Arbeit dran zu setzen. Manchen derjenigen Familien und Anstalten, denen das Bild ganz besonders zu wünschen und erwünscht wäre, mag die Ausgabe auf einmal etwas hoch seyn; doch ist zu bedenken, daß sie dann auch etwas haben, was auf viele Jahre hinaus eine Erneuerung würdiger und lieblicher Weihnachtsfreude verbürgt. Den vielen auch specifisch christlichen Häusern, wo allweihnachtlich so viel Geld für zum Theil sehr wenig passende, wo nicht gradezu bedenkliche, oder doch jedenfalls ein nur sehr schnell vorübersliegendes Vergnügen gewährende Geschenke — ja oft für einen wahrlich nicht leicht zu verantwortenden Weihnachtsluxus ausgegeben wird — solchen Familien oder deren Häuptern darf man denn auch wohl zu bedenken geben nicht nur: ob nicht für die eigenen Kinder ein solches Geschenk gar manches viel kostbarere reichlich aufwiegen dürfte, sondern auch, ob durch solche Ersparniß, oder auch ohne dieselbe, es nicht möglich wäre, mancher armen Hütte diese Festfreude zu bereiten. V. A. H.

Nachrichten.

Fürstenthum Lippe.

Siebenundzwanzigster Bericht.

1. Rückblick.

Quellenmäßige Darstellung, wie das Land calvinisch geworden.

Die Kirche des Lippischen Landes hat seit dem Auftreten Luthers als Besiegers des Papstthums und Gründers der Evangelisch-deutschen Kirche zwei wesentliche Umgestaltungen erlebt; die erste durch Annahme der Lutherischen Lehre und der auf sie gegründeten Kirchenordnungen von 1538 und 1571, wodurch sie lutherisch wurde; die zweite durch Verdrängung dieser Lehre und Kirchenordnung und Einschiebung des Calvinistischen Lehrbegriffs und Kirchenwesens, wodurch sie reformirt gemacht ward. Die Einführung der Lehre Luthers und des ihr gemäßen Kirchensystems geschah in den Jahren 1526 — 1538; die Calvinisirung des Landes fällt vom Jahre 1600 an und dauert bis 1684, wo sie erst aus ihrem usurpatorischen Stadium hervortritt und durch Publikation einer Reformirten Kirchenordnung sanctionirt wird. Nichts bietet interessantere und belehrendere Vergleichungspunkte des Lutherthums und des Calvinismus dar, als die Geschichte dieser beiden Reformationen der Lippischen Kirche; aber während wir über die Einführung der Reformation Luthers eine ziemlich ausführliche quellenmäßige Darstellung haben, (in der schon früher erwähnten Schrift: „Einführung der Reformation zu Lemgo und in den übrigen Lippischen Landen" von Dr. H. Clemen, zweite Auflage, Lemgo 1847; 15 Sgr., zu haben bei dem Verfasser), so sind unsere Nachrichten über die Einführung der Reformirten Lehre leider nur dürftig und unvollkommen, und um so wichtiger ist es, die einzelnen zerstreuten Angaben darüber sorgfältig aufzusuchen und zusammen zu stellen.

Aber wie verschieden die Lutherische und Calvinische Reformation im Lippischen Lande in ihren Anfängen und Fortgange! Jene wurzelt sichtbar in dem tiefsten Gemüthe und Herzensbedürfnisse des ganzen Volks. Sobald Luthers Thesen gegen den Ablaß und seine ferneren Schriften herausgekommen, werden sie von allen Ständen, Geistlichen und Laien, Adligen und Bürgerlichen, Gelehrten und Ungelehrten verschlungen; Kaufleute bringen sie von ihren Reisen mit in die Heimath und geben sie ihren Mitbürgern zu lesen und schlichte Bürger gehen Meilen Weges, um die Predigt des durch Luther wieder ans Licht gebrachten theuren Heilsschatzes der evangelischen Wahrheit zu hören und seine unverfälschte Sacramentsspendung zu genießen. Trotz allem Widerstande von oben, von Magistrat und Landesherren, holen sich die Bürger evangelische Lehrer und Prediger, lesen

und lernen das ihnen durch Luther in der geliebten Muttersprache geschenkte Neue Testament fast auswendig, vertreiben durch Anstimmung der kräftigen Gesänge Luthers die Meßpriester von den Altären und die papistischen Prädicanten von den Kanzeln, disputiren hin und her in ihren Wohnungen und auf dem Rathhause mit den Vertretern Roms und des Papstes und schlagen sie mit klaren und öffentlichen Beweisen aus Gottes Wort in heiliger Schrift aus dem Felde; ja, sie erklären trotz angewandter Waffengewalt erzürnter Fürsten, trotz Hunger und Elend durch Blokaden und Belagerungen, von der Lehre Luthers nimmermehr ablassen zu können noch zu wollen. Der Calvinismus dagegen kommt verstohlen ins Land; in lutherische Pfarrstellen werden Calvinistische oder Kryptocalvinistische Prediger von oben her eingesetzt. Trotz allem Klagen und Protestiren der Bürger und Magistrate wird der Lutherische Catechismus beseitigt, namentlich die Lutherische Abendmahlslehre durch die Reformirte verdrängt, das Sacrament nach Reformirtem Ritus gespendet, an die Stelle des reichen Lutherischen Cultus der Calvinistische in seiner Kahlheit und Nüchternheit gesetzt und alle deshalb erhobenen Klagen und Beschwerden beseitigt. Gewiß, ein neuerer Schriftsteller (Falkmann, Beiträge zur Geschichte des Fürstenthums Lippe aus archivalischen Quellen) hat Recht, wenn er sagt: „Unzweifelhaft ist es, daß diese Reformation durchaus nicht aus dem eignen Antriebe und innern Bedürfnisse der Bevölkerung, sondern vielmehr aus dem Willen des damaligen Landesherrn entsprang, daß sie der Bevölkerung mehr oder weniger aufoctroyirt wurde und Anfangs von allen Seiten her Widerspruch fand."

Wir müssen nun auf diesen damaligen Landesherrn, Grafen Simon VI., noch einen Blick werfen, um das Seltsame jener von oben her dem Lande aufgedrungenen Calvinisirung einigermaßen zu verstehen. Hier ist eine kurze Schilderung desselben nach unsern Quellen. Simon VI. war der Sohn des Grafen Bernhardt VIII. zur Lippe. Letzterer hatte sich während seiner ganzen Regierung von 1547—1563 der Reformation Luthers, darin er von Jugend auf erzogen war, mit Fleiß angenommen und eifrig Sorge getragen, daß sie durch die ganze Grafschaft ausgebreitet wurde. Graf Simon, 1554 geboren, war bei seines Vaters Tode im Jahre 1563 neun Jahr alt, genoß einer sorgfältigen Erziehung unter Leitung des im genannten Jahre von Wittenberg berufenen Lutherischen Generalsuperintendenten Johann von Exter, eines gelehrten und frommen Mannes, und da, wie der Chronist sagt, „Gott aus Gnaden darzu ein vortreflich Ingenium, Inclination, Verstand und Zuneigung mitgetheilt, hat er in der Erudition zugenommen, so daß er eine hochgelahrte gräfliche Person geworden ist." Weil er unter der Vormundschaft seines Oheims, des Grafen Hermann Simon von Spiegelberg und Pyrmont stand, so wurde in beider Namen die von dem genannten Generalsuperintendent Johann von Exter verfaßte Lutherische Kirchenordnung im Jahre 1571, also im 17. Lebensjahre des Grafen Simon VI. publicirt, und da in derselben die Augsburgische Confession, deren Apologie, die Schmalkaldischen Artikel und Luthers Catechismus als die Lehr- und Bekenntnißschriften genannt werden, so ergiebt sich daraus klärlich, daß Graf Simon VI. sowol selbst in der Lutherischen Confession unterrichtet und erzogen worden, wie auch als Landesherr sich zu derselben öffentlich bekannt und sie der Kirche seines Landes als die richtige Norm des Glaubens und der Lehre aufgestellt hat. Wie ernst es damals hiemit gemeint gewesen, ergiebt sich besonders aus folgender Stelle jener Kirchenordnung: „Damit aber unter vielgemeldter Augsburgischer Confession, zu welcher sich auch etliche Rottengeister anfangen zu bekennen, dieselben nicht widerwärtigen Verstand einführen und ihre schädlichen Irrthümer verdecken mögen, welche um sich fressen wie der Krebs und oft großen unwiederbringlichen Schaden thun, ehe man's gewahr wird; so sollen alle unserer Grafschaften Pfarrherrn, Caplane, Lehrer und Prediger, soviel den eigentlichen, wahrhaftigen, gründlichen, beständigen Verstand ermelter Augsburgischen Confession belanget, denselben anders nicht halten noch in ihren Predigten bei den Pfarrkindern und Zuhörern fürtragen, als wie derselbige in deren darauf erfolgter und in Gottes Wort durchaus gegründeter Apologia ausführlich erkleret, mit unwidersprechlichen, wahrhaftigen Zeugnissen der heiligen Schrift erwiesen und in den Schmalkaldischen Artikeln, welche in großer Versammlung und hoher Berathschlagung der fürnehmsten Theologen (durch deren Rath und einhellige Vergleichung vielgedachte Augsburgische Confession gestellet und übergeben) ist begriffen worden, auf daß nicht allein seliger Zeit, sondern auch die Nachkommen wissen möchten, worauf die theuern Helden geschlossen, durch welcher Dienst der Sohn Gottes das Licht seines heiligen Worts mit der Kraft des heiligen Geistes wiederum angezündet hat, und also auch sie Anleitung hätten, was sie um Friedens willen nachlassen, und worüber sie vermöge des ernstlichen Willen Gottes und seines ausgedrückten Wortes standhaft und beständig halten sollen, wie denn leztlich solche Summa und Inhalt reiner, heilsamer und unverfälschter Lehre für die gemeinen Pfarrherrn und derselben Pfarrkinder Dr. Luther in seinem einfältigen Catechismo begriffen hat."

Inzwischen studirte Graf Simon zu Straßburg, bildete sich auf Reisen weiter aus und nachdem er längere Zeit am Hofe Herzogs Julius von Braunschweig gelebt und innige Freundschaft mit ihm geschlossen, auch sich 1578 mit einer Gräfin Armgard von Ritberg vermählt hatte, begab er sich 1582 in Person auf den Reichstag nach Augsburg und ging 1586 als kaiserlicher Commissarius nach Friesland, wurde noch in andern wichtigen Reichssachen gebraucht, die er zur Zufriedenheit des Reichs erledigte, weshalb ihn Kaiser Rudolph II. (1576—1612) zum kaiserlichen und Reichshofrath, Kammerherrn, Generaladministrator und Obersten des Niederburgundischen und Westphälischen Kreises machte. Im Jahre 1591 suchte der Kaiser den Frieden zwischen König Philipp II. von Spanien und den abgefallenen Niederländern zu vermitteln; er schickte deshalb eine Gesandtschaft nach Brüssel, deren Mitglied auch Graf Simon VI. war. Sie trat hier mit dem spanischen Statthalter, Herzog Alexander von Parma, in Verhandlung, aber von den Generalstaaten blieb die Antwort aus und die Sache zerschlug sich. Im Jahre 1593 reiste der Graf an den kaiserlichen Hof nach Prag, erhielt hier vom Kaiser die Genehmigung, ein Hofgericht zu halten, das er schon zuvor mit den Ständen des Landes vereinbart hatte und verschaffte sich das Privilegium de non appellando. Im Jahre 1598 fiel der spanische Admiral Don Franzisko de Mendoza, Feldherr Erzherzog Albrechts, des damaligen Herrn der Niederlande, in das Jülich-Clevische Land und Westphalen ein, durchstreifte die Stifter Münster, Osnabrück, Essen und Werden, bedrohte die Stadt Paderborn, wenn sie die Lutherischen Predigten nicht abstelle, verlangte von der Stadt Wesel, statt der Calvinischen Lehre die päpstliche anzunehmen, forderte Brandschatzung von den Grafen von Bentheim, Oldenburg, Lippe ꝛc. Graf Simon berief daher als

Kreisoberst des Westphälischen Kreises diesen zunächst nach Dortmund; dann, da der eine Kreis zu schwach erschien, einen Kreistag des Westphälischen, Nieder- und Oberrheinischen Kreises nach Cöln, und als auch diese Macht noch nicht genügte, wurden im Jahre 1599 fünf Kreise, außer den genannten noch der Fränkische und Niedersächsische auf einen Kreistag nach Coblenz entboten und hier Graf Simon zum Generalobristen des ganzen Krieges gegen den Admiral Mendoza ernannt. Aber nach einem Gefecht gegen die Spanier bei Cöln und der Einnahme der Stadt Emmerich gerieth der Krieg wegen lässiger Beihülfe der Stände und weil der Graf mehr defensiv als offensiv verfahren zu müssen glaubte, ins Stocken und mit dem Jahre 1600 zog sich Graf Simon zur Ruhe in sein Land zurück.

Hier scheint nun ein Wendepunkt in dem Leben desselben eingetreten zu sein. Seine vielen Reisen auf die Reichstage, die Kreistage und an den kaiserlichen Hof nach Prag, wo er sich oft viertel oder halbe Jahre aufhalten, desgleichen der Krieg, wobei er viel eigenes Geld aufwenden mußte, hatten das Land in schwere Schulden gebracht. Dazu kam noch Leibesschwachheit, so daß er die eigentliche Regierung seinem Sohne, Simon VII., fast ganz übertragen mußte. Nun bemerkt der Chronist zu dem genannten Jahre: „Dieweil aber „darbei geblieben sein schwere Gedanken, haben die Herren Räthe „ihn davon abführen wollen und derowegen andere exercitia vorge„nommen, dadurch ihr Landherr von den Gedanken abgeführet und „freudig gemacht würde." Ein großes Freischießen, was er im Jahre 1600 ausschrieb und zu welchem sogar der Churfürst von Cöln nach Detmold kam, scheint gegen die „schweren Gedanken" nicht viel geholfen zu haben. Unter diesen Umständen begann er die Calvinisirung des Landes. Ob ein förmlicher Uebertritt des Grafen und seiner Familie von der Lutherischen zur Reformirten Kirche stattgefunden und wo oder wann er geschehen, läßt sich nicht nachweisen. Von wesentlichem Einfluß aber in dieser Beziehung mag allerdings sein wiederholter Aufenthalt in den reformirten holländischen und niederrheinischen Landen und sein enger Verkehr mit dem calvinistischen Landgrafen Moriz von Hessen gewesen sein, wie denn auch ein Chronist bemerkt: „Der Herr Graf Simon VI. war ein sehr gelehrter, bei auswärtigen Höfen bekannter Herr und hatte zu Cassel die Gründe zu einer zweiten Kirchenreformation eingesogen; er suchte also die evangelisch-reformirte Religion in seinen Landen einzuführen." Am seltsamsten ist dabei (s. Falkmann in der angeführten Schrift) wie sich der Graf in seinem 1597 niedergeschriebenen Testamente ausspricht: „Nachdem er sich zuvörderst zu der wahren christlich katholischen Religion und gesunder göttlicher Lehre bekannt, als dieselbe in den prophetischen und Apostolischen Schriften verfasset auch in den Oecumenicis und General-Haupt-Conciliis, Symbolo Apostolico, Nicaeno, Athanasii der christlichen Kirchen bezeugt, erklärte er, er wolle dabei bis zu seinem letzten Seufzer und Abschiede verharren und wenn er etwa „durch Schwachheit seiner Sinne oder aus anderen Zufällen" künftig etwas anderes anordnen oder fürnehmen werde, so solle das alles für nichtig gehalten werden. Auch verbot er in demselben Testamente seinen Söhnen, kirchliche Reformen im Lande vorzunehmen. Als nun aber zwei Jahre nach Errichtung dieses Testaments, 1599, der lutherische General-Superintendent Joh. v. Exter starb, berief er an seine Stelle den M. Heinrich Dreckmeyer, der damals ebenfalls noch Lutheraner war, später aber das Hauptorgan für die Verbreitung der reformirten Lehrsätze wurde. Die am 15. October 1600 erlassene Consistorial-Ordnung, worin u. a. das Land in 3 Predigerklassen getheilt und den Superintendenten Instruction zu den Kirchenvisitationen ertheilt wurde, fußt augenscheinlich noch auf der bestehenden (lutherischen) kirchlichen Einrichtung und Kirchenlehre. Aber diese Kirchenvisitationen gaben seit dem J. 1602 den ersten Anlaß, der calvinistischen Reformation den Weg zu bahnen; so wurde u. a. dem Pastor zu Silixen befohlen, „die Götzenteufel sollen vom Altar genommen und die papistischen Kleider abgethan werden." Auch suchte man allmälig die vielen Marien- und sonstigen Feiertage, den Exorcismus, das Kreuzschlagen, die Hostien und brennenden Kerzen abzuschaffen und Luthers Catechismus durch den Catechismus Angeri, selbst seine Kirchenlieder durch Lobwassers Psalmen zu verdrängen.

Inzwischen starb in dem genannten Jahre in der Stadt Horn der Pastor Heinrich Steinmeyer und seine Stelle wurde von dem Grafen Simon mit Heinrich Wind wieder besetzt. Dieser fing sogleich, erzählt Pustkuchen (Beyträge zu den Denkwürdigkeiten der Grafschaft Lippe), die reformirten Kirchen-Ceremonien mit dem Caplan Johanne Neapolitano zu lehren und einzuführen an, wiewohl der Letztere auf derer von Horn Anhalten alsobald wieder abging. Der Burgermeister und Rath mahneten ihn davon ab: dieser gab aber kurzen Bescheid, ließ die Psalmen in der Kirche singen und der Schulmeister durfte Luthers Catechismum nicht mehr lehren. (Beiläufig, ein schlagendes Beispiel für das, was in den trefflichen Aufsätzen in Nr. 55—57 des Hallischen Volksblatts v. d. J. „Zur Verständigung über Union" sehr richtig über den aggressiven Character des Calvinismus gesagt ist.) Hierüber klagten sie bei dem Landesherrn und beschwerten sich über das böse Leben und Wandel ihres Predigers. Besonders wurde ihm Schuld gegeben, daß er anstatt der Worte in dem heiligen Abendmahl: Das ist der Leib Christi, der für dich gegeben ꝛc. gebrauche diese Worte: Das Brod, das ich breche, ist die Gemeinschaft des Leibes Christi ꝛc., daß er bei der Absolution die Hände nicht auflege; er habe den Exorcismum abgeschaffet und den Bademüttern die Nothtaufe verboten; er segne auch bei dem heiligen Abendmahl den Wein nicht; bei dem Anfang der Kirche würde auch der heilige Geist nicht angerufen, noch das Vater Unser gebätet; er habe Lutheri Catechismum abgeschafft; er fordere von den Kranken keine Beichte ꝛc.

In Detmold wurde ähnlich durch den genannten General-Superintendent Dreckmeyer verfahren. Er mußte der ganzen Gemeinde in einer Reihe von Predigten die reformirte Lehre vom heil. Abendmahl vortragen; dann ließ er den großen Altar fortschaffen, einen hölzernen Tisch hinstellen, worauf das Sacrament nach reformirter Art gespendet wurde. Graf Simon und seine Gemahlin, Söhne und Töchter, Räthe und Bediente communicirten öffentlich zusammen. Hierüber kamen der Bürgermeister, der Stadtrath und die ganze Bürgerschaft mit einer Supplication ein, beklagten sich über diese Neuerung, zumal sie ihr voriger Prediger, General-Superintendent Johann

v. Exter, so ernstlich vor dergleichen Neuerungen bei dem heil. Abendmahl gewarnt, auch der jetzige Superintendent Dreckmeyer auf das Ansuchen der Stadt keine Aenderung vorzunehmen, ihnen versprochen hätte." Der Graf Simon antwortete ihnen hierauf mit vieler Bescheidenheit und Verwarnung. Jedoch wollte dies bei dem gemeinen Manne sogleich keinen Eingang finden. Der Conrector an der lateinischen Schule, M. Jos. Luck oder Lucanus von Neuenkirchen im Hessenlande hatte sich bei dieser Religionsänderung gar zu eifrig bewiesen; deswegen wurde ihm nicht nur das Haus aufgekündigt, sondern auch von dem Burgemeister Schmeerreim ausgesprengt, die Bürger würden ihn bei seiner Rückkunft mit Steinen todtwerfen. Deswegen mußte ihm auch sicher Geleit ertheilt und den Bürgern dergleichen boshaftige Unternehmungen bei 200 Goldgulden Strafe untersagt werden.

Nach den Protokollen der Kirchenvisitationen zu urtheilen, sagt Falkmann, welche von den drei eifrigsten Reformirten, dem mehrerwähnten Dreckmeyer zu Detmold, Happenius, Pastor zu St. Johann vor Lemgo und Pleßmann, dem in der Hofluft der gräflichen Residenz zu Brake lebenden Superintendenten gehalten wurden, war fast keine Gemeinde des Landes in der nicht, sei es von den Geistlichen oder der Gemeinde Unzufriedenheit über diese calvinistischen Neuerungen laut wurde. Außer Detmold und Horn erregten sie auch in Heiligenkirchen und Sonneborn lebhafte Unruhen; ein widerstrebender Geistlicher in Horn, Drepper, wurde abgesetzt, desgleichen die sich zu sehr sträubenden Pastoren zu Cappel und Donop, während einige ältere Geistliche z. B. zu Bäsingfeld und Barntrup, die sich nicht fügen wollten, Gehülfen erhielten. Am gräflichen Hofe zu Brake wurden seit dem Jahre 1606 unter der Leitung des erwähnten eifrig reformirten Superintendenten Pleßmann im Beiseyn des Landesherrn, seines ältesten Sohnes, des Erbgrafen Simon (VII), des Kanzlers Schneidewindt und anderer Räthe lateinische Disputationen der Geistlichen über die reformirten Lehrsätze z. B. vom Abendmahl gehalten, um sie in der Calvinistischen Kirchenlehre zu befestigen und ihnen die Mittel an die Hand zu geben, Andersgläubige zu bekämpfen.

Der Chronist Johann Piderit, Pastor zu Blomberg, Verfasser des im Jahre 1627 herausgekommenen Chronicon Comitatus Lippiae, geht in demselben mit merkwürdiger Kürze in folgenden Worten über diese Calvinisirung des Landes hinweg: „Dieweil nun aber im Lande und Kirchen etzliche Mißverstände in Religionssachen entstanden, so haben Ihre Gnaden als ein hochverstendiger Herr aus väterlicher Vorsorge solches bei sich erwogen und das Religionswerk sich zum Höchsten angelegen seyn lassen und deswegen anno 1606 mit allem Ernste, Eifer und äußersten Vermögen selbiges angenommen und ins Werk gerichtet. Ob nun wol, wie zuvor gedacht, Ihre Gnaden sich solch Werk herzlich angelegen seyn lassen, so haben sich doch die Vornembsten im Lande von Rittern und Städten solche Meinunge nicht allerdings könne gefallen lassen, deswegen dahero die Gemüther ferner von einander sind gesetzt worden."

Auf diese Weise ist das lutherische Land Lippe reformirt gemacht. Nur die Stadt Lemgo allein leistete den hartnäckigsten, Jahre lang fortgesetzten Calvinisirungsversuchen siegreichen Widerstand, obwohl sogar unmittelbar vor ihren Thoren der seit 1604 an der Kirche zu St. Johann vor Lemgo angestellte Pastor Johann Happenius, ein leidenschaftlicher Calvinist, die calvinische Lehre mit Ungestüm auf der Kanzel trieb, aber durch seinen polternden Eifer nur bewirkte, daß seine Zuhörer zurückgestoßen wurden und seine Gemeinde nicht mehr bei ihm communiciren wollte. Sein Streit mit dem eifrig lutherischen Pastor Johann Stapelius zu St. Marien in Lemgo, der in Folge eines Pamphlets des letztern auf den mehr erwähnten Superintendenten Dreckmeyer entstand, trug bedeutend zu der Erbitterung zwischen dem Magistrat von Lemgo und dem Landesherrn bei, welche endlich in einen 11jährigen Kampf ausbrach (1606—1617), der mit dem Namen „Lemgoer Revolte" bezeichnet wird, die wir hier nach einer uns vorliegenden aus archivarischen Quellen gezogenen Handschrift darstellen, dabei aber bemerken, daß der Verfasser derselben ein bitterer Gegner der Stadt und eifriger Verfechter der landesherrlichen Gerechtsame ist.

Als Graf Simon VI. durch die kaiserlichen Dienste in große Schulden und Verderben gerathen war, und zugleich anno 1604 die Einführung der reformirten Ceremonien ad imitationem Hassiacam sich in den Sinn kommen ließ, daneben aber auch in der Stadt Lemgo seine landesherrlichen Gerechtsame gehandhabt wissen wollte, so war dieses der Zunder zu einem verderblichen Aufruhr und Feuer. Die lemgoischen Prediger fingen auf der Kanzel über die auf dem Lande vorgegangene Reformation zu schänden und zu schmähen an; Prediger und Schulmeister injuriirten durch öffentliche Pasquillen den Landesherrn und dieser verlangte die Auslieferung oder Anordnung eines peinlichen Gerichts unter adjunction einiger herrschaftlichen Diener. Beides denegirte Magistratus und hierüber wurde die Stadt gesperrt und alle Zufuhr abgeschnitten. Jedoch legte sie sich zum Ziel und bat um Gnade, wodurch die bloquade wieder aufgehoben wurde. Allein Pastor Grothauß wiegelte in seinen Predigten die Bürger von neuem gegen die Herrschaft auf, und als dieser samt seinem Collegen Lücke zu St. Nicolai im Jahre 1607 starb, an St. Marien aber der obengenannte Pastor Stapel in Folge des erwähnten Pamphlets sich in Criminaluntersuchung, Arrest und Suspension vom Amte befand, das er auch bei seiner Freilassung im Jahre 1608 nicht wieder erhielt, sondern mit seiner Frau und neun Kindern ins Elend ziehen mußte, so riefen die Lemgoer alsbald gegen das ausdrückliche Verbot des Landesherrn an die vacanten Stellen andere Geistliche, namentlich an St. Marien den zu Marburg wegen gleicher Aufwiegelung auf Befehl des Landgrafen Moriz von Hessen vertriebenen, eifrig lutherischen M. Wolfgang Helwig, der denn auch in Lemgo, so meinte wenigstens Graf Simon, das gemeine Volk zum Ungehorsam und Aufstand gegen ihn aufwiegelte. Diese Eigenmächtigkeit des Magistrats, sagt Falkmann a. a. O., und einige sonstige Eingriffe in die Episcopalrechte durch Ausübung der Gerichtsbarkeit in Ehe- und Kirchendisciplinarsachen versetzten den Landesherrn und sein Consistorium in gewaltige Entrüstung. Graf Simon war der festen Ueberzeugung, daß seit dem Augsburger Religionsfrieden von 1555 die gesammte bischöfliche Gewalt auf die protestantischen Reichsstände, somit auf seinen Vater, Bernhardt VIII. und demnächst auf ihn vollständig und ungeschmälert übergegangen sey, und daß dieselbe zufolge seiner Kirchen- und Consistorialordnung für den Bereich des ganzen Landes allein von seinem Consistorium auszuüben sey. Freilich wollte die immer wiederkehrende Berufung des Grafen auf den Religionsfrieden eigentlich nicht recht passen, denn dieses Reichsgesetz bezog sich nur auf die Rechte der Katholiken und Augsburger-Confessions-Verwandten, während die Zwinglianer und Calvinisten ursprünglich davon ausgeschlossen waren. Die Stadt Lemgo wollte die durch des Grafen Ueber-

tritt zur reformirten Kirche gleichsam vacant gewordene Episcopalgewalt selbst in die Hand nehmen, dieselbe durch ein eigenes Local-Consistorium ausüben und dem Grafen höchstens die formelle Bestätigung der von ihrem Consistorium Berufenen und ordinirten Geistlichen, am wenigsten aber die Ertheilung von Vorschriften an die Letztern über Kirchenlehre und Ritus gestatten. Auch die Gültigkeit der Lippischen Kirchenordnung wollten die Lemgoer nicht anerkennen; ihre Kirchenordnung sey die der Stadt Braunschweig, welche sie von dort schon zur Zeit der Reformation angenommen hatten. (Es war nämlich gleich im Jahre 1533 Moriz Piderit, der erste lutherische Pastor in Lemgo, nach seinem Uebertritt zur Lehre Luther's nach Braunschweig gereist, hatte hier die Einrichtung des evangelischen Gottesdienstes kennen gelernt und ein Exemplar der Braunschweigschen Kirchenordnung, wahrscheinlich als ein Geschenk der Stadt, mitgebracht, welches noch jetzt vorhanden ist, auf dem Einbande die Inschrift „Der Stadt von Lemgo" und den Titel führt: „Der erbarn Stadt Braunschweig Christliche Ordnung, zu Dienst dem heiligen Evangelio, Christlicher Lieb, zucht, friede und einigkeit, Auch darunter viel Christlicher lehre für die Bürger. Durch Johann Bugenhagen Pomer beschrieben MDXXXI.") Graf Simon berief anfangs einen Landtag nach Cappel, wo aber die Lemgoer mit einer in so beleidigendem und übermüthigem Tone gefaßten Vertheidigungsschrift ankamen, daß dadurch die Erbitterung des Landesherrn nur neue Nahrung erhielt. Er verbot den eigenmächtig berufenen Lemgoer Geistlichen die Canzel, jedoch ohne Erfolg. Er erließ hinter einander eine Reihe von Strafmandaten von 2000, 4000, 6000 Thaler an den Magistrat, wogegen dieser jedesmal durch einen Notar Protestation oder die Appellation an das Reichskammergericht einlegte. Er richtete eine ausführliche und fulminante Beschwerdeschrift an den Kaiser Rudolf und beabsichtigte sogar, selbst deshalb an den kaiserlichen Hof nach Prag zu reisen.

Die Stadt Lemgo setzte sich inzwischen in militairische Verfassung und anno 1608 wurde vom Reichshofrath eine Commission (Execution) auf Cöln und Braunschweig erkannt. Ehe aber diese ausrückte, wurde die Stadt anno 1609 gesperrt und ihr dadurch aller Verkehr nach außen hin abgeschnitten. Hierdurch empfindlich betroffen suchten die Lemgoer die Vermittelung der dem gräflichen Hause befreundeten lutherischen Grafen Ernst von Holstein und Schaumburg und Jobst von Limburg-Styrum, welche erst durch Abgeordnete im Kloster Möllenbeck mit dem gräflich Lippeschen Bevollmächtigten unterhandelten, dann persönlich nach Lemgo und an den Hof zu Brake kamen und im Juni 1609 einen Vergleich zu Stande brachten, vermöge dessen der Magistrat das jus patronatus in beiden Kirchen zu St. Nicolai und St. Marien exerciren, die Prediger präsentiren, die Schulen selbst besetzen und zu dem gräflichen Consistorium einen von den drei Lemgoer Burgemeistern, „welcher in der Religion mit Sr. Gnaden einig und tüchtig dazu befunden worden," als ordentlichen Beisitzer deputiren sollte. Inzwischen wurden die drei Lemgoer Geistlichen ins Consistorium citirt, um zu erklären, ob sie sich Sr. Gnaden christlichen Reformation und angeordneten Ceremonien bequemen wollten; dann sollten sie ihre Stellen vorläufig behalten, andern Falls sich derselben entsetzt haben. Aber sie blieben ungehorsamlich aus. Magistratus demittirte nun die bisherige unruhige und aufrührerische Prediger, in Hoffnung, dadurch Ruhe und Friede zu erhalten, und präsentirte an deren Stelle den 30. Juli 1609 drei reformirte

Prediger. Diese wurden darauf vociret und installiret, indem sie von den Bürgermeistern in Gegenwart der Herrschaft auf die Canzel geführt wurden.

So war es nun menschlichem Ansehen nach den dreijährigen, mit der größten Zähigkeit von oben her angewandten, gewaltsamen Maßregeln gelungen, die Luth. Kirche auch in ihrem letzten Zufluchtsorte im Lande zu unterdrücken und an ihrer Statt den Calvinismus der jetzt selbst von ihrem Magistrat verlassenen Bürgerschaft Lemgo's aufzudrängen, und unser gewaltig anti-lutherischer archivalischer Autor fährt in seiner naiven Selbstzufriedenheit fort: Alles ware nunmehro in der Stadt ruhig, bis auf den 3. September, als die verabschiedete Prediger binnen dieser Zeit die Veranstaltung zu einer neuen Revolte gemacht. Die Studenten schmissen Canzler Niebeckern die Fenster ein, wurden deshalb vom Magistrat arrestiret und hernach von den zusammengerotteten Studenten und Handwerkspurschen mit Gewalt entlediget. Superintendent Dreckmeyer als bisheriger Prediger zu St. Nicolai entkame der Wuth des Pöbels und der andere, Engelhardt Glane, wurde heimlich aus der Stadt gebracht (diese waren also, wie man sieht, zwei von den drei reformirten Predigern, welche der Magistrat, wie eben erwähnt, berufen hatte; bis dahin war Dreckmeyer bekanntlich Superintendent gewesen). Magistratus wollte den Tumult stillen und brachte den aufrührerischen Prediger Helwicum zum Thore hinaus; allein ehe sie sich versahen, wurden die mehrsten des Magistrats gefänglich eingezogen und andere kamen zu größten Glück aus der Stadt. (Der Magistrat wurde abgesetzt und statt dessen ein Convent von 36 Personen ernannt.) Hierauf führten die Rebellen die Canons auf den Wall, droheten das Schloß Brake, worinnen sich der Landesherr aufhielte, in Grund zu schießen, wurben durch Hülf und Beistand anderer Städte Soldaten und übeten damit außerhalb der Stadt allerhand insolentien aus. Als nun alle mandata und Anmahnungen zur Ruhe nichts verfangen und die Rädelsführer auch nicht erscheinen wollten, so ließe der Landesherr durch Aufbott des Ausschusses die Stadt von neuem bloquiren. Alle herrschaftlichen Bedienten mußten wegen besorglicher Gefahr aus der Stadt weichen, andere Einwohner wollten ihre Häuser verkaufen und es schiene, als wenn der Stadt ein übeles Schicksal bevorstunde, weshalb Magistratus sich zum Ziel legte und um Gnade anhalten lassen. Der Landesherr erklärte sich auch hierzu willig und Hessen, Nassau, der Bischof zu Osnabrück und der Graf von Schaumburg erbotten sich zu Mediatoren, wodurch die Irrung zu einem Vergleich angenommen, daß beider Theile gravamina für den Mediatoren in Verkehr gezogen und hernach zur decision an Auswärtige versendet würden, bis dahin Lemgovienses die beiden Kirchen S. Nicolai und S. Mariä behalten und bei ihrer Religion unbeeinträchtiget, dem Landesherrn aber die Kirche zu S. Johann und den Brüdern (das jetzt s. g. Brüderkloster) gelassen und die Stadtprediger sich alles schändens und schmähens enthalten sollten.

Es war aber kaum dieser Vertrag geschlossen und von dem Landgrafen von Hessen die weitere Handlung zur Güte veranlaßt, so fingen Lemgovienses wiederum neue Händel an, indem sie einen vom Grafen mit sicherm Geleit versehenen Bürger ins Gefängniß legten. Nun verlangte der Graf, die Stadt solle den Aufwiegler Helwig von der Canzel lassen und dimittiren, aber auch dies war nicht zu erlangen, oder daß die Bürger die Waffen niederlegen oder in die

Vertragshandlung sich einlassen sollten. Dies gab nun abermal zu einer bloquade Veranlassung, wogegen sich die Stadt zur Gegenwehr setzte, finge an, Soldaten zu werben und die Wälle in defension zu letzen. Von landesherrlicher Seite wurde die Ritterschaft und andere mit 164 zu Pferd aufgebotten und Anstalt zur förmlichen Belagerung gemacht, auf interposition einiger Fürsten aber wieder aufgehoben und ein Vergleich tentiret. Demnächst wurde der Stadt das zweytere kaiserliche Poenal-Mandat und Achtserklärung insinuirt. Inzwischen starb Graf Simon VI. im Jahre 1613. Und nachdem nun die insolentz der Lemgoer sich in die Länge verzog, so war Graf Simon VII., sein Nachfolger, die Sache mit Ernst anzugreifen gemüssigt, mithin abermal die Veranstaltung zu einer formellen Belagerung gemacht. Hierzu wurden einige Soldaten geworben, das Landvolk und Ritterschaft aufgebotten, die Laufgräben eröffnet, Schanzen angelegt ꝛc. Hierdurch kame nun endlich durch intercession vieler Herren und Städte währender dieser Belagerungsanstalten der Vertrag de anno 1617 zwischen der Stadt und Graf Simon VII. zu Stande, welcher lautet: „Simon, Graf und Edler Herr zu der Lippe, als regierender Landesherr, hat für sich, seine Erben und Nachkommen gnädig bewilligt, daß Burgemeistern, Rath und Gemeinheit der Stadt Lemgo bei dem freien und unverhinderten Exercitio ihrer Religion, wie dieselbe anno 1530 Kaiser Karolo V. auf dem Reichstage zu Augsburg übergeben und in der 1571 aufgerichteten, gedruckten Lippischen Kirchenordnung bestätigt ist, allerdings gelassen werden sollen und dabei ohne alle Veränderung verbleiben mögen. Ihro Gnaden haben auch ferner bewilligt, daß sie zur Erhaltung solches ihres freien Exercitii ihre eigenen Prediger, wie sie dieselben jetzt haben, behalten, nach Beschaffenheit ihres Verhaltens entlassen, und wann deren einer oder anderer renunciren, versterben oder entsetzt werden möchte, daß sie alsdann statt derselben einen andern vociren, ihn an ein Consistorium einer hohen Schule Augspurgischer und Lutherischer Religion verschicken und ihn dort examiniren und event. ordiniren lassen mögen. Wenn selbiger Vocatus von selbigem Consistorio ein testimonium doctrinae et qualificationis fürbringen, auf die Augspurgische Confession und Kirchenordnung von 1571 bei seinem Lehren und Predigen zu halten sich verpflichten würde, alsdann sollen und wollen auch Ihro Gnaden solche präsentirte Person ohne einige weitere Examination und Recusation confirmiren und bestätigen."

Dieser Vergleich ist durch einen zweiten vom Jahre 1724 bestätigt. — Des historischen Zusammenhangs wegen verweisen wir hier Betreffs der weitern Schicksale der Lutherischen Kirche im Lippischen Lande vorerst auf unsern 26sten Bericht in Nr. 81 und 82 dieser Zeitung vom Jahre 1856, und fragen

2. Wie nun weiter?

Die Lutherische Kirche im Fürstenthum Lippe besteht gegenwärtig aus den Gemeinden St. Nicolai in der Altstadt und St. Marien in der Neustadt zu Lemgo, aus der Lutherischen Gemeinde zu Detmold und aus der Neuen Evangelischen Gemeinde, welche in die Muttergemeinde zu Lemgo und in die Zweiggemeinde zum Eikhofe zerfällt. Während die Reformirte Kirche des Landes schon im vorigen Jahre dem Herrn Lob- und Danklieder singen konnte, daß ihr durch das Consistorium unbefugt alterirtes Bekenntniß und die gesetzliche Verpflichtung ihrer Geistlichen darauf vom Fürstlichen Kabinet wieder hergestellt worden, worüber wir uns hier auf die von anderer Seite her in Nr. 94 dieser Zeitung vom J. 1856 veröffentliche Nachricht beziehen können, geht es mit dem Wiederauf- und Ausbau der Lutherischen Kirche langsamer von statten. Doch ist auch hier schon treulich Hand ans Werk gelegt worden, zunächst dadurch, daß die Gemeinde St. Marien ihres durch das Democratenregiment von 1848 ihr aufgedrungenen Predigers Kulemann endlich nach neun traurigen Jahren entledigt ist. Gegen ihn haben diese Berichte von Anfang an entschieden gezeugt und gekämpft. Der Herr weiß es, wie dem, der sie schreibt, der jammervolle zerrissene Zustand der armen Gemeinde durchs Herz gegangen ist und wie er Ihn gebeten hat, ihr das helle Licht seines Worts wieder leuchten zu lassen. Am zweiten Adventssonntage, 7. December vor. J., wurde der Gemeinde durch einen Kabinetserlaß bekannt gemacht, daß des Fürsten Durchlaucht eine Kirchenvisitation über sie verhängt habe, in Folge deren Pastor K. am nächsten Sonntage eine Visitations-Predigt und Katechisation zu halten und sich dann zu weiterer Vernehmlassung vor den drei Visitatoren, Consistorialrath Reiche von Bückeburg, Superintendent Münchmeyer von Buer im Hannöverschen und Consistorialrath Heinrichs aus Detmold zu stellen habe. K. verkündigte an jenem Sonntage seiner Gemeinde von der Kanzel: Es hat sich ein Sturm wider uns erhoben, aber Eine feste Burg ist unser Gott, und im Vertraun auf ihn wollen wir dem Sturme die Stirn bieten. Bald scheint er sich jedoch mehr auf Menschenrath als auf Gott verlassen zu haben; unter allerlei Ausflüchten versagte er dem Befehle seines Fürsten den Gehorsam, weigerte sich der Visitations-Predigt sowie der weitern Rechenschaft über seinen Glauben und seine Lehre, wurde deshalb vom Amte suspendirt und endlich zum 1. Juli d. J. mit einer Pension von 200 Thlrn. removirt. Jetzt soll, da die Kirche einer bedeutenden Reparatur bedarf, die Stelle erst provisorisch wieder besetzt werden, und der Herr wolle in Gnaden den rechten Mann dazu finden lassen.

(Schluß folgt.)

Berlin.

Folgende Bilder stehen zum Verkauf:

1. Christus am Kreuz, Original, Moment: Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen! 7 Fuß hoch, 4 Fuß breit.
2. Die Verspottung Christi nach einem alten Meister.
3. Luther und Melanchthon nach Lucas Cranach, jedes 3 Fuß hoch, 2 Fuß 4 Zoll breit.

C. F. G. L'oeillot de Mars,
Dorotheenstraße Nr. 61.

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz. Druck von Trowitzsch und Sohn.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1857. Mittwoch den 25. November. № 94.

Eine Tübinger Reformationspredigt. *)

Es ist unlängst in der Ev. K. Z. auf einen norddeutschen akadem. Theologen hingewiesen worden, der in der Negation aller bisherigen historischen Entwickelung des Christenthums und der Kirche bis in das apostolische Zeitalter zurückgeht, um für seine ideologischen Anschauungen und etwanigen Neubildungen vollkommen freien Raum zu haben. In der obigen Predigt begegnen wir einem süddeutschen Theologen der Lutherischen Kirche, der, obschon auf wesentlich verschiedenem Wege, mit jenem bei demselben Ziele ankommt.

Herr Dr. Beck verfolgte seine, von der christlichen Entwickelung des Christenthums grundsätzlich absehende, Richtung bereits bei Antritt seines akademischen Lehramts zu Tübingen, und hat sich damals in seiner Antrittsrede, über das Verhältniß des Christenthums zum Zeitleben, gehalten am 11. Mai 1843 **), mit ehrenwerther Offenheit hierüber ausgesprochen. Er betrachtet in derselben das Zeitleben, d. h. die historische Entwickelung in den christlichen Culturländern, als in radikalem Bruch mit dem Christenthum begriffen, und „das ist ihm lieb in mehr als einer Beziehung", denn „so mußte es kommen; es gilt aber nicht, die Hände ausstrecken nach dem menschlich Traditionellen des Glaubens, als könnte es einen Gegner in der Blüthe seiner Manneskraft erdrücken, dessen Geburt und Wachsthum es nicht immer verhindern konnte, da es noch die ungebrochene Macht seines Positivismus inne hatte. Das gute Alte hat seiner Zeit sich selbst gerechtfertigt durch Leben und Kraft, die von ihm ausgingen; einmal todt, wird es vor keiner menschlichen Kunst und Mühe so gerechtfertiget, daß das Leben wieder darin einginge; nur das Quellleben, das Urleben, aus dem jenes geschöpft und genährt war, gibt mit dem Neuen das gute Alte neu zu schöpfen in verjüngter Kraft seines inwendigen Kerns, während sein äußeres Menschenschema höchstens als Mumie sich conserviren läßt." (S. 25. 26.)

Also die Kirche seines Vaterlandes, die Kirche der Reformation, die Lutherische Kirche, aus deren Hand er sein Lehr- und Predigtamt übernahm, hatte einmal aus dem Urleben der Kirche, aus dem biblischen Christenthum Leben und Kraft geschöpft, was man als gutes Alte bezeichnen könne; nun aber war sie sammt dem guten Alten unrettbar erstorben und nur noch als Mumie zu bewahren, wobei dann, was an ihr gut gewesen, neu in verjüngter Kraft seines inwendigen Kerns aus dem Urleben (der Schrift) zu schöpfen sey. Mit dieser Confession trat er, als mit einem Grabgesang der Kirche der Reformation, von der nur etwa noch die akademischen Lehrstühle und Kanzeln feststänben, sein Amt an. Er wollte in diesem Sinne „Confessor seyn, um mit Ehren Professor seyn zu können." S. 3. Er will „der Schrift nicht huldigen als einem gefügigen Mittel für persönliche oder äußerlich auferlegte Zwecke, sondern sich ihr als Organ der Wahrheit unterwerfen, und so seine persönliche Ueberzeugung, seine Denk-, Lehr- und Lebensweise aus und nach ihr bilden." Dies sey nicht „Sache gezwungener, berechnender Anbequemung" — der alle Diener der zur Mumie gewordenen Kirche hingegeben sind — „sondern Sache freier Liebe und freien Glaubens", und schließt er: „Das ist die Stellung, welche ich mir zur Schrift als Mensch und Theologe angewiesen, für welche zu arbeiten ich mich verpflichtet finde." S. 4. 5.

Das war also bereits eine radicale Ablösung von dem Verbande seiner und aller historischen Kirchenordnung, der nur grade so viel Lebenskraft gelassen ist, um dem seiner absoluten Selbstständigkeit gewissen Professor Lehrstuhl und Kanzel zu übergeben, und dann zuzusehen, wie er über die Mumie verfügen werde. Er setzt sich dann mit ihrem Lebensbann „unter einem Geflechte von Gottes Wort und Menschensatzung", mit „den Tagesmächten des Zeitchristenthums", mit „Flitter, Composition, Schulgestrüpp und Schulchristenthum" auseinander, und nimmt für sich das „reine Gold des biblischen Christenthums" in Anspruch, in dessen Besitz man nicht um „Schlacke und Gehäuse eifern könne." Denn in seiner urgeschichtlichen Wahrheit und Kraft und nur in dieser hat das Prieſterthum seine ewige Kraft und Wahrheit; in der reinen Originalität seines principiellen Anfangs, und nur in dieser, nicht in einem Zusatz, hat es auch seine Vollendung. Was menschliches Meinen dem bibl. Christenthum anheftet (!), um es zur Allerweltreligion, zur idealen Schulweisheit oder politischen Macht zu stempeln, gründet nicht in der Kraft des unendlichen Lebens, sondern lebt und stirbt wieder mit seiner Zeit." (S. 5. 14. 15. 24.) Und dieser

*) Die Freiheit von der Menschensatzung. Pred. 3. Sonnt. n. Trinit. 1857 von Dr. J. T. Beck, ordentl. Professor der Theol. zu Tübingen. Stuttgart, J. F. Steinkopf.

**) Erschienen Stuttgart, Balserſche Buchhandlung, 1843.

Zeitpunkt des Sterbens war ihm für seine Kirche bereits gekommen, und ihre Kanzel und Katheder nur noch dazu da, ihren Auflösungsproceß zu beschleunigen!

Man wird nicht wenig überrascht seyn, diese Stimme zu einer Zeit, da die Evangelische Kirche im ganzen Norden und Osten Deutschlands auf den Ruf Talitha kumi, Marc. 5, 41, sich bereits wieder zu ihrem Herrn gewandt, und sich aller Orten in der Kraft des neu geschenkten Lebens auf den alten Grundlagen neu erbaute, aus Würtemberg, und zwar von Tübingen aus, erschallen zu hören. Hier grade hatten ja, während bis ins dritte Jahrzehend des Jahrhunderts hinein die Stimme des Evangeliums auf mancher andern theol. Bildungsstätte fast ganz verklungen war, noch immer treue Zeugen sich als ein Same der bessern Zeit vernehmen lassen, und wenn diese auch eben als Theologen dem Einfluß der Zeittheologie sich nicht ganz zu entziehen vermochten, so blieben sie doch einmüthig dem Evangelio zugewandt, und bezeugten in Eintracht des Glaubens und der Liebe durch ihren Wandel, daß sie, trotz mancher Schatten, welche die trübe Zeit auf ihre Theologie warf, im Herzen dem Herrn und seiner Kirche anhingen. So und nicht anders wird jedermann bezeugen, der etwa, wie Einsender, zu Anfang der Zwanziger die theuren Männer Flatt, Bengel, Steudel, Wurm und den eben aufblühenden Chr. Schmid gehört und sich ihres gläubigen Wandels gefreut. Und dem entsprach auch der kirchliche Zustand des ganzen Landes, welches von der theologischen Zerrissenheit auf Kanzeln und Kathedern in andern Ländern damals noch weniger berührt worden.

Indeß trat Dr. Beck erst 20 Jahr später ein, als bereits die von Dav. Strauß ausgegangne Bewegung ihre volle Wirkung entfaltet, und die Baur'sche Schule eben in jugendfrischer Kraft stand. Dieß und seine Erfahrungen unter den politischen und kirchlichen Gährungen der Schweiz und des angränzenden Frankreich mochten den eingeschränkten Gesichtskreis des von Basel kommenden Mannes so verdüstert haben, daß er den nahen Zusammensturz der Kirche voraus zu sehen glaubte. Der Prozeß war ihm, nicht nur in der Schweiz und in Tübingen, sondern in der Kirche überhaupt „radikal geworden — und das war ihm lieb."

Inzwischen trat er sein Lehramt im vollen Bewußtsein der Unzerstörbarkeit des Christenthums an, und wirkte von diesem Standpunkte aus mit dem entschiedensten Erfolge, nicht allein den theologischen und atheologischen Wirren gegenüber, in deren unmittelbare Mitte er sich auf seinem Lehrstuhl versetzt sahe, sondern faßte zugleich die mannigfach krankhaften Zustände seines Vaterlandes, namentlich die ihm weniger zugängliche, überwiegend im Gefühl einhergehende, Form des Pietismus scharf ins Auge, und versandte seine Pfeile und schweren Streiche mit rücksichtslosem Eifer nach allen Seiten hin. Es zeigte sich grade bei seiner höchst einseitigen Wirksamkeit die weit überwiegende Macht der einfachen Wahrheiten der Schriftoffenbarung, in der ja, als dem unwandelbaren Zeugniß ihres göttlichen Hauptes, alle Entwicklungen der Kirche gründen, daß jene, trotz des vollkommensten Mißverständnisses derselben in ihrer Beziehung auf die Kirche bei Dr. Beck, dennoch die Macht der mit so viel Geist vertretnen negativkritischen Richtung brachen. Es ist Dr. Beck, wie ihm auch seine kirchlichen Gegner bezeugen, die er mit nicht geringerer Erbitterung bekämpft, weil sie eben seinem antikirchlichen Radicalismus entgegen arbeiten, der am meisten dazu gethan, die von der entgegengesetzten Seite her ebenso die Grundlagen des christlichen als des kirchlichen Tobens untergrabende Bewegung zum Stillstand zu bringen, und einer besonnenen Anschauung jener Grundlagen Raum zu schaffen.

Mit voller Kraft erkennt Dr. Beck den göttlichen Factor der Geschichte an, und hierin liegt das Geheimniß seiner Stärke, des mächtigen Einflusses auf die ihm anhangenden Schüler, hierin das große Uebergewicht seiner Stellung über alle halbherzigen, unentschiednen Richtungen, wie auch der entschiedene Vorzug derselben vor derjenigen anderer destructiven Parteihäupter. Der Schriftwahrheit entschieden zugekehrt liegt das Unheil, welches er dennoch anrichtet, nicht in seiner Absicht, sondern dieß ergiebt sich aus dem völligen Mißverständniß jener in ihrer Anwendung auf die historische Entwicklung.

Der andre Factor nämlich, welcher mit dem göttlichen das Gewebe der geschichtlichen Entwicklung bildet, kommt bei ihm nicht zu seinem Recht, göttliches und menschliches gelangen ihm nicht zu inniger Durchdringung, Natur und Gnade bleiben ihm auch in der Kirche und ihren Gestaltungen unverbunden und geschieden, die „Erneuung des heil. Geistes, welche er reichlich über uns ausgegossen durch Jesum Christum", Tit. 3, wird ihm nicht zu Leben und Wahrheit, die Kirche kann sich Schrift und Offenbarung nicht aneignen, diese werden als unentwickelter Same von Geschlecht zu Geschlecht überliefert, und treten höchstens in des Tübinger Docenten Vorträgen lehrmäßig entwickelt zu Tage. Im Grunde sind aber selbst Reden und Vorträge Dr. Becks eine Anomalie, denn derselbe erklärt sich überall entschieden feindselig gegen jeden Zusatz zu dem simpeln Buchstaben der Schrift, wenigstens darf keine Lehrentwickelung mit dem geringsten Anspruch auf Autorität auftreten, jedermann darf sie, mit der unausgelegten Schrift in der Hand, jederzeit selbstbeliebig verwerfen, nichts außer der Bibel darf in der Kirche fertig werden, über nichts in derselben, als über das bloße Daseyn der Bibel, darf sich ein gemeinsames Bewußtseyn, weder ein glaubensgewisses Bekenntniß zu ihrem ausgelegten Inhalt, noch zu einer auf denselben gegründeten Ordnung bilden. Es wäre demnach auch nur folgerecht, auf Kanzel und Katheder nur einfach den Text, und zwar den schlechthin ursprünglichen, durch keine kirchliche oder philologische Kritik vermittelten, also auch keine Uebersetzung! vorzulesen — so lange man nicht unwillkürlich dahin getrieben wäre, überall nur die biblisch-theologische Auslegung und Anschauung Dr. Becks für die einzig wahre anzuerkennen, zunächst also seine Reden und Vorträge als nicht bloß „dem biblischen Christenthum ange-

heftet" gelten zu lassen, und so also den graden Weg zu dem — mit so viel Eifer bekämpften — protestantischen Papstthum einzuschlagen.

So sind wir von der Anerkennung der Verdienste eines seine Richtung mit rücksichtloser Energie verfolgenden Mannes um sein Vaterland bereits zur Bezeichnung der entgegenstehenden Irrungen angekommen, denen jene Richtung unterliegt, welche kaum darüber Zweifel lassen, daß dieselbe, wenn keine Umkehr und Besinnung eintritt, endlich der Kirche verderblicher sich erweisen werde, als diejenige, welche sie bekämpft. Und dies aus dem einfachen Grunde, weil seine Wirksamkeit von unbestreitbaren Wahrheitsgründen ausgeht. Seine Irrthümer sind kräftige, weil er sie überall mit Schriftgründen geltend macht, in denen die Kirche ihre Lebenswurzeln hat, die er durch ihren Mißbrauch für die Kirche unwirksam macht, ja sie zur Beschleunigung seines radikalen Auflösungsprocesses verwendet.

Die Beck'sche Richtung theilt mit verwandten die Anziehungskraft des Radicalen, der absoluten Selbstgewißheit und Rücksichtlosigkeit, was alles dem alten Menschen zusagt, und vor allem die unbefangen sich hingebende Jugend fortreißt. Aber sie hat das Gefährliche der Verwendung heiliger Schriftwahrheiten für ihre Parteizwecke voraus, wodurch für Unerfahrene, die einmal in den Strudel seines Radicalismus gezogen, der Führer den Schein eines gottbegeisterten Reformators gewinnt, womit auf seinem Wege, zumal bei der Jugend, jedem Fanatismus die Thür geöffnet ist. Sofern dies alles Herrn Dr. Beck wider seine Absicht begegnet, er auch die Verirrungen seiner Schüler, die jedoch nur die Consequenzen der ihnen dargebotenen Principien ziehen und das Gefährliche des Systems zur Anschauung bringen, lebhaft beklagte, so gibt sich Einsender der Hoffnung hin, daß der von ihm, im Dienst der gemeinsamen Kirche, erhobene Widerspruch ihn nicht schmerzlicher verwunden werde, als die demselben hoffentlich zum Grunde liegende Wahrheit unvermeidlich macht.

Was eine tiefergehende literarische Wirksamkeit Dr. Beck's betrifft, so ist dieselbe seit seinem Eintritt in die Tübinger Facultät, bis auf die Ausgabe seiner Kanzelreden, gänzlich zum Stillstand gekommen; ein Umstand, der auf einen ernstgemeinten reformatorischen Beruf in Ansehung der Lehrentwickelung von dieser Seite her auch nicht eben schließen läßt. Einsender ist jedoch, auch hiervon abgesehen, mit dieser Mittheilung nicht gesonnen, auf dessen seit Jahrzehnten vorliegende wissenschaftliche Arbeiten weiter einzugehen*), sondern für dieses Mal nur noch die in der Ueberschrift bezeichnete Predigt kürzlich zu besprechen, in welcher die schlechthin kirchenfeindliche Haltung des Redners

*) Einleitung in das System der christlichen Lehre. Tübingen 1838. Die christliche Lehrwissenschaft nach den biblischen Urkunden. Erschien nur der erste Theil: Logik der christlichen Lehre. Tübingen 1841. Umriß der christlichen Seelenlehre. Tübingen 1843.

klar zu Tage tritt, welche sich übrigens in allen seinen „christlichen Reden" bezeugt.*)

Nach dem Text der Rede, Matth. 15, 1—14, fragen die Pharisäer Jesum: warum übertreten deine Jünger der Aeltesten Aufsätze? Sie waschen ihre Hände nicht, wenn sie Brot essen! Worauf der Herr sie ihrer Willkür überführt, dadurch sie Gottes Gebot übertreten, und blinde Blindenleiter werden.

Diesen Text gebraucht die Rede dazu, die Pharisäer zu einem frommen, ehrwürdigen Orden zu erheben, dessen nicht schriftwidrige Satzungen eine feste kirchliche Ordnung und Zucht gebildet, die aber der Herr eben als solche, als an die Schrift gehängte Erweiterung und Fortbau, mit rücksichtlosem Eifer, was auch daraus folgen mochte, verworfen habe.

Diese Rücksichtlosigkeit des Herrn bildet ihm den Unterbau, um zu zeigen, wie die Reformatoren die, es scheint auch nicht schriftwidrigen, Satzungen der Römischen Kirche in gleicher Weise verworfen haben, auf Grund des Vorganges des Herrn, wonach jede mit amtlichem Ansehen auftretende Ordnung in der Kirche an sich selbst verwerflich sey, sobald sie über den Buchstaben der Schrift hinausgehe. Wonach denn die Anwendung auf die positiven Ordnungen der Kirche der Reformation sich von selbst ergibt, indem diese als über das Wort Gottes hinausgehende Menschensatzungen zu verwerfen nicht bloß zulässig, sondern eine heil. Pflicht christlicher Treue sey. Man wird bezweifeln, ob ein Vortrag dieser Art öffentlich von einem Diener der Kirche auf einer Kanzel zu Tübingen gehalten seyn könne, und wird im voraus zugeben, daß wenn dem also ist, so ist die Rede radikal, so gut es nur eine seyn kann. Wir gehen deshalb etwas näher in den Inhalt der Rede ein.

„Warum übertreten deine Jünger der Aeltesten Aufsätze? — Und warum übertretet ihr Gottes Gebot um eurer Aufsätze willen?" „In diesen Fragen", sagt die Rede, „stehen zweierlei Gesetzgebungen, menschliche und göttliche, einander gegenüber. Auf der menschlichen stehen die Pharisäer mit dem sie verehrenden Judenvolk, auf der göttlichen Jesus von Nazareth mit seinem Schülerhäuflein, und der Eifer dieses Lehrers geht so weit, daß er die menschliche Gesetzgebung übertritt und verwirft, als der göttlichen zuwider. Auf dem bürgerlichen und weltlichen Gebiet spricht er: Gebt dem Kaiser, was des Kaisers ist! — auf dem der Kirche aber: Gebt Gott, was Gottes ist! ist ihm das Gesetzgebungsrecht ein reines Gottesrecht, daher ihm Menschengebote Pflanzen sind, die ausgereutet werden sollen."

Schon hier sieht die Rede von dem Inhalt der pharisäischen Aufsätze ab, wodurch sie eben schriftwidrige Satzungen waren, die zur Uebertretung der göttlichen Gebote leiteten; und so ist der Grund der Täuschung gelegt, in der alles Folgende begriffen ist. Er läßt den Herrn nicht wider den schrift-

*) Die Predigt ist bereits, als Nr. 18 der fünften Sammlung der „christl. Reden", einzeln bei Steinkopf in Stuttgart unter dem obgedachten Titel ausgegeben.

widrigen Inhalt der pharisäischen Satzungen eifern, sondern wider den Eingriff in das „reine Gottesrecht der Gesetzgebung in kirchlichen Dingen", als welchen er bald jede auf die Schrift gegründete Entwickelung betrachtet.

„Ein solches Eifern wider menschliche Religionsgesetze mußte Aergerniß geben. Die gottesdienstlichen Aufsätze waren nicht der damaligen Pharisäer Erfindung, sondern eine feste kirchl. Ordnung, überliefert aus der guten alten Väterzeit, ausgegangen von den größten Lehrern; — von solchen ehrwürdigen Vätern und geheiligten Ueberlieferungen abweichen, sie ganz allgemein hin als ungöttlich verwerfen: muß das nicht als ein hochmüthiger Eigensinn erscheinen? Wie anstößig, ja wie gefährlich müßte das Verfahren des Herrn erscheinen, besonders da auch seine unreifen Schüler, die doch nicht seines Geistes waren, sich die gleiche Freiheit herausnahmen! Wie abstoßend war es schon in der Form von dem dreißigjährigen Lehrer aus Nazareth, der damals noch nicht der in aller Welt gepriesene Herr Jesus war."

Nun wird das Gewagte für einen besonnenen Lehrer weiter ausgeführt, da es ganz gegen den Sinn der alten Ordnungen gewesen, Gottes Gebot aufzuheben, vielmehr sehen die frommen Väter bedacht gewesen, Schriftkenntniß und Gottesfurcht nach der Zeit des Abfalls wieder unter das Volk zu bringen. „Ein Zaun sollten die Aufsätze der Aeltesten seyn um das geschriebene Wort, und ein Pfeiler desselben, um es recht in das kirchliche und bürgerliche Volksleben einzuführen, und dieses in eine feste, heilige Ordnung zu bringen."

(Schluß folgt.)

Nachrichten.

Fürstenthum Lippe.

Siebenundzwanzigster Bericht. (Schluß.)

Zur fernern Antwort auf die Frage: Wie nun weiter? heben wir zuvörderst einen Umstand hervor, der schon früher in diesen Blättern berührt worden ist. Als in einer Behufs Stiftung der Neuen Evangelischen Gemeinde 1849 abgehaltenen Versammlung die Frage über den anzunehmenden Catechismus, ob Lutherischen oder Heidelberger, besprochen wurde, entschieden sich sämmtliche anwesende Reformirte für den Lutherischen und verwarfen den Heidelberger. Ein im ganzen Lande wohlbekannter, schon lange erweckter Christ unter ihnen trat dann auf und bezeugte: „Ich kenne so ziemlich alle lebendigen Christen in unserm Lande und kann sagen, die meisten von ihnen sind lutherisch, besonders in der Lehre vom heiligen Abendmahl." Später erklärte ein Anderer, bis dahin Mitglied der Reformirten Landeskirche, in einer zahlreichen Versammlung von Geistlichen und Laien: „Als hier im Lande noch fast Alles im geistlichen Schlafe lag, wurden wir in unserm Dorfe durch des Herrn Gnade mittelst eines benachbarten Bruders erweckt; wir hielten uns bloß an die heilige Schrift, kannten keinen Catechismus und wußten nichts von lutherisch und reformirt. Da kamen hundert Meilen Wegs Geistliche hinten aus Pommern zu uns und nachdem sie sich gründlich mit uns besprochen, sagten sie uns: Lieben Brüder, Ihr seyd nicht reformirt, sondern lutherisch. Nun nahmen wir die Catechismen zur Hand und fanden jenen Ausspruch bestätigt."

Auf diesem Bekenntnißgrunde steht auch die Neue Evangelische Gemeinde, und wir sagen, Niemand zu Lieb und Niemand zu Leid, aus innigster Ueberzeugung: unser Volk ist im tiefsten Herzensgrunde lutherisch und nicht calvinisch, und mancher würde weit entfernt vom reformirten Kirchenthume seyn, wenn er nicht durch Geburt, Anstellungs- oder sonstige Rücksichten hineingerathen wäre. Noch ganz neuerlich hat die Neue Evang. Gemeinde auf deshalb gehaltene Umfrage ihres Pastors erklärt, eine Lutherische Gemeinde zu seyn und bleiben zu wollen. Doch macht sich mit einer gewissen Zuversichtlichkeit die Ansicht geltend, die Gemeinde Eikhof freilich müsse wohl, da keine andere Lutherische Kirche in der Nähe sey, anerkannt werden, dagegen sey für die zu Lemgo, wo schon zwei Lutherische Gemeinden existirten, kein Bedürfniß vorhanden; sie müsse daher aufgehoben und ihre Mitglieder einer jener ältern Gemeinden zugewiesen werden. Für die, welche früher Glieder dieser Gemeinden gewesen sind, mag das gelten, sobald St. Marien wieder mit einem gläubigen Prediger besetzt ist. Was sollte aber mit den stunden- und meilenweit um die Stadt her wohnenden, früher reformirten Gemeindegliedern werden? Wollte man sie dem Pastor von St. Nicolai oder St. Marien zu Seelsorge, Unterricht, Krankenbesuchen ꝛc. zuweisen, beide haben ohne Zweifel in ihren eigenen Gemeinden alle Hände voll zu thun, daß sie einen solchen Zuwachs sehr beschwerlicher Amtsgeschäfte entschieden von sich weisen werden. Und in der That, angenommen, jene umwohnenden Lutheraner hätten noch keinen eigenen Pastor mit Kirche, Pfarre und Schule, ein einsichtiges christliches Landesregiment müßte ihnen zur Erlangung desselben selbst die Hand bieten. Jetzt aber haben sie alles, einen Pastor, den sie seit acht Jahren selbst besolden (während sie doch die Stolgebühren noch an ihre frühern reformirten Prediger zahlen müssen), einen Lehrer, den sie unterhalten, ein schönes Pfarr- und Schulhaus, das sie für mehrere Tausend Thaler gekauft, und eine Kirche, die sie für noch mehrere Tausende sich erbaut haben, zu geschweigen, daß (laut des gedruckten Berichts) ihr Beitrag für die Mission allein im verflossenen Jahre nahe an Tausend Thaler beträgt. Und diese Gemeinde wollte man aufheben und ihre Kirche zuschließen, weil kein Bedürfniß dazu da wäre? Im Gegentheil, wir sehen nicht das mindeste Bedürfniß zu Aufhebung einer Gemeinde, die so lebendig und lebensfähig ist und dem Staate noch keinen Pfennig gekostet hat; ja, es hieße sich gradezu gegen den Aufbau des Reiches Gottes versündigen, so schöne, gesunde Kräfte, die in freier, naturwüchsiger Bewegung wirksam sind, in armseligen statistischen oder bureaucratischen Calcul hemmen zu wollen. Die Stockung dieser Kräfte könnten leicht Abnormitäten hervorbringen, die alle wahren Freunde gesunder Entwickelung unsers kirchlichen Lebens sehr zu beklagen hätten.

Redakteur Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz. Druck von Trowitzsch und Sohn.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1857. Sonnabend den 28. November. № 95.

Zur Union.

Mehrfach ist in der Presse und auf Pastoral-Conferenzen eines kirchenregimentlichen Erlasses über die Gestattung von Parallel-Formularen bei der Sacramentsverwaltung Erwähnung geschehen, ohne daß dieser Erlaß selbst und vollständig an die Oeffentlichkeit getreten wäre. Gegenwärtig ist solches geschehen; das kirchliche Amtsblatt für das evangel. Schlesien enthält in Nr. 22 eine ausführliche den Gegenstand betreffende Verfügung des Breslauer Consistoriums, welcher der gedachte vom Evang. Ober-Kirchenrath ausgegangene Erlaß de dato Berlin, den 5. Juli in vollständiger Fassung beigegeben ist. Derselbe handelt unter drei Nummern I. von der Verwaltung der heiligen Taufe; II. von der Beichte; III. von der Austheilung des heiligen Abendmahls.

Dieser letzte Passus, der uns zunächst und hauptsächlich interessirt, lautet nebst dem Eingange und Schluß des oberkirchenräthlichen Erlasses nach dem Schlesischen Amtsblatt wörtlich:

„Des Königs Majestät haben im Hinblick auf einzelne, in der kirchlichen Verwaltung vorgekommene Fälle, und auf die Ergebnisse der im vorigen Herbste hierselbst abgehaltenen kirchlichen Conferenz mittels Allerhöchster Ordre vom 2. März und 12. Juni d. J. das Bedürfniß der Einführung von Parallelformularen neben den in der Agende von 1829 vorgeschriebenen für die Austheilung des heiligen Abendmahls, für die Abrenuntiationsformel bei der Taufe und für einige Acte der Beichte anzuerkennen, und die Freigebung solcher Parallelformulare unter gewissen näheren Bedingungen zu genehmigen geruht.

Demgemäß bestimmen wir nunmehr Folgendes:

III. In Beziehung auf die Austheilung des heiligen Abendmahls werden außer den in Theil I S. 17 und im Text des Anhanges der Agende von 1829 enthaltenen Spendeformeln für die Austheilung des heiligen Abendmahls noch folgende Spendeformeln als gleichberechtigt anerkannt.

1. Nimm hin und iß (oder: Nehmet hin und esset), das ist der Leib deines (unseres) Herrn Jesu Christi, (oder: deines, unseres Herrn und Heilandes Jesu Christi) für dich dahin gegeben (oder: für deine Sünden in den Tod gegeben) der (das) stärke und erhalte dich (oder: bewahre dich) im Glauben (oder: im rechten, im wahren Glauben) zum ewigen Leben. Amen.

2. Der Leib unseres Herrn Jesu Christi, für dich gegeben (oder: für dich in den Tod gegeben) stärke und bewahre dich im Glauben, zum ewigen Leben. Amen.

Das Blut unseres Herrn Jesu Christi für deine Sünden vergossen, stärke und bewahre dich im Glauben (oder: im rechten Glauben) zum ewigen Leben. Amen.

3. Für die Gemeinden reformirten Bekenntnisses wird der aus der Pfälzischen Agende in die Rheinische Provinzial-Agende bereits aufgenommene Spendespruch (1 Cor. 10, 16.)

Das Brod, das wir brechen, ist die Gemeinschaft des Leibes Christi;

Der Kelch, den wir segnen, ist die Gemeinschaft des Blutes Christi;

für gleichberechtigt mit den agendarischen Spendeformeln erklärt.

Die Benutzung dieser sub III., Nr. 1 bis 3 verzeichneten Parallelformulare ist jedoch, um Unordnungen in den Gemeinden zu verhüten, und unberechtigten Auslegungen der gestatteten Freiheit zu begegnen, an nachstehende Bedingungen gebunden:

a) die Vertauschung der agendarischen Spendeformel mit einer der unter III. Nr. 1 bis 3 verzeichneten Formeln darf nur mit Genehmigung des Consistoriums stattfinden.

Das Consistorium hat dieser Genehmigung eine sorgfältige Prüfung der Verhältnisse der Gemeinde vorangehen zu lassen und die Genehmigung zu ertheilen, wenn es sich überzeugt, daß dies ohne Störung des Friedens in der Gemeinde geschehen kann, und daß die Veränderung zur Beförderung des kirchlichen Lebens der Gemeinde dient. Bei combinirten, aus lutherischen und reformirten Bestandtheilen zusammengesetzten Gemeinden, ist die Genehmigung nur zulässig, wenn der Veränderung von keinem Theile der Gemeinde widersprochen wird.

b) Die neu gewählten Formeln müssen dem historischen Bekenntnisse der Gemeinde gemäß seyn. Die unter III., Nr. 1 und 2 verzeichneten Formeln können daher nur in herkömmlich lutherischen, die unter III., Nr. 3 verzeichnete nur in herkömmlich reformirten Anwendung finden.

c) Diejenige, der unter III., Nr. 1 bis 3 aufgeführten Formeln, welche in der Gemeinde kirchenordnungsmäßig alt üblich gewesen, hat, wo es auf Vertauschung der agendarischen Spendeformel mit einer ältern ankommt, den Vorrang vor den übrigen.

d) In der Genehmigung des Consistoriums soll, wenn es sich um eine der Union beigetretene Gemeinde handelt, jedesmal unter Bezeichnung der Gemeinde nach ihrem berechtigten confessionellen Character, ausdrücklich ausgesprochen werden, daß durch diese Genehmigung in der Zugehörigkeit dieser (lutherischen oder reformirten) Gemeinde zur Union nichts geändert werde. Auch ist dabei zugleich ausdrücklich zu bezeugen, daß die Union, in welcher diese Gemeinde steht, nicht blos die alle der Evangelischen Kirche des Landes angehörige Gemeinden umfassende Gemeinschaft eines und desselben Kirchenregimentes, sondern die freie, aus gegenseitiger Liebe gewährte Gemeinschaft der Lutheraner und der Reformirten im Genusse des heiligen Abendmahls bedeute. Dieser Inhalt der Genehmigungs-Urkunde soll durch den betreffenden Geistlichen dem Kirchenvorstande bekannt gemacht und die Urkunde selbst in das Pfarrarchiv niedergelegt werden.

Entsteht über die Frage, ob eine Gemeinde der Union beigetreten sey, Zweifel, und glaubt das Königliche Consistorium die Thatsache des Beitritts der Gemeinde zur Union verneinen zu müssen, so ist vor definitiver Bescheidung jedesmal an uns zu berichten.

Das Königliche Consistorium wird beauftragt, den Inhalt dieser Verfügung durch eine zur öffentlichen Kenntniß der Geistlichen und Gemeinden gelangende Circular-Verfügung allgemein bekannt zu machen, und in vorkommenden Fällen darnach zu verfahren."

Berlin, den 7. Juli 1857.

Während wir eine nähere und eingehende Besprechung dieser Festsetzungen, sowie der Nr. I und II uns vorbehalten, glauben wir für heut nur darauf hinweisen zu müssen, daß die Maaßregel sich nicht als eine aus dem wirklichen That- und Rechtsbestand geschöpfte Restitution des kirchlichen Bekenntnisses, sondern wiederum als eine bloße Concession darstellt und zwar als eine Concession, die geknüpft ist an die bedenklichsten Bedingungen und Voraussetzungen. Es genügt, deshalb auf die Bestimmungen sub a und d zu verweisen.

Die erstere dieser Bestimmungen zeigt uns die Erörterung auf ein Gebiet verlegt, wo anscheinend den schlimmsten Eventualitäten Raum gelassen ist. Alles — so scheint es auf den ersten Anblick — möchte dort eher zu erwarten seyn, als stichhaltige, auf solide rechtliche Unterlagen gegründete Entscheidungen. Vergebens suchen wir nach einer leitenden Rechtsidee, vergebens nach festen, objectiv bestimmten Normen für die wichtigen von

den Consistorien zu fassenden Entschließungen. Die Rücksicht auf den Frieden in den Gemeinden sehen wir vorangestellt, als ob es sich um ein Adiaphoron handelte, das so, ebenso gut aber auch anders seyn könnte. Die Förderung des kirchlichen Lebens wird zum Criterium der Zulassung der altkirchlichen durch vielhundertjährigen Gebrauch geheiligten Spendeformel gemacht, als ob es eine unerprobte Neuerung gälte, die dem geistlichen Wachsthum Eintrag thun und einem gesunden Glaubensleben hinderlich seyn möchte.

Man mißverstehe uns nicht, als ob wir diese Momente gering anschlügen. Nichts weniger als das; wir legen ihnen vielmehr großes Gewicht bei, wie überhaupt, so auch in der vorliegenden Frage. Die unter dem Schutz und der Pflege des Kirchenregiments auf äußerlich legalem Boden erwachsenen Zustände haben einen nicht zu bezweifelnden Anspruch auf die schonendste Rücksichtsnahme; ihre unvorbereitete und willkührliche Beseitigung würde neue Rechtskränkungen involviren, denen wir von unserm Standpunkt aus am wenigsten das Wort reden könnten.

Allein ein Anderes ist das Verfahren und die formelle Behandlung, ein Anders die materielle Auffassung und Lösung der Frage. Vielleicht daß diese Unterscheidung auch dem Erlaß nicht fremd geblieben und nur zu einer bestimmten und klaren Ausprägung nicht gelangt ist und daß wir hier nur Vorschriften für das äußere Verfahren der Provinzialbehörden vor uns haben. An Anlaß dazu und zu spezieller Instruirung der letztern mag es bei der besondern Wichtigkeit des Gegenstandes nicht gefehlt haben. Auch läßt für diese Annahme sich geltend machen die Nichtveröffentlichung der Allerhöchsten Ordre vom 2ten März und 22sten Juli, die als dem oberkirchenräthlichen Erlaß zu Grunde liegend bezeichnet werden und deren vollständige Mittheilung nach den früheren Vorgängen in dieser Angelegenheit andern Falls wohl zu erwarten gewesen wäre. Liegt so aber die Sache, so heben sich zum größten Theil unsere oben angedeuteten Bedenken. Denn hätten wir auch gewünscht, die Rücksichtsnahme auf den Frieden und die Förderung des kirchlichen Lebens eine andere Stellung gegeben zu sehen — wer denkt bei solchen an sich richtigen, aber unrichtig gestellten Maximen nicht an das „bien public" und seine tragische Geschichte? — so würden wir doch in der Hauptsache beruhigt seyn, wenn wir wissen, daß wir es hier nur mit einer geschäftlichen Anweisung von reglementarischer Natur zu thun und in den fraglichen Bestimmungen nicht die obersten Normen zu suchen haben für die Feststellung und Entscheidung der Frage: was in den einzelnen Gemeinden, was an jedem Altar, der in den Bereich dieses unheilvollen Streits gezogen wird, bezüglich der Verwaltung des hochheiligen Sacraments Rechtens ist und unabhängig von der Willkühr und den wechselnden Stimmungen der Gemeindeglieder wie der Geistlichen (man sieht, wir reden nicht pro domo) auf grundsätzliche Anerkennung einen unbestreit- und unverjährbaren Anspruch hat.

Allein zum mindesten zweifelhaft bleibt die Sache. Volle Gewißheit wird erst die Auslegung bringen, die dem Erlaß bei der Ausführung zu Theil wird. Sollten dabei die angegebenen Bestimmungen für mehr als bloße Ausführungsvorschriften für die Provinzialbehörden — denn nur von diesen und der ihrerseits auszusprechenden Genehmigung ist a. a. O. die Rede — angesehen werden, so würden unsre oben geäußerten Bedenken in voller Kraft bleiben. Wir wüßten uns in diesem Fall den Standpunkt des Erlasses in keiner Weise anzueignen; in principieller wie in praktischer Beziehung müßten wir daran die ernstesten Besorgnisse knüpfen. Es würde uns darin eine Anschauungsweise entgegentreten, die, andrer hier zu weit führenden Bedenken zu geschweigen, den geltenden Verfassungs-Principien und den geschichtlichen Grundlagen unsrer Kirche in den östlichen Provinzen seither fremd geblieben ist und die, würde ihr consequent Folge gegeben, unsre kirchlichen Zustände auch ohne formale Verfassungs-Veränderungen und ohne Hülfe der bereits halb vergessenen neuen Gemeinde-Ordnung einer bedeutsamen Wandlung entgegen führen müßte.

Lassen wir aber die allgemeine Seite der Frage auf sich beruhen und sehen wir, wie in unsrem Falle unter der angegebenen Voraussetzung die Sache practisch sich gestalten würde, so wäre Zweierlei klar, einmal, daß das Bekenntniß unter der Gemeinde, ja noch tiefer, und sodann, daß es nichtsdestoweniger zur Disposition der Behörden gestellt wäre. Denn man sieht leicht, daß einerseits wegen Störung des Friedens nicht bloß eine achtbare Majorität oder Minorität, sondern jeder glaubenslose Mensch einen formell begründeten und vom Standpunkt des Erlasses aus nicht zu beseitigenden Einspruch erheben könnte und daß andrerseits für die Behörde nichts leichter wäre, als mit dem Spruch: sie haben die Ueberzeugung von einer „dem kirchlichen Leben der Gemeinde zu Theil werdenden Förderung“ nicht gewinnen können, jeden mißliebigen Antrag zu beseitigen. Die Meister des grünen Tisches würden lächeln über den Beifallsruf, der schon hier und da von confessioneller Seite voreilig laut geworden ist; sie würden aus guten Gründen in diesem Fall auch über das ihnen sonst so unbequeme Mitredenlassen der Gemeinden sich trösten. Das Bekenntniß aber und sein gutes Recht würde solchergestalt, wie nicht zu bestreiten, sich in die Mitte gestellt sehen zwischen Gemeindemajoritäten, ja selbst ordinair demokratische Wühlerei und zwischen büreaukratisches Belieben. Möchte es aus dieser Position sich glücklich herausarbeiten, so würde seiner dann erst noch der schwerste Kampf warten — der Kampf mit der ausgesprochenen und verbürgten Sacraments-Union. Dies führt uns zu etlichen Bemerkungen auch über die Bestimmung sub d des Erlasses.

Der Altar ist es, wo die bekenntnißlose Union zu Falle gekommen; der Altar, wo dieselbe aus uns nicht zweifelhaften Gründen auch unter den äußerlich günstigsten Verhältnissen sich nicht zu behaupten vermocht hat; der Altar, wo sie, nach dem unwidersprechlichen Zeugniß ihrer zwar kurzen, aber lehrreichen Geschichte, vor dem andringenden kirchlichen Bekenntniß bis diesen Tag unaufhaltsam zurückweicht. Dieser Wahrnehmung hat das Kirchenregiment sich längst nicht verschließen können; ihrem endlich und nach langem Zögern ausgesprochenen Anerkenntniß verdanken wir die jetzige Maaßregel, die nach zahllosen, theils ausdrücklich, theils stillschweigend gewährten, Einzel-Concessionen die Frage generell aufnimmt und wenigstens — wofür ihr aufrichtiger Dank gebührt — einen ersten Schritt thut, dem Bekenntniß am Altar wieder Raum zu schaffen. Unter solchen Umständen, so sollte man meinen, hätte nichts ferner gelegen, als die gleichzeitige Einleitung neuer und verstärkter Unionspläne.

Dem aber ist nicht so. In dem Augenblick, wo man die unionistische Spendeformel als Zwangsformel fallen läßt, wo endlich im heiligen Altarsacrament, als dem Leben und Gnade quellenden Herz- und Mittelpunkt alles Glaubens und Gottesdienstes das kirchliche Bekenntniß zum wirklichen Bekennen wieder frei gegeben wird, sehen wir den Unionismus sich anschicken, den Altar von Neuem für sich in Anspruch zu nehmen. Die Art und Form seiner erstrebten Theilnahme ist eine andere; in der Sache selbst aber ist das Absehen auf denselben Punkt gerichtet. An den Altar, so lautet die Losung, um jeden Preis an den Altar! — Es könnte das auffallen bei dem non liquet der unionistischen Sacramentslehre; allein es beweist nur, wie tief der Satz im kirchlichen Bewußtseyn lebt: wer den Altar hat, der hat auch die Kirche. Natürlich gilt dies ebenso in der Negative. Der Unionismus, nachdem er darauf hat verzichten müssen, den heiligen Tisch in seinem Sinne zubereitet zu sehen, dringt nunmehr auf Gemeinschaft, wie weiland vor König Salomo die eine der streitenden Mütter auf Theilung drang. Wir unsrerseits, weit entfernt, die Gemeinschaft schlechthin zu versagen, sind ebenso entschieden gegen ihre Gewährung schlechthin. Wir können es uns nicht ausreden lassen, daß wenn grundsätzlich und in obligatorischer Form andern Confessionsverwandten ein Recht der Theilnahme an dem heiligen Mahle zugestanden wird, damit und mit dem Eintreten Dritter in die Gemeinschaft unsres Sacraments, dieses wie jene nothwendig ein Anderes für uns werden. Wir sind demnach nicht gegen Uebung des Gastrechts; wir wollen nur, damit solches seinen Character nicht verliere, zugleich und vor Allem auch unser Hausrecht gewahrt wissen. Das Gastrecht soll nicht zum Zwangsrecht werden.

Nun sagt man uns, der Erlaß wolle ja auch nur eine „freie aus gegenseitiger Liebe gewährte Gemeinschaft.“ Wohl; allein was ändert dies, was ändern die Motive des Eintretens in die Union an der rechtlichen Natur des darauf basirten Verhältnisses? A schenkt dem B aus reiner Liberalität eine Jahresrente. B nimmt die Schenkung an, wünscht aber eine gerichtliche Verschreibung. Diese erfolgt. Ruht auch jetzt das

Verhältniß zwischen Beiden bloß noch auf Liberalität? Auch unsre Frage bewegt sich nicht, wie nur zu häufig angenommen wird, allein auf dem sittlichen Gebiet, sondern sie gehört ebenso, ja in ihrem jetzigen Stadium noch mehr dem Rechtsgebiete an. Zeuge dafür ist vor Allem der Erlaß selbst mit seinem stattlichen Apparat bestimmt vorgezeichneter Rechtsformen. Was hätte mit diesen die bloß ethische Seite der Frage zu schaffen, was die freie Entschließung mit der consistorialen Genehmigungs-Urkunde, was die gegenseitige Liebe mit der Niederlegung im Pfarrarchiv? Wir sehen, der Erlaß hat einen weiteren Gesichtspunkt genommen; er ist mit vollem Bewußtseyn auf das rechtliche Gebiet getreten.

Seine Auffassung und sein Absehen möchte etwa dahin sich angeben lassen: Erhaltung und thunlichste Stärkung der Union; in erster Linie durch strengere Aufrechthaltung der agendarisch-unionistischen Spendeformel, in zweiter Linie und soweit die erste nicht zu halten ist, durch urkundliche Stipulirung der Sacraments-Union, dergestalt, daß in die letztere diejenigen Gemeinden eintreten müssen, denen es gelingt, von jener Formel loszukommen. — Zwar soll die Agende mit der Union in keiner nothwendigen Verbindung stehen; allein dies hindert nicht, dennoch für eine Aenderung der ersteren ein erneutes und verstärktes Bekenntniß zur letzteren geradehin zur Bedingung zu machen. —

Das Resultat im Fall des Gelingens aber würde seyn: räumliche Erhaltung des Unionsgebiets und partielle Verstärkung des Unionsbegriffs bis zur urkundlich verbürgten Sacraments-Gemeinschaft, (freilich aus freier Liebe, allein wie es darum steht, haben wir oben gesehen), weiter aber, da der Unionsbegriff nur einer und ein einheitlicher seyn kann, Sacraments-Gemeinschaft in allen Unions-Gemeinden, auch den nicht in neuer Form vinculirten.

Erst hier übersehen wir einigermaßen die Tragweite der Maaßregel. Es fehlt nur noch Dr. Bunsen, um auch für die der Union nicht beigetretenen Gemeinden dennoch die Geltung der Union, oder Dr. Lehnerdt, um ungeachtet des Vorhandenseyns dieser Gemeinden dennoch den Unionscharacter der gesammten Landeskirche*) zu proclamiren. Ausdrücklich verweisen wir hierauf und auf die genannten Männer, als auf wachsende Autoritäten in Unions- und Kirchensachen, damit wir dem sonst nahe liegenden Vorwurf begegnen, wir sähen Gespenster, nicht um so große Dinge handle es sich, sondern nur um thunlichste Klarstellung der durch die frühere Behandlung der Sache und die Formlosigkeit der ersten Einführung in Unklarheit und Verwirrung gerathenen Verhältnisse. Wer möchte für das frühere Verfahren jetzt eintreten? Diejenigen aber, welche sich darin gefallen, alle Schuld dem äußern Vorgehen bei den einleitenden Schritten und der ersten Einführung beizumessen, sollten sich die Frage stellen, wie denn nach ihrer Ansicht und nach richtigen Principien zu verfahren gewesen wäre.

Uns scheint es, das damalige äußere Verfahren habe im Wesentlichen dem innern Gedanken entsprochen und zeige keine anderen und schlimmeren Mängel, als die, woran unter den gegebenen Verhältnissen der Unionsgedanke überhaupt laborirt. Die Ausführung war die Probe zum Exempel und danach mag man urtheilen, ob richtig gerechnet worden.

Lehrreich und von Interesse würde es seyn, die verschiedenen Phasen zu verfolgen, welche das Werk von seinem Anbeginne bis heut durchlaufen hat. Dabei würde sich zeigen, daß die Anfänge in dem Maaße, wie sie der Klarheit und des kirchlichen Weitblicks ermangeln und von der Frage nach dem kirchenrechtlichen Niederschlag der Herzens- und Gesinnungsunion gänzlich absehen, so sich in einer gewissen Harmlosigkeit und Naivität bewegen, die einer milderen Beurtheilung Raum läßt. Anders die folgende Epoche, wo Bekenntniß und Recht sich vernehmlich meldete und die Schwierigkeiten des weiteren Vorgehens allseitig klar werden mußten; die Epoche, soviel den Unionsbegriff angeht, der „Milde und Mäßigung" und der „äußerlichen Kirchengemeinschaft," soviel das Verfahren angeht, die Epoche der Conventikel-Verbote, der veränderten Vocations-Formulare und (zu geschweigen der Amtsentsetzungen) der Unions-Reverse trüben Andenkens — Mittel und Maaßregeln, von denen sich Alles eher sagen läßt, als daß sie harmlos und naiv gewesen.

Und was ist erreicht mit diesen Mitteln und Maaßregeln, die eine nicht allzulange Erfahrung als schwer vereinbar mit dem Recht und der Würde der Kirche und ihrer Diener hat erscheinen lassen? — Diese Frage, so sollte man meinen, hätte in ihrem ganzen, für den kirchenregimentlichen Standpunkt doppelt erheblichen Gewichte, sich geltend machen müssen bei der Wiederaufnahme kaum verlassener Bahnen. Denn wen erinnerten nicht die neu erfundenen Concessions-Urkunden an jene erst unlängst beseitigten, zu ihrer Zeit nicht minder geschickt erdachten Unions-Reverse und wer sähe nicht nach Allem, was vorliegt, eine neue Epoche anheben, die Epoche der aus freier Liebe gewährten, jedoch in rechtlichem Zwang versicherten Sacraments-Union?

Beilage.

---

*) Thatsächlich und in Wahrheit — und man erlaube uns vorerst an die nüchternen Thatsachen zu erinnern — wird der Schematismus der landeskirchlichen Gemeinden durch die jetzige Maaßregel abermals um eine Colonne vermehrt. Wir zählen jetzt 1. lutherische-nichtunirte, 2. reformirte-nichtunirte, 3. lutherische-unirte, 4. reformirte-unirte, 5. combinirte oder s. g. Consensus-Gemeinden. Für die Gemeinden sub 3, 4 und 5 wird nun ferner zu unterscheiden seyn: ob sie der Sacraments-Union in den jetzt vorgeschriebenen Formen beigetreten sind oder nicht. — — Abermals ein lehrreiches Selbstgericht des Jagens nach Einheit und Einerleiheit. Ein Ende dieser Zerklüftungen der „spaltenden Union" ist schwer abzusehen.

Fragen wir nach dem wahrscheinlichen Erfolg der Maaßregel, so sind wir unbekümmert um den weiteren kirchlichen Fortschritt; er wird nicht aufgehalten werden, ob auch der eine oder andere Pfarrer zur Niederlegung der Consistorial-Concession in den Pfarracten sich bereit finden lassen möchte. Was uns aber bekümmert, ist das erneute Schwanken des Kirchenregiments in der Unionsfrage, die wir auf solchem Wege einer gedeihlichen, für das Wohl der Landeskirche so hochnöthigen, Lösung wieder ferner gerückt sehen; denn der Natur der Sache nach muß jede neue Erklärung über die Union und den Unionsbegriff, dem man vor Allem Ruhe und Raum zu eigener Gestaltung hätte gönnen sollen, zu neuen Zweifeln und neuen Irrungen unvermeidlichen Anlaß geben. Dies ist in erhöhtem Maaße zu besorgen, wenn wie hier geschehen, eine solche Erklärung nebenher und in einer Form abgegeben wird, die den gethanen Ausspruch gewissermaßen als einen deklaratorischen erscheinen läßt, von dem behauptet werden könnte, daß er auch auf die Vergangenheit zurückzubeziehen, mithin, wie schon oben angedeutet, auf alle der Union beigetretenen Gemeinden Anwendung finde. Sollte dahin und auf nachträgliche Hebung der offenbaren Mängel des früheren Verfahrens die Absicht gerichtet seyn, so würde diese Absicht schwerlich für erreicht gelten können, da wohl nicht anzunehmen, daß eine Gemeinde, welche die Union als „Nichtversagung der äußerlichen Kirchengemeinschaft" im „Geist der Milde und Mäßigung" acceptirt hat, nunmehr in Folge der ergangenen Declaration als innerhalb der jetzt vom Kirchenregiment erstrebten Sacraments-Union stehend, angesehen und behandelt werden könnte. Ja diese Zweifel werden sich erheben lassen selbst in Ansehung solcher Gemeinden, deren Pfarrer zur verwahrlichen Niederlegung der Concessionen schreiten, und sie werden, ja sie müssen unter Umständen zurückführen auf die nähere Prüfung der Anfänge und der früheren Behandlung des Unternehmens, seiner rechtlichen Bedeutung und Bestandsfähigkeit überhaupt.

Kaum möchten wir glauben, daß es jetzt an der Zeit sey, solche Erörterungen und überhaupt weitere Discussionen über den bis zum Ueberdruß behandelten Gegenstand herbeizuführen. Hätte nicht auch die Rücksicht hierauf und auf den im Erlaß so stark betonten kirchlichen Frieden von dem Versuch abmahnen sollen, den Unions-Rahmen von 1817 und 1834, insoweit ihn die damaligen Allerhöchsten Bestimmungen (gewiß nicht ohne zureichenden Grund) leer gelassen haben, nachträglich und zumal jetzt, bei dem nicht erfolglosen Ringen nach tieferem Erfassen des Kirchen- und Sacramentsbegriffs, mit einer Sacraments-Union auszufüllen? Die nach dieser Richtung hin weiter drängen, mögen wohl zusehen, daß der Rahmen nicht gesprengt werde, oder aber bald bloß das Bild eines Kirchenwesens zeige, das, im Grunde nur eine geistliche Decoration des Staates, die apostolische Mahnung Joh. 2, 15 vergessend, dem strafenden Worte Offenb. 3, 15 und 16 verfällt.

Davor sähen wir die Kirche unsers Vaterlandes und das theure Vaterland selbst so gern in Gnaden bewahrt. Denn was wäre Preußen ohne den Protestantismus, was aber ein Preußischer Protestantismus, von dem das Salz gewichen?

Eine Tübinger Reformationspredigt.

(Schluß.)

Für ein so rücksichtsloses Verfahren hiergegen müsse der Herr einen wichtigen Grund gehabt haben, gegen den alle Gegengründe nicht in Betracht gekommen — und jenen zu erkennen sey um so wichtiger — als die Evang. Kirche nur auf diesen Grund es verantworten könne, daß sie in der Reformation sich über gleiche Rücksichten hinweggesetzt und von der Altkatholischen Kirche sich wegen ihrer Menschensatzungen losgesagt.

Bevor wir zu dem hiermit eingeleiteten zweiten Theil der Rede übergehen, werfen wir noch einen prüfenden Blick auf des Redners Behauptungen über die Stellung der Pharisäer zum A. Testament, und über jene des Herrn zu den Pharisäern.

Wir übergehen die Aeußerungen der Rede über das hohe Alter des Pharisäismus, da diese Bezeichnung eine verschiedene Deutung zuläßt, obschon die Rede durch dieselbe ihren Hörern mehr imponiren zu wollen scheint, als die Wahrheit gestattet. *)

Als entschieden irreleitend, der Wahrheit und Geschichte zuwider laufend, muß man dagegen die Darstellung des Pharisäismus als „eines altehrwürdigen Zaunes und Pfeilers der jüdischen Kirche", als „geheiligter Ueberlieferungen ehrwürdiger Väter", ja als „einer festen kirchlichen Ordnung" bezeichnen. Das alles entspricht nicht dem Bilde, welches der Pharisäer Josephus von der argen Secte gibt (als ehrsüchtig, unruhig, ränkemachend, scheinheilig, listig, herrschsüchtig wird sie jüd. Gesch. 13, 15, 5. 13, 16, 2. 17, 2, 4 und jüd. Krieg 2, 12 bezeichnet), oder gar dem heil. Ernst, womit der Herr sie als Schlan-

---

*) Fest steht nur nach Josephus, jüd. Gesch. 13, 9, daß die Sekte der Pharisäer, wie jene der Sadduzäer und Essäer, um die Mitte des zweiten Jahrhunderts vor Christo bereits bestand, wonach man mit Jahn, bibl. Archäol. Th. 3, und Winer, Wörterb., ihre Bildung im dritten Jahrhundert füglich annehmen darf.

genbrut und Otterngezüchte und aller Bosheit Kinder straft, Matth. 23, 13—23. Man begreift nicht, wie der sonst überall „ins Gewissen" redende Mann darauf kommt, die Pharisäer so aufzuschmücken, wenn es ihm nicht in übereiltem Parteifer darum zu thun war, die Rücksichtlosigkeit des Verfahrens Jesu gegen einen so frommen Orden in das grellste Licht zu stellen, und zuletzt das gleiche Verfahren gegen die eigne Kirche für eine fromme Pflicht zu erklären.

Nicht minder willkürlich und geschichtswidrig ist die Bezeichnung der Pharisäer als einer *festen kirchlichen Ordnung*. Nach Josephus waren sie nichts als eine von dreien Secten, in die das Volk getheilt war. Die den andern Secten angehörten, zählten darum nicht weniger zum Volk des A. Bundes; aus den Sadduzäern war die größere Zahl der Beamten, dieselben fanden sich mit den Pharisäern gemischt im Synedrium, und der Hohepriester Kaiphas, dessen Apgsch. 5, 17 erwähnt wird, war nicht der einzige Sadduzäer, der mit dieser höchsten Würde bekleidet war. Man sieht also, der Pharisäismus war so wenig eine feste kirchliche Ordnung im A. Bunde, als es jüngst der Rationalismus oder der Pietismus in der Evang. Kirche gewesen. Es waren Schulen von privatem Charakter dort wie hier, wie groß auch der Einfluß gewesen, den sie eine Zeit lang auf die Entwickelung des kirchlichen Lebens erlangten. Sie bezeichnen *krankhafte Zustände* des religiösen Lebens, deren Zeit vorüber gehen mußte, gegenüber den gesunden Lebensmächten unter Leitung des Hauptes der Kirche, nicht aber *feste Ordnungen derselben*.

Und darum erkennt der Herr die pharisäischen Satzungen nicht für schriftgemäße Entwickelungen, sondern, wie der Redner selbst aus seinem klaren Text entnehmen konnte, für schriftwidrige Aufsätze, *dadurch Gottes Gebot übertreten werde*. Es war, wie Niemand verkennen kann, der nicht in überspanntem Parteieifer an gesundem Wahrheitssinn Schaden genommen hat, nicht das *formale* Vergehen der Pharisäer, daß sie überhaupt die Schriftoffenbarung schriftgemäß dem Zeitbedürfniß angepaßt hätten, was der Herr straft, sondern dies, daß sie mit einem der Schrift entfremdeten Herzen dieselbe zum Deckmantel der Bosheit machten, und also *mit der Schrift gegen die Schrift* sündigten. Es war der *Mißbrauch der Freiheit*, den eine in Wahnwitz und Heuchelei verfallene Secte von dem heiligen Vorrecht derer machte, die als Gottberufene den Geist Gottes in geheiligtem Herzen bewahren, den Inhalt des lebendigen Gotteswortes in Geist und Leben des Volkes Gottes einzuführen. Hiervon sieht der Redner ab, und so vermag er den verwegnen Schritt zu thun, die Freiheit, welche der Herr und nach ihm die Reformatoren seiner Kirche wider menschliche Willkür gebraucht, zur Beschönigung der seinigen in Anspruch zu nehmen.

Zur Ausführung der reformatorischen Parallele geht der Redner dann den absonderlichen Weg, daß er seinen Hörern sieben volle Seiten Auszüge aus den symbolischen Büchern seiner Kirche vorlas, die ihnen nichts anderes beweisen sollen, als *daß er sich mit ihnen in voller Uebereinstimmung finde, wenn er sich mit gleicher Rücksichtlosigkeit über die Ordnungen seiner Kirche, ja jeder festen kirchlichen Ordnung hinwegsetze*, wie es der Herr und die Reformatoren gegenüber den Pharisäern und der Römischen Kirche gethan; auch auf Gefahr, daß unreife Schüler es eben so machen und „das Volk irr und wirr gemacht werde."

Sämmtliche aus den symbolischen Büchern ausgehobene Stellen enthalten nur Verneinungen der Negation der reinen Schriftlehre, deren sich die Römische Kirche durch Einführung mannigfacher Ceremonieen und Kultusformen, um dadurch „Gnade zu verdienen und an Christi Statt zu versöhnen", schuldig macht, als Art. 15. 28 der Augsb. Confession, Art. 28 der Apol., und besonders Art. 10 der in Würtemberg zu Recht bestehenden Concordienformel, wobei er aber den Streitpunkt, der die Stellung des Artikels veranlaßt, übergeht, und überhaupt wegläßt, was ihm unbequem. Es ist im Artikel von der *Zeit der Verfolgung* die Rede, da man den Feinden des Evangelii, die sich in der Lehre mit den Evangelischen nicht vergleichen wollen, in Ansehung der Mitteldinge nicht weichen solle, da es sich *in solchem Falle* nicht mehr um Mitteldinge, sondern um ein rundes Bekenntniß und die Wahrheit des Evangelii handle — nur solle gesehen werden, daß man Leichtfertigkeit und Aergerniß meide und der Schwachgläubigen mit allem Fleiß schone — die jedoch nach der Rede keinerlei Rücksicht zu verdienen scheinen.

In dem ganzen Vortrag dieses Theils ist die geschichtliche Wahrheit in der Stellung der Evangelischen Kirche als einer Selbstreformation derselben auf Grund des göttlichen Worts, gegenüber der Deformation derselben bei der Römischen in Lehre, Kultus und Verfassung, von Grund aus verläugnet. Die Reformation wollte nichts seyn, als eine Reaction der Kirche gegen ihr aufgedrungene, schriftwidrige Mißbräuche. Durch das Wort Gottes erleuchtet, drangen die Reformatoren zu den Gründen der Kirche hindurch, nahmen den verlornen Faden ihrer lauteren, schriftgemäßen Ueberlieferung wieder auf, und verwarfen um des Gewissens willen, was der Schrift entgegen war, während sie und vor allem diejenigen der Lutherischen Kirche dulden und nach evangelischer Freiheit gebrauchen wollten, was vor dem Licht des göttlichen Worts bestehen konnte. Zu diesem bekennt sich die Reformation mit Herz und Mund in einhelligem Bekenntniß, sie will keine neue Kirche oder Secte seyn, sondern sich mit der Einen Kirche, und in voller Zustimmung zu ihren ökumenischen Bekenntnissen, in der unwandelbaren Lehre des göttlichen Wortes gründen — wie überall ihre Bekenntnißschriften bezeugen! Alle negativen Sätze

derselben, alle Verneinungen der Römischen Irrungen, gründen sich auf die vorausgehenden Bejahungen der schriftgemäßen Wahrheit, auf das volle Bekenntniß zu dem lauteren Inhalt der Schrift, im Einverständniß mit der unwandelbaren Lehre der Kirche.

Indem die Rede von diesem allen absieht, und allein mit einigen negativen Sätzen des Bekenntnisses seiner Kirche vor die Gemeinde tritt, um daraus das Recht herzuleiten, die positiven Ordnungen derselben als Eingriffe in das göttliche Majestätsrecht zu bezeichnen, über die man sich aus Pflicht und Gewissen rücksichtlos hinwegzusetzen habe: so muß Eins. mit Bedauern erkennen, daß er nicht absehe, wie sich der Redner dem Vorwurf eines Falsums werde entziehen können, dazu er sich in mehr als bedenklichem Parteieifer an heiliger Stätte hinreißen ließ. Jedenfalls hat er von den Bekenntnißschriften seiner Kirche keinen bessern Gebrauch gemacht, als die Bibel je von den Rationalisten erfahren hat.

Dr. Beck geht zu dem Ziel seiner Rede mit den Worten über: „So zeugten unsere Väter im Kampf mit ihrer Zeit. In unserer Zeit hebt der Streit zwischen Gottes Wort und Menschensatzung wieder an. Da gilt es immer wieder neu, den einzig gültigen Wahrheitsgrund des Herrn erkennen und zur Richtschnur nehmen, statt der Rücksichten, damit die Seelen immer wieder an menschliche Zusätze zu Gottes Wort gebunden werden. Da heißt es, daß die, welche gegen dieses Binden sind, die Schwachgläubigen ärgern, die frommen Väter und Ordnungen verachten, das Volk irr und wirr machen; dagegen von des Herrn Seite heißt es: die Menschensatzungen machen das Volk blind — und so gilt es: Entweder, Oder — kein Hinken auf beiden Seiten!"

Also an das Band ihrer Bekenntnißschriften soll die Lutherische Kirche, als deren Diener Dr. Beck redet, sich nicht kehren, sich rücksichtslos, als über blind machende Menschensatzungen, über sie hinwegsetzen.

Nun wird nach dem Grund gefragt, aus dem der Herr die Menschenlehren verwerfe, auch wenn sie nicht schriftwidriges gebieten, der Frömmigkeit Vorschub leisten u. s. f. Er soll allein in dem Wort enthalten seyn: Es sind Menschengebote! „Die Satzungen bei Juden und Christen begnügen sich nicht, bloße Meinungen und Einrichtungen zu seyn, die man prüfen und verwerfen darf, sondern gebieterisch, mit amtlichem Ansehen treten sie auf. Also das Gebieterische, der Religionszwang macht alle an Gottes Wort angehängte Lehren und Einrichtungen vor dem Herrn verwerflich." Denken und lehren möchte jeder über Gottes Wort, wie er wolle, aber es niemand aufdringen. Gott bedürfe in der Kirche keine menschliche Helfershelfer, da gelte keine Menschenherrschaft, sey allein Gottes Gebot gültig, Gott allein Fürst und Richter. Der Taufbefehl laute: Lehret sie halten, was ich euch befohlen habe! nicht: Befehle in meinem Namen! So dürfe nichts „über das eigne Lehrwort Christi hinaus Gesetzes Ansehn ansprechen; kein Apostel, noch weit weniger andre kirchliche Personen dürfen zu einer Gewissenssache machen, was der Herr nicht dazu gemacht. Christus ist des Gesetzes Ende, daß man nicht einmal aus einem Gebot des A. Test. ein Gebot in Christi Namen machen darf: wie vielmehr ist er in Seiner Kirche des menschlichen Gesetzmachens Ende, des Zwanges für menschliche Zusätze zu dem, was Er befohlen. Das ist die Freiheit, welche der Sohn Gottes und seine Apostel und unsre Reformatoren ohne alle Rücksicht behaupten, daß in Religionssachen frei bleiben muß, was Gott frei gelassen, nur Sein Wort die Gewissen binden darf, nicht was Menschen festsetzen; daß alles, was über das heil. Schriftgesetz Gottes hinausgeht, wenn es auch nicht dawider geht, nicht als heil. Verbot oder Gebot gelten darf."

Also nur das Selbstbelieben des Einzelnen hat neben dem Buchstaben der nicht ausgelegten Schrift in der Kirche Geltung; und verschließt sich dem Verf. völlig das Verständniß einer durch den heil. Geist in rechtem einigen Glauben gesammelten, zu einhelligem Bekenntniß zu der Schrift und zum Verständniß ihres Inhalts erleuchteten Gemeinschaft. Sie soll ein unfertiger, ungegliederter Haufe seyn, mit dem Buchstaben der unausgelegten Schrift in ihrer Mitte, aber ohne ein klar ausgesprochenes Verständniß und Bekenntniß, ohne entsprechende Ordnungen und Einrichtungen, am wenigsten durch amtliche Vermittlung, jeder Partei und Sektirerei offen und zugänglich seyn.

Zwar lenkt die Rede zum Schluß einen Augenblick ein, aber es klingt nur wie Hohn: „Merket, es ist keine Freiheit zum Deckmantel der Willkür; man darf nicht nur nein! sagen zur Satzung, man muß vor allem ja! sagen zu Gottes Wort — dann könt ihr mit göttlichem Recht nein! sagen zum Menschenwort!" d. h. jedermann, der nicht Dr. Beck zum unfehlbaren Führer hat, sieht seine Bibel an, und wie er sie verstehe oder mißverstehe, er darf mit göttlichem Recht die Ordnungen der Kirche, die ja wohl ohne Gottes Wort gestellt sind, verwerfen!

„Das sind," wie die Rede schließt, „des Sohnes Gottes und seiner Botschafter Fußstapfen; in ihnen gehen ist nicht Sünde, ist Treue, ist Gehorsam und der Sieg, der die Welt überwindet."

Nachdem hiermit die Grundzüge der Rede vollständig dargelegt sind, scheint es nicht nöthig, dem Urtheil der Leser der Evangel. Kirchenzeitung über das Verderbliche der darin ausgeprägten Richtung weiter vorzugreifen; es sey nur erlaubt, noch einige Bemerkungen zur Bezeichnung der Anschauung des Eins.

hinzuzufügen, deren weitere Ausführung einer besonderen Schrift vorbehalten ist, die demnächst erscheinen soll.

1. Die Eingangs gedachte Verwandtschaft der Baumgartenschen Richtung mit derjenigen des Hrn. Dr. Beck tritt nunmehr klar hervor. Beide gehen von einem bald nach der apostolischen Zeit eingetretenen Abfall der Kirche aus, der sich im Zeitalter Konstantins vollendete, und dessen das Christenthum und seine Wirkung verfälschende, grundverderbliche Folgen nur durch einen radikalen Bruch der bestehenden kirchlichen Ordnung aufzuheben seyen, womit dann auf die urkirchlichen Zustände zurück zu gehen sey.

2. Die Stellung Dr. Becks ist darum die gefährlichere, weil er überall von der Schrift ausgeht, für seine grundstürzenden Irrthümer den Schein der biblischen Begründung zu gewinnen weiß, überall das Gewissen in Anspruch nimmt, eben die tüchtigeren Jünglinge anzieht und dieselben von Grund aus der Kirche entfremdet, der sie angehören und deren Aemter sie nachsuchen.

3. Es steht aber diese Richtung nicht bloß der lutherischen, sondern jeder kirchlichen Ordnung als solcher feindlich gegenüber. Dr. Beck verschließt sich dem Verständniß jeder sittlichen Gemeinschaft und ihrer historischen Entwicklung, allermeist der kirchlichen, als des in seinen Ordnungen gegliederten, im Licht des göttlichen Worts von dem göttlichen Haupt der Kirche geleiteten Leibes desselben. Die Kirche ist ihm die Menge isolirter, in der ungläubigen Welt zerstreuter Gläubiger, die einzig durch das unsichtbare Band des Geistes und demnächst durch den Buchstaben der Schrift vereinigt ist, deren Sinn jeder Einzelne auf eigne Hand zu erforschen hat. Die bestehende Kirche, auch die Kirche des lauteren Evangeliums, der Dr. Beck dient, ist in ihrer objectiven Lehr- und Kultusordnung, vielmehr eine Hemmung der freien, kirchlichen Entwicklung, als eine Förderung.

4. Hierin ist das, wenn auch ohne Zweifel gegen die Absicht Dr. Becks, die Liebe und Demuth Tödtende, das die innersten Lebenswurzeln Verzehrende, den Egoismus, Hochmuth und Fanatismus Nährende der Richtung bezeichnet. Die Schüler, wenn auch noch von dem Meister für „unreif“ erklärt, fühlen sich reif genug, über alles den Stab zu brechen, was nicht von allem Historischen entblößt, unter das kahle Schema der Schule paßt.

5. Es sind nur die Konsequenzen des Systems ihres Meisters, wenn die Schüler in noch größerer Rücksichtlosigkeit über dessen Independentismus fortschreiten, und erst in der absoluten Oede des selbstseligen Darbysmus stehen bleiben. Wenn kürzlich ein Zögling des theologischen Stifts zu Tübingen in einer zu haltenden Predigt die Evangel. Kirche als die babylonische Hure bezeichnete, so ist das nur ein rücksichtloser Ausdruck für das, was die Evangel. Kirche im Sinne des Systems wirklich ist, sofern die Reformatoren, wie die Pharisäer, dem Majestätsrecht Gottes vorgriffen, anstatt der römischen Satzungen andre hinstellten, die evangelische Freiheit gefangen nahmen und überdieß das Band nicht lösten, welches die Kirche mit dem Staat und den weltlichen Kulturmächten verband.

6. Daß die Anhänger dieser kirchenfeindlichen Richtung bisher es mit ihrem Gewissen vereinbar finden, Aemter in der von ihnen bekämpften Kirche zu bekleiden, ist eine Inkonsequenz die derselben am wenigsten zum Ruhme gereicht. Das Vorgeben, daß sie ja keine Separatisten und Sektirer seyen, noch aus der Kirche scheiden wollten, ist, sofern redlich gemeint, was Eins. Grund hat, nicht in Zweifel zu ziehen, ein trauriges Zeugniß der geistigen Verarmung, die eben in dieser Richtung unvermeidlich ist. In der Evangel. Kirche seyn, heißt doch gewiß nicht, räumlich bei ihr wohnen, und allenfalls an Untergrabung ihrer Fundamente arbeiten; sondern es heißt: in ihren Bekenntniß stehen, ihres Glaubens leben, ein lebendiges Glied derselben, und als kirchlicher Beamter ein treuer Mitarbeiter zu ihrer Erbauung seyn. Eins. ist der vollen Ueberzeugung, daß manches Kind der Evangel. Kirche, welches augenblicklich in den Banden der Schule gefangen, und bei der Mitgift eines treuen, redlichen Herzens der Kirche entfremdet ist, die verlorene Mutter außerhalb ihres Hauses eher wieder erkennen und zur Sehnsucht nach ihren Heilsgütern erwachen würde, als in den Aemtern der Kirche — was ohne Verwirrung der Gewissen und schwere Verantwortung gar nicht zu denken ist.

Eins. schließt mit dem dringenden Wunsch, daß diese Zeilen und die weiter beabsichtigten Arbeiten desselben unter dem Segen des göttlichen Hauptes der Kirche dazu dienen möchten, nicht Wunden zu schlagen, sondern zu heilen; nicht zu trennen und zu spalten, sondern inniger zusammenzuschließen auf dem festen Grund unsers lauteren Bekenntnisses — vor allem in der theuern Kirche des gesegneten Würtemberg, und ihrer Bildungs-Anstalt zu Tübingen!

W. F. L.t.

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz. Druck von Trowitzsch und Sohn.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1857. Mittwoch den 2. December. № 96.

Der Kampf um die Seele vom Standpunkt der Wissenschaft. Von Rudolf Wagner. Göttingen 1857.

Hat sich auch die erste Hitze des Kampfes für und gegen den modernen Materialismus seit einem Halbjahre sichtlich gelegt, so wirkt der gegebene Impuls doch mächtig fort, ja wird voraussichtlich noch lange Zeit im Gebiete unserer Literatur in weitgezogenen Kreisen sich kennbar machen. Jedenfalls hat sich sowohl für die Theologie, wie Philosophie bei dieser Gelegenheit das dringende Bedürfniß herausgestellt, der Untersuchung über das Verhältniß von Natur und Geist erneute und eindringende Aufmerksamkeit zuzuwenden, und bereits liegen auch von beiden Seiten mehrere schätzbare Arbeiten positiven Gehalts in dieser Richtung vor. Auch der verdiente Verfasser obengenannter Schrift, der in seinen beiden früheren bekannten Broschüren den äußern Anstoß zu jenem ganzen literarischen Kampfe gegeben hat, ist so eben mit einer umfangreicheren Publikation über „die Seelenfrage" vor die Oeffentlichkeit getreten, für welche wir hier die Aufmerksamkeit des Lesers auf einige Augenblicke in Anspruch nehmen.

Hofrath Wagner's Schrift besteht aus einer Sammlung mehrerer, im Ganzen ziemlich lose aneinander gereiheter Abhandlungen. Der Verf. selbst erkennt diesen „mehr fragmentaren und aphoristischen Charakter" seiner Schrift an. „Es handelte sich vorzüglich um eine Kritik der neuesten Phasen des Streites und um eine Bezeichnung der verschiedenen Standpunkte und Aufgaben. An irgend etwas Abschließendes kann in diesem Gebiete nicht gedacht werden..... Der Kampf um die Seele wird nur mit dem Ende des Menschengeschlechtes aufhören und damit erst die schließliche Versöhnung zwischen Wissen und Glauben objectiv erfolgen." Angesichts dieser Erklärung möchten wir ein Doppeltes beanstanden. Erstlich, daß eine Kritik der materialistischen Streitfrage und der auf diese bezüglichen Literatur vom Verf. doch eigentlich nicht gegeben worden ist, indem er nur Einzelnes aus dieser berührt und in seinen Erörterungen fast ausschließlich die Meinungsverschiedenheiten über das Wesen der Seele angeführt und besprochen hat. Sodann aber erscheint es uns bedenklich, die s. g. „Seelenfrage" und die Frage über das Verhältniß von Glauben und Wissen zu vermengen. Der Hr. Verf., der dies schon früher gethan, hat damit in die Discussion über die erstere Frage ein Element hineingetragen, das nicht nur verwirrend wirkte, sondern auch seinem Gegner Vogt eine Waffe in die Hand gab, welche von diesem in seiner Entgegnung namentlich schon durch den auf Viele drastisch wirkenden Titel: „Köhlerglaube und Wissenschaft" weidlich ausgebeutet wurde. Die Untersuchung des Verhältnisses des Glaubens und des Wissens ist eine rein erkenntnißtheoretische Frage und hat als solche mit der Frage nach der Seele oder irgend einer anderen eines speciellen wissenschaftlichen Gebietes unmittelbar nichts zu thun. Am allerwenigsten dem Materialismus gegenüber darf zugegeben werden, daß die Existenz und Selbstständigkeit der menschlichen Seele Gegenstand eines, wie sie meinen, blinden Glaubens sey. Wird dies angenommen, so ist eben Alles blinder Glaube; wie denn der Materialismus allerdings durch Läugnung der Selbstständigkeit und Freiheit des Geisteslebens in seiner Consequenz alles Wissen und damit alle Wissenschaft aufhebend, Alles einem zufälligen blinden Glauben und Meinen preisgiebt. Denn ist der menschliche Geist nichts anderes, als eine durch reinen Zufall gewirkte Phosphorescenz materialer Stofftheile, so ist auch alles Leben der Menschen dem Zufall und der Willkür, sowohl sittlich, wie intellektuell bloßgestellt, und es fehlt also jegliche Basis, um es irgendwie und irgendwo zu einem Wissen und zu einer Wissenschaft zu bringen. Materialismus und Wissenschaft sind daher zwei sich völlig ausschließende Begriffe. Je mehr aber seit mehreren Jahren in weiten Kreisen die von den Franzosen aufgebrachte Meinung, daß eben nur les sciences exactes, die mit dem Palpablen sich beschäftigende Forschung Wissenschaft sey, alles Uebrige Gegenstand eines, wie ihnen deucht, verstandlosen „Sehnens und Ahnens", desto vorsichtiger gilt es in der Annahme einer solch neumodischen, auf willkürliche Usurpation gebauten Terminologie zu seyn. Man sieht aber leicht, daß diese sich auf ein blind angenommenes Dogma stützt, indem der Mensch vor Allem über die Thatsache der Selbstständigkeit des Geistes im Gewissen seyn muß, um irgend etwas selbst aus dem Gebiete der materiellen Erscheinungswelt wissen zu können. Jedenfalls bleiben ohne gründliche erkenntnißtheoretische Voruntersuchung die Begriffe Wissen und Glauben — von welchem der positiv christlich bestimmte Glaube wieder zu unterscheiden ist — eine wächserne Nase, die nach Willkür der Parteien bald so, bald so sich drehen läßt.

Der erste Abschnitt der vorliegenden Schrift bringt unter der Aufschrift: „Stand der Fragen", eine Besprechung des

Werkes: „Physiologische Vorträge von Dr. F. W. Beneke. Oldenburg 1856." Der Verf. empfiehlt dieses Werk als „vorzüglich geeignet, allen denjenigen zur Orientirung in der allgemeinen Naturgeschichte der organischen Körper und in der speciellen Physiologie der thierischen Lebensprocesse nach dem gegenwärtigen Standpunkt zu dienen, welche sich nicht ex professo mit der Physiologie beschäftigen." Im folgenden Abschnitt erhebt derselbe freilich, gewiß nicht unbegründet, gegen den Standpunkt Beneke's wesentliche Bedenken. „Wir haben gesehen, der Verf. sucht in den natürlichen Dingen, auch in den organischen Wesen überall mit physikalischen und chemischen Erklärungen auszukommen, und vom Standpunkte der reinen Naturforschung gewiß sehr mit Recht. Besondere Kräfte ist er anzuerkennen nirgends geneigt. Er statuirt eine Seele, aber man weiß nicht, woher sie kommt. Bei genauerer Betrachtung der Schlußfolgerungen des Verf. und des ganzen Ganges seiner Untersuchungen müssen wir freilich zu der Ueberzeugung kommen, daß er doch durchaus sich selbst über die Hauptpunkte nicht klar gewesen ist. Sie führen — wir sagen es offen, ohne den trefflichen Verf. im Geringsten anzuklagen, ja sie führen ihn wider Wissen und Willen unter sichtlichem Widerstreben — zum Pantheismus.... Es ist ein stetes Schwanken zwischen theistischen (richtiger wohl deistischen) und pantheistischen Vorstellungen; ein steter Kampf des Gemüthes mit dem Verstande; eine Art neuerlich, freilich unrichtig, sogenannter „doppelter Buchhaltung", ein unbefriedigendes, ruheloses Bestreben, diese Gegensätze auszugleichen. Zuletzt ist es immer die „süße heilige Natur", „thou nature art my goddess", welche die Welt beherrscht." Und später heißt es: „Die Nichtexistenz der Seelen ist die nothwendige Folgerung aus diesen Prämissen des Verf., und die von ihm angenommenen Seelen sind nur ein Postulat seines Glaubens, welches in direktem Gegensatze mit dem Resultate seines naturhistorischen Wissens steht." Es ist mit diesen Worten ausgesprochen, was so ziemlich von der Masse der seit Jahren immer mächtiger anschwellenden, gelehrten wie populären, naturwissenschaftlichen Literatur gilt. Soweit sie nicht gradezu materialistische Principien vertreten, bringen sie es über ein unsicheres Schwanken zwischen deistischen und pantheistischen Grundgedanken nicht hinaus. Es ist eben überhaupt ein auszeichnendes und bedeutungsvolles Merkmal der neueren Zeit, daß in ihr das Princip der Negation recht eigentlich in die Region der Intelligenz aufgestiegen ist und in derselben sich der Herrschaft immer mehr bemächtigt hat, eine Steigerung, deren letzter Effekt auf die Menge, auch wenn der Einzelne persönlich dies nicht will, in einer immer größeren Verbreitung des Atheismus besteht.

Wagner betitelt den folgenden Abschnitt: „Die Controversen unter den an den Fragen Betheiligten." Er sagt: „Wer sich die Mühe nimmt, auch nur die wichtigsten und geistvollsten Philosophen und Naturforscher, soweit letztere überhaupt das Bedürfniß hatten, die allgemeinsten Fragen zu erörtern, nachzusehen, wird finden, daß an irgend einen Consensus gar nicht zu denken ist, und daß es vielleicht über diese Fragen so viele Ansichten gibt, als denkende Individuen." Der verehrte Verf. spricht diesen Gedanken wiederholt, fast möchten wir sagen mit einer gewissen Befriedigung aus, und die Tendenz dieses Abschnittes ist wesentlich darauf gerichtet, durch Gegenüberstellung einer Reihe von Aussprüchen aus dem Munde der verschiedensten Naturforscher und Philosophen zu zeigen, wie sehr die Anschauungen nicht nur über das eigenthümliche Wesen der Seele, sondern über die bedingenden Principien der Materie überhaupt in Controverse liegen. So wenig nun die hier betonte Unsicherheit und Zerfahrenheit der Gegenwart auch in intellektueller Beziehung geläugnet werden kann, so glauben wir doch, daß der Verf. sich von derselben hat allzusehr imponiren und dadurch seiner Schrift ein Gepräge hat aufdrücken lassen, welches gar manche Leser in einem unsicheren Eklekticismus, ja Skepticismus bestärken dürfte.

Es gibt einen gewissen Weltschmerz des Wissens, den Jeder, der zu bestimmten und Bestand haltenden Grundgedanken hindurchzudringen bemüht ist, meist mit viel Mühe und Anstrengung durchkämpfen muß. Je mehr dies aber Einem gegeben wird, desto mehr durchdringt uns im Gegensatze des ersten Eindruckes die freudige Ueberzeugung, daß grade in Absicht auf die letzten Principien des Denkens und Seyns zwischen den Größten und Besten aller Zeiten eine nicht geringe Uebereinstimmung herrscht, die, wenn sie auch lange nicht die von dem Evangelio uns geoffenbarte und kundgegebene Tiefe und Reichthum der Weisheit und Erkenntniß erreicht, doch für diese mindestens einen präparatorischen und propädeutischen Werth besitzt. Wie sittlich, so gibt es auch intellektuell gewisse Axiome, die trotz alles je und je sich erhebenden Gegengeschreies feststehen, und es scheint uns das erste und nothwendigste Erforderniß zu einer kräftigen Polemik wider die Irrthümer der Intelligenz von dieser Ueberzeugung durchdrungen zu seyn. Leider gebricht den kritischen und polemischen Erörterungen des Verf. dieser Nerv, ja er bezeichnet es später als „den Hauptzweck seiner Schrift zu zeigen, daß eine strenge, objektive Beweisführung gegen den Materialismus, die zu einer Uebereinstimmung aller Menschen führen müßte und das Daseyn der spontanen Thätigkeit einer substantiellen Seele unzweifelhaft feststellen könnte, nicht geführt werden kann, daß aber auch der Materialismus von seiner Seite niemals im Stande ist, eine objektive und überzeugende Beweisführung für seine Berechtigung aufzustellen." Abgesehen davon, daß es uns als eine allzu magere Tendenz erscheint, nur diesen Satz nachweisen zu wollen, müssen wir der in demselben enthaltenen Behauptung überhaupt widersprechen. Wenn irgend etwas, so läßt sich die Unhaltbarkeit materialistischer Principien in ihren logischen, wie sittlichen Consequenzen klar nachweisen, ja der Verf. erkennt dies im nächsten Satze selbst an, indem er sagt: „Daher (?) ist es auch leicht, die Inconsequenzen, das Unvermögen, und mithin die Anmaßlichkeit jeder exclusiv sensualistischen Weltbetrachtung nachzuweisen." Offenbar ist an diesem Widerspruche des verehrten Verf. der Umstand schuld, daß er dem Begriffe

einer „strengen objektiven Beweisführung“ einen doppelten Sinn untergelegt hat. Höchstens von der Mathematik könnte man sagen, daß ihre strengen Beweisführungen auch eine Alle überzeugende Macht besitzen; in allen übrigen Gebieten sind Beweisen und Ueberzeugen zwei keineswegs identische Begriffe. Wo es sich um die Grundanschauungen eines Menschen handelt, aus denen sich seine sittlichen, wie geistigen Anschauungen erbauen, fällt ein Faktor, der außer dem Gebiete „der strengen Beweisführung“ liegt, vor Allem ins Gewicht: der Wille des Menschen. Grade wie das schon oben gerügte Spiel, das mit den Begriffen Wissen und Glauben getrieben wird, so muß heutzutage auch auf den ethischen Faktor, der bei allen unseren Erkenntnißakten, wenigstens wo es sich um Principien handelt, mitwirkt, nachdrücklich hingewiesen werden. Der menschliche Geist ist ja keine tabula rasa, auf welche die Wissenschaft ihre logischen Rechenexempel schreibt; seine Gedanken und Ueberzeugungen, wenigstens soweit sie principieller Natur sind, sind vielmehr ein Produkt der ganzen ethischen, wie intellektuellen Persönlichkeit. Es ließe sich eingehend nachweisen, daß die Grundirrthümer der modernen Welt, der ganze Zwiespalt, der zwischen dem Christenthume und der heutigen Zeitbildung aufgerichtet worden ist, recht eigentlich daher stammen und von da ab datiren, wo man die menschliche Denkkraft auf den Isolirschemel setzte, in nothwendiger Folgerung sie sodann für souverain erklärte und endlich gradezu vergötterte. Mit einer wahren Pruderie wird dies Zeitdogma heutigen Tages behandelt, indem man außer Acht läßt, daß eine Verkehrtheit der Intelligenz allezeit auch mit irgendwelcher Verkehrtheit der Gesinnung aufs genaueste zusammenhängt, worüber eine gründliche Beobachtung des eigenen Selbst und seiner inneren und äußeren Geschichte Jeden am besten aufklären könnte. Man täusche sich nicht! beim rechten Lichte besehen und gemessen mit richtiger Psychologie liegt das letzte und entscheidende Urtheil über den Atheismus, welcher Ab- und Spielart er auch sey, in dem Worte: „Und ihr habt nicht gewollt!“

Wir sind also mit dem Hrn. Verf. natürlich völlig einverstanden, daß eine „streng logische, objektive Beweisführung“ sehr wenige der ausgesprochenen Materialisten jemals von ihrem Irrthume überzeugen wird, aber statt mit ihm zu sagen, dies sey eine Folge der Unmöglichkeit jener Beweisführung, sagen wir vielmehr mit seinem zweiten Satze: so ist und wird es bleiben, obwohl „es leicht ist, die Inconsequenzen, das Unvermögen, die Anmaßlichkeit“, mit Einem Worte die Absurdität des materialistischen Princips eklatant zu machen.

Der letzte Abschnitt der Schrift ist überschrieben: „Die Methoden und Aufgaben für zukünftige Forschungen in ihrem Zusammenhang mit Physiologie, Philosophie und Theologie.“ Hier weißt der Verf. zunächst darauf hin, wie Physiologie, Philosophie und Theologie in gleicher Weise bei der Frage nach der Seele und ihrem Seyn interessirt und mit derselben sich zu beschäftigen getrieben seyen; er warnt vor Vermischung und sucht zu zeigen, wie unter richtiger Beschränkung auf das jeder dieser drei Wissenschaften eigene Gebiet ein erfreulicher, wechselweise sich bedingender Fortschritt der Erkenntniß sich werde gewinnen lassen. Die weiteren hieran geknüpften Besprechungen bringen vielerlei lehrreiche, von großer Belesenheit getragene Notizen, welche namentlich da, wo der Verf. als Fachgelehrter über den Stand naturwissenschaftlicher Fragen sich äußert, das Interesse des Lesers erwecken werden. Gegen mehrere der das Gebiet der Philosophie und Theologie berührenden Stellen möchten wir unsere Bedenken geltend machen, wollen jedoch um so mehr nur ein Paar Sätze herausgreifen, da die bezüglichen Aussprüche mehr in behauptender thetischer Form, als in eingehender wissenschaftlicher Ausführung hingestellt sind.

Fürs Erste ein Selbstbekenntniß des Verfassers. „Es hat eine Zeit gegeben, wo ich in meinem religiösen Bewußtseyn derjenigen Richtung der Theologie am nächsten stand, welche sich von aller philosophischen Betrachtungsweise gelöst hatte. Es konnte nicht anders seyn, wo es galt, entweder den Glauben an die Offenbarung aufzugeben oder den an die Wissenschaft. So steht es nicht mehr. Gerade der Kampf mit dem Materialismus und die Bewegungen in der Theologie und in den verschiedenen Kirchen, die unabweisbaren Fortschritte der Naturwissenschaft und deren Angriffe auf die Offenbarung haben auch der sogenannten orthodoxen Theologie gezeigt, daß sie neben der einen Erkenntnißquelle für den Glauben, der Schrift, weder die Natur und deren wissenschaftliche Betrachtung, noch die Philosophie ignoriren darf. Ich glaube an eine Philosophie, wie ich an eine Naturwissenschaft glaube, wie ich an eine Offenbarung Gottes in der Natur und in der Schrift glaube. Wie viel die schriftgläubige Theologie von beiden sich anzueignen hat, ist freilich eine schwierige Frage.“

Wir freuen uns dieses Bekenntnisses um so mehr, da der Verf. in demselben eine Ueberzeugung ausspricht, die mehr und mehr in christlichen Kreisen wieder Anerkennung findet. Es war jedenfalls zu entschuldigen, daß unter dem Eindruck der philosophischen Bewegungen in den dreißiger und vierziger Jahren ein Theil des theologischen, wie kirchlichen Publikums sich mit einer gewissen Scheu von der Philosophie zurückzog. Aber der verehrte Verf. hat gewiß völlig Recht, wenn er im Blick auf den Kampf gegen den Materialismus, wie selbst auf die kirchlichen und theologischen Bewegungen der Gegenwart es als unerläßlich erkennt, jene Scheu zu überwinden. Denn es gilt ja auch hier: abusus non tollit usum, und nicht der Nichtgebrauch, sondern allein der kräftige gute Gebrauch ist im Stande, dem Mißbrauch zu steuern. Wenn aber die Theologie der Gegenwart sowohl aus äußeren apologetischen Gründen, wie auch selbst in Rücksicht auf die innerkirchliche Lage der Philosophie und Spekulation nicht ohne Schaden entbehren kann, so ist damit freilich nicht eine Philosophie gemeint, welche in autonomischer Selbstherrlichkeit Christenthum und die Kirche, überhaupt die Wahrheit erst an's Licht zu bringen oder gar selbst zu produciren vermeint, sondern eben nur eine christ-

liche, welche in den Thatsachen der Offenbarung gründend, die Vernünftigkei und Wahrheit dieser nach allen Seiten erweist. Und auch der Verf. vorstehender Schrift hat zweifelsohne nur eine solche Spekulation bei jenem Bekenntniß im Auge.

Um so mehr sind wir verwundert, daß er gerade über diejenigen philosophischen Leistungen, welche dem hier vorliegenden Bedürfnisse ohne Frage weitaus am meisten entsprechen, mit einem leichten Achselzucken hinweggeht. Wir meinen die Lehre und die Schriften Franz v. Baaders. Es hat seit zwei Jahrhunderten neben Oetinger etwa keinen Denker gegeben, der so tief in die Grundwahrheiten des Evangeliums eingedrungen, und die harmonia luminis naturae et gratiae umfassender und tiefsinniger an's Licht gestellt hätte, als Baader. Und wenn irgendwo die Theologie der Gegenwart bei der Philosophie in die Lehre gehen soll, so wird es bei Keinem mit mehr Frucht geschehen, als bei diesem an Kraft, Umfang und Tiefe des Geistes gleich ausgezeichneten christlichen Denkers. So eben hat auch das von Prof. Franz Hoffmann unter den allergrößten Schwierigkeiten seit 10 Jahren in's Werk gesetzte Unternehmen einer Ausgabe der „Sämmtlichen Werke Franz v. Baaders, Leipzig bei Bethmann" mit dem fünfzehnten Bande seinen Abschluß erreicht,*) und ist in Folge dessen einem Jeden, der für christliche Spekulation Sinn und Verständniß hat, die Möglichkeit geboten, sich mit den Leistungen dieses Mannes vertraut zu machen. Mit aller Bestimmtheit erlauben wir uns auch die Behauptung, daß Baader ungleich tiefer im Christenthume wurzelt und viel umfassender und genuiner die Apologie desselben auf den Boden der Spekulation führt, als dies von Schelling auch in seinem zweiten Systeme geschehen ist. Wagner scheint freilich geneigt, das Umgekehrte anzunehmen, und sieht wenigstens, gestützt auf den ersten Band der nachgelassenen Werke Schellings, „in dem Begriffe des theogonischen Processes, mit welchem letzterer die Mythologieen der Völker durchdringt," eine sehr große und wichtige Leistung zum tiefern Verständniß der Offenbarung. Wir wollen nun auch von Herzen wünschen, daß recht viele Theologen sich mit der Weise wie Schelling die bedeutungsvolle

*) Das Unternehmen zerfällt in zwei Abtheilungen; die zehn ersten Bände enthalten die bereits gedruckten Schriften, die fünf letzten Mittheilungen aus dem literarischen Nachlasse Baaders. Es werden auch einzelne Bände abgegeben. Wer erst mit Baader überhaupt Bekanntschaft zu machen wünscht, dem wäre etwa der 11. Band, der das vom sel. v. Schaden redigirte Tagebuch, sowie der 15., der die Biographie und den an tiefen Geistesblicken reichen Briefwechsel enthält, als Vorhalle vor Allem zum Studium zu empfehlen. Wie auch: „Die Cardinalpunkte der Franz Baaderschen Philosophie von Dr. Hamberger. Stuttgart 1855", und „Ueber den philosophischen Standpunkt Baaders von Dr. Lutterbeck. Mainz 1854."

Frage: wie entstehen Völker? beantwortet, sowie überhaupt mit dessen nachgelassenen Schriften mögen bekannt machen, wir glauben aber, daß eine unbefangene, eindringende kritische Würdigung der Schellingschen Philosophie der Mythologie zu dem Resultate führen wird, daß die Theorie des berühmten und in so vieler Beziehung verdienten Philosophen sich mit Fundamentalbegriffen der Offenbarung nicht in Uebereinstimmung bringen lasse. Letztere kann, um dies im Vorbeigehen zu erwähnen, von einer primitiven Offenbarung, als dem gemeinsamen Hintergrunde aller Mythologie nicht abgehen, und sie hat hiefür auch wissenschaftlich gute Gründe, während Schelling die Mythen (und Völker) doch eigentlich autochthonisch per generationem aequivocam entstehen läßt, wobei man nicht begreift, wie all' diese Irrlichtlein zuletzt doch in Einen Fokus gesammelt, das Licht der Welt, d. i. Christus, in die Welt bringen mußten. Und auch Schellings trinitarischer Gottesbegriff dürfte mit Hegels abstrakt logischer Trilogie noch in viel näherer Verwandtschaft stehen, als seine Polemik gegen letzteren sonst es wahrscheinlich erscheinen ließ. Wagner selbst meint, daß die Schellingsche Philosophie der Mythologie „wohl einer Limitirung bedürfe", wir fürchten aber, wohl etwas mehr, als blos einer solchen.

Auch des Verfassers freilich nur sehr beiläufige Bemängelung der „biblischen Psychologie" von Delitzsch möchten wir beanstanden. Fürwahr es wäre sehr erwünscht und namentlich in der Gegenwart höchst bequem, wenn es bei dem von Harleß, Hofmann und vielen neueren Theologen vertretenen Kanon, „daß wir von der Schrift Naturbeschreibung und Naturerkenntniß nicht zu erwarten haben, weil solche nicht in ihr gegeben werden sollte", so schlechthin sein Bewenden hätte. Ein Lehrbuch der Naturgeschichte ist die Schrift freilich sicherlich nicht. Aber eben so gewiß hat sie eine in sich geschlossene, überall erkennbare Anschauung auch über das Leben des natürlichen Cosmos, und was ihren unzähligen Andeutungen in dieser Beziehung die größte Bedeutung gibt, ist der höchst bedeutungsvolle Umstand, daß sie allüberall einen tiefen, geheimnißvollen Nexus zwischen Natur und Geist, zwischen Ethik und Physik statuirt. Die consequente Durchführung jenes Canons muß daher die Dogmatik nicht nur vom rechten Vollsinn der Schrift abführen, sondern unaufhaltsam in schriftwidrige, spiritualistische Anschauungen verstricken. Nur Beispielsweise wollen wir an die Lehre vom heil. Abendmahl, von der Auferstehung des Leibes, von der innigen Verbindung, in welche die Schrift wie die Natur überhaupt so besonders die Gestirnwelt zur Engelwelt setzt, erinnern. Wer will es unternehmen, hierüber, wie über so vieles Andere etwas Schriftmäßiges und tiefer Eindringendes zu sagen, wenn er mit jenem Canon wirklich Ernst macht! Es gilt hier aber offenbar eine Unterscheidung zu machen.

(Schluß folgt.)

Redakteur Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz. Druck von Trowitzsch und Sohn.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1857. Sonnabend den 5. December. № 97.

Der Kampf um die Seele vom Standpunkt der Wissenschaft. Von Rudolf Wagner. Göttingen 1857.

(Schluß.)

Naturlehre im modernen Sinne, als einer Beschreibung der äußeren Erscheinungen der Natur und deren Combinirung zu bestimmten „Gesetzen des Naturlaufes" gibt die Schrift allerdings nicht. Die Beobachtung des Sinnenfälligen — und dieses allein gilt heute als Objekt der Naturwissenschaft — überläßt sie dem beobachtenden Sinnesgebrauche. Aber sie ist voll des Zeugnisses, daß hinter allem Sinnenfälligen, Physischen, hinter der ganzen phänomenalen Erscheinungswelt ein Uebersinnliches, Hyperphysisches verborgen sey, welches in und durch das Physische wirke und sich manifestire. Eben dieses Hyperphysische — das darum noch nicht unmittelbar als selbstbewußt Geistiges zu denken ist *) — ist aber nach der Anschauung der Schrift das wahrhaft Reale, während der ganze physische Cosmos, die ganze materielle Welt ihr nur als vorübergehendes Phänomen gilt. Nicht Naturlehre gibt sonach die Schrift, wohl aber — wenn man diesen modernen Ausdruck hier will passiren lassen — Naturphilosophie, sofern sie nämlich die mannigfaltigsten Einblicke thun läßt in die verborgenen Lebensgründe der sichtbaren Erscheinungswelt. Hält man diese Unterscheidung scharf fest, so wird sich allerdings die Collision zwischen Naturwissenschaft und biblischer Theologie vermeiden lassen. Der Theologe wird alle wirklich gesicherten Resultate der empirischen Forschung dankbar annehmen, aber er wird zum modernen Naturforscher sagen: Du gibst mir wohl die richtige Beschreibung der materiellen Dinge und ihrer Bewegung im Raum und in der Zeit, aber Du erklärst sie mir nicht. Ob dies überhaupt möglich, oder ob das zur banalen Phrase geworden [illegible]ort: „In's Inn're der Natur dringt kein erschaffner Geist" [illegible] schlechthin unübersteigliche Schranke für jede das Sinnenfällige durchbrechende Erkenntniß der geschaffenen Welt wirklich ausspreche ist dann freilich eine weitere Frage, deren Beantwortung aber jedenfalls außerhalb des Umkreises der heutigen Naturforschung liegt.

Wir sind seit lange der Ueberzeugung, daß eine einläßliche, zugleich biblische und speculative Untersuchung über die hier angedeuteten Grundfragen zu den dringendsten Aufgaben der theologischen Gegenwart gehört. Mehr wie je bedürfen wir einer biblischen Metaphysik, welche die Grundfragen: Natur und Geist, Zeit und Raum u. A. in eine gründliche Untersuchung nimmt. Die Auffassung dieser Grundprobleme ist bekanntlich von je für jede Weltanschauung entscheidend gewesen. Und die Schrift sollte uns über jene Fragen keine eigenthümliche, in sich geschlossene Anschauung bieten! Wäre dem so, so könnte es gar keine christliche Weltanschauung geben, und die Schrift sänke in der That herab zu einem Lehrbuch der Moral, wenn auch einer geoffenbarten Moral. Einstweilen aber bleiben wir dabei, daß es mit Oetinger zu reden auch eine „Grundweisheit der heil. Schrift" gebe, und daß wir solcher Philosophia sacra dringender denn je bedürfen.

Daß insbesondere auch die biblische Psychologie, als ein Theil dieser philosophia sacra, so Möglichkeit wie Recht eines eigenthümlichen Bestandes beanspruchen darf, hat Delitzsch selbst genugsam gezeigt. Auch müssen wir es — im Gegensatz gegen Wagner — als einen sehr glücklichen Griff betrachten, daß Delitzsch zum Zweck einer tieferen und schriftgemäßen, wissenschaftlichen Psychologie auf Jakob Böhme zurückgegangen ist. Denn Niemand hat, wie wir fest überzeugt sind, gerade in die psychologischen Grundprobleme tiefere Blicke gethan und die Andeutungen der Schrift über dieselben zu einem umfassenderen systematischen Ganzen verarbeitet, als eben der von der christlichen Wissenschaft noch lange nicht genugsam gewürdigte Görlitzer Schuster *). Bezüglich der Leistung von Delitzsch scheint

*) Wagner erwähnt auch flüchtig ohne näheres Eingehen der neuerlichst von Fichte, auch vom Referenten u. A. wieder vertretenen Lehre von einem zweiten s. g. pneumatischen Leibe. Wollte der Verf. dieser uralten, neuerlichst wie so Manches in der Gelehrtenwelt nur vergessenen Lehre näher nachgehen, so würde er sich vielleicht überzeugen, daß in derselben der Schlüssel zum Verständniß des Verhältnisses von Natur und Geist verborgen liegt. Durch dieselbe könnte auch die Anschauung Rothe's, der in seiner die Klippen des Pantheismus bekanntlich nicht immer glücklich vermeidenden Ethik die Materie das Sublimat des Geistes nennt, ihre Rektificirung erhalten. Wenn man diesen Begriff, wie Rothe thut, auf die gefallene materielle Welt anwendet, so verstrickt er unausbleiblich in eine gnostisch-pantheistische Emanationstheorie, auf eine höhere, als diese materielle Leiblichkeit gewendet, wird er dagegen einen auch biblisch zulässigen Sinn geben.

*) Eine treffliche Anleitung zum Studium Böhmes gibt die

es uns freilich, daß dieselbe gerade in der Verarbeitung Böhmescher Grundgedanken nicht völlig ausgezeitigt sey und in mehreren Punkten fehlgegriffen habe. Es steht wohl hiermit auch in Verbindung, daß er in einer für das heutige wissenschaftliche Publikum zu unvermittelten Weise nicht nur die Böhme'schen Ideen, sondern zum Theil selbst seine so schwierige und dunkele Terminologie gebraucht hat. Ueberhaupt aber glauben wir, daß es, um den von Delitzsch neuerlich vertretenen Grundanschauungen richtige Würdigung in weiteren Kreisen zu verschaffen, mehrfacher denselben die Bahn öffnender Arbeiten bedarf, und ohne eine biblische Metaphysik im oben angedeuteten Sinne wird eine biblische Psychologie in der Weise von Delitzsch schwerlich den fruchttragenden Boden, der ihr zu wünschen wäre, gewinnen.

Auch der vierte Abschnitt der Wagnerschen Schrift enthält eine reiche Fülle von lehrreichen Mittheilungen und Zusammenstellungen aus anderen Schriften, so z. B. Auszüge aus Brewsters Darstellung vom Leben Newtons. Eine eigentlich einheitliche Entwicklung, die wissenschaftliche Durchführung dieses oder jenes Gedankens mangelt aber auch in diesem Abschnitte. Der Verf. selbst scheint dies auch gar nicht beabsichtigt zu haben, indem er wiederholt ausspricht: „ich bemerke, daß ich hier, wie überall zunächst nur referire, nicht meine Ansichten ausspreche". Hervorheben müssen wir noch, daß der Verf. trotz der vielen Angriffe, die er von verschiedenen Seiten her erfahren hat, nicht ohne Selbstverläugnung seinen Gegnern gerecht zu werden sucht. Sein Versprechen: „mit skrupulöser Sorgfalt bin ich bemüht gewesen, Niemandem Unrecht zu thun", hat er jedenfalls treulich gehalten.

Vier Anhänge sind der (134 Seiten umfassenden) Schrift beigegeben, von denen die beiden letzteren: „Leibniz und seine Commentatoren" — „Leibniz, Goethe und der Materialismus" ziemlich heterogenen Inhalts sind. Ueber den ersten Anhang, der „Ansichten über Menschenschöpfung aus den Cosmogonien deutscher Gelehrten aus dem 19. Jahrhundert" betitelt ist, spricht der Verf. sich selbst in Folgendem aus: „Gedanken kann man sich über die Genesis des Menschen allerlei machen; auch in den Irren-Anstalten werden Gedanken gemacht, welche sich kaum viel von den theoretischen Anschauungen entfernen, die ich als die ernsthaft genannte Geistesarbeit dreier deutscher Universitäts-Professoren, Aerzte und Naturforscher von Profession im Anhange zusammengestellt habe. Der eine (Schelver) betrachtet den Menschen als einen potenzirten Affen und läßt den Urembryo im heißen trockenen Innern von Afrika entstehen; der andere (Oken) läßt den Urmenschen aus dem Schleime des Meeres zusammengerinnen, in der Voraussetzung, daß das Meerwasser damals lauwarm gewesen sey; der dritte (Ritgen) nimmt einen großen Menschenpilz, die Nektarien einer Riesenblume oder ein im Schlamm sich bildendes Ei an, das aus Ostindien stamme. Und doch sprach man damals bereits „von der allgemeinen Uebereinstimmung der Naturforscher über die Geschichte der Urwelt". Ueber solche Erudition lacht man freilich heutiges Tages; aber man acceptirt deren andere, wenn man schon heute besser weiß, was man über jene Dinge und Zeiten wissen kann und was nicht. Der Ton, mit dem ein sonst so achtbarer Mann, wie Oken, damals sagte: „auf andre nimmt die ietzige Naturforschung keine Rücksicht mehr" wird auch heute noch sehr gern von materialistischer Seite angeschlagen. Zum warnenden Zeichen, was man noch im 19. Jahrhundert über diese Dinge für eine Weisheit gebar und offen aussprechen durfte, habe ich die kosmogonischen Ansichten jener drei deutschen Naturforscher, soweit sie sich auf den Menschen beziehen, im Anhange zusammengestellt. Gegen alle diese Versuche, welche nichts als bodenlose Träumereien sind, erscheint doch die Darstellung in der Genesis, selbst wenn man sie nur wie ein großes Gedicht in der Art wie Dante's göttliche Comödie betrachten wollte, von einem Ernst, einer Einfachheit und Großartigkeit, welche unsere Bewunderung in Anspruch nehmen". — Dem dürfte man aber wohl beifügen, daß auch die kosmogonischen Darstellungen der neuesten Naturforschung in Absicht auf crude Geistlosigkeit von denen ihrer Vorgänger sich wenig entfernen.

Am werthvollsten ist zweifelsohne der zweite Anhang, in dem sich der Verf. über „die Elementar-Organisation des Gehirnes in ihrer Beziehung zur Seelenfrage" ausspricht. Der Verf., hier recht eigentlich in seinem Fache, gibt eine gedrängte Uebersicht über den Stand der physiologischen und anatomischen Erforschung des Gehirnes, das ja doch als „Sitz der Seele oder doch als Heerd des ersten und letzten Ablaufes der psychischen Erscheinungen" das für die Seelenfrage bedeutsamste Organ des menschlichen Leibes ist und bleibt. Auch hier ist das schließliche Resultat der gegebenen naturwissenschaftlichen Leistungen ein zur Bescheidenheit mahnendes. Denn wie von anderen fachwissenschaftlichen Autoritäten neuerlich bemerkt wurde, daß die feinere Struktur des Gehirnes uns fast noch völlig terra incognita sey, so sagt auch der Verf.: „Eine wahre Einsicht in dieses wundervollste und feinst gegliederte aller Organe wird nur langsam gewonnen und wohl nie vollendet werden. Man wird oft, wenn man ein Paar Schritte vorwärts gegangen ist, einen Schritt wieder zurückgehen müssen. Das ist der Weg des Fortschritts in der ganzen organischen Naturlehre. Es ist darin keine stetige Fortbewegung, wie in der Mathematik und Physik. Von Experimenten ist für die Physiologie des Gehirns, wenn auch manches, doch nie sehr viel zu erwarten, viel mehr von den pathologischen Erfahrungen".

Auf die beiden letztern Anhänge näher einzugehen, unterlassen wir, denn sie liegen auf einem, dem eigentlichen Inhalte der vorliegenden Schrift fremdem Gebiete, und die Begründung des Widerspruches wie der Beistimmung, welche wir gegenüber verschiedenen Aussprüchen des Verfassers zu geben hätten, würde den bei dieser Gelegenheit gebotenen Raum überschreiten. Der

---

Schrift: „Die Lehre Jakob Böhmes von Dr. Hamberger, München 1844"; sowie auch desselben Verfassers: „Stimmen aus dem Heiligthum christlicher Mystik und Theosophie, Stuttgart 1857", 2 Bände, hier genannt seyn mögen.

geehrte Verf. ergeht sich hier offenbar über zwei der bedeutendsten Geister, welche ihm recht eigentlich Lieblinge geworden sind, und diesem persönlichen Verhältnisse zu denselben werden wir es zu gute halten müssen, wenn er namentlich in Bezug auf Goethe Manches in einem helleren Lichte erblickt, als es eine unbefangene kritische Würdigung wenigstens von christlichen Gesichtspunkten aus wird zugeben können.

Den Schluß der Schrift bilden 25 Thesen, als „Resultate" der vorhergegangenen Erörterungen, von denen wir einige hier schließlich noch ausheben.

2. Die Entstehung der gegenwärtig lebenden Pflanzen und Thiere aus einer allmähligen Umformung früher vorhandener und wieder ausgestorbener Geschlechter abzuleiten, ist nach dem gegenwärtigen Stande unsrer physiologischen Kenntnisse und Anschauungen gerade zu unzulässig.

3. Weder die lebenden, noch die früher existirenden und untergegangenen Pflanzen- und Thiergeschlechter entstehen oder sind je entstanden durch eine sogenannte generatio aequivoca in dem Sinne, daß die ponderablen Stoffe (chemische Elemente), aus denen die Erde und ein großer Theil unseres Planetensystems zu bestehen scheint, unter Einfluß der Imponderabilien (Licht, Wärme, Elektrizität) sich ohne weitere besondre Einflüsse hätten zu Pflanzen- und Thierleibern zusammensetzen können.

6. Die Lebensprozesse der organischen Körper sind an die allgemeinen Gesetze der physikalischen und chemischen Kräfte gebunden, involviren die letzteren, gehen aber in denselben nicht auf. Es kommen vielmehr neue, aus den bekannten, beschränkten und feststehenden mechanischen Wirkungen der physikalisch-chemischen Molekularkräfte niemals erklärbare Erscheinungen vor.

18. Alle bisherigen Versuche, die Natur der Seele näher zu erforschen und zu erklären, sey es von Seite der Naturwissenschaft, der Philosophie oder Theologie, sind als unzureichend zu betrachten. Demohngeachtet bieten die Fortschritte, welche die anatomisch-physiologischen Bedingungen der psychischen Erscheinungen in neueren Zeiten gemacht haben, einige Anhaltspunkte zu neuen Versuchen dar. Auch das Problem der Theilbarkeit oder vielleicht richtiger der Mittheilbarkeit seelischer Substanzen ist einer Aufnahme von diesem Standpunkte aus fähig.

19. Die Annahme einer besonderen, realen, substantiellen Seele ist vom Standpunkt der Naturwissenschaft eine Hypothese, ein Dogma, gegen welches aber aus naturwissenschaftlichen Gründen durchaus nichts ernstliches eingewendet werden kann.

20. Die Annahme einer Nichtseele im Sinne des Materialismus ist ebenfalls eine Hypothese, ein Dogma, gegen welches auch von Seite der Naturwissenschaft ernstliche Einwendungen gemacht werden können, eben weil sich die Entstehung eigentlich seelischer Erscheinungen (dunkler oder heller Bewußtseynsphänomene) aus den bekannten physikalischen und chemischen Kräften nicht ableiten lassen.

22. Die Lehren der Offenbarung sind im Wesentlichen bei der Entscheidung dieser letzteren Frage, ob die Seele ein materielles oder immaterielles Ens sey, ganz unbetheiligt. Die heilige Schrift geht nur von dem Begriff einer creatürlichen und unsterblichen d. h. von Gott geschaffenen und dann nicht mehr untergehenden menschlichen Seele aus, welche verschieden von dem irdischen phänomenalen Leibe ist, mit diesem aber im innigsten Zusammenhange steht. Nur der strenge Dualismus ist schriftmäßig, jedoch unbeschadet einer möglichen höheren monistischen Auffassung vom spekulativen oder theosophischen Standpunkt, wornach die Seele in ihrem keimhaften Zustand, vor ihrer Entfaltung im Leiblichen, oder mit Rücksicht auf eine spätere höhere Leiblichkeit, den verklärten Leib, noch in einer anderen, als dem Dualismus unterworfenen Weise betrachtet werden kann. Keine der bisherigen Monadologieen ist aber in dieser Hinsicht von wichtigen Gegenbedenken frei.

23. Die Naturwissenschaft befindet sich ganz außer Stande, für oder gegen die Unsterblichkeit einer substantiellen Seele irgend Beweisgründe aufzubringen. Sie läßt in dieser Beziehung dem Glauben, so wie jeder anderen Wissenschaft, welche sich dieses Gegenstandes zu bemächtigen vermag, vollständige Freiheit und Berechtigung.

Göthe im Fegefeuer. Eine materialistisch-poetische Gehirnsekretion von Dr. Mautis. Stuttgart und München. Gebrüder Scheitlin. 1856. 8.

Es ist bekannt, wie schwer es oft gelingt, in der Fluth unsers Deutschen Büchermarkts insbesondere anonyme Flugschriften oder gar poetische Erzeugnisse nur einigermaßen zur allgemeineren Kenntniß oder gar aufmerksamen Lektüre zu bringen, auch wenn sie es oft im hohen Grade verdienen. Unsere politisch- und belletristisch-literarische Tagespresse hat außerdem mit einer wahrhaft instinktmäßigen Verbrüderung bekanntlich die Eigenschaft, grade die besseren Erscheinungen der Art, wenn sie irgend auf positiv-religiösem Boden ruhen, gänzlich zu ignoriren, um dieselben wo möglich zu Tode zu schweigen. Aber auch die bessere Journalistik nimmt oft von Erzeugnissen wenig oder keine Notiz, welche nicht eine ganz bestimmte Parteifarbe oder einen bekannten Namen an der Stirne tragen. Verf. dieser Anzeige war verwundert, in häufigen Gesprächen über die oben genannte kleine poetische Skizze so viele zu finden, denen sie gänzlich unbekannt geblieben ist, während sie doch besondere Beachtung und Empfehlung verdient. Eine kurze Besprechung derselben in der vielgelesenen Beilage zur Augsb. Allgem. Zeitung im vorigen Jahre, welche, wie wir von dem Verf. derselben hörten, noch dazu von der Redaktion nicht nur noch mehr gekürzt, sondern

auch in ihrem Ausdrucke abgeändert und verstümmelt worden war, scheint ebenfalls unwirksam geblieben zu seyn. Ref. hatte diese dramatische Skizze selbst länger nicht mehr zur Hand gehabt, konnte sich aber bei einer kürzlich stattgefundenen Vorlesung derselben überzeugen, daß sie auf alle Hörer denselben ernsten und bedeutenden Eindruck machte, den sie auf ihn selbst wiederholt ausübte. Alles aber, was in irgend bedeutender Weise in und an Göthe überhaupt anknüpft, verdient sowohl vom allgemein-christlichen als nationalen, ja selbst vom kirchlichen Standpunkt eine besondere Beachtung, denn jemehr man in die innersten Tiefen der Geschichte unsers ganzen modernen Bewußtseyns eindringt, um so mehr wird man sich überzeugen, daß die Verbreitung des Nationalismus und grade in seiner edelsten Form, wie er die meisten höher Gebildeten beiderlei Geschlechts bewußt und unbewußt beherrscht, ihren Ursprung in Kant und Göthe hat. Der Fäden aber, welche sich von letzterem in die weitesten Regionen Deutscher, ja Europäischer Bildung hineinziehen, ist Legion. Es ist in dieser Hinsicht interessant, einfach sich Notizen zu verschaffen über den jetzigen Absatz von Göthe's Werken in den verschiedenen Bezirken und Städten Deutschlands. Selbst kleine Fabrikorte consumiren von den neuen Ausgaben mehr Exemplare als gleichgroße Universitätsstädte. Auf diese Weise füllen sich jetzt Kreise der Gesellschaft allmälig unmittelbar mit Göthe'schen Weltanschauungen, zu denen dieselben früher kaum oder doch nur indirekt gelangen konnten. Dies ist um so merkwürdiger, als das Studium unserer klassischen Dichter in der jüngsten Generation der höher Gebildeten, z. B. unserer Studirenden auf Universitäten, ungleich seltener wird, als vor mehreren Dezennien. Die Neigungen für sogenannte exakte Wissenschaften, insbesondere Naturwissenschaft, für Mathematik, Physik und Chemie, in den historischen Wissenschaften für Statistik, Nationalökonomie verdrängen — in vielfacher Hinsicht müssen wir sagen: leider — in ganz auffallender Weise die früher auf Philosophie und Poesie gerichteten Neigungen der Gemüther. Alles Ideelle verschwindet unter dieser Wucht realistischer Studien. In allen Formen bricht der Materialismus herein, und nachdem die politische Tendenzpoesie versiegt ist, fängt bekanntlich in neuester Zeit an, eine „Kraft- und Stoffpoesie" aufzublühen, eine dichterische Begeisterung für den geistlosesten Nihilismus, ein Fortschritt vom sentimentalen Pantheismus zum kruden Atheismus und Fetischismus, zur Verherrlichung des Fleisches mit Verläugnung alles und jeden geistigen Inhalts. Schmidt von Werneuchen, den die Xeniendichter mit seiner Düngerpoesie verhöhnten, könnte vielleicht noch der Abgott dieser Kraft- und Stoffpoeten werden. Diese Ansichten und Erfahrungen veranlassen uns, der Redaktion der Ev. K. Z. eine verspätete Anzeige dieser dramatischen Skizze zuzusenden.

In geistreicher und sinniger Weise hat der Verf. hier den Feuerbach'schen Humanismus und Moleschott'schen Materialismus satyrisch gegeißelt, indem er, gleichsam als ein Fragment aus einem dritten Theile von Faust, Gestalten des Tages mit Göthe und Mephisto in Verbindung treten und vor den Augen des Lesers in wenig Scenen sich plastisch entfalten läßt. Der Verf. zeigt, welche Früchte die Zeit allmählig aus Göthe's Vergötterung der „süßen heiligen Natur" ausgeboren hat, wobei wir die edle Art nur billigen können, wie er den reichbegabten Dichter auftreten läßt.

Die agirenden Personen des kleinen dramatischen Fragments, in ihren beziehungsreichen Namen leicht erkennbar, sind: Göthe, Mephisto, zwei Deutsche Professoren (Molekülеschott und Hahnebüchner), der Firebachlor, als Deutscher Lord Byron, ein Deutscher Bauer, Molch Daumernickel, seine Tochter Anastasia, Blau-Vogt, ein Flurschütz, Studenten.

Das Vorspiel führt uns in großartig gezeichneter Weise in das Zwischenreich zwischen Himmel und Erde, wo

Auf einer Wolke hingebreitet
Lag eines edlen Mann's Gestalt
Vom Dichtermantel leicht umwallt,
Die Stirn' von Lorbeerlaub umbreitet.
Zum Sirius hebt er seine Augen,
So dunkel und doch sternengleich,
Indem die hohe Stirne bleich
Des Nachtthaus Düfte leicht umhauchen.
„Mehr Licht! mehr Licht!" — so ruft er bebend,
„Zum Lichte strebt' ich einst empor;
„Was ist's, das jetzt mir wie im Flor
„Verhüllt, ob todt ich sey, ob lebend?"
Und es vernimmt die Klagelaute
Des Dichters tückischer Gesell,
Der eben seine Lagerstell
Sich zwischen Erd und Himmel baute.
Mephisto sprach: O Göthe,
Was ist's, daß hier Du lamentirst,
Mit Deinem Ruhm den Erdball zierst
Und zu dem Himmel seufz'st, o Göthe?
Mit mir komm, erdwärts zu spazieren,
Ich bin, wie sonst noch, dort zu Haus;
Es gilt wie sonst noch Saus und Braus,
Nur sind natürlich die Manieren.
Sie sitzen wie beim Göttermahle,
Das Bübchen und das Liebchen traut;
Natur das Nestchen ihnen baut,
In ein's gewickelt Kern und Schale.
Du hast das selbst einst so begehret;
Nun sieh', wie's dem Geschlechte frommt,
Nichts Neues sieht, wer mit mir kommt,
Doch viel, was hier nicht wird gewähret.

Göthe folgt der Einladung:

So ziehen abwärts denn die Beiden,
Mephisto, wie ein tückscher Zwerg
Um nach dem alten Heidelberg
Den Dichter freundlichst zu geleiten.

In Heidelberg wiederholt sich gewissermaßen die Scene in Auerbachs Keller, natürlich im zeitgemäßen Fortschritt. Chöre der Studenten singen:

Das Wasser gibt dem Ochsen Kraft,
Dem Menschen Bier und Wissenschaft.
Denn Kraft und Stoff und Stoff und Kraft
Uns unverhofft Gedanken schafft.
Uns ist so kannibalisch wohl
Als wie fünfhundert Säuen.

Die zweite Scene zeigt uns ein Symposion im Gasthaus, wo Mr. Firebachelor präsidirt, ein Theologe das Tischgebet spricht: homini agamus gratias, Molekületschott und Hahnebüchner, ein Mediziner, ein Jurist und der Theologe mit Göthe und Mephisto das Tischgespräch führen, das in sehr ergötzlicher Weise sich in jenen Seele entäußernden Gemeinplätzen ergeht, welche den Inhalt der Kraft- und Stoffpoesie und -prosa ausmachen, wie denn Hahnebüchner sagt:

Bedürft Ihr Kraft — greift zu dem Stoff,
Da wird man erst recht Philosoph,
Ich sag: ich muß auf Alles pfeifen
Was ich nicht kann mit Fingern greifen.

Vortrefflich sind eine Anzahl Tagesbegebenheiten, Redensarten und Schlagwörter benützt und Göthe beschließt das Symposion zuletzt mit Repetirung seiner eigenen Verse:

„Das geht so fröhlich
Ins Allgemeine,
Ist leicht und selig,
Als wär's auch reine.
Sie wissen gar nichts
Von stillen Riffen;
Und wenn sie schiffen,
Die lieben Heitern,
Sie werden, wie gar nichts,
Zusammenscheitern.

Die dritte Scene führt uns nach Heiligenberg, wobei zu bedauern ist, daß die „Zeichen der Zeit" bei Publikation dieser Satyre noch nicht erschienen waren. Göthe und Mephist sind in einem Zwiegespräch spazierend begriffen und Letzterer beantwortet die Reflexionen des ersten über die neue Zeit, belehrt ihn über die heutigen Bauern, welche Schiller und Göthe lesen, und benützt die Gelegenheit, seine Begleiter in die Region Molch Daumernickel's einzuführen, in welche Gestalt der bekannte Nürnberger Erzieher Caspar Hauser's eingehüllt ist.

Die vierte Scene versetzt uns in den Garten zu Molch Daumernickel, der dem Gespräch mit seiner Tochter Anastasia folgenden Monolog vorausschickt:

Ich muß nun sehn, wo Stasi bleibt,
Und wie sie sich die Zeit vertreibt;
Ich hoff' sie wird sich präpariren,
Weil jetzo bald katechisiren
Sie wird mein Freund, der Candidat,
Der um sie Sorg' und Mühe hat.
Doch darf ich sicherlich wohl hoffen
Er hält das Herz und Hirn ihr offen,
Daß sie mit finstrem Christenthum
Nicht irgend Jemand bring' herum.
Potz Velten! Wer hätt' je gedacht,
Was uns das Christenthum gebracht:
Den Molochdienst, die Menschenschlachtung,
Den Menschenfraß, die Weltverachtung
Und Alles, was nur greulich heißt.
Das Alles hat des Menschen Geist
Jetzt erst erforscht und klar bewiesen.
Wir sind doch wahrlich wie die Riesen,
Verglichen mit dem Zwerggeschlecht,
Das Alles glaubte dumm und recht.

Die fünfte Scene bringt uns die Katechese des theologischen Candidaten vom Standpunkt des heutigen Materialismus, in einer Gartenlaube, wobei Göthe und Mephist hinter dem Zaune zuhören und die Anastasia mit den Worten endet:

. . . . . als der Weisen Jünger
Sagt Ihr, daß, so wir einst zerstieben,
Am Ziel sey unser Hoffen, Lieben,
Wenn trefflich dienen wir als — Dünger.

Göthe, der es nun vor Zorn nicht mehr aushalten kann, springt über den Zaun und bricht in die Worte aus:

Das ist doch Bauernwirthschaft rein!
Wie kannst Du so ein Esel seyn,
Und armer Mädchen gute Seelen
Mit solchen Mißgedanken quälen!

Nun wird, da sie das Eigenthum verletzt, der Flurschütz (Blau Vogt) gerufen; in der 6ten Scene sind beide eingefangen und es beginnt das Examen, das auf eine höchst ergötzliche Weise von Vogt über Goethe verhängt wird und wobei Mephist den geschickten Advokaten macht. Den Entschuldigungen Goethe's entgegnet Blau-Vogt:

Was muß ich hören?: Seele, Geist
Freiwillig, böse Absicht, Gott — —
Das ist allein schon ein Complott
Gen alles, was vernünftig heißt.

Mephist sagt:

Nicht wahr! Ihr merkt dem Armen an,
Wie er so übel ist daran?
Er ist genug damit gequält,
Daß ihm da oben etwas fehlt.

— — — — — — —

Nun seht Ihr, wo's dem Herrn fehle?
Was sich im Hirne secernirt
Und als Gedanken man verspürt,
Das nennt er ein selbstständig Ding!
Seht wie er überflüssig schwätzt
Und Alles ganz verkehrt versetzt!
Von freiem Willen redet er
Und macht sich selber damit bang,
Als käme nicht das Alles her
Aus chemisch-physikal'schem Zwang.

— — — — — — —

Er hat sich mangelhaft ernährt,
Mit falschen Speisen oft beschwert,
Wovon sein Hirn ward krank gestaltet
Daß es den Dienst nicht recht verwaltet,
Und so die Absicht ausgekocht,
Die ihn hieher zu geh'n vermocht.

Die Schlußscene führt uns in ein Waldgebirge, wo sich Goethe in einem Zwiegespräch von Mephisto lossagt:

Ich sag mich los, verruchter Gast,
Der Du mich so genarret hast!
Ich sollt' auf Erden etwas finden,
Das Dir mich wieder könnt' verbinden?!
Du hast zum Schweinstall sie gemacht,
Das sey auf ewig Dir gedacht;
Hast mich mit Narr'n zusamm'ngeführt,
Mich selbst als Narr'n prostituirt.

Das Ganze schließt mit einem Monologe, in welchem der geistvolle, mit der ganzen Goetheliteratur und den Erzeugnissen der heutigen Kraft- und Stoffpresse völlig vertraute Verf. an dem ältesten uns überkommenem Gedichte Goethe's aus dessen 16ten Jahre anknüpft. Es sind dies die in seinen Werken abgedruckten „poetischen Gedanken über die Höllenfahrt Jesu Christi von J. W. G. 1765", Reminiscenzen des Knaben aus seiner Jugendbeschäftigung mit der Bibel und der Messiade von Klopstock:

Hier steh ich in dem Sonnenlicht,
Das über Gut' und Böse scheinet;
Ich hab' schon längst nicht mehr geweinet,
Doch schäm' ich mich der Thräne nicht.
Was dichtend einst ich hab' gesonnen,
Was wie ein Brunnquell sich ergoß,
Das soll nun heute hoffnungslos
Im schmutz'gen Pfuhl ich sehn verronnen?
Im leichten Spiel wollt' ich erschließen
Des Lebens räthselvolles Fragniß;
Wie muß ich büßen jetzt dieß Wagniß
Und welche Saat seh' ich aufschießen!
Ich streut' im dichtertrunknen Muthe
Die Körner ungesichtet aus,
Und jetzt hat sich zu meinem Graus
Der Erbfeind das gemacht zu Gute.

Wie zahl' ich diese Sünde theuer!
Vor dem, was ich gehört, geschaut,
In diesen Tagen, mehr mir graut,
Als vor Decennien Fegefeuer.
Wenn nun auch nimmermehr der Reinheit
Von Schuld ich trotzend mich berühme,
Hab' Theil ich nicht am Mißgethüme,
Solch bodenlosester Gemeinheit.
Ich hab' an manchem Heiligthume
Gefrevelt mit leichtfertger Hand;
Doch nicht zerrissen jedes Band
Und nicht besudelt jede Blume.
Was mir als zart erschien und sinnig,
Des Lebens edlere Gestalt,
Der geist'gen Kräfte Hochgewalt,
Das hab' geliebt ich warm und innig.
Nun aber hat die neuste Mode
Aus meines Namens Wurzelwort
Die Götter und die Gothen fort
Gebracht, und sich gewandt zum Kothe*)
Den muß und will ich ihnen lassen;
Sie mögen den Gedankensumpf
Fortbrodeln lassen dumm und stumpf,
Doch mit dem Geist sich nicht befassen.
Noch ist die Freiheit eine Wahrheit;
Was gut und recht, was heilig schien,
Thront noch auf unerstürmten Höh'n
Und strahlt herein mit lichter Klarheit.
Da liegt vor mir in Abendgluthen
Die Erde wie ein träum'risch Lied,
Und über mir ein Adler zieht
Die Kreise in des Aethers Fluthen.
Hinauf! Hinauf! — Und doch so bange
Ergreift mich dieser Sonne Strahl,
In deren Licht nach eigner Wahl
Ich fröhlich sein wollt' allzu lange.
Mir paßt jetzt ehr der Nächte Dunkel,
Daß ich den Sehnsuchtsblick empor
Erhebe durch den Wolkenflor
Zu jener Welten Lichtgefunkel.
Du aber, den ich einst besungen,**)
Bevor ich noch Dich hatt' erkannt,
Und dem ich gern' mich dacht' verwandt,
Obwohl ich nicht mit Dir gerungen:
Du schreite her im Richtergange,
Zerbrich den Frevel dieser Welt,
Sei's auch, daß sie darob zerschellt,
Sammt dem zertretnen Haupt der Schlange.
Denn sprichst nicht Du ein mächtig Werde:
So fällt anheim sie jedem Graus;
Mit meiner Erdenlieb ist's aus,

*) Bezieht sich auf die bekannte Zuschrift Herder's an Göthe in Straßburg, wo er sich dessen Namen zum Stichblatt arger Scherz wählte.

**) Im oben genannten Gedichte.

Zur Hölle lieber, als zur Erde!
Doch weiß ich: Was im Rath der Thoren
Ein frevelndes Geschlecht erkiest,
Ist faul schon, während es noch sprießt,
Und todt bevor es ist geboren.

Die Hoffnung, daß Bücher und Aufsätze überhaupt, wie wohl etwa früher, in unsrer blasirten und ruhelosen Zeit irgend eine nachhaltige Wirkung ausüben möchten, hat man freilich lange aufgeben müssen. Demohngeachtet möchte ich glauben, daß dieß kleine dramatische Gedicht bei vielen Einzelnen und selbst in bestimmten Kreisen eine mehr als ephemere Wirkung haben könnte. Gewiß ist wenigstens die Handhabung eines geistreichen und kräftigen Spottes gegen krasse Uebertreibungen und Irrthümer der Zeit zu den wohlerlaubten und nie werth- und wirkungslosen Mitteln zu rechnen, welche keine ernste Pädagogik verschmähen darf. Insbesondere sollte ich glauben, daß bei unsren heutigen, so viel zur Schöngeisterei hinneigenden (wenn nicht jetzt auch vielleicht mehr im naturwissenschaftlichen Materialismus verfangenen) Schullehrern solche Produktionen nicht ohne einige Wirkung sein möchten. Unsre Bildung ist so weit vorgeschritten, daß wir nächstens erleben können, daß die Bauern als exakte mit Physik, Chemie und Meteorologie sich beschäftigende Landwirthe den Pastor auf der Kanzel verhöhnen oder gar beim Consistorium klagend gegen ihn auftreten, wenn er den „unabänderlichen mechanischen Naturgesetzen" zum trotz den barmherzigen Gott im Kirchengebete um Segen für die Saaten und Behütung vor Miswachs anruft.

Karl Vogt's Köhlerglaube und Wissenschaft im eignen Lichte von Rudolf Thum. Göttingen 1856.

Diese kleine Broschüre ist in unsrer Literatur über den modernen Materialismus zu wenig beachtet worden. Da sie aber durch schlagende Beweisführung Vogt und Consorten in einigen wichtigen Punkten völlig ad absurdum führt, so empfehlen wir sie allen Lesern der Ev. Kirchen-Zeitung angelegentlich. Ganz vortrefflich ist die Frage über die Abstammung des Menschen und die Entstehung der Rassen behandelt und gezeigt, wie Vogt, als ein wahrer „Bramine der Physiologie" in einem Grade leichtgläubig gegen unbewiesene naturgeschichtliche Behauptungen wie gegen sogenannte, die Chronologie betreffende geschichtliche Ueberlieferungen ist, der aller von dem wissenschaftlichen Forscher zu fordernden Kritik Hohn spricht. Wir erlauben uns, ein Paar Sätze aus der kleinen Schrift auszuheben, die für unsre Leser von besondrem Interesse sind.

Vogt sagt: „Wer an die Bibel glaubt, muß an die ganze Bibel glauben; wer in Adam den einen Stammvater des Menschengeschlechts sieht, muß diese Würde auch Noah zuerkennen, der allein mit seinen drei Söhnen nach der Sündfluth auf Erden übrig blieb. Welche Produktivität mußte aber in einem Zeitraume von höchstens 500 Jahren Millionen von Nachkommen in Egypten allein erzeugen, während uns die Denkmale von Khorsabad, Ninive u. s. w. ebenfalls Zeugniß von äußerst zahlreichen Völkern geben, die unmittelbar nach der Sündfluth Kleinasien bevölkerten. Selbst Mäuse und Kaninchen mußten an einer ähnlichen Emporbringung ihrer Nachkommschaft in so kurzer Zeit verzweifeln."

Der Verfasser antwortet: Es ist dies die Stelle, wo Herr Vogt zu seiner eben angeführten Erklärung „daß er kein Mathematiker sei" den Beleg beibringt. Denn hätte Herr Vogt nur noch eine dunkle Idee von einer geometrischen Progression aus seinen Schuljahren her sich bewahrt, er würde diesen Satz nicht haben schreiben können." Thum geht sodann in eine nähere recht geschickte Kritik ein und schließt mit folgendem Calcül.

„Es ist daher nichts weniger, als eine unwahrscheinliche Annahme, wenn wir setzen, daß in den ersten Zeiten im Durchschnitt je ein Menschenpaar von dem 35. bis 50. Lebensjahre 6 Kinder zeugte, die wiederum das 50. Lebensjahr erreichten und 6 Kinder zeugten u. s. w. Die Zahl der Menschenpaare würde sich also nach je 25 Jahren um das dreifache vermehrt haben und wir folgende Reihe erhalten:

Im Jahre n. d. Sündfluth:	1	25	50	75	100	125
gab es Menschenpaare:	3	9	27	81	243	729
im Jahre	150	175	200	225	250	275
Paare	2187	6561	19683	59049	177147	531441
im Jahre	300	325	350	375	400	
Paare	1,594323	4,800000	15 Mill.	45 Mill.	135 Millionen.	
im Jahre	425					
Paare	400 Millionen oder 800 Millionen Seelen.					

Also in 425 Jahren so viel Erdbewohner, als man jetzt gewöhnlich annimmt, und der Professor einer naturwissenschaftlichen Disziplin ein Physiologe schreibt frischweg: „Selbst Mäuse und Kaninchen müßten an einer ähnlichen Emporbringung ihrer Nachkommschaft in so kurzer Zeit verzweifeln! „Der Professor der Naturwissenschaft hätte von jedem Bauer lernen können, daß Mäuse und Kaninchen nicht mehr Jahre gebrauchen, als er ihnen Jahrhunderte gewährt."

Nachrichten.

Eine kleine Stufe zur Ersteigung eines hohen Pfarrberges in der Evangelischen Kirche Deutschlands.

In Nr. 47, wie in Nr. 51 dieser Zeitung ist mit der Ueberschrift: der tägliche Dienst in den Kirchen ein hoher Pfarrberg uns vor Augen gestellt, nicht um ihn von unten anzusehen, sondern um ihn zu besteigen, und von seinem Gipfel aus heilige Bergluft in die Thäler des irdischen Lebens zu holen. Mit großer Freude habe ich den lieben Amtsbrüdern im Stillen gedankt, daß sie uns diesen Berg vor Augen gestellt, und in beiden Erörterungen nichts Wesentliches gefunden, dem ich nicht von ganzer Seele beistimmte, weil mich dasselbe schon öfter im Herzen beunruhigt hat. Gewiß ist es auch anderen Geistlichen so gegangen, denn welchen Geistlichen könnte in unseren kirchlich bewegten Zeiten, welche uns von allen Seiten auffordern, unsre und unsrer Gemeindegliedern Seligkeit zu schaffen, die Frage unberührt lassen: „was hast Du denn tagtäglich zu thun, da Du nicht bist ein bloßer Sonntagsprediger, sondern ein für alle Tage geweihter Priester des Herrn, mit und ohne Chorrock, Du magst aufstehen oder zu Bette gehen, es mag Vormittag oder Nachmittag seyn?“ Aber wenn so ein schwacher Mensch (und der geweihte Priester geht auch noch in manchen Schwachheiten, ungeachtet seiner Weihe, einher) einen hohen Berg sieht, und die Aufforderung erhält, sich daran zu binden, täglich einen oder zwei Wege darauf zu machen, so entstehen leicht Zweifel, welche durch die Unkirchlichkeit der Zeit genährt werden, und auch der, welcher zu allerlei gutem Willen, aber doch noch nicht zu einem festen Gotteswillen, gekommen ist, begnügt sich mit einem Beifallgeben, geht aber selbst vorüber, im Gefühl seiner Schwäche, oder in der vorschnellen Meinung, es würde nicht viel heraus kommen. Was aber jene beiden Amtsbrüder in Nr. 47 und 51 gesprochen und gethan, das ist gut, und versetzt die evangelischen Geistlichen gewissermaßen in einem Anklagezustand. Wenigstens fühlt sich Unterzeichneter getroffen, dabei aber auch wegen Betagtheit zum Vorangehen zu schwach, und möchte deshalb, daß gleich mehrere sich anschlössen, den beiden Amtsbrüdern zu folgen, wie denn auch der Amtsbruder in Nr. 51 sagt: „Je geringer der Erfolg an dem einzelnen Orte in die Erscheinung tritt, desto wichtiger ist es, daß das Werk an vielen Orten zugleich begonnen werde, auf daß dennoch, durch Vieler Bekenntniß und Danksagung, Gott reichlich in der Kirche gepriesen werde, die nach seinem Evangelio benannt ist.“

Am besten wäre es nun allerdings, wenn in allen Gegenden Geistliche aufträten, die das tägliche Kirchengebet in der Art, wie es in Nr. 47 und 51 angegeben und vorgethan ist, in feurigem Glauben und in inniger Liebe in Angriff nähmen, aber auch ausharrten, wenn ihnen, aus Mangel an Theilnahme, keiner die sinkenden Hände aufrichtete. Wer aber ohne Aaron und Hur den Stab Gottes auf dem Berge nicht in die Höhe zu halten sich getrauet (2 Mos. 17), während Josua gegen Amalek kämpft, der suche sich irgend eine Stütze zu verschaffen, indem er eine passende Zeit wählt, und nur ein kleines Bergstück in die Höhe geht. So habe ich es seit 1850 gemacht. Schon mehrere Jahre vorher hatte ich mir vorgenommen, wenigstens, neben sonst schon wieder erweckten oder neu eingeführten Gottesdiensten, worüber hier geschwiegen wird, ein kurzes Sonnabendabendgebet anzufangen und so dem Einläuten des Sonntags auch ein Einleiten hinzuzufügen. Aber ich verschob es von Zeit zu Zeit, indem meine kaum 500 Seelen zählende Dorfgemeinde in einer, sehr unkirchlichen Gegend, unweit einer großen unkirchlichen Lichtfreundlichen Stadt, und neben einer eben so unkirchlichen kleineren Stadt gelegen, keine Theilnahme an diesem priesterlichen Gebet versprach. Als aber im August 1850 die Cholera uns einen Besuch abstattete, und mit ihrem scheußlichen Gesicht Manche angrinsete und Andere mit sich nahm, so wagte ich es neben besonderen Kreuzandachten, die ich als Wochengottesdienste hielt, auch die kurzen Sonnabendabendgebete anzufangen und ihre Dauer auf 10 bis 15 Minuten festzusetzen. Sie bestanden und bestehen gewöhnlich nur aus 1 oder 2 Liederversen, zu Anfang und einem Liedervers zu Ende, welche gesungen werden, wie aus einem knieenden Gebet, Vater unser und Segen. So lange die Cholera bei uns wohnte, hatte ich eine hübsche Anzahl Mitbeter, die mich hoben und hielten. Als aber die Herzen wieder von der Todesfurcht sich frei machten, so vereinsamte ich immer mehr und mehr in den Abendgebeten; und man meinte auch wohl: „Das wäre recht gut, daß der Pastor das eingerichtet, aber man brauche nicht dabei zu seyn, da der Pastor, der ja gleich alle mit einschlösse, es für die ganze Gemeinde abmache. Neben meinem amtlichen Gehülfen, dem Cantor habe ich gewöhnlich nur zwei Beistände, einen aus dem Pfarrhause, und eine alte Frau, eine Almosenempfängerin, aus dem Hirtenhause wie 2 Kinder, denen ich das Hauptstück nach dem Abendgebet abhöre, was am Sonntag hergesagt wird. Hin und wieder kommen einzelne hinein, etwa einer, der mich hernach sprechen will, ein reisender Handwerksbursche, ein Gast im Pfarrhause, oder auch an Festtagen mehrere; doch ist letzteres nur eine seltene Ausnahme. Aber wie ich 7 Jahre hindurch diese Gebete fortgesetzt habe, so denke ich sie auch bis zu meinem Scheiden aus meinem Amte fortzusetzen. Ich setze sie nur meinetwegen fort und leite mir so den Sonntag ein. Sollten mir Amtsbrüder in meiner Gegend nachfolgen und irgend Lust haben, mit frischen Kräften weiter zu gehen, so will ich denen gern nachfolgen, denn obgleich mir bei Kurzathmigkeit das Bergsteigen nicht leicht ist, so wage ich mich doch gern an diese Arbeit, denn ich liebe die Bergluft, und bitte deshalb die jüngeren Amtsbrüder, voran zu gehen, damit ich mich an ihnen festhalten und so auch mit hinauf kommen kann.

W. H. in E., im Magdeburgischen.

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz. Druck von Trowitzsch und Sohn.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1857. Mittwoch den 9. December. № 98.

Die Irvingianische Lehre in ihrer Beziehung zur Römischen Kirche.

(Zweiter Artikel.)

2. Die Verketzerungsgeschichte des excommunicirten Pastors Lorenz Egger, ehemal. Kaplans in Haunstetten bei Augsburg, von ihm selbst actenmäßig erzählt und herausgegeben. Ulm, Müller 1857.

Wenn wir auch bei Andersdenkenden das treue Festhalten an einer gewonnenen Ueberzeugung und das offne Bekennen derselben achten und mit ihren für ihre Ueberzeugung übernommenen Leiden Theilnahme haben müssen, so sind die eigenen Erklärungen des Verf. wenig dazu geeignet, ihm Theilnahme zu gewinnen, und werden aus einer beabsichtigten Rechtfertigung vielmehr zu einer schweren Selbstanklage.

Vom Augsburger Dom-Capitel wegen Verdachts Irvingianischer Meinungen zu einer Erklärung aufgefordert, lehnt er eine solche ab, weil ihm die Lehre der Irvingianer fast ganz unbekannt sey; ob jene als Apostel u. s. w. sich gerirenden Personen für göttlich unberufen zu erkären seyen, wisse er nicht; — sie für Betrüger zu erklären, erlaube ihm das Gebot der Nächstenliebe nicht; „ist jedoch Ein hochwürdigstes Dom-Capitel selbst absolut überzeugt, daß diese Personen entweder göttlich-unberufen, Betrüger oder Betrogene sind, dann will er seiner oberhirtlichen Stelle gegenüber sich gerne gehorsamst unterwerfen" (S. 11); — mit andern Worten also, der Verf. erklärt sich bereit, ohne seine Ueberzeugung, jene Apostel für Betrüger oder Betrogene zu erklären. Nach mehrfachem Ausweichen unterschreibt er endlich alle ihm vorgelegten Punkte, durch welche die einzeln angeführten Irvingianischen Lehren für irrig erklärt und als den katholischen widersprechend verworfen werden, und er thut dies „auf oberhirtliche Auctorität hin", da von einer Ueberzeugung in bezüglicher Sache seinerseits noch keine Rede seyn könne (S. 25). Da diese Unterzeichnung offenbar nur den Sinn haben kann: „ich erkläre, daß dies die Ueberzeugung des Dom-Capitels, aber nicht die meinige ist", so finden wir es sehr natürlich, daß ersteres sich von dieser mindestens naiven Erklärung nicht befriedigt fühlte. Egger wurde vakant gestellt auf so lange, „bis er zu einer festen Ueberzeugung in fraglicher Sache gelangt zu seyn, anher bekannt gegeben haben wird", die Vakantstellung werde ihm zu seiner Belehrung über die betreffende Sache weitere Gelegenheit bieten. Egger hielt sich nun vier Monate bei dem Dekan Lutz, seinem Vetter, auf, der um diese Zeit ebenfalls in Untersuchung wegen derselben Angelegenheit war. In einer Bittschrift an die Regierung erklärte er, er sey wegen einer Sache verurtheilt, „die er durchaus nicht kenne, mit der er sich nie befaßt" (S. 29). Nach vier Monaten vom Dom-Capitel zu einer neuen Erklärung über seine jetzt vermuthlich klarer gewordene Ueberzeugung aufgefordert, gibt er die Erklärung ab, er habe sich während dieser Zeit nur mit Meditation der heil. Schrift und dem Studium der katholischen Dogmatik beschäftigt; er habe aber nirgends Gelegenheit gehabt, die Sache des Irvingianismus kennen zu lernen, es sey ihm auch ganz und gar nicht darum zu thun; er habe sich „nie und nirgends auch nicht im Mindesten daran betheiligt"; er sey nichts Anderes und wolle nichts Anderes seyn, als ein Mitglied und Priester der Katholischen Kirche, und sein Oberhaupt sey der Bischof von Augsburg und der heil. Vater Papst Pius IX.; er habe sich durch das eifrige Studium der katholischen Glaubenslehre nur noch mehr überzeugt, daß in der Katholischen Kirche die volle Wahrheit und Gnade sey, und freue sich aufrichtig, ein Mitglied derselben zu seyn und zu bleiben; was außerhalb dieser Kirche vorgehe, berühre ihn nicht; er halte fest am tridentinischen Glaubensbekenntniß, und sey bereit, dasselbe feierlich zu beschwören (S. 31). Daß er auch gar keine Gelegenheit hatte, die betreffende Häresie kennen zu lernen, wiederholt er mehrere Male — obgleich er früher selbst erwähnt hatte, daß er ein hierbei vorzugsweise in Rede kommendes Werk des Schotten Caird selbst besitze (S. 8. 15). Dem Dom-Capitel mag es etwas unwahrscheinlich vorgekommen seyn, daß ein wegen Häresie suspendirter Priester, welcher dieselbe zu kennen läugnet, sich auch nach seiner vorläufigen Suspension und trotz des ausdrücklichen Auftrags ganz und gar nicht darum kümmert, worin diese Häresie eigentlich bestehe, auch nach vier Monaten noch so harmlos-unkundig ist, wie vorher, ungeachtet er im Besitz einer wichtigen Irvingianischen Schrift und im Hause und am Tisch eines der Sache gar wohl kundigen Hauptangeklagten ist; — und legte ihm nun sechs Abjurationspunkte vor; auf seine Weigerung, sie zu beschwören, wurde er suspendirt ab omni exercitio ordinis. In Folge einer Bittschrift an den neu erwählten Bischof von Augsburg lud ihn dieser zu einer mündlichen Besprechung ein, für den Fall, daß seine Ueberzeugung noch nicht feststehe, sich aus der Katholischen Kirche ausscheiden zu lassen. Egger nimmt

diese Einladung nicht an, indem er erklärt: „Was die Sache, die unter dem Namen Irvingianismus als bloßes Menschen- oder Teufelswerk verworfen werden soll, betrifft, so habe ich mich durch Lesung von einschlägigen Schriften überzeugt, daß sie katholische Wahrheit enthalte und im Cultus beinahe ganz mit der Katholischen Kirche übereinstimme; — aus den Nachrichten — — muß ich mich überzeugen, daß sie ein Werk der göttlichen Gnade und Barmherzigkeit sey" (S. 63). Fortan weiß Egger in dieser Sache vortrefflich Bescheid und vertheidigt sie mit lebhaftester Wärme. Auch bei der mildesten Beurtheilung muß man sagen, daß sich derselbe mindestens sehr schwach und zweideutig gezeigt habe. In der Auffassung der betreffenden Lehre selbst stimmt er mit Lutz überein. Ueberzeugt, daß Gott selbst die neuen Apostel und Propheten berufen und die ursprünglichen Aemter und Gaben erneuert habe (S. 75. 76), findet er das ganze Werk für übereinstimmend mit dem Wesen der Römischen Kirche (S. 68 f.); die neuen Gemeinden erkennen alle sieben Sacramente derselben an, und in dem heil. Altarssacrament „ein wahres und fortwährendes Opfer, welches von den Priestern des Neuen Bundes Gott dargebracht werde, um Ihm unsere Anbetung und unsern Dank zu bezeugen, und Ihn um Vergebung der Sünden und um alles Gute für Leib und Seele, für Zeit und Ewigkeit zu bitten"; — [in wiefern sich dies Opfer als Bedingung und Ursache zu dieser Vergebung der Sünden verhalte, ist nicht gesagt]; — es sey ein besonderes Priesterthum eingesetzt, und die Bischöfe und Priester der Römischen und Griechischen Kirche als rechtmäßige Nachfolger der von den Aposteln selbst ordinirten Bischöfe anerkannt; auch werde die Tradition als zweite Glaubensquelle neben der heil. Schrift betrachtet (S. 68 ff). Der Gottesdienst entspreche der alten Weise des katholischen Kultus, und es werde in der Liturgie aller Heiligen gedacht, insbesondere der gebenedeiten Jungfrau Maria, der heiligen Märtyrer und Bekenner u. s. w. (S. 72 f.); besonders schön und reichhaltig sei die Feier des Allerheiligenfestes in diesen Gemeinden (S. 75). Aus allem diesem wird der Schluß gezogen, daß die neue Bewegung ganz augenscheinlich Gottes Werk sey.

3. Aktenmäßige Inquisitionsgeschichte des Balthasar Fernsemer, exkommunicirten Priesters und ehemaligen Pfarrers zu Dietershofen im Bisthum Augsburg. Nebst einer historisch-dogmatischen Abhandlung über die Kirche. Von ihm selbst herausgegeben. Ulm, L. Müller. 1857.

Diese umfangreiche Darstellung ist auch der Sache nach viel bedeutender als die vorhergehende; der Verf. tritt von vorn herein viel entschiedener und offener auf und vertheidigt sich nicht durch Verläugnung oder Verhüllung seiner Ueberzeugungen; seine Antworten auf die von seinen Vorgesetzten ihm vorgelegten Fragen sind meist scharf; ja sie gehen in ihrem Ton vielfach über die Gränzen hinaus, welche der einer vorgesetzten Behörde schuldige Respect fordert. In der vorausgeschickten ausführlichen Abhandlung über die Kirche gibt der Verf. eine genaue Darstellung der von ihm anerkannten Irvingianischen Lehre. Der Herr hat während seines irdischen Lebens ein vierfaches Amt zur Leitung seiner Kirche eingesetzt, welches, an verschiedene Individuen vertheilt, mit den dazu gehörigen Geistesgaben für alle Zeit in der Kirche bleiben sollte (S. 11. 20 f. 37. 94). Das höchste Amt ist das apostolische; ihm ist die Oberherrschaft über die ganze Kirche anvertraut und die ausschließliche Spendung des heil. Geistes durch Auflegung der Hände, sowohl an die Getauften als auch zur Weihe an die Diener der Kirche. Die Apostel, von Christo unmittelbar berufen, sind daher auch im Vollbesitz aller Gnadengaben, deren Fülle in ihnen, wie in einem Haupte, beschlossen ist (S. 11 ff. 22 ff.). Das Amt der Propheten ist es, die verborgenen Rathschlüsse Gottes in Beziehung auf seine Kirche zu enthüllen, besonders die zukünftigen Schicksale derselben voraus zu sagen und die einzelnen Personen zu den kirchlichen Aemtern zu berufen; sie sind also das Licht der Kirche, indem sie zwar nicht eine neue Lehre verkündigen, aber den verborgenen Inhalt der der Kirche überlieferten aufschließen (S. 28 ff.). Die Schwierigkeit, ein klares Verhältniß des prophetischen Amtes zu dem apostolischen anzugeben, ist nicht berührt. Da das Amt der Apostel die Fülle aller Gnadengaben besitzt, so könnte doch das prophetische nur einen Theil von jenem ausmachen, und jeder Apostel müßte jedenfalls auch Prophet seyn. Aber nach Theorie und Praxis der Irvingianer gehört die Berufung aller geistlichen Personen, auch der Apostel, dem prophetischen Amt zu, welches also doch eine besondere, dem apostolischen mangelnde Gnadengabe hat. — Jene beiden Aemter sind nun, lehrt der Verf., gegen den göttlichen Gnadenwillen der Kirche seit dem Tode der ersten Apostel, verloren gegangen, und sie ist dadurch in immer größere Zerrüttung und Verderbniß gekommen und in sich zerspalten; denn mit dem Aufhören des Apostolats versiegte die Quelle der Charismen, schwand die Auctorität und mit ihr die Erkenntniß und der Eifer und die Zucht; mit dem Aufhören des Propheten-Amtes artete das Priesterthum aus, weil Unwürdige in die kirchlichen Aemter berufen wurden; die Kirche ist unfähig geworden, die Geister zu prüfen, ob sie aus Gott sind; und es kann ihr nicht anders geholfen werden, als wenn jeder Priester nur durch die Stimme des heiligen Geistes, nur durch den Mund der Propheten berufen wird (S. 23—40). Papst und Bischöfe können die fehlenden Apostel und Propheten nicht ersetzen, denn sie sind nicht unmittelbar von Christo berufen, haben nicht die Fülle der Geistesgaben und nicht die göttliche Auctorität über die ganze Kirche; sie theilen also auch Geistesgaben nicht mit (S. 18. 22). Daß die Bischöfe nicht die Stelle des apostolischen Amtes ersetzen, folgt auch aus Hebr. 7, 7: „Nun ist's ja ohne Widerspruch, daß der Geringere von dem Größern gesegnet wird". Wer soll nun den zum Episkopat Berufenen segnen und mit Vollmacht für sein Amt ausrüsten, wenn keine Apostel da sind? (S. 21); — [und wer soll denn die Apostel der späteren Zeit segnen?] — Mit dem Aufhören jener zwei Aemter verloren natürlich auch die übrigen Aemter der Evangelisten und Hirten ihre wahre Weihe und Kraft, und mit der Kirche Christi

ging eine traurige, aber von ihr selbst verschuldete Veränderung vor. Des Herrn Wille war dies nur, insofern es eine Strafe für die Untreue der Christen war. Gott läßt den Menschen Freiheit in der Annahme oder Ablehnung der Gnade; die Kirche ist nicht zur Treue gegen Ihn gezwungen. Und so wurde schon frühzeitig die Gabe des Apostelamtes gering geachtet und sogar zurückgewiesen, wie die apostolischen Briefe andeuten (2 Tim. 1, 15, 4, 3—9; Philipp. 1, 15. 16; 3, 18 u. a. S. 19 f.); — fast achtzehn Jahrhunderte hindurch dauerte der Jammer der Verwüstung, und hat in unserer Zeit, besonders in und seit der französischen Revolution, den Gipfelpunkt erreicht; der Mangel der früheren Geistesgaben wird nicht einmal gefühlt, und wo sich dieselben zeigen, z. B. die Gabe der Weissagung und der Zungen, da hält man die vom Geist Ergriffenen für Schwärmer und Verrückte, die Gaben selbst für Unsinn und Thorheit; Glaube, Liebe, Hoffnung sind geschwunden (S. 38 ff). Da erwachte mit dem zunehmenden Verderben auch die Sehnsucht nach Wiederherstellung der ersten Gaben, nach neuer Ausgießung des heiligen Geistes; und diese Sehnsucht wurde erfüllt in Schottland und England am Ende des Jahres 1829; Zungenreden und Weissagung waren die Vorläufer des bald darauf wiederhergestellten Apostolats, welches in organischem Verband mit dem erneuerten Prophetenamt und dem neugestalteten und begeisterten Evangelisten- und Hirtenamt die sehr nahe Wiederkunft des Herrn vorbereitet. Dieses Werk Gottes begann nicht erst durch Irving, sondern beruht lediglich auf Thaten des lebendigen Gottes; Irving war nur einer der Männer, welche die wieder zum Vorschein gekommene Gabe des Zungenredens und der Weissagung erkannten, zu leiten wußten und die damit begabten Personen vor dem Mißbrauch derselben schützten (S. 43 ff.) —

Von einem Theologen einer an positive geschichtliche Auctorität gewöhnten Kirche sollte man erwarten, daß die zwei Hauptschwächen der irvingianischen Lehren, das Ende des alten und der Anfang des neuen Apostolats, etwas besser zu begründen versucht würden, als es sonst zu geschehen pflegt. Wenn diese Schwäche aber auch hier ganz nackt hervortritt, so muß ein solcher Versuch wohl als nicht durchführbar betrachtet werden. Soll die immerwährende Dauer des Apostelamtes in seiner ursprünglichen Macht und Bedeutung in dem göttlichen Plane gegen haben, so kann das thatsächliche Aufhören desselben mit dem Tode der Apostel freilich nur auf die Schuld der Kirche begründet werden. Da nun das Apostolat nach Christi Einsetzung nicht durch eine willkürlich zu ändernde Zahl, sondern außer dem durch besondere Berufung und zu besonderem Zweck außerordentlich erwählten Paulus durch zwölf Personen dargestellt wird, so müssen wir offenbar die Aenderung des göttlichen Planes, das Eintreten des göttlichen Zornes über die Kirche, und den Beginn des Verfalls derselben in die Zeit des Todes des ersten Apostels setzen, weil der Herr dessen Amt nicht wieder besetzte, also in das Jahr 43 oder 44; — wir lesen nicht, daß die übrigen Apostel und die Gläubigen überhaupt auch nur den geringsten Versuch machten, die entstandene Lücke wieder auszufüllen, während in die Stelle des Judas Ischariot wenige Jahre früher sofort ein neuer Apostel durch das Loos gesetzt wurde. Die Apostel müssen also schon damals, als Jakobus der Aeltere hingerichtet wurde, von dem für Besserung unzugänglichen Abfall der Kirche überzeugt gewesen sein, und was man also die alte, treue, wirklich apostolische Kirche nennt, zu welcher man jetzt zurückkehre, können nur die Gemeinden der ersten zehn Jahre gewesen seyn. Die Theorie der neu-apostolischen Gemeinden ruht somit auf der schwersten Anklage gegen die apostolische Kirche, die jemals erhoben worden ist auf der Beschuldigung eines allgemeinen Abfalls, einer so gesteigerten Untreue, daß der Herr, statt die Verirrten durch die fortgesetzte gnadenreiche Wirksamkeit der dazu allein befähigten Apostel wieder zur Besinnung und zur Rückkehr zu rufen, ihnen vielmehr seine Heilsmittel fast ganz entzog und sie in ihrer Untreue rettungslos hingehen ließ, sehr unähnlich jenem treuen Hirten, welcher das verlorne Schaf aufsuchte und zurückführte. Und ist nun einmal, wie wir mit der allgemeinen Kirche anerkennen, außer der Kirche Gottes kein Heil, und sind die Apostel, wie die Irvingianer behaupten, die einzigen von Gott geordneten Spender der Heilsgaben, so sind alle späteren Bischöfe und Hirten nur Räuber und Verführer gewesen, welche das verirrte Volk sicher machten in ihrem Abfall. Ebenso ruht jene Theorie andrerseits auf einer bis jetzt in der Geschichte der Kirche fast unerhörten Selbstüberhebung, indem die neu-apostolischen Gemeinden, welche ja von jenem auf der gesammten Kirche ruhenden Fluche befreit worden sind, sich eine größere Treue, einen festeren Glauben, eine heißere Liebe zum Herrn zuschreiben als den Christen der ersten drei Jahrhunderte, die für den Namen des Herrn in freudigem Muthe in den qualvollsten Märtyrertod gingen, — eine Ueberhebung, die wir nicht anders als eine Lästerung bezeichnen können. Wollen sie aber, — und selbst dies entschieden gegen die geschichtliche Wahrheit, — sagen, daß in der alten Kirche zwar einzelne Getreue blieben, aber die Kirche im Ganzen in Untreue gefallen gewesen sei, und darum der Gnadengaben verlustig ging, — wie könnte denn da der Herr jetzt, wo die ganze Kirche, wie sie behaupten, ein Babel ist, das Apostolat wieder aufrichten? Soll dies um der wenigen Gläubigen willen geschehen, so widerspricht dies der Behauptung, daß der Herr trotz mancher Treuen und Gläubigen dennoch seiner Kirche bald Anfangs die geordneten Heilsmittel entzogen habe; — oder behauptet man wirklich, daß die Glaubenstreue der neuen Gemeinden in den achtzehn Jahrhunderten der Kirche nirgends ihres Gleichen habe? — Um zehn Gerechter willen wollte der Herr Sodom verschonen, unter dem Bunde der Gnade aber soll der Herr seiner Kirche nicht verschonen um der vielen Gerechten willen, soll er ihr vielmehr die Mittel entziehen, der Erlösung in Wahrheit theilhaftig zu werden? — Der versuchte Nachweis, daß die alte Kirche zur Apostelzeit sich wirklich als eine der ferneren Gnade unzugängliche gezeigt habe, ist unglaublich schwach. Die vom Verf. angeführ-

ten Stellen zeigen, daß Paulus hier und da Unglauben und Widerstand gefunden, daß er bisweilen Grund zu Klagen über Kälte und Untreue fand; sogar der Schmid Alexander (2 Tim. 4,14.), und Diotrephes (3 Joh. 9.) müssen Beweise liefern. Die entgegengesetzten Stellen, in welchen bis in die letzten apostolischen Zeiten (z. B. 1 Joh. 1,20. ff.) die Glaubenstreue und die Liebe der Gemeinden mit Freudigkeit anerkannt und gerühmt wird, werden mit Stillschweigen übergangen; — vielleicht aus Bescheidenheit, denn natürlich müßte man dann hinzusetzen; „aber an den Glauben und die Liebe der irvingianischen Gemeinden reichen jene Gemeinden zu Philippi und Ephesus bei weitem nicht hinan." —

Der zweite Punkt aber, die Wiederherstellung des Apostel- und Propheten-Amtes, zeigt eben solche die Sache charakterisirende Schwäche. Gesetzt wir wollten zugeben, was weder ein evangelischer noch ein römisch- oder griechisch-katholischer Christ jemals zugeben kann, daß das Apostelamt in seiner ursprünglichen Bedeutung als ein für alle Zeiten geltendes von Gott bestimmt gewesen, und nur durch die Untreue der ersten Kirche verloren gegangen sei, so müßten wir doch jedenfalls die neu auftretenden Apostel nach ihrer Beglaubigung fragen. Denn da in allen Jahrhunderten Leute auftraten, die sich für Inspirirte ausgaben, und doch entweder Betrüger oder Betrogene waren, so ist eine strenge Prüfung nicht mehr als billig. Geringere Anforderungen an die Beglaubigung der neuen Apostel aber kann ein gewissenhafter Christ unmöglich machen, als daß sie durch gleiche Thaten wie die ersten Apostel sich als Gottgesandte bekunden. Vielmehr müßten wir diese Anforderungen noch steigern, denn jene alten Apostel waren ja notorisch von Christo selbst berufen und bevollmächtigt, und hätten also, auch ohne alle Wunderthaten, mit vollstem Recht ihre Anerkennung als der höchsten Leiter der Kirche fordern können; und dennoch verrichten sie Wunderthaten. Die neu gesandten Apostel sind um ihrer selbst und um des „Werkes Gottes" willen, das sie zu vertreten behaupten, schuldig, sich in gleicher Weise zu bewähren; denn daß sie von Christo unmittelbar berufen seien, behaupten sie ja selbst nicht, da sie ja nur durch die Propheten als Apostel bezeichnet wurden; und von wannen diese Propheten reden, wissen wir nicht. Wir können uns nun unmöglich damit begnügen, daß wir von Zungenreden und Wunderheilungen hören. Unverständliche und sinnlose Laute oder wunderlich accentuirte Reden können keine Beglaubigung sein, zumal sie nach den Nachrichten unparteiischer Beobachter eher einer krankhaften Gemüthserregung gleichen als einer Ausgießung des heiligen Geistes, — und auch nur in sehr beschränkten, dazu besonders aufgelegten Kreisen vorkommen; — in Berlin hat nur ein englischer Abgesandte eine Probe davon gegeben, aber ein Zungenreden selbst ist noch nicht erweckt worden. Was die Krankenheilungen betrifft, so sind wir weit davon entfernt, sie alle als bloße Täuschung erklären zu wollen. Aber wunderbare Heilungen, welche entweder durch eine mächtige Aufregung des Gemüthes, oder auch, — was wir schlechterdings nicht in Abrede stellen wollen, — durch eine unmittelbare Gebetserhörung erfolgt sind, — gehen durch die gesammte Geschichte der Kirche hindurch, können also nimmermehr beweisen, daß die dabei betheiligten Personen wirkliche Apostel sind. Ihre Beglaubigung fordert vielmehr außer einer unerläßlichen Weihe, wie die am ersten Pfingstfest, Wunderthaten, bei denen nicht blos das Wunder als solches ganz unzweifelhaft ist, sondern bei denen es auch augenscheinlich ist, daß dasselbe durch diese Personen wirklich verrichtet wurde, oder um ihretwillen geschah. Heilung eines von Mutterleibe an Lahmen (Apost. 3,2 ff.; 14,8 ff.), eines acht Jahr lang Gichtbrüchigen (9,33.), Erweckung eines Todten (9,36 ff.), Bestrafung von heuchlerischen Betrügern durch plötzliche Blindheit oder plötzlichen Tod (13,6 ff.; 5,5 ff.), wundervolle Befreiung aus Kerker und Banden (5,19 ff.; 12,7 ff.; 16,26.), — dies sind Thatsachen, denen gegenüber kein Zweifel mehr Berechtigung hatte, und die also die Apostel vollkommen beglaubigten. So lange die jetzt als Apostel sich ausgebenden Männer nicht gleiche Thatsachen für sich aufweisen, können sie nicht entfernt einen Glauben an ihre Sendung beanspruchen, — so lange müssen wir auch ihre eigne Meinung von sich für sündhafte Verblendung erklären. Noch mehr, da den Propheten ein besonders wichtiges Amt zugeschrieben wird, besonders die Vorausverkündigung der künftigen Schicksale der Kirche, so können die neuen Apostel nicht einmal beanspruchen, daß man ihr Auftreten in der Voraussetzung, daß ihre göttliche Sendung doch immerhin möglich sei, einer Prüfung unterwerfe, so lange sie nicht klare und bestimmte Aussprüche der apostolischen Schriften aufweisen, in denen das Aufhören des Apostelamtes als Züchtigung für die Untreue der Kirche und die dereinstige Wiedererweckung desselben verkündiget wird. Was hätte die prophetische Verkündigung noch für einen Werth gehabt, wenn sie die achtzehnhundertjährige Unterbrechung der wahren Kirche und deren Wiederaufleben nicht enthalten hätte; es ist gar kein größeres Leiden für die Kirche denkbar als jenes, und kein größerer Trost im Leiden als dieses; — und darüber schweigen alle Propheten und alle apostolischen Schriften? — Die Apostel scheiden hin in Frieden und in Freudigkeit, — während ihnen das Herz hätte brechen müssen, wenn sie den Gräuel der Verwüstung an heiliger Stätte gesehen hätten, der nach irvingianischer Lehre über die Kirche hereinbrach. —

(Schluß folgt.)

Redakteur Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz. Druck von Trowitzsch und Sohn.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1857. Sonnabend den 12. December. № 99.

Die Irvingianische Lehre in ihrer Beziehung zur Römischen Kirche.

(Schluß.)

Die Gründe, welche den Verf. zu der Ueberzeugung von der göttlichen Wahrheit des neuen Apostolats gebracht, sind folgende: 1. Die neuen Gemeinden haben kein neues Evangelium, sondern halten, auf Schrift und Tradition gestützt, die Lehre der alten Kirche fest, und sind somit im vollen Besitz der katholischen Wahrheit; — 2. sie haben den ursprünglichen Organismus der Kirche wie zur Zeit der Apostel wiederhergestellt; — 3. sie haben durch die Handauflegung der Apostel auch die ursprünglichen Geistesgaben wieder erhalten; — 4. eine Kirchenzucht und Ordnung wie bei den ersten Christengemeinden wieder eingeführt; — 5. das göttliche Gebot, den Herrn als den wahren Melchisedek (Hebr. 7.) durch Entrichtung des Zehnten zu ehren, zur Anerkennung gebracht; — 6. eine Liturgie eingeführt, in der sich alles Werthvolle und Vorzügliche der alten Liturgien wiederfindet; — 7. die Anhänger dieser Lehre haben eine Schriftkenntniß, wie man sie fast nirgends antrifft, und wie sie nur unter den Lichtstrahlen der göttlichen Weissagung gewonnen werden kann; — 8. ihre Schriften zeichnet ein besonderer Geist der christlichen Milde und Liebe aus; 9. sie bekunden eine tiefe und gründliche Auffassung des Offenbarungsplanes und der gegenwärtigen Verhältnisse in Kirche und Staat (S. 52—57.). — Es gehört in der That eine große Befangenheit dazu, um durch solche Gründe von der göttlichen Sendung der neuen Apostel überzeugt zu werden; — der dritte wäre der einzige, welcher etwas begründen könnte, wenn er selbst nur irgendwie begründet wäre, und nicht vielmehr durch die einfache Thatsache, daß diese vermeintlichen Geistesgaben nur selten zum Vorschein kamen, und diese selbst höchst zweifelhafter Natur waren, widerlegt würde. Alle übrigen Gründe, selbst wenn sie vollständig bewährt wären, könnten nur beweisen, daß fromme und gläubige Gemeinden da seyen, die sich nach apostolischem Vorbilde richten, aber nicht, daß ihre Leiter Apostel sind.

Der Verf. ist nun wie seine Schicksalsgefährten der Ansicht, daß seine Ueberzeugung von der Göttlichkeit des irvingianischen Werkes vollkommen mit seinem kirchlichen Glauben vereinbar sei, und daß die Anerkennung der neuen Apostel auch innerhalb der römischen Kirche vollständig berechtigt sei. Die neuen Gemeinden sind „im vollen Besitz der katholischen Wahrheit," — halten die Tradition der alten Kirche neben der h. Schrift fest, erkennen ein besonderes Priesterthum in der Kirche an, nehmen das heil. Opfer und alle sieben Sacramente an (S. 52. 53. 219 ff. 231. 287.). Ihre Lehre ist also nicht im Widerspruch mit der römisch-katholischen, sondern enthält nur ein Mehr. Der Verf. sagt daher: „Ich erkläre hiermit auf das Feierlichste, daß ich alle katholischen Wahrheiten auch jetzt noch, nach meiner Excommunication, ebenso fest und aus ganzem Herzen und mit der lebendigsten Ueberzeugung wie vor derselben glaube" (S. 285.). Daß er unter der „katholischen" Wahrheit auch wirklich die der römischen Kirche verstehe, geht aus dem Zusammenhang unzweifelhaft hervor. Wenn nun die Kirche die neue Lehre als Häresie verwirft, — und daß auch der Papst mit dem Urtheil des Augsburger Domkapitels und des Bischofs übereinstimmen werde, daran ist auch nicht im mindesten zu zweifeln, — so kommen die betreffenden Priester in den eigenthümlichen Fall daß sie einerseits die Unfehlbarkeit ihrer Kirche bekennen, andererseits eine von derselben verdammte Häresie. Beachtenswerth ist es, daß Fernsemer trotz seiner behaupteten Rechtgläubigkeit doch angeklagt ist, der Jungfrau Maria nicht die gebührende Ehre erwiesen, vom Meßopfer, vom Fegefeuer, vom Ablaß heterodox gelehrt zu haben (S. 121 ff. 139 ff. 175 ff.); er stellt dies allerdings in Abrede, aber er hebt auch nicht die Uebereinstimmung der irvingianischen Lehre mit der römischen in diesen Punkten hervor.

Seine meist sehr genaue und umfangreiche Vertheidigung stützt Fernsemer zunächst darauf, daß es ihm unzweifelhaft frei stehen müsse, auch außerhalb des festgesetzten Dogmas Privatansichten zu haben, sobald er dieselben nur nicht öffentlich lehre (S. 93.); — was seine Kirche ihm in diesem Falle darum nicht zugestehen kann, weil es sich um etwas der Kirchenlehre Widersprechendes handelt; — ferner könne er nicht, wie gefordert wird, die in Rede stehende Lehre verdammen, da sie ja mit der apostolischen und katholischen übereinstimme (S. 93.); die neuen Apostel und Propheten könne er nicht für Betrüger oder Betrogene erklären, denn da ihm weder die Namen, noch die Zahl dieser Personen, noch ihr Wohnort genannt worden sey, „so dürfte es ihm ohne göttliche Inspiration gewissermaßen unmöglich seyn, das verlangte Urtheil zu fällen; — im günstigsten Falle könnte, wenn er einem solchen Verlangen entsprechen wollte, ihm ein Injurienproceß angehängt werden;" — gewiß eine sehr unpassende Art der Vertheidigung, da es sich hier nicht um die einzelnen

Personen, sondern um eine dogmatische Behauptung handelt. Es sei auch, sagt der Verf. weiter, die Möglichkeit gar nicht zu leugnen, daß Gott neue Propheten und Apostel erwecke; und Gottes Wirksamkeit sey da auch nicht auf bestimmte Völker beschränkt; wo der Herr geeignete Werkzeuge finde, da wirke er; „und wenn der Herr im alten Bunde sogar Bileams Esel zu seinem Zwecke sprechen lassen konnte, warum sollte Er durch seinen heil. Geist in unsern Tagen nicht mehr durch die Getauften wie am Anfange reden oder wirken können?“ (S. 96.), — ein für die neuen Apostel und Propheten grade nicht schmeichelhafter Vergleich. Uebrigens erklärte Fernsemer bald Anfangs sehr bestimmt, daß er die erwähnten Männer „nur als solche, welche wirklich vom Herrn durch den heiligen Geist berufen wurden,“ betrachte (S. 111.). Vergleichen wir damit seine Erklärungen in der einleitenden Abhandlung, worin er alle Lehren der Irvingianer über die Kirche und die Berufungder neuen Apostel anerkennt, so erscheint es uns ganz unbegreiflich, wie er trotzdem entschieden seine Zugehörigkeit zu der Secte zurückweist. „So lange nicht, — schreibt er an seinen Bischof, — bestimmt bewiesen ist, daß der Unterzeichnete wirklich und nicht bloß höchst wahrscheinlich ein Irvingianer sei, muß derselbe eine derartige Behauptung als eine boshafte, verläumdungs- und verketzerungssüchtige erklären.“ Sehen wir auch von der höchst seltsamen Form dieser Erklärung ab, — so möchten wir fragen, was denn außer einer so vollständigen Zustimmung zu allen irvingianischen Lehren, wie der Verf. sie bestimmt ausspricht, noch dazu gehört, um Irvingianer zu seyn? Er könnte höchstens antworten: die wirkliche Theilnahme an ihrem Kult und ihrem Gemeindeleben; — aber dies ist nur die äußerliche Erscheinung der innerlichen und wahren Zugehörigkeit zu denselben. Sobald ein römischer Katholik von der Irrigkeit seiner kirchlichen Lehre und von der Wahrheit der evangelischen wirklich überzeugt ist, und also in demselben Glauben lebt wie die Evangelischen, ist er ein evangelischer Christ, selbst wenn er noch nicht äußerlich an dem Kult der evangelischen Kirche Theil genommen hätte; aber sein Glaube wird ihn von selbst dazu drängen. Ebenso ist Jeder ein Irvingianer, der von der Wahrheit ihrer Lehre und ihres Werkes überzeugt ist, — und man kann ihn selbst dann, wenn er äußerlich in einer andern Kirche bleibt, nicht von diesem Namen entbinden, weil die Irvingianer die Praxis thatsächlich verfolgen, geheime Mitglieder in den verschiedenen Kirchen zu haben. Uebrigens wäre es ein arger Widerspruch, wenn Jemand die neuen Propheten und Apostel anerkennen, aber in keinerlei Verbindung mit ihnen treten wollte, um von ihnen die zum Heil erforderlichen Geistesgaben zu empfangen; dies wäre ja eine böswillige Verschmähung des ihm dargebotenen Heiles.

Da Fernsemer sich beharrlich weigerte, die ihm vorgelegte Abjuration zu vollziehen, wurde er mit der Excommunicatio major belegt und aus der Kirche förmlich ausgestoßen. Die weitere Behandlung erscheint nach dem vorliegenden Berichte hart. Der Aufenthalt in Augsburg wurde ihm polizeilich verweigert, ebenso jeder Paß ins Inland oder Ausland; er begab sich nach Ulm, wo er Aufnahme fand. Ob er die beabsichtigte Appellation an den Papst ausgeführt, ist nicht erwähnt.

4. Actenmäßige Darstellung der offiziellen Verhandlungen über die Glaubensansichten in Betreff des sogenannten Irvingianismus und die wegen derselben erfolgte Privation und Excommunicaton des Domvikars, I. Ordinariats-Secretairs und bischöflichen Kathedralfonds-Administrators Ph. Jac. Spindler zu Augsburg, von ihm selbst herausgegeben. Kaufbeuren 1857.

Die Irvingianische Bewegung erstreckt sich, wie wir sehen, bis in den Schooß des sie verfolgenden Dom-Capitels selbst. Die gegenwärtige Untersuchungssache mußte dem Dom-Capitel die unangenehmste von allen seyn, und es hat sie auch mit einer Vorsicht und einer milden Langmüthigkeit geführt, die von den drei anderen Fällen merklich verschieden ist. Die mit anzuerkennender Offenheit gegebenen Erklärungen des Angeklagten machten aber eine Beseitigung der Verurtheilung unmöglich. Wir erfahren aus dieser Darstellung, daß die Einwirkungen der Irvingianischen Lehre auf die baierische Geistlichkeit, besonders durch den Schotten Caird, bis in das Jahr 1841 hinaufreichen, und daß an dem von letzterem herausgegebenen Buche: „Ueber den Rathschluß Gottes u. s. w.“ nicht blos der Pfarrer Lutz, wie derselbe auch selbst anerkennt (Gottes Werk u. s. w. S. 14) sondern auch der Prof. H. Thiersch mit gearbeitet haben. Caird hielt sich Jahre lang in jener Gegend auf, besuchte sehr fleißig und andächtig den katholischen Gottesdienst und trat in sehr freundschaftlichen Verkehr mit der höheren Geistlichkeit; er galt daher allgemein für einen Katholiken oder jedenfalls Convertiten oder Convertenden (S. 117 f.); als Grund seines langen Aufenthalts gab er an, er wolle die religiösen Gebräuche und den Stand des religiösen Lebens der verschiedenen christlichen Confessionen aus dem Leben kennen lernen (S. 118). Der Eifer für dieses Studium muß sicherlich ein sehr lebendiger und gründlicher gewesen seyn, da Caird zu solcher Beobachtung schon durch einen früheren längeren Aufenthalt in München und Augsburg im Jahre 1841 und durch seine vielen Reisen durch Europa und Amerika (S. 117) reiche Gelegenheit gefunden hatte. Ueber das „Werk Gottes“ war Caird gegen seinen Freund Spindler, bei dem er über ein Jahr lang wohnte, sehr schweigsam, obgleich es „in den freien Stunden nebst eifrigem Schachspielen Stoff genug zur angenehmen geist- und lehrreichen und auch heiteren Unterhaltung“ gab (S. 118); und erst nach einem Jahre solches gemüthlichen Zusammenlebens benützte Caird die Zeit einer tiefen Gemüthsaufregung, „des tiefsten Schmerzes und der bittersten Lebenserfahrungen“ seines Gastfreundes, um denselben mit jenem „Werke des Herrn“, welches in England in der Erweckung des Apostolats sich kund gethan, bekannt zu machen, und fand für seine nun sehr eindringlichen Belehrungen einen willigen Gläubigen an ihm (S. 119 f.). Daß ein solches jedenfalls sehr berechnetes Verfahren nicht blos eine persönliche Eigenthümlichkeit Cairds, sondern ein auch anderwärts befolgtes ist, ist bekannt; und es ist

dasselbe für die Charakterisirung der Bewegung beachtenswerth. Wenn nun der Verf. trotz seiner schon im Jahre 1844 gewonnenen Ueberzeugung von dem göttlichen Ursprung jenes Werkes und der Berufung der neuen Apostel, dennoch, wie er wiederholt erklärt, nur als Forscher, also nur theoretisch, sich bei dem Werke betheiligte, und seine Ueberzeugung nur als seine Privatmeinung betrachtete, aber nicht als wirkliches Mitglied in die „apostolischen" Gemeinden eintrat, um „dadurch seinen priesterlichen und dienstlichen Charakter mit vollem Wissen und Wollen und aller klugen Vorsicht gewissenhaft ganz rein und unbetheiligt zu erhalten" (S. 173. vgl. 36. 49), — und wenn er zugleich anführt, daß auch in Frankreich solche Priester wären, die dem neuen Werke zugethan seyen, und doch in ihrem Berufe blieben (S. 23.), so werden wir wohl nicht fehlgreifen, wenn wir urtheilen, daß auch dies Verfahren mit zu jener „klugen Vorsicht" und Berechnung gehört, welche die Secte charakterisiren.

Bei der im J. 1855 gegen den Verf. eingeleiteten Untersuchung bekennt sich derselbe sofort zu der Ueberzeugung, daß Gott in Seiner Gnade und treu Seinen Verheißungen Seiner Kirche wieder Apostel und Propheten gegeben habe, wie es im Anfange war, daß diese vom Herrn durch den Geist Gottes und den Mund Seiner Propheten berufenen Apostel die Aufgabe haben, die Gläubigen aufmerksam zu machen und zu bereiten auf die Zukunft Christi, daß sie auch auf außerordentliche Weise das Recht und die Vollmacht von Gott erhalten haben, das heiligste Opfer der Eucharistie Ihm darzubringen" (S. 47. vgl 20). In der theoretischen Rechtfertigung der Lehre von der Gültigkeit des Apostel- und Propheten-Amtes für alle Zeit und von der Wiedererweckung dieser Aemter auf außerordentlichem Wege finden wir bei dem Verfasser dieselben Gedanken wie in den vorigen Schriften. Nur auf die Beglaubigung der Neuberufenen durch Zeichen und Wunder geht derselbe etwas näher ein; von der Wirklichkeit derselben ist er vollkommen überzeugt, obgleich es „festgesetzte Sitte unter den Leuten dieser religiösen Richtung" sey, von den Wundern, die sich unter ihnen ereignen, nach außen wenigst möglich mitzutheilen (S. 21). Ein Grund für diese angebliche Sitte, welche dem Zweck der Wunder gradezu widerstreitet, ist nicht angegeben; jedoch stimmt sie vollkommen zu der gewiß nicht ohne kluge Berechnung durchgeführten Geheimthuerei, die wir in ihren Gottesdiensten und in ihrer Propaganda finden. Von den betreffenden Aposteln selbst ist dem Verf. kein anderes persönliches Wunder bekannt als das große Wunder des Aufbaues wahrhaft apostolischer Gemeinden; aber durch die von ihnen ausgesendeten Evangelisten werden, wenn nicht täglich, so doch wöchentlich zahlreiche, sehr auffallende und oft plötzliche Heilungen und Teufelaustreibungen bewirkt. So wurde die Haushälterin des Verf. von einer langdauernden Lähmung plötzlich und ohne alle äußere Veranlassung geheilt; und es fand sich, daß kurz vorher ein abwesender Freund für diese Person gebetet hatte; dieser Freund war zwar kein Mitglied einer apostolischen Gemeinde, die Heilung mochte „aber wohl und höchst wahrscheinlich von dem Glauben an das Werk des Herrn herrühren" (S. 21.); — gewiß eine sehr seltsame Weise, die göttliche Berufung der neuen Apostel zu begründen; wenn, wie es wahrscheinlich, jener abwesende Freund ein Katholik war, so dürfte der Vorfall doch eher von der Römischen Kirche für sich selbst in Anspruch genommen werden. Noch seltsamer ist ein anderer Beweis für die Berufung der Apostel, darin bestehend, daß „ein offenbar großer Segen waltet über den zeitlichen Geschäften derer, die an das Werk des Herrn glauben"; ein solcher „interessanter Fall" wurde dem Verf. von dem Beglückten selbst erzählt. „Derselbe hat ein sehr ausgedehntes öffentliches bürgerliches Geschäft mit vielen Dienstboten und 30 bis 40 Stück Vieh, 10 bis 12 Pferden, und eine ziemlich zahlreiche Familie. Er erzählte mir, daß im verflossenen Jahre sein Hausstand so gesegnet gewesen sey, daß das ganze Jahr hindurch nicht einmal ein Arzt, weder für Menschen noch für Thiere, in sein Haus gekommen sey, während bei mehreren seiner Nachbarn Krankheiten herrschten und mehrere Stücke Vieh darauf gingen. Dergleichen Facta werden von Nord und Süd von sehr glaubwürdigen Personen viele erzählt" (S. 22). Sonach klingt die Predigt der neuen Apostel bei weitem lieblicher als die der alten, welche den Gemeinden unumwunden verkündigten, „daß wir durch viele Trübsal müssen in das Reich Gottes gehen" (Apost. 14, 22); und die Glieder der neuapostolischen sind äußerlich jedenfalls besser daran als die der ältesten Kirche, die nur „durch viele Trübsal bewähret wurden" (2 Cor. 8, 2). Als Mittel für die Propaganda sind dergleichen „Zeichen" gewiß sehr zuträglich.

Wie die übrigen angeklagten Priester hält auch der Verf. seine Ueberzeugung von dem „Werke des Herrn" für völlig verträglich mit seinem Bleiben in seinem kirchlichen Amte; und die Lehre der neuapostolischen Gemeinden für übereinstimmend mit der seiner Kirche; — das erstere, weil er sich nur theoretisch, auf dem Wege der Forschung bei dem Werke betheiligt, aber in keinen amtlichen Verkehr mit dessen Leitern getreten sey (S. 23. 48.); vor allem aber, weil eben in der Lehre kein widersprechender Gegensatz sei. Denn das neue Apostolat widerspreche dem Episcopat und dem Primat so wenig als dies bei den ersten Aposteln der Fall war (S. 48.); die Möglichkeit einer außerordentlichen göttlichen Berufung außerhalb der Succession aber sei auch vom Standpunkt der römischen Kirche nicht in Abrede zu stellen; es handle sich also bei der vorliegenden Frage ganz einfach nur um ein Factum; in dem Urtheil über ein solches aber sey kein Organ der Kirche, selbst der Papst und die allgemeinen Concilien nicht, infallibel (S. 52 ff.); er habe also, selbst als Priester, das Recht, sein Urtheil über das Factum auch im Gegensatz gegen das Urtheil seiner geistlichen Vorgesetzten festzuhalten; zumal von der Kirche selbst über dies Factum noch gar kein Urtheil ausgesprochen sey, obgleich die neuen Apostel durch zwei Abgeordnete ihre Berufung dem Papst angezeigt hätten (S. 54 ff. 164 ff.); das Schweigen des römischen Oberhirten sey vielmehr ein günstiges Zeichen für die Sache (S. 166.). Die Apostel, die ja sämmtlich aus dem Protestantismus hervor-

gegangen seyen, schienen übrigens von Gott zunächst für die 70 Millionen Protestanten berufen und bestimmt zu seyn, um ihnen das Licht der vollen Wahrheit wieder leuchten zu lassen und sie zur Einheit der Kirche wieder zurückzuführen (S. 177.). Diese letzte Aeußerung, welche eigentlich die doppelt zweideutige Stellung des Verf. zu den neuen Gemeinden und zu seiner Kirche rechtfertigen soll, ist, wenn man sie mit der anderen verbindet, daß der Papst „seine guten Gründe dafür gehabt habe," sich weder für noch gegen die Sache zu entscheiden, „deren einige noch dazu ohne großen Scharfsinn sich leicht ermessen und einsehen lassen," — zwar ziemlich schlau, und an die Auffassung der Jesuiten erinnernd, — wir glauben aber, daß er mit dieser Andeutung, die neue Bewegung sey vorzugsweise für das Interesse der römischen Kirche auszubeuten, bei den Häuptern der ersteren selbst ebensowenig Glück machen wird wie bei denen der letztern. Es widerspricht, auch wenn man von diesem Zweck einer Propaganda für die römische Kirche absehen wollte, dem Charakter der über die gesammte Kirche gesetzten Aposteln doch grade zu, daß sie sich vorläufig nur mit der protestantischen Kirche beschäftigen, die römische aber bei Seite liegen lassen sollten.

Wir dürfen erwarten, daß die hier besprochene höchst eigenthümliche Erscheinung in der römischen Kirche, bei welcher die als Häretiker Excommunicirten einerseits fest behaupten, gute und treue Glieder ihrer Kirche zu seyn und zu bleiben, andrerseits kein Bedenken tragen, ihre Kirche in deren rechtmäßigen Organen öffentlich auf das härteste anzuklagen, dazu beitragen werde, der durch nicht zu rechtfertigende Heimlichkeit höchst zweideutig gewordenen Stellung der Irvingianer zu der römischen und zu der evangelischen Kirche ein Ende zu machen.

Nachrichten.

Provinz Sachsen.

Die Hauptstadt dieser Provinz in geistiger Beziehung ist natürlich die Universitätsstadt Halle. Fast alle gläubigen und ungläubigen, kirchlichen und unkirchlichen Richtungen der Zeit haben da ihre Vertreter. Da sind die Reste der freien Gemeinde, in welche sich bisweilen noch solche Personen hineinflüchten, denen in der Landeskirche die Trauung versagt ist. Da ist ein Häuflein Baptisten, denen aber fast die Hälfte ihrer Glieder untreu geworden und zur Kirche zurückgekehrt ist. Ebenso ein Häuflein Alt-Lutheraner, die vor der Hand ohne allen Zuwachs sind, weil die Confession in zwei Kirchen der Stadt jetzt entschiedene Vertretung findet. Dann die Römisch-Katholische Gemeinde, welche still und unbeachtet ihres Weges geht, und die Domgemeinde, ursprünglich reformirt, jetzt aber unirt. Daneben das Freimaurerthum mit seiner Loge, in welcher, wenn es wahr ist der Condirector der Francke'schen Stiftungen, Dr. Eckstein, und der Stadt-Superintendent, Dr. Francke, hohe und höchste Stelle bekleiden. Ein Frauenverein unter Vorsitz des Superintendenten Dryander, der viel Gutes thut, aber ohne Einheit des Glaubens. Ein Zweig des

Gustav-Adolf-Vereins, der unter seinen Vorstandsmitgliedern die gläubigsten Männer neben den Häuptern des Freimaurerordens aufweist, von den Confessionellen aber gemieden wird und seinerseits gegen die Confessionellen Opposition macht.

Auf solchem Felde ist natürlich ein günstiger Boden für den Unionismus. Die theologische Facultät steht auf diesem Boden, und sieht dies für ihren Beruf an. Es sind von Herzen fromme, subjectiv innig gläubige, und um die Wissenschaft und das Reich Gottes theilweise höchstverdiente Männer. Vor Allen glänzen die Namen Tholuck und Jul. Müller, die über gewöhnliches Lob erhaben sind. Daher ist auch die Studentenschaft von dem Sauerteig des Evangeliums wohl durchzogen, und wird schwerlich von irgend einer andern darin übertroffen werden. Sie enthält mehrere christliche Verbindungen, einen Missionsverein, einen Armenverein, und eine gewiß nicht kleine Anzahl Solcher, welche sich durch ernste oratio, meditatio, tentatio auf ihr heiliges Amt vorbereiten. Aber es fehlt alle Vertretung der Confession, besonders der Lutherischen. Die Universität ist stiftungsmäßig jedenfalls Lutherisch. Das alte Wittenberg ist obenein später mit ihr vereinigt. Aber die theologische Facultät hat in ihrer Denkschrift vom Jahre 1852 an den Herrn Minister v. Raumer sich ausdrücklich als Vertreterin der sogenannten positiven Union erklärt, und steht so bis diese Stunde. Wie sollte das auch anders sein? Der Dogmatiker der Facultät, Dr. Jul. Müller, steht entschieden nicht auf dem Artikel X. der unveränderten Augsburger Confession, kommt überhaupt in manchen Fragen der Exegese und Dogmatik zu einem Resultate, welches dem Lutherischen Bekenntnisse widerstreitet, hat dies auch, nach seiner bekannten, wahrhaftigen Gesinnung, nirgend Hehl. Dr. Moll und Dr. Jacobi sind Theilnehmer der Ev. Alliance gewesen, und ihre Reden, die sie dort gehalten, kennzeichnen ihre Stellung. Dr. Hupfeld ist in seinem Fache, dem Alten Testamente, geradezu Rationalist nach Gesenius oder de Wette'scher Art, wenngleich seiner Gemüthsrichtung nach ein gläubiger und sehr achtbarer Mann. Dr. Tholuck endlich ist nach seiner ganzen wohlbekannten Eigenthümlichkeit nicht geeignet, ein entschiedener Verfechter der Confession zu werden, wenn er sich auch, was zu hoffen steht, derselben immer noch mehr zuneigen sollte, als er es schon in den letzten Jahren gethan. So sind natürlich die Studenten auch alle der Union zugethan, und werden erst confessionell, wenn sie ins Amt getreten sind, und anfangen, das kirchliche Gemeindeleben kennen zu lernen, und von den jüngeren Autoritäten zu den älteren und zu der höchsten sich hinzuwenden.

Anders steht es schon im kirchlichen Leben der Stadt selbst. Zwar in den drei Gemeinden, die unter dem Patronate des Magistrats stehen, zu St Marien, St. Ulrich und St. Moritz, herrscht die Union in Predigt und Sakrament. Das Stadt-Gesangbuch in seiner neuesten Auflage hat sich gefallen lassen müssen, daß der frühere Titel „Evangelisch-Lutherisches Gesangbuch" in den Titel „Evangelisches Gesangbuch" verwandelt ist, und das Consistorium hat es entweder geduldet, oder nicht erfahren. Auch in der Domgemeinde herrscht die Union, um der vielen Glieder willen, welche, obwohl ursprünglich Lutherisch, in dieser Zeit der Glaubensmischungen doch kein Bedenken gefunden haben, sich der ursprünglich Reformirten Gemeinde anzuschließen. Aber in den beiden Kirchen zu St. Laurentii und St. Georgen in den ehemaligen Vorstädten Neumarkt und Glaucha wird entschieden die Lutherische Confession gepflegt; und daß diese Kirchen im Verhältniß geradezu die meisten Besucher und Abendmahlsgenossen

haben, liegt jedenfalls nicht bloß an den Gaben oder der Treue ihrer beiden Pastoren Hoffmann und Seiler, sondern auch an dem bei den Meisten noch unbewußten, im Ganzen aber entschieden wachsenden Bedürfniß der Gemeinden nach Kirche und Bekenntniß.

So war die Sachlage als am 20. Okt. zu Halle eine **Unions-Conferenz** gehalten ward Behufs Gründung eines Evangelischen Unionsvereins für die Provinz. Den Aufruf dazu hatte Superintendent D. R. Stier zu Schkeuditz erlassen. Von der städtischen Geistlichkeit war derselbe an den Superintendenten Dr. Franke einerseits und an die beiden Pastoren Hoffmann und Seiler andrerseits nicht gelangt, so wir anders recht gehört haben; an jenen wahrscheinlich darum nicht, weil er zu wenig positiv, an diese, weil sie zu positiv im Sinne der Aufrufsteller sein sollten. Denn der Aufruf war in dem Sinne der sogenannten **positiven Union** abgefaßt, und wird etwa durch folgende Sätze charakterisirt: „Der neueste, sehr dreist und hoch einhergehende Aufschwung des strengen Confessionalismus fährt fort, die Union als so ziemlich bei Seite gethan zu behandeln. Es handelt sich jetzt darum: daß dem zu viel sich anmaßenden exclusiven Lutherthum gegenüber, baldigst eine wohlbemessene, kräftige Kundgebung der positiven, evangelischen Unionsfreunde sich vernehmen lasse, damit wir dadurch auch unsrerseits wie dem provinziellen, so dem obersten Kirchenregimente zeigen, daß und wie wir auch noch da sind — namentlich damit wir letzteres für seine wohlgemeinten Schritte gegen das Drängen von der einen Seite her stärken. Es gilt ein lautes, würdiges Zeugniß dafür: daß es — zunächst auch in unserer Provinz — noch eine nicht zu verachtende Anzahl Bekenner einer nicht bekenntnißlosen, halbchristlich verschwimmenden, sondern so stark und klar wie nur sonst Andere sich ihres Glaubens bewußten Union gibt." Weiterhin heißt es: für die jedenfalls bereits entstandene und vorhandene, noch keineswegs aus dem evangelischen Kirchengebiet wieder vereinzelt ausgeschiedene Unionskirche kann weder Kirchentag noch Ev-Alliance genügen. Die Landeskirche als solche ist freilich noch nicht unirt, darum aber soll dasjenige desto entschiedener vertreten werden, was von Union in ihr besteht. Nun folgt das Bekenntniß des zu gründenden Vereins, nämlich: zu denjenigen Grundwahrheiten, in welchen die evangelischen Kirchen und Confessionen unbestreitbar einig sind, also zu dem Kern der denselben Glauben einig bezeugenden Symbole beider evangelischer Kirchen. Behauptet werden muß das Recht freier Forschung und selbstständig eigenen Erkennens für jeden evangelischen Christen innerhalb dieser Grundwahrheit. Keine bloß gesetzlich herrschende Kirchengewalt. Keine kirchliche Autorität und Mittlerschaft, die sich zwischen das Wort Gottes und das lebendig zustimmende antwortende Bekenntniß der Gläubigen einschöbe. In größeren oder kleineren kirchlichen Versammlungen Streitfragen damit zur Lösung bringen zu wollen, daß man sagt: **Unsere Kirche lehrt** — ist offener Rückfall in Katholicismus. Der Dissensus der reformatorischen Kirchen ist nicht grundlegend und kirchentrennend. Mitunter reicht auch die Form, in welcher die Kirchenlehre die Grundwahrheiten bezeugt, nicht mehr aus. Scholastisch-theologische Begriffbestimmung als solche gehört nicht zur Kirchenlehre. Eine Kirche des **schriftmäßigen Bekenntnisses, der reinen Lehre, gibt es nicht**, am wenigsten in Bezug auf das Mysterium in **Christi Person und Sacrament**. Auch der werdende, unfertige, mehr oder minder noch mit falscher Lehre behaftete Glaube an die evangelischen Grundwahrheiten muß Raum haben in der Kirche, und entscheidend ist darin der Herzensglaube an Christi Person und Werk. Den Gemeinden kann nicht geholfen werden durch Vorhalten orthodoxer Dogmen, durch juristische Fiction ihres geschichtlichen Bekenntnißstandes, durch ihrem inneren Zustande voreilende kirchliche Ordnungen, sondern durch Predigt des Evangeliums und Festhaltung der Union, deren allerwärts im eigentlichen Gemeindebestand vorliegender Ansatz und Anfang man kein Recht hat zu beseitigen.

In diesem Sinne ist die Conferenz gehalten, und eine entsprechende Eingabe an das Consistorium und den Ev. Ober-Kirchen-Rath gemacht worden. Die 63 anwesenden und etwa 10 abwesenden Mitglieder, lauter Geistliche, bezeugen darin, daß sie an der Union festzuhalten gedenken. Sie finden das Recht der Union allerwärts da wohlbegründet, wo die Union im Gemeindebewußtsein lebt, wo sie das Durchschnittsniveau der kirchlichen Stimmung der Gemeinde ist, wenn auch ihre Einführung weiland nicht allen Forderungen des formalen Rechts entsprechend gewesen. Unter diesen c. 70 Geistlichen sind persönlich gläubige Männer, z. B. die beiden Superintendenten Dryander und Neuenhaus von Halle; aber auch Solche, welche einem lichtfreundlichen Schleiermacherianismus zugethan sind. Letztere haben also die „positive Union" für nicht so positiv gehalten, daß sie nicht ihre bedenkliche Stellung sehr wohl bei ihr mit unterbringen könnten.

Zugleich aber ward diese Unions-Conferenz der Anlaß zu einem nun ausbrechenden Streit in Halle selbst, wo bis dahin Unirte und Confessionelle in äußerm Frieden nebeneinander her gegangen waren. Am Tage darnach erschien nämlich im Hallischen Tageblatt von der Hand des Redacteurs desselben, Condirector Dr. Eckstein, ein kurzer Bericht, in welchem die Conferenz mit Wiederholung der Unions-Schlagwörter dem exclusiven Lutherthum gegenüber freudig begrüßt wurde. Dawider erhob sich in demselben Blatte einige Tage darauf Pastor Seiler mit sechs kurzen Sätzen und weiterhin noch einmal mit zwölf dergleichen, in welchen er das sogenannte exclusive Lutherthum gegenüber der sogenannten positiven Union in Schutz nahm, das Recht der Provinz Sachsen als einer Lutherischen Kirchenprovinz behauptete, und den Zwang zur Abendmahlsgemeinschaft für verwerflich erklärte. Er hatte in dem begleitenden Anschreiben an die Redaction gesagt, daß er, falls dieselbe die Sätze nicht aufnähme, annehmen müsse, das Tageblatt wolle hinfort den aggressiv unirten Charakter tragen, und daß er diesem dann auf jede erlaubte Weise ohne viel Umstände entgegen treten werde. Der Brief war von der Redaction mit abgedruckt.

Die Sache zündete. Es war in der Stadt ziemlich unerhört, daß dem für so klug und vielvermögend geltenden Redacteur des Tageblatts Jemand entgegenzutreten wagte. Manche stießen sich daran, daß in einem so niedrigen Blatte so heilige Dinge berührt würden. Manche wunderten sich, was den Pastor Seiler bewogen haben konnte so aufzutreten, da doch seine Person gar nicht angegriffen sei. Etliche hielten es geradezu für eine Unverschämtheit und Grobheit'

und das waren natürlich Anhänger Dr. Edsteins oder des Freimaurerordens, oder — was sehr zusammenhängt — beides. Aber ein gewisser Bann war gebrochen. Vor noch volleren Kirchen als sonst predigten am Reformationsfeste beide Pastoren, Seiler und Hoffmann, zu entschiedenen Gunsten der Lutherischen Kirche wider eine falsche Union, und warfen dadurch die Gährung weiter in die Kreise der Gemeinden. Die Lutherische Kirche ward von ihnen als die Kirche des reinen Wortes und Sacraments, und die Union als ein luftiges Project verkündigt. Das war in Halle wohl noch nicht dagewesen.

Da trat Prof. Dr. Jacobi wider Pastor Seiler in die Schranken, mit siebzehn Sätzen, gleichfalls im Tageblatt. Er behauptete darin: Das Lutherthum sei eben so uneinig wie die Union, es schillere vom Rationalismus bis zum Romanismus; die Lehre vom Heil. Abendmahl sei nicht das Wichtigste, sondern die Lehre von der Rechtfertigung allein durch den Glauben, von der Union dürfe man nicht geringschätzig reden, gefehlt sei auf beiden Seiten, ꝛc. Pastor Seiler erwiderte, er werde auf anderem Felde antworten. Im Tageblatte erschien nun noch von Prof. Dr. Guericke eine Reihe geschichtlicher Thatsachen, wie es bei Einführung der Union vielfach mit List und Gewalt hergegangen, wie trotz unirter Facultäten dennoch die Lutherische Confession je länger desto fröhlicher erblüht sei, ꝛc.; und einige Plänkeleien von Laien. Damit war die Sache im Tageblatte zu Ende.

Nun hat Pastor Seiler auf anderem Felde geantwortet. Er hat nämlich eine Broschüre herausgegeben, des Titels: 95 Thesen wider die falsche Union, zur Nachfeier des Reformationsfestes allem Lutherischen Volke des Vaterlandes dargeboten, Die hervorstechendsten sind etwa folgende:

4. Daß die Union ein Werk des Teufels sei, ist nicht wahr; sondern es ist in ihr auch ein Geist aus Gott. Ihr Stifter war der Frömmsten und Edelsten Einer, und zu ihren Anhängern gehören ausgezeichnete Männer an Geist und Sitte.

5. Wohl aber ist die Aeußerung eines der hochgestelltesten ihrer Vertreter richtig: „der Teufel steckt darin mit seinem ganzen Heer."

6. Daß dies der Fall ist, liegt nicht an Zufälligkeiten, sondern ist im Wesen der Union begründet.

11. Es ist nicht wahr, daß die Lehre von der Rechtfertigung durch den Glauben in beiden Kirchen derselbe Grund wäre und also beide Kirchen einigte.

23 Es ist auch nicht wahr, daß die Lehre von der wahrhaftigen Gegenwart des wahren Leibes und Blutes Christi unter Brot und Wein im Abendmahl nicht das theuerste Kleinod unserer Väter wäre. Den Reformirten gegenüber (und darauf kommt es hier an) ist sie das allerdings, ist es von jeher gewesen, und wird es in alle Zukunft bleiben.

32. Die Union als solche glaubt nicht von ganzem Herzen an die wahrhaftige Gegenwart des wahren Leibes und Blutes Christ unter dem Brot und Wein im Abendmahl. Das ist ihr schwacher Glaube.

39. Sie sollen die Reformirten nicht unbedingt vom Lutherischen Abendmahl ausschließen, aber sie auch nicht aus Zwang unbedingt zu demselben zulassen (Sie — nämlich die Lutheraner —).

43. Sie sollen erwägen, daß es sich beim Abendmahl nicht handelt um die Gemeinschaft der Heiligen, denn dann könnte man es auch mit den Katholiken zusammen feiern, sondern um die Darstellung der Kirche.

51. Darum ist eine solche Union, die sich auf die Uebereinstimmung der beiderseitigen Lehren gründen will, ein Unding.

52. Darum ist eine solche Union, die die beiderseitigen Bekenner zu einem gemeinschaftlichen Abendmahl zwingen, das heißt ihre wechselseitige Zulassung zum Abendmahl durchaus gebieten und einrichten will, eine Unsittlichkeit.

53. Jedenfalls ist eine solche Union aber eine tödtliche Verletzung der Lutherischen Kirche in ihrem innersten Herzen.

69. Darum ist sie kein Schritt vorwärts zur rechten Einheit der Christenheit, sondern ein Schritt rückwärts davon; denn sie rückt uns von dem rechten Einheitspunkte, nämlich der Lutherischen Kirche Augsburgischer Confession, nach einer einseitigen Richtung zu. (Darum ist sie — nämlich die Union —).

71. Sie schließt die Lutherische Kirche unseres Landes von allen übrigen Lutherischen Landeskirchen aus. Das ist leider bereits eine Thatsache.

72. Sie trennt sogar Lutheraner von Lutheranern mitten in unserem Lande und Landeskirche. Das ist auch eine Thatsache.

73. Sie trennt uns also von denen, zu welchen wir nach Lehre, Sacrament und Geist gehören, und verbindet uns mit denen, zu welchen wir nach Lehre, Sacrament und Geist nicht gehören.

74. So erweist sie sich allerwärts als das Gegentheil von dem, was ihr Name bedeutet und was sie beabsichtigt, nämlich nicht als eine Vereinigung, sondern als eine Zertrennung.

Dies ist bis jetzt der Stand der Angelegenheit. Jedenfalls nimmt sie ihren weiteren Verlauf, und dient dazu, die faule Confusion der kirchlichen Fragen ans Licht zu ziehen und dem vornehmen wie dem schleichenden Unionismus einige Hüllen abzureißen. Die Posaune hat jetzt in Halle einen sehr deutlichen Ton gegeben. Daß dem Unionismus in seiner geistigen Metropole der Handschuh offen hingeworfen ist, hat seine große Bedeutung. Kommt nur erst Alles, auch vor dem Forum der Gemeinde, rund und hell zur Sprache, so wird eine Scheidung der Geister erfolgen. Der ganze Materialismus, Indifferentismus, Subjectivismus, vorne an das Freimaurerthum, wird aufs entschiedenste sich für die Union erklären, wie jetzt schon geschieht. Schon sind Blätter wie die Protestantische Kirchenzeitung zur Vertheidigung der Unionsconferenz und Dr. Jacobi's aufgetreten. Vor solchen Verbündeten wird hoffentlich die Zahl der wahrhaft christusgläubigen Unionisten je mehr und mehr erschrecken und zur Besinnung kommen, wie jetzt auch schon geschieht. Harte Arbeit wird es noch kosten; aber das wird sich herausstellen, daß der sogenannte positive Unionismus eine Abstraction, ein Eingebilde des Doctrinarismus, ein Erzeugniß der Büchergelehrsamkeit, ohne Einsicht in das historische Leben des Volkes ist, und auf die Länge weder bei den Gläubigen noch bei den Ungläubigen einen Boden hat. Dem Kampf, der zum Siege zu führen ist, hat er zu seiner Zeit gestanden; jetzt aber handelt sichs um schärfere Waffen.

Weimar.

Man darf sich nicht wundern wenn in einem Lande, in dem die rationale Geistesrichtung in religiösen Dingen so viele Jahre hindurch geherrscht hat und dermalen, wenn auch nicht mehr in früherer Weise gepflegt, doch noch immer begünstigt wird, Verletzungen des religiösen Zartgefühls häufiger werden. Man hat eben in einem Lande, wo die Wasser des Rationalismus ein gut Theil des frommen thüringischen Wesens weggespült haben, gar kein Verständniß mehr für die Formen und das Wesen des Christenthums, ich brauche sie nur an die in unserer Weimarer Zeitung aus Ilmenau mitgetheilten Verspottung der heiligen Taufe zu erinnern; eine Zeitung, die Bürger- und Landgemeinden zu halten gezwungen sind, sollte doch wirklich so taktvoll sein, dergleichen Correspondenzen nicht aufzunehmen, aber am Takt fehlt es dieser Redaction ganz und gar. — Bei uns trifft zu, was der große Historiker sagt: „Leider muß die protestantische Kirche sich noch geduldig von Geistlichen schänden lassen, die nicht blos die göttliche Offenbarung der heiligen Schrift, sondern den Grundstein alles Christenthums die Gottheit Jesu und die Rechtfertigung allein durch sein unschuldiges Blut, in Frage stellen" daher kann es im Ganzen nicht Wunder nehmen, wenn die Frechheit auch in öffentlichen Blättern ungescheut hervortritt. Zum Beleg solcher Frechheit diene das mit Aug. Höfer in Remda unterzeichnete Gedicht, wodurch dieser Mann zum Pfingstbier einlud. Es findet sich in Nr. 109 der Panseschen Zeitung und lautet:

Zu Pfingsten weckt ein Spiritus
Die ganze Welt zum neuen Leben,
Darum, o edler Publicus,
Mußt du nach Remda dich begeben.
Wer heuer kommt zum Fest heran,
Wird in verschied'nen Zungen reden,
Hurrah! der Bock wird aufgethan,
Vernehmt's mit Pauken und Trompeten! u. s. w.

Durch diese offenbare Verhöhung des heiligen Pfingstfestes bewogen, hatten die Pastoren Thöllden und Hunnius in die Weimarer Zeitung folgendes einrücken lassen: (Nr. 112.)

„Die Zeitung „Deutschland" enthält in Nr. 9 eine mit „August Höfer" unterschriebene sündliche Verspottung des heiligen Pfingstfestes und der darauf bezüglichen Thatsachen und Wahrheiten des christlichen Glaubens, welche die Unterzeichneten veranlaßt, ihre volle Entrüstung auszusprechen.

Nicht jenes Machwerk ist es, was entrüstet, dergleichen Stimmen wurden schon am ersten Pfingsttage laut, sondern die ungescheute öffentliche Art und Weise, mit der man sich erlaubt, dem christlichen Publicum so etwas zu bieten und es damit gleichsam ins Angesicht zu schlagen, ist es, welche uns empört, indem dabei die Voraussetzung zu Grunde liegt, daß unser Volk seinen Respect vor dem Christenthume gänzlich verloren habe. Bis daher sind wir, Gott sei Dank, doch wohl noch nicht gekommen. Sprüchw. Salom. 29, 8: Die Spötter bringen frechlich eine Stadt in Unglück. —

Buttelstedt und Nermsdorf, 13. Mai 1856.

Pastor Thöllden, Pastor Hunnius.

Gegen dieses Inserat erschienen am 17. Mai in Nr. 114 der Zeitung „Deutschland" folgende Verse von Göthe:

Pfingsten, das liebliche Fest war gekommen. Göthe XL.
Am jüngsten Tag, vor Gottes Thron
Stand endlich Held Napoleon.
Der Teufel hielt ein großes Register
Gegen denselben und seine Geschwister,
War ein wundersam verruchtes Wesen,
Satan fing an es abzulesen.
Gott Vater, oder Gott der Sohn,
Einer von beiden sprach vom Thron,
Wenn nicht etwa gar der heilige Geist
Das Wort genommen allermeist:
„Wiederhols nicht vor göttlichen Ohren!
Du sprichst wie die deutschen Professoren,
Wir wissen Alles, mach's nur kurz!
Am jüngsten Tag ist's nur ein —
Getraust du dich ihn anzupreisen,
So magst du ihn nach der Hölle schleifen!"

Göthe LXVII.

Verachte nur Vernunft und Wissenschaft,
Des Menschen allerhöchste Kraft
— — — — — —
So hab ich dich schon unbedingt.

Mephistopheles in Göthes Faust.

Diese Verse hatte Advocat Müller aus Apolda in die Zeitung Deutschland einrücken lassen, die Großherzogliche Staatsanwaltschaft war der Ansicht, daß der betreffende §. des Strafgesetzbuches, in welchem der Begriff der Gotteslästerung festgestellt wird, hier Anwendung habe, und es fand deßhalb die Verhandlung vor dem hiesigen Kreisgericht statt, die aber ganz zweckmäßig nicht öffentlich war. Die Verhandlung hat viel Aufsehn erregt. Der Angeschuldigte hatte den Advocaten Fries, der in unserem Lande eine wie sie aus den Landtagsverhandlungen wissen sehr bekannte Persönlichkeit ist, zu seinem Vertheidiger bestellt. Ich erwähne nur, daß Advocat Fries erklärte, er supplire an der leer gelassenen Stelle Sturz! Der Großherzogliche Staatsanwalt trug auf die Bestrafung Müllers an, 1) weil er eingestandnermaßen ein politisches Gedicht, rücksichtlich dessen es dahin gestellt ist, ob es nach der Intention des Dichters eine Verherrlichung oder ob es, wie die Staatsanwaltschaft annimmt, eine Satire auf Napoleon I. sein soll, in Beziehung gesetzt hat zu den Höferschen Versen und zu dem Inserat in der Weimarer Zeitung der Pastoren Thöllden und Hunnius und also dem Gedichte unterschiebt, es habe sich über religiöse Dinge aussprechen wollen, 2) weil Müller wenigstens bei den betreffenden Pastoren hat Aergerniß erregen wollen und dieses Gedicht bei lebendigen Christen nothwendig Aergerniß hervorbringen und 3) weil objectiv in dem Gedichte eine Gotteslästerung liegen muß. In Berücksichtigung der von der Großherzoglichen Staatsanwaltschaft angezogenen Gründe erkannte das Großherzogliche Kreisgericht auf zwei Monate Gefängniß, wogegen von dem Beklagten Berufung eingelegt worden ist. Der Redacteur des Blattes „Deutschland," in welches Müller seine Inserate eingerückt hatte, Dr. Panse, wurde freigesprochen, weil man annahm, daß pp. Panse die Beziehung des Müllerschen Inserates zu dem Inserate der Pastoren Thöllden und Hunnius in Nr. 112 der Weimarer Zeitung nicht gekannt habe.

Im Laufe des vorigen Jahres hat unsere Landeskirche und insbesondere der Großherzogliche Kirchenrath durch den Tod des Kirchenrath Schatter einen schweren Schlag erlitten. Dieses Mitglied der obersten Kirchenbehörde war schon längere Zeit leidend und die trübe Stimmung, die sich seiner bemächtigt hatte, führte ihn endlich zum Selbstmord, früh wurde er in einem Gewölbe von seiner Frau todt gefunden. Dieser Fall ist um so trauriger, als dadurch, daß ein einflußreiches Mitglied des Kirchenrathes einen selbstgewählten Tod vorzieht, die Achtung vor dem geistlichen Stande in den Augen des Volkes nicht eben erhöht wird. Einige Jahre vorher hatte schon der Sohn des Kirchenraths Schatter, der Candidat der Theologie und Rector in Neustadt, seinem Leben durch einen Schuß ein Ende gemacht. Kirchenrath Schatter stand in den sechziger Jahren. Ein anderer Geistlicher Munke mit Namen, hat vor kurzem auch sich selbst ermordet, er war schon seit längerer Zeit leidend und die Functionen seines Geistes gestört. Im Interesse des kirchlichen Lebens bedauern wir diese Vorkommnisse auf das tiefste.

Neulich haben in der Weimarer Zeitung, die vom Prof. Biedermann redigirt wird, der von religiösen Fragen so viel versteht wie der Blinde von der Farbe, mehrere Artikel gegen die Orthodoxie Platz gefunden. Der Verfasser dieser Artikel, Superint. Stier aus Buttstädt, schreibt in Nr. 17 der Weimarer Zeitung: Die Orthodoxie ist eine überschrittene Bildungsstufe, die zu ihrer Zeit ganz trefflich und vollkommen am Platze war für den aus dem Katholicismus herübergekommenen Bildungsgrad, aber nach 3 Jahrh. die Herrschaft über die Geister nicht mehr zu führen vermag. Um nur einige allgemeinverständliche Sätze anzuführen: Wer ein Orthodox sein will, muß glauben, daß unsere neugebornen Kinder unreine, zu nichts Gutem fähige, vom Teufel besessene Wesen sind, über die bei der Taufe das Wort gesprochen werden muß: Fahre aus du unsaubrer Geist! ꝛc. Wer ein Orthodox sein will, muß glauben, nicht blos, daß es einen leibhaftigen Teufel gibt, sondern auch daß von diesem Teufel alle Uebel in die Welt gebracht worden sind und in der Welt immer von Neuem erzeugt werden, daß alle Erdbeben, Ungewitter, Hagelschläge, Wasserfluthen, alle reißenden Thiere, alles Ungeziefer ꝛc. von ihm herrühren: eine Anschauung, die nach der Bildung der Gegenwart nicht blos als unchristlich, sondern überhaupt als irreligiös sich darstellt. Wer ein Orthodox sein will, muß glauben, daß der Papst der Antichrist ist, wie derselbe in der Offenbarung Johannis beschrieben wird und dergl. mehr. Die Artikel von Stier waren hervorgerufen worden durch einen Artikel von dem, wie St. selbst sagt, wackeren Pfarrer Hunnius in Nermsdorf bei Buttstädt, der in Nr. 12 der Weim. Zeitung einen Artikel zum Abdruck gebracht hatte: Vorurtheile gegen die Orthodoxie, in diesem Artikel sucht der Verfasser die Vorwürfe der Heuchelei, der Feindseligkeit gegen Kunst und Wissenschaft und der friedseligen Gesinnung gegen das Volk „die Orthodoxen sind dem Volke feindselig gesinnt und wollen vor allen die kirchliche und politische Unterdrückung“ ruhig und klar zu widerlegen. In Beziehung darauf bemerkt Stier. „Gerade das, was der Verfasser von der Orthodoxie als einen sie treffenden Vorwurf hinweg zu nehmen bemüht ist, steht unwidersprechlich fest: daß die Orthodoxie, wie sie allenfalls noch in ziemlicher Consequenz trotz aller Verschiedenheit be Stahl, Hengstenberg, Kliefoth, Vilmar, Harleß ꝛc. gefunden wird, eine feindselige Stellung einnimmt gegen Kunst und Wissenschaft.“ Dagegen ist natürlich kein Wort zu bemerken.

Pastor Hunnius hat seit Johannis auch die Redaction des Sonntagsboten, der wie Sie wissen von Jena aus seinen Gang in das Thüringer Land nimmt, und lauter und rein das Wort Gottes zu verkündigen sucht. Der frühere Redacteur Adjunctus Thöllden ist im Anfang des Jahres zum Herrn heimgegangen. Mit Treue und Aufopfrung hat er sich dem mühseligen Redactionsgeschäft unterzogen und in seinem Boten wacker gekämpft für die evangelisch lutherische Kirche. Das Pfarramt, welches der selige Thöllden treu und gewissenhaft Jahre hindurch verwaltete, soll nun in die Hände des Pastor Steinacker gelegt werden. Der Patron, dessen Vater vor Thöllden die Stelle dem Dr. Petersen conferirte, gegenwärtig Gener.-Superint. in Gotha, hat, weil er gerade mit der Art und Weise wie St. das Wort Gottes auffaßt, sympathisirt, diesen Mann als Nachfolger Thöllden's dem Großherzoglichen Kirchenrath präsentirt; nur eines von den Mitgliedern des Kirchengemeindevorstandes hat seine Meinung gegen St. abgegeben. Es wurde nun dem Großh. Kirchenrathe die Sache unterbreitet. Leider erklärte sich diese oberste Kirchenbehörde unseres Landes für den von dem evangelisch lutherischen Consistorium von Hannover zurückgewiesenen. Man hätte freilich dieß vermuthen können, denn, wenn St. in der Hof- und Stadtkirche den Kirchenrath Dittenberger auf der Kanzel vertreten durfte, so ging daraus doch unzweideutig hervor, daß die Richtung, der St. angehörte, bei ihm keinen Anstoß fand. Es war begreiflich, daß diejenigen, denen das Wohl der Landeskirche am Herzen lag, mit Spannung der Entscheidung entgegensahen. Insbesondere ließ es sich der Sonntagsbote angelegen sein, aus Steinackers Schriften nachzuweisen, daß für diesen Mann in einer lutherischen Landeskirche kein Platz sei. Aber die Mahnungen bleiben ungehört und jetzt ist St. wohlbestellter Pfarrer in Buttelstedt. Es ist auch für weitere Kreise lehrreich zu vernehmen, wie sich St. in einem Büchelchen: Die Reformation des 16. Jahrh. im Lichte der Gegenwart erläutert in 3 histor. kirchlichen Zeitpredigten ꝛc. nebst einem Sendschreiben an Herrn Dr. theol. E. G. E. Schläger in Hammeln, Weimar 1857, ausspricht: „Mein Geschick hat sich in so fern nicht ungünstig gestaltet, als es mich, Dank der Liberalität eines edlen freisinnigen Fürsten, und einer von ächt protestantischem Sinn und Geist beseelten Kirchenbehörde, in Weimar ein Asyl finden ließ, in welchem es mir unverwehrt bleibt, neben dem Unterricht und der Erziehung der weiblichen Jugend, an der Stätte, wo einst Herder und Röhr gepredigt, mich auch zuweilen der vorwaltenden Neigung und dem innern Berufe für die Kanzel zu überlassen, eine Schicksalsgunst, die mir unter den gegenwärtigen Zeitverhältnissen nicht überall zu Theil wurde, und doppelt dankenswerth erscheint, je mehr der nimmer ruhende Haß der modernen Orthodoxie, der mich auch bis hierher verfolgt, mir dieselbe mißgönnt und fortwährend beflissen ist, durch correspondenzliche Insinuationen in den Spalten der „Kreuz-“ (!) und „Evangelischen (?) Kirchenzeitung“ zu entziehen. Hoffentlich soll ihm dies aber eben so wenig gelingen, als ich es mir vielmehr zur besondern Ehre rechne, in dieser Beziehung gleiches Schicksal mit Männern zu theilen, die Weimar mit Stolz die Seinen nennt und deren Trefflichkeit durch nichts sicherer verbürgt wird als durch die Schmähungen jener gehässigen Parteiorgane“. (Schluß folgt.)

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz. Druck von Trowitzsch und Sohn.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1857. Mittwoch den 16. December. № 100.

Der ungerechte Haushalter.

Luc. 16, 1—13.

Das Gleichniß vom ungerechten Haushalter wird theils nur mit einer gewissen Zaghaftigkeit benutzt, theils aber auch dreist, jedoch in unrichtiger und haltungsloser Weise gedeutet, beides weil es noch an einer wissenschaftlich begründeten und festgestellten Auslegung fehlt, wie viel sie auch die gelehrten Theologen nicht minder als die Prediger versucht haben. Nun hat neuerlich Professor Meuß in Breslau in einer lateinisch geschriebenen akademischen Gelegenheitsschrift*) dieses Gleichniß aufs Neue mit vorzüglicher Genauigkeit und Gründlichkeit erforscht und dem Verständniß näher gebracht, indem er 1) den Inhalt der Erzählung selbst als Thatsache für sich; 2) den Zweck des Herrn, wie er aus den Worten V. 8—13. hervorleuchtet, endlich 3) den Zusammenhang mit den Gleichnissen des 15. Capitels und mit Luc. 16, 14—31. einer umsichtigen Prüfung unterwirft. Wir verlassen aber die Ordnung der Abhandlung, welche mehr für die wissenschaftliche Untersuchung als für diese populäre Darstellung geeignet ist, und entschlagen uns auch aller gelehrten oder sprachlichen Bemerkungen, um für unsere Leser das Ergebniß der Forschung sogleich zum Zwecke des praktischen Schriftgebrauchs zu verwenden. Für diesen Zweck wird die Form einer freien ausführlichen Umschreibung mit den nöthigen Vor- und Zwischenbemerkungen die geeignetste seyn. So heben wir denn in dieser Weise sogleich an, indem wir nach Anleitung unsers Führers an das 15. Capitel anknüpfen.

Im 15. Capitel hatte der Herr zu den Pharisäern und Schriftgelehrten geredet, welche darüber murrten, daß er Zöllner und Sünder annahm und mit ihnen aß. Er bediente sich zu seiner Rechtfertigung und ihrer Belehrung der drei Gleichnisse vom verlornen Schaf, vom verlornen Groschen und vom verlornen Sohne. Das letztere besonders stellte die unumschränkte Freiheit der göttlichen Gnade in das hellste Licht, indem der Vater des verlornen Sohnes sein Erbarmen durch keine Rücksicht auf die vermeintlichen Rechte seines älteren Sohnes, der immer bei ihm geblieben war und ihm gedient hatte, binden läßt, vielmehr voraussetzt, daß dieser ältere Sohn, als ein ächter wirklich ebenbürtiger Sohn seines Vaters, ohne alle Rücksicht auf seine eigenen Rechte oder seinen Vortheil und bisherigen Vorzug sich ebenso über die Rettung und Heimkehr seines verlornen Bruders freuen müßte, wie der Vater sich über die Rückkehr und Wiederherstellung des verlornen Sohnes freute. Die Liebe zum Vater, die Liebe zum Bruder sollte so mächtig seyn, daß sie in der festlichen Stunde keinen Neid, keinen Tadel, keine Regung der Selbstsucht aufkommen ließ, gleichwie der Vater aller Unbill, welche der Verlorne ihm selbst angethan, nicht gedachte: denn er liebte seinen Sohn, wie sich selbst.

So herrlich und göttlich die Lehre dieses Gleichnisses ist, um denen, welche Gerechte heißen wollen, zu zeigen, wie die wahrhaft gerechten Kinder Gottes die verlornen Brüder lieben und gern das Kindesrecht mit ihnen theilen, so ist sie doch nur die eine Seite einer Wahrheit, deren andere Seite ebenfalls nicht aus den Augen zu setzen ist. Es ist wahr, der Bruder des verlornen Sünders soll anerkennen, daß die Gnade des Vaters unumschränktes Recht hat, den Verlornen in den Genuß der vollen Kindschaft wieder einzusetzen, und soll sich dessen freuen: aber der verlorne Sohn soll darum nicht vergessen, daß er nicht nur ein verirrter Sohn sondern auch ein ungetreuer Haushalter war, der die Güter seines Vaters, als Hausherrn, umgebracht hat; er soll wissen, daß, wenn und weil er nun begnadigt ist, er von jetzt an unter der neuen Zucht des Vaters steht und ihm, als dem Hausherrn, Rechenschaft ablegen muß, vielleicht sehr bald, falls er sich aufs Neue gelüsten läßt, das ihm anvertraute Gut des gemeinsamen Erbbesitzes umzubringen, zu verschwenden. Der ältere Sohn, dem der Vater zumuthet, sich selbst so ganz um des Vaters und des Bruders willen in Liebe zu vergessen, soll erkennen, daß der Vater auch ebenso gern das Seine hingeben würde, wenn der Bruder es ihm, dem ältern Bruder, in der Zeit der Noth zuwendete. Diese andre Seite der Wahrheit, worin die in der göttlichen Erbarmung waltende Gerechtigkeit offenbar wird, konnte der Herr in einer Fortsetzung des Gleichnisses vom verlornen Sohn lehren, und er hätte es vielleicht gethan, wenn die Pharisäer und Schriftgelehrten das Gleichniß bis auf den Punkt, wohin Jesus es geführt hatte, beherziget und angenommen hätten. Da dies aber nicht geschah, wie die ganze weitere Entwickelung des pharisäischen Hasses ganz unzweifelhaft lehrt, da der Herr demnach die andre Seite der Wahrheit nur seinen Jüngern, und zwar unter ihnen gewiß vorzüglich denjenigen zu eröffnen hatte, die reichlich mit irdischen Gütern begabt waren, wie die Zöllner, so fand er

*) In parobolam Jesu Christi de oeconomo injusto denuo inquiritur. Breslau 1857.

es in seiner Weisheit für gut, ein anderes Gleichniß für diesen Zweck zu gebrauchen, in welchem gleich von vorn herein ein andres Verhältniß als das zwischen Vater und Sohn zum Grunde gelegt wird, und dies ist das Gleichniß vom ungerechten Haushalter.

Gott wird hier unter dem Bilde eines reichen Grundherrn dargestellt, wie er denn in Wahrheit der Grundherr der ganzen Erde mit allen ihren Schätzen ist und ins besondre das Land Canaan sich als Eigenthum vorbehalten. Zum Haushalter über dies sein ewiges Erbgut hatte er das Volk Israel gesetzt und jedem Israeliten einen Antheil an diesem Erbgut zu verwalten gegeben. Jeder, der ein größeres oder geringeres Besitzthum in Canaan hatte, war also auch in seinem Maaß ein Haushalter des reichen Grundherrn, dessen Abbild der reiche Mann im Gleichnisse ist, welcher einen Haushalter hatte. Der Haushalter im Gleichnisse war zugleich jeweiliger Nutznießer der Güter, die er zu verwalten hatte, wie das Volk Israel zugleich Nutznießer Canaans war. Wie aber jeder Israelit und das Volk im Ganzen dem Herrn verpflichtet war, Zehnten und Opfer zu entrichten, so mußte auch der Haushalter im Gleichnisse dem Herrn von der Frucht seiner Güter ein bestimmtes Theil abgeben, die Güter erhalten und zu seiner Zeit Rechenschaft ablegen. Er war nicht Pachter, nicht Schuldner seines Herrn, sondern Amtmann mit ausgedehnten Vollmachten, den Pachtern ihren Pacht zu steigern oder zu vermindern: nur völlig erlassen konnte er ihnen ihre Schuld nicht, so daß sie ihr Pachtgut als freies Eigenthum besessen hätten. Dieser Amtmann wurde nun bei dem reichen Grundherrn heimlich denuncirt, daß er die Schuldner drücke, die Güter aussauge und das Einkommen in schnödem Genuß verschwendete.

Der Herr erkannte die Richtigkeit dieser Anschuldigungen an und gedachte, seine gedrückten Unterthanen, Pächter, Schuldner, von diesem Joche zu befreien. Er forderte den Haushalter vor sich und sprach zu ihm: Lege Rechnung von deinem Haushalt ab: ich will prüfen, wie du die Verwaltung geführt hast, und die Güter anderen Händen übergeben: Du kannst hinfort nicht mehr Haushalter seyn. Der Haushalter, der sein Amt ganz gegen des Herrn Willen verwaltet hatte, erkannte sogleich seine bedenkliche Lage und sprach bei sich selbst: Was soll ich thun, da nun mein Herr das Amt von mir nimmt? graben kann ich nicht, zu betteln schäme ich mich. Er sucht und findet aber einen Ausweg, wie er zwar nicht eine Zurücknahme seines Urtheils, aber wohl einen Schutz gegen das Verderben, das ihm in Folge desselben droht, gewinnen kann. Ich weiß, spricht er was ich thun will, daß mich die Leute in ihre Häuser aufnehmen, wenn ich meines Amtes entsetzt werde: auf Kosten meines Herrn will ich aus ihrem Dränger ihr Wohlthäter werden. Er benutzt die kurze Frist, während deren er noch die Vollmacht von seinem Herrn besitzt, um den klug erfundenen Rath zu rechter Zeit auszuführen: er erleichtert sogleich jedem Schuldner seines Herrn die Lasten von Zinsen, die ihm früher aufgebürdet waren, indem er die Schuldverschreibungen (Pachtcontracte?) herabsetzt. Er läßt sie Mann für Mann zu sich kommen und mildert ihre Abgaben, nicht nach einem allgemeinen Maaßstabe, sondern wie es für Jeden nach seinen Umständen erwünscht seyn mag. Und er sprach zu dem Ersten: Wie viel bist du meinem Herrn schuldig? er sprach: Hundert Tonnen Oel. Und er sprach zu ihm: Nimm deine Verschreibung und schreibe flugs funfzig. Darnach sprach er zu einem Andern: Du aber, wie viel bist du schuldig? er sprach: Hundert Malter Weizen. Und er sprach zu ihm: Nimm deine Verschreibung und schreibe achtzig. Und so fort. Der Herr aber lobte den Haushalter, der ihm selbst so viel veruntreut hatte, daß er klüglich gethan hätte, indem er zu rechter Zeit noch die geeigneten Mittel ergriff, um sich Freunde zu machen, bei denen er willige Aufnahme zu erwarten hatte, wenn der Herr ihn seines Amtes entsetzte.

Hiermit schließt die Erzählung und Jesus fügt die Bemerkung hinzu, daß solche Klugheit, wodurch in dieser Art die Kinder der Welt, die nur dieses irdische Leben lieb haben, den Folgen ihrer Vergehungen vorzubeugen wissen, bei den Menschen, die dem ewigen Heile nachjagen, vermißt werde: denn die Kinder der Welt sind klüger, denn die Kinder des Lichts, wenn es gilt, die Herzen ihrer Mitgenossen, der andern Kinder des Lichts, sich zu öffnen und zu rechter Zeit für ihr zukünftiges Heil zu sorgen, im Hinblick auf das nahe bevorstehende Ende der Gnadenfrist.

Wenn wir hier bei dem Schlusse der Erzählung stehen bleiben, ohne die Anwendung, die der Herr Jesus Christus davon macht, noch zu beachten, so stoßen uns schon hier manche Bedenklichkeiten auf. Erstlich, daß ein Mensch, den der Vorwurf der Ungerechtigkeit trifft, den Kindern des Lichts, wenn auch nur in Beziehung auf seine Klugheit zum Muster aufgestellt wird: dann daß der Herr, dessen Güter er gemißbraucht hat, der ihn richtet und ihm die Entsetzung von seinem Amte ankündigt, eine Klugheit zuläßt und sogar lobt, durch welche er der verdienten Strafe entschlüpft, indem er auf Kosten seines Herrn sich dessen Schuldner zu Freunden macht: endlich, daß entweder die Macht des reichen Herrn, unter welchem Gott abgebildet wird, oder doch der Eifer für sein Recht so gering seyn soll, daß der ungerechte Haushalter die Frucht seiner List, die Aufnahme in den Häusern der Schuldner seines Herrn, völlig ungestört genießen kann.

Diese Bedenklichkeiten, die bei der herkömmlichen Auslegung unlöslich sind, verlieren aber durch die Auffassung des Professor Meuß ihr drückendes Gewicht und zwar ohne alle Künstelei, bloß durch das einfache richtige Verständniß des reichen Grundherrn und der Schuldner, indem diese nicht in die Ungerechtigkeit des Haushalters ohne Grund mit verwickelt werden. Der reiche Grundherr ist zwar nicht als ein Kind des Lichts anzusehen, aber doch als ein vernünftiger gütiger Mann, der nicht erst sich bereichern und durch Erpressung seine Güter möglichst hoch nützen will, sondern weiß, daß man durch schonende Behandlung der Pächter auch am Besten für die Erhal-

tung des Güterbestandes sorgt. Wenn ihm etwas zur Last gelegt werden könnte, so wäre es nur dies, daß er dem ungerechten Haushalter zu große Vollmachten gegeben, seinem freien Willen zu viel Spielraum gelassen hätte. Dies ist aber dasselbe, was uns an Gottes Regierung oft räthselhaft bleibt, wie doch der allmächtige Gott auch dem freien Willen sündiger Menschen in der Verwaltung der irdischen Dinge so viel Spielraum gegeben, daß sie durch Geiz und Genußsucht diese Güter mißbrauchen und andere Menschen, die von ihnen abhängig sind, drücken können. Wie aber Gott Jedem seiner Haushalter ein Ziel gesetzt und einen Tag bestimmt hat, wo er spricht: Thue Rechnung von deinem Haushalt! du kannst hinfort nicht mehr Haushalter seyn! so setzt auch der reiche Grundherr im Gleichniß einen Tag fest, wo der ungerechte Haushalter Rechnung ablegen und sein Amt niederlegen muß. Dem Mißbrauch der Freiheit wird nicht ewig nachgesehen: es folgt ein Tag des Gerichts. Das Umbringen oder Zerstreuen der Güter des Herrn besteht nicht darin, daß er die Grundstücke verkauft hätte, sondern darin, daß er durch zu überspannte Nutzung sie verdarb, die Pächter ruinirte und, ohne ihre Contracte vorzuzeigen, die Pachtgelder zu seinem eigenen Genuß anwandte und verschwendete, ungefähr wie die Zöllner es machten, die mehr Zoll forderten, als sie gesetzlich fordern durften, das Volk drückten und auspreßten und von den Einkünften üppig lebten. Das Unrecht des Haushalters war groß, aber nicht ganz so beschaffen, wie man dem Herrn hinterbracht hatte. Von der Summe der Einkünfte, die der Herr von ihm forderte, hatte er nichts unterschlagen: er selbst aber hatte noch außerdem von den Schuldnern mehr eingefordert, als er sollte, und zunächst nicht an dem Herrn, sondern an dessen Schuldnern sich versündigt: nicht des Herrn, sondern der Schuldner Vermögen hatte er durch seine Ungerechtigkeit umgebracht, was freilich zuletzt auch ein Unrecht gegen den Herrn war, dessen Ehre zugleich darunter litt: denn was der Haushalter that, sah man an, als hätte er es auf Befehl des Herrn gethan. Das Aendern der Schuldverschreibungen oder Pachtcontracte war nicht ein neues Unrecht, sondern eine Wiederherstellung des Rechts, eine Rückkehr zur Billigkeit, eine Ermäßigung der früher vom Haushalter im Namen des Herrn übertriebenen Forderungen. Die Eile, mit welcher er die Verschreibungen umändern ließ, beweist, wie gut er die kurze Frist zu benutzen wußte, die ihm noch während seiner Verwaltung übrig blieb, um die Wohlthat an den Schuldnern und die Erleichterung ihrer Lasten, die ohnehin später eingetreten wäre, als sein Werk gelten zu lassen und die Schuldner seines Herrn sich zu verpflichten, während er selbst nur auf eine sehr kurze Zeit eine Schmälerung seines übermäßigen Einkommens erlitt. Die Schuldner thaten dabei kein Unrecht; sie nahmen nur an, was der Haushalter nach seiner Vollmacht ihnen damals noch gewähren durfte: der Grundherr aber erlitt keinen Schaden, da das Mehrere, was früher der ungerechte Haushalter gefordert und eingetrieben hatte, nicht in die Vorrathskammern des Herrn, sondern in die Kasse des Haushalters geflossen und von ihm vergeudet worden war. Diese List des Haushalters schadete also Niemandem und dürfte deshalb mit Recht Klugheit genannt werden, war aber allerdings nur eine Klugheit, wie sie Kinder dieser Welt mit Berechnung des Dankes, den sie von ihresgleichen zu verdienen suchen, bewähren, um durch kleine Dienste zu rechter Zeit große und bleibende Uebel abzuwenden oder Güter zu gewinnen. Da aber in der Handlung, wodurch der ungerechte Haushalter sich vor der Gefahr des Darbens zu hüten weiß, nichts Anstößiges liegt, so fällt auch alle Bedenklichkeit über dieses Gleichniß weg, die ja nicht in der früheren Ungerechtigkeit des Haushalters, sondern nur in der mit neuem Unrecht verknüpften Auskunft ihren Grund haben würde.

(Schluß folgt.)

Nachrichten.

Weimar. (Schluß.)

„Auch die vorliegenden drei historisch-kirchlichen Zeitpredigten zur Gedächtnißfeier der Reformation — werden um ihres Inhaltes willen den erneuten Angriffen und Verunglimpfungen jener Partei schwerlich entgehen, welche sich voll höhnenden, rücksichtslosen Uebermuthes so geberdet, als ob sie mit dem Schicksal einen Bund geschlossen, und ihre Macht wie ihren Besitz gegen die wechselnde Strömung der Zeit vollkommen gesichert hätte. Aber mag es drum seyn! — gilt es doch gerade gegen diese turbulentesten und gewissenlosesten Feinde, aller durch die Reformation errungenen Schätze evangelischer Geistes-, Glaubens- u. Gewissensfreiheitein offenes Zeugniß abzulegen, wie es die gute Sache des Protestantismus von jedem ehrlichen Kämpfer für ihre heiligsten Rechte mit Grund verlangen und erwarten darf. Kann doch das Treiben jener „kleinen, aber mächtigen Partei" nicht treffender geschildert werden, als es der ausgezeichnete hallische Theologe Dr. C. Schwarz (dessen neuerliche Berufung als Ober-Consistorialrath und Hofprediger nach Gotha, so wie dessen am 9. Novbr. daselbst gehaltene, treffliche Antrittspredigt zu den erfreulichsten und andeutungsvollsten Zeichen der Zeit gehört) in seinem letzten Werke: „Zur Geschichte der neuesten Theologie" gethan hat, wenn er spricht :c." Es ist gewiß nicht ohne Interesse, einen Mann wie St. in der Art über seine Gegner reden zu hören, über diese turbulenten und gewissenlosen Feinde aller durch die Reformation errungener Güter, die ihre Schmähungen in den gehässigen Parteiorganen, wie die Kreuzzeitung und Evang. Kirchenzeitung ist, niederlegen. Wir mußten von unserm Standpunkte aus bedauern, daß Steinacker in unsern Kirchen die Kanzel zugestanden wurde, weil wir aus den Vorgängen in seinem Leben die Ueberzeugung hatten, daß St. vielleicht als Prediger einer freien Gemeinde ganz passend seyn würde, daß er aber in einer Evangelisch-Lutherischen Kirche keine Stellung finden könne, daß wir uns darin nicht getäuscht, das bestätigen die eben vor uns liegenden Predigten auf das vollkommenste. Viel Protestation, d. h. Negation jedes positiven Grundsatzes findet sich allerdings darin, aber ein Zeugnißablegen für die Wahrheiten der Schrift haben wir vergebens gesucht. Trotz dieser Kundgebungen von Seiten Steinackers sah sich der Großh. Kirchenrath doch nicht veranlaßt, seiner Wahl entgegenzutreten. Wie sehr aber die von ihm sogenann-

ten „gehässigen Parteiorgane“ Recht hatten, wenn sie ihn als einen Lichtfreund oder als einen Mann bezeichneten, der in einer Evangelisch-Lutherischen Kirche kein Amt führen könnte, das geht unzweideutiger als aus irgend etwas aus einem Werkchen Steinacker's hervor, das den Titel führt: Des Meisters Bannerschaft, Festgallerie von Zukunftskunst — Portraits zu Franz Liszt's Geburtstagsfeier, von G. Treumund. In diesem Gedichte wird dem Musiker in der Weise gehuldigt, daß er selbst mit dem Herrn und seine Schüler mit den Jüngern verglichen werden. Da heißt es denn S. 3:

Wie ein Gestirn, das hell und blendend
Am fernen Himmelssaum sich hob,
Und strahlenschimmernd, segenspendend,
Die Welt mit Licht und Glanz umwob.

und S. 6

Heran, heran, Ihr Jünger alle,
Schaart Euch um Euren Meister heut,
Und bringt Ihm dar mit kräft'gem Schalle,
Was Eure Lieb' und Kunst Ihm weiht.

Hans von Bülow in Berlin.

Ein Fels im Sandmeer, stehst Du unverrückt
Als Petrus, doch verläugnend nie den Meister,
Selbst Meister schon, durch Jüngerschaft beglückt.

Joseph Joachim in Hannover.

Bist an meiner Brust gelegen,
Warst Johannes mir genannt,
Zogst mit meinem reichsten Segen
In Dein neues Heimatsland.

Jadassohn in Leipzig.

Noch mahnt an Judas Sohn ein Name,
Der einst gezählt zur Jüngerschaar,
Eh' Selbstsucht, jene feile Dame,
Mit Silberlingen noch ihm war.

Ferdinand Dräseke in Dresden.

Dafür wird bald vielleicht zum Paulus
Verkündend laut des Meisters Preis,
Der früher, wuthentbrannt, als Saulus
Verfolger war dem Jüngerkreis.

Zweite Gruppe. Kunstjüngerinnen.

Doch soll der Zukunftsbau gelingen,
Die Kunst gestaltend sich ernen'n:
Dann muß dem kühnen Mannesringen
Auch weiblich Müh'n verbunden seyn.
Drum naht auch Ihr im Jüngerkreise,
Ihr Martha's und Maria's Euch,
Die Ihr zu Eures Meisters Preise
Mitgründen helft Sein Klangesreich.

Bedenkt man, daß es ein evangelischer Pfarrer ist, der frivol genug ist, das heiligste so herbeizuziehen, so dürfte die kleine mächtige Partei doch wieder auch in diesem Erfolge gerechtfertigt seyn, wenn sie nicht, wie St. es nennt, gehässige, sondern in der Sache selbst gegründete Bedenken gegen seine theologische Stellung vorbrachte. Eine solche Frivolität verträgt sich gar schlecht mit dem Hirtenamte. Da ich einmal auf die Literatenwirksamkeit eines evangelischen Pfarrers gekommen bin, so will ich von demselben Manne aus einem bei Gelegenheit der Weimarischen Septemberfeste erschienenen Buche: Weimars Genius, eine Festgabe in Lebensbildern, von G. Treumund (Steinacker) noch eines hervorheben, was für den sittlichen Standpunkt, auf dem St. steht, höchst charakteristisch. In einem Gesange dieses Buches, der „im Parke“ überschrieben ist, besingt St. das römische Haus, in dem Karl August im Sommer wohnte; schräg gegenüber liegt der Garten, in dem Frau von Heichendorf sich aufzuhalten pflegte, hier heißt es:

Hier hast oft du geruht, o Fürst, voll menschlicher Regung,
Keinem die Ruhe gewehrt, der sie im Grünen gesucht.
Gerne schweifte der Blick von hier nach dem lachenden Hügel,
Wo dir jenseits der Ilm heitre Stunden erblüht.
Denn, von Gärten umhegt, winkt dort im goldnen Strahle
Weißes Gemäuer vom Haus, welches die Freundin bewohnt,
Wo du gerne geweilt im engeren Kreise der Freunde,
Wo du als Mensch dich gefühlt, frei von dem Zwange des Hof's.

Dasjenige Verhältniß also, was andere Leute von gesunden Sinnen für eine offenbare Schattenseite des in mancher Beziehung verdienstreichen Fürsten anzusehen pflegen, erscheint hier poetisch verklärt, und zwar nicht durch die Verse eines Literaten, sondern durch die eines evangelischen Pfarrers. Um dies frivol zu finden und um sich von einem Prediger, der solcherlei versificiren kann, mit Abscheu abzuwenden, dazu sind doch wohl nicht nöthig „erneute Angriffe und Verunglimpfungen jener Partei, die sich voll höhnenden, rücksichtslosen Uebermuthes so geberdet, als ob sie mit dem Schicksal einen Bund geschlossen und ihre Macht, wie ihren Besitz gegen die wechselnde Strömung der Zeit vollkommen gesichert hätte.“ (Steinacker, Reform. S. 8.)

Es ist auch noch interessant zu hören, wie sich Röhrs und Dittenbergers Lob in Versen von Steinacker ausnimmt: Nachdem Herder, der übrigens mit einem Manne wie St. nichts Homogenes hat, gepriesen, singt St.:

Hell leuchtete die Fackel in Röhrs gewaltger Hand,
Verscheuchend Nacht und Dunkel im Deutschen Vaterland.
Er trug als wackrer Kämpfer, das Banner seiner Zeit,
Das, mit Vernunft im Bunde, Licht, Liebe, Leben weiht.
Bei seinem Namen bebte der Eulen alt Geschlecht,
Und was im eignen Lager der röm'schen Losung Knecht.
Nun ruht auch Er im Grabe, doch gibt noch heut' sich kund
Dort an der heilgen Stätte des gleichen Geistes Bund.
Es steht auf jener Stelle, von Hörern dicht umschaart,
Ein Mann, der Kraft und Milde im seltnen Einklang paart.
Er wacht als treuer Hüter mit blankem Geistesschwert
Ob Weimars Friedens-Kleinod, von Zwietracht ungestört.
Kennt keinen Christenglauben, den Lieb und Licht nicht weiht,
Drum steht er kampfgerüstet im Leben seiner Zeit.
Ihn treibt der Geist, der einstens den Felsenmann durchglüht,
Als an dem Fest der Pfingsten sein zündend Wort gesprüht
Der mächt'ge Geist, der Saulus zum Paulus einst bekehrt,
In Wort und Thaten flammend sein Jüngerrecht bewährt;
Der Geist der Himmelssehnsucht, erlöst von Erdenschuld,
In Glaube, Hoffnung, Liebe, in Demuth und Geduld. —

Doch genug! Die Leser werden aus diesen Mittheilungen von Neuem zu der Ueberzeugung kommen, daß das Hannoversche Consistorium vollkommen Recht hatte, wenn es einen solchen Mann von dem Amte in der Lutherischen Kirche ausschloß, wir aber müssen auf das tiefste bedauern, daß St. in unserer Landeskirche eine Stellung gefunden hat. Gott helfe uns!

Redakteur Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz. Druck von Trowitzsch und Sohn.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1857. Sonnabend den 19. December. № 101.

Der ungerechte Haushalter.

(Schluß.)

Bei der Meußschen Deutung des Gleichnisses sind nun auch die Lehren, die unser Herr daran knüpft, in einem klaren und unanstößigen Zusammenhange mit der vorhergehenden Erzählung. „Und Ich sage euch (V. 9): Machet euch Freunde mit dem Mammon der Ungerechtigkeit, auf daß, wenn ihr abscheiden müßt, sie euch aufnehmen in die ewigen Hütten.“ Ich sage euch, die ihr als Haushalter Gottes, als Verwalter der irdischen Güter, eure Stellung verkannt und gemißbraucht habt, als ob ihr unverantwortliche ewige Besitzer derselben wäret, die ihr mehr gefordert und genommen, als nach Gottes heiligem Recht euch zukam, die ihr nach eurer Lust vergeudet habt, was ihr so mit Unrecht erworben: die Zeit ist nahe, wo ihr von diesen Gütern weichen müßt, und dann werdet ihr Rechenschaft geben müssen von eurer Verwaltung. Benutzet die kurze Gnadenfrist, die euch noch geschenkt wird. Erlasset, was ihr zu viel gefordert; helft den Elenden, die ihr gedrückt habt; erleichtert den Kindern Gottes das Joch, das ihr ihnen zu schwer gemacht unter dem Schein, als hätte Gott euch das Recht dazu gegeben. Gott wird unfehlbar euch das Amt nehmen und alles ein Gut, das ihr inne hattet, von eueren Händen zurückfordern. Aber er läßt euch noch eine kurze Frist, damit ihr euer Thun ändert und durch Milde und Wohlthun euch den Dank erwerbet, der euch nicht gebühret, sondern euerm Herrn. Machet euch Gottes gedrückte fromme Knechte noch eilig zu Freunden mit dem Gut, das nicht euer ist, das ihr treulos verwaltet habt und bald ganz verlassen werdet. Kehret noch eilig zum rechten Gebrauch der Güter zurück, an denen so viel Unrecht hängt, so viel Unrecht, das ihr verschuldet habt. Gott läßt es geschehen, daß ihr noch Thränen trocknet, die ihr ausgepreßt habt, daß man euch glaubt Dank schuldig zu seyn, den man eigentlich nur Gott schuldig ist, der euch jetzt heimgesucht und zugleich euer verschonet hat. Diese Klugheit gefällt Gott wohl an seinen Knechten, den Kindern des Lichts, und er lobt es, wenn sie so Freunde gewinnen, die ihnen eine Wohnung gewähren in dem Reiche Gottes, wie Japhet wohnt in den Hütten Sems und wie Lazarus ruht in Abrahams Schooß. Kinder des Lichts sind die Reichen dieser Welt geworden, wenn sie demüthig dem Willen des Herrn sich unterworfen haben, sein gerechtes Gericht scheuen, die dargebotene Gnadenfrist benutzen, wenn sie nicht mehr hoffen auf den ungewissen Reichthum, sondern auf den lebendigen Gott, der ihrer verschonet hat, wenn sie nun reich werden an guten Werken, gerne geben, behülflich sind. So sammeln sie Schätze, die da bleiben, ihnen selbst einen guten Grund auf das Zukünftige und ergreifen das ewige Leben. (Vgl. 1 Timoth. 6, 17—19.) Ihre Schätze sind die Freunde, die sie mit ihren guten Werken gewinnen: denn diese Freunde sind Glieder der heiligen Gemeinde, deren Haupt Christus ist, und deren Freundschaft bereitet ihnen eine Stätte im Reiche der ewigen Liebe. Sie helfen den Armen, aber nicht von dem Ihrigen, sondern von den Gütern des Herrn: sie dienen den Menschen, aber in den Menschen dem Herrn: sie handeln klug, aber nicht aus Schlauheit, sondern aus Gottesfurcht: der Herr lobt sie darum, aber ohne ihr Verdienst, da ihre Sinnesänderung sein Werk in ihnen ist. Sie schaffen ihre Seligkeit mit Furcht und Zittern, aber sie bauen zugleich das Reich der Liebe. Der Glaube an des Herrn Wort von dem Gerichte, das ihnen nahe ist, hat sie erschreckt und erweckt: die Zusicherung der Gnade des Herrn vollendet ihr Heil. Es ist leichter, daß ein Kameel durch ein Nadelöhr gehe, denn daß ein Reicher in das Himmelreich komme: denn Letzteres geschieht nur durch ein Wunder Gottes, durch die Todesschrecken des Gerichts, und dadurch, daß der Reiche die Güter dieser Welt, die er für etwas Großes ansieht, als das Geringste erkennen lernt, daß er den Mammon, an welchem Unrecht hängt, als ein Scheingut, das den Grund ewiger Qual in sich trägt, von sich wirft, daß er seinen Besitz, den er als sein Eigenthum schätzt, als ein fremdes geliehenes Besitzthum betrachtet, das ihm zur Prüfung seiner Treue auf kurze Zeit anvertraut ward. Das lehrt das Gleichniß vom ungerechten Haushalter, der im fremden Gut untreu gewesen, der plötzlich den Schein des Besitzes verlor und sein Verderben vor sich sah, dem die Güter, die sein Abgott gewesen, das Allergeringste und Werthloseste wurden, das er mit Freuden hingab, um die Liebe der Schuldner seines Herrn zu gewinnen. So höret nun, ihr ungerechten Haushalter Gottes, und erkennet, daß ihr unselige Thoren seyd, wenn ihr nicht eilig umkehret, daß ihr die ewigen Güter, das bleibende Erbtheil der Heiligen im Licht, nie erlangen könnet, wenn ihr nicht treue Haushalter werdet. „Wer im Geringsten treu ist, der nur ist auch im Großen treu, und wer im Geringsten untreu, ungerecht ist, der ist auch im Großen ungerecht. So ihr nun in dem Mammon der Ungerechtigkeit nicht treu seyd, der ein Scheingut ist,

wer will euch das Wahrhaftige vertrauen? und so ihr in dem Fremden nicht treu seyd, wer will euch geben Dasjenige, das euer ist." Sonst freilich gilt wohl das Entgegengesetzte: Wer in dem Seinen nicht treu ist, dem wird man noch viel weniger fremdes Gut anvertrauen; aber hier ergibt der Zusammenhang, daß das Fremde das Werthlose, Vergängliche, Nichtige ist, was nur zur Prüfung und Uebung anvertraut wird, das Eigene aber das ewige göttliche Gut der Kinder des Lichts, das uns aufbehalten ist im Himmel und das durchaus keinen Mißbrauch erträgt. Der ungerechte Haushalter, der das Fremde mißbraucht, ist deshalb thöricht, weil er dafür ewig darben muß: er wird klug, wenn er sich entschließt, ein treuer Haushalter zu werden. Treu ist er, wenn er sich selbst nur dadurch dienen will, daß er dem Nächsten nach Gottes Willen dient: untreu ist er, wenn er gegen Gottes Willen und Gebot die Güter dieser Welt mit Habsucht sich aneignet, mit Genußsucht verschwendet: dann macht er das Nichtige zu seinem Abgott, und als solchen nennt es der Herr Mammon. Der treu gewordene Haushalter ist zugleich der kluge. Ein Thor bleibt aber, wer Unmögliches vereinigen will, zween Herren zu dienen, die wie Licht und Finsterniß einander entgegengesetzt sind, dem gerechten Herrn und dem ungerechten Mammon, dem wahrhaftigen Gott und dem trügerischen Abgott. Diese Thorheit hatte den ungerechten Haushalter an den Rand des Verderbens gebracht: die Klugheit, die ihn rettete, war seine schnelle Buße. Seine Ankläger wurden nun seine Freunde. Wer ein ungerechter Haushalter ist, der gehe hin und thue desgleichen, ehe der Gerichtstag kommt, ehe es zu spät ist.

Gelehrte Theologen werden in der Abhandlung des Herrn Professor Meuß noch Vieles theils ausgeführt, theils angedeutet finden, was wir hier übergehen müssen, was aber unser Gleichniß in Beziehung zu dem ganzen Zusammenhang der biblischen Theologie und der christlichen Ethik setzt. Wir begnügen uns auf die Andeutungen über Gottes Grundherrnverhältniß zu Israels Land, über die ewigen Hütten, über den Unterschied zwischen der Gläubigen Gnadenstand bei Gott und ihrer Eingliederung in das Reich Gottes hinzuweisen. Als Gegenstück zu dem Gleichniß vom ungerechten Haushalter, der aus der Thorheit der Sünder zur Klugheit der Gerechten überging, wird aber dargestellt die Erzählung von dem reichen Manne, in welcher der Herr gleich darauf den Thoren zeichnet, der in seiner Thorheit bis ans Ende und noch nach dem Tode verharrte und dafür die ewige Qual erlitt.

Neueste Unionsprojecte.

Wie es die Darmstädter Kirchenzeitung ausweist, so hat H. D. Stier neuerdings mit einem kühnen Schwung sich auf die nebelhaften Proteusgebilde der Union geworfen, um ihnen den breiten Stempel seines eignen Bildes aufzuprägen, dessen Conturen aber leider wiederum so ins Vage zerfließen, daß es ihm damit nicht gelingen wird, jene Nebelbilder zu festigen, und dazu auch seine protestantischen Freunde aus der Provinz Sachsen ihm nicht viel werden helfen können. Schon seit längerer Zeit haben es nicht wenige Vorzeichen bewiesen, daß H. Stier sich zum Kirchenverbesserer unserer Zeit berufen dünkt, obwohl nur wenige sind, die es ihm glauben. Woher sollte auch ein Zutrauen zu ihm kommen, da sein Unionsstandpunkt sich kaum über den Unionismus erhebt, wie er der häretischen Männer der Protestantischen Kirchenzeitung würdig ist? Sein neues Unionsprogramm zollt zwar noch anfänglich ad captandam benevolentiam den reformatorischen Bekenntnissen hinsichtlich des „sogenannten Formal- und Materialprincips" einige Anerkennung. Gleich darauf aber greift er nicht bloß sie, sondern auch die ökumenischen Bekenntnisse als grundverfehlt an, weil sie, obwohl nur „theologische Schulbekenntnisse, zum Gemeindebekenntniß erhoben worden und herrschen sollten über die in Freiheit und Mannigfaltigkeit des Ausdrucks auf Stufen der fortschreitenden Einsicht sich immer von Neuem entwickelnde Erkenntniß der unmittelbar aus der Schrift schöpfenden Gemeinde der Gläubigen." Umgekehrt soll vielmehr nach Stier diese herrschen über jene. Nur Stierische Unklarheit kann verkennen, daß diese „in Freiheit und Mannigfaltigkeit sich immer von Neuem entwickelnde Erkenntniß der unmittelbar (untheologisch, unwissenschaftlich) aus der Schrift schöpfenden Gemeinde der Gläubigen" im wesentlichen auf die bekannte freigemeindliche Bewußtseynsentwickelung hinauskommt, wodurch zwar die gemeinsame Errungenschaft und die dauerhafte Continuität des Erkennens und Bekennens der Kirche in einzelnen Gemeindehaufen negirt und zerrissen, nimmer aber etwas positiv und bleibend Gemeinsames aufgebaut werden kann. Vielmehr wird damit nur neuen Schismen und Secten oder auch den von Neuem wieder sich erhebenden alten Ketzereien, welche es stets geliebt, sich als „neue Lehrbildungen aus Gottes Wort" anzupreisen, Raum und Feld bereitet. Trotzdem will H. D. St., und zwar nicht ohne seinen kirchlichen Gegnern die drohende Stirne zu zeigen, die alten festen und ehrwürdigen „Lehrbildungen aus Gottes Wort" durch neue beseitigen. Und nicht etwa nur über die dissentirenden Bestimmungen derselben, sondern auch über den, von Unionsmännern, wie Müller und Nitzsch, hochgehaltenen Consensus will er kühn sich und seine „ganze zur Erkenntniß berufene Gemeinde als ihr darin Vorgehender" hinwegsetzen, und mit neuen Lehrbildungen oder „Lehrbestimmungen" für die Kirche der Zukunft es keck versuchen. Natürlich müssen diese neuen Lehrsatzungen, um nicht altem und neuem theologischen Widerspruch sofort zu unterliegen, auch wieder irgendwie theologisch und wörtlich formulirt werden. Es liegt also klar zu Tage, was H. Stier unter dem bequemen Deckmantel der gegenwärtigen losen Union im Schilde führt, das ist nämlich die anspruchsvolle Absicht, den ganzen so bibelfesten als geschichts- und rechtsbeständigen Bekenntnißstand der Kirche umzuwälzen und dafür eine neue, aus seinem Verstand oder auch Nichtverstand des göttlichen Wortes formirte Lehrbildung,

als Führer der Gemeinde seinen Gläubigen an die Stelle zu setzen, die er freilich zu behaupten durchaus nicht vermögen wird. Wir reprobiren und damniren solches Beginnen kirchenzerstörender, nicht reformatorischer, sondern revolutionairer Union. Möge der neue und neuerungssüchtige Unionsheld nicht etwa wagen, auf den alten Luther sich zu berufen. Luther hielt an dem Bekenntnißstand der alten Kirche treulich fest, und wenn er über diejenigen Artikel christlicher Lehre, worüber die alte Kirche noch kein allgemeines Symbol fixirt hatte, licht- und lebensvoll aus dem Evangelium ein neues, nämlich das (dem Augustinischen verwandte) Augustanische heraufführte und maaßgebend machte für alle evangelischen Bekenntnisse, so hatte er zu seinem großen, in der Lehre von der Buße wurzelnden, Reformationswerk von Gott die außerordentliche Berufung und Begabung eines großen Propheten empfangen, welche sich selbst beizumessen für kleinere Leute nichts weiter ist, als eine große Vermessenheit. Ohne Unglimpf sey es gesagt, daß bei nicht wenigen Exemplificationen auf Luther man unwillkürlich an die alte Gnome erinnert wird: quod licet Jovi, non licet bovi.

S.

Nachrichten.

Die kirchlichen Bewegungen in Bayern.

III.

Ihr vorläufiges Ende durch die Generalsynoden zu Ansbach und Bayreuth.

Mit ungewöhnlicher Spannung sah man von den entgegengesetzten Standpunkten aus dem diesjährigen Zusammentritte der Generalsynoden, welcher nach grundgesetzlicher Bestimmung in jedem vierten Jahre stattfindet, entgegen. Von beiden Seiten, von der Opposition wie von den kirchlich Gesinnten, wurden große Hoffnungen auf die Ergebnisse ihrer Verhandlungen gesetzt. Die Opposition, betäubt von dem Lärm, den einige vorlaute Schreiber ihrer eignen Partei in den Tageblättern etlicher Städte erhoben hatten, glaubte die Wahlen zur Generalsynode dergestalt in ihrer Hand zu haben, daß sie auf eine Mehrheit bei derselben rechnete. Die kirchlich Gesinnten dagegen hofften, daß besonders durch den Einfluß der Landgemeinden eine dem Kirchenregimente freundliche Gestaltung erreicht würde, durch welche es möglich seyn würde, die Anträge der Opposition abzuweisen. Was nun aber wirklich geschah, ließ sich in der Ausdehnung, wie es nachmals eintrat, durchaus nicht im Voraus bestimmen. Eine so völlig verschwindende Minorität der Opposition, wie sie sich bei der Versammlung herausstellte, war am wenigsten von dieser selbst im Voraus befürchtet, aber auch ein so glänzender Sieg des Kirchenregiments, wie er das Ergebniß der Synoden war, von den kirchlich Gesinnten nicht in diesem Umfange gehofft worden. Die Hoffnungen der Opposition waren allerdings schon durch den Ausgang der Wahlen für die Generalsynode bedeutend herabgestimmt worden. Diese Wahlen werden von den Diöcesansynoden in der Weise vorgenommen, daß von den

sämmtlichen Mitgliedern einer Diöcesansynode, gleichviel weltlichen als geistlichen, ein geistlicher Abgeordneter, und von den sämmtlichen Mitgliedern je zweier Diöcesansynoden ein weltlicher Abgeordneter zur Generalsynode gewählt wird. Das von verschiedenen städtischen Kirchenvorständen wiederholt geäußerte Verlangen einer gleichen Anzahl weltlicher und geistlicher Abgeordneten war allerhöchsten Orts abschlägig beschieden worden. Natürlich bot die Opposition Alles auf, bei den Diöcesansynoden sowohl ihre Anträge, als die Wahl ihrer Kandidaten für die Generalsynode durchzusetzen. Aber ungeachtet ihrer Anstrengungen wurden im ganzen Consist.-Bezirk Ansbach, der 35 Decanate umfaßt, und mit dem Abgeordneten der theolog. Facultät in Erlangen 36 geistliche und 18 weltliche Mitglieder zu wählen hatte, nur vier, höchstens fünf solche Männer gewählt, welche als oppositionell bezeichnet werden konnten. Leider ging dabei Nürnberg mit seinen beiden Abgeordneten voran. Aber wie wenig dieser Vorgang ungeachtet der schleunigsten Mittheilung durch die Tagesblätter bei den andern Diöcesansynoden Nachahmung, wie wenig die von Nürnberg ausgegangene und bis zum Ekel durch die Presse ausposaunte Bewegung bei der übrigen Lutherischen Landeskirche Anklang und Eingang fand, wie vielmehr bei vielen Diöcesansynoden die Nürnberger Vorgänge das grade Gegentheil von dem bewirkten, was ihre Urheber beabsichtigten, das erhellt am deutlichsten aus dem oben angegebenen Zahlenverhältnisse. Im Consistorial-Bezirke Bayreuth ist dem Referenten keine Wahl bekannt geworden, die als eigentlicher Sieg der Opposition betrachtet werden könnte. Die Männer derselben haben wir also ausschließlich bei der Ansbacher Generalsynode zu suchen.

Es muß hier bemerkt werden, daß in diesem Jahre nicht, wie in den Jahren 1849 und 1853, eine vereinigte Generalsynode der Luth. Landeskirche stattfinden sollte, sondern zwei, die eine in Ansbach, die andere in Bayreuth. So bestimmte es der ausdrückliche Wille Sr. Majestät des Königs, dem es nach den bei uns geltenden gesetzlichen Bestimmungen anheimgestellt ist, ob die Lutherische Landeskirche in einer Versammlung oder in zweien tagen soll. Das Protest. Oberconsistorium hatte in Uebereinstimmung mit den Wünschen der ganzen Kirche wiederholt die Zulassung einer vereinigten Versammlung beantragt, aber vergebens. Dies geht aus einer durch die Kirchenbehörden den Geistlichen und Synodalen mitgetheilten Entschließung des K. Staatsministeriums des Inn. für Kirch.- u. Schulangelegenheiten vom 15. Sept. d. J. hervor, in welcher es mit ausdrücklichen Worten enthalten ist. Wir führen das hier an, nicht um die Allerhöchste Entscheidung einer Beurtheilung zu unterziehen, sondern um das Factum zu constatiren, daß nicht das Oberconsistorium, wie man demselben lieblos Schuld zu geben geneigt war, die Trennung veranlaßt oder herbeigeführt habe.

Da die beiden Generalsynoden nicht gleichzeitig, sondern nach einander abgehalten werden sollten, so war damit dem Herrn Präsidenten des Oberconsistoriums die Möglichkeit gewährt, in den beiden Versammlungen als Dirigent den Vorsitz zu führen. Für jede Versammlung wurde noch ein besonderer Königl. Commissär ernannt, der nach unserer Gesetzgebung keinen Antheil an den Verhandlungen zu nehmen, aber die Rechte Sr. Majestät des Königs zu wahren hat; und zwar für Ansbach der K. Regierungsrath und Vorstand des Consistoriums Freiherr von Lindenfels, für Bayreuth gleichfalls der dortige K. Regierungs-Director und Consistorial-Vorstand Freiherr von Rotenhan.

Bei der Trennung der Generalsynoden bleibt nun Ref. nichts Anderes übrig, als zuerst die Ansbacher und dann die Bayreuther Versammlung, wie sie nach einander gehalten wurden, dem Leser vor die Augen zu führen.

In der Allerh. Entschließung des Königs vom 25. August d. J., welche für die Generalsynode maßgebend war, heißt es bezüglich der zu verhandelnden Gegenstände: „Wir genehmigen, daß mit Umgangnahme der Frage über Kirchenzucht folgende Gegenstände den beiden Generalsynoden theils zur Einsicht, theils zur Berathung und Aeußerung mitgetheilt werden:

1. Nachweise und Rechnungen über Einnahmen ꝛc. der Pfarrunterstützungs-, Pfarrwittwen- und Waisen-Kassen ꝛc.
2. Die Voranschläge derselben Kassen für die nächsten 4 Jahre.
3. Die kirchliche Statistik aus den Jahren 1852/53 bis 1855/56.
4. Der Entwurf zu einem den Luth. Katechismus erläuternden katechet. Lehrbuche für Kirche und Schule nebst dem Ergebnisse der hierüber bei den Diöcesansynoden gepflogenen Berathungen.
5. Der Entwurf einer Agende (Agendenkern) nebst Darlegung der über den provisorischen und facultativen bisherigen Gebrauch derselben gemachten Wahrnehmungen, sowie der von den Diöcesansynoden desfalls geäußerten Wünsche und Anträge.

Die Ansbacher Generalsynode wurde am 18. Oct. durch eine Ansprache des K. Commissärs, auf welche die Ansprache des Dirigenten Dr. von Harleß folgte, eröffnet. Die letztere lautete also:

Hochwürdige, Hochzuverehrende Herren! Nachdem ich im Jahre 1853 zum ersten Male in die Mitte dieser Hochw. Versammlung treten durfte, stehe ich Ihnen heute zum zweiten Male gegenüber, nicht unter gleichen Umständen, wohl aber in derselben Gesinnung und mit unerschüttertem Vertrauen. Manches zwar, was in der Zwischenzeit sich ereignete, hätte dieses Vertrauen wankend machen können. Aber ich suche heute vor Allem diese Vergangenheit zu vergessen, damit kein falscher Gedanke an mich die Stimmung beeinträchtige, in welcher ich mit Ihnen heute allein jenes Herrn aller Herren gedenken möchte, dessen Rechte den Sieg behält.

Ja, m. Herren, ich fürchte mich heute vor falschen Gedanken an mich. Denn ich war stolz genug, zu wähnen, daß die Erinnerung an meinen Namen und meine Vergangenheit ausreichen würden, um jene Dinge unglaublich erscheinen zu lassen, welche man trotz meines Namens glaubhaft zu machen wußte. Ich habe mich hierinnen getäuscht. Ich bedachte nicht, daß das Gedächtniß der Menschen kurz, die Kenntniß in Bezug auf Sachen wie Personen bei der Menge gering, und in demselben Maße der Argwohn alle Zeit wach und geschäftig ist.

Desto getroster trete ich vor Sie, m. Herren. Denn hier ist der Ort, wo in den Angelegenheiten unserer Kirche offene und redliche Fragen und Bedenken ihre Stätte haben und wo sie zugleich ihre befriedigende Lösung finden sollen. Und zur Antwort stehe ich bereit, zur runden und deutlichen, und was mehr werth ist, zur wahrhaftigen Antwort. Denn hierher verliert sich nicht das Geschrei des Marktes, noch die lose Redekunst der Sophisten; hier gilt nur die Aufrichtigkeit und der heilige Ernst der um das Wohl der Kirche und um das höchste und einzige Heil bekümmerten und ringenden Geister.

Aber ich trete auch mit Freude in Ihre Mitte. Denn in frischer Erinnerung lebt auch noch manches Andere, was kaum durch trübe Nebengedanken gestört wird. So, um nur Eines zu nennen, ist es der Ernst, die Treue, die Gründlichkeit, mit welcher die der Berathung unterstellten Vorlagen in der weitaus größern Mehrzahl Ihrer Diöcesansynoden behandelt und bearbeitet worden sind, mochte das Urtheil beistimmend oder zweifelhaft und ablehnend ausfallen. Ich habe da nur das Eine zu beklagen, daß so Manches der verborgenen Unsterblichkeit der Acten anheimfällt, was der öffentlichen Kenntniß in hohem Grade würdig erscheint.

Doch genug: wenn diese Vorarbeiten einen Schluß auf die Arbeit dieser Versammlung zulassen, so ist ein gedeihliches Ziel von vornherein in Aussicht gestellt. Und ob die Generalsynode von 1853 todt und begraben sey oder nicht, das hat allein und nur allein die Generalsynode von 1857 zu entscheiden, und ich harre getrosten Muthes dieser Entscheidung.

Zum Schlusse brauche ich Sie nicht an den Ernst der Zeit, an die Gefahren, die unsere Kirche bedrohen, an die heilige Verpflichtung zu erinnern, die Sie haben, wenn Sie als ächte Söhne und Diener unserer theuern Lutherischen Kirche sich erweisen wollen. Daran aber wollen wir uns alle erinnern, daß das, was hier geredet wird, zu reden ist als vor dem Angesichte jenes Herrn, der, wo zwei oder drei versammelt sind in Seinem Namen, mitten unter ihnen ist, zu denen sich bekennt, die sich zu ihm bekennen, und dereinst die verleugnen wird vor Seinem himmlischen Vater, die ihn hienieden auf Erden verleugnen. Vor dem Angesichte dieses Herrn fordere ich Sie nun auf, in meine Hand das vorschriftsmäßige Gelöbniß abzulegen.

(Handgelöbniß.)

Von dem Herrn aber, vor welchem Sie gelobt haben, kommt allein auch der Erfolg und Segen unserer Berathungen. Denn Er allein ist Der, dem alle Gewalt gegeben ist im Himmel und auf Erden. Diesen Segen zu erflehen, lassen Sie uns mit einander zum Hause des Herrn ziehen und gläubig hoffen, daß Er zu unsern Gebeten nach dem Reichthum Seiner Barmherzigkeit Sein heiliges Ja und Amen sagen werde.

Der Eindruck, den diese Worte auf die Versammlung machten, wurde erhalten und fortgesetzt durch den nun folgenden Gottesdienst, bei welchem nach vollständiger Liturgie Professor Thomasius über 1 Petr. 2, 5—7 die Predigt hielt, die zum Thema hatte: die Selbsterbauung des Hauses Gottes. Gemäß diesem Thema behandelte der Prediger 1. den Grundbau, auf welchem, 2. die Steine, aus welchen, und 3. das Vollmaß, zu welchem hinan das Haus Gottes sich erbauen soll. Ref. möchte gerne aus diesem kräftigen, salbungsvollen Zeugnisse des auch auf dem Gebiete der Homiletik wohl bekannten und geschätzten Synodalpredigers Einzelnes anführen, wenn er nicht fürchtete, diesen Bericht zu sehr zu verlängern.

Die erste Zeit der Synode wurde natürlich von den Wahlen der Secretäre und der Ausschüsse und weiterhin, bevor die letzteren über die gemachten Vorlagen berathen und Bericht erstatten konnten, von den Petitionen, die an die Generalsynode gelangt waren, in Anspruch genommen. Es waren unter diesen manche, die sich ganz besonders zum Probirsteine eigneten, ob die Opposition einen Einfluß auf die Synode zu üben im Stande sey, oder ob sie vereinzelt dastehe. Der Antrag auf Vornahme von kirchlichen Generalvisitationen durch ein geistliches Mitglied des Oberconsistoriums unter Beziehung eines geistlichen Raths des betreffenden Consistoriums und einzelner dazu tauglichen Geistlichen — wurde mit allen gegen zwei Stimmen angenommen.

Ein Antrag auf Wiedereinführung des Epiphanienfestes in den Gegenden, wo es nicht mehr gefeiert werde, — wurde mit allen gegen drei Stimmen angenommen. Dagegen wurde der Antrag des weltlichen Abgeordneten Nürnbergs, daß die sämmtlichen Kirchenvorstände Nürnbergs bei allen die Gesammtgemeinde betreffenden Angelegenheiten behufs der Berathung und Beschlußfassung sich zu Einem Körper vereinigen dürften — nachdem der Ausschuß sich dagegen erklärt und der Antragsteller selbst eine Modification eingebracht hätte, einstimmig, und die Modification mit allen gegen zwei Stimmen abgelehnt und der Antrag des Ausschusses mit gleichem Stimmenverhältnisse angenommen. Aehnlich erging es dem Antrag des geistlichen Abgeordneten von Nürnberg, die Auswahl der in den Schulen zu lernenden Lieder aus dem neuen Gesangbuch betreffend. Es sollten nämlich, so hatte es die Schulcommission und Diöcesansynode verlangt, aus den vom Oberconsistorium vorgeschriebenen Liedern sechzehn ausgemerzt und durch andere, meist Gellert'sche ersetzt werden. Dieser Antrag wurde mit allen gegen sechs Stimmen abgelehnt. Dasselbe Stimmenverhältniß ergab sich hinsichtlich des Antrags desselben Abgeordneten und der Diöcesansynode Nürnberg, es möchte den Nürnbergern ein Anhang zum neuen Gesangbuche mit etwa 20—25 neueren, der Gemeinde lieb und theuer gewordenen Liedern gestattet werden. Auf dieses fast lächerliche Minimum war die anfänglich so drohend einherschreitende Feindschaft gegen das neue Gesangbuch zusammengeschrumpft. Aber auch dieses Minimum wurde von der Generalsynode nicht gewährt, überhaupt keine Aenderung an dem erst vor Kurzem eingeführten Gesangbuche zugelassen. Der Antrag wurde mit allen gegen sechs Stimmen abgelehnt. Sechs Stimmen unter sechs und funfzig Mitgliedern war also das höchste, worauf es die Opposition brachte, und das noch dazu bei Gegenständen, wie Liederauswahl und Gesangbuchsanhang, Dinge, die von manchen Wohlgesinnten für unbedenklich und unverfänglich angesehen werden konnten. Aber noch erfreulicher ist, was hinsichtlich der Frage der Kirchenzucht geschah. Es war von Thomasius und Andern der Antrag gestellt und ausführlich motivirt worden, daß eine darauf bezügliche Erklärung der Generalsynode in dem Schlußprotokolle niedergelegt werde. Der sehr entschieden und bestimmt gehaltene Vortrag schloß mit dem Petitum, die Generalsynode wolle erklären, „daß sie die Kirchenzucht an sich als Recht und Pflicht der Kirche anerkenne und daher die von der Generalsynode von 1853 angeregte Frage über Wiedereinführung derselben nicht als beseitigt, sondern nur als vertagt erachte, und daß sie demgemäß dem Kirchenregimente das Recht gewahrt wissen wolle, unter Mitbetheiligung der Gemeinden auf diese Frage zurückzukommen, sobald die erforderlichen Bedingungen als gegeben erscheinen." Dieser Antrag wurde einstimmig angenommen. Um diese Erscheinung zu erklären, muß gesagt werden, daß auf der Generalsynode selbst Niemand als unkirchlich erscheinen oder gelten wollte, daß daher auch die Wenigen, welche als Männer der Opposition betrachtet und deshalb anfänglich von den Andern mit einigem Mißtrauen angesehen wurden, es für nöthig erachteten, im vertraulichen Gespräche, wie in den Synodalverhandlungen selbst sich über ihren Standpunkt dahin auszusprechen, daß ihre Opposition nicht im Entferntesten dem kirchlichen Bekenntnisse, sondern lediglich einzelnen kirchenregimentlichen Maßnahmen, womit sie sich nicht einverstanden wüßten, gelte. Man sieht, Unkirchlichkeit galt als ein Vorwurf, den sich kein Mitglied wollte machen lassen, geschweige denn, daß irgend Jemand eine Ehre darein gesetzt hätte. Niemand wollte unkirchlich seyn oder scheinen. Fürwahr! ein starkes Zeugniß für die Macht des in der Synode waltenden Geistes! Wir übergehen hinsichtlich der eingebrachten und berathenen Petitionen Manches, was für Auswärtige kein Interesse hat, um noch zwei Punkte hervorzuheben, die Aenderung der Wahlordnung zum Kirchenvorstand, und die Zusammensetzung der Generalsynode betreffend. Was das Erstere betrifft, ist es nicht wunderbar, daß nach den radicalen Wühlereien, welchen seit einem Jahre unsere Gemeinden ausgesetzt gewesen, die aus ihrer Wahl hervorgegangenen Vertreter den Muth hatten, die Bestimmungen der Wahlordnung thunlichst zu verschärfen? So wurden unter Anderem die Aenderungen und Zusätze an der Wahlordnung von 1850 beantragt und angenommen, wornach offenkundige Verächter und Lästerer der Ev.-Luth. Kirche, des Bekenntnisses und der Heilsmittel derselben von der Wahlstimmberechtigung ausgeschlossen und bei der Wahl zum Kirchenvorstande nicht zugelassen werden sollen; wornach als Bedingung der Wählbarkeit unter Anderem „entsprechende" Theilnahme am öffentlichen Gottesdienste und am heil. Abendmahle gefordert wurde; wornach der Kirchenvorstandswahl ein besonderer Gottesdienst, an dem die bisherigen Kirchenvorstandsmitglieder und die Wähler theilnehmen, unmittelbar vorhergehen soll; wornach endlich die Verpflichtung für den neugewählten Kirchenvorstand also lauten soll: Ich bekenne mich zu dem Glauben der Evangelisch-Lutherischen Kirche, wie derselbe in dem kleinen Katechismus Luthers ausgesprochen ist, und verpflichte mich, die Obliegenheiten eines Kirchenvorstehers diesem Bekenntnisse gemäß und in Uebereinstimmung mit den bestehenden kirchlichen Gesetzen zum Besten der Ev.-Luth. Kirche und insbesondere der Kirchengemeinde N. treu zu erfüllen. Ist auch mit diesen und einigen andern beantragten und angenommenen Aenderungen die Gefahr für die Kirche, die in der erwähnten Wahlordnung von 1850 liegt, noch keineswegs beseitigt, ist auch damit dem Hauptübel, woran dieselbe leidet, der maßlosen Ausdehnung der activen Wahlberechtigung, wodurch die heiligsten Interessen der Kirche minder geschützt erscheinen, als die geringeren materiellen Interessen der bürgerlichen und politischen Gemeinde, noch keineswegs die Axt an die Wurzel gelegt; so ist doch der Versuch gemacht, dem Uebel zu wehren; ein Versuch, dessen Gelingen nach dem, was kurz zuvor unter uns vorgegangen war, Viele bei dieser Generalsynode im Voraus nicht für möglich gehalten hatten. Dem Umstande, daß die auf Aenderung der Wahlordnung gerichteten Anträge theils einstimmig, theils mit allen gegen eine oder gegen drei Stimmen angenommen worden waren, mag es auch zuzuschreiben seyn, daß der andere vorhin erwähnte Antrag, die Zusammensetzung der Generalsynode aus gleichviel geistlichen und weltlichen Mitgliedern betreffend, mit allen gegen acht Stimmen angenommen wurde. Wahrscheinlich glaubten Manche ihre Bedenken gegen den Antrag durch die unmittelbar vorher gefaßten Beschlüsse über die Wahlordnung als beseitigt ansehen

zu dürfen. Jedenfalls kann dieser Beschluß nicht als Beweis dafür gebraucht werden, daß die Generalsynode von 1857 von dem im J. 1853 betretenen Wege abgewichen sey, da derselbe Beschluß bereits von der Generalsynode des J. 1853 gefaßt, aber von dem Könige abschlägig beschieden worden war.

Doch wenden wir uns zu den vom Kirchenregimente der Generalsynode gemachten Vorlagen, wiewohl mit Uebergehung des Rechnungswesens der Pfarrunterstützungsanstalt und der verwandten Kassen, weil dasselbe, so wichtig es auch für uns Bayerische Geistliche und für unsre Wittwen und Waisen ist, doch für Nichtbayern kein solches Interesse hat. Es sind das Agenden-Kern und Katechismus.

Ueber beide Gegenstände waren schon in den einzelnen Decanaten zum Theil sehr eingehende Gutachten abgegeben, den Diöcesansynoden vorgetragen und darauf deren Beschlußfassung gegründet worden. Diese sämmtlichen Vorarbeiten, d. h. etwa 65 ausführliche Referate, wurden nun den Ausschüssen und den von diesen ernannten Referenten eingehändigt — ein umfangreiches Material, das von diesen in der ihnen gegönnten kurzen Zeit kaum bewältigt werden konnte. Daher kam es nicht bloß, daß diese Gegenstände erst in den letzten Sitzungen zur Verhandlung kommen konnten, sondern auch, daß die Ausschuß-Referate selbst zu Werken von ansehnlichem Umfange heranwuchsen. Es ist daher hier nicht möglich auf dieselben genauer einzugehen. Es genüge, die eigentlich formulirten Anträge, die, wenn Referent sich nicht irrt, einstimmig oder fast einstimmig angenommen wurden, hier mitzutheilen.

Bezüglich des vorgelegten Agenden-Kerns, worüber Professor Thomasius Namens des Ausschusses Vortrag erstattete, wurde beschlossen:

1. Es sey das Königl. Oberconsistorium zu ersuchen, daß es auf Grund des vorliegenden Agenden-Kerns eine definitive Agende herstellen und dieselbe der nächsten Generalsynode zur Berathung und endgültigen Beschlußfassung vorlegen wolle;
2. daß es diese Herstellung nach den im einschlägigen Referate bezeichneten Normen und Vorschlägen bewerkstelligen wolle;
3. daß bis zur definitiven Herstellung der Agende der Gebrauch des Agenden-Kerns als die Regel angeordnet, dabei aber der subsidiäre Mitgebrauch der Agenden-Entwürfe vom Jahre 1836 und vom Jahre 1852, ferner der s. g. Münchener Agende für diejenigen Fälle gestattet werde, wo der Agenden-Kern entweder nicht ausreicht oder sein sofortiger Gebrauch Anstoß erregen würde.

Die Generalsynode legt hierbei die Erklärung nieder, daß die Gottesdienstordnung (Liturgie des Hauptgottesdienstes) da, wo sie bereits eingeführt worden ist, im Gebrauch zu erhalten, und wo sie noch sistirt oder nicht eingeführt ist, ihre Einführung als zu erstrebendes Ziel zu betrachten sey.

Dies die Beschlüsse über den vorgelegten Agenden-Kern. Es braucht kaum bemerkt zu werden, daß diese Beschlüsse in geradem Gegensatze stehen zu den Forderungen, welche während der letzten Zeit von der Opposition hinsichtlich des Agenden-Kerns gestellt worden waren. Sie hatte sofortige Beseitigung auch des facultativen Gebrauchs des A. K. verlangt, denselben als unbrauchbar erklärt, um darauf eine vollständige Agende zu gründen, und die Herstellung einer neuen Agende nach andern Grundsätzen, als die dem A. K. zu Grunde liegenden sind, beantragt. Durch die Generalsynode wurde

der Agenden-Kern wieder in seine verdienten Ehren eingesetzt, als Grundlage, wie der Name „Kern" ausdrücken sollte, für eine vollständige Agende, und jetzt schon als Regel mit subsidiärem Gebrauch der gesetzlich zugelassenenen Agenden für die durch die Umstände gebotenen Fälle.

Ein Antrag, daß die der nächsten Generalsynode vorzulegende Agende auch noch zuvor den Diöcesansynoden zur Berathung solle mitgetheilt werden, wurde mit großer Stimmenmehrheit abgelehnt.

Dabei ist es sehr wohlthuend, daß der Referent des Agenden-Ausschusses zugleich die Generalsynode zu einem so kräftigen Zeugnisse für die Liturgie veranlaßt hat. Mögen das besonders diejenigen städtischen Kirchenvorstände beherzigen, welche sich seiner Zeit nicht mit der bloßen Sistirung derselben begnügen, sondern dieselbe für immer abgeschafft wissen wollten.

Der letzte Gegenstand von besonderer Wichtigkeit war der vorgelegte Katechismus von Caspari. Der vollständige Titel des Buches ist: Dr. Martin Luther's kleiner Katechismus. In Fragen und Antworten erklärt für Jung und Alt von K. H. Caspari, evangelisch-lutherischem Pfarrer in München. Erlangen 1856.

Dieses in vieler Beziehung ausgezeichnete Werk des bereits in weiten Kreisen bekannten Verfassers wurde von der Generalsynode auf Grund der eingegangenen Gutachten der Diöcesansynoden als zu dem Zweck, zu dem es bestimmt war, nicht für geeignet befunden, nämlich zur Einführung in den Schulen, zum Auswendiglernen von Seiten der Jugend, nicht etwa, weil sein Inhalt nicht schrift- und bekenntnißgemäß wäre; denn in dieser Hinsicht wurde kein Tadel laut; sondern wegen formeller Ausstellungen, die man an dem Buche machte. Da man im Voraus wußte, daß Caspari selbst sich zu einer Umarbeitung nicht herbeilassen würde, eine Ueberarbeitung aber durch einen Andern als den Verfasser bei der Eigenthümlichkeit des vorliegenden Werkes nicht als zulässig erscheine; so einigte sich die Generalsynode über folgende Beschlüsse:

1. Der vom Pfarrer Caspari verfaßte Katechismus-Entwurf wird als zum Gebrauche in den Schulen nicht geeignet befunden.
2. Es möge auf die Einführung eines allgemeinen Landeskatechismus für jetzt Verzicht gethan, der Gebrauch der Bockh'schen, Irmischer-, Löhe- und Wucherer'schen Lehrbücher, wo sich diese Bücher bereits eingeführt haben, fortgestattet, und wo noch keines dieser Bücher gebraucht wird, die Einführung eines derselben angeordnet werden.
3. Die Generalsynode äußert den Wunsch, das Königl. Oberconsistorium wolle den Katechismus von Caspari Geistlichen und Lehrern zu freier Benutzung empfehlen.

Für diejenigen, welche unsere kirchlichen Verhältnisse nicht näher kennen, muß bemerkt werden, daß im ganzen lutherischen Bayern der kleine Katechismus Luthers mit einer Auswahl von Bibelsprüchen, denen kurze aus dem Text der Hauptstücke genommene Ueberschriften beigegeben sind, die Grundlage für den religiösen Schul- und Confirmanden-Unterricht der Jugend bildet. Es handelte sich also bei der Generalsynode nicht erst um die Gewinnung einer solchen gemeinsamen Grundlage, sondern um die Herstellung eines ausführlicheren katechetischen Lehrbuchs. Und da es dem für den vorliegenden Zweck so außerordentlich begabten Verfasser des Entwurfs nicht gelungen ist, allen Ansprüchen zu genügen; so läßt sich annehmen, daß es auch einem Andern so bald nicht gelingen werde. Und die Gene-

ralsynode hat darum wohl gethan, für jetzt auf die Herstellung des fraglichen Lehrbuchs zu verzichten. Dabei ist kein Zweifel, daß der Caspari'sche Katechismus, nachdem er einmal durch den Druck allgemein zugänglich geworden ist, um seiner innern Vortrefflichkeit willen sich bei derjenigen Alters- und Unterrichtsstufe, für die er sich besonders eignet, von selbst nach und nach Eingang verschaffen wird, besonders wenn der Verleger in seinem eigenen Interesse eine möglichst wohlfeile Ausgabe veranstaltet haben wird, wie dies bei der zweiten Auflage, die so eben fertig geworden, aber dem Referenten noch nicht zu Gesichte gekommen ist, unfehlbar der Fall seyn wird.

Wie man aber auch die Beschlüsse der Generalsynode in der Katechismusfrage beurtheilen mag, so wird Niemand daraus ein nachtheiliges Urtheil über den Geist und die Haltung derselben ableiten wollen oder können.

Aber auch der leiseste Zweifel, der etwa noch über die Haltung der Generalsynode und ihre Stellung zum Kirchenregimente obwalten könnte, muß verschwinden, wenn wir die Acte, mit denen die Versammlung in Ansbach ihr Werk beschloß, ins Auge fassen. Dies sind die Dankadresse der Synode an Se. Majestät den König, die Schlußworte des Dirigenten und die Abschiedsworte eines Synodal-Mitgliedes an den K. Commissär und an den Dirigenten.

Was die Dankadresse an den König betrifft, so erachtete diesmal die Synode eine Abweichung von der sonst üblichen Form durch die Umstände geboten. Während nämlich sonst in der Adresse der kirchlichen Oberbehörde nicht besonders oder doch nur vorübergehend gedacht wurde, ward es diesmal für nöthig befunden, neben dem Dank und den Segenswünschen, welche die Versammlung dem wohlwollenden Schirmherrn der Kirche mit willigem Herzen bezeugte, auch noch ihren besondern Dank für das uns vom Könige geschenkte Kirchenregiment und das vollste Vertrauen zu diesem auszusprechen. Der Theil der Dankadresse, der davon handelt, lautet also: „Getrennt zwar von der Generalsynode zu Bayreuth konnten wir das gemeinsame Werk nur halb vollbringen, hoffen aber nichts desto weniger, daß der einmüthige und versöhnliche Geist beider Generalsynoden alle Widersacher verstummen machen und alle ängstlichen Gemüther beruhigen werde, zumal da sich das unerschütterliche Vertrauen der Protestantischen Landeskirche zu dem ihr vorgesetzten Kirchenregimente aufs neue bei allen unsern Verhandlungen unzweideutig herausgestellt hat, weßhalb wir uns verpflichtet fühlen, Eurer Königlichen Majestät unsern Dank auch dafür auszusprechen, daß Allerhöchstdieselben eben so bekenntnißtreue als dem König und der Verfassung ergebene Männer zur obersten Leitung unserer kirchlichen Angelegenheiten berufen haben."

Diese Adresse wurde von sämmtlichen Synodalen unterzeichnet; von Keinem mit einem Protest oder Vorbehalt wegen des auf das Oberconsistorium bezüglichen Passus. Es müssen also auch die wenigen Vereinzelten, welche beim Beginn der Synode noch als Opposition galten, im Laufe derselben gewonnen worden seyn; denn sonst hätten sie ja diese Adresse nicht, oder wenigstens nicht pure unterzeichnen können. Das Zeugniß, das in dieser Adresse der Generalsynode enthalten ist, wiegt schwerer, als die Artikel loser Zeitungsschreiber. Denn in der Adresse hat das zur Vertretung der Landeskirche berufene, gesetzliche Organ Namens der Kirche gesprochen, dasjenige Organ, das aus den freien Wahlen der Gemeinden hervorgegangen ist, und zwar aus Wahlen, die nicht vor, sondern nach der jüngsten Bewegung und unter deren Einflusse vorgenommen worden sind.

Lassen wir auf diese Mittheilung die Worte des Dirigenten der Generalsynode folgen, die gewiß überall da gern vernommen werden, wo der Name Harleß mit Achtung und Liebe genannt wird. Sie lauten:

Hochwürdige, hochverehrte Herren!

Vor Allem habe ich zum Schlusse Ihnen allen insgesammt und einem Jeglichen besonders den aufrichtigsten und tiefsten Dank zu sagen für die Würde und Ruhe wie für den Ernst und Eifer, mit welchen Sie Ihre Berathungen und Verhandlungen gepflogen und vollendet haben. Wenn eine gedeihliche Frucht, und sie ist nicht zu bezweifeln, diesen unsern Verhandlungen entsprießt, so lassen Sie mich auch den Geist bezeichnen, dem wir sie verdanken. Es ist der Geist der Selbstverleugnung, in welchem ein Jeder das, was das Seine ist, hintanstellt, und voranstellt, was des Ganzen, der uns allen gemeinsamen Mutter, unserer Kirche, ist. In diesem Geiste haben Sie die Verhandlungen begonnen und geschlossen.

Ich danke Ihnen aber auch weiter für die Erklärung Ihres Vertrauens, die Sie in feierlicher Weise bezeugt und niedergelegt haben. Es hat diese Erklärung manche schlaflose Nacht, manch' bittern Schmerz meines Herzens aus meinem Gedächtniß getilgt. Doch danke ich Ihnen nicht um meinetwillen. Ich danke Ihnen um der guten Sache willen. Ja an den Dank selbst knüpfe ich sofort eine Bitte, die mir noch wichtiger als der Dank ist.

Ich bitte, tragen Sie jetzt dies Vertrauen hinaus in die Gemeinden. Wirken Sie, daß auch diese Vertrauen behalten oder neu gewinnen! Und wenn wieder einmal Bedenken und Zweifel auftauchen sollten, sagen Sie ihnen, sie sollten sich vertrauensvoll an uns wenden. Wahrlich, so lange diese zwei Augen offen stehen, sie sollen nie eine hinterhaltige Antwort bekommen.

Erinnern sie dieselben zugleich an die Feinde unserer Kirche, welche auf unsere Blößen lauern und über unsere Zerwürfnisse hohnlächeln. Lehren Sie vor allem dieselben des Herrn unserer Kirche zu gedenken und dafür zu sorgen, daß nicht um unserer Fehler, Uebereilungen und Sünden willen der Name dieses unseres gemeinsamen Herrn gelästert werde.

Doch ich bitte noch Weiteres und Höheres. Ich weiß zwar wohl, daß in den vergangenen, schweren Tagen viel treue Diener und Glieder der Kirche für uns gebetet haben. Sie haben gebetet, daß Gott uns ihnen erhalte. Aber, wenn es Gott dem Herrn gefiele, so könnte er statt unser leicht geschicktere und treuere Diener erwecken. Darum bitte ich: Tragen Sie uns auch in dem Gebete, daß Gott uns, auch wenn der treueste und redlichste Eifer zu Grunde läge, vor Fehl und Mißgriff bewahre. Zwar bin ich mir dessen nicht bewußt; aber ich bin in dem nicht gerechtfertigt. Ja ich könnte sagen, daß wir zu offen und umfassend Alles auf Einmal erklärt haben, was wir wollen, und daß dies Etlichen zu viel war, um es zu tragen, Vielen mißverständlich oder auch widerwärtig. Aber wahrlich das, was wir wollen, ist klar und unzweideutig. Wir wollen nicht den Pharisäern gleich die Gewissen mit unerträglichen Lasten beschweren, sondern die Mittel wahren, durch welche die Gewissen ihrer Last frei und ledig werden. Wir gedenken nicht die Kirche mit äußerlichen Formen zu restauriren, sondern wir gedachten nur der „Rechte und Sitten unserer Väter," welche der Gemeinde wiederzugeben unsre Pflicht ist. Eben weil an vielen Orten wieder evangelischer Glaube und evangelische Erkenntniß erwacht ist, wollten wir diesem Leben auch die Stätte bereiten, da es sich heimisch fühle, die Ordnungen sichern, in welcher der neue Geist

sich also ergießen könne, daß der Willkühr und auch dem besigemeinten Belieben fortan gesteuert werde. Wir haben das treu dem Bekenntniß unserer Kirche gethan, und Gott der Herr bewahre uns alle vor Abfall von diesem Bekenntniß. Denn wie unsere Väter bereit waren, für dieses Bekenntniß Gut und Blut zum Opfer zu bringen, so hoffe ich zu Gott, daß auch unter uns noch Söhne und Enkel dieser Väter bereit seyen, welche Gut und Blut nicht scheuen, wenn es der Erhaltung des Erbes dieser Väter gilt.

In dieser Hoffnung scheide ich von Ihnen. Das Gebet dieser Hoffnung lassen Sie zu unser Aller Festigung fort und fort zum Vater unseres Herrn Jesu Christi aufsteigen. In solchem Gebete begleiten Sie auch uns, denen das schwere Amt der obersten Leitung unserer Kirche anvertraut ist. Dann wird der rechte Geist uns einigen. Der Friede unsers Herrn begleite Sie zurück in Ihre Häuser, in Ihr Amt, in Ihren Beruf. Der Friede dieses Herrn sey mit uns für Zeit und Ewigkeit! —

Die Generalsynode von 1857 sey hiemit beschlossen.

Nach dem Schlußworte des Dirigenten pflegt gemeiniglich noch einer der Synodalen, in der Regel ein älterer, in vorzüglichem Ansehen stehender Mann, einige Worte an das Präsidium zu richten. Das war hier der Kirchenrath und Decan Bomhard von Augsburg, ein Veteran unter den Bayerschen Streitern Jesu Christi, bei Vielen noch in gutem Andenken vom „homiletischen Correspondenzblatte“ her, in welchem er mit seinem vor Jahren heimgegangenen Bruder und dem gleichfalls aus der streitenden Kirche zum seligen Frieden eingegangenen Decan Brand den Rationalismus unter der Bayerschen Geistlichkeit stinkend machte und die neuere kirchliche Entwicklung und Gestaltung bei uns mit anbahnte; ein Greis zwar von 70 Jahren, aber ein Jüngling an Kampfesmuth und Bekenntnißfreudigkeit. Er wendete sich zuerst an den Königlichen Commissär und sprach zu ihm unter Anderem Folgendes:

Euer Hochwohlgeboren sind der aufmerksame Zeuge unserer gesammten Synodal-Thätigkeit gewesen und werden daher, wie wir bitten und hoffen dürfen, das Herz Seiner Majestät des Königs als des Schirmherrn unserer Kirche mit der willkommenen Botschaft erfreuen, daß die Wunden, die in der letztvergangenen Zeit theils durch großes Mißverständniß Vieler, theils durch den bösen Willen Einiger unserer Kirche geschlagen worden sind, schon allenthalben wieder zu heilen beginnen, daß Sie hier einer General-Synode beigewohnt haben, die in allen ihren Mitgliedern von der Gesinnung der tiefsten Ehrfurcht und aufrichtigsten Anhänglichkeit gegen unsern geliebten Landesvater und Sein ganzes erlauchtes Haus, der herzlichsten Ergebenheit gegen das von Ihm bestellte Kirchenregiment, der gewissenhaftesten Treue gegen unser evangelisches Glaubensbekenntniß und gegen die Staatsverfassung, sowie des redlichsten Eifers für die Förderung der höchsten Interessen unserer Kirche beseelt war.

Dann wendete sich der Redner an den Herrn Dirigenten in folgenden Worten:

Hochwürdigster, hochwohlgeborner Herr Präsident des Königlichen Oberconsistoriums!

Kaum bedarf es des ausdrücklichen Zeugnisses, mit welch einer Freude und Hoffnung für den glücklichen Gang und Erfolg der diesmal so besonders wichtigen Synodal-Verhandlungen uns alle die Kunde erfüllte, daß Euer Hochwürden Excellenz die Leitung derselben abermals selbst in ihre gesegnete Hände nehmen würden. Ihr Name schien uns mit Recht eine der sichersten Bürgschaften für das Gelingen des Guten. Je schmerzlicher der Antheil war, den alle wohlgesinnten Mitglieder unserer vaterländischen Kirche an den schweren Sorgen nehmen mußten, von denen unsere höchsten kirchlichen Vorgesetzten seit der letzten Generalsynode sich bedrängt sahen, desto lebhafter war auch in allen bekenntnißtreuen Geistlichen und Laien der Wunsch, unserm theuern Kirchenregimente öffentlich den unzweideutigsten Beweis geben zu können, daß ihm die reinste Hochachtung, das volle Vertrauen aller gläubigen Bekenner des Evangeliums zur Seite stehe, daß sie alle

bereit seyen, seine weisen, vollkommen gesetzlichen, wohlthätigen Bemühungen für die Besserung unserer kirchlichen Zustände nach bestem Wissen und Vermögen zu unterstützen.

Die Generalsynode hat uns die ersehnte Gelegenheit geboten, dem hochgeehrten und geliebten Haupte des Kirchenregiments gegenüber unsere Gesinnung an den Tag legen zu können. Gelobt sey der Herr, durch dessen Gnade wir rühmen dürfen: Es hat sich durch diese Synode vor den Augen aller Welt klar herausgestellt, daß der häßliche Sturm, der sich gegen die trefflichen Anträge der letzten Generalsynode und gegen die Vollzieher derselben erhoben hatte, nicht in dieses Heiligthum dringen konnte, daß die Blicke der Vertreter der Kirche durch alle aufgestiegenen giftigen Nebel nicht gegen das Licht der göttlichen Wahrheit verdüstert worden sind, daß Recht doch Recht bleiben muß und alle frommen Herzen ihm zufallen werden.

Indem wir Ew. Hochwürden Excellenz für Ihre so höchst einsichtsvolle, wohlwollende und einflußreiche Leitung unsrer Berathungen den wärmsten, ehrerbietigsten Dank ausdrücken, dürfen wir uns der frohen Hoffnung hingeben, daß Ihr edles Herz für so Manches, was Sie unlängst beunruhigte und bekümmerte, in unserer Mitte Entschädigung und Befriedigung gefunden hat, und daß Ihr hohes Kollegium, daß des Königs Majestät in allen Bitten und Anträgen, die wir uns zu stellen erlaubten, nichts finden wird, was an jene bedauernswürdigen Manifestationen auch nur von ferne erinnern könnte. Die gesetzlichen geistlichen und weltlichen Vertreter unserer Kirche haben ihre ungetrübte Uebereinstimmung mit den hohen Moderatoren derselben im Namen ihrer Committenten bewiesen; die Ehre des evangelischen Bayerns ist in den Augen des Auslandes wieder hergestellt, und die Gemeinde des Herrn in unserm Vaterlande hat gezeigt, daß nach seiner Verheißung die Pforten der Hölle sie nicht überwältigen werden.

Wir werden die vielfachen oft tief eingehenden Belehrungen und Erinnerungen, die uns von diesem Tische aus zu Theil wurden, in einem dankbaren Gedächtniß bewahren. Wir scheiden aus diesem Saale mit demüthigem Preis unsres hochgelobten Erlösers, der uns sein Wort bestätigt hat: „Wo zwei oder drei versammelt sind in meinem Namen, da bin ich mitten unter ihnen“; mit gerührtem Andenken an die schönen Stunden, die wir darin verlebt, mit wo möglich noch erhöhter Ehrerbietung, Ergebenheit und Zuversicht gegen unsere edlen Vorgesetzten, mit Gefühl der vermehrten brüderlichen Eintracht und Liebe unter einander, mit frohen Hoffnungen für die Zukunft unserer Kirche, und mit dem heiligen Vorsatz, nichts zu versäumen, alles redlich zu thun, was zur Erfüllung dieser Hoffnung von uns gefordert werden kann.

Der Herr unser Gott segne und behüte Sie, erleuchtete, treue Oberhirten seiner Gemeinde, in denen wir nicht nur unsere Vorgesetzten, sondern auch die Vorbilder in unserm Berufe mit Freuden wahrnehmen. Er kröne Ihr Amt noch ferner mit seiner Kraft und Gnade aus der Höhe!

Der Herr unser Gott segne und behüte den König, der in seinem Namen das Scepter der Regierung mit christlicher Weisheit und Gerechtigkeit führt, und erfreue sein Herz durch ein Volk, welches dadurch glücklich ist, daß es in der apostolischen Regel einhergeht: Fürchtet Gott und ehret den König!

Der Herr unser Gott segne und behüte uns alle; er weide und erhöhe sein Erbtheil ewiglich! Hallelujah!

Den Schlußgottesdienst hielt in durchaus würdiger, erhebender Weise Decan Sixt von Ansbach über 1 Kön. 8, 55—58 mit dem Thema: Die Hoffnung der Kirche Gottes. Daß sie sich gründet 1. auf das Wort seines Mundes; 2. auf die Thaten seiner Hände; 3. auf die Macht seines Geistes.

So endete die Generalsynode zu Ansbach am 30. October als würdige Nachfolgerin der Synode von 1853 unter herzlichem Loben Gottes von Seiten aller Bayer. Protestanten, die da beten, daß Zion gebauet werde. (Schluß folgt.)

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz. Druck von Trowitzsch und Sohn.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1857. Mittwoch den 23. December. № 102.

Die kirchlichen Zustände im Königreich Sachsen.

Neue Folge. Fünfter Brief.

Ich will das Jahr nicht zu Ende gehen lassen, ohne Ihnen ein Wort über den Stand der Dinge in unserer Landeskirche im Allgemeinen gesagt zu haben, um dann, wie ich diesmal bestimmt hoffe, recht bald mich über Einzelnes und Thatsächliches zu verbreiten. Doch muß ich zuvor bemerken, daß wer Pikantes liebt und ein scharf formulirtes Urtheil, dem wird, was ich zu sagen weiß, vielleicht etwas verblaßt und unbestimmt erscheinen. Ich an meinem Theile aber scheue die Verantwortung, zu schnell über etwas abzuurtheilen, was sich doch der Wahrnehmung zu leicht entzieht. Zur Sache!

Wie stehen wir? sind wir vorwärts gekommen auf dem Wege einer gesunden Entwicklung unseres kirchlichen Lebens? Ich gestehe, daß ich davon wenig zu sehen vermag. Aber vielleicht handelt es sich überhaupt weniger um das Vorwärts, als darum, uns zu sichern, was wir haben und wieder in Fluß zu bringen und zu gebrauchen, was still gestanden und müßig dagelegen hat? Es möchte eine Wahrheit in dieser Bemerkung seyn. Wir können es uns ja nicht bergen, wenn wir uns anderwärts umsehen, daß sich noch manches Gute, wenn auch nur wie durch Tradition, bei uns erhalten hat, was anderwärts längst dahin ist, und öfters werden wir von denen, die von auswärts kommen, zu unserer Beschämung auf das Erbtheil aufmerksam gemacht, das wir noch in unseren Händen haben. So sind wir auch andererseits vor solchen Erschütterungen verschont geblieben, welche, wie z. B. die Union in Preußen und anderwärts den ganzen Rechtsstand durcheinander geworfen haben. Das Alles ist aber keine Ursache uns zu rühmen und sicher zu seyn. Das Erbtheil der Väter wird bald verzehrt seyn, wenn es so todt liegen bleibt, die Bewahrung des äußeren Rechtsstandes allein kann die auflösenden Mächte nicht aufhalten, welche auch unter uns thätig sind, der äußerliche Friede kann uns die mangelnde Einigkeit im Geiste nicht ersetzen, es stehen sich im Grunde bei uns dieselben Parteien wie anderwärts einander gegenüber, und man weiß manchmal nicht, ob es nicht besser wäre, wenn sie auch offen an einander kämen; das Blut würde frischer, die Atmosphäre reiner, die Situation klarer und wahrer werden. Und doch, wer darf es wagen, auf eigene Hand eine Krisis herbeiführen zu wollen! Aber kommen muß sie, über kurz oder lang, oder wir fallen einem apathischen Zustand anheim, der mit Verzehrung endigt.

Es ist nicht fein, sich selbst zu citiren, aber ich muß mit zwei Worten wiederholen, was ich vor Jahren in meinen Berichten ausführlicher gesagt, daß es ein Irrthum ist, wenn man ohne Kampf zu siegen und ohne Buße zu reformiren hofft. Führt das schon auf politischem Gebiet zu keinen bleibenden Resultaten, so ist auf kirchlichem noch weniger ein Segen davon zu erwarten. Es gibt Gegner, mit denen man wohl alle mögliche Geduld haben, denen man Raum und Zeit geben muß, sich zu besinnen, mit denen man aber nimmer transigiren darf; so gibt es Grundsätze, die man nicht unbemerkt und gelegentlich fallen lassen darf, sondern mit denen man entschieden brechen muß.

Ich meine, diese Ansicht der Dinge ist bei jedem anderen als einem Diplomaten unverfänglich, und doch will ich mich dagegen verwahren, daß ich damit nicht auf die Seite derer treten will, welche Vieles verderben, weil sie nichts erwarten können, die, weil sie selbst zu schnell fertig geworden sind, Niemand Zeit gönnen. Was ich gesagt, ist nicht wider das Geduld haben und Nachsicht üben, Hoffen und Warten geredet, sondern nur wider das Halbiren und Balanciren.

Genug davon und gehen wir zu einem concreten Falle über. Er wird uns vielleicht Manches von dem bestätigen, was ich eben gesagt habe. Ich meine die Kirchenvisitationen, welche auch im zu Ende gehenden Jahre fortgesetzt worden und nun bereits zu zwei Drittel beendigt sind. Da ist nun auch schon allenfalls erlaubt, nach deren Erfolgen zu fragen. Fragen wir bei den Ungeduldigen an, so werden wir freilich zur Antwort bekommen, davon sey nichts zu spüren, und es werde eben Alles beim Alten bleiben. Ich meine aber, der Erfolg werde nur von denen zu gering angeschlagen werden, deren Erwartungen zu hoch gespannt gewesen sind. Eine innere Neu- und Umgestaltung wird nicht leicht eine derartige Maßregel hervorbringen können und überdem ist die ganze Einrichtung unserer Visitationen (deren Zweckmäßigkeit jedoch damit nicht beanstandet werden soll) gar nicht dazu angethan, tiefgehende Wirkungen hervorzubringen, dessen nicht zu gedenken, daß die verwendbaren Persönlichkeiten zu einer reformatorischen Thätigkeit theilweise ebenso ungeeignet als ungeneigt sind. Wenn aber auch weder im Ganzen noch im Einzelnen besondere handgreifliche Erfolge erzielt werden sollten, so kann dies noch gar keinen Grund abgeben, über die ganze Sache abzuurtheilen. Fürs Erste

hat das Kirchenregiment durch Wiederherstellung der Visitationen seine Pflicht gethan, einen überaus wichtigen Grundsatz anerkannt, ist der Kirche gerecht geworden, hat wieder in den Einzelgemeinden Fuß gefaßt und ist mit denselben in eine lebendige Beziehung getreten. Schon das ist ein großer Gewinn. Und dann, wenn auch die unmittelbaren Erfolge nur vereinzelt seyn sollten, so werden die mittelbaren um so höher anzuschlagen seyn. Sehen wir uns nach dieser Seite hin die Sache noch etwas genauer an.

(Schluß folgt.)

Nachrichten.

Die kirchlichen Bewegungen in Bayern.

III.

Ihr vorläufiges Ende durch die Generalsynoden zu Ansbach und Bayreuth. (Schluß.)

Der Ansbacher Generalsynode steht die Bayreuther, welche wenige Tage nach dem Schlusse jener, am 4. November, eröffnet wurde, vollkommen würdig zur Seite. Sie bestand aus fünf und vierzig Mitgliedern, dreißig geistlichen und funfzehn weltlichen; unter Letzteren Männer wie Graf von Giech und Freiherr von Rotenhan auf Neuntweinsdorf und Andere, deren Namen auch über Bayern hinaus einen guten Klang haben. Nachdem der Königl. Commissär der Synode das Beispiel der Synode von 1853 zur Nachahmung vorgehalten hatte, eröffnete der Dirigent die Versammlung mit folgenden Worten:

„Indem ich heute in Ihre Mitte, meine hohe Versammlung, trete, fühle ich, wie so oft im Leben, daß die Erinnerung manchmal mächtiger und wirksamer ist, als die Gegenwart. Denn in diesen Räumen tagte die Generalsynode des Jahres 1853 und legte ihr gutes Zeugniß fröhlich, freudig und einig ab. Damals dachten wir — so äußerte sich ein Mitglied der Versammlung zu Ansbach — das Reich Gottes sey nahe. Wenn man sich die Nähe oder das Kommen dieses Reiches in jener friedlichen Gestalt dachte, welche die Generalsynode von 1853 trug, so war das ein menschlicher Irrthum. Denn, wo die Sonne des göttlichen Lichtes sich Bahn macht, da erregt sie zuerst die Finsterniß, um sie zu brechen. Und der Entwicklungsgang des göttlichen Reiches auf Erden trägt nicht die Gestalt äußerlichen und scheinbaren Friedens, sondern bringt den Ernst des Streites und des Kampfes. Und so geschah es. Es entstanden jene Bewegungen, welche den Feinden außerhalb unserer Kirche zur Freude und den Freunden unserer Kirche im In- und Auslande zu tiefem Schmerze, zu tiefer Betrübniß gereichten. Und dennoch — so hoffe ich — ist weder das Eine, noch das Andere in seinem ganzen Umfange gerechtfertiget. Denn, wo alte und verborgene Schäden aufbrechen und ans Licht kommen, da liegt die Heilung viel näher, als wo das Auge scheinbar Nichts, denn Gesundheit gewahrt. — Vor allem, meine hochwürdigen und hochzuverehrenden Herren, setze ich mein ganzes und unbedingtes Vertrauen auf Sie. Denn ganz anders gestaltet es sich, wenn die Besprechung kirchlicher Angelegenheiten von den Straßen hinweg in den Kreis derer verpflanzt ist, die zur Berathung der Interessen unserer Kirche ebenso äußerlich berufen, wie innerlich tüchtig und geschickt sind. Ich zweifle keinen Augenblick, daß Ihre hochwürdige Versammlung den thatsächlichen und sprechenden Beweis liefern wird, daß man zwar die Generalsynode unserer Landeskirche theilen, nun und nimmermehr aber innerlich spalten kann. — Sie sind hieher gekommen mit den reichen, wenn auch bittern Erfahrungen der letzten Vergangenheiten. Sie, meine theuern Herren, kennen die Mittel, die allein zum wahren Frieden führen. Sie sind berufen, zu erhalten, was damals als Grund im Jahre 1853 gelegt war. Sie sind auch berufen, Mißverständnisse zu heilen, und denen, die wider das gute Bekenntniß unserer Kirche streiten, mannhaft zu widerstehen, auf daß Gott der Herr sich zu unserem Werke bekenne und unserer Kirche hier noch auf Erden zu einem Siege verhelfe. Zu diesem Werke wünsche ich Ihnen aus dem Grunde meines Herzens den Beistand, der von oben kommt. Und wenn ich zuversichtlich zu Ihnen rede, so geschieht es, weil ich weiß, daß hinter mir Einer steht, vor dem sich alle Kniee beugen müssen und welcher die, so ihm widerstreiten, sie mögen wollen oder nicht, zum Schemel seiner Füße legen wird; die Sache Sein ja, mein nicht ist! — Denken sie aber auch daran, daß Sie Alle hier im Dienste des Herrn stehen und für Sein Reich streiten. Der Friede des Herrn sey darum mit uns und erfülle Sie, wie mit Muth und Entschiedenheit, so mit Weisheit und Milde, auf daß von uns Alles fern bleibe, was fleischlicher Eifer heißt."

Bei dem nun folgenden Eröffnungsgottesdienste predigte Consist.-Rath Dr. Krauß old über Psalm 93, 5: Dein Wort ist die rechte Lehre; Heiligkeit ist die Zierde deines Hauses ewiglich, und leitete daraus die Gedanken ab, daß der Grund der Kirche das Wort sey, der Bau der Kirche durch die rechte Lehre erfolge, und das Ziel der Kirche in der Heiligkeit als der wahren Zierde des Hauses erkannt werden müsse.

Wenn nun Ref. die Verhandlungen der Bayr. Synode nicht so ausführlich glaubt behandeln zu müssen, wie die der Ansbacher, so hat das lediglich seinen Grund in der Vermeidung der sonst unausbleiblichen Wiederholungen. Für die Leser der Ev. K. Z. ist auch nicht sowohl das Detail, als vielmehr der Geist, der auch in der Bayreuther Versammlung herrschte, von Belang. Und Gott Lob! daß das, was über die Ansbacher Synode in dieser Hinsicht gesagt werden konnte, auch von der Bayreuther im vollsten Maße gilt, ja wenn möglich in noch höherem Maße, sofern hier (in Bayreuth) die Elemente der Opposition, welche in Ansbach, wenn auch nur vereinzelt und machtlos, sich vorfanden, fast gar nicht vorhanden waren, oder wenigstens nicht versuchten, sich irgendwie geltend zu machen.

In Bezug auf die vom Kirchenregimente gemachten Vorlagen theilen wir hier den Wortlaut der über den Katechismus gefaßten Beschlüsse mit. Es wurde einstimmig nach dem Vorschlage des Ausschusses beschlossen:

Die Hochwürdige Synode wolle erklären

1. daß sie den vorgelegten Katechismus-Entwurf von Caspari als eine bedeutende Arbeit anerkenne und dem Verfasser ihren Dank dafür ausgesprochen wissen wolle;
2. daß der fragliche Entwurf in seiner jetzigen Gestalt als zu ausführlich und einer sorgfältigen Durchsicht bedürftig erscheine;
3. daß daher das hohe Kirchenregiment ersucht werde, den Verfasser zu beauftragen, aus vorliegendem Werke einen dem Schulbedürfnisse entsprechenden Auszug, welcher die Vorzüge des ersteren in sich vereinige, auszuarbeiten und zwar unter Benutzung der reichen und schätzbaren Bemerkungen, welche die Referate der Diöcesansynoden darbieten;

4. daß das hohe Kirchenregiment, nachdem es den also zu Stande gekommenen Auszug seiner Prüfung unterworfen haben wird, denselben sofort auf geeignete Weise zur Einführung bringen wolle;
5. daß eine kurze Kirchen- und Reformationsgeschichte als Anhang beigegeben werden möge;
6. daß bei Herausgabe dieses Katechismus das Augenmerk auf möglichste Wohlfeilheit gerichtet werden möge;
7. daß das hohe Kirchenregiment den vorliegenden ausführlichen Entwurf schon jetzt den Geistlichen und Lehrern zur Benutzung beim Religionsunterrichte und dem Volke als Hausbuch empfehlen möge.

Die Beschlüsse über den Agenden-Kern stimmen mit denen der Ansb. Versammlung darin überein, daß der Agenden-Kern geeignet sey, als Grundlage zu einer neuen definitiven Agende zu dienen. Dagegen weichen sie in zwei Punkten von jenen ab; erstens sofern für die Ausarbeitung der Agende außer Berücksichtigung der im Referate niedergelegten Anträge auch noch eine besondere Berücksichtigung des Entwurfs von 1852 beschlossen wurde; und zweitens sofern die also ausgearbeitete Agende nicht erst der nächsten Generalsynode vorgelegt, sondern sofort nach ihrer Vollendung als Landesagende allgemein und definitiv eingeführt werden soll.

Ob das Oberconsistorium von diesem außerordentlich weitgehenden und dabei so verantwortungsvollen Vertrauen Gebrauch machen werde, ist freilich eine andere Frage.

In Bezug auf Kirchenzucht eignete sich die Bayreuth. Synode lediglich den Beschluß der Ansbacher an.

Der vom Grafen von Giech bezüglich einer würdigen, der wechselnden Mode nicht unterworfenen Kleidung der Geistlichen außer dem Amte gestellte Antrag, wurde in der Fassung angenommen, daß die Einführung eines bürgerlichen Kleides in dem beantragten Sinne und Umfange vom K. Oberconsistorium nicht anbefohlen, sondern bloß dazu ermuntert und jede unpassende Kleidung der Geistlichen verboten werde. Gleichfalls einstimmige Annahme fand der Antrag desselben Abgeordneten: Es wolle die Hochwürd. Generalsynode auf dem ihr geeignet scheinenden Wege dahin wirken, unser Kirchenregiment von den bureaukratischen Fesseln zu befreien, welche demselben in Beziehung auf die Form ihrer Erlasse auferlegt sind. Ebenso wurde der Antrag auf künftige Vereinigung der beiden Generalsynoden durch Acclamation angenommen. Aehnlich wie in Ansbach wurden auch über die Wahlordnung der Kirchenvorstände und über Generalvisitationen entsprechende Vorschläge gemacht. Dagegen fand die Parität der weltlichen und geistlichen Mitglieder zahlreichere Gegner als in Ansbach und wurde nur gegen eine Minorität von achtzehn angenommen.

Ein Unterschied zwischen beiden Synoden trat auch darinnen hervor, daß in Bayreuth wiederholt Interpellationen an den Dirigenten gerichtet und von diesem in der Sitzung nach Verlesung der zuvor übergebenen Interpellation beantwortet wurden, während es in Ansbach nur ein einziges Mal vorgekommen war. Diese Interpellationen hatten jedoch nicht im Entferntesten die Absicht, das Kirchenregiment irgend bloßzustellen, sondern zielten vielmehr darauf ab, dasselbe nach allen Seiten hin möglichst zu stützen und zu kräftigen. Das trat besonders an den Interpellationen des Grafen von Giech hervor. Die erste derselben bezog sich auf das im December vor. J. vom Ministerium des Innern für Kirchen- und Schulangelegenheiten durch die kirchlichen Behörden den Geistlichen eingeschärfte Verbot, die kirchlichen Fragen der Gegenwart auf der Kanzel zu erörtern. Der Interpellant vermißte bei jener Anordnung die in innern Kirchenangelegenheiten nach unserer Verfassung unerläßliche Mitwirkung des Oberconsistoriums. Der Dirigent gab die Erläuterung dahin ab, daß sich die Mitwirkung des Oberconsistoriums eben auf die Bekanntmachung und Einschärfung der höchsten Orts gegebenen Weisung beschränkte, und daß sich der Erlaß auf Vorgänge ungewöhnlicher äußerer Aufregung bezog, nach deren Beseitigung auch die Maßnahme außer Wirksamkeit gesetzt worden sey.

Die zweite Interpellation desselben Mitgliedes bezog sich auf die Vorgänge in Nürnberg während des Adressesturms, und insbesondere auf das Verhalten der Stadt- und Staatsbehörden in Nürnberg bei demselben. Es werden da Umstände über die Mittel, die man für eine möglichst zahlreiche Betheiligung an der Adresse in Bewegung setzte, angeführt, deren Mittheilung auf einer sehr genauen Kenntniß der Nürnberger Vorgänge beruhen muß. Auch wird einer Vorstellung Erwähnung gethan, welche wegen dieser Vorgänge von zehn Nürnberger Geistlichen an das Oberconsistorium gerichtet worden war. Es wurde nun in Beziehung darauf die Frage gestellt, ob und welche Folgen die Anzeige jener Vorfälle gehabt habe.*) Allein zur Beantwortung dieser Interpellation kam es nicht. Der Königl. Commissär ließ unter Berufung auf eine Tags zuvor erhaltene Weisung des Königl. Ministeriums das Vorlesen dieser, sowie aller etwaigen weitern Interpellationen nicht zu. Graf v. Giech wahrte dagegen unter Hinweisung auf den Usus die Rechte der Generalsynode und behielt derselben alle weitere Rechtszuständigkeit vor; worauf sich die ganze Versammlung zum Zeichen der Zustimmung von ihren Sitzen erhob.

Doch wir eilen zum Schlusse und führen aus den Schlußreden noch Einiges an, was besonders geeignet ist, die Versammlung nach ihrem Sinne und Geiste zu charakterisiren. In der Dankadresse an Seine Majestät den König sagen die Bayreuther unter Anderm: Eure Majestät haben uns befohlen, in getrennten Versammlungen zu tagen. Es ist demnach nicht zu vermeiden gewesen, daß hie und da abweichende Meinungen in den beiden Versammlungen aufgetreten sind. Im Geiste und in der Wahrheit aber war unser Streben dasselbe. Eure Majestät werden Sich allergnädigst selbst überzeugen, daß beide Versammlungen von einem und demselben Geiste belebt waren. Wir sind von der zuversichtlichen Hoffnung erfüllt, daß hinfüro kein Grund mehr bestehen werde, uns, die wir die Glieder eines und desselben Leibes sind, zu trennen. Wenn die Generalsynode zu Ansbach ihren innigsten und wärmsten Dank dafür ausgesprochen hat, daß Eure Majestät ebenso bekenntnißtreue als dem Könige und der Verfassung ergebene Männer zur obersten Leitung unserer kirchlichen Angelegenheiten berufen haben, so können wir uns diesen Aeußerungen des ehrfurchtsvollsten Dankes nur ebenso aus vollem Herzen anschließen, wie der Erklärung des unerschütterten Vertrauens der Protest. Landeskirche zu dem ihr vorgesetzten Kirchenregimente, und wir sind der zuversichtlichen Hoffnung, daß der einmüthige und versöhnliche Geist beider Generalsynoden alle Widersacher verstummen machen und alle ängstlichen Gemüther beruhigen werde.

Der Königl. Commissär äußerte in seinem Schlußwort Folgendes: „Als ich beim Beginne der dießjährigen Generalsynode Sie .. begrüßte, sprach ich die Erwartung aus, daß es Ihrem eifrigen Bestreben gelingen werde, die dießjährige Generalsynode der des Jahres 1853 würdig an die Seite zu stellen. Dem HErrn sey es gedankt, ich habe mich hierin nicht getäuscht. Sie haben durch einträchtiges Zusammenhalten, durch vertrauensvollen Anschluß an das Kirchenregi-

*) Zur Sache hier die Bemerkung, daß den Geistlichen vom Oberconsistorium der Bescheid wurde, es habe von Seiten des K. Staatsminist. des Inn. für K. u. Sch. A. eine **wirksame** Vertretung der von der Stadtgeistlichkeit in Nürnberg erhobenen Beschwerden stattgefunden.

ment, durch Beobachtung der vorgeschriebenen gesetzlichen Formen und, was die Hauptsache ist, durch einmüthige Bekenntnißtreue die Ihnen gestellte Aufgabe gewissenhaft erfüllt und dadurch ein neues Zeugniß abgelegt, daß, wenn auch unsere Kirche durch ihre Gegner vielfach bedroht und bekämpft wird, in ihrem Schoße doch eine feste Phalanx treuer Kämpfer für dieselbe bestehe."

Der Dirigent endlich sprach, nachdem er der Synode für ihre Haltung gedankt hatte, Folgendes: „Ich knüpfe an meinen Dank auch eine Bitte. Sie Alle, m. theuern Herren, wissen, daß die Schäden und schweren Uebel, an welchen wir leiden, nicht durch Gutachten und Berathungen von Generalsynoden, noch durch Decrete des Kirchenregiments geheilt werden können. Das geschieht auf anderem Wege, und diesen Weg zu wandeln, sind Sie Alle gleich sehr berufen. Sie sind dazu berufen, mögen Sie Geistliche oder Weltliche heißen. Der Weg aber, den ich meine, wird nur dann recht betreten, wenn unser Aller Seele erfüllt ist von dem wahren furchtlosen Zeugenmuth eines lebendigen Jüngers Christi. Ich meine jene Furchtlosigkeit, die eine Frucht des Glaubens ist, da wir uns nicht halten an das, was wir sehen und mit Händen greifen, sondern an die Verheißungen unsers unsichtbaren, aber wahrhaftigen HErrn und Meisters. Ich denke an jene Furchtlosigkeit, die dem Hasse und der Feindschaft der Welt gegenübertritt mit jener Liebe, die da geboren ist aus der Liebe, mit der Gott der Vater in seinem Sohne uns arme Sünder zuvor geliebt hat; mit jener Liebe, die das Böse mit Gutem überwindet und gelernt hat, diejenigen zu segnen, die uns fluchen. Ich denke an jene Furchtlosigkeit, deren Stärke die Hoffnung ist, die da nicht an den Arm von Fleisch sich hält, sondern an den HErrn, der uns gesagt hat, daß seine Kirche die Pforten der Hölle nicht überwältigen sollen. In diesem Sinne treten Sie, meine theuern Herren, hinaus als die verkörperten Zeugen des Geistes, der unter uns lebte und herrschte. Dieser Geist ist der, der uns Alle in dem uns gemeinsamen Bande des geistlichen Priesterthums einigt. Aber von diesem Priesterthum lassen Sie uns nicht unnütze Worte reden, sondern wir wollen es in Fleisch und Blut wandeln und einen Ernst daraus machen, damit wir als lebendige Bausteine bauen an dem Reiche des HErrn. Und was des Priesterthums Art ist, das wissen Sie Alle. Priesterdienst ist Opferdienst. Und wenn wir fragen, was wir zu opfern schuldig sind, so ist die einzige Antwort: Uns selbst mit Leib und Seele zur Ehre des HErrn und zum selbstverleugnenden Dienst an Seinem Reiche. Die Heiden wußten in einer Sage den Geist dieser Selbstverleugnung zu verherrlichen, indem sie von jenem Manne erzählen, der, als der Abgrund sich auftat, ihn schloß, indem er sich, Mann und Roß, hineinstürzte. Dies darf auch ein Bild dessen seyn, was Sie als Zeugen Christi, wenn es gilt zu thun haben. Darum sey mein letztes Wort an Sie: Hinein mit Mann und Roß! und der Abgrund wird sich schließen. — Mit diesen Worten schließe ich die Generalsynode vom Jahre 1857, und der HErr, der treue Heiland, gebe seinen Segen zu unserem Werke und führe uns Alle aus zu seinem ewigen, himmlischen Reiche! Amen."

Das Abschiedswort, das Namens der Synode Kirchenrath und Decan Fabri von Würzburg an den Königl. Commissär und an den Dirigenten richtete, war ein warmer, tiefgefühlter Ausdruck des Dankes und Vertrauens, wovon die Synode gegen den Dirigenten wie gegen das ganze Kirchenregiment erfüllt war. Beim Schlußgottesdienst predigte Decan Maier von Steben über Luc. 12, 32, indem er das Texteswort „als ermunternden Zuruf des HErrn an die Seinen in ernster Zeit" in lebendiger Weise den Hörern ans Herz legte. So schloß die Generalsynode des Consistorial-Bezirks Bayreuth am 17. November.

Unter allen treuen Gliedern der Evang.-Luther. Kirche Bayerns aber ist Freude darüber, daß der HErr auf unsern Synoden so freudig und kräftig und einstimmig bekannt und Seinem Namen die Ehre gegeben worden ist. Wir freuen uns aber auch für unser Kirchenregiment und seinen Präsidenten, welche ja doch um keines andern Grundes willen, als wegen ihres treuen Zeugnisses von Christo die Schmähungen des Unglaubens und der Halbbildung auf sich gezogen haben. Was einst Elias auf Karmel betete: Laß heute kund werden in Israel, daß Du, HErr, Gott bist und ich Dein Knecht, das war gewiß der Inhalt vieler Fürbitten für unser Kirchenregiment bei Zusammenberufung der Synoden. Und der HErr hat solches Gebet erhört und über Bitten und Verstehen an uns gethan; Er hat auf unsern Synoden und durch dieselben kund werden lassen, daß Er Gott ist und unser Kirchenregiment treu in Seinem Dienste. Und deß freuet sich unser Herz und ist fröhlich in unserm Gott.

Darum hatte auch Referent die Freudigkeit, diesem Berichte die Ueberschrift zu geben: „Vorläufiges Ende der kirchlichen Bewegungen in Bayern." Freilich nur „vorläufiges", denn wir wissen recht gut, daß wir nicht mit einem Male des Kampfes überhoben und aus der kämpfenden Kirche plötzlich durch unsre Generalsynoden in die triumphirende versetzt worden sind; wir verhehlen es uns nicht, daß die ungläubigen Massen in unsern zumal städtischen Gemeinden durch die neuesten Vorgänge in Bayern und durch die Haltung und den Verlauf unserer Synoden eben so wenig bekehrt worden sind, als in jener grauen Vorzeit die Masse des Volkes in Israel durch Elia Opfer auf Karmel; wir hegen nicht die sanguinische Hoffnung, daß die dem Glauben und der Kirche feindselige Presse von jetzt an ihre Spalten jedem Angriff auf die Wahrheit und deren Bekenner verschließen werde. Aber doch glauben wir von einem „Ende" reden zu können, weil nun in den Fragen, über welche seit einem Jahre so viele berufene und unberufene Stimmen sich haben vernehmen lassen, die gesetzlichen Organe der Vertretung der Gemeinden und der ganzen Landeskirche ihr entscheidendes Wort gesprochen haben; die Generalsynoden, als diejenigen Organe, welche über den Kirchenvorständen und Diöcesansynoden stehend, so oft während dieses Jahres von diesen waren angerufen worden. Die Appellation im Sinne der Opposition ist zum geraden Gegentheil für die Appellanten ausgeschlagen. Mag das Vielen nicht gefallen; mögen sie nun, wie sich bereits die Anfangssymptome davon zeigen, ihren Widerwillen und ihre Feindschaft auch gegen diese Generalsynoden kehren, wie früher gegen die von 1853; so haben wir doch Grund anzunehmen, daß gar Manche, die bei der Bewegung sich im oppositionellen Sinne betheiligten, einen stark wirkenden günstigen Eindruck von der letzten Generalsynode empfangen haben; und wenn wir uns nicht gänzlich täuschen über die Personen, so glauben wir mit Sicherheit schließen zu dürfen, daß so Manche, die sich seiner Zeit an die Spitze der Bewegung stellten und ihren Kopf und ihre Feder dem Angriffe auf das Oberconsistorium liehen, sich, wenn abermals ein ähnlicher Versuch gemacht werden sollte, dazu nicht mehr herbeilassen würden. Endlich haben auch die Nürnberger Localbehörden, wie denn das ein öffentliches Geheimniß ist, für ihr Verhalten während der Adresse-Bewegung, nachdem die Darlegung der wahren Sachlage bis zu den höchsten Stellen des Landes gedrungen war, von dorther so wenig Lob geärntet, daß ihr Verfahren, wenn wieder eine ähnliche Agitation versucht werden sollte, sicherlich ein ganz anderes seyn würde, als damals. Kurz, wenn wir von einem vorläufigen Ende der Bewegung bei uns reden, so meinen wir damit, daß auch Viele von denen, welche von einem bekenntnißtreuen Kirchenregimente um ihres Standpunktes willen nicht befriedigt werden können, wenigstens soweit nüchtern geworden sind, um einzusehen, daß sie nun, nachdem die von ihnen selbst angerufene oberste Instanz der kirchlichen Vertretung gesprochen, sich zufrieden geben müssen, wenn sie nicht dem Vorwurfe sich aussetzen wollen, daß sie die Kirche in eine anorganische, chaotische Masse auflösen wollen, und bei Berathung der kirchlichen Angelegenheiten von dem Ausspruche der dazu befugten gesetzlichen Organe an die wandelbaren Meinungen und Neigungen der übel unterrichteten oder feindselig gesinnten Menge zu appelliren geneigt seyen.

Und darum geht die Lutherische Kirche Bayerns getrost der weiteren Zukunft entgegen und ist fröhlich in der Hoffnung, daß der HErr mit ihr und ihrem Regimente auch ferner seyn werde, wie er gewesen ist mit unsern Vätern. Der HErr Zebaoth ist mit uns, der Gott Jacobs ist unser Schutz. Sela.

Redakteur Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz. Druck von Trowitzsch und Sohn.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1857. Sonnabend den 26. December. № 103.

Die kirchlichen Zustände im Königreich Sachsen.

Neue Folge. Fünfter Brief.

(Schluß.)

Indem das Kirchenregiment die Kirchenvisitationen wieder hergestellt hat, hat es nicht bloß einem vielfach ausgesprochenen Verlangen eine Concession gemacht und sich durch den Vorgang anderer Landeskirchen bestimmen lassen, man kann vielmehr deutlich wahrnehmen, daß es von der Wichtigkeit dieser Sache durchdrungen ist und sie mit besonderer Liebe behandelt hat. Es hat durch dieselbe mit dem Geiste der Büreaukratie gebrochen und zu einer lebensvolleren Behandlung der kirchlichen Angelegenheiten einen wichtigen Schritt gethan. Davon gibt die (voriges Jahr in diesen Blättern abgedruckte) Visitationsordnung und die darin herrschende, von allem casuistischen Wesen und Formenzwange freie Auffassung der Sache Zeugniß, dies hat es auch durch die lebhafte, dieser Sache fortwährend gewidmete Fürsorge bewiesen. Ein Stück dieser Fürsorge ist auch die von dem Oberhofprediger D. Liebner im Auftrag des Kirchenregiments, unter dem Titel: „das Wesen der Kirchenvisitation" verfaßte und an alle Geistlichen des Landes versendete „Kurze Denkschrift und Ansprache an die Visitatoren in der Evangelisch-Lutherischen Landeskirche des Königreichs Sachsen." Man hat an dieser Ansprache vielfach getadelt, daß sie nicht die Sprache eines Hirtenbriefes, sondern einer wissenschaftlichen Abhandlung rede, und es ist nicht zu leugnen, daß die großen, theuern Wahrheiten, welche sie enthält, sich wohl mit einfacheren Worten hätten sagen lassen; aber das soll uns die Beherzigung derselben und den Dank für diese werthvolle Gabe nicht verkümmern. *) — Jemehr in dieser Ansprache das innerste Wesen der Kirchenvisitation festgestellt ist, um so mehr ist zu bedauern, daß die diesjährige theilweise Wahl der den Ephoren beigege-

*) Da die Schrift den Weg in den Buchhandel wahrscheinlich nicht sehr finden wird und da bei dieser Veranlassung der neue Oberhofprediger zum erstenmale öffentlich das Wort ergriffen hat, so wollen wir wenigstens in einer Anmerkung eine kleine Probe daraus mittheilen und wählen zu dem Ende eine Stelle, die vielleicht nicht in dem Maaße wie das Vorhergehende eine ganze und ungetheilte Zustimmung gefunden hat, die aber, wenn man nicht Hintergedanken voraussetzt oder dabei hat, gewiß eine sehr beherzigenswerthe Wahrheit enthält. Nachdem die kirchliche Einheit als im Bekenntniß ruhend behauptet worden ist, heißt es S. 24 ff.: „Und fragt man in letzter Instanz: Was hat denn eigentlich die Kirche in diesen ihren Bekenntnissen gethan? in kurzer Antwort, die freilich eine weite Entwickelung zuläßt: Sie hat die ewigen Gedanken Gottes, die Heilsgedanken Gottes in Christo, die in den Heilsthatsachen verwirklicht und niedergelegt, und durch den Glauben in sie (die Kirche) übergegangen, ihr zu eigen, ihr immanent geworden sind, in Wechselwirkung mit ihren Heilserfahrungen an der Schrift nachgedacht und einheitlich ausgesprochen. So haben die Bekenntnisse die tiefste, lebensvollste kirchliche Denkarbeit hinter sich, eine Denkarbeit so groß — nächst der apostolischen die größte, die je vollbracht worden —, daß man ihr nur mit heiligem Erstaunen innerlich nachgehen kann. Und in diesem ganzen Zusammenhange läßt sich nun auch wohl verstehen, wie gerade in dem Bekenntniß des Ganzen auch der Einzelne, sofern er geistig lebendig und mitproductiv darin steht, seine eigne volle Glaubenswahrheit und recht freie und frische Glaubensbewegung haben kann.

Und dieses Sichsetzen im Bekenntniß auf Grund des göttlichen Worts ist nicht nur als ein einmaliges, sondern als ein fortwährendes in der Kirche zu denken. Die Kirche ist als solche die immerfort bekennende; und es ist dieß in ihrem Lebensproceß auch immer die oberste That. Sie orientirt sich auch immer von Neuem über sich selbst wieder zuerst an ihrem Bekenntniß.

Es ist nun kein Zweifel, daß unsere Kirche gegenwärtig sich von Neuem in ihr altes treues Bekenntniß und damit in das zum Grunde liegende Wort Gottes, d. h. in Christum als die Wahrheit, vertiefen will; um daraus von Neuem stark und ihres Gegensatzes mächtig hervorzugehen. — Und — die Visitation nun soll an ihrem Theile eine Leiterin, Hüterin dieser Bewegung und Hinleiterin derselben dahin seyn, wo sie noch nicht ist. Sie würde nach dem Obigen gar nicht kirchenbauend seyn, wenn sie nach dieser Seite nichts thun, dieselbe ganz ignoriren; oder aber gar von dem Bekenntniß ableiten wollte. Sie muß darauf eingehen. Aber wahrlich, das will nicht mit rohen Händen, sondern, bei aller Glaubensfestigkeit, mit großer Zartheit, mit hoher theologischer Klarheit und kirchlicher Weisheit angefaßt seyn.

Am wenigsten soll das Bekenntniß als ein bloßer, kirchlicher Gesetzes- oder — negativ — Verdammungscodex den Geistlichen, Lehrern und Gemeinden vorgehalten werden. Das will das Kirchenregiment auf jede Weise verhütet wissen. Es will weder Heuchler zu Visitatoren, noch sollen die Visitirten dazu versucht oder erzogen werden. Es will in der Visitation wahrlich nicht eine Anstalt zur Beförderung dieses größten aller Uebel, zur Nährung dieses tödtlichsten

benen Visitationsgehülfen bei den Gegnern ausgesprochener Maßen die Meinung erweckt hat, das Kirchenregiment habe ihm

---

aller Gifte: der kirchlichen Heuchelei; über die der Herr auch sein schwerstes Wehe gerufen hat. An denen, die sich auf solchem Wege in das Bekenntniß werfen, als in ein Kleid, als in eine Art officieller Kirchlichkeit, ist dem Kirchenregiment so wenig als der Kirche selbst gelegen.

Ein Anderes ist es, was hier geschehen muß. Vor Allem: die Visitation soll selbst ganz und gar ein lebendiges, aus der Lebenstiefe kommendes Bekenntniß seyn, näher: die ganze Person, der ganze einheitliche Character der Visitatoren soll dieses seyn: die bekennende, lebendig in ihrem Bekenntniß stehende Kirche soll in ihnen zu ihren Einzelnen kommen.

Aber irren wir uns doch auch nicht, hüten wir uns, daß wir dieses doch nicht zu eng fassen: sondern bedenken wir was darin liegt für unsere Kirche, zumal in der gegenwärtigen großen Krisis, die über sie verhängt ist. — Es gibt eine gewisse Art der Bezeugung, die nicht über das warme Dringen auf Auctorität des Bekenntnisses hinauskommt. Aber das reicht zur vollen Lebendigkeit des Bekenntnisses in unserer Kirche und unserer Zeit nicht aus. Es muß da noch ein besonderer Zug hineinkommen: ich möchte ihn das — nicht bloß praktische, sondern auch — theoretische „Suchen des Verlorenen" nennen. Wir sollen in unserer Kirche und gar in der gegenwärtigen Krisis nicht blos bezeugen, sondern auch überzeugen. Die große theure Glaubenssubstanz der Kirche des schriftmäßigen Bekenntnisses soll zugleich den Gliedern die selbsterkannte Wahrheit werden soweit es immer dem Einzelnen nach dem Maaß seiner Gabe erreichbar ist. Die Glieder der Kirche des schriftmäßigen Bekenntnisses sollen den Inhalt nicht blos glauben, weil ihn die Kirche bekennt, sondern weil er die christliche Wahrheit, die Heilswahrheit ist. Die Glieder der Kirche des schriftmäßigen Bekenntnisses sollen nicht blos Knechte der kirchlichen Auctorität draußen seyn, die nicht wissen, was der Hausherr thut, sondern Kinder im Haus. „Ich nenne Euch nicht Knechte, sondern Freunde." Was wäre sonst auch die in der Schrift, vor Allem neuen Testaments, so oft gewünschte, geforderte und erbetene γνῶσις, σοφία κτλ. und das Wachsthum der Gemeinden darin? Wenn unsere Kirche diese wichtige Linie nicht einhält, so fällt sie von sich selbst ab.

Nun ist dies freilich wahrhaft nur möglich in und mit dem Erleben und Erfahren des Heils an der eignen Seele. Aber es muß eben eine Wechselwirkung zwischen diesen beiden, der gläubigen Heilserfahrung und Erkenntniß seyn, darin eines das andere vertieft und erfüllt: und diese Wechselwirkung muß fortwährend erhalten und, wo sie noch nicht ist; durch die rechte Lehre im vollen Sinne der Ueberzeugung eingeleitet werden.

Und es ist gewiß, daß Tausende in unserer Zeit, die, nach der unmittelbaren Lebensseite hin vielfach vom Evangelio angeregt, gelockt und gezogen, mögliche Kirchenglieder und Bekenner sind, es doch nicht wirklich werden, weil die Formen der Intelligenz, die sie aus einer andern Bildung her haben und in denen sie noch gleichsam eingeschnürt dahingehen, sie hindern, fester anzufassen, und Niemand da ist, der diese Formen ihnen zerschlägt und ihnen zeigt, daß die im Bekenntniß waltende aus dem Worte Gottes geborene Intelligenz die höhere und universalere und jenes Alles als geistiges Elend

damit einige Concessionen machen wollen, so daß der laute Zorn oder heimliche Groll, mit welchem man die Visitation im vorigen Jahre im rationalistischen Lager allgemein betrachtete, sich zum guten Theil gelegt hat. Ich glaube nicht, daß diese Meinung berechtigt sey, es liegt vielmehr die einfache Erklärung nahe, daß die Auswahl eben nicht groß, ein Mißgriff auch leicht möglich ist; aber es ist gleichwohl sehr bedenklich, wenn

---

und Stümperei ausweisende ist. Wie Viele würden gern eingehen, wenn sie nur nicht fürchteten und ihnen immer von neuem eingeredet werden wollte: in der Kirche und ihrem Bekenntniß werde alle Intelligenz, alle höhere geistige Productivität, alles Erkennen der Wahrheit als solcher unterdrückt und unterbunden, wenn ihnen nur einigermaßen die unendliche Herrlichkeit der freimachenden Wahrheit — welche den menschlichen Geist nicht drückt, sondern ihn erhebt, ihm Flügel giebt wie Adlerflügel und ihn sich aufschwingen macht als in seinen heimathlichen Ort und da allererst zu sich selbst kommen und sich bewegen läßt als in seinem Elemente — wenn ihnen das gezeigt, wenn ihnen nur einige Blicke aufgethan würden in den großen einheitlichen, wunderbaren, göttlichen Bau dieser Wahrheit, welcher alles, was sich sonst als angebliche Vernunft dagegen stellt und brüstet, in überschwenglicher Majestät, Klarheit und Vernunft weit überragt. Aber es geschieht in dieser Beziehung in unserer Kirche, die doch den größten Beruf und die umfassendste Möglichkeit dazu hat, noch bei weitem zu wenig und hat die Kirche hier noch eine große Schuld abzutragen; die Unwissenheit und Trägheit in dieser Beziehung, daß geistige „Vergraben" des kostbaren „Pfundes" ist noch eines der größten und weitverbreitetsten Uebel. Es ist noch viel zu viel nur unmittelbares Drängen auf Bekenntniß da — wenn es gut geht, d. h. über die bloße Gesetzlichkeit hinaus — in der Weise der bloßen abstracten, wenn auch begabten Erbaulichkeit: und keine Hülfe für die Entbindung der Erkenntniß aus den Banden jener ausheimischen Halb- und Unbegriffe. Hier muß die Kirche in besonderem Sinne das Wort sich von neuem einprägen: „Es jammerte ihn des Volks" u. s. w.; muß noch vielmehr als sie bisher gethan, „wuchern" mit dem ihr anvertrauten Pfunde der Erkenntniß im Bekenntniß, es nach allen Seiten hin geistig anlegen und verwerthen, den unendlichen Reichthum, der in ihm liegt, in alle Gebiete des Geistes und Lebens einführen, seine unendliche, auch theoretische, Uebermacht über alles andere in ächter geistiger Vollmacht zeigen und damit besonders denen helfen in der Geduld und Liebe Christi, die da rufen: „Ich glaube, Herr, hilf meinem Unglauben", und die verhüllte Knospe ihres Glaubens vollends zum Aufbruch bringen: mit einem Worte: sie muß sich ernstlicher und fleißiger anschicken, auch theoretisch das Verlorene zu suchen. Wahrlich, hat die Lehre, und Lehrentwickelung ohne Zweifel mit die tiefsten Wunden geschlagen, die jetzt bluten, so wird die wahre und gesunde Lehrentwickelung, die namentlich auch der unvergleichlichen organisch-lebendigen und fortschreitenden Einheit und Gliederung der biblisch-kirchlichen Wahrheit nachgeht, nicht schlecht atomistisch und mechanisch immer nur eines außer und neben dem andern hat — auch Vieles zu heilen vermögen."

Außer dieser amtlichen Schrift ist über die Visitation nichts im Druck erschienen, als ein kleines Schriftchen, das sich als „Ein Wort der Belehrung, dargeboten den evangelischen Gemeinden Sachsens" ankündigt.

sich, sey es auch mit völligem Unrechte, die Ansicht verbreiten sollte, es sey eben mit der Visitation nicht so ernstlich gemeint, man wage doch nicht durchzugreifen und es sey dieselbe schließlich eine bloße Form, welche sich so und so anwenden lasse. Nahe genug liegt diese Gefahr, und ich will nicht verhehlen, daß ich nicht bloß in Betreff einer Parochie, sondern sogar einer ganzen Ephorie das Urtheil habe fällen hören, die Visitation habe daselbst mehr geschadet als genützt. Hoffentlich ist dies zu viel behauptet, und jedenfalls erklärt sich die günstigere Stimmung der öffentlichen Meinung in Ansehung der Visitation nicht bloß aus der eben geschilderten Ansicht oder aus einem allzu schüchternen Auftreten der Visitatoren, sondern zum guten Theile auch daraus, daß die Sache gegenwärtig nicht mehr wie ein Gespenst vor den Leuten dasteht, wie die schlechte Presse sie ihnen vorgemalt hatte, sondern daß sie nun mit eigenen Augen gesehen und alle nur einigermaßen Unbefangene wenigstens so viel erkannt haben, daß es damit wohlgemeint und etwas der Art durchaus nothwendig sey. Es ist ein gutes Zeugniß für die ganze Visitation, wie für die Art und Weise ihrer Ausführung, daß sie hie und da selbst entschiedenen Gegnern Achtung abgenöthigt hat. Und so steht zu hoffen, die Sache werde, wenn sie auch noch mit vielen Mängeln behaftet ist, sich doch weiter Bahn brechen und in unserem kirchlichen Organismus ein unentbehrliches Glied werden. Nur das scheint mir zu ihrem Gedeihen unerläßlich, daß wie im ganzen Lande, so in jeder einzelnen visitirten Gemeinde irgendwie, und wäre es zunächst auch nur in kleinen und äußerlichen Dingen, ersichtlich werden müsse, daß die Visitation einen thatsächlichen Erfolg gehabt habe. Hoffentlich wird man auch darauf hinarbeiten und sich nicht damit zufrieden geben, in einigen Orten eine heilsame Anregung dadurch hervorgebracht und in den Visitationsberichten „schätzbares Material" angesammelt zu haben. Viel wird darauf ankommen, wie das Kirchenregiment bei diesem Bestreben von den Ephoren und Pfarrern unterstützt wird, es wird aber immerhin die Sache anregen und die erforderlichen Maßregeln anordnen müssen. Bis jetzt ist, so viel mir bewußt, den Ephoren nur mehr im Allgemeinen ein Visitationsbescheid zugegangen. Man wird vielleicht die im nächsten Jahre zu erfolgende Beendigung der Visitation, namentlich auch die erst noch zu normirende Visitation der Ephoralstädte abwarten wollen.

Den unmittelbarsten und größten Gewinn möchten wohl die Visitatoren selbst davon getragen haben, wenn sie nur einigermaßen mit Ernst und Liebe ihrem Auftrage sich unterzogen haben und wenn das Kirchenregiment bei Ankündigung der Visitationen die Hoffnung aussprach, durch solche geistliche Arbeit Kräfte zu wecken und heranzuziehen, namentlich aber das Ephorenamt in sein ursprüngliches Ansehn einzusetzen, so möchten in dieser Beziehung wohl die Absichten desselben am meisten in Erfüllung gegangen seyn. Die meisten Ephoren haben sich dem bei dem bedeutenden Umfange mancher Sächsischen Ephorieen höchst angreifenden Geschäft mit großer Liebe und Treue

unterzogen und mehr als einer hat bekannt, daß er dabei zum erstenmal seines Amtes recht froh geworden, freilich aber auch den Wunsch ausgesprochen, daß doch das Ephorenamt, um solchen wahrhaft bischöflichen Geschäften mit ungetheilter Kraft nachgehen zu können, von mancherlei unfruchtbaren Büreaugeschäften entlastet werden möchte. Damit es dem Lichte aber nicht an Schatten fehle, müssen wir hinzufügen, daß etliche auch das große, heilige Werk in so mechanischer, geistloser Weise abgethan haben, daß es ihnen unschwer anzumerken gewesen, wie sie am liebsten gar nichts damit zu thun hätten, ja es fehlt nicht viel, so könnten wir mit einem Seitenstück zu dem Aergerniß aufwarten, welches jüngst der Decan Gack in Sulzbach, den Berichten über die Generalsynode zu Ansbach zufolge, gegeben haben soll.

Der seit einigen Wochen wieder versammelte Landtag wird nicht ermangeln, die Kirchenvisitation auch in den Bereich seiner Debatten zu ziehen und eine gewisse Klasse von Mitgliedern der zweiten Kammer, die sich zu Ehrenrittern des rationalismus vulgaris berufen wähnt, wird dieser Maßregel nicht viel Gutes nachsagen. Ich habe in meinen früheren Berichten bemerkt, warum es für die in Evangelicis beauftragten Minister und den Cultusminister insbesondere nicht so leicht ist, das zu thun, was hier so nahe liegt, nämlich derlei Einmischungen in die innern Angelegenheiten der Kirche von Seiten einer politischen, hierzu nicht berufenen Versammlung nude abzuweisen; andererseits aber will es mir wirklich fast bedenklich scheinen, wenn die Stände zu solchen Auslassungen und Einmischungen gewissermaßen selbst provocirt werden, indem in der der Thronrede beigegebenen Uebersicht über die Staatsverwaltung auch über die innere Angelegenheit der Kirche Rechenschaft gegeben wird.*) — Was die dabei in Aussicht gestellte „Vorlage in

*) Ich will aus dieser Uebersicht nur zwei Passus hersetzen und mich dabei jeder Bemerkung enthalten: „Die kirchlich-religiösen Zustände des Landes können im Allgemeinen als befriedigend bezeichnet werden. Zwischen den verschiedenen Kirchengesellschaften findet das beste Einvernehmen statt. In den Evangelisch-Lutherischen Kirchengemeinden insbesondere sind keinerlei bedenkliche Parteibestrebungen zu bemerken und man kann sich der wohlbegründeten Hoffnung hingeben, daß, jemehr ein gesundes kirchliches Leben, dessen Stärkung das Ministerium des Cultus als seine Hauptaufgabe betrachtet, in allen Klassen der Bevölkerung Platz greift, einzelne extreme Ausschreitungen, nach irgend welcher Seite hin, von selbst sich verlieren werden. — Die veranstalteten Kirchenvisitationen, welche sich in den Jahren 1856 und 1857 auf fast zwei Drittheile der Evangelisch-Lutherischen Kirchen erstreckten, in dem nächsten Jahre aber in den übrigen Kirchen, auch später noch in den Kirchen der Ephoralorte gehalten werden sollen, haben mannichfache Zeugnisse von dem treuen und pflichteifrigen Wirken der Geistlichen und Lehrer, sowie von dem kirchlichen Sinn gegeben, der in dem Sächsischen Volke wurzelt, haben auch wesentlich dazu beigetragen, das kirchliche Leben anzuregen und zu heben und insbesondere das Gefühl der kirchlichen Zusammengehörigkeit in den Gemeinden zu beleben."

Rücksicht auf den am außerordentlichen Landtage des Jahres 1854 und beziehentlich am letzten ordentlichen Landtage gestellten Antrag, die Reform der Evangelisch-Lutherischen Kirchenverfassung betreffend," anlangt, so ist man, wie billig, auf diese Vorlage und besonders darauf, inwieweit das Ministerium die Competenz der Ständeversammlung anerkennen wird, sehr gespannt. Jedoch ist zu beachten, daß für jetzt nur eine Vorlage „in Rücksicht" u. s. w., nicht aber eine Vorlage des Verfassungsentwurfes selbst in Aussicht gestellt ist. Ich behalte mir vor, auf diesen Gegenstand, sobald etwas weiteres darüber verlautet, zurückzukommen; inzwischen aber breche ich hier ab und bitte Sie und Ihre Leser, seyen Sie unsers Sachsens und seiner Kirche in Liebe eingedenk.

Den 10. December 1857.

Der Schleiermachersche Rationalismus.

Indem wir uns anschicken, in diesen Blättern noch einmal des Weiteren die Rede auf Schleiermacher zu bringen, besorgen wir nicht, daß dies bei den Kundigeren erst einer besonderen Rechtfertigung bedürfe. Schleiermacher ist noch immer für Viele der Mann des Tages, nicht davon zu reden, daß er neuerlich in der überschwänglichsten Weise als ein anderer Reformator auch über Luther hinausgehoben worden ist. Und eben weil er das ist, weil die moderne Theologie und Kirchenpraxis in verschiedenen, aber keineswegs unter sich übereinstimmenden Fraktionen von Schl.'schen Anschauungen, Principien und einzelnen Zügen, bestimmt und durchdrungen ist, und weil dies ein wesentliches Hinderniß mit ist, daß wir nicht rascher vorwärts und zu einer gedeihlichen Gestaltung unseres religiösen und kirchlichen Wesens kommen: eben darum liegt das Bedürfniß vor, wieder und noch einmal von Schleiermacher zu reden.

Und diese Rede kann und soll darum heute auch eine deutlichere und weiter geförderte seyn. Wir haben derweil durch Erfahrung mehr über Schl. gelernt. Wir ringen nach thätlicher Förderung unseres kirchlichen Lebens. Es gilt, uns der gestalteten und gestaltenden Lebensmächte wieder zu versichern und sie in wirksame Uebung zu setzen, deren wir bedürfen, nicht etwa bloß um gewisse Fragen zu lösen und auf eine gewisse Höhe oder in eine gewisse Tiefe zusammenhängender Erkenntniß vorzudringen, uns über Gott und göttliche Dinge zu orientiren, oder auch nur den einzelnen Seelen vom Tod zum Leben zu helfen; sondern die davon herkommen und dazu angethan sind, eine ganze Gemeinschaft als solche zu tragen, zu erhalten und aufzubauen. Es sind Säulen einer Behausung Gottes in der Gemeinde, denen wir nachtrachten. Aber daß nach diesen nicht in die Gemeinde, am wenigsten in die jetzige hinabgestiegen werden könne und dürfe, oder daß die Gemeinde und ihre Erbauung nicht aus sich selbst, auch nicht aus ihren edelsten und besten Elementen erwachse, das ist die Erfahrung, an und in der wir uns in dem letzten Menschenalter nicht vergeblich sollten abgemüht haben. Der Bau muß, um nach Oben, von Oben inspirirt und dirigirt seyn. Aber Schl. hat uns dazu nur versetzter, und darum nur scheinbarer, nicht wirklicher Weise verholfen. Schl. schöpft das Oben in dem Unten; er hat wohl, so zu sagen, wieder Gott zu sich in der Gemeinde, aber die Gemeinde nicht ebenso zu Gott gebracht. Und darum ist das Ende der Schl.'schen Wege dennoch der in sich selbst sich verlierende Subjektivismus.

Das ist der allgemeine Grund, warum, bei aller sonstigen Anregung, die von ihm ausgegangen, der Schl.'sche Einfluß dennoch nachgrade ein übler hat werden müssen. Die Vielen dieser Zeit sind damit in der allgemeinen Richtung der Zeit mehr oder weniger hängen geblieben; sie haben sich aus Schl. nur das ihnen ohnehin Homogene zu eigen gemacht. Und daneben ist ein Schlimmes noch das, daß, so sehr auch die scharf eindringende Dialektik des Meisters imponirt und zu seinen Spuren gezogen hat, nicht auch ebenso diese Schärfe selbst der Jünger Erbtheil hat werden mögen. Das alte Phlegma ist doch geblieben, und je mehr es von Haus aus irdisch und menschlich gerichtet war, um so selbstgefälliger und hartnäckiger mußte es in der neuen glänzenden und bestechenden Verbrämung einhergehen. Das sieht man in und an mancherlei Erscheinungen.

Aber darum „verdammen" wir Schl. nicht. Das steht uns überhaupt nicht zu. Wir wissen seine Bedeutung zu schätzen. (Schreiber dieses hat das auch öffentlich dokumentirt.) Aber wir haben überall das Interesse und nehmen uns das Recht der Lebenden. Wir sind nicht um Schl.'s willen und ebenso wenig von ihm aus da; unser Lebensinteresse verlangt das ohnehin nicht. Und im Reiche Gottes gelten keine „Größen." Wenn wir daher auch Anders-Gearteten niemals erwarten mit unserer angefangenen Rede ein Genüge zu thun, so mögen wir doch vielleicht hier und da einem Gleich-Gerichteten zu besserem Lichte über den großen Theologen verhelfen.

Wir gedenken von dem Schleiermacher'schen Rationalismus zu handeln; und schon das mag auffallen. Galt doch Schl. den weiland Rationalisten für einen Anti-Rationalisten, und ist er doch auch für gar Manchen die Brücke aus dem Rationalismus heraus geworden. Auch läuft die als Grundsatz ausgesprochene Fernhaltung der Philosophie aus der Glaubenslehre ganz darauf hinaus. Alles wird darin „bezogen auf die durch Jesum von Nazareth vollzogene Erlösung", und Glaubenssätze sind nur die Beschreibungen der christlich-frommen Gemüthszustände. Ferner sagt er ausdrücklich: „Die Uebervernünftigkeit aller einzelnen christlichen Lehrsätze sey der Maaßstab, wornach man beurtheilen könne, ob sie auch das eigen-

thümlich Christliche mit aussprächen" — — „übervernünftig aber seyen sie in derselben Beziehung, in der auch alles Erfahrungsmäßige übervernünftig sey, wie es denn auch eine innere Erfahrung sey, auf die sie alle zurückgingen, nämlich daß sie auf einem Gegebenen beruhten und ohne dieses nicht hätten können durch Ableitung oder Zusammensetzung aus allgemein anerkannten und mittheilbaren Sätzen entstehen." Oder: „das Uebervernünftige in dem christlichen Selbstbewußtseyn bestehe darin, daß es, sowie es sey, nicht durch die Thätigkeit der Vernunft könne hervorgebracht werden" (vgl. d. chr. Gl. §. 13. Zusatz). Und um einen besonderen Fall zu erwähnen, mit welchem, den Gegner vernichtenden Scharfsinn nimmt sich Schl. der von Bretschneider als „vernunftwidrig" geächteten Calvinischen Erwählungslehre (im J. 1819) an? Wie hält er überhaupt specifisch-christliche Sätze aufrecht, an die das gewöhnliche vernunftmäßige Christenthum nirgends herankommt?

Es scheint also ungereimt, von Schl.'schem Rationalismus zu reden, nachdem Schl. selbst sich niemals in diese Reihe gezählt hat. Und ist es doch nicht; nur das folgt daraus, daß wir bei Schl. nicht von gewöhnlichem Rationalismus reden können und wollen. Schl. war ein Rationalist wie kein Rationalist, wie einmal anderswo von Lessing gesagt worden ist. Aber darum kann man doch von Schl.'schem Rationalismus reden; a man wird davon reden müssen, wenn man die Sache recht, und nicht bloß in dem gangbaren Sinne betrachtet. Wie hätten auch sonst die von K. Schwarz so genannten „eigentlichen" und „treuen" Schüler Schl.'s sich in Gründung der Protestantischen Kirchenzeitung ein Genüge thun können, einer Zeitung — um hier sonst Nichts zu sagen —, an deren Spitze auch die bekanntesten rationalistischen Namen nicht fehlen? Es muß doch in tieferer Zusammenhang stattfinden, und dem wird man nur nachzugehen haben, um die Sache auch für die minder Scharfsichtigen aufs Reine zu bringen.

Schl. selbst weist deutlich genug die Brücke dazu. Da, wo er von der Uebervernünftigkeit der christlichen Lehrsätze spricht, sagt er zugleich: „in demselben Sinn, wie das christliche Selbstbewußtseyn, ist auch die ganze Natur übervernünftig, und doch nennen wir unsere Aussagen über dieselbe keineswegs ebenso, sondern rein vernünftig. Das ganze Verfahren, die Aussagen über unser frommes Selbstbewußtseyn aufzunehmen, ist aber ebenso ein rein vernünftiges, wie jenes, und der Unterschied nur der, daß dieses objektive Bewußtseyn nur dem ursprünglich gegeben ist welcher von der Natur afficirt ist, jenes Selbstbewußtseyn aber nur dem, welcher von dem Erlöser auf die einen Bekennern eigenthümliche Art afficirt ist." Denn hier ist das Vernünftige freilich zunächst nur für das Formelle, für den logischen Akt der dogmatischen Beschreibung der frommen Gemüthszustände in Anspruch genommen. Aber wie wird doch zugleich der zu beschreibende Stoff bestimmt und als vorhandener abgeleitet! Es ist das eigenthümliche Afficirtseyn des frommen Subjekts, das ihn hergibt und das zum Inhalt der dogmatischen Aussage erhoben wird. Könnte hier nun auch jene Eigenthümlichkeit als normal, als entsprechend etwa dem frommen Gemüthszustand der Apostel und anderen heiligen Menschen Gottes, gedacht und gesetzt seyn: so ist dies doch thatsächlich und auch gewollter Weise der Fall nicht. Die Schl.'sche Eigenthümlichkeit ist dies nur, nicht etwa bloß als die das Fremde, Nicht-Eigene, von sich unterscheidende, sondern das Eigene als das allein Gemäße, Richtige, Wahre für sich setzende. In der Eigenthümlichkeit kommt der Mensch erst zu seiner ursprünglichen wahren Bestimmung. Eigenthümlich zu seyn ist die eigentliche höchste Aufgabe des Menschen. Das hat Schl. bekanntlich in den Monologen (1800) eines Näheren ausgeführt, und man wird, wenn auch der spätere Schl. (in der dritten Ausgabe) der Darstellung eine etwas andere Wendung zu geben versuchte, die aber (auch D. Strauß und Schaller urtheilen so) dem ursprünglichen Sinne keineswegs entspricht, denn doch immer im Wesentlichen in Erklärung der Schl.'schen Weise auf jene Anschauung zurückkommen dürfen.

(Schluß folgt.)

Nachrichten.

Die Evangelischen Kirchen und Gesellschaften Frankreichs.

Fünfter Artikel.

Die evangelische Mission unter der nichtansässigen Deutschen Bevölkerung in und um Paris und die Deutsche Kirche daselbst. *)

Genannte Mission, über welche nunmehr dreizehn Berichte und mehrere kürzere Mittheilungen erstattet worden sind, datirt von dem Jahre 1840 und ist durch Gottes Beistand ins Leben getreten, indem die beiden bekannten Pastoren der französischen Kirche Augsburgischer Confession, Hr. Meyer und Hr. Vallette, welche die deutschen Glaubensbrüder von Herzen lieben, mit dem in Berlin verewigten, theuren Prediger Beyer, welcher im genannten Jahre Paris besuchte, zu einem Comite sich vereinigten, dessen erste Aufgabe darin bestand, den dringlichsten Bitten einer Anzahl deutscher Jünglinge um Grün-

*) Diese Mission ist nicht eins mit derjenigen der Société évangélique de France, welche separatistische Tendenzen hat. Die evangelische Mission, von welcher hier geredet wird, steht unter der Leitung der Herren Pastoren Meyer, 16 rue Cuvier, und Vallette, 24 rue Pavée.

dung und Leitung eines christlichen Vereins Genüge zu thun; dann aber auch, die zerstreuten Deutschen Glaubensgenossen überhaupt zu sammeln um die Predigt des Evangeliums. Ihren gemeinschaftlichen Anstrengungen und Gebeten gelang es wider Erwarten bald, der evangelischen Mission unter den Deutschen in Paris eine bestimmte und dauerhafte Grundlage zu geben. Die Liebe Christi zu den Schaaren theuer erkaufter Seelen, welche verschmachtet und hirtenlos in der versuchungsvollen Stadt umherirrten, ohne Gottes Wort und Sakrament, verloren in Unwissenheit, falscher Sicherheit, und maßlosem Sittenverderben, halfen die größten Schwierigkeiten, und Mühen und Unannehmlichkeiten aller Art überwinden, so daß binnen einigen Jahren nicht allein in Paris und der nächsten Umgebung (banlieue) an mehreren Orten, sondern auch in Corbeil, Bolbec, Gisors, Havre und in Lyon das Evangelium in deutscher Sprache verkündigt und die heiligen Sakramente gespendet werden durften. Unterstützt von der Preußischen Regierung und von andern deutschen Regierungen, von dem Gustav-Adolf-Verein, wie von einzelnen Freunden des Evangeliums in Deutschland konnte das Angefangene fortgesetzt und mehr und mehr begründet werden. Auch das Consistorium Augsburgischer Confession in Paris nahm sich der Deutschen Mission an, indem es den Deutschen Missionsprediger zum Pastoradjunkt ernannte und die Kirche rue des Billettes 16-18 zum allsonntägigen, vollständigen Gottesdienst, neben dem Französischen, einräumte. Ein Deutscher Gottesdienst war schon seit 1809 gehalten, aber nicht allsonntägig, sondern erst alle Monat, dann alle 14 Tage einmal. Für den Dienst in der banlieue und weiteren Umgebung von Paris berief das Consistorium etwas später einen Französischen Pastor, Hrn. Hosemann, welcher, der Deutschen Sprache mächtig, sich mit vieler Liebe und Treue auch der Deutschen annahm und ihnen Wort und Sacrament treulich gereicht hat zehn Jahre lang. Nach und nach sah sich das Missionscomite im Stande, noch einen zweiten Deutschen Missionsprediger zu berufen. So ging es erfreulich über Bitten und Verstehen bis zu der verhängnißvollen Revolutionszeit, deren traurige Zustände und Einflüsse, wie so Vielem, auch der evang. Mission empfindlichen Eintrag thaten, so daß der zweite Missionsprediger aus Mangel an Mitteln entlassen und die Predigt an mehreren Orten aufgegeben werden mußte, namentlich in Havre und Lyon. Doch der Herr half nach hergestellter Ruhe bald wieder und schaffte Mittel und Kräfte zur Wiederaufnahme, Fortsetzung und Erweiterung der Deutschen Predigt und Seelsorge. Havre und Lyon freilich wurden abgezweigt von dem Pariser Missionscomite und sind es noch. Lyon bildet eine Deutsch-Luth. Gemeinde für sich unter Hrn. Pfarrer Meyer und Havre ward von dem Reformirten Consistorium besetzt. Auch in Corbeil, Gisors, Puteaux wird zur Zeit nicht mehr deutsch gepredigt, wohl aber französisch. Die erweiterte Thätigkeit des Pariser Missionscomite's erstreckt sich sonderlich auf Paris und die banlieue, wo es gegenwärtig 3 Missionsprediger unterhält, davon einer zugleich auch der Französischen Kirche dient. Diese drei, unterstützt von dem Pastor-Adjunkt und den Deutsch redenden Pastoren des Consistoriums Augsburgischer Confession, Meyer, Vallette und Hosemann halten zur Zeit wöchentlich acht Predigten und erbauliche Vorträge in 5 Lokalen, besuchen die Kranken an Seele und Leib, namentlich in den Hospitälern, wo sich immer viel heimathlose Deutsche finden, leiten die beiden Deutschen Schulen im Quartier St. Marcel, an welchen ein Deutscher Lehrer und eine Deutsche Lehrerin angestellt sind; unterweisen die Confirmanden. Auch der sogenannte

„Deutsche Verein", aus Jünglingen und Männern bestehend, steht unter ihrer Leitung. Der Verein versammelt sich zur Zeit rue Chauchat 6, Sonntag, Dienstag und Freitag Abends. Das wäre etwa das jetzige Arbeitsfeld, die Arbeiter und die Arbeit. Näheres darüber noch unten. Der zeitige Pastor-Adjunkt ist Herr E. Lamparter aus Würtemberg; Missionsprediger sind die Herren F. Mast aus Preußen, E. Bieger aus Würtemberg und C. Nied aus dem Elsaß.

Die kirchliche Stellung der evangel. Mission unter den Deutschen ist, wie aus dem Gesagten schon zu entnehmen, die der Französischen Kirche Augsb. Conf. Sie schließt sich an diese Kirche an ohne von ihr abhängig zu seyn. Der Deutsche Hauptgottesdienst freilich, welcher von dem Pastor-Adjunkt und drei Pastoren der Kirche wechselsweise gehalten wird, steht unter dem Einfluß des Consistoriums. Die Pastoren der Kirche helfen auch der Deutschen Mission, und die Missionsprediger den Pastoren, besonders in den Amtshandlungen, die alle im Namen der Kirche und ihr zu gut verrichtet werden. Die Kirche Augsb. Confession in Paris treibt nicht selbst Mission unter den Deutschen, aber die Mission arbeitet der Kirche vor. Ist ein Missionsfeld bis zu einem gewissen Punkte gediehen, so nimmt es die Kirche in ihren Bereich auf. So ist es mit Corbeil, Gisors, Puteaux geschehen. Namentlich aber nimmt die Kirche die Kinder auf in ihre Schulen; einmal, weil die Deutsche Mission nicht Mittel genug besitzt um in den verschiedenen Stadttheilen Deutsche Schulen errichten und halten zu können; kaum daß sie die eine unentbehrliche Knaben- und die eine Mädchen-Klasse in St. Marcel mit größter Mühe und Noth eröffnet und gepflegt hat; die Knabenklasse seit 10 Jahren; die Mädchenklasse seit einem Jahre; und daß sie die Franz. Schulen in Etwas unterstützte; zum andern, wenn die Deutsche Mission auch die Mittel hätte, könnte sie doch nicht alle Kinder Deutscher Eltern deutsch unterweisen, weil die meisten, namentlich die hier und im Elsaß geborenen Kinder, dem Einfluß der leichtern Franz. Umgangssprache zu sehr unterworfen sind, und weil es für die, welche hier bleiben, ein Geschäft oder Handwerk erlernen wollen, unerläßlich ist, daß sie die Französischen Schulen besuchen. Diese Schulen stehen natürlich unter der Inspektion der Pastoren und auch die Lehrer gehören oder schließen sich der Augsb. Confession an. Die Uebelstände, welche durch die Sprachverschiedenheit in vielen Deutschen Familien veranlaßt werden, sind freilich oft recht trauriger Art, denn die Eltern können das Französische nicht so schnell, oft gar nicht das Geringste davon fassen, während die Kinder die Aussprache des Deutschen gänzlich verlieren und arge Mißverständnisse, Mißverhältnisse, sonderlich der Kinder zu den Eltern, Spaltung und Abneigung sogar sind natürliche Folgen. Das sind aber unausweichliche Nachtheile der Fremde. Auf diese Weise greift denn das Deutsche und Französische Kirchen- und Schulleben ineinander und dienen einander zu beiderseitigem Segen. Die Eltern werden von der Deutschen Kirche und Mission gepflegt und die Kinder zum größten Theil von der Franz. Kirche Augsb. Confession. Weil der Zuzug von Deutschen ein ununterbrochener ist, so wird auch ein solches Verhältniß mehr als vorübergehende Bedeutung haben.

Wie schon angedeutet werden wöchentlich acht Deutsche Predigten, resp. Erbauungsstunden in Paris und nächster Umgebung gehalten, von diesen nur eine Predigt in einer Kirche. Allen evang. Deutschen in und um Paris dient also nur eine Kirche zum Gottesdienst und diese eine liegt noch dazu so verborgen, rue des Billettes, daß sie selbst von den Suchenden nur mit großer Mühe und oft erst nach

Monaten und Jahren gefunden wird, während sie der Nichtsuchende in zehn und zwanzig Jahren nicht zu sehen bekommt. Wenn man sich dagegen die Franz. Kirche auf dem Gensdarmenmarkt in Berlin denkt, wie augenfällig und einladend sie sich dem Vorübergehenden darstellt, so wird einem Deutschen Kirchenfreund in Paris weh um's Herz. Man wird sich leicht denken können, wie viele Deutsche unter diesen Umständen und in der Stunden lang nach allen Seiten hin sich erstreckenden Stadt, sich entschuldigen mit und ohne Ursach, daß sie der Entfernung halber nicht oder nicht öfter kommen könnten, zumal da sehr Viele Sonntag Vormittags zu arbeiten gezwungen werden, und dann wird es bis 2 Uhr, wo der Hauptgottesdienst stattfindet, zu spät. Namentlich wird darüber auch das heilige Abendmahl, das kirchlich nur da zu begehen ist, von Jahr zu Jahr aufgeschoben und der Genuß endlich ganz aufgegeben, obwohl dasselbe oft und zu verschiedenen Stunden gereicht wird. Das Wort Gottes kann allenfalls an verschiedenen Punkten der Stadt und Umgebung gehört werden, am Tage sowohl als Abends, am Sonntage wie an den Wochentagen. Allein die Lokale, in welchen gepredigt wird, zum Theil Kapellen, zum Theil Schulen, sind begreiflich noch schwerer zu finden, weil sie keine äußere Auszeichnung haben und ganz versteckt gelegen sind; und hat man sie ja gefunden, oder ist herbeigezogen worden, so nimmt man Anstoß an der Unzulänglichkeit, Unbequemlichkeit, Armuth der Leute, welche sich an den Wochenabenden in ihren Arbeitskleidern einfinden, so daß die Meisten nicht zum zweiten Mal kommen. Auch von diesen armen, Abends ermüdeten Arbeitern zwängt sich nicht gern einer in die engen Schulbänke, es sey denn, daß er besondern Hunger und Durst nach Gottes Wort habe. Das gilt besonders von dem Schullokal, welches den vielen, vielen Deutschen im Faubourg St. Antoine seit 16 Jahren als Erbauungsort gedient hat. Seit 16 Jahren schon hat man dort das dringendste Bedürfniß nach einer Deutschen Kirche gefühlt und in den 13 Berichten jedesmal um Abhülfe des Nothstandes gebeten, aber es hat leider bis heute bei dem elenden Schullokal sein Bewenden haben müssen zum Nachtheil der hiesigen Kirche und der Kirche in Deutschland, zum zeitlichen und ewigen Verderben vieler, namentlich junger Deutschen.

Von den großen Schaaren junger Handwerker, Kaufleute, Dienstleute aller Art, die auf kürzere oder längere Zeit zu ihrer Ausbildung, zum Theil auch Gewinnes halber in Paris verweilen, betreten nur eine ganz geringe Zahl derartige gottesdienstliche Lokale zu öftern Malen. Der große Hause ärgert sich sehr an der allerdings anstößigen Unangemessenheit der Räume. Den größten Schaden davon hat Deutschland. Denn für Deutschland ist es von den wichtigsten Interessen, kirchlichen sowohl, als socialen und politischen, gerade diese Leute, welche meist nach Deutschland zurückkehren, für Gottes Wort, kirchliches Leben und christlich geordneten Wandel in Paris zu interessiren und darin zu pflegen nach den verschiedenen Bedürfnissen, wozu auch, besonders für den Anfang, würdige, genügende, gutgelegene Räumlichkeiten sehr viel beitragen. Bekanntlich sind aber, namentlich zur Zeit, die Räumlichkeiten, Grund und Boden so kostspielig, daß ohne kräftigere Handreichung von Deutschland als bisher, selbige weder zu haben noch zu unterhalten sind. Von nirgends her dürfte Deutschland einen größern geistlichen und leiblichen Segen von seinem Geben und Opfern ins Ausland haben, als von denen, welche auf kirchliche und christliche Zwecke zur Pflege der Deutschen in Paris verwendet werden. Die Deutsche Mission könnte schon eine erfreuliche Anzahl namhaft machen,

über deren Bewahrung vor dem zeitlichen und ewigen Untergange und Errettung aus dem gottlosesten Treiben und schnödesten Lastern aller Art sie Gott preisen darf und die sie als dankbare, ordentliche, gottesfürchtige Leute nach Deutschland hat entlassen können, gewiß zu einem nicht geringen Segen für ihre nächste und weitere Umgebung. Von einer guten Zahl hat sie die selige Gewißheit, daß dieselben nach Jahren noch ihr in Paris überkommenes Pfund bewahrt und damit gewuchert haben zur Ehre Gottes und Seines Sohnes, zum Segen ihres Vaterlandes. Die vielen Dankbriefe und auch Geldsendungen sind ihr untrügliche Beweise. Von andern, die in Paris sich niedergelassen haben, oder zu ihrer Ausbildung noch hier weilen, darf sie Dank und brüderliche Handreichung aller Art unmittelbar entgegennehmen und mit ihnen den großen und treuen, gnädigen und barmherzigen Gott und Heiland Jesus Christus, den sie erst hier recht kennen gelernt und lieb gewonnen haben, rühmen, preisen, ehren in gemeinsamen Gesang, Gebet, Predigthören und Sakramentsgenuß. Ja, zur Ehre Gottes darf es die Deutsche Mission laut rühmen, Paris und insonderheit die Deutsche Kirche rue des Billettes, sammt den stillen, unscheinlichen Erbauungslokalen, sind seit 17 Jahren die Geburtsstätten zu dem neuen Leben aus Gott und in Gott für viele Deutsche geworden. Die einsame Stellung in der großen Stadt, die Unkenntniß der Sprache, die Menge der schnödesten Versucher und Aufdringlinge, die Macht und Fülle der Versuchungen, die rückhaltsloseste Gotteslästerung, der unbegränzteste Leichtsinn und Unmoralität, davon sie sich umgeben und bedroht sehen, treibt Manchen, der sonst nicht eben Kirchen- und Pastorenfreund gewesen, sich der Kirche und ihren Dienern anzuschließen. Die Kirche ersetzt ihnen gleichsam die Heimath und die Geistlichen die Eltern. Ihr Rath und Umgang ist ihnen theuer, und das Wort Gottes ihre Freude, ihr Trost, ihr Reichthum, der beste Schatz, den sie mit aus Paris nehmen. — Auch führt die Krankheit, deren die meisten Ausländer bei längerem Verweilen in Paris ausgesetzt sind, sehr viele zum ersten Mal mit Geistlichen zusammen und gerade in der Stunde der Anfechtung wird in Manchem eine bleibende Lust am Herrn und Seinem Lebenswort angeregt. In den zahlreichen Hospitälern, wohin sie als Heimathlose, oder Arme, oder Krüppel zu gehen gezwungen sind oder auch der bessern Pflege halber freiwillig eintreten, findet sie die Deutsche Mission und macht sie mit dem himmlischen Arzt wieder bekannt, und reicht und empfiehlt ihnen die himmlische Arznei, das Wort des Lebens, den Leib und das Blut des Herrn Jesu zur Stärkung des Glaubens und Ueberwindung der Sünde und des Todes. Wirklich sterben auch hin und wieder Etliche in aller Freudigkeit des Glaubens an das vollgültige Verdienst ihres göttlichen Erlösers und werden danach auch christlich zur Erde bestattet zum Theil auf Kosten der Kirche oder der Mission, oder mehrerer Kameraden. Diejenigen, welche geheilt die Hospitäler verlassen, fangen nun an in die Kirche zu gehen und den Umgang ihrer Seelsorger zu suchen, und Etliche halten auch getreulich aus und preisen Gott in Wort und Wandel, darum daß Er sie vom zeitlichen und noch mehr vom ewigen Verderben in Gnaden erlöst hat. An Undankbaren, welche weder durch Ernst noch Güte, weder durch Vermahnung noch durch Bitten zur Buße sich leiten lassen, sondern sich willenlos obgenannten Versuchern und Versuchungen preisgeben, fehlt es leider nicht; ja die bei weitem größte Zahl geht diesen Weg des Verderbens. Viele von diesen, die denn auch als ein Gift und eine Pest für ihre nächste und weitere Umgebung in die Deutsche Heimath zurückkehren,

könnten wohl besser bewahrt seyn und werden, wenn das Gesammtunternehmen der Deutschen Mission bis auf diesen Tag sich nicht so dürftig hätte behelfen müssen und nicht mit den erschwerendsten Umständen zu kämpfen gehabt hätte. Freilich haben die daran Arbeitenden in dieser Niedrigkeit und Gedrücktheit auch viel gewonnen für die eigne Seele, sowie für die Seelen vieler Niedrigen und Gedrückten, die sie vielleicht übersehen haben würden, wenn sie selbst nicht auch niedrig und gedrückt gewesen wären. Der treue Gott, der da wohl weiß und will, was dem Menschen gut ist, hat so der Selbsterhebung dem Gefallen an dem äußern Schein bis jetzt einen Riegel vorgeschoben. Ihm sey Ehre in Ewigkeit! Doch wenn je, so erheischen die derzeitigen Umstände eine Erweiterung des Missionsgebietes, eine Vermehrung der Kräfte und damit auch der Mittel. Die Umstände aber sind diese. Seit einigen Jahren hat man, wie bekannt, an Erweiterung alter und Anlegung neuer breiter Straßen in Paris gearbeitet und wird damit noch fortfahren. In Folge dessen sind sehr viele Häuser niedergerissen, deren Bewohner im Bereich der Stadt nicht alle ein Unterkommen finden und in der sogenannten banlieue ihre Wohnung zu nehmen genöthigt sind. Vor Allen hat dieß die armen Deutschen Handwerker betroffen, die nicht im Stande sind, den in der Stadt gesteigerten Miethszins zu zahlen. Die banlieue aber ist von einem so riesigen Umfang und solcher Entfernung von der Deutschen Kirche, daß es für die Deutsche Mission eine der dringendsten Aufgaben geworden ist, an mehreren Punkten der banlieue in Gemeinschaft mit dem Consistorium der Kirche Augsburgischer Confession Kirchen zu errichten, damit jene verstreuten Gemeindeglieder der Kirche nicht entfremdet werden in Folge der Entfernungen, oder dem katholischen und sektirerischen Einfluß, wie leider schon geschehen ist mit Einzelnen, ausgesetzt werden. Zu dem Ende öffnet einmal das Consistorium gern seine zweite Kirche, in der bis jetzt nur französisch gepredigt ist, auch der Deutschen Predigt; allein es fehlt an dem Prediger, den weder das Consistorium noch die Deutsche Mission zu stellen im Stande ist. In der nördlichen banlieue, d. i. in Montmartre, Lachapelle, Lavillette, wohnen sehr viel verheirathete und ledige Deutsche beisammen, ebenso auch Glieder der Französischen Kirche, denen nun über zwei Jahre in einem engen, allen Störungen ausgesetzten Lokal gepredigt ist, worin auch ihre Kinder noch in einem andern engen Raume unterwiesen worden sind. Dort hat man bereits einen Anfang zur Gründung einer Kirche und zweier Schulen gemacht. Eine veranstaltete Collekte hat bis jetzt an 14000 Frcs. ergeben. Auch der Bauplatz ist angekauft für 40,000 Frs. mit 10,000 Frs. Anzahlung und 3000 Frs. Unkosten. 30,000 Frs. sind demnach zu verzinsen und der Bau selbst ist nicht unter 60,000 Frs. herzustellen, so daß Baustätte, Kirche und Schulen in runder Summe 100,000 Frs. kosten würden. Wenn da nicht kräftig Handreichung gethan wird, so dürfte die Ausführung des schönen und wichtigen Werkes noch lange Anstand haben zum Schaden der Luth. Kirche Frankreichs und Deutschlands. Auch in einem Theile der südlichen banlieue, in Grenelle, ist der Platz zu Kirche und Schule angekauft; doch nicht so theuer als im Norden. Allein auch dieß Werk bedarf zu seiner Vollendung auswärtiger kräftiger Hülfe. Die Luth. Kirche Frankreichs schaut natürlich zuerst nach Deutschland, als nach seiner Mutter; die Kinder nach den Eltern. — Dazu kommt noch, daß die Missionskasse gegenwärtig bei der bereits gemachten Jahresrechnung ein Deficit von 1200 Frs. hat, in Folge der schon getroffenen Erweiterungen der Missionsarbeiten. Da thut Hülfe sehr noth. Die beiden unbemittelten Pastoren, Franzosen von Geburt, die den Deutschen Glaubensgenossen schon große, sehr große Opfer gebracht, viel Mühe und Wege um sie gehabt, sind außer Stande, der Missionskasse auf die Länge derartige Vorschüsse zu machen. Wird ihnen nicht bald geholfen, so sehen sie sich genöthigt, wie 1848, einen ihrer Missionsprediger zu entlassen, was ihnen einen sehr großen Schmerz und den deutschen Evangelischen, insonderheit der Lutherischen Kirche, einen sehr großen Schaden verursachen würde. Der Römischen Kirche, welche eine lebhafte Deutsche Mission unterhält, desgleichen auch den Separatisten aller Art, welche seit einiger Zeit mit Eifer unter den Deutschen Proselyten zu machen angefangen haben, würde so Etwas recht erwünscht kommen. Während es doch die Aufgabe der Luth. Kirche und Mission ist, die Fülle und Reinheit der ihr anvertrauten christlichen Heilslehre allen nicht zu ihr gehörigen Christen und Nichtchristen mitzutheilen, also auf dem Gebiete jener zu missioniren, statt umgekehrt. Die Deutsche Mission in Paris lebt drum auch mit Aufblick zu dem Gott der Wahrheit und Gnade, der guten Hoffnung, das angefangene Werk nicht nur fortsetzen, sondern auch erweitern zu dürfen.

Schließlich noch ein Wort über das sogenannte „Evangelisationswerk im Quartier Saint-Marcel", ohne dessen Erwähnung unser Bericht unvollständig seyn würde. Da der letzte Bericht über dies Unternehmen eine ausführliche interessante Darstellung von seinem Entstehen bis zu seinem gegenwärtigen Standpunkt bringt, so verweisen wir die Leser auf die reichlich ausgetheilten Exemplare und fassen uns hier kurz und wollen nur sagen, in welchem Verhältniß dieß Unternehmen zu obgenannter Mission und zur Kirche steht. Dieselben Personen, welche die Deutsche Mission ins Leben gerufen, haben auch den Grund zu diesem jetzt so umfangreichen und gesegneten Werke gelegt. Mit zehn verlumpten, nothleidenden Buben hat man einen Unterricht in jenem Quartier angefangen; auch eine deutsche Erbauungsstunde in dem Schulzimmer gehalten. Jetzt nach zehn Jahren hat durch Gottes unverdienten Segen dieser armselige Anfang eine höchst erfreuliche, von den Gegnern viel beneidete Ausdehnung gewonnen. In Folge dieser Ausdehnung konnte es die Mission nicht mehr aus ihrer Kasse bestreiten, und in Verbindung mit einigen Gönnern der genannten Anstalt, bildeten die beiden Herren Pastoren, Meyer und Vallette, ein besonderes Comite und eine besondere Kasse zur Unterhaltung dieses Werkes. Nur die Deutschen Schüler und ihre Lehrer, welche in jener Anstalt sich befinden, werden von der Mission unterhalten. Die ganze Anstalt aber mit ihren Schulen, Gottesdiensten und noch andern christlichen Thätigkeiten schließt sich der Kirche Augsburgischer Confession an und dürfte vielleicht bald, wenn die darauf ruhenden Schulden getilgt sind, der Kirche ganz einverleibt werden. Je früher dies geschehen kann, desto besser für die Deutsche Mission in Bezug auf die Kräfte und auf die Mittel. Die Schuld auf Saint-Marcel ist immer noch groß zu nennen.

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz. Druck von Trowitzsch und Sohn.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1857. Mittwoch den 30. December. № 104.

Der Schleiermachersche Rationalismus.

(Schluß.)

Dafür gibt Schleiermacher im J. 1805, also der 37jährige Schl., in seinem Leben einen thatsächlichen Beleg. Wir meinen das durch den Gaß'schen Briefwechsel aufs Neue ins Publikum gekommene Verhältniß zu der Frau des Predigers G. und die zum Zweck einer Verheirathung mit Schl. von dieser betriebene Ehescheidung: eine Geschichte, die der ausschreitendste Verehrer Schl.'s, Prof. Baumgarten, einen „Fehlgriff nennt, indem Schl. sich die Kraft und Festigkeit zugetraut, eine äußerlich bestehende, aber durch inneren Widerspruch zerrissene Ehe als eine in Wahrheit (!) nicht bestehende ansehen und behandeln zu dürfen": die sich also auch hiernach nur erklären läßt (wenn sie doch nicht auf die gemeinsten Motive zurückgeführt werden soll) nicht als ein Fehlgriff, sondern nur als die vollzogene Consequenz der Schl.'schen Eigenthümlichkeitslehre. Denn darin geht Schl. so weit, legt dem eigenthümlich herausgearbeiteten und sich bestimmenden Ich einen solchen überschwänglichen autonomen Werth bei, daß er einmal dort sagt: „seit er das Bewußtseyn der Menschheit gefunden, habe er sich nie selbst verloren; was sie Gewissen nenneten, kenne er so nicht mehr; so strafe ihn kein Gefühl, so brauche ihn keines zu mahnen." Der zu seiner Eigenthümlichkeit Gelangte ist ein Herr auch über sonst geheiligte Ordnung. Jedenfalls erfindet Schl. für die so gepriesene, so auf den Schild gehobene Eigenthümlichkeit kein objektives Maaß oder Correctiv, auch für die christliche, für „die den Bekennern Jesu eigenthümliche Art", nicht. Das beweist auch, wie er sich selbst thatsächlich zu dem dogmatischen Lehrinhalte der heil. Schrift und der gesammten Kirche verhält. Wir erinnern hier nur vorläufig beispielsweise an seine Behandlung der Auferstehung und der Himmelfahrt Christi.

Kurz, man wird uns nicht abstreiten dürfen, Schl. hat den dogmatisch abzuleitenden oder zu erhebenden christlichen Lehrstoff in eine Region verlegt, die, wenn sie auch nicht die der ordinären menschlichen Vernunft, doch des, zwar innerhalb eines gewissen Kreises, aber nach der Eigenthümlichkeit different, daher schwankend bestimmten menschlichen Selbstbewußtseyns ist, also immerhin mit der Vernunft in einem enge gebundenen unvermeidlichen Zusammenhang steht. Und nicht bloß formell ableitend, wie Schl. selbst fordert, wird dabei die Vernunft in steter Mitwirkung seyn, sondern auch bei dem Akt der unmittelbaren frommen Gefühlsbestimmung wird man sie nicht in völligen Ruhestand versetzt denken dürfen, selbst wenn man das Schl.'sche Religionsgefühl in seiner Dignität als eigentliche Erzeugungs- und Wohnstätte der Frömmigkeit anerkännte. Denn immer ist doch seine Bestimmtheit, weil in Beziehung auf und in Veranlassung durch die von Jesu vollzogene Erlösung, eine vermittelte, eine durch das Mittel der Erziehung, des Unterrichts, der Predigt überkommene, mithin in ihrer Bildung von der Thätigkeit der Vernunft begleitete. Der rationalistisch Gerichtete, auch wenn er die Schl.'sche Grundansicht vollkommen theilte, wenn er die unmittelbare Innerlichkeit als eigentlichen Heerd seines frommen Lebens anerkännte und ihr gemäß seine Glaubenslehre gestalten wollte, würde ganz gewiß in Aufnahme der frommen Verkündigung immer erst seine „Vernunft" zu Rathe ziehen, und als nicht dahin gehörig, als nicht einen Bestandtheil der frommen Verkündigung ausmachend ausscheiden, was sich mit ihren An- und Aussprüchen nicht reimte. Gibt doch Schl. dazu selbst das Exempel.

Wir wollen zunächst an Einiges aus seinen Predigten erinnern. Wenn er das Evangelium von den Gergesenern behandelt (Mt. 8, 28 ff.), so ist es „ein allgemeiner Sprachgebrauch damaliger Zeit, nach welchem alles Unselige und Drückende, dessen Ursache nicht in die Augen fiel oder nicht leicht zu erkennen war, unmittelbar auf den Fürsten des Bösen zurückgeführt wurde"; so antwortet der Besessene „auch nur im Namen des bösen Geistes: ich heiße Legio, denn unserer sind viele, — in dem Bewußtseyn nämlich der vielfältigen Verwirrungen des Geistes, u. s. w."; so weiß er von dem „Letzten, was die Besessenen, in dem Augenblick, wo ihrem unglücklichen Zustand ein Ende gemacht wurde, noch zum Nachtheil der Gergesener thaten" (der Text sagt: „und fuhren — die Teufel — in die Heerde Säue"). — Wenn er nach Röm. 14, 23 das Thema behandelt, „Was nicht aus dem Glauben kommt, ist Sünde", wird gesagt: „Darum heißt es, durch den Glauben wissen wir, daß die Welt nur durch das Wort, durch dasselbige, was wir in uns wahrnehmen, und nur durch dasselbe besteht (das: aus Nichts geworden, wird als unbequem ignorirt); darum ist der Glaube eine feste Zuversicht auf das Zusammenstimmen, auf das Gelingen, welches man nicht sieht" u. s. w., wie denn diese ganze Predigt ein charakteristischer Beitrag zu dem Schl.'schen Glaubensbegriff ist. — Wenn er — worauf auch Strauß aufmerksam gemacht hat — von der „Kraft des Gebetes" handelt,

so heißt es, wir erfüllen unser Gemüth mit nichtigen und nachtheiligen Erwartungen, „wenn wir die Erfüllung unserer Wünsche für den Endzweck des Gebetes halten"; so bittet der Prediger ernstlich, „ja nicht zu glauben, daß um des Gebetes willen geschehe, was man bitte", — — „nur aufhören soll es machen, mit Heftigkeit nach dem Besitz eines irdischen Gutes verlangen, oder die Abwendung eines Uebels wünschen" u. s. w. Das ist seine „Wirkung." Aber von denen, „welche sich rühmen, daß sie anhalten können im Gebet, daß sie nicht müde werden, Gott zu bitten, er wolle dieses oder jenes herbeiführen, ist der Geist der wahren Gottesfurcht noch fern." Und „mit leichtem Herzen wollte der Redner sie alle verschwinden sehen diese Stundengebete und Formeln, wie rein sie auch seyn mögen von abergläubischen Meinungen, und wieviel Bezug auch darin seyn mag auf Sittlichkeit und Pflichterfüllung. Ein herzerhebender Gedanke an den Schöpfer, wenn unser Auge auf seine Werke gerichtet ist mitten unter den stillen Freuden, die wir aus seiner Schöpfung genießen u. s. w. u. s. w.: das ist das wahre Gebet." — Daß das Rationalismen sind nach der Weise, daß ignorirt oder umgedeutet wird, was mit der einmal und von vornherein festgestellten Raison nicht stimmt: das brauchen wir nicht weitläuftig zu beweisen. Aber auch die sonstige Art oder Unart des Rationalismus, dem wichtigsten evangelischen Inhalt eine triviale, mindestens außerhalb des eigentlichen Gegenstandes liegende Seite abzugewinnen, findet sich hier sublimirt. So, wenn nach Joh. 4 „das Verfahren des Erlösers in seinem Gespräch mit der Samariterin" behandelt, und als merkwürdig hervorgehoben wird 1. „wie der Erlöser von einem ganz gewöhnlichen Vorfall ausgehend seinem Gespräch mit einer ihm ganz unbekannten (? obgleich er wußte, wieviel Männer sie gehabt ꝛc.) Person die Richtung zu geben weiß auf die höchsten Wahrheiten seiner Lehre"; 2. „wie sich der Erlöser über das Verhältniß zwischen den Juden und Samaritern erklärt"; 3. „das offene Bekenntniß Christi: Ich bin's, der mit dir redet": wovon u. A. die Anwendung gemacht wird: „Auch wir leben in einer Zeit, wo Mancher oft nicht gern sagt, wer er ist, wo man denen, die es wissen, verbietet, es zu verbreiten" u. s. w.

Aber noch wichtiger und schneidender sind die dogmatisch ausdrücklich festgestellten und systematisirten. Es ist allbekannt und wir haben es bereits im Vorbeigehen berührt, wie die Thatsachen der Auferstehung und Himmelfahrt Christi behandelt werden. Obgleich der Apostel Paulus, der doch in Betreff des Ereignisses gar nicht in der gleichen Lage mit den übrigen Jüngern ist, einen besonderen Ton darauf legt, „zu erkennen Ihn und die Kraft seiner Auferstehung" (Phil. 3, 10); obgleich derselbe Apostel bekennt und lehrt, daß Christus „um unserer Gerechtigkeit willen auferweckt worden" (Röm. 4, 25); obgleich sämmtliche Apostel es ausdrücklich zu ihrer besonderen amtlichen Funktion rechnen, Zeugen der Auferstehung Christi zu seyn, und außerdem noch eine ganze Reihe dahin zielender Aussprüche im N. T. vorkommen*); und obgleich auch, doch in geringerem Maaße, auf die dogmatische Bedeutung der Himmelfahrt hingewiesen wird (z. B. Joh. 14, 2. Hebr. 6, 20. Ephes. 2, 6 u. a. m.): so lehrt dennoch Schl.: „die Thatsachen der Auferstehung und der Himmelfahrt Christi, sowie die Vorhersagung von seiner Wiederkunft zum Gericht, können nicht als eigentliche Bestandtheile der Lehre von seiner Person aufgestellt werden" (der chr. Gl. §. 99); und so erklärt er näher in seinen Predigten: „Wenn wir die Reden der Apostel erwägen, wie sie seit dem Tage der Pfingsten das öffentliche Zeugniß von dem Evangelium ablegten, — — wenn sie ihren Zuhörern, so müssen wir wohl denken, eben diese Kraft seiner Lehre, eben diese Fülle seiner wundervollen Wohlthaten gegen alle Leidende in seinem Volke, auch ganz abgesehen von seiner Auferstehung, recht vor Augen gemalt und ins Gedächtniß zurückgebracht hätten; wenn sie die innere Stimme des Gewissens recht erweckt hätten durch die Kraft des Wortes: würden sie es nicht doch ebendahin gebracht haben, daß die Herzen der Menschen zerknirscht worden wären, wenn sie sich auch nur erinnern konnten an den Getödteten und nicht an den Auferstandenen? Würde nicht die Ueberzeugung, es müsse wohl Wahrheit seyn, was diese verkündigen, sich ihren Zuhörern dennoch aufgedrängt haben, auch ohne die Auferstehung des Herrn? Wir können nicht anders glauben." — Ebenso bekannt ist die Stellung, die Schl. zu der Lehre vom Teufel nimmt. Indem er sagt, daß über die Existenz des Teufels in der Glaubenslehre ebenso wenig etwas zu bejahen, als zu verneinen sey: ist er gleichwohl auf die gezwungenste Weise bemüht, alle lehrhaften Aussagen der Schrift über den Teufel, insbesondere aus dem Munde Christi selbst, als nicht-lehrhafte darzustellen, indem er dabei Christum und die Apostel, in der Weise der rationalistischen Akkommodationstheorie nur der gangbaren Volksvorstellungen sich bedienen läßt und zugleich als Grund vorgibt, „die Vorstellung vom Teufel, wie sie sich unter uns ausgebildet habe, sey so haltungslos, daß man eine Ueberzeugung von ihrer Wahrheit Niemand zumuthen könne." (Vgl. Ev. K. Z. 1853. Nr. 74 ff., wo dies näher ausgeführt ist.)

Sehen wir also auf diese Beispiele zurück, so sind die Anklänge an das gemeine Verfahren des Rationalismus in wichtigen Punkten deutlich genug. Setzt der Rationalismus einen voraus gebildeten Kanon als entscheidend über Auffassung und Gültigkeit einer christlichen Lehrvorstellung: Schl. thut dies auch. Scheut sich der Rationalismus nicht, jenem Kanon zu lieb die gezwungensten Umdeutungen und Verdrehungen des Schriftwortes vorzunehmen, Schl. bleibt darin nicht zurück.*) Weist der ra-

*) Wir verweisen für diesen besonderen Punkt auf die ganz hierhergehörige Schrift: G. Reich, die Auferstehung des Herrn als Heilsthatsache mit besonderer Rücksicht auf Schleiermacher ꝛc. 1845; insbesondere S. 86 ff.

*) Wir tragen als signifikantes Beispiel hier noch die Erklärung des Wortes Luk. 23, 43 nach: „Indem der Erlöser heute sagt, hat er gewiß seine Verheißung nicht auf irgend einen Zeitraum beschränken wollen, wie das Wort in seinem gewöhnlichen Gebrauch einen solchen bedeutet, und er hat ebenso wenig ein Ende als einen Anfang zu bezeichnen beabsichtigt, sondern nur die unmittelbare Gegenwart: Jetzt und immerdar währt das Heute, zu welchem er sich denen verpflichtet, die ihn bekennen" u. s. w. (Festpredigten, S. 222.)

tionalistische Kanon auf das eigene Innere des religiösen Subjektes, und vindicirt den autonomen, eigentlich willkürlichen Bewegungen desselben Raum und Angemessenheit vor dem Gegebenen, Feststehenden, Angeordneten und Geschichtlichen: Schl. ist noch entschiedener darin. Hat der Rationalismus die principielle Richtung von der Kirche und ihren Anordnungen und Festsetzungen hinweg auf das Allgemein-Religiöse: bei Schl. fehlt sie auch nicht. Und endlich empfängt auch die rationalistische Kritik bei Schl. ihren sehr merklichen Zoll. Wir wollen hier ganz D. Strauß reden lassen: „Die Schl.'n nachgerühmte Gabe (sagt dieser, Charakt. u. Kritiken, S. 47), sich das Erzählte in seinen einzelnen Momenten innerlich zur Anschauung zu bringen, hat ihn bisweilen auf Abwege gelenkt. An sich schon ist diese Richtung — als Bestreben wenigstens, wenn auch nicht ebenso als Gabe — den rationalistischen Schrifterklärern mit ihm gemein: und so hat sie auch bei ihm manche ans Rationalistische streifende Deutungen neutestamentl. Erzählungen zuwege gebracht. Wenn er in der Schrift über den Lukas ausfindig machen will, ob der Gewährsmann einer Rede im günstigen oder ungünstigen Winde gestanden; ob die Geschichte von den Vorfällen in der Geburtsnacht Jesu ursprünglich von Maria und Joseph oder den Hirten ausgegangen; daß der Erzähler eines anderen Vorganges wahrscheinlich nach dem Anlanden noch beim Schiffe beschäftigt, um den Anfang gekommen sey: so sind dies offenbar Verirrungen nach der bezeichneten Seite hin; so sehr übrigens Schl. selbst „eine unerfreuliche Geschicklichkeit" darin findet, „Erzählungen, die wir offenbar nicht aus der ersten Hand haben, mit rationalistischer Genauigkeit erklären zu wollen." Was dergleichen nun für eine allgemeine Ansicht von der heil. Schrift und ihrer Entstehung voraussetzt, darauf weisen wir hier nur beiläufig hin; und gehen nun in dieser Erörterung einen Schritt weiter.

Wir haben bisher auf Schl.'schen Rationalismus geklagt, aber wir haben auch schon ausdrücklich aufmerksam darauf gemacht, daß wir nicht von gewöhnlichem Rationalismus zu reden gemeint sind. Es ist ein in seiner Grundlage und Ausführung, wie in seinen Resultaten von dem ordinären wesentlich verschiedener Rationalismus, der sich bei Schl. findet. Dazu kam Schl. zu sehr von wirklicher christlicher Frömmigkeit her („Frömmigkeit, sagt er in den Reden über die Religion, war der mütterliche Leib, in dessen heiligem Dunkel mein junges Leben genährt wurde, mein Geist athmete, ehe ꝛc."), war ein viel zu reicher und umfassender Geist und hatte viel zu sehr das Bedürfniß, den Erscheinungen des Lebens nahe und auf den Grund zu kommen, als dies innerhalb des gewöhnlichen Rationalismus möglich ist. Schl. hatte zu viel Inhalt und diesen Inhalt zu sehr als einen idealen, Gott-vollen, als daß er dafür mit den ordinären und abstrakten Faktoren des landläufigen Rationalismus hätte auskommen können. Er mußte die Sache auf einen anderen Fuß stellen, und dieser Fuß mußte ihn ebenso über die Region der herrschenden Religiosität, eigentlich Irreligiosität, hinausführen, als er ihn dennoch auf dem allgemeinen Boden, bei der allgemeinen Signatur der Zeit festhielt. Schl. hat auf eine höchst merkwürdige, unendlich gewandte Weise Christenthum und Zeitgeist mit einander zu vereinigen, jenes aus oder mit diesem zu construiren gewußt. Das sagt im Grunde auch, nur mit anderen Worten, sein schon genannter neuester Lobredner, wenn er schreibt*), in dem unwiderstehlichen Drang seines inneren Triebes sey Schl. hinausgegangen in die ganze Fülle und Mannigfaltigkeit des Weltlebens und des Weltbewußtseyns — — und habe auf den Wogen des Weltmeeres (!) denselben Heiland gefunden — — aber als den nunmehr im innersten, eigenen, selbstbewußten Lebensgrund heilig und lebendig Waltenden und zugleich in unerreichbarer Majestät ewig im Himmel Thronenden; das sey nun wiederum das Princip der reinen Innerlichkeit — — und Schl. habe dasselbe mit eben dem Namen benannt, den wir als einen heiligen von Paulus und Luther her verehrten, er nenne es die Rechtfertigung aus dem Glauben — —; und es sey dieses Zeugniß in dem Munde Schl.'s die treueste und beglaubigtste Uebersetzung des Paulinischen Bekenntnisses in die Sprache unserer Gegenwart." Und auch in Betreff eines anderen Punktes möchten wir uns auf eine sogleich folgende Bemerkung B.'s berufen. „Wer, sagt er, in der Dogmatik und Predigt Schl.'s das große apostolische Zeugniß erkannt habe, dem werde es auch möglich werden, dasselbe in den Reden und in den Monologen, freilich in anderer Gestalt, aber in einer recht eigentlich dem modernen Bewußtseyn zugewendeten Gestalt wiederzufinden." Gewiß, Schl. ist derselbe von Anfang bis zu Ende, wenn auch am Ende in einer von dem Anfang verschiedenen Wendung. Darum wird es aber auch erlaubt, ja es muß geboten seyn, um die eigenthümliche Schl.'sche Grundlage recht kennen zu lernen, auf seine ersten Schriften, vor seiner Glaubenslehre, zurückzugehen. Indem wir daher Schl.'n einen anderen, als den gewöhnlichen Rationalismus vindiciren, und indem Schl., was er auf dem religiösen Gebiete gedacht und ausgeführt hat, in eigenthümlicher wohlzusammenhängender Weise, sowie auf einer ganz bestimmten Grundlage, gedacht und construirt, haben wir nun die Aufgabe, diese Grundlage und jene Weise aus seinen Schriften kennbar ausfindig zu machen.

Wir gehen dabei von einem, das Specifische des Christenthums beschreibenden, schon einmal berührten Satze der Glaubenslehre aus. Das ist der Satz (§. 11), daß „das Christenthum sey eine der teleologischen Richtung der Frömmigkeit angehörige monotheistische Glaubensweise, und sich von anderen wesentlich dadurch unterscheide, daß Alles in derselben bezogen werde auf die durch Jesum von Nazareth vollbrachte Erlösung", das Christenthum ist Erlösungs-Religion vorzugsweise („nur durch Jesum und also nur im Christenthum ist die Erlösung der Mittelpunkt der Frömmigkeit geworden"); die Stellung der

*) Baumgarten, Prot. Warnung und Lehre, II. S. 135.

Erlöser-Person daher von der anderer Religionsstifter specifisch verschieden, das Christenthum von Christo unabtrennbar. Das ist der, für das eigenthümliche Gepräge der christlichen Glaubensweise aufgestellte normirende Grundgedanke. „Auf den Beweis für die Wahrheit oder Nothwendigkeit des Christenthums wird dabei ausdrücklich verzichtet, und vorausgesetzt, daß jeder Christ, ehe er sich irgend mit Untersuchungen dieser Art einlasse, schon die Gewißheit in sich selbst habe, daß seine Frömmigkeit keine andere Gestalt annehme, als diese." (§. 11, 5.) Daß es andere Gestalten der Frömmigkeit außer und neben dem Christenthum, wenn auch nicht von gleicher, doch verhältnißmäßiger Dignität, nämlich als sonst berechtigte Frömmigkeits-Gestalten, auch gebe, wird also hier weder ausdrücklich, noch als Consequenz des obigen Grundsatzes ausgeschlossen. Eine Bejahung jener Position wäre nach der Glaubenslehre immerhin möglich. Sehen wir uns also anderwärts um.

Wir finden Aufschluß in den „Reden". Sind hiernach „das Verderben und die Erlösung, die Feindschaft und die Vermittelung die beiden unzertrennlich mit einander verbundenen Grundbezeichnungen der christlichen Empfindungsweise und durch sie die Gestalt alles religiösen Stoffes im Christenthum und dessen ganze Form bestimmt"*), treffen wir also hier die gleiche Beschreibung, wie in der Glaubenslehre: so wird aber auch kurz darauf**) gelehrt: „Mit diesem Glauben an sich selbst, wer mag sich wundern, daß er gewiß war, nicht nur Mittler zu seyn für Viele, sondern auch eine große Schule zu hinterlassen, die ihre gleiche Religion von der seinigen ableiten würde — — —. Aber nie hat er behauptet, der einzige Mittler zu seyn, der Einzige, in welchem sich seine Idee verwirklicht, sondern Alle, die ihm anhingen und seine Kirche bildeten, sollten es mit ihm und durch ihn seyn. Und nie hat er seine Schule verwechselt mit seiner Religion, als sollte man um seiner Person willen seine Idee annehmen; ja er mochte es dulden, daß man seine Mittlerwürde dahingestellt seyn ließ, wenn nur der Geist, das Prinzip, woraus sich seine Religion in ihm und Anderen entwickelte, nicht gelästert ward; und auch von seinen Jüngern war diese Verwechselung fern. Schüler des Täufers, der doch in das Wesen des Christenthums sehr unvollkommen eingeweiht war, wurden von den Aposteln ohne Weiteres als Christen angesehen und behandelt. — — Und noch jetzt sollte es so seyn; wer von demselben Hauptpunkt mit seiner Religion ausgeht, ist ein Christ ohne Rücksicht auf die Schule, er mag seine Religion historisch aus sich selbst, oder von irgend einem Anderen ableiten" u. s. w. Ist aber Christus nicht einmal der einzige an seinem Platze, so wird es noch weniger an anderen Religionen neben der seinigen fehlen. Ja, dies ist eine ausdrückliche Forderung in den Reden. Das liegt in dem Wesen der Religion. Ist nämlich „die ganze Religion nichts Anderes, als die Gesammtheit aller Verhältnisse des Menschen zur Gottheit in allen möglichen Auffassungsweisen, wie Jeder sie als sein unmittelbares Leben inne werden kann — —: so kann die ganze Religion unmöglich anders vorhanden sein, als wenn alle diese verschiedenen Ansichten jedes Verhältnisses, die auf solche Art entstehen können, auch wirklich gegeben werden; und dies ist nicht anders möglich als in einer unendlichen Menge verschiedener Formen, deren jede durch das verschiedene Prinzip der Beziehung in ihr hinreichend bestimmt, und in der von jeder dasselbe religiöse Element eigenthümlich modificirt ist, das heißt, welche sämmtlich wahre Individuen sind" (a. a. O. S. 364 f.). Und um sogleich diesen Punkt noch in einer anderen Richtung zu erledigen, so nennen es die Reden (S. 91) „einen wunderlichen Gedanken von einer Allgemeinheit einer Religion und von einer einzigen Form zu wissen, zu welcher sich alle anderen verhielten, wie falsche zur wahren — —; unmittelbar in der Religion sei Alles wahr; denn wie könnte es sonst geworden sein? unmittelbar aber sey uns, was noch nicht durch den Begriff hindurch gegangen sey, sondern rein im Gefühl erwachsen. Alles, was sich irgendwo religiös gestalte, sei gut: denn es gestalte sich ja nur, weil es ein gemeinschaftliches höheres Leben ausspreche. Aber der ganze Umfang der Religion sey ein Unendliches und nicht unter einer einzelnen Form, sondern nur unter dem Inbegriff aller zu fassen." Schl. spricht sich hier deutlich und verständlich genug aus, und wenn auch der spätere Schl. in den Anmerkungen zur dritten Ausgabe der Reden seinen besonders auffallenden Behauptungen eine etwas unverfänglichere Wendung zu geben versucht, so mag dies in anderem Interesse, aber gewiß nicht in dem Geist und der Anschauung gelegen haben, aus denen die Reden entstanden und die bei Schl. die gleichen bis zu Ende geblieben sind. Er müßte sonst ganz anders retraktirt haben; eine Grundanschauung, ein sehr bestimmter philosophischer Standpunkt aber ist es allerdings, von dem der ganze Schl., auch der Theologe, ausgeht. So wenig er es in der Glaubenslehre Wort haben will. Wie könnte er denn auch sonst zu so ganz eigenthümlicher, in sich wohl zusammenhängender Darstellung kommen, als auf einem wohl erwogenen, durch alles hindurchgeschauten Grundaxiom? Welches aber dies ist, darüber geben schon die Reden und nachher auch in einer anderen Richtung die Monologe Aufschluß. Aber wir müssen zu dem Behuf ein wenig in die philosophische Bewegung seiner Zeit hineinsehen.

*) Reden, S. 408 (3. Ausgabe).

**) a. a. O. S. 419 ff.

Schleiermacher schloß sich zunächst an Fichte und die romantische Schule an. Jener, wie diese, hat es wesentlich mit dem Ich zu thun. Aber nicht mit dem empirischen, einzelnen. Von diesem muß abstrahirt werden, um zu dem Begriff des Ich oder des reinen Selbstbewußtseyns zu gelangen. Aber dieses ist dann auch Prinzip alles Wissens; alles Wissen nur eine Entwickelung des Ich's. Das Ich hat Alles in sich auf- und zurückgenommen; und indem es sich selbst fortwährend setzt und producirt, ist es ebenso der Grund seiner selbst, als außer ihm Nichts.

Beilage.

Die Welt, das objektive Seyn wird verflüchtigt. In diesen Standpunkt setzt die Romantik ein. Ihr ist das Subjekt in sich selbst unendlich, seine eigene selbstständige Welt. Aber eben darum entgeht ihr die wirkliche Welt; ja zuletzt in F. v. Schlegel ist „das reine Sichwissen die gegenwärtige Unendlichkeit, und alles Bestimmte nur endlicher verschwindender Schein des Ichs." Kurz, weder bei Fichte, noch in der Romantik ist das Verhältniß von Subjekt und Objekt, von Ich und Nicht-Ich, um dessen Bestimmung sich der ganze philosophische Kampf der Neuzeit dreht, genügend gefunden, das Objekt kommt in aller Weise zu kurz.

Das war die Bemerkung, von der Schl. ausging. Er läßt sich durch das Ungenügende des subjektiven Idealismus den Weg zur wirklichen Welt wieder zeigen; aber er kommt doch von jenem her, er setzt doch in jene subjektivistische Richtung ein. Das ist Eines, was wir hier wohl zu merken haben; die überschwänglichen Vorstellungen von dem Ich, vor dem Nichts Werth und Geltung, außer dem aus ihm selbst Erzeugten, hat, finden sich auch bei ihm, wir werden sogleich noch einmal darauf zurückkommen. Aber wie kommt nun Schl. darüber hinaus? Hier bietet sich ihmSpinoza dar, der „heilige verstoßene" (Reden, S. 68; 4. Ausg. S. 47), dessen Begriff der „Substanz", die vor Allem seyend, Allem zu Grunde liegend, Subjekt wie Objekt in unterschiedloser Indifferenz in sich trägt, scheint ihm ganz geeignet, dem „zum nichtigen Schattenbild des an sich leeren Ich herabgewürdigten Universum" wieder zu rechter Anerkennung zu verhelfen, das Universum ist, und „das Zusammentreten des allgemeinen Lebens mit einem besonderen, die unmittelbare heilige Vermählung des Universums mit der fleischgewordenen Vernunft zu schaffender, zeugender Umarmung" ist es, aus der alles Leben und Bewußtseyn hervorgeht (a. a. O. S. 73). Das ist ein Schl.'scher Fundamentalsatz, den er niemals aufgegeben hat, auf den also wohl zu achten ist, von dem er auch zur Beschreibung der Religion kommt. Denn, sagt er (Reden S. 82), „das Universum ist in einer ununterbrochenen Thätigkeit, und offenbart sich uns jeden Augenblick. Jede Form, die es hervorbringt, jedes Wesen, dem es nach der Fülle des Lebens ein abgesondertes Daseyn gibt, jede Begebenheit, die es aus seinem reichen, immer fruchtbaren Schooße herausschüttet, ist ein Handeln desselben auf uns, und in diesen Einwirkungen und dem, was dadurch in uns wird, alles Einzelne nicht für sich, sondern als einen Theil des Ganzen, alles Beschränkte nicht in seinem Gegensatz gegen Anderes, sondern als eine Darstellung des Unendlichen in unser Leben aufnehmen und uns davon bewegen lassen, ist Religion. — — Das Ein und Alles der Religion ist, Alles im Gefühl uns Bewegende in seiner höchsten Einheit als Eins und dasselbe zu fühlen, und alles Einzelne und Besondere nur hierdurch vermittelt, also unser Seyn und Leben als ein Seyn und Leben in und durch Gott. — — Aus zwei Elementen besteht das ganze religiöse Leben, daß der Mensch sich hingebe dem Universum und sich erregen lasse von der Seite desselben, die es ihm eben zuwendet, und dann, daß er diese Berührung, die als solche und in ihrer Bestimmtheit ein einzelnes Gefühl ist, nach innen zu fortpflanze und in die innere Einheit seines Lebens und Seyns aufnehme; und das religiöse Leben ist nichts Anderes, als die beständige Erneuerung" dieses Verfahrens (a. a. O. S. 82. 84. 100). Halten wir hierbei ein wenig inne.

Wir haben gesehen, von welchen Anregungen und von welchem bestimmten Interesse Schl. in seiner gesammten Denkweise ausgeht. Es ist eine wesentlich philosophische Bewegung, in der er begriffen ist; ihre Korrektheit lassen wir hier ungeprüft. Aber darauf legen wir den Finger, daß er in und von dieser, oder wie er näher zur Auffassung der Religion kommt. Diese entsteht ihm aus der Berührung, Einwirkung des Universums auf und mit dem Ich. Sich dieser in seinem Inneren in allen Momenten bewußt seyn und sich davon bestimmen lassen, heißt religiös sein. Religion ist primitiv und schlechthin Gefühl des Unendlichen. Das Unendliche oder das Universum wird aber darin in seinem reinen Ansichseyn gesetzt, vor und über aller bestimmten und besonderen Vorstellung. Diese ist nur das Hinzukommende, und kann verschieden seyn, ohne daß damit der Frömmigkeit Eintrag geschieht. Diese ist aber ein unmittelbares Verhalten und Verkehren in einer Sphäre, in der keine Trübung vorkommt. Der Weg des Universums zu dem Ich ist überall ein ungehemmter. Die Religion ist etwas dem Ich ursprünglich Angethanes, dessen es sich durchaus nicht entäußern kann; irreligiös ist eigentlich kein Mensch; die Religion ist das Naturelle. Aber hiermit ist nun auch — haben wir den Schl.'schen Sinn recht getroffen — über die eigentliche Dignität dieser Religion entschieden. Sie ist die Religion vor der Religion, die Vor- und damit Nochnicht-Wirklichkeit der Religion, die bloße allgemeine Nöthigung, Sollicitation derselben. Denn so gewiß das Universum, das Unendliche, das Absolute das Endliche, Einzelne einschließt, in dasselbe übergeht, sich darin abbildet, so wäre diese Kommunication keine, oder eine bloß infusorische, ein bloßes unterschiedloses Ausströmen und Verschwimmen, wenn sie bei sich selbst stehen bliebe, wenn sie sich nicht in sich selbst reflektirte, eine Geschichte hätte. Aber das Schl.'sche Absolute bringt es so weit nicht. Gott ist — um biblisch-theologisch zu reden — darin nicht als der Lebendige gesetzt. Desto mehr Leben fällt aber umgekehrt in das Individuum, das fromme Ich. Diese Partie wird in den Monologen verhandelt.

Auch hier tritt Schl in gegensätzliche Entwickelung zu der Fichte'schen Philosophie. Ist nach Fichte das Ich erst dann zu sich selbst gekommen, wenn es sich über seine ganze zufällige Be-

sonderheit hinaussetzt, sich zum Gedanken des reinen Selbstbewußtseyns, der unendlichen Allgemeinheit erhebt, und sind hier alle Menschen wesentlich identisch: so macht Schl. dem gegenüber vielmehr die Eigenthümlichkeit geltend. Jeder ist, auf Grund der unendlichen Allgemeinheit zugleich zu einem Bestimmten prädestinirt: das erst macht sein Wesen und seinen Werth, wie es auch die Grundforderung ist. Sich aus sich selbst als dieser bestimmte herauszusetzen, Ich als Ich, oder eigenthümlich in Allem zu sein, und dies für die absolut gesetzte Ordnung anzusehen; das ist nach Schl. das letzte und höchste Ziel. Und wie weit darin Schl. geht, wie er dies praktisch verstanden hat, haben wir bereits oben gesehen. Zu der Unterschätzung des Absoluten kommt die Ueberschätzung des einzelnen Ich. Und das macht sich auch durch die ganze Schl.'sche Theologie hindurch geltend. Das ist der eigenthümliche Kanon, der an betreffenden Orten zum baaren Rationalismus hindurchbricht, ja der in der Schl.'schen Energie, wie in der Erschlaffung seiner Nachtreter, noch bedenklichere Resultate in seinem Gefolge hat.

Wie Schl. den dogmatischen Lehrinhalt aus dem fromm erregten Selbstbewußtseyn des theologischen Subjectes sich reconstruiren läßt, davon haben wir bereits geredet, und die Bemerkung daran geknüpft, daß das ohne ein Mitreden der individuellen Vernunft nicht leicht statthaben werde. Aber hier sehen wir nun, von welchem Princip her Schl. zu dieser dogmatischen Reconstruction kommt. Es ist wirklich das Ich, auf dem dabei der ausdrückliche Ton liegt. Nur als dessen eigenthümliche Bestimmtheit, und soweit sie als diese nachgewiesen sind, sind die christlichen Glaubenslehren wirklich solche, haben sie Bestand und Geltung. Wovon sich das Individuum nicht eigenthümlich religiös oder fromm afficirt fühlt, was es nicht als einen wesentlichen Bestandtheil seiner Frömmigkeit in sich aufgenommen hat und weiß: das hat auch kein Recht, als Lehrsatz in die christliche Glaubenslehre aufgenommen zu werden. Daß dabei das Ich als christlich-bestimmtes, weiter hinauf als unter christlicher Einwirkung Gewordenes, vorausgesetzt wird: das ist um so weniger von Bedeutung, als ja doch nur aus dem frommen Ich, oder Selbstbewußtseyn, der lehrhaft wirksame Faktor hergestellt werden soll und hergestellt zu werden nur durch die ausdrückliche Bejahung des Ich ein Recht hat. Das Ich, die religiös-erregte Innerlichkeit, ist überall die bestimmende Fundgrube, die Ableitungsquelle, auf die zurückgegangen werden muß, wenn von christl. Dogmen die Rede seyn soll. Und hiermit trifft Schl. mit einer sehr bestimmten und bekannten Zeitrichtung zusammen — in einer Weise, um deren willen ihn sein schon mehrfach genannter Lobredner nicht hoch genug erheben kann. Diese Innerlichkeit, oder anders geredet das liebe Ich, ist die allerempfindlichste Seite der Zeit, und um so heikler anzutasten, als ja wirklich in das Innerste einzugehen, das Innerste zu bewegen und umzuschaffen der wesentliche Anspruch des Christenthums ist und nichts ihm ferner liegt, als sich auf irgend einem Punkt mit der bloßen Aeußerlichkeit zu begnügen. Aber welches ist nun eigentlich, korrekt bestimmt, die Stellung dieser Innerlichkeit zu dem Christenthum, als doch immer schon vorher daseyenden geschichtlichen Erscheinung in ihren Fundamenten und zugehörigem Kreise? Das ist die Frage, die zu erledigen ist, auf die aber Schl. weder in der Dogmatik, noch sonst auch nur hinzielt, die gar nicht auf seinen Wegen liegt, die er aber auch von seinem Standpunkt aus gar nicht lösen kann. Das Absolute, wie es bei ihm angethan ist, schließt als Einheit und Sichselbstgleichheit alle Unterschiede, Bestimmungen und Aktionen von sich aus, und mag sich darum nie zum Gott der Offenbarung erschließen. Daher schreitet auch Schl. nicht von hier in die Glaubenslehre hinein, sondern muß sich sogleich thatsächlich in das fertige christliche Bewußtseyn versetzen. Aber darum bleibt auch jene Frage umgangen, und weil umgangen, und weil dagegen die Stellung so entschieden in dem Ich genommen wird, ist das objektive Christenthum in Grundthatsachen, H. Schrift, kirchengeschichtlichem Bekenntniß, in den Hintergrund gedrängt, in seiner eigenthümlichen Dignität herabgesetzt. Die Beziehung, die Schl. in der Glaubenslehre auf die Schrift und das kirchliche Bekenntniß nimmt, ist, wie ausdrücklich nur eine beiläufige, so im Grund so gut wie gar keine. Die Schrift muß wollen, wie Schl. will, und das Bekenntniß ist ohnedies grundsätzlich zu corrigiren. Von jenem haben wir schon Beispiele angeführt, die leicht zu vermehren wären, und auch von diesem ist die Abweichung fast eine durchgängige. Und „noch entschiedener, als Schl. es thut," hebt Schaller*) in jenes Sinn es hervor, „daß Uebereinstimmung und Abweichung (von den Symbolen) sich unmöglich äußerlich an die verschiedenen Elemente der früheren Symbole vertheilen könne, so daß einige Lehren durchaus in der alten Form festgehalten wurden, an die Stelle anderer aber andere gesetzt. Vielmehr wird, je mehr es gelingt, den Charakter der verschiedenen religiösen Stufen in seiner ganzen Bestimmtheit auszuprägen, der Unterschied an allen Punkten der Lehre zur Erscheinung kommen müssen." Wie aber hiermit Schl. der, aller festen Schrift und allem festen Bekenntniß abholden Zeit dient, das ist klar. Noch entschiedener und heilloser als der Rationalismus, da, was bei diesem leichter als Willkür erscheint, hier in ein imponirendes System gebracht ist, und da, wenn bei jenem das positive Christenthum endlich ganz verschwindet, hier der eigentliche Kern desselben erhalten und neuhergestellt erscheint. Und ist doch, wie wir so eben vernommen haben und wie leicht an jedem Hauptpunkt zu beweisen wäre, ein von dem kirchlichen Christenthum grundverschiedenes.

Und diesen Punkt zu betonen, haben wir um so mehr Befugniß, als hier eine offene Stelle im Schl.'schen System, eine unfertige Lücke ist, und als diejenigen, die ganz oder theilweise in die Schl.'sche Erbschaft eingetreten sind, diesen Mangel noch keineswegs ergänzt, die Frage noch nicht gelöst haben, nicht haben lösen wollen, welche unantastbare Dignität dem

*) Vorlesungen über Schleiermacher, 1844. S. 252.

objektiven Christenthum principiell der subjektiven Innerlichkeit gegenüber zukomme? Darauf aber läuft zuletzt aller Streit und alles Ringen der Gegenwart hinaus. Die Vordringenden, die in den kirchlichen Kämpfen der Gegenwart zuletzt Aufgekommenen und immer mehr Aufkommenden trachten nicht nach mehr Recht und Vorherrschaft der „Innerlichkeit", sondern nach der Anerkennung und Herausbildung des unter der Willkür der Innerlichkeit verschütteten objectiven — aber darum gewiß nicht äußerlichen — Christenthums. Dem stehen die Reste der Schl.'schen Theologie am Hemmendsten entgegen. Und die von Schl. am weitesten links gehenden nicht einmal am meisten. Denn wenn K. Schwarz, wie wir schon einmal berührt, als die eigentlichen und treuen Schüler Schl.'s diejenigen nennt, die ihrem Kampf für die bekenntnißlose Union in der Prot. K. Z. einen Mittelpunkt gegeben, und wenn Schwarz selbst dazu zählt, so ist der Kern seiner Theologie, wie der der Prot. K. Z., doch ein gar zu dürftiger und dem Rationalismus allzu verwandter, als daß er jetzt noch von wesentlich aufhaltender Bedeutung seyn könnte. Ungleich hemmender wirken die Schüler Schl.'s, von denen Schwarz sagt, daß „sie sich immer tiefer in den positiven Gehalt nicht der Religion allein, nein! auch der alten Dogmatik eingesponnen und längst den Anfangspunkt des Meisters, seine kecken von romantischem Uebermuth strömenden Provokationen, seine schneidige und zerstörende Dogmatik vergessen, um den alten Inhalt mit einigen von ihm entlehnten Gedanken dem Bewußtseyn der Gegenwart nahezubringen", die immer noch meinen, auf den Spuren der Schl.'schen — principiell gegen alle lebendige Objectivität feindseligen, der subjectiven Innerlichkeit die entscheidende Stimme einräumenden — Theologie zu einer gedeihlichen Neu-Gestaltung der kirchlichen und theologischen Gegenwart gelangen zu können. Vergebliches Bemühen, so lange nicht der lückenhaft und falsch gelegte Grund völlig verlassen, der Objectivität auf lebendige Weise die rechte begründete Stellung eingeräumt und der ungebührlich sich blähenden Innerlichkeit die nöthige Schranke durchaus gesetzt ist. Aber bis dahin werden wir freilich noch manchen Schaden mitfortzuschleppen, noch manche, von dorther angeregte theologische Mißbildung zu erfahren, noch manchen Kampf zu bestehen haben. Wir erinnern nur an Einiges, in neuestem Andenken Stehendes.

Es hat in der Ev. K. Z. schon mehrfach von der Bunsenschen Theologie die Rede seyn müssen und wenn ihr in der Besprechung des Hippolyt sehr merkliche Spuren von Pantheismus sind nachgewiesen worden, so ist sie dazu gewiß nicht ohne Schl.'sche Einflüsse gekommen, nur daß Schl. ungleich feiner, tiefer und schärfer zu Werke gegangen ist. Aber das ist's nicht, worauf wir hier vornehmlich deuten wollten; auch nicht die übrigen etwas ungeschickten Translationen der Schl.'schen Theologie, wie wenn das Schl.'sche unmittelbare Religionsgefühl in „religiösen Menschheits-Instinkt" umgesetzt, beziehungsweise falsch und oberflächlich verstanden wird. Sondern auf das eigenthümliche Fündlein wollen wir noch einmal aufmerksam machen, auf die neue Escamotage einer Umsetzung des Semitischen der Schrift in das Japhetische der neuesten Gegenwart, mit der wir bedroht sind. Auch das ist eine Frucht der „Innerlichkeit", des Ich's, das, weil es sich nicht mehr in der Sprache und der Welt der h. Schrift versteht und findet, flugs aus sich selbst heraus einen ihm, in seiner Verirrung, als den richtig erscheinenden Sinn unterschiebt, „den Geist in der Schrift eine andere (nämlich seine) Sprache" reden läßt. Aber möglich oder wahrscheinlich, daß auch dies, wie die übrige Bunsen'sche Emphase, seine beim Lichte betrachtet gar zu unreifen, oder auch trivialen, aber mit „Innerlichkeit" hochaufgeputzten Expektorationen darum dennoch ihre dupirten Bewunderer finden.

Eine andere Erscheinung, die wir bei uns mit Schl.'schen Einflüssen in Verbindung erblicken, ist die vielfache Bereitwilligkeit, mit der man auf die Richtung und die damit verbundenen Pläne der evangelical alliance eingegangen ist. Wenigstens bei einem Theil der ihr Annectirten dringt sie doch auch auf die Innerlichkeit. Vindicirt sie doch auch dem, in dem Ich eigenthümlich, wie auch sonst gestalteten Christenthum überall gleiches Recht mit dem objectiv Kirchlichen. Daß sie darin eine gewisse Einschränkung setzt, das ist nur ebenso wirksam, und darum ebenso verblendend, als es die Schl.'sche Voraussetzung des christlich bestimmten Selbstbewußtseyns auch war.

Auch die Hofmann'sche Theologie des Schriftbeweises gehört hierher. Denn indem Hofmann zuvor auf Grund des Selbstbewußtseyns ein dogmatisches Lehrganze entwirft und es nachher an und aus der Schrift als dieses Ganze bewährt, geht er nicht blos darin ganz auf Schl.'schen Wegen, sondern sein Verfahren ist auch sonst ganz ähnlich, und die Maxime dieselbe, daß nämlich seine Veränderung an der Form der kirchlichen Lehre nicht zugleich eine Veränderung des Inhaltes sey. Daß in dem viel umstrittenen Hauptpunkt der Versöhnungs- und Rechtfertigungslehre Hofmann eine die Schl.'sche Grundlage deutlich verrathende Fassung hergestellt hat, ist gewiß.

Endlich erwähnen wir noch einmal kurz des schon mehrfach citirten ganz enthusiastischen Verehrers der Schl.'schen Theologie der „Innerlichkeit", um davon Veranlassung zu nehmen, auf einen letzten, freilich von Schl. nicht ausgegangenen, aber doch mächtig geförderten und konservirten Punkt und Umstand zu kommen.

Wir meinen die Unruhe, von der das Gebiet der Theologie und Kirche, der theologischen und kirchlichen Verhandlungen noch immer und seit lange beherrscht wird. Es gibt keinen dogmatischen Ort, fast keine Stelle der Schrift, wie fast kein Buch derselben, an und über welche nicht eine Menge der abweichendsten Ansichten und Meinungen bestehen; und zwar nicht blos zwischen Solchen, die sich überhaupt verneinend in diesen Dingen verhalten, sondern auch zwischen den positiven Theologen; und dies wird nicht etwa für ein Uebel, einen Mißstand gehalten, sondern das wird als ein Dienst und als Förderungsmittel der Wahrheit gepriesen. Man sagt und gibt vor, daß, wenn auch der oder jener in dem oder jenem Artikel durch seine Untersuchungen zu den abweichendsten Resultaten und Anzweifelun-

gen der bisher angenommenen Sätze gekommen, sofern es ihm nur um die Wahrheit zu thun sey, daraus die Wahrheit doch zuletzt nur Gewinn ziehen könne. Als wenn Wahrheit auch in ihrem Gegentheil wäre, oder als wenn die mit der Wahrheit zu tränkenden, durch die Wahrheit zu befestigenden Gemüther nicht nothwendig durch den Zwiespalt, ja schon durch die Mannigfaltigkeit der Meinungen vielmehr zerstreut, geschwächt, zuletzt gewiß auf Absonderlichkeiten, auf nun einmal ihnen in dieser Gestalt und wenn auch allein feststehende Opinionen gebracht werden müßten! Die Wahrheit ist kein Reich der Zwietracht, und es sollte darum, wenn auch gewiß niemals eine positive Mannigfaltigkeit der Auffassung und Darstellung wird und darf ausgeschlossen seyn, doch kein Princip aufgestellt und gepflegt werden, das von Haus aus den Streit der Meinungen die Unruhe der differenten Gestaltung fördert und in sich schließt. Das thut aber das Schl.'sche. Davon ist Schl. selbst Beispiels genug. Und natürlich. Nachdem einmal der Kanon aufgestellt worden, daß Nichts dürfe in die Lehre aufgenommen werden, was nicht der eigenen, religiös bewegten Innerlichkeit konform sey, nicht sich eigenthümlich darin festgesetzt und daraus hervorgebildet habe: so kann es ja nicht anders seyn, als daß die selbst durch keinerlei objectives Maaß geregelte Innerlichkeit auf mancherlei differente Meinungen komme und diese nun vor sich selbst und gegenüber den objectiven Mächten zu rechtfertigen den Trieb hat. Und das versteht bekanntlich Schl. meisterlich. Ja, er hat in der „Weihnachtsfeier", welche die Bedeutung der Person Christi dialogisch behandelt, recht eigentlich die verschiedenen, sonst einander ausschließenden Ansichten über diesen Punkt als mit einander wohl verträglich und sich anerkennend dargestellt, „denn diese aus dem lebendigen Glauben hervorgehende Einmüthigkeit der verschiedensten Auffassungsweisen des Christenthums soll, wie Schaller sagt, die Weihnachtsfeier zur Anschauung bringen." Und Schl. selbst sagt in der Vorrede zur zweiten Ausgabe: „Es mag ein erfreulicher Anblick seyn und nicht unwerth als Weihnachtsgabe dargebracht zu werden, wie die verschiedensten Auffassungsweisen des Christenthums hier in einem mäßigen Zimmer nicht etwa nur friedlich neben einander sind, weil sie sich gegenseitig ignoriren, sondern wie sie sich einander freundlich stellen zur vergleichenden Betrachtung." Und das ist ja heutzutag noch das Schiboleth der „eigentlichen und treuen" Schüler Schl.'s. Die Prot. K. Z. fordert und beweist das; ihr ist bekanntlich Nichts zuwider, als die Orthodoxie, die auf Einheit und Reinheit des Glaubens und der Lehre dringende. Und so ist klar, welchen Strömungen und Mächten der Zeit die Schl.'sche Theologie jetzt und zuletzt dient; klar, welche Nöthigung für die, welche besser wissen, wie und womit dieser bis in die Tiefe zerrissenen und unsicheren Zeit und ihren Kindern gedient ist, besteht, sich auch von den letzten Resten jener theologischen Zerfahrenheit und schlechten Innerlichkeit frei zu machen. Und es müßte um Christenthum und Kirche schlecht stehen, und sie wären soweit nicht gekommen, wenn sich nicht, auch ohne daß der wahren Innerlichkeit zu nahe getreten und der rechten Mannigfaltigkeit in Auffassung und Darstellung des christlichen Lehr-Inhaltes der Weg verlegt werde, wieder ein fester gottgeordneter Boden gewinnen ließe, ein mit dem letzten practischen Zweck und Ziel des Christenthums zusammenhängender gemeinsamer und natürlicher Weg, ein Leitstern, unter dem, als von oben, die heilsbegierigen Seelen sich ebenso willig sammelten, als sich frei und sicher in ihren letzten und höchsten Interessen gefördert sähen. Denn diese, und nicht die Wissenschaft und nicht daß das Ich sich in beliebiger Production selbst ein Genüge thue, sind die große Hauptsache, um die es sich dreht und für welche jene nur die dienstbaren Geister sind. Schl. und seine Partei aber wollen sie zu den herrschenden machen; aber indem sie diese Ordnung umkehren, kehren sie damit alle Ordnung um. Schl. aufs entschiedenste. Was aus der Konsequenz seines, wie wir gesehen haben, seiner gesammten Theologie zu Grunde liegenden Princips zuletzt werden müßte, darüber mögen zuletzt noch zwei andere Stimmen hier gehört werden. Strauß sagt (a. a. O. S. 23): „In dieser Hinsicht ist dem Redner, bezeichnend genug, Nordamerika Ideal — — und Schl. bemerkt nicht, daß er hiermit ein infusorisches Leben beschrieben, mithin die Religion, wie er sie auffaßt, für unfähig erklärt hat, es zu einem anderen, als dem niedrigsten Grad der Organisation zu bringen." Und Schaller bestätigt das, wenn er bemerkt (a. a. O. S. 87): „Wunderbar ist es hierbei, daß nur eine so geringe Anzahl von positiven Religionen hervorgetreten ist." Und nach einer anderen Seite: „So wenig die Frömmigkeit für sich den Trieb hat, in die Allgemeinheit des Vorstellens und Denkens überzugehen, eben so wenig kann es unter den Frommen eine andere Gemeinschaft geben, als eine durch die Eigenthümlichkeit der Individuen bestimmte; sie ist eine fortwährend wechselnde, immer in der Auflösung begriffene." Daß aber dieser Grundgedanke durch alle, Schl. irgend anhängige Regionen, nur in wechselnden mehr oder minder starken Tonarten, hindurchspielt: das kann leicht einsehen, wer Sinn und Acht darauf hat. Die Prot. K. Z. — daß wir sie zum Schluß noch einmal nennen —, der es überall nur auf das Wie des Glaubens, auf die in irgend welche Bewegung gesetzte Innerlichkeit, aber gar nicht auf das Was ankommt, sondern die hierfür den individuellsten Spielraum verlangt, macht ja gar kein Hehl daraus. Andere sind moderater.

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz. Druck von Trowitzsch und Sohn.

UNIVERSITY OF ILLINOIS-URBANA
3 0112 109907342